

<36607799070014

Conversations-Lexikon.

Zehnte Auflage.

Neunter Band.

Kirchenbücher bis Lund.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Zehnte,

verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Neunter Band.

Kirchenbücher bis Lund.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1853.

K.*)

Kirchenbücher heißen diejenigen Bücher, in welche die Geistlichen die von ihnen verrichteten Amtshandlungen, namentlich Taufen, Aufgebote, Trauungen, Begräbnisse und Beichten einzutragen verpflichtet sind. Schon in den ältesten Zeiten der Kirche pflegte man Verzeichnisse der Getauften und ihrer Pathen und Verzeichnisse der Verstorbenen zu führen; man nannte sie diptycha ecclesiastica, tabulae sacrae, auch matriculae ecclesiae. In diese Verzeichnisse, die den Personalbestand der Gemeinde angaben, wurden aber auch die Namen der Märtyrer, Bischöfe und verdienter Kirchenlehrer eingetragen, sofern sie sich durch ihren orthodoxen Glauben und christliches Leben ausgezeichnet hatten. Verfiel Der, welcher in ein solches Buch eingetragen war, in eine Irrlehre, so konnte sein Name auch wieder ausgestrichen werden; dadurch war er dann für einen Ketzer erklärt. Eine feste bestimmte Einrichtung erhielten die Kirchenbücher erst in späterer Zeit. Als die Trauung als nothwendig zur bürgerlichen Anerkennung der Ehe ausgesprochen war, nahm man ein Verzeichniß der Getrauten in die Kirchenbücher auf; das war namentlich in der Reformationszeit der Fall, in welcher auch die Confirmanden- und Beichtregister in den Kirchenbüchern üblich wurden. Genauer wurden diese Bücher erst seit dem 18. Jahrh. und noch zweckmäßiger in neuerer Zeit eingerichtet. Die Schullehrer müssen sie nun in einem Duplicate führen, für den Fall, daß die Kirchenbücher des Geistlichen verloren gehen sollten. Außerdem ward die Verpflichtung zu ihrer gewissenhaften Führung sehr geschärft, weil die aus den Kirchenbüchern ausgestellten amtlichen Zeugnisse der Pfarrer für das bürgerliche Leben und dessen Verhältnisse von großer Wichtigkeit sind. Auf Fälschung der Kirchenbücher steht Amtsentsetzung. In der neuern franz. Gesetzgebung und da, wo die Civilehe eingeführt ist, hat man die Führung der Verzeichnisse der Geborenen, Verheiratheten und Gestorbenen in die Hände der weltlichen Obrigkeit gegeben.

Kirchenbuße nannte man die Genugthuungen und Strafen, welchen Christen, die wegen grober Vergehungen aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen waren, sich unterwerfen mußten, um wieder absolvirt und in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Sie heißt poenitentia publica, ein Ausdruck, der aus der Vulgata entstanden ist und den Begriff der Strafe (poena) in sich schließt. Eine Analogie fand die Kirchenbuße in den Bestimmungen, welche schon das jüd. Gesetz gegen Verletzungen desselben kannte. (S. **Kirchenbann.**) Seit dem 2. Jahrh. war sie schon bei den Christen gebräuchlich, gestaltete sich bald zu einem besonders wichtigen Theile der Kirchendisciplin und nahm schon früh einen strengen Charakter an. Sie wurde während der Christenverfolgungen besonders über die Gefallenen (lapsi) verhängt, bildete sich im 3. Jahrh. sehr aus (s. **Buße**) und dauerte oft mehre Jahre lang, bei groben Sündern sogar bis an das Ende ihres Lebens. Gewöhnlich gestattete man nach der Taufe nur eine öffentliche Kirchenbuße; zu ihr gehörte nach Tertullian vornehmlich das Fasten, Weinen und Seufzen. Das Recht, die Art der Kirchenbuße (für die auch der Ausdruck „kanonische Strafe" aufkam) zu bestimmen, lag zuerst in den Händen der Bischöfe und Gemeinden. Während der Verfolgungen der Christen durch Decius wurde den Gefallenen die Wiederaufnahme in die Kirche durch die Libelli pacis (s. d.) der Märtyrer und Confessoren sehr erleichtert, desto strenger hielten aber dafür einzelne Kirchen auf die Übernahme der Kirchenbußen. Hierüber entstanden manche Spaltungen, die aber auch dazu dienten, die kirchlichen Bußen weiter auszubilden. Diese bestanden hauptsächlich in Gebeten, Fasten, Geißelungen, Gefängniß, Enthaltsamkeit von fleischlicher Lust, Almosengeben und der Vollziehung anderer äußerlicher Werke. Im 3. Jahrh. hatten die Gefallenen, bevor sie die Wiederaufnahme erhalten konnten, außerdem noch vier Grade der Kirchenbuße zu bestehen: 1) Das Weinen und Flehen (proclausis), wobei die Gefallenen in Trauerkleidern an den Eingängen der Kirche stehen und die Ein- und Ausgehenden um Ver-

*) **Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C. aufzusuchen.**

zeihung und um die Wiederaufnahme anflehen mußten. 2) Das Zuhören in der Kirche (acroasis), wobei die Gefallenen zwar in der innern Vorhalle der Kirche stehen und das Vorlesen biblischer Abschnitte und die Predigt mit anhören konnten, beim Gebete aber die Kirche verlassen mußten, eine Buße, die gewöhnlich drei Jahre dauerte. 3) Das Knieen beim Gebete (hypoptosis). Diese Buße dauerte oft noch länger; das Nicänische Concil bestimmte sie sogar auf sieben Jahre. Die Gefallenen durften hier zwar dem Gottesdienste mit Ausschluß des Abendmahls beiwohnen, mußten aber beim Gebete und bei der Austheilung des Segens niederknien. Durften nun endlich die Gefallenen wieder bei der Feier der Sacramente gegenwärtig sein (systasis), so erfolgte 4) mit dem öffentlichen Ablegen des Sündenbekenntnisses die mit Handauflegung verbundene Absolution durch den Bischof, gewöhnlich in der Charwoche. Die Kirchenbuße war somit beendet. In der morgenl. Kirche gab es in dieser Zeit auch schon besondere Bußpriester (presbyteri poenitentiales). Als das Christenthum Staatsreligion geworden, trat eine wesentliche Umänderung in der Handhabung der Kirchenbuße ein; denn nun erstreckte sie sich nicht sowol auf grobe Sünder als vielmehr auf Ketzer und Schismatiker in der Kirche. Auf den Concilien bildete sich eine weitläufige Gesetzgebung aus, welche für die verschiedenen Vergehungen von größerer und geringerer Bedeutung gewisse Strafen festsetzte. Während man aber in der morgenl. Kirche die Kirchenbuße bei heimlichen Sünden dem freien Willen des Einzelnen überließ, fing man in der abendl. Kirche an, die Kirchenbuße als unerlaßliche Bedingung zur Vergebung der Sünden aufzustellen. Um jedoch ihre Übernahme zu erleichtern, verwandelte man hier bei heimlichen Sünden das öffentliche Bekenntniß in ein geheimes. Dadurch wurde freilich die christliche Freiheit und die in derselben wurzelnde echte Sittlichkeit ihres rechten Lebens beraubt, um so mehr, als mit dem geheimen Bekenntniß zugleich selbst die Aussöhnung mit Gott verheißen ward. Als das Klosterwesen sich entwickelte, gehörte auch der Eintritt in ein Kloster und die Übernahme klösterlicher Übungen zur Kirchenbuße, und der kirchlichen Gesetzgebung gemäß faßte man selbst Bußgesetzbücher oder Pönitenzbücher ab. Das erste gab Johannes Jejunator, Patriarch von Konstantinopel (585—595). Diesem Beispiele folgte man im Abendlande, besonders in der brit. und angelsächs. Kirche, in der Theodor, Beda und Egbert, Erzbischof von York (gest. 767), solche Bücher schrieben. Im 7. und 8. Jahrh. suchten zwar die Sendgerichte (s. d.) durch Anwendung der Kirchenbuße wenigstens eine äußere Ehrbarkeit zu erhalten; allein jetzt war es doch bereits dahin gekommen, daß nur öffentliche Sünden von den Bischöfen in den Sendgerichten mit öffentlichen Kirchenbußen belegt wurden, und schon hatte sich auch die Verwandelung derselben mit andern Bußwerken in die Bußgesetzbücher eingeschlichen. Allerdings verwarf man damals ein solches Verfahren als einen Misbrauch, namentlich in der fränk. Kirche; aber dennoch war es bereits in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. allgemeine Praxis in der Kirche geworden. Ja die Kirchenbußen konnten selbst von Stellvertretern übernommen werden; doch hatten nach der Bußordnung des Königs Edgar nur Vornehme und Reiche das Recht, sich vertreten lassen zu können. Edgar's „Magnatum poenitentia" bestimmte, daß eine siebenjährige Buße in drei Tagen abgemacht sein könne, wenn der Büßende zwölf Männer drei Tage lang bei Wasser, Brot und grünen Kräutern, dann aber wieder sieben mal 120 Männer ebenso lange für sich fasten lasse; denn auf diese Weise würden so viele Tage gefastet als Tage in sieben Jahren sind. Gaben die Bußgesetzbücher überhaupt mannichfache Anweisungen, der Kirchenbußen auf bequeme Weise sich zu entledigen, so gestatteten die ausartenden Sendgerichte, die Kirchenbußen in Geldbußen abzulösen. Die Pönitenzbücher stellten dazu nicht blos eine beliebige Auswahl von mancherlei Mitteln, sondern sogar einen förmlichen Preiscourant für die Sünden auf. Hierdurch artete die Vollziehung der Kirchenbuße in einen Sündenhandel aus, der mit vielen andern Indulgenzen, die von der kath. Kirche für die Sünder aufgestellt wurden, zu dem Unfuge des Ablasses (s. d.) führte. Zu den härtern Kirchenbußen kamen im 11. Jahrh. besonders Wallfahrten nach Rom und nach Palästina. Manche übernahmen freiwillig die von Petrus Damiani empfohlene Geißelbuße oder den Bau von Kirchen und Klöstern. Schon gehörte aber auch die Beichte (s. d.), wenigstens ein mal in einem Jahre, zur Kirchenbuße, deren allgemeine Verwaltung in den Händen des Diöcesanbischofs blieb. Seit dem 12. Jahrh. rechnete man zur Kirchenbuße: 1) die Reue und deren Bezeugung (contritio cordis); 2) die Ohrenbeichte (confessio oris); 3) die Bußwerke zur Genugthuung der beleidigten Kirche (satisfactio operis). Letztere wurden von den Bischöfen bestimmt und bestanden in Fasten, Almosen, Wallfahrten, im Gebete einer Anzahl von Psalmen, des Pater Noster, Ave Maria und Credo, im Anbeten der geweihten Hostie zu gewissen Zeiten, in Geschenken an die Kirchen, im Ablaßkaufen u. s. w. Diese Arten der Kirchenbußen sind auch jetzt noch in der

kath. Kirche gebräuchlich. Die protest. Kirche verwarf zwar die Buße im Sinne der kath. Kirche, behielt aber die Kirchenbuße mit Ausschließung vom Abendmahle oder aus der kirchlichen Gemeinschaft (s. **Kirchenbann**) bei; die ref. Kirche handhabte sie unter dem Einflusse Calvin's viel strenger als die lutherische. Namentlich unterlagen ihr fleischliche Vergehen. Während Der, welcher Kirchenbuße thun mußte, am Altare kniete, wurde sein Vergehen der versammelten Gemeinde bekannt gemacht. Dann mußte er sich öffentlich als einen Sünder bekennen, und nun erst empfing er die Absolution, worauf er das Abendmahl meist allein feierte. Diese Art der Kirchenbuße besteht noch in Schweden, in strenger Weise auch bei den Herrnhutern, Mennoniten und Socinianern, etwas milder bei den Quäkern. (S. **Buße**.) Jetzt ist sie in Deutschland abgeschafft; indeß sucht die streng kirchliche Partei sie hier wenigstens theilweise, sogar durch die Ohrenbeichte, wiederherzustellen. Vgl. Wasserschleben, „Die Bußordnungen der abendl. Kirche" (Halle 1851); Hildenbrand, „Untersuchungen über die german. Pönitentialbücher" (Würzb. 1851).

Kirchengeräthe heißen die in der Kirche befindlichen, zur Verwaltung des Gottesdienstes und zur Vollziehung gottesdienstlicher Handlungen nothwendigen Gegenstände. Sie sind in der kath. Kirche bei den vielen Ceremonien, die dieselbe hat, und bei ihrem nach jüdischem Ritus gestalteten Gottesdienste viel zahlreicher als in der protestantischen. Diejenigen Kirchengeräthe, die bei den Sacramenten gebraucht werden, wie Kelch, Patene, Hostienschachtel, Weinkanne und Taufbecken, nennt man vorzugsweise heilige Kirchengeräthe oder Gefäße (vasa sacra). In der ältesten Zeit waren sie von Holz, bald aber wurden sie auch von Kupfer und Glas, von Silber und Gold gefertigt, in den verschiedensten, bald großen, bald kleinern Formen gebildet, zum Theil gemalt, namentlich die Taufbecken, mit Edelsteinen, symbolischen Figuren auf die Trinität oder auf Christus und dessen Tod und mit Inschriften oder auch nur mit den Anfangsbuchstaben biblischer, auf die Sacramente sich beziehender Stellen versehen. Zu den Kirchengeräthen gehören auch die Bekleidungen für Kanzel, Altar und Taufstein, die Kleidung der Geistlichen bei Verwaltung amtlicher Handlungen, z. B. die Stola, das Cingulum u. s. w. des kath., der Chorrock des protest. Geistlichen, die Agenden, Bücher und andere zum Inventar einer Kirche gehörige Gegenstände.

Kirchengesang. Der beim christlichen Gottesdienste oder bei kirchlichen Handlungen stattfindende Gesang ist eines der wirksamsten Mittel der Erbauung, da sich in ihm Dichtkunst und Musik vereinigen, um das menschliche Herz auf religiöse Weise zu rühren. Selbst im Heidenthume gehörten schon Gesänge, meist von musikalischen Instrumenten begleitet, zum religiösen Cultus; dasselbe war im alten Judenthume der Fall. Die Leviten sangen unter dem Klange der Musik dem Herrn Psalmen, und die Korachiten waren mit der Leitung des Gesangs und der Musik beim Gottesdienste beschäftigt. Auch im christl. Cultus wendete man, nach Ephes. 5, 19, Musik und Gesang an, der sich anfangs besonders auf Psalmen, bald aber auch auf andere religiöse Gesänge in choralmäßigen Melodien erstreckte (s. **Choral**); namentlich waren die Hymnen (s. d.) gebräuchlich. In Antiochien bildete sich der Kirchengesang zuerst als Wechselgesang aus (Antiphonie, Responsorien), der durch Ambrosius im Abendlande eingeführt wurde. Cantoren leiteten den Kirchengesang, für dessen Verbesserung und Fortbildung das Concil von Laodicea besondere Verordnungen erließ; Gregor d. Gr. aber erwarb sich bleibende Verdienste um denselben durch allgemeine Einführung des Chorals. Seit dem 8. Jahrh. verbreitete sich die Anwendung der Orgeln (s. d.), und bald dienten diese zur Begleitung des Kirchengesangs, der in den Oratorien und Messen am feierlichsten war. War bisher beim Kirchengesange die Landessprache gebräuchlich, so gewann doch besonders seit Karl's d. Gr. Zeiten der lat. Kirchengesang allgemeinere Verbreitung; derselbe blieb auch herrschend, obschon die Laien ihn nicht verstanden, da der Klerus beim Gottesdienste vorzugsweise thätig war. Noch jetzt wird der Haupttheil des kath. Gottesdienstes, die Messe, in lat. Sprache gehalten. Seit dem 15. Jahrh. wurde besonders der figurirte Gesang (cantus figuratus) entwickelt, in welchem man die Grundmelodie unverändert beibehielt, die begleitenden Stimmen aber zur Ausschmückung der Melodie verwendete. Erst durch Luther wurde der Kirchengesang zum heiligen Volksgesange, der in Deutschland ursprünglich aus dem Kyrie Eleison hervorging, welches als Refrain von Alters her im Volkschore gesungen worden war. Vgl. H. Hoffmann „Geschichte des deutschen Kirchenlieds bis Luther" (Bresl. 1832). Der deutsche Kirchengesang ist nirgends mehr als in der deutsch-protest. Kirche vervollkommnet worden. (S. **Gesangbücher** und **Kirchenlied**.) Vgl. Rambach, „Über Luther's Verdienst um den deutschen Kirchengesang" (Hamb. 1813); Häuser, „Geschichte des christlichen, insbesondere des evangelischen

Kirchengesangs und der Kirchenmusik" (Quedlinb. und Lpz. 1834). Der Kirchengesang der Gemeinden ist in der Regel einstimmig und von der Orgel begleitet; in einigen ref. Schweizergegenden aber ist schon früher vierstimmig gesungen und dieser Kirchengesang beibehalten worden, weil man in der Kirche auch nicht einmal eine Orgel zulassen will. In neuern Zeiten hat man zuerst in Würtemberg durch die vom Musikdirector Konr. Kocher zu Stuttgart gestifteten Liederkränze und dann durch die an vielen andern Orten entstandenen Singvereine und Liedertafeln darauf hingewirkt, den vierstimmigen Gesang in den Kirchen allgemeiner zu machen. Die 1823 gehaltene würtembergische Synode empfahl ihn; doch erhoben sich auch viele Stimmen gegen ihn, weil er für die Gemeinden zu künstlich sei.

Kirchengeschichte heißt die glaubwürdige, gründliche und pragmatische Darstellung der Entstehung, Fortbildung und der Schicksale der christlichen Religion und Kirche. Sie ist als Wissenschaft ein Theil der allgemeinen Culturgeschichte und der allgemeinen Religionsgeschichte und steht mit der politischen Geschichte, der Geschichte der Philosophie und der Geschichte der Literatur in der engsten Wechselwirkung. Ihrem Umfange nach zerfällt sie in die allgemeine Kirchengeschichte, sofern sie sich mit dem Entwickelungsgange der Kirche überhaupt beschäftigt, und in die specielle, welche sich auf die Kirche einzelner Länder und Örter oder auf getrennte kirchliche Gesellschaften und deren Entwickelung bezieht. Die Quellen der Kirchengeschichte sind: Berichte von Zeitgenossen, selbst von Nichtchristen, Aufzeichnungen aus später verloren gegangenen Quellen, Biographien einzelner auf die Kirche einflußreicher Personen, kirchliche Urkunden, vornehmlich Staatsgesetze, die entweder durch den Einfluß der Kirche entstanden oder auf diese von Einfluß gewesen sind, die päpstlichen Decrete und bischöflichen Ausschreiben, die Acten der Concilien, die Ordensregeln, Bekenntnißschriften, Liturgien, die Denkmäler, die sich in kirchlichen Gebäuden, Grabmälern, Inschriften, überhaupt in Werken der bildenden Kunst erhalten haben. Zu diesen Quellen kommen noch die allgemeinen historischen Hülfswissenschaften: die kirchliche Philologie, Chronologie, Geographie, Statistik, Numismatik, Heraldik, Diplomatik. In Beziehung auf die Echtheit, Integrität und Glaubwürdigkeit müssen die Quellen einer strengen Kritik in Beziehung auf die Darstellung ihres Inhalts, einer unparteiischen gelehrten Interpretation unterliegen. Nur mit einem christlich-religiösen Geiste ausgerüstet, wird man im Stande sein, den innern Charakter der einzelnen Erscheinungen in der Kirchengeschichte recht zu erfassen und zu würdigen. Die Theile der Kirchengeschichte sind: 1) äußere Kirchengeschichte, d. i. die Geschichte der Pflanzung der Kirche und ihres Verhältnisses zum Staate; 2) innere Kirchengeschichte, welche die Geschichte der Dogmen, der sittlichen Vorstellungen, der theologischen Wissenschaften überhaupt, des Cultus, der innern Kirchenverfassung und der kirchlichen Sitte umfaßt. Letztere drei Theile bezeichnet man für die alte Zeit mit dem Ausdrucke: **kirchliche Archäologie** oder **kirchliche Alterthümer**. Das Hauptwerk für diesen Theil der Kirchengeschichte sind Augusti's „Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie" (12 Bde., Lpz. 1817—31). Bei der Bearbeitung des der Kirchengeschichte angehörigen Stoffs verfuhr man anfangs chronikenartig, dann aber nach dem Muster der Magdeburgischen Centurien so, daß man ihn nach Jahrhunderten in gewisse Fächer zerlegte, eine Methode, die man selbst bis in das vorige Jahrhundert gebrauchte. Dabei pflegte man die Jahrhunderte, um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, noch mit gewissen charakteristischen Benennungen zu bezeichnen, z. B. das 1. Jahrh. saeculum apostolicum, das 4. saeculum Arianum, das 10. saeculum obscurum u. s. w. Oft waren indessen diese Benennungen sehr gesucht und gezwungen. Die neuere Bearbeitung hat mit Recht die Zerlegung des Stoffs in Hauptperioden mit Unterabtheilungen, je nach der Wichtigkeit der Begebenheiten, eingeführt. Obgleich in der Bestimmung der Perioden und ihrer Theile eine große Verschiedenheit herrscht, kommt man doch wesentlich darin überein, daß man die Kirchengeschichte in die alte (von Christus bis Konstantin), mittlere (von Konstantin bis zur Reformation) und neuere (von der Reformation bis auf unsere Tage) theilt.

Der erste Anfang einer Kirchengeschichte ist in der Apostelgeschichte des Lukas enthalten, und die Briefe des Paulus sind die sichersten Denkmale der apostolischen Kirche. Dann hat Hegesippus um die Mitte des 2. Jahrh. die Denkwürdigkeiten aus der apostolischen Überlieferung aufgezeichnet. Die erste Kirchengeschichte aber schrieb Eusebius von Cäsarea (324), die von Rufin frei übersetzt, von ihm, dann von Sokrates Scholasticus und Hermias Sozomenus bis auf deren Zeiten (Mitte des 5. Jahrh.) fortgesetzt wurde. Theodoret ergänzte die Arbeiten dieser Männer. Ähnliche kirchengeschichtliche Arbeiten lieferten Lactantius, Epiphanius, Hieronymus, Theodoret von Cyrus, Philostorgius, Zosimus; im 6. Jahrh. Theodorus Lector, Eva-

grius, Nicephorus Callistius; im 8. Jahrh. Beda der Ehrwürdige und Paul Warnefried; im 9. Jahrh. Theophanes Confessor, Claudius von Turin, Haymo von Halberstadt, Joh. Scotus Erigena, Hinkmar von Rheims; im 12—13. Jahrh. Photius, Simeon Metaphrastes, Theophylakt, Euthymius Zigabenus, Matthäus Paris, Albert von Strasburg, Ptolemäus von Lucca, Tritheim; im 15. Jahrh. besonders Laurentius Valla. Als Wissenschaft ist die Kirchengeschichte vornehmlich von den Protestanten bearbeitet worden, indem sie derselben bedurften, um die in der Kirche vorgenommenen Veränderungen historisch zu rechtfertigen; daher erhielt sie zugleich einen apologetisch-polemischen Charakter. In diesem Sinne gab Matthias Flacius die erste allgemeine Kirchengeschichte in den Magdeburger Centurien (s. d.) heraus. Speciell für die Reformationsgeschichte schrieben Sleidan und Seckendorf sehr verdienstvolle Werke. Nach einem längern Stillstand, der sich in der Bearbeitung der Kirchengeschichte zeigte, erwarb sich Georg Calixtus durch seinen „Tractatus de conjugio clericorum" (Helmst. 1631; Ffk. 1653) wieder wesentliche Verdienste um diese Wissenschaft, denen sich die von Thom. Illig, Adam Rechenberg und Christ. Thomasius anschlossen. Ein neues Leben brachte die „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie" (3 Bde., Schaffh. 1740—42) von Gottfr. Arnold in die Bearbeitung der Kirchengeschichte, der sich nun unter den Lutheranern in ausgezeichneter Weise widmeten: Ernst Sal. Cyprian, Christoph Matth. Pfaff, J. G. Walch, J. Lorenz v. Mosheim, J. Sal. Semler, Chr. Wilh. Walch, J. Matth. Schröckh, dessen Arbeit H. Gottl. Tzschirner fortsetzte, H. Phil. Konr. Henke, dessen „Allgemeine Geschichte der christl. Kirche" J. Severin Vater beendigte, Gottl. Jak. Planck, J. E. Chr. Schmidt, C. Fr. Stäudlin, neuerlich Marheineke, Danz, Neander, Engelhardt, Gieseler, Niedner, Hagenbach, Fricke u. A. Unter den einzelnen Theilen der Kirchengeschichte fand besonders die Reformationszeit eine sorgsame Bearbeitung in der Sammlung von Urkunden und selbständigen Werken. Hierher gehören vornehmlich die Arbeiten von Hortleder, von der Hardt, Löscher, Tentzel, Kapp, Salig, Strobel, Müller, Förstemann, Neudecker, Seidemann, von Rommel, Bretschneider, Bindseil, Rotermund, Wachsmuth, Hagen, Planck, Woltmann, Menzel, Clausen, Ranke u. A. Unter den franz. Werken verdient besonders die „Histoire de la réformation du 16me siècle" (Par. 1835) von J. H. Merle d'Aubigné bemerkt zu werden. Aus der reform. Kirche lieferten verdienstliche Arbeiten unter den Franzosen: Ph. de Mornay, Petr. du Moulin, Joh. Dalläus, Dav. Blondel, J. le Sueur und dessen Fortsetzer Bened. Pictet; unter den Schweizern, Holländern und Deutschen: Hottinger, Vögeli, Füßlin, Simler, Friedländer, Spanheim, Wirz und Kirchhofer, Sam. und Jak. Basnage, Turretin, Beausobre, Venema, Jablonski, Münscher; unter den Engländern: Jac. Usher, Pearson, Dodwell, Bingham, Lardner. Unter den compendiarischen Darstellungen der Kirchengeschichte sind besonders zu empfehlen: „Grundriß der Geschichte der christl. Kirche" von Spittler (5. Aufl. von Planck, Gött. 1813) und die „Kirchengeschichte" von Karl Hase (6. Aufl., Lpz. 1848). In der röm. Kirche fehlte es stets wegen der Macht der Hierarchie an der zu einer unparteiischen Geschichtschreibung nöthigen Freiheit; ihre kirchenhistorischen Schriftsteller sind daher bald mehr, bald weniger strenge Vertheidiger des Papstthums. In diesem Sinne und durch Urkundenschätze zeichneten sich die den Magdeburger Centurien entgegengesetzten Annalen des Cäsar Baronius aus, dessen Irrthümer der Franciscaner Anton Pagi mit kritischem Geiste berichtigte. Außer allgemeinen Bearbeitungen von de Tillemont, Bossuet, Bayle, du Pin haben sich im kath. Frankreich um einzelne Theile der Kirchengeschichte verdient gemacht: de Launoi, Baluze, Thomassin, Mabillon, Martene, Sirmond, Fleury, Natalis Alexander (Noël). Unter den Italienern bearbeiteten vornehmlich Orsi und Saccharelli die Kirchengeschichte überhaupt; Vorzügliches leisteten für dieselbe auch Sarpi, Pallavicini, Guicciardini, Mansi, Muratori u. A. Von den Katholiken Deutschlands sind besonders die Arbeiten von Gudenus, Royko, Dannenmayr, Fr. Leop. Graf zu Stolberg, Katerkamp, Ritter, Locherer, Ruttenstock, Hortig, Döllinger, Alzog zu bemerken, während die „Kirchengeschichte der neuesten Zeit" von Riffel fast als Schmähschrift auf die protest. Kirche angesehen werden muß. Jedem gebildeten Christen ist zu empfehlen, wenigstens im Allgemeinen mit der Geschichte der christl. Kirche sich bekannt zu machen, um deren gegenwärtige Lage recht zu verstehen, die Erscheinungen im christlichen Kirchenleben zu würdigen, das Urtheil über dieselben zu berichtigen und zu befestigen.

Kirchengewalt (potestas ecclesiastica) bezeichnet die Rechte und Befugnisse der kirchlichen Gesellschaft, sich selbst zu constituiren und die für ihren Zweck nöthigen Einrichtungen und Ordnungen zu treffen und zu vollziehen. Nach dem Neuen Testamente bildet die christliche Kirche eine Theokratie, die auf dem Grundgesetze der Heiligen Schrift beruht, und die Gewalt,

die sie hat, kann sie nur im Sinne und Geiste des Grundes üben, auf welchem sie überhaupt basirt ist. Das Oberhaupt der Kirche ist nach dem Neuen Testamente Christus, seine Lehre bildet die Norm für den Glauben und das Leben, und alle Gesetze, welche die Kirche gibt, muß sie aus dieser Quelle schöpfen; in Fällen, in welchen das Neue Testament keine nähere Bestimmung enthält, muß sie ihre Gesetze doch im Sinne und nach dem Zwecke des Christenthums aussprechen, die dann auch stets zum Wohle der bürgerlichen Gesellschaft sein müssen. Die Kirchengewalt kann, wie es auch der Begriff des Wortes gibt, nur in ihr selbst, in der ganzen kirchlichen Gesellschaft liegen. Sie theilt sich in die gesetzgebende (potestas legislativa) und in die vollziehende (administrativa). Was die gesetzgebende Gewalt betrifft, so umfaßt sie nach protestantischen Principien: 1) das Recht, die Heilige Schrift auszulegen, die Auslegung zu bekennen und den öffentlichen Lehrbegriff zu sanctioniren (jus confessionis et fidei). Hierbei bleibt jedoch für Jedermann die Gewissensfreiheit unverletzt; denn Jedermann kann und soll die Heilige Schrift lesen, kann sie selbst auch nach seinem besten Wissen auslegen und seine Auslegung öffentlich aussprechen, nur aber nicht fodern, daß seine Auslegung als Gesetz anerkannt werde, da diese Gewalt allein in der Kirche selbst liegt und die Sanction des Glaubens und Bekenntnisses der Ausdruck des allgemeinen Willens einer kirchlichen Gesellschaft ist. Von selbst liegt aber hierin, daß die kirchliche Gesellschaft auch das Recht hat, ihren Glauben und ihr Bekenntniß in symbolischen Schriften auszudrücken und ihre Lehrer auf dieselben zu verpflichten, doch letzteres nur insoweit, als diese Schriften mit den Lehren der Bibel übereinstimmen, da dieser allein die höchste Autorität zukommt, wie selbst noch die „Concordienformel" am Schlusse der Epitome erklärt, welche sogar die Autorität der von den Reformatoren gegebenen Symbole beschränkt, diese überhaupt nur als Erklärungen bezeichnet, in welcher Art man zu gewissen Zeiten die Schrift aufgefaßt und bestimmt habe. Hiernach können auch durch die Kirche jederzeit Prüfungen und Verbesserungen der Symbole vorgenommen werden, da sie diese nicht als untrügliche, für alle Zeit festgesetzte Erklärungen ansieht, wie dies in der kath. Kirche der Fall ist. Die Kirche hat also 2) auch das Recht, den Lehrbegriff und nach demselben auch den Cultus und ihre Verfassung zu reformiren (jus reformandi). Dieses Recht schließt zugleich die Befugniß in sich, daß die Gemeindeglieder, welche die Nothwendigkeit einer Reformation erkennen, eine Particularkirche bilden dürfen, sobald die verlangte Reformation fortwährend verweigert wird. Doch kann die Bildung einer solchen Kirche nicht gleichgültiger oder geringer Dinge wegen, sondern nur dann erfolgen, wenn die Erreichung des Zwecks des Christenthums davon abhängt. Daher lehren auch die Symbole, daß man freilassen müsse, was die Heilige Schrift freilasse, und daß hier eigenwillige Spaltungen zu meiden seien. Die gesetzgebende Gewalt der Kirche umfaßt 3) das Recht, der Vorschrift und dem Endzwecke des Christenthums gemäß den Cultus zu ordnen und zu bestimmen (jus sacrorum seu liturgicum); 4) das Recht, sich selbst zu regieren und das Kirchenregiment zu ordnen (jus regiminis); 5) Diejenigen zu wählen, zu berufen und zu weihen, welche das Evangelium lehren und die Sacramente verwalten sollen (jus sacerdotii); 6) das Correctionsrecht (jus correctionis seu disciplinae ecclesiasticae), d. i. das Recht, die Erfüllung der kirchlichen Gesellschaftspflichten zu fodern und herbeizuführen, Ungehorsame und offenkundige Sünder zu strafen, doch nicht etwa durch willkürliche Gewalt, sondern durch Ausschluß von der Ausübung kirchlicher Rechte oder selbst von der kirchlichen Gemeinschaft (jus excommunicationis). Diese Strafe nannten die Reformatoren den kleinen Bann. (S. **Kirchenbann.**) Hiermit hängt die sogenannte **Schlüsselgewalt** (potestas clavium) zusammen. Die Schlüssel sind nach jüd. Sprachgebrauche überhaupt ein Zeichen der Macht, und der Ausdruck Schlüsselgewalt ist nach Matth. 16, 19 und 18, 18 gebildet. Die Augsburgische Confession versteht darunter die Befugniß, das Evangelium zu lehren, Glaubensstreitigkeiten zu entscheiden oder den Dienst des göttlichen Worts, die Sacramente und andere Kirchengebräuche wirksam zu verwalten (potestas ordinis, ministerium verbi et sacramentorum), die äußere Ordnung der Kirche zu bestimmen, das Kirchengut (s. d.) zu verwalten, Schuldige vom Abendmahle und aus der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen, ihnen die Absolution zu verweigern, Reuigen dieselbe zu ertheilen und sie in die Gemeinschaft wieder aufzunehmen, kurz die ganze Kirchendisciplin zu üben (potestas jurisdictionis).

In der ersten christlichen Kirche stand die gesetzgebende Gewalt den Aposteln und dann den christlichen Bischöfen und Ältesten zu, welche sich deshalb zu Synoden vereinigten. Nachdem die röm. Kaiser Christen geworden waren, traten diese an die Spitze der Kirche und übten die gesetzgebende Gewalt bald in Verbindung mit den Synoden der Bischöfe, bald auch allein, was jedoch als Misbrauch angesehen wurde, So blieb es auch im griech.-röm. Reiche, und in Rußland übt

der Kaiser noch jetzt die gesetzgebende Macht in Verbindung mit einem in Petersburg seinen Sitz habenden Collegium, das Heilige Synod genannt. In den Ländern des lat.-röm. Kaiserthums nahmen die Bischöfe von Rom die gesetzgebende Gewalt der Kirche ausschließend in Anspruch, aber nicht ohne fortgehenden Widerspruch der Regenten und der Kirche selbst. (S. **Hierarchie.**) Bei den Protestanten ist die gesetzgebende Gewalt durch Delegation dem protest. Staatsoberhaupte (politia ecclesiastica) mit Zuziehung der Consistorien oder Synoden, oder einem Kirchenrathe, dem Lehrerstande, den Kirchenvorständen u. s. w., als Repräsentanten der Kirche, zugewiesen. Was die vollziehende Gewalt oder das **Kirchenregiment** (regimen ecclesiasticum) betrifft, so war dasselbe in der ersten Kirche in der Hand der Bischöfe und Ältesten, kam aber dann in oberster Instanz an die christlich gewordenen Kaiser. So blieb es auch in der griech. Kirche. In der lateinischen aber nahmen die röm. Bischöfe auch die vollziehende Gewalt, als ihnen ausschließend zustehend, in Anspruch, die ihnen aber auch, z. B. bei Besetzung der Bischofsstühle, von den weltlichen Regenten in manchen Stücken nicht zugestanden worden ist. Indeß überließen sie doch den Stiftern neuer Kirchen oftmals auch das Recht, die Geistlichen an solchen Kirchen zu wählen und zu berufen; dieses ihnen übertragene Recht war indeß immer nur eine besondere Vergünstigung und hieß, sofern die Stifter die Patrone ihrer Stiftungen waren, Patronatsrecht. In der röm.-kath. Kirche kam nach dem Curialsystem die ganze Kirchengewalt in die Hände des Papstes (Papalsystem), der sie in Verbindung mit dem Cardinalcollegium oder auch mit den von ihm berufenen Synoden der unter ihm stehenden Bischöfe, Doctoren und Priester übte. Man lehrte, daß dem Papste und dem Klerus beide Gewalten jure divino oder aus göttlicher Anordnung zukommen. Die Protestanten aber betrachteten das Lehramt (ministerium verbi divini), einen Theil der potestas ordinis, als auf göttlicher Anordnung beruhend, leiteten jedoch die Befugniß der einzelnen Lehrer zum Lehramte, wie auch das Recht, die Sacramente zu verwalten, nicht, wie die kath. Kirche, von der übernatürlichen Kraft der Ordination, sondern von dem Beruf und Auftrag der Gemeinde ab; die potestas jurisdictionis aber schrieben sie den Dienern der Kirche blos jure humano zu, durch Verwilligung des Staats oder der Gemeinde. Das so verschieden beurtheilte Verhältniß der Kirchengewalt zur Staatsgewalt, das durch die röm. Hierarchie so streitig geworden ist, muß nach der Grundlage des Gesellschaftsrechts beurtheilt, und namentlich das Verhältniß einer Landeskirche zu einem Regenten, der einer andern Kirche angehört, wenn nicht besondere Verträge darüber schon vorhanden sind, nach Recht und Billigkeit so bestimmt werden, daß die Landeskirche in ihrem Wesen gesichert bleibt, der fremdkirchliche Regent aber alle diejenigen Theile der vollziehenden Kirchengewalt in der Hand behält, welche er, ohne die Gewissen seiner Unterthanen zu gefährden, ausüben kann. Vgl. Planck, „Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung" (5 Bde., Hann. 1803—9).

Kirchengut (bonum ecclesiasticum) nennt man die Einkünfte und das bewegliche und unbewegliche Besitzthum, das der Kirche und ihren Dienern als solchen gehört. Ist das Besitzthum der Kirche bei ihrer Stiftung ihr als Grundvermögen zugewiesen worden, so heißt es Stiftungsgut (dos), im Gegensatze zu dem Gute, das die Kirche später sich erwirbt oder erworben hat (bonum noviter acquisitum). Die Verwaltung hängt natürlich von den Bestimmungen der Stiftungsurkunden oder der Landesgesetze und der Verfassung einer Kirche wie von den Gemeinderechten ab. Nach der Natur der Sache haben die Gläubigen selbst, also die Gemeinde, die Kosten zur Erhaltung ihrer Kirchen und deren Diener aufzubringen; eines besondern vom Gemeindevermögen ausgesonderten Vermögens bedarf es dazu eigentlich nicht. So war es im Anfange des Christenthums, und wir finden im Neuen Testamente kein Wort davon, daß damals schon ein gesondertes Kirchengut existirt hätte. Die Muttergemeinde zu Jerusalem hatte Eine Gemeindekasse für alle ihre Ausgaben. Bildete aber die Gemeinde eine besondere für das Kirchenwesen bestimmte Kasse, so gehörte diese der Gemeinde als Kirche, nicht der Geistlichkeit. Indem es jedoch schon zur Zeit der Apostel Sitte wurde, die Ältesten und die Lehrer für ihre kirchlichen Dienste zu entschädigen; indem auch bald die Geschenke und Gaben an die Kirchen und die Diener derselben reichlicher flossen und die Kirchendiener zahlreicher wurden, so bildete sich die Gewohnheit, das ganze Einkommen einer Kirche zur Unterhaltung des Bischofs, der unter ihm stehenden Kirchendiener, der geistlichen Gebäude und Geräthschaften, überhaupt zur Befriedigung kirchlicher Bedürfnisse und zu Almosen an die Armen zu verwenden. Allmälig entstand nun der Begriff eines vom Gemeindevermögen getrennten besondern Kirchenguts; dazu führte theils die Vorstellung von dem Priesterthume als einem besondern Stande im Gegensatze zu den Laien, theils die Erbauung und Dotirung neuer Kirchen. Entscheidend

wurde dafür besonders der Übertritt der Kaiser zum Christenthum, indem nun nicht nur prächtige Kirchen erbaut wurden, sondern auch die Dotationen der heidnischen Tempel durch die Kaiser den christlichen Kirchen zufielen. Konstantin d. Gr. erlaubte auch den Kirchen, als moralischen Personen, Güter zu besitzen und zu erwerben, Legate anzunehmen, und schenkte der afrikanischen Geistlichkeit zu ihrem Unterhalte 3000 Folles, d. i. über 70000 Thlr. Hiermit sowie durch die gänzliche Trennung des Klerus von den Laien kam der Begriff eines besondern Kirchenguts zur vollen Realität. Da der Klerus der Verwalter und Nutznießer der Kirchengüter war, so that er Alles, um das Kirchengut zu erhöhen. Dabei kamen den Geistlichen die Gunstbezeugungen der Kaiser entgegen. Schon Konstantin befreite das Kirchengut von der Indictionssteuer, und wenn es auch nach ihm zu dieser Abgabe wieder herbeigezogen wurde, ja selbst Frohndienste leisten mußte, so war es doch von außerordentlichen und unanständigen Lasten (munera extraordinaria et sordida) frei. Das Kirchengut erhielt damals auch Zuschüsse aus Staatsmitteln, aus dem Gemeindevermögen der Städte und der ketzerischen Kirchen, und begründete hiermit, wie durch das Recht, Schenkungen annehmen zu dürfen, das Vermögen in Grundeigenthum. Da der Klerus für die Erhöhung des Kirchenguts selbst die Erbschleicherei anwandte, mußte der Staat gegen ein solches Verfahren sogar gesetzlich einschreiten. Dagegen galt das Kirchengut als Intestaterbe von allem Besitzthume, das sich die Geistlichen aus den kirchlichen Einkünften erworben hatten. Auch das Recht der Erstlinge und Zehnten begann der Klerus bereits als Kirchengut geltend zu machen, das durch die bedeutende Menge von Legaten und Schenkungen bald unermeßlich wuchs. Die Kaiser und Könige und der reiche Adel selbst dotirten besonders die Bischöfe und Erzbischöfe und ihre Capitel aufs reichlichste, namentlich durch Ländereien, weil sie wohl erkannten, wie sehr ihre Macht durch den Klerus gestützt und gekräftigt wurde. Viele Bischöfe und Äbte erhielten Land und Leute. Das Kirchengut wurde allmälig und ausnahmsweise von Abgaben befreit, und nur das, was aus dem königl. Schatze verliehen wurde, blieb der Heerfolge verpflichtet. Die Könige betrachteten dabei das Kirchengut wie Lehnsgut und nahmen es nach Umständen auch wieder an sich; doch erhielt es eine eigene Gerichtsbarkeit und die Immunität. Ganz besonders beeiferte sich die Frömmigkeit der Laien, Klöster zu stiften und reichlich mit Land und Einkommen zu begaben. Eine außerordentliche Erweiterung fand das Kirchengut durch die Karolinger. Indem sich der Klerus nach dem Vorbilde des jüd. Priesterthums gebildet hatte, wurde die göttliche Einsetzung des Zehnten vom Ertrage aller liegenden Gründe eifrig als Evangelium verkündet, der Zehnte anfangs ungern und unordentlich entrichtet, dann aber durch Karl d. Gr. gesetzlich gemacht und diese Abgabe in vielen Ländern, namentlich im fränkischen Reiche und in England, durchgesetzt; die sogenannten Colonen hatten sogar einen doppelten Zehnten (decimam und nonam) zu entrichten. Jetzt erhielten auch die Pfarreien feste Pfründen, zu denen ganz besonders ein abgabenfreier Grundbesitz von einem bestimmten Umfange (mansus ecclesiasticus) gehörte. Vieles freie Eigenthum wurde in Kirchenlehn verwandelt, viele Kirchen erhielten die Gerichtsbarkeit über ihre Colonen, ja auch über die zwischen diesen wohnenden Freien, ferner ein Zoll-, Markt-, und Münzrecht und noch andere Regalien. Dazu kamen außerdem noch viele Schenkungen, welche sich der Klerus durch die Lehre vom Fegfeuer und von der Kraft der Seelenmessen zu verschaffen wußte. Es wurde gewöhnlich, daß für alle Verstorbenen Seelenmessen, die man bezahlen mußte, gelesen wurden, daß die Reichen in ihren Testamenten gewisse, oft große Summen zu Seelenmessen für ihre Seelen aussetzten, daß die Erben eines Verstorbenen in den Verdacht des Unglaubens, der Ketzerei oder doch des Undanks und der Lieblosigkeit kamen, wenn sie nicht einen Theil der Erbschaft (in Spanien und Portugal den dritten oder vierten Theil) zu Seelenmessen für den Verstorbenen verwendeten, ja daß nicht wenige Ängstliche und Fromme „ihre Seelen zu Erben einsetzten", d. h. ihr ganzes Vermögen der Priesterschaft für Seelenmessen vermachten. So kam nicht nur ein unermeßliches baares Vermögen, sondern auch ein großer Theil des nutzbaren Landes in die Hände des Klerus. Als unter den spätern Karolingern eine Zeit der Verwirrung eintrat, steigerte sich das Kirchengut nicht blos durch den immer mehr erweiterten Umfang von Regalien, welche den Prälaturen zu Theil wurden, sondern auch dadurch, daß diese, namentlich seit Otto I., ganze Grafschaften als Reichslehen erhielten. Außerdem bereicherte sich die Kirche noch dadurch, daß sie den Gebrauch einführte, die Kirchenbußen (s. d.) mit Sündentaxen auszugleichen, daß sie Indulgenzen verschiedener Art anbot, wodurch sie dem Ablasse (s. d.) freie Bahn brach. Der finstere Aberglaube und die eigenthümlichen Verhältnisse der Zeit halfen dem Klerus, das Kirchengut immer noch mehr zu vergrößern. In dieser Hinsicht wußte der Klerus im 11. und 12. Jahrh. die Meinung zur herrschenden Ansicht zu

bringen, daß alle Zehnten rein kirchlichen Ursprungs seien, daß Laien, wenn sie deren hätten, sie nur durch Raub oder durch Verleihung an Voigte und Dienstmannen (decimae infeudatae) von der Kirche an sich gebracht hätten, daß Laien ohne Seelengefahr überhaupt keine Zehnten besitzen könnten. Dadurch kamen im 12. Jahrh. wieder sehr viele Zehnten durch Schenkung, Kauf oder Tausch an Kirchen und Klöster. Das geschah besonders während der Kreuzzüge, in welchen Adelige auch viele ihrer Güter pfandweise an Geistliche und Klöster gaben, die dann entweder ganz im Besitze derselben blieben, wenn jene nicht wieder zurückkehrten, oder bei ihrer Rückkehr doch theilweise in den Besitz der Kirche übergingen. Durch Verträge übernahmen auch gemeine Freie die Güter der Kirche als Erbzinslehen. Eine ungeheuere Vermehrung des Kirchenguts führte der gesteigerte Einfluß der Geistlichen bei testamentarischen Bestimmungen auf dem Todtenbette herbei, besonders seit Alexander III. Ohne Beichte zu sterben und ohne die Kirche als Erbin eingesetzt zu haben, galt für gleiche Ketzerei und wurde mit der Entziehung eines kirchlichen Begräbnisses bestraft. Die Testamentsvollstreckung lag in der Hand der Geistlichen. Gegen die Befolgung solcher Bestimmungen sträubte man sich lange, besonders in Deutschland, wo man an dem alten Rechtssatze festhielt, daß nur Derjenige gültig testiren könne, welcher „noch ungehabt und ungestabt zur Straße gehe"; doch mit Kirchenstrafen und Fluchformeln wußte der Klerus seinen Willen durchzusetzen. Was aber die Nachtheile dieses Zustandes unendlich vergrößerte, war das Papstthum, das vom 12. Jahrh. an den Lehrsatz aufstellte, daß alles Kirchengut des Papstes, als des Oberhaupts der Kirche, Eigenthum sei, daß dasselbe daher in allen christlichen Ländern unter dem röm. Stuhle stehe und von allen Abgaben an den Staat gänzlich frei sei. Alexander III. machte die nicht durch Lehnspflichten bedingten Beiträge der Kirche zu Staatsbedürfnissen von der freien Bewilligung der Bischöfe, Innocenz III. von der päpstlichen Genehmigung abhängig. Wollten die Könige in dringenden Umständen von dem unermeßlichen Kirchengute ihres Landes eine Beisteuer zu einem Kriege haben, so mußten sie dazu um die Bewilligung des Papstes demüthig bitten, der ihnen dann, namentlich zu Kreuzzügen, den Zehnten kirchlicher Einkünfte überwies. Das Recht der Regalie (jus regaliae) und das Spolienrecht (jus spolii) nahmen die Landesherren auf Grund der bestehenden Lehnsverhältnisse fortwährend in Anspruch. Fürsten und Könige suchten es auch zu behalten, trotzdem daß das Papstthum diesen Anspruch als einen Kirchenraub bezeichnete; die deutschen Kaiser aber (Otto IV., Friedrich II., Rudolf von Habsburg) mußten es aufgeben. Allerdings erregte solches übermäßiges Wachsthum des Kirchenguts im 12. und 13. Jahrh. gerechtes Bedenken, und jetzt begann die weltliche Macht dagegen einzuschreiten. Hier und da verbot sie, Grundeigenthum in die Todte Hand zu bringen und die Todtenmessen zu vermehren. Auch den Erwerb von Grundeigenthum für Kirchen und Klöster beschränkte sie; doch blieben solche Bestimmungen noch ohne sichtbaren Erfolg. Erst seit der Mitte des 15. Jahrh. gelang es den Fürsten, mit ihrem Verbote durchzudringen und die Erwerbung des Kirchenguts von Klöstern, geistlichen Corporationen oder Prälaten an liegenden Gütern, Zinsen, Renten u. s. w. von der landesherrlichen Genehmigung abhängig zu machen. Jetzt besaß aber auch in Deutschland der Klerus fast ein Viertheil des Landes, in Spanien ein Sechstheil. Der Begriff Kirchengut hatte sich hierdurch ganz geändert. Es war nicht mehr das Gut der Gemeinde (der Laien) für kirchliche Zwecke, sondern das Eigenthum des Klerus und des Papstes, blos zu deren Nutzen bestimmt, von dem Gute der Gemeinden ganz gesondert und von aller Jurisdiction der Laien ausgenommen. Dieser verkehrte Zustand, welcher dem Staatskörper die nöthigen Lebenskräfte entzog, konnte nur in der Barbarei und Unordnung des Mittelalters entstehen, aber nicht fortdauern. Die Reformation des 16. Jahrh. führte zur Säcularisation aller Güter des Klerus und verwendete sie zum Theil zu Kirchen- und Schulzwecken. Obgleich die Reformation in Deutschland noch die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg, die Bischöfe von Regensburg, Freisingen, Augsburg, Freiburg, Bamberg, Würzburg, Münster u. s. w. und eine Menge Äbte als Reichsstände und Landesherren übrig ließ, führte doch der Revolutionskrieg und die Auflösung des Deutschen Reichs zur Säcularisation aller geistlichen Reichsländer. Auch die Länder, welche von der Reformation nichts angenommen hatten, schritten in finanziellen Bedrängnissen dazu, das Kirchengut für Staatsgut zu erklären und den Gemeinden zurückzugeben. Das geschah in Frankreich, wo 2. Nov. 1789 alle geistlichen Güter, deren jährliches Einkommen man auf 130 Mill. Frcs. anschlug, für Nationalgüter erklärt, in Portugal, wo durch Decret vom 28. Mai 1834, und in Spanien, wo durch Decret vom 9. Mai 1837 die Klöster aufgehoben, bald darauf die Zehnten abgeschafft und alle geistlichen Güter für Staatsgut erklärt wurden. Doch erstattete man hier 1845 die noch unverkauften geistlichen Güter zurück.

In Deutschland vernahm man schon 1830 den Vorschlag, das Kirchengut zu verkaufen und aus einem zu bildenden Centralfonds alle kirchlichen Bedürfnisse zu bestreiten. Noch lauter wurde dieser Vorschlag, durch den man zugleich die finanziellen Bedrängnisse des Staats und der Gemeinden zu beseitigen hoffte, im Sturmjahre 1848 vernommen. Zur Ausführung dieses Vorschlags kam es zwar nicht; aber durch die Bestimmungen der frankfurter Grundrechte, daß die auf Grund und Boden liegenden Abgaben, namentlich die Zehnten, ablösbar seien, erlitt das noch vorhandene Kirchengut zum Theil bedeutende Verluste. Theils nämlich wurden die Zehnten und Grundgefälle nur mit dem 16fachen Betrage (wie in Würtemberg), theils mit dem 18fachen Betrage (wie in Baiern) abgelöst, theils sogar ohne alle Entschädigung aufgehoben. Ähnliche Bestimmungen wurden im Königreich Sachsen, in den sächs. Fürstenthümern und anderwärts erlassen; nur in Preußen ging man mit mehr Vorsicht zu Werke. Hier erklärte sich die erste Kammer, nachdem allerdings die zweite 1849 auf dem bezeichneten Wege vorzuschreiten gedachte, dahin (1850), daß die Ablösungsfrage mit sorgfältiger Beachtung der gemachten und noch zu machenden Erfahrungen der künftigen Gesetzgebung zuzuweisen sei. Dagegen wurde die Beseitigung der Steuerfreiheit für die Geistlichen und Schullehrer der kath. und protest. Kirche, die bereits ziemlich allgemein in Deutschland durchgeführt war, in Preußen nicht angenommen, obschon sie noch 1852 beantragt ward. Die neuere Gesetzgebung hat auch für den neuen Erwerb von Kirchengut Beschränkungen mancherlei Art aufgestellt, namentlich es für unzulässig erklärt, daß Grundeigenthum an die Todte Hand kommt. In diesem Sinne sprachen sich auch die deutschen Grundrechte aus. Schenkungen an Kirchen bedürfen in Preußen, Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, den sächs. Fürstenthümern und anderwärts der landesherrlichen Genehmigung; das ist auch in Östreich der Fall, wo nur die Anstalten für Unterricht und Krankenpflege von jeder Beschränkung frei sind. Im Königreiche Sachsen wird für eine Schenkung oder Stiftung nur die Anzeige an die Behörde vorgeschrieben; übrigens besteht hier volle Freiheit. Ferner ist auch die Disposition der Gemeinden über das Kirchengut beschränkt worden. Dieselbe unterliegt der Zustimmung der Kirchencollegien und andern kirchlichen Behörden, sodaß eine Verwendung zu nichtkirchlichen Zwecken überhaupt als ganz unzulässig betrachtet wird. In den kath. Kirchen Deutschlands bestehen für die Verwaltung des Kirchenguts Behörden in den Stiftungsräthen und Kirchenconventen (wie in Würtemberg) oder in den Kirchenvorständen (wie in Baden, Baiern, Rhein-Hessen u. s. w.); weltliche Behörden beaufsichtigen die Verwaltung. In der protest. Kirche liegt die Verwaltung des Kirchenguts in den Händen der Consistorien oder Presbyterien, wo diese bestehen. Während aber die Grundrechte den Satz aussprachen, daß jede Religionsgesellschaft, wenn auch bei allgemeiner Unterwerfung unter die Staatsgesetze, ihre Angelegenheiten allein zu ordnen und zu verwalten habe, nahmen kath. und protest. Vertreter der Kirche bald eine unbeschränkte Freiheit mit völligem Ausschlusse der Staatsgewalt in Anspruch. Hierin standen sich die kath.-hierarchischen und die freigemeindlichen Bestrebungen gleich. Mit Recht aber wurde von Seiten des Staats solchen Anfoderungen entschieden widersprochen. Die Oberaufsicht blieb bei ihm auch da, wo man dem Verlangen nach Presbyterien nachgab; und zur Erhaltung wie zur zweckmäßigen Verwaltung des Kirchenguts ist man immer mehr zu der Überzeugung gekommen, daß den Gemeinden nur eine beschränkte Disposition über das Kirchengut zukommen könne. Insofern das Kirchengut zum Staatsvermögen überhaupt gehört, besitzt die Staatsregierung auch das Recht und die Pflicht, das Gleichgewicht herzustellen, wenn das Kirchengut das Staatsgut zu verschlingen droht. Die Nation in ihrer Qualität als Kirche hat zwar die Verbindlichkeit, die Diener der Kirche und die Kirchengebäude aus ihren Mitteln zu erhalten, aber sie ist nicht verbunden, ein größeres Dienerpersonal, als nöthig ist, zu unterhalten, oder mehr Gebäude, als für den Gottesdienst erfoderlich sind, herzustellen und zu erhalten. Ist dieses aber doch geschehen, so bleibt der Staatsregierung stets das Recht, das Überflüssige aufzuheben. Wollen einzelne Kirchenglieder, seien es Priester oder Laien, sich einem ascetischen Leben widmen, oder wollen sie für diesen Zweck zu Gesellschaften zusammentreten, so müssen sie dieses auf ihre Kosten thun; der Staat hat keine Verbindlichkeit, solche blos für den Erwerb geistlicher Segnungen gestiftete Vereine als moralische, des Besitzes fähige Personen zu betrachten oder die Dotation derselben zu gestatten, da solche ascetische Vereine für den Zweck der Kirche, welche Jahrhunderte ohne sie bestand, nicht nöthig sind. Der Staat hat daher jederzeit das Recht, Klöster aufzuheben. Ebenso verhält es sich, wenn Sekten oder Parteien entstehen, die rechtlich keinen Anspruch auf das Kirchengut haben können. Daher wurde auch den Deutschkatholiken und Freien Gemeinden die Theilnahme am Kirchenvermögen versagt. Anders verhält es sich,

wenn sich eine Nationalkirche durch Entstehung einer allgemeinen Kirchenreformation theilt. Dann hat der austretende und eine neue Kirche bildende Theil der Nation unstreitig das Recht, auch einen verhältnißmäßigen Theil des Kirchenvermögens für sich zu fodern; und die alte Kirche kann das Kirchengut nicht allein haben wollen, da dasselbe als Nationalgut nicht Eigenthum des kirchlichen Vereins, sondern der ganzen Nation ist. Was die religiösen Stiftungen betrifft, die bei einer Reformation der Kirche als irrthümliche, misbräuchliche oder doch überflüssige aufgehoben werden, so ist das Stiftungscapital, wenn die Familie der Stifter noch vorhanden, dieser zu restituiren, oder, wenn diese nicht zu ermitteln, für die Bedürfnisse des neuen Kirchenwesens (z. B. die Klöster zur Dotation der Schulen) zu verwenden, oder endlich, wenn dafür gesorgt sein sollte, zum Nationalvermögen zurückzunehmen.

Kirchenjahr heißt der jährliche Cyklus der kirchlichen Feste und Sonntage, welcher in der kath. und protest. Kirche mit dem ersten Adventsonntage beginnt und mit dem Sonnabende vor demselben schließt. Da sich der erste Advent (s. d.) stets nach dem ersten Weihnachtsfeiertage richtet, der auch auf einen Wochentag fallen kann, so ergibt sich daraus, daß das Kirchenjahr weder mit einem fest bestimmten Datum anfangen noch eine fest bestimmte Anzahl von Tagen, wie dies beim bürgerlichen Jahre der Fall, umfassen kann. Der Anfang des Kirchenjahrs fällt stets zwischen den 26. Nov. und 4. Dec., nie früher und nie später. Über den Anfangspunkt des Kirchenjahrs hat es in der Kirche auch nie eine allgemeine und feste Gewohnheit gegeben. Als natürlicher Anfangspunkt stellte sich wol die Geburt Christi (25. Dec.) dar; weil man aber wahrscheinlich der Vorbereitung auf die würdige Feier des Geburtsfestes Jesu einige Wochen widmen wollte, verlegte man den Anfang des Kirchenjahrs auf den ersten Advent. Wann und wo diese Gewohnheit zuerst entstanden ist, läßt sich nicht ermitteln. In der kath. Kirche gehört der Anfang des Kirchenjahrs während der ganzen Advent- und Fastenzeit zur „geschlossenen Zeit", in welcher Hochzeiten, Tänze und andere weltliche Vergnügungen nicht gefeiert werden dürfen. In England beginnt man das Kirchenjahr mit Mariä Verkündigung (25. März), mit welcher die Menschwerdung Jesu in Maria angefangen habe. Die griech. Kirche fängt das Kirchenjahr mit dem 6. Jan. oder mit dem Feste der Erscheinung Christi an.

Kirchenlied, auch wol **geistliches Lied**, nennt man das Lied, das zur Erbauung von der Gemeinde in der Kirche oder bei irgend einer andern gottesdienstlichen Feier abgesungen wird. Unter den Hymnen, die in der alten Kirche als Kirchenlieder gebräuchlich waren (s. **Kirchengesang**), nahm das Halleluja neben den Antiphonien, Responsorien und dem Trishagium eine wichtige Stelle ein. Die Psalmen wurden hauptsächlich zu Kirchenliedern gebraucht und die Psalmodie durch Ambrosius, der auch zum Verfasser des Te Deum laudamus gemacht wird, und durch Gregor d. Gr. ausgebildet. Beide führten auch ein berühmtes Missale ein und Gregor verfaßte mehre Litaneien (namentlich rührt die Litania major von ihm her), die gleichfalls zu den Kirchenliedern gehörten. Unter den Verfassern geistlicher Lieder in der alten Kirche erwarben sich noch einen berühmten Namen: Athenagoras, Basilius d. Gr., Clemens von Alexandrien, Hilarius, Synesius, Cosmas von Jerusalem, Fortunatus, Prudentius, Mamertus, Ephraem Syrus. Selbst unter den Ketzern gab es einzelne vorzügliche Dichter geistlicher Lieder; namentlich zeichnete sich in dieser Beziehung Bardesanes und dessen Sohn Harmonius aus. Als Litanei war das Kyrie Eleison sehr gebräuchlich. In der finstern Zeit bis zum 14. Jahrh. fand das Kirchenlied keine Pflege. Spuren von deutschen Kirchenliedern kommen indeß etwa seit dem 9. Jahrh. vor; seit dem 13. und 14. Jahrh. finden sie sich häufiger; doch waren sie meist nur Übersetzungen aus dem Lateinischen, dem Inhalte nach hauptsächlich Verherrlichungen der Maria, der Sprache nach halb deutsch, halb lateinisch, wie z. B. die Lieder des Petrus Dresdensis, des Verfassers des Liedes „In dulci jubilo". Durch die Reformation des 16. Jahrh. und Luther's Verdienst erreichte das deutsche Lied eine Stufe der Vollkommenheit, wie sie sich für damalige Zeit kaum erwarten ließ. Vgl. Hoffmann, „Geschichte des deutschen Kirchenlieds bis auf Luther's Zeit" (Bresl. 1832; 2. Aufl., 1853); Wackernagel, „Das deutsche Kirchenlied" (2 Bde., Stuttg. 1841).

Luther und Paul Speratus dichteten die ersten ganz deutschen Kirchenlieder, die im 16. Jahrh. im Ganzen das Gepräge tief religiöser Begeisterung und innerer Kraft tragen. Mehre dieser Kirchenlieder aus jener Zeit haben wir jetzt noch in unsern Gesangbüchern, wenn auch oft sehr verändert oder selbst verstümmelt. Die ref. Kirche, die mit der Abschaffung alles Poetischen rasch vorschritt, ist dagegen in der Pflege des Kirchenlieds in jener Zeit zurückgeblieben; sie führte hauptsächlich Psalmen ein, die in die Muttersprache übersetzt waren. Ambrosius Lobwasser gab sie selbst in deutschen Reimen heraus (1573), und

während die luth. Kirche bereits einen schönen Liederschatz zu sammeln angefangen hatte begnügte sich die reformirte noch lange mit schlechten Reimen, ehe sie allmälig die bessern Kirchenlieder der Lutheraner annahm. Unter den nachfolgenden Kirchenlieddichtern sind zu erwähnen im 16. Jahrh. Nik. Polyander in Königsberg; Nik. Decius in Stettin; Markgraf Albrecht IV. von Brandenburg, gest. 1557; Nik. Selnecer, Superintendent in Leipzig, gest. 1592; Mart. Schalling in Nürnberg, gest. 1608; Phil. Nicolai in Hamburg, gest. 1608. Außerdem verdienen noch genannt zu werden: Joh. Schneesing, Erasmus Alber, Nik. Hermann, Philipp Nicolai, Bartholomäus Ringwaldt. Die Zeit in und nach dem Dreißigjährigen Kriege, die Zeit der Noth und des Elends, war gerade für das geistliche Lied sehr fruchtbar, und durch die Schlesische Dichterschule begann eine neue Periode auch in der geistlichen Poesie, die vornehmlich in Paul Flemming (s. d.) und Paul Gerhardt (s. d.) einen außerordentlichen Aufschwung gewann. Den genannten Männern stehen als Dichter von Kirchenliedern würdig zur Seite: Joh. Heermann, Prediger zu Lissa, gest. 1647; Simon Dach (s. d.); Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, gest. 1667, die Gemahlin Friedrich Wilhelm's I.; Mart. Geyer, Oberhofprediger in Dresden, gest. 1680, und Georg Neumark (s. d.); außerdem Joh. Rist, Martin Rinckart, Andr. Gryphius, Justus Gesenius, Mich. Schirmer, Joh. Frank, Christ. Keimann, Ernst Christoph Homburg, Tobias Clausnitzer, Amalie Juliane, Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, Anna Sophie, Landgräfin von Hessen. Im 18. Jahrh. trägt das Kirchenlied hauptsächlich den Charakter der von Spener und Francke fest begründeten pietistischen Schule, die anfangs an der streng orthodoxen Richtung eine Feindin fand; doch löste sich jene in dieser allmälig auf und bildete mit derselben ein Gegengewicht zu der immer weiter fortschreitenden auflösenden Richtung. Als geistliche Liederdichter dieser Zeit zeichneten sich aus: Benj. Schmolke (s. d.), Erdmann Neumeister (s. d.), Val. Ernst Löscher (s. d.), Joh. Kasp. Schad, Joh. Chr. Lange, Joachim Lange, Joh. Anast. Freylinghausen, K. H. von Bogatzky, Joh. Terstengen, Ernst Gottl. Woltersdorf. Letzterer und Bogatzky gehörten zu den Verfassern der sogenannten Köthnischen Lieder, nach ihrem Druckorte so genannt. Diese Lieder waren aber nur verzerrte Nachbilder des ältern pietistischen Kirchenlieds, ohne Originalität, Innigkeit und Gedankenfülle.

Die Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts brachte auch einen Umschwung in das Kirchenlied. Man fing an, die Lieder im Gegensatze zur pietistischen und orthodoxen Richtung umzuändern, überhaupt weniger das religiöse Element als vielmehr eine reflectirende Moral in gereimter Prosa im Kirchenliede zu pflegen. Den Anfang zu dieser Reform machte eigentlich schon Klopstock, der in seinen geistlichen Liedern die Psalmen gern, wenn auch oft nicht glücklich, nachahmte; doch ließ er sich mehr von sprachlichen als von religiösen Gründen leiten, denn dem Inhalte nach tritt in seinen Producten der kirchliche Glaube hervor. Jener Reform des Kirchenlieds widmeten sich unter Andern besonders Cramer und Dieterich. Den Gegensatz zu dieser Richtung bildete vornehmlich Gellert (s. d.) durch seine einfache, lebenswarme Sprache, wie durch die Glaubensinnigkeit seiner Lieder, wenn schon auch bei ihm das verständig moralisirende Element oft stark hervortritt. Zwischen Gellert und den Dichtern der pietistischen Richtung steht in gewisser Hinsicht K. Lavater, in dessen geistlichen Liedern neben der Reflexion auch das Gefühl und die Phantasie bisweilen selbst auf eine mehr prosaische als poetische Weise hervortritt. Den alten Kirchenliedern den Charakter der neuern Denk- und Sprachweise aufzuprägen, bemühten sich besonders Zollikofer, Chr. Fel. Weiße, J. A. Schlegel, C. C. Sturm, C. Fr. Neander, Balth. Münter, Voß, Demme, Dietrich, Eschenburg, Funk, Gleim, J. A. Hermes, J. Ch. Lossius, Mahlmann, Meister, Niemeyer, Pfranger, Elise von der Recke, Spalding, Starke, Sonntag, W. A. Teller, Uz, Julian Veillodter, Wagner. Herder schlug den Weg ein, nur da Änderungen eintreten zu lassen, wo störende Ausdrücke und Sprachhärten eine Änderung foderten. Zu den vorzüglichsten Kirchenliedern unserer Zeit gehören die von Wilh. Hey. Gegenwärtig zeigt sich ein lebhaftes Streben, die alten Kirchenlieder wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt herzustellen; in dieser Beziehung zeigten namentlich Raumer, Bunsen, Stier, Knapp, Grüneisen, Villmar u. A. eine große Thätigkeit, wenn schon diese und andere Männer hierbei nicht alle dieselben strengen Grundsätze befolgen. Allerdings muß das Kirchenlied dem Inhalte nach den Kern und das Mark der Heiligen Schrift enthalten und in einer wahrhaft classischen Volks- und Bibelsprache geschrieben sein; die geflissentliche Herstellung des Alten in Inhalt und Form wird indessen doch unmöglich bleiben, weil es der fortgeschrittenen Entwickelung und Bildung oft zu sehr widerspricht. Die eigens zu kirchlichen Zwecken zusammengestellten Kirchenlieder finden sich in den Gesangbüchern (s. d.). Vgl. Rambach, „Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche" (4 Bde., Altona 1816—22).

Kirchenmusik. Fast alle Nationen, die einen festlichen Gottesdienst hatten, gebrauchten dabei die Tonkunst. Dies mußte vornehmlich in der Jugendzeit der Völker der Fall sein, wo der Mensch die Gegenstände der Religion mehr mit dem Gefühl umfaßt, als mit der Vernunft ergreift. Daher könnte man auch die bei den gottesdienstlichen Festen der Ägypter, Hebräer, Griechen und Römer angewendete Musik, sowie die religiösen Festgesänge der Barden und Skalden Kirchenmusik nennen; doch versteht man darunter gewöhnlich nur die religiöse Musik der Christen. Die unvollkommene Musik der Griechen und Römer gerieth mit dem Heidenthume zugleich in Verfall. Die Christen, die zu religiösem Gesange in den Gemeinden durch viele Stellen der Heiligen Schrift aufgefodert waren, verpflanzten zuerst in der morgenl. Kirche die Gesänge der Psalmen und Hymnen, an welche die Judenchristen schon gewöhnt waren, in ihre Gemeinden; auch wurde bei den Liebesmahlen gesungen und dann auch beim Abendmahle. Schon durch die Kirchenversammlung zu Laodicea (364) wurden regelmäßige Gesänge eingeführt, welche besondere Cantoren und Canonici nach Noten sangen. Die abendl. Kirche erhielt zuerst durch Ambrosius einen geregelten und dem morgenl. ähnlichen Kirchengesang, den man den **Ambrosianischen Kirchengesang** nennt. Wahrscheinlich war derselbe nicht blos ein declamatorisch freier Vortrag, sondern mit bestimmter Modulation und bestimmtem Rhythmus bekleidet. Nur mußten beide bei der Mangelhaftigkeit der damaligen Musik noch sehr unvollkommen und letzterer blos auf lange und kurze Töne beschränkt sein, während ersterer sich auf die in Italien damals noch üblichen griech. Tonarten stützte und gewiß sehr einförmig war. Vielleicht wurden auch manchen Melodien griech. und röm. Hymnen christlich-religiöse Texte untergelegt. Genug, die Zeugnisse der Kirchenväter beweisen den Gebrauch des Gesangs in den christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte, und mehre der Kirchenväter waren hohe Verehrer desselben. Was die Art des Singens in den ersten Gemeinden betrifft, so war sie bald Sologesang, bald Wechselgesang oder Antiphonie (s. d.), bald Chorgesang der ganzen Versammlung, die in einen vorgesungenen oder vorgelesenen Spruch einfiel, wovon wahrscheinlich erst später das weibliche Geschlecht ausgeschlossen wurde. Zur regelmäßigen Anordnung des Gesangs wurden im 4. Jahrh. besondere Vorsänger angestellt, die zu den niedern geistlichen Beamten gehörten und ihre Nachfolger bildeten. Eigene Singschulen findet man erst später und nur an wenig Orten. Besonders hat sich Papst Gregor d. Gr. (s. d.), 590—604, als Stifter einer neuen Singschule berühmt gemacht, die das Muster vieler andern Anstalten dieser Art wurde. Durch die Bildung besonderer Sänger aber wurde der Gesang nicht nur künstlicher, sondern auch dem Volk entzogen und zwar um so mehr, da er lateinisch war. Gregor sammelte in seinem „Antiphonarium" die vorhandenen Kirchengesänge, die er nach den besten alten Melodien auswählte, verbesserte und mit neuen vermehrte. Der nach ihm benannte **Gregorianische Gesang** schritt einstimmig im Einklang und in lauter Noten von gleichem Werthe ohne Rhythmus und Metrum, wodurch er sich von dem Ambrosianischen hauptsächlich unterschieden haben soll, aber ebenfalls in den alten griech. Tonarten, jedoch mit umfassenderer Modulation fort. Durch Gregor und seine Nachfolger im ganzen Occident verbreitet, wurde er die Grundlage der christlichen Kirchenmusik. Vgl. Antony, „Archäologisch-liturgisches Lehrbuch des Gregorianischen Kirchengesangs" (Münst. 1829). Man nannte diesen Gesang auch cantum choralem oder **Choral**, weil er vom Chor gesungen wurde; wie denn in der That seine Beschaffenheit nicht nur für den Gesang einer großen Volksmasse, welcher sich schwer und in weniger bestimmt angemessenen Zeiträumen fortbewegt, sondern auch für den feierlichen, einfachen Ausdruck eines allgemeinen christlich-religiösen Liedes sehr geeignet war. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß der Choral so viele Jahrhunderte hindurch bei allem Wechsel der übrigen Musik sich unverändert erhalten hat. Zuerst verbreitete sich der Gregorianische Gesang nach England und nach Frankreich. Karl d. Gr., der vorzüglich zu seiner Verbreitung wirkte, ließ mehre Singschulen in Frankreich errichten und verband sie mit den Klöstern. Nach Deutschland kam der Gregorianische Gesang wahrscheinlich durch Bonifaz; aber erst zu Karl's d. Gr. Zeiten wurde er auch dort weiter verbreitet. Durch den Choral mochte sich wol der vierstimmige Gesang leichter entwickeln; aber gewiß haben dazu, sowie überhaupt zur Entwickelung der vollkommenen Harmonie, noch mehr die musikalischen Instrumente beigetragen, hauptsächlich die Orgel (s. d.), die in der Kirche bald den Vorrang behauptete. Nun entwickelte sich der Figuralgesang (s. d.), der seit dem 15. Jahrh. allgemeiner zu werden anfing, indem man zuerst nur die begleitenden Stimmen einer Melodie veränderte, erweiterte und ausschmückte, wogegen die Hauptstimme, d. h. diejenige, in welcher die Grundmelodie (s. **Canto fermo**) enthalten war, in der Regel die höhere Männerstimme, der Tenor (s. d.), unverändert blieb. Gleiches geschah nachher auch mit der Melodie. Die Erfindung des Mensuralgesangs

(s. d.) bewirkte, daß auch der Choral in bestimmterm Zeitmaße vorgetragen wurde, und bildete die Harmonie weiter aus. Singchöre wurden nun immer nothwendiger, und zunächst Italien war es, wo der Gesang zu mehrem Glanze des religiösen Cultus angewendet wurde. Die Orgeln wurden seit dem 15. Jahrh. immer vollkommener und auch andere Instrumente in der Kirche eingeführt, gegen welche, sowie überhaupt gegen die neue Figuralmusik, die in der Instrumentalmusik (s. d.) eine vorzügliche Stütze fand, sich öfter eifernde Stimmen in der Kirche erhoben. Doch waren sie meist nur gegen den Misbrauch der Figural- und Instrumentalmusik gerichtet. Eine neue Periode der Kirchenmusik begann seit dem Ende des 15. Jahrh. durch die großen Meister in den Niederlanden, Italien, Frankreich und Deutschland. Auch Luther erwarb sich entschiedene Verdienste um den deutschen Kirchengesang, für welchen er besonders durch seinen Freund Senffel wirkte. Schon im 17. Jahrh. wurde die Kirchenmusik immer glänzender und mehr und mehr durch weltliche Musik verfälscht. Da es aber der Zweck der Kirchenmusik ist, die Herzen der Zuhörer zur Andacht und Frömmigkeit zu stimmen, so muß sich der Kirchenstil durch Ernst, Feierlichkeit, Erhabenheit und würdige Haltung, durch Entfernung aller profanen Künsteleien, schwieriger Läufe und Coloraturen, die allein dazu dienen, die äußere Fertigkeit der Sänger und Spieler zu zeigen, und durch Verbannung üppiger, leidenschaftlicher oder scherzender Melodien von dem freiern und ungebundenern Stile der weltlichen Musik und besonders vom Theaterstile unterscheiden, welchen man dem Kirchenstile entgegensetzt. In Rücksicht des Technischen und Akustischen erfodert die Kirchenmusik große Einsicht, weil größere Gattungen der Harmonie und zu schnelle Übergänge in den nachhallenden Gewölben großer Kirchen leicht undeutlich vernommen und mistönend werden. In der röm.-kath. Kirche hat die Kirchenmusik ihre bestimmten Formen des Textes, welchen sie sich fester anschließt, z. B. die Messe, die Offertorien, Te deum, Salve, Requiem, Psalmen u. s. w. Bei den Protestanten hingegen haben sich Dichter und Componisten neue Formen erlaubt, und es wechseln bei dem Gottesdienste die genannten lat. Stücke mit deutschen Motetten, Cantaten und Oratorien ab, welche letztere, besonders wenn sie dramatisch sind, sehr häufig an die Opernmusik streifen. Die größten ältern und neuern Kirchencomponisten sind: Palestrina, Allegri, Durante, Morales, Lolli, Scarlatti, Orlando Lasso, Caldara, Leo, Pergolesi, Händel, Bach, Graun, Hasse, Jomelli, Stölzl, Rolle, Naumann, Schulze, Kunzen, Wolf, Eybler, Mich. und Jos. Haydn, Mozart, Vogler, Cherubini. Auch besitzt man treffliche Werke von Homilius, Telemann, Schuster, Doles, Hiller, Schicht, Fasch, Weinlig, Abt Stadler, Danzi, Fr. Schneider, Beethoven, Spohr, Mendelssohn-Bartholdy, Hauptmann, Richter u. A.

Kirchenrath heißt überhaupt die für die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten einer Provinz oder eines Landes eingesetzte Behörde; doch ist jener Name erst neuerdings in Deutschland gebräuchlich geworden, seitdem man die Einführung der Presbyterial- und Synodalverfassung (s. d.) angestrebt oder wirklich eingeleitet hat, wie in Baden, Baiern, Nassau, Würtemberg, Sachsen-Weimar, Preußen. Geschichtlich genommen hat der Kirchenrath seine Entstehung in der Wirksamkeit der alten Presbyterien und Synoden, durch die von Calvin eingeführte Kirchenverfassung, nach welcher Geistliche mit Ältesten den kirchlichen Angelegenheiten der Gemeinden vorstehen. Ein solches Collegium oder Kirchenrath erhielt die gleiche Befugniß und den gleichen Wirkungskreis, den die Consistorien (s. d.) hatten, und namentlich ward die Einrichtung in der ref. Kirche Hollands gebräuchlich. Da, wo gegenwärtig in Deutschland ein Kirchenrath besteht, vertritt er die Stelle der Consistorien; doch hat er nicht überall gleiche Befugnisse, sondern gilt z. B. in Sachsen-Weimar nur als ein berathender Körper ohne Decisivum, versammelt sich meist monatlich, behandelt die laufenden Geschäfte und unterbreitet sie dann dem Ministerium. Doch hat sich diese Einrichtung vielfach als unzureichend erwiesen und die Wiederherstellung des Consistoriums als wünschenswerth erscheinen lassen. In Nassau wird der Kirchenrath mit dem Ausdrucke **Kirchensenat** bezeichnet. In Preußen wird das Consistorium in einer Provinz zwar nicht Kirchenrath genannt, aber als solcher betrachtet, wie sich daraus ergibt, daß über den Consistorien eine selbständige, die innern und äußern Angelegenheiten der Landeskirche beaufsichtigende Oberbehörde unter dem Namen **Oberkirchenrath** seit 6. März 1852 besteht. Die königl. Ordre zur Organisation des Oberkirchenraths bestimmt, daß derselbe aus Gliedern der luth. und ref. Confession bestehen soll, daß aber nur solche Männer in denselben treten können, welche das Zusammenwirken von Gliedern beider Confessionen im Regimente mit ihrem Gewissen vereinbar finden. Dem Oberkirchenrathe wird sowol die Verwaltung und Vertretung der evang. Landeskirche in ihrer Gesammtheit, als auch der Schutz und die Pflege der evang. Confessionen und der auf dem Grunde derselben ruhenden Einrichtungen

als amtlicher Wirkungskreis bezeichnet. In den zu seiner Entscheidung gelangenden Angelegenheiten beschließt er collegialisch nach Stimmenmehrheit seiner Mitglieder; wenn aber eine Angelegenheit der Art ist, daß die Entscheidung nur nach dem luth. oder nur nach dem ref. Bekenntnisse gegeben werden kann, dann muß die confessionelle Vorfrage nicht nach den Stimmen sämmtlicher Mitglieder, sondern nach den Stimmen der Mitglieder des betreffenden Bekenntnisses erfolgen, diese Entscheidung dem Gesammtbeschlusse des Collegiums zur Grundlage dienen und dieses Verfahren in der Ausfertigung erwähnt werden.

Kirchenraub, s. Sacrilegium.

Kirchenrecht (jus ecclesiasticum) ist der Inbegriff der Rechte und Pflichten einer Kirche und der Glieder derselben, als Wissenschaft aber der Inbegriff der Grundsätze, durch welche die Rechtsverhältnisse der Kirche als eines Ganzen und der Menschen als Glieder derselben bestimmt werden. Es zerfällt in das natürliche (jus ecclesiasticum naturale), das sich aus dem Begriffe und Wesen der Kirche überhaupt ergibt, und in das positive (jus ecclesiasticum positivum), das in den Gesetzen der bestehenden Kirchengewalt (s. d.) enthalten ist, in das allgemeine (jus ecclesiasticum generale), das für alle Kirchen Geltung hat, und in das besondere (jus ecclesiasticum particulare), das nur für bestimmte Kirchen oder für die Gemeinden in bestimmten Ländern gesetzliche Kraft hat. Die Quellen des allgemeinen Kirchenrechts sind die Bestimmungen des Neuen Testaments, des natürlichen Kirchenrechts und des Herkommens, der weltlichen Gesetze und des Kanonischen Rechts (s. d.). Die kath. Kirche dagegen findet die Quellen ihres Kirchenrechts vornehmlich in der Tradition, in den Bestimmungen der Kirchenväter, Kirchenversammlungen und Päpste, sowie in den mit Fürsten oder Ländern abgeschlossenen Concordaten (s. d.). Die protest. Kirche behielt anfangs das Kanonische Recht bei, mußte aber mit ihrer Entwickelung von wesentlichen Bestimmungen desselben abgehen und nahm als Quellen ihres Rechts vornehmlich die Kirchenordnungen, Symbolischen Bücher, die Beschlüsse des evangelischen Reichskörpers (conclusa corporis Evangelicorum) und die Verfassungsurkunden in den einzelnen Ländern an. Vgl. Schauroth und Herrich, „Sammlung aller Conclusorum und Verhandlungen des Corpus Evangelicorum" (Regensb. 1751—86). Die verschiedene Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche führte zu verschiedenen rechtlichen Bestimmungen, die in der Aufstellung des Episkopal-, Territorial- und Collegialsystems, wie in der Consistorial-, Presbyterial- und Synodalverfassung der Kirche sich aussprachen. Die besten neuern Werke über Kirchenrecht sind unter denen von kath. Verfassern das „Lehrbuch des Kirchenrechts aller Confessionen" von Walter (10. Aufl., Bonn 1846), von protest. Verfassern Eichhorn's „Grundsätze des Kirchenrechts" (2 Bde., Gött. 1831—33) und Richter's „Lehrbuch des kath. und evang. Kirchenrechts" (2. Aufl., Lpz. 1844).

Kirchenregiment, s. Kirchengewalt.

Kirchensatzungen (canones) heißen nicht blos die von Synoden (s. d.), sondern auch die von den alten Kirchenvätern und von den Päpsten gegebenen Feststellungen und Gesetze über den Glauben, die Gebräuche oder die Verfassung der Kirche (s. d.). Die Protestanten brauchen das Wort Kirchensatzungen gewöhnlich im Sinne von Tradition (s. d.), also von Feststellungen, welche keinen Grund in der Heiligen Schrift haben und daher der göttlichen Autorität ermangeln.

Kirchenslawische Sprache, auch **Altslawonisch**, **Altslawisch** oder **Cyrillisch** nennt man jenen ältesten Zweig der slaw. Sprache, in welchem vorzugsweise die slaw. Kirchenschriften abgefaßt sind. Als ein Zweig und zwar der zuerst bearbeitete der slaw. Sprache beruhte sie als Schriftsprache auf der Sprechweise der slaw. Völker in den zunächst an den Grenzen des byzant. Reichs oder selbst schon innerhalb derselben gelegenen Gegenden, der gegenwärtigen Serben und Bulgaren. Streng genommen ist das Altslawonische der alte bulgarische Dialekt, ungeachtet seiner nahen Verwandtschaft mit der pannonischen oder krainischen Mundart, die Kopitar nachgewiesen. Sie gehört als slaw. Dialekt der östlichen Reihe an und war zu den Zeiten Cyrill's (s. d.) über den ganzen südlich der Donau gelegenen Länderstrich, in dem heutigen Litorale, Serbien, Bosnien und Bulgarien ausgebreitet und mit geringen Abweichungen überall derselbe. Durch die Verfasser und Übersetzer der slaw. Kirchenschriften, entwickelt nach dem Vorbilde der griech. Sprache, ausgestattet mit seltenem Reichthum an Wortformen und Wortwurzeln, ausgezeichnet durch männliche Kraft, fern von jedem fremdartigen Einfluß, frei von ausländischem Charakter und Gepräge, mit einem Worte, durchaus original und ursprünglich und durch Jahrhunderte lange Bearbeitung auf das mannichfaltigste, aber in vollkommen nationalem Geiste ausgebildet, ist das Kirchenslawische bis auf diesen Augenblick der Urtypus und das vollendetste Muster aller slaw. Sprachdialekte. Am reinsten hat es sich in den äl-

testen Schriften der von Cyrill, seinem Bruder Method und ihren Gehülfen übersetzten Kirchen- und biblischen Schriften erhalten, wie z. B. in dem ostromirschen und dem rheimser Evangelium, der Inschrift von Tmutorokan, den ältesten Sborniks u. s. w. Die Sprache in diesen Schriften hat eine so überraschende Ausbildung und Vollendetheit der Form, daß sie vom 8.—12. Jahrh. mit dem Lateinischen und Griechischen auf gleicher Stufe stand, während die übrigen europ. Sprechweisen erst anfingen Schriftsprache zu werden. Schwerlich aber konnte das Kirchenslawische durch einen einzigen Mann oder in dem Zeitraume Eines Menschenlebens dermaßen ausgebildet werden, wie es bei Cyrill und Method vorliegt, und unstreitig fanden die beiden Slawenapostel die Sprache bereits fertig. Als Schriftsprache ist sie bei den slaw. Stämmen des griech. Ritus, namentlich den Serben und Russen, bis auf die Emporbildung ihrer Volksmundarten im Gebrauch gewesen. In der Kirche und beim Gottesdienst ist sie es noch jetzt. Als lebende Mundart ist sie als gestorben anzusehen. Das Neubulgarische hat sich ihr bedeutend entfremdet. (S. **Slawen.**)

Kirchenstaat, Stato della Chiesa, auch **Stato Pontificio** oder **Stato Romano** genannt, der einzige geistliche Staat der Christenheit, über welchen dem Papste, als Oberhaupt der röm.-kath. Kirche, die Souveränetät zusteht, umfaßt, in Mittelitalien und in seinem nördlichsten Theile in Oberitalien gelegen, mit Einschluß der im Neapolitanischen liegenden Parcellen Benevent und Pontecorvo ein Areal von nahe 812, nach einer andern Angabe nur von 748 QM. und ist, abgesehen von jenen Parcellen, vom Lombard.-venet. Königreiche, Modena, Toscana, Neapel, dem Tyrrhenischen und Adriatischen Meere begrenzt. Dem letztern näher als dem erstern gerückt und die Wasserscheide zwischen beiden bildend, durchschneidet der Hauptrücken des röm. Apennin das Land von NW. gegen SO. Derselbe beginnt östlich von der Quellgegend des Tiber, wo der Sasso di Simone am Ursprunge der Foglia und der Monte Casale an der Quelle des Metauro stehen, trifft bei Nocera auf den 4448 F. hohen Monte Pennino und südlicher an der Quelle der Nera auf den 6766 F. hohen Monte della Sibilla, den höchsten Punkt des Landes, wendet sich dann südwärts und verbindet sich an den Quellen des Tronto und Velino in der Landschaft Abruzzo mit dem neapolit. Apennin. Der südwestlichste Abfall ist sehr jäh und steil; die östlichen kürzern Seitenzweige erreichen meistentheils das Adriatische Meer, dem eine Menge Torrenten ähnliche Flüsse zuströmen. Die westlichen längern Seitenzweige verbreiten sich zwischen der Tiber und dem Garigliano bis zu des letztern Mündung in den Golf von Gaeta und werden mit dem Namen des röm. Subapennin bezeichnet. Dieser besteht aus mehren dem Hauptrücken parallel laufenden Bergzügen. So löst sich zwischen dem Monte Pennino und Sibilla ein langer Seitenarm vom Hochapennin ab, scheidet anfangs die Tiber von der Nera und zieht dann, von der letztern durchbrochen, an Rieti, Tivoli und Subiaco vorüber bis in den Winkel, wo der Sacco und Garigliano zusammenfließen. Der östliche Abfall ist steil, der westliche sanfter; in dem nördlichen Abschnitt erhebt sich 1½ M. südlich von Spoleto der Monte Fionchi (4158 F.) ungemein steil aus dem Nerathale, 3000 F. über dem Flusse. Am Teverone, nördlich von Tivoli, steht der 3966 F. hohe Monte Gennaro und in der Nähe Roms an der Mündung des Teverone in die Tiber der Monte-Sacro. Eine andere Berggruppe des Subapennins verbreitet sich zwischen der röm. Tiefebene oder Campagna di Roma (s. d.) und den Pontinischen Sümpfen (s. d.) einerseits, dem Sacco und untern Garigliano andererseits und erreicht nur am Südende des Staats bei Terracina das Meer. Diese Gruppe begreift das Albaner- und das Volskergebirge. Das erstere, welches südwärts bis Velletri reicht, besteht aus einer Gruppe isolirter kuppelförmiger Berge von 1200—2400 F. Höhe, steigt aber im Monte-Cavo am See von Nemi 2966 und im Monte Artemisio 2730 F. hoch auf und umschließt außer jenem den 960 F. hoch gelegenen Albanersee, einen wassererfüllten Krater. (S. **Albano.**) Die südlichern Volskerberge, durch eine Senkung von dem Albanergebirge getrennt, erheben sich rasch und begleiten in dichtgedrängten 3—4000 F. hohen Gipfeln das Saccothal, während sie in der Nähe der Pontinischen Sümpfe nur eine Höhe von 1800—2400 F. haben. Ähnliche Berggruppen, die sich an den toscan. Subapennin anschließen, aber nicht dessen plateauartigen Charakter tragen, erfüllen das Gebiet westwärts der Tiber. Die Küste des Tyrrhenischen Meers hat eine Entwickelung von 33 M., keine eigentlichen Meerbusen, sondern nur flache Einbiegungen mit den Häfen von Civita-Vecchia und der Rhede von Terracina. Die Küste ist größtentheils flach, sandig oder sumpfig, maremmenartig und daher ungesund, ohne bedeutende Vorsprünge außer dem Cap Linaro, Anzio und Circello, welches als ein isolirter Felsberg 1662 F. hoch sich erhebt. Die 42 M. lange Küste des Adriatischen Meers ist von der

neapolit. Grenze bis Rimini bergig, felsig, steil und hat ebenfalls nur einen bedeutenden Hafen, den von Ancona. Weiterhin folgen die Tiefebene der Romagna und die Sumpfstrecken der Pomündungen mit den Lagunen oder Valli von Comacchio. Außer dem Po, welcher die Nordgrenze bildet und hier den Senio, Santerno, Silaro, Idice, die Savena und den Reno aufnimmt, hat der Staat nur Küstenflüsse. Der größte von diesen ist die von Perugia an für kleinere Fahrzeuge schiffbare Tiber (s. d.). Außer ihr gehen ins Tyrrhenische Meer der Mignone, die Marta und Fiora; in den Garigliano fließt der Sacco; in das Adriatische Meer strömen die Flüsse Tronto an der Südgrenze, Tenna, Chienti, Potenza, Musone, Esino, Cesano, Metauro, Foglia bei Pesaro, Conca, Marecchia bei Rimini, Rubicone, Savio und Ronco oder Montone bei Ravenna. Die beträchtlichsten Landseen sind der von Bolsena, der Trasimenische See (s. d.) oder von Perugia, der von Bracciano und der Albanersee.

Die Zahl der Bewohner belief sich 1843 auf 2,898115, 1846 nur auf 2,732436 und hat in den letzten Jahren noch mehr abgenommen. Die Bevölkerung ist, mit Ausnahme von etwa 16000 Juden, ital. Abkunft und röm.-kath. Religion. Das Land umfaßt den classischen Boden der alten Roma, ist unter dem schönsten Himmelsstriche gelegen und im Ganzen überaus fruchtbar. Aber der Ackerbau wird nur in einigen Gegenden mit Fleiß betrieben, weite Strecken Landes liegen unbebaut, fast wüste. Das Grundvermögen ist in den Händen reicher Familien und der Landmann meist nur Pachter der Grundherren und der Städte; auf ihm, dem schwerbedrückten, liegen fast alle Lasten des Staats. Außer Getreide wird Hanf mit einiger Vorliebe gebaut, weniger Flachs, Taback und Färbekräuter. Der Weinbau ist weit verbreitet, entbehrt aber der nöthigen Pflege, und nur die Weine von Montefiascone, Orvieto, Bologna, Ravenna und Forli haben einigen Ruf. Olivenöl wird vorzüglich bei Velletri, Terni und in der Romagna gewonnen. Außerdem erntet man feines Obst, Pomeranzen, Citronen und Feigen. Die ausgedehnten Eichen- und Pinienwälder werden schlecht bewirthschaftet. Eifriger als den Ackerbau betreibt man die Viehzucht. Die Pferde stehen jedoch zurück, sodaß Maulthiere und Esel als die eigentlichen Last- und Zugthiere betrachtet werden müssen. Die Rindviehheerden werden sehr stark gehalten, namentlich in der Campagna di Roma, wo auch die Büffel zu den gewöhnlichen Nutzthieren gehören. Schafe finden sich nicht in bedeutender Anzahl; dagegen zieht man vorzugsweise Ziegen und Schweine. Die Seidencultur wird am sorgfältigsten in der Romagna, in der Mark Ancona und bei Fossombrone (s. d.) getrieben. Die Fischerei ist lebhaft, merkwürdig der Aalfang in den Sümpfen von Comacchio. Der Bergbau wird sehr wenig gefördert. Der Alaunstein von Tolfa, östlich von Civita-Vecchia, dient zur Bereitung des röm. Alauns; auch Vitriol, Salpeter, Schwefel, Steinkohlen und Steinsalz finden sich, sowie mehre Arten Marmor, Alabaster, Gyps, Kreide, Pozzuolanerde und Töpferton (wie bei Faenza). Salinen befinden sich an der Mündung der Tiber, der Marta und des Po, sowie bei Cervia zwischen Ravenna und Rimini. Von den zahlreichen Mineralquellen und Bädern sind die von Bracciano, Viterbo, Stigliano und Palazzi bei Civita-Vecchia die namhaftesten. Die Industrie ist von geringer Bedeutung. Die Leinen-, Wollen- und Baumwollenmanufacturen haben sich zu keiner Wichtigkeit erhoben und beschränken sich fast nur auf Rom, Ancona, Bologna und Perugia. Am bedeutendsten ist noch die Fabrikation grober Hanf- und Leinenwaaren, wie Segeltuch und Tauwerk, von denen viel ausgeführt wird. Am verbreitetsten sind die Seidenmanufacturen. Die Webereien in Rom, Perugia, Bologna, Ravenna, Rimini, Ancona, Jesi, Pesaro, Forli und Camerino stehen in Achtung, sowie die Hutfabrikation zu Rom und Fabriano. Lederfabriken sind zahlreich und haben ihren Hauptsitz zu Rom, aber auch zu Bologna, Ancona, Rieti und Benevent. Vortreffliche Handschuhe liefern Rom und Bologna. Bedeutend ist die Papierfabrikation, und die Papiermühlen von Ancona, Ronciglione, Fabriano und Foligno genießen einen ausgebreiteten Ruf. Unter den Metallwaaren, zu denen das Material meist eingeführt wird, ziehen die Schmucksachen von Rom und Bologna Aufmerksamkeit auf sich; andere liefern Sellano, Assisi, Urbino und Forli. Thon-, Glas- und Mosaikarbeiten produciren Rom, Rimini, Bologna, Faenza, Ferrara. Eigenthümlich der Stadt Rom sind die Darmsaitenfabriken. Der Handel, unterstützt durch die zwei Haupthäfen von Ancona und Civita-Vecchia und die kleinern von Rom, Anzio und Terracina, sowie durch die stark besuchte Messe von Sinigaglia (s. d.), führt besonders Getreide aus den Provinzen Bologna und Ferrara, Mehl, Zwieback, Wolle, Hanf, Taue, Segeltuch, Leinsamen, Olivenöl, Wein, Seide, Taback, Safran, Schwefel, Schwefelsäure, Salz, Darmsaiten, Schmuckarbeiten, Glaswaaren, Leder, Pergament, Papier und Tapeten aus. Im J. 1850 betrug die Ausfuhr 9,289842 Scudi (zu 1 Thlr. 13 Ngr. 5 Pf.),

619066 Scudi weniger als die Einfuhr betrug. Im Ganzen liegt aber der Handel sehr darnieder, obwol in neuerer Zeit Manches zu dessen Hebung geschehen ist: wie durch den Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Toscana, den Vertrag mit Östreich und Toscana zur Erleichterung der Poschiffahrt, strengere Maßregeln gegen den Schmuggel, sowie durch die 22. Febr. 1851 auf Actien gegründete Bank des päpstlichen Staats zu Rom mit Filialanstalten zu Bologna und Ancona. Ungemein schadet dem Handel die starke Erhöhung des Zolltarifs seit 1851 für nothwendige Einfuhr- und die bedeutendsten Ausfuhrartikel, wozu noch der Mangel an Silbergeld, der Überfluß an Papier und Kupfer und die Unsicherheit der Zustände kommt. Die Handelsmarine bestand 1851 aus 863 größern Schiffen von 28204 Tonnen und 567 kleinern Schiffen mit 9110 Seeleuten. Die geistige Cultur des röm. Volks steht im Allgemeinen auf einer sehr niedrigen Stufe. Zwar gibt es zwei Universitäten ersten Ranges, die zu Rom (Sapienza genannt) und zu Bologna, und fünf zweiten Ranges, zu Perugia, Camerino, Fermo, Macerata und Ferrara, ferner 21 Collegien für den Secundärunterricht der Knaben (den Unterricht der Mädchen besorgen Nonnen), sowie Kunstschulen zu Rom, Bologna und anderwärts. Allein wenn auch in den höhern Kreisen eine gewisse Gelehrsamkeit verbreitet ist, so liegt doch der Volksunterricht gänzlich darnieder; der Staat besitzt sogar nicht ein einziges Schullehrerseminar. In Rom selbst kann nur ein Fünftel der Bevölkerung lesen.

An der Spitze des Staats steht der Papst (s. d.), ein geistlicher Wahlfürst mit unumschränkter Gewalt. Doch muß jeder Cardinal (s. d.), folglich auch der Papst, der aus der Mitte des Cardinalcollegiums hervorgeht, gewisse Sätze beschwören, die man als Staatsgrundgesetze ansehen kann. Der gegenwärtige Papst, vom heil. Petrus an gerechnet der 259., ist Pius IX. (s. d.), der 1846 Gregor XVI. folgte. Dem Papst zur Seite steht, außer in kirchlichen Sachen, besonders in Verhältnissen zu fremden Staaten, das Collegium der Cardinäle (Sacro collegio), welches eigentlich 70 Mitglieder zählt, die aber nie vollzählig sind. Die Verwaltung umfaßt zunächst die Angelegenheiten der gesammten Christenheit und ist den verschiedenen Abtheilungen der röm. Curie (s. d.), wozu auch die Pönitentiaria und die päpstliche Kanzlei oder Dataria (s. d.) gehören, anvertraut. Was den Kirchenstaat selbst anbetrifft, so hat derselbe durch das Motuproprio vom 12. Sept. 1849, durch welches Pius IX. sowol seine eigene Constitution von 1848 als auch die republikanische Verfassung vom 3. Juli 1849 beseitigte, eine neue, ganz auf hierarchischen Principien beruhende Organisation erhalten. Der eigentliche Chef des politischen Staatswesens ist der Staatssecretär, welcher stets Cardinal sein muß und vom Papste ernannt wird. Er führt den Vorsitz im Minister- und im Staatsrathe, veröffentlicht die legislativen Acte und hat die oberste Leitung der Provinzialverwaltung. Der Ministerrath besteht nach dem Edicte vom 11. Sept. 1850 unter dem Vorsitze des Staatssecretärs, dem als Substitut ein Unterstaatssecretär im Ministerium des Äußern zur Seite steht, aus den fünf Ministern 1) des Innern und der Polizei, 2) der Rechts- und Gnadensachen, 3) der Finanzen, 4) des Handels, der öffentlichen Arbeiten und schönen Künste, 5) des Kriegs. Doch bleibt es dem Papste vorbehalten, die Zahl der Departements zu vermehren und auch Minister ohne Portefeuille zu ernennen, welche der Staatssecretär zu den Berathungen, in denen Stimmenmehrheit entscheidet, zuziehen kann. Die Berathungen des Ministerraths umfassen Bestimmungen über allgemeine Regierungsmaximen und Polizeimaßregeln, neue Gesetze und authentische Gesetzesinterpretation, sowie über das System des Staatshaushalts; er ist nur dem Papste verantwortlich. Der Staatsrath, wie jener vom Papst ernannt, hat den Staatssecretär zum Präsidenten, einen Prälaten zum Vicepräsidenten und besteht aus neun ordentlichen besoldeten und sechs außerordentlichen Räthen. Derselbe hält regelmäßig wöchentliche Sitzungen, hat eine berathende Stimme über Gesetzgebung und Finanzangelegenheiten und richterliche Stimme bei Competenzstreitigkeiten der höhern Verwaltungsbehörden; jedoch muß ihm für alle Berathungen vom Staatssecretär Vorlage gemacht werden. Die durch das Edict vom 21. Oct. 1850 organisirte Finanzconsulta, welche die Staatsrechnungen und das Budget zu prüfen, neue Anleihen, Steuern und Finanzoperationen zu begutachten hat, sich jährlich gewöhnlich auf drei Monate unter einem Präsidenten (einem Cardinal) und einem Vicepräsidenten (einem Prälaten) versammelt und vom Papste nach Belieben aufgelöst und neu organisirt werden kann, ist auf folgende Art zusammengesetzt. Aus je vier Candidaten, welche von den Provinzialräthen der einzelnen Provinzen aufgestellt werden und welche 30 J. alt sind, 10000 Scudi Grundvermögen oder 4000 Scudi Grund- und 8000 Capitalvermögen besitzen oder durch Bekleidung eines öffentlichen Amts, z. B. einer Professur, ihre geistige Befähigung darlegen können, wählt der Papst einen Vertreter. Außerdem ernennt er direct noch ein Viertel, besonders aus der Geistlichkeit. Die Ernennung geschieht auf sechs

Jahre; alle zwei Jahre scheidet ein Drittel aus. Die Consultoren der Provinzen erhalten Diäten aus den Communalkassen, die vom Papst ernannten aus Staatsmitteln. Die Provinzialregierung ist durch das Edict vom 22. Nov. 1850 geregelt. Nach demselben zerfällt der Staat in den Stadtbezirk von Rom (s. d.) oder die Comarca di Roma, wozu die drei Provinzen oder Delegationen Viterbo, Civita-Vecchia und Orvieto gehören, in welchen die höhere Polizei, Truppenvertheilung u. s. w. der Staatsregierung unmittelbar unterworfen ist, und in vier Legationen, nämlich die Legation der Romagna mit den vier Delegationen Bologna, Ferrara, Forli und Ravenna; die Legation der Marken mit den sechs Delegationen Ancona, Urbino und Pesaro, Macerata, Fermo, Ascoli, Camerino; die Legation von Umbrien mit den drei Delegationen Perugia, Spoleto und Rieti, und die Legation der Campagna und Maritima mit den drei Delegationen Velletri, Frosinone und Benevento. Der ersten dieser fünf Abtheilungen steht ein Cardinalpräsident vor; an der Spitze der vier andern steht ein Cardinallegat, dem ein außerordentlicher päpstlicher Commissar oder, wie in der Legation Campagna, ein Vicelegat beigegeben ist; sie verkehren nur mit dem Staatssecretär. Den einzelnen Provinzen oder Delegationen sind Delegaten vorgesetzt, die auch aus dem Laienstande sein können. Die Provinzen zerfallen in Governi, deren Vorsteher oder Governatori von der Regierung gewählt werden, wie die Legaten und Delegaten. Diesen Behörden stehen für die innern, besonders die finanziellen Provinzialangelegenheiten erstens die Provinzialräthe zur Seite, die aus drei für jedes Mitglied von den Gemeinderäthen vorzuschlagenden Candidaten von der Regierung gewählt werden, und zweitens die Provinzialcommissionen, welche sich aus den Räthen ergänzen und diesen gegenüber die Executivbehörde bilden. Die Wahlperiode beider Behörden, die auflösbar und absetzbar sind, ist sechsjährig, mit Ausscheidung eines Drittels alle zwei Jahre; die Wahlfähigkeit wird durch das 30. Lebensjahr, einen Census oder die geistige Befähigung bedingt. Die 26. Nov. 1850 und 31. Juni 1851 gegebene Gemeindeverfassung theilt alle Gemeinden, mit Ausnahme von Rom, in fünf Classen, mit mehr als 20000, mit 10—20000, 5—10000, 1—5000 und unter 1000 E. Die Gemeindebehörden sind der Gemeinderath und die Magistratur. Der Gemeinderath besteht aus 36, 30, 24, 16 oder 10, in Rom aus 48 Mitgliedern. Diese werden in jenen fünf Gemeindeclassen auf sechs Jahre mit dreijähriger Ausscheidungsperiode von einem Wahlkörper, der sechs mal so groß ist als die Zahl der zu Wählenden und zu zwei Dritteln aus Grundbesitzern, zu einem Drittel aus Intelligenzen besteht, aus den Besitzern gewählt. In Rom aber wird der Gemeinderath aus einer von demselben aufgestellten Liste vom Papst ernannt. Die Magistratur besteht aus 9, 7, 6, 5 oder 3, in Rom aus 8 Mitgliedern, die hier Conservatoren heißen. Gewählt werden sie aus einer dreifachen vom Gemeinderathe aufgestellten Liste durch den Delegaten, in Rom durch den Papst. Der Vorstand dieser Behörde heißt Gonfaloniere oder Priore und wird in kleinern Orten vom Staatssecretär, in den größern vom Papst ernannt, und zwar in Rom, wo er Senator heißt, aus den höchsten röm. Fürsten. Den Mitgliedern fügt die Regierung noch in den größern Städten zwei, in den kleinern Orten einen Geistlichen hinzu. Die Wahl geschieht auf sechs Jahre. Der Gemeinderath ist auflösbar, die Magistratur absetzbar. Die Befugnisse der Gemeindebehörden bestehen in der Berathung der Gemeindeangelegenheiten, namentlich des Budgets, und dem Vorschlagsrecht einer Terne für den Provinzialrath; doch unterliegen ihre Beschlüsse der Bestätigung der Delegaten und Legaten. Die Justiz steht unter dem Minister der Rechts- und Gnadensachen. Die Rechtspflege üben 21 Civiltribunale; von diesen geht die Appellation an die vier Obergerichtshöfe zu Rom (wo deren zwei bestehen), Macerata und Bologna. In letzter Instanz entscheidet der Justizminister. Diesem ist die geistliche und sogenannte gemischte Justiz entzogen, welche von der Sagra Visita Apostolica, einem aus Cardinälen bestehenden Collegium, besorgt wird. Von diesem Collegium kann an die Gesammtcongregation der Cardinäle als letzte Instanz appellirt werden. Zur Revision der Gesetzbücher ist eine Specialcommission ernannt. Die Polizei steht unter dem Minister des Innern und einem Generaldirector. Sie wird von den Provinzial- und Gemeindebehörden unter Aufsicht der Legaten und Delegaten geübt, hat es aber noch nicht vermocht, die öffentliche Sicherheit herzustellen. In kirchlicher Hinsicht steht der Staat unter sechs Erzbischöfen und etwa 60 Bischöfen, von denen mehre zwei Bisthümer verwalten. Die Armee soll neu eingerichtet werden und nach einem Edict vom 10. Aug. 1850 aus drei Regimentern Linieninfanterie von 10761 Mann, einem Bataillon Jäger, einem Regimente Cavalerie, einem Regimente Artillerie mit acht Batterien, einem Invalidencorps, vier Veteranencompagnien und einem Corps Arma politica (Gendarmeriecorps) von 5000 Mann, zusammen aus 19024 Mann bestehen. In Wirk-

lichkeit dürfte aber jetzt der Effectivbestand nur etwa 4000 Mann betragen, mit Einschluß eines aus Deutschen und Schweizern bestehenden Gardeinfanterieregiments. Die beabsichtigte Organisation ist eine Mischung von franz. und östr. Muster und es ist ihr das System der freien Anwerbung zum Grunde gelegt, die auf 4, 6 oder 8 J. geschieht.

Seit 1849 sind die Romagna und die Marken von Östreichern, die westlichen Staatsgebiete, besonders Rom und Civita-Vecchia, von Franzosen besetzt. Die Finanzen befinden sich im kläglichsten Zustande, indem die Einkünfte bei dem Darniederliegen des Ackerbaus, der Gewerbe und des Handels und bei der Seltenheit des Besitzwechsels abnehmen, die Ausgaben dagegen, wie schon früher, so jetzt besonders in Folge der neuen Organisation und der vermehrten Schulden sich steigern. Nach dem Budget von 1852 betrugen die Einnahmen 11,110570, die Ausgaben 12,906419 Scudi. Das Deficit von 1,795849 sollte theils durch die 7. Febr. 1852 decretirten neuen Steuern, theils durch eine Anleihe gedeckt werden. Die Staatsschuld beträgt gegen 69⅗ Mill. Scudi, die Zinsen und andere ihr zur Last fallende Gefälle 4,300000 röm. Thaler. Ritterorden gibt es im Kirchenstaate drei: den Christusorden, gestiftet 1319; den Orden des goldenen Sporns, gestiftet von Pius IV. 1559 und reformirt 1841 von Gregor XVI.; den Orden Gregor's d. Gr., gestiftet 1832. Ein vierter, der Orden des heil. Johann vom Lateran, gestiftet 1560, wird nicht mehr vergeben. Vgl. Calindri, „Saggio geografico, statistico e storico dello Stato Pontificio" (Perug. 1829); Tournon, „Études statistiques sur Rome et la partie occidentale des États Romains" (2 Bde., Par. 1831, nebst Atlas); Helffrich, „Röm. Zustände im Frühjahr 1850" (Lpz. 1850).

Der Kirchenstaat entstand aus der Schenkung, die 755 der König der Franken, Pipin der Kleine, dem Bischof von Rom, Stephan II., mit den Besitzungen machte, welche die Longobarden dem Exarchat entrissen hatten, gegen die ihn Stephan II. zu Hülfe gerufen hatte. Karl d. Gr. erneuerte 774 die Schenkung und erhielt dafür 800 von Leo III. die röm. Kaiserwürde. Inzwischen sind die zweifelhaften Diplome Ludwig's des Frommen, Otto's I. und Heinrich's II., deren Echtheit in neuerer Zeit Marino Marini (Rom 1822) nachzuweisen versuchte, die einzigen Belege für diese Schenkungen Pipin's und Karl's d. Gr. Mächtige Vertheidiger ihres Besitzthums erwarben sich die Päpste in den von ihnen begünstigten Normannen in Unteritalien, die sie zu ihren Vasallen machten. Nachdem Heinrich III. 1053 das Herzogthum Benevent dem Papste Leo IX. überlassen, wußte Gregor VII. (s. d.), der das Papstthum zur höchsten Vollendung erhob, unter den Bedrängnissen Kaiser Heinrich's IV. (s. d.) die in Italien gewonnene unumschränkte Macht zur festern Begründung seines weltlichen Besitzthums und dessen Befreiung von der Oberhoheit des Kaisers zu benutzen. Die bedeutendste Vergrößerung gewann der Kirchenstaat durch die Erbschaft aller Güter und Besitzungen der Markgräfin Mathilde von Toscana, die zwar vom Kaiser angefochten wurde, über die er sich aber endlich mit Papst Paschalis III. vergleichen mußte. Die Kreuzzüge förderten die Absichten des röm. Stuhls im Anfange mehr als im Fortgange. Papst Innocenz III., gest. 1216, erhob sich zum Souverain von Rom und wurde als solcher auch anerkannt. Von seinen gefährlichen Nachbarn aus dem Hause Hohenstaufen (s. d.) befreite sich der päpstliche Stuhl dadurch, daß er 1265 das Haus Anjou auf den Thron von Neapel rief. Doch die Herrschaft der Päpste, verbunden mit ihrem regellosen Wandel, erregte endlich den Widerstand der unzufriedenen Römer dermaßen, daß die Päpste sich genöthigt sahen, 1305 ihre Residenz nach Avignon zu verlegen, welches Clemens VI. 1348 von der Königin Johanna von Neapel durch Kauf erwarb. Da indeß die unter franz. Einflusse stehenden Päpste selten oder nie die Zustimmung der Römer und Deutschen erhielten und von Rom aus ihnen Gegenpäpste entgegengestellt wurden, so konnte in dieser Zeit der Wirren weder das Wohl der Kirche noch das des Staats gefördert werden. Erst nachdem die Päpste 1376 ihren Sitz wieder in Rom genommen hatten, konnte man wieder an die Vergrößerung der päpstlichen Besitzungen denken, trotz der nachdrücklichen Sprache mehrer deutscher Kirchenversammlungen. Julius II. erwarb 1513 Bologna, Clemens VII. 1532 Ancona. Die Venetianer mußten Ravenna abtreten. Ferrara wurde 1598 der modenes. Erbschaft entrissen und Urbino von seinem letzten Herzoge, Franz Maria aus dem Hause Rovere, 1626 dem päpstlichen Stuhle vermacht. Inzwischen verloren die Päpste auch wieder einen großen Theil ihres weltlichen und geistlichen Einflusses, namentlich in Folge der Reformation im 16. Jahrh. Zwar stellte Sixtus V. gegen das Ende des 16. Jahrh. die innere Ordnung wieder her, aber die Verschwendung und der Nepotismus der folgenden Päpste erzeugten neue Übel. Neapel hob 1783 seine alten Lehnsverbindlichkeiten gegen den päpstlichen Stuhl auf, und selbst die Reise Pius' VI. nach Wien 1782 konnte die großen Veränderungen nicht aufhalten, welche Kaiser Joseph II. in den geistlichen

Angelegenheiten unternahm. Durch das Waffenglück der Franzosen in Italien sah sich der Papst im Frieden von Tolentino, 13. Febr. 1797, genöthigt, Avignon an Frankreich und die Romagna, Bologna, Ferrara an die Cisalpinische Republik abzutreten. Ein Aufstand in Rom gegen die Franzosen, 28. Dec. 1797, veranlaßte 10. Febr. 1798 die Einnahme Roms und 18. Febr. die Erklärung des Kirchenstaats zur Römischen Republik. Pius VI. (s. d.) wurde nach Frankreich gebracht, wo er 29. Aug. 1799 starb. Die Siege der Russen und Östreicher in Italien begünstigten die Papstwahl Pius' VII. (s. d.), 14. März 1800, welcher unter dem Schutze der östr. Waffen von Rom wieder Besitz nahm. Durch das Concordat, welches er 1801 mit dem Ersten Consul der franz. Republik abschloß, ging dem päpstlichen Stuhl abermals ein großer Theil seiner noch übrigen weltlichen Macht verloren. Als sich der Papst 1807 weigerte, den Code Napoléon einzuführen und England den Krieg zu erklären, wurde ihm 3. April erklärt, daß Frankreich mit dem Papste im Kriege sei. Die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino wurden dem Königreiche Italien einverleibt und dem Papste blieb nur der Theil des Kirchenstaats jenseit der Apenninen. Doch schon 2. Febr. 1808 rückte ein franz. Corps von 8000 Mann in Rom ein. Dem Papste, dessen geistliche Hoheit fortdauern sollte, wurden zwei Mill. Frcs. jährliche Einkünfte angewiesen, worauf ein Decret vom 17. Mai 1809 den Kirchenstaat dem franz. Reiche einverleibte und Rom für eine freie kaiserl. Stadt erklärte. Der Papst wurde nach Frankreich abgeführt und mußte hier verharren, bis die Ereignisse des J. 1814 ihm erlaubten, 24. Mai nach Rom zurückzukehren, wo er von dem Kirchenstaate, mit Ausnahme von Avignon und Venaissin, sowie eines kleinen jenseit des Po gelegenen Landstrichs von Ferrara, wieder Besitz ergriff. Seitdem haben Pius VII., sowie dessen Nachfolger, Leo XII., 1823—29, Pius VIII., 1829—30, und namentlich Gregor XVI., 1831—46, das päpstliche Ansehen im Innern wie nach außen mit aller Macht herzustellen und zu befestigen sich bemüht. Fortwährend aber hatten sie im Innern gegen die unzufriedene und verwahrloste Bevölkerung, gegen Verschwörungen und Aufstände zu kämpfen. (S. Italien.) Der Aufstand in Modena in der Nacht vom 3. auf den 4. Febr. 1831 veranlaßte in den nächsten Tagen in Bologna (s. d.) Zusammenrottungen, welche die Constituirung einer Provisorischen Regierung der Stadt und Provinz Bologna zur Folge hatten. Binnen kurzem verbreitete sich die Erhebung über den größten Theil des Kirchenstaats, und schon 8. Febr. wurde die zeitliche Herrschaft des Papstes für beendigt erklärt. In den äußersten Schrecken versetzt, ohne Geld und ohne Soldaten, suchte der päpstliche Hof alle Mittel hervor, sich vor dem drohenden Sturme zu retten. Eine Gegenrevolution, welche die Cardinäle Oppizzoni und Benvenuti versuchten, misglückte gänzlich und verrieth nur noch mehr die Schwäche der päpstlichen Regierung. Endlich rückten 21. März östr. Truppen in Bologna ein, worauf die Provisorische Regierung ihre Gewalt 26. März in die Hände des Cardinals Benvenuti niederlegte, nachdem derselbe zuvor eine vollständige Amnestie versprochen hatte. Doch die päpstliche Regierung gewährte die versprochene Amnestie nicht; auch that sie nichts zur Besänftigung der Gemüther sowie für Verbesserungen in den Legationen. Die Bevollmächtigten der Großmächte erklärten zwar dem Papste in einer Note, daß seine Regierung den Bedürfnissen und Interessen des Volkes nicht entspreche; allein die päpstliche Regierung meinte es mit ihren Reformen, die sie einzuleiten sich jetzt anschickte, keineswegs ernstlich. Als die längst erwarteten Verordnungen über die Umschaffung der Civil- und Criminalprocedur den allgemeinen Erwartungen und Bedürfnissen durchaus nicht entsprachen, kam es zu neuen Aufständen, die im Jan. 1832 ein abermaliges Einrücken der Östreicher in Bologna veranlaßten, worauf im Febr. 1832 auch die Franzosen Ancona besetzten. Alles schien sich indeß wieder zu beruhigen, sodaß 1838 die östr. Truppen aus dem Kirchenstaat zurückgezogen werden konnten, während gleichzeitig die Franzosen Ancona räumten. Solange Gregor XVI. regierte, dauerte indessen die dumpfe Gährung im Kirchenstaate fort und machte sich immer wieder in einzelnen Ausbrüchen (1843 in der Romagna, 1845 in Rimini) gewaltsam Luft. Um so lauter und stürmischer war der Jubel, womit man den im Juni 1846 neu gewählten Papst Pius IX. (s. d.) empfing, als derselbe sein Regiment mit Milde und Nachgiebigkeit begann, eine Amnestie verkündete, verschiedene Reformen in der Verwaltung unternahm, die Einsetzung einer aus Provinzialvertretern gebildeten Staatsconsulta verordnete (April 1847) und im Sommer desselben Jahres die stürmisch verlangte Bürgerbewaffnung bewilligte. Die Anfänge von Pius' Regierung, das regere politische Leben, das sich an sie knüpfte, die Bewegung der Presse u. s. w. wirkte nicht nur auf die ganze Halbinsel (s. Italien), sondern selbst auf den Gang der europäischen Verhältnisse mächtig herüber. Bald wurde indessen Pius IX., dessen Streben sich nur auf Verwaltungsreformen beschränkte, von der entfesselten Bewegung weiter

fortgerissen, als es in seiner Natur und Stellung lag. Er mußte (14. März 1848) dem Beispiel der andern Staaten folgen und eine constitutionelle Verfassung verkünden. Auch konnte er nicht hindern, daß die Römer an dem Kampfe gegen Östreich Theil nahmen. Zudem sah er sich genöthigt, ein liberales Ministerium (Mamiani) zu bilden und eine Ständeversammlung einzuberufen. Immer deutlicher stellte sich dabei die Unverträglichkeit des geistlichen Staats mit der constitutionellen Ordnung der Dinge heraus, und immer schärfer trat der Unterschied zwischen den Reformen, wie Pius sie wollte, und den Foderungen der weitergehenden Parteien heraus. Die Siege der östr. Waffen weckten die Hoffnung wieder, die stürmische Bewegung in engere Bahnen zu leiten. Zu diesem Ende berief der Papst nach Mamiani's Rücktritt den Grafen Rossi (s. d.) an die Spitze des Ministeriums (Sept. 1848). Aber Rossi wurde, als die Abgeordneten wieder zusammentraten (15. Nov.), meuchlerisch ermordet, und durch eine revolutionäre Volksbewegung ward der Papst selbst in seinem Palaste bedrängt und genöthigt, ein demokratisches Ministerium anzunehmen. In Folge dieser Vorgänge entfloh Pius (25. Nov.) nach Gaeta im Neapolitanischen und suchte von dort aus vergeblich durch Decrete und Ermahnungen auf die empörte Bevölkerung zu wirken. Es bildete sich eine Provisorische Regierung, welche Ende Dec. die Constituirende Versammlung berief, deren erstes Werk es war, die Herrschaft des Papstes für abgeschafft zu erklären und die Republik zu proclamiren (Febr. 1849). Die Triumvirn Armellini, Saliceti, Montechi traten an die Spitze der Regierung; die beiden Letztern wurden aber bald durch Saffi und J. Mazzini ersetzt. Dieser Sieg der extremen radicalen Partei und die terroristischen Gräuel in Ancona und Sinigaglia fielen zusammen mit der zweiten Niederlage König Karl Albert's von Sardinien und den ersten Erfolgen der Restaurationspolitik in Ober- und Mittelitalien. Indessen hatten die kath. Mächte eine Intervention zur Herstellung des Papstes beschlossen, und während in den Legationen Östreicher einrückten, neapolit. und span. Truppen auf dem Marsche waren, landete auch (April 1849) ein franz. Heer unter Oudinot. Zwar vertheidigte sich Rom (s. d.) mit unerwarteter Tapferkeit und Ausdauer. Es trotzte Wochen lang dem verheerenden Angriff der Franzosen, bis der weitere Widerstand unmöglich geworden war und 2. Juli die Übergabe erfolgte. Die Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft wurde nun proclamirt und der größte Theil der letzten Umgestaltungen beseitigt. Pius verordnete die Einsetzung eines Staatsraths, einer Staatsconsulta, die Bildung von Provinzial- und Municipalräthen, sowie von Gerichtsreformen. Zugleich erfolgte eine beschränkte Amnestie. Erst im April 1850 kehrte indessen der Papst nach Rom zurück, und es begann nun das Werk der vollen Restauration und der Bestrafung der Urheber und Helfer der Revolution. Die Occupation des Landes durch Franzosen und Östreicher mußte fortdauern; eine Reihe blutiger und gewaltsamer Thaten bewies, daß die Gährung noch lange nicht beschwichtigt war.

Kirchenstrafen heißen diejenigen Strafen, welche die Kirche kraft der ihr zustehenden Gewalt ihren Mitgliedern wegen Vergehungen gegen ihre gesetzlichen Normen durch diejenigen Organe auferlegt, denen sie die gesetzgebende und vollziehende Gewalt übertragen hat. Daß die Kirche, wie jede Gesellschaft, das Recht hat, ihre Mitglieder zu strafen, folgt aus dem Begriffe des Gesellschaftsrechts und war auch von jeher in der Kirche gebräuchlich. Die kath. Kirche leitet das Strafrecht aus Matth. 18, 18, 1. Cor. 5, 5 und Tim. 1, 20 her; in der Kirchensprache führt es die Bezeichnung Schlüsselgewalt. (S. **Kirchengewalt**.) Aus jenem Begriffe des Gesellschaftsrechts ergibt sich aber, daß die Kirche nur Vergehungen gegen die kirchliche Gesellschaft und nicht etwa Vergehungen gegen die Staatsgesetze oder das allgemeine Recht bestrafen kann und daß die Strafe selbst nur das Verhältniß des Sünders zur Kirche, nicht aber sein Verhältniß zum Staate oder seine bürgerlichen Verbindungen betreffen darf. So war es auch in den ersten Jahrhunderten des Christenthums. Man strafte Abfall oder Verleugnung der Kirche, Ungehorsam gegen die kirchliche Ordnung, Ehebruch, Meineid, Diebstahl, Kirchenverachtung, weil man diese Vergehungen als grobe Verletzungen des göttlichen Gesetzes ansah. Als aber im röm. Weltreiche Kirche und Staat zusammenfielen, gab man den kirchlichen Strafen, besonders dem Banne, auch nachtheilige Folgen für die bürgerlichen Verhältnisse. Bei den Protestanten fielen die bürgerlichen Nachtheile bei den Kirchenstrafen weg. (S. **Kirchenbann**, **Kirchenbuße**.) Die röm.-kath. Kirche behauptete das Strafrecht auch über alle Vergehen der geistlichen Personen gegen die bürgerlichen Gesetze; die protest. Kirche aber hat das Strafrecht der Kirchenbehörde blos auf amtliche Vergehen der Geistlichen beschränkt, und die Strafen sind, außer Verwarnung und Geldbußen, Suspension, Amtsentsetzung und bei Criminalvergehen öffentliche Ausstoßung aus dem geistlichen Stande oder Degradation.

Kirchenväter (patres ecclesiae) nennt man im engern Sinne die Lehrer und Schriftsteller der alten Kirche, welche vom 2.—6. Jahrh. lebten, im weitern Sinne alle Lehrer und Schriftsteller der christlichen Kirche bis zu den Scholastikern herab, die mit dem 11. Jahrh. anfangen. Die Kenntniß ihres Lebens und ihrer Werke macht den Inhalt einer eigenen Wissenschaft, der Patristik (s. d.) oder Patrologie, aus. Die meisten der ältern Kirchenväter waren, ehe sie sich zum Christenthume wendeten, Philosophen, Rhetoren und Sachwalter gewesen, woraus manche Eigenthümlichkeiten ihrer Ansichten, ihrer Disputirmethode und ihres Vortrags erklärbar werden. Ihre Schriften beschäftigen sich mit Vertheidigung der christlichen Religion und der Gesellschaft der Christen, mit Bestreitung des Heiden- und Judenthums und der Ketzer, mit Erklärung der heiligen Bücher, mit Darstellung der Glaubens- und Sittenlehre, mit der Geschichte des Christenthums und der christlichen Kirche, mit dem Unterricht und der Erbauung des Volkes, und sind daher entweder apologetischen oder exegetischen, dogmatischen, moralischen, historischen, polemischen oder endlich ascetischen Inhalts. Die berühmtesten unter den griech. Kirchenvätern sind Clemens Alexandrinus, Origenes, Eusebius, Athanasius und Chrysostomus; die merkwürdigsten und einflußreichsten unter den lateinischen Tertullian, Cyprian, Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregor der Große. Außerdem ist Ephraem Syrus (s. d.) sehr wichtig. Die reichhaltigsten Sammlungen von Schriften der Kirchenväter sind die „Maxima bibliotheca veterum patrum" (27 Bde., Lepd. 1677) und Galland's „Bibliotheca veterum patrum" (13 Bde., Ven. 1765—79); Auszüge und Übersetzungen enthält Rösler's „Bibliothek der Kirchenväter" (10 Bde., Lpz. 1776—86). — In der protest. Kirche versteht man unter Kirchenvätern auch die zur Verwaltung des Kirchenärars zugezogenen Laien.

Kirchenverfassung heißt der ganze durch Gesetz oder Herkommen gebildete Organismus der Kirchengesellschaft zur Übung der gesetzgebenden und vollziehenden Kirchengewalt (s. d.). Zunächst war die Kirchenverfassung nach dem Episkopalsystem (s. d.) gestaltet, das sich aber in der röm.-kath. Kirche zum Papalsystem gestaltete, nach dem jetzt noch die Verfassung der Kirche, die in einem genau gegliederten Priesterthume und in der Hierarchie (s. d.) mit dem Papste an der Spitze besteht, organisirt ist. Der Charakter der kath. Kirchenverfassung ist daher ein absolutmonarchischer. In der griech.-kath. Kirche dagegen überschreitet die Form der Kirchenverfassung nirgends den aristokratischen Charakter und ist daher nicht monarchisch; ihre Spitze hat sie in einem Patriarchen, dessen Macht aber durch Nebenpatriarchen oder durch Institutionen und Sitten paralysirt wird. Die Nationalkirche, die in Rußland und Griechenland mit und in dem Staate besteht, betrachtet diesen als einen Theil von sich selbst, sowie umgekehrt der Staat die Kirche als einen Theil von sich selbst erkennt. Die griech. Kirche weiß sich daher in ihrem sichtbaren Dasein innig mit den politischen Formen verwachsen. Die vollkommenste Ausbildung dieses eigenthümlichen Zustandes zwischen Kirche und Staat findet man aber in Rußland, wo der Kaiser zugleich Kaiser der Kirche Rußlands ist und als oberster Schutzherr von der ganzen griechisch-kath. Kirche angesehen wird. In und durch die Reformation ward die evangelische Kirchenverfassung durch die Consistorien (s. d.) wiederum nach dem Episkopalsystem gebildet, das aber dann, nach dem Grundsatze: „Wem das Land gehört, so muß auch der Glaube des Landes sein", zum Territorialsystem (s. d.) sich umbildete und in consequenter Durchführung den weltlichen Regenten zum absoluten Kirchenfürsten erhob (Cäsareopapat). Eine natürlichere Gestalt erhielt die Kirchenverfassung dann durch das Collegialsystem (s. d.), welches Staat und Kirche in das rechte Verhältniß zu setzen strebte. In der ref. Kirche bildeten sich vom Anfang an Presbyterien und Synoden, und neuerdings suchte man der Kirche durch die Einführung der Presbyterial- und Synodalverfassung (s. d.) die ihr zukommenden Rechte zu wahren, sie selbst in ihrer Entwickelung zu fördern. Doch strebt die altlutherische Partei dahin, die Consistorien als den Centralpunkt in der Kirchenverfassung beizubehalten und dadurch eine geistliche Macht in der Kirche zu behaupten.

Kirchenversammlung, s. Concilium.

Kirchenvisitation heißt die von der obern Kirchenbehörde durch besondere Abgeordnete an Ort und Stelle vorzunehmende Untersuchung des gesammten kirchlichen Zustandes einer oder mehrer Gemeinden und der amtlichen Tüchtigkeit und Wirksamkeit ihrer Geistlichen. Sie sind theils außerordentliche, theils ordentliche Visitationen. Die außerordentlichen werden von den Kirchenobern für besondere einzelne Fälle angeordnet. Als erstes Beispiel dieser Art sieht man die Reise der Apostel Petrus und Johannes zu den Gemeinden in Samaria an. Sie waren auch in der Folge nicht selten, besonders bei entstandenen Spaltungen und Ketzereien, z. B. in der afrikanischen Kirche wegen der Donatisten. Nach der Entstehung des Klosterwesens wur-

den sie auch auf die Klöster ausgedehnt. Auch die Sendgerichte (s. d.) gehörten hierher. Anfangs lagen die Kirchenvisitationen den Bischöfen ob, die aber den Gemeinden, indem sie mit einem förmlichen Hofstaate umherzogen, oft so lästig wurden, daß selbst Synoden und weltliche Behörden Verordnungen gegen den unmäßigen Aufwand bei Kirchenvisitationen erlassen mußten. Die Bischöfe überließen diesen Theil ihrer amtlichen Functionen bald ihren Vicaren, und im Mittelalter sendeten die Päpste oft auch Legaten mit vollkommener Strafgewalt oder überwiesen den Inquisitoren die Untersuchung des kirchlichen Zustandes in einem Lande. Eine ganz neue Gestalt erhielt die Kirchenvisitation durch die Reformation. Auf Befehl des Reichsregiments hielten die Bischöfe von Meißen und Merseburg (1522) eine Kirchenvisitation, um Luther's Lehre zu unterdrücken oder wenigstens ihre weitere Verbreitung zu hindern. Der beabsichtigte Zweck schlug gänzlich fehl. Dagegen rieth Luther dem Kurfürsten von Sachsen (1525), eine über alle Kirchen des Landes sich erstreckende Visitation halten zu lassen, um die Tüchtigkeit und Wirksamkeit der Prediger, den Zustand jeder Kirche und der Güter derselben zu prüfen. Melanchthon schrieb zu diesem Zwecke sein „Visitationsbüchlein, oder Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstenthume Sachsen", das die Unterscheidungslehren der protest. Kirche aufstellte, während die eigentliche Instruction für die Visitatoren gemeinschaftlich von weltlichen Räthen und von Theologen des Kurfürsten aufgesetzt wurde. Die erste Kirchenvisitation, die nun von 1527—29 in Sachsen durch weltliche und geistliche Abgeordnete abgehalten wurde, um das Kirchenwesen nach den Grundsätzen der Reformation in Ordnung zu bringen, erstreckte sich gleichmäßig auf die Kirche und Schule, und obschon sie auch ihre Gegner fand, namentlich an Nik. Amsdorf, Konrad Cordatus und Joh. Agricola, weil diese in dem Verfahren einen Eingriff in die eben gewonnene kirchliche Freiheit zu erkennen meinten, gewann sie doch bald Nachahmung in andern evangelischen Ländern. Diese Visitationen bestehen noch jetzt als eine sehr nützliche Einrichtung und werden in der kath. Kirche von dem Bischofe oder dessen Abgeordneten, in der protest. Kirche alljährlich, in manchen Staaten alle drei Jahre, von den Dekanen, Superintendenten und Inspectoren in ihren Sprengeln abgehalten. Bei diesen ist aber auch meist ein weltlicher Beamter als Mitaufseher über die geistlichen Gebäude und das Kirchengut und als Mitglied der kirchlichen Polizei zugegen.

Kirchenzucht (disciplina ecclesiastica) nennt man den Inbegriff aller Mittel, durch welche die Kirche ihre Mitglieder zu einem äußerlich ehrbaren Leben (guter Zucht), zur Beobachtung der von ihr getroffenen Anordnungen und zur Erfüllung der kirchlichen Gesellschaftspflichten anhält. Zu den für die Kirchenzucht gehörigen Anstalten gehören die Kirchenvisitationen (s. d.) der Gemeinden und die in manchen protest. Ländern vorhandenen Disciplininspectoren. Gegen die Ungehorsamen treten die Kirchenstrafen (s. d.) ein. Für die Handhabung der Kirchenzucht in der protest. Kirche bestehen die sogenannten gradus admonitionis, nach welchen die Kirchenglieder, welche die gute Zucht und Ordnung verletzen, amtlich zur Besserung angehalten werden, und zwar zuerst von ihrem Pfarrer, dann von dessen Dekan oder dem Superintendenten und endlich von dem Consistorium; da aber, wo Presbyterien oder sogenannte Kirchenconvente bestehen, ist diesen die Ausübung der Kirchenzucht überwiesen worden. Durch die deutschen Grundrechte wurde die Anwendung der Kirchenzucht eigentlich beseitigt; doch hat die Aufhebung der Grundrechte der Kirche dieses Recht wieder zurückgegeben. In neuester Zeit zeigen die lutherischen Ultras ein reges Streben, die alten Kirchenbußen (s. d.) in die Kirchenzucht wieder einzuführen, ohne daran zu denken, daß sie dadurch den Zeitverhältnissen geradezu entgegentreten. In einigen Ländern Deutschlands hat die kath. Kirche die leichtere Ausübung der Kirchenzucht in die Hände der Kirchen- und Schulsynoden gelegt; so in Baden, wo denselben auch eine beschränkte Strafgewalt zusteht. In Würtemberg bestehen zu demselben Zwecke die aus dem Ortsgeistlichen, Ortsvorsteher und einigen andern Beisitzern zusammengesetzten Kirchenconvente, in Kurhessen die Pfarrsynoden und Sittengerichte, aber ohne Strafgewalt.

Kircher (Athanasius), ein deutscher Polyhistor, geb. zu Geiß im Fuldaischen 2. Mai 1601, wurde 1618 Jesuit und dann Professor zu Würzburg. In Folge der Unruhen des Dreißigjährigen Kriegs ging er nach Avignon, wo er mehre Jahre lang bei den reichen Jesuiten seinen Studien oblag. Im Begriff nach Deutschland zurückzukehren berief ihn der Papst nach Rom. Hier lehrte er anfangs am Collegium Romanum Mathematik. Später ohne Lehramt beschäftigte er sich mit dem Studium der Hieroglyphen und andern archäologischen Gegenständen. Er starb 1680. Unter seinen vielen Werken sind zu nennen als die berühmtesten: „Ars magna lucis et umbrae" (2 Bde., Rom 1646); „Musurgia universalis" (2 Bde., Rom 1650); „Oedipus Aegyptiacus" (4 Bde., Rom 1652—55), die Erklärung einer großen Anzahl von Hieroglyphen,

freilich in der Art, wie man sie von einem Gelehrten voll sonderbarer Grillen und abenteuerlicher Vermuthungen erwarten konnte; „Prodromus Coptus" (Rom 1636); Lingua Aegypliaca restituta" (Rom 1644); „Mundus sublerraneus" (2 Bde., Amst. 1678); „China illustrata" (Amst. 1667); „Polygraphia, seu artificium linguarum, quo cum omnibus totius mundi populis poterit quis correspondere" (Rom 1663); „Latium, id est nova et parallela Latii, tum veteris, tum novi, descriptio" (Rom 1671), ein sehr gelehrtes Werk. Sein Antiquitäten- und Modellcabinet beschrieb Buonanni (Rom 1709). Mit Recht wird er für einen der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit, sowie für einen der fruchtbarsten Schriftsteller der Gesellschaft Jesu gehalten. Am geschätztesten sind seine Werke über die Alterthumskunde; andere, wie sein „Turris Babel" und „Area Noë", sind ihrer Sonderbarkeiten halber literarische Curiositäten. Zu seinen Erfindungen gehört der nach ihm benannte Brennspiegel, mit dem er auf der Insel Malta den ersten Versuch machte, weshalb er auch der maltesische Spiegel genannt ward.

Kirchgang heißt der in der christlichen Kirche übliche Gebrauch der Frauen, nach glücklich überstandener Niederkunft und erfolgter Genesung die Kirche zu besuchen und Gott durch Gebet zu danken. Schon bei den Juden fand ein solcher Gebrauch statt; denn nach 3. Mos. 12, 6 sollte die Frau bei der Geburt eines Knaben nach dem 33. Tage, bei der Geburt eines Mädchens aber nach dem 66. Tage das Reinigungsopfer dem Herrn bringen. In der alten Kirche war der Kirchgang der Wöchnerinnen mit besondern Feierlichkeiten verbunden und hieß, nach seinem jüd. Ursprunge und den mit ihm verbundenen Gaben an den Priester oder die Kirche, der Opfergang; doch war keine Zeit festgesetzt, zu welcher er stattfinden mußte. Eine Verordnung von Innocenz III. gestattete sogar im günstigen Falle der Niederkunft den Kirchgang in ganz kurzer Zeit nach der Geburt zu halten. Gewöhnlich findet er jetzt sechs Wochen nach der Entbindung, oft aber auch viel früher statt. Die Mutter besucht mit dem Kinde die Kirche. Sie wird dann von dem Geistlichen besonders eingesegnet, oder derselbe spricht für sie ein Dankgebet, oder Mutter und Kind werden in das Kirchengebet eingeschlossen. In der griech. Kirche ist der 40. Tag nach der Geburt zum Kirchgange bestimmt.

Kirchholm, eine Stadt in Livland an der Dwina, ist durch den großen Sieg denkwürdig, den hier 27. Sept. 1605 ein kleines poln. Heer unter dem Hetman Chodkjewicz über ein 14000 Mann starkes schwed. Heer Karl's IX. erfocht und in Folge dessen die Belagerung von Riga aufgehoben wurde.

Kirchweihe nennt man die religiöse Handlung, durch welche eine neuerbaute oder ihrer Bestimmung eine Zeit lang entzogene Kirche dem gottesdienstlichen Gebrauche feierlich gewidmet wird. Diese Feierlichkeit hat ihren Ursptung in der jüd. Tempelweihe, die in den Monat Kislev (unser Novbr.) fiel, acht Tage dauerte und auch das „Fest der Lichter" hieß, weil die Juden während desselben ihre Wohnungen erleuchteten. In der christlichen Kirche wurde die Kirchweihe erst seit Konstantin d. Gr. gebräuchlich, und ihre Feierlichkeiten waren, nach dem Zeugnisse des Eusebius, sehr einfach. Der Hauptsache nach bestanden sie in einem solennen Gottesdienste mit der Feier des heiligen Abendmahls, in Dankgebeten und Segenssprüchen. Früher wurde die Kirchweihe von einem Bischofe im Beisein anderer hoher kirchlicher Beamter vollzogen. So geschieht es auch jetzt noch, obschon diese Function eigentlich ein dem Papste allein zustehendes Amt ist, dessen Vollziehung er aber einem Andern überträgt. Die Feierlichkeiten bei der Kirchweihe sind in der kath. Kirche nicht überall gleich; wesentlich aber kommen sie darauf hinaus, daß der Bischof schon vor dem Tage der eigentlichen Kirchweihe fastet, die Reliquien in den noch nicht geweihten Altar legt und die Vigilien hält. Der Schutzpatron oder die Schutzheilige der Kirche gibt der Kirche den Namen, oft aber wird dieser auch von großen kirchlichen Ereignissen entlehnt und die Kirche „zum Heiligen Geiste" oder „zur Dreifaltigkeit" u. s. w. genannt. Am Tage der Kirchweihe hält der Bischof einen feierlichen Umgang um die Kirche, zieht dann unter besondern Ceremonien in dieselbe ein, hält die üblichen Gebete, nimmt nach andern feierlichen Acten die Segnung und Weihe der innern Theile der Kirche vor, namentlich der Wände und der Altäre, legt die Reliquien in dieselben und hält in Gegenwart der Gemeinde das Hochamt. Der gottesdienstliche Ritus der Octave, d. i. der folgenden acht Tage, muß sich auf diese Feier beziehen. Bei den Protestanten wird die Kirchweihe durch Gottesdienst und eine auf sie sich beziehende Rede, die vom Superintendenten gehalten wird, vollzogen. Schon in der alten Kirche, in Deutschland seit dem 9. Jahrh., wurde der Tag der Kirchweihe ein jährliches Fest, welche Sitte sich bis auf diesen Tag in einem großen Theile der christlichen Welt erhalten hat. Man pflegt dieses Fest das **Kirchweihfest**, auch **Kirchmesse** und im gemeinen Leben zusammengezogen **Kirmse** zu nennen, weil es in der röm. Kirche üblich ist, zum An-

denken an die Stiftung einer Kirche eine Messe zu halten. An diesem Feste begeht man den ersten Tag auf gottesdienstliche Weise, an den andern Tagen aber überläßt man sich dem Tanze und allerlei Lustbarkeiten. Da diese Feste oft zu Unordnungen, selbst zu Unsittlichkeiten Anlaß gaben, sind sie mannichfach beschränkt worden.

Kirgisen oder **Kirgis-Kaisaki**, Steppenkosacken, heißt ein an den Grenzen Chinas und Rußlands bis weit in Europa hinein ausgebreiteter Völkerzweig, dessen Sprache einen der reinsten türk. Dialekte bildet, dessen Physiognomie aber auf den mongol. Volksstamm entschieden hinweist. Während die Mongolen selbst als Heiden dem Buddhismus angehören, bekennen sich die Kirgisen zum Mohammedanismus, obwol sie noch eine Menge abergläubischer Vorstellungen, z. B. den Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer vielen Baksys oder Wahrsager, und überhaupt sehr wenig aufgeklärte Begriffe haben. Sie theilen sich seit alter Zeit in die Große, Mittlere und Kleine Horde. Alle waren früher den Chinesen tributpflichtig oder dem Khan von Khokand, in dessen Nähe besonders die Große Horde sich aufhält. Diese, lange Zeit bei weitem die mächtigste von allen drei Horden, berühmt wegen ihrer Tapferkeit, gefürchtet von den Russen wegen ihrer Raubeinfälle in das russ. Gebiet und bei der Unzugänglichkeit ihrer Bergschluchten unangreifbar, sagte sich dem größten Theile nach 1819 von der chines. Oberhoheit los und erkennt seitdem Rußlands Oberhoheit an. Die Horde ist zugleich die einzige, die factisch sich den Russen unterworfen hat, denn die andern beiden Horden, die Mittlere, zwischen dem Sarasu und der Jemba, und die Kleine, zwischen der Jemba und dem Uralfluß, die zwar schon seit 1731 nominell unter russ. Schutzherrschaft stehen, sind fast ganz unabhängig und den Russen durch stete Einfälle in ihr Gebiet oft sehr verderblich. Daher haben die Russen auch längs der Grenzflüsse sich durch einen förmlichen Festungsgürtel gegen die Kirgisen abgesperrt. Nur derjenige Theil der Kleinen Horde, der auch unter dem Namen der Innern oder Bukejewischen Horde zwischen dem Ural und der Wolga jenes Steppenland bewohnt, welches den Namen der Kalmückensteppe führt, ist sowie die Große Horde ebenfalls dem russ. Scepter unterworfen. Man rechnet, daß sowol auf die Mittlere als auf die Kleine Horde zwischen 35—40000 Kibitken oder Zelte kommen; das ganze Kirgisenvolk aber, welches unter russ., chines. und khokandischer Herrschaft steht oder selbständig von eigenen Sultanen oder Khanen regiert wird, schlägt man auf mehre Millionen an. Sämmtliche Kirgisen nomadisiren; eine 32000 □M. große Steppe ist der ungeheuere Spielraum ihrer Wanderungen. (S. **Kirgisensteppe**.) Hornvieh, Schafe, Pferde und Kameele bilden ihren Reichthum. Von Charakter sind sie unruhig, unzuverlässig und diebisch. Seit die Russen Sibirien erobert, wo sie sie zuerst am obern Jenisei fanden, blieben sie in stetem Kampf mit ihnen und mußten stets vor ihnen auf der Hut sein. Die Kirgisen theilen sich in Adel und Volk (weiße und schwarze Knochen); beim Adel unterscheidet man Khane der Ordas oder Horden und Saissans der Wolosten oder Aimaken, Anführer einzelner Abtheilungen, Stammhäuptlinge. Das Wort Sultan oder Saltan bezeichnet bei ihnen Prinzen. Vgl. Göbel, „Reise in die Steppe der Kirgisen" (2 Bde., Dorp. 1837).

Kirgisensteppe heißt im weitesten Sinne des Worts die ungeheuere Fläche, welche im W. von der Wolga, im O. vom Irtisch, im N. vom Obschtschei Sirt, dem Südgehänge des Ural und dem Tobolflusse, und im S. vom Ala-Tau, dem Sir-Darja, dem Aral- und Kaspisee begrenzt wird, indem man die Steppe der Dsongaren, die Irtisch- und Ischimsteppe und die Steppe der Kalmücken in diesem Falle als Theil der Kirgisensteppe betrachtet. Auch hat man insofern ein Recht dazu, als der Charakter der Gegend auf dieser ungeheuern Strecke fast immer einer und derselbe bleibt, indem alle Abwechselung fehlt, keine bedeutende Erhebung, keine tiefe Einsenkung, kein großer Wald die ermüdende Einöde unterbricht, wo nur mannshohe Grashalme und breite saftige Steppenblumen aufstarren, die den unstäten Nomaden dieser Wüsteneien ein willkommenes Futter für ihr Vieh gewähren. Die Bautrümmer, die man in diesem weiten Steppenlande hin und wieder noch findet und die in Pallas', Müller's, Bronewski's und Lewschin's Werken und neuerlich von Klaproth, Göbel und Chaykoff beschrieben sind, gehören sicher verschiedenen Zeiten an, indem einige von den Mongolen, andere von den Dsongaren und andern kalmückischen Volksstämmen herrühren dürften, die vormals in diesen Gegenden ansässig waren. Man trifft diese Reste alter Bauten um so häufiger an, je mehr man sich der Wolga nähert, bis da, wo die Achtuba in die Wolga sich ergießt, zuletzt die Spuren ganzer Häuserreihen erscheinen, die auf ein früheres hier untergegangenes Culturvolk schließen lassen, welches in Wesen und Geist gewaltig von diesen nomadisirenden Horden abstach. Erst seit wenigen Jahren ist es erwiesen, daß sich einst hier der Hauptsitz des gewaltigen kiptschakischen Reichs oder der Goldenen Horde befand, die zwei Jahrhunderte hindurch der Schrecken Rußlands war. (S. **Kasan**.)

Der Theil des Steppenlandes, wo man jene Trümmer so häufig antrifft, zwischen Ural und Wolga, und vom Obschtschei Sirt herab bis zum Kaspisee, der einstige Stammsitz der Goldenen Horde, gegenwärtig von der Innern oder Bukejewischen Kirgisenhorde oder einem Theile der Kleinen Horde bewohnt, wird oft auch die Kalmückensteppe genannt, und ihre östliche Grenze denkt man sich zuweilen bis zur Jemba erweitert. Andererseits versteht man unter diesem Namen auch das sich unmittelbar daran schließende Land jenseit der Wolga und von ihr bis zum Don hin, sodaß der Rücken der Wolgahöhe im N., die Thäler des Kuban und der Kuma im S., das Asowsche Meer im W. und das Kaspische im O. die Grenzen dieser Steppe bilden würden, die allerdings ebenso wol, ja mehr noch als die vorbezeichnete von Kalmücken bewohnt ist.

Kirkaldy von Grange, ein Schottländer, geb. um 1518, verließ aus unerwiderter Liebe zu Maria Stuart sein Vaterland und trat in franz. Kriegsdienste, kehrte jedoch bald zurück und schloß sich in anscheinendem Widerspruche mit seiner Liebe der Partei des Regenten, Grafen von Murray, an. Nachdem er vergebens der Königin 1567 von der Verbindung mit Bothwell abgerathen, befehligte er die Truppen der protest. Congregation gegen die königl. Partei unter James Hamilton und siegte bei Langside 13. Mai 1568. Nach Murray's Ermordung 1570 erklärte er sich offen für die Königin und gelangte unter dem Reichsverweser, Grafen Mar, zu bedeutendem Einfluß. Als jedoch dessen Nachfolger, Douglas, Graf von Morton, ihm feindlich entgegentrat, erhob er die Fahne der Empörung, wurde geschlagen, gefangen und enthauptet.

Kirkcudbright oder East-Galloway, eine Grafschaft mit dem Titel Stewartry oder Voigtei, im westlichen Theile Südschottlands, bildet mit der im Westen angrenzenden Grafschaft Wigton den District Galloway und zählt 43310 E. auf einem Areal von 40 QM., wovon nur etwa ein Viertel anbaufähig ist. Das Land ist größtentheils mit Hügeln und Bergen erfüllt. Die Gebirgskette im nördlichen Theile, welche Kell's Range heißt, sehr öde und durchaus unfruchtbar ist, viele kleine Seen enthält und im höchsten Punkte 2490 F. hoch aufsteigt, sendet einige Zweige in das Innere, wo der Black Craig, und gegen Westen, wo der Cairnmuir 2180 F. hoch sich erhebt, während der isolirte Criffel nahe der Südwestküste nur 1800 F. hat. Die namhaftesten Flüsse sind die schiffbare und kanalisirte Dee in der Mitte, der Nith an der Ost- und der Cree an der Westgrenze. Der fruchtbarste Landstrich ist die Küstenebene im Süden, wo auch das Klima bei weitem milder ist als im Oberlande. Der Ackerbau ist durch die Natur des Terrains sehr erschwert und von geringer Ausdehnung, wird aber nach Kräften betrieben und liefert Getreide, Rübsamen und sehr viele Kartoffeln. Weit bedeutender aber ist bei dem Reichthum an Weiden die Viehzucht. Die alte ausgezeichnete Gallowayrace von Pferden ist fast ganz verschwunden und durch eine zwar kleine, aber dauerhafte Race ersetzt. Das Rindvieh der Gallowayrace, dessen starke und geschmeidige Häute ein gesuchter Handelsartikel sind, ist vortrefflich und wird in großer Menge gemästet und nach Liverpool versandt, ebenso fette Hammel; auch Schweine werden in großer Menge gezogen. Die Fischerei ist überaus ergiebig. Die Bleigruben von Newtonstewart sind aufgegeben; Bausteine, Kalk und Kohlen werden aus Whitehaven in Cumberland eingeführt. Der Manufacturbetrieb ist ganz unbedeutend. Die Hauptstadt Kirkcudbright, an der Mündung der Dee im Hintergrund einer Bai gelegen, besitzt einen guten Hafen und zählt 2780 E.

Kirnberger (Joh. Philipp), ein berühmter Contrapunktist, geb. 1721 zu Saalfeld im Thüringischen, genoß zwei Jahre den Unterricht Seb. Bach's auf dem Klavier und in der Composition und vervollkommnete sich später, nachdem er seit 1741 in Polen bei mehren Magnaten als Cembalist und als Musikdirector gelebt hatte, seit 1751 im Violinspiel unter Anleitung des Kammermusikus Fickler in Dresden. Hierauf wurde er Violinist in der Kapelle Friedrich's II. in Berlin und zuletzt in der der Prinzessin Amalie von Preußen. Nach langer Krankheit starb er 1783. In den letzten 20 J. seines Lebens beschäftigte er sich mit der Theorie der Kunst, obgleich es ihm zur praktischen Ausführung weder an Geschick noch an Geschmack gebrach. Von seinen theoretischen Werken erwähnen wir: „Construction der gleichschwebenden Temperatur" (Berl. 1760); „Die wahren Grundsätze zum Gebrauche der Harmonie" (Berl. 1773), welches Werk jedoch nicht von ihm, sondern von Schulze verfaßt sein soll; „Die Kunst des reinen Satzes" (2 Bde., Berl. 1774); „Grundsätze des Generalbasses" (Berl. 1781; 2. Aufl., Wien 1805); „Gedanken über die besondern Lehrarten der Composition" (Berl. 1782); „Anleitung zur Singcomposition" (Berl. 1782). Auch hat er die meisten musikalischen Artikel in dem ersten Bande der Sulzer'schen „Theorie der schönen Künste" verfaßt. Das von ihm ausgedachte neue Intervall, dem er den Namen J gab und das zwischen der übermäßigen Sexte und kleinen Septime liegen sollte, ist eine speculative Grübelei, die mit der in der Praxis einzig

statthaften gleichschwebenden Temperatur unvereinbar oder eben nichts als eine temporirte Septime ist. (S. **Temperatur.**) Unter seinen Schülern sind vorzüglich Fasch, Schulze und Zelter zu nennen.

Kirsche, ein bekanntes Steinobst, welches in den mannichfachsten Abänderungen vorkommt, ist die Frucht des **Kirschbaums**, der eine Unterabtheilung der Gattung Prunus ausmacht und sich durch kahle, unbereifte Früchte und zu zweien oder mehren doldig beisammenstehenden Blüten unterscheidet. Zwei Arten des Kirschbaums werden bei uns vorzugsweise im Großen angepflanzt. Der **Süßkirschbaum** (Prunus avium), dessen in den Wäldern wachsende, kleinfrüchtige Stammart man mit dem Namen **Vogelkirsche** bezeichnet, wird durch die unterseits behaarten Blätter leicht unterschieden und in zahlreichen Spielarten cultivirt, die sich durch größere oder geringere Weiche und verschiedene Färbung der Früchte auszeichnen, wohin die Herzkirschen, Knorpelkirschen, Wachskirschen, Marmorkirschen u. s. w. gehören. Zur Bereitung des Kirschbranntweins oder **Kirschwassers** und des Kirschweins bedient man sich vorzugsweise der schwarzen Süßkirschen. Der **Sauerkirschbaum** (P. Cerasus), welcher glatte, glänzende Blätter besitzt, kam aus Asien zu uns und soll seinen Namen von Kerasunt an der Küste des Schwarzen Meers erhalten haben, von woher ihn Lucullus, nachdem er den Mithridates besiegt hatte, 74 v. Chr. nach Italien brachte. Seine verschiedenen Spielarten zerfallen in zwei Hauptvarietäten: 1) Weichselkirschen, mit langen Stielen und färbendem Safte, und 2) **Ammern** und Amarellen, mit kürzern Stielen und ungefärbtem Safte. Aus den Früchten einer in Dalmatien wachsenden Varietät (P. Cerasus Marasca) mit sehr verlängerten herabhängenden Ästen wird der unter dem Namen **Maraschino** bekannte Liqueur bereitet. Eine andere Varietät trägt fast den ganzen Sommer hindurch, oft noch im September und October Blüten, indem die Dolden sich zu einem Zweige verlängern. Ihre kleinen, säuerlichen Früchte sind als **Octoberkirschen** oder **Allerheiligenkirschen** bekannt. Die **Zwergkirsche** (P. Chamaecerasus), welche besonders im südlichern Deutschland und im ganzen südlichen Europa bis nach Sibirien wild wächst, bildet einen nur eine Spanne bis anderthalb Fuß, selten bis drei F. hohen Strauch, der in einigen Gegenden unter dem Namen Zwerg-, Weichsel- oder Ostheinerkirsche cultivirt wird und dessen rothe herbsauere Früchte gleich den übrigen sauern Kirschen verwendet werden.

Kirschlorber heißt eine zur Gattung Prunus gehörige Art, welche im Systeme den Namen Lorberkirsche (Prunus Laurocerasus) führt und sich durch immergrüne, lederige Blätter und aufrechte Blütentrauben auszeichnet. Obschon er aus Asien stammt, so ist er doch jetzt im ganzen südlichen Europa verwildert und hält auch im südlichen Deutschland den Winter im Freien aus, gegen welchen er aber bei uns, wo er oft als Zierstrauch in Gärten cultivirt wird, mit schützender Bedeckung versehen werden muß. Die Blätter, welche auffallend nach bittern Mandeln riechen und schmecken, enthalten auch dasselbe blausäurehaltige ätherische Öl in reichlicher Menge, und es wird das mit ihnen destillirte Wasser (**Kirschlorberwasser**) als Heilmittel angewendet. In den Ländern, wo dieses Gewächs häufig ist, pflegt man mit den Blättern ungeachtet ihrer giftigen Eigenschaften fast täglich Milchspeisen, Brühen u. s. w. zu würzen, um ihnen den Geschmack nach bittern Mandeln zu ertheilen; allein man muß mit diesem Gewürz sehr vorsichtig sein.

Kischinew, die Hauptstadt der russ. Provinz Bessarabien (s. d.), ist, seitdem es unter russ. Hoheit steht, sehr im Aufblühen begriffen und zählt bereits 45000 E. Vom Byk, einem Nebenflusse des Dniestr, in mehren Krümmungen durchflossen, liegt sie über drei Berge ausgebreitet. Es gibt daselbst einen schönen kaiserlichen Garten, drei prächtige, mit Marmorbassins versehene Springbrunnen, ein griech. geistliches Seminar, ein Gymnasium, acht andere Schulen, 14 griech. Kirchen, eine schöne Synagoge und gegen 200 Fabriken, indem die Bewohner, die aus Russen, Kosacken, Polen und Juden und außer diesen noch aus Moldauern, Griechen, Bulgaren, Armeniern, Zigeunern und Fremden, besonders Deutschen und Italienern, bestehen, einen ansehnlichen, mit jedem Jahre wachsenden Handel treiben, an dem die vielen Juden der Stadt den lebhaftesten Antheil nehmen. Vor 25 J. noch einem großen morgenländischen Dorfe gleichend, hat sich K. so verschönert, daß die Stadt in die Reihe der europ. Städte zweiten Rangs gestellt werden kann.

Kisfaludy (Alex.) ein ungar. Dichter, der auf die Entwickelung, Sprache und Literatur seines Vaterlandes großen Einfluß geübt, wurde 22. Sept. 1772 zu Sümegh im szalader Comitat geboren. Er machte seine Gymnasial- und philosophischen Studien zu Raab und Presburg, begann an letzterm Orte auch die Rechte zu studiren, fühlte aber für den juristischen Stand keine Neigung und verließ deshalb 1793 die Lehrsäle, um als Cadet in die östr. Armee einzutreten. In dieser wohnte

er den Feldzügen in Deutschland und Italien bei und wußte mitten im Kriegsgetümmel die Gelegenheit zum Vertrautwerden mit fremden Sprachen und Literaturen trefflich zu benutzen. Einen längern Aufenthalt in Wien als Mitglied der kön. ungar. adeligen Leibgarde verwendete er namentlich auf Erlernung des Spanischen und auf die Übersetzung des Tasso ins Ungarische. Im J. 1801 verließ er den Kriegsdienst, den er nur bei der allgemeinen Adelsinsurrection von 1809 als Adjutant des Palatins wieder vorübergehend aufnahm, und lebte von da an, glücklich verheirathet, fast ausschließlich der Landwirthschaft und der Literatur. Den ersten Theil seines mit ungemeinem Beifall aufgenommenen lyrischen Hauptwerks „Himfy' szerelmei" („Himfy's Liebe") hatte er schon 1800 anonym als „Kesergö szerelem" („Trauernde Liebe", Ofen 1800) erscheinen lassen. Das im Geiste von Goethe's Werther gehaltene, 20 Gesänge umfassende Buch war rasch zum Gemeingut der Nation und die Verehrung für den „großen Unbekannten" allgemein geworden. Erst bei der Herausgabe des zweiten Theils: „Boldog szerelem" („Glückliche Liebe", Ofen 1807), nannte sich K. Die Verehrung, welche er sich bereits errungen, ward durch das ebenfalls 1807 erschienene, durch Tiefe der Empfindung wie durch Eleganz und Einfachheit der Sprache ausgezeichnete „Regék a magyar elöidöból" („Märchen aus der ungar. Vorzeit", 2. Aufl., Ofen 1818; deutsch von Gaal, Wien 1820) nur noch gesteigert. Geringern Anklang und Verbreitung fand, namentlich wegen der inzwischen geänderten Zeitrichtung, sein „Gyula szerelme" („Julius' Liebe", Ofen 1825), das ein Seitenstück zu Himfy's Liebe sein sollte. Später wandte sich K. mit Glück der Tragödie zu, in der ihm namentlich Schiller Vorbild war. Erwähnenswerth sind besonders seine historischen Dramen: „Johann Hunyady" (Ofen 1816) und „Ladislaus der Kumanier" (Ofen 1826). Auch seine Familiengemälde „A dárdai ház" und „A lelkes magyar leány" gehören zu den bessern Stücken der ungar. Bühne. Der größte Theil seiner Dramen erschien gesammelt (2 Bde., Ofen 1825—26) als „Eredeti magyar játékszi" („Ungarische Originalbühne"). Später ward auch eine Gesammtausgabe seiner Werke (8 Bde., Pest 1833—38) veranstaltet. Bei der 1830 erfolgten Gründung der ungar. Akademie wurde K. zum correspondirenden Mitglied der sprachlichen Abtheilung ernannt. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er größtentheils auf seinem Erbgute zu Sümegh, wo er 30. Oct. 1844 starb. — Noch bedeutendern Einfluß auf die ungar. Bühne, wenn auch als Dichter ihm nachstehend, übte sein 19. März 1790 zu Tete im raaber Comitat geborener Bruder Karl K., der mit Recht als der Gründer des ungar. Lustspiels gilt und Kotzebue und Iffland zu seinen Vorbildern nahm. Nachdem er seine Studien zu Raab beendet, ging auch er 1804 zur Armee und wohnte bis 1810 allen östr. Feldzügen bei. Nach der Rückkehr in die Heimat wegen eines Liebesverhältnisses vom Vater verstoßen, lebte er mehre Jahre in Wien, wo er sich von der Malerei kümmerlich nährte und sich dabei für die literarische Laufbahn vorbereitete. Im J. 1817 söhnte er sich mit seinem Vater aus, nahm hierauf seinen bleibenden Aufenthalt in Pesth und begann hier unter günstigern Lebensverhältnissen in rascher Folge jene bedeutende Reihe von Gedichten, Erzählungen, Dramen u. s. w. erscheinen zu lassen, die ihn bald zu dem populärsten ungar. Schriftsteller machten. Namentlich aber war es eine bedeutende Anzahl bühnengerechter, dem nationalen Leben entnommener, durch gesunden Humor und interessante Verwickelung ausgezeichneter Lustspiele, durch welche er gewissermaßen den Grund zu einer ungar. Nationalbühne legte. Die meisten derselben wurden in Gaal's „Theater der Magyaren" (Bonn 1820) auch dem deutschen Publicum bekannt. Sein „Mátyás Deák" („Student Matthias"), dessen Held Matthias Corvinus, gehört noch heute zu den besten Zugstücken der ungar. Theater. K. starb 21. Nov. 1830 zu Pesth, als er eben zum Mitgliede der ungar. Akademie ernannt worden und von der Regierung die Erlaubniß zur Herausgabe der bereits angekündigten Zeitschriften „Jelenkor" („Gegenwart") und „Társolkodo" („Gesellschafter") erhalten hatte, die nach seinem Tode von Helmeczy herausgegeben wurden. Die Weiterführung der von ihm gegründeten „Aurora" übertrug er auf dem Sterbebette seinem Freunde Bajza. Im Auftrage der Akademie veranstaltete deren Secretär Franz Schedel eine Gesammtausgabe von K.'s Werken (10 Bde., Ofen 1831). — Eine bleibende Erinnerung an die Kisfaludy, namentlich an Karl K., ist die **Kisfaludygesellschaft**. Einige Freunde Karl K.'s veranstalteten nach dessen Tode eine Sammlung, um dem Verstorbenen ein Monument zu setzen. Da die eingelaufene Summe den Kostenüberschlag um fast 5000 Gldn. überstieg, so ward dieser Überschuß zur Aussetzung von Preisen für ästhetische Abhandlungen und belletristische Arbeiten verwandt. Die kleine Summe wuchs durch freiwillige Schenkungen und den Erlös aus den Werken K.'s immer mehr an. Die 1837 gegründete Kisfaludygesellschaft erweiterte dabei alljährlich den Kreis ihrer Mitglieder und ihrer Thätigkeit und rief nicht nur durch die jährlich vertheilten Preise viele gediegene

Arbeiten hervor, sondern übte auch durch ihre Jahrbücher, durch ihr kritisches Journal „Szépirodalmi szemle“, durch Herausgabe älterer und neuerer ungar. Meisterwerke u. s. w. den bedeutsamsten Einfluß auf Entfaltung der jungen ungar. Literatur. Sie schwang sich gewissermaßen zu einer belletristischen Akademie empor, wirkte aber auf ihrem Gebiete viel thätiger und erfolgreicher als ähnliche Privatgesellschaften auf dem wissenschaftlichen Felde. Die Gesellschaft zählt die Capacitäten der ungar. Literatur zu ihren Mitgliedern und hat sich in letzter Zeit durch Herausgabe gediegener Übersetzungen antiker Meisterwerke neue Verdienste erworben.

Kiß (August), Bildhauer, Mitglied der berliner Kunstakademie und Professor am dortigen Gewerbeinstitut, wurde 11. Oct. 1802 bei Pleß in Oberschlesien geboren und erhielt seinen ersten Unterricht in der fürstlichen Ortsschule zu Gleiwitz, beschäftigte sich dann als Modellarbeiter in einer Eisengießerei, bis er 1822 nach Berlin kam, wo er einen theoretischen Cursus an der Akademie durchmachte und in Rauch's Werkstatt seine Kunst praktisch übte. Reliefs an Kirchen und öffentlichen Gebäuden, Gruppen von Nymphen, Tritonen u. s. w. als Zierde des Randes einer großen Brunnenschale in Charlottenhof, dies Alles meist nach Schinkel'schen Zeichnungen waren seine ersten öffentlichen Leistungen. Dann aber beschäftigte ihn schon der erste Entwurf zu seiner so berühmt gewordenen Amazonengruppe. Im J. 1839 war das große Modell fertig und erregte einen solchen Enthusiasmus im Publicum, daß ein sich dazu bildender Verein den Gedanken fassen durfte, das kolossale Werk auf Subscription in Bronze ausführen zu lassen. In der That gelang es, die nöthige Summe von 40000 Thlrn. zusammenzubringen. Das Interesse für diese Angelegenheit war so allgemein, daß die Predigt eines evang. Geistlichen darauf bezogen wurde, sodaß dieser sie zur Rechtfertigung unter dem Titel der Amazonenpredigt veröffentlichte. Am 22. Juni 1843 wurde die Gruppe auf der Treppenwange des Museums aufgerichtet. Sie stellt eine reitende Amazone dar, welche ihren Speer gegen einen Panther zu schleudern im Begriff ist, der von vorne gegen das Pferd angesprungen und es mit den Zähnen und Tatzen gepackt hat. Inzwischen war dem Meister ein Reiterstandbild Friedrich's d. Gr. in Erz auszuführen übertragen worden, welches die Provinz Schlesien in Breslau zu errichten beschlossen hatte. K. stellte den großen König im stattlichen Mannesalter dar auf lebhaft vorschreitendem Rosse. Er trägt die brillante Gardeuniform und darüber den in leichten Falten niederhängenden Kriegsmantel. Es spricht sich Sicherheit in dem Werke aus und das Ganze ist meisterlich belebt. Den König Friedrich Wilhelm III. bildete K. zwei mal in Bronze, ein mal für Potsdam zu Fuße in Generalsuniform mit unbedecktem Haupte, wobei der Mantel die Uniform so weit verhüllt, daß man nur den obern Theil derselben sieht. Das andere Werk ist eine Reiterstatue, die den König mit Purpurmantel und Lorberkranz zugleich als Helden, Gesetzgeber und Landesvater und im vollen Mannesalter vor Augen stellt in der Verklärung eines apotheosirten Heros. Sechs weibliche allegorische Figuren von lebensgroßer Bildung zieren das großartige Postament an den Ecken, während die Felder mit Reliefs geschmückt sind, die von den schweren Prüfungen des Landes und von den Tagen der Erhebung und des Ruhms reden. Das Standbild, in Lauchhammer gegossen, wurde im Sommer 1851 in Königsberg aufgestellt. In demselben Jahre erntete der Künstler großen Ruhm von England aus, woselbst bei der großen Ausstellung unter den Sculpturwerken ein bronzirter Zinkguß der Amazonengruppe die erste Stelle einnahm. Diese Wiederholung des Meisterwerks K.'s wurde nach Amerika verkauft. Darauf bildete K. einen heil. Michael, der den Drachen besiegt, in Bronze, ein Geschenk König Friedrich Wilhelm's IV. an den Prinzen von Preußen zur Erinnerung an den von ihm gedämpften Aufstand in Baden, wovon ein anderes Exemplar in Zink nach Karlsruhe kam. Anfang 1853 war der Künstler mit einer kolossalen Reiterstatue des heil. Georg beschäftigt, der ebenfalls als Drachenbesieger dargestellt und in Bronze ausgeführt wird.

Kisselew (Paul, Graf), russ. General und Minister, wurde 1788 aus einer alten Bojarenfamilie geboren. Er trat früh in Militärdienste und machte den Feldzug von 1812 als Adjutant des Fürsten Bagration mit, nach dessen Tode er zum Flügeladjutanten des Kaisers Alexander ernannt wurde, in dessen Gefolge er an dem Kriege in Deutschland und Frankreich Theil nahm. Im J. 1814 war er bereits Oberst, und 1817 erhielt er mit dem Rang als Generalmajor den wichtigen Posten eines Chefs vom Generalstabe der zweiten Armee, welche damals unter dem Commando Bennigsen's, später Wittgenstein's stand. Als solcher leitete er die Operationen im türkischen Feldzuge von 1828, ward zum Generallieutenant und 1829 zum Befehlshaber des vierten Reserve-Cavaleriecorps befördert, mit welchem er die Donaufestungen blockirte und dem Pascha von Philippopolis eine Niederlage beibrachte. Nach Beendigung des Kriegs ward er russ. Gouverneur der Moldau und Walachei, in welchen gänzlich zerrütteten Provin-

zen er eine geordnete Verwaltung herstellte und sich durch seine verständigen Maßregeln den Dank der Einwohner erwarb. Im J. 1833 erhielt K. auch das Commando des sechsten Infanteriecorps, das dem durch die Heere des Vicekönigs von Ägypten bedrohten Sultan zu Hülfe eilen sollte, avancirte 1834 zum General der Infanterie und ward dann nach Petersburg berufen, um eine Stelle im Reichsrathe einzunehmen und dem zur Reorganisirung der Krondomänen niedergesetzten Comité zu präsidiren. Am 1. Jan. 1838 ward er wirklicher Domänenminister und hat sich in diesem Amte große Verdienste um das Wohl der seiner Obhut anvertrauten 18 Mill. Kronbauern erworben. K. hat seit 1841 ein eigenes „Journal der Reichsdomänen" gegründet, viele Schulen, Mustermeiereien u. s. w. errichtet und sucht insbesondere auf eine gerechtere und billigere Rechtspflege hinzuwirken. Im März 1839 ward er zum Grafen erhoben. Er ist mit der Gräfin Sophia Potocka, aus der bekannten polnischen Familie dieses Namens, vermählt. Sein Bruder, Sergei K., geb. 1793, war anfangs Offizier, ging dann zum Civildienst über und ward wirklicher Staatsrath und Präsident des Kameralhofs in Moskau. Er starb auf seinem Landgute Elisawetino 24. Juli 1851. — **Kisselew** (Nikolai), der jüngste Bruder des Grafen Paul K., geb. gegen 1800, war ebenfalls zum Militär bestimmt, konnte aber wegen seiner Jugend an dem franz. Kriege nicht Theil nehmen und widmete sich daher der diplomatischen Carrière. Nachdem er eine Reihe von Jahren hindurch als Legationssecretär bei der russ. Gesandtschaft in Berlin fungirt, ward er 1838 Botschaftsrath in London und 1839 in Paris. Das Amt eines Botschafters wurde damals in Paris von dem General Grafen Pahlen versehen, der, als alter Militär, sich in diplomatischen Angelegenheiten hauptsächlich auf die Eingebungen K.'s verließ. Als Pahlen 1841 wegen eines Etikettenstreits von Paris abberufen wurde, blieb K. als Geschäftsträger zurück, in welchem Charakter er fortan die Geschäfte der Gesandtschaft selbständig leitete. Seine Stellung, welche anfangs eine mehr beobachtende war, wurde gegen das Ende der Regierung Ludwig Philipp's immer einflußreicher, indem eine Annäherung zwischen den Höfen von Petersburg und den Tuilerien stattfand, die sich bei Gelegenheit der schweizerischen Unruhen und noch mehr durch den Ankauf einer bedeutenden Summe in franz. Staatspapieren durch die russ. Regierung kundgab, und bei der sich die diplomatische Geschicklichkeit K.'s entschieden geltend machte. Die Revolution von 1848 unterbrach diese Beziehungen und nöthigte K., sich wieder auf eine passive Rolle zu beschränken, bis günstigere Umstände eintreten würden. Diese blieben auch nicht aus, namentlich seit der Erhebung Ludwig Napoleon's zum Präsidenten. Als Zeichen seiner Zufriedenheit mit den Diensten K.'s ernannte ihn Kaiser Nikolaus 1851 zum Geh. Rath mit dem Titel als Chef der Gesandtschaft in Paris. K. soll der einzige von den fremden Diplomaten gewesen sein, der im voraus von dem Staatsstreich vom 2. Dec. unterrichtet war. Als inzwischen die erwartete Wiederherstellung des franz. Kaiserreichs von Seiten der Großmächte zu einigen Schwierigkeiten Anlaß gab, machte K. im Sommer 1852 eine Reise nach Petersburg, um persönlich Instructionen einzuholen und sich vielleicht auch wegen seiner bisherigen Theilnahme an der Politik Ludwig Napoleon's zu rechtfertigen. Dies scheint ihm auch vollständig gelungen zu sein, indem er nach seiner Rückkehr im Jan. 1853 seine Creditive als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister bei dem neuen franz. Hofe überreicht hat.

Kissingen, ein freundliches Städtchen von 1500 E. und besuchter Badeort im bair. Kreise Unterfranken, in einem lieblichen Thale an der fränkischen Saale, sechs M. nördlich von Würzburg, war bereits im 16. Jahrh. als Curort bekannt. Gegenwärtig werden fünf Quellen daselbst zu Heilzwecken benutzt. Der Curbrunnen oder Rakoczy (9° R.), entdeckt 1737, gibt ein nicht ganz helles Wasser von salzig-säuerlichem Geschmack und prickelndem, salzigem Geruch, welches mit bedeutendem Geräusch emporsteigt und Eisentheile nebst vieler freien Kohlensäure enthält. Der Pandur (8° R.), auch der Badebrunnen, Alte oder Scharfe Brunnen genannt und seit den frühesten Zeiten bekannt, entspringt gleichfalls mit Geräusch, hat in Geschmack, Geruch und Zusammensetzung viel Ähnlichkeit mit dem vorigen, enthält aber mehr freie Kohlensäure und weniger feste Bestandtheile. Der Maxbrunnen (8° R.), gleichfalls seit den ältesten Zeiten und früher unter dem Namen Sauerbrunnen bekannt, gibt ein krystallhelles Wasser von prickelndem, säuerlichem Geruch und erfrischendem, säuerlich-salzigem Geschmack, welches sehr viel freie Kohlensäure enthält. Der Theresienbrunnen (8—9° R.), entdeckt 1788, hat mit dem vorerwähnten viele Ähnlichkeit. Der Soolensprudel (15° R.) oder die Salzsoole ist ausgezeichnet durch Gehalt an festen Bestandtheilen und kohlensauerm Gas und durch die Eigenthümlichkeit, daß das Wasser eine Art Ebbe und Flut hat, indem es aller 24 Stunden sechs bis neun mal sich erhebt und dann nach kürzerer oder längerer Zeit wieder sinkt, wobei sich jedesmal ein Geräusch wie von fernen Ka-

nonenschlägen hören läßt. Es ist dieses periodische Steigen und Fallen wahrscheinlich die Folge der Entbindung einer Menge kohlensauern Gases in der Tiefe, welches das Wasser hebt, sich dann einen Weg nach oben bahnt, worauf das Wasser wieder sinkt und dann eine zwei bis drei F. hohe Schicht von Gas unmittelbar über dem Wasserspiegel bildet. Das Wasser ist nicht ganz klar, hat einen sehr salzigen, eisenhaften, säuerlichen Geschmack und prickelnden, eisenhaften Geruch. Ihrer Zusammensetzung und ihren Wirkungen nach gehören die beiden ersten zu den eisenhaltigen Kochsalzquellen, die dritte und vierte zu den kochsalzhaltigen Säuerlingen und die letzte zu den Soolquellen. Sie werden sämmtlich sowol zur Trink- als zur Badecur benutzt; vorzugsweise wird jedoch der Rakoczy als Getränk und der Pandur als Bad gebraucht, welche beide überhaupt die ausgedehnteste Anwendung finden. Außerdem sind noch Vorrichtungen zu Bädern in kohlensauerm Gas, in dem salzsauern Dampf, in der Mutterlauge des Soolensprudels und in einem kohlen- und salzsäurehaltigen Schlamme, sowie eine Molkentrinkanstalt mit den übrigen vortrefflichen Badeanstalten verbunden. Auch werden besonders der Rakoczy und der Maxbrunnen in bedeutender Menge versendet, was die Zahl der Badegäste nur zu vermehren scheint. Während die beiden erstgenannten Quellen hauptsächlich auf den Unterleib wirken, nehmen die beiden Säuerlinge mehr die Brustorgane und der Soolensprudel die Haut in Anspruch, sodaß diese Heilquellen gegen eine große Menge verschiedener Krankheiten empfohlen und mit Nutzen angewendet werden. Im J. 1842 hat König Ludwig mit einem Kostenaufwand von beinahe 500000 Gldn. über der Rakoczy- und Panburquelle einen prachtvollen Pavillon aus Gußeisen aufführen lassen, der zugleich als Trinkhalle dient und die größte Zierde des Curplatzes ist, welchen die Arcaden und Laubgänge zu beiden Seiten des Cursaals zum angenehmsten Aufenthalt machen. Im J. 1849 wurde hier in einer Tiefe von 1860 F. ein reiches Steinsalzlager und eine Soole von 27⁴/₁₀ Proc. entdeckt, welche bei gehöriger Einrichtung täglich 5—600 Ctnr. Salz liefern kann; die bisherige Soole hatte nur 2 Proc. Der Curgast findet in K. Alles, was er zu seiner Erholung und Zerstreuung bedarf, Theater, Concerte, Bälle, Spiel und Leseinstitute; das Hauptsächlichste aber ist die herrliche Umgebung mit vielen durch Naturschönheit oder historisches Interesse ausgezeichneten Punkten, die durch ausgedehnte Anlagen zugänglich gemacht sind. Viele der hiesigen Badegäste begeben sich zur Nachcur nach Bocklet (s. d.) oder nach Brückenau (s. d.), welches erstere eine an Kohlensäure sehr reichhaltige Stahlquelle besitzt und gleichfalls im Saalthale zwei Stunden von K. entfernt liegt. Vgl. Balling, „Die Heilquellen und Bäder zu K." (3. Aufl., Fkf. a. M. 1849).

Kithäron, ein großes Waldgebirge in Böotien, welches an den Helikon sich anschließt und die Grenze zwischen Attika und Megaris bildete, war im Alterthume der vorzüglichste Schauplatz der bacchischen Orgien und außerdem berühmt durch den Tod des Aktäon und Pentheus.

Kitt, Mastic, Cement ist eine flüssige oder meist halbflüssige, teigähnliche Substanz, die zwischen einander genäherte Körperflächen gebracht, dieselben nach ihrem Erhärten fest miteinander vereinigt. Da das Kitten unter die Adhäsionserscheinungen gehört, so muß in dieser Beziehung das Leimen und Kleistern, das Mauern mit Mörtel und Cement, das Löthen mit Metall zu den Operationen des Kittens gezählt werden. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche rechnet man aber zu den Kitten nur Leimkitte, Kalkkitte, Ölkitte und Harzkitte. Bei den Leimkitten ist Gummi, Dextrin, Kleister oder thierischer Leim (Hausenblase) das wesentlichste Bindemittel. Kalk im gelöschten Zustande bildet mit Käse, Eiweiß und Leim sehr fest werdende Massen, die häufig als Kitte Anwendung finden. So benutzt man z. B. den Käsekitt (Caseogomme) zum Kitten von Glas und Porzellan. Die Ölkitte werden meist durch Mengen von Ölfirniß mit Bleiglätte, Bleiweiß oder Mennige dargestellt. Der Glaserkitt, dessen man sich zur Befestigung der Fensterscheiben in die Holzrahmen bedient, wird durch Zusammenstoßen von Kreide mit Leinölfirniß erhalten. Die Harzkitte sind entweder nur fein gepulverte Harze, die man zwischen die zu kittenden Gegenstände bringt, worauf man dieselben bis zum Schmelzen des Harzes erhitzt und dann die Flächen schnell aneinanderdrückt, oder sie sind Lösungen von Harzen in Weingeist. Ein sehr zu empfehlender Kitt zu Glas und Porzellan wird auf folgende Weise erhalten. Man löst Mastixharz in der möglichst geringen Menge Weingeist und versetzt diese Flüssigkeit mit einer concentrirten Hausenblaselösung, in welcher man vorher einige Stückchen Ammoniakgummi durch Reiben fein zertheilt hat. Das Gemisch wird in einer gut verschlossenen Flasche aufbewahrt und beim Gebrauche gelinde erwärmt. Der Marineleim (Glu marine), zum Kalfatern der Schiffe, wie zum Kitten aller dem Wasser ausgesetzten Holztheile, wird durch Auflösen von Kautschuk in Steinkohlentheeröl und Versetzen der Lösung mit Asphalt dargestellt.

Kittel (Joh. Christian), einer der größten Orgelspieler, geb. 1732 zu Erfurt, war der letzte Schüler Seb. Bach's und machte sich namentlich durch die Bildung großer Organisten sehr verdient. Fischer, Häßler, Rink, Umbreit u. A. gehören zu seinen Schülern. K. starb als Organist zu Erfurt 1809. Eine kleine Pension des Fürsten Primas von Dalberg schützte ihn in seinen letzten Jahren vor gänzlicher Hülflosigkeit, da sein Amt ihm kaum die nothdürftigste Befriedigung der ersten Lebensbedingungen sicherte. Als Theoretiker und Componist erwarb er sich großen Ruf durch das Werk „Der angehende Organist" (3 Bde., Erf. 1801), durch seine Orgelpräludien und sein „Neues Choralbuch" (Alt. 1803).

Kitts (St.-), s. Christoph.

Kitzel ist eine eigenthümliche, dem Jucken (s. d.) nicht unähnliche Empfindung in den Hautnerven, welche durch eine leichte darüber hinwegstreichende Berührung der Oberhaut erregt wird und länger fortgesetzt bei empfindlichen Personen einen krampfartigen Zustand der willkürlichen Muskelnerven des Zwerchfells (Lachkrampf) oder anderer entsprechender Muskeln, sogar allgemeine Zuckungen bewirken kann. Am meisten sind für diese Empfindung empfänglich die Theile der äußern Haut, wo das Gefühl überhaupt sehr fein ist, wo die Tastnerven nur von einer dünnen Oberhaut bedeckt sind (z. B. in der Hohlhand, den Achselgruben, den Kniekehlen, auf der Fußsohle). Der Kitzel ist für viele Menschen anfänglich angenehm, kann aber nicht lange ertragen werden. Die Empfindlichkeit für das Kitzeln ist bei Frauen und Kindern größer als bei erwachsenen Männern. Manche Personen (sogenannte Kitzliche) besitzen sie in sehr hohem Grade. Ein lange fortgesetztes Kitzeln, namentlich an den Fußsohlen, kann durch Nervenaufregung und dadurch herbeigeführte Convulsionen zum Tode führen. Die Operation des Kitzelns (titillatio) wird von den Ärzten in der Art angewendet, daß man mit einem Federbart die Schleimhaut gewisser Stellen reizt, um dadurch Reflexbewegungen in wichtigen Muskelgruppen, besonders denen der Athmungsorgane hervorzurufen, z. B. Kitzeln der Nase, um Niesen, des Kehlkopfs, um Husten, des Schlundes, um Erbrechen zu veranlassen. Man bedient sich dieses Mittels z. B. bei Scheintod, um einen Anstoß zum Athemholen zu geben, oder wenn fremde Körper in die Nasenhöhle, Luft- oder Speiseröhre eingedrungen sind, die oft durch diese Erschütterung wieder ausgeworfen werden, auch bei Vergiftungen, wenn kein anderes Brechmittel schnell zur Hand ist.

Kitzingen, eine Stadt im bair. Kreise Unterfranken, rechts am Main, mit der am andern Ufer gelegenen Vorstadt Etwashausen durch eine sehr schöne, 400 Schritt lange Brücke verbunden, hat 6000 E., welche neben Baumzucht, Wein-, Feld- und Gemüsebau hauptsächlich wichtigen Wein- und Speditionshandel treiben, der durch die sehr lebhafte Schiffahrt auf dem Main, welcher von hier ab Fahrzeuge mit 3000 Ctrn. Last trägt, vortheilhaft unterstützt wird. Der Ort ist sehr alt, und ein adeliges Benedictiner-Nonnenkloster, welches von Pipin's Tochter Adelheid daselbst 745 gestiftet wurde, soll die Veranlassung zur Gründung desselben gegeben haben. Im Zeughause, dem sogenannten Leidenhofe, ließ Markgraf Kasimir wegen Theilnahme der Stadt am Bauernkriege sieben Bürger enthaupten und 75 blenden. Die protest. Kirche und die kath. Pfarrkirche, im 15. Jahrh. im reinen Spitzbogenstile erbaut, enthalten mehre Denkmäler, letztere namentlich das von Crailsheim'sche.

Kiwi (Apteryx) heißt nach ihrem Geschrei eine Vögelgattung aus der merkwürdigen Familie der Dronten, deren Existenz allein in ihr noch erhalten ist. Man kennt nur eine einzige Art, den neuseeländischen K. (A. australis), welcher die Wälder Neuseelands bewohnt, zuerst 1812 in einem Exemplare nach England kam und bereits dem Erlöschen nahe scheint. Seine Länge beträgt $2^1/_2$ F. Der Körper ist mit langen, lanzettförmigen, kastanienbraunen Borstenfedern mit etwas zerzaserten Fahnen bedeckt, der Schnabel gegen sieben Zoll lang und mit äußerst langen rinnenförmigen Nasenlöchern versehen, welche vom hintern Ende bis zur Spitze reichen, wie es bei keinem Vogel weiter vorkommt. Die Knochen sind nicht pneumatisch. Es ist ein nächtlicher, scheuer, von Insekten und Würmern lebender Vogel, dessen außerordentlich dichtes und zähes Fell, welches ohne Verletzung der Federn zubereitet wird, für die Neuseeländer hohen Werth hat. Die Häuptlinge tragen gewöhnlich Mäntel von Kiwifellen.

Kiwisch von Rotterau (Franz), ausgezeichneter Gynäkolog, geb. 30. April 1814 zu Klattau in Böhmen, machte seine Gymnasialstudien theils in seiner Geburtsstadt, theils zu Prag, widmete sich dann auf der Universität in letzterer Stadt dem Studium der Medicin und ward 1837 zum Doctor der Medicin und Chirurgie, 1838 zum Magister der Geburtshülfe promovirt. Als er 1837 die Stelle eines Praktikanten im prager Gebärhause übernom-

men hatte, trat er in Bezug auf seine wissenschaftlichen Ansichten in die Reihen der Schüler Rokitansky's über und beleuchtete, noch Assistent an der geburtshülflichen Klinik, schon in seiner ersten größern Arbeit „Die Krankheiten der Wöchnerinnen" (2 Thle., Prag 1840) Gegenstände der Gynäkologie und Geburtshülfe vom Gesichtspunkte der pathologischen Anatomie. Im J. 1842 zum Docenten der Gynäkologie und zum Arzt der Abtheilung für Frauenkrankheiten im Allgemeinen Krankenhause ernannt, legte er die Früchte seiner vielfachen Studien und Beobachtungen über die Krankheiten der weiblichen Sexualorgane in den „Klinischen Vorträgen über die Krankheiten der Gebärmutter" (Prag 1845; 3. Aufl., 1851) nieder, durch die er seinen literarischen Ruf begründete. Im Oct. 1845 folgte er einem Rufe nach Würzburg, wo er seine „Beiträge zur Geburtskunde" (2 Abth., Würzb. 1846—48) veröffentlichte, denen ein zweiter Band seiner „Klinischen Vorträge", umfassend „Die Krankheiten der Eierstöcke, der Eileiter, der Mutterbänder u. s. w." (Prag 1849; 2. Aufl., 1852) folgte. Der Sommer 1850 führte K. nach Prag zurück, wo er, bereits kränklich, noch das als vortrefflich anerkannte Werk über „Die Geburtskunde" (Th. 1 und 2, Erl. 1851—52, nebst Atlas) begann, aber schon 29. Nov. 1852 starb. Zahlreiche kleinere Arbeiten K.'s sind in medicinischen Zeitschriften, unter Anderm auch in den „Verhandlungen" der würzburger physisch-medicinischen Gesellschaft enthalten.

Klafter heißt 1) ein größeres Längenmaß, meist sechs F. haltend, wie der Faden (s. d.), 2) ein Brennholzmaß von sehr verschiedener Größe.

Klage (actio) nennt man im objectiven Sinne jeden mündlichen oder schriftlichen Vortrag an den Richter, worin die Verurtheilung eines Andern zu einer Leistung oder Unterlassung in einen Civilproceßsache beantragt wird; **Klagschrift** (libellus) ist die Proceßschrift, worin der Kläger seinen Anspruch gegen den Beklagten geltend macht. Im subjectiven Sinne heißt Klage das Recht selbst, oder die Foderung, welche der **Kläger** (actor, franz. demandeur) geltend zu machen sucht. Eine jede Klage bezweckt, daß ein Anderer, der **Verklagte** oder **Beklagte** (reus, franz. défendeur), für schuldig erklärt werde, irgend etwas zu thun oder zu leiden, und muß daher gegen einen bestimmten Gegner gerichtet sein. Sie ist die nothwendige Bedingung für den Richter, in privatrechtliche Verhältnisse einzugreifen, und man sagt daher: wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Eine jede Klage muß die Prämissen einer Verurtheilung enthalten; sie muß einen Rechtsbegriff (fundamentum agendi) aufstellen, unter welchen der factische Vortrag gestellt wird (species facti), um daraus einen Anspruch, die **Klagbitte** (petitum libelli), an den Gegner abzuleiten, welchen der Richter dem Kläger zusprechen soll. Die Klage stellt also einen vollkommenen Syllogismus dar, dessen Richtigkeit der Richter prüfen muß, ehe er dem Beklagten die Beantwortung desselben befiehlt. Aus den vorgetragenen Thatsachen muß wenigstens der Art, wenn auch nicht der Quantität nach, Dasjenige folgen, was der Kläger bittet, d. h. die Klage muß schlüssig sein. Bittet der Kläger mehr als aus den Thatsachen folgt, so hindert dies nicht, ihm das Wenigere zuzuerkennen; bittet er weniger, so darf der Richter doch über die Klagbitte nicht hinausgehen, nicht, wie man sagt, ultra petita erkennen. Die Arten der Klage sind so verschieden als die Rechte, welche durch sie geltend gemacht werden sollen; namentlich sind sie entweder persönliche, welche sich auf eine Foderung an eine bestimmte Person beziehen, oder dingliche (**Realklagen**), welche das Recht an einer bestimmten Sache zum Gegenstande haben. Ferner gehen sie entweder auf vollständige Entscheidung eines Rechtsverhältnisses oder auf vorläufige Zuerkennung eines Anspruchs mit Verweisung der weiter aussehenden Einreden zu einer besondern Verhandlung. Zu den letztern gehören vorzüglich die Besitzstreitigkeiten (**possessorische Klagen**) und die **Executivklagen**, wenn aus klaren Schuldverschreibungen geklagt wird, wobei alle Punkte mit deutlichen und vom Beklagten anzuerkennenden Urkunden belegt sind. Auch diese Form der Klage muß durch die vorgetragenen Thatsachen gerechtfertigt sein. Fehlt eine der Bedingungen, welche der Richter zu berücksichtigen hat, so muß der Regel nach nach gemeinem deutschen Proceßrechte die Klage als unförmlich, unschlüssig zur Zeit oder angebrachter Maßen verworfen werden. Ist der Klagvortrag in sich zusammenhängend und eine richtige Schlußfolge darin, so erläßt der Richter, abgesehen davon, ob das Factische wahr sei, was dabei noch nicht in Betracht kommt, sondern Gegenstand des künftigen Beweises ist, an den Beklagten den Befehl, darauf zu antworten, und an beide Parteien die Ladung zum Verhörstermine. Der Beklagte hat nun über den factischen Theil der Klage sich genau und vollständig zu erklären, d. h. anzugeben, was daran wahr, oder nach seiner Behauptung falsch, oder eines Beweises noch bedürftig sei (litis contestatio, Einlassung), und dann seine Einreden (s. d.) vorzubringen, worauf ein weiterer Schriftenwechsel zwischen den Parteien (Replik, Duplik u. s. w.) stattfindet. Dies ist das sogenannte erste Verfahren, welches blos dazu bestimmt ist, die

Verbindlichkeit des Beklagten zur Einlassung und die factischen Behauptungen der Parteien gegeneinander festzustellen. Im franz. Proceß geschieht dies ganz ohne Zuthun des Gerichts durch Mittheilungen zwischen den Sachwaltern, daher oft noch nachträgliche Auffoderungen zu bestimmter Beantwortung (interrogations sur faits et articles) eintreten. Im gemeinen deutschen Proceß wird dieses erste Verfahren zwar von dem Richter geleitet, aber nur in Hinsicht der Regelmäßigkeit; den Inhalt der gegenseitigen Erklärungen überläßt man der Verantwortlichkeit der Parteien. Im preuß. Processe müssen die Parteien zur wahrheitsgemäßen Erklärung gegeneinander ermahnt und ihre gegenseitigen Behauptungen in einem genauen status causae et controversiae (Darstellung der streitigen Punkte) vom Richter zusammengestellt werden. Insoweit nicht nach Beendigung dieses ersten Stadiums der Proceß schon zur definitiven Entscheidung reif ist, tritt er dann in das zweite Stadium, das Beweisverfahren ein. (S. **Beweis**.)

Klagenfurt, die Hauptstadt des Herzogthums Kärnten und als solche der Sitz des kaiserl. Statthalters für das Kronland Kärnten, zählt über 13000 E. und liegt in einer angenehmen Ebene, unweit der kleinen Flüsse Glan und Glanfurt und des Klagenfurter- oder Wörthsees, der durch einen Kanal mit der Stadt in Verbindung steht. Die Stadt ist wenig belebt und bildet ein fast regelmäßiges Viereck mit geraden und breiten Straßen. Gegenwärtig ist K. noch der Sitz des Oberlandesgerichts für Kärnten und Krain, doch steht die Vereinigung desselben mit dem steiermärkischen für Grätz bevor. Die Stadt hat ein Unter- und Obergymnasium mit einer öffentlichen Bibliothek, eine theologische Lehranstalt mit einem Priesterseminar für die gurker und lavanter Diöcese, eine Realschule und eine öffentliche Taubstummenlehranstalt. Unter die gemeinnützigen Vereine zählen: die Landwirthschaftsgesellschaft, der Industrie- und Gewerbverein, der naturhistorische, welcher ein Landesmuseum gegründet hat, und der historische Verein, welcher die historischen Denkmäler sammelt und aufhellt und zugleich eine reichhaltige Bibliothek dem Publicum zur Benutzung bietet. An diese reiht sich der Armenverein und eine Kleinkinderbewahranstalt. Ausgezeichnete Gebäude sind der freistehende, 288 F. hohe Thurm der Ägidienkirche, von dem aus man eine herrliche Rundschau der Umgebung genießt; das Landhaus, ein Gebäude des 14. Jahrh., mit den Wappen des kärntner Adels, und der fürstbischöfliche Palast, mit einer Sammlung von Gemälden, Mineralien u. s. w. Der schöne Neue Platz ist mit dem bleiernen Standbilde der Kaiserin Maria Theresia geschmückt. Auf dem Fürstenplatz steht ein Obelisk zum Gedächtniß des Presburger Friedens. Unter den industriellen Etablissements sind bemerkenswerth die Herbert'sche Bleiweißfabrik, die größte in der östr. Monarchie, und die Tuchfabrik der Gebrüder Moro. Durch den Ausschluß K.'s von dem deutschen Eisenbahnnetze ist der Durchfuhrhandel fast vernichtet, der Ausfuhrhandel sehr gedrückt worden. Doch steht eine Anknüpfung an die Südbahn in Aussicht. Die 1809 von den Franzosen zerstörten Festungswerke sind in Spaziergänge verwandelt. Zwischen K. und St.-Veit, auf dem Zollfelde, findet man Spuren der alten röm. Stadt Virunum, und ebenfalls am Zollfelde, dicht an der Poststraße, steht das alte historische Monument Kärntens, der **Herzogsstuhl**, wo ehedem jeder neue Herzog von Kärnten die Belehnung der herzoglichen Lehen ausübte, nachdem er früher am Huldigungsstuhle im benachbarten Karnburg dem auf demselben sitzenden sogenannten Herzogsbauer versprochen, ein gerechter Fürst und Förderer des Landeswohls sein zu wollen, und sodann die Huldigung empfangen hatte.

Klang, s. Schall.

Klangfiguren. Wenn man eine gläserne, metallene oder auch hölzerne Scheibe an einem passenden Punkte, z. B. in ihrem Mittelpunkte, festhält oder unterstützt und am Rande mit einem Violinbogen, der senkrecht auf der Ebene der Scheibe ist, streicht, so geräth die Scheibe in transversale Schwingungen, d. h. die Theilchen der Scheibe bewegen sich in einer Richtung, welche gegen die Ebene derselben senkrecht ist, also wenn die Scheibe horizontal liegt, aufwärts und abwärts. Bei diesen Schwingungen nehmen aber alle Theile der Scheibe nicht dieselbe Bewegung an, sondern die Scheibe theilt sich, je nach der Art der entstehenden Schwingung, in mehre Abschnitte, und diese schwingen so, daß, wenn bei horizontaler Lage der Scheibe die Theilchen des einen Abschnitts eine Bewegung nach oben machen, die Theilchen der angrenzenden Abschnitte gerade umgekehrt nach unten sich bewegen, während im nächsten Augenblicke die Theilchen des ersten Abschnitts sich nach unten und die der letzten nach oben sich bewegen. Bei diesen entgegengesetzten Bewegungen der benachbarten Abschnitte müssen natürlich die auf der Grenze zwischen denselben liegenden Punkte vollständig in Ruhe bleiben; man bezeichnet diese Punkte als Schwingungsknoten. Wird nun bei horizontaler Lage der Scheibe feiner, staub-

freier Sand (oder sonst ein feinkörniges Pulver) auf die Oberfläche der Scheibe gestreut, so wird derselbe in Folge der schwingenden Bewegung von allen in Bewegung befindlichen Theilen hinweggeworfen, sammelt sich dagegen auf den ruhenden Stellen, den sogenannten Schwingungsknoten, an und macht diese dadurch sichtbar. Es entstehen daher auf einer solchen schwingenden Scheibe, weil die Scheibe sich auf symmetrische Weise in Abschnitte theilt und also die Schwingungsknoten gewisse symmetrische Linien bilden, durch die Sandanhäufungen symmetrische Zeichnungen, die man Klangfiguren nennt. Für den tiefsten Ton theilt sich die Scheibe in die wenigsten Abschnitte, weshalb zu dem tiefsten Tone stets die einfachste Figur gehört. Je höher der Ton wird, desto kleiner, also desto zahlreicher müssen die Abschnitte der Scheibe und in Folge dessen die Klangfiguren desto zusammengesetzter erscheinen. Zu jedem Tone, welchen eine Scheibe gibt, gehört eine besondere Klangfigur, die aber der für diesen Ton nöthigen Schwingungsart der Platte entspricht. Bei an Größe und Elasticität verschiedenen Scheiben entspricht aber ein und dieselbe Eintheilungs- und Schwingungsart, also auch dieselbe Klangfigur sehr verschiedenen Tönen. Bestreut man die Scheibe mit einem sehr feinen Pulver, z. B. Bärlappsamen, so wird dieses wegen seiner Leichtigkeit durch die über der Platte entstehenden Luftzüge gerade umgekehrt von den Schwingungsknoten, also von dem ruhenden Theilchen der Scheibe nach den Punkten hingeführt, welche in der lebhaftesten Bewegung sind, und bildet während der Schwingung Staubwirbel, deren Masse nach dem Aufhören der Schwingung in kleinen Häufchen auf diesen Stellen niederfällt.

Klanggeschlecht, seltener, aber richtiger **Tongeschlecht.** Man bezeichnet mit diesen Namen gewöhnlich den Unterschied der drei Gattungen von Tonschritten, nämlich der diatonischen (s. d.), chromatischen (s. d.) und enharmonischen (s. d.), sowol nach dem altgriech. als nach dem gegenwärtigen Tonsystem, obwol beide Systeme auf sehr verschiedenen Grundlagen beruhen. Eigentlich kann aber nur noch von dem diatonischen Tongeschlecht, dem harten (Dur-) und dem weichen (Moll-)Geschlecht die Rede sein, deren jedes in zwölf Tonarten besteht und einzig auf die diatonische Fortschreitung sich gründet. Die chromatische und enharmonische Fortschreitung haben, als nur auf vorübergehenden Ausweichungen und künstlichen Combinationen oder nur in der Eigenthümlichkeit unserer Tonschrift beruhend, keine selbständige Existenz und daher keinen Anspruch auf den Namen eines Geschlechts.

Klapka (Georg), einer der bedeutendsten Anführer im ungar. Revolutionskampfe, geb. 7. April 1820 zu Temesvár, wo sein Vater Bürgermeister war, erhielt seine erste militärische Bildung in der Militärschule zu Karansebes und trat 1838 als Cadet in das zweite Feldartillerieregiment. Nachdem er 1840 ins Bombardiercorps versetzt worden, widmete er sich mit verdoppeltem Eifer dem Studium der Kriegswissenschaften und erhielt 1842 eine Stelle als Unterlieutenant in der königl. adeligen ungar. Leibgarde, was ihm Gelegenheit bot, in Wien seine Bildung fortzusetzen. Nach fünfjähriger Dienstzeit in dieser Garde wurde er 1847 mit als Oberlieutenant in das 12. Grenzregiment versetzt, gab jedoch, da er an dem einförmigen Grenzdienste kein Behagen fand, noch in demselben Jahre seine Stelle auf. Er stand im Begriffe, eine größere Reise ins Ausland zu unternehmen, als die Märzbewegung von 1848 eintrat und er der neuen ungar. Regierung seine Dienste zur Verfügung stellte. Von dieser wurde er Ende Mai 1848 mit A. Gáal und P. Hajnik nach Siebenbürgen geschickt, um die Szekler für die ungar. Sache zu gewinnen, bald darauf aber im activen Kriegsdienst verwendet und zum Hauptmann des 6. Honvédbataillons ernannt. In dieser Stellung nahm er mit Glück und Auszeichnung an dem Sommerfeldzuge gegen die Serben Theil. Zum Major befördert, wurde er im September zur Sicherung der Festung nach Komorn, dann nach Presburg zur Leitung der daselbst vorgenommenen Befestigungsarbeiten und Ende November als Generalstabschef zu dem im Banat unter Kis operirenden Armeecorps geschickt. Als solcher traf er die Dispositionen zu jenem Angriff auf die feindliche Stellung, dessen Folge die Einnahme und Zerstörung der verschanzten Ortschaften Alibunár, Karlsdorf, Karlovácz und der für die Serben schwere Verlust des Brückenkopfs bei Tomasovácz war. Auch der Anfang 1849 für die ungar. Hauptarmee angenommene, später von so großem Erfolg begleitete Operationsplan war K.'s Werk. Nach der Niederlage, die Meßáros 4. Jan. bei Kaschau gegen Schlick erlitten, erhielt Oberst K. dessen Commando, und es gelang ihm nicht nur, den Theißübergang zu behaupten und dadurch die improvisirte Residenz Debreczin zu sichern, sondern auch die jungen Honvéds zum ersten mal den regulären östr. Truppen gegenüber zum Siege zu führen und durch die Kämpfe bei Tarczal, Kereßtur, Hidaknémety u. s. w. neue Zuversicht in der Armee zu erwecken. An der dreitägigen Schlacht von Kápolna (26—28. Febr.) wie an dem siegreichen Aprilfeldzug nahm K.

bedeutenden Antheil. In diesem Feldzuge führte K. das erste Armeecorps und zeichnete sich namentlich in der Schlacht bei Isaßegh (6. April) aus, wo er das Schicksal des Tages entschied, und bei Nagysárló (19. April), das er mit Damjanics erstürmte. In der 26. April dem östr. Belagerungscorps vor Komorn gelieferten Schlacht, zu der K. den Plan entwarf, führte er den linken Flügel. Sodann übergab er sein Commando an Nagy Sandor und übernahm zu Debreczin provisorisch das Kriegsministerium, in welcher Stellung er namentlich mehr Einheit in die Operationen und Disciplin in die Armee zu bringen suchte. Hier entwarf er auch den vom gesammten Kriegsrath angenommenen, jedoch später durch Görgei's Widerstreben nicht zur Ausführung gelangten Operationsplan für den Sommerfeldzug. Die Belagerung Ofens hatte K. entschieden widerrathen. Als Görgei nach Eroberung dieser Festung das Kriegsportefeuille selbst übernahm, wurde K. zum Commandanten der Festung Komorn ernannt. Er suchte den beginnenden Zwiespalt zwischen Kossuth und Görgei wenigstens dem Anscheine nach zu schlichten und dann den offenen Bruch zwischen Beiden, der bei der 2. Juli erfolgten Absetzung Görgei's drohte, dadurch zu verhindern, daß er die theilweise Rücknahme dieses Beschlusses erwirkte. In den wider sein Anrathen unternommenen Waaggefechten vom 16. und 21. Juni, wie in den vor Komorn gelieferten großen Schlachten vom 2. und 11. Juli war K. nächst Görgei der Held des Tages. Nachdem Görgei mit der Hauptarmee in die Theißgegend abgezogen, blieb K. als Festungs- und Truppencommandant in Komorn zurück und wußte durch häufige Ausfälle das Belagerungscorps stets in Athem zu erhalten. Die glänzendste Waffenthat K.'s war der großartige Ausfall vom 5. Aug., wo der größte Theil des Belagerungscorps theils im Kampfe, theils in den Wellen der Donau seinen Untergang fand und der Rest in wilder Flucht bis Presburg eilte. K. machte eine ungeheuere Beute an Waffen, Geld, Munition und Lebensmitteln, eroberte eine bedeutende Strecke Landes und verlegte sogar sein Hauptquartier nach Raab. Im Begriffe, diesen Sieg zu benutzen und in Östreich oder Steiermark einzufallen, erhielt er inzwischen Kunde von dem Stande der Dinge an der untern Theiß und bald auch von der Waffenstreckung Görgei's, sodaß er sich zum Rückzug in die Festung genöthigt sah. Der Entschiedenheit, mit welcher K. und der komorner Kriegsrath die Anträge auf unbedingte Unterwerfung zurückwiesen, hatte es die Besatzung zu verdanken, daß die östr. Regierung endlich auf bedingungsweise Übergabe einging. Die Capitulation wurde 27. Sept. zwischen K. und dem östr. Feldmarschall Haynau abgeschlossen, und die Übergabe der Festung begann 3. Oct. Die Bedingungen, obschon nicht glänzend, sicherten doch der komorner Garnison Leben und Freiheit. K. verließ sofort sein Vaterland und ging nach London, später nach Genua, wo er noch im März 1853 weilte. Seinen Antheil am ungar. Revolutionskampfe, namentlich vom Sommer 1849 an, hat er in seinen „Memoiren" (Lpz. 1850) beschrieben, die zu den besten Quellen für die ungar. Revolutionsgeschichte gehören und in dem später erschienenen Werke: „Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen" (2 Bde., Lpz. 1851), welches die allgemeine Geschichte des ungar. Kampfes von seinem Beginne bis zur Einnahme Ofens gibt, ihre Ergänzung fanden.

Klapperschlange (Crotalus) ist der Name einer nur in Amerika vorkommenden, aus wenigen Arten bestehenden Gattung von Giftschlangen, an deren Schwanzende bei jeder Häutung eine auf dem letzten Schwanzwirbel gebildete, besonders dicke Hautschicht sich überstülpt und zu einem hornartigen hohlen Kegel erhärtet, sodaß ein mehrgliederiges Organ (die Klapper) entsteht, welches bei schneller Vibration des Schwanzes ein schwirrendes Geräusch hervorbringt. Diese Klapper besteht aber höchstens aus 15—18 Ringen. Die **nordamerikanische Klapperschlange** (C. Durissus) ist 4—6 F. lang, braun, mit schwärzlichen, schleifenförmigen, weißgerandeten Binden auf dem Rücken. Daß diese Klapperschlange in Nordamerika, selbst in den bevölkertsten Theilen, wie im östlichen Pennsylvanien, Neuyork u. s. w., noch häufig, ist eine Folge ihrer großen Fruchtbarkeit. Zum Glück ist sie ein phlegmatisches, langsames Thier und beißt niemals ungereizt. Die Wirkungen des Bisses sind zwar gefährlich, doch nicht in jedem Falle tödtlich; vorzüglich vermag dabei die äußere Behandlung der Wunde viel. In große Wuth gerathen, verbreitet diese Schlange einen ungemein übeln Geruch. Die **südamerikanische Klapperschlange** (C. horridus) ist von gleicher Größe, graubraun, oben mit schwarzbraunen, weißlich gesäumten Rautenflecken. Ihre langen Giftzähne sollen selbst durch hartes Leder dringen.

Klaproth (Heinr. Jul.), Orientalist und Reisender, der Sohn des Nachfolgenden, geb. zu Berlin 11. Oct. 1783, widmete sich noch sehr jung dem Studium der asiat. Sprachen und besonders des Chinesischen mit großem Eifer. Nachdem er sich durch die Herausgabe des „Asiatischen Magazin" (Weim. 1802 fg.) bekannt gemacht, wurde er Adjunct an der Akademie für die asiat. Sprachen in Petersburg. Er begleitete 1805 den Grafen Golowkin, der nach Peking

als Gesandter bestimmt war, an der Grenze aber wieder umkehren mußte, und erhielt nach seiner Rückkehr auf des Grafen Joh. Potocki Vorschlag von der Akademie in Petersburg den Auftrag, in den Ländern des Kaukasus seine Forschungen über die Stammvölker Asiens fortzusetzen. Eine Frucht seiner Reise, über welche er ausführlich in der „Reise in den Kaukasus und Georgien in den J. 1807 und 1808" (2 Bde., Halle 1812—14; franz. mit vielen Zusätzen, Par. 1823) berichtete, war das „Archiv für die asiat. Literatur, Geschichte und Sprachkunde" (Bd. 1, Petersb. 1810). Im J. 1812 aus russ. Staatsdiensten entlassen, ging er 1814 nach Italien und wählte 1815 Paris zu seinem bleibenden Aufenthalte, wo er 1816 zum Professor der asiat. Sprachen ernannt wurde und 20. Aug. 1835 starb. Unter seinen vielen Schriften, die sich auf Sprachforschung und Geschichte beziehen und insgesammt von großer Gelehrsamkeit zeugen, aber auch stets mit gehässigen Nebenblicken auf die Leistungen anderer Gelehrten erfüllt sind, erwähnen wir noch: „Geographisch-historische Beschreibung des östlichen Kaukasus" (Weim. 1814); „Beschreibung der russ. Provinzen zwischen dem Kaspisee und Schwarzen Meere" (Berl. 1814); Güldenstädt's von ihm herausgegebene, umgearbeitete und mit Anmerkungen versehene „Reise nach Georgien und Imirethi" (Berl. 1815); ferner das „Verzeichniß der chines. und mandschuischen Bücher und Manuscripte der königl. Bibliothek in Berlin" (Par. 1822); „Asia polyglotta" (Par. 1823, nebst einem Sprachatlas), worin er die Verzweigungen der asiat. Völker in ihrer Sprachverwandtschaft nachweist und den Anfang der gewissen Geschichte bei den verschiedenen asiat. Völkern bestimmt; „Tableaux historiques de l'Asie depuis la monarchie de Cyrus jusqu'à nos jours" (4 Bde., Par., mit Atlas); „Mémoires relatifs à l'Asie" (Par. 1834); „Collections d'antiquités égyptiennes" (Par. 1829); „Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les hiéroglyphes" (Par. 1832); endlich das für die japan. Geschichte wichtige Werk „Aperçu général de trois royaumes, traduit de l'original japonais-chinois" (Par. 1833).

Klaproth (Mart. Heinr.), einer der gründlichsten deutschen Chemiker und Naturforscher, der Vater des Vorigen, geb. 1. Dec. 1743 zu Wernigerode, war anfangs Apotheker in Berlin. Im J. 1787 wurde er Chemiker bei der Akademie der Wissenschaften und hierauf Professor der Chemie bei dem königl. Feldartilleriecorps. Er starb als Obermedicinal- und Sanitätsrath und Professor der Chemie an der Universität zu Berlin 1. Jan. 1817. K. ist der Entdecker der Zirkonerde, des Tellurs, Titans und Urans und machte sich besonders durch viele für seine Zeit genaue Mineralanalysen bekannt. Seine „Beiträge zur chemischen Kenntniß der Mineralkörper" (6 Bde., Berl. 1795—1815) sind sein Hauptwerk. Sein mit Wolff herausgegebenes „Chemisches Wörterbuch" (5 Bde., nebst 4 Supplementbänden, Berl. 1807—19) ist veraltet.

Klären ist eine technisch-chemische Operation, welche man mit solchen Flüssigkeiten vornimmt, die durch Filtriren nicht klar erhalten werden können, weil die in der Flüssigkeit schwimmenden festen Theilchen mit durchs Filter gehen oder dasselbe sehr bald verstopfen. Die einfachste Methode des Klärens besteht darin, daß man die trübe Flüssigkeit längere Zeit ruhig stehen läßt. Dabei setzen sich die festen Theilchen allmälig ab, und die über dem Bodensatze stehende klare Flüssigkeit wird entweder mit dem Heber abgenommen oder decantirt. Solche Flüssigkeiten, welche einen durch die Wärme coagulirbaren Körper suspendirt enthalten, werden einfach durch Aufkochen geklärt. Das Coagulum umschließt die trübenden Theilchen, begibt sich damit auf die Oberfläche und läßt sich entweder durch Durchseihen oder durch Abschöpfen mit einem Schaumlöffel von der Flüssigkeit trennen. Wenn eine zu klärende Flüssigkeit keinen coagulirbaren Körper enthält, so muß man ihn vor dem Kochen hinzusetzen. Man nimmt dazu gewöhnlich Eiweiß oder Blut. Auch Hausenblase (s. d.) und Leim wird zum Klären benutzt.

Klariren (d. i. klären, bereinigen, frei machen), engl. to clear, bedeutet im Seewesen das Erledigen der Zollanfoderungen durch Anmeldung, Vorlegung der nöthigen Papiere, Entrichtung des Zolls und Empfangnahme der darüber sprechenden Quittungen oder sogenannten **Zollklarirungsscheine**, welche letztern zu den unumgänglich nöthigen Schiffspapieren gehören. Die betreffende Regulirung beim Aussegeln eines Schiffs heißt die **Ausklarirung**, beim Einsegeln (bei der Ankunft) die **Einklarirung**. In der Regel ist die Klarirung des Schiffs Sache des Schiffers, die Klarirung der Ladung aber bezüglich des Befrachters (Ausklariren) und des Empfängers (Einklariren); thatsächlich aber besorgt diese Klarirungen auftragsweise der Schiffsmäkler, der daher auch wol **Klarirer** (Schiffsklarirer) heißt.

Klauenseuche, eine bei gehöriger Abwartung nicht leicht tödtliche, aber mit großen Nachtheilen verbundene Krankheit des Rindviehs und der Schafe, tritt gewöhnlich mit der Maulseuche verbunden auf, erscheint aber auch oft, ohne daß diese vorhergegangen. Die Krankheit

verräth sich zunächst durch Hinken der Thiere. Die Klauen werden heiß, die Füße beginnen zu schwellen, es bilden sich in der Spalte der Klaue Wasserblasen, die sich in Geschwüre mit einer stinkenden Materie verwandeln, und zuletzt trennt sich der hornige Theil von der Fleischwand. Das Weiden des Viehes in Moorgegenden und schwerem Thonboden bei nasser Witterung, sowie das Stehen auf dem gährenden Miste scheinen die Hauptveranlassungen zu dieser Krankheit zu geben, die man im Sommer viel öfter als im Winter wahrnimmt. Vermeiden der Veranlassungen, tägliches, aber nur minutenlanges Schwemmen in hellem Wasser, die Entzündung beseitigende Umschläge von Thon und Essig u. s. w. und, wenn letztere nicht mehr zu entfernen ist, Befördern der Eiterung und baldige Öffnung der Blasen sind die Mittel, welche man gegen dieselbe in Anwendung bringt. Von der gewöhnlichen Klauenseuche, in Folge deren die davon befallenen Thiere, da sie dabei die Freßlust verlieren, abmagern und insbesondere die Schafe sich hären, unterscheidet man als höheres Stadium in Folge von Vernachlässigung die sogenannte **bösartige Klauenseuche**, welche bei Schafen öfter den Tod zur Folge haben kann. Ob die Klauenseuche epidemisch und contagiös ist, scheint noch nicht entschieden zu sein. Behandlung der kranken Klaue mit einem Brei aus Chlorkalk und Wasser hat sich unter allen Mitteln am erfolgreichsten erwiesen. In der neuesten Zeit haben die praktischen Engländer Galoschen von Gutta-Percha fabricirt, welche, den klauenkranken Schafen nach Abtrennung der eiterigen Horntheile übergeschuht, die überraschendsten Heilerfolge bewirkten.

Klausenburg, ungar. Kolosvár, walachisch Klusl, die Hauptstadt Siebenbürgens, liegt im gleichnamigen Comitate, in einem romantischen Thale am kleinen Szamosflusse und zählt über 24000 E. Sie ist mit alten Mauern umgeben und zerfällt in die Alt- und die Neustadt, wozu noch fünf Vorstädte kommen, hat einen schönen, großen Marktplatz, mehre schöne Straßen und in der Kathedrale zum heil. Michael ein herrliches altdeutsches Gebäude. Nächst einem Lyceum mit einer öffentlichen Bibliothek, einem adeligen Convict und Seminar, einem kath. Gymnasium und Seminar, einem ref. und einem unitarischen Collegium gibt es daselbst ein Waisenhaus, drei Spitäler und mehre andere wohlthätige Anstalten. Die Bevölkerung ist mit einer nur geringen Mischung von Deutschen und Walachen vorherrschend magyarischen Stammes und nährt sich hauptsächlich vom Handel, da K., nur wenige Meilen von der siebenbürg.-ungar. Grenze entfernt, den ersten Stapelplatz für die aus oder über Ungarn kommenden Waaren bildet und zwischen Ungarn und den Nachbarländern den Handel vermittelt. In letzterer Zeit hat auch die Industrie sich einigermaßen zu entfalten begonnen. Namentlich werden die Porzellanfabriken gerühmt, denen die Umgegend eine treffliche Erdart liefert. Als Hauptort des siebenbürg. Landes der Ungarn war K. während der Revolution von 1848 größtentheils der Mittelpunkt der nationalen Bewegung, während die östr. Streitmächte sich in der zweiten Hauptstadt des Landes, dem deutschen Hermannstadt, concentrirten. Im Beginne der ungar. Erhebung von dem östr. Feldmarschallieutenant Puchner für die Kaiserlichen behauptet, wurde K. 25. Dec. 1848 von Bem genommen, der es bis zum Ende der ungarischen Revolution besetzt hielt und zu seinem Hauptdepôt für Waffen, Monturen und Lebensmittel, wie zum Sammelplatz für seine Rekruten machte. Jenseit des Flusses steht an der Stelle eines röm. Castells die von Karl VI. 1721 erbaute Festung, welche aber nicht mehr unterhalten wird. K. ist das Claudiopolis der Römer und zahlreiche Ausgrabungen von röm. Münzen, Bronzen u. s. w. werden daselbst gemacht.

Klausthal, Bergstadt und Hauptort des hannov. Harzes, liegt nebst der nur durch den Zellbach von ihr getrennten Bergstadt **Zellerfeld** auf einem rauhen Plateau des nordwestlichen Theils des Gebirgs, 1750—80 F. über dem Meere. Von den beiden Städten hatte erstere Anfang 1853 mit Zubehör 9738, letztere 4969 E., welche fast allein vom Berg- und Hüttenwesen leben, da das Klima Ackerbau (die Kartoffel ausgenommen) nicht gestattet, und sich auch durch manche Sitten, besonders durch einen dem Oberdeutschen angehörenden Dialekt, als Einwanderer (wahrscheinlich aus Franken) charakterisiren. K. ist Sitz der Berghauptmannschaft (Regierung) und des Berg- und Forstamts. Es befindet sich hier ein Gymnasium, eine Bergschule mit reichen mineralogischen und Modellsammlungen, eine herrschaftliche Maschinenwerkstätte (Bauhof), ein magnetisches Observatorium u. s. w. Die frühere Münze ist seit 1848 nach Hannover verlegt. Der oberharzische Bergbau gehört nach Alter und Umfang der Gruben und Werke zu den großartigsten in Deutschland. Nach dem Erliegen des ältern schon erheblichen Bergbaus durch die Pest um 1350 suchten Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig in der Umgegend von Grund und Wildemann, die Grafen von Hohnstein in der Gegend von St.-Andreasberg durch ertheilte Bergfreiheiten wieder Bergarbeiter nach dem Harze zu ziehen (um 1520). Um 1554 und 1593 wurden schon Bergordnungen ertheilt. Seit 1620 etwa sind die klausthaler Gruben

die wichtigsten; ihre höchste Blüte erreichten sie jedoch um 1730, wo die Gruben Dorothea und Karolina, die mächtigsten Erzgänge, die vielleicht jemals im Betriebe gewesen sind, auf ihrer Höhe standen. Erstere hat seit 1713 beständig Ausbeute gezahlt und zwar im Ganzen bis jetzt mehr als 3 Mill. Bei der mit der Tiefe und Erschöpfung einzelner Gruben wachsenden Schwierigkeit des Bergbaus sind viele Gruben von den Gewerken aufgelassen worden und in die Hände der Regierung übergegangen. Im J. 1852 waren noch im Betriebe neun gewerkschaftliche Gruben, welche den Kuxinhabern jährlich etwa 64000 Thlr. Überschüsse lieferten, und 17 königliche. Aus den gewonnenen Erzen wird Silber (etwa 45000 Mark jährlich), Blei (etwa 90—100000 Ctr.), Kupfer, Arsenik u. s. w. auf vier Silberhütten erzeugt, von denen die Frankenscharner Hütte bei K. allein fast die Hälfte der ganzen Production an Silber und Blei liefert. Die Gruben sind zu einer bedeutenden Tiefe niedergebracht; die Gesenke der Grube Samson bei St.-Andreasberg (420 Lachter oder 2730 F.) und Herzog Georg Wilhelm bei K. (315 Lachter) sind die tiefsten Punkte, in denen überhaupt irgendwo Bergbau betrieben wird. Zum Betriebe dienen bedeutende Wasserleitungen (bei K. und Zellerfeld allein 63 Teiche und 59¾ M. Grabenleitungen), zwei Wassersäulenmaschinen und der oberhalb K. etwa 148 Lachter einbringende, drei Stunden lange, 1799 vollendete Georgs-Stollen, welcher indeß nicht mehr genügt, weshalb man einen um 53 Lachter tiefern, nach etwa fünf Stunden bei Gittelde mündenden Tiefen Ernst-August-Stollen bereits in Angriff genommen hat. Die in seinem Niveau (etwa 200 Lachter tief) liegende tiefe Wasserstrecke dient auf eine halbe Stunde Länge zum Transporte von Erzen innerhalb der Gruben auf großen flachen Kähnen. Die in großer Menge und Verschiedenheit sich findenden Eisenerze werden auf den in der nähern oder entferntern Umgegend von K. liegenden fünf königl. Eisenhütten und Werken verarbeitet, von denen Rothehütte bei Elbingerode die bedeutendste ist. Man verfertigt hauptsächlich schweres Gußwerk und Stabeisen. Die 221000 Morgen großen Harzforsten liefern jährlich etwa 2 Mill. Kubikfuß Holz und nach Befriedigung der Bedürfnisse der Einwohner und der Werke an Holz und Kohlen (da Steinkohlen sich nicht finden) durch den Holzhandel noch bedeutende Überschüsse. Bergbau, Hüttenwesen und Forstbetrieb beschäftigen am Harze 8—9000 ständige herrschaftliche Arbeiter, vom 12jähr. Knaben (dem Pocharbeiter) an. Der Durchschnitts-Wochenlohn des Erwachsenen beträgt 2—2½ Thlr. Für den Volkswirth haben die zur Unterstützung der Arbeiter dienenden Einrichtungen (Kornmagazine, Kassen, aus denen die Curkosten bei Krankheiten und Pensionen für Invalide, Witwen und Waisen bestritten werden, u. s. w.) hohes Interesse. Die frühern Privilegien, Freiheit von allen Steuern, vom Militärdienste u. dgl., sind ganz oder bis auf unbedeutende Reste aufgehoben.

Klazomenä, eine von den ionischen Zwölfstädten, war ursprünglich an der Küste Joniens am Hermäischen Meerbusen, westlich von Smyrna erbaut, breitete sich aber später, als die Einwohner aus Furcht vor den Persern auf eine der nahegelegenen kleinen Inseln sich flüchteten und Alexander d. Gr. diese mit dem Festlande durch einen Damm verbinden ließ, auch über die dadurch entstandene Halbinsel. Jetzt heißt sie Vurla, mit der Insel St.-Giovanni. Im Verlaufe der Zeit kam sie unter die Herrschaft der Lyder, Perser, Macedonier und zuletzt der Römer.

Kleanthes, einer der eifrigsten Anhänger und Vertreter der stoischen Philosophie, aus Assus in Kleinasien gebürtig, mußte sich anfangs in Athen seinen Unterhalt durch Lohnarbeit verdienen, daher man ihn mit Verdrehung des Namens Phreantles, d. h. Wasserschöpfer, nannte. Dann genoß er fast 20 J. lang den Unterricht Zeno's, dessen Lehrstuhl er um 264 v. Chr. einnahm. Mit seinem berühmten Schüler Chrysippus gerieth er später in einen heftigen Streit und soll in hohem Alter noch durch freiwilligen Hunger sich getödtet haben. Abweichend von den übrigen Stoikern nahm er die Sonne als das herrschende Weltprincip an. Von seinen vielen Schriften hat sich nur sein in Herametern verfaßter „Hymnus an den Zeus" vollständig erhalten, der, obgleich in der Form vernachlässigt, durch Reichthum und Erhabenheit der Gedanken sich auszeichnet und von Brunck in den „Poetae Graeci gnomici" (Straßb. 1778; neue Ausg. von Schäfer, Lpz. 1817), Mohnike (Greifsw. 1814), und Korais zugleich mit Epiktet (Par. 1826) bearbeitet und von Conz in den „Blumen, Phantasien und Gemälden aus Griechenland" (Lpz. 1793) trefflich ins Deutsche übersetzt worden ist. Vgl. Petersen, „Cleanthis hymnus in Jovem auctori suo vindicatus" (Hamb. 1829).

Kleber (gluten) nennen die Chemiker denjenigen Bestandtheil der Getreidearten, welcher nach dem Kneten des Mehls mit Wasser bis zur Entfernung alles Stärkemehls als graue, zähe Masse fast von der Beschaffenheit einer aufgequollenen thierischen Haut zurückbleibt; Andere verstehen darunter nur den in heißem Weingeist löslichen Theil dieser Masse. Der Kleber ist

kein einfacher Pflanzenstoff, sondern ein Gemenge verschiedener, dem Albumin, Fibrin, Caseïn nahe verwandter, stickstoffhaltiger Körper, daher in hohem Grade der Fäulniß unterworfen, und wirkt, in Zersetzung begriffen, als Ferment. Er bedingt das Faulen und den übeln Geruch der bei Stärkefabriken abfallenden Wasser. Er ist der wichtigste nährende Bestandtheil der Getreidearten. Bei der Brotgährung wird er zum Theil zerstört, daher die Versuche, den mechanisch auflockernden Zweck der Brotgährung durch eine andere, nicht von Zerstörung eines Theils des Klebers und Stärkemehls abhängige Gasentwickelung im Innern des Teigs zu erzeugen, ganz rationell sind. Alle Verschiedenheiten im Verhalten des Mehls vom reinen Stärkemehl haben ihren Grund in der Gegenwart des Klebers. Das Weizenmehl enthält ungefähr 12, das Roggenmehl 9—10 Proc. Kleber.

Kleber (Jean Baptiste), ein ausgezeichneter General der franz. Republik, geb. zu Strasburg 6. März 1753, der Sohn eines Gartenarbeiters, erhielt durch seinen Stiefvater eine sorgfältige Erziehung und kam im Alter von 16 J. nach Paris, wo er zwei Jahre Baukunst studirte. Nach seiner Rückkehr machte er zufällig die Bekanntschaft zweier Edelleute aus Baiern, denen er in einem Streite mit Franzosen beigestanden hatte, und wurde von diesen bestimmt, in die Militärschule zu München zu treten. Hier sah ihn 1772 der östr. General Kaunitz, dem er seiner martialischen Gestalt wegen so gefiel, daß er ihm eine Lieutenantsstelle in seinem Infanterieregimente verlieh. In diesem Verhältnisse wohnte K. dem Feldzuge gegen Preußen bei und kam dann nach Luxemburg in Garnison, nahm aber hier 1783, da er als Bürgerlicher keine Aussicht auf Beförderung hatte, den Abschied und kehrte in den Elsaß zurück. Hier erhielt er das Amt eines königl. Bauinspectors zu Béfort; auch erwarb er sich die öffentliche Achtung durch Ausführung mehrer großer Bauten. Seine Neigung und sein entschiedenes Talent für die kriegerische Laufbahn bewogen ihn indeß, in der Revolution die bürgerliche Stellung aufzugeben. Er trat 1792 als Gemeiner unter die Freiwilligen vom Oberrhein und stieg bald zum Adjutant eines Bataillons, das nach Mainz geschickt wurde. Während der Belagerung dieser Stadt entwickelte er als Generaladjutant außerordentliche Kühnheit und Thätigkeit. Gleich den übrigen Oberoffizieren gerieth auch er nach der Capitulation in Haft und Untersuchung, wobei er den Muth hatte, das Betragen Custine's (s. d.) zu vertheidigen. Zum General erhoben, erhielt er hierauf den Befehl über eine Brigade der mainzer Garnison, die nach der Vendée geschickt wurde. In diesem schwierigen Kampfe bewies er ebenso viel Muth als Menschlichkeit und gewann nach der Schlacht von Chollet den Grad eines Divisionsgenerals. Weil er sich aber mit Freimuth gegen die Blutbefehle erhob und den Bürgerkrieg durch eine milde Behandlung der Royalisten beizulegen trachtete, erregte er Verdacht und mußte den Schauplatz verlassen. Schon 1794 wurde er aber wieder in der spätern Maas- und Sambrearmee unter Jourdan (s. d.) angestellt. An der Spitze einer Division nahm er an der Schlacht von Fleurus und an den folgenden siegreichen Gefechten Antheil. Im Feldzuge von 1795 führte er beim Rheinübergange Jourdan's den linken Flügel und bewies während des Rückzugs vor dem östr. General Clerfayt die höchste Kaltblütigkeit. Auch 1796 unterstützte er die Operationen am Rhein. Er hatte Frankfurt besetzt, als ihn Streitigkeiten mit dem Directorium plötzlich außer Thätigkeit setzten. Frei, kühn und heftig im Wort wie in der That, überdies ohne politischen Fanatismus, hatte er sich viele Feinde zugezogen. Er lebte nun in großer Abgeschiedenheit zu Chaillot bei Paris und entging dadurch bei der Revolution vom 18. Fructidor als Feind des Directoriums der Verbannung. Allein der General Bonaparte suchte ihn auf und bestimmte ihn zur Theilnahme am Zuge nach Ägypten. Schon bei der Einnahme von Alexandria wurde K. am Kopfe gefährlich verwundet. Nach der Herstellung begleitete er Bonaparte nach Syrien, nahm mit seiner Division Jaffa und Gaza und gewann die Schlacht am Berge Tabor. Bonaparte, der den gewaltigen Charakter K.'s fürchtete, übertrug ihm bei seiner Abreise ebenso ungern den Oberbefehl, als K. denselben annahm. Da es nicht möglich schien, Ägypten zu behaupten, schloß K. mit dem brit. Commodore Sidney Smith eine Convention, nach welcher die franz. Truppen freie Überfahrt mit Waffen und Gepäck erhalten sollten. Doch während die Franzosen die besetzten Plätze den Türken auslieferten, verwarf der brit. Admiral Keith diesen Vertrag. K. faßte hierauf den kühnen Entschluß, das Land aufs neue zu unterwerfen. Er zertrümmerte mit seiner geringen Macht die ganze türk. Armee 20. März 1800 bei Heliopolis, zügelte das empörte Kairo, organisirte einen Verwaltungsrath und war in kurzer Zeit wieder Herr von ganz Ägypten. Unter den Bemühungen, mit den Türken einen Separatvertrag zu schließen, wurde er jedoch 14. Juni 1800 zu Kairo von einem fanatischen Türken ermordet. Der Partei Bonaparte's konnte der Tod eines Generals nur erwünscht sein, der fähig und auch entschlossen war, die

Republik gegen ihre innern Feinde zu vertheidigen. Ludwig XVIII. ließ die im Schlosse If zu Marseille vergessenen Gebeine K.'s nach Strasburg schaffen und daselbst dessen Andenken eine eherne Statue errichten.

Klee (Trifolium) ist der Name einer zu den Hülsengewächsen (Leguminosae) gehörenden Pflanzengattung, von welcher mehre Arten wichtige Futterkräuter sind, und die sich durch die in rundlichen Köpfen oder länglichen Ähren stehenden Blüten, durch die auch nach dem Verblühen stehenbleibende, trocken werdende Schmetterlingsblume und die mehr oder minder an die Blumenkrone angewachsenen Staubgefäße unterscheidet. Die für die Landwirthschaft wichtigste unter den Kleearten ist der **Wiesenklee** (T. pratense), auch spanischer, brabanter, türkischer oder gemeiner rother Klee genannt, welcher in ganz Europa auf Wiesen und Grasplätzen gemein wächst und auf Feldern im Großen angebaut wird. Er ist nur zweijährig, hat purpurrothe, seltener fleischrothe oder weiße Blütenköpfe, eine flaumige Kelchröhre, und die Nebenblätter laufen plötzlich in eine grannige Spitze aus. Der Kleebau wurde zuerst aus den Niederlanden durch Auswanderer zu Herzog Alba's Zeiten an die Ufer des Rhein gebracht, wo er jedoch sehr bald wieder einging. Erst in den Kriegen Östreichs gegen Frankreich wurde der Kleebau durch östr. Krieger wieder nach Östreich und Schlesien verpflanzt, aber nur hier und da betrieben, bis ihm Schubart von Kleefeld (s. d.) eine allgemeine Verbreitung verschaffte, wodurch die Landwirthschaft eine ganz neue Gestalt und eine Stütze und sichere Haltung erhielt, welche ihr vorher fehlte. Durch den Kleebau wurde die reine Brache und der Weidegang des Rindviehs verdrängt und statt des letztern Sommerstallfütterung eingeführt, was zur Veredelung des Viehs nicht wenig beitrug. Es ward ferner durch die Erzeugung vielen und guten Futters und durch Vermehrung des Nutzviehs der Dünger vermehrt und verbessert und der Landwirth in den Stand gesetzt, mehr Getreide und andere Feldgewächse zu erbauen, abgesehen davon, daß der Klee schon durch Beschattung und Reinhaltung des Bodens und durch seine vielen Rückstände an Wurzeln und Stoppeln dem Acker wesentliche Dienste leistet. Es ward endlich durch den Kleebau ermöglicht, schlechte Wiesen in Feld oder Wald umzuwandeln und auch da einen vollkommenen Ackerbau zu treiben, wo natürliche Wiesen fehlen. Am häufigsten wird nun eben dazu der Wiesen- oder brabanter Klee angebaut, weil er den Feldbau am meisten belebt und im raschen Umschwunge erhält. Bedeutend sind auch die Summen, welche aus den Kleesamen gewonnen werden. Allein im sandigen und trockenen Boden gedeiht der brabanter Klee gar nicht; ebenso misräth er in trockenen Jahren völlig. Deshalb verdient der **mittlere Klee** (T. medium), welcher in England sehr geschätzt ist, auch in Deutschland in den Kleebau aufgenommen zu werden, zumal da er sich in mehren Stücken vor dem brabanter Klee vortheilhaft auszeichnet. Er gedeiht nämlich in trockenem, selbst sandigem Boden, ist dabei ausdauernd, hat tief gehende Wurzeln und leidet deshalb auch durch trockene Witterung nicht Schaden. Man kann ihn eine Reihe von Jahren auf demselben Felde belassen, bis er anfängt leere Stellen zu zeigen. Wird er dann umgepflügt, so hinterläßt er einen durch seine zahlreichen tiefen Wurzeln sehr verbesserten Boden. Auch soll bei der Fütterung mit diesem Klee das Aufblähen des Rindviehs nicht eintreten. Der mittlere Klee ist dem brabanter Klee sehr ähnlich, aber bei genauerer Betrachtung leicht durch die ganz kahle Kelchröhre und durch das breitere, lanzettige, krautige, allmälig spitz zulaufende Ende der Nebenblätter zu unterscheiden. Die Stengel sind etwas härter als bei dem brabanter Klee. Er wächst in Europa auf trockenen Wiesen, an Waldrändern, auf trockenen Hügeln und Bergen. Außerdem wird der **kriechende K.** (T. repens), gewöhnlich weißer oder Weideklee genannt, im Großen als gutes Schaffutter angebaut. Dieser besitzt einen kriechenden Stengel und weiße Blütenköpfe mit gestielten Blüten, welche angenehm, jedoch schwach honigartig riechen, aber da, wo die Pflanze in Menge angebaut ist, einen starken, sehr angenehmen, fast hyacinthenartigen Geruch verbreiten und auch hier und da noch im Aufgusse als Thee getrunken werden. Desgleichen wird der nur einjährige **schönrothe** oder **Incarnatklee** (T. incarnatum) besonders als Schaffutter angebaut. Für sehr nasse sumpfige Wiesen ist der Anbau des **Bastardklees** (T. hybridum) wichtig, der ausdauernd ist und selbst unter Wasser gesetzt noch gedeiht. Der auf Feldern gemeine **Ackerklee** oder **Hasenpfötchen** (T. arvense), mit sehr zottigen kurzen Ähren und äußerst kleinen Blumen, wird als Hausmittel gegen Diarrhöe gebraucht. Auch der **Goldklee** oder **Hopfenklee** (T. agrarium), mit schönen gelben Blütenköpfen, aufrechtem Stengel und länglich-lanzettigen Nebenblättern, gibt ein gutes Futterkraut ab. Der 1—2 F. hohe **rothe Klee** oder **rothe Ährenklee** (T. rubens), der **Bergklee** (T. montanum), der **Erdbeerklee** (T. fragiferum), der **braune Klee** (T. spadiceum) und andere werden nicht im Großen angebaut. Außerdem wird noch manche Pflanze mit dem Namen Klee bezeichnet, welche

dieser Gattung nicht angehört, so Melote und Schneckenklee. Vgl. Löbe, „Fluch und Segen des Kleebaus" (2. Aufl., Lpz. 1843).

Klee (Heinr.), verdienter kath. Theolog, geb. 1800 zu Münstermaifeld bei Koblenz, bildete sich im Lyceum und im bischöflichen Seminar zu Mainz. Schon 1821 wurde er Lehrer am Gymnasium und 1825 Professor der Philosophie und Theologie am Seminar daselbst, bald darauf auch Doctor der Theologie. Durch seine erste Schrift „Die Beichte" (Fkf. 1827), sowie durch seinen ehrenwerthen Charakter vortheilhaft bekannt geworden, erhielt er das Anerbieten einer Professur an der kath. Facultät zu Bonn oder Breslau und entschied sich, obgleich kein Freund von Hermes' Ansichten, für das erstere. Nachdem Droste zu Vischering Erzbischof geworden, wurde K. zum Examinator für das Fach der Dogmatik ernannt und entwickelte theils als Docent, theils als Schriftsteller große Thätigkeit. Als er später in Folge der kölner Wirren eine Beeinträchtigung seiner Lehrfreiheit befürchtete, nahm er 1839 den schon früher an ihn ergangenen Ruf nach München an, wo er 28. Juli 1840 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften heben wir hervor: „Encyklopädie der Theologie" (Mainz 1832); „Kath. Dogmatik" (3 Bde., Mainz 1834 fg.; 2. Aufl., 1839—41), sein Hauptwerk; „Dogmengeschichte" (2 Bde., Mainz 1837—38); „Grundriß der kath. Moral" (Mainz 1843).

Kleie ist die äußere Hülle der Getreidekörner, die gewöhnlich durch das Beuteln von dem Mehl getrennt wird. Die Hülle besteht wesentlich aus Holzfaser (Cellulose), welcher aber die eingeschlossenen assimilirbaren Stoffe so sehr anhängen, daß sie durch kein mechanisches Mittel vollkommen davon getrennt wenden können. Da die Holzfaser unverdaulich ist, so verwirft man die Kleie, obschon sie auf der innern Seite immer noch eine nicht unbedeutende Menge von Mehl enthält, welche 10—25 Proc. des rohen Mehls betragen kann. Mit der Ausscheidung der Kleie verliert man also eine bedeutende Menge der ernährungsfähigen Substanzen des Mehls. Der franz. Chemiker Millon hat behauptet, daß es ein Verlust sei, wenn man die Kleie nicht mit dem Brote vermischt und sie als Abfall den Thieren zuwirft; daß man sogar durch stete Verbindung der Kleie mit dem Brote ein Land um große Quantitäten eines vortrefflichen Nahrungsmittels bereichern könne und dies ohne alle Unkosten. Diese Behauptung Millon's, die in Deutschland vielfachen Anklang gefunden hat, ist aber nicht gerechtfertigt, da es keine Ersparniß ist, wenn man einen für den Menschen schwer verdaulichen Stoff dem Thiere entzieht, um ihn dem Menschen darzureichen, zumal wir unmittelbar genöthigt sind, die Kleie durch andere Futterkräuter und nützliche Feldfrüchte zu ersetzen. In Zeiten des Mangels dagegen hat die Kleie als Zusatz zum Mehl einen weit höhern Werth und ist durch keinen andern Nahrungsstoff ersetzbar.

Klein (Bernh.), ausgezeichneter Componist, geb. zu Köln 1794, war früh genöthigt, durch Unterricht auf dem Klavier sein Fortkommen zu suchen. Ein eigentlich gründlicher Unterricht in der Composition wurde ihm nicht zu Theil; doch den Mangel eines Lehrers ersetzte ihm seine unermüdliche Wißbegierde, die von einem reichen, scharfen, vielfach empfänglichen Geist unterstützt wurde. Im J. 1812 ging er auf sechs Monate nach Paris, wo theils Cherubini's Rath, theils die Gelegenheit, große Musikaufführungen zu hören, vor allem aber die Benutzung der Bibliothek des Conservatoriums seiner Ausbildung einen mächtigen Schwung gaben. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, leitete er die geistlichen Musiken im Dom, bis er 1819 durch die preuß. Regierung veranlaßt wurde, nach Berlin zu gehen, um die dortigen Musikanstalten kennen zu lernen. Hier wurde er 1822 als Lehrer des Gesangs bei der Universität und des Generalbasses und Contrapunkts bei der Orgelschule angestellt. Später machte er eine Reise nach Italien und gewann seitdem einen immer ausgebreitetern Ruf. Er starb in der Blüte seines Lebens zu Berlin 9. Sept. 1832. Trotz seiner vielfachen wissenschaftlichen Leistungen und Forschungen im Gebiete der Tonkunst war er bis an sein Ende auch als Componist sehr thätig. Außer einer großen Anzahl Klaviersonaten und Lieder, besonders geistlicher, besitzen wir von ihm mehre große Werke. Darunter gehören: das Oratorium „Hiob" (1820), die große, in Gluck's Stil geschriebene Oper „Dido", welche 1823 zur Aufführung kam, und die beiden Oratorien „Jephtha" (1828) und „David" (1830); ferner sein achtstimmiges Pater noster, ein großes sechsstimmiges Magnificat, acht Hefte Psalmen und Hymnen für Männerstimmen, welche letztere namentlich durch die in neuester Zeit in Schwung gekommenen Männergesangfeste Verbreitung und Einfluß gewannen. Seine nachgelassenen Werke wurden zum Theil durch seinen Bruder Joseph K. herausgegeben.

Klein (Ernst Ferd.), einer der thätigsten Mitarbeiter an der Gesetzgebung Preußens von 1788—94, war zu Breslau 1743 geboren. Er machte sich zuerst bekannt durch seine „Ver-

mischten Abhandlungen über Gegenstände der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit" (3 Stück, Lpz. 1779—80) und wurde sodann von dem neuernannten Großkanzler von Carmer mit nach Berlin genommen, um an der beschlossenen Reform der Proceßordnung Theil zu nehmen. Namentlich hat er das Strafgesetzbuch ausgearbeitet. Er wurde 1786 Kammergerichtsrath, kam 1791 als Director der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät nach Halle, kehrte aber nach einigen Jahren nach Berlin als Mitglied des Geh. Obertribunals zurück und starb daselbst 18. März 1810. Neben den „Grundsätzen der natürlichen Rechtswissenschaft" (Halle 1797), den „Grundsätzen des gemeinen deutschen und preuß. peinlichen Rechts" (Halle 1799) und den „Grundsätzen des preuß. Civilrechts" (Halle 1801) gab er „Rechtssprüche der Juristenfacultät zu Halle" (5 Bde., Berl. 1796—1802) heraus; auch begründete er mit Kleinschrod das „Archiv des Criminalrechts". Sein wichtigstes Werk aber sind die „Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den preuß. Staaten" (26 Bde., Berl. 1788—1809).

Klein (Joh. Adam), einer der berühmtesten Thier- und Landschaftsmaler und Kupferätzer, geb. zu Nürnberg 24. Nov. 1792, kam 1805 zu dem Kupferstecher Ambr. Gabler in die Lehre und bildete sich dann von 1811—15 in Wien und auf Wanderungen durch Steiermark, Ungarn und die Donaugegenden weiter aus. Die malerischen Nationalcostüme in jenen Ländern, die vielen Truppenmärsche und die militärische Bewegung jener Zeit fesselten seine Aufmerksamkeit und füllten seine Studienbücher. Nachdem er 1815 nach Nürnberg zurückgekehrt, begann er sich in der Ölmalerei zu üben. Die Gönnerschaft des Grafen von Schönborn ermöglichte einen Besuch der Rhein-, Main- und Neckarländer, welche damals ebenfalls militärisch sehr belebt waren. Die J. 1816—19 brachte K. wiederum in Wien, mit ernsten Studien beschäftigt, hin. Endlich konnte er auch seinem Wunsche gemäß Italien besuchen. Er lebte in Rom mit Reinhold, Koch und andern Kunstverwandten in innigem Verhältniß und erfreute sich der Gunst des damaligen Kronprinzen Ludwig von Baiern. Im J. 1822 kehrte er wieder in seine Heimat zurück und lebte nun bis 1839 in Nürnberg, von wo er nach München übersiedelte, woselbst er noch thätig ist. K.'s Darstellung der Natur ist treu und belebt. Das Vorzüglichste leistet er in der Darstellung von Thieren, besonders in der von Pferden. Dabei weiß er das niedere Volk trefflich zu charakterisiren und das Gepräge des Volkes und Landes sprechend auszudrücken. Soldatenbivouacs, Frachtwagen, Fuhrwerke oder Schiffszüge, überhaupt jede Art von Fuhrwerk sind die Gegenstände, in denen K. berühmte Stücke geliefert hat. Auch seine landschaftlichen Gründe und Beiwerke sind gut verbunden und ausgeführt. Seinen Gemälden fehlt es zuweilen an Durchsichtigkeit der Farbe oder sie entbehren gar alles malerischen Tons. Die Radirnadel dagegen führt er mit ebenso viel Leichtigkeit als Geist. Seine radirten Blätter sind außerordentlich zahlreich und können den besten niederländischen an die Seite gesetzt werden. — **Klein** (Georg Gottfr. Chr.), ein jüngerer Bruder des Vorigen, geb. zu Nürnberg 1805, gest. 1827, berechtigte als Kupferstecher zu den schönsten Hoffnungen. Er hatte eben begonnen, „Interessante Verzierungen an Thürschlössern u. dgl. aus dem Mittelalter, nach der Natur gezeichnet und geätzt" herauszugeben, als der Tod ihn abrief.

Kleinasien (Asia minor), von den Römern erst seit dem 5. Jahrh. v. Chr. so genannt, jetzt zum großen Theile **Natolien** oder auch in der mercantilischen Sprache der Europäer die Levante (s. d.), eine große und schöne Halbinsel von mehr als 8000 □M. Flächenraum, mit 4—5 Mill. E., dehnt sich westwärts vom Euphrat bis an das Ägäische Meer und bis an die Propontis oder das Marmarameer, Konstantinopel gegenüber aus und senkt sich vom Südrande des armen. Hochlandes bis zum Taurus hin, und vom Pontus oder dem Schwarzen Meere südwärts bis zu den cilicischen Pässen, der Pforte Syriens. Hier unter dem milden Himmel Joniens (s. d.) war die Heimat der trojan. Heldensage und der blühende Sitz griech. Cultur; hier breitete sich nord-, ost- und südwärts das fruchtbare und gesunde Binnenland aus, um dessen Besitz seit den dunkeln Zeiten der Semiramis, um 2000 v. Chr., bis zu den Zeiten Osman's, um 1300 n. Chr., drei Jahrtausende hindurch die mächtigsten Eroberer und die berühmtesten Völker der Weltgeschichte, die Meder und Perser mit den Scythen, die Griechen mit den Persern, die Gallier, die Römer mit dem pontischen Mithridates und den Parthern, die Araber, Seldschuken, Mongolen, die Kreuzfahrer und Osmanen mit dem ohnmächtigen byzant. Reiche kämpften. In diesen drei Jahrtausenden entstanden, blühten auf und versanken ruhmvolle Nationen, mächtige Staaten, reiche, prachtvolle Städte und die herrlichsten Denkmäler der Vorzeit. Noch haben sich die Sagen der Phrygier, die Geschichten der Lycier, Karier, Paphlagonier und Bithynier, der Ruf von der Macht und dem Reichthume der Lydier, von der Tapferkeit der Pamphylier, Isaurier und Cilicier, von den Thaten des großen Mithridates (s. d.) und von den

Schätzen der Attaler in Pergamus erhalten. Alexander erschütterte von hier aus den Orient, und Rom erkämpfte hier 89—25 v. Chr. die Herrschaft über die civilisirte Welt. Aber so viele reiche Städte auch ihren Untergang fanden, die Civilisation ging nicht ganz unter. Erst als die Türken unter Osman im alten Bithynien ihr Heerlager aufschlugen und in Bursa einen Waffenplatz und das Grabmal ihrer Sultane erbauten, als sie von hier aus Europas Ostländer überzogen und fünf Jahrhunderte lang mit allen Ketten und Brandfackeln des militärischen Despotismus und des fanatischen Religionshasses die große schöne Halbinsel belasteten und verheerten, da fiel ein Werk der Cultur nach dem andern in Trümmer. Doch die Natur mit ihrem Segen ist dem Lande treu geblieben. (S. **Natolien.**) Vgl. Schubart, „Geschichte der westasiatischen Länder bis zur Ausbreitung der röm. Herrschaft" (Berl. 1842); Leake, „Tour in Asia minor" (Lond. 1824); Derselbe, „Map of Asia minor" (Lond. 1824); Prokesch, „Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien" (3 Bde., Wien 1831); Derselbe, „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient" (3 Bde., Stuttg. 1836); Hamilton, „Researches in Asia minor" (2 Bde., Lond. 1842); Kiepert, „Karte von Kleinasien" (6 Blatt; Berl. 1843—45).

Kleinkinderschulen, s. **Kinderbewahranstalten.**

Kleinpolen, s. **Großpolen.**

Kleinrußland heißt im Gegensatze zu Großrußland (s. **Rußland**) ein Landstrich im Süden des europ. Rußland, von Großrußland, den poln. Provinzen und Südrußland umgeben, der aus den vier Gouvernements Kiew, Charkow oder der Slobodischen Ukraine, Tschernigow und Pultawa besteht, 3427 QM. umfaßt und zu den bevölkertsten Ländern Rußlands gehört. Auch ist Kleinrußland eines der gesegnetsten und fruchtbarsten Länder und die eigentliche Kornkammer des Reichs. Wohlhabenheit, eine Folge der Ergiebigkeit des Bodens und der industriellen Thätigkeit der Bewohner, ist hier überall ersichtlich. Lange Zeit war hier der Hauptsitz des russ. Reichs, und schon der nowgorodische Großfürst Oleg verlegte 882 den Herrschersitz von Groß-Nowgorod nach Kiew, von wo er in Folge des Eindringens der Tataren, seit 1238, nachdem er eine kurze Zeit erst nach Wladimir hinausgerückt war, nach Moskau verlegt wurde. Kleinrußland blieb in den Händen der Tataren, bis 1320 der Großfürst von Lithauen, Gedimin, das Reich eroberte, welches nun unter lithauische und dann unter poln. Herrschaft kam, als 1386 unter den Jagellonen Lithauen mit Polen vereinigt wurde. Unzufrieden damit, begab sich ein Theil der Bevölkerung namentlich in die Provinzen jenseit des Dniepr, wo er ein freies, umherschweifendes Leben führte, sich jedoch 1654 dem russ. Scepter unterwarf. In den J. 1667 und 1686 traten die poln. Könige diesen Theil von Kleinrußland, der nun die Russische Ukraine, d. i. das russ. Grenzland, genannt wurde, den Russen ab, und 1781 und 1782 bildeten diese hieraus die drei Gouvernements Kiew, Tschernigow und Nowgorod-Sewerskoi, welches Letztere später den Namen Pultawa erhielt. Die Stadt Kiew selbst aber gehörte noch den Polen und galt als die Hauptstadt der westwärts vom Dniepr gelegenen Polnischen Ukraine, die auch Stücke Podoliens in sich begriff. Erst bei der zweiten Theilung Polens 1793 kam auch dieser Theil Kleinrußlands an Rußland, worauf 1796 ein neues Gouvernement Kiew gebildet wurde. Bevor noch diese Vereinigung der russ. mit der poln. Ukraine stattgefunden hatte, war auch die sogenannte Slobodische Ukraine, das heutige Gouvernement Charkow, durch Einwanderung vieler Kosackenfamilien aus den beiden Ukrainen entstanden. Die Bevölkerung besteht meist aus Kleinrussen (Malorossen), die sich gern Kosacken, d. i. in tatarischer Sprache Krieger, nennen, und die wahrscheinlich nur ein Nebenstamm des großruss. Volkes sind, wozu sich vielleicht schon in frühester Zeit tatarische Horden gesellt haben. Die große Mehrzahl der Bevölkerung bekennt sich zur griech.-russ. Kirche.

Kleist (Ewald Christian von), der Dichter des „Frühling", geb. 3. März 1715 zu Zeblin bei Köslin in Pommern, besuchte die Jesuitenschule zu Krone in Großpolen, dann das Gymnasium zu Danzig und studirte seit 1731 in Königsberg die Rechte. Gleichzeitig studirte er alte Literatur, Philosophie, Mathematik und neuere Sprachen und reiste hierauf, um die Welt etwas kennen zu lernen, zu seinen Anverwandten nach Dänemark. Nachdem er sich wiederholt vergebens um eine Civilanstellung beworben, wählte er den Militärstand und wurde 1736 dän. Offizier. Er studirte nun mit Eifer Alles, was in das Gebiet der Kriegswissenschaft gehörte, nahm indeß sehr bald wieder seine Entlassung aus dän. Diensten und ging nach Berlin, wo ihn Friedrich II., dem er vorgestellt wurde, zum Lieutenant bei des Prinzen Heinrich Regiment ernannte. Obgleich er sich im Schlachtgewühl sehr tapfer zeigte, scheint er seiner milden und menschlichen Gemüthsart nach im Grunde doch nie wahre Neigung für den Soldatenstand empfunden, auch sich nur durch die Vorstellung seiner Pflicht und die Bewunderung seines großen Königs mit

demselben versöhnt zu haben. Dieser Streit seines Schicksals mit den Wünschen seines Herzens, welche nur Ruhe beabsichtigten, verbunden mit einer unglücklichen Liebe, die sich seit 1758 entspann, hat ihn auch vielleicht zum Dichter gemacht oder doch seinen Gedichten den Hauptcharakter der sanften Schwermuth, der besonders in seinen Elegien herrscht, aufgedrückt. Im J. 1757 wurde er Major bei dem Hausen'schen Regimente, welches nach Leipzig in Garnison kam, wo er mit Gellert und Weiße in ein freundschaftliches Verhältniß trat. Unter dem Prinzen Heinrich focht er 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf. An der Spitze seiner Krieger drang er hier gegen eine feindliche Batterie vor, wurde an der rechten Hand verwundet, worauf er den Degen in die linke nahm, dann aber von einer Kartätschenkugel niedergestreckt, welche ihm das rechte Bein zerschmetterte. Unverbunden und ausgeplündert lag er die Nacht hindurch auf dem Schlachtfelde. Erst des andern Tages gegen Mittag ließ ihn ein russ. Offizier, dem er sich entdeckte, nach Frankfurt an der Oder bringen. Elf Tage nach der Schlacht trennten sich die zerschmetterten Knochen und zerrissen eine Pulsader, worauf er 24. Aug. 1759 an einer Verblutung starb. Nicht leicht machte ein deutsches Gedicht, noch dazu von einem unbekannten Verfasser, ein so schnelles Glück als K.'s „Frühling", der, zuerst 1749 blos für die Freunde des Verfassers gedruckt, sodann viele Auflagen erlebte. K. hatte ein sehr glückliches Talent, Gegenstände der sichtbaren Natur zu schildern, wozu seine einsamen Spaziergänge, die er seine „poetische Bilderjagd" nannte, viel beitrugen. Durch seine Talente und seinen vortrefflichen Charakter hatte er sich die Freundschaft der besten Köpfe seiner Nation erworben, und sein Name wird in der deutschen Literatur, welche er mit bilden half, unvergeßlich sein. Zu seinen vorzüglichsten Gedichten gehört seine kräftige Ode „An die unüberwindliche preuß. Armee". Ramler, mit dem er 1749 bekannt wurde, übernahm es, K.'s Arbeiten auszufeilen, was aber nicht immer mit Glück und noch weniger mit Schonung der fremden Eigenthümlichkeit geschah. Nachdem K. selbst 1756 eine erste und 1758 eine zweite Sammlung seiner „Gedichte" in Berlin hatte erscheinen lassen, besorgte Ramler eine Ausgabe von dessen „Sämmtlichen Werken" (2 Bde., Berl. 1760). Aus Gleim's Nachlasse nach K.'s Originalmanuscripten wurden sie später von Körte herausgegeben (2 Bde., Berl. 1803; 2. Aufl., 1825).

Kleist (Heinr. von), deutscher Dichter, geb. 10. Oct. 1776 zu Frankfurt an der Oder, machte als Junker im preuß. Kriegsdienste den Feldzug am Rhein mit, nahm aber dann seinen Abschied und studirte seit 1799 auf der Universität seiner Vaterstadt die Rechte. Hierauf soll er kurze Zeit in Berlin im Departement des Ministers von Struensee gearbeitet haben, erhielt aber bald Urlaub zu einer größern Reise. Er lebte ein Jahr in Paris, reiste 1801 durch die Schweiz zurück und ließ sich, dem Geschäftsleben entfremdet, 1802 in Dresden nieder, von wo aus er einen zweiten Ausflug durch die Schweiz und Frankreich machte. Im J. 1804 trat er wieder in den Staatsdienst und wurde bei der Regierung in Königsberg beschäftigt. Nach der Schlacht bei Jena nahm er wieder seine Entlassung und suchte nun bei den Musen Trost und Erheiterung in der traurigen Zeit der Unterdrückung seines Vaterlandes, welches seinem Herzen über Alles theuer war. Der ihm angeborene Gemüthsernst steigerte sich allmälig bis zur Schwermuth und innern Zerrissenheit, besonders als ihn die Gefangenschaft, in die er bei seiner Rückkehr nach Berlin während der franz. Besetzung Preußens gerieth, das Unglück und die Schmach der Zeit noch tiefer empfinden ließ. Nachdem er 1808 die Freiheit erlangt, ging er nach Dresden, wo er an Adam Müller einen Freund und literarischen Genossen fand, mit dem er das Journal „Phöbus" (1808) herausgab. Als der Krieg gegen Frankreich 1809 in Östreich ausbrach, eilte er mit großen Hoffnungen und Planen nach Prag und war auf dem Wege nach Wien, als der Friede alle seine Aussichten zerstörte. Innerlich und äußerlich gedrückt und gebeugt, verzweifelnd an sich und seinem Vaterlande, kehrte er nach Berlin zurück und endigte 21. Nov. 1811 bei Potsdam am Heiligen See sein Leben durch einen freiwilligen Tod, mit ihm eine kranke Freundin, Adolfine Vogel, die Frau eines berliner Kaufmanns. Man muß K. einen entschiedenen Dichterberuf zuerkennen und bedauern, daß er nicht länger gelebt, um sich mehr und mehr auszubilden. Seine reiche Begabung, vielfach mit den Grundrichtungen der romantischen Dichterschule zusammenfallend, war gestört durch übermäßige Reizbarkeit, mehr noch durch den Druck der öffentlichen Verhältnisse. Demnach gehören seine vollendeten Arbeiten zu den werthvollsten ihrer Zeit; so sein Trauerspiel „Die Familie Schroffenstein" (Berl. 1803). Noch tiefer ist das Ritterspiel „Käthchen von Heilbronn" (Berl. 1810) aufgefaßt. Auch für das Lustspiel zeigte K. einen ungemeinen Sinn, wie dies „Der zerbrochene Krug" (Berl. 1811) beweist. Außerdem haben wir von ihm noch zu erwähnen „Amphitryon" (Berl. 1807), „Penthesilea" (Tüb. 1808) und „Der Prinz von Homburg" und „Die Hermannsschlacht", zwei nachgelas-

sene Schauspiele, die von Tieck als „Hinterlassene Werke“ mit einer Vorrede über des Dichters Leben und Schriften (2 Bde., Berl. 1821) herausgegeben wurden. Unter den letztgenannten Dramen ist „Der Prinz von Homburg“ seiner feinen Durchführung, zarten Sprache und tiefgefühlten Charakteristik wegen besonders hervorzuheben, während „Die Hermannsschlacht“ als eine kräftige Strafpredigt auf den Verfall der deutschen Nation und als mahnender Aufruf zur Abschüttelung des fremden Jochs vielleicht noch beachtenswerther erscheint. Seine „Novellen und Erzählungen“ (2 Bde., Berl. 1810), unter denen sich namentlich „Michael Kohlhaas“ als ein Meisterstück auszeichnet, bekunden ein überaus reiches novellistisches Talent, wenn auch sie ebensowol wie seine Dramen hier und da krankhaft gefärbt sind. Weniger baute K. die Lyrik an; doch sind einige seiner patriotischen Gedichte trefflich. Seine „Gesammelten Schriften“ gab Tieck heraus (3 Bde., Berl. 1826). Werthvolle Nachträge enthält „H. von K.'s Leben und Briefe“, herausgegeben von E. von Bülow (Berl. 1848).

Kleist von Nollendorf (Emil Friedr., Graf), preuß. General, geb. 9. April 1762 zu Berlin, begann seine militärische Laufbahn bereits im Bairischen Erbfolgekriege 1788, wurde später Adjutant des Feldmarschalls von Möllendorf, dann im Generalstabe angestellt, in welchem er als Hauptmann die Rheinfeldzüge mitmachte und durch kluge Entschlossenheit zum glücklichen Ausgange des Gefechts bei Ober-Ursel, 2. Oct. 1792, beitrug. Nachdem er einige Jahre lang das aus den Grenadieren der Regimenter Arnim und Kunheim gebildete Bataillon befehligt, war er 1803—7 vortragender Generaladjutant des Königs. Nach der Schlacht bei Auerstädt wurde er von dem Könige an Napoleon geschickt, um auf die durch den General Bertrand überbrachten Friedensvorschläge Entgegnungen zu machen. Nachher übernahm er als Generalmajor das Commando der niederschles. Brigade in Frankfurt an der Oder, und als nach Schill's Auszuge der Commandant von Berlin, Chazot, diese Stelle niederlegte, erhielt er die Commandantur von Berlin. Im Kriege gegen Rußland 1812 war er Befehlshaber der gesammten Infanterie des preuß. Hülfscorps und bei Beginn des Feldzugs gegen Frankreich 1813 erhielt er als Generallieutenant das Commando eines preuß.-russ. Corps, mit welchem er in der Nacht zum 17. April einen Versuch gegen Wittenberg machte und ein rühmliches Gefecht gegen die weit zahlreichern Truppen des Vicekönigs von Italien bestand. Als das verbündete Heer die Elbe überschritt, folgte er dieser Bewegung über Dessau und besetzte den Saaleübergang bei Halle. Er behauptete am 28. April diesen Posten den ganzen Tag, zog sich aber am folgenden Tage, um der Stadt die Gräuelscenen eines Sturms zu ersparen, über Schkeuditz zurück. Am glänzendsten bewährte er sein Feldherrntalent bei Bautzen, wo er 20. Mai mit geringen Kräften den Spreeübergang bei Burg so lange vertheidigte, bis der General Miloradowitsch Bautzen verlassen hatte. Als preuß. Bevollmächtigter schloß er sodann den Waffenstillstand ab. Nach Ablauf desselben befehligte er das Corps, welches nebst den Garden zur großen östr. Armee in Böhmen stieß. Bei der Unternehmung gegen Dresden führte er dasselbe als zweite Colonne des vorrückenden Heeres. Nach der Schlacht bei Dresden mit der übrigen Armee zum Rückzug genöthigt, gelang es ihm, obwol er bereits abgeschnitten schien, über den Kamm des Gebirgs nach Nollendorf in den Rücken Vandamme's sich zu werfen und am 30. Aug. durch seinen Angriff von Neudorf und Streckenwalde aus die Schlacht bei Kulm zu entscheiden, welche Böhmen und einen großen Theil des verbündeten Heeres rettete. In der Schlacht bei Leipzig kämpfte er mit Glück auf dem linken Flügel des großen Heeres bei Markkleeberg, Güldengossa und Wachau. Dann blockirte er mit seinem Corps Erfurt, und als die franz. Besatzung sich in die Citadellen zurückgezogen hatte, folgte er dem Heere nach Frankreich und kam 7. Febr. 1814 mit seinem Corps bei Châlons an, um an dem ungünstig ausfallenden Gefecht bei Joinvillers 14. Febr. noch Antheil zu nehmen. Dagegen wurden die großen Vortheile, welche der linke Flügel des schles. Heeres bei Laon 9. März erfocht, vornehmlich durch seinen und des Generals York Entschluß, den Feind am Abend zu überfallen, errungen. Nachdem die Wiedereinsetzung der Bourbons auf den franz. Thron ausgesprochen war, wurde K. Namens der verbündeten Monarchen an Ludwig XVIII. nach England gesendet. Zur Anerkennung seiner Verdienste ernannte ihn der König zum General der Infanterie und zum Chef eines Regiments und erhob ihn 3. Juni 1814, mit der Anweisung der Domäne Stötterlingenburg bei Halberstadt, unter dem Namen K. von Nollendorf in den Grafenstand. Nach der Rückkehr Napoleon's hinderte ihn Krankheit, an dem neuen Feldzuge Theil zu nehmen. Später erhielt er das Generalcommando der Provinz Sachsen; 1821 zum Feldmarschall ernannt, zog er sich auf seine Güter zurück und starb 17. Febr. 1823. Sein Sohn, Graf **Hermann Heinr. Ferd. K.**, geb. 2. Sept. 1804, ist preuß. Landrath und Domherr des Hochstifts Brandenburg.

Klemm (Friedr. Gust.), verdienter Culturhistoriker, geb. 12. Nov. 1802 zu Chemnitz, erhielt seine Erziehung seit 1813 in der Rochlitzer'schen Lehranstalt zu Freiberg, seit Herbst 1816 auf dem Lyceum seiner Vaterstadt, wo er 1819 mit der Aufsicht über die Schulbibliothek betraut, seine geschichtlichen Studien begann, die er seit Frühjahr 1821 auf der Universität Leipzig fortsetzte. Nachdem er März 1825 die philosophische Doctorwürde zu Jena erlangt, siedelte er der Bibliothek halber nach Dresden über, wo er sein Buch „Attila nach der Geschichte, Sage und Legende" (Lpz. 1827) und die „Geschichte von Baiern" (3 Bde., Dresd. 1828) beendete. Später erschien „Herfest" (Zerbst 1829), ein Gedicht in sechs Gesängen. Den Plan, sich 1830 in Leipzig zu habilitiren, wieder aufgebend, wendete er sich nach Nürnberg, wo er die Redaction des „Friedens- und Kriegscourier" übernahm und sich dem Studium der Denkmale für Kunst und Alterthum widmete. Im Nov. 1831 wurde durch seine Berufung zum zweiten Secretär an der königl. Bibliothek zu Dresden sein langgehegter Wunsch erfüllt. Im Aug. 1833 übernahm K. die königl. Porzellan- und Gefäßesammlung im Japanischen Palais, von der er eine Beschreibung (Dresd. 1834; 2. Aufl., 1842) veröffentlichte. Nach Ebert's Tod 1834 rückte er in die Stellung eines königl. Bibliothekars auf. Zu gleicher Zeit erhielt er das Secretariat des königlich sächsischen Alterthumsvereins, von dessen „Mittheilungen" K. 1835 das erste Heft herausgab. Seinem „Handbuch der german. Alterthumskunde" (Dresd. 1835) folgte „Zur Geschichte der Sammlungen für Wissenschaft und Kunst in Deutschland" (Zerbst 1837; 2. Aufl., 1838). Über eine Reise nach Italien und Sicilien, auf der er 1838 den Prinzen Johann begleitete, erstattete er in den „Italica" (Dresd. 1839), über einen 1851 nach dem südöstlichen Deutschland unternommenen Ausflug in seiner „Ferienreise" (Dresd. 1853) Bericht. Seine reichhaltigen ethnographischen, historischen und antiquarischen Sammlungen, die er seit einer langen Reihe von Jahren zusammengebracht und in seinem Hause aufgestellt hat, sowie jahrelange Vorstudien bilden die Grundlage seines Hauptwerks, der „Allgemeinen Culturgeschichte der Menschheit" (Bd. 1—10, Lpz. 1843—52). Außer den „Freundschaftlichen Briefen" (Lpz. 1847; 2. Aufl., 1850) und zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften und Gesellschaftsschriften veröffentlichte er noch die aus den „Sitzungsberichten" der wiener Akademie besonders abgedruckten „Grundideen zu einer allgemeinen Culturwissenschaft" (Wien 1851) als Vorläufer eines längst vorbereiteten größern Werks. Im J. 1852 erfolgte K.'s Ernennung zum Hofrath und Oberbibliothekar und seine Enthebung von der Verwaltung der Porzellan- und Gefäßesammlung.

Klengel (Joh. Christian), deutscher Landschaftsmaler, der Sohn eines Landmanns zu Kesselsdorf bei Dresden, geb. 5. Mai 1751, erhielt als Buchbinderlehrling in Dresden durch Hagedorn, der ihn kennen gelernt hatte, die Erlaubniß, die Zeichenschule zu besuchen. Später wurde er Schüler des Directors Hutin und auch K. Dietrich's und auf Hagedorn's Empfehlung Pensionär der Akademie. Die Landschaft war schon bei Dietrich sein Hauptfach geworden. Studien nach der Natur neben eigenthümlich aufgefaßten Copien nach Werken in der königl. Galerie bildeten sein Kunsttalent; auch unternahm er 1790 eine Reise nach Italien. Nach seiner Rückkehr wurde er 1802 Professor an der Kunstakademie in Dresden, stand längere Zeit an der Spitze der dortigen Landschafter, bildete viele tüchtige Schüler und starb daselbst 19. Dec. 1824. Viele seiner Bilder zeigen die Pracht jenes Luftglanzes, an dem der Künstler sich erwärmt hatte, an dessen Wahrheit nur mit Unrecht gezweifelt worden ist. Treue Nachzeichnung der Natur ist seinen Werken eigenthümlich, daher ihm ideale Landschaften nicht gelangen. Korn-, Kartoffel-, Heuernten u. dgl. idyllische Dinge waren seine Stärke. Er schmückte solche Darstellungen mit den heitersten und anmuthigsten Staffagen. Die Zahl seiner Werke, deren viele nach Rußland gekommen sind, ist sehr groß; verkleinerte Wiederholungen derselben hat er selbst in Kupfer gestochen. Er hinterließ einen Schatz von mehr als 200 Kupfertafeln, die er alle selbst radirt hatte. Darin hatte er eine solche Geschicklichkeit, daß er eine kleine Kupfertafel bei sich zu tragen pflegte, um einen Gegenstand sofort auf die Platte zeichnen zu können. — Sein Sohn, **Aug. Alex. K.**, Organist an der kath. Kirche in Dresden, geb. daselbst 29. Jan. 1783, erhielt seine musikalische Ausbildung vorzüglich als Klavierspieler unter Clementi's Leitung, der ihn auf seinen Reisen durch Deutschland, Frankreich und England mitnahm und mit ihm und Ludw. Berger 1804 nach Petersburg ging. In Petersburg bildete sich K. selbständig zu einem Grade aus, daß er, bis Hummel's und Kalkbrenner's Schule einen Fortschritt des Klavierspiels überhaupt bezeichneten, zu den berühmtesten Virtuosen auf seinem Instrumente gezählt wurde. Seine Compositionen, mehr Werke des Geschmacks als der Phantasie, in ihrer Zeit jedoch mit Beifall aufgenommen, sind jetzt vergessen. In gänz-

licher Zurückgezogenheit widmet er sich mit Eifer dem Studium der strengen contrapunktischen Form, ohne indeß von seinen Arbeiten etwas veröffentlicht zu haben. K. starb als pensionirter Hoforganist 22. Nov. 1852.

Klenze (Clemens Aug. Karl), deutscher Rechtsgelehrter, geb. zu Heissum bei Hildesheim 22. Dec. 1795, widmete sich in Berlin den juristischen Studien, wo er 1820 zum Doctor promovirt wurde. Seine Verbindung mit Savigny veranlaßte ihn, bei der Universität daselbst sich zu habilitiren, wo er 1826 ordentlicher Professor und später auch Mitglied der Spruchfacultät wurde. Als akademischer Lehrer war er in den Gebieten des röm. Rechts und dessen geschichtlicher Seite insbesondere, sowie des Strafrechts thätig. Daneben wirkte er zugleich in der Stadtverordnetenversammlung und bei den verschiedensten industriellen Unternehmungen. Insbesondere ist durch seine eifrige Mitwirkung die Anlegung neuer Stadttheile und Straßen in Berlin und die Errichtung der berliner Lebensversicherungsgesellschaft zu Stande gekommen; das Seebad Heringsdorf an der Ostsee dankt ihm allein seine Entstehung und auch an dem Beschlusse zur Stiftung des Nikolaushospitals hatte er maßgebenden Antheil. In seinen Schriften offenbart sich die Verschwisterung eines gründlichen Wissens mit der von seinem Lehrer und Freunde Savigny auf ihn übergegangenen Klarheit. Er starb 15. Juli 1838. Zu seinen wissenschaftlichen Leistungen gehören außer den zum Theil besonders abgedruckten Abhandlungen in den von ihm mitredigirten Bänden von Savigny's „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" die Ausgabe der „Fragmenta legis Serviliae repetundarum" (Berl. 1825); „Grundriß zu Vorlesungen über die Geschichte des röm. Rechts bis Justinian" (Berl. 1827; 2. Aufl., 1835); „Lehrbuch des gemeinen Strafrechts, mit Rücksicht auf die deutsche Praxis und die preuß., östr., bair. und franz. Gesetzgebung" (Berl. 1833); „Kritische Phantasien eines praktischen Staatsmanns, ein Bericht über C. L. F. Schulz' Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer" (Berl. 1834).

Klenze (Leo, Ritter von), bair. Wirklicher Geh. Rath und Oberhofbauintendant in München, geb. 1784 auf dem Gute seines Vaters im Fürstenthume Hildesheim, studirte auf dem Carolinum zu Braunschweig, dann auf der Bauakademie in Berlin und später in der Polytechnischen Schule in Paris. Nachdem er eine Kunstreise nach Italien gemacht, wurde er 1808 Hofarchitekt des Königs Hieronymus von Westfalen. Nach Auflösung des Königreichs Westfalen begab er sich nach Wien, wo er sich dem Monarchencongresse durch einen prächtigen Entwurf zu einem Sieges- und Friedensdenkmale bekannt machte, der aber nicht ausgeführt wurde. In Geschäften ging er wieder nach Paris, von wo aus er 1815, vom damaligen Kronprinzen Ludwig empfohlen, vom König Maximilian als Hofarchitekt nach München gerufen wurde. Seine erste bedeutende Leistung war hier die von dem damaligen Kronprinzen unternommene Glyptothek, in welchem einfach-edeln Bauwerke K. die gelungensten Resultate seines Studiums der griech. Architektur niederlegte. Dann folgten der Palast des Herzogs von Leuchtenberg, die königl. Reitschule und eine große Menge von Planen zu Privathäusern der damals den ersten Aufschwung zu späterm Glanz und Ausdehnung nehmenden Residenz. K. brachte dabei den florentin. Stil in Anwendung. Überhaupt fehlte bald sein Rath und seine Hülfe bei keiner wichtigen architektonischen oder überhaupt nur künstlerischen Unternehmung und er wurde bereits 1819 Hofbauintendant, Oberbaurath und Vorstand der Oberbaubehörde im Ministerium des Innern. Ein großartigeres Wirken des Künstlers begann mit dem Regierungsantritt des Königs Ludwig. Das Odeon und der eine Flügel des Kriegsministeriums, beide Zierden der Ludwigsstraße, gehören mit dem größten Theile der an ihr liegenden Privathäuser zu den Schöpfungen K.'s; so auch der Palast des Herzogs Max, die im venetian. Stil erbauten Arcaden mit dem Bazar. Im J. 1826 begann der Bau der Pinakothek, der in zehn Jahren beendigt wurde. Auch der Bau des königl. Schlosses wurde K. übertragen. Er besteht aus dem sogenannten Königsbau, der die vordere Façade bildet und dem Palazzo Pitti in Florenz ähnlich ist, und dem sogenannten Festsaalbau, der hintern Façade, im Stil des Palladio. Zugleich wurde die zum Schloßbau gehörige Allerheiligenkapelle, eine mit verschwenderischer Pracht im byzantin. Stile ausgeführte Kirche, angereiht und durch alle diese zusammenhängenden Schöpfungen die münchner Residenz zu einem Complex der herrlichsten Paläste erhoben. Der am 18. Oct. 1833 zum Andenken an die im Freiheitskriege gefallenen Baiern aus Siegestrophäen errichtete Obelisk war K.'s Erfindung und der Architekt wurde bei dieser Gelegenheit in den erblichen Adelsstand erhoben. Im folgenden Jahre reiste er nach Griechenland, um der Regentschaft bei Fixirung des Plans der neuen Stadt Athen und des neuen Schlosses zu helfen. Er wid-

mele dort der Anlage von Neuathen und der Vorsorge der Erhaltung alles Alten eine wahrhaft aufreibende Thätigkeit. Zum Königsschlosse und dem Nationalmuseum mußte er neue Plane entwerfen, da frühere Schinkel'sche Plane auf unüberwindliche Terrainschwierigkeiten stießen. Schon 18. Oct. 1830 war der Grundstein zur Walhalla (s. d.) gelegt worden. K. concipirte und vollendete auch dieses Bauwerk, welchem unmittelbar darauf 1836 der Beginn der Ruhmeshalle folgte. Nach diesem gleichfalls dorischen Bau, der in zehn Jahren zu Stande gebracht ward, ging K. noch an die von Gärtner ihm überkommene Beendigung der Befreiungshalle bei Kehlheim. Er vereinfachte den Plan dieses riesenhaften Rundbaus und brachte ihn den Gesetzen der griech. Baukunst näher. Im J. 1836 unternahm K., der vorher noch das neue Postgebäude in München gebaut hatte, eine Reise nach den Niederlanden, Frankreich und England, um Kanäle, Eisenbahnen u. dgl. zu besichtigen, da seine Wirksamkeit im Vaterlande sich auf diese Art Bauten ebenfalls erstreckte. Ein neuer Schauplatz der großartigsten Thätigkeit für ihn wurde Petersburg, wohin er 1839 eingeladen wurde, um sowol die innere Anordnung der Isaakskirche zu leiten, als auch einen kaiserl. Palastbau zu beginnen, der zugleich die reichen Kunstschätze des Kaisers einschließen sollte. Dieser ungeheuere Bau, der in seiner Ausdehnung und Pracht an Nero's Goldenes Haus erinnert, wurde erst 1851 vollendet und im Frühjahr darauf eingeweiht. Mit Ausnahme der Thüren und Fußböden ist er ganz aus Stein und Metall construirt. Das Dach ist von Eisen mit Ornamenten von Kupfer, die Mauern sind von Marmor, die Pflasterung zur ebenen Erde von Mosaik. Um den innern, großartigen Hof läuft eine Säulenstellung von 182 korinthischen Säulen aus Einem Stein, Marmor oder Granit. Zu 86 Bildern für die Loggien des Museums dieser kaiserl. Wohnungen entwarf K. das Programm. Es behandelt die Geschichte der Malerei bei den Alten und wurde von G. Hiltensperger in München unter Leitung des Erfinders auf Metallplatten in Wachsfarben ausgeführt, eine Technik, welcher K. schon seit vielen Jahren seine besondere Aufmerksamkeit und experimentirende Theilnahme zugewandt hatte. Schon seit 1834 ist K. Ehrenmitglied der petersburger Akademie, desgleichen der wiener; auch wurde er am Institut zu Paris an Schinkel's Stelle auswärtiges Mitglied desselben. Gegenwärtig ist er unter Anderm mit dem Entwurf zu den sogenannten münchner Propyläen beschäftigt, einem dorischen Prachtthore, welches sich zwischen der Glyptothek und dem Ausstellungsgebäude am Ausgang der Briennerstraße erheben soll. Im J. 1843 ward er seiner Function als Vorstand der Oberbaubehörde im Ministerium des Innern enthoben. Von den Schwesterkünsten hat die Malerei immer ein besonderes Interesse für K. gehabt. Das enkaustische Verfahren beschäftigte ihn lebhaft und von Kaulbach's großartiger Hunnenschlacht war er der Veranlasser. Selbst übte er fleißig die Malerei in Öl- und Wasserfarben und lieferte südliche (italienische und griechische) Landschaften und Architekturstücke. Eine kleine, erlesene Sammlung von Bildern, die er besaß, hat er dem Könige verkauft. Unter den schriftstellerischen Leistungen K.'s sind zu erwähnen: „Versuch einer Wiederherstellung des toscan. Tempels nach seiner historischen und technischen Analogie" (Münch. 1822); „Der Tempel des Olympischen Jupiter zu Agrigent" (Stuttg. und Tüb. 1827); „Aphoristische Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise nach Griechenland", mit einem Atlas, welcher die Entwürfe zur Anlage der Stadt Athen und des Residenzschlosses dort enthält (Berl. 1838), ein Buch, das als das artistische Glaubensbekenntniß des Verfassers zu betrachten ist; „Die Walhalla in artistischer und technischer Beziehung" (Text und 12 Kupfertafeln, Münch. 1843). K. hat als Baumeister viele Angriffe erfahren, unter andern von Wiegmann, in dessen Schrift „Ritter Leo von K. und seine Kunst" (Düsseld. 1839), und es sind dieselben zum Theil nicht ohne Begründung. Bei einer großen decorativen Behendigkeit, bei einer umfassenden Kenntniß der Geschichte der Baukunst fehlt es doch seinen meisten Bauten an der wahrhaften Genialität der Composition, indem ihm meist irgend ein Gebäude Griechenlands oder Italiens zum Muster diente. Auch sind die innern Dispositionen dieser Bauten nicht tadellos, zumal in Beziehung auf die Lage der Treppen, und selbst in den Façaden wird es als ein fast durchgehender Fehler bemerkt, daß die Basis zu niedrig ist und dadurch das Gebäude in seinem Ansehen verliert. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß K.'s sämmtliche Bauwerke einen großen malerischen Eindruck machen und hinsichtlich der innern Decoration zu dem Schönsten gehören, was die neuere Baukunst aufzuweisen hat.

Kleobis und Biton, die Söhne der Argeia, der Priesterin der Here, zogen, als einst bei der Feier der Heräen die Stiere, welche den Wagen der Priesterin nach dem Tempel ziehen sollten, nicht gleich da waren, ihre Mutter 45 Stadien weit bis zum Tempel. Auf das Flehen der

Mutter zur Göttin, für diesen Beweis kindlicher Liebe den besten Segen zu ertheilen, schlummerten die Jünglinge nach dem Opfer ein und erwachten nicht wieder.

Kleomĕnes ist der Name mehrer Könige in Sparta. — **Kleomenes I.**, Mitkönig des Demaratus, ein kühner und unternehmender Mann, gelangte um 520 v. Chr. zur Herrschaft. Er stellte sich 510 an die Spitze des spartan. Hülfsheers, um die Alkmäoniden in Athen wieder einzusetzen, vertrieb den Klisthenes, das Haupt der Letztern, als dieser ein bedenkliches Übergewicht bekam, und erhob den von ihm begünstigten Isagoras, mußte aber 508 das attische Gebiet in Folge eines Aufstandes verlassen und vermochte auch zwei Jahre später mit einem abermals gesammelten Heere nichts auszurichten, da seine Bundesgenossen von ihm sich lossagten. Im J. 492 v. Chr. wollte er die Ägineten wegen ihrer Ergebenheit gegen die Gesandten des Darius züchtigen, wurde jedoch durch Demaratus daran gehindert und rächte sich dadurch an diesem, daß er seinen Schützling Leotychides zum Mitkönig wählte. Unterdeß hatte sich wegen dieser und ähnlicher Handlungen der Willkür gegen ihn in Sparta selbst eine starke Gegenpartei gebildet; er sah sich genöthigt, nach Thessalien und Arkadien zu flüchten, wurde von dort zwar wieder zurückberufen, aber bald darauf in einem Anfall von Wahnsinn, dessen Spuren schon früher sich bei ihm gezeigt hatten, auf eine entsetzliche Weise zum Selbstmörder. — **Kleomenes II.**, der Sohn des Kleombrotus, regierte seit 370 v. Chr. eine lange Reihe von Jahren, ohne daß er etwas Außerordentliches leistete. — Wichtiger ist **Kleomenes III.**, der Sohn des Leonidas, von festem Charakter und hoher Begeisterung für sein Vaterland, durch Strenge und Einfachheit ein treffliches Vorbild seiner Mitbürger. Er schlug zu wiederholten malen die Truppen des Achäischen Bundes, dessen Einfluß die Freiheit der Spartaner ihm zu gefährden schien, hob 236 v. Chr. die überhandnehmende Macht der Ephoren gewaltsam auf, stellte die frühern Einrichtungen, namentlich die gemeinschaftlichen Männermahle und einfache Jugenderziehung wieder her und setzte die Gleichmäßigkeit des Grundbesitzes durch, wobei er selbst sein eigenes Vermögen willig zum Opfer brachte. Als er später den Kampf mit dem Achäischen Bunde wieder aufnahm und dieser den König von Macedonien, Antigonus Doson, zu Hülfe rief, wurde er in der mörderischen Schlacht bei Sellasia 222 v. Chr. gänzlich geschlagen und floh nach Alexandrien zum König Ptolemäus Euergetes, der ihn freundlich aufnahm und zu unterstützen versprach. Nach dem plötzlichen Tode desselben wurde er von dessen unwürdigem Sohne und Nachfolger, Ptolemäus Philopator, wegen unvorsichtiger Äußerungen ins Gefängniß geworfen und gab sich nach einem mislungenen Versuche, das Volk zur Vernichtung des Tyrannen aufzureizen, 220 v. Chr. nebst einigen seiner Getreuen den Tod. — Außerdem führten den Namen **Kleomenes** zwei athen. Künstler, Vater und Sohn, zwischen 220—180 v. Chr., von denen ersterer der Meister der Mediceischen Venus ist.

Kleon, ein durch seine Tollkühnheit und gemeine Gesinnung berüchtigter Demagog oder Volksführer in Athen, war von ganz niederer Herkunft und setzte anfangs das von seinem Vater betriebene Gerbergeschäft fort, wußte sich aber bald, nachdem er die Handlungsweise des edeln Perikles schon zu dessen Lebzeiten beim Volke zu verdächtigen gesucht hatte, nach dessen Tode der Zügel der Herrschaft zu bemächtigen und 427 v. Chr. dadurch, daß er die verarmte Volksclasse durch besondere Vergünstigungen für sich gewann, das höchste Ansehen zu verschaffen. Zum Glück währte die Schreckensregierung dieses Mannes, der lediglich mit seiner zügellosen und donnernden Rede die Menge zu betäuben verstand, nicht lange. Als endlich die Spartaner, um ihre damals auf der Insel Sphakteria eingeschlossenen angesehensten Mitbürger zu retten, 425 v. Chr. um Frieden baten, verwarf K. alle Bedingungen und mußte, da Nikias ihm freiwillig den Oberbefehl über die athen. Truppen überließ, nothgedrungen sich an die Spitze derselben stellen. Auch trug er in demselben Jahre einen glänzenden Sieg davon, den er freilich nur seinem Mitfeldherrn Demosthenes zu danken hatte. Dann zog er, durch diesen ersten glücklichen Erfolg übermüthig gemacht, zum zweiten male gegen die Spartaner unter Brasidas, büßte aber in einer gänzlichen Niederlage bei Amphipolis 422 v. Chr. seine Unfähigkeit mit dem Leben. Aristophanes hat K.'s Auftreten und sein ganzes Wesen in einem seiner Lustspiele, in den „Rittern", trefflich persiflirt, worin K. unter dem Namen Paphlagon erscheint. Vgl. Wendt, „Perikles und K., ein Beitrag zur politischen Entwickelungsgeschichte Athens" (Posen 1836); Hasselbach, „Über K." (Marb. 1844).

Kleopătra, die Tochter des ägypt. Königs Ptolemäus Auletes, geb. 69 v. Chr., sollte nach dessen Willen mit ihrem Bruder und Gemahl Ptolemäus Dionysus die Herrschaft führen, wurde aber durch Pothinus, den Vormund, und Achillas, der das Heer befehligte, verdrängt.

Julius Cäsar trat, als er im Oct. 48 nach Alexandria kam, als Schiedsrichter auf, und nachdem in dem Alexandrinischen Kriege Ptolemäus Dionysus gefallen und die Gegenpartei überwunden war, herrschte K., mit ihrem elfjährigen Bruder Ptolemäus vermählt, als Königin Ägyptens. Cäsar, der mit ihr einen Sohn, Cäsarion, gezeugt hatte, nahm sie, als sie ihn 46 in Rom besuchte, glänzend auf, obwol sie durch Hochmuth sich die Römer entfremdete, und ließ ihre Statue in dem von ihm erbauten Tempel der Venus Genitrix aufstellen. In dem bürgerlichen Kriege nach Cäsar's Ermordung hielt sich K., die sich des Ptolemäus inzwischen durch Gift entledigt hatte, anfangs unentschieden. Nach der Schlacht bei Philippi ließ sie deshalb Antonius 41 v. Chr. zur Rechenschaft vor sich nach Tarsus in Cilicien fodern. Sie erschien in festlichem Aufzuge als Venus Anadyomene und fesselte durch die Reize ihrer Sinnlichkeit und ihres Geistes Antonius für immer an sich. In Schwelgerei und Üppigkeit verlebte er mit ihr den Winter 41 zu 40 in Alexandrien; auch kehrte er, obwol er 40 sich mit Octavian's Schwester Octavia vermählt hatte, 36 zu ihr zurück. Von Laodicea in Syrien, wo sie sich getroffen hatten, begleitete sie ihn bis an den Euphrat, reichlich von ihm mit Ländern, die dem röm. Volke gehörten, beschenkt. Nach dem schimpflichen Zuge gegen die Parther lebte er bei ihr in Alexandria, und hier zog er auch, nachdem er sich 34 Armeniens bemächtigt hatte, im Triumph ein. K. wurde mit Ehren überhäuft, Cäsarion als ihr Mitregent erklärt und ihre Kinder erhielten von Antonius röm. Länder zum Geschenk. Als 32 die Feindseligkeit zwischen Antonius und Octavianus in Krieg überging, begleitete K. jenen. Das Jahr verging unter schwelgerischen Festen in Ephesus, Samos und Athen. Dies und die Scheidung von Octavia erregten Unwillen bei des Antonius eigener Partei; in Rom wurde er gehaßt und verachtet; nicht ihm, sondern der K., als deren Feldherrn man ihn betrachtete, wurde der Krieg vom Senat und Volk erklärt. Weil K. es wollte, entschied sich Antonius wider den Rath der Seinen 31 v. Chr. zur Seeschlacht bei Actium (s. d.). Sie ging verloren, da K. mit ihren 60 Schiffen plötzlich die Flucht ergriff und Antonius, Alles über sie vergessend, ihr nacheilte. Als Octavian vor Alexandria, wo Beide sich bald wieder dem Taumel der Lust hingegeben hatten, erschien und alle Versöhnungsversuche verwarf, knüpfte K. mit ihm insgeheim Verhandlungen an, die nur sie selbst sichern sollten. Antonius erhielt Kunde von dem Verrath und wollte Rache an ihr nehmen; da aber das Gerücht, sie habe sich ermordet, von ihr verbreitet zu ihm drang, mochte er sie nicht überleben und stürzte sich in sein Schwert. Zum Tode verwundet, erfuhr er, daß sie lebe, ließ sich zu ihr in das feste Grabmal, das sie sich erbaut und wohin sie sich geflüchtet hatte, tragen und starb in ihren Armen. Durch List gelang es Octavian, sich ihrer hier zu bemächtigen. Vergebens suchte sie seine Kälte zu besiegen und ihn zu gewinnen; sie sah, daß er ihr Leben nur schonte, um sie im Triumph in Rom aufzuführen. Der Schmach zu entgehen, tödtete sie sich selbst im Aug. 30 durch Gift, wie es hieß, durch den Biß einer Natter, die sie an den Arm gesetzt hatte. Ihr Leichnam wurde neben dem des Antonius beigesetzt; die Kinder, die dieser mit ihr erzeugt hatte, zwei Söhne und eine Tochter, Kleopatra, die später dem jüngern Juba (s. d.) vermählt wurde, nahm die edle Octavia, nachdem sie Octavian's Triumph verherrlicht hatten, auf und erzog sie wie die ihrigen; Cäsarion war schon vorher getödtet worden.

Klephthen, s. Armatolen.

Klerus heißt der geistliche Stand im Gegensatze zu den Laien. Das griech. Wort bedeutet soviel als Eigenthum oder Erbtheil. Nach dem Sinne des Christenthums sollten aber alle Christen ein Eigenthum und Priester Gottes sein, daher kam jene Bezeichnung im Hebraismus und im Urchristenthum Allen ohne Unterschied zu. Doch schon im 2. Jahrh. wurde die Bezeichnung der Priesterschaft, als einem besondern Stande, ausschließend beigelegt. In dieser Zeit standen Bischöfe und Presbyter an der Spitze der Kirche, unter ihnen die Diakonen, deren Amt aber noch nicht als eigentliches Priesterthum (sacerdotium), sondern nur als Kirchendienst (ministerium) galt, und die Diakonissinnen. In größern Gemeinden wurden seit dem 3. Jahrh. den Diakonen bald Subdiakonen zur Seite gestellt, und zu den amtlichen Geschäften jener kamen liturgische Verrichtungen, zuweilen auch Predigten. Der niedere Kirchendienst wurde von Ostiariern oder Janitoren, Akoluthen, Lectoren und Exorcisten versehen. Die stark vermehrte Christengesellschaft erfoderte ein vergrößertes Kirchenpersonal; daher finden wir auch in jener Zeit oft 20—30 Presbyter in einer Gemeinde und ebenso viel Diakonen. Den Bischöfen zur Seite standen die Presbyter, und bald traten ihnen die Diakonen immer näher, die nun mit den Metropolitanen den hohen Klerus bildeten, im Gegensatze zu dem niedern, der alle übrigen geistlichen Personen umfaßte. Mit und nach Konstantin d. Gr. entstand eine Menge neuer kirchlicher Ämter und der Klerus wurde dadurch außerordentlich vermehrt. Zu den neuen Würden, die alle

nur dazu dienten, den Glanz und das Ansehen der Bischöfe und der Kirche zu erheben, gehörten namentlich die Curatoren, Archipresbyter, Archidiakonen, Notarien, Calcularier, Sarcellarien, Sincellen, Ökonomen, Defensoren, Copiaten, Apokrisiarier, Parabolanen, Custoden, sowie noch viele Titulargeistliche. Der Andrang zum Stande des Klerus war schon so groß, daß von Seiten der weltlichen Macht Gesetze dagegen erlassen werden mußten. Zugleich trennte sich der Klerus immer schärfer von den Laien; dies geschah mit der durch das Mönchsleben erfolgenden Einführung des Cölibats (s. d.), mit der Ansicht, daß die Ordination einen untilgbaren Charakter (character indelebilis) verleihe, daß ein Austritt aus dem geistlichen Stande der Apostasie gleich geachtet wurde u. s. w. Hierzu diente aber auch der Umstand, daß sich der Klerus durch die Kleidung von den Laien unterschied. Alle Kleriker trugen ein weißes Kleid (vestis alba, tunica, στιχάριον), die Bischöfe, Presbyter und Diakonen darüber die Stola (stola, ὠράριον), die Bischöfe und Presbyter darüber auch die Casula (planeta, φελόνης), die Diakonen die Dalmatica. Das Pallium (ὠμοφόριον) war jetzt noch nur eine Auszeichnung der orient. Bischöfe; im Abendlande kam es noch nicht vor. Die Tonsur wurde erst seit dem 6. Jahrh. eingeführt. In dieser Zeit werden auch schon Cardinäle erwähnt als clerici cardinales, im Gegensatze zu den Commendatarien, Vicarien und Hülfsgeistlichen. Den Ausdruck Cardinalpriester gebrauchte schon Gelasius I. im Sinne von episcopus ordinarius; bei Gregor d. Gr. wird oft der Cardinalbischof, Cardinalpriester, Cardinalpresbyter und Cardinaldiakonus erwähnt. Bereits hatten sich die Bischöfe in den Hauptstädten über die Chor- oder Landbischöfe so erhoben, daß letztere aufhörten. Die Bischöfe von Alexandrien, Antiochien, Konstantinopel, Jerusalem und Rom erhielten selbst die Aufsicht und Jurisdiction über mehre Provinzen. Auf sie ging der Name Patriarch seit dem 5. Jahrh. ausschließlich über und bald hatte sich der Patriarch von Rom sogar zum Papste (s. d.) erhoben. War der gesammte Klerus schon sehr mächtig und einflußreich, so steigerte sich seine Macht doch immer noch mehr (s. **Kirchengewalt**) durch Rechte, Freiheiten und Reichthum (s. **Kirchengut**), die er erhielt oder sich anmaßte. In dem Papste concentrirte sich der gesammte Klerus, und schon seit dem 8. Jahrh. galt die kanonische Bestimmung, daß er nur aus der Zahl der Cardinalpresbyter oder Cardinaldiakonen gewählt werden könne. Durch Gregor VII. wurde das päpstliche Legatenwesen (s. **Legat**) ausgebildet, das die päpstliche Macht außerordentlich förderte. Zur Erhöhung des Glanzes und der äußern Würde des Klerus wurde auch die Kleidung beim Gottesdienste prachtvoller und kostbarer, als sie früher war, namentlich die Stola und Dalmatica. Dazu kam das Colobium (eine Tunica mit kurzen Ärmeln) und die Penula (eine talarähnliche Tunica). Als Kopfbedeckung gebrauchte man die Mitra, Tiara, Inful und den Bischofshut; die Bischöfe, Erzbischöfe und auch Äbte empfingen den Krummstab zur Bezeichnung ihres Hirtenamtes. Die protest. Kirche hob nach ihrer organischen Einrichtung eine Menge geistlicher Würden und Ämter auf, verwandelte die Bischöfe in Superintendenten, stellte indeß späterhin jenen Titel (s. **Bischof**) für Generalsuperintendenten in einigen Ländern wieder her und hat außerdem Dekane, Diakonen, Archidiakonen, Subdiakonen oder Collaboratoren, Metropolitane (in Kurhessen) u. s. w. Während die kath. Kirche je nach dem Range eine mehr oder weniger prachtvolle Amtskleidung beibehielt, besteht diese in der protest. Kirche für alle Geistlichen ganz einfach in einem schwarzen Chor- oder Priesterrocke mit einem Barett und weißen Schleppchen, an deren Stelle man früher, jetzt nur noch hier und da, große Krausen trug, die man um den Hals legte. Sonst trugen viele Geistliche statt des Chorrocks nur ein sehr schmales, in Falten gelegtes seidenes Mäntelchen, welches über den Rücken hing.

Klette (Lappa) heißt eine zu der großen Familie der Compositen gehörende Pflanzengattung mit lauter röhrigen Zwitterblüten, deren Hüllblätter des Blütenkopfs in einen langen, starren, an der Spitze hakigen Stachel auslaufen, mittels dessen sie leicht an andere Gegenstände sich anhäkeln. Von ihr wachsen die drei Arten: die **große Klette** (L. major), die **kleine Klette** (L. minor) und die **filzige Klette** (L. tomentosa), welche manche Botaniker nur für Varietäten einer einzigen Art halten, gemein in ganz Europa in Gebüschen, Wäldern, an Wegen, Zäunen und auf wüsten Plätzen. Die Wurzel dieser drei Arten ist unter dem Namen **Klettenwurzel** (Radix Bardanae) officinell. Sie riecht frisch unangenehm, ist trocken geruchlos, schmeckt süßlich-schleimig, hierauf bitterlich und etwas scharf und enthält vorzüglich Inulin, bittern Extractivstoff, Schleimzucker und wenig Gerbstoff. In ihren Wirkungen nähert sie sich der Sassaparille und wird als auflösendes, sogenanntes blutreinigendes, auf das Hautsystem und die Nieren einwirkendes Heilmittel angewendet. In manchen Ländern wird sie in Suppen gegessen, was auch mit den jungen Sprossen (Keimen) und den noch zarten Blättern geschieht, und die Pflanze wird deshalb in Japan sogar besonders angebaut. Vorzüglich ist aber die Abkochung der Wurzel in

Wasser oder Bier und das mit ihr bereitete sogenannte Klettenwurzelöl als ein den Haarwuchs beförderndes Mittel berühmt, ohne jedoch viel zu leisten. Die herben und sehr bittern Blätter werden frisch, wie auch der ausgepreßte Saft bei Verbrennungen und auf eiternde Stellen aufgelegt. Die Früchte bewirken in größerer Gabe Purgiren.

Klettenberg, eine ehemals reichsunmittelbare Herrschaft im obersächsischen Kreise, kam nach dem Aussterben der Grafen von K. um die Mitte des 14. Jahrh. an die Grafen von Hohenstein, dann an das Haus Stolberg, hierauf an die Grafen von Wittgenstein, endlich an die Krone Preußen. Die Trümmer des Stammschlosses nebst dem gleichnamigen Dorfe liegen im preuß. Regierungsbezirk Erfurt westlich von Nordhausen. — Von einem ganz andern erst um 1670 geadelten Geschlechte stammte **Susanne Katharine von Klettenberg**, geb. in Frankfurt a. M. 19. Dec. 1723, gest. daselbst 16. Dec. 1774, deren Leben mit geschichtlicher Treue, nur mit durchweg geänderten oder verschwiegenen Namen Goethe in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" unter dem Namen der „schönen Seele" beschrieben hat. Nach einem geselligen und vielfach belebten Jugendleben wendete sie sich mehr und mehr einer ernst-religiösen Sinnesweise zu, trat mit den Herrnhutern in Verbindung und wurde durch ihre mystische Richtung auch zu alchymistischen Studien veranlaßt. Ihr Einfluß auf Goethe's Jugend, mit dessen Mutter sie eng befreundet war, ist sehr hoch anzuschlagen. Mehre geistliche Lieder von ihr haben sich erhalten, ebenso religiöse Aufsätze, welche der ihr nahe befreundete F. K. von Moser nebst verwandten Arbeiten von ihrer jüngern Schwester und ihm selbst unter dem Titel „Der Geist in der Freundschaft" 1754 anonym herausgab. Diesen literarischen Nachlaß, genaue Forschungen über ihr Leben und Goethe's „Bekenntnisse einer schönen Seele" enthalten die „Reliquien des Fräulein S. K. von K." von Lappenberg (Hamb. 1849). — Ein Großoheim der Genannten, **Johann Hektor von K.**, geb. in Frankfurt a. M. 1684, spielte nach mancherlei Abenteuern als Alchymist eine Rolle am kursächs. Hofe, ward aber bald auf den Königstein gebracht und nach vergeblichen Fluchtversuchen 20. Febr. 1720 enthauptet. Er schrieb eine „Alchymia denudata" (Lpz. 1713; 2. Aufl., 1769).

Kleuker (Joh. Friedr.), ein verdienter deutscher Gelehrter, dem namentlich die Religion und Geschichte Persiens viele Aufklärung verdanken, war zu Osterode 1749 geboren und erst Prorector am Gymnasium zu Lemgo und seit 1791 Rector am Gymnasium zu Osnabrück. Im J. 1798 folgte er dem Rufe als Professor der Theologie nach Kiel, wo er 1. Juni 1827 starb. Von seinen zahlreichen, von vielem Fleiße und großer Gelehrsamkeit zeugenden Schriften erwähnen wir die Übersetzungen der „Zend-Avesta" (Riga 1776; neue Aufl., 3 Bde., 1786; nebst einem Anhange, 2 Bde., 1781), von Hollwell's „Nachrichten von Hindostan und Bengalen" (Lpz. 1778) und von Plato's „Werken" (6 Bde., Lemgo 1778—97); die Preisschrift „Über die Natur und den Ursprung der Emanationslehre bei den Kabbalisten" (Riga 1786); „Zend-Avesta im Kleinen" (Riga 1789) und „Das brahmanische Religionssystem" (Riga 1797).

Kleve oder **Cleve**, ein zum ehemaligen westfäl. Kreise gehöriges Herzogthum von 40 □M. und etwa 100000 E., ein sehr fruchtbares, wohlhabendes Ländchen, kam nach Erlöschen des Mannsstamms der Grafen von Kleve durch Erbrecht 1368 an die Grafen von der Mark und wurde 1416 auf dem Concil zu Konstanz zum Herzogthum erhoben. Herzog Johann III. von K., der seinem Vater 1521 in der Regierung folgte, hatte bereits seit 1511 in Folge seiner Vermählung mit Maria, der Erbtochter des letzten Herzogs von Jülich, Berg und Grafen von Ravensberg, nach dessen Tode dessen Länder mit K. vereinigt, die nach Erlöschen der herzoglichen Linie mit Johann Wilhelm 1609 unter die Erbprätendenten Brandenburg und Pfalz-Neuburg getheilt wurden und wovon K., Mark und Ravensberg an Brandenburg kamen. Im Luneviller Frieden trat Preußen den westlich des Rhein gelegenen Theil von K. an Frankreich ab, der dem Roerdepartement einverleibt wurde, sowie 1805 den östlich des Rhein gelegenen Theil, der mit Ausnahme von Wesel, welches Frankreich behielt, 1806 dem neugebildeten Großherzogthum Berg überlassen wurde. Nach dem Sturze Napoleon's kam das Herzogthum K., mit Ausnahme des Uferdistricts an der Maas und einiger Örter nördlich, die von Holland enclavirt waren, wieder an Preußen und gehört jetzt zum Regierungsbezirk Düsseldorf. — **Kleve**, die vormalige Provinzialhauptstadt, jetzt Kreisstadt eines gleichnamigen Kreises, liegt am Flüßchen Kermisdal, am Rande eines bewaldeten Höhenzugs, der ein schönes und fruchtbares Rheinthal umschließt, umgeben von bewaldeten Hügeln, fruchtbaren Thälern und Wiesen, die zum großen Theil, im Süden und Westen der Stadt, in fast meilengroße Parkanlagen umgeschaffen und durch herrliche Schattengänge verbunden sind. In dem südlichen, mehr ländlichen Theile dieser Anlagen, etwa eine halbe Stunde von der Stadt, ist das gußeiserne Grabmal des Prinzen Johann

Moritz von Nassau-Siegen, von 1650—79 Statthalter von K. und Schöpfer dieser Anlagen, sehenswerth. In den westlichen, mehr durch Kunst geförderten Partien, sind auf verschiedenen, übereinander sich erhebenden Terrassen schöne Bassins mit Springbrunnen und Wasserfällen hergerichtet. Seit 1846 ist die während der Fremdherrschaft verkommene eisenhaltige Mineralquelle daselbst neu gefaßt, eine schöne Trinkhalle ist gebaut und seit 1847 ein geräumiges und geschmackvolles Badehaus nebst Restauration nahe dabei aufgeführt worden. Ebenso ist seit 1848 eine künstliche Mineralwasserbereitung eingerichtet. Die Stadt ist auf drei Hügeln, dem Kirch-, dem Schloß- und dem Heideberg, in holländischem Geschmack schön erbaut, hat 8700 E., zwei kath., zwei evang. Kirchen, ein Bethaus der Mennoniten, eine Synagoge, ein Landgericht und ein Gymnasium. Sie wird in die Obere und Untere Stadt eingetheilt. Seit 1848 ist sie durch einen schiffbaren Kanal mit dem eine Stunde entfernten Rhein verbunden und hat einen Hafen, jedoch sind ihr Handel und ihre Industrie bis jetzt noch von geringer Bedeutung. Sehenswerth ist die kath. Hauptkirche mit den Grabmälern verschiedener Herzoge, die inmitten der auf einer beträchtlichen Höhe gelegene Schwanenburg, von deren Höhe man eine schöne Rundsicht genießt, ferner die Gartenanlagen des dem Schlosse gegenüber gelegenen Prinzenhofs (Besitzthum der Prinzessin von Waldeck), sowie das Atelier und die Gartenanlagen des Landschaftsmalers Koekkoek, beide mit verschiedenartigen Fernsichten. Vgl. Velsen, „Die Stadt K." (Kleve 1846).

Klima bezeichnet im Griechischen, aus welchem dieses Wort stammt, ursprünglich die Neigung und abschüssige Lage eines Orts überhaupt, dann aber auch die Neigung der Erdoberfläche von dem Äquator nach den Polen hin oder, was davon abhängt, die Neigung der Erdoberfläche gegen die Strahlen der Sonne. Da nun die Erwärmung eines Orts der Erde durch die Strahlen der Sonne um so geringer ausfällt, je schiefer diese Strahlen den Boden treffen, so konnte das Wort Klima auch zur Bezeichnung der Temperaturverhältnisse eines Orts gebraucht werden. Bei uns bedeutet dasselbe aber nicht nur die bloßen Temperatur-, sondern allgemein die sämmtlichen Witterungsverhältnisse eines Orts, also sowol den mittlern Werth als auch die specielle Vertheilung der Wärme, der wässerigen Niederschläge, des Drucks und der Bewegungen der Luft im Laufe eines Jahres und deren Einfluß auf die Thier- und Pflanzenwelt.

Wenn unsere Erde eine vollständig regelmäßige Kugel ohne Erhöhungen und Vertiefungen wäre und alle Theile ihrer Oberfläche hinsichtlich der Vertheilung des Festen und Flüssigen und ihrer Bedeckung durch Pflanzen genau gleiche Verhältnisse darböten, so würde das Klima eines Orts ganz allein von seiner geographischen Breite oder von seiner Entfernung vom Äquator abhängen, weil diese allein die Neigung der Sonnenstrahlen gegen die Oberfläche bestimmt. Bei den großen Unregelmäßigkeiten aber, welche die Erdoberfläche in den eben erwähnten Beziehungen zeigt, sieht man sogleich, daß außer der geographischen Breite eines Orts, welche allerdings vorzugsweise bestimmend für das Klima desselben ist, auch noch die Unterschiede in der Beschaffenheit der Oberfläche des Erdbodens sich in höherm oder geringerm Grade geltend machen müssen, da die Erwärmung der in der Nähe der Erdoberfläche befindlichen Luft nicht etwa allein durch die Verschluckung der sie unmittelbar durchdringenden Sonnenstrahlen, sondern in noch größerm Maße durch die Verschluckung der Wärme, welche die durch die Bestrahlung seitens der Sonne erwärmte Erde in die Luft ausstrahlt oder der sie berührenden Luft unmittelbar mittheilt, erfolgt. In dieser Hinsicht werden also eine Sandwüste, eine mit kräftigem Pflanzenwuchs bedeckte Gegend und eine größere Wasserfläche sich sehr verschieden verhalten. Die erstere wird die über ihr befindliche Luft am stärksten, die letztere am wenigsten erhitzen, weil der Sand die Wärme stärker verschluckt als das Wasser und sich vorzugsweise nur auf der Oberfläche erwärmt, während das Wasser, unterstützt durch seine Bewegungen, in seiner Masse die Wärme vertheilt. Umgekehrt wird aber bei der Abkühlung die erstere Fläche sehr rasch durch Ausstrahlung erkalten, während die Wassermasse ihre Wärme nur langsam ausstrahlt und eine um so ergiebigere Quelle für die Wärmeausgabe ausmacht, als die durch Ausstrahlung erkalteten Theile der Oberfläche zu Boden sinken und durch die tiefern, noch wärmern ersetzt werden. Dieser Einfluß des Meeres wird in Folge der Strömungen in demselben noch mannichfaltiger, wie z. B. der bekannte Golfstrom das warme Wasser vom Äquator nach den Polen hinführt. Das Angeführte wird den großen Unterschied zwischen einem Continental- und Seeklima sehr leicht begreiflich machen, indem ersteres sich durch hohe Sommer- und sehr niedrige Wintertemperatur, letzteres durch weniger hohe Sommer- und mildere Wintertemperatur auszeichnet. Wenn z. B. die mittlere Wintertemperatur auf der shetländischen Insel Unst unter 60¾° n. Br. noch + 4° beträgt, so sinkt dieselbe für Irkutsk, welches unter 52⅓° n. Br., also mehr als 8° näher an dem Äquator liegt, doch bis fast auf — 18° herab, während die mittlere Sommertemperatur auf der Insel Unst

noch nicht 12° erreicht, dagegen in Irkutsk bis auf 16° steigt. Der Unterschied zwischen der mittlern Sommer- und Wintertemperatur beträgt daher für Unst nur 8°, während derselbe für Irkutsk nahe an 34° reicht. Außer der Nähe des Meeres sind auch noch die herrschende Windrichtung und die Beschaffenheit der Gegenden, über welche die Winde hinweggegangen, von Einfluß, wie z. B. die über die Sandwüsten Afrikas hinwegstreichenden und nach Europa als Südwinde übergehenden stark erhitzten Luftströme hier zu einer Temperaturerhöhung beitragen. Auch die Erhebung über das Niveau des Meeres und die Lage an dem Bergabhange muß in hohem Grade bestimmend auf das Klima eines Orts einwirken, da mit dieser Erhebung die Temperatur in sehr bedeutendem Grade abnimmt, sodaß in gewissen Höhen (der sogenannten Schneegrenze), selbst unter dem Äquator (15000 F. hoch), der Schnee das ganze Jahr hindurch nicht mehr wegschmilzt. Die Erniedrigung der Temperatur auf einem Gebirge (obwol die Sonnenstrahlen seine Oberfläche noch ungeschwächter als die tiefer liegende Ebene treffen und also zur Annahme einer höhern Temperatur daselbst Veranlassung zu geben scheinen) erklärt sich eben dadurch, daß die Atmosphäre den größten Theil ihrer Wärme gerade der von der erwärmten ausgedehnten Erdfläche ausstrahlenden Wärme entnimmt und daß in der Höhe des Bergs solche ausgedehnte Flächen fehlen; dazu kommt noch, daß die dichtere Luft in der Tiefe sich auch leichter erwärmt als die dünnere in der Höhe und zugleich der Verlust durch Ausstrahlung für die höher gelegenen Punkte beträchtlicher sich herausstellt.

Die Menge, die Beschaffenheit und die Vertheilung der wässerigen Niederschläge im Laufe eines Jahres sind auch von den zuvor erwähnten Einflüssen abhängig, wirken aber auch umgekehrt wieder auf die Vertheilung der Wärme zurück, wie z. B. unter dem Äquator gerade in der Zeit, wo die Sonne im Zenith steht und man die größte Wärme erwarten sollte, die Temperatur durch eintretende Regenzeit, wo die Wolken die Sonnenstrahlen abhalten, verringert wird. In der heißen Zone unterscheidet man vorzugsweise nur zwei Jahreszeiten, die heiße trockene Jahreszeit und die Regenzeit, welche letztere, wie bereits erwähnt, eintritt, wenn sich die Sonne dem Zenith nähert. In den gemäßigten Zonen unterscheidet man vier Jahreszeiten, während die kalte Zone nur einen sehr kurzen Sommer und einen sehr langen Winter darbietet. Die Vegetation eines Orts hängt nicht allein von der mittlern Jahrestemperatur, sondern auch besonders noch von den mittlern Temperaturen des Sommers und des Winters ab, sodaß zwei Orte selbst bei gleichen mittlern Jahrestemperaturen, aber verschiedenen mittlern Sommer- und Wintertemperaturen doch sehr verschiedene Vegetation besitzen können. Eine mittlere hohe Sommertemperatur bringt nämlich an dem einen Orte noch Sommergewächse zur Reife, welche an dem andern Orte wegen zu niedriger Temperatur nicht mehr dazu gelangen; dagegen hindert umgekehrt die größere Winterkälte an dem ersten Orte das Gedeihen vieler ausdauernden Gewächse, welche an dem zweiten Orte bei der mildern Wintertemperatur im Freien sehr wohl gedeihen. Bei Thieren, welche nicht wie die Zugvögel mit Leichtigkeit ihren Aufenthaltsort beträchtlich ändern können oder während der kalten Jahreszeit in Winterschlaf (Lethargie) fallen, wird die nördliche Grenze ihrer Verbreitung besonders durch die niedrige Temperatur des Winters bestimmt. Für die Beurtheilung des Klimas können als Hülfsmittel dienen die verschiedenen Curven, welche die Vertheilung der Wärme (s. Isothermen) und die Verbreitung gewisser Gewächse über die Oberfläche der Erde darstellen.

Klimax (griech., d. i. Leiter, Treppe) nennt man die rednerische Steigerung oder Gradation (s. d.).

Klin, eine kleine Stadt im Gouvernement Moskwa mit etwa 3000 E., ist wichtig als der vormalige Erbsitz der Familie Romanow, von der die jetzt regierende Dynastie in Rußland abstammt. Noch sieht man auf einer kleinen Anhöhe an der Sestra die Ruinen jenes alten denkwürdigen Schlosses. Die Stadt ist nur 11 M. von der Hauptstadt entfernt, deren Nähe großen Einfluß auf ihren Handel ausübt. Historisch ist K. noch merkwürdig wegen der Entthronung Wasili Schuiski's und wegen einer Schlacht 1610, wo die Schweden von den Polen geschlagen wurden.

Klingemann (Ernst August Friedr.), dramatischer Dichter, geb. 31. Aug. 1777 zu Braunschweig, besuchte das dasige Carolinum und studirte dann in Jena, wo er neben den juristischen Vorlesungen besonders Fichte, Schelling und A. W. Schlegel hörte. Damals hatte das weimarische Theater durch Goethe's und Schiller's zusammenwirkende Leitung den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht, und der öftere Aufenthalt in Weimar erzeugte auch in K. eine entschiedene Vorliebe für die schöne Literatur und das Theater. Nachdem er nach Braunschweig zurückgekehrt war, übernahm er nach kurzem Staatsdienste 1813 die Leitung der dasigen Bühne in Ver-

bindung mit der Schauspieldirectorin Sophie Walther. Durch seine Thätigkeit gewann diese Anstalt einen so bedeutenden Ruf, daß die begüterten Einwohner Braunschweigs, durch den Staatsminister Grafen von Schulenburg-Wolfsburg aufgefodert, 1818 mit Unterstützung der Regierung die Privatanstalt auf Actien zu einer stehenden Nationalbühne erhoben. K. erhielt die Direction und führte sie mit solchem Erfolge, daß das braunschweigische Theater bald sich einen Rang unter den bedeutendern vaterländischen Bühnen sicherte. Im J. 1829 gab K. die Direction der Bühne ab und wurde am Carolinum angestellt, 1830 aber wieder Generaldirector des Hoftheaters. Er starb 24. Jan. 1831. Unter seinen dramatischen Dichtungen machten „Heinrich der Löwe", „Luther", „Moses" und „Deutsche Treue" auf den Bühnen einiges, sein „Faust" aber eine Zeit lang sehr großes Glück, obschon er in seiner materiellen Auffassung nur eine Caricatur des Goethe'schen „Faust" zu nennen ist. Überhaupt ist K. den vielen dramatischen Dichtern beizuzählen, welche durch Anwendung von Effectmitteln den Beifall des Publicums zu gewinnen suchten und dadurch die classische Basis der deutschen Bühne untergruben. Seine dramatischen Arbeiten erschienen gesammelt als „Theater" (3 Bde., Tüb. 1808—20) und „Dramatische Werke" (2 Bde., Braunschw. 1817—18). Über seine Kunstreisen machte er Mittheilungen in seinem Werke „Kunst und Natur" (2 Bde., Braunschw. 1819). Geringern Werth haben seine Romane und einige dramaturgische Schriften.

Klinger (Friedr. Maximilian von), einer der deutschen Dichter, durch deren Kraft und eigenthümliches Streben der Umschwung der deutschen Literatur im 18. Jahrh. bewirkt wurde, war zu Frankfurt a. M. 19. Febr. 1753 geboren und erhielt seine Bildung auf dem dasigen Gymnasium und auf der Universität zu Gießen. Schon in dieser Zeit begann er sich im dramatischen Fache zu versuchen. Seine Neigung bestimmte ihn indeß zum Militärdienste, und als der Bairische Erbfolgekrieg ausbrach, wurde er in dem Walter'schen Freicorps als Unterlieutenant angestellt. Nach dem Frieden verabschiedet, lebte er bei seinen Freunden und unternahm sodann einige Reisen. Von Weimar ging er 1780 nach Petersburg, wo er als Offizier und zugleich als Vorleser bei dem Großfürsten Paul angestellt wurde. Das Jahr darauf machte er im Gefolge des Großfürsten eine Reise durch Polen, Östreich, Italien, Frankreich, die Schweiz, die Niederlande und Deutschland. Im J. 1784 als Offizier bei dem adeligen Cadettencorps in Petersburg angestellt, stieg er unter Katharina bis zum Obersten. Im ersten Jahre der Regierung Paul's wurde er Generalmajor und 1799 Director des Cadettencorps. Auf dieser schlüpfrigsten Laufbahn, zu einer Zeit, wo fester Männlichkeit und kühnem Muthe wol gar Gefahr drohte, stand er fest in Behauptung hoher moralischer Kraft und erhielt sich stets ein unwandelbares Vertrauen. Selbst Kaiser Paul verzieh ihm seine männliche Geradheit. Unter Alexander's Regierung wurden ihm die Curatel der Universität zu Dorpat und die Oberaufsicht über das Pagencorps, über die Verwaltung des Fräuleinstifts und des St.-Katharinen-Ordensstifts anvertraut. Auch erhielt er die Rente eines Kronguts in Kurland auf Lebenszeit und wurde 1811 Generallieutenant. In der Schlacht bei Borodino verlor er seinen einzigen Sohn. Die Mutter weinte sich blind und der Vater lebte seitdem in ernster, tiefer Einsamkeit. Nach 40jähriger Dienstzeit legte er die meisten der von ihm bekleideten Ämter nieder. Er starb 25. Febr. 1831. Seine frühern, zum Theil aus einem Misverstehen Shakspeare's hervorgegangenen dramatischen Versuche, wie „Die Zwillinge" (1774), „Konradin", „Sturm und Drang", „Medea" u. s. w., ergriffen durch gewaltige, wiewol ungezügelte Kraft, aber fesselten nicht auf die Dauer. Eins der genannten Stücke gab jener leidenschaftlich erregten Zeit den Namen der Sturm- und Drangperiode. Mit fast noch geringerm Erfolg versuchte er sich im Lustspiele. Der Ernst des thätigen Lebens regelte und läuterte seine Dichtungen; so schrieb er die Romane: „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt" (Petersb. 1791); „Geschichte Giafar's des Barmeciden"; „Geschichte Rafael's de Aquillas"; „Die Reisen vor der Sündflut"; „Der Faust der Morgenländer"; „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit"; „Der Weltmann und der Dichter" und „Sahir, Eva's Erstgeborener im Paradiese". Dieselben umfassen alle natürlichen und erkünstelten Verhältnisse, das ganze moralische Dasein des Menschen und berühren Gesellschaft und Religion. Eine trübe Lebensansicht jedoch, die sich in Ausmalung des Schlechten und Gräßlichen gefällt, stört auch in den gelungensten derselben, wohin unstreitig „Der Weltmann und der Dichter" zu rechnen ist, und läßt eine fast menschenfeindliche Weltanschauung schmerzlich empfinden. In der Sammlung seiner Werke (12 Bde., Königsb. 1809—16; neue Aufl., Lpz. 1832; Stuttg. und Tüb. 1842) hat er das Beste, was er geschaffen, in möglichster Vollendung der Nachwelt hinterlassen.

Klingsor von Ungerland, ein Minnesänger, Astrolog und angeblicher Begründer des

ungar. Bergbaus, lebte in Siebenbürgen und soll beim Sängerkriege auf der Wartburg (s. **Wartburgkrieg**) als Schiedsrichter herbeigerufen worden sein. Er wird von Einigen für den Dichter der Nibelungen Noth und des Sängerkriegs auf der Wartburg, von Andern dagegen für eine gänzlich fingirte Person gehalten.

Klinik (Clinice) bezeichnet zunächst denjenigen Unterricht in der praktischen Medicin, welcher am Krankenbett selbst oder doch durch Vorführung einzelner Kranker ertheilt wird. Während in den der Klinik vorhergehenden medicinischen Studien der künftige Arzt theoretisch mit der Einrichtung des menschlichen Körpers, mit den Krankheiten, die ihn befallen können, mit der Art, diese Krankheiten zu behandeln u. s. w. bekannt gemacht wird, bekommt er in der Klinik nun Kranke zu sehen und erhält vom klinischen Lehrer die Anweisung und Anleitung, einen vorliegenden Fall sachgemäß aufzufassen. Zur vollständigern Erreichung dieses Zwecks übernimmt in den meisten klinischen Anstalten Deutschlands der klinische Schüler selbst die Rolle des Arztes, examinirt den Kranken unter Aufsicht des klinischen Lehrers, setzt hierauf seine Ansicht über die Krankheit auseinander und schlägt die nach seiner Meinung passende Behandlung vor. Hierbei macht ihm der Lehrer die dabei etwa vorkommenden Fehler bemerklich, verbindet auch öfter damit einen allgemeinen Vortrag über die Krankheitsform, welcher der vorliegende Fall angehört, über die Verschiedenheit dieses Falles von andern, über die verschiedenen Methoden der Behandlung u. s. w. Gewiß ist diese Art des Unterrichts die beste, um dem Schüler nach und nach einige Sicherheit in Anwendung der in den theoretischen Collegien eingesammelten Kenntnisse zu geben und die Lücken in diesen zu zeigen. Der Lehrer kann sonach den Schüler, mit welchem er zusammenzuwirken hat, in seiner Individualität genau kennen und berücksichtigen lernen und ihn recht eigentlich in den ärztlichen Beruf einweihen und einschulen. Der einzige Vorwurf, der diese Einrichtung treffen könnte, würde der Vorwurf der Nichtachtung des Kranken sein, für den allerdings eine Unterhaltung über seine Krankheit in vielen Fällen von Nachtheil sein muß. Um diesem Vorwurfe zu begegnen, wurde bisher auf deutschen Universitäten zur Besprechung des Lehrers mit dem Schüler die lat. Sprache angewendet, welche jedoch jetzt fast allgemein der deutschen gewichen ist. In diesem Fall pflegt man die Hauptbesprechung nach dem Krankenbesuche und in einem anderweiten Saale abzuhalten. Auf andern und namentlich den außerdeutschen Kliniken ist es üblich, daß der Lehrer die Kranken selbst examinirt, die Behandlung anordnet und nach vollendetem Krankenbesuche über ausgewählte Fälle Vorträge hält. Hier pflegen dann Hülfsärzte mittels Ertheilung sogenannter Curse die persönliche Einübung und Einschulung der jungen Ärzte zu übernehmen. In Hinsicht auf den Ort, wo dieser Unterricht ertheilt wird, hat man drei Arten von Klinik: 1) die **stehende** oder **stationäre Klinik**, d. h. den Unterricht im klinischen Hospitale, einem Krankenhaus, in welchem Kranke umsonst oder gegen geringe Vergütung verpflegt und behandelt werden und bei ihrer Aufnahme sich stillschweigend verpflichten, sich zum Unterrichte der jüngern Ärzte gebrauchen zu lassen; 2) die **städtische** oder **Poliklinik**, welche darin besteht, daß die Kranken in ihren Wohnungen von den jüngern Ärzten besucht und behandelt werden, während der Lehrer, dem die Schüler über die Kranken Bericht erstatten, nur selten sie sieht, aber über die ganze Behandlung die Aufsicht führt; 3) die **ambulatorische Klinik**, eine Unterrichtsanstalt, zu welcher die Kranken selbst kommen, um sich Rath und nach Umständen (meist unentgeltliche) Arznei zu holen. Hinsichtlich der verschiedenen Fächer, welche die Klinik behandelt, hat man wieder eine medicinische (sogenannte innere), eine chirurgische (sogenannte äußere), eine geburtshülfliche, eine augenärztliche, eine orthopädische und andere Kliniken. Nach dem befolgten System des Unterrichts und der Behandlungsweise unterscheidet man jetzt noch die ältern Kliniken von den neuern, in welchen nur nach Grundsätzen der Physiologie, pathologischen Anatomie und physikalischen Diagnostik verfahren wird. Auch gibt es jetzt an mehren Orten eine homöopathische, selbst hydriatrische Klinik. Übrigens ist diese Art des medicinischen Unterrichts in ihrer größern Verbreitung noch nicht sehr alt. Zwar läßt sich annehmen, daß in der Asklepiadenfamilie, welcher Hippokrates angehörte, die medicinischen Kenntnisse durch Unterricht am Kranken selbst fortgepflanzt wurden, auch finden sich Spuren und Andeutungen dieser Lehrmethode in den Nachrichten von den verschiedenen Schulen zu Alexandria und Rom; allein an einen regelmäßigen derartigen Unterricht läßt sich in damaliger Zeit noch nicht denken. Auch im Mittelalter wurden trotz der aufblühenden Universitäten die klinischen Studien vernachlässigt und erst im 17. Jahrh. einzelne klinische Institute gegründet, die sich seitdem immer allgemeiner verbreiteten, sodaß gegenwärtig keine wohleingerichtete Lehranstalt einer Klinik entbehrt. Das **Klinikum** (nämlich institutum) ist eigentlich der Ort, wo die Klinik (d. h. die klinische Belehrung) stattfindet; der Sprachgebrauch verwechselt aber beide Worte oft in der Art, daß die Klinik auch die Lehrmethode bedeutet. **Kliniker** heißt

zunächst der klinische Lehrer; außerdem gebraucht man dies Wort auch hinsichtlich der die Anstalt besuchenden jungen Ärzte und Studirenden. Letztere theilt man auch ein in Auscultanten, welche vorläufig nur als Zuschauer und Zuhörer den klinischen Umgängen und Untersuchungen beiwohnen, und in Praktikanten, welche die klinischen Übungen selbst vornehmen.

Klio, die Muse der Geschichte und des Epos, war die Tochter des Zeus und der Mnemosyne. Als sie einst über die Liebe der Aphrodite zu Adonis spöttelte, erweckte die Göttin zur Strafe dafür in ihr Liebe zu Pieros, dem sie dann auch den Hyacinthus gebar. Von Apollo oder Magnes soll sie noch Mutter des Jalemos und Hymenäos geworden sein. Als Symbol trägt sie eine halbgeöffnete Bücherrolle.

Klippen nennt man im Allgemeinen die in der See liegenden, der Schiffahrt gefährlichen Felsenspitzen. Unter einer **blinden Klippe** versteht man eine solche, die entweder stets oder doch zur Zeit der Flut mit Wasser bedeckt ist, im Gegensatze zu der immer sichtbaren **gesunden Klippe**.

Klippen nennt man alle eckigen Münzen. Oft wurden bei Belagerungen u. s. w., wo Mangel an einem ordentlichen Prägapparat war oder die Zeit zur Eile antrieb, bloße Stempel auf viereckige Metallstücke geschlagen, und dies waren die sogenannten **Nothmünzen**, auch **Nothklippen** genannt. In der Regel sind sie in Quadratform, doch auch rautenförmig. Auch bei feierlichen Gelegenheiten, wo es Sitte war, Medaillen zum Gedächtniß prägen zu lassen, schlug man dieselben zuweilen in Klippenform, und dieses sind **Jubelklippen**. Der Name Klippe soll aus dem Schwedischen herrühren, wo klipp so viel als schneiden bedeutet.

Klipperschiffe, Clippers (engl., d. i. Abschneider, Durchschneider) heißt eine in Nordamerika aufgekommene Gattung eigenthümlich gebauter, sehr schnell segelnder Kauffahrteischiffe, deren Name darauf hinweist, daß sie mehr das Wasser durchschneiden, als, so zu sagen, darüber hinweggleiten sollen. Die gegenwärtig gebräuchlichen Klipperschiffe zeichnen sich besonders durch scharfe Form und tüchtige Bauart aus; alle dem Auge sich zeigenden Linien sind sanft geschwellt; keine plötzliche Krümmung, keine gezwungene Form stört den Einklang. Die Klipperschiffe wurden zuerst in Baltimore gebaut; jetzt construirt man sie auch in Neuyork, Boston u. s. w., sowie in England. Die Nordamerikaner besitzen schon eine ganze Flotte dieser trefflichen Fahrzeuge. Es lag den Vereinigten Staaten namentlich in Bezug auf den Handel mit China sehr viel daran, möglichst rasche Rückfahrten zu haben; Rheder und Kaufleute setzten daher Prämien für die am schnellsten zurückkommenden Schiffe aus, und alljährlich wurden Verbesserungen im Schiffbau eingeführt, die zu den jetzigen Klipperschiffen leiteten. Im J. 1851 legte der Klipper „Oriental" den Weg von Neuyork nach China in weniger als 71 Tagen zurück; dasselbe Schiff brauchte von Whampoa bis zur Mündung der Themse nur 98 Tage, der Klipper „Witch of the wave" von China bis zur Themse 90 Tage, ein engl. Klipper von London nach Melbourne in Südaustralien 76 Tage, das Schiff „Flyingcloud" von Neuyork nach Californien 87 Tage. Die größte Geschwindigkeit, welche Klipperschiffe bis jetzt erreicht haben, beträgt 17 Seemeilen (= 4¼ deutsche M.) in der Stunde, eine Schnelligkeit, die noch von keinem der großen Seedampfschiffe erreicht wurde. Als das beste aller heutigen Klipperschiffe und als ein vollendetes Muster der Schiffbaukunst gilt die „Sovereign of the seas". Eine besondere Art schottischer Klipperschiffe, deren beste Aberdeen liefert, zeichnen sich dadurch aus, daß bei ihnen die vordere Endigung des eigentlichen Schiffs bis in das Gallion verlängert ist.

Klippfisch (Chaetodon) ist der Name einer zu den Stachelflossern gehörenden Fischgattung aus der Familie der Schuppenflosser. Die zu ihr gehörenden Fische übertreffen an Schönheit, Pracht und Glanz der Farben alle übrigen und haben deshalb von jeher die Augen der Seefahrer und der europäischen Colonisten auf sich gezogen. Die Schnauze ist bei diesen Fischen stumpf; beide Kiefern sind mit bürstenförmigen Zähnen versehen; der Rücken trägt nur eine einzige völlig beschuppte Rückenflosse ohne verlängerte Stachelstrahlen. Der Körper ist zusammengedrückt, sehr hoch und zugleich kurz, daher zuweilen fast kreisrund. Arten gibt es eine große Menge, die aber zum Theil noch nicht recht festgestellt sind. Das Fleisch derselben ist wohlschmeckend. Hierher gehört der weit verbreitete **wandernde Klippfisch** (Ch. vagabundus), welcher 13—14 Zoll lang ist und an den Küsten von Ceylon, zwischen den Molukken, den Gesellschaftsinseln und um Mauritius lebt. Sein gelber Körper ist mit zahlreichen, schiefen, purpurbraunen Linien umgeben, die Rückenflosse schwärzlich, der Schwanz gelb und schwarz gestreift und die schwarze Afterflosse an dem Rande mit einem hochgelben Bande geziert. Indessen ist die herrliche Färbung dieses Fisches, wie der übrigen Arten, sehr vergänglich. Klippfisch heißt auch der Kabeljau (s. d.), wenn er gesalzen und getrocknet worden ist.

Klisthenes, ein Sohn des Megakles, das Haupt der Alkmäoniden in Athen, stellte sich nach

dem Sturze des Tyrannen Hippias 510 v. Chr. an die Spitze der demokratischen Partei, hob die frühere Eintheilung der Geschlechter auf (s. **Demos**) und soll den Ostracismus (s. d.) eingeführt haben. Zwar wurde er nebst seinem Anhange durch Isagoras, den Vertreter der Aristokratie, mit Hülfe der Spartaner aus Athen vertrieben, kehrte aber schon 508 v. Chr. wieder zurück. Vgl. Vömel, „Über des Atheners K. Staatsveränderung" (Ffk. 1838).

Klöppeln nennt man die Kunst, aus Zwirn, Seide, Wolle, Kameelgarn u. s. w. Spitzen oder Borten und andere Verzierungen zum Aufputz der Kleidung zu flechten oder vielmehr zu schlingen. Die Arbeit wurde in der Mitte des 16. Jahrh. und zwar 1561 durch Barbara Uttmann (s. d.) in Annaberg eingeführt, und noch gegenwärtig ist das sächs. Erzgebirge der Hauptsitz der Spitzenklöppelei, obgleich auch anderwärts, z. B. in Brabant, Spitzen von vorzüglicher Güte geklöppelt werden. Genähte oder gestickte Spitzen sind schon eine ältere Erfindung. Das älteste Modellbuch für Spitzenklöppelei ist von Nik. Basseus; es erschien 1568 in Frankfurt am Main. Das Klöppeln ist weniger künstlich als mühsam, und die Hauptsache dabei ein gutgezeichnetes Muster. Übrigens muß die Arbeit sehr reinlich gehalten werden, da die Spitzen in der Regel ungewaschen verkauft werden; nur die brabanter werden nach der Vollendung gewaschen. Die einfachen, geschleiften Spitzen lassen sich sehr leicht fertigen, bei weitem mühsamer die mit Blumenwerk. Borten und Garnirungen, sogenannte **Gimpe**, welche von den Posamentirern geklöppelt werden, fertigt man ohne Muster. Eine besondere Art geklöppelter Arbeit sind Überkleidungen von Seide oder Goldfaden auf Tabackspfeifenröhren und gewisse Arten von Schnüren, welche man gegenwärtig auf **Klöppelmaschinen** verfertigt.

Klopstock (Friedr. Gottlieb), einer der größten deutschen Dichter, geb. 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, wo sein Vater Commissionsrath war, verlebte seine erste Jugend, da der Vater das Amt Friedeburg bei Wettin an der Saale pachtete, auf dem Lande. Später besuchte er das Gymnasium zu Quedlinburg und in seinem 16. J. kam er nach Schulpforte. Schon hier, wo er die Vorliebe für das classische Alterthum gewann und sich mit den Sprachen desselben innigst vertraut machte, faßte er den Entschluß, ein großes episches Gedicht zu fertigen, für welches ihm damals Heinrich der Vogler als ein vorzüglich würdiger Gegenstand erschien. Auf der Universität zu Jena, die er 1745, um Theologie zu studiren, bezog, entwarf er bereits die ersten Gesänge seines „Messias". In Leipzig, wohin er sich 1746 begab, lernte er Cramer, Schlegel, Rabener, Zachariä u. A. kennen, die damals die „Bremischen Beiträge" herausgaben, in welchen 1748 die drei ersten Gesänge des „Messias" gedruckt wurden. Im J. 1748 übernahm er eine Hauslehrerstelle bei einem Verwandten, Namens Weiß, in Langensalza, wo er seines Freundes M. S. Schmidt Schwester, die in seinen „Oden" gefeierte Fanny, kennen lernte, die er mit der heißesten, jedoch unerwiderten Zärtlichkeit liebte. Sein „Messias" erregte schon beim Erscheinen der ersten Gesänge außerordentliches Aufsehen. Man verehrte den Sänger wie einen heiligen Dichter und Propheten des Alten Bundes; man sah sein Werk als Religionsbuch an und nannte seinen Namen mit Ehrfurcht. Daß es auch an einzelnen tadelnden Stimmen und von Seiten der alten Theologen an Widerspruch gegen den mildversöhnlichen Geist, den das Ganze athmete, nicht fehlen konnte, ließ sich bei der Originalität und Neuheit des Gedichts in Form und Auffassung erwarten. Namentlich setzte die pedantische Schule Gottsched's dem Gedicht einen beharrlichen, wiewol vergeblichen Widerstand und sogar in des Freiherrn von Schönaich Heldengedicht „Hermann, oder das befreite Deutschland" eine traurige Concurrenz entgegen. Den stärksten Eindruck hatte der „Messias" in der Schweiz gemacht. Auf Bodmer's und seiner Freunde Einladung reiste K. mit Sulzer im Sommer 1750 nach Zürich, wo jedoch die anfängliche Freundschaft keinen Bestand hatte. Auch in Dänemark hatten die drei ersten Gesänge des „Messias" so große Aufmerksamkeit erregt, daß K. auf des Ministers Bernstorff Empfehlung die Einladung erhielt, mit einem Gehalte von 400 Thlrn. nach Kopenhagen zu kommen, um hier das Gedicht zu vollenden. K. folgte dieser Einladung 1751, reiste über Braunschweig und Hamburg und lernte an letzterm Orte die von ihm später als Cidli gefeierte Margaretha (Meta) Moller kennen, die geistreiche Tochter eines dortigen Kaufmanns. In Kopenhagen wurde er von Bernstorff mit Freundschaft und hoher Achtung aufgenommen. Er blieb den Winter über daselbst und wurde im folgenden Sommer durch seinen Freund Moltke dem Könige Friedrich V. vorgestellt. Als der König bald nachher eine Reise nach Holstein machte, benutzte K. diese Gelegenheit, zu seiner geliebten Meta nach Hamburg zu gehen, wo er sich den ganzen Sommer aufhielt. Zwar kehrte er mit dem Könige wieder nach Dänemark zurück; doch schon im Sommer 1754 ging er abermals nach Hamburg, wo er sich mit Meta verband, die ihm der Tod aber schon 1758 in ihrem 31. Lebensjahre wieder entriß. Ihre hinterlassenen Schriften gab K. heraus

(Hamb. 1759 und in K.'s Werken). Seit 1759 lebte K. abwechselnd in Braunschweig, Quedlinburg und Blankenburg; erst 1763 ging er wieder nach Kopenhagen. Im J. 1764 dichtete er seine „Hermannsschlacht" und sandte sie dem Kaiser Joseph zu, aber nicht mit dem Erfolge, den er sich in patriotischer Begeisterung versprochen hatte. Später beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die deutsche Sprache. Nachdem Bernstorff seine Entlassung erhalten hatte, ließ sich K. 1771 mit dem Charakter eines dän. Legationsraths in Hamburg nieder. Hier vollendete er seinen „Messias", dessen letzte fünf Gesänge 1773 zu Halle erschienen. Im J. 1792 vermählte er sich mit einer geprüften Freundin, Johanna Elisabeth, geborenen von Dimpfel, verwitweten von Winthem. Mit voller religiöser Überzeugung, mit Ruhe und Ergebung starb er 14. März 1803 sanft und ohne Schmerzen. Sein Leichenbegängniß war gewiß das feierlichste, das je einem Gelehrten Deutschlands zu Theil wurde. Die Gesandten und Geschäftsträger, alle angesehenen Bürger, Senatoren, Kaufleute, Kirchen- und Schullehrer, Künstler u. s. w. begleiteten in 126 Wagen die Leiche, welche unter einer Ehrenwache von 100 Mann zu Fuß und zu Pferde, unter dem Geläute der sechs Hauptthürme Hamburgs und dem Zuströmen vieler Tausende an einem heitern Frühlingstage, 22. März, in dem Dorfe Ottensen bei Hamburg neben seiner Meta eingesenkt wurde, wo er schon bei ihrem Tode sich sein Grab bestellt hatte. Hier wurde auch seine zweite, 1821 gestorbene Gattin beerdigt. Reinheit und Adel sind die Hauptzüge in K.'s Charakter. Er war munter und aufgeweckt, sein Scherz stets mit einer gewissen Würde verbunden und sein Spott nie bitter. Ein gewisser Stolz hielt ihn von der nähern Bekanntschaft mit Vornehmern zurück; denn die kalte Herablassung der Großen sah er mehr als Beschimpfung an. Er wanderte gern mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land und liebte es, unter Kindern zu sein. Im Winter fand er sein höchstes Vergnügen am Schlittschuhlaufen, wobei er selbst ein mal in Lebensgefahr kam. An dem Glücke seiner Freunde nahm er, wie sein „Wingolf" und zahlreiche Oden beweisen, den innigsten Antheil; besonders werth war ihm die Rückerinnerung an seine Dichterfreunde, mit denen er in Leipzig vereint gewesen und von denen er einen nach dem andern ins Grab sinken sah.

Um K.'s unermeßliches Verdienst um deutsche Poesie, Literatur und Sprache annähernd würdigen zu können, muß man sich auf den Boden der Zeit stellen, welcher er angehörte. Wie mit Luther eine neue Epoche der deutschen Sprache überhaupt beginnt, so beginnt mit K. eine neue Epoche der deutschen poetischen Sprache. Er befreite Deutschland von der Alleinherrschaft des Alexandriners, dem er den Hexameter entgegensetzte, wie von einer hohlen, auf bloße Correctheit und leeren Klang abzielenden Reimerei, welcher er in seinen Oden durch geschickten Anbau antiker Versmaße und Erfindung neuer ein heilsames Gegengewicht hielt. Die allzu große Einseitigkeit, womit er in dieser Richtung verfuhr, war nöthig, damit der Götze des Tags gestürzt und die innere Seele der deutschen Sprache gerettet würde. Er war aber auch kein ängstlicher und pedantischer Nachahmer antiker Muster; die Bewegung seiner Rhythmen stützt sich auf die Gesetze des der deutschen Sprache eigenthümlichen Tonfalls und Accents, und die Anschauungen, die er zu verkörpern, die Empfindungen, die er auszudrücken liebte, waren echt deutscher Art und Natur. Es ist nicht zu leugnen, daß er sich bei zunehmendem Alter in immer höherm Grade in der Einseitigkeit seiner Manier verfing und in seinen spätern der Form und Construction nach überkünstlich verflochtenen Oden der deutschen Nation häufig wahrhafte Sprach- und Gedankenräthsel aufgab; dieser Vorwurf trifft jedoch nicht die Oden seiner frühern Epoche, in denen die Flüssigkeit seines Geistes und die Beweglichkeit seiner Empfindung deutlich sich aussprechen. Die populäre Bedeutung, welche der Reim in der modernen Poesie hat, erkannte er selbst fast unfreiwillig dadurch an, daß er ihn in Epigrammen und in seinen noch gegenwärtig in der religiösen Poesie eine hohe Stelle einnehmenden Kirchenliedern anwendete. In seiner dichterischen Thätigkeit sind drei Richtungen zu unterscheiden: Vertiefung in den wesentlichsten Gehalt des Christenthums, geist- und lebensvolle Nachahmung der Antike und ein begeistert starkes Nationalgefühl. K. zuerst führte nach einer längern Periode des Verfalls der deutschen Poesie wieder nationalen Stoff und Inhalt zu. In dieser Hinsicht kann man ihn geradezu einen prophetischen Geist nennen, der zu einer Zeit, wo der deutsche Patriotismus brach lag und das deutsche Gemeinleben der Nachahmung franz. Form und Sitte sich gefangen gegeben hatte, ein Erwachen des deutschen Nationalgeistes ahnte und verkündigte, seinerseits aber auch Alles that, um dies Erwachen herbeizuführen. Zu diesem Zwecke rief er in freilich unhaltbarer Weise die damals noch wenig gekannte und durchforschte nordische Mythologie zu Hülfe, um die nur äußerlich aufgefaßte griech. Mythologie aus der deutschen Dichtkunst immer mehr zu verdrängen und ihren Gebrauch zu beschränken. Zu diesem Zwecke stellte er Hermann den Cherusker als

einen Nationalheros und Repräsentanten deutscher Freiheit und Unabhängigkeit auf; zu diesem Zwecke pries er die deutsche Sprache in vielen seiner Oden als diejenige, welche es nicht nur mit allen modernen Sprachen, sondern auch mit der lateinischen und griechischen vollkommen aufnehmen könne. Auch abgesehen von dem Schwunge und der Kühnheit der Sprache, nimmt K. schon durch diesen nationalen Inhalt unter den deutschen Odendichtern, die mehr oder weniger seine Nachahmer waren, die erste Stelle ein. Als politischer Dichter versenkte er sich mehr als irgend ein Anderer in die Tiefe seines Stoffs. Den nordamerik. Unabhängigkeitskrieg, die ersten reinen Anfänge der Französischen Revolution begrüßte er mit Enthusiasmus als die Morgenrothsstrahlen einer bessern Zeit, obschon er gegen die spätern Ausartungen der Französischen Revolution seinen Abscheu in kräftigen Oden aussprach und seine getäuschten Hoffnungen in origineller Weise beklagte. Dennoch ernannte ihn die franz. Republik für seine ihr früher gezeigten Sympathien zu ihrem Bürger, aber auch der edle und freisinnige Markgraf, nachherige Großherzog Karl Friedrich von Baden verlieh ihm ein Jahrgehalt und den Titel eines markgräflich bad. Hofraths. K.'s „Messias", aus dem so viele der vorzüglichsten deutschen Dichter ihre erste Anregung und Nachahmung schöpften und der in der Geschichte der deutschen Poesie eine ganz neue Epoche bezeichnet, ist auch jetzt noch nicht dadurch abgethan und beseitigt, daß man ihn, wie meist geschieht, für ein langweiliges, unlesbares Gedicht ausgibt. Oft aus dem Epischen in den reinen Hymnus übergehend, angefüllt mit mancherlei Überschwänglichkeiten und Verzeichnungen, ist er doch reich an wirksamen oratorischen Stellen und bekundet durchgehends eine große Fülle von Phantasie, ein wahrhaft religiöses Gemüth, einen mächtigen Schwung, welcher den Dichter freilich weit über alle Grenzen des Möglichen und Denkbaren hinausführt, wo er darum einsam bleibt, weil wir ihm so weit nicht folgen können oder mögen. In diesem religiösen Heldengedichte huldigt er aber ebenso wenig wie in seinen religiösen Oden dem starren Dogma, der sich allein für seligmachend haltenden Orthodoxie, dem süßlichen Pietismus oder der materiellen Wundergläubigkeit. Von geringerer Bedeutung sind seine Tragödien, in denen er Hermann den Cherusker feierte und die er selbst Bardiete (s. d.) nannte, und die Dramen, in welchen er altbiblische Stoffe dialogisirte. Auch durch grammatische Schriften erwarb er sich ein großes Verdienst. Seine „Fragmente über Sprache und Dichtkunst", seine „Gelehrtenrepublik" und seine „Grammatischen Gespräche" klärten viele Gegenstände der deutschen Grammatik und Poesie auf, wenn auch seine Neuerungen in der Wortschreibung, sowie überhaupt mehre Grundsätze seines Stils nicht allgemeinen Beifall finden konnten. Seine Säcularfeier wurde 2. Juli 1824 zu Quedlinburg und Altona würdig begangen und bei dieser Gelegenheit ihm in Quedlinburg ein Denkmal gesetzt. Seine „Werke" erschienen gesammelt in zwölf Octavbänden (Lpz. 1799—1817); von der auf zwölf Bände berechneten Quartausgabe erschienen nur sieben (Lpz. 1798—1809); neue Ausgaben in 18 Bänden 1823—29, in neun Bänden 1839 und eine Prachtausgabe in Einem Bande ebenfalls 1839; auch gab Schmidlin „Ergänzungen zu K.'s sämmtlichen Werken" (3 Bde., Stuttg. 1839) und Vetterlein „K.'s Oden und Elegien mit erklärenden Anmerkungen" (3 Bde., Lpz. 1833) heraus. Vgl. K. F. Cramer, „K., Er und über ihn" (2. Aufl., 5 Bde., nebst Beilagen, Lpz. 1782—93); „Briefwechsel der Familie K. unter sich und mit Gleim, Schmidt, Fanny", herausgegeben von Klamer Schmidt (2 Bde., Halberst. 1810); Döring, „K.'s Leben" (Weim. 1825); Gruber's Biographie K.'s, bei dessen Ausgabe der „Oden" (Lpz. 1831); Mörikofer, „K. in Zürich" (Zür. 1851).

Klöster (Claustra, d. i. verschlossene Orte) heißen die Gebäude, in welchen Mönche oder Nonnen gemeinsam und nach gewissen Statuten (Regeln) leben. Die Mönche oder Nonnen, welche einerlei Regeln und Observanzen befolgen, bilden einen Klosterorden. Die Klöster umfassen meist mehre ziemlich weitläufige Gebäude mit einer Kirche, einen meist ansehnlichen Hofraum und Garten, sind mit einer Mauer umgeben und nur mit einem Eingange versehen, durch den Jeder, der kommt oder geht, schreiten muß, von einem Mitgliede des Klosters aber nie ohne besondere Erlaubniß betreten werden darf. Die Gänge in den Klöstern sind im Bogen gebaut, und namentlich führt der größere Gang zur ebenen Erde den Namen Kreuzgang. In dem untern Theile des Klosters, dicht in der Nähe des Eingangs, ist das sogenannte Sprachzimmer. Außer andern Räumlichkeiten findet man hier auch vornehmlich das Refectorium, ein großes, zum Essen bestimmtes Zimmer, welches aber auch zur Versammlung der Klosterglieder (Convent oder Capitel), sei es zum Zwecke gottesdienstlicher Übungen oder zur Verhandlung wichtiger Angelegenheiten des Klosters, dient. Im obern Stockwerke befinden sich die Zellen, kleine schmale Zimmer, an deren Eingange ein kleiner Weihkessel befestigt ist. Sie sind ohne allen Zierrath, haben nur ein Fenster nach dem Klosterhofe oder Garten, die nöthigsten Haus-

geräthe mit einem Bette. Nur die höher graduirten Personen haben ein geräumigeres Zimmer. Von den Zellen aus führt gewöhnlich ein langer schmaler Gang auf das Chor der Kirche. Der Klostergarten dient meist auch zur Begräbnißstätte der Klosterglieder. Die nächste unmittelbare Aufsicht über ein Kloster wird durch eine entweder vom Capitel oder vom Bischofe dazu bestimmte Person geführt, die Prior, Abt, Superior oder Propst heißt, in Nonnenklöstern Priorin, Äbtissin, Superiorin, Pröpstin oder auch Domina. Die höhere Instanz bilden die Capitel Die Klöster einer ganzen Diöcese stehen unter einem Bischofe, viele aber, die sich von der bischöflichen Gerichtsbarkeit und Aufsicht zu befreien wußten, stehen unter einem Ordensgeneral, der dem päpstlichen Stuhle verantwortlich ist (eximirte **Klöster**), auch Visitatoren als Stellvertreter ernennen kann. Die Geschäfte für die Klosterverwaltung sind unter die Klosterglieder nach dem Grade ihrer Fähigkeit oder Geschicklichkeit vertheilt; man bezeichnet sie mit dem Ausdruck **Klosterofficialen**. Hierher gehört das Amt, die Klosterpforte zu öffnen und zu schließen, die Besorgung der gesammten Ökonomie, die Verwaltung der Bibliothek, die Wahrung der Klostergerechtsame, die den Klostervoigten obliegt, die Leitung und Beaufsichtigung der Novizen (Novizenmeister). Die Klosterglieder, welche die Klostergelübde (s. d.) abgelegt haben, heißen Professen. Unter sich begrüßen sich die Mönche mit dem Ausdrucke Bruder (Frater), die Nonnen mit Schwester (Soror); für jene wurde auch der Name Vater (Pater) als Ehrenname von Laien angewendet. Der Priester, welcher der Beichtvater in einem Kloster ist oder den Gottesdienst in demselben hält, heißt der **Klostergeistliche**.

Die Klöster haben ihren Ursprung in dem einsamen ascetischen Leben der jüdischen Essäer und Therapeuten, an die sich im Christenthume die Asceten (s. d.) und Anachoreten (s. d.) schlossen. Die ersten Klöster entstanden aus den Anachoreten-, Einsiedler- oder Eremitenvereinen; doch war in ihnen eine eigentliche Regel oder Observanz nicht gebräuchlich, die Lebensweise vielmehr nach freier Übereinkunft geordnet. Sie kamen zuerst im 4. Jahrh. im Morgenlande, namentlich in den Wüsten Oberägyptens vor. Der heilige Antonius (s. d.) sammelte um 305 eine Anzahl Einsiedler, die ihre Hütten nebeneinander bauten und ihre Andachtsübungen gemeinschaftlich hielten. Enger war die von Pachomius, einem Schüler des heil. Antonius, um 340 gestiftete Verbindung. Dieser baute auf Tabenna, einer Nilinsel in Oberthebais, mehre Häuser in geringer Entfernung voneinander, in deren jedem eine Anzahl Mönche (monachi, d. i. einsam Lebende) in Zellen beisammenwohnte und unter einem Vorsteher stand. Jedes Haus machte ein Priorat aus; die Priorate bildeten zusammen ein Cönobium oder Monasterium, wurden von einem Vorsteher, dem Abbas, d. h. Vater, der auch Hegumen oder Archimandrit hieß, regiert und zu einer bestimmten gleichförmigen Lebensordnung angehalten, die man Regel (canon) nannte. Bei des Pachomius Tode, 348, bestand die Mönchscolonie auf Tabenna aus 50000 Personen. Auch in Palästina, Syrien und Armenien füllten sich die Wüsten und Wälder mit Cönobien; selbst in und bei den Städten entstanden solche Anstalten, in denen die Strenge der Clausur (s. d.) den Mangel abgeschiedener Wüsteneien ersetzen sollte. Anfangs wurde das Klosterleben nur von Männern frei erwählt; auch blieb es fast nur durch die Gesetze geregelt, welche durch ein freies Übereinkommen aufgestellt waren. Durch den heil. Basilius (s. d.) erhielt es zuerst, da seit der Mitte des 4. Jahrh. bereits durch Pachomius auch Frauenmünster oder Nonnenklöster gestiftet wurden und Personen jedes Alters und Standes sich zudrängten, bestimmte Regeln, die eine gewisse Gleichheit der Verfassung und Zucht in den Klöstern des Orients bezweckten. Seine Klosterregel wird jetzt noch in den griech. Klöstern von den Nestorianern, Melchiten, Georgianischen Religiosen und Religiosinnen und von den armenischen Mönchen und Nonnen befolgt. Doch gab es im 4. und 5. Jahrh. noch keine eigentlichen Klostergelübde und feierlichen Professionen. In das Abendland kam die Einführung des Klosterlebens erst durch Athanasius. Obschon man es hier, besonders in Rom, mit Widerwillen aufnahm, verbreitete es sich doch sehr bald weithin durch die Empfehlung des Ambrosius und Hieronymus. Jener gründete ein Kloster bei Mailand; gleichzeitig entstanden Mönchs- und Nonnenklöster in Rom. Bedeutende Klosteranstalten traten auf den Küsteninseln Gallinaria, Gorgon, Capraria, Palmaria an der Westküste von Italien und an der Küste von Dalmatien hervor. Martinus, Bischof von Turonum, gründete zuerst ein Kloster in Frankreich, Honoratus auf der Insel Levina (St.-Honoré), Jovianus, Minervius, Leontius und Theodoret auf den Stöchaden an der Südküste Galliens. Auch auf der Insel Lero (St.-Marguerite) entstanden Klöster. Cassian stiftete zwei Klöster in Massilia. Augustin verbreitete sie nach England und in Afrika, Patrick nach Irland, Bonifacius in Deutschland. Eine neue Epoche begann für das Klosterleben im 6. Jahrh. durch Benedict (s. d.) von Nursia. Seiner zweckmäßigen Regel, die

zuerst in dem von ihm 529 erbauten Kloster zu Monte-Casino bei Neapel und nachher neben Augustin's Regeln in sehr vielen Klöstern des Abendlandes eingeführt wurde, ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß die Klöster nun Wohnsitze der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit und der in ihre Mauern geflüchteten Gelehrsamkeit zu werden anfingen. Wesentliche Verdienste erwarben sich die Klosterbewohner vom 6. bis ins 9. Jahrh. um den Anbau des Bodens und um die Bekehrung der german. und slaw. Völkerschaften. Freilich veränderten diese im Zeitalter der Roheit so gemeinnützigen Anstalten allmälig ihre Natur, jemehr sie Privilegien erhielten, ihr Reichthum und Ansehen durch die Exemtionen wuchs, wofür schon Gregor der Große sehr thätig war. Durch die unter den fränk. Königen eingerissene und von andern Fürsten nachgeahmte Gewohnheit, Klöster wegen ihrer Pfründen an Grafen und Herren zu verschenken, kamen sie unter die Aufsicht von Laien- oder Commendaturäbten (s. Abt), welche, nur auf den Genuß der Einkünfte bedacht, nichts zur Aufrechthaltung der Zucht thun mochten. Überdies wurden die Klöster von den Bischöfen, welche die ursprünglichen Aufseher waren, aber den Sinn für das kanonische Leben meist selbst verloren hatten, entweder beraubt und gedrückt oder wegen der ihnen zugestandenen Freiheiten und Exemtionen sich selbst überlassen. Dies Alles führte den sittlichen Verfall der Klöster herbei, sodaß Müßiggang, Schwelgerei und alle Laster der Welt in ihre Mauern sich einschlichen. Das von Chrodegang, Bischof von Metz (im 8. Jahrh.), eingeführte kanonische Leben (monasteria canonicorum) suchte diesem Verfalle vorzubeugen, und von den durch Karl d. Gr. zur bessern Bildung der Geistlichkeit gestifteten Klosterschulen (s. d.) wußten einige, z. B. die zu Tours, Lyon, Köln, Trier, Fulda, Osnabrück. Paderborn, Würzburg u. s. w., den Ruhm ihrer Gemeinnützigkeit auch im 9. und 10. Jahrh. zu behaupten. Dem allgemein empfundenen Bedürfnisse einer Reform suchte zuerst das Kloster zu Clugny (s. d.) in Burgund abzuhelfen, das 910 nach der fast vergessenen Regel Benedict's eingerichtet wurde und diese noch durch strengere Zusätze verschärfte. Eine Menge Klöster in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland ließ sich nach diesem Muster reformiren; andere gaben der Regel Benedict's eine neue Gestalt und stifteten im 11. und 12. Jahrh. mehre Orden mit Filialklöstern, die als Zweige des Hauptstamms der alten Benedictiner ebenso viele durch einen stolzen und eifersüchtigen Conföderationsgeist eng verbundene Mönchsstaaten bildeten. Mit dem Rufe der wiederhergestellten Heiligkeit hoben sich die Klöster von neuem. Während der Kreuzzüge vermehrten sie ihren Reichthum ungemein, indem eine Menge Kreuzfahrer ihnen ihre Güter verpfändete oder auf den Fall, daß sie nicht zurückkehrten, ganz überließ. Auch das Vorrecht der Unverletzlichkeit, das die öffentliche Meinung den Klöstern in den Privatfehden des Mittelalters zugestand, brachte viel Privateigenthum, das man bei dem rohen Zustande der Justiz und Polizei nicht besser sicherstellen zu können glaubte, unter ihren Schutz und in ihre Gewalt. Freilich riß damit, als jener Verbesserungseifer abgekühlt und die Macht der Orden befestigt war, auch neues Sittenverderben in den Klöstern ein, wenn nicht die Persönlichkeit des Abtes dies hinderte; denn der landesherrliche und der bischöfliche Einfluß waren durch Exemtionen geschwächt.

Zur Zeit der Reformation mußte sich die Zahl der Klöster beträchtlich mindern; die protest. Fürsten zogen die Güter der verlassenen Klöster zu ihrem Fiscus oder verwendeten sie zur Gründung öffentlicher Bildungsanstalten, namentlich der Universitäten, oder bestimmten sie, wie in Niedersachsen und Würtemberg, zu Pfründen verdienter Kirchenlehrer, auch wol zur Versorgung adeliger Fräuleins, wie dies in Hessen, Holstein, Mecklenburg u. s. w. geschah. In kath. Ländern erhielten sie zwar ihre Verfassung bis ins 18. Jahrh., fielen aber doch durch den Alles ergreifenden Einfluß eines neuen Zeitgeistes immer mehr in der Meinung des Volkes und mußten beim Sinken der päpstlichen Macht auch von kath. Fürsten manche Beschränkung ihrer Rechte erdulden. Was sie ehedem als Bewahrer literarischer Schätze, als Zufluchtsörter für Verfolgte und Nahrungslose, als Erziehungsanstalten für die Jugend, als Ruheplätze für nach Ruhe sich sehnende Weltleute aus den höhern Ständen, als milde Gewahrsame und Besserungshäuser für verirrte und gefährliche Glieder der menschlichen Gesellschaft geleistet hatten, verschwand in den Augen der statistischen Berechnung und philanthropischen Philosophie der neuern Zeit vor den Nachtheilen, die sie durch die Beförderung der Ehelosigkeit und durch ihr unablässiges Streben nach den Familiengütern der Reichen, die ihnen Söhne und Töchter anvertrauten, dem Nationalwohlstande, durch den Müßiggang ihrer Bewohner dem Gewerbfleiße und durch die in ihren Mauern erzeugten geheimen Sünden der Sittlichkeit und Religiosität brachten. So waren diese veralteten Stiftungen schon von einem großen Theile der aufgeklärten Welt geächtet, als Kaiser Joseph II. 1781 die Klöster einiger Orden ganz aufhob und die, welche

er bestehen ließ, auf eine bestimmte Zahl von Religiosen einschränkte und außer aller Verbindung mit auswärtigen Obern setzte. In Frankreich wurde 2. Nov. 1789 die Abschaffung aller Orden und Klöster decretirt, welchem Beispiele die dem franz. Reiche einverleibten Länder und unter Napoleon's Schutz alle kath. Staaten des Festlands mit Ausnahme Östreichs, Spaniens, Portugals, Polens und Rußlands folgten. Eine bessere Zeit für die Klöster begann mit der Restauration. Kaum war Pius VII. in Rom wieder eingezogen, als er die in Italien während der franz. Herrschaft aufgehobenen Klöster wiederherstellte und die Lage der noch bestehenden verbesserte. Durch Concordate mit Frankreich, Neapel und Baiern sicherte er das Fortbestehen der in diesen Ländern noch erhaltenen und die theilweise Wiederherstellung der aufgehobenen Klöster. In Östreich suchte man zwar die große Zahl der vorhandenen Klöster dadurch zu vermindern, daß man manche derselben aussterben ließ; doch wurde denen das Fortbestehen zugesichert, welche sich die Erziehung, namentlich des weiblichen Geschlechts, und die Krankenpflege zur Pflicht gemacht hatten. So erhoben sich die Klöster in Portugal, Spanien, Neapel und Italien zu neuer Macht, ja selbst in Frankreich, Östreich und Baiern wurden bis auf die neueste Zeit herab viele derselben in ihrem alten Glanze wiederhergestellt. Ein herber Schlag traf die Klöster in Portugal, wo sie durch das Decret Dom Pedro's vom 28. Mai 1834, und in Spanien, wo sie durch das Decret vom 9. Mai 1837 aufgehoben wurden. Indem aber in der neuesten Zeit die röm. Kirche, besonders mittels der Rührigkeit der Jesuiten, eine außerordentliche Thätigkeit zur Befestigung ihrer Macht und ihres Ansehens entwickelt, ist es ihr mit kluger Benutzung der politischen Verhältnisse gelungen, nicht nur in kath., sondern auch in protest. Ländern neue Klöster stiften zu können. Dies ist namentlich in Preußen der Fall gewesen. Auch in Belgien, Spanien und Portugal sind mehre Klöster wiederhergestellt, in England und Irland neue gegründet worden. Die reform. Kantone der Schweiz, Bern, Basel, Schaffhausen, Waadt und Genf, haben keine Klöster, doch hat Zürich, dessen Revenüen auf kath. Grund und Boden liegen, ein Kloster. In Rußland ist die Zahl der Klöster beschränkt, und in Griechenland sind schon 1835 auf Antrag der permanenten Synode alle Nonnenklöster bis auf drei, deren Bewohner das 40. Lebensjahr überschritten haben müssen, aufgehoben worden.

Kloster-Bergen, ein ehemals berühmtes Benedictinerkloster, eine halbe Stunde von Magdeburg, wurde von Kaiser Otto I. 937 gestiftet und zwar in Magdeburg selbst, in Folge des Dombaus aber 965 außerhalb der Stadt verlegt. Nach der Reformation verwandelte man es 1565 in ein protest. Stift mit einem Abte und verband damit eine Schule, die zu großem Rufe gelangte. Im J. 1577 wurde daselbst von sechs protest. Theologen ein Convent abgehalten, der die Concordienformel (s. d.) entwarf, die deshalb auch das **Bergische Buch** genannt wird. Nachdem das Stift im Kriege von 1806 bedeutend gelitten, wurde es 1809 ganz aufgehoben und der Fonds desselben der Universität zu Halle überwiesen.

Klostergelübde nennt man überhaupt das feierliche Versprechen, sich den das Klosterleben bedingenden Regeln zu unterwerfen, im engern Sinne die Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth. Sie sind eigentlich erst mit Benedict von Nursia im Anfange des 6. Jahrh. aufgekommen oder allgemeiner geworden, indem er von den Aufzunehmenden vornehmlich foderte, das Kloster nie wieder zu verlassen, wodurch die Clausur (s. d.) eine größere Beachtung erhielt, und der Ordensregel stets gehorsam zu sein. Noch jetzt besteht das Gelübde des Gehorsams in dem Versprechen, den Bestimmungen der Ordensregel und den Befehlen der Vorgesetzten unbedingt zu folgen. Weil man aber die Ehelosigkeit als besonders verdienstlich und die Armuth als apostolische Nachahmung ansah, die von der Sinnlichkeit abziehe, wurde die Keuschheit und Armuth zu den Klostergelübden gezogen. Die Keuschheit besteht in der gänzlichen Enthaltung alles vertrauten Umgangs mit dem andern Geschlechte und die Armuth in dem Aufgeben alles Privateigenthums. Wol aber können die Klöster selbst Eigenthum haben, da man in der kath. Kirche eine hohe, höhere und höchste Armuth unterscheidet. Die hohe Armuth besteht darin, daß ein Kloster nur so viel liegende Gründe besitzen darf, als zu seiner Erhaltung nöthig sind; die höhere, daß es gar keine liegenden Gründe, wol aber bewegliche Gegenstände, wie Bücher, Kleider, Vorräthe an Speisen und Getränken, Renten u. s. w., besitzen darf; die höchste gestattet weder bewegliches noch unbewegliches Eigenthum. Die hohe Armuth geloben z. B. die Karmeliter und Augustiner, die höhere die Dominicaner, die höchste die Franciscaner, vornehmlich die Kapuziner. Außer diesen drei allgemeinen Klostergelübden gibt es noch viele andere, welche einzelne Mönchsorden fodern, z. B. das des Schweigens bei den Karthäusern, des unbedingten Gehorsams gegen den Statthalter Christi bei den Jesuiten, der Krankenpflege

u. s. w. Der Bruch der Klostergelübde wurde ehedem mit den härtesten Strafen, selbst mit dem Tode bestraft, jetzt aber ist er nach der Bestimmung des Concils von Trident (Sitzung 25) mit einer mehrjährigen Übernahme der strengsten Bußen bedroht. Sonst wurden die Klostergelübde auf die ganze Lebenszeit abgelegt, jetzt aber in vielen deutschen Klöstern meist nur auf den Zeitraum von drei Jahren: eine Bestimmung, die nicht durch die Kirche, sondern durch Staatsgesetze getroffen worden ist.

Klosterneuburg, eine Stadt im Erzherzogthum Östreich unter der Ens, Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft von 6½ QM. mit 62500 E., rechts an der Donau, ¾ M. oberhalb Wien, am Fuße des Kahlenbergs auf einem steilen Hügel gelegen, auf dessen Vorsprung in den Strom das große und prachtvolle Gebäude des berühmten Augustinerchorherrenstifts gleiches Namens, eines der ältesten und reichsten der Monarchie, sich erhebt, hat mehre öffentliche Schulen, ein Privaterziehungsinstitut, ein Novizenhaus der Mechitaristen, mehre Spitäler, eine neue große Kaserne des hier stationirten Pionniercorps mit Kapelle und Schwimmanstalt, ein Militärfuhrwesendepôt, ein Postamt, eine Schützengesellschaft, die älteste in Östreich, und zählt 4000 E., deren Hauptnahrungszweig der Weinbau ist, die aber außerdem auch städtische Gewerbe treiben, eine chemische Productenfabrik, Spitzenmanufactur, Baumwollenspinnerei und zwei Jahrmärkte unterhalten. Die Ruinen der mittelalterlichen Befestigung geben der obern Stadt, welche von der untern durch den Kirlingerbach getrennt ist, ein besonders malerisches Ansehen. Das Chorherrenstift K., in welchem sich eine Hauptschule und eine theologische Lehranstalt befinden, wurde vom Markgrafen Leopold dem Heiligen aus dem Hause Babenberg gegründet, der erste Bau aber 1106—36 ausgeführt. Die gegenwärtigen palastähnlichen, immer noch nicht vollendeten Gebäude, 1730 unter Karl VI. errichtet, sind durch eine Mauer von der Stadt getrennt und tragen auf den Kuppeln die deutsche Kaiserkrone und den östr. Herzogshut aus Eisen. Schöne architektonische Arbeiten sind die Prachttreppe und der Saal der Bibliothek, welche 30000 Bände, 1150 Incunabeln und 1550 Handschriften zählt. Die altdeutsche Stiftskirche zur heil. Maria hat einige werthvolle Gemälde, und in den Klosterkellern befindet sich ein dem heidelberger an Größe ähnliches Faß. Andere Sehenswürdigkeiten sind die Leopoldsgruft, die Leopoldskapelle, enthaltend die Gebeine des heil. Leopold, den Erzherzogshut, welchen Kaiser Maximilian I. 1516 dem Stifte übergab, dessen sich die Regenten Östreichs bei der früherhin üblichen Erbhuldigung bedienten, den berühmten Altar von Verdun, aus 51 Metalltafeln bestehend, in welche biblische Gegenstände geätzt sind (1181 gefertigt), einen Kelch aus Donauwaschgold und eine schöne altdeutsche Säule, welche 1381 nach der Pest errichtet wurde.

Klosterschulen (scholae claustrales, monasticae), Unterrichtsanstalten, welche bei Klöstern errichtet wurden und in denen Klostergeistliche den Unterricht besorgten, kommen schon im Anfange des 5. Jahrh. vor. Sie hatten zunächst nur die Bildung der Geistlichen zum Zweck, später suchten aber auch Andere darin Unterricht. Sie vermehrten sich während der folgenden Jahrhunderte mit den Klöstern, und einzelne, z. B. die in Tours, Lyon, Köln, Trier, Fulda, Hirsau, Osnabrück, Paderborn, Würzburg u. s. w., erlangten große Berühmtheit. Ihr Unterricht umfaßte anfangs gewöhnlich blos das sogenannte Trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) und die geistlichen Wissenschaften, d. h. die Glaubenslehren und die kirchlichen Ceremonien; seit Karl d. Gr. aber lehrte man auch das Quadrivium (Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie), also die sogenannten sieben freien Künste. Die ersten und noch im Mittelalter bei diesem Unterrichte gebräuchlichen Lehrbücher waren die Encyklopädie des Martianus Capella und Cassiodor's Schrift „De VII disciplinis". Der Vorsteher einer solchen Schule hieß Rector oder Scholasticus, jeder andere Lehrer Magister. Schulen, welche an einem bischöflichen Sitze waren und unter der bischöflichen Oberaufsicht standen, hießen Domschulen. Die Klosterschulen der Benedictiner thaten sich besonders hervor; aus ihnen sind auch die meisten Gelehrten hervorgegangen. Seit 817 theilten sich die Klosterschulen in innere (scholae interiores) und äußere (scholae exteriores oder canonicae). In jene gingen die Kinder, welche von ihren Ältern dem Klosterleben dadurch geweiht wurden, daß erstere die Hände der Kinder in das Altartuch einwickelten. Solche Kinder hießen Oblati oder Donati. Äußere Klosterschulen dagegen waren solche, welche von Kindern besucht wurden, die hierzu die Erlaubniß vom Bischofe erhalten hatten. Als im Verlaufe der Zeit mit den Klöstern auch die Klosterschulen verfielen, wurden diese geschlossen; das geschah schon von Desiderius, Abt von Monte-Casino (1058), und Petrus Damiani bemerkte darüber, daß durch die Kinder in den Klöstern nur die klösterliche Strenge geschwächt wurde. Als durch die Reformation in den protest. Ländern die Klöster aufgehoben wurden, bestimmten die Fürsten die Einkünfte vieler zur Gründung von höhern Schulen.

Manche derselben behielten den Namen Klosterschulen noch lange bei. Jetzt gibt es in Klöstern, in denen man sich mit Unterricht beschäftigt, allerdings auch noch Schulen; doch wird hier zumeist nur noch Elementarunterricht gegeben. Dies ist besonders in Nonnenklöstern der Fall.

Kloß (Christian Adolf), ein berühmter, gegen das Ende seines Lebens durch literarische Fehden mit Burmann und Lessing berüchtigter Gelehrter, geb. 13. Nov. 1738 zu Bischofswerda in der Lausitz, verdankte den Schulen in Görlitz und Meißen die Liebe zur griech. und röm. Literatur und den guten lat. Stil, der zu seinem Rufe wesentlich beitrug. Er besuchte die Universitäten zu Leipzig und Jena, ohne jedoch die öffentlichen Vorlesungen gehörig zu benutzen, wurde 1762 außerordentlicher und 1764 ordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen und folgte hierauf, von seinem Gönner Guischard an Friedrich d. Gr. empfohlen, 1765 dem Rufe als Lehrer der Beredtsamkeit nach Halle, wo er, von dem Könige hochgeachtet, nach Ablehnung einer ehrenvollen Stelle im Auslande mit dem Titel eines Geh. Raths geehrt wurde, aber schon 31. Dec. 1771, zum Theil in Folge seines regellosen und bewegten Lebens, starb. Unter den Erzeugnissen seiner schriftstellerischen Thätigkeit sichern ihm außer seinen lat. Gedichten, die auch gesammelt erschienen (Altenb. 1766), diejenigen, welche sich über Kritik und Erklärung der alten Schriftsteller oder über Gegenstände antiquarischen Inhalts verbreiten, bei der Nachwelt einen ehrenvollen Namen. Hierher zählen: die Ausgaben des Tyrtäus (Brem. 1764; Altenb. 1767) und von Vida „De arte poëtica" (Altenb. 1766); die „Vindiciae Horatianae" (Brem. 1764); die „Lectiones Venusinae" (Lpz. 1770); die von Lessing ungerecht beurtheilte Schrift „Vom Nutzen geschnittener Steine" (Altenb. 1768) und eine große Anzahl von Abhandlungen, welche seine „Opuscula varii argumenti" (Altenb. 1767) und die „Opuscula philologica et oratoria" (Halle 1772) enthalten. Auch lieferte er zahlreiche Recensionen in die „Allgemeine deutsche Bibliothek", gegen die er später durch Gründung seiner „Acta literaria" (7 Bde., Altenb. 1764—73) eine ziemlich scharfe Opposition bildete. Einen fast nur polemischen und satirischen Zweck verfolgte er in dem „Genius saeculi" (Altenb. 1760), „Somnium" (Altenb. 1761), in den „Ridicula literaria" (Altenb. 1762), in der Schrift „De libris auctoribus suis fatalibus" (Lpz. 1761) und in der „Bibliothek der elenden Scribenten" (7 Bde., Fkf. 1768—71). Wenn auch Vieles von Dem, was er schrieb, mehr auf einen momentanen Effect als auf gründliche Belehrung berechnet ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er einer der fähigsten und genialsten Köpfe seiner Zeit war, der als Lehrer durch seine anregenden Vorträge unbestreitbare Verdienste sich erworben hat, bei dem Bestreben aber, zum Dictator der damaligen gelehrten Welt sich aufzuwerfen, nur zu oft in einen gehässigen Ton verfiel. Sein gefährlichster Gegner wurde Lessing in den „Briefen antiquarischen Inhalts". Vgl. Hausen, „Leben und Charakter K.'s" (Halle 1772).

Kloß (Matthias), Porträt- und Landschaftsmaler, geb. 1748 zu Strasburg, machte seine Studien zunächst daselbst unter Haldenwang, dann in Stuttgart und lebte hierauf in Manheim, wohin ihn der damals glänzende Hof des Kurfürsten Karl Theodor gezogen hatte und wo er als Porträtmaler bald allgemeine Beliebtheit erlangte. Die Gewandtheit, womit er seinen Bildnissen einen anziehenden landschaftlichen Hintergrund zu geben wußte, brachte ihn auf die Theaterdecorationsmalerei, und so wurde er 1775 Hoftheatermaler in Manheim. Nach einer Reise in dieser Eigenschaft durch Deutschland und Holland erhielt er 1778 einen Ruf für dasselbe Fach nach München, wo er 1821 starb. Als ein chronisches Leiden ihn der Ausübung seines Geschäfts entzog, schrieb er seine „Farbenlehre" (Münch. 1816), welche die Resultate langjähriger, scharfsinniger Untersuchungen enthält. Seine drei Söhne, Kaspar, Simon und Joseph, machten sich ebenfalls als Maler berühmte Namen. — **Kloß** (Kaspar), geb. 1773 zu Manheim, war ebenfalls unter Karl Theodor und König Maximilian thätig, welcher Letztere ihn reisen ließ. Er machte sich besonders als Miniaturmaler durch zahlreiche Bildnisse sehr bekannt. — **Kloß** (Simon), geb. zu Manheim 1777, gest. als Professor der Theorie der bildenden Künste an der ehemaligen Universität zu Landshut 1825, malte vorzüglich heilige Geschichten, Landschaften und Bildnisse in Öl, und seine Arbeiten zeugen von lebhafter Phantasie, tiefem Gefühl und sind in einem edeln Stile gehalten. — **Kloß** (Jos.), geb. zu München 1785, gest. 1830, brachte es vorzüglich als Decorationsmaler zu hoher Vollendung. Er bildete sich unter seinem Vater und machte Reisen durch das nördliche Deutschland und Frankreich. Nach dem Tode des Vaters bekleidete er dessen Stelle. Großes Aufsehen erregte 1814 sein Transparentgemälde, der Brand zu Moskau. — Auch Kaspar K.'s Söhne, Aug. K., geb. zu München 1808, und Karl K., geb. 1810, gest. 1834, haben sich als Künstler rühmlichst bekannt gemacht, jener im historischen, dieser im Genrefache.

Klotz (Reinhold), verdienter Philolog und Kritiker, geb. 13. März 1807 zu Stollberg im sächs. Erzgebirge, wo sein Vater, seiner Zeit besonders durch die „Christlichen Religionsgesänge und Gebete für die sächs. Armee" (zuletzt Stollb. 1808) literarisch bekannt, erst als Diakonus, dann als Oberpfarrer lebte, erhielt, von diesem vorbereitet, seit 1821 auf dem Lyceum zu Schneeberg und der Nikolaischule zu Leipzig seine Gymnasialbildung, worauf er sich auf der dasigen Universität 1826 dem Studium der Theologie und Philologie widmete. Doch bald entsagte er der ersten, um sich der letztern unter Beck und Gottfr. Hermann ausschließlich zuzuwenden. Nachdem er 1830 in der philosophischen Facultät promovirt worden, habilitirte er sich 1831 für classische Philologie. Im J. 1832 zum außerordentlichen Professor und 1834 zum Adjunct der Direction des Philologischen Seminars ernannt, ward er erst Ende 1849 durch das Ministerium von Beust, nicht ohne Widerstreben eines großen Theils der Facultätsmitglieder, in die durch Hermann's Tod erledigte ordentliche Professur berufen. Bei den sächs. Verfassungswirren 1850 stand K. auf Seiten der Regierung. Von seinen Schriften zur griech. Literatur, meist kritischen und grammatischen Inhalts, sind zu nennen: die Recensionen von Lucian's „Gallus" (Lpz. 1831) und der „Opera omnia" des Clemens von Alexandrien (4 Bde., Lpz. 1831—34); die commentirten Ausgaben der „Phoenissae" (Gotha 1842) und der „Medea" (Gotha 1842) des Euripides; die „Epistola critica ad God. Hermannum" (Lpz. 1840), besonders aber die mit reichhaltigen und umfangreichen Anmerkungen ausgestattete Bearbeitung von des Devarius „Liber de Graecae linguae particulis" (2 Bde., Lpz. 1835—42). Auf dem Gebiete der röm. Literatur hat K. seine Studien besonders Cicero zugewendet. Außer den „Quaestiones Tullianae" (Lpz. 1830) gehören hierher die Ausgaben von Cicero's „Cato major" (Lpz. 1831) und „Laelius" (Lpz. 1833), sowie „Sämmtliche Reden" (Bd. 1—3, Lpz. 1835—39), kritisch berichtigt und erläutert. Eine Textesrevision von Cicero's sämmtlichen Schriften besorgt K. für die Teubner'sche Classikersammlung. Für „Cicero's philosophische Schriften in deutschen Übertragungen" (Lpz. 1840—41) hat K. nur einige Stücke selbst bearbeitet. Sonst sind noch zu nennen: die Ausgabe des Terenz mit den Scholien des Donat und den Commentaren des Eugraphius (2 Bde., Lpz. 1838—40), das „Handbuch der lat. Literaturgeschichte" (Bd. 1, Lpz. 1846) und das „Handwörterbuch der lat. Sprache" (Bd. 1, Braunschw. 1853), bearbeitet unter Mitwirkung von Lübker und Hudemann. Seit 1832 hat K. Antheil an den von Jahn begründeten „Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik", zu denen er auch zahlreiche Beiträge lieferte. Einer seiner Brüder, **Ernst K.**, geb. 1799, gest. 1832 als Diakonus zu Werdau, hat sich ebenfalls literarisch bekannt gemacht.

Klüber (Joh. Ludw.), ein bekannter deutscher publicistischer Schriftsteller, geb. 10. Nov. 1762 zu Thann bei Fulda, widmete sich der akademischen Laufbahn und wurde 1786 Professor der Rechte in Erlangen, folgte aber später dem Rufe als Geh. Referendar nach Karlsruhe, wohin er auch, nachdem er 1807 die erste Professur der Rechte in Heidelberg angenommen hatte, 1808 als Staats- und Cabinetsrath wieder zurückkehrte. Seinen frühern rechtswissenschaftlichen Schriften ließ er nun andere Leistungen folgen, welche verdiente Anerkennung fanden, wie sein „Lehrbegriff der Referirkunst" (Erl. 1808), das „Lehrbuch der Kryptographik" (Erl. 1809) und „Das Postwesen in Deutschland, wie es war, ist und sein könnte" (Erl. 1811). Bei der Eröffnung des Wiener Congresses erhielt er Urlaub von der Regierung und lebte während der ganzen Dauer desselben in Wien, wo er Gelegenheit fand, die für die Geschichte jenes denkwürdigen Zeitabschnitts hochwichtigen und reichhaltigen „Acten des Wiener Congresses in den J. 1814 und 1815" (8 Bde., Erl. 1815—19) zu sammeln. Sein Bestreben bei der Herausgabe dieser Actenstücke war darauf gerichtet, einen richtigen Text zu liefern, zu welchem Zwecke er mehre Abschriften sorgfältig verglich. Von der „Schlußacte und der Deutschen Bundesacte" veranstaltete er einen besondern Abdruck (Erl. 1816; 2. Aufl., 1818), der durch kritische Berichtigung des Textes und durch eigene Zugaben vor dem in den „Acten" befindlichen Abdruck sich auszeichnet und durch Nachweisung der Verhandlungen über die einzelnen Bestimmungen der Bundesacte für die Enstehungsgeschichte derselben wichtig ist. Eine dritte sehr vermehrte Auflage der „Schlußacte u. s. w." ließ er unter dem Titel „Quellensammlung für das öffentliche Recht des Deutschen Bundes" (Erl. 1830) erscheinen, der auch eine „Fortsetzung" (Erl. 1833) sich anschloß. In der „Übersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses" (3 Abth., Fkf. 1816) gab er eine Geschichte des Ganges der Verhandlungen und mehre Abhandlungen und Berichte über einzelne, die deutschen Angelegenheiten betreffende Gegenstände. Durch seine vielfältigen Erfahrungen und als Augenzeuge der Entstehung des neuen Föderativsystems war er vor Andern berufen, das Bundesstaatsrecht syste-

matisch darzustellen, wie dies in seinem „Öffentlichen Recht des Deutschen Bundes und der Bundesstaaten" (Fkf. 1817; 3. Aufl., 1831; 4. Aufl., mit des Verfassers hinterlassenen Bemerkungen vermehrt, von Morstadt, 1840) geschehen ist. Das europ. Völkerrecht bearbeitete er in seinem „Droit des gens moderne de l'Europe" (2 Bde., Stuttg. deutsch, 1821). K. hatte bereits seit 1814 Einladungen zum Eintritt in den preuß. Staatsdienst erhalten; jedoch erst 1817 trat er als Geh. Legationsrath unter dem Staatskanzler von Hardenberg, dessen Gunst und Freundschaft er seit vielen Jahren genossen hatte, in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Hierauf war er bei mehren politischen Verhandlungen in Frankfurt a. M., Petersburg und zu Aachen bei dem Congresse thätig. Kaum aber war 1822 die zweite Ausgabe seines „Öffentlichen Rechts des Deutschen Bundes" erschienen, als das Buch und er selbst Gegenstand politischer Verketzerung wurden. Da nach Hardenberg's Tode sogar eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, so nahm er nach deren Ausgange 1823 seine Entlassung aus dem preuß. Staatsdienste und lebte seitdem in Frankfurt a. M., wo er 16. Febr. 1837 starb. Von seinen übrigen Schriften haben wir noch zu erwähnen: „Das Münzwesen in Deutschland in seinem jetzigen Zustande" (Stuttg. 1829); „Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaften" (2 Bde., Fkf. 1830—34); „Die Selbständigkeit des Richteramts und die Unabhängigkeit seiner Urtheile" (Fkf. 1832); „Pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands" (Fkf. 1825). Aus seinem Nachlasse gab unter Anderm Welcker 1844 Protokolle und Actenstücke in Betreff der Karlsbader Beschlüsse heraus.

Klügel (Georg Simon), Mathematiker, geb. 19. Aug. 1739 zu Hamburg, erhielt daselbst die erste Bildung und hatte anfangs die Absicht, Theologie zu studiren, wurde aber durch Neigung und Bekanntschaft mit Büsch zu dem Studium der Mathematik hingezogen, für welche ihn auf der Universität zu Göttingen Kästner vollends gewann. Nach seinem Abgange von Göttingen gab er in Hannover zwei Jahre lang das „Hannov. Magazin" heraus und wurde 1766 als ordentlicher Professor der Mathematik nach Helmstedt berufen. Im J. 1788 kam er an Karsten's Stelle als Professor der Mathematik und Physik nach Halle, wo er 4. Aug. 1812 starb. Unter seinen verdienstlichen Schriften sind zu erwähnen: „Encyklopädie" (6 Bde.; 3. Aufl., Berl. 1806; Bd. 7 von Stein, Berl. 1816); „Anfangsgründe der Astronomie" (5. Aufl., 1819); „Die gemeinnützigsten Vernunftkenntnisse" (2. Aufl., Lpz. 1791), die er im Vereine mit seinen Collegen Velthusen, Henke, Bruns und Crell arbeitete; „Mathematisches Wörterbuch" (3 Bde., Lpz. 1803—8). Dasselbe sollte aus zwei Abtheilungen bestehen, von denen K. nicht einmal die erste, welche die reine Mathematik enthält, vollendete; fortgesetzt wurde es von Mollweide (Bd. 4, Lpz. 1823) und beendet von Grunert (Bd. 5 in 2 Thlen., Lpz. 1831), welcher Letztere auch Supplemente zu dem „Wörterbuch" herausgab (2 Bde., Lpz. 1833—36).

Klumpfuß (talipes varus) nennt man eine krankhafte Verunstaltung des Fußes, welche darin besteht, daß anstatt der naturgemäßen horizontalen Lage des Unterfußes unterhalb der Knöchel der äußere Rand desselben nach unten, der innere nach oben steht, sodaß die Fußsohle und der Fußrücken nun mehr oder weniger perpendiculär gestellt sind und erstere nach innen, letzterer nach außen gerichtet ist. Gleichzeitig finden sich oft noch andere Verunstaltungen, unter denen die am gewöhnlichen ist, daß die Fußspitze sich auch mehr oder weniger nach innen, die Ferse aber nach außen wendet, der Fuß sich also zugleich um seine perpendiculäre und horizontale Achse gedreht hat. Daß diese Verunstaltung, schon wenn sie blos an einem Fuße, besonders aber wenn sie an beiden Füßen stattfindet, das Gehen sehr beschwerlich macht, ist natürlich und man hat daher seit den ältesten Zeiten Mittel angewendet, dieses Übel zu entfernen. Da eine durch verschiedene Ursachen herbeigeführte naturwidrige Verkürzung der an der innern und Ausdehnung der an der äußern Seite des Unterschenkels und Fußes liegenden Muskeln jedesmal vorhanden ist, so waren vor allem Mittel nöthig, um jene zu erschlaffen und diese zur Zusammenziehung zu bringen, weshalb man die innere Seite mit fettigen, öligen, die äußere mit reizenden spirituösen Substanzen behandelte und zugleich Apparate oder heilgymnastische Bewegungen anwendete, um nach und nach den Fuß durch eine sanfte Gewalt wieder in die richtige Lage zu bringen. In der neuern Zeit hat man die verkürzten Muskeln durchschnitten und auch damit, sowie mit den übrigen Mitteln bald bessere, bald weniger glückliche Erfolge erzielt. Im Allgemeinen muß darüber bemerkt werden, daß die fortdauernde unrichtige Stellung des Fußes leicht und oft organische Veränderungen in den Gelenkköpfen, Knochen, Bändern und Muskeln herbeiführt, wodurch die Heilung erschwert und in manchen Fällen gänzlich unmög-

lich gemacht wird. Eine ähnliche Entstellung findet sich zuweilen bei der Hand, welche man dann Klumphand nennt.

Klumpp (Friedr. Wilh.), Oberstudienrath zu Stuttgart, geb. 30. April 1790 zu Kloster-Reichenbach auf dem würtemb. Schwarzwalde, wo sein Vater Wundarzt war, besuchte das stuttgarter Gymnasium und von 1804—13 die theologischen Seminarien Würtembergs. Neigung zum Beruf des Erziehers und Lehrers veranlaßten ihn, das Präceptorat zu Vaihingen und dann das zu Leonberg anzunehmen. Im J. 1821 wurde er als Professor an das mittlere Gymnasium zu Stuttgart berufen, wo er 1833 in die erledigte Professur der alten Literatur und Mathematik am Obergymnasium einrückte. Die Verbesserung des Jugendunterrichts beschäftigte ihn seit Übernahme des Lehramts, und seine Vorliebe für die praktischere Richtung der philanthropinistischen Schule, verbunden mit Zweifeln an der Vortrefflichkeit der Einrichtung der würtemb. lat. Schulen, bestimmte ihn, in der Schrift „Die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus und den Anfoderungen der Zeit" (2 Bde., Stuttg. 1829—30) gegen den streng philologischen Humanismus, wie ihn namentlich Thiersch ausgesprochen hatte, aufzutreten. Neben entschiedenem Widerspruche fand dieselbe auch warme Freunde, welche die Einrichtung einer Erziehungs- und Unterrichtsanstalt nach K.'s Ideen bewirkten. Für diesen Zweck wurde den Unternehmern, dem Hofkameralverwalter Wiedersheim und dem Pfarrer Klaiber, vom Könige von Würtemberg das Schloß zu Stetten im Remsthale zu unentgeltlicher Benutzung eingeräumt. K. als Mitvorstand übernahm vorzugsweise die Leitung des Unterrichts. Obgleich die Anstalt im Mai 1831 mit 54 Schülern eröffnet und das bestimmte Maximum der Schülerzahl von 100 bald erreicht wurde, so sah sich K. doch nach einigen Jahren veranlaßt, von seinen frühern Ideen nach und nach abzugehen und sich der alten Praxis des Unterrichts wieder etwas mehr zu nähern, und es hat sich seitdem die Anstalt in glücklicher Weise entfaltet. Auch trat K. selbst in der Abhandlung „Über die Errichtung von Realschulen" (Stuttg. 1836) milder gegen den alten Humanismus auf. Seine Schrift „Das Gymnasium in Stuttgart in seiner Entwickelung während der zwei letzten Decennien" (Stuttg. 1838) zeichnet sich durch tiefe und allseitige Kenntniß der Gymnasialpädagogik aus. Seit vielen Jahren Kreisschulinspector für die gelehrten Schulen, wirkte K. kräftig im weitern pädagogischen Gebiete. So ist auf seine Anregung das Turnen allgemein eingeführt worden, das er schon seit 1821 in Stuttgart eingeführt und eine Reihe von Jahren mit vielem Erfolg geleitet hatte. Im J. 1844 trat K. als begeisterter Sprecher für das protest. Missionswesen auf. Im J. 1845 arbeitete er im Auftrage der Regierung einen umfassenden Schulplan für die gelehrten Schulen aus, auf welche sein System überhaupt in Würtemberg von großem Einfluß gewesen ist. Nachdem er 1849 als ordentliches Mitglied in die Oberstudienbehörde berufen und mit dem Referat über das höhere und niedere Realschulwesen betraut worden, wirkte K. in erfolgreicher Weise für eine zeitgemäße Reorganisation des in der Entwickelung der Gegenwart so wichtigen höhern Bürgerschulwesens. Von schriftstellerischen Arbeiten der letzten Jahre sind noch die Umarbeitungen von Guts Muths' „Jugendspielen" (Stuttg. 1845) und „Gymnastik" (Stuttg. 1845) anzuführen.

Klystier oder **Lavement** (clyster, clysma oder enema) nennt man diejenige Form von Einspritzungen (s. **Injection**), wobei eine Flüssigkeit durch die Öffnung des Mastdarms in das Innere des Körpers, also zunächst in den Mastdarm und Dickdarm gebracht wird. Der so häufige gute Erfolg dieser Operation hat ihr eine der ersten Stellen unter den Heilmitteln überhaupt und in ihrer einfachsten Anwendung unter den Hausmitteln gegeben. Als letzteres wird das Klystier behufs der Stuhlausleerung gewöhnlich aus reinem lauen oder kalten Wasser oder aus einer Abkochung von Kamillen bereitet, wozu man zuweilen wol auch noch einige Löffel Öl, etwas Kochsalz oder Seife, Zucker oder Honig fügt. Der Arzt jedoch verordnet das Klystier nicht nur zu diesem Zwecke, sondern beabsichtigt oft damit, ein Arzneimittel in den Körper zu bringen, welches entweder die abführende Wirkung verstärken soll, oder welchem die andern Wege in manchen Fällen den Eintritt versagen, oder welches auf einem andern Wege nicht zum gewünschten Erfolg führen würde. Man hat daher außer den ausleerenden Klystieren noch schwächende oder temperirende, erweichende oder einhüllende, auflösende oder krampfstillende, reizende, zusammenziehende, ernährende u. s. w., zu denen man eine Menge Mittel, die sich in flüssige Form bringen lassen, oder, wie der Tabacksrauch und die Kohlensäure, gasförmig sind, benutzt. Die sogenannten Kämpf'schen Visceralklystiere, die im vorigen Jahrhundert häufig angewendet wurden, bestehen aus einer Abkochung bitterer Kräuter, welche im Mastdarm verhalten und aufgesaugt werden muß. Auch bei andern arzneilichen Klystieren ist der Zweck, daß sie, im Darmka-

nale aufgesaugt, in das Blut übergeführt werden und im Allgemeinbefinden eine Veränderung hervorbringen. Wird die Ausleerung beabsichtigt, so darf man 10—12 Unzen anwenden und wählt auch wol einen von der Körperwärme verschiedenen Temperaturgrad (z. B. Kälte von 12—16°); soll aber die Flüssigkeit aufgesaugt werden, so ist die Hälfte dieser Quantität und noch weniger hinlänglich und die Temperatur muß lauwarm sein. Überhaupt muß der Arzt bei Anwendung stärkerer Mittel in Klystierform vorsichtig sein, weil sie, auf diese Art in den Körper gebracht, oft ebenso stark wirken, als wenn sie der Magen aufgenommen hätte. Auch schadet der Misbrauch der Klystiere bisweilen, indem er den Darmkanal erschlafft oder Blutandrang nach den getroffenen Theilen veranlaßt. Als Instrument zur Beibringung (Klysterisation) dient gewöhnlich die **Klystierspritze**, die jedoch von fremder Hand gehandhabt werden muß. Zum Selbstklystieren dient (weniger zweckmäßig) ein an dieselbe angesetztes langes krummes Metallrohr, besser schon ein biegsames (Kautschuk-) Rohr, wobei der untere Theil der Spritze tellerförmig gestaltet ist, um auf den Tisch gestellt zu werden. Tauglicher sind die neuerdings sehr gebräuchlich gewordenen **Klysopompe**, deren es sehr verschiedene Formen und Namen gibt (z. B. Clysshelice, Hydroclyse, Clyssoir atmosphérique u. s. w.). Noch bequemer ist der **Irrigateur** von Eguisier, welcher die Flüssigkeit mittels eines Uhrwerks austreibt. Der **Klystierschlauch** (Syphon) leitet aus einem höher stehenden, mit Wasser gefüllten Gefäße die Flüssigkeit mittels eines langen biegsamen Rohrs herab, sodaß dieselbe durch den Druck ihrer eigenen Schwere in den Mastdarm hineinspritzt (wie eine Fontäne). Letztgenannte Instrumente dienen auch zur aufsteigenden Mastdarmdouche (douche adscendante), welche sich vom gewöhnlichen Klystier nur durch die große Menge und Gewalt, mit welcher die Flüssigkeit eingespritzt wird, unterscheiden. In manchen Fällen wählt man zu letzterm die bloße atmosphärische Luft, die mittels einer Art von Luftpumpe in die Därme getrieben wird; dies ist die sogenannte **Luftdouche**.

Klytämnestra, die Tochter des Königs Tyndareus und der Leda, der Helena Zwillingsschwester, gebar ihrem Gemahl Agamemnon (s. d.) zwei Töchter, Iphigenia und Elektra, und einen Sohn, Orestes (s. d.), von dem sie später ermordet wurde. Während des Zugs ihres Gemahls nach Troja ergab sie sich dem Ägisthus, ermordete mit diesem den zurückkehrenden Gemahl und beherrschte Mykene mit Ägisthus sieben Jahre.

Knall entsteht durch jede schnelle und gewaltsame Zertrennung der Luft mittels eines in ihr sich schnell fortbewegenden Körpers, durch jede heftige und augenblickliche Entwickelung einer Menge elastischer Flüssigkeiten, die bei ihrer Erzeugung die Luft mit großer Gewalt fortstoßen, bei ihrem Verpuffen aber ebenso schnell einen leeren Raum erzeugen, welchen die Luft mit gleicher Heftigkeit anzufüllen strebt. Letzteres läßt sich bei dem Knalle der abgeschossenen Geschütze deutlich an dem metallischen Klange wahrnehmen, der jenen jederzeit endigt. Das Schießpulver verursacht bei seiner schnellen Entzündung selbst im Freien einen seiner verbrannten Menge entsprechenden Knall, der durch die Gegenstände vergrößert wird, die sich seiner augenblicklichen Ausdehnung nach allen Seiten entgegensetzen. Die Chemie hat eine sehr große Menge von Stoffen kennen gelehrt, welche sich unter gewissen Bedingungen, z. B. Erwärmung, Schlag, Reiben u. s. w., plötzlich in gasförmige Producte zerlegen, welche Zersetzung von einem Knall begleitet ist. Beispiele derartiger Körper sind Gemenge von chlorsauerm Kali mit Schwefel oder Schwefelantimon (die entzündliche Masse in den Zündnadelgewehren), die knallsauern Salze oder Fulminate, Chlor- und Jodstickstoff, pikrinsaueres Kali u. s. w. Eine solche Zersetzung heißt **Explosion** oder, wenn sie schwächer ist, **Verpuffung**, und es ist eine solche zuweilen mit großer Gefahr für den Experimentirenden verbunden. Explodirende Körper nennt man, insofern sie technische Anwendung finden, **Knallpräparate**. Obgleich bei dem Knalle das Hervortreten einer Haupterschütterung das Wesen desselben ausmacht, so darf man doch annehmen, daß dieser eine oder vielleicht auch einige schwache Schwingungen folgen, da man bei einem Knalle mehr oder weniger eine Tonhöhe unterscheiden kann. Beim schnellen Öffnen eines Pennals hört man einen Knall ganz von der Höhe des Tons, den man beim Anblasen desselben erhält. Bei den Explosionen in einem geöffneten Gefäße, wie z. B. einem Büchsenschuß, pflegt der Ton beträchtlich höher zu sein, als beim Anblasen, was wol der höhern Temperatur zuzuschreiben ist. Auch wenn Seifenblasen, mit Knallgas (s. d.) gefüllt, abgebrannt werden, wo also die Luft in einen von allen Seiten geöffneten Raum stürzt, unterscheidet man eine Tonhöhe des Knalls und kann bemerken, daß derselbe um so tiefer ist, je größer die Blase war.

Knallgas oder **Knallluft**. Im weitesten Sinne versteht man darunter ein jedes Gemenge aus einem brennbaren Gase und Sauerstoffgas oder atmosphärischer Luft, im engern Sinne

ein Gemenge von Wasserstoffgas mit Sauerstoffgas oder atmosphärischer Luft, in dem Verhältnisse von zwei Volumen des erstern und einem Volumen Sauerstoff oder fünf Volumen atmosphärischer Luft. Größere Massen dieses Gasgemenges explodiren beim Anzünden heftig. Der Knall bei der Entzündung rührt davon her, daß das entstandene Wasser, durch die bedeutende Wärmeentwickelung sich plötzlich ungemein ausdehnend, die Luft heftig forttreibt, aber sogleich wieder abgekühlt wird, wodurch ein leerer Raum entsteht, den die Luft gewaltsam wieder ausfüllt. Durch eine feine Spitze kann man aber das Knallgas in einer continuirlichen Flamme herausbrennen lassen (**Knallgasgebläse**), und die durch das Knallgasgebläse entwickelte Hitze ist äußerst intensiv, sodaß darin Substanzen geschmolzen werden können, welche in allen andern Feuerungen unschmelzbar sind, wie Platin, Thonerde, Kieselerde. Leitet man die Knallgasflamme auf einen Kreidecylinder, so kommt dieser ins Weißglühen und verbreitet dabei ein strahlendes Licht von größter Intensität (**Knallgaslicht, Drummond's Licht, Hydrooxygengaslicht** oder **Siderallicht**), dessen man sich besonders zur Beleuchtung der Mikroskope, der Nebelbilder und zu andern optischen Experimenten bedient. Um dabei Gefahr zu vermeiden, werden die beiden Gase in besondern Gasometern aufbewahrt und man läßt sie erst kurz vor der Ausströmungsmündung im erfoderlichen Verhältnisse zusammentreten. Auch gasförmige Kohlenwasserstoffe im Gemenge mit Luft explodiren beim Anzünden (wie das Grubengas). Die furchtbaren Zerstörungen, welche bisweilen durch das Zerspringen der Dampfkessel angerichtet werden, rühren stets von explodirendem Knallgas her. Es entsteht nämlich in den Kesseln Wasserstoffgas, wenn Wasser mit den glühend gewordenen eisernen Wandungen in Berührung kommt. Den Sauerstoff liefert die in dem eingepumpten Wasser enthaltene Luft oder er ist durch die Wirkung mangelhafter Pumpen in den Kessel gelangt, welche bei solchen Unfällen meist als die erste Ursache des Unheils, des zu niedrigen Wasserstandes und somit des Glühendwerdens der Kesselwände sind. Das entstandene Knallgas entzündet sich an den glühenden Kesselwänden oder beim Öffnen der Ventile durch die beim Ausströmen des Dampfes entwickelte Elektricität.

Knallgold, eine Verbindung von Goldoxyd mit Ammoniak, wird durch Niederschlagung einer Auflösung des Goldes in Königswasser mittels kaustischem, schwefelsauerm, kohlensauerm, salzsauerm oder salpetersauerm Ammoniak gewonnen. Es erscheint als grünes oder braungelbes Pulver, welches, scharf getrocknet, schon bei der leisesten Berührung mit furchtbarer Heftigkeit explodirt. Schon das Reiben mit einem Papierstreifen kann das Verpuffen veranlassen. Es zersetzt sich hierbei in metallisches Gold, Stickstoff, Ammoniak und Wasser. — **Knallpulver** ist ein Gemenge von drei Theilen Salpeter, zwei Theilen trockenem kohlensauern Kali und einem Theile Schwefelblumen. Auch ohne eingeschlossen zu sein und selbst in geringer Masse entzündet es sich mit einem heftigen Knalle, wenn es in einem blechernen Löffel über glühenden Kohlen allmälig bis zum Schmelzpunkte des Schwefels erhitzt wird. Es bildet sich schwefelsaueres Kali und der hierbei frei gewordene Stickstoff und die Kohlensäure bringen durch plötzliche Entwickelung die Detonation hervor. — **Knallquecksilber** oder **knallsaueres Quecksilberoxyd** wird aus einer Lösung von Quecksilber in überschüssiger Salpetersäure unter Hinzufügung von Alkohol gewonnen und erscheint in weißen, durchsichtigen, seidenglänzenden Krystallnadeln, welche am Lichte braungrau werden und sich wenig in kaltem, leichter in heißem Wasser auflösen. Bei der Bereitung ist große Vorsicht nöthig. Es verpufft mit betäubendem Knalle beim Reiben, Schlagen, durch den elektrischen Funken, durch den Funken aus Stahl und Stein, durch concentrirte Schwefelsäure, durch brennenden Zunder und selbst durch einen gewissen Grad von Erhitzung. Es entzündet sich rascher als das beste Schießpulver und hat eine ohne Vergleich größere forttreibende Kraft als dieses. Durch Befeuchtung verliert es sehr an entzündlicher Kraft; mit 30 Proc. Wasser kann es auf einer marmornen Tafel durch einen hölzernen Stempel ohne alle Gefahr gerieben werden. Zur Bereitung der Zündhütchen empfiehlt sich am meisten ein Gemenge aus zehn Theilen Knallquecksilber und sechs Theilen feinem Schießpulver. Dasselbe wird in die Kupferhütchen eingetragen und durch eine Schicht von Gummi oder Firniß darin befestigt und vor Feuchtigkeit geschützt; zweckmäßiger benutzt man hierzu ein kleines Kupferplättchen, das vermittelst eines Stempels fest auf die Zündmasse aufgepreßt wird. Im Durchschnitt reicht die aus 2 Pf. Quecksilber dargestellte Quantität Knallquecksilber, wenn sie mit drei Fünftel Schießpulver vermischt worden ist, zur Füllung von 40000 Kupferhütchen für Militärgewehre, wobei auf jedes Hütchen ¼ Gran der Zündmasse kommt. Bei Jagdflinten gebraucht man noch weniger und es reicht jene Menge für 57600 Kupferhütchen hin. — **Knallsilber** gibt es zweierlei Arten. Das Howard'sche oder Brugnatelli'sche Knallsilber ist knallsaueres Silberoxyd und wird auf ähnliche Weise wie das Knallquecksilber bereitet, nur daß man

statt des Quecksilbers Silber anwendet, und ist ein viel heftiger wirkendes Präparat als jenes. Die Darstellung dieses Präparats erfodert die größte Vorsicht, da es nicht allein im trockenen Zustande durch Schlagen, Reiben und Erhitzen mit furchtbarer Heftigkeit explodirt, sondern selbst im feuchten Zustande oft durch die geringfügigsten Umstände verknallt und Alles rings umher zertrümmert. Wegen seiner zu großen Explosionsfähigkeit und damit verbundener Gefahr kann es nicht zur Füllung der Zündhütchen benutzt werden. Dagegen verwendet man es zu einigen Spielereien, wie Knallerbsen, Knallfidibus u. s. w. Das Berthollet'sche Knallsilber, in Form eines schwärzlichen Pulvers, ist aus Silberoxyd und Ammoniak zusammengesetzt und explodirt noch heftiger als die vorstehende Verbindung, sogar schon durch Berührung mit einer Feder unter Wasser. — **Knallzucker.** Durch Behandeln von fein gepulvertem Rohrzucker mit einem Gemisch von Schwefelsäure und Salpetersäure erhält man eine teigige Substanz von bitterm Geschmack, die nach dem Reinigen die Durchsichtigkeit und Consistenz des Kolophoniums besitzt, sich durch Leichtentzündlichkeit auszeichnet und sehr explosiv ist. Angezündet verbrennt sie regelmäßig und kann nur sehr schwer wieder verlöscht werden. Man hat sie daher in der Artillerietechnik zu Bombenzündern und Rollschüssen anzuwenden versucht. Ein ähnliches Präparat ist aus dem Mannazucker dargestellt und **Knallmannit** oder **Nitromannit** genannt worden.

Knallkugeln oder **Knallgläser** nennt man hohle Glaskugeln von der Größe einer Zuckererbse, in welchen sich etwas Wasser oder Weingeist befindet. In Feuer oder auf glühende Kohlen gelegt, zerspringen sie mit einem heftigen Knalle, weil die im Innern befindliche Flüssigkeit durch die Hitze in Dämpfe verwandelt wird. Eine andere Art dieser Kugeln, von größerm Umfange, wird an der Lampe geblasen und dadurch ziemlich luftleer gemacht. Zerbricht man sie, so entsteht ebenfalls ein heftiger Knall, weil die äußere Luft plötzlich in den leeren Raum dringt.

Knapp (Albert), einer der vorzüglichsten neuern geistlichen Liederdichter, geb. 1798 im Würtembergischen, war nach Vollendung seiner theologischen Studien eine Zeit lang Prediger zu Kirchheim unter Teck und kam dann als Stadtpfarrer nach Stuttgart, wo er noch gegenwärtig wirkt. Durch K. wurde dem lange vernachlässigten Kirchenlied ein neues Leben erweckt. Er ist ein reichbegabter Dichter; mit reinster Geistesklarheit verbindet er die wärmste Empfindung. Seine Lieder sind unverkennbar dem Bedürfniß entquollen, einem von Gott und Christus durch und durch erfüllten Gemüthe Luft zu machen und heiliges Gefühl in Reim und Rhythmus hinströmen zu lassen. Alle seine frommen Ergüsse sind in mannichfaltige Formen gegossen, die der Sänger mit glücklichem Takte als dem besungenen Gegenstande angemessen herauszufühlen weiß. Viele seiner Dichtungen enthält das von ihm seit 1833 herausgegebene Taschenbuch „Christoterpe" (20. Jahrg., Heidelb. 1853). K.'s „Christliche Gedichte" (2 Bde., Stuttg. 1829; 3. Aufl., Basel 1843), zu denen später ein dritter Band unter dem Titel „Neuere Gedichte" (Stuttg. 1834) kam, wurden von seinen Freunden herausgegeben. Alles später von ihm poetisch Geschaffene vereinigte er in den „Gedichten" (Stuttg. 1843). Sein „Evang. Liederschatz für Kirche und Haus" (2 Bde., Stuttg. und Tüb. 1837; 2. Aufl., 1850) bietet eine für Liturgen, Literarhistoriker und Theologen höchst schätzbare Sammlung hymnologischer Denkmäler aller christlichen Jahrhunderte. Sonst sind noch zu nennen: „Christenlieder" (Stuttg. 1841), ein ergänzender Nachtrag zu dem „Liederschatz"; ferner „Hohenstaufen" (Stuttg. 1839), ein Cyklus von Liedern und Gedichten. Einen Beitrag zur deutschen Hymnologie bilden seine „Ansichten über den Gesangbuchsentwurf für die evang. Kirche Würtembergs" (Stuttg. 1840).

Knapp (Georg Christian), ein protest. Theolog, der sich um die neutestamentliche Kritik und Exegese namhafte Verdienste erworben hat, geb. 17. Sept. 1753 zu Halle, wo sein Vater, **Joh. Georg K.**, Director des Waisenhauses war, genoß den Unterricht im dasigen Pädagogium und bezog daselbst 1771 die Universität und 1774 die zu Göttingen. Schon nach einem halben Jahre kehrte er indessen nach Halle zurück, wo er sich 1775 habilitirte, 1777 außerordentlicher, 1782 ordentlicher Professor der Theologie wurde und als solcher ein halbes Jahrhundert lang segensreich wirkte. Er starb als Senior der Universität und Director des Pädagogiums und des Waisenhauses 14. Oct. 1825. K. bekannte sich zu einem rationalen Supranaturalismus und suchte die Offenbarung mit der theoretischen und praktischen Vernunft in Übereinstimmung zu bringen. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: die Übersetzung der „Psalmen" (Halle 1777; 3. Aufl., 1789); seine Ausgabe des griech. Neuen Testaments (Halle 1797; 3. Aufl., 1824); die Sammlung seiner „Scripta varii argumenti" (Halle 1805; 2. verm. Aufl., 2 Bde., Halle 1823), in der sich auch seine treffliche „Narratio de Justo Jona" (Halle 1817) befindet, und die nach seinem Tode von Thilo herausgegebenen „Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre" (2 Bde, Halle 1827).

Knappe, Schildknappe, auch Knecht oder Wapener, hieß im Mittelalter Derjenige, welcher unter der Leitung und im Dienste eines wirklichen Ritters für den Krieg und das Ritterspiel sich ausbildete. Während anfangs, um Knappe zu werden, blos die Nachweisung freier Geburt und des zum Ritterstande nöthigen Lebensunterhalts erfodert wurde, verordnete Kaiser Friedrich II., daß fortan nur Solche als Knappen aufgenommen werden sollten, die von Rittern geboren oder vom Kaiser ihrer Verdienste wegen mit diesem Rechte würden begünstigt werden. Der Knappe war blos mit Schwert und Streitaxt bewaffnet. Er hatte die Aufsicht über die Pferde und Waffen seines Herrn, begleitete denselben in den Krieg und mußte sich stets in dessen Nähe halten, indem er den Schild trug und im Kampfe ihm frische Waffen reichte. Daheim aber bediente er den Herrn bei der Tafel und sonst. Von dem Ritter hing es ab, ob und wann dem Knappen der Ritterschlag ertheilt werden sollte.

Knauf, s. Capital.

Knebel (Karl Ludw. von), ein mehr empfangender als producirender, aber fein gebildeter Geist, der als solcher eine Zierde des erwählten Kreises war, welcher sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts um den Hof zu Weimar scharte, stammte aus einem alten niederl., seines Glaubens wegen verfolgten und im 16. Jahrh. ausgewanderten Geschlecht. Er wurde 30. Nov. 1744 zu Wallerstein in Franken geboren, wo sein Vater als fürstlicher Kanzler angestellt war, und erhielt später in Ansbach, wohin sein Vater als Geh.-Rath des ansbachischen Ministeriums versetzt wurde, seine Erziehung, namentlich durch Uz, der den Dichter in ihm weckte, und durch den nachherigen Generalsuperintendenten Junkheim, der sein moralisches und religiöses Gefühl bildete. Da er den juristischen Studien, denen er sich seit seinem 19. Lebensjahre in Halle zu widmen begann, keinen Geschmack abgewinnen konnte, so folgte er der Einladung seines jüngern Bruders, der damals Leibpage bei Friedrich II. war, nach Potsdam, wo er als Offizier beim Regimente des Kronprinzen von Preußen angestellt ward. Während seines Militärdienstes verkehrte er viel mit Ramler, der in ihm den Sinn für sprachlichen Wohllaut und die Gesetze der Metrik lebendig machte, auch mit Gleim, Mendelssohn, Nicolai und andern ausgezeichneten Männern. Nach 10 J. suchte er jedoch, des Garnisonsdienstes überdrüssig, um den Abschied nach und ließ sich auf einer Reise nach der Heimat in Weimar fesseln, wo er von der damaligen Regentin, der Herzogin Amalie, und dem ganzen Hofe mit Wohlwollen aufgenommen wurde und auf den Antrag des Ministers Fritsch die Stelle eines Hofmeisters beim Prinzen Konstantin übernahm. Im Dec. 1774 begleitete er den Erbprinzen und dessen Bruder nach Paris, wo er sich jedoch sehr wenig gefiel. Nach seiner Rückkehr und dem frühen Tode seines Zöglings erhielt er mit dem Charakter eines Majors eine lebenslängliche Pension. Erst in seinen höhern Lebensjahren verheirathete er sich und zog sich hierauf, besonders seiner Liebe zur Mineralogie und oryktognostischer Studien wegen, nach dem Bergstädtchen Ilmenau zurück, vertauschte jedoch, als seine Kinder heranwuchsen, diesen Aufenthalt mit dem von Jena, wo er als der Letzte aus dem Kreise der Herzogin Amalie 23. Febr. 1834 starb. Noch in hohem Alter wußte er durch offene Gutmüthigkeit und reinen Sinn für alles menschlich Gute und Edle die Herzen Aller zu gewinnen. Nur bedingt ist K. zu den Dichtern zu rechnen, obschon seine anonym erschienene „Sammlung kleiner Gedichte" (Lpz. 1815) und seine „Distichen" (Jena 1827) sich durch classisch reine Form auszeichnen. Dagegen leistete er Vortreffliches als Übersetzer der „Elegien des Properz" (Lpz. 1798) und Meisterhaftes in seiner Übertragung von des Lucretius „De rerum natura" (2 Bde., Lpz. 1821; 2. Aufl., 1831). Seinem höhern Alter verdanken wir noch die Übersetzung von Alfieri's Trauerspiel „Saul" (Ilmen. 1829). Den „Literarischen Nachlaß und Briefwechsel K.'s" gaben im Auftrage des preuß. Staatsministers von Altenstein Varnhagen von Ense und Th. Mundt heraus (3 Bde., Lpz. 1835), wozu Letzterer die Biographie K.'s lieferte. Seinen höchst interessanten „Briefwechsel mit Goethe", dem er vielleicht der vertrauteste seiner Freunde war, gab Guhrauer heraus (2 Bde., Lpz. 1851).

Knees, eigentlich Knjäs, bezeichnet in Rußland eine vornehme adelige Person, meist von altem Geschlecht, zum Theil von vormals regierenden Häusern abstammend, und entspricht dem deutschen Fürst. Gegenwärtig gibt es noch 38 Knjäsenfamilien in Rußland, und zwar 31, die ihren Ursprung von der ältesten Herrscherdynastie, den Ruriks, in männlicher, directer und legitimer Linie ableiten können, darunter namentlich die Fürsten Obojewsky, Obolensky, Dolgoruki, Schtscherbatow und Gagarin. Ferner drei Familien, die von Rurik direct in weiblicher Linie abstammen, darunter die Fürsten Wolchonsky, und vier directe Descendenten Gedimin's, des lithauischen Großfürsten, darunter die Fürsten Galyzin und Trubezkoi. Ein zweites Knjäsengeschlecht bilden diejenigen Fürsten, die zwar auch von herrschenden, doch fremden Häusern ent-

stammten und nur durch besondere kaiserl. Gunst auch mit der russ. Fürstenwürde bekleidet sind. Dahin gehören das Fürstenhaus Bagration, ein Zweig der georgischen Zaren, seit 1803 mit der russ. Fürstenwürde bekleidet; die Zizianow, ebenfalls ein georgisches Fürstengeschlecht; die Dadianow, die vormalige souveräne Fürstenfamilie in Mingrelien; die Tscherkasky, aus der großen Kabarda; die Mestscherky, ein Tatarengeschlecht aus dem 13. Jahrh.; die Kotschubey, eine tatar. Familie aus der Krim; die Urussow und Jussupow, tatar.-nogäische Geschlechter, und die Argutinsky, eine armen. Fürstenfamilie. Ein drittes Geschlecht endlich bilden diejenigen Kniäsen, die oft aus einer bloßen Bojarenfamilie zu ihrer Ehrenstelle erhoben wurden und ihre Würde lediglich der Gunst des Kaisers verdanken. Dahin gehören die Fürsten Mentschikow, die 1707, die Lapuchin, die 1799, die Soltikow, die 1814, die Tschernitschew, die erst 1841 zu ihrer Würde gelangten, u. s. w. Im J. 1841 gab es überhaupt 59 Familien im ganzen Umfange des russ. Reichs, die den Kniäsentitel führten, der übrigens keine andern Vorrechte mit sich bringt, als die auch dem übrigen Adel gewährten, und der daher mit der Berechtigung der regierenden deutschen Fürsten in keinen Vergleich kommt.

Kneller (Gottfr.), berühmter Porträtmaler, geb. 1648 zu Lübeck, war anfangs für den Militärstand bestimmt, wendete sich aber der Malerei zu, die er zuerst unter Rembrandt und nachher unter Ferdinand Bol studirte. Später begab er sich nach Italien, wo er den Unterricht Carlo Maratti's benutzte und erst geschichtliche Gegenstände malte, nachher aber fast einzig Porträtmalerei trieb, die ihn in großen Ruf brachte. Nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er seit 1672 in Nürnberg, München und Hamburg. Im J. 1674 ging er nach London, wo ihn Karl II. zum Hofmaler ernannte. Im J. 1684 machte er auf Ludwig's XIV. Einladung eine Reise nach Paris und malte den König und die ganze königl. Familie. Das Wohlwollen, welches ihm Karl II. schenkte, genoß er auch bei Jakob II. und Wilhelm III., der ihn 1692 zum Ritter ernannte. Obgleich ein Anhänger der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron gehoben hatte, blieb er doch stets in gutem Vernehmen mit den Freunden des vertriebenen Jakob. Kaiser Joseph I. ernannte ihn zum Ritter, Georg I. 1715 zum Baronet, unter dem Titel von Whitton. Gleichzeitige Schriftsteller behaupten, K. habe zu sehr den Abgebildeten geschmeichelt, aber durch Leichtigkeit und Anmuth der Ausführung und durch kräftiges Colorit und edle Einfalt den Mangel der Ähnlichkeit ersetzt. Jedenfalls sind diejenigen seiner Porträts die besten, in welchen er van Dyck nachzustreben suchte. Er starb 1723, nach Andern 1726, und hinterließ ein bedeutendes Vermögen. Nach seinem Tode wurde ihm in der Westminsterabtei ein Denkmal errichtet, mit einer sehr lobpreisenden Inschrift, für deren Verfertigung Pope noch bei Lebzeiten des Künstlers 500 Pf. St. erhalten haben soll.

Kneph, ein von den Griechen späterer Zeit oft erwähnter ägypt. Gott, der auch Knuphis, Chnuphis, Chnubis und Chnumis genannt wird. Die entsprechende hieroglyphische Gruppe pflegt Num gelesen zu werden, lautete aber vielmehr Hnum oder Knum. Dieselbe Gruppe, welche den Gott bezeichnet, bedeutet auch Quelle oder Brunnen, koptisch honbe. Diese spätere Aussprache mit b statt m veranlaßte wahrscheinlich die griech. Form Chnubin, dann Chnuphis. Der Gott Hnum findet sich schon im altägypt. Reiche als Gott der Nilschwelle und des Nilsegens. Er wurde hauptsächlich an der Südgrenze Ägyptens verehrt, da wo der Strom in das Land eintrat, nämlich an den ersten Katarakten von Syene und Philä und an den zweiten Katarakten bei Wadi-Halfa und bei Semneh, wohin die Südgrenze des Reichs in der zwölften Manethonischen Dynastie zurückverlegt worden war. Die Symbole des Gottes waren ein gehenkelter Krug und der in der Thebais besonders verehrte Widder, daher er häufig auch widderköpfig dargestellt wird und auf dem Kopfe den Henkelkrug trägt. Ein gewöhnlicher Beiname von ihm ist: Herr der Wasserspenden. Seine beiden Begleiterinnen sind in der Regel die Göttin Anuke und die Göttin Sate (der Strahl, auch mit der Sothis, dem Sterne der Nilüberschwemmung, identisch). Ein anderer berühmter Tempel des Hnum aus röm. Zeit ist in Esneh erhalten. Als Spender des Nilwassers und seiner Fruchtbarkeit wurde dieser Gott frühzeitig mit den höchsten Göttern des Landes, Ra (dem Sonnengotte) und Ammon, identificirt. In den mythologisch-philosophischen Systemen griech. Zeit erscheint der Kneph (dessen Bildniß auch von Porphyrius so beschrieben wird, wie wir den Hnum auf den Denkmälern finden) als der höchste „unentstandene und unsterbliche“ Gott (Plutarch) und als Demiurg (Porphyrius), aus dessen Munde die Welt in Gestalt eines Eies hervorging. In Darstellungen späterer Zeit wird er abgebildet, wie er das Ei vor sich auf dem Drehstuhle hat. Nach Sanchuniathon sollte der Kneph auch mit dem phöniz. Agathodämon in Gestalt einer Schlange identificirt worden sein.

Knesebeck (Karl Friedr., Freiherr von dem), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 5. Mai 1768

zu Carwe bei Neu-Ruppin, aus einem alten erbangesessenen brandenb. Geschlecht, trat, kaum 14 J. alt, 1782 in das Regiment Herzog von Braunschweig ein. Zum Offizier befördert, widmete er sich in seiner Garnison Halberstadt neben seinem Berufe auch classischen Studien und wurde Mitglied der dortigen literarischen Gesellschaft, zu welcher auch Gleim gehörte. Das J. 1792 rief ihn in den Krieg; er focht mit Auszeichnung in den Feldzügen von 1792—94, in welchem letztern der Herzog von Braunschweig ihn zu Generalstabsgeschäften verwendete. Hierauf 1799 zum Hauptmann, 1802 zum Major avancirt, wurde K. 1803 vom General Rüchel mit der Ausarbeitung eines Mémoires betraut, welches die Errichtung einer Landmiliz bezweckte, unter dem Namen Vaterlandsreserve und Provinzial- oder Ehrenlegionen. Noch wollte K. unter Anderm die erniedrigenden Strafen in der Armee abgeschafft und die Erweckung eines echten militärischen und patriotischen Geistes durch edlere Hebel bewirkt wissen. Aber diese Vorschläge, obgleich der König selbst durch den vortragenden Generaladjutanten von Kleist (später Kleist von Nollendorf) dafür interessirt worden war, scheiterten an dem Widerstande der Immediat-Organisations-Commission, deren Präses, Feldmarschall von Möllendorf, sich dagegen erklärte. K., bald nachher in den Generalstab versetzt, ging 1805 mit einer diplomatisch-militärischen Sendung nach Kassel, kam dadurch unter Andern mit Scharnhorst in Verbindung und veranlaßte dessen Berufung in die preuß. Armee. Im Feldzuge von 1806 war er Adjutant beim General Rüchel; die Schlacht von Auerstädt machte er in der unmittelbaren Nähe des Königs mit und bewahrte durch seine Geistesgegenwart am Abende des verhängnißvollen Tags denselben vor drohender Gefangenschaft. Auf dem Rückzuge wurde er mit Gneisenau vorausgeschickt, um den Marsch und die Verpflegung des Heeres zu sichern, was Beide vor der Capitulation von Prenzlau rettete und sie mit dem Könige nach Preußen führte. Für den weitern Feldzug war K. dem russ. Hauptquartiere attachirt, wo er die Disposition für die Schlacht von Pultusk (26. Dec. 1806) entwarf. Im Mai 1807 wurde er zum Oberstlieutenant befördert, nahm jedoch nach dem Frieden von Tilsit seinen Abschied und lebte auf seinem Gute Carwe zurückgezogen, bis der Krieg von 1809 zwischen Östreich und Frankreich ausbrach. Diesen mitzumachen eilte er nach Böhmen, aber von einem Freunde aus Unvorsichtigkeit in den Arm geschossen, mußte er sein Vorhaben aufgeben. Nach seiner Genesung verweilte er, mit geheimen Aufträgen des Königs betraut, im kaiserl. Hauptquartiere und kehrte, als die Schlacht von Wagram ihre Entscheidung gebracht, in seine Heimat zurück, wo er die Freude hatte, bei der Reorganisation des vaterländischen Heerwesens durch Scharnhorst viele seiner früher ausgesprochenen Ideen verwirklicht zu sehen. Diese sind also die eigentliche Grundlage der preuß. Wehrverfassung geworden. Von großer Wichtigkeit wurde die Mission K.'s nach Rußland von 1811—12. Der äußere Zweck derselben war ein letzter Versuch zur Vermittelung zwischen den beiden großen Gegnern, der geheime ging aber dahin, den Kaiser von Rußland zum äußersten Widerstande zu bewegen. Der Kriegsplan, welchen die Russen mit soviel Beharrlichkeit verfolgten, sich auf keine Entscheidungsschlacht einzulassen, sondern das franz. Heer in das Innere zu locken, um es dann unter Mitwirkung des Klimas zu vernichten, ist von K. dem Kaiser vorgelegt worden. Im Feldzuge von 1813 wurde K. Generallieutenant und erster Generaladjutant des Königs. Das Abbrechen der Schlacht von Bautzen, solange es noch möglich war, und der geordnete Rückzug ist sein Verdienst. Während des Waffenstillstands, der K.'s Werk gewesen, war er mit den Unterhandlungen in Wien betraut, wo ihm Kaiser Franz persönlich das Versprechen des Beitritts zum Bunde gab. Der Operationsplan für die Fortsetzung des Feldzugs von 1813 und den von 1814 sind von K. entworfen. Seine Laufbahn nach dem Frieden als Generaladjutant im unbedingten Vertrauen seines Monarchen wird äußerlich durch wenig hervortretende Momente bezeichnet. Seit 1822 war er zugleich Chef des reitenden Feldjägercorps, seit 1825 General der Infanterie. Im J. 1831 wurde er commandirender General der gegen Polen aufgestellten Observationsarmee. Bei seiner Entlassung mit der Charge eines Generalfeldmarschalls beschenkt, starb er 12. Jan. 1848. Sein reicher urkundlicher Nachlaß befindet sich in den Archiven der Ministerien des königl. Hauses und des Äußern; der Generalstab ist mit einer Sichtung desselben beschäftigt, und durch ihre Veröffentlichung dürfte einer der interessantesten Beiträge zur Geschichte unsers Jahrhunderts zu erwarten sein. K. hat sich auch als Dichter versucht. Ein Lied von ihm: „Lob des Kriegs" (1805), entzündete seiner Zeit eine wahrhafte Begeisterung im Publicum. Viele Gedichte K.'s sind als poetischer Anhang den Bruchstücken aus seinen hinterlassenen Papieren beigefügt, welche als Manuscript für seine Familie und Freunde gedruckt sind.

Kniaziewicz (Karl), berühmter poln. General, geb. 1762, aus einer adeligen lithauischen

Familie, erhielt seine Erziehung im Cadettencorps zu Warschau und trat 1778 in die poln. Artillerie. Doch erst im Kriege mit Rußland 1792 fand er Gelegenheit, seinen militärischen Geist zu entfalten. In der Schlacht an der Dubienka erwarb er sich den Grad eines Majors; doch verlor er diesen wieder, nachdem der König Stanislaus Poniatowski der Kaiserin Katharina sich unterworfen. Als zwei Jahre darauf Madalinski von neuem die Fahne der Unabhängigkeit erhob, war K. einer der Ersten, welche sich um sie scharten. Er wurde Oberst, zwei Monate später General und hatte als solcher einen glänzenden Antheil an der Vertheidigung Warschaus. In der Schlacht von Maciejowice befehligte K. den linken Flügel, der den Kampf am längsten fortsetzte. Gefangen genommen, mußte er bis zur Thronbesteigung des Kaisers Paul in der Gefangenschaft schmachten. In Folge des Aufrufs des Generals Dombrowski zur Bildung einer poln. Legion in Italien entzog er sich der russ. und östr. Aufsicht und begab sich heimlich zu Bonaparte nach Campo-Formio, der ihm sogleich einen Befehl in der neuen poln. Legion anvertraute, mit der er dem Feldzuge gegen den Kirchenstaat beiwohnte. An der Spitze eines aus der poln. und der röm. Legion, einer franz. Halbbrigade und einem Reiterregimente gebildeten Corps nahm er sodann einen glorreichen Antheil an dem Kriege gegen Neapel. In Anerkenntniß dieser Thaten sendete ihn der General Championnet mit 60 dem Feinde abgenommenen Fahnen nach Paris. Von Paris begab er sich an den Rhein, wo er eine neue poln. Legion bildete, die er mit Ruhm in den Schlachten von Frankfurt und Hohenlinden befehligte. Als Bonaparte in Folge des Friedens von Luneville die poln. Legionen aufgab, nahm K. seinen Abschied und zog sich auf seine Güter zurück. Bald nachher verheirathete er sich mit der Gräfin Morszlyn, verwitweten Stecka, und verlebte nun einige Jahre glücklich im Schoose seiner Familie. Im J. 1806 vom Kaiser Alexander aufgefodert zur Bildung eines poln. Heeres, um damit Frankreich zu bekämpfen, gab er, diesen Vorschlag durchschauend, eine ablehnende Antwort und zog sich dadurch eine strenge Überwachung von Seiten der russ. Polizei zu, sodaß er an den Ereignissen von 1807 und 1809 keinen Theil nehmen konnte. Als aber 1812 die große franz. Armee den Niemen überschritten hatte, trat er in deren Reihen und wurde im Generalstabe des Königs von Westfalen angestellt. Später erhielt er den Befehl über die achtzehnte Division des fünften, aus Polen bestehenden Corps, mit dem er sich bei Smolensk und an der Moskwa auszeichnete und 26. Nov. den Oberbefehl über das poln. Heer. Doch schwer verwundet, zog er sich nach Östreich, als damals noch befreundetes Land, zurück, wo man ihn, nachdem Östreich mit Rußland und Preußen sich verbündet, ohne weiteres für kriegsgefangen erklärte. Nach dem Pariser Frieden nahm er in Folge der Auffoderung des Kaisers Alexander Theil an dem Kriegscomité, das unter dem Vorsitz des Großfürsten Konstantin sich mit der Bildung eines neuen poln. Heeres beschäftigen sollte. K. verlangte vor allem die durch einen Vertrag anerkannte politische Existenz Polens; da sich aber der Wiener Congreß über dieses Land noch nicht ausgesprochen hatte, so nahm er seine Entlassung, der er noch eine energische Protestation beifügte. Noch im nämlichen Jahre begab er sich nach Dresden, wo er unter den daselbst häufig verweilenden Polen einer Popularität genoß, welche die russ. Regierung beunruhigte, sodaß sie nach dem Ausbruche der russ.-poln. Verschwörung 1826 seine Auslieferung verlangte, die zwar standhaft verweigert wurde, indeß doch die Nothwendigkeit mit sich führte, K. acht Monate lang auf die Festung Königstein in Verwahrung zu bringen. Ein fast siebzigjähriger Greis, konnte er der Revolution 1830 mit den Waffen nicht mehr dienen; dafür übernahm er eine Sendung nach Paris, wo er aber in seinen Hoffnungen für Polen sich arg getäuscht sah. Seitdem lebte er in Paris, wo er im Mai 1842 starb.

Kniaznin (Franciszek Dyonizy), poln. Dichter, geb. 4. Oct. 1750 in der Wojewodschaft Witebsk, trat noch sehr jung in Witebsk in den Jesuitenorden, wurde Lehrer in dem Jesuitencollegium zu Warschau und nach Auflösung des Ordens Secretär des Fürsten Adam Czartoryiski, der ihm ein sorgenfreies und heiteres Leben bereitete. Aber das hereinbrechende Unglück des Vaterlandes und eine unbesonnene Liebe K.'s zur ältesten Tochter seines Gönners hatten zur Folge, daß K. 1796 in Wahnsinn verfiel. Theilnahmlos gegen Alles, was ihn umgab, lebte er mehre Jahre zu Konskawola, einer Besitzung des Fürsten Czartoryiski unweit Pulawy, und starb daselbst 25. Aug. 1807. K. ist in seinen lyrischen Gedichten zart, gefällig und voll Phantasie, doch verfällt er in Schwulst und Künstelei, wenn er zu Oden sich erhebt. Unter seinen Gedichten (gesammelt, 6 Bde., Warsch. 1828; neue Aufl., Lpz. 1835) befindet sich auch ein größeres „Balon" in zehn Gesängen, in welchem K. die Abendbelustigungen des Fürsten Czartoryiski beschreibt, und eine Übersetzung Ossian's.

Knicanin (Stephan Petrowitsch), serbischer General, geb. 1809 zu Knic im kragusewatzer

Kreise in Serbien, war anfangs Kaufmann und genoß unter seinen Mitbürgern und Landsleuten einer ungemeinen Popularität. Wol in der Absicht, ihn unschädlich zu machen, ward er bald in die nächste Umgebung des Fürsten Milosch gezogen, der ihn 1835 zum Brigadecapitän zu Jaseniţa und 1839 zum Kreischef in Semendria ernannte. Er betheiligte sich an der Nationalerhebung gegen Milosch Obrenowitsch, wurde unter Fürst Michael 1840—42 des Landes verwiesen und lebte in Widdin. Unter Fürst Alexander zurückgerufen, wirkte er als Mitglied des Senats eifrig im Interesse seines Volkes. Bei Ausbruch des Kampfes der östr. Serben mit den Ungarn zog K., nachdem er seine Stelle als Senator niedergelegt, mit Genehmigung des Fürsten an der Spitze einer Freischar den östr. Serben zu Hülfe, erhielt den Rang eines Nationalobersten und vereinigte sich im Banat in dem Lager von Bratzschevgaj mit Bobalitsch, von wo aus die Serben im Aug. 1848 heftige Angriffe auf Weißkirchen unternahmen, die aber wegen Mangel an Reiterei erfolglos blieben. Zwar deckte hierauf K. Pancowa und Titel, als die Ungarn gegen Perlasz und Tomaschvatz vorrückten, allein mehre unglückliche Gefechte gegen Kiß nöthigten ihn zum Rückzuge über die Theiß. Doch behauptete er sich von da an auf dem titeler Plateau im Lager von Tomaschvatz gegen die feindlichen Angriffe, namentlich 23. Nov. 1848. Auf Befehl seiner Regierung kehrte K. im Febr. 1849 mit seinen Serben in die Heimat zurück, wo er seitdem mit dem Range eines Generals als Senator lebt.

Knidos oder **Gnidos**, eine Stadt auf dem Vorgebirge Triopion in der kleinasiat. Landschaft Karien, von den Lacedämoniern colonisirt, gehörte zu den Sechsstädten des Dorischen Bundes und war im Alterthume berühmt durch mehre Tempel der Aphrodite oder Venus, die deshalb auch die Knidische (Cnidia) oder die Knidische Göttin genannt wurde. Unter diesen Tempeln zeichnete sich vor allen einer aus, in welchem die von Praxiteles (s. d.) aus Marmor herrlich gearbeitete Bildsäule der Göttin aufgestellt war, die später nach Konstantinopel gebracht wurde, wo sie bei einer Feuersbrunst 1461 ihren Untergang fand. In der Nähe von K. erlitten die Spartaner unter Pisander 394 v. Chr. von der mit den Persern verbündeten athen. Flotte unter Konon eine gänzliche Niederlage.

Knie (genu) nennt man das die Verbindung zwischen Ober- und Unterschenkel vermittelnde Gelenk, welches von dem untern Ende des Oberschenkelknochens, dem obern des Schienbeins, der Kniescheibe (patella), den halbmondförmigen Knorpeln (cartilagines semilunares), dem Kapselbande und verschiedenen andern Bändern und Muskelsehnen gebildet wird. Die **Kniescheibe** ist ein plattrundlicher, aus sehr schwammiger poröser Knochenmasse bestehender, herzförmiger Knochen mit abwärts gerichteter Spitze und bedeckt das **Kniegelenk** nach vorn so, daß sie hier als auf jedem der beiden genannten Knochen zum Theil aufliegend eine Erhabenheit, die **Kniespitze**, bildet, welche nur von einer sehr dünnen Schicht Haut überzogen ist. Die beiden halbmondförmigen Knorpel liegen auf der äußern und innern Seite des obern Endes des Schienbeins, welches schon an und für sich concav, durch dieselben noch höhere Ränder und eine tiefere Mitte bekommt, welche den Gelenktheil des Oberschenkelknochens aufnimmt. An Bändern besitzt das Kniegelenk großen Reichthum und dadurch eine solche Festigkeit, daß es einerseits fast nur gebeugt und gestreckt werden kann, andererseits sehr selten Verrenkungen erleidet, obgleich es fast nur aus zwei mit verhältnißmäßig kleiner Fläche aufeinander gestellten langen Knochen bestehend, eine größere Last zu tragen hat als irgend ein anderes ebenso anscheinend loses Gelenk. Durch die Sehnen, welche hinten an der innern und äußern Seite des Knies vom Oberschenkel zum Unterschenkel gehen, entsteht die **Kniekehle** (poples, fossa poplitea), eine Vertiefung, welche sich bei der Beugung des Beins sehr bemerklich macht, bei der Streckung aber wegen der sich darüber anspannenden Haut als ausgefüllt erscheint. Von den Krankheiten, welche am meisten am Knie beobachtet werden, erwähnen wir besonders den sogenannten **Knieschwamm** oder die weiße **Kniegeschwulst** (tumor albus genu), eine Krankheit, welche in Entzündung und Zerstörung der verschiedenen Bestandtheile des Knies besteht und vorzugsweise bei sogenannten skrophulösen Menschen auftritt. Verrenkungen kommen selten vor, nicht so selten der Bruch oder, wegen der schwammigen Consistenz, die Zerreißung der Kniescheibe, welche durch äußere mechanische Schädlichkeiten oder durch heftige Muskelzusammenziehung herbeigeführt wird, das Gehen unmöglich macht und nur selten wieder vollkommen geheilt wird.

Knieholz, s. **Kiefer**.

Knigge (Adolf Franz Friedr. Ludw., Freiherr von), geb. 16. Oct. 1752 zu Bredenbeck, einem Gute seines Vaters, nicht weit von Hannover, genoß daselbst eine sorgfältige Erziehung und machte dann einige Reisen mit seinem Vater, auf welchen dieser den Überrest seines Vermögens verzehrte, sodaß er bei seinem Tode 1766 dem unmündigen Sohne tiefverschuldete

Lehnsgüter hinterließ. Durch Privatunterricht vorbereitet, bezog K. 1769 die Universität zu Göttingen und wurde nach beendigten Studien 1772 Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domänenkammer in Kassel. Doch ökonomische Verhältnisse nöthigten ihn, Kassel zu verlassen und auf seine Güter zu gehen. Im J. 1777 trat er als Kammerherr in die Dienste des weimar. Hofs und privatisirte dann mit seiner Familie abwechselnd zu Hanau, Frankfurt am Main und Heidelberg, bis er 1790 Oberhauptmann und Scholarch in Bremen wurde, wo er 6. Mai 1796 sein ziemlich unruhiges Leben beschloß. Namentlich verwickelte ihn seine Verbindung mit den Illuminaten, deren Orden er 1780 beitrat und für welchen er mit großer Thätigkeit wirkte, in unangenehme Verhältnisse, unter Anderm mit Zimmermann, gegen welchen er jedoch den Proceß gewann. Unter dem Namen **Philo** gab er nach Aufhebung des Illuminatenordens eine merkwürdige Erklärung über denselben heraus; wie er denn auch in der „Geschichte der Aufklärung von Abyssinien", in „Wurmbrand's politischem Glaubensbekenntnisse" und den „Papieren des Etatsraths von Schafkopf" seinem Unwillen Luft machte. Einen Antheil an Kotzebue's „Bahrdt mit der eisernen Stirn" hat er völlig von sich abgelehnt. Unter seinen Schriften, welche der mannichfaltigsten Art sind, sicherte ihm namentlich sein Buch „Über den Umgang mit Menschen" (Hannov. 1788) ein dauerndes Andenken, obschon die Tendenz dieses Werks, das die Regeln für ein ruhiges, glückliches und nützliches Leben aufstellen will, an sich eine beschränkte genannt werden muß. K. kannte allerdings die Welt und war ein aufmerksamer, scharfer Beobachter; er hatte sich öfter an Höfen aufgehalten und selbst seine Verbindung mit den Illuminaten hatte ihm Gelegenheit gegeben, Leute aus allen Ständen kennen zu lernen. Die fünf ersten Auflagen des Werks, welche bis 1796 erschienen, enthalten Verbesserungen und Ergänzungen, welche K. selbst besorgte. Die drei folgenden waren nur Wiederabdruck der fünften Auflage. Die zehnte Auflage (3 Bde., Hannov. 1824) suchte Wilmsen, der noch einen vierten Band unter dem Titel „Weltton und Weltsitte" hinzufügte, mit den Foderungen einer spätern Zeit in Übereinstimmung zu setzen, während Gödeke die neueste zwölfte Originalausgabe in Einem Bande (Hannov. 1844) dem Bedürfnisse der Gegenwart anzupassen sich bemüht hat. Unter K.'s übrigen Schriften sind die Theaterstücke gänzlich vergessen; dagegen ist sein komischer Roman „Die Reise nach Braunschweig" in einer neuen mit Illustrationen von Osterwald versehenen Auflage (Hannov. 1839) wieder erschienen. Auch sein interessantes Buch „Der Roman meines Lebens" (4 Bde., Ffk. 1781; neue Aufl., 1803) verdient Beachtung. Eine Sammlung seiner Schriften erschien in zwölf Bänden (Hannov. 1804—6). Vgl. „Kurze Biographie des Freiherrn Adolf von K." (Hannov. 1825); Gödeke, „Ad. Freiherr von K., sein Leben und Blicke in seine Zeit" (Hannov. 1844).

Knight, im Angelsächsischen cnyht, das deutsche Knecht in der Bedeutung von Knappe (s. d.), heißt in England soviel als Ritter. Der Ritterstand macht hier keine Classe des Erbadels aus, wie überhaupt der niedere Adel, die Gentry, sich hier nie von den Freien der Nation gesondert hat. Der Ritterstand gründete sich theils auf den Besitz eines Landeigenthums von einem gewissen Ertrag oder eines eigentlichen Kriegslehns (knight's fee), theils auf persönliche, vom Könige ausgehende Ernennung. Ersteres zeigt sich noch in der Verfassung des Parlaments, indem die Grafschaftsdeputirten, als Vertreter der Ritterschaft oder kriegspflichtigen Gutsbesitzer, gewählt von den Freisassen (freeholders) der Grafschaften, Knights of the shire heißen. Noch unter der Königin Elisabeth mußten die Gutsbesitzer von 40 Pf. jährlichen Einkommens sich persönlich die Ritterwürde ertheilen lassen. Die unterste und älteste Stufe der persönlichen Ritterwürde ist die des Knight-bachelor (bas-chevalier), die noch gegenwärtig dadurch ertheilt wird, daß der König dem vor ihm Knieenden einen Schlag mit dem bloßen Degen auf die Schulter gibt. Sie ist, nachdem die mit dem Gutsbesitz verknüpfte Verpflichtung zum Militärdienst (knight's tenure) durch das Gesetz vom J. 1660 aufgehoben worden, zu einem wenig geachteten Titel herabgesunken, der nur durch die mitunter stattfindende Verleihung an bedeutende Gelehrte und Künstler einigermaßen in der öffentlichen Meinung gehoben wird. Eine bedeutendere Würde ist die des **Knight-Banneret**, Bannerherrn, welche eigentlich nur auf dem Schlachtfelde vom König ertheilt werden kann. Zu den Knights gehören auch Alle, die einen der vier engl. Orden besitzen.

Knight (Charles), engl. Verleger und Schriftsteller, ist um das J. 1800 zu Windsor geboren. Nachdem er in London einen Buchhandel gegründet, machte er sich als Herausgeber der von der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse unternommenen Publicationen verdient, namentlich des „Penny magazine" und der „Penny cyclopaedia", die als die Anfänge der populären Literatur zu betrachten sind, welche seitdem eine so große Verbreitung in

England gefunden hat. Als Schriftsteller beschäftigte er sich vorzugsweise mit Shakspeare, von dem er eine Biographie (Lond. 1843) schrieb, die zu dem Besten zählt, was man über das Leben des großen Dichters besitzt, und dessen Werke er mit sehr vollständigem Commentar herausgab. Seine „Studies of Shakspeare" (Lond. 1849) haben gleichfalls unleugbaren Werth. Außerdem hat er einen „Pictorial Shakspeare" herausgegeben, ferner eine „Pictorial bible", „Half-Hours with the best English authors" und mehre encyklopädische Werke, darunter die „National cyclopaedia" (12 Bde., Lond. 1847—51). In neuester Zeit betheiligte er sich mit warmem Eifer an der Errichtung von Volksbibliotheken in allen größern Städten Englands.

Kniphausen, eine freie Herrschaft im Großherzogthum Oldenburg von ⅘ QM. mit 3200 E., bildete früher nebst der edeln Herrschaft Varel ein gräflich aldenburgisches Fideicommiß und kam durch Vermählung der Erbtochter des letzten Grafen von Aldenburg gegen die Mitte des 18. Jahrh. an die engl. Linie des Hauses Bentinck (s. d.). In dem gleichnamigen Hauptorte der Herrschaft, mit einem Schlosse, ist der Sitz der Regierung.

Knipperdolling (Bernhard), Führer der münsterschen Wiedertäufer, war aus einem angesehenen bürgerlichen Geschlecht der Stadt Münster entsprossen. Aus seiner Vaterstadt verwiesen, zog er vielfach in der Fremde umher und knüpfte, namentlich in Schweden, mit der Sekte der Anabaptisten nähere Verbindungen an. Als Johann Matthys und Johann von Leyden (s. d.) 1533 nach Münster kamen, fanden Beide bei K. zuerst Aufnahme, und bald war er im Bunde mit den beiden Holländern der wichtigste Leiter der Wiedertäuferrevolution, welcher Münster erlag. K.'s Wahl zum Bürgermeister der Stadt (Febr. 1534) war der erste entscheidende Sieg der Sekte. In dieser Stellung übte K. durch Exaltation und Schrecken die furchtbare Gewalt, welche das neue „Königreich Zion" gründen half. Mit dem Amte der Rechtsvollstreckung betraut, bedrohte er Jeden mit dem Tode, der sich der Herrschaft des Anabaptismus widersetzte. Von vier Trabanten begleitet, das bloße Schwert in der Hand, zog er zum Schrecken der Bewohner durch die Straßen. Als Johann von Leyden König ward, erhielt K. die Würde eines Statthalters und machte als solcher den wilden Verlauf des münsterschen Schneiderkönigthums mit durch. Nach Eroberung der Stadt theilte K. das Schicksal Johann's von Leyden. Mit Letzterm gefangen genommen, ward er zugleich 23. Jan. 1536 hingerichtet und in einem eisernen Käfig aufgehängt, nachdem er während des Processes mehr Verstocktheit und Unbeugsamkeit gezeigt als J. von Leyden selbst.

Knittelverse nennt man holperige Verse von schwankender, willkürlicher Messung, gewöhnlich paarweise durch oft rohe, unreine Reime gebunden. Sie sind in dieser letztern Art aus den kurzen Reimpaaren entstanden, als diese, das Metrum der epischen Kunstpoesie des deutschen Mittelalters, im 14. und 15. Jahrh. durch Vernachlässigung der Reimeinheit und nachlässige Behandlung des Wechsels der Hebungen und Senkungen verwilderten, und erhielten diesen schon im 16. Jahrh. vorkommenden Namen im Gegensatze gegen strenggemessene, sorgfältig gearbeitete Verse, wol von der Vergleichung entweder mit dem knorrigen harten Knüttel oder dem holperigen Knütteldamm. Mit Glück hat sie unter Andern für das niedrigkomische Gedicht Kortüm (s. d.) in seiner „Jobsiade" angewandt. Die Engländer nennen dergleichen Verse hobbling verses or rythmes, die Franzosen rimaille, vers du vieux temps oder von den Leoninischen Versen (s. d.) des mittelalterlichen Latein her vers léonins.

Knjaschnin (Jakow Borissowitsch), russ. Dichter, geb. 3. Oct. 1740 zu Pskow, erhielt erst im väterlichen Hause, hierauf zu Petersburg seine Bildung und machte, in der franz., deutschen und ital. Literatur bewandert, schon in der Schule Verse. Nach beendigten Studien diente er zuerst im Ministerium des Auswärtigen und auf dem Contor des Bauwesens. Dann ging er in den Militärdienst über und wurde Capitän und Generaladjutant. Zu dieser Zeit schrieb er sein Trauerspiel „Dido", welches die Aufmerksamkeit der Kaiserin Katharina auf sich zog. Als er in Privatangelegenheiten eine Reise nach Moskau unternahm, wurde er mit Sumarokow bekannt, der sein Lehrer und Freund wurde und dessen Tochter er in der Folge heirathete. K. verließ den Dienst, um sich ausschließlich mit Literatur zu beschäftigen, schlug aber bald wieder die öffentliche Laufbahn ein, ohne dabei die Dichtkunst zu vernachlässigen. Das Trauerspiel „Rosslaw" wurde von ihm unter Amtsgeschäften und Dienstzerstreuungen verfaßt. Im J. 1783 wählte ihn die petersburger Akademie zu ihrem Mitgliede, und er nahm an der Abfassung des von dieser herausgegebenen Wörterbuchs Theil. Auf Begehren der Kaiserin übersetzte er in drei Wochen Metastasio's Trauerspiel „La clemenza di Tito." Bald erhielt er noch ein neues Amt, welches ihn verpflichtete, in den obern Classen des Cadettencorps russ. Literatur vorzutragen. Um diese Zeit schrieb er die Trauerspiele „Sophonisbe" und „Wladissan" und die

Lustspiele „Der Prahler" und „Die Sonderlinge". K. starb 14. Jan. 1791. Außer einer Anzahl von Trauerspielen, mehren Opern und einem Melodrama dichtete er auch mehre Oden, Fabeln, Lieder und andere kleine Gedichte. Eine vollständige Sammlung von K.'s Werken (5 Bde.) erschien 1822 zu Petersburg.

Knobelsdorf (Hans Georg Wenceslaus, Freiherr v.), ein ausgezeichneter Architekt, geb. 1697, war bereits Hauptmann in preuß. Diensten, als er 1730 seinen Abschied nahm, um sich der Malerei und Baukunst zu widmen. Nachdem er Italien und Frankreich besucht, begab er sich nach Reinsberg zum damaligen Kronprinzen Friedrich, der ihn später zum Oberaufseher aller königl. Gebäude und zum Geh. Finanzrath machte. Er starb zu Berlin 1753. Unter so manchen von ihm aufgeführten Gebäuden ist besonders das Schloß Sanssouci ein Denkmal seines Ruhms; auch baute er das Opernhaus in Berlin und den neuen Flügel des Schlosses zu Charlottenburg, sowie den des Schlosses in Dessau. Den Thiergarten zu Berlin legte er an, gleich nachdem Friedrich II. die Regierung angetreten. Er gehört zu denjenigen ausgezeichneten Architekten des vorigen Jahrhunderts, welche sich am frühesten von der Willkür des sogenannten Rococostils emancipirten und zu einer reinern Reproduction des antiken Stils einlenkten. Beim Entwurfe von Sanssouci hatte er keine freie Hand, indem Friedrich II. selbst in eigenhändiger Zeichnung die Hauptumrisse des Baus angegeben hatte. Nicht zu übersehen sind auch seine Bildnisse und Landschaften. — Derselben Familie gehören an: **Alex. Friedrich, Freiherr von K.**, geb. 1723 bei Krossen. Derselbe bildete sich als Militär im Schlesischen Kriege, befehligte als General in den Feldzügen gegen Frankreich von 1793 und 1794, ward sodann preuß. Feldmarschall und Gouverneur von Küstrin und starb 1799 zu Stendal. — **Friedrich Wilhelm von K.**, geb. 1752 zu Berlin, wurde vom preuß. Hofe in diplomatischen Angelegenheiten nach Konstantinopel, seit 1804 nach Paris geschickt, erhielt 1805 den Grad eines Generals, ward aber auch in den Ereignissen der folgenden Jahre nur zu diplomatischen Unterhandlungen verwendet. Im J. 1813 war er Commissar bei dem Könige von Sachsen zu Friedrichsfelde. Er nahm sodann seinen Abschied und starb zu Berlin 1820.

Knoblauch, der gewöhnliche Name eines zur Gattung Lauch (Allium) gehörigen Zwiebelgewächses, dessen systematischer Name **Gartenlauch** (A. sativum) ist. Er wächst im Orient und Südeuropa, wird aber überall als Küchengewächs angebaut. Der obere Theil des Stengels ist vor dem Aufblühen ringförmig zusammengerollt. Die Dolde trägt wenige weißliche Blüten und viele kleine Brutzwiebelchen und von den Staubfäden sind drei abwechselnd stehende dreizähnig. Die aus mehren eiförmig-länglichen Zwiebelchen bestehende Zwiebel besitzt einen unangenehmen, durchdringenden, scharfen Geruch und einen scharf-aromatischen, beißenden Geschmack. Sie wird häufig als Zuthat und Würze an Speisen verwendet, welche Vielen angenehm, vielen Andern aber sehr widrig ist. Der frische Saft wird in der Heilkunde angewendet. Der Knoblauch wirkt reizend, magenstärkend, verdauungsbefördernd, aber auch blähend, ferner wurmwidrig, harn- und schweißtreibend; auch dient er äußerlich aufgelegt als rothmachendes und als zeitigendes Mittel. Branntwein mit Knoblauch aufgesetzt wird als Volksmittel gegen Diarrhöe angewendet. Die **Rockenbolle** oder **Rocambole**, welche Manche für eine besondere Art (A. Ophicoscorodon), Andere nur für eine Abart des gewöhnlichen Knoblauchs ansehen, und die allein durch die kürzern, dickern, rundlich-eirunden Zwiebelchen der Zwiebel unterschieden ist, wird ganz auf gleiche Weise benutzt.

Knochen (ossa) heißen die festesten Theile des menschlichen Körpers, welche als Gerüst für die weichen Theile desselben, als Befestigungspunkte der meisten Muskeln und als passive Bewegungsorgane dienen und zum Theil auch zartere innere Gebilde schützend umgeben. Ihrer chemischen Zusammensetzung nach bestehen sie aus einer organischen, weichen, knorpeligen und einer anorganischen erdigen Substanz, welche beide innig gemischt sich zu einem festen faserigzelligen Gewebe zusammenfügen, das in der äußern oder Rindensubstanz äußerst dicht, in der innern oder Marksubstanz lockerer und schwammartig ist. Die Ernährung der Knochen geschieht durch Blutgefäße, welche die **Knochen-** oder **Beinhaut** (periosteum), ein sehr dünner feiner Überzug, enthält und die sich aus dieser durch kleinere oder größere Öffnungen (foramina nutritia) der Rindensubstanz in das Innere der Knochen fortsetzen und hier das **Knochenmark** (medulla ossium) absondern. Die beim Kinde noch weichen Knochen gewinnen nach und nach an Festigkeit und Härte, werden aber im höhern Alter wieder ihrer Sprödigkeit wegen leichter zerbrechlich. Ihrer Gestalt nach theilt man die Knochen in lange oder Röhrenknochen (ossa longa oder cylindrica), wie die meisten Knochen der Extremitäten; in platte oder breite Kno-

chen (ossa plana), welche meist aus zwei Lagen fester Substanz (massa vitrea), zwischen denen eine der Dicke des Knochens nach verschieden starke Schicht lockerer Masse (diploë) sich findet, bestehen, wie die Schulterblätter, die meisten Kopf-, Gesichts- und Beckenknochen; und dicke, kurze oder gemischte Knochen (ossa brevia oder multiformia), welche von sehr verschiedner, meist unregelmäßiger Gestalt sind, wie die Wirbel, die Hand- und Fußwurzelknochen. Verbunden sind die Knochen untereinander durch die Gelenke (s. d.). Das Ganze der Knochen zusammengenommen nennt man **Knochensystem**, und es enthält dasselbe mit Einschluß der 32 Zähne 245 Knochen. Befreit man die Knochen eines ganzen Körpers von den sie umgebenden Weichtheilen, so entsteht das **Gerippe oder Skelet**, an welchem man, vorausgesetzt daß es einem regelmäßig gebauten Menschen angehörte, die größte Symmetrie wahrnimmt, und zwar so, daß alle Knochen, die nicht in der Mittellinie des Körpers liegen, paarig und auf beiden Seiten gleich gebildet sind. Die Wichtigkeit der Knochen für den Naturforscher hat man als so groß erkannt, daß man das ganze Thierreich nach ihrem Vorhandensein oder ihrer Abwesenheit in die zwei großen Classen der wirbellosen Thiere und der Wirbelthiere eintheilt, zwischen denen nur die Classe der Cephalopoden, mit Andeutungen von Knochen im Innern und äußerer härterer Umgebung zugleich versehen, mitten inne steht; zu den Wirbelthieren gehören die vier obersten Thierclassen. Namentlich bestimmen die Knochen die äußere Gestalt eines Körpers in einem solchen Grade, daß Jeder, der mit der Naturgeschichte nur oberflächlich bekannt ist, fast von jedem aufgestellten vollständigen Knochengerippe sagen kann, welcher Thierclasse es angehöre.— Der **Knochenkrankheiten** gibt es viele, welche entweder in einer gewaltsamen Trennung ihres Zusammenhangs oder in einer Veränderung ihres Gewebes bestehen. Erstere werden meist durch äußere mechanische Ursachen veranlaßt, wie Brüche, Wunden der Knochen u. s. w., und die getrennten Knochenstücke in einem übrigens gesunden Körper von der Natur selbst mittels neuerzeugter, aus den Bruchflächen ausschwitzender verknöchernder Knorpelmasse (callus) vereinigt, welche aber nie die regelmäßige Form des Knochens annimmt, weshalb die Heilung, um dem Knochen wenigstens seine frühere Brauchbarkeit wiederzugeben, der Kunsthülfe bedarf. Die Veränderungen des Knochengewebes entstehen meist durch tief eingewurzelte innere Allgemeinleiden des Körpers (durch Dyskrasien) von selbst oder in Folge äußerer Verletzungen, wenn ein solches Allgemeinleiden den Heilungsproceß der Natur verhindert; dahin gehören Knochenfraß (s. d.), Brand, Erweichung, Atrophie der Knochen u. s. w., welche sämmtlich einen sehr langsamen Verlauf haben und zum Theil unheilbar sind. Die Deformitäten der Knochen sind entweder angeboren oder Folgen der erwähnten Krankheiten, wenn diese blos theilweise geheilt werden konnten.

Knochenfraß oder **Beinfäule** (caries), eine der am häufigsten beobachteten Knochenkrankheiten, besteht in der Verjauchung eines Knochens, die auf Entzündung desselben oder der Knochenhaut folgt, wenn irgend eine Ursache die Zertheilung der Entzündung verhindert. Häufig ist diese Krankheit eine Folge von skrophulöser, rhachitischer, gichtischer, syphilitischer oder einer andern Dyskrasie und weicht dann nicht eher, als bis sich diese allgemeine Krankheit zur Besserung wendet. Ist sie blos Folge einer äußerlichen Verletzung, deren Heilung durch schlechte Behandlung, ungünstige Gemüthsbewegungen u. s. w. aufgehalten wird, so kann sie bei übrigens gesunder Körperconstitution leichter geheilt werden. Der Knochen bekommt dabei eine rauhe, unebene Oberfläche und sondert eine stinkende, misfarbige, ätzende Jauche ab. Diese zieht auch die umliegenden Weichtheile mit in den Bereich der Zerstörung und erzeugt dadurch nicht selten schleichendes Fieber, welches die Kräfte des Kranken aufreibt, sodaß oft nur noch die Amputation des kranken Knochens übrig bleibt, um das Leben zu erhalten. Bessert sich die Krankheit, so füllen sich die Geschwürshöhlen des Knochens mit frischem Fleische aus und die Wunde verheilt nach und nach. Da der Knochen in seiner ihm eigenthümlichen Form von der Natur nicht wieder ersetzt wird, so ist der Knochenfraß besonders in der Nähe von Gelenken sehr gefährlich und hinterläßt dann, selbst wenn er geheilt wird, oft eine Deformität, welche den Gebrauch des Gelenkes stört.

Knochenmehl nennt man die mehr oder weniger fein zerkleinerten Knochen der Thiere. Ihre Zerkleinerung zu Pulver oder in erbsengroße Stücke geschieht auf besonders dazu eingerichteten Mühlen, den Knochenmühlen. Das Knochenmehl dient zur Düngung namentlich solcher Culturpflanzen, welche vieler phosphorsauern Kalkerde bedürfen; auch auf Wiesen zeigt es große Wirksamkeit. Am kräftigsten wirkt das Knochenmehl, welches aus frischen Knochen bereitet ist, indem hier außer den Salzen noch Fett und Gallerte der Knochen eine düngende Wirkung äußern. Viele Vortheile gewährt das Knochenmehl der freien Wirthschaft zur Dün-

gung entlegener und schwierig zu befahrender Äcker, beim Ackerbau ohne Viehzucht und dadurch, daß es weniger Unkraut erzeugt. Zuerst wurde es 1802 von Kropp in Solingen als Dünger angewendet. Der Erfindung mangelte aber damals trotz ihrer glänzenden Resultate alle Theilnahme in Deutschland, während sich die Anwendung des Knochenmehls zur Düngung in England mehr und mehr verbreitete und zu diesem Zweck ganze Schiffsladungen von Knochen aus Deutschland nach England gingen. Erst in neuerer Zeit hat die Knochenausfuhr aus Deutschland nachgelassen, indem man auch hier die großen Vortheile der Knochendüngung mehr und mehr einsieht, weshalb auch das Knochenmehl jetzt, wo man überhaupt die künstlichen Dünger mehr würdigt als früher, zum bedeutenden Handelsartikel geworden ist.

Knoppern, s. Gallen und Galläpfel.

Knorpel (cartilagines) nennt man die festen, elastischen Körper im thierischen Organismus, welche härter als die Sehnen und die Muskelsubstanz, aber weicher als die Knochen sind und dazu dienen, das Gerüst des Körpers (wie des Ohres, der Nase, Augenlider, Luftröhre, des Kehlkopfs und Brustkastens) zu vervollständigen, in den Gelenken das harte Zusammentreffen der Knochen zu verhindern und den sich an manchen Stellen hin und her schiebenden Sehnen über dem Knochen eine weichere Unterlage zu geben. Ihre chemische Zusammensetzung ist der der Knochen ziemlich ähnlich, ihr Gewebe ist leimhaltig und theils faserig, theils zellig. Überzogen mit der dünnen feinen **Knorpelhaut** (perichondrium), bekommen sie wenig oder gar kein Blut zugeführt und besitzen überhaupt nicht soviel Lebensthätigkeit als die Knochen, daher auch Knorpelkrankheiten aus innern Ursachen nur selten sind und die vollständige Wiedervereinigung getrennter und die Wiederersetzung geschwundener Knorpel gar nicht vorkommt.

Knorpelfische machen die zweite große Abtheilung der Fische aus im Gegensatze zu den Gräten- oder Knochenfischen. Ihr Skelet, in welchem der Kalk nur in eingestreuten Körnern vorkommt, aber keine fortlaufende Knochenfaser bildet, ist knorpelig, die Rippen fehlen gänzlich oder zum Theil, die Kiemen sind meist ohne Kiemendeckel, das Maul entweder ein Querspalt unterhalb des Schnauzenendes oder ein runder Saugmund und der Körper nie mit wahren Schuppen überzogen. Die Zahl der Knorpelfische ist geringer als die der Grätenfische. Zu ihnen gehören sowol die größten und am vollkommensten organisirten, wie die Haie, als auch die unvollkommensten, welche durch die wurmförmigen Rundmäuler repräsentirt werden und unter denen die Lamprete und Bricke für den Handel wichtig sind. Unter den vollkommenern ist vorzüglich der Stör für den Menschen nutzbar, und mehre andere werden wegen des Thrans, den sie liefern, geschätzt.

Knorpelthiere werden zuweilen die Amphibien (s. d.) oder Lurche genannt.

Knoten nennt man in der Geometrie bei krummen Linien denjenigen Punkt, in welchem sich zwei zusammenhängende Theile der Curve schneiden, sodaß dadurch eine blattähnliche Figur entsteht. In der Astronomie bezeichnet man damit den Durchschnittspunkt zweier größern Kreise der scheinbaren Himmelskugel. Im engern Sinne braucht man dieses Wort von dem Durchschnittspunkte zwischen der Ekliptik und einer Planeten- oder Kometenbahn und versteht unter einer **Knotenlinie** diejenige gerade Linie, in welcher die Ebene der Ekliptik von der Ebene einer Planeten- oder auch einer Kometenbahn geschnitten wird. So ist z. B. die Knotenlinie der Mondbahn diejenige gerade Linie, in welcher die Ekliptik von der Ebene der Mondbahn geschnitten wird, und der Punkt derselben, in welchem der Planet (der Mond) über die Ekliptik sich gegen Norden erhebt, heißt der aufsteigende, der andere entgegengesetzte aber der ab- oder niedersteigende Knoten. Da die Planeten und Monde bei ihrem je nächsten Umlauf die Ekliptik stets in einem westlicher gelegenen Punkte durchschneiden, als der vorige Durchschnittspunkt war, so sind die Knoten der Planetenbahnen keineswegs fest, sondern rücken langsam von Osten nach Westen und vollenden ihren Lauf in Beziehung auf die Nachtgleichen meist in sehr langen Perioden, beim Monde aber schon in etwa 19 J. oder genauer in 6798 Tagen. Die Zeit, welche der Mond braucht, um wieder zu demselben Knoten zurückzukehren, nennt man den Drachenmonat; er ist kürzer als der gewöhnliche (synodische) Monat, weil die Knoten gleichsam dem Monde entgegenrücken. Bei der Berechnung der Planeten- und Kometenbahnen ist die Länge des aufsteigenden Knotens, d. i. der Abstand desselben vom Frühlingspunkte, eins der wichtigsten Elemente, ohne dessen genaue Kenntniß man den Ort des Weltkörpers mit Sicherheit voraus zu berechnen nicht im Stande ist. — In der poetischen Erzählung, namentlich aber im Drama nennt man den äußersten Punkt der Verwickelung in der Handlung, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, den **Knoten**, dessen Schürzung wie dessen Lösung nicht gewaltsam

(s. **Deus ex machina**), sondern nach dem natürlichen Verlauf der Handlung vor sich gehen muß. — Über den Gordischen Knoten s. **Gordium**; über die Bestimmung des Laufs eines Schiffs nach Knoten s. **Log**; über Schwingungsknoten s. **Klangfiguren**.

Knöterich (Polygŏnum) ist der Name einer Pflanzengattung, welche sich durch eine fünf- (selten drei- und vier-) spaltige Blütenhülle und die an den Gelenken des Stengels befindlichen häutigen Tuten oder Gelenkscheiden auszeichnet. Ihre Arten sind über alle Welttheile verbreitet. Manche von ihnen zeichnen sich durch einen mehr oder minder scharfen oder brennend-beißenden Geschmack aus, wie der in Gräben in Europa, Nordasien und Nordamerika wachsende scharfe Knöterich (P. Hydropiper), auch **Wasserpfeffer** genannt, der sonst unter dem Namen **Mercurius terrestris** bei den Ärzten in großem Ansehen stand. Andere dienen auch als Küchengewürz, wie der wohlriechende Knöterich (P. odoratum), der in Cochin-China allgemein als Küchengewürz angebaut wird. Bei uns werden in gleicher Absicht der ausgespreizte Knöterich (P. divaricatum) und einige ähnliche hier und da in Gärten gezogen. Als Zierpflanze ist der **orient. Knöterich** (P. orientale) mit seinen schön rothen, überhängenden Ähren bei uns in Gärten häufig. Die Blätter des **Wiesenknöterichs** (P. Bistorta), auch **Natter-** oder **Schlangenwurz** genannt, dessen fleischrothe Blütenähren von den Kindern Schäfchen genannt werden, benutzt man im jungen Zustande in mehren Gegenden als Gemüse, und die Wurzel ist eins der kräftigsten inländischen abstringirenden Heilmittel. Einige Arten geben eine Indigofarbe (**Färberknöterich**). Der Buchweizen (s. d.), der als Getreidepflanze besonders in sandigen Gegenden angebaut wird, gehört auch zu dieser Gattung.

Knowles (James Sheridan), der beliebteste und fruchtbarste unter den jetzigen Dramatikern Englands, wurde 1784 zu Cork geboren. Unter der Leitung seines Vaters, der an der Belfast Institution Lehrer der Beredtsamkeit war, bildete er seinen Geschmack durch das Lesen der besten engl. Dichter und Prosaisten, insbesondere Shakspeare's. Er betrat früh die Bühne mit Fleiß und Begeisterung, aber ohne entschiedenes Talent, und bald überwuchs der Dichter den Darsteller. Als Dichter machte er sich zuerst durch seine lyrischen Gesänge bemerkbar, namentlich durch das populäre „The Welsh harper", dann nach einigen Erstlingsstücken, die wenig bekannt wurden, durch sein Drama „The gipsy" (1813). Seitdem schrieb er fast nur für die Bühne; so die Trauerspiele „Virginius" (1820), „Cajus Gracchus" (1823), „William Tell" (1825), „Alfred the great" (1831), „The wrecker's daughter" (1837), „John of Procida" (1840), „The rose of Aragon" (1842); die Lustspiele „The beggar" (1830), „The hunchback" (1832), „The love chase" (1834), „Woman's wit or love's disguises" (1838), „Old maids" (1841), „The secretary" (1843); die Melodramen „The wife" (1833), „The daughter" (1834), „The maid of Mariendorpt" (1838) u. s. w. Frühere in Zeitschriften zerstreute Erzählungen und Skizzen hat er unter dem Titel „The elocutionist, a collection of pieces in prose and verses" (19. Aufl., Lond. 1853) gesammelt. Seine Sprache ist im Allgemeinen correct, sein Dialog leicht und fließend und seine Charakterzeichnung richtig. Als sein bestes dramatisches Erzeugniß gilt „The love chase", das von Blum, von Gerhard und von Susemihl ins Deutsche übertragen wurde. Im J. 1835 machte er eine Reise nach den Vereinigten Staaten, wo er dramatische Vorstellungen gab; seit 1845 entsagte er jedoch aus religiösen Bedenklichkeiten der Bühne. Im Romanfache, dem er sich jetzt zuwandte, war er weniger glücklich. Sein „George Lovell" (3 Bde., Lond. 1847) ist zwar nicht ohne Verdienst, dagegen ist „Fortescue" (3 Bde., Lond. 1848), den er hierauf folgen ließ, ein äußerst schwaches Product. In Anerkennung seiner Bemühungen zur Hebung des brit. Dramas setzte ihm die Regierung 1849 eine Pension von 200 Pf. St. aus. Im J. 1852 soll K. sich der Baptistengemeinde angeschlossen haben.

Knox (John), der Reformator Schottlands, geb. 1505 zu Gifford bei Haddington, war schon vor 1530 Lehrer der Theologie und scholastischen Philosophie an der Akademie St.-Andrews. Durch das Studium der Bibel erhob er sich zu freiern Ansichten, welche Richtung die Lehren George Wishart's und die Predigten des Mönchs Williams gegen das Papstthum in ihm noch mehr befestigten. Als sich die Kirchenreformation mit dem J. 1542 in Schottland ausbreitete, predigte er im Süden des Landes die neue Lehre und fand bei den Verfolgungen, die alsbald begannen, Schutz in dem Hause eines Lord Douglas. Doch mußte er 1547 Zuflucht bei den Verschworenen suchen, die nach der Ermordung Beaton's (s. d.) das Schloß St.-Andrews behaupteten. Hier veranstaltete er die erste öffentliche Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt; doch mit der Besatzung zugleich gerieth er in franz. Gefangenschaft und kam nach Frankreich auf die Galeeren. Nach seiner Befreiung 1549 wurde er Prediger in der engl.

Grafschaft Berwick und 1551 sogar Kaplan König Eduard's VI. Wiewol ihm in England die Abschaffung der Hostienverehrung und der Transsubstantiationslehre gelang, war er doch mit der Beibehaltung anderer papistischer Gebräuche so unzufrieden, daß er 1553 die ihm angebotenen Pfründen ausschlug. Bei der Thronbesteigung der kath. Maria (s. d.) floh er nach Genf. Hier befestigte sich seine Neigung für den Presbyterianismus. Zwar übernahm er im Nov. 1554 das Predigeramt bei den engl. Emigranten zu Frankfurt a. M., verließ aber diese der engl. Liturgie zugeneigte Gemeinde sehr bald wieder und kehrte 1555 nach Genf und von da nach Schottland zurück, wo er nun als Prediger die Provinzen durchzog und für die Ausbreitung der Reformation gewaltig wirkte. Die Geistlichkeit lud ihn zwar deshalb nach Edinburg vor, wagte ihn aber nicht zur Verantwortung zu ziehen, sondern ließ ihn in einem Privathause mehre Tage ungestört predigen. Über die geringen Fortschritte der Bewegung in seinem Vaterlande misvergnügt, übernahm er im Sommer 1556 das Predigtamt bei der engl. Gemeinde zu Genf. Nach seiner Abreise luden ihn die schott. Bischöfe von neuem vor und verdammten ihn zum Feuertode. Von Genf aus erließ er gegen dieses Urtheil eine Appellation an ein allgemeines Concil; überhaupt suchte er durch kräftige Lehrschreiben an die schott. Gemeinden und den Adel seine Abwesenheit auszugleichen. Die unter dem Namen der Congregation Christi zusammengetretene Partei der schott. Protestanten bewog ihn 1557 zu dem Entschlusse, wieder nach Schottland zurückzukehren. Allein von seinem Begleiter entmuthigt, kehrte er zu Dieppe wieder um und widmete sich fortan in Genf nur theologischen Studien. Mit einigen Freunden besorgte er damals in engl. Sprache die unter dem Namen der genfer Bibel bekannte Übersetzung der Heiligen Schrift. Von hier aus veröffentlichte er auch sein „Schreiben an die Königin-Regentin" zur Widerlegung der Vorurtheile gegen die Reformation, den „Zuruf an den Adel und die Reichsstände von Schottland" und endlich 1558 die gegen die Königin Maria von England gerichtete Streitschrift „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment", die ihm nicht nur die Feindschaft der schott. Regentin und ihrer Tochter, der Königin Maria Stuart, sondern nachher selbst der Königin Elisabeth von England zuzog. Dennoch kehrte er auf das Andringen seiner Partei nach Schottland zurück, in dem Augenblicke, als die Regentin die Vertreibung aller protest. Lehrer beschlossen hatte. Nunmehr geächtet, erklärte er, daß man Königen in ungerechten Dingen keinen Gehorsam zu leisten habe. Der Umstand, daß nach einer feurigen Predigt, die er im Mai 1559 zu Perth hielt, ein Priester sich sogleich zur Ablesung einer Messe anschickte, führte zu einem Volksaufstande, der sich bald über das Land verbreitete. Die Altäre und Bilder der Katholiken wurden zerstört, die Klöster der Erde gleichgemacht und die Schätze der alten Kirche an die Armen vertheilt. K., dem man diese Unordnung beimaß, eiferte selbst, aber vergebens, dagegen; an dem Bürgerkriege aber, den jetzt beide Parteien führten, nahm er den größten Antheil. Während die Regentin die Franzosen zu Hülfe rief, unterhandelte er um den Beistand Englands. Er durchzog predigend die Provinzen und belebte durch seine Beredtsamkeit den Muth der in den letzten Monaten von 1559 äußerst bedrängten Protestanten. Nach dem Frieden von 1560 hatte er die Genugthuung, die Reformation in Schottland befestigt und die Presbyterialkirche eingeführt zu sehen. Er übernahm nun zu Edinburg ein Predigtamt und übte durch seine energische und freimüthige Beredtsamkeit den größten Einfluß. Als Maria Stuart 1561 den schott. Boden betrat, suchte sie den gefürchteten Mann theils durch Schmeichelei, theils durch Drohung zu gewinnen; ihre Künste scheiterten aber an der sittlichen Strenge des Reformators. Wiewol er sich nicht so hart bewies, wie die Schutzredner der Königin und selbst Hume behaupten, so ließ er doch auf der Kanzel seinem Unwillen über ihren Papismus und leichtsinnigen Lebenswandel freien Lauf. Als die Einführung des kath. Gottesdienstes bei Hofe ihn zu einer Berufung des schott. Adels bewog, wurde er deshalb des Hochverraths angeklagt, aber von den Lords freigesprochen. Neue Verfolgungen von Seiten der Königin zogen ihm seine Äußerungen über die Heirath mit dem kath. Darnley zu. Als sie 1566 nach Edinburg kam, verließ er die Stadt und kehrte erst nach ihrer von K. mit großem Eifer betriebenen Absetzung zurück. Der Bürgerkrieg, den die Partei der unglücklichen Königin 1571 erhob, vertrieb ihn nochmals aus seinem Amte. Als er nach Herstellung der Ruhe 1572 in Edinburg anlangte, war er bereits kränklich. Nach einer Predigt, die er über die pariser Bluthochzeit hielt, welches Ereigniß ihn besonders bewegte, erkrankte er ernstlich und starb bald nachher 24. Nov. 1572. K. wirkte mehr durch Kraft des Verstandes und Charakters als durch umfassende Kenntnisse. Dabei war seine Überzeugung tief, seine Beredtsamkeit heiß und kühn, seine persönliche Erscheinung ehrfurchtgebietend. Mehr als Luther mußte er in die politischen Verhältnisse seines Landes planvoll eingreifen. Die Härte und Rauhigkeit

seines Wesens war eine Folge seiner Schicksale und trug nicht wenig zur Befestigung seiner reformatorischen Schöpfungen bei. Nach seinem Tode erschien seine „History of the reformation of religion within the realm of Scotland". Der vierten Ausgabe derselben (Edinb. 1732) sind seine übrigen Werke beigefügt. Vgl. M'Crie, „Life of John K." (neueste Aufl., 2 Bde., Edinb. 1839; deutsch im Auszuge von Planck, Gött. 1817).

Knut oder Kanut, der Große, als König von Dänemark der II., als König von England der I., ein Sohn des Königs Sueno oder Sven, dem er 1014 auf dem Thron von Dänemark, später nach des Königs Ethelred II. Tode auf dem von England folgte, vollbrachte die von seinem Vater begonnene Eroberung dieses Landes und fing seine Herrschaft damit an, daß er die ganze Ostküste seines neuen Reichs verwüstete und die seinem Vater als Geiseln übergebenen Engländer, nachdem er ihnen Nase und Hände hatte abhauen lassen, zu Sandwich ersäufen ließ. Dann holte er eine Verstärkung aus Dänemark und setzte seine Verwüstungen im mittäglichen England fort. Der tapfere Edmund Ironside, d. i. Eisenseite, der dritte Sohn Ethelred's, zog ihm mit einem Heere entgegen, und wiewol jedesmal durch die Treulosigkeit Edrich's, seines Schwagers, geschlagen, wußte derselbe dennoch sich gegen K. zu behaupten, sodaß die engl. und dän. Edeln, des langen Kampfes müde, eine Theilung Englands zwischen beiden Fürsten verlangten. Ein feierlicher Vertrag sicherte K. den Norden, Edmund den Süden Englands zu; aber einen Monat nach dem Vertrage ermordeten zwei von Edrich erkaufte Kämmerlinge Edmund. Ganz England fiel nun an K., der vor einer Reichsversammlung durch falsche Zeugen beschwören ließ, daß Edmund mit Übergehung seiner beiden noch unmündigen Kinder ihn zum Erben seiner Krone eingesetzt habe. Nachdem der Reichstag diese Abtretung bestätigt, sandte K. die beiden jungen Prinzen dem Könige von Schweden mit dem Auftrage, sie zu tödten; dieser aber schickte sie nach Ungarn, wo sie die großmüthigste Aufnahme fanden. So grausam und verbrecherisch K. seine Regierung begonnen hatte, so wurde er doch in der Folge menschlicher. Den Übergang zu einer mildern Regierung machte er dadurch, daß er die Engländer, welche ihren König verrathen hatten, bestrafte und den ehrlosen Edrich hinrichten ließ. Als er dann auf einer Reichsversammlung die Gesetze Alfred's d. Gr. wiederherstellte und Dänen und Engländern gleiche Rechte und gleichen Schutz der Person und des Eigenthums zusicherte, verwandelte sich der Abscheu, den seine Tyrannei erweckt hatte, in Hochachtung und Segenswünsche. Völlig befestigte er seine Macht durch seine Vermählung mit Emma, der Witwe Ethelred's. Zwei mal ging er nach dem festen Lande, das erste mal, um Schweden zu besiegen, das zweite mal, um Norwegen zu erobern. Nachdem er aber der mächtigste Fürst seiner Zeit geworden war, ergriff ihn das Gefühl der Nichtigkeit irdischer Majestät. Er erbaute Kirchen und Klöster und machte selbst eine Wallfahrt nach Rom, wo er große Freiheiten für die engl. Schulen erhielt. Seine letzte Unternehmung war gegen Malcolm, König von Schottland, gerichtet. Vier Jahre darauf starb er zu Shaftesbury, 1036. Sein Testament bestimmte seinem ältesten Sohne, Sven, Norwegen, dem zweiten, Harald, England, dem dritten, Hartha-Knut, Dänemark.

Knute, die bekannte russ. Peitsche, wird jetzt nur als entehrende Strafe bei gemeinen Verbrechern, wie Mördern, Kirchenräubern und Mordbrennern, angewandt, die für Sibirien bestimmt sind. Kein Soldat bekommt die Knute eher, als bis er aus dem militärischen Verbande ausgestoßen, und sie ist weniger blutig und gefährlich als infamirend, weshalb die Anzahl der Knutenhiebe auch meist auf eine sehr geringe Zahl (meist drei bis zehn Streiche) beschränkt wird. Zum Knutenmeister wird stets nur ein Verbrecher gewählt, der dieses ihn selbst entehrende Amt ewiger Kerkerschaft in den sibirischen Bergwerken vorzog und der selbst nur aus seinem Gefängniß momentan befreit wird, wenn er sein Amt an andern Verbrechern auszuüben hat.

Kobalt ist ein vorzugsweise in Sachsen, Böhmen, Hessen und Norwegen, aber selten gediegen, wie im Meteoreisen, sondern meist in Erzen, namentlich in Verbindung mit Arsenik als **Speiskobalt** und mit Schwefel als **Glanzkobalt** vorkommendes, in der Regel von Nickel und Eisen begleitetes Metall, welches aus diesen Erzen zuerst von Brand 1733 isolirt wurde. Der Umstand, daß man den Kobalterzen lange Zeit keine Benutzung abzugewinnen wußte, scheint zur Entstehung des Namens Kobalt Veranlassung gegeben zu haben. Die abergläubischen Bergleute des Mittelalters glaubten nämlich, ein Berggeist oder Kobold treibe sein Spiel mit ihnen, indem er sie die schweren und metallglänzenden und daher viel versprechenden und doch nicht benutzbaren Kobalterze auffinden ließ. Das reine Metall ist röthlich-weißgrau, sehr hart, spröde, sehr strengflüssig, magnetisch und von einem specifischen Gewichte = 8,5. Das Metall wird weder für sich noch zu Legirungen benutzt. Aber das Oxyd desselben, welches die Fähigkeit hat, mit Säuren je nach Umständen blaue oder rosenrothe Verbindungen zu geben, ist die

Basis der unter den Namen Smalte, Couleur, Eschel u. s. w. bekannten und in den sogenannten Blaufarbenwerken (s. d.) dargestellten schön blauen Farben. Diese Farben sind nichts als ein reines Glas, welches durch Kobaltoxydul blau gefärbt ist; die verschiedenen Sorten sind nur durch die Größe des Kobaltzusatzes und durch die Feinheit der Pulverisirung verschieden. Da alle Kobaldverbindungen, sobalt sie im oxydirten Zustande einem Glasflusse dargeboten werden, sich rasch mit diesem verbinden, so beruht die ganze Blaufarbenfabrikation darauf, daß man die Erze zur Entfernung von Arsenik und Schwefel röstet und zermahlt und dann mit Quarzsand und Pottasche in Glashäfen zusammenschmilzt. Die geschmolzene Masse wird nach dem Erkalten durch Pochen, Mahlen und Schlemmen in verschiedene Zustände der feinen Zertheilung gebracht. Das gröbere Pulver heißt Streublau; aus der trüben Flüssigkeit setzen sich nach und nach ab: Couleur, Eschel und Sumpfeschel. Die kobaltreichste Sorte, Smalte, heißt Königsblau. Das Kobaltultramarin, Leydener Blau (Bleu Thénard) ist eine wesentlich aus Thonerde und Kobaltoxydul bestehende schön blaue Farbe, die in der Wasser-, Öl- und Porzellanmalerei benutzt wird. Die Farbe kommt bei Tageslicht dem Ultramarin fast ganz gleich; bei künstlichem Lichte erscheint sie aber wie alle Kobaltfarben schmutzig-violett. Das Rinmann'sche Grün ist eine Verbindung von Kobaltoxydul mit Zinkoxyd.

Kobell (Ferd.), ein berühmter Landschaftsmaler, geb. zu Manheim 1740, wurde von seinem Vater, der kurpfälz. Rath war, für die diplomatische Laufbahn bestimmt. Während er jedoch in Heidelberg die Rechte studirte, weckte die herrliche Gegend in ihm das schlummernde Talent für die Landschaft, sodaß er nach Vollendung seiner Studien nur ungern die Stelle eines Hofkammersecretärs annahm. Der kunstliebende Kurfürst Karl Theodor entband ihn 1762 seiner Amtsgeschäfte und verlieh ihm zur Ausbildung seines Talents eine Pension, worauf K. in Manheim unter Verschaffelt sich gründlichen Kunststudien widmete, dann zum Hofmaler und Professor an der Akademie ernannt wurde. Nach langem Wirken verließ er 1793 Manheim und begab sich nach München, wo er 1799 als Galeriedirector starb. K. ist weniger durch seine Gemälde als durch seine zahllosen Radirungen bekannt, in welchen bei schlichter Auffassung der Natur die Technik der Darstellung um einen bedeutenden Schritt gefördert erscheint, besonders in Licht- und Schattenwirkung und im Helldunkel. Diese Blätter enthalten einen Reichthum an glücklichen landschaftlichen Motiven und stellen in ihrer Naturwahrheit die manierirten Werke der meisten Zeitgenossen in Schatten. Frauenholz in Nürnberg gab 1809 eine Sammlung Kobell'scher Stiche unter dem Titel „Oeuvres complets de F. K. etc." heraus. Eine Anzahl von 178 Blättern wurde nach K.'s noch vorhandenen Platten mit einer Einleitung von Fr. Kugler herausgegeben (Stuttg. 1842). Ein Verzeichniß der Arbeiten K.'s lieferte Steph. von Stengel (Nürnb. 1822). — **Kobell** (Franz), des Vorigen Bruder, geb. zu Manheim 1749. gest. als königl. Hofmaler zu München 1822, betrat anfangs ebenfalls eine für ihn wenig geeignete Berufsbahn, indem er von einem Vormunde nach Mainz geschickt ward, um die Handlung zu erlernen. Vier Jahre hielt er dabei aus, nebenbei schon sich der künstlerischen Betrachtung der Natur und ihrem Studium hingebend. Inzwischen hatte sich aber sein älterer Bruder der Malerei gewidmet, und der Gönner desselben, der Kurfürst Karl Theodor, sandte nun auch ihn 1776 mit einer Pension nach Italien, wo er bis 1785 verweilte und dann nach München zurückkehrte. K. hat wenig gemalt, dagegen über 20000 landschaftliche und architektonische Federzeichnungen geliefert, die von ebenso reicher Phantasie als besonderer Darstellungsgabe zeugen. — **Kobell** (Wilh. von), Ferd. K.'s Sohn, geb. 1766, lebte als Professor an der Akademie zu München und machte sich durch Schlachtgemälde und Pferdestücke von äußerst sorgfältiger Behandlung, sowie durch vortreffliche Aquatintablätter rühmlichst bekannt. — **Kobell** (Hendrik), ein Vetter Ferd. K.'s, berühmt als Marinemaler, geb. 1751 in Rotterdam, verrieth schon früh besonderes Talent für sein specielles Gebiet, wurde auch demgemäß unterrichtet, dann aber in Handelsgeschäften nach England geschickt, wo er nicht versäumte, sich in seinem Lieblingsfache fortzubilden. Nachdem er nach Holland zurückgekehrt, ließ er den Handel bei Seite, studirte mit raschem Erfolge seine Kunst in Amsterdam, ließ sich nach einer Reise durch Frankreich in Rotterdam nieder und starb daselbst 1782. — **Kobell** (Jan), Hendrik K.'s Sohn, geb. zu Utrecht 1782, gest. zu Amsterdam 14. Sept. 1814, wird mit Recht für den größten unter den neuern holländ. Thiermalern gehalten. Sein Vorbild war Paul Potter.

Kobell (Franz von), bekannt als Mineralog und volksthümlicher Dichter, der Sohn Franz Innocenz von K.'s (geb. 28. Dec. 1765, gest. 15. Juni 1838 als bair. Oberappellationsrath zu München) und Enkel Ferd. K.'s (s. d.), geb. 19. Juli 1803 in München, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung auf dem Gymnasium daselbst, studirte auf der Universität

Landshut und wurde bereits im Oct. 1823 als Adjunct bei dem Conservatorium der mineralogischen Sammlungen des Staats angestellt. Im J. 1826 zum außerordentlichen, 1834 zum ordentlichen Professor der Mineralogie an der Universität zu München ernannt, wurde er 1827 von der bair. Akademie der Wissenschaften zum außerordentlichen, 1842 zum ordentlichen Mitgliede erwählt. Mehre wissenschaftliche Reisen, wie 1834 nach Griechenland und Italien, später nach Frankreich, Holland, Belgien und den deutschen Staaten, brachten ihn mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in nähere Berührung. Seine Arbeiten erstrecken sich über alle Theile der Mineralogie und sind auf die Wissenschaft selbst nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben. Außer zahlreichen kleinen Arbeiten in Journalen und Sammelwerken sind unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten besonders hervorzuheben: „Charakteristik der Mineralien" (2 Bde., Nürnb. 1830—31); „Tafeln zur Bestimmung der Mineralien" (5. Aufl., Münch. 1853), bald nach ihrem Erscheinen in mehre Sprachen übersetzt; „Grundzüge der Mineralogie" (Nürnb. 1838); „Mineralogie" (Nürnb. 1847). K. ist Erfinder der Galvanographie (s. d.), über die er in „Die Galvanographie" (Münch. 1842; 2. Aufl., 1846) Bericht erstattete. Ein höchst werthvoller Beitrag zur allgemeinern Verbreitung mineralogischer Bildung sind K.'s „Skizzen aus dem Mineralreich" (Münch. 1850). In noch weitern Kreisen aber wurde K.'s Name durch mehre Gedichtsammlungen bekannt, in welchen er nicht nur die bair. und pfälz. Mundart mit seltener Gewandtheit behandelte, sondern auch den naiven Humor und die kräftige Frische, wie die innige Zartheit des Volkslieds zu treffen wußte. Dahin gehören die „Gedichte in oberbair. Mundart" (4. Aufl., Münch. 1850); „Der Hansl' vo' Finsterwald. Der schwarzi Veitl. D' Kranzner-Resei" (Münch. 1852), drei größere Gedichte in oberbair. Mundart; „Schnadahüpfle und Sprüchle" (2. Aufl., Münch. 1852); „Gedichte in pfälzischer Mundart" (3. Aufl., Münch. 1849); „Hochdeutsche Gedichte" (Münch. 1852).

Kobi oder **Gobi**, mongol. **Schamo**, der chines. Name der großen mongol. Wüste, welcher, ähnlich dem Namen der Sahara, eine Gegend bezeichnet, die des fließenden Wassers und des Waldes ermangelt. Die Kobi bildet die wüste Mitte des großen Plateaus, welches im Innern Asiens von dem Belur-Tagh im W. zwischen dem Kalkun oder Kuen-lün im S. und dem Muz-Tagh oder Thian-Schan im N., dann nach dem plötzlichen Abfall des letztern bei Barkul zwischen den Gebirgsketten des Altaisystems im N. und dem Alpenland Nordchinas im S. bis zur Gebirgskette des Khingkan-Dola im O. sich erstreckt. Diese wüste Mitte des an seinen Rändern anbaufähigen Plateaus bildet eine Art Becken, das von seinem gegen 3500 F. hohen Rand nach der Mitte zu bis auf 2400 F. über dem Meere sich senkt und wahrscheinlich einst ein großes Binnenmeer gewesen ist, von dem noch in der Mitte einige Salzseen als Reste zurückgeblieben sind. Der Boden dieses Beckens besteht in der Mitte desselben aus einem mit Salztheilen gemischten Sande, in dem sich nur Schilfarten und Salzpflanzen befinden; je mehr man von der Mitte nach den Seiten des Beckens sich wendet, desto mehr verschwindet der Sand, und der Boden ist entweder mit Steintrümmern und Geschieben, meist Porphyr und Jaspis, zwischen denen nur niedrige strauchartige Pflanzen vereinzelt hervorkommen, oder mit einem festen, nackten, salzigen Lehmboden bedeckt, auf dem blos niedrige Salzpflanzen wachsen. Ebenso dürftig wie die Flora ist auch die Fauna der Kobi; der Dschiggetai, das wilde Schaf Argali, Antilopen und Hamster sind die bemerkenswerthesten daselbst vorkommenden Thiere. Das Klima ist im Sommer drückend heiß und im Winter ebenso schneidend kalt und rauh. So kommt es denn, daß die Kobi zu den in den anbaufähigen Rändern des Plateaus hausenden Mongolenhorden, die hier ihre eigentliche Heimat haben, in demselben Verhältniß steht, wie die Sahara zu den Beduinenarabern. In der guten Jahreszeit ziehen diese Horden nach den Oasen, die sich in der Wüste an den Ufern der aus den Randgebirgen herabkommenden, später aber sämmtlich im Sande der Wüste versiegenden Flüsse und Bäche oder sonst in wenigen feuchtern Niederungen befinden, um daselbst ihre Heerden zu weiden; in der rauhern Jahreszeit vertauschen sie die Oasen mit andern Weideplätzen.

Koblenz, von 1786—93 Residenz des letzten Kurfürsten von Trier, später Hauptstadt des franz. Rhein- und Moseldepartements, gegenwärtig des zur preuß. Rheinprovinz gehörigen Regierungsbezirks gleiches Namens (109½ QM. mit 500000 E.), liegt in einer reizenden Gegend, am Einfluß der Mosel in den Rhein, woher die Stadt ihren alten Namen Confluentes erhielt. Über den letztern Fluß führt hier eine 485 Schritt lange Schiffbrücke mit 38 Pontons zu dem auf dem rechten Rheinufer K. gegenüber liegenden Städtchen Thalehrenbreitstein, über welchem auf einem 365 F. hohen Felsen die Festung Ehrenbreitstein (s. d.) sich erhebt. Die Stadt K. hat als integrirender Theil des ganzen Befestigungssystems nach den Flüssen

Rhein und Mosel zu, in deren Gabel sie liegt, nur crenelirte Mauern, da sie hier durch die gegenüberliegenden Forts hinreichend vertheidigt wird; sie hat aber nach der Feldseite hin eine tenaillirte Umwallung von fünf ausgehenden Tenaillen und in den eingehenden Winkeln ähnliche Außenwerke. Eine zweite 336 Schritt lange, auf 14 Bogen ruhende steinerne Brücke führt über die Mosel. K. ist der Sitz eines Oberpräsidenten, unter welchem seit 1822 die fünf rheinischen Regierungen zu K., Köln, Düsseldorf, Trier und Aachen vereinigt sind, des Generalcommandos des achten Armeecorps, eines Landesgerichts, Handelsgerichts, Friedensgerichts, Hauptsteuer- und Rheinzollamts, des Consistoriums und Provinzialschulcollegiums für die Provinz. Die Stadt besteht aus der Alt- und der Neustadt oder Clemensstadt und ist im Ganzen, besonders was den letztern Theil betrifft, gut gebaut. Die vorzüglichsten Gebäude sind das vormalige kurfürstliche Schloß, jetzt Sitz des Prinzen von Preußen und des Oberpräsidenten, zur Zeit des franz. Besitzes in eine Kaserne verwandelt; das ehemalige Jesuitencollegium, jetzt Gymnasialgebäude; der gräflich Leyen'sche Hof mit einem schönen Garten, jetzt Wohnung des commandirenden Generals; der Boos-Waldeckische Hof, jetzt Gerichtsgebäude. Außerdem hat K. vier kath. und zwei evangel. Kirchen und ein Theater. Die Zahl der Einwohner beträgt mit Ehrenbreitstein und der Besatzung gegen 28000. Fabriken in lackirten Blechwaaren, Dampfboot-, Tabacks- und Möbelfabrikation, sowie Handel mit Rhein- und Moselweinen, besonders Schaumweinen, bilden die Hauptnahrungszweige. An der Landstraße nach Köln liegt das dem franz. General Marceau, der hier blieb, 1795 errichtete Denkmal.

Kobolde nennt die Volkssprache im Allgemeinen die häßlichen Gnomen (s. d.). In den Bergwerken versteht man unter Kobolden Berggeister, welche nach der Bergmannssage in der Gestalt zwergartiger Kinder oder blauer, schwebender Flämmchen erscheinend, reichhaltige Anbrüche verkünden, aber auch schadenfrohe Neckereien ausüben, wenn sie in ihrem Beginnen gestört werden.

Koburg, die Hauptstadt des Herzogthums Sachsen-Koburg-Gotha (s. d.) und abwechselnd mit Gotha die Residenz des Herzogs und der Sitz der obersten Landesbehörde, hat über 10000 E., welche sich meist mit Fabrik- und Manufacturarbeiten beschäftigen und einigen Handel treiben. Die Stadt ist größtentheils alt und nicht eben schön gebaut, aber von hübschen Anlagen umgeben. Unter den fünf Kirchen zeichnet sich die St.-Moritzkirche mit dem Epitaphium des unglücklichen Herzogs Joh. Friedrich des Mittlern aus. Das herzogliche Residenzschloß, die Ehrenburg, mit einem Riesensaale, einer schönen Hofkirche und prächtigem Söller, wurde unter Herzog Ernst III. erneuert. Unter den übrigen Gebäuden sind hervorzuheben: das im ital. Stile aufgeführte Regierungsgebäude; das Zeughaus mit einer öffentlichen Bibliothek und 26000 Bänden, einer reichen Kupferstichsammlung und Gewehrkammer; das Rathhaus; das herzogliche Palais auf dem Bürglaß. In neuerer Zeit entstanden das herzogliche Hoftheater, das sogenannte Augustenstift (Sitz des Ministeriums) mit den herzoglichen Kunst- und Naturaliensammlungen, die Reitbahn. Im Hofgarten befindet sich das Grabmal des Herzogs Franz (gest. 1806). Die Stadt hat ein Gymnasium (Casimirianum), das 1605 vom Herzog Joh. Kasimir gestiftet wurde und bis 1803 ein akademisches Gymnasium war; dann eine Realschule (seit 1848), eine Sonntagsschule (seit 1821), eine Baugewerkschule (seit 1852), eine Taubstummenanstalt und mehre andere wohlthätige Institute. In der Nähe liegt die alte, geschichtlich denkwürdige **Veste Koburg**, die jetzt theils als Zucht- und Irrenhaus dient, theils in dem in mittelalterlichem Stile restaurirten Fürstenbau eine reiche Waffensammlung, alte Holzmosaiken (Hornstube), Luther's Wohnzimmer (1530) und andere Sehenswürdigkeiten enthält; ferner die herzogl. Lustschlösser Callenberg und Rosenau, das Palais des Herzogs Ernst von Würtemberg und das Dorf Neuseß, wo der Dichter Moritz Aug. von Thümmel unter einem Denkmal begraben liegt und Friedrich Rückert seinen Wohnsitz hat.

Koch (Christoph Wilh. von), Historiker und Publicist, geb. 9. Mai 1737 zu Burweiler im Elsaß, genoß den ersten Unterricht in der Schule seines Geburtsorts und besuchte dann die Universität zu Strasburg, wo er mit dem Studium der Rechte das der Diplomatik und Geschichte verband und sich in kurzer Zeit schon so bemerklich machte, daß ihn der berühmte Schöpflin zum Theilnehmer an seinen literarischen Arbeiten annahm und ihm eine Professur der Geschichte verschaffte. Später wurde er dessen Nachfolger in der Professur der Rechte und 1780 von Kaiser Joseph II. zum Reichsritter erhoben. Während der Revolution widmete er sich den öffentlichen Angelegenheiten. Im J. 1789 ging er als Deputirter der elsassischen Protestanten nach Paris, erlangte von der Constituirenden Versammlung die Zusicherung der Erhaltung der bürgerlichen und religiösen Rechte seiner Glaubensgenossen und erwirkte sogar, daß

die Kirchengüter seiner Committenten unangetastet blieben. Als Mitglied der Gesetzgebenden Nationalversammlung zeichnete er sich durch Vertheidigung des Rechts aus und kam deshalb elf Monate lang in Haft. Zur Zeit des Convents war K. Mitglied des Directoriums seines Departements; doch legte er dieses Amt nieder, um sich wieder den Studien zuwenden zu können. Im J. 1802 wurde er zum Tribun ernannt. Er benutzte die Achtung, die er in Paris genoß, um seinen protest. Glaubensgenossen nützlich zu sein. Auch machte er sich um die Wiederherstellung der Universität zu Strasburg verdient, zu deren Rector er 1810 ernannt wurde. Er starb 29. Oct. 1813. Von seinen trefflichen Schriften sind besonders zu nennen: „Tableau des révolutions de l'Europe, depuis le bouleversement de l'empire romain en Occident jusqu'à nos jours" (Lausanne 1771; neue Aufl., 3 Bde., Par. 1807; 4 Bde., Par. 1813), welches Werk von Schöll bis auf die Restauration der Bourbons fortgeführt wurde und womit K.'s „Tableau des révolutions de l'Europe dans le moyen âge jusqu'à l'an 1453" (3 Bde., Strasb. 1790) zu verbinden ist; ferner: „Abrégé de l'histoire des traités de paix depuis la paix de Westphalie" (4 Bde., Bas. 1797) und die „Tables des traités entre la France et les puissances étrangères depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours" (2 Bde., Bas. 1802), welche ebenfalls von Schöll als „Histoire abrégée des traités de paix depuis la paix de Westphalie jusqu'aux traités de Paris de 1815" (15 Bde., Par. 1817—18) vervollständigt herausgegeben wurden. Auch gab Schöll K.'s „Tables généalogiques des maisons souveraines de l'est et du nord de l'Europe" (Par. 1815) heraus, die zuerst 1782 erschienen. K.'s Leben beschrieb G. Schweighäuser.

Koch (Gottfried Heinrich), berühmter Schauspieler, war 1703 in Gera geboren. Als Student in Leipzig wurde er 1728 von der Neuberin für die Bühne gewonnen und bald galt er als einer der ersten Komiker nach französischem Muster. Seit 1750 übernahm er an verschiedenen Orten die Leitung von Bühnen; von Bedeutung aber wurde seine Direction und Gesellschaft seit 1771 in Berlin, wo er in Verbindung mit Männern wie Ramler und Engel einen der ersten erfolgreichen Versuche machte, das deutsche Theater zu einer wirklichen und bildenden Kunstanstalt zu erheben. Er starb zu Berlin 1775.

Koch (Jean Baptiste Frédéric), der Neffe des Historikers Christoph Wilh. von K., rühmlichst bekannt als militärischer Schriftsteller, wurde zu Nancy 9. Sept. 1782 geboren. Er trat 1800 in die Reitergarde des Ersten Consuls, ließ sich aber bald in die Infanterie versetzen. Im J. 1807 diente er als Lieutenant in Neapel; in Spanien wurde er 1809 Hauptmann und 1811 Bataillonschef. Im April 1813 nach Sachsen geschickt und dem dritten Armeecorps zugetheilt, lernte ihn hier der General Jomini (s. d.) schätzen, dessen Adjutant er nach der Schlacht bei Lützen wurde. Nach der zweiten Restauration begab er sich nach Petersburg, wo er Jomini bei dessen „Histoire des guerres de la révolution" unterstützte. Erst 1817 erhielt er wieder eine Anstellung bei der Applicationsschule des Generalstabs; doch wurden seine Vorträge zu wiederholten malen wegen angeblicher bonapartistischer Tendenzen unterbrochen. Nach der Julirevolution wurde er Oberstlieutenant und 1834 zum Oberst befördert. Als Militärschriftsteller hat er sich durch seine thätige Mitarbeitung an Férussac's „Bulletin des sciences militaires", dessen Hauptredacteur er von 1823—31 war, sowie durch seine Übersetzung der Schrift des Erzherzogs Karl: „Grundsätze der Strategie" (3 Bde., Par. 1817), besonders aber durch die „Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1814" (3 Bde., Par. 1819), welche als Quellen der Kriegsgeschichte gelten, bekannt gemacht. Außerdem hat man von ihm: „Examen raisonné de l'ouvrage intitulé: La Russie dans l'Asie mineure, ou campagnes du maréchal Paskewitsch en 1828 et 1829" (Par. 1840) und „Mémoires de Masséna" (4 Bde., Par. 1849).

Koch (Jos. Ant.), berühmter Landschaftsmaler, geb. 27. Juli 1768 zu Obergübeln am Bach im Lechthale, wurde durch den Weihbischof von Augsburg, Freiherrn von Umgelder, auf das Seminar zu Dillingen, dann zu einem Bildhauer nach Augsburg gebracht und hierauf zur Zeit Schiller's in die Karlsschule zu Stuttgart aufgenommen, wo er Gelegenheit fand, sich wissenschaftlich auszubilden, in der Kunst aber es nicht weit brachte. Der strengen Formen des Instituts überdrüssig, entfloh er nach fünfjährigem Aufenthalte und kam 1792 nach Strasburg, wo er in das Treiben der Revolution verwickelt wurde. Doch 1793 ging er nach der Schweiz, wo er in Aquarell viele schöne Studien machte und in Neuenburg den Engländer Nott kennen lernte, der ihn aufmunterte, nach Italien zu gehen. Im Jan. 1795 langte er in Rom an, wo er sich besonders durch sein Bestreben, die Landschaftsmalerei mit der Geschichtsmalerei zu verbinden, bald einen berühmten Namen machte. Seine ersten Arbeiten waren Zeichnungen mit reichen Gruppen, die auf eine geistreiche Art den Eindruck der Natur zurückspiegeln. Zu Carstens' „Les Ar-

gonautes, selon Pindare, Orphée et Apollonius de Rhode" (Rom 1799) zeichnete er die Landschaften und radirte die Blätter. In dieser Zeit componirte er auch 37 Bilder für eine Prachtausgabe des Ossian, die Bonaparte dedicirt werden sollte, aber dann nicht zu Stande kam. Im J. 1803 hielt er sich in Pisa und Florenz auf, wo er die Zeichnungen zu einer Ausgabe des Dante machte, die aber ebenfalls nicht erschien. Dann arbeitete er Mehres für Frauenholz in Nürnberg. Auch radirte er ein großes Blatt, den Schwur der Franzosen bei Millesimo, vier Blätter zum Dante und eine Folge von 20 Blättern ital. Landschaften, die wol in der Auffassung das Beste sind, was seit Poussin erschienen ist. Insbesondere wußte K. den Eindruck der Natur durch Auffassung des Einzelnen in seiner höchsten Bestimmtheit darzustellen und daher auch die Natur wie kein Anderer vor ihm zu malen. Man muß seinen Werken hier und da eine Durchsichtigkeit der Ferne und eine Klarheit der Farbe zugestehen, die in vielen Bildern deutscher Landschaftsmaler nur zu sehr fehlt, die an ihm aber zuweilen als Mangel aller Luftperspective getadelt wird. Im Malen war er weniger geübt, daher werden seine Zeichnungen seinen ausgeführten Gemälden vorgezogen. Misbehagen an der franz. Herrschaft in Rom veranlaßte ihn, 1812 nach Wien zu gehen, wo er nun ununterbrochen blieb. Von seinen Arbeiten sind noch als besonders ausgezeichnet zu erwähnen: das Opfer Noah's, mehre Landschaften aus der Schweiz, aus Olevano und Subiaco, Macbeth, der Raub des Hylas und Apollo unter den Hirten; von seinen historischen Bildern: die Fresken aus Dante in der Villa Massimi, die er 1828 vollendete; von Ölgemälden: Francesca da Rimini, Christus im Tempel und Guido von Monte-Feltro. Auch zeichnete er zu verschiedenen Zeiten eine Folge von 50 Blättern aus Dante's „Hölle" und „Fegfeuer" und eine Reihenfolge biblischer Bilder. In seiner „Modernen Kunstchronik" (Karlsr. 1834), worin er die Kehrseite des röm. Lebens schildern wollte, hielt er sich nicht frei von Ausfällen gegen manche seiner Zeitgenossen. In den letzten Jahren seines Lebens war er häufig krank und sein Verdienst sehr gering. Eine Pension, die ihm der Kaiser von Östreich im Sept. 1838 zusicherte, konnte er nur kurze Zeit genießen. Er starb zu Rom 12. Jan. 1839 und wurde auf dem Kirchhofe San-Pietro beigesetzt.

Koch (Karl Heinr. Emanuel), verdienter Naturforscher und Reisender, geb. zu Weimar 1809, machte seine medicinischen und naturwissenschaftlichen Studien zu Würzburg und Jena und erwarb sich mit der „Monographia generis Veronicae" (Würzb. 1833) bei ersterer Universität die medicinische Doctorwürde. Nachdem er sich hierauf in Jena habilitirt, unternahm er 1836—38 im Interesse der Wissenschaft eine Reise nach den südlichen Provinzen Rußlands, den Gebieten der Kosacken und der nomadisirenden Völker Ciskaukasiens, nach Georgien, zu den Osseten, Imirethiern und Tscherkessen, welche er in der „Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus" (2 Bde., Stuttg., Cotta 1842—43) beschrieb. Da K. auf dieser Reise vom beabsichtigten weitern Vordringen nach dem Ararat und Armenien durch Krankheit gehindert war, so beschloß er, zumal die nur theilweise veröffentlichten Resultate seines ersten Aufenthalts im Oriente die allgemeinste Anerkennung gefunden hatten, durch eine zweite Reise während der J. 1843 und 1844 Das zu Ende zu führen, was auf der ersten unvollendet geblieben. Bericht über dieselbe erstattete K. in den „Wanderungen im Oriente" (3 Bde., Weim. 1846—47), von denen der erste Band die Reise längs der Donau nach Konstantinopel und Trebisond, der zweite die Reise im pontischen Gebirge und türk. Armenien, der dritte die Reise in Grusien, am Kaspischen Meere und im Kaukasus schildert. Auf dieser zweiten Reise wurde K. von Georg Rosen, dem Bruder des bekannten Orientalisten, bis Tiflis begleitet. Die Werke K.'s zeichnen sich in Bezug auf strenge Wahrheitsliebe, tüchtige Auffassung und möglichst allseitige Behandlung des Stoffs vor andern Erscheinungen in der neuern Reiseliteratur auf das vortheilhafteste aus und haben in naturhistorischer, linguistischer und ethnographischer Beziehung wichtige Resultate geliefert. Von der ersten Reise zurückgekehrt, ward K. zum außerordentlichen Professor der Botanik in Jena ernannt, wo er auch „Das natürliche System des Pflanzenreichs, nachgewiesen in der Flora von Jena" (Jena 1839) veröffentlichte. Die botanische Ausbeute seiner Wanderungen hat er in die „Beiträge zu einer Flora des Orients" (Heft 1—3, Halle 1848—51) zu verarbeiten begonnen. Von den gründlichsten Studien und Forschungen zeugen seine „Karte von dem kaukasischen Isthmus und von Armenien" (4 Blatt, Berl. 1851, mit Text), welche theils als politische oder ethnographische, theils als botanische oder geognostische Karte illuminirt erschien, und die Schriften: „Die kaukasische Militärstraße und die Halbinsel Taman" (Lpz. 1851); „Der Zug der Zehntausend nach Xenophon's Anabasis" (Lpz. 1850).

Koch (Siegfr. Gotthelf), berühmter Schauspieler, geb. 26. Oct. 1754 zu Berlin, der Sohn eines Kaufmanns, Namens S. G. Eckardt, studirte Kameralwissenschaften und war bereits

Secretär bei der Bergwerksadministration, als die Vorstellungen der Koch- und Döbbelin'schen Gesellschaft sein Talent für die Schauspielkunst erweckten. Er verließ Berlin, sah in Hamburg Schröder, Brockmann und Reinecke und betrat unter dem Namen Koch im Nov. 1778 zuerst zu Schleswig die Bühne. Hierauf kam er zur Schuch'schen Gesellschaft in Danzig und von hier an die von dem russ. Geh. Rath Baron von Wittinghoff für eigene Rechnung errichtete Bühne zu Riga, die später ganz in seine und Meyer's Hände überging. Gastrollen, die er zwei Jahre darauf in Mainz und Frankfurt gab, veranlaßten seinen Ruf zu der Leitung des frankfurter Theaters. Als der Kurfürst von Mainz ein Hoftheater errichtete, wurde K. Director desselben. Nachdem Custine Mainz besetzt, weigerte sich K., die von den Revolutionsfreunden geschriebenen Stücke zu spielen, weshalb das franz. Gouvernement von ihm die Ablieferung des Theaterkassenbestandes von 20000 Gldn. verlangte. K. zahlte sofort an jedes Mitglied den Vierteljahrsgehalt aus, entließ die Gesellschaft und lieferte den Überrest der Kasse nebst Belegen an das Gouvernement ab. Seine Familie brachte er nach Zerbst; er selbst hielt sich während der Belagerung von Mainz bei der preuß. Armee auf. Zugleich mit seiner ältesten Tochter Betty, der nachherigen Roose, nahm er sodann einen Ruf nach Manheim an, wo sein Freund Iffland an der Spitze des kurfürstlichen Theaters stand; doch auch hier wurde er durch den Krieg wieder außer Thätigkeit gesetzt. Hierauf gab er mit seiner Tochter in Hamburg, Hannover und Bremen Gastrollen, leitete dann zwei Jahre lang die Bühne in Hannover und folgte endlich dem Rufe seines Freundes Kotzebue nach Wien. Hier verdrängte er den dort noch herrschenden geschraubten, pathetischen Ton, wofür er den feinen Conversationston einführte, durch den sich das wiener Hoftheater seit K. auszeichnet. Wahrheit und durch Kunst veredelte Natur bezeichneten K.'s Spiel. Kriegsrath Dallner, Lorenz Stark und Abbé de l'Epée waren seine Meisterrollen; noch im Alter spielte er Lessing's Nathan vortrefflich. Auch als Mensch, Freund und Vater war er allgemein geschätzt. Die letzten Jahre verlebte er auf dem Lande in der Familie seines Sohnes zu Alland, unweit Baden bei Wien, wo er 11. Juni 1831 starb.

Koch (Wilh. Dan. Jos.), verdienter deutscher Botaniker, geb. 5. März 1771 zu Kusel im Herzogthume Zweibrücken, besuchte das Gymnasium von Zweibrücken, wo er die ersten botanischen Kenntnisse sammelte, und studirte in Jena und Marburg Medicin. Nachdem er 1794 in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, erlangte er 1795 das Physikat zu Trarbach und 1798 das von Kaiserslautern. Neben seiner großen Praxis beschäftigte er sich eifrig mit Naturgeschichte. Zunächst gab er „Entomologische Hefte" (2 Lief., Fkf. 1803), dann in Gemeinschaft mit dem verstorbenen Professor Ziz in Mainz eine Flora der Pfalz („Catalogus plantarum florae Palatinae", Fkf. 1814) heraus. Die anfänglich von Mertens in Bremen übernommene neue Bearbeitung von Röhling's „Deutschlands Flora" besorgte K. später allein; eine monographische Bearbeitung der Doldengewächse lieferte er im zwölften Bande der Leopoldinischen „Acta". Im J. 1824 als Professor der Medicin und Botanik nach Erlangen berufen, gab er die Praxis auf und schrieb außer mehren Monographien, z. B. „De salicibus Europaeis" (Erl. 1818) und „De plantis labialis" (Erl. 1832), eine „Synopsis florae Germanicae et Helveticae" (Frankf. 1835—37; 3. Aufl., Lpz. 1843—45; deutsch, Fkf. 1837—38; 2. Aufl., Lpz. 1846—47), welcher ein „Taschenbuch der deutschen und schweizer Flora" (Lpz. 1844) folgte. Letztere beide Bücher haben unter den Freunden der Botanik die weiteste Verbreitung gefunden, wie überhaupt seine botanischen Werke wegen der Genauigkeit und Schärfe des descriptiven Theils geschätzt sind. K. starb 14. Nov. 1849.

Koch-Sternfeld (Joseph Ernst, Ritter von), verdienter Geschichtsforscher, geb. 1778 zu Mittersill im Oberpinzgau, wo sein Vater Landpfleger, Lehnpropst, Burgrichter und Burggraf war, machte seine Studien auf dem Gymnasium und der Universität zu Salzburg und ward im Herbst 1800 vom Fürsterzbischof Colloredo bei dem Landgericht in Gastein als Rechtspraktikant angestellt, wo er fleißige historische und topographische Forschungen über die Gegend begann. Im Herbst 1801 als Accessist zum Hofrath nach Salzburg berufen, rückte er im Frühjahr 1802 zum Secretär auf, ging aber im Sommer 1803 zu seiner weitern Ausbildung nach Göttingen und kehrte im Herbst 1804, nachdem er Norddeutschland bereist, über Wien nach Salzburg zurück. Kaum hatte er die petersburger Preisschrift „Versuch über Nahrung und Unterhaltung in civilisirten Staaten" (Münch. 1805) veröffentlicht, als er 1805 bei der neuen kurfürstlichen Regierung zu Salzburg als Assessor mit Sitz und Stimme eingeführt wurde. Nachdem Salzburg in Folge des Wiener Friedens an Östreich gekommen war, hatte K. als Regierungscommissar, sowie 1810, nachdem das Kurfürstenthum an Baiern abgetreten worden, als Kriegsfinanzrath fortwährend wesentlichen Antheil an der Verwaltung des Landes, um welches

er sich durch Anlage von Straßen, Wasserbauten u. s. w. namhafte Verdienste erwarb. Im Sommer 1815 nach München berufen, ward er an die Spitze des Bureaus für bair. Statistik mit Charakter und Gehalt eines Legationsraths gestellt. Um diese Zeit gab er officiell die „Zeitschrift für Geschichte, Geographie und Topographie von Baiern" (8 Bde., Münch. 1816—17) heraus. Im J. 1816 ward er bairischerseits zum diplomatischen und politischen Commissar bei der Grenzregulirung mit Östreich ernannt, welche von Anfang 1817 bis Ende 1842 währte. Neben dieser seiner amtlichen Thätigkeit fand K. noch Muße zur Bearbeitung mehrer gründlicher und gehaltreicher Schriften über Salzburg und die Nachbargegenden, wie „Das gasteiner Thal" (Salzb. 1810), dessen zweite Auflage unter dem Titel „Die Tauern" (Münch. 1820) erschien; „Notizen über Straßen- und Wasserbau in Salzburg" (Salzb. 1811); „Rhapsodien aus den Norischen Alpen" (Landsh. 1805); „Salzburg und Berchtesgaden" (2 Bde., Salzb. 1810); „Beiträge zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde" (2 Bde., Münch. 1825—26), deren dritter Band durch „Das Prädialprincip; die Grundlage und Rettung der Ruralstaaten" (Münch. 1833) gebildet wird, u. s. w. Nach Gründung der münchener Universität folgte er der Einladung, daselbst Vorlesungen über Geographie und Statistik zu halten, und schrieb zu diesem Behufe „Grundlinien zur allgemeinen Staatskunde" (Münch. 1826). Da er seit 1830 seine dienstliche Activität als abgeschlossen ansehen konnte, lebte er fortwährend seinem literarischen Berufe. Sein Augenmerk war namentlich auf die Geschichte der östr. Staaten gerichtet. Fast jeder Jahrgang der „Abhandlungen" der bair. Akademie, in die er schon frühzeitig als Mitglied eingetreten war, enthält Abhandlungen von ihm. Von größern Arbeiten verdienen noch besondere Erwähnung: „Das geographische Element im Welthandel mit besonderer Rücksicht auf die Donau" (Münch. 1843); „Das Reich der Longobarden in Italien" (Münch. 1839); „Betrachtungen über die Geschichte, ihre Attribute und ihren Zweck" (Münch. 1841); „Culturhistorische Forschungen über die Alpen" (2 Abth., Münch. 1851—52); „Über das wahre Zeitalter des heil. Rupert" (Wien 1849). Seit einigen Jahren lebt K. zu Titmanning.

Kochanowski (Jan), poln. Dichter, geb. 1532 auf dem väterlichen Stammgute Sieczyn in der Wojewodschaft Sandomir, erhielt seine Bildung in Deutschland, Frankreich und Italien und widmete sich mehre Jahre in Paris, Padua und Rom dem Studium der alten Literatur und Philosophie. Nach seiner Rückkehr nach Polen wurde er durch den Kanzler Padujewski dem Könige Sigismund August empfohlen, der ihn zum Secretär ernannte und ihm wegen Gewandtheit in der lat. Sprache mehre diplomatische Sendungen an auswärtige Höfe übertrug. Später zog er sich nach der Stille seines in Wäldern gelegenen Gutes Czarnolas zurück und lebte hier allein seiner Familie, den Freunden und den Musen. Er starb zu Lublin 1584. Seine Gedichte gehören zu den zartesten, anmuthigsten und, obgleich sie häufig dem Horaz nachgebildet sind, zu den nationalsten, welche die poln. Literatur besitzt. Besonders ausgezeichnet sind seine „Threny", Elegien, in welchen K. in einfacher, tiefpoetischer Weise den Tod seiner Tochter Ursula betrauert; ferner die durch kernige Einfachheit ausgezeichnete Übersetzung der „Psalmen" (Krak. 1578), die noch immer im Gebrauch ist, und die „Sobótka", ein lyrisches Gedicht, welchem die Johannisfeier des poln. Landvolks zu Grunde liegt. Außer den lyrischen gibt es von K. einige satirische Gedichte und ein Gelegenheitsdrama „Odprawa postów greckich", ohne poetischen Werth; ferner lat. Elegien und Oden (Krak. 1612), die den besten neulat. Gedichten beizuzählen sind. K. neigte sich, ohne vom Katholicismus abzufallen, der zu seiner Zeit in Polen allgemein verbreiteten Reformation zu, und deshalb wurden seine Schriften später als ketzerisch verboten und vernichtet. Gesammelt erschienen sie in Krakau 1584, in Warschau 1767 und zuletzt in Leipzig 1835 (3 Bde.). — **Kochanowski** (Piotr), des Vorigen jüngerer Bruder war Secretär beim Könige Sigismund III. und Malteserritter. Er nahm an mehren Zügen seines Ordens Theil und verlebte nachher mehre Jahre in Italien. Seine Vorliebe für die ital. Literatur bewog ihn, von Tasso's „Gerusalemme liberata" eine poln. Übersetzung im Versmaße des Originals abzufassen (zuerst gedruckt Krak. 1618), die in Rücksicht auf Wohllaut und Kraft der Sprache und Rundung des Verses höchst ausgezeichnet ist. Später übersetzte er auch Ariosto's „Orlando furioso" (zuerst gedruckt Krak. 1799). — Ein anderer Bruder, **Andrzej K.**, übersetzte Virgil's „Aeneis" (Krak. 1590).

Kochen ist in vielen Fällen gleichbedeutend mit Sieden (s. d.). Im engern Sinne versteht man darunter Speisen zu bereiten, indem man dieselben ganz von Wasser umgeben, im Gegensatze zum Rösten, Braten, Backen, Dämpfen, längere Zeit der Temperatur siedenden Wassers aussetzt. Der Zweck des Kochens ist den Zusammenhang der Nahrungsmittel zu vermindern (dieselben weich zu kochen) und sie dadurch in jenen Zustand zu versetzen, in welchem sie von dem

Organismus leichter verarbeitet und in den Stoffwechsel gebracht werden können. Die Temperatur des Kochens ist von dem Luftdruck abhängig; daher kocht eine Flüssigkeit um so leichter, je niedriger der Barometerstand ist; daher ist es ferner unmöglich, auf hohen Bergen Fleisch und Hülsenfrüchte weich zu kochen, da dazu eine Temperatur von 100° C. erfoderlich ist, das Wasser aber daselbst schon weit unter dieser Temperatur siedet. In manchen Gewerben wird das Kochen gewisser Flüssigkeiten behufs des schnellen Abdampfens unter vermindertem Luftdruck bewerkstelligt, weil das Sieden da bei niedriger Temperatur vor sich geht und diese Flüssigkeiten, ohne in Farbe und Geschmack verändert zu werden, eine höhere Temperatur nicht ertragen. So geschieht das Einkochen des Zuckersafts bei der Zuckerfabrikation im luftverdünnten Raume, weil dieser Saft beim Einkochen unter gewöhnlichem Luftdruck sich, unter Verwandelung eines Antheils krystallisirbaren Zuckers in Schleimzucker, stark bräunt. Die nämliche Rücksicht wie beim Zuckersaft wird auch beim Einkochen der Säfte gewisser Arzneipflanzen zu Extracten beobachtet. Dem Kochen im verdünnten Raume ist das Kochen einer Flüssigkeit unter höherm Drucke entgegengesetzt, was man benutzt, um für verschiedene technische Operationen die Extraction oder Auflösung gewisser Stoffe unter möglichst günstigen Umständen zu bewirken. Der hierzu angewendete Apparat führt den Namen **Papinian's Topf** oder **Digestor**. Die hauptsächlichste ökonomische Verwendung findet der Digestor als Kochapparat, um Knochen, Hirschhorn, Knorpel u. dgl. mit Wasser auszukochen und die Gallerte in großer Menge auszuziehen. (S. **Gallerte**.) Bei der Anwendung des Kochapparats findet bedeutende Ersparniß an Brennmaterial statt; vergleichende Versuche der Leistungen des Digestors zum gewöhnlichen Kochapparat haben gelehrt, daß der Aufwand, welchen der Digestor gegen einen gewöhnlichen Kochtopf an Brennmaterial erfodert, im Verhältniß von 1 zu 10 steht, woraus der offenbarste ökonomische Vortheil des Digestors für die Feueranlagen erhellt. Überdies ist der Digestor zum Kochen anderer als Fleischspeisen, namentlich für Hülsenfrüchte zu empfehlen, da sich mit demselben die Temperatur leicht einige Grade über den Siedepunkt erhöhen läßt und dadurch ein schnelleres Erweichen der betreffenden Nahrungsmittel zu erlangen ist. In der That sind die gußeisernen **Autoclaves**, in welchen die Speisen einem Druck von zwei Atmosphären ausgesetzt sind, in England und Frankreich jetzt sehr verbreitet. Wenn in Deutschland die Autoclaves wenig Eingang gefunden haben, so verbreiten sich dort die **Dampfkochapparate** mehr und mehr, in welchen die Speisen durch Wasserdämpfe gar gekocht werden.

Kochkunst. Die Kochkunst finden wir schon im Alterthume bis zu einem hohen Grade ausgebildet, und zwar zunächst in den asiat. Ländern, in denen frühzeitig eine ungewöhnliche Schwelgerei auch für künstliche Zubereitung der ausgesuchtesten Speisen sorgte, von wo aus sie sich dann über die Inseln Chios und Sicilien, über Griechenland und später über Rom verbreitete und hier namentlich bei der Sucht nach dem Genusse seltener und meist ausländischer Producte bis zur Übertreibung sich steigerte. In Asien selbst wurde sie lediglich von Männern, bei den Griechen von Frauen, besonders von Sklavinnen, bei den Römern anfangs nur von Leibeigenen betrieben. Obgleich nun die Griechen im Allgemeinen mehr einer einfachen Lebensweise huldigten, so riß bei überhandnehmendem Luxus, vorzüglich in Athen, doch auch zugleich der Aufwand bei den Tafelfreuden ein, und wie sehr hier zur Befriedigung derselben die Kochkunst selbst beitragen mußte, beweisen die ziemlich vollständige Aufzählung der ausgewählten Gerichte und der mannichfachen Küchengeräthe, die uns Athenäus in seinen „Deipnosophisten" geliefert hat, und der Umstand, daß man in Prosa und Poesie die Gegenstände einer feinen Tafel und die Regeln der Kochkunst abhandelte, wie dies von Archestratus, der zu den Zeiten des jüngern Dionysius in Sicilien lebte, und mehren Andern geschah. Bei den Römern gab es während des zweiten Punischen Kriegs Köche, die in den Städten auf dem Markte öffentlich ausstanden und sich dingen ließen; daher selbst die Vornehmen bei Ausrichtung eines Gastmahls mit dem Koch einen Vertrag schlossen, der dann mit seinen Gehülfen und mit dem Küchengeschirr in das Haus einzog und Alles besorgte. Sehr bald aber nahm seit der Bekanntschaft mit der asiat. Üppigkeit der Hang zu kostbaren und ausländischen Tafelgenüssen so überhand, daß der strenge Cato einst ausrief: „Die Stadt kann nicht bestehen, in welcher ein Fisch theurer bezahlt wird als ein Ochs." Es erfolgten zwar mehre Gesetze zur Beschränkung der Schmausereien, jedoch ohne besondere Wirkung. Die größte Pracht in dieser Hinsicht entwickelten Lucullus und Hortensius, welche glänzende Speisesäle errichten ließen und Mahlzeiten gaben, die oft über 6000 Thlr. kosteten. Als ein noch auffallenderes Beispiel von Feinschmeckerei wird ein Schauspieler genannt, welcher die theuersten Sing- und Sprechvögel auftragen ließ, während sein Sohn bei anderer Gelegenheit für den Gaumenkitzel seiner Gäste sogar Perlen vorsetzte, die in

Essig aufgelöst waren. Vorzüglich erstreckte sich die Leckerei auf Muscheln, Fische und Vögel, sodaß der Volkstribun Marcus Aufidius Lurco blos mit dem Mästen der Pfauen ein ungeheueres Vermögen sich erwarb. Zu einem feinen Gastmahle gehörten damals Pfauen aus Samos, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Böckchen aus Ätolien, Thunfisch aus Chalcedon, Muränen aus Tartessus, Hechte aus Pessinus, Austern von Tarent, Muscheln aus Chios, Datteln aus Ägypten u. s. w.; dagegen waren alle inländischen Erzeugnisse verachtet. Nicht anders war es in der Kaiserzeit, in welcher zu Rom unter Augustus und Tiberius förmliche Schulen und Lehrer der Kochkunst erscheinen, an deren Spitze Apicius stand; und von dem Kaiser Vitellius wird erzählt, daß er einmal in einer einzigen großen Schüssel, die über eine Mill. Sestertien kostete, das Gehirn von Fasanen und Pfauen, die Zungen von Flamingos, die Milch und Leber der kostbarsten Seefische auftragen ließ. Die neuere Zeit anlangend, hat sich, besonders seit der Zeit Ludwig's XIV., die franz. Kochkunst in ganz Europa verbreitet und an den Höfen Eingang gefunden. Der berühmteste franz. Feinschmecker und Förderer der Wissenschaft des Gaumens war Grimod de la Reynière (s. d.). Die franz. Kochkunst sucht durch Mannichfaltigkeit der Reize bei geringerm Massengehalt der Speisen den Gaumen zu vergnügen, während die engl. Kochkunst mehr für festere, nahrhafte, stärkende Speisen sorgt und besonders in Bereitung von Mehlspeisen und des Fleisches, vornehmlich des Rindfleisches, sich auszeichnet. In England wie in Frankreich spielen die Brühen oder Saucen eine große Rolle, und in London gab es vor nicht langer Zeit Leute, die sich eigens mit Bereitung des Salats beschäftigten und dazu gedungen wurden. Die Spanier und Italiener halten weit weniger auf die Freuden der Tafel und namentlich sind Erstere sehr mäßig im Essen. Die Deutschen stehen auch hier in der Mitte. Auf geistreiche Weise findet man die Kochkunst behandelt in Jos. König's „Geist der Kochkunst", überarbeitet von Rumohr (2. Aufl., Stuttg. 1832).

Köchlin, eine berühmte Fabrikantenfamilie, welcher der Elsaß seinen industriellen Aufschwung verdankt. **Sam. K.**, geb. 1719 zu Mühlhausen, errichtete daselbst 1746 mit mehren Andern die erste Fabrik für bunte Baumwollengewebe. Sein Enkel, **Nik. K.**, wurde 1802 Gründer des gegenwärtigen bedeutenden Fabrikgeschäfts, dem die meisten Glieder der zahlreichen Familie angehörten und das seit 1836 von einem jüngern Bruder, **Daniel K.**, und dessen Söhnen fortgeführt wird. Als 1814 die Verbündeten in Frankreich eindrangen, bot Nik. K. dem Kaiser mit mehren Gliedern der Familie seine Dienste an und gesellte sich zum Generalstabe des Marschalls Lefèbvre. Im J. 1815 versuchte er sogar einen Parteigängerkrieg in den Vogesen. Seit 1826 wurde er an die Stelle seines Bruders Jakob in die Kammer gewählt, wo er auf der äußersten Linken seinen Platz nahm. Nach der Julirevolution, die er eifrig unterstützte, erhob er oft seine Stimme für die Reform der Zollgesetze im Interesse der Handelsfreiheit. Seit 1841 legte er jedoch seine Vollmacht als Deputirter nieder, um sich ganz der Ausführung der durch ihn begründeten Eisenbahnlinie von Strasburg nach Basel zu widmen. Im Febr. 1848 wurde er von der Provisorischen Regierung zum Commissar des Oberrheindepartements ernannt, und seinem milden und versöhnenden Auftreten gelang es bald, die aufgeregte Bevölkerung zu beschwichtigen. Er starb im Aug. 1852. **Jak. K.**, des Vorigen Bruder und Associé, ein ebenfalls um die Industrie und den Staat verdienter Mann, war 1814 Maire seiner Vaterstadt, wurde aber beim Eindringen des Feindes abgesetzt und verhaftet. Nach dem Frieden erhielt er dieses Amt zurück, bis ihn 1820 die Hofpartei davon verdrängte. Dafür wählten ihn in gedachtem Jahre seine Mitbürger in die Kammer. Bei Gelegenheit der sogenannten Verschwörung Caron's (s. d.) deckte er als Deputirter 1822 die Umtriebe der Ultraroyalisten auf, welche Complote anzettelten, um dann als blutige Rächer aufzutreten. Als die Kammer nicht den Muth hatte, die Untersuchung dieser Verschwörungen einzuleiten, veröffentlichte er eine Schrift, die ihm eine Geldstrafe von 5000 Frcs. und sechsmonatliches Gefängniß zuzog. Dessenungeachtet wurde er 1824 in seiner Heimat wieder zum Deputirten gewählt. In der nächsten Sitzung erhob er sich namentlich gegen die Entschädigung der Emigranten. Seit 1826 zog er sich ins Privatleben zurück und starb 16. Nov. 1834. In dem von ihm zu Mühlhausen errichteten Waisenhause ist ihm ein Denkstein gesetzt worden. Ein Vetter des Vorigen, **Andr. K.**, der Gründer der großartigen Maschinenfabrik zu Mühlhausen, wurde daselbst 1830 zum Maire ernannt und machte sich als solcher sehr verdient um den öffentlichen Unterricht. Von 1832—34 saß er als Abgeordneter des Arrondissements Altkirch in der Kammer, wo er lebhaft das Ministerium Périer unterstützte; 1841 trat er als Deputirter von Mühlhausen an die Stelle seines Vetters. Seit der Februarrevolution hat er den öffentlichen Ämtern entsagt und lebt theils in seiner Vaterstadt, theils in Paris.

Köchly (Herm. Aug. Theod.), verdienter Philolog und Alterthumsforscher, geb. 5. Aug. 1815 zu Leipzig, wo sein Vater Buchhändler war, kam nach dessen Tode mit seiner Mutter 1822 nach Berlin, 1825 nach Grimma und besuchte hier 1827—32 die Landesschule, wo seine Neigung zur Philologie unter Wunder's Leitung Nahrung erhielt. Im Lateinischsprechen und Lateinischschreiben wohlgeübt, in Mathematik und Naturwissenschaften wenig unterrichtet und selbst gegen diese Disciplinen eingenommen, machte er seit Michaelis 1832 auf der Universität Leipzig unter Hermann gründliche grammatische und kritische Studien, bis er Ostern 1837 eine Anstellung an dem Progymnasium zu Saalfeld erhielt. Durch die praktische Pädagogik, auf die ihn dieser Wirkungskreis hinwies, erhielt seine philologische Einseitigkeit den ersten Stoß, von der er in Dresden, wohin er 1840 als Lehrer an die Kreuzschule berufen worden, allmälig immer mehr befreit wurde. Der Einfluß dort lebender ausgezeichneter Naturforscher, ein durch Ruge vermitteltes gründliches Studium der Hegel'schen Philosophie, endlich die mit immer größerm Bewußtsein geübte Pädagogik, die er namentlich auch bei dem ihm übertragenen lat. Privatunterricht der sächsischen Prinzen Ernst und Georg selbständig zu verwirklichen suchte, führten K., ohne seine philologischen und kritischen Studien aufzugeben, theils zu einer vielseitigern und tiefern Auffassung des Alterthums, theils erweckten sie das Streben, letzteres in seinen allgemein bedeutenden Momenten und Resultaten mit dem Leben und der Gegenwart selbst zu vermitteln. Belege dafür sind unter vielem Andern die „Vorlesung über Sophokles' Antigone" (Dresd. 1844) und die Schrift „Über das Princip des Gymnasialunterrichts der Gegenwart" (Dresd. 1845), welcher begründend und erläuternd „Zur Gymnasialreform" (Dresd. 1846) folgte. Anstatt des Lateinschreibens und Lateinsprechens verlangt K. eine möglichst ausgedehnte und zusammenhängende Lectüre, dann ein lebendiges und anschauliches Verständniß der alten Schriftsteller, endlich durch dieses Medium eine fruchtbare Einführung in das Alterthum selbst. Um namentlich in Sachsen praktische Resultate zu gewinnen, stiftete K. 1846 den dresdener Gymnasialverein, über dessen Thätigkeit die „Vermischten Blätter zur Gymnasialreform" (3 Hfte., Dresd. 1846—47) berichten. Im J. 1848 war K. vorzugsweise für die von allen Seiten gewünschte Organisation der Schulen thätig. Außer an den beiden Versammlungen der sächs. Gymnasiallehrer hatte K. an den allgemeinen sächs. Lehrerversammlungen, sowie der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung (28.—30. Sept.) zu Eisenach thätigen Antheil; auch wurde er im Dec. 1848 zugleich mit vier Andern mit Ausarbeitung eines Entwurfs zu einem allgemeinen Schulgesetze für das Königreich Sachsen beauftragt, den er später (Lpz. 1850) veröffentlichte. Im Febr. 1849 in die zweite sächs. Kammer gewählt, gehörte K. zur gemäßigten Linken. In Folge der Maikatastrophe 1849 zur Flucht genöthigt, lebte er, sich ausschließlich seinen philologischen Studien wieder zuwendend, bis Frühjahr 1850 in Brüssel, wo er den Pseudo-Manetho und Maximus (Par. 1851) und den Quintus Smyrnäus mit Prolegomenen und kritischen Anmerkungen (Lpz. 1850) herausgab, und siedelte Ostern 1851 nach Zürich über, wo er als Professor der griech. und röm. Literatur und Sprache Orelli's Nachfolger wurde. Außer mehren Programmen bearbeitete K. hier mit Rüstow die als vortrefflich anerkannte „Geschichte des griech. Kriegswesens" (Aarau 1852), welcher eine Sammlung auserlesener „Kriegsschriftsteller der Griechen" mit deutscher Übersetzung und Anmerkungen folgen soll.

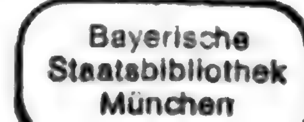
Kock (Charles Paul de), franz. Romanschriftsteller, Bühnen- und Liederdichter, Bruder eines holl. Generals und Ministers und Sohn eines holl. Bankiers, wurde 1796 zu Passy bei Paris geboren. Er war zuerst Commis in einem pariser Bankierhause, wurde nachher Literat und schrieb Romane, die ihm eine große Popularität verschafften. Seit beinahe vierzig Jahren, wo er das Publicum beschäftigt, hat seltener Weise die günstige Aufnahme, die er gefunden, nicht abgenommen; er macht noch heute so viel Glück als am ersten Tage. K. ist der Liebling des franz. Leihbibliothekenpublicums und überhaupt einer der gelesensten Autoren der Gegenwart in ganz Europa. In Frankreich bildet er die Leiblectüre der Leute aus den Ständen, welche er geschildert und gründlich studirt hat. Vornehme Damen kosten ihn nur im Geheimen und würden sich schämen, wenn ein Gast bei ihnen diese Romane irgendwie und irgendwo zu Gesicht bekäme. K. ist im Auslande fast noch gesuchter und jedenfalls geschätzter als in seinem Vaterlande. Fremde Kritiker haben sich in ihren Urtheilen selbst so weit vergriffen, daß sie in diesen Schriftsteller einen Hauptrepräsentanten der neuern franz. Romandichtung erkannt und ihm einen Ehrenplatz in der eigentlichen Literatur eingeräumt haben, wo die franz. Kritik ihn nie als vollzählig zugelassen und ihm auch wirklich keine Stelle gebührt. Fast alle seine Schriften sind gewöhnlich drei bis vier mal ins Deutsche, Englische und Spanische übersetzt. Doch glänzen die Romane keineswegs durch den Stil, der durchweg ganz platt und unliterarisch, noch durch die

Handlung, die sehr mittelmäßig angelegt, schlecht durchgeführt und höchst uninteressant, noch durch philosophische Weltanschauung, die auch im Allergeringsten nicht vorhanden ist. Diese gemeinen Lebensscenen, diese lustigen Schwänke ohne derben Witz, diese trivialen Späße und flachen Zoten haben vielmehr in und außer Frankreich angezogen, bezaubert, weil K. ein treuer Naturbeobachter und oft ein geschickter Bambocciadenmaler ist. Man findet in seinen Büchern ein höchst prosaisches, aber lebendiges Gemälde von dem Leben und Treiben der Ladendiener und Modistinnen, der Studenten und Grisetten, der Unteroffiziere und Köchinnen, der Bedienten und Stubenmädchen, der kleinen Spießbürger und gemeinen Soldaten. Was gewisse vertraute Gespräche und ungezwungene Reden absonderlich Plattes und Lächerliches an sich haben, hat er glücklich aufgefaßt und ungeschminkt wiedergegeben. Er hat in die geheimsten Speisezimmer der wohlfeilen pariser Eßanstalten hineingehorcht, mit Pensionirten und Rentenisten im Kaffeehause Domino und im Grünen Bossel oder andere kleine Gesellschaftsspiele gespielt; er hat nette Bürgersleute und deren Familie bei ihren Spaziergängen vors Thor begleitet, mit Krämern und Boutiquiers oft gespeist und geplaudert, ihre Frauen, ihre Kinder, ihre Mägde und Hausthiere in seine nähere Bekanntschaft hineingezogen; er kennt ihren Winter- und Sommeranzug, ihre Schlafmützen und Nachthauben, ja sogar ihre Betten und Stühle, die nicht im Visitenzimmer stehen. Auch ist er von allen Liebeshändeln und sonstigen geheimen Intriguen, die zwischen der Stern- und Thronbarrière in Paris unter Kinderwärterinnen und Rekruten angesponnen werden, ganz genau unterrichtet. Alles Das gibt in seinen Romanen den Stoff zu allerhand possirlichen Auftritten und Verwickelungen, die aber nur das kleine Verdienst haben, daß das Komische und Groteske darin sich stets innerhalb der Grenzen der gemeinen Naturprosa hält und sich nie ins Gebiet der poetischen Wahrheit versteigt. K. hat, wie man wol zu sagen pflegt, zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen; er hat einen Theil seiner Romane zu Vaudevilles verarbeitet und sich in diesem dramatischen Fache mit demselben Erfolge wie im Romane versucht. Auch ist er Verfasser von Chansons, die viel gesungen und bei allen bürgerlichen Hochzeitschmäusen aufgetischt werden. Von seinen sämmtlichen Werken gibt es verschiedene Ausgaben, sogar eine Prachtausgabe; die neueste Gesammtausgabe ist bei dem Romanverleger, Gustave Barba, in 56 Octavbänden (1844—45) erschienen. — K.'s Sohn, **Henri de K.**, ist ebenfalls fruchtbarer Romanschriftsteller und Bühnendichter und folgt als solcher ganz getreu den Fußstapfen seines Vaters.

Kocytus (griech. Kokytos) hieß ein Fluß in Epirus, der aus den auf dem Pindus sich sammelnden Schneemassen entstand, lange unter der Erde fortlief und sich endlich in den Acherusischen See ergoß. Kocytus hieß ferner der Strom der Unterwelt, eigentlich der Strom der Wehklage, ein Arm des Styx, der sich mit dem Pyriphlegethon in den Acheron ergießt. Bei Virgil fällt umgekehrt der Acheron in den Kocytus. Gewöhnlich steht er mit Charon's Nachen in Verbindung, welcher die abgeschiedenen Seelen über denselben führt.

Kodrus, ein Sohn des Melanthos, Athens letzter König, rettete der gewöhnlichen Sage nach um 1068 v. Chr. durch freiwillige Aufopferung sein Vaterland. Als nämlich die Athener mit den Dorern, die aus dem Peloponnes eingefallen waren, in einen Krieg verwickelt wurden, erklärte das Orakel, daß sie siegen würden, wenn sich ihr König von den Feinden tödten lasse, worauf K., als Bauer verkleidet, mit den Dorern muthwillig in einen Streit sich einließ und von ihnen getödtet wurde. Einer seiner Söhne, Medon, wurde sogleich nach dem Tode des K. unter dem Vorgeben, daß nun Keiner mehr würdig sei, einem solchen Manne als König zu folgen, zum lebenslänglichen Archon (s. d.) ernannt.

Koekkoek (Bernard Cornelius), einer der vorzüglichsten neuern holl. Landschaftsmaler, wurde 11. Oct. 1803 zu Middelburg in Holland geboren und ist der Sohn des noch lebenden Marinemalers **Joh. Herm. K.** (geb. 1778). Vorherrschende Neigung führte ihn der Landschaftsmalerei zu, und die großen Meister, welche Holland in diesem Fache hervorgebracht hat, dienten ihm während seines dreijährigen Aufenthalts in Amsterdam als Vorbild und Muster. Unter den lebenden niederl. Landschaftsmalern waren es besonders Schelfhout und van Oos, deren Unterricht er genoß. Seine Bilder sind außerordentlich gesucht. Was seine Werke besonders auszeichnet, ist die große Treue in der Wiedergebung der Natur, vereint mit einer seltenen Poesie der Auffassung. Während er sich in ersterer Beziehung den ältern Meistern der holl. Schule vollkommen ebenbürtig anschließt, übertrifft er sie an Fülle und Poesie der Erfindung und einer Selbständigkeit der Darstellung, die den getreuesten und bis in die kleinsten Details genauen Darstellungen der Natur ein eigenthümliches künstlerisches Leben einzuhauchen weiß. Gegen-



wärtig lebt er in Kleve, wo man ihm die Errichtung der dortigen Zeichenschule verdankt. Von ihm erschienen 1841 in Amsterdam „Erinnerungen und Mittheilungen eines Landschaftsmalers". Von seinen drei jüngern Brüdern, die sämmtlich der Kunst sich gewidmet und eines guten Rufs genießen, leben noch **Marinus Adrian K.** in Hilversum und **Hermann K.** zu Amsterdam.

Kohäry, eins der reichsten ungar. Magnatengeschlechter, wurde 1816 in den Fürstenstand erhoben und erlosch im Mannsstamme mit dem Fürsten **Franz Joseph**, geb. 7. Sept. 1766, gest. 27. Juni 1826. Aus seiner Ehe mit der noch lebenden Gräfin Marie Antonie von Waldstein-Wartenberg hinterließ er eine einzige Erbtochter, **Antonie**, geb. 2. Juli 1797, die sich 1816 mit dem Herzog von Sachsen-Koburg, geb. 28. März 1785, gest. 27. Aug. 1851 als östr. General der Cavalerie, vermählte und mit ihm vier Kinder zeugte: **Ferdinand**, geb. 29. Oct. 1816, Gemahl der Königin von Portugal; **August**, geb. 13. Juni 1818, königl. sächs. Generalmajor, Gemahl der franz. Prinzessin Clementine; **Victoria**, geb. 14. Febr. 1822, Gemahlin des Herzogs von Nemours, und **Leopold**, geb. 31. Jan. 1824, Major in östr. Diensten.

Kohëlet oder **Prediger** (Ecclesiastes), d. i. Volksredner, Volkslehrer, heißt ein dem König Salomo zugeschriebenes Buch des alttestamentlichen Kanons, dessen unbekannter Verfasser aber in der Zeit nach dem Exil zu suchen ist. Er bekundet sich als einen vielerfahrenen Welt- und Menschenkenner, der, an der Naturseite des Lebens hangend, zu der Überzeugung gelangte, daß Alles dem Wechsel unterworfen und nichtig sei. Diese als wahr und in ihrer praktischen Wichtigkeit zu erweisen, scheint die Haupttendenz des Buches zu sein. Die besten Commentare schrieben Knobel (Lpz. 1836), Ewald (in „Die poetischen Bücher des Alten Bundes", Bd. 4, Gött. 1837) und Hitzig (Lpz. 1847).

Kohl (Brassica) ist der Name einer zu den Cruciferen gehörenden Pflanzengattung, die sich durch die mit nur einem einzigen deutlichen Mittelnerv durchzogenen Klappen der Schote, einreihige Samen in jedem Fache und die rinnig zusammengefalteten Samenlappen unterscheidet. Mehre Arten sind für den Landbau wichtig und unter ihnen besonders der **Garten-** oder **Gemüsekohl** (B. oleracea), der auch hauptsächlich mit dem Namen Kohl bezeichnet wird und sich durch lange, lockere Blütentrauben, lauter gerade, aufrechtstehende Staubgefäße und die am Grunde nicht herzförmigen obern Stengelblätter unterscheidet. Er wird in zahlreichen Varietäten cultivirt, die meistens noch in zwei Farben (grün und violett oder roth) vorkommen und eingetheilt werden können: 1) in solche, deren Blütenknospen zur Speise dienen, wie **Blumenkohl** oder **Käskohl** (B. oleracea botrytis) und **Spargelkohl** oder **Broccoli** (B. oleracea botrytis asparagoides); 2) in solche, deren in Köpfe zusammenschließende Blätter zur Speise dienen, wie der **Kopfkohl** oder **das Kraut** (B. oleracea capitata) mit seinen zahlreichen Abarten, wie Weißkraut, Rothkraut, Zuckerhut- oder Spitzkraut, Yorker Kraut, Erfurter Kohl, Riesenkohl u. s. w.; ferner der **Savoyerkohl**, **Wirsing** oder **Welschkraut** (B. oleracea Sabauda) und der **Rosenkohl** oder **Sprossenkohl** (B. oleracea gemmifera); 3) in solche, deren zur Speise dienende Blätter nicht in Köpfe zusammenschließen, wie der **Blattkohl** (B. oleracea acephala), der **Grün-** und **Braunkohl** (B. oleracea laciniata), gefranzte Braunkohl oder Federkohl oder **Plumagekohl** (B. oleracea sabellica), der **Krauskohl** (B. oleracea selenisia); 4) in solche, deren Stengel über der Erde in einen faustgroßen Knollen anschwillt, wie der **Kohlrabi** oder die **Kohlrabe** oder **Kohlrübe** (B. oleracea gongylodes). Dieses für unsere Haushaltung so wichtige Gewächs wächst im wilden Zustande an den Seeküsten von Frankreich und England und ist dann ästig, während die cultivirten Varietäten einen einfachen Stengel haben. Es wird schon seit den ältesten Zeiten cultivirt; denn auch die alten Griechen und Römer bauten Kohl. Zu dieser Gattung gehört auch noch der Rübsen (s. d.) und der Raps (s. d.) oder Reps, die gleichfalls in mehren Varietäten angebaut werden.

Kohl (Joh. Georg), einer der ausgezeichnetsten Reiseschriftsteller der Gegenwart, geb. 28. April 1808 zu Bremen, wo sein Vater Kaufmann war, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium und widmete sich seit 1828 zu Göttingen, Heidelberg und München den Rechtswissenschaften. Als jedoch noch vor der völligen Beendigung seiner Studien der Vater gestorben war, nahm er den Antrag an, in die Familie des Barons Manteuffel auf Zierau in Kurland als Erzieher einzutreten. In dieser Stellung, sowie nachher in der Familie des Grafen Medem auf Elley verlebte er fünf Jahre und lernte während dieses Aufenthalts Kurland in den verschiedensten Richtungen kennen. Hierauf reiste er durch Livland nach Dorpat und Petersburg, wo er fünf Monate blieb, ging dann über Moskau nach dem Süden Rußlands und kehrte 1838 nach Deutschland zurück. Hier fand er bald Gelegenheit, einen Theil seiner in Rußland gesammelten Notizen und Erfahrungen in den Schrif-

ten „Petersburg in Bildern und Skizzen" (2 Thle., Dresd. und Lpz. 1841; 2. Aufl., 3 Thle., 1846), „Reisen im Innern von Rußland und Polen" (3 Thle., Lpz. 1841), „Reisen in Südrußland" (2 Thle., Dresd. und Lpz. 1841; 2. Aufl., 3 Thle., 1846—47) und „Die deutsch-russ. Ostseeprovinzen (2 Thle., Lpz. 1841) zu veröffentlichen. Durch diese Schriften, welche den allgemeinsten Beifall fanden, bewährte K. seine vorzügliche Befähigung zum Reisenden und Reisebeschreiber. Seit 1838 lebte er zu Dresden, wohin er auch immer wieder von seinen verschiedenen Ausflügen nach Ungarn, England, Holland, Dänemark, Frankreich, der Schweiz, Dalmatien u. s. w. zurückkehrte. Die Zwischenzeiten benutzte er theils zu eingehenden geographischen und historischen Studien, theils zur Ausarbeitung seiner Reisebemerkungen. Aus letztern gingen hervor: „Hundert Tage auf Reisen in den östr. Staaten" (2 Thle., Dresd. und Lpz. 1842), an die sich die „Reise in Ungarn" (2 Thle., Dresd. und Lpz. 1842) und die „Reise in Steiermark und dem bair. Hochlande" (Dresd. und Lpz. 1842) unmittelbar anschlossen; ferner „Reisen in England" (3 Thle., Dresd. und Lpz. 1844), „Reisen in Schottland" (2 Thle., Dresd. und Lpz. 1844) und „Reisen in Irland" (2 Thle., Dresd. und Lpz. 1843), mit denen „Land und Leute der brit. Inseln" (3 Bde., Dresd. und Lpz. 1844), interessante Beiträge zur Charakteristik Englands und der Engländer, in Verbindung stehen; „Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein" (2 Bde., Lpz. 1846), die nebst „Die Menschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein" (3 Bde., Lpz. 1846) und „Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und dän. Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig" (Stuttg. 1847) reiches Material zur Beurtheilung der Zeitfragen boten; „Alpenreisen" (3 Bde., Lpz. 1849—51); „Reisen in den Niederlanden" (2 Bde., Lpz. 1850); „Reise nach Istrien, Dalmatien und Montenegro" (2 Bde., Dresd. 1851); „Reisen im südöstlichen Deutschland" (2 Bde., Lpz. 1852). K. ist Tourist im eigentlichen Sinne des Worts, doch begnügt er sich nicht, die ersten zufälligen Eindrücke mehr oder weniger geistreich zu verarbeiten, sondern mit einer weit ausgebreiteten allgemeinen Bildung, ungewöhnlicher Beobachtungsgabe und seltener Erfahrung ausgerüstet, ist er bestrebt, in die Verhältnisse der Länder und Völker, die er besucht, wirklich einzudringen, und es gelingt ihm bei seiner schönen Darstellungsgabe, dieselben Dem, der sie kennt, wie Dem, der sie nicht kennt, in gleich unterhaltender, ansprechender und belehrender Weise vorzuführen. Dies gilt auch selbst von seinen Reisewerken aus späterer Zeit, welche gegen die frühern einen minder großen Reichthum an berührten Gegenständen bemerken lassen. Als reife Früchte seiner eindringenden geographischen und historischen Studien sind „Der Verkehr der Menschen in seiner Abhängigkeit zu der Erdoberfläche" (Dresd. 1841) und „Der Rhein" (2 Bde., Lpz. 1851) zu betrachten; letzterm wird ein ähnliches über „Die Donau" folgen, das von dem Östreichischen Lloyd zu Triest 1853 herausgegeben wird. Seit Jahren hat K. zu einer „Entdeckungsgeschichte von Amerika" die reichsten Materialien gesammelt. Außer „Skizzen aus Natur- und Völkerleben" (2 Thle., Dresd. 1851) veröffentlichte K. noch „Aus meinen Hütten" (2 Bde., Lpz. 1852), eine Reihe geistreicher Essais, welche der Neigung ihres Verfassers zur Betrachtung von Seelenzuständen und zur Selbstbeobachtung ihren Ursprung verdanken. Mit seiner Gattin Ida K. gemeinschaftlich schrieb er „Englische Skizzen" (3 Thle., Lpz. und Dresd. 1845); Letztere allein ist Verfasserin von „Paris und die Franzosen" (3 Thle., Lpz. 1845).

Kohle, im reinen Zustande Kohlenstoff, eins von den vier Elementen, aus denen alle organischen Körper zusammengesetzt sind, bleibt bei Erhitzung solcher Körper, die nicht Sauerstoff genug enthalten, um alle Kohle zu verbrennen, als poröse Masse zurück und bildet auch den schwarzen Rückstand bei allmäliger Zersetzung organischer Körper. Die großen Ablagerungen von Kohle, welche sich in verschiedenen Theilen der Erdrinde befinden, verdanken solchen Zersetzungsprocessen ihre Entstehung. Dagegen ist der organische Ursprung bei dem Graphit, welcher ein wenig Eisen enthält, und dem Diamant, welcher chemisch-reiner krystallisirter Kohlenstoff ist, nicht nachgewiesen und nicht einmal wahrscheinlich. Die Kohle zeigt sehr verschiedene Eigenschaften je nach ihrer Gewinnungsart. Die durch Verkohlung organischer Körper im Großen erhaltene Kohle ist nie reiner Kohlenstoff, sondern enthält stets noch Reste von Sauerstoff- und Wasserstoffverbindungen (wie die Holzkohle), von Kohlenwasserstoffen (wie die Steinkohle) und von Stickstoffverbindungen und phosphorsauerm Kalk und andern mineralischen Bestandtheilen (wie die Thierkohle und Knochenkohle). Die Holzkohle ist die poröseste und zeigt noch die Structur des Holzes, aus dem sie entstanden ist. Am reinsten erhält man diese Form der Kohle durch Verkohlung von reinem Zucker (Zuckerkohle) oder durch Verbrennung von Öl

und Sammlung des Rußes (Lampenschwarz, Tusche, in weniger reiner Form Kienruß). Durch starkes Ausglühen in fast vollständig verschlossenen Gefäßen nach vorgängiger Behandlung mit Säuren kann man alle diese Formen der Kohle reinigen. Sie stellen dann ein schwarzes, nach langem Glühen zuweilen zu ziemlich harten Stücken zusammengebackenes, völlig amorphes glanzloses Pulver dar, welches auf keine Weise künstlich zum Krystallisiren zu bringen ist, da es nicht aufgelöst werden kann. Die zweite Form des Kohlenstoffs ist die undurchsichtige, stahlgraue, rhomboëdrisch-krystallinische, welche sowol der natürliche **Graphit** als der in den Eisenhohöfen in Folge der großen Erhitzung des Kohlenstoffs sich in Ritzen absetzende, auch im Innern des Gußeisens nicht selten ausscheidende künstliche Graphit zeigt. Das specifische Gewicht des Graphits ist 1,8—2,09. Die dritte Form endlich ist die farblose, wasserhelle, octaëdrisch krystallisirte, stark lichtbrechende, von 3,5 specifischem Gewicht, der Diamant (s. d.). In der neuern Zeit ist es gelungen, den Diamant vermittelst starker galvanischer Batterien zu erweichen und in Graphit und in gewöhnliche Kohle überzuführen. Es ist aber bis jetzt nicht möglich gewesen, Graphit oder Kohle in Diamant umzuwandeln und letztern künstlich darzustellen. Allen Formen gemeinschaftlich ist die Unauflöslichkeit in allen Auflösungsmitteln ohne Ausnahme und die Verbrennlichkeit. Letztere ist allerdings um so bedeutender, je lockerer die Aggregation ist, daher sie am Diamant erst ziemlich spät nachgewiesen wurde. Man weiß aber jetzt, daß Diamant bei mäßiger Glühhitze in einem Strome von Sauerstoffgas vollständig und ohne etwas zu hinterlassen zu Kohlensäure verbrennt. Wenn Kohle verbrennt, so bilden sich zwei gasförmige Verbindungen mit Sauerstoffgas; die erste, das **Kohlenoxydgas**, entsteht nur bei nicht völlig zureichendem Luftzutritt und geht beim Anzünden an der Luft durch Verbrennung mit schwachblauer Flamme in die zweite über. Das Kohlenoxyd bildet mit Kohlensäure der Luft beigemengt Das, was man im gemeinen Leben **Kohlendunst** nennt und in Localen, wo bei unvollkommenem Luftwechsel Kohle oder kohlehaltige Substanzen verbrennen, häufig Schwindel, Ohnmacht und sogar Erstickung für die sich darin aufhaltenden Personen zur Folge hat. Von dem Gehalte an Kohlenoxyd hängt es auch ab, daß die aus Hohöfen entweichenden Gase noch brennbar sind und sich zum Theil von selbst an der Luft entzünden (**Gichtflamme**), und daß man die dabei entwickelte Hitze noch nützlich anwenden kann. Das zweite gasförmige Oxyd der Kohle, welches sich stets bei vollständiger Verbrennung bildet, ist die **Kohlensäure** (s. d.).

Die Anwendung der Kohle anlangend, so ist die Benutzung der Diamanten als Schmuck, zu optischen Linsen, zum Glasschneiden u. s. w. bekannt, ebenso die Anwendung des Graphits zu Schmelztiegeln und zu Bleistiften. Die gewöhnlichen Formen der Kohle dienen als Brennmaterial, wobei sie vor dem unverkohlten Holze den Vortheil haben, frei von Wasser und von andern flüchtigen, durch ihre Verflüchtigung Wärme absorbirenden Bestandtheilen zu sein. Sie sind dabei im Allgemeinen um so wirksamer, je dichter sie sind, erfodern aber auch einen um so intensivern Luftstrom zur vollständigen Verbrennung. Außerdem ist der Gehalt der Kohlen an Asche, und die Fähigkeit dieser Asche, zu schmelzen oder nicht, von großem Einfluß auf die Anwendbarkeit als Brennmaterial. Man verkohlt gegenwärtig nicht blos Holz im Großen zu diesem Zwecke (s. **Verkohlung**), sondern auch Torf und Steinkohlen, welche letztere durch Erhitzung von schwefeligen und flüchtigen Theilen befreit und in Coaks (s. d.) verwandelt werden. Eine von flüchtigen Bestandtheilen freie Kohle brennt nie mehr mit Flamme, sondern blos mit intensivem Glühen; wo daher eine mehr oder minder lange Flamme in der Absicht liegt oder nicht schadet, da sind die rohen Brennmaterialien den verkohlten vorzuziehen. Nächst ihrer Verbrennlichkeit hat aber die Kohle in ihrer porösen Form eine äußerst wichtige Eigenschaft, die Fähigkeit, aus Auflösungen, welche mit Kohle gekocht oder durch Schichten grob pulverisirter Kohle filtrirt werden, färbende und riechende Stoffe, sowie die meisten Metallsalze zu entfernen und in ihren Poren aufzunehmen. Darauf gründet sich die Anwendung der Kohle als Entfuselungsmittel des Branntweins, Entfärbungsmittel der Zuckersyrupe u. s. w. Holzkohle und thierische Kohle stehen sich hierin ziemlich gleich; nur erlangt die letztere durch den Gehalt an phosphorsauerm Kalk einen gewissen Vorzug als Entfärbungsmittel. Man wendet daher in den Zuckerfabriken nur Knochenkohle an, zum Entfuseln der Branntweine dagegen Holzkohle. Dieselbe Quantität Kohle kann natürlich nur eine gewisse Zeit zur Erreichung des Zwecks dienen, weil sie sich mit den aufgenommenen Stoffen sättigt; man ist aber im Stande, solche untauglich gewordene Kohle wieder tauglich zu machen, wenn man sie auswäscht, trocknet und kurze Zeit auf glühenden Eisenplatten erhitzt. Durch diese sogenannte Wiederbelebung der Kohle, wobei man die aufgenommenen Stoffe durch Glühen oder durch Gährung zerstört, ist die Consumtion der Zuckerfabriken an diesem ziemlich kostspieligen Artikel sehr vermindert wor-

den. Die Kohle absorbirt aber nicht allein aufgelöste Stoffe, sondern auch Gasarten und verdichtet dieselben in ihren Zwischenräumen so bedeutend, daß dadurch Veranlassung zu Temperaturerhöhung gegeben wird, die zuweilen bis zur Entzündung steigen kann. Die nicht seltenen Selbstentzündungen von Kohlenhaufen haben hierin ihren Grund. Man benutzt dieser Fähigkeit wegen grob gepulverte Kohle auch zur Absorption riechender Dämpfe, sowie in der Schnellessigfabrikation, wobei der in den Poren der Kohle condensirte Sauerstoff die Umwandlung des Weingeistes in Essig bewirkt. Die Holzkohle wirkt besonders stark fäulnißwidrig. Fleisch, Fische u. s. w. in Kohlenpulver eingepackt, halten sich lange unverändert; übelriechendes, faules Wasser durch Holzkohle filtrirt, wird klar und genießbar, daher Wasser in inwendig verkohlten Fässern lange frisch bleibt.

Kohle und Wasserstoff haben bis jetzt nicht direct miteinander vereinigt, sondern nur auf Umwegen dargestellt werden können. Zahlreiche Verbindungen dieser **Kohlenwasserstoffe** kommen theils fertig gebildet in der Natur vor, theils können sie künstlich aus organischen Stoffen dargestellt werden. Von den erstern gehören die meisten der Pflanzenwelt an und bilden, wie das Terpentinöl, Citronenöl, Bestandtheile vieler ätherischen Öle und Balsame. Andere Kohlenwasserstoffe, wie das Steinöl und mehre fossile Harze, finden sich im Mineralreich, scheinen indessen ebenfalls organischen Ursprungs zu sein. Zwei gasförmige Kohlenwasserstoffe sind das Grubengas (s. d.) und das schwere Kohlenwasserstoffgas oder ölbildende Gas, welches sich bei der trockenen Destillation aller organischen Stoffe bildet und den leuchtenden Bestandtheil des brennenden Leuchtgases ausmacht.

Kohlenbrennerei, s. Verkohlung.

Kohlensäure oder **Fixe Luft** heißt die gasförmige Verbindung des Kohlenstoffs mit Sauerstoff, welche sich allemal bildet, wenn Kohle vollständig verbrennt, sei dies direct an der Luft, oder im Sauerstoffgase, oder durch Verpuffung mit Salpeter u. s. w. Sie entwickelt sich in vulkanischen Gegenden zuweilen aus Spalten der Erde, z. B. in der Hundsgrotte (s. d.) bei Neapel, ist in großer Menge in gewissen moussirenden Mineralwässern, den sogenannten Säuerlingen, aufgelöst, bildet sich bei der Gährung zuckerhaltiger Flüssigkeiten und bewirkt, wenn sie in Flüssigkeiten zurückgehalten wird, das sogenannte Perlen oder Moussiren derselben. Sie bildet sich ferner beim Athmen der Menschen und Thiere und bei der Verwesung und Fäulniß, sie findet sich endlich in der atmosphärischen Luft. Die Kohlensäure ist in Verbindung mit Alkalien, Erden und Metalloxyden, besonders in Verbindung mit Kalk in den verschiedenen Formen des natürlichen kohlensauern Kalks in der größten Menge in der festen Erdrinde vorhanden. Um sie rein darzustellen, bedient man sich am besten des natürlichen kohlensauern Kalks (der Kreide oder des Marmors), welche man mit Salzsäure oder Schwefelsäure übergießt, um die Kohlensäure auszutreiben. Sie ist ein farbloses, stechend riechendes, säuerlich schmeckendes Gas, 1½ mal so schwer als atmosphärische Luft, daher sie in allen Räumen, wo sie sich ansammelt, dies vom Boden aus thut, wie denn z. B. in der Hundsgrotte ein aufrecht stehender Mensch nichts bemerkt, ein Hund aber erstickt; daher die Gefahr des Fallens in Gährbottiche u. s. w. Des hohen specifischen Gewichts wegen kann man die Kohlensäure aus einem Gefäße in ein anderes gießen, was man an dem Verlöschen eines brennenden Lichts, über welches man Kohlensäuregas gießt, zeigen kann. Das Gas löst sich in Wasser auf, und zwar nimmt das Wasser stets so viel mal sein eigenes Volumen Kohlensäure auf, als der Druck der Atmosphäre beträgt. Daher die Säuerlinge sich in der Tiefe unter einem bedeutenden Drucke mit einem Übermaße des Gases beladen, der dann an der Luft unter vermindertem Drucke in Blasen entweicht. Künstliche Mineralwässer können daher nur dargestellt werden, indem man unter sehr hohem Drucke in starken Gefäßen das Wasser mit Kohlensäure sättigt, wie dies in den bekannten Gaserzeugungsapparaten geschieht. Moussirende Getränke läßt man in verschlossenen Gefäßen gähren, welche dem fünf- bis sechsfachen Atmosphärendrucke widerstehen können; so den Champagner und das Ingwerbier (ginger beer) der Engländer. Die Auflösungen der Kohlensäure verhalten sich in Geschmack und sonst als eine schwache Säure und sättigen daher Alkalien. Doch wird die Kohlensäure aus ihren Salzen durch fast alle andern Säuren unter Aufbrausen in Gasgestalt wieder ausgetrieben. Dies ist auch das beste Erkennungsmittel kohlensauerer Salze. Unter sehr starkem Drucke, etwa 36 Atmosphären, und mit Unterstützung künstlicher Kälte verwandelt sich das Kohlensäuregas in eine farblose Flüssigkeit (comprimirte Kohlensäure), welche natürlich nur in festen Gefäßen und bei niederer Temperatur als solche bestehen kann, bei jeder Erwärmung und bei Wegnahme des Drucks aber äußerst schnell unter starker Kälteentwickelung wieder zu Gas wird. Die dabei entwickelte Kälte ist so groß, daß, wenn man

flüssige Kohlensäure in einem dünnen Strahle in einen Glasballon ausströmt, derselbe sich mit weißen, dem Schnee ganz ähnlichen Flocken erfüllt, die nichts Anderes sind als fest gewordene Kohlensäure. In dieser festen Kohlensäure ist die Cohäsion so stark, daß dieselbe sehr ruhig und viel langsamer verdampft als die flüssige Kohlensäure. Bringt man etwas von der festen Kohlensäure auf die Hand, so entsteht eine weiße Blase und nachher eine Wunde, ganz so, als ob man sich verbrannt hätte. Ein Gemisch solcher fester Kohlensäure mit Äther gibt die größten künstlichen Kältegrade, die man kennt (— 95 bis — 98° C.). Thilorier hat diese Eigenschaften der Kohlensäure entdeckt und Natterer in Wien neuerdings die Darstellung der festen Kohlensäure sehr vereinfacht. Man kann sich der flüssigen Kohlensäure als thermometrischer Substanz für sehr niedere Temperatur bedienen und hat auch schon an die mechanische Benutzung ihrer Expansionskraft gedacht; doch sind dazu so feste Gefäße nöthig, daß daran bis jetzt größere Versuche gescheitert sind. Das Kohlensäuregas kann das Athmen nicht unterhalten und wird erstickend. Im Magen dagegen äußert es beruhigende, krampfstillende Wirkungen und wird bekanntlich in Form der Auflösung in Mineralwässern (natürlichen und künstlichen) oder in Gestalt von Brausepulver (s. d.) als kühlendes, beruhigendes Mittel theils diätetisch, theils wirklich medicinisch in vielfachen, besonders chronischen Krankheitszuständen der Organe der Brust und des Unterleibs vielfach angewendet. Im Übrigen kann das in diesem Falle oft nur durch Verbrennung von Kohlen entwickelte Kohlensäuregas technisch zur Darstellung kohlensauerer Salze, wie des Bleiweißes und des doppelt kohlensauern Natrons, zur Abscheidung von Kalk und andern Basen, die mit Kohlensäure unlösliche Salze bilden, u. s. w. dienen. Arbeiten mit Stoffen, welche der Einwirkung des Sauerstoffs entzogen werden müssen, pflegen die Chemiker in mit Kohlensäure gefüllten Apparaten vorzunehmen. Der Nutzen der Kohlensäure bei dem Assimilationsprocesse der Pflanzen ist ein unübersehbarer. Bedenkt man, welche Quantität Kohlenstoff erfoderlich ist, um die ungeheuere Menge von Holz, Getreide, Gras u. s. w. zu bilden, welche sich jährlich erzeugt, so gelangt man zur Überzeugung, daß es der Kohlenstoff der in der Luft enthaltenen Kohlensäure sein muß, den die Respirationsorgane der Pflanzen aufnehmen und der in der lebenden Pflanze unter Mitwirkung des Lichts eine Zersetzung auf die Weise erleidet, daß der Kohlenstoff von der Pflanze zurückgehalten und zu organischen Gebilden verarbeitet wird, während der von dem Kohlenstoff getrennte Sauerstoff gasförmig entweicht und in die Atmosphäre hinaustritt. Die Kohlensäure spielt ferner bei der Aufnahme der zum Leben der Pflanze nothwendigen mineralischen Bestandtheile den Vermittler. So kann z. B. der phosphorsauere Kalk in die Pflanze nur durch kohlensäurehaltiges Wasser gelöst gelangen.

Kohlhaas (Michael), ein Roßkamm aus der Altmark, geb. 1521, der, da er gegen ungerechte Behandlung kein Recht zu finden vermochte, sich dasselbe selbst verschaffte, freilich aber auch nun weiter ging, als recht war. Als er einst mit seinen Pferden auf die leipziger Messe ziehen wollte, wurde er von den Leuten des Junkers Tronka wegen Mangels an Ausweis aufgehalten, nach der Tronkaburg gebracht und hier durch den Junker und dessen Genossen ohne alles Gehör genöthigt, zwei seiner schönsten Pferde nebst einem Knecht zurückzulassen. Dies hätte nun weiter nichts zu bedeuten gehabt; allein der Junker ließ die Pferde zu den schwersten Arbeiten gebrauchen und halb verhungern, den Knecht aber zum Thor hinauswerfen. Kaum hatte K. solches erfahren, als er nach der Tronkaburg zurückkehrte, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, wobei er nur Schimpf und Hohn erntete. Sofort reichte er nun eine Klage gegen den Junker in Sachsen ein und, da hier mächtige Verwandte des Junkers die Sache zu unterdrücken wußten, beim Kurfürsten von Brandenburg, wo aber die Sache wieder in die Hände von Tronka's Schwager kam und ebenso wenig Erfolg hatte. Empört darüber, kein Recht finden zu können, verkaufte nun K. seine Besitzungen und ließ dem Junker einen Absagebrief zugehen. Mit geworbenen Leuten nahm er dessen Burg und brannte sie nieder. Nur durch einen Zufall entging ihm der Junker, auf dessen Gefangennehmung er es ganz eigentlich abgesehen hatte. Hierauf sengte und brennte er in Wittenberg, wohin sich Tronka zunächst geflüchtet, Dresden, Leipzig und anderwärts, bis Luther ihn in einem Briefe auf das Unrecht seiner Handlungsweise mit kräftigen Worten aufmerksam machte, worauf er seine Leute entließ und von Lützen aus, wo er im dasigen Schlosse damals Residenz hielt, sich zu Luther nach Wittenberg begab. Unter kurfürstl. Geleit ging er nun nach Dresden. Doch man hielt ihm nicht das Geleit, machte ihm den Proceß, und schon sollte er hingerichtet werden, als sein Landesherr, der Kurfürst von Brandenburg, seine Auslieferung verlangte. Letzterer schaffte ihm nun volles Recht gegen den Junker. Nachdem aber solches geschehen, wurde ihm auf kaiserl. Requisition der Proceß wegen Landfriedensbruch gemacht und er zu Potsdam enthauptet. Der Stoff wurde mehrfach poetisch bearbeitet, unter Andern auch von Kleist und von Maltitz.

Kohlrausch (Heinr. Friedr. Theod.), Oberschulrath und Generalinspector der gelehrten Schulen in Hannover, geb. 15. Nov. 1780 zu Landolfshausen bei Göttingen, studirte in Göttingen Theologie und trat 1802 als Hofmeister in das Haus des dän. Gesandten zu Berlin, des Grafen Baudissin. Hier hörte er nebenbei Vorlesungen bei Fichte und A. W. von Schlegel und hielt sich dann 1805—10 mit seinem Zöglinge, dem Grafen Wolf Baudissin, auf den Universitäten zu Kiel, Heidelberg und Göttingen auf. Nach Auflösung dieses Verhältnisses wurde K. 1810 Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Barmen bei Elberfeld und 1814 Lehrer am Gymnasium zu Düsseldorf. Diese Zeit war auch die Zeit seiner hauptsächlichsten schriftstellerischen Thätigkeit. Damals schrieb er „Die Geschichte und Lehre der Heiligen Schrift" (21. Aufl., Halle 1851) und das dazu gehörige „Handbuch für Lehrer höherer Schulen beim Gebrauch der Geschichte u. s. w." (Halle 1811; 3. Aufl., 1820), sowie die „Anleitung für Volksschullehrer u. s. w." (4. Aufl., Halle 1837); ferner seine geschichtlichen Werke: „Die deutsche Geschichte" (Elberf. 1816; 13. Aufl., Lpz. 1851), ein durch übersichtliche Darstellung und edle Popularität ausgezeichnetes Buch; „Chronologischer Abriß der Weltgeschichte" (14. Aufl., Lpz. 1852); „Kurze Darstellung der deutschen Geschichte" (6. Aufl., Elberf. 1851); „Bemerkungen über die Stufenfolge des historischen Unterrichts" (Halle 1818). Von Düsseldorf kam er 1818 als Rath in das Consistorium und Provinzial-Schulcollegium zu Münster, wo er höchst segensreich wirkte, bis er 1830 dem Rufe nach Hannover als Chef des neuerrichteten Oberschulcollegiums folgte, wo er nun abermals, wie in Westfalen, das höhere Unterrichtswesen neu zu organisiren hatte, was ihm auch in glänzend anerkannter Weise gelungen ist. In neuerer Zeit übernahm er die Lebensbeschreibungen zu den „Bildnissen der deutschen Könige und Kaiser" (Abth. 1, Hamb. 1844).

Kojen, auf Kauffahrern die sechs Fuß langen und etwa zwei Fuß breiten, in zwei Reihen neben- oder auch zugleich übereinander befindlichen Räume, in welchen die Mannschaft schläft; auf Kriegsschiffen geschieht dieses in Hängematten (s. d.).

Kola, im russ. Gouvernement Archangelsk, in rauher, wilder Gegend, die nördlichste Stadt des europ. Rußland und nach Wardöe in Norwegen die nördlichste Stadt Europas, liegt zwischen der Kola und ihrem Nebenfluß, der Tuloma, unfern ihres Einflusses ins nördliche Eismeer, und hat einen sichern und geräumigen Hafen, den Katharinenhafen. Sie ist der Hauptort des altruss. Lapplandes und enthält unter ihren 800 E. außer den Russen auch viele Lappen und einige Finnen, die sich vom Walroß-, Kabeljau- und Walfischfang nähren. — **Kola** heißt auch die ganze große Halbinsel, die zwischen dem Eismeer, dem Weißen Meer und dem Kandalaskischen Busen sich ausdehnt und in deren nordwestlichem Theile jene vorgenannte Stadt liegt. Dieselbe ist von W. gegen O. 50 M. lang, von N. gegen S. 40 M. breit, hat ein Areal von 1800 QM. und gehört dem Tieflande an.

Kolbe (Karl Wilh.), bekannt als Künstler und Schriftsteller, geb. zu Berlin 20. Nov. 1757, wurde auf dem franz. Gymnasium seiner Vaterstadt gebildet, diente dann eine kurze Zeit als Forstschreiber beim Grafen von Schulenburg, ging dann nach Dessau, wo er Lehrer des Erbprinzen und beim Philantropin angestellt wurde, gab diese Stelle aber bald wieder auf, nachdem er zuvor wegen seiner Verdienste um die deutsche Sprache das Diplom eines Doctors der Philosophie erhalten hatte, und wandte sich wieder nach Berlin. Obwol schon im Mannesalter stehend, wandte er sich hier, von seinem Verwandten Chodowiecki aufgemuntert, seiner frühern Lieblingsbeschäftigung, der Zeichenkunst, vorzugsweise zu und machte unter Weil's Leitung so gute Fortschritte, daß er zuletzt als Lehrer dieser Kunst an der Hauptschule zu Dessau angestellt wurde. Schon 1795 hatte die berliner Akademie ihn unter ihre Mitglieder aufgenommen. Im J. 1805 folgte er der Einladung Samuel Geßner's nach Zürich, wo er eine schöne Sammlung von Blättern nach Aquarellgemälden des Idyllendichters radirte. Er starb in Dessau 13. Jan. 1835. K. erlangte in der sichern Handhabung der Radirnadel eine große Fertigkeit, und noch jetzt werden jene Arbeiten nach Geßner und seine zahlreichen, besonders landschaftlichen Blätter nach eigenen Skizzen, deren man über 100 zählt, zu dem Besten gerechnet, was in der Ätzkunst in neuester Zeit geleistet worden ist. Seine literarische Thätigkeit erstreckte sich auf eine sorgfältige Vergleichung der lat. und franz. Sprache mit der deutschen in Hinsicht auf Reichthum und Wohlklang, wobei er mit großer Liebe und Begeisterung den Werth der letztern hervorzuheben und der einreißenden Ausländerei kräftig entgegenzutreten suchte. Hierher gehören seine Schriften: „Über den Wortreichthum der deutschen und franz. Sprache und beider Anlage zur Poesie" (2 Bde., Berl. 1806; 2. Aufl., 3 Bde., 1818—20); „Über Wortmengerei", als Anhang zur vorigen Schrift (Berl. 1809; 3. Aufl., 1825); „Noch ein Wort

über Sprachreinheit gegen K. Reinhard" (Berl. 1815), sowie „Beleuchtung einiger öffentlich ausgesprochenen Urtheile über und gegen Sprachreinheit" (Deff. 1818). Vgl. K.'s Selbstbiographie: „Mein Lebenslauf und mein Wirken im Fache der Sprache und Kunst" (Berl. 1825).

Kolbe (Karl Wilh.), einer der vorzüglichsten deutschen Maler, der Neffe des Vorigen, wurde 1781 in Berlin geboren, machte seine Studien im Zeichnen auf dortiger Akademie und benutzte daneben fleißig die königl. Bibliothek zu geschichtlichen Studien. Seine erste Composition, eine Kreidezeichnung, die Schlacht bei Fehrbellin darstellend, erhielt den Preis. Im J. 1806 malte er bereits ein vortreffliches Bild: Albrecht Achilles in Nürnberg die Fahne erobernd, welches als Geschenk der Stadt Berlin bei Vermählung der Prinzessin Luise von Preußen nach Holland kam. Für die Garnisonskirche zu Potsdam malte er 1816 eine Himmelfahrt Mariä, und zusammen mit Dähling lieferte er die Cartons zum Concertsaale des Schauspielhauses in Berlin. Diese Leistungen erhielten nicht mindern Beifall als die zahlreichen Ölbilder, die er daneben vollendete, wie die Wasserfahrt, der Jäger in der Laube, das durch Hoffmann's Erzählung bekannt gewordene: Doge und Dogaressa. Bei der Restauration des Schlosses zu Marienburg erhielt K. den Auftrag, die Cartons zu den neuen Glasfenstern anzufertigen. In 10 Fenstern malte er die Kämpfe und Siege des Deutschen Ordens und führte nachmals dieselben Bilder für den Prinzen Friedrich von Preußen auch in Öl aus. Ein sehr ansprechendes Ölbild aus dieser Zeit, das er auch wiederholen mußte, ist: die Fürstin auf die Falkenjagd ziehend. Bei Einrichtung der kronprinzlichen Wohnung im Schlosse zu Berlin fertigte er die Zeichnung zu mehren runden Wandgemälden mit mythologischen Darstellungen. Zu seinen größern Ölgemälden gehören noch: die Schlacht Otto's des Großen gegen die Hunnen, und dann: ein Weinfest im Mittelalter, ein reiches, mit ungemeiner Sorgfalt behandeltes Bild, wozu er den Carton schon 1806 gezeichnet hatte. Historien, romantische Darstellungen aus der Feen- und Ritterwelt, aus dem bürgerlichen Leben des Mittelalters, Idyllen, Schlachten, Jagdstücke u. s. w. waren die Gegenstände für K.'s Pinsel. In den letzten Jahren sah man von K. Cartons und Gemälde, welche zur Ausschmückung des fürstlichen Jagdschlosses zu Putbus bestimmt waren. K. starb 8. April 1853. Er zeigt sich in seinen Werken charakteristisch im Ausdruck, sehr harmonisch in der Farbe; er erfaßt seinen Gegenstand mit poetischem Gemüth und ermüdet nicht in der Sorgfalt der Ausführung.

Kolberg, Kreisstadt, Festung und Hafen im Regierungsbezirke Köslin der preuß. Provinz Pommern, mit 10000 E., liegt an der Persante, eine halbe Stunde vom Meere auf einem Hügel, von Morästen umgeben, welche den Aufenthalt daselbst ungesund machen. Die breiten Gräben können durch die Persante mit Wasser gefüllt und die umliegenden Niederungen unter Wasser gesetzt werden. Der Hafen an der Ostsee, welcher den Namen Münde führt, und die Maikuhle sind befestigt. Auf dem Hohenberge, einer Anhöhe, welche die Festung, obgleich in einer bedeutenden Entfernung, beherrscht, liegt ein schwaches Fort; andere isolirte Werke ziehen sich rings um die Stadt. Sie sind, wie der Hauptwall, meist von Erde aufgeworfen und nur wenige enthalten Kasematten. Das Meiste hat die Natur für diesen Vertheidigungspunkt gethan, der mehr als Landungsplatz bei einer Diversion, denn als Schutzwehr für das Land wichtig ist. Die Stadt hat drei Vorstädte, fünf Kirchen, darunter die 1316 vollendete Marienkirche, ein freiweltliches Nonnenkloster, Seehandel und einträgliche Fischerei, eine vortreffliche Wasserkunst, welche die Stadt mittels Röhren mit gutem Trinkwasser versieht, und ein bedeutendes Salzwerk, das einzige, das dem preuß. Staate nach dem Tilsiter Frieden übrig geblieben war, sowie Sool- und Seebäder. K. ist eine sehr alte Stadt; bereits im 10. Jahrh. wurde sie der Sitz eines Bischofs, was sie aber nicht lange blieb; das Domcapitel daselbst wurde erst 1810 aufgehoben. Sie war vormals die Hauptstadt des Landes Kassuben und dann seit 1277, wo sie von dem Herzoge von Pommern an das Stift Kamin abgetreten wurde, der ansehnlichste Ort des Fürstenthums Kamin, mit dem sie 1648 an Brandenburg kam. Sie wurde 1102 von dem Herzoge Boleslaw von Polen vergebens belagert, im Dreißigjährigen Kriege aber nach langer Belagerung 1631 von den Schweden genommen. Große Drangsale hatte sie im Siebenjährigen Kriege zu leiden; nachdem sie 1758 der General Palmbach 19 Tage lang mit 10000 Mann vergebens belagert hatte, wurde sie 1760 wieder durch 27 russ. und schwed. Kriegsschiffe und 15000 Mann zu Lande belagert, indeß 18. Sept. durch General Werner entsetzt, worauf 1761 Romanzow mit 55 Schiffen und einem bedeutenden Corps vor der Stadt erschien, die er aber nur nach heftigem Bombardement und viermonatlicher Belagerung durch Hungersnoth endlich 16. Dec. zur Capitulation zwingen konnte. Ebenso tapfer wurde K. 1807 vertheidigt. Zwar ließ sich der alte schwache Oberst Loucadou, welcher anfangs befehligte, 13. März die Schanze

auf dem Hohenberge, sowie einen Theil der Stadt nehmen; allein die Ausfälle Schill's, der in der Maikuhle sich verschanzt hatte, und die Thätigkeit des braven Bürgers Nettelbeck (s. d.) innerhalb der Stadt machten immer einen Theil seiner Fehler wieder gut, bis der König dem Oberst Gneisenau (s. d.) 29. April an Loucadou's Stelle das Commando übertrug, der nun die Vertheidigung in ganz anderer Weise begann. Er ließ sofort die wichtigen Schanzen im sogenannten Bullenwinkel wieder nehmen, machte dem Feinde jeden Schritt streitig und hielt durch diese tapfere Gegenwehr die Festung so lange, bis die Nachricht vom Tilsiter Frieden dem blutigen Kampf ein Ende machte. Die Stadt war von 18000 Franzosen und rhein. und ital. Bundestruppen, in deren Commando Feulié, Loison und Mortier sich ablösten, belagert und seit dem 28. April fast unausgesetzt beschossen worden; 185 Häuser, darunter das Rathhaus, waren in Flammen aufgegangen, die 6000 Mann starke Besatzung hatte über 400 Mann an Todten verloren und beinahe 1100 Verwundete.

Kolchis, eine an Wein und Früchten reiche Landschaft Asiens, an der Ostküste des Pontus Euxinus oder Schwarzen Meers gelegen, die jetzige russ. Provinz Imerethien mit den Districten Mingrelien und Gurien, war im frühesten Alterthume berühmt als das Vaterland der Medea (s. d.) und das Ziel der Argonauten (s. d.), wurde aber den Griechen erst durch die von den Milesiern dort gegründeten Colonien bekannter. Früher hatten die Kolchier ihre eigenen Könige; später kamen sie unter die Herrschaft des pontischen Königs Mithridates (s. d.); zuletzt erhielten sie wieder eigene Fürsten, die in der Kaiserzeit von den Römern abhingen und an diese bestimmte Abgaben entrichten mußten. Die bedeutendste Stadt war Dioskurias, später Sebastopolis genannt, das jetzige Isgaur, der Hauptstrom der Phasis (s. d.).

Kölcsey (Franz), vorzüglicher Prosaiker und Dichter der modernen ungar. Literatur, wurde 8. Aug. 1790 zu Szödemeter in dem siebenbürgischen Comitate Mittel-Szolnok von einer altadeligen und wohlhabenden Familie geboren. Schon während seiner auf dem ref. Collegium zu Debreczin verbrachten Studienjahre zeichnete er sich durch Fleiß und Begabung aus und erlangte in kurzer Zeit eine seltene Vertrautheit mit der lat., griech., franz. und deutschen Sprache und deren Literaturen. Die Bekanntschaft mit Kazinczy, die er in seinem 17. J. machte, wirkte besonders auf die Geistesentwickelung des frühreifen Jünglings. Im J. 1809 als Secretär der königl. Tafel nach Pesth berufen, trat er mit den literarischen Notabilitäten der Hauptstadt, namentlich mit Paul Szemere, in nähere Berührung. Auch setzte er seine Studien um so eifriger fort, als der schon in der Kindheit durch die Pocken herbeigeführte Verlust des rechten Auges ihn von dem damaligen Kriegswirrwar fern hielt. Seine ersten poetischen Versuche erschienen 1813 in Horváth's ungar. „Damenkalender" und im „Erdélyi museum". K. suchte vorzüglich den Geschmack und die regellose Form in der neu erwachenden ungar. Literatur zu bilden. Die allgemeine Aufregung und der heftige Tadel, welchen sein kritisches Auftreten im „Tudományos gyujtemény" und in einer ohne sein Wissen 1815 zu Pesth veröffentlichten Satire hervorrief, verleideten ihm jedoch bald diese Laufbahn und erst 1826 entschied er sich auf Szemere's Zureden, mit diesem gemeinschaftlich die Zeitschrift „Élet és irodalom" („Leben und Literatur") wieder herauszugeben. Dieselbe enthielt eine bedeutende Anzahl philosophischer, kunstgeschichtlicher und kritischer Aufsätze von K., welche einen mächtigen Einfluß auf die literarische Entfaltung übten. K. prakticirte auch als Anwalt, und seine in dieser Stellung, sowie im Comitatsaale zu Szathmár, wo er 1829 zum Obernotar ernannt wurde, gehaltenen Reden gehören zu den besten Erzeugnissen dieser Art. Auf dem in der ungar. Geschichte epochemachenden Landtage von 1832—36 erschien K. als Deputirter des szathmárer Comitats und war der gewandteste Sprecher und einer der bedeutendsten Männer der liberalen Partei. Doch legte er im Laufe der Sitzung sein Mandat nieder, da ihm sein Comitat in der Urbarialablösungsfrage eine illiberale Instruction ertheilte. Auf seinen Posten nach Szathmár zurückgekehrt und angelegentlichst mit einer Schutzschrift zur Vertheidigung seines Freundes Wesselény (s. d.) beschäftigt, ereilte ihn plötzlich der Tod 24. Aug. 1838. Die ungar. Akademie hatte ihn schon bei ihrer Gründung zum Mitgliede ernannt. Seine „Gesammelten Werke" (8 Bde., Pesth 1832—38) wurden bei seinem Leben von P. Szemere herausgegeben. Sein an Aufschlüssen über die damaligen geheimen Parteibestrebungen sehr reiches „Tagebuch" vom Landtage von 1832—36 konnte erst 1848 (Pesth) veröffentlicht werden.

Kolding, eine dän. Stadt im jütländ. Stifte Ribe, am **Koldingerfjord**, einer langen Bucht des Kleinen Belt, in welche hier die **Koldings-Aa** oder **Königsau**, der Grenzfluß gegen Schleswig, mündet, drei M. südwestlich von Fridericia gelegen, hat eine Gelehrtenschule, ein Hospital, einen verfallenen Hafen und gegen 3000 E., welche städtische Gewerbe treiben. An der Nord-

westseite liegen die Reste des 1808 abgebrannten Schlosses Koldinghuus, ehemals Ornsborg, d. h. Adlerburg, genannt, welches, im 13. Jahrh. erbaut, häufig die Residenz der dän. Könige war, unter welchen Christian III. daselbst 1559 starb. Bei K. wurden die Königlichen 1313 von den Rebellen unter Niels Olufsson, im Dec. 1643 die Dänen von den Schweden unter Torstenson geschlagen, der 4. Jan. 1644 das Schloß eroberte. Im Dec. 1658 nahmen die Polen unter Czarnecki das Schloß ein. Neuerdings ist K. durch den Sieg denkwürdig geworden, welchen 23. April 1849 die schlesw.-holstein. Truppen unter General Bonin, von der dän. Armee unter Bülow mit einer zahlreichen Artillerie und mit Unterstützung einer Corvette und zweier Kanonenboote im Koldingerfjord angegriffen und aus der Stadt zurückgeworfen, nach Erstürmung der Stadt und einem sechsstündigen Gefechte davontrugen.

Kolettis (Joannis), griech. Staatsmann, geb. 1788 zu Syrakos, einer kleinen Stadt in der Nähe von Janina, studirte in Italien die Arzneiwissenschaft, die er späterhin, nachdem er 1810 in Bologna Doctor der Medicin geworden war, in seiner Heimat ausübte. Schon in der Jugend waren seine Gedanken und Gefühle auf die Zustände seines Landes gerichtet und er trat daher zeitig in die von Rhigas gestiftete Hetärie (s. d.) ein. Auch war er mit unter denjenigen Griechen, die sich zu Napoleon nach Mailand begaben und diesem die Mittel zur Eroberung und Befreiung Griechenlands nachwiesen. Am Hofe des Ali-Pascha von Janina, der ihn zum Leibarzte seines Sohnes Muktar-Bei ernannte, kam K. mit den hervorragendsten Persönlichkeiten von Epirus, wo damals große Gährung herrschte, in nähere Verbindung, lernte aber auch zugleich die falschen Künste türk. Politik kennen und ausüben. Ali-Pascha wollte bei dem schon längst gehegten Plane, seine Herrschaft über Epirus auszudehnen, sich auch des K. als eines einflußreichen Werkzeugs für seine Absichten bedienen; aber durch seine Schlauheit gelang es ihm, den Tyrannen zu täuschen. K. war der Erste, der 1821 in seiner Vaterstadt selbst die Fahne des Aufstandes erhob. Da jedoch die Insurgenten sich in Epirus nicht behaupten konnten, begab er sich schon im ersten Jahre der griech. Erhebung nach dem Peloponnes. Hier gesellte er sich der Partei Derer bei, welche im Gegensatze zu der Militärpartei die Errichtung einer gesetzlichen Centralregierung auf Grund einer repräsentativen Demokratie beabsichtigten. Am 1. (13.) Jan. 1822 unterzeichnete er als Abgeordneter auf dem Congresse zu Epidauros, welcher zuerst eine politische Organisation des Landes begründete, die Unabhängigkeitserklärung und die Verfassung von Epidauros. K. ward damals zum Minister des Innern ernannt, später Exarch von Euböa, wo er bei Karystos einen glänzenden Sieg über die Türken davontrug, und 1824 Mitglied des Vollziehungsraths. Seit 1824 erlangte K., der ebenso hervorragte an Verstand wie durch Schnellkraft des Charakters, aber auch von heftigem Ehrgeiz beseelt war, in den politischen Angelegenheiten Griechenlands ein gewisses Übergewicht, das er zunächst, vorzüglich in Verbindung mit Joannis Guras, einem der einflußreichsten Militärhäuptlinge Rumeliens, zur Unterdrückung der oligarchischen Partei des Peloponnes anwandte, an deren Spitze Theod. Kolokotronis stand. K. ließ sich sogar durch jenes Übergewicht bis zu dem ihm schuld gegebenen Meuchelmorde des Odysseus verleiten. Auch zeigte er sich bald als Anhänger und Haupt der franz. Partei, namentlich seit 1824 und 1825, als leidenschaftlicher Gegner des Maurokordatos, der an der Spitze der engl. Partei stand. Diese Parteieifersucht beherrschte und trübte fortwährend die gegenseitigen Verhältnisse Beider. Gegen Ende 1826 und Anfang 1827 ruhte nächst Karaïskakis hauptsächlich auf K. die Last der Kriegführung in Ostgriechenland. Im Frühjahr 1827 wirkte er besonders thätig zum Zustandekommen der Nationalversammlung von Trözene mit, auf welcher J. Kapodistrias (s. d.) zum Präsidenten Griechenlands erwählt ward. Letzterer ernannte K. zum Mitgliede des Panhellenion und beauftragte ihn mit der Organisation der unregelmäßigen Truppen von Rumelien. K. diente den Interessen des Präsidenten nur insoweit, als er dies für nützlich und nothwendig zum allgemeinen Wohle ansah; er gehörte sogar während der letzten Zeit der Verwaltung Kapodistrias' als Senator zur Opposition. Nach der Ermordung des Präsidenten ward er neben Kolokotronis, seinem Todfeinde, und Augustin Kapodistrias Mitglied der provisorischen Regierungscommission, erklärte sich aber gegen Ende des J. 1831 für die Sache der rumeliotischen Oppositionspartei und führte mit deren Hülfe im April 1832 die Abdankung des Augustin Kapodistrias herbei. Nach dessen Sturz ward K. in die aus Männern beider Parteien zusammengesetzte Regierungscommission gewählt, welche bis zur Ankunft der bair. Regentschaft die Regierung Griechenlands führte. Er war einer der Ersten, die den König Otto ohne Bedingung anerkannten, wurde von diesem zum Minister des Innern und zum Präsidenten des Cabinets ernannt und ging 1835 als Gesandter nach Paris, von wo ihn die Ereignisse des J. 1844 abriefen, in deren Folge er an die Spitze des Ministe-

riums des Äußern und des 18. Aug. 1844 gebildeten Ministerraths selbst gelangte. In letzterer Stellung hielt er sich bis zu seinem Tode im Sept. 1847. Als Minister nahm K. in Bezug auf die Wahlen zur griech. Abgeordnetenkammer oftmals seine Zuflucht zu einem Bestechungssystem, dessen üble Wirkung sich bis in die neueste Zeit geltend gemacht hat.

Kolibri (Trochilus) ist der Name einer zur Abtheilung der Dünnschnäbler gehörenden Gattung von Vögeln, welche seit der Entdeckung Amerikas, ihres ausschließlichen Vaterlandes, stets Gegenstand allgemeiner Bewunderung geblieben sind wegen der Pracht und des Glanzes der Farben, mit denen vorzugsweise Stirn, Hals und Brust des Männchens geschmückt sind Ihr Schnabel ist länger als der Kopf, gerade oder schwach gebogen und röhrenförmig, indem der Oberkiefer mit seinen Rändern den Unterkiefer umfaßt. Die sehr lange und vorn in zwei fadenförmige Spitzen gespaltene Zunge kann, wie beim Specht, mit großer Kraft hervorgeschnellt werden, und die sehr langen, zugespitzten, schmalen Flügel machen das schnellste Durchschneiden der Luft in gerader Linie möglich. Man kennt bereits an 200 Arten mit Sicherheit, von denen nur zwei die Länge von 4 Zoll erreichen, alle übrigen aber bedeutend kleiner sind. Am kleinsten ist der **Fliegenvogel** oder **Mückenvogel** (T. minimus), der nur 16 Linien lang und 20 Gran schwer ist. Die Kolibris schießen mit solcher Schnelligkeit dahin, daß sie nur das schnurrende Geräusch ihrer Flügel und das im Sonnenschein funkenartig erglänzende Gefieder auf einen Augenblick erkennbar macht. Unermüdlich vom frühen Morgen an sind sie in Bewegung, indem sie blitzschnell von Blume zu Blume fliegen und über diesen nach Art der größern Abendschmetterlinge (Schwärmer) einige Augenblicke gleichsam in der Luft aufgehängt schweben, da die schnellen Flügelschläge von dem Auge nicht wahrgenommen werden. Zugleich erfassen sie ihre Nahrung, welche aus dem Honig der Blumen und den kleinen in die Blüten eingedrungenen Insekten besteht; von Honig allein können sie nicht leben. Nur selten ruhen sie auf einige Secunden auf einem dünnen Ästchen oder auf dem Rande der Blumen selbst. So klein sie sind, so viel Leidenschaft und Keckheit entwickeln sie; denn nicht nur sind sie unter sich häufig in Kämpfen begriffen, welchen man mit dem Auge zu folgen umsonst sich bestrebt, sondern sie vertheidigen auch mit vielem Muthe sich und ihre Jungen gegen weit größere Vögel. Ja im Vertrauen auf ihre Flugfertigkeit und Gewandtheit necken sie mit einem gewissen Übermuthe andere Vögel ohne Unterschied. Die Kolibris gehören nur Amerika an; denn verwandte, aber stets größere, wenn auch sehr prachtvolle Vögel der östlichen Halbkugel sind den Blumensaugern, Zuckervögeln, Honigfressern und ähnlichen Gattungen zuzuzählen. Nicht alle Kolibris sind tropisch; der **gemeine** oder **Rubinkolibri** (T. colubris) kommt im Sommer in Canada vor, und King beobachtete zahlreiche Kolibris zwischen dem Schneegestöber, welches nicht selten die Sommertage des rauhen Feuerlandes unterbricht. Den **Kragenkolibri** (T. selasphorus) traf Cook noch am Nutkasunde und Kotzebue sogar bis zu 61° n. Br. Ihre Nester sind sehr sorgfältig aus Pflanzenwolle, den Fruchtkernen der Compositen u. dgl. verfertigt und außen mit Stückchen von Baumflechten und Moos tapezirt. Die Eier, gewöhnlich zwei in einem Neste, sind allerdings bei dem Fliegenvogel nur erbsengroß, sonst aber nicht sogar klein und zuweilen bis ⅘ Zoll lang. Südamerik. Kolibris sind schon lebend nach England und Frankreich gebracht worden, wo sie aber immer nur einige Wochen am Leben blieben. Bälge, die ausgestopft als Zimmerzierrath dienen, erhält man aus Brasilien in Menge. Abgebildet sind viele Arten in dem Prachtwerke von Lesson: „Histoire naturelle des oiseaux mouches et des colibris“ (Par. 1829).

Kolik (colica) bedeutet eigentlich einen heftig schneidenden Schmerz im Grimmdarme. wird jedoch im gemeinen Leben fast für jeden Schmerz im Unterleibe (Bauchkneipen, Bauchgrimmen oder Bauchzwicken) gebraucht. Die Pathologie bezeichnet mit diesem Ausdrucke einen heftigen, periodisch wiederkehrenden Schmerz im Unterleibe, welcher von verschiedenen Ursachen ausgehen und verschiedenen Krankheitsformen angehören kann. Die eigenthümlichsten davon sind die **Krampfkolik** (c. spasmodica oder nervosa), welche als reiner Nervenzufall nervenschwache und nervenkranke Personen befällt; die **Windkolik** (c. flatulenta), welche bei Personen mit schwacher Verdauung nach Indigestionen vorkommt (s. **Blähungen**); die **Bleikolik** oder **Malerkolik** (c. saturnina oder metallica oder pictorum), welche durch eine langsame Bleivergiftung bei Berg- und Hüttenleuten, Farbenreibern, Töpfern, Zinngießern u. s. w. oder nach lange fortgesetztem Genusse von Speisen und Getränken, welche Bleitheile enthalten, entsteht (s. **Bleivergiftung**), und die **Ciderkolik** oder **Kolik von Poitou** (c. Pictonum oder Pictavorum), welche endemisch in den Gegenden herrscht, wo viel Äpfelwein, Most und junge, säuerliche Weine getrunken werden. Man darf übrigens nicht außer Acht lassen, daß einerseits Entzündungen und Organisationsfehler der Därme (besonders Verengungen, Verschlingun-

gen, Brüche u. dgl.) sich unter der Form heftiger Koliken äußern können (c. inflammatoria), und daß andererseits scheinbare Koliken auch von Krankheiten ganz anderer im Unterleibe liegender Organe (z. B. der Leber, Gallenwege, Nieren, Gebärmutter) herrühren; daher die eigentlich unechten Namen der Leber- oder Gallensteinkolik, der Nieren-, besonders Nierensteinkolik, der Uterinkolik u. s. w.

Kollár (Joh.), einer der vorzüglichsten slowakisch-böhm. Dichter, Sprach- und Alterthumsforscher, geb. 1793 zu Moschowze im trentschiner Comitat in Ungarn, studirte nach Beendigung des frühern Schulunterrichts in Presburg seit 1817 in Jena Theologie und wurde bereits 1819 slowak. Prediger der neubegründeten evang. Gemeinde in Pesth, wo er nicht nur als Seelsorger, sondern auch als Lehrer für Verbesserung der Schulen seines Kirchspiels ungeachtet der Schwierigkeiten, die hier zu besiegen waren, sehr wohlthätig wirkte. Sehr frühzeitig trat er als Dichter auf. Zuerst erschien eine Sammlung seiner kleinern Lieder und Gedichte unter dem Titel „Basne" (Prag 1821), der dann sein berühmtes Gedicht „Slawy dcera" (Ofen 1824; 3. verm. Aufl., 2 Bde., Pesth 1832) folgte. Seit dieser Zeit wandte sich K.'s literarische Thätigkeit mehr dem linguistischen und archäologischen als dem poetischen Gebiete zu. Auf dem letztern erwarb er sich noch ein großes Verdienst durch seine Sammlung slowak. Volkslieder: „Narodnie Zpiewanky" (2 Bde., Ofen 1823 und 1827; 2. verm. Aufl., 1832 und 1833). Auf dem linguistisch-archäologischen Gebiete erschienen zunächst „Rozprawy o Imenach" („Abhandlungen über die Namen und Alterthümer des slaw. Volkes und dessen Verzweigungen", Ofen 1830); ferner „Slawa Bohynie" („Die Göttin Slawa"), sprachliche, mythologische und culturzuständliche Forschungen. Derselben Gattung ist beizuzählen „Cestopis", ein Reisebericht aus Oberitalien, Tirol und Baiern (Pesth 1839). In allen diesen Werken erweist sich K. mehr als kenntniß- und phantasiereicher Gelehrter und eifernder Slawophile, denn als gründlicher wissenschaftlicher Kritiker und Forscher. Allgemeines Aufsehen verursachte sein deutsch geschriebenes Werk „Über die literarische Wechselseitigkeit zwischen den Stämmen und Mundarten der slaw. Nation" (Pesth 1831). Es ist in demselben zum ersten male die panslawistische Tendenz mit unverhohlenen Worten ausgesprochen. Als Prediger genoß K. eines hohen Rufs der Kanzelberedtsamkeit. Seine Predigten („Kazne", Pesth 1831) sind auch in fremde Sprachen übersetzt worden. Als Lehrer gab er ein Lesebuch „Citanka" (Pesth 1825) für slaw. Schüler heraus. Die Revolution in Ungarn nöthigte ihn, sein Vaterland zu verlassen; er wurde 1849 zum ordentlichen Professor der Archäologie an der Universität in Wien ernannt. Im J. 1851 machte er eine Reise nach Mecklenburg, um die Streitfrage über die obotritischen Götzenbilder an Ort und Stelle zu prüfen. Er bereitete sodann in Wien die Herausgabe eines mit gespannter Neugierde erwarteten archäologischen Werks („Das slaw. Altitalien") vor, als ihn der Tod 29. Jan. 1852 zu Wien ereilte. Von den Slawen ward der Verlust K.'s sehr betrauert.

Kölle (Friedr. von), Diplomat und Schriftsteller, geb. zu Stuttgart 11. Febr. 1781, erhielt den ersten Unterricht zu Tübingen, wo sein Vater erster Bürgermeister, zuletzt Obertribunalrath war, besuchte 1795—97 das Gymnasium zu Stuttgart und studirte dann zu Tübingen und Göttingen. Nachdem er eine Reise in Deutschland gemacht, wurde er Hofgerichtsadvocat und Privatdocent in Tübingen, 1806 Obertribunalprocurator, im October desselben Jahres Gesandtschaftssecretär in Paris, 1807 im Haag, 1808 in München, 1809 in Karlsruhe, wo er sich mit Hebel befreundete und von diesem in dem „Rheinländischen Hausfreund" als der „Adjunct" oft genannt wurde, 1812 in Dresden und 1813 Legationsrath. Im Mai 1814 kam er als zweiter Secretär zum Obertribunal nach Tübingen, nahm indeß 1816 seine Entlassung und ging nach Rom, wo er im Mai 1817 als würtemb. Geschäftsträger beglaubigt und darauf mit den Unterhandlungen über die Organisation der süddeutschen Kirchenprovinz beauftragt wurde, welche er 1827 glücklich zu Stande brachte. Da ihm die von den vereinten Fürsten gemachten Versprechungen nicht eingehalten wurden, so veranlaßte er im Mai 1833 seine Zurückberufung und entsagte, um nicht anderweit im Staatsdienste verwendet zu werden, aller Besoldung. In den J. 1834—36 beschäftigte ihn besonders die Anlegung einer Kunstsammlung für den Prinzen Paul von Würtemberg in Paris. Nach seiner Rückkehr nach Stuttgart widmete er sich literarischen Arbeiten. Neben einigen Gedichten war die „Geschichte der Erwerbungen Östreichs in Schwaben" in den „Europäischen Annalen" (1806) das Erste, was mit seinem Namen im Druck erschien. Von Paris aus wurde er thätiger Mitarbeiter des damals gegründeten „Morgenblatt"; in München nahm er an der „Oberdeutschen Literaturzeitung" Theil, in Karlsruhe an den von Rehfues redigirten „Süddeutschen Miscellen". Im J. 1828 ließ er als Handschrift für Freunde „Paragraphen über Diplomatie" drucken, aus welchen später die „Be-

trachtungen über Diplomatie" (Stuttg. 1838) entstanden. Dann erschienen von ihm: „Rom im J. 1835" (Stuttg. 1839) und anonym „Betrachtungen über das Gebet des Herrn"; ferner „Paris im J. 1836" (Stuttg. 1836); die Übersetzung aus dem Spanischen von Gracian's „Männerschule" (Stuttg. 1838); „Die Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen" (Stuttg. 1841); „Einige Anliegen Deutschlands" (Stuttg. 1844); „Italiens Zukunft" (Stuttg. 1847). Bei der Entstehung der „Deutschen Vierteljahrsschrift" wirkte er wesentlich mit, wie denn überhaupt seiner literarischen Thätigkeit eine vieljährige Verbindung mit Cotta zu Grunde lag. Alle seine Arbeiten verrathen eine seltene Fülle von Kenntnissen und Anschauungen und charakterisiren sich durch einen gemäßigten, aber in fast aristokratischen Formen auftretenden, durchaus selbständigen Liberalismus. K. starb 12. Sept. 1848.

Koller ist eine Krankheit der Pferde, und man unterscheidet rasenden Koller und Dummkoller. Zu dem rasenden Koller haben besonders sehr vollblütige, überfütterte, in Unthätigkeit gehaltene Pferde viele Anlage, die um so leichter erregt wird, wenn die Pferde nach vorhergegangener Erhitzung erkältet oder bei heißer Witterung heftig angestrengt werden. Häufig entsteht auch der rasende Koller in Folge verhinderter Befriedigung des Geschlechtstriebs. Der Tod erfolgt meist am zweiten oder dritten Tage, oder es tritt der **Dummkoller** ein, der in einer Gehirnkrankheit besteht und sich in einem höhern oder niedern Grade von Betäubung und in einem Unvermögen der willkürlichen Bewegung äußert. Auch der Dummkoller entsteht oft aus unbefriedigtem Geschlechtstrieb, in Folge übermäßiger Vollblütigkeit, eines schädlich vermehrten Zutriebs der Säfte zum Kopfe und aus einer unerklärlichen krankhaften Stimmung der Pferde.

Kollin, **Kolin** oder **Neu-Kolin**, Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft im pardubitzer Kreise Böhmens, 7½ M. östlich von Prag, links an der Elbe und an der Wien-Prager Eisenbahn, hat meist schön gebaute Häuser, eine sehenswerthe Dechantkirche, ein Kapuzinerkloster, ein Rathhaus, ein Schloß, eine Hauptschule, eine Kattunfabrik, Granaten- und Steinschleiferei und gegen 6000 E. Die Umgegend zeichnet sich durch Fruchtbarkeit aus. K. wurde besonders berühmt durch die Schlacht vom 18. Juni 1757. Nach der Schlacht bei Prag nämlich hatte Friedrich II. den Prinzen Karl von Lothringen mit einem bedeutenden Theile der Armee in die Stadt eingeschlossen, die er aus 55 groben Geschützen beschoß. Unterdeß hatte Daun sich auf 60000 Mann verstärkt und zeigte die Absicht, Prag zu entsetzen. Um die Hoffnungen der Belagerten auf diese Hülfe mit einem male zu vernichten, ging der König, nachdem er 12000 Mann von dem Einschließungsheere und einige andere Truppen mit dem zur Beobachtung Daun's aufgestellten Corps des Herzogs von Bevern vereinigt hatte, mit seiner nunmehr 32000 Mann starken Armee dem Feinde entgegen und traf ihn in einer durch Schluchten, Hohlwege und sumpfige Wiesen hinlänglich gedeckten Stellung auf den Höhen bei K. Die östr. Armee war in zwei Treffen geordnet; der rechte Flügel stand gegen Krezezor, der linke gegen Brzesan und das Corps des Generals Nadasdy auf dem äußersten rechten Flügel, von der Hauptarmee durch einen tiefen Grund getrennt, neben dem sich drei Regimenter sächs. leichter Reiter und 1000 Mann östr. Kürassiere, einige Infanterie aber im nebenliegenden Walde aufgestellt hatte. Der König von Preußen war links abmarschirt und hatte dem General Hülsen befohlen, den vorgeschobenen rechten Flügel der Östreicher bei Krezezor zu vertreiben, während die übrigen Truppen sich immer links ziehen und auf den Feind losgehen, der rechte Flügel aber nach einem taktischen Kunstgriffe von altgriechischer Erfindung nicht durch Thätigkeit, sondern durch eine zurückgezogene Stellung den linken unterstützen sollte. Nach blutigem Kampfe gelang es endlich dem General Hülsen, die Höhen bei Krezezor zu ersteigen, die Östreicher aus dem Dorfe zu werfen und sich der bei demselben befindlichen Batterie zu bemächtigen. Gleichzeitig griff der General Ziethen mit der preuß. Reiterei die des Generals Nadasdy an und trieb sie so weit zurück, daß sie während des Treffens nicht wieder herankam. Schon wurde der Feldmarschall Daun, da Hülsen auf der von ihm eingenommenen Höhe gegen den rechten östr. Flügel sich behauptete, über den Ausgang der Schlacht besorgt und schickte daher durch einen Adjutanten einen mit Bleistift geschriebenen Zettel an der Fronte herunter: „Die Retraite ist nach Suchdol", als plötzlich das Glück sich wendete. Der General Manstein auf dem rechten preuß. Flügel ließ sich trotz des ausdrücklichen Befehls, stehen zu bleiben, verleiten, einen Angriff gegen eine Kroatenabtheilung zu machen, die seinen Truppen vielen Schaden that, und Prinz Moritz von Dessau, durch kriegerische Hitze angefeuert, folgte, um ihn hierbei zu unterstützen. Da nun während dieses Handgemenges, welches die Truppen beider Generale längere Zeit beschäftigte, die von ihnen links stehenden Bataillone ihren schrägen Marsch fortsetzten, so wurde die Schlachtlinie der Preußen unterbrochen, und es entstand eine Lücke in dem Augenblicke, wo sie mit voller,

ganzer Kraft in unzertrennter Verbindung auf den gegenüberstehenden Feind wirken sollten. Diese Schwäche des Feindes entdeckte der Commandeur des Regiments Prinz Karl von Sachsen, Oberstlieutenant von Benkendorff, der, nachdem er den Zettel erhalten, auf die nächste Höhe geritten war, um sich noch ein mal umzusehen. Sofort kehrte er zurück und rief seinem Regimente zu: „Der Feind ist im Anmarsch, retirire sich meinetwegen, wer da will; wer aber ein braver Kerl ist, der folge mir." Sein Regiment und die übrigen sächs. Regimenter folgten ihm; das östr. Regiment St.-Jagor schloß sich an nebst Nadasdy's übriger Reiterei. Vor Begierde brennend, sich für die vor 12 J. erlittene Niederlage zu rächen, stürzten sich nun die Sachsen unter dem Rufe: „Dies ist für Striegau!" auf die getrennten preuß. Linien, metzelten Alles, was sie erreichen konnten, nieder oder nahmen es gefangen und bewirkten bald die größte Unordnung. Auch die Kaiserlichen ermannten sich und rückten wieder vor. Vergebens fochten die Preußen mit ungemeiner Tapferkeit und Ausdauer; vergebens führte Friedrich seine Cavalerie, die schon sechs mal geworfen worden war, zum siebenten male gegen den Feind; gegen Sonnenuntergang mußte er das Schlachtfeld räumen. Ziethen und Hülsen deckten den Rückzug. Der beiderseitige Verlust war groß. Die Östreicher verloren 9000 Mann, die Preußen 29 Fahnen, 43 Geschütze und 13773 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Die nächste Folge dieses Siegs war die Aufhebung der Belagerung von Prag und die Räumung Böhmens. Friedrich, der bisher noch nie besiegt, an diesem Tage nicht blos die Schlacht, sondern den bisher genossenen Ruf der Unüberwindlichkeit verlor, rächte diesen Unfall noch in demselben Jahre durch die Siege bei Roßbach und Leuthen.

Kolmar, Hauptstadt des franz. Depart. Oberrhein, sowie des ehemaligen Oberelsaß, an der Lecht und Lauch und unweit der Ill, Sitz des Obergerichtshofs für Ober- und Niederrhein, hat 20000 E., ein Collège mit einer guten Bibliothek und zeichnet sich durch lebhaften Handelsverkehr und wichtigen Gewerbfleiß, namentlich in der Kattun- und Baumwollenfabrikation, aus. Außerdem gibt es hier Seiden-, Tuch-, Leinen- und Porzellanfabriken. Unter den Gebäuden sind außer dem Justizpalast, der Präfectur und dem alten Stadthause die Kathedrale vom J. 1363 mit einem 303 Stufen hohen Thurme und die sehr sehenswerthe Kirche des Dominicanerklosters zu erwähnen, das jetzt als Getreidehalle dient. Unter der fränk. Herrschaft war in K. ein Königshof (Columbaria), um welchen sich nach und nach ein ansehnlicher Ort bildete, der 1220 Stadtgerechtsame erhielt und dann deutsche Reichsstadt wurde. Als solche gehörte K. zu den zehn unter der Landvoigtei Hagenau stehenden Reichsstädten. Durch den Ryswijker Frieden kam es 1680 an Frankreich, worauf die Festungswerke, die schon 1672 zerstört, aber wiederhergestellt worden waren, aufs neue geschleift wurden.

Köln, das ehemalige Erzstift im Kurrheinischen Kreise, zumeist auf dem linken Ufer des Rhein gelegen, ein ziemlich zerstückeltes Ländchen, umfaßte auf ungefähr 50 QM. gegen 100000 E. und zerfiel in das Ober- und Unterstift. Außerdem gehörten noch zu dem stiftischen Lande die Grafschaft Recklingshausen und das Herzogthum Westfalen, mit denen es zusammen ein Areal von etwa 120 QM. mit 230000 E. und 600000 Thlr. jährliche Einkünfte hatte. Den Namen führte es von der Reichsstadt Köln (s. d.), wo auch das Domcapitel seinen Sitz hatte; die spätere Residenz war Bonn (s. d.). Der Erzbischof war der dritte geistliche Kurfürst des Deutschen Reichs und Erzkanzler desselben in Italien, sowie auch des Papstes. Wegen der Krönung des deutschen Kaisers führte der Kurfürst mit dem von Mainz einen langen Streit, der, nachdem die Kaiser von Konrad I. bis auf Heinrich III. von Letzterm, die von Heinrich III. bis auf Ferdinand I. von jenem gekrönt worden waren, 1657 dahin entschieden wurde, daß die Krönung von Dem vollzogen werden solle, in dessen Sprengel der Krönungsort liege. Ein Bisthum bestand schon frühzeitig zu K.; als erster Bischof wird Maternus, zu Anfange des 4. Jahrh., genannt. Durch Karl d. Gr. wurde K. Ende des 8. Jahrh. zum Erzbisthum erhoben; als Suffraganbischöfe aber waren demselben Utrecht (bis 1559), Lüttich, Minden (bis 1648), Münster und Osnabrück untergeben. Unter dem Erzbischof Bruno (953—965), dem Bruder Kaiser Otto's I., gewann das Stift sehr bedeutend an Ansehen und Macht, namentlich durch die Erwerbung Lothringens, das aber nach und nach wieder verloren ging; ebenso unter Heribert (999—1021), der die Würde als Kurfürst des Deutschen Reichs und vom Kaiser die Stadt Deutz erhielt. Anno, 1054—75, wurde besonders merkwürdig als Vormund und Rathgeber Kaiser Heinrich's IV. (s. d.). Reginald von Dassel (1161—67) war ein treuer Genosse Kaiser Friedrich's I., der ihm Andernach überließ; Philipp von Heinsberg (1167—91), ein glücklicher Krieger, erwarb bei der Ächtung Heinrich's des Löwen den westlichen Theil des alten Engern unter dem Namen des Herzogthums Westfalen. Engelbert I. (1215—25

wurde von Kaiser Friedrich II. bei dessen Zuge nach Italien zum Reichsverweser bestimmt und wirkte als solcher sehr vortheilhaft. Unter Konrad von Hochstaden (1237—61), der den Grund zum Dom legte, begannen die langwierigen Streitigkeiten mit der Stadt Köln, die die Verlegung der erzbischöflichen Residenz nach Bonn zur Folge hatten. Gebhard, Truchseß von Waldburg, trat aus Liebe zur Gräfin Agnes von Mansfeld zur protest. Kirche über und wurde deshalb 1583 vom Papste excommunicirt und hierauf des Erzbisthums verlustig. Ihm folgten nacheinander die Herzoge Ernst 1583, Ferdinand 1612, Maximilian Heinrich 1650, Joseph Clemens 1688 und Clemens August 1723 von Baiern, und diesem 1761 Maximilian Friedrich, Graf von Königsegg-Rotenfels, der die Universität zu Bonn stiftete. Unter Maximilian Franz Xaver, Erzherzog von Östreich, dem Bruder des Kaisers Franz, der 1784 den erzbischöflichen Stuhl bestieg, 1794 durch die Franzosen aus Bonn vertrieben wurde, anfangs in Mergentheim lebte und 26. Juli 1801 in Hetzendorf bei Wien starb, wurde das Erzstift im Frieden zu Luneville 1801 säcularisirt und der Theil auf dem linken Rheinufer an Frankreich, der auf dem rechten an Nassau-Usingen, Wied-Runkel, Hessen-Darmstadt und Aremberg abgetreten. Der Wiener Congreß brachte das ganze kölner Gebiet an Preußen. Bei der neuen Organisation des Erzstifts 1824 wurde der Graf Spiegel zum Desenberg und Canstein zum Erzbischof gewählt, dem 1835 Clemens August, Freiherr von Droste zu Vischering folgte. Als Letzterer 1837 in seiner amtlichen Wirksamkeit suspendirt ward, trat der Generalvicar Hüsgen als Capitularverweser ein. Nach Hüsgen's Tode ließ sich der Erzbischof bewegen, 1842 den Bischof von Speier, Geißel, zum Coadjutor zu wählen, der auch 1845 mit dem Tode Droste's den erzbischöflichen Stuhl bestieg und im Nov. 1850 zum Cardinal erhoben wurde.

Köln (lat. Colonia Agrippina, franz. Cologne), Hauptstadt der preuß. Rheinprovinz und zugleich des nach ihr genannten Regierungsbezirks von 72½ QM. mit 462000 meist kath. Bewohnern, früher eine der wichtigsten Reichsstädte, noch gegenwärtig eine Haupthandelsstadt, der Sitz einer Regierung, des Appellationshofs für die Rheinprovinz, eines Erzbischofs und Domcapitels, zugleich eine Festung ersten Ranges, liegt in Form eines Halbzirkels am linken Ufer des Rhein, der Stadt Deutz (s. d.) gegenüber, die der Festung als Brückenkopf dient und durch eine Schiffbrücke mit ihr verbunden ist, und hat ohne die Besatzung 92230 E., darunter 9389 Evangelische und 1369 Juden. Die Stadt ist ferner der Sitz eines Hauptsteuer- und eines Rheinzollamts, einer Handelskammer, einer Schiffahrtscommission und einer Dampfschiffahrtsgesellschaft und hat 33 öffentliche Plätze, 27 kath. und zwei evang. Kirchen, eine Synagoge und eine Menge andere öffentliche Gebäude, ein kath. und ein evang. Gymnasium, ein Priesterseminar, eine höhere Bürgerschule, drei Handelsschulen und viele andere Unterrichtsanstalten, ein Töchterpensionat der Ursulinerinnen, eine Zeichenschule u. s. w.; ferner ein reichhaltiges Provinzialarchiv, mehre ansehnliche Bibliotheken und Privatkunstsammlungen, ein städtisches Museum mit den der Stadt vermachten Kunstschätzen des Professors Wallraf, sowie zahlreiche wohlthätige Stiftungen und Anstalten, darunter ein Waisenhaus, ein Irrenhaus, ein Bürgerhospital, ein Hebammenlehr- und Entbindungsinstitut, ein Leihhaus, ein Zucht- und Correctionshaus. Die Stadt ist sehr unregelmäßig gebaut; ihre alten Straßen, meist winkelig und enge, sind durch zweckmäßige Wasserableitung und neues Pflaster größtentheils von ihrem frühern Schmutze befreit; viele Stadttheile sind durch Anlage neuer, breiter und schöner Straßen freundlich geworden. Unter den öffentlichen Plätzen sind der Neumarkt, der Heumarkt oder Börsenplatz und der alte Markt die schönsten und mit Bäumen umgeben. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich vor allen der Dom aus, eins der erhabensten Gebäude der gothischen Baukunst. (S. Kölner Dom.) Andere merkwürdige Gebäude sind die Pfarrkirche der heil. Ursula, die in der sogenannten Goldenen Kammer die Gebeine der 11000 Jungfrauen bewahrt; die Pfarr- und ehemalige Stiftskirche zum heil. Gereon mit einer kühnen Kuppel und mit drei Galerien, die 1066 von dem heil. Anno an der Stelle der ersten von der Kaiserin Helena gegründeten erbaut worden sein soll und im Besitze der Gebeine des heil. Gereon und der Krieger der thebanischen Legion ist; die Pfarrkirche des heil. Peter mit dem berühmten Altarbilde, der Kreuzigung des Apostels Petrus, von Rubens; die Pfarr- und ehemalige Stiftskirche zu den heil. Aposteln, ein schönes Baudenkmal aus dem 11. Jahrh.; die Pfarrkirche Sta.-Maria im Capitol, erbaut um 1050, erneuert 1818; die Pfarr- und ehemalige Stiftskirche des heil. Kunibert aus dem 11. Jahrh., mit einem herrlichen Altar nach dem Muster des Altars in der Peterskirche zu Rom; die ehemalige Stiftskirche des heil. Pantaleon aus dem 10. Jahrh., mit dem Grabmal der Theophania, der Gemahlin Kaiser Otto's II., gegenwärtig zum evangelischen Gottesdienst der Garnison bestimmt; die

Pfarrkirche St.-Severin aus dem 11. Jahrh.; das Rathhaus, ebenfalls ein sehr altes Gebäude, das aber zum Theil 1571 erneuert wurde, mit einem schönen Portal und dem mit steinernen Bildern gezierten Versammlungssaal der ehemaligen hanseatischen Gesandten; das sogenannte Herrenhaus oder Haus Gürzenich, erbaut um die Mitte des 15. Jahrh. zum Zweck festlicher Versammlungen, später als Lagerhaus benutzt, gegenwärtig aber wieder seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben und namentlich für den Carneval bestimmt; der noch wohlerhaltene Kreuzgang im ehemaligen Karthäuserkloster, der zu Ende des 16. Jahrh. im altdeutschen Stile erbaut ist; das vormalige Jesuitencollegium, welches gegenwärtig das Gymnasium, dessen Bibliothek und das Priesterseminar enthält; das neue Lagerhaus im goth. Stile, das Theater und das Regierungsgebäude. Die Lage der Stadt eignet sich besonders für den Handel; sie ist der Hauptstapelplatz des Rheinhandels zwischen den Niederlanden, Deutschland, dem Elsaß und der Schweiz. Sie erhielt im 13. Jahrh. Stapelrecht, das durch den Octroivertrag von 1804 in ein Umladungsrecht verwandelt wurde, welches der Stadt eine bedeutende Summe einbringt. Den Handel unterstützen namentlich eine regelmäßige Dampfschiffahrtsverbindung mit den niederländ. Häfen, Frankfurt a. M. und Strasburg, sowie die Eisenbahnen. Auch gehören Garten-, Wein- und Ackerbau zu den Nahrungsquellen der Stadt. Unter den Fabriken sind die in Eau de Cologne (s. d.), deren es gegen 30 gibt, und in Taback, namentlich Schnupftaback, die wichtigsten. Außerdem gibt es Fabriken in Wachs, Seife, Zucker, Hüten, Papier, lackirten Waaren, Seilen und Tauen, musikalischen und optischen Instrumenten, Farben, Fayence, Gold- und Silberwaaren. Die Stadt verdankt ihren Ursprung den Römern und wurde auf Antrieb des Marcus Agrippa etwa ums J. 37 v. Chr. durch die Ubier angelegt, daher sie auch anfangs Ubiorum oppidum hieß. Durch eine Colonie, die des Kaisers Claudius Gemahlin Agrippina 50 n. Chr. hierher führte, ward sie vergrößert und nun Colonia Agrippina genannt. Noch findet man viele Überreste an Bauwerken aus dieser röm. Zeit. Nachdem sich die Franken der Stadt bemächtigt hatten, kam sie bei der Theilung der fränk. Monarchie 511 an Austrasien und durch Vergleich zwischen Ludwig von Deutschland und Karl dem Kahlen von Frankreich 870 an Deutschland. Sie trat zu Anfange des 13. Jahrh. in den Bund der Hansa, in welchem sie mit Lübeck um den Vorrang stritt, und um die Mitte dieses Jahrhunderts in den rheinischen Städtebund. Als Freie Reichsstadt lag sie fortwährend mit den Erzbischöfen in Streit, die ihre Freiheit nicht ganz anerkennen wollten und sie stets ihre fürstliche Stadt nannten. Wie durch Handel, dessen Blüte aber mit dem Hansabunde sank, so war sie auch der dasigen Malerschule und der Universität wegen berühmt, die 1388 gestiftet und 1801 gleich den zahlreichen Stiftscapiteln, den Abteien, Commenden des Deutschen und des Malteserordens, den Mönchs- und Nonnenklöstern unter der franz. Herrschaft geschlossen wurde, wo die Stadt auch ihre Freiheit verlor.

Kölner Dom. Dieses vollendetste, wenngleich noch unvollendete Muster der german. Baukunst hat seinen Ursprung in einem Dome, den unter der Regierung und Betheiligung Karl's d. Gr. der Erzbischof Hildebold 814 an derselben Stelle zu bauen begann, welche der gegenwärtige Bau einnimmt. Als Friedrich der Rothbart 1162 die von Mailand erworbenen Gebeine der Heiligen drei Könige dem Dome von Köln zum Geschenk machte, wurde derselbe dadurch das Ziel zahlreicher Pilgerfahrten; und da zugleich der Reichthum der Handelsstadt zunahm und die german. Baukunst sich dem Gipfelpunkt ihrer Entwickelung näherte, so genügte der erste Bau nicht mehr. Der Erzbischof Engelbert, Reichsverweser unter Friedrich II., begann den Gedanken eines Neubaus zu verwirklichen, wurde aber darin durch gewaltsamen Tod 1225 unterbrochen. Eine Feuersbrunst, die den alten Dom zerstörte, ward erst 1248 zum erneuerten Anlaß des Neubaus. Noch in demselben Jahre wurde vom Erzbischof Konrad von Hochstaden der Grundstein dazu mit großen Feierlichkeiten gelegt, und zwar nach jenem großartigen Entwurfe, den man noch heute zu vollenden trachtet. Die Frage nach der Conception dieses Plans, also nach dem ersten Dombaumeister, hat viele Untersuchungen hervorgerufen. Wegen der überall hervortretenden symbolischen Bedeutung des Baus glauben Einige die Erfindung des Bauplans nur einem Geistlichen zusprechen zu können. Kreuser („Kölner Dombriefe", Berl. 1844) nennt den weltberühmten Albertus Magnus und Simon von der Lippe, Bischof von Paderborn. Andere dagegen, wie Boisserée (s. d.) und Lohde (in der deutschen Ausgabe von Gailhabaud's „Denkmälern der Baukunst"), sind der Ansicht, daß nur ein mit dem ganzen Umfange der Aufgabe vertrauter praktischer Baumeister den Plan erdenken konnte. Boisserée stellte Meister Gerhard von Rile auf, der so lange galt, bis Fahne („Diplomatische Beiträge zur Geschichte der Baumeister des kölner Doms", Köln 1843) nachwies, daß dieser Architekt, von 1254 an,

erst der zweite Dombaumeister war. Als den ersten nennt er nach einer Urkunde von 1248 Heinrich Sunere, der denn nun auch seitdem dafür gilt. Der Grundriß zeigt die Form eines Kreuzes, dessen längere Arme durch Langhaus und Chor, dessen beide kürzere Arme durch das auf beiden Seiten weit ausladende Querschiff gebildet werden. Langhaus und Chor sind fünfschiffig, sodaß sich an das höhere Mittelschiff zu jeder Seite zwei niedere anschließen. Die Gesammtbreite im Innern beträgt 151′ 6″. Das Querschiff, welches eine Länge von 250′ 6″ hat, besteht aus einem Mittel- und zwei Seitenschiffen. An die westliche Schmalseite des Langhauses schließt sich die Vorhalle an, die zugleich zum Unterbau des Thurms und zur Bildung der Façade dient; an die östliche der Chorumgang mit einem Kranze von sieben Kapellen. Die Breite der Façade beträgt 205′ 7″, die äußere Länge des ganzen Gebäudes 490′ 8″. Der oben erwähnte Gerhard von Rile förderte den Bau kräftig. Später traten durch Zwistigkeiten der Stadt mit den Erzbischöfen Hindernisse ein, sodaß erst im 74. J. nach der Grundsteinlegung (1322) die Einweihung des Chors, des einzig vollendeten Theils, erfolgen konnte. Soweit brachte den Bau im 21. J. seiner Bauführung Meister Johann. Die Beschreibung der Feierlichkeiten dabei finden sich bei Boisserée. Die Reihe der Meister in den Schreinsbüchern bricht mit Rütger, dem Nachfolger Johann's, 1332 ab. Im J. 1356 ließ der Erzbischof Wilhelm den großen Hauptaltar des Chors von schwarzem Marmor mit den aus weißem Marmor gearbeiteten Standbildern Christi und der Apostel errichten. Misbräuche beim Einsammeln der Beiträge und dadurch nothwendig gewordene Verbote des Sammelns überhaupt, die Kriege des Erzbischofs Theodorich von Mörs ließen den Bau nur langsam wachsen. Doch wurde bis zum J. 1437 die Vorhalle im südlichen Thurme vollendet, der Thurm selbst aber bis 170 F. hoch aufgeführt. Auch wurde damals der schon zum Wahrzeichen gewordene Krahn mit einem Dache versehen. Neue Glocken kamen hinein. Vom Ende des 15. Jahrh. sind wieder drei Baumeister bekannt: Nikolas von Buren, Konrad Kuyn, Johann von Frankenberg. Unter dem Letztern wurden mit Hülfe des Meisters Heinrich die schönen Glasgemälde in der nördlichen Nebenhalle eingesetzt. Das zuletzt eingesetzte Fenster trägt die Jahreszahl 1509. Von da an stockte der Bau. Vollendet waren von den fünf Haupttheilen desselben nur die beiden östlichen, der Chor und die ihn umstehenden Kapellen. Mit den Hammerschlägen an die Thorflügel der Schloßkirche zu Wittenberg verstummten vollends die im Dome zu Köln. Das 16. Jahrh. sorgte nur noch für die innere Ausschmückung durch Denkmäler, worin das 17. fortfuhr. Inzwischen aber arbeiteten an der Zerstörung des Äußern die Wirkungen des Dreißigjährigen Kriegs, der durch die Auswanderungen gewerbfleißiger Protestanten sinkende Wohlstand Kölns, die Zwistigkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft, indem Nichts geschah, dem unaufhaltsamen Vernichtungswerke von Wind und Wetter, dem fressenden Roste Einhalt zu thun, sodaß das 18. Jahrh. einen kranken Körper überliefert erhielt. Für diesen war aber der von Frankreich her eindringende Kunstgeschmack leider ein schlechter Arzt, der theils kein Herz für ihn hatte, theils mit Dem, was er für ihn that, weil barbarisirend, die Zerstörung förderte, nicht zu gedenken, daß er sie z. B. durch Zerschlagung des wunderwürdigen marmornen Tabernakels factisch übte. Dazu kam der Krieg, der den Dom 1796 und 1797 in ein Futtermagazin verwandelte und 1802 Köln in die Gewalt des Feindes lieferte. Napoleon schlug die Bitte um jährliche Gewähr von 40000 Frcs. für Unterhaltung des Doms ab. Natürlicher Verfall und absichtliche Zerstörung nahmen ihren Fortgang. Erst unserm Jahrhundert war es vorbehalten, eine Wendung herbeizuführen. Durch Friedr. Schlegel und die Brüder Boisserée, die auch in der Agneskapelle ein altdeutsches Dombild aufstellen ließen, wurde der Sinn und die Aufmerksamkeit aller Gebildeten wieder auf den Dom gelenkt. Bekannt ist das Prachtwerk, welches Sulpiz Boisserée über denselben herauszugeben begann und 1823 vollendete. Mit aller Energie wurde jetzt die Ausbesserung und Erhaltung betrieben, und als durch den Frieden von Paris 1814 Köln an Preußen fiel, begann eine geordnete Fürsorge für Erhaltung und Herstellung des Doms. Schinkel mußte den ganzen Bau untersuchen, Frank und Ahlert leiteten die umfassenden Reparaturen. Im J. 1825 wurde das kölner Erzbisthum wiederhergestellt, was von nicht geringer Bedeutung für die Herstellungsarbeiten war. Die Theilnahme der Bevölkerung wurde wieder geweckt, die früher gebräuchliche Kathedralsteuer konnte wieder eingeführt werden. Im J. 1833 starb Ahlert und ihm folgte der jetzige Dombaumeister Zwirner. Die Wiederherstellungsbauten nahten sich allmälig ihrem Ende und man begann an den Weiterbau zu denken und denselben vorzubereiten. Bald nach der Thronbesteigung des jetzigen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's IV., ward der Ausbau des Kreuzschiffs und der nördlichen und südlichen Portale angeordnet, und nun erwachte

eine ungemeine Begeisterung für den Dombau. Ein Verein von Dombaufreunden in Stuttgart sandte eine Ladung roher Steine den Rhein hinab nach Köln. Daselbst bildete sich 8. Dec. 1841 ein Central-Dombau-Verein, welcher der Mutterverein von weit über hundert andern Dombauvereinen geworden ist, unter denen der berliner und der magdeburger Centralverein für die Provinz Sachsen als besonders wichtig zu nennen sind. Überallhin erstreckte sich die Begeisterung für das große Werk. Dichter und Musiker, Schriftsteller aller Art wirkten für dasselbe; viele Legate zu Gunsten des Baus wurden gemacht. Die Herstellungskosten hatten sich auf 350000 Thlr. belaufen; die Vollendung wird mindestens noch fünf Mill. kosten. Unter den deutschen Fürsten widmete neben dem Könige von Preußen der König Ludwig von Baiern dem Dom ein besonderes Interesse. Im Juli 1842 wurde das „Domblatt" gegründet, seitdem das Organ der Domvereine; es erschien anfangs wöchentlich, jetzt kommt es monatlich heraus. Unter großen Festlichkeiten wurde 4. Sept. 1842 die Grundsteinlegung zum Weiterbau vollzogen. Eine andere Feier entfaltete sich im Sept. 1848, die der vor 600 J. stattgefundenen Gründung galt. Bei dieser Gelegenheit schickte König Ludwig vier Glasfenster, welche er durch H. Heß, Ainmüller, Hellweger und A. Fischer hatte anfertigen lassen und die er dem Dome schenkte. Sie zieren jetzt die Rückseite des Schiffs. Ihre Gesammtkosten beliefen sich auf 70000 Gldn. Seit der Grundsteinlegung ist der Eifer im Sammeln für den Riesenbau, worin sich religiöses und künstlerisches Interesse vereinigen, nie ganz erkaltet, ja es haben sich die Erträge neuerdings gesteigert. Die in den Jahren von 1842—51 beim Centralbauverein eingekommenen Gesammtbeiträge beliefen sich auf 276668 Thlr. An Staatszuschüssen gingen in dieser Zeit 522000 Thlr. ein. Seit 1850 bestehen auch akademische Dombauvereine. Der erste wurde zu Bonn gegründet. Bald hernach gab es deren 20 an verschiedenen Hochschulen und akademischen Lehranstalten. Sie verlosen zusammengetragene Sammlungen von Büchern, Kunstsachen aller Art, Musikalien u. s. w. Kunstsinnige Frauen und Jungfrauen schmückten 1850 das Presbyterium des hohen Chors mit Teppichen und wollen auch den Seitenwänden des Chors eine ähnliche Zierde bereiten. Der Stand des Baus war 1853 folgender: auf der Südseite war der Kreuzgiebel des Querschiffs bis auf die Höhe des Dachgebälks aufgeführt. Am Langschiffe wurden die südlichen Fensterpfeiler mit den Gewölbeanfängen und kunstreichen Strebebogenanschlußstücken nebst Säulen 130 F. hoch aufgebaut. An der Westseite sind die beiden innern Thurmpfeiler bis zu den Auflagern der Gurtbogen fertig geworden. Auf der Nordseite hat ebenfalls der Kreuzgiebel die Höhe des südlichen erreicht. Die beste Abbildung des Doms ist außer dem Werke von Boisserée, welches das Hauptwerk darüber bleibt, ein Stich von Poppel nach einer Zeichnung von Gerhard. Vgl. S. Boisserée, „Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms von Köln"; Derselbe, „Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln" (Köln 1842); Pfeilschmidt, „Geschichte des Doms von Köln" (Halle 1842); Zwirner, „Vergangenheit und Zukunft des kölner Dombaus" (Köln und Aachen 1843).

Kölnische Mark, s. Mark.

Kölnisches Wasser, s. **Eau de Cologne.**

Kolokotrōnis (Theodor), einer der hervorragendsten Kriegshelden und Parteiführer im griech. Befreiungskampfe, gehörte durch seine Geburt den Familien Griechenlands an, die sonst die Freiheit auf die Berge und in die Schluchten ihres Landes zu retten gewohnt waren, und welche bei dem ererbten Hasse gegen die Türken als der lebendige Ausdruck einer fortwährenden Protestation gegen deren Herrschaft anzusehen sind. Sein Großvater, **Johannes K.**, ward von den Türken grausam ermordet. Ein gleiches Schicksal hatte sein Vater, **Konstantin K.**, einer der berühmtesten und gefürchtetsten Anführer der Armatolen in Korinth, welcher, nachdem er nach Unterdrückung des ersten griech. Aufstandes von 1769 und nach Beendigung des russ.-türkischen Kriegs von 1770 zur Vertreibung der wilden und widerspenstigen Albaneserhorden aus dem Peloponnes auf Anlaß der türk. Regierung kräftigst mitgewirkt hatte, 1780 verrätherischer Weise von den Türken umgebracht wurde. **Theodor K.**, 3. April 1770 in der Nähe eines Dorfes in Messenien unter freiem Himmel geboren, wußte bei dem Unglücke, welches mit der Ermordung seines Vaters über die Familie hereinbrach, den Verfolgungen seiner Feinde sich zu entziehen. Er verlebte eine unruhige Jugend, indem er als Bandenführer bald von Armatolen bald von Klephthen die Halbinsel durchzog. Hierbei erwarb er sich namentlich jene Ortskenntniß, die ihm später im griech. Freiheitskampfe von so großem Nutzen sein sollte. Schon frühzeitig hegte K. den Gedanken der Befreiung Griechenlands vom Türkenjoche. Er verfolgte seine Absichten auch noch, als er 1806 vor der Verfolgung der Türken nach Zante geflüchtet war, von wo aus er nach dem Frieden von Tilsit die Franzosen zur Befreiung seines

Vaterlandes zu veranlassen suchte und wo er selbst mit manchem der nachherigen Freiheitskrieger in nähere Berührung kam, auch fortwährend Verbindungen mit Griechenland unterhielt. Er trat auf den Ionischen Inseln in Kriegsdienst, aber nur unter der Bedingung der Verwendung gegen die Türken, und ward später Oberst eines dort errichteten griech. Regiments. Im J. 1817 wurde er in die Plane der Hetärie eingeweiht und 1820 durch Ypsilantis von dem nahen Ausbruch des Kampfes unterrichtet, worauf er Anfang 1821 an der Küste Mainas landete. Seit Ende März 1821 galt K. neben Petros Mauromichalis (s. d.) als einer der Hauptanführer der Griechen, vornehmlich bei deren glücklichen Erfolgen in den ersten beiden Jahren des Freiheitskampfs. (S. **Griechenland.**) So that er sich namentlich bei der Einnahme von Tripolizza und Korinth (1821), beim Siege über Dram-Ali in der Eroberung von Nauplia (1822) hervor und bewies überall Unerschrockenheit und persönlichen Muth, große kriegerische Tapferkeit, Schlauheit in der Anlage kühner Plane, Gewandtheit und Verschlagenheit in deren Ausführung. Wiewol sein Benehmen eine Beimischung von Großmuth und Edelsinn verrieth, schadete er doch sich und seinem Kriegsruhme, sowie der Sache überhaupt durch Habsucht, Übermuth und Selbstsucht, die ihn gar bald zu einen um so hartnäckigern und gefährlichern Gegner der Regierung machten, je weniger sein wilder und unbegrenzter Freiheitssinn eine feste gesetzliche Ordnung der öffentlichen Verhältnisse und eine bestimmte Regelung des Staatslebens vertragen zu können schien. Der Congreß zu Astros ernannte ihn im Frühjahre 1823 zum obersten Befehlshaber des Peloponnes, und bald darauf ward er sogar Vicepräsident des Vollziehungsrathes. Allein nachdem er schon auf jenem Congresse, in Verbindung mit der Militärpartei gegenüber der der Primaten und Archonten, namentlich gegen Maurokordatos, Negris u. A. in Opposition gegen die Regierung getreten war, kam es bald nachher zu offener Widersetzlichkeit gegen die Regierung. Sein eigener Sohn, **Panos K.**, der damals im Besitze der Festung von Nauplia sich befand, verweigerte die Übergabe derselben an die Regierung Anfang 1824, fand jedoch in dem nämlichen Jahre, als der Bürgerkrieg zwischen der Regierung und der unzufriedenen und rebellischen Militärpartei offen ausgebrochen war, vor Tripolizza seinen Tod. K. der Vater unterlag mit seiner Partei und ward einige Monate als Gefangener in einem Kloster der Insel Hydra festgehalten, bis im Frühjahre 1825 der Senat sich genöthigt sah, ihn freizulassen, um ihn an die Spitze der Peloponnesier gegen den in den Peloponnes eingedrungenen Ibrahim-Pascha zu stellen, über den er jedoch im Ganzen keine wesentlichen Vortheile erlangte. Im J. 1826 ward K. in Nauplia mit dem Rumeliotenhäuptling Theod. Grivas in eine verderbliche Fehde verwickelt. Auf dem Congresse in Trözene 1827 stimmte er für den Präsidenten Kapodistrias, welchem er sich auch nachher, als derselbe die Regierung Griechenlands angetreten, K. selbst aber den militärischen Oberbefehl im Peloponnes behalten hatte, in seinem eigenen sowie in dem Interesse des Präsidenten eifrig anschloß. Nach Kapodistrias' Ermordung zum Mitgliede der provisorischen Regierungscommission erwählt, zeigte K. sich, als dieselbe in Folge der rumeliotischen Opposition aufgelöst werden mußte, in seiner alten wilden Klephthennatur. Selbst nach dem Siege der liberalen Partei und der Flucht des Augustin Kapodistrias im April 1832 blieb er als Mitglied der kapodistrianisch-korfiotischen Partei fortwährend der erbittertste Gegner der neuen Ordnung der Dinge. In offenem Kriege bekämpfte er die aus sieben Mitgliedern bestehende Regierungscommission, und nur eine Niederlage, die ihm im Jan. 1833 die Franzosen beibrachten, konnte ihn an der Verfolgung seiner Plane hindern. Eben so feindselig zeigte er sich der Regentschaft des Königs Otto, gegen welche er im Sommer 1833 sogar Verschwörungsversuche wagte, weshalb er nebst seinen Sohne, **Gennaios K.**, und Koliopulos, einem treuen Anhänger seiner Partei, im April 1834 wegen Hochverraths in Anklagestand versetzt und von dem Gerichtshofe zu Nauplia 7. Juni 1834 nebst Koliopulos zum Tode verurtheilt ward. Diese Strafe verwandelte jedoch der König in Rücksicht auf K.'s frühere Verdienste in 20jährige Festungsstrafe auf dem Palamidis in Nauplia, die ihm beim Regierungsantritte des Königs Otto (1. Juni 1835) sogar erlassen wurde. Zugleich erhielt er seinen Rang als General zurück, das Großkreuz des Erlöserordens und eine Stelle im Staatsrath. K. starb 4. Febr. 1843 zu Athen. Seine Denkwürdigkeiten erschienen unter dem Titel: „Ὁ γέρων Κολοκοτρώνης. Διήγησις συμβάντων τῆς ἑλληνικῆς φυλῆς ἀπὸ τὰ 1770 ἕως τὰ 1836. Ὑπαγόρευσε Θεόδωρος Κωνσταντίνου Κολοκοτρώνης" (Athen 1851). K.'s Sohn, **Gennaios K.**, ist ebenfalls General und Adjutant des Königs Otto. Außer diesem und Panos K. werden noch Andere dieses Namens in der Geschichte des griech. Freiheitskampfes bei verschiedenen Gelegenheiten mit Auszeichnung

genannt. Allein keiner von allen ragt so hervor wie Theodor K., der von Jugend auf von den Türken gefürchtet, bei den Griechen in besonderer Geltung stand und als ein treuer Repräsentant des griech. Volksgeistes der Neuzeit in seinen Tugenden wie in seinen Fehlern angesehen werden muß.

Kolontaj (Hugo), ein um sein Volk hochverdienter poln. Geistlicher, geb. 1. April 1750 in der Wojewodschaft Sandomir, stammte aus einer adeligen Familie in Lithauen, erhielt seine Bildung zu Pinczow und auf der Akademie zu Krakau und wurde 1774 Kanoniker an der krakauer Kathedrale. Nach seiner Rückkehr von Rom ins Vaterland trat er in die Commission ein, die Stanislaus August zur Verbesserung des poln. Unterrichtswesens in Warschau bildete, und begann nun besonders kräftig für die Reform der krakauer Akademie, namentlich durch Beseitigung der jesuitischen Fesseln zu wirken. Gegen diese Reformen trat aber die andere Partei offen auf. Der Bischof von Krakau entsetzte K. sogar seines Kanonikats; doch der Erzbischof von Gnesen hob dieses Urtheil nicht nur auf, sondern verwies auch die Widersacher zur Ruhe. Hierauf wählte die Universität 1782 K. in Anerkennung seiner Verdienste um sie zu ihrem Rector auf drei Jahre. Doch gelang es seinen Gegnern, ihn schon nach zwei Jahren wieder zu entfernen. K. kehrte nun nach Warschau zurück, und erst jetzt begann seine wichtigste Lebensperiode. Er wurde Unterkanzler der Krone und verwaltete dieses Amt während der ganzen Zeit der Berathungen des zur Entwerfung der Constitution versammelten Reichstags bis zur völligen Auflösung Polens, immer seinen großen Charakter bewahrend, von Vaterlandsliebe glühend und für das Vaterland Alles wagend. Er war einer der Haupturheber der Constitution vom 3. Mai 1791 und wirkte auch durch viele die Nothwendigkeit einer Reform darstellende Flugschriften. Seine große Wirksamkeit erkannte selbst der König an. Als aber die Conföderation zu Targowiza zusammentrat, verlor K. nicht nur, wie viele andere Patrioten, seine Güter, sondern mußte auch nach Dresden flüchten, wo er bis zum neuen Aufstande unter Kosciuszko (1794) verblieb. Darauf kehrte er nach Warschau zurück und arbeitete in der Regierungsabtheilung für die Justiz. Die Einnahme Pragas zwang ihn von neuem zur Flucht. In Galizien wurde er von den Östreichern gefangen und bis 1803 zu Olmütz in engem Gewahrsam gehalten. Auf Verwenden der russ. Regierung freigelassen, kam er indeß nicht wieder in den Besitz seiner Güter und hielt sich bis 1807 bei Krzemieniec in Volhynien auf. Nach dem Tilsiter Frieden begab er sich in das Herzogthum Warschau, ohne sich um ein Amt zu bewerben. Nach vieler Mühe erhielt er von Friedrich August einen Theil seiner Güter zurück. Er starb zu Warschau 28. Febr. 1812. Seine meist anonym erschienenen politischen Schriften sind mit großer Beredtsamkeit verfaßt und voll erhabener, klarer Gedanken. Am bemerkenswerthesten sind die „Briefe an den Staatsreferendar und Reichstagsmarschall Stan. Malachowski" (4 Bde., Warsch. 1788); ferner „Prawo polityczne narodu polskiego" (Warsch. 1790) und „Stan oswiecenia" (herausgeg. von E. Raczynski, 2 Bde., Posen 1842), worin K. den Zustand der Volksbildung von Polen um die Mitte des 18. Jahrh. auf eine ebenso interessante als freimüthige Weise schildert. Auch an dem Werke „Vom Entstehen und Untergange der poln. Constitution vom 3. Mai 1791" (deutsch, 1793) hatte K. bedeutenden Antheil. Neuerdings ist aus seinem Nachlasse eine Reihe historischer Forschungen unter dem Titel „Badania historyczne" (3 Bde., Krak. 1844) erschienen.

Kolŏphon nennt man bei alten Druckwerken den Schluß, welcher die Angabe des Verfassers, Druckorts und Jahres enthält und aus der bei den Griechen und Römern üblichen sprüchwörtlichen Redensart sich herschreibt: „einen Kolophon hinzufügen", d. h. eine Sache vollenden, weil die berühmte Reiterei der Stadt Kolophon (s. d.) in der Schlacht gewöhnlich den Ausschlag gab.

Kolŏphon, eine der wichtigern ionischen Zwölfstädte, an der Küste von Lydien, ungefähr drei Stunden nordwestlich von Ephesus, war zur Zeit ihrer Blüte im Besitze einer beträchtlichen Seemacht und trefflicher Reiterei, wurde von Gyges, während des Peloponnesischen Kriegs von den Persern und später noch einige male erobert und sank zuletzt durch die Vergrößerung von Ephesus. Die Hafenstadt von K. war Notion, bekannt durch die Seeschlacht der Athener 407 v. Chr., in deren Nähe sich in einem Haine am Bache Klaros das berühmte Orakel des Apollo Klarios befand. Auch gewann man bei K. ein schon von den Alten geschätztes Harz, das Kolophonium (s. d.).

Kolophonium nennt man das nach Entfernung des Öls von dem Terpentin durch Destillation zurückbleibende Harz, eine spröde, gelbe oder braune, durchscheinende, starkriechende Masse, die zu Räucherungen, Pflastern, beim Löthen, zum Firnißbereiten, zum Kitten, zum Verpichen

der Flaschen, zur Fabrikation der Harzseife, hauptsächlich aber zum Bestreichen des Bogens der Geigeninstrumente benutzt wird, weshalb es auch **Geigenharz** heißt. Der Name stammt von der Stadt Kolophon (s. d.) her.

Koloß heißt jede Bildsäule von außergewöhnlicher Größe. Besonders die ägypt. Kunst, deren Charakterzug die Kolossalität ist, hat zahllose Kolosse, meist aus dem härtesten Gestein und bis zur Größe von 60 F., hervorgebracht. Zu den hauptsächlichsten dieser Werke gehörte die sogenannte Memnonssäule (s. d.) in der Ebene von Theben, 52 F. hoch, welche den Memnon, den Sohn der Aurora, vorgestellt haben und beim Aufgang der Sonne grüßend erklungen sein soll. Ägypt. Kolosse sind nur in der Größe von 10—12 F. nach Europa (Rom und Turin) gekommen. Einem der schönsten haben die Franzosen den 12 F. messenden Kopf abgeschlagen, der in Alexandrien in die Hände der Engländer fiel und nun im Britischen Museum sich befindet. Aus der griech. Kunstwelt sind die berühmtesten Kolosse: das bronzene Bild der Pallas Athene auf der Akropolis zu Athen, deren Helmbusch und Lanzenspitze schon den von Sunium Heranschiffenden sichtbar war; eine andere Statue derselben Göttin von Gold und Elfenbein, das sogenannte Palladium, im Parthenon zu Athen; der Olympische Zeus aus denselben Stoffen, das Meisterstück des Phidias, der auch die beiden Pallasstatuen fertigte. Dem Phidias wird auch eine der beiden Pferdebändigergruppen zugeschrieben, welche jetzt in Rom vor dem päpstlichen Palaste auf dem Monte-Cavallo stehen, und zwar laut einer lat. Inschrift, die zugleich Praxiteles als den Urheber der andern nennt. Nach Otfr. Müller sind aber diese Gruppen wahrscheinlich nach der Zeit des Augustus in Lysippischen Proportionen nach griech. Originalen in Rom gearbeitet. Auch Thorwaldsen, M. Wagner u. A. erklärten sich für ihren spätern Ursprung. Sie stellen die Dioskuren dar und sind 18 F. hoch. Ferner ist zu nennen der chryselephantinische Koloß der Here, den Polyklet für das Heräon in Samos schuf. Dann der zu den sieben Wundern der alten Welt gerechnete riesenhafte **Koloß zu Rhodus**, welcher den Phöbus oder Sonnengott, die Nationalgottheit der Rhodier, darstellte, von Chares aus Lindos, einem berühmten Schüler des Lysippus, stückweise aus Metall gegossen und nach zwölf Jahren, 280 v. Chr., vollendet wurde. Seine Höhe belief sich auf 70 Ellen, sein Gewicht auf 700000 Pf. Er stand am Eingange des kleinern Hafens, nicht, wie man früher irrig annahm, mit ausgespreizten Beinen über der Mündung des Hafens, wurde aber bereits nach 56 J., 224 v. Chr., nebst einem großen Theile der Stadt durch ein furchtbares Erdbeben umgestürzt und in Folge eines Orakelspruchs nicht wieder aufgestellt. So lag er, auch noch in den Trümmern ein Gegenstand der Bewunderung, bis der arab. Feldherr Moavias nach der Eroberung der Insel 672 n. Chr. die Trümmer an einen Juden von Emesa verkaufte, welcher der Sage nach zur Wegschaffung des Erzes 900 Kameele brauchte. Außerdem fanden sich in Rhodus noch gegen hundert andere Sonnenkolosse. Aus der röm. Zeit ist der Koloß des Nero merkwürdig. Von diesem Kaiser dazu nach Rom gerufen, mußte Zenodorus das bronzene Bild desselben 110 F. hoch fertigen und auf der Höhe der *Via sacra* aufstellen. Nach Nero's Tode wurde dem Koloß das Zeichen des Sol aufgesetzt und er dadurch zu einem Sonnengott gemacht. Die moderne Kunst hat sich zuerst wieder bei der Statue der Bavaria (s. d.), welche König Ludwig I. von Baiern auf der Theresienwiese bei München hat aufstellen lassen, in ganz außergewöhnlichen Dimensionen versucht. — **Kolossal** oder **kolossalisch** nennt man Alles, was riesenhaft oder auch nur von außergewöhnlicher Größe ist. So heißt in der Plastik eine Bildsäule schon so, welche das gewöhnliche Maß der Lebensgröße überschreitet.

Kolossä, eine volkreiche Stadt in Großphrygien am Flusse Lykos, wurde 65 n. Chr. unter Nero sammt den Nachbarstädten Laodicea und Hierapolis durch ein furchtbares Erdbeben fast gänzlich zerstört, jedoch später wieder aufgebaut und blühte bis in das 12. Jahrh. An die Bewohner, die **Kolosser**, die schon frühzeitig eine aus Juden und Heiden gemischte christliche Gemeinde bildeten, erließ der Apostel Paulus (s. d.) während seiner Gefangenschaft in Rom das im Kanon des Neuen Testaments befindliche und dem Briefe an die Epheser sehr ähnliche Sendschreiben, um sich theils gegen eine überschwängliche Gnosis, theils gegen ein starres Festhalten an den Formen des Mosaismus zu erklären, welche beide Elemente sich unter den Kolossern kundgaben. Vgl. Huther, „Commentar zu dem Briefe an die Kolosser" (Hamb. 1841).

Kolowrat, ein altes und reiches Geschlecht Böhmens, das viele Männer zählt, die sich im kirchlichen und politischen Leben hervorgethan haben. Das Geschlecht soll schon mit Lech in Böhmen eingewandert sein und hat beglaubigte Urkunden vom J. 1000 aufzuweisen. Herbart von K. zu Roczow, der 1415 Beisitzer des königl. Landrechts in Böhmen war, zeugte mit Katharina von Schönburg die Söhne: Albert, Heinrich, Johann und Beneß, welche das Geschlecht

in vielen Ästen fortführten. Im J. 1590 wurde dasselbe in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Gegenwärtig bestehen noch die beiden Hauptlinien K.-Krakowsky und K.-Liebsteinsky, von denen jene 1671, diese 1660 die reichsgräfliche und 1688 die ungar. Magnatenwürde erhielt. Die Linie **K.-Krakowsky** zerspaltet sich in drei Zweige: den zu Brzeznitz, dessen alleiniges Glied Graf Joh. Nep. Karl, geb. 1795, ist; den zu Radenin, dessen Haupt Graf Philipp, geb. 1786; den zu Teinitzl, an dessen Spitze Graf Joseph Ernst, geb. 1795, steht. Die Linie **K.-Liebsteinsky** wird repräsentirt durch den ehemaligen Staats- und Conferenzminister Grafen **Franz Anton**, geb. zu Prag 31. Jan. 1778. Derselbe genoß eine treffliche Erziehung und zeigte sich frühzeitig zum Eintritt in den Staatsdienst befähigt. Bereits im 23. J. mit der Gräfin Rosa von Kinsky vermählt, die er 1832 durch den Tod verlor, wurde er bald nach erlangter Volljährigkeit zum Posten eines Stadthauptmanns von Prag befördert. Im Kriege bekleidete er die Stelle eines Landescommissars, nachdem er bereits 1810 zum Verweser des Oberstburggrafenamts und bald nachher zum Oberstburggrafen von Böhmen ernannt worden war. In dieser Stellung bewährte er Besonnenheit, Stetigkeit im Charakter und eine menschenfreundliche Gesinnung. In der Überzeugung, daß die Belebung des Nationalgefühls der wirksamste Hebel zur Förderung auch der geistigen Volksthätigkeit sei, war er der Erste, der in Böhmen das Selbstgefühl des Volkes wieder zu beleben suchte. Als Grundlage der Nationalität die Cultur der vaterländischen Sprache erkennend, suchte er diese vor allem zu heben und nicht nur als Studium zu fördern, sondern auch ihre literarische Productivität zu erweitern. Ebenso gab er für Erforschung und Popularisirung der Geschichte Böhmens durch Dichtung und Malerei, durch Sammlung und Aufbewahrung historischer und ethnographischer Denkmale den ersten Anstoß. Seinen Bemühungen gelang es, diesem Streben für die böhm. Sprache und Geschichte in der Gründung des Vaterländischen Museums in Prag einen Mittelpunkt zu sichern. Gleich aufmerksam bewies er sich auch den materiellen Interessen, namentlich der Fabrikindustrie und der Landwirthschaft. Im J. 1826 wurde er in das Staatsministerium nach Wien berufen. Die Beziehungen, in welche er zu den Staatsgeschäften trat, zeigten, daß er gewissermaßen zum Gegengewichte gegen Metternich, der erst nach der Julirevolution von 1830 seinen unumschränkten Einfluß wieder erhielt, bestimmt war. Wenn es K. nicht immer gelang, das für gut Erkannte durchzuführen, so hinderte ihn schon der Eigenwille des Kaisers Franz daran. Freier gestaltete sich K.'s Wirken seit dem Regierungsantritte des Kaisers Ferdinand, wo das System der Milde die vorherrschende Richtung gewann. Der versöhnenden Politik K.'s war es vorzüglich zuzuschreiben, daß die Milderung des Looses der ital. politischen Gefangenen einer der ersten Regierungsacte des neuen Kaisers, und daß diese Milderung während der Krönung zu Mailand zu einer fast vollständigen Amnestie erweitert wurde. In Folge der Ereignisse vom März 1848 trat K. aus dem öffentlichen Dienste zurück. Der Graf ist kinderlos, und mit ihm wird die Linie K.-Liebsteinsky erlöschen.

Kolūren nennt man in der Astronomie diejenigen zwei größten Kreise der Himmelskugel, von denen der eine durch die Pole des Äquators und die Sonnenwendepunkte, der andere durch die Pole des Äquators und die Äquinoctialpunkte gezogen gedacht wird. Den erstern nennt man den Kolur der Solstitien, den letztern den Kolur der Äquinoctien. Beide gehören zu den sogenannten Declinationskreisen.

Kolūthus, ein griech. Dichter aus dem Anfange des 6. Jahrh. n. Chr., aus Lykopolis in Ägypten, verfaßte mehre größere Gedichte, wie die „Calydoniaca“ und „Persica“, die sämmtlich untergegangen sind. Nur ein kleineres heroisches Gedicht: „Raub der Helena“, in homerischer Manier und in einer für jene Zeiten noch ziemlich correcten Sprache geschrieben, hat sich unter seinem Namen erhalten. Dasselbe wurde vom Cardinal Bessarion wieder aufgefunden, hierauf zuerst von Aldus (Ven. 1504), dann von Lennep (Leuward. 1747; neuer Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823), J. Bekker (Berl. 1816) und Julien (Par. 1823) herausgegeben und von F. F. H. Passow ins Deutsche übersetzt (Güstrow (1829).

Kolywan, eine der bedeutendsten Bergstädte des russ. Reichs, im sibirischen Gouvernement Tomsk an den Flüssen Ob und Berda, liegt in einer rauhen und wilden Berggegend mitten in dem durch seinen Silberreichthum ausgezeichneten **Kolywanischen Erzgebirge**, welches ein Theil des Altai ist. In der Nähe sind sechs Silber-, eine Kupfer- und eine Eisenhütte, deren Erzeugnisse von hier aus über Tobolsk nach Jekaterinburg abgeliefert werden müssen. K. selbst hat 1500 E., die zum größten Theil ebenfalls in Bergwerken beschäftigt sind, sodaß die Stadt ein sehr ödes Ansehen hat.

Kolzow (Alexei Wassiljewitsch), ausgezeichneter russ. Volksliederdichter, wurde 1809 in

Woronesch geboren. Sein Vater, ein Viehhändler, ließ ihn im 10. J. privatim im Lesen und Schreiben unterrichten und gab ihn dann in die Kreisschule, aus der er ihn aber nach vier Monaten schon zurücknahm, um ihn in seinem Handel zu verwenden. In dieser kurzen Zeit konnte K. nicht einmal eine Elementarbildung zu Theil werden. Dennoch war sein inneres Leben geweckt worden, und er gab sich leidenschaftlich dem Lesen hin und kaufte sich für sein Taschengeld Märchenbücher. Im Winter mußte er mit den Dienern des Vaters auf die Märkte ziehen, im Sommer den Vater in die Steppen begleiten, wo das Vieh weidete. Wiewol anfangs den Geschäften wenig zugeneigt, faßte er doch große Neigung für das Naturleben in der Steppe, sodaß er sich endlich mit seinem Berufe auszusöhnen begann. Allen seinen Liedern ist auch in Ton und Colorit unverkennbar der Charakter der Steppennatur aufgeprägt. So verlebte K. drei J., und bisher hatte er noch keine Gedichte gelesen. Als ihm endlich zufällig auf dem Markte die Gedichte Dmitriew's in die Hand fielen, eilte er entzückt nach Hause und begann die Gedichte abzusingen; denn er glaubte, Verse könnten nur gesungen werden. Rhythmus und Reime sprachen ihn ungemein an, obgleich er den Unterschied zwischen Prosa und Poesie nicht klar erkannte. Nach und nach schaffte er sich auch die Werke Lomonossow's, Derschawin's, Schukowsky's, Puschkin's und Delwig's an und begann nun selbst Verse zu machen, indem er im Versbau die Werke dieser Dichter nachahmte. Mit diesen Versuchen vergingen abermals fünf Jahre. Im J. 1831 kam K. in Geschäften seines Vaters nach Moskau und wurde dort durch H. Stankewitsch mit einigen Literaten bekannt, die sich für den jungen Naturdichter interessirten und ihm Gelegenheit verschafften, seine Poesien in verschiedenen Journalen drucken zu lassen. Sodann gab Stankewitsch 1835 auf seine Kosten 18 Gedichte K.'s heraus, die nicht geringes Aufsehen in den gebildeten und literarischen Kreisen verursachten. Im J. 1836 kam K. nach Petersburg und wurde mit Puschkin, Schukowsky und den Fürsten Odojewsky und Wäsemsky bekannt, die sich seiner auf das wärmste annahmen. Im J. 1838 führten ihn Geschäfte abermals nach Moskau und Petersburg. Diesmal hielt er sich ziemlich lange in Moskau auf, wo er in Folge einer gehobenen Gemüthsstimmung und mannichfacher Anregung vieles Treffliche dichtete. Um so schmerzlicher war ihm die Rückkehr nach Hause; er fühlte wol, daß es eine andere Welt gäbe, die ihm näher stände als die Heimat mit den Viehheerden. K. wäre gern geblieben, aber alle Handelsgeschäfte und Verpflichtungen des Vaters ruhten bereits auf seinen Schultern. Nach einer vierten Reise nach Moskau und Petersburg entschloß er sich endlich, aus dem Handel zurückzutreten und nach Petersburg überzusiedeln. Aber Krankheit hinderte ihn, diesen Plan auszuführen; er starb 1842 in der Blüte seines Lebens. Erst 1846 erschien eine vollständige Ausgabe der Gedichte K.'s mit einer von Belinsky verfaßten Biographie. Unter diesen Gedichten nehmen die „Russischen Lieder" die bedeutendste Stelle ein; in ihnen zeigt sich das Talent K.'s in seiner ganzen Kraft und Fülle. K. war eigentlich der Erste, der das russ. Volkslied künstlerisch auffaßte und wirksam verarbeitete, obschon sich in dieser Gattung früher mehre nationale Dichter versucht und Delwig und Mersläkow sich sogar hierin Berühmtheit erworben hatten. Selbst Puschkin, der in allen Dichtungsgattungen Großes geleistet, kann im russ. Volksliede mit K. nicht wetteifern. K. war nicht nur begabt, sondern auch ein Sohn des Volkes, der dessen Leben und Treiben, seine Noth, seinen Schmerz, seine Freude und seine Umgebungen kannte und durchlebt hatte. Seine Lieder verstoßen nirgends gegen das Volksmäßige, im Gefühl wie im Ausdruck. Sein Gefühl ist stets innig und kraftvoll und verfällt nie in Sentimentalität. Seine meisten Lieder gehören zu den schönsten Perlen der russ. Poesie.

Kombābus, ein Syrer, wurde als Muster der Keuschheit zum Sprüchworte, indem er, vom Könige Antiochus Soter zum Begleiter seiner Gemahlin auf ihren Reisen erwählt, sich vorher entmannt und die Zeichen seiner Entmannung dem Könige in einem verschlossenen Behälter übergeben haben soll. Als nun seine Feinde und die seiner Aufsicht überdrüssige Königin durch verleumderische Gerüchte bei dem Könige für K. das Todesurtheil ausgewirkt hatten, da bat dieser denselben, das ihm übergebene Kästchen zu öffnen, und lieferte darin den unumstößlichsten Beweis seiner Unschuld, sodaß ihm zu Ehren eine bronzene Statue errichtet wurde. Unter den Deutschen behandelte Wieland diese Sage in der Erzählung „Kombabus".

Komēten, d. i. Haarsterne, nennt man mit einem aus dem Griechischen entlehnten Namen eine überaus zahlreiche und in vielen Beziehungen sehr räthselhafte Classe von Himmelskörpern, die nebst den Planeten und ihren Monden zu unserm Sonnensysteme gehören, gewöhnlich nur kurze Zeit, nämlich dann, wenn sie der Sonne und zugleich der Erde verhältnißmäßig nahe kommen, durch Fernröhre oder, was aber weit seltener ist, dem bloßen Auge sichtbar werden und sich dann wieder mit wenigen Ausnahmen auf lange Zeit, größtentheils auf Jahrhunderte oder

gar Jahrtausende, unserer Betrachtung entziehen. Ihren Namen haben sie von ihrer sonderbaren Gestalt oder Erscheinung erhalten, bei welcher wir dreierlei Theile unterscheiden müssen. Der immer vorhandene Hauptbestandtheil ist eine Art Nebelhülle oder Lichtnebel, eine im Verhältniß zu andern Sternen große, mehr oder weniger glänzende, runde, aber niemals scharf begrenzte Lichtmasse, welche man den Kopf oder auch das Haar des Kometen nennt. Sie umgibt zuweilen in der Form eines leuchtenden Rings, auch wol von zwei oder drei concentrischen Ringen, die durch blassere Zwischenräume getrennt sind, einen stärker glänzenden, planetenartigen Theil, den sogenannten Kern, und ist nicht selten an der der Sonne entgegengesetzten Seite mit einem hellen Streifen verbunden, den man den Schweif nennt, weshalb diese Gestirne auch Schweifsterne genannt werden. Der letztere, häufig von dem Kopfe durch einen leeren dunkeln Raum getrennt, ist immer sehr dünn, sodaß man die kleinsten Sterne hindurchschimmern sieht, ferner in einiger Entfernung von dem Kopfe des Kometen gekrümmt (und zwar nach der Gegend, aus welcher der Komet kommt) und oft von so ungeheuerer Ausdehnung, daß er 90 und mehr Grade des Himmels einnimmt und mit Rücksicht auf seine Entfernung mehre Millionen Meilen lang sein muß. Der Schweif des berühmten Kometen von 1811 war nach Herschel's Berechnung nicht weniger als 22 Mill. M. lang und sein Durchmesser maß in der Nähe des Kopfes 200000, gegen das Ende hin über eine Mill. M. Zuweilen ist ein doppelter oder mehrfacher Schweif vorhanden, ja der Komet von 1766 hatte drei Doppelschweife, die sich fächerartig ausbreiteten. Übrigens ist das Ansehen der Kometen (insbesondere das ihrer Schweife) sehr veränderlich; nur ist es schwer, die wirklichen, in der Materie derselben vorgehenden Veränderungen von denjenigen zu unterscheiden, die nur scheinbar sind und von dem veränderten Stande der Kometen gegen Sonne und Erde herrühren. In der Regel nehmen die Kometen an Größe zu, indem sie sich von der Sonne entfernen. In vielen Fällen mag dies uns nur darum so vorkommen, weil wir sie, je weiter sie von der Sonne entfernt sind, an desto dunklern Stellen des Himmels erblicken; in andern Fällen ist aber eine wirkliche Zunahme unverkennbar.

In frühern Zeiten waren die oft so plötzlich zum Vorschein kommenden Kometen ihrer räthselhaften Natur und ihrer scheinbar so unregelmäßigen Bewegungen wegen nicht nur Gegenstände des Erstaunens, sondern sogar des Schreckens und abergläubischer Furcht, indem man sie für die Vorboten eines bevorstehenden, einen großen Theil der Erde betreffenden schweren Unglücks, wie Krieg, Epidemie, Überschwemmung u. s. w., ansah. Heutzutage ist diese Art von Aberglauben bei den aufgeklärten Nationen ziemlich spurlos verschwunden. Freilich hat sich die Zahl der beobachteten Kometen seit der Erfindung der Fernröhre außerordentlich vermehrt, und jetzt vergeht fast kein Jahr, in welchem nicht ein Komet oder mehre beobachtet würden. Zu Anfange des J. 1845 waren zu gleicher Zeit vier Kometen sichtbar. Aber nur der kleinste Theil der vorhandenen Kometen wird uns sichtbar, nur diejenigen, welche der Sonne nahe genug kommen und in der Nacht am Himmel stehen, da nur in wenigen einzelnen Fällen Kometen von ungewöhnlicher Helligkeit, wie diejenigen, welche 43 v. Chr., sowie 1402, 1532, 1577 (von Tycho Brahe am Tage entdeckt), 1744 und 1843 sichtbar waren, oder solche, deren Erscheinung mit einer totalen Sonnenfinsterniß zusammentraf (z. B. nach Seneca 60 v. Chr.), bei Tage gesehen worden sind. Auch müssen viele uns darum unsichtbar bleiben, weil sie nur bei trüber Witterung in hinreichende Nähe kommen oder nur auf der größtentheils unbewohnten südlichen Erdhälfte beobachtet werden können. Schon hieraus läßt sich abnehmen, wie außerordentlich groß die Zahl der Kometen sein muß, und daß sie wenigstens viele Tausende betragen muß, vielleicht in die Millionen geht. Die Bewegungen der Kometen sind scheinbar ganz unregelmäßig. Einige bewegen sich in derselben Richtung wie die Planeten von Westen nach Osten um die Sonne oder sind rechtläufig; andere dagegen bewegen sich in entgegengesetzter Richtung oder sind rückläufig. Sie durchstreifen alle Theile des Himmels, ohne, wie die Planeten, auf eine gewisse Gegend desselben beschränkt zu sein; manche sind nur kurze Zeit, kaum einige Tage, andere viele Monate lang sichtbar. Der Engländer Halley war der Erste, der die Berechnung von Kometenbahnen versuchte, nachdem Newton bewiesen hatte, daß die Kometen in ihren Bewegungen Gesetzen folgen, die von denen der Planetenbewegung nicht wesentlich verschieden sind, und daß sechs Bestimmungsstücke oder Elemente hinreichen, um von der Erscheinung jedes Kometen am Himmel vollkommen Rechenschaft zu geben. Alle bewegen sich in einem Kegelschnitte, in dessen einem Brennpunkte die Sonne steht, viele erwiesenermaßen (also wahrscheinlich alle) in Ellipsen, die sich von den Planetenbahnen, welche bekanntlich gleichfalls Ellipsen sind, nur durch ihre langgestreckte, von der Kreisform viel mehr abweichende Gestalt unterscheiden. Dies zeigt sich in dem Unterschiede zwischen der kleinsten und größten Entfernung von der Sonne, der bei den

Kometen immer weit größer ist. Selbst bei demjenigen Planeten, dessen Bahn von der Kreisform am meisten abweicht, ist der größte Abstand von der Sonne (zur Zeit der Sonnenferne) nur etwa um zwei Drittel größer als der kleinste (zur Zeit der Sonnennähe), während die Kometen fast sämmtlich in ihrer Sonnenferne viel mal weiter als in der Sonnennähe von der Sonne entfernt sind. Der berühmte Komet von 1811 z. B. hat sich der Sonne bis auf 48 Mill. M. genähert und entfernt sich von derselben bis auf 8000 Mill. M. Alle Kometen sind nur kurze Zeit vor oder nach ihrer Sonnennähe sichtbar. Um diese Zeit kommen sie zuweilen der Sonne weit näher als die nächsten Planeten, ja der große Komet von 1843 war in der Sonnennähe von der Oberfläche der Sonne nur 14000 M. entfernt, während sich der von 1729 der Sonne nur bis auf 84 Mill. M. genähert hat. Hätte ein Komet eine Parabel oder Hyperbel zu seiner Bahn, so könnte er überhaupt nur ein mal in die Nähe der Sonne kommen und müßte sich nachher von derselben ins Unendliche entfernen. Von allen bisher beobachteten und berechneten Kometen hat ungefähr der sechste Theil eine entschieden elliptische Bahn, der 20. Theil, wie es scheint, eine hyperbolische; bei allen übrigen zeigte die Bahn sich parabolisch, aber vielleicht nur darum, weil eine Ellipse in der Nähe der Endpunkte der großen Achse sehr große Ähnlichkeit mit einer Parabel hat.

Die Bestimmung der Bahn eines Kometen hat darum sehr große Schwierigkeiten, weil wir immer nur einen verhältnißmäßig sehr kleinen Theil derselben sehen können und daher die krummlinige Bahn aus wenigen Punkten construiren oder berechnen müssen. Verzeichnisse solcher Kometen, deren Bahnen berechnet sind, haben Delambre, Schumacher, Olbers u. A. geliefert; das von Olbers enthält 129 Kometen, unter denen vier von kurzer Umlaufszeit deshalb merkwürdig sind, weil man zu vorausbestimmten Zeiten ihre Wiederkehr beobachtet und sich dadurch von der Richtigkeit der Berechnung überzeugt hat. Der erste derselben ist der **Halley'sche Komet**, so genannt von dem engl. Astronomen Edmund Halley, der ihn bei seinem Erscheinen 1682 seinen Elementen nach als identisch mit den 1531 und 1607 beobachteten Kometen erkannte, seine Umlaufszeit zu 75—76 J. bestimmte und seine Wiederkehr für 1758 oder 1759 voraussagte. Seine Voraussagung traf auch pünktlich ein, indem der Komet Ende 1758 wieder erschien. Seitdem ist er 1835 wieder gesehen worden und genau um die vorherbestimmte Zeit (16. Nov., nur drei Tage später, als berechnet war) durch die Sonnennähe gegangen. Dieser Komet, welcher höchst wahrscheinlich auch mit den 1230, 1305, 1380 und 1456 beobachteten Kometen ein und derselbe ist, gehört zu den größern, kann daher mit bloßen Augen gesehen werden und zeichnet sich namentlich durch die große Länge seines Schweifs aus, die 1456 auf 60, 1682 auf 30, 1835 auf 20 Grade angegeben wurde, demnach also bei jedem Erscheinen vermindert gewesen zu sein scheint, was auch von dem Glanze des Kometen gilt. Die kleinste Entfernung des Kometen von der Sonne beträgt etwa 12, die größte 730 Mill. M. Der zweite Komet von kurzer Umlaufszeit ist der **Encke'sche**, so genannt von dem Professor Encke in Berlin, der seine periodische Wiederkehr zuerst bewies, aber entdeckt von Pons zu Marseille 26. Nov. 1818, jedoch mit den 1786, 1795, 1805 beobachteten Kometen identisch. Er hat unter allen bekannten Kometen die kürzeste Umlaufszeit, von nur drei Jahren 115 Tagen, und ist seit seiner Entdeckung oder vielmehr Berechnung regelmäßig in den J. 1822, 1825, 1828, 1832, 1835, 1838, 1842, 1845, 1848 und 1852 beobachtet worden, wobei man aber die sehr merkwürdige Bemerkung gemacht hat, daß seine Umlaufszeit allmälig, wiewol nur sehr langsam abnimmt, was wieder mit einem Kleinerwerden seiner Bahn oder einer Annäherung dieses Kometen an die Sonne, von der er jetzt in der Sonnennähe nur sieben, in der Sonnenferne aber 84 Mill. M. entfernt ist, nothwendig zusammenhängen muß. Man erklärt diese Erscheinung (nach Encke) durch das Vorhandensein einer den Weltraum, den man früher für ganz leer hielt, erfüllenden, überaus feinen elastischen Flüssigkeit, eines sogenannten Äthers, der dem Kometen bei seiner Bewegung Widerstand leistet, dadurch aber seine Geschwindigkeit und mit ihr auch seine Schwungkraft vermindert, was eine Annäherung des Kometen an die Sonne und demnach, den Kepler'schen Gesetzen gemäß, zugleich eine Verminderung seiner Umlaufszeit zur Folge haben muß. Wahrscheinlich wird daher dieser Komet endlich in die Sonne stürzen, wenn er sich nicht vorher auflöst. Übrigens ist er nur mit Fernröhren wahrnehmbar und hat keinen Schweif. Der dritte Komet von kurzer Umlaufszeit ist der **Biela'sche**, so genannt von dem östr. Hauptmann von Biela, der ihn 28. Febr. 1826 zu Josephstadt in Böhmen entdeckte und für diesen Zeitpunkt die Rückkehr eines im Febr. 1772 und im Dec. 1805 beobachteten Kometen erwartet haben will. Er ist gleich dem vorigen mit bloßen Augen nicht sichtbar, bewegt sich in 6¾ J. um die Sonne und erreicht in seiner Sonnenferne einen

Abstand von 129 Mill. M. von der Sonne, während er in der Sonnennähe nicht nur mit der Erde beinahe gleichen Abstand von der Sonne hat, sondern auch, nach der Lage seiner Bahnebene, der Erdbahn sehr nahe kommt, sodaß möglicherweise einmal ein Zusammenstoß dieses Kometen mit der Erde eintreten könnte. Indeß zeigt eine leichte Rechnung, wie außerordentlich gering die Wahrscheinlichkeit eines solchen Zusammentreffens ist. Ob es aber, wenn es stattfände, der Erde sehr gefährlich sein würde, ist eine Frage, die sich nur im Zusammenhang mit der sogleich zu erörternden Natur der Kometen behandeln läßt, da Alles darauf ankommt, ob der Komet einen festen Kern hat oder nicht. (Im J. 1832 war der Komet 29. Oct. nur 4⅔ Erdhalbmesser von dem nächsten Punkte der Erdbahn, den aber die Erde selbst erst 30. Nov. erreichte, entfernt.) Bei seinem Erscheinen von Ende Nov. 1845 bis April 1846 zeigte er einen doppelten Kern, der bei seinem Wiedererscheinen im August 1852 nicht beobachtet wurde. Der vierte Komet von zweifelloser kurzer Umlaufszeit wurde 22. Nov. 1843 von du Faye in Paris entdeckt, der seine Umlaufszeit zu ungefähr 7⅓ J. berechnete. Er wurde in der That 7 J. später, 28. Nov. 1850, zu Cambridge in England wieder aufgefunden und in den nächsten Monaten bis Anfang März 1851 auch in Rußland und Nordamerika beobachtet. Dagegen ist der 22. Aug. 1844 von de Vico in Rom entdeckte Komet, der sich entschieden in einer elliptischen Bahn bewegt und dessen Umlaufszeit auf 5½ J. berechnet wurde, nicht wieder gesehen worden. Vielleicht ist derselbe einerlei mit dem bekannten Kometen von 1770, dessen Bewegung einer Umlaufszeit von 5½ J. entsprach. Auch er wurde nach Verlauf dieser Zeit vergeblich erwartet, weil er, wie eine rechnende Untersuchung ergab, durch die Anziehung des Jupiter in eine viel weitere Bahn versetzt worden war, in welcher er der Sonne nicht mehr nahe genug kam, um sichtbar zu werden. Der von Olbers 1815 entdeckte und nach ihm benannte Komet hat nach Bessel eine Umlaufszeit von 74 J. Seine Entfernung von der Sonne beträgt in der Sonnennähe 25, in der Sonnenferne 710 Mill. M. Der von Westphal 24. Juli 1852 entdeckte Komet hat eine Umlaufszeit von etwa 61 J. Dagegen hat der berühmte Komet von 1811 nach Argelander eine Umlaufszeit von etwa 3000 J., der von 1680 nach Encke sogar eine von 8800 J., wiewol andere Astronomen dem letztern Kometen eine Umlaufszeit von nur 575 J. beilegen und vermuthen, daß er mit dem von 1105 identisch ist. Der Komet von 1556, welcher den Kaiser Karl V. zur Abdankung bewogen haben soll und unter dem Namen des **Melanchthon'schen Kometen** bekannt ist, mag wol mit den 104, 395, 975 und 1264 beobachteten Kometen identisch sein und hat eine Umlaufszeit von etwa 292 J.; er wurde aber 1848 vergeblich erwartet. Der große Komet von 1843, in vielem Betracht der merkwürdigste unsers Jahrhunderts, hat wahrscheinlich eine Umlaufszeit von 175 J. und ist mit den Kometen von 268, 442, 791, 968, 1143, 1317, 1494, 1668 identisch. Außer den vier oben erwähnten periodischen Kometen von genau bekannter kurzer Umlaufszeit sind in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. 80 Kometen beobachtet worden, von denen allein 30 auf das letzte Jahrzehnd, acht auf das J. 1846, sechs auf das J. 1847 fallen. Die meisten derselben, 28, hat Pons in Marseille entdeckt.

Die Frage nach der eigentlichen Natur der Kometen ist ungemein schwer zu beantworten. Zwar ist man längst darüber im Klaren, daß sie keine bloßen Meteore oder vorübergehende Erscheinungen sind, eine Ansicht, der noch Kepler zugethan war, sondern, was zuerst Tycho de Brahe nachwies, aber schon Seneca annahm, dauernde Himmelskörper, wie die Planeten und Fixsterne. Ob sie aber feste Körper sind oder nicht und ob sie mit eigenem oder mit erborgtem Lichte leuchten, läßt sich noch immer nicht entscheiden. Beide Fragen hängen übrigens genau zusammen. Wären die Kometen, oder doch einige von ihnen, feste Körper und würden sie gleich den Planeten nur durch reflectirtes Sonnenlicht erleuchtet, so müßten sie Phasen oder Lichtwechsel zeigen, wie wir sie am Mond und an der Venus beobachten, die uns nach ihrem verschiedenen Stande gegen die Sonne ganz oder theilweise erleuchtet erscheinen. Davon hat sich aber bei den Kometen nie eine Spur gezeigt. Entweder sind sie also feste und zugleich selbstleuchtende Körper, oder sie erhalten ihr Licht von der Sonne, können aber dann auch keine festen Körper sein, sondern werden in ihrer ganzen Masse von den Sonnenstrahlen durchdrungen, sodaß sie bei jeder Stellung gegen die Sonne als ganz erleuchtet erscheinen. Ein Vorübergang eines Kometen vor der Sonne, welcher in dem Falle, daß jener als dunkler Fleck auf der Sonne erschiene, für die interessante Frage über die Natur der Kometen entscheidend sein würde, ist noch nie mit Sicherheit beobachtet worden. Die Materie, aus welcher die Nebelhülle der Kometen besteht, ist auf jeden Fall so äußerst fein, daß sie fast von unsern Nebeln an Materialität übertroffen wird. Da übrigens so viele Kometen gar keinen Kern zeigen und selbst durch ihre Mitte Fixsterne durchschimmern lassen, während auch in den Fällen, wo ein deutlicher Kern wahrzuneh-

men ist, derselbe in der Regel sehr klein (oft hält er nur wenige Meilen im Durchmesser, wie die Kerne der Kometen von 1798 und 1805, deren Durchmesser nach Herschel nur fünf bis sechs Meilen betrugen), dabei schlecht begrenzt und von ziemlich mattem Lichte ist, so kann als wahrscheinlich angenommen werden, daß auch der sogenannte Kern in allen Fällen nur etwas mehr verdichteter Lichtnebel ist. Freilich bleibt es möglich, daß unter den Kometen Körper von sehr verschiedener physischer Beschaffenheit vorkommen. Der Umstand, daß die Kometen an Ausdehnung abnehmen, wenn sie sich der Sonne nähern, mag daher kommen, daß durch die große Wärme der Sonne ein Theil des die Kometen bildenden Lichtnebels völlig verflüchtigt und daher unsichtbar, dagegen bei größerer Entfernung von der Sonne und abnehmender Einwirkung derselben wieder sichtbar wird, indem wir eine Analogie zwischen den dunst- oder nebelartigen Bestandtheilen der Kometen und dem Wasserdunst wol annehmen dürfen. Über die Natur der Kometenschweife, die sich immer erst um die Zeit des Durchgangs durch die Sonnennähe zu bilden scheinen, sind sehr viele und verschiedene Vermuthungen aufgestellt worden, von denen aber die von Cardanus, Piazzi und Lehmann völlig unhaltbar sind. Newton hat wahrscheinlich gemacht, daß sie durch Theile gebildet werden, die vom Kopfe des Kometen aufsteigen, wobei sie durch eine von der Sonne ausgehende abstoßende Kraft getrieben zu werden scheinen. Auffallend bleibt aber immer, daß nicht alle Kometen einen Schweif haben, sodaß die Materie vieler der abstoßenden Kraft der Sonne gar nicht unterworfen zu sein scheint, und daß in einigen, wiewol seltenen Fällen der Schweif der Sonne zugekehrt ist, z. B. bei dem Kometen von 1823, von dessen zwei Schweifen der eine der Sonne zugekehrt, der andere von ihr abgewendet war. Da die meisten größern Kometenschweife in ihrer Mitte durch einen breiten dunkeln Streifen getheilt erscheinen, als ob sie doppelt wären, so ist die Vermuthung in hohem Grade wahrscheinlich, daß jeder Kometenschweif ein hohler, durchsichtiger, mit eigenem schwachen Lichte leuchtender Dunstkegel ist. Das Scintilliren oder Strahlenschießen, das man in den Kometenschweifen nicht selten wahrnimmt, hat wol, wie das Funkeln der Sterne, in der ungleichen Dichtigkeit der Atmosphäre, im Vorüberziehen ungleich brechender Luft- und Dunstmassen seinen Grund.

Schließlich ist noch über die wahren oder vermeintlichen Wirkungen der Kometen ein Wort zu sagen. Daß ein Zusammenstoß der Erde mit einem Kometen zwar höchst unwahrscheinlich ist, immer aber unter die möglichen Fälle gehört, wurde bereits bemerkt; er würde, falls der Komet einen festen Kern hätte, der Erde jedenfalls sehr nachtheilig und im Stande sein, die bedeutendsten Revolutionen auf ihr hervorzubringen. Von einer bloßen Annäherung eines Kometen oder einem Durchgange der Erde durch die lockern, dunstartigen Theile desselben, wie er wahrscheinlich 26. Juni 1819 stattgefunden hat, wird schwerlich ein erheblicher Nachtheil oder eine Einwirkung auf die Erde zu besorgen sein. Vielfach hat man behauptet, daß die Kometen auf die Jahreszeiten einen Einfluß ausübten und namentlich eine größere Sommerhitze zur Folge hätten. Indeß zeigt eine genauere Prüfung älterer und neuerer Beobachtungen, daß jene Behauptung völlig ungegründet ist, und man könnte denjenigen Kometenjahren, die sich durch einen heißen Sommer auszeichneten, mindestens ebenso viele entgegenstellen, die keinen solchen oder wol gar einen sehr strengen Winter hatten, wie dies unter andern von dem J. 1680 gilt, in welchem einer der glänzendsten Kometen sichtbar war. Eine unmittelbare Wirkung auf das Thermometer ist niemals bemerkt worden, selbst nicht bei dem glänzenden Kometen von 1811, der übrigens zufällig mit einem sehr heißen Sommer zusammentraf.

Komisch. Das Komische ist, wie Jean Paul sagte, das umgekehrte Erhabene. Erhaben (s. d.) nennen wir einen Gegenstand, dessen innere Idee seine sinnliche Erscheinungsform überragt; ein gothischer Dom ist z. B. erhaben, weil seine Höhe für die Phantasie über das gegebene Maß hinaus ahnungsvoll bis in das Unendliche fortwächst. Das Komische aber ist gerade umgekehrt das Übertragen des Sinnlichen und Zufälligen über die Idee, die zur Darstellung kommen soll. Die sinnliche Erscheinungsform schlägt der Idee, die sich einseitig aufspreizen will, ein Schnippchen und erinnert sie an ihre irdische Schwäche. Komisch ist z. B. jener Druckfehler, der einen Schriftsteller statt von der einleuchtenden Richtigkeit vielmehr von der einleuchtenden Nichtigkeit seiner Ansicht sprechen ließ; komisch ist jener Zerstreute, der, um die Ehrlichkeit seines Bedienten zu prüfen, eine Masse Geld offen auf den Tisch legte, diese aber zu zählen vergaß. Man unterscheidet zwischen dem Niedrig-Komischen und dem Fein-Komischen. Der Unterschied entsteht, je nachdem das Erhabene, das zum Fall kommt, und das Komische, welches das Erhabene zum Fall bringt, derb-sinnlicher oder mehr geistiger Natur sind. Das Niedrig-Komische ist das Burleske (s. d.). Dahin gehört der Hanswurst, Eulenspiegel u. s. w.; hier geht es selten ohne tüchtige Zoten, Ohrfeigen und Prügel ab. Feiner ist bereits das Komische des Verstandes, der Witz (s. d.). Die

höchste Stufe des Komischen aber ist der Humor (s. d.). Hier wird nicht blos ein einzelner Fall verlacht und verspottet, sondern die Tollheit der ganzen Welt. Der Don Quixote von Cervantes ist ein Musterbuch tiefsten Humors. Don Quixote und sein ehrlicher Schildträger Sancho Pansa sind nicht blos der komische Gegensatz eines einzelnen Schwärmers und der einfältigen Verstandesprosa, sondern es ist der ewige Gegensatz des einseitigen Idealismus und Realismus überhaupt. Weil das Komische so zu sagen ein Zank der Materie mit dem Geist ist, der Geist dabei aber doch niemals völlig überwunden und vernichtet werden darf, indem sonst statt des Komischen vielmehr das Häßliche (s. d.) und Gemeine sich darstellen würde, kann das Komische nur in denjenigen Künsten sich am freiesten entfalten, die am meisten der Materialität entrückt sind. Es gibt daher keine komische Baukunst und auch in der Plastik tritt das Komische nur sehr bescheiden auf. In der Malerei aber bildet das Komische bereits eine besondere Gattung, die sogenannte Genremalerei (s. d.), und in der Musik und in der Poesie ist das Komische recht eigentlich zu Hause: die komische Oper, der komische Roman, die Komödie. Die Theorie und Geschichte des Komischen ist von jeher ein Lieblingsgegenstand der Ästhetiker gewesen. Wir nennen aus der reichhaltigen Literatur nur Flögel, „Geschichte der komischen Literatur" (4 Bde., Liegnitz und Lpz. 1784—87); Jean Paul, „Vorschule der Ästhetik" (Stuttg. und Tüb. 1813); Ruge, „Neue Vorschule der Ästhetik" (Halle 1837); F. Vischer, „Über das Erhabene und Komische" (Stuttg. 1837); Derselbe, „Ästhetik" (3 Bde., Reutlingen 1846—52).

Komnenen ist der Name einer berühmten Herrscherfamilie, die ihren Ursprung aus Italien ableitete und von 1057—1204 auf dem Throne von Konstantinopel, seit 1204—1461 auf dem von Trapezunt 18 Kaiser, 19 Könige und überdies eine große Anzahl unabhängiger Regenten zählte. (S. **Byzantinisches Reich** und **Trapezunt**.) In literarisch-historischer Hinsicht verdienen unter den Komnenen Erwähnung: **Alexius I.**, welcher 1081 zur Regierung gelangte, und dessen Sohn **Isaak Komnenus**, noch mehr aber die Tochter des Erstern, **Anna Komnena** (s. d.), die in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. lebte. Der letzte Komnene in Trapezunt, **David Komnenus**, wurde auf Befehl Mohammed's II. 1462 nebst seiner Familie zu Adrianopel hingerichtet. Unerwiesen ist die Behauptung eines spätern Geschichtschreibers, daß ein Glied dieser Familie, **Georg Nicephorus**, nach Maina in Lakonien gerettet worden sei, worauf die Nachkommen desselben zehn Generationen hindurch mit den Türken Krieg geführt hätten, bis zuletzt ein **Konstantin Komnen** wegen Verrath 3. Oct. 1675 von dort nach Genua ausgewandert sei, einen Landstrich in Corsica, Paormia, angebaut und später einer seiner Söhne, **Kalomeros**, Stammvater der Familie Bonaparte, in Toscana sich niedergelassen habe, während von den Nachkommen des Konstantin Komnen die Würde eines Capitano über jenen Landstrich bis zur Zerstörung durch die Corsen 1729 behauptet worden sei. Zwar erhielt ein gewisser **Demetrius Komnen**, geb. in Corsica 1750, angeblich der letzte Zweig dieser Colonistenfamilie, eine Entschädigung von der franz. Regierung, doch erfolgte die Anerkennung desselben als eines Nachkommen des David Komnen durch ein königl. Schreiben von 1782 nur aus politischen Gründen, weil man damals den Fall von Konstantinopel als nahe sich dachte und es im Interesse Frankreichs lag, den Anspruch der legitimen Erbfolge einem in Frankreich lebenden Sprößlinge jenes Stamms zu sichern. Dieser Demetrius Komnen wanderte zu Anfange der Revolution aus und focht unter Condé's Fahnen, kam aber 1802 nach Frankreich zurück und lebte nun von einem von Napoleon ihm ausgesetzten und von Ludwig XVIII. bestätigten Jahrgelde, wurde von Letzterm später zum Maréchal-de-Camp ernannt und starb 8. Sept. 1821.

Komödie. Die Komödie ist die Kehrseite der Tragödie. In der Tragödie (s. d.) stellt sich die innere Vernunft und Nothwendigkeit der sittlichen Weltordnung dar. Aber unter diese Vernunft und Nothwendigkeit fallen nicht alle Erscheinungen des Lebens; es gibt Störungen und Trübungen derselben. Diese greift die Komödie auf; die Welt der Komödie ist die Welt des Zufalls und der Willkür. Zufall und Willkür spreizen sich auf, gleich als seien sie die treibenden Weltmächte; zuletzt verfangen sie sich in ihren eigenen Widersprüchen und geben auch ihrerseits der Vernunft die Ehre. Hettner hat in seiner Schrift „Das moderne Drama" (Braunschw. 1852) die Komödie wesentlich in zwei verschiedene Gattungen gesondert, in die phantastische und in die realistische. Jene ist die Komödie des Aristophanes (s. d.) und die romantische Märchenkomödie, diese die sogenannte neuere Komödie der Griechen und das Lustspiel der modernen Völker. Die phantastische Komödie baut sich eine eigene tolle Welt für sich, die allen Gesetzen und Möglichkeiten der Wirklichkeit widerspricht und die die Wirklichkeit nur benutzt, um sie sofort als eine kolossal lächerliche zu parodiren. Die realistische Komödie dagegen tritt als wirkliche Welt auf und beansprucht überall den Schein der unbezweifelbaren Wahr-

heit. Sie zerfällt in Posse, Charakter- und Intriguenlustspiel. Die Posse bleibt nur im Niedrig-Komischen (s. **Komisch**) stehen; sie hat es meist nur mit der Caricatur, d. h. mit der Verzerrung des wirklichen Lebens zu thun. Das Charakterlustspiel nimmt irgend einen komischen Kauz, der sich in eine einseitige Grille und Thorheit festgerannt hat, zum Ausgangspunkt und bringt diesen zuletzt durch allerlei Prellerei und Hänselung zur Besinnung. Das Intriguenlustspiel aber sucht mehr das Komische der Situationen; es kommt dabei vor allem auf die feine Schürzung des Knotens an. Beide Arten dieses Lustspiels sind bereits von der neuern Komödie der Griechen, von der uns Plautus und Terenz schätzbare Muster erhalten haben, ausgebildet worden. Unter den Neuern ist Molière Meister des Charakterlustspiels; Meister des Intriguenspiels sind die Spanier, unter den Franzosen besonders Scribe. Auch die Italiener und Engländer sind reich an Komödien aller Gattungen. Den Deutschen hat es noch immer nicht gelingen wollen, sich zu einer mustergültigen Komödie hinaufzuschwingen. Bauernfeld, Freytag, besonders aber Gutzkow mit „Zopf und Schwert" und dem „Urbild des Tartuffe" sind, wenigstensso weit das deutsche Lustspiel bühnengerecht ist, die bessern deutschen Lustspieldichter.

Komorn, ungar. Komárom, ungar. Comitat, im N. von Presburg, Neutra und Bars, im O. von Gran und Weißenburg, im S. von Veßprim und im W. von Raab und Presburg begrenzt, wird zwar von der Donau in zwei gleiche Hälften getheilt, sodaß es in geographischer Beziehung mit der einen Hälfte zum diesseitigen, mit der andern zum jenseitigen Donaukreis gehört, doch rechnet man es in politischer Beziehung letzterm bei. Das Comitat, 53⁷⁄₁₀ QM. groß, gehört zu den gesegnetsten Ungarns. Namentlich kann die durch den Zusammenfluß der Donau und Waag gebildete Insel Schütt (ungar. Csalóköz) mit Recht als die Kornkammer der Umgegend und zum Theil auch des Erzherzogthums Östreich bezeichnet werden. Von der Donau, der Waag und dem Zsitvaflusse durchschnitten, hat K. zwar oft von Überschwemmungen zu leiden, verdankt aber dieser reichlichen Bewässerung eine ungemeine Fruchtbarkeit, die alle Getreidegattungen in seltener Quantität und Qualität gedeihen läßt, während andererseits diese Flüsse, namentlich aber die Donau und die durch K. gehende pesth-wiener Hauptstraße den Handel sehr beleben. Zu den bedeutendsten Erzeugnissen K.'s gehört der Wein, der im tátaer Bezirk in jedem Dorfe gebaut wird und von welchem der weltberühmte Neßmelyer weit verführt wird. Ferner sind berühmt die reichen Marmorbrüche, welche Hunderten Beschäftigung geben. Auch an Fischen ist die Ausbeute sehr reich; sie machen einen bedeutenden Ausfuhrartikel aus. Weitere Ausfuhrartikel sind: Getreide, Holz, Rind- und Borstenvieh, Pferde, Wein, Wolle, Knoppern und Marmor. Gewerbe und Handel sind blühend; namentlich aber bilden Schiffbau und Schiffahrt den Hauptnahrungszweig der Donau- und Waaguferbewohner. Die an 150000 Seelen starke Bevölkerung ist, mit Ausnahme von 5680 Slowaken, 6100 Deutschen und 65 Griechen, durchgehends magyar. Stamms. Der Confession nach sind 51026 Reformirte, 5543 Lutheraner, 165 Griechen, 4874 Juden; die übrige größere Hälfte bekennt sich zur kath. Kirche. — Hauptort des Comitats ist die an der äußersten Spitze der Insel Schütt, am Zusammenflusse der Donau und Waag, auf dem linken Donauufer gelegene k. k. Freistadt **Komorn**. Unter ihren öffentlichen Gebäuden sind am bemerkenswerthesten die ungemein große St.-Andreaskirche, die St.-Johanniskirche mit sehr hohem Thurme, die griech. Kirche mit vergoldeter Thurmspitze, die Franciscanerkirche, das Comitats- und Stadthaus. Doch hat die Stadt durch einen großen Brand 1847 und durch die Belagerung von 1848—49 viel gelitten und liegt noch halb in Trümmern. Sie zählt an 20000 fast ausschließlich magyar. E., die Handel und Gewerbe lebhaft betreiben, besitzt ein kath. und ein ref. Gymnasium, Sparkasse, Schiffahrtsassecuranz u. s. w. Ungefähr 2000 Schritte von der Stadt entfernt, beim Einflusse der Waag-Donau in die Donau, liegt, auf drei Seiten vom Wasser umschlossen, die von Matthias Corvinus erbaute, seit 1805 mit großem Kostenaufwand restaurirte Festung Komorn, deren Werke und Schanzen sich an beiden Ufern auf eine Länge von 1¼ M. erstrecken und deren genügende Vertheidigung wenigstens 15000 Mann und 400 Kanonen erfodert. Sie besteht aus der alten und neuen, durch die im Festungsbereiche gelegene Stadt K. getrennten Festung und kann in ihren weitläufigen Verschanzungen an 30000 Mann, außerdem 10000 in den Kasernen und ebenso viel in den überaus festen Kasematten beherbergen. Die Festung galt von Alters her als uneinnehmbar und führt darum als Symbol auf dem Hauptthor eine Jungfrau, die dem nahenden Feind eine Feige entgegenstreckt. Sie hat diesen Ruf auch im letzten Revolutionskampfe bewährt, indem sie (s. **Ungarn**) vom Oct. 1848 bis Sept. 1849 von den Östreichern vergeblich belagert wurde. Erst durch die Capitulation vom 27. Sept. 1849 gelangte sie in die Gewalt Östreichs zurück. Vgl. Szillányi, „K. im J. 1849" (Lpz. 1851).

Komos ist der griech. Name der Zechgelage, der Zech- und Schmauslieder junger Leute, welche singend vor die Häuser ihrer Bekannten und Geliebten zogen, um Ständchen zu bringen, dann bei Spätern der Gott der Zechgelage selbst. Als solcher wird er als geflügelter Jüngling gewöhnlich in Gruppen mit dem Silenus oder mit Eroten oder mit Zechern dargestellt. Philostratus beschreibt ein Gemälde, auf dem er, trunken und müde nach dem Gelage, mit auf die Brust gesenktem Haupte, im Stehen schlafend, mit gesenkter Fackel und übergeschlagenem Beine dargestellt wird. Komus wird häufig mit Momus (s. d.) in Verbindung gebracht.

Konchoide oder **Muschellinie** heißt die krumme Linie des vierten Grades, die Nikomedes, ein griech. Geometer, der im 2. Jahrh. v. Chr. lebte, erfand, um durch sie die beiden berühmten Probleme aufzulösen, zwischen zwei gegebenen Linien zwei stetige Proportionalen zu finden und einen gegebenen Winkel in drei gleiche Theile zu theilen. Newton brauchte die Konchoide zur geometrischen Auflösung der Gleichungen des dritten und vierten Grades, weil dieselbe in Beziehung auf ihre Construction nach dem Kreise die einfachste von allen krummen Linien ist. Auch brauchte man diese Linie zur Verjüngung der Säulenschäfte, was zuerst von Vignola geschah, und zur Messung des Inhalts der Fässer, indem man, obschon unrichtig, annahm, daß die Faßdauben nach dieser Linie gekrümmt seien. Für die Geometrie ist sie noch deshalb merkwürdig, weil sie einen sogenannten Knoten oder auch eine Spitze haben kann. — Verschieden von der Nikomedischen Konchoide ist die **elliptische Konchoide**, die ebenso durch eine Ellipse entsteht, wie jene durch einen Kreis; auf ähnliche Art entsteht eine **parabolische** und eine **hyperbolische Konchoide**. Außerdem gibt es noch höhere Gattungen von Konchoiden, welche keine geradlinige, sondern eine krummlinige Basis haben.

Kong-fu-tse, s. **Confucius**.

Kongsberg, die größte norweg. Bergstadt, im Stifte Christiania, in dem engen Thale des Lauven und am Fuße des 2800 F. hohen Jonsknuden gelegen, Sitz des norweg. Bergamtes und der königl. Münze, hat eine Mittelschule, eine Gewehrfabrik, eine Tuchfabrik, Branntweinbrennereien und 4500 E. Sie verdankt ihr Entstehen den 1623 entdeckten Silbergruben, welche seit 1815 wieder bearbeitet werden und die einzigen Norwegens sind. Dieselben lieferten 1830 an reinem Silber 8200, 1833 sogar 43843, dagegen 1838 nur 20031 Pf. Die besten Gruben liegen auf der Westseite des Lauven in dem drei M. langen, mit dem Flusse parallel von N. gegen S. streichenden Gebirgszuge Stor Aasen. Nicht selten findet man große Stufen gediegenen Silbers, so 1630 in der Grube „Segen Gottes" eine von 204 Pf., 1666 in der Grube „Neue Hoffnung" eine von 506 Pf. und 1834 eine 720 Pf. oder 1443 Mark schwer, im Werthe von 13000 Speciesthalern.

König, altdeutsch Chunig oder Kuning, ist von dem goth. Worte chuni, d. h. Geschlecht, abzuleiten. Den Königen gebührt, gleich den Kaisern, ausschließend der Titel Majestät; auch sind noch andere, größtentheils das Ceremoniel betreffende Vorrechte an den Königstitel geknüpft, die in der Diplomatik unter dem Namen der königl. Ehren (honores regii) begriffen werden. Diese königl. Ehren besitzen jedoch auch zuweilen solche Staaten, deren Regenten den königl. Titel nicht führen; so besaßen sie die alte Republik Venedig und die der Vereinigten Niederlande, so noch gegenwärtig die Schweiz, der Kurfürst von Hessen und wenigstens zum Theil auch die Großherzoge. Übrigens wird der königl. Titel in Europa nur von wirklich regierenden und abdicirten Königen geführt. Eine Ausnahme hiervon machte im Deutschen Reiche der noch bei Lebzeiten eines Kaisers gewählte Nachfolger, welcher den Titel Römischer König führte, wie denn auch Napoleon, nachdem er Rom mit Frankreich vereinigt hatte, seinem Thronfolger den Titel eines Königs von Rom beilegte. Einen interessanten Überblick der Entwickelungsgeschichte des Königthums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart gewährt die Schrift von Hinrichs: „Die Könige" (Lpz. 1852).

König (regulus) heißt in der alchemistischen Sprache das reine, aus den Erzen geschiedene, von Beimischungen unmetallischer Stoffe befreite Metall.

König (Friedrich), der Erfinder der Schnellpresse (s. d.), geb. 17. April 1775 zu Eisleben, Sohn eines nicht ganz unvermögenden Hausbesitzers und Ackerbau treibenden Bürgers, besuchte das dortige Gymnasium, welches er 1790 als Schüler der zweiten Classe verließ, um auf seines Oheims Veranlassung sich der Buchdruckerkunst zu widmen. Von Johannis 1790 bis dahin 1795 lernte er als Setzer und Drucker in der Breitkopf-Härtel'schen Buchdruckerei zu Leipzig, wo ihn das Bedürfniß für höhere Bildung zu dem eifrigen Studium der franz. Sprache und der Lectüre deutscher Classiker führte. Hatte K. schon während seiner Lehrzeit die Vorlesungen Platner's besucht, so widmete er sich nach Beendigung derselben ganz dem Studium fremder Spra-

chen, der Geschichte, Philosophie und schönen Literatur. Hierauf ging er zunächst 1796 zu seinem Oheim, einem Buchdrucker und Buchhändler zu Greifswald, dann im Frühjahr 1797 zu seiner Mutter in die Heimat und von hier als Buchdruckergehülfe nach Halle. Doch bald folgte er dem Antrage eines Jugendfreundes, denselben ein Jahr auf die Universität nach Leipzig zu begleiten. K. benutzte diese Gelegenheit noch mehr zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Nach dem Tode seiner Mutter kehrte er nach Eisleben zurück, um sich in den Besitz seines Vermögens zu setzen und daselbst eine Buchhandlung zu begründen. Allein seine Unternehmungen waren nicht glücklich. Nach dem Verluste seines ganzen Vermögens ging er nach Wien und Petersburg und von da 1806 nach London. Bei der Erlernung und Ausübung der Buchdruckerkunst schon früh mit den Mängeln der Handpresse bekannt geworden, trug sich K. mit der Idee, dieselbe zu verbessern, und studirte deshalb längere Zeit hindurch Mathematik und namentlich Mechanik. Sehr bald versuchte er es auch, eine Maschinenpresse zu construiren, aber weder in Deutschland noch in Rußland hielt man seine Idee für ausführbar und weder an einem noch dem andern Orte fand er die nöthige Unterstützung. Erst 1807 zu London gelang es ihm, sich mit dem Buchdrucker Th. Bensley zu verbinden, der die zur Ausführung von K.'s Plan und Erlangung der Patente nöthigen Geldmittel beitragen wollte. Etwas später traten noch die londoner Buchdrucker Rich. Taylor und G. Woodfall als Theilnehmer in die Gesellschaft. Um dieselbe Zeit bildete sich auch zwischen K. und **Andr. Friedr. Bauer**, einem Mechaniker aus Stuttgart (geb. 1789), ein inniges und aufrichtiges freundschaftliches und geschäftliches Verhältniß, welches bis zu K.'s Tode ohne Unterbrechung bestand. Nachdem die Genannten in jene Verbindung getreten, wurden nach und nach vier Patente für England genommen und verschiedene Arten von Druckmaschinen erbaut. Das erste Patent erhielt K. 29. März 1810 für eine Flachdruckmaschine, durch welche der Druck durch zwei ebene Platten wie in der Handpresse gegeben wurde. Im April 1811 wurde ein Bogen des „Annual register" für 1810 damit gedruckt, unstreitig der erste Theil eines Buchs, der je mit einer Maschine gedruckt worden ist. Das zweite Patent vom 30. Oct. 1811 betraf die einfache Cylinder-Druckmaschine, das dritte vom 23. Juli 1813 die Verbesserungen einzelner Partien derselben. Die Leistungen dieser verbesserten einfachen Cylindermaschine waren so befriedigend, daß der Eigenthümer der „Times", J. Walter, sofort zwei Doppelmaschinen bestellte, dieselben nebst einer Dampfmaschine in Printinghouse square aufstellte und 29. Nov. 1814 zum ersten mal die „Times" damit druckte. Ein Leitartikel des Blattes machte an demselben Tage das Publicum mit der Erfindung bekannt. Aus den Grundsätzen des vierten Patents vom 24. Dec. 1814, welches unter Anderm das Fortschreiten zum Druck des Bogens auf beiden Seiten betraf, gingen die Schön- und Wiederdruckmaschine, die verbesserte einfache Druckmaschine und die verbesserte Doppelmaschine hervor. Eine Maschine ersterer Art ward bereits im Febr. 1816 in der Druckerei von Bensley und Sohn aufgestellt und unter Anderm auf derselben die zweite Auflage von Elliotson's Übersetzung von Blumenbach's „Institutions of physiology" (1818) gedruckt, das erste jemals vollständig von einer Maschine gelieferte Buch. Mishelligkeiten mit ihrem Compagnon Bensley bewogen K. und Bauer, England und alle auf die dort genommenen Patente gegründeten Aussichten zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren. Sie wendeten sich nach Baiern, kauften dort, von König Maximilian Joseph unterstützt, das ehemalige Prämonstratenserkloster Oberzell bei Würzburg an und errichteten daselbst unter der Firma **König und Bauer** eine Maschinenbauwerkstätte nebst allem Zubehör, Eisengießerei u. s. w. Von hier aus erhielten zunächst die Haude- und Spener'sche Zeitungsdruckerei, sowie die Decker'sche Officin in Berlin, die Druckerei der „Allgemeinen Zeitung" in Augsburg Maschinenpressen, und als durch einige Veränderungen die Anwendung der Schnellpressen allgemeiner gemacht wurde, gab es in Deutschland bald keine größere Stadt mehr, in welcher nicht mindestens eine Schnellpresse aus König und Bauer's Werkstätte aufgestellt war. Auch Frankreich, Dänemark, Holland, Norwegen, Schweden, Polen und Rußland beziehen noch bis auf den heutigen Tag ihren Bedarf an Schnellpressen zum größten Theile aus derselben Anstalt. Als K. 17. Jan. 1833 gestorben war, führte Bauer sowol die Maschinenbauwerkstatt als auch eine in Kloster Schwarzach errichtete Maschinenpapierfabrik ohne Unterbrechung fort. Von Druckmaschinen sind bis 1853 an 400 aus dieser Werkstätte hervorgegangen.

König (Georg Friedr.), hannov. Advocat, bekannt als Schriftsteller und durch seinen politischen Proceß, geb. 21. Jul. 1781 zu Entinghausen in Hannover, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium und der Universität zu Göttingen und ließ sich nach 1803 in Nordheim als Sachwalter nieder. Zur Zeit des Königreichs Westfalen war er Procureur bei dem Tribunale

zu Osterode, nach der Restauration arbeitete er wieder als Sachwalter daselbst. Die Eindrücke, die er unter der westfäl. Regierung empfangen, blieben bei ihm für die Dauer wirksam und verursachten in ihm jene auch in vielen Schriften kundgegebene Unzufriedenheit mit der Verfassung und der Verwaltung in Hannover, die ihn endlich ins Verderben stürzte. Unter seinen zahlreichen Schriften aus dieser Periode sind zu nennen: „Die provisorische Ständeversammlung" (1814); „Die Tortur in Hannover" (1815); „Über die Finanzen in Hannover" (1816); „Über das Gerichtswesen in Hannover" (1817); „Die Advocaten in Hannover" (1819); „Der Nothstand der Landleute" (1821); „Die Leibeigenschaft in Osnabrück" (1827); „Das Königthum und die Repräsentation" (Lpz. 1828). Im Spätjahre 1830 schrieb er anonym eine „Anklage des Ministeriums Münster vor der öffentlichen Meinung", voll von leidenschaftlicher Erbitterung. In Folge der in Osterode 1831 ausgebrochenen Unruhen wurde er nebst dem Advocat Dr. Freitag, als der Aufwiegelung des Volkes verdächtig, verhaftet und, nachdem sich der Proceß lange hingezogen, 1834 von der Kanzlei zu Stade in zweiter Instanz wegen Theilnahme und Mitanstiftung des osteroder und göttinger Aufruhrs zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, die er sofort in Emden antrat und bis zum Nov. 1839 verbüßte. Während der Haft schrieb er: „Über die politischen und bürgerlichen Reformen und den Entwurf eines Staatsgrundgesetzes für Hannover" (Braunschw. 1832) und „Deutsche Briefe" (2 Hefte, Emden 1837); später: „Armin der Cherusker" (Lpz. 1840) und „Die Criminalproceßordnung" (Lpz. 1840). K. starb 15. Mai 1848.

Koenig (Heinr. Jos.), namhafter deutscher Novellist und Romanschriftsteller, geb. zu Fulda 19. März 1790, verlor seinen Vater, der als fuldaischer Soldat in Mainz stand, schon 1792. Seine Mutter, die sich und den Sohn durch Näharbeiten erhielt, erzog ihn voll Ängstlichkeit in größter Abgeschlossenheit zu sittlicher Strenge und unbedingtem Kirchenglauben. Anfangs zum Schneider bestimmt, wurde er durch einen Lehrer, welcher seine Fähigkeiten bemerkte, zum Studiren aufgemuntert, besuchte sodann das noch jesuitisch eingerichtete Gymnasium und hierauf das neu organisirte fürstlich oranische Lyceum zu Fulda, ging aber bereits im 20. J. eine unglückliche Ehe ein, die ihn nöthigte, seiner wissenschaftlichen Laufbahn zu entsagen und eine Schreiberstelle bei der Mairie der Stadt anzunehmen. Durch seine Betheiligung an einem Liebhabertheater dem Großherzog von Frankfurt und dem Minister Benzel-Sternau empfohlen, wurde er bei der Accise angestellt. Im J. 1816 verschaffte ihm ein dramatisches Festspiel die Stelle eines kurhess. Finanzsecretärs in Fulda; in gleicher Eigenschaft wurde er 1819 nach Hanau versetzt. Hier wählte man ihn 1832 und 1833 zum Landtage, auf dem er eine scharfe, aber vereinzelte Opposition versuchte, sodaß er eine neue Wahl ablehnte. Nach dem Tode seiner ersten Gattin vermählte er sich 1835 zum zweiten male. In demselben Jahre erfolgte seine abermalige Wahl zum Landtagsdeputirten; die Regierung verweigerte ihm indessen den Urlaub und versetzte ihn gegen seinen Willen als Obergerichtssecretär nach Fulda. Im J. 1847 ließ sich K. pensioniren und zog im März 1848 wieder nach Hanau, wo er von neuem zum Abgeordneten gewählt ward. Als solcher unterstützte er das Ministerium Eberhard. Seit der kurhess. Katastrophe lebte er gänzlich zurückgezogen in Hanau. Als ein freisinniger Charakter sah sich K. früher in kirchliche Polemik verwickelt und wurde sogar excommunicirt. Er veröffentlichte in dieser Beziehung mehre interessante Schriften, sowie er auch mit Freimuth mehrfach als politischer Schriftsteller auftrat. Bedeutender noch als in diesen Richtungen erscheint K. in seinen dichterischen Productionen, zu denen ihn zuerst die Errichtung eines Liebhabertheaters in Fulda anregte. Seine frühesten Arbeiten gehörten daher dem dramatischen Genre an, obschon diese Erstlinge ebenso wenig wie das Trauerspiel „Otto III." (Lpz. 1836) zu seinen vorzüglichern Arbeiten gehören. Selbständiger entwickelte er sich in den höchst talentvollen Romanen: „Die hohe Braut" (2 Bde., Lpz. 1833; 2. Aufl., 1844); „Die Waldenser" (2 Bde., Lpz. 1836); „William's Dichten und Trachten" (2 Bde., Hanau 1839; 2. Aufl. unter dem Titel „William Shakspeare", Lpz. 1850); „Deutsches Leben in deutschen Novellen" (Bd. 1: „Regina", Lpz. 1842; Bd. 2: „Veronika, eine Zeitgeschichte", Lpz. 1844). Noch höher steht sein historischer Roman „Die Clubisten in Mainz" (3 Bde., Lpz. 1847), dem an poetischem Reichthum und tiefem Gehalt kein historischer Roman neuerer Zeit in Deutschland gleichkommt. Eine mehr geschichtliche Ergänzung desselben ist eine Biographie G. Forster's: „Haus und Welt" (2 Bde., Braunschw. 1852). Dem eigenen Leben sind entnommen: „Eine Fahrt nach Ostende" (Lpz. 1845) und „Auch eine Jugend" (Lpz. 1852), ein äußerst fesselnder Anfang seiner Selbstbiographie, deren Interesse die Mittheilung der eigenen Erlebnisse weit überschreitet. Noch ist K. Herausgeber der „Literarischen Bilder aus Rußland" (Stuttg. 1837).

Könige, die zwei Bücher der, sind wahrscheinlich ein Auszug aus den Reichsannalen oder Jahrbüchern der Könige von Juda und Israel und wahrscheinlich zu Ende des Exils oder kurz nach demselben abgefaßt worden. Der Verfasser ist unbekannt. Beide Bücher machen nur ein Werk aus; die Trennung in zwei Theile rührt von der Septuaginta her. Die Darstellung schließt sich an die Bücher Samuelis an und geht etwa bis 570 v. Chr. herab. Die Bücher zerfallen ihrem Hauptinhalte nach wesentlich in drei Theile: 1) Buch 1, Cap. 1—17 beginnt mit David's Tode, schließt hieran Salomo's Regierung und zeigt den Anfang des Verfalls des jüd. Staats; 2) Cap. 20—22 und Buch 2, Cap. 8 ist eine synchronistische Geschichte der Reiche Juda und Israel, bis letzteres untergeht; 3) Buch 2, Cap. 8—25 enthält die Geschichte der Könige Judas bis auf Zedekia. Die Abschnitte Buch 1, Cap. 17—20 und Buch 2, Cap. 1—8 schildern in einem stark mythischen Tone und mit besonderer Vorliebe die Geschichte der Propheten Elias und Elisa. Daß die Bücher der Könige und die Bücher Samuelis einerlei Verfasser haben und einer gleichen Zeitperiode angehören sollten, wie manche Kritiker annehmen, ist aus innern Gründen nicht wahrscheinlich. Einen Commentar schrieb Thenius (Lpz. 1845).

Könige, die Heiligen drei, s. **Drei Könige**.

Königgrätz, slaw. Hradec Králové, Stadt und Festung im Gitschiner Kreise des Königreichs Böhmen, an der Mündung der Adler in die Elbe, früher Hauptstadt eines gleichnamigen Kreises, jetzt Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft von 9⁷/₁₀ QM. mit 50237 E., Sitz eines Landes- und Bezirksgerichts sowie eines Bisthums, hat mit seinen vier ziemlich entfernten Vorstädten 8000 E., eine Kathedrale, eine bischöfliche Residenz, ein ehemaliges Jesuitencollegium, ein theologisches Seminar, ein Gymnasium und eine Schullehrer-Pensionsanstalt der Diöcese. Die Festung ist besonders dadurch stark, daß die ganze Gegend überschwemmt werden kann. Zwischen der Stadt und den Schanzen liegen die Kasernen und Militärgebäude.

Königsberg, poln. **Krolewiec**, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und der Provinz Preußen, die zweite Residenz des preuß. Staats, liegt am Pregel, über welchen hier sieben Brücken führen, eine Meile von dem Einflusse desselben in das Frische Haff, an der äußersten Südgrenze Samlands, gegen W. sechs, gegen N. vier M. von der Ostsee und besteht aus der Altstadt, dem Löbenicht und dem Kneiphofe. Die vier größern Vorstädte und die 14 kleinern sogenannten Freiheiten mit eingerechnet, beträgt ihr Umkreis an zwei Meilen, in welchem Raume aber viele Gärten, der lange Schloßteich mit seinen reizenden Umgebungen und einige Felder eingeschlossen sind. Die Stadt, 1256 gegründet und zu Ehren des Königs Ottokar von Böhmen Königsberg genannt, führt deswegen die Benennung Haupt- und Residenzstadt, weil sie von 1457—1525 die Residenz des Hochmeisters des Deutschen Ordens, nachher der beiden ersten preuß. Herzoge war. Das Schloß liegt auf einer kleinen Anhöhe; die eine Seite desselben ist vom König Ottokar von Böhmen gegründet; das übrige, ein großes Viereck bildende Gebäude, zu verschiedenen Zeiten weiter gebaut, die vordere schöne Fronte, der gegenüber vor der Mauer des Marstalls die von Jakobi und Schlüter in Berlin gefertigte, 3. Aug. 1802 aufgestellte bronzene Bildsäule König Friedrich's I. sich befindet, ist jedoch nicht vollendet worden. Die Stadt hat 21 Kirchen, darunter eine katholische, 1616 erbaut, ein mennonitisches Bethaus und eine schöne, 1811 errichtete Synagoge. Nur wenige Straßen sind schön gebaut; die Königsstraße, die Junkerstraße, der Theaterplatz, die seit dem letzten großen Brande von 1811 ausschließend so genannte Vordere Vorstadt, sowie der alterthümliche, ansehnliche Kneiphof, auf einer Insel im Pregel auf Pfählen erbaut und vornehmlich der Sitz der reichen Kaufmannschaft, haben ganz besonders schöne Gebäude. Innerhalb des Kneiphofs befindet sich der 1332 von dem Hochmeister Herzog Lothar von Braunschweig erbaute sehenswerthe Dom, 286 F. lang, 93 F. breit, mit einem 184 F. hohen Thurme, einer prachtvollen großen, 1721 von dem berühmten Orgelbauer Johann Josua Mosengel vollendeten Orgel, den Gräbern der deutschen Hochmeister und Herzoge von Preußen und der von Wallenrod'schen, 10000 Bände umfassenden und wichtige Handschriften zur preuß. Landes- und Adelsgeschichte umfassenden Bibliothek, welche in zwei Zimmern des Thurms aufgestellt ist. Im J. 1519 am Freitage in den Fasten war die letzte feierliche Procession der kath. Geistlichen im Dom und 1523 begann darin der erste evang. Bischof von Samland, Georg von Polenz, die Reformation Preußens. Vgl. Gebser und Hagen, „Beschreibung des Doms zu K." (2 Thle., Königsb. 1833—35). Damals wurde auch die erste Buchdruckerei in K. von Hans Weinreich errichtet. K. hat 80000 E., darunter 1500 Juden, und ist der Sitz des Oberpräsidenten von Ost- und Westpreußen und Lithauen, der Regierung, des Oberappellationsgerichts, des ostpreuß. Commerz- und Admiralitätscollegiums, der

Generallandschaft, des Generalcommandos des ersten Armeecorps und der Universität. Letztere, vom Markgrafen Albrecht I., Herzoge von Preußen, 1544 gestiftet und deshalb Collegium Albertinum genannt, zählte unter dem Großen Kurfürsten 1644 über 2000 Studenten; gegenwärtig hat sie aber nur noch 300. Der erste Rector war Georg Sabinus (s. d.), der Schwiegersohn Melanchthon's. Im J. 1844 feierte sie vom 27.—31. Aug. mit vielem Glanze ihr 300-jähriges Jubiläum, bei welcher Gelegenheit von dem anwesenden Könige selbst 31. Aug. auf dem Theaterplatze, wo auch seit dem 3. Aug. 1851 die schöne, von Kiß gearbeitete bronzene Reiterstatue Friedrich Wilhelm's III. aufgestellt ist, der Grundstein zu einem neuen Universitätsgebäude gelegt wurde, dessen Bau aber 1853 noch nicht in Angriff genommen war. Das Universitätsgebäude (Albertinum) neben dem Dome, in dessen Hofraume die Stoa Kantiana, das Grabmal Kant's, sich befindet, ist zum Theil auch zur Wohnung für arme Studirende bestimmt, denen überhaupt durch eine ansehnliche Zahl von Privatstiftungen vielfache Stipendien und Freitische zu Hülfe kommen. Die Universität zählte seit ihrem Entstehen bis auf die Gegenwart herab stets sehr bedeutende Männer unter ihren Lehrern, von denen wir nur an Bessel, Burdach, Bohlen, Fichte, Herbart, Jacobi, Kant, Lobeck, Olshausen, Rosenkranz erinnern. Ostern 1853 lehrten in der theologischen Facultät vier ordentliche, zwei außerordentliche Professoren und zwei Privatdocenten, in der juristischen fünf ordentliche und ein außerordentlicher Professor, in der medicinischen sechs ordentliche (darunter Rathke), zwei außerordentliche Professoren und zwei Privatdocenten, in der philosophischen 13 ordentliche (darunter Lobeck, Neumann und Rosenkranz), drei außerordentliche Professoren und zwölf Privatdocenten. Die Universität hat fünf Kliniken, acht Seminare, unter denen das 1723 von Friedrich Wilhelm I. für Prediger der polnisch und lithauisch redenden Gegenden des Landes gestiftete besonders hervorzuheben ist, einen 1809 angelegten, später sehr erweiterten botanischen Garten, ein anatomisches Theater, ein zoologisches Museum, welches durch die ausgezeichnete Technik des Conservators Wiedemann zu den besten Anstalten dieser Art zählt, ein Münzcabinet, ein Mineraliencabinet und eine physikalische Instrumentensammlung, eine Sammlung von Kunstsachen und Gypsabgüssen nach Antiken und eine sehr schöne, 1811—13 erbaute Sternwarte, welche durch ihre vortheilhafte Lage fast den ganzen Horizont beherrscht, sodaß selbst Beobachtungen über die Strahlenbrechung der Sterne in geringen Höhen mit Vortheil haben gemacht werden können. Unter ihren festen Instrumenten, welche fast alle unter der Leitung und Aufsicht Bessel's angefertigt worden, befindet sich seit 1819 ein großer Meridiankreis von Reichenbach, ein bewunderungswürdiges Meisterwerk und das Vollkommenste, was in dieser Art gemacht worden. Später ist ein sehr großer Heliometer, dessen optischer Theil noch von Fraunhofer verfertigt worden, in München für die Sternwarte vollendet und in einem 1829 dafür über dem nördlichen Saale erbauten Thurme aufgestellt worden. Die Universitätsbibliothek enthielt seit ihrer Vereinigung mit der Schloß- und Stadtbibliothek an 100000 Bände; jetzt, nachdem der Gymnasialdirector Fr. Aug. Gotthold ihr auch seine Privatbüchersammlung geschenkt, enthält sie gegen 150000 Bände, darunter viele Handschriften, werthvolle Incunabeln und kostbare ältere und neuere Kupferwerke. Das geheime Archiv des ehemaligen Ritterordens verwahrt sehr wichtige Urkunden zur preuß. und deutschen Geschichte und hat seit 1811 einen eigenen Director, gegenwärtig den Geh. Regierungsrath und Professor Voigt (s. d.). Vgl. Gervais, „Die Gründung der Universität K. und deren Säcularfeier 1644 und 1744" (Danz. 1844); Witt, „Die dritte Jubelfeier der Albertus-Universität zu K." (Königsb. 1844). Außer drei Gymnasien, darunter das Collegium Fridericianum, drei höhern Bürgerschulen, einer höhern Töchterschule, einer franz. Schule, einem mit dem Waisenhause verbundenen Schullehrerseminar hat K. eine durch die Bemühungen von Schön's (s. d.) 1845 ins Leben gerufene, unter Leitung des Directors Rosenfelder florirende Akademie der Künste, eine Gewerbschule, eine Handelsschule (gegründet 1849), ein schönes Theater, ein Taubstummeninstitut, eine Blindenheilanstalt und mehre gelehrte Gesellschaften, darunter die Königl. deutsche Gesellschaft, 1741 gestiftet, die Physikalisch-ökonomische Gesellschaft, 1789 in Mohrungen gegründet und 1799 hierher verlegt, und die Alterthumsgesellschaft Prussia, 1846 gestiftet. Obgleich der Pregel 30—70 F. tief ist und sonach große Dreidecker zu tragen vermöchte, so können doch wegen der seichten Stellen im Haff größere beladene Schiffe nicht bis in die Stadt kommen, sondern werden bei der Festung und Hafenstadt Pillau ausgeladen und belastet. Der Handel war sonst in K. von der größten Bedeutung und ist es zum Theil noch; der Schiffbau aber hat sichtbar abgenommen. Von den mannichfachen Fabrikaten, die in K. verfertigt werden, sind die Zuckerbäckerwaaren, besonders der Marzipan, auswärts bekannt und beliebt. Bernstein wird fast allein von hier bezogen. Vor dem Kneiphofe liegt die Citadelle Fried-

richsburg, ein mit Graben und Wällen umgebenes Viereck mit Kirche und Zeughaus, und ihr gegenüber liegt der Philosophendamm, der Mündungsplatz der Osteisenbahn, woselbst ein Denkmal für Kant errichtet werden soll. Obgleich nach einer Bestimmung des Bundestags K. politisch nicht mehr zu Deutschland gehört, so bekunden doch seine Bewohner durch Wort und That deutschen Sinn und deutsches Wesen und zeichnen sich rühmlichst durch Gesinnungstüchtigkeit, Offenheit des Charakters und gediegene Bildung aus. Gegenwärtig wird K. wieder zu einer Festung ersten Rangs gemacht; der Bau derselben ist bereits sehr weit vorgeschritten. Vgl. Faber, „Die Haupt- und Residenzstadt K." (Königsb. 1840). — Andere Orte dieses Namens sind: **Königsberg in der Neumark**, ehemals Hauptstadt derselben, jetzt Kreisstadt des Regierungsbezirks Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, mit 6500 E., einem Gymnasium und der aus dem 13. Jahrh. stammenden Marienkirche, einem schönen Denkmal gothischer Baukunst; **Königsberg in der Wetterau**, eine Stadt in der großherzoglichen Provinz Oberhessen, an der Quelle der Biber, mit 600 E., einem verfallenen Bergschloß und einem Eisenwerk; **Königsberg in Franken**, die Hauptstadt des vom bair. Kreise Unterfranken enclavirten gleichnamigen Amtes im Herzogthum Sachsen-Koburg, mit 1100 E. und einem uralten verfallenen Schlosse, Geburtsort des Mathematikers Müller oder Regiomontanus (s. d.); **Königsberg**, Stadt im Kreise und am Flusse Eger im Königreich Böhmen, mit 4000 E., einem Schlosse, einem Brauhaus und der Weißwaarenfabrik der Gebrüder Lenk, deren Baumwollenleinwande sehr gesucht sind; **Königsberg**, Stadt und Sitz eines Bezirksgerichts im Herzogthum Troppau, im östr. Schlesien, unweit der Eisenbahn, mit 1100 E. und einem Schlosse, auf welchem ein Burggraf seinen Sitz hat; **Königsberg** oder Uj Banya, eine königl. Frei- und Bergstadt im barser Comitate von Niederungarn, an der Gran, mit 4000 E. und einst sehr viel Ausbeute gewährenden, jetzt sehr herabgekommenen Gold- und Silberbergwerken und noch durch seine Glasfabriken und einen sehr wirksamen Sauerbrunnen bekannt.

Königshofen (Jak. Twinger von), geb. zu Strasburg 1348 aus einer Patricierfamilie, gest. als Kanoniker zu St.-Thomas in seiner Vaterstadt 27. Dec. 1420, ist der Verfasser einer großen deutschen Chronik (der Elsassischen oder Strasburgischen), die er 1382 begann und 1415 beendete, sowie eines Auszugs daraus, den er bis 1420 fortführte und der seit 1474, wo zu Augsburg die erste Ausgabe erschien, wiederholt daselbst gedruckt und zuletzt von Schilter (Strasb. 1698) herausgegeben wurde.

Königsmark (Maria Aurora, Gräfin), die Geliebte August's II., Königs von Polen und Kurfürsten zu Sachsen, wurde um 1670, wahrscheinlich zu Stade, geboren. Ihr Vater, **Konr. Christoph K.**, war der älteste Sohn des schwed. Feldmarschalls **Joh. Christoph K.** (geb. 25. Febr. 1600, gest. 20. Febr. 1663), und blieb als holl. General 1673 bei der Belagerung von Bonn; ihre Mutter, eine vortreffliche Frau, war eine Tochter des berühmten schwed. Feldmarschalls Wrangel. Aurora entfaltete schon früh große körperliche Reize und geistige Fähigkeiten, für deren Ausbildung eine großartige Erziehung sorgte, während sie von Kindheit an zu Stockholm, Hamburg, Hannover, Braunschweig u. s. w. das Welt- und Hofleben von allen Seiten kennen lernte. Die Nachricht von dem plötzlichen Verschwinden ihres Bruders, der erst in hannov. Diensten stand, dann General in sächs. Diensten wurde, veranlaßte sie, 1694 von Hamburg, wo sie nach dem Tode der Mutter bei der ältern Schwester, der vermählten Gräfin Löwenhaupt, sich aufhielt, nach Dresden zu gehen, um des kürzlich zur Regierung gelangten Kurfürsten Friedrich August Hülfe zu suchen. Bald wurde sie hier die Geliebte desselben und durch ihn 1696 zu Goslar Mutter des berühmten Marschalls Moritz Grafen von Sachsen (s. d.). Gleichzeitig löste sich ihr Verhältniß zum Kurfürsten, doch wußte sie sich dessen Freundschaft und Achtung zu erhalten. Durch ihre Schönheit, Klugheit, weibliche Anmuth, Witz und Unterhaltungsgabe, wissenschaftliche Bildung und Talent für Kunst durch ganz Europa bewundert, nannte Voltaire sie mit Recht die berühmteste Frau zweier Jahrhunderte. Nach mehrfachen eifrigen Bemühungen, einen ehrenvollen Ruhesitz im fürstlichen Stiftscapitel zu Quedlinburg zu erlangen, wurde sie im Jan. 1698 zur abteilichen Coadjutorin und zwei Jahre später zur Pröpstin ernannt. Doch war sie zu regsamen Geistes, als daß sie hier hätte rasten sollen. Sie liebte das Reisen und Wechseln des Aufenthaltsorts und war deshalb sehr oft in Dresden, Leipzig, Breslau, Hamburg u. s. w. Ihre berühmteste Reise war die im Auftrage August's II. in das Hauptquartier Karl's XII. nach Kurland (1702), um diesen zum Frieden zu bewegen. Obgleich sie bei dem Schwedenkönig nicht vorgelassen wurde, so diente dieser misglückte Friedensversuch doch zur Vermehrung ihres Ruhms. Unter dem Wechsel eines vielbewegten Lebens und in sehr

zerrütteten Vermögensumständen schied sie von der Erde in der Hoffnung, vieler Hindernisse ungeachtet ihren Sohn, der zum Herzoge von Kurland erwählt war, in die Reihe der europ. Regenten eingeführt zu sehen. Sie starb nach langen Leiden an der Wassersucht 16. Febr. 1728 zu Quedlinburg, wo sich ihr mumienartig eingetrockneter Körper in den Gewölben der hohen Stiftskirche noch befindet. Viel Unwahres über sie findet sich im „Galanten Sachsen". Ihr Leben gab Palmblad den Stoff zu einem Roman (4 Bde., Stockh. 1850—52; deutsch, 6 Bde., Lpz. 1848—53). Vgl. Cramer, „Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora K." (2 Bde., Lpz. 1836); Corvin-Wiersbitzky, „Maria Aurora, Gräfin von K." (Lpz. 1848). — **Königsmark** (Phil. Christoph von), ihr Bruder, geb. um 1640, kam als schwed. Oberst nach Hannover und suchte mit der Erbprinzessin Sophie Dorothea (s. d.), Gemahlin des nachherigen Königs Georg I. von Großbritannien, ein Liebesverständniß anzuknüpfen. Es ist nicht ganz festgestellt, wie weit seine Bemühungen von Erfolg waren und wie viele Hofintriguen dazu beitrugen, ihm verderblich zu werden. Da er beschuldigt ward, die Erbprinzessin entführen zu wollen, ließ ihn Kurfürst Ernst August am Abend, wo dies geschehen sollte, in den Vorzimmern der Prinzessin ermorden. Die Prinzessin blieb lebenslang gefangen auf dem Schlosse zu Ahlden. Vgl. Palmblad, „Briefwechsel des Grafen K. und der Prinzessin Sophie Dorothea von Celle" (Lpz. 1847).

Königssee, eine Stadt von 2200 E. im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, ist von früherher der Königsseer Waaren wegen bekannt, bestehend in allerlei Medicamenten, die als Arcana auf dem thüring. Waldgebirge bereitet und von den Königsseern hausirend sehr weit verführt wurden, auch wol noch hier und da benutzt werden. — **Königssee** oder **Bartholomäussee** (s. d.) heißt auch ein See im bair. Landgericht Berchtesgaden.

Königsstuhl nennt man die am Rhein, etwa 400 Schritt unterhalb Rees oder Rense sich findende künstliche Erhöhung, wo seit 1338 die Kurfürsten wiederholt zusammenkamen, um zu berathen, und der neugewählte König öffentlich ausgerufen zu werden pflegte, was zuletzt bei Maximilian I. geschehen sein soll. Zu dem Königsstuhl führten 28 Stufen hinauf; er selbst war 16 F. hoch und 13 F. im Durchmesser, aus Quadern gebaut und enthielt sieben steinerne Sitze unter ebenso viel Bogen. Im J. 1814 wurde er zerstört, 1843 aber seiner historischen Erinnerungen wegen wiederhergestellt. — **Königsstuhl** heißt ferner der höchste Gipfel der Kreidefelsen der Stubbenkammer auf der Halbinsel Jasmund, der 2—300 F. fast senkrecht in das Meer hinabfällt. — **Königsstuhl** oder **Kaiserstuhl** heißt endlich auch der 1770 F. über dem Meere gelegene Berg, an dessen Fuße Heidelberg liegt und auf dem seit 1832 auf die erste Veranlassung des jetzigen Buchhändlers Heinr. Jacobi in Dillenburg ein neuer, schöner, 90 F. hoher Thurm aufgeführt ist, von wo aus sich ein herrliches Landschaftsbild entfaltet. Am Abhange desselben liegt sehr angenehm der **Wolfsbrunnen**, dessen Quelle fünf Teiche mit Forellen von seltener Größe speist, in der Sage gefeiert und von Opitz besungen.

Königstein, die einzige Festung des Königreichs Sachsen, nahe an der böhm. Grenze, liegt dem Lilienstein gegenüber auf einem senkrechten Sandsteinfelsen, 1600 F. über der vorbeifließenden Elbe, die sie aber wegen ihrer Höhe nicht vollständig beherrscht. Zu dem äußern Thore derselben, wo sich ein sehr beweglicher span. Reiter befindet, gelangt man durch eine Art Bedeckten Gang. Der Zugang ist so steil, daß die Wagen hinaufgewunden werden müssen. Das Plateau des Felsens hat eine halbe Stunde im Umkreise und enthält nebst den nöthigen Gebäuden einen 600 F. tiefen Brunnen, der nebst zwei Cisternen für die Besatzung das erfoderliche Wasser liefert, Gärten und einen kleinen Fichtenwald, in welchem die Pulvermagazine liegen. Im Nothfall ist Platz genug zur Erbauung der für die kleine Besatzung nöthigen Lebensmittel. Die Mundvorräthe liegen in den in Felsen gehauenen Räumen so trocken, daß sie sich drei Jahre darin halten. Der Bau der Festung wurde unter Kurfürst Christian I. 1589 begonnen, 1731 aber erst vollendet. Merkwürdig sind nächst dem Brunnen das Zeughaus, die Kasematten, das sogenannte Pagenbette, ein schmaler Absatz der Mauer, auf welchem einst ein trunkener Page, Heinrich von Grunau, ohne herunterzufallen, geschlafen haben soll, die Kirche und die Keller. Das berühmte große Weinfaß, welches 3709 dresdener Eimer hielt, ist zerfallen. Der Berg gehörte in der frühesten Zeit den Burggrafen von Dohna und wird als Festung unter seinem jetzigen Namen zuerst gegen Ende des 14. Jahrh. erwähnt. Mit dem Falle der Burggrafen von Dohna (1401) kam K. an die Markgrafen von Meißen und so an Sachsen. Unter den Commandanten sind zu nennen Wolff Friedrich Beon, der 1710 wegen Spoliirung der Festung gehenkt wurde, und der seiner Schwänke wegen bekannte Friedr. Wilh. Freiherr von Kyau (s. d.). Merkwürdige Staatsgefangene daselbst waren der Kanzler Nik. Krell (s. d.), Patkul (s. d.) und der Marquis d'Agdallo unter König Friedrich August. An dem Fuße der Festung liegt das Städtchen K. mit etwa 1700 E.

Königswart, ein Städtl oder Marktflecken im böhm. Kreise Eger, 1½ Stunde von Marienbad, mit 1700 E., einem Bezirksgericht, einer Cichorienfabrik, einer Glashütte und einem Sauerbrunnen zum Trinken und Baden, ist besonders des Schlosses wegen berühmt, welches dem Fürsten Metternich gehört. Die im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerstörte alte Burg wurde nachher von dem kaiserl. General Grafen Metternich gekauft, der hierauf am Fuße des Bergs, auf welchem die Ruinen der alten Burg liegen, das neue Schloß im ital. Stile aufführte, das, mit einem schönen Park umgeben, neben einer ansehnlichen Bibliothek, reichen Sammlungen von Kunst- und Naturgegenständen, Waffen, Alterthümern, Gemälden, historischen Denkwürdigkeiten und einem großen Münzcabinet, namentlich auch in dem Altar der reichgezierten Schloßkapelle die Gebeine einer Menge Heiliger bewahrt, zu denen häufig gewallfahrtet wird. Der Marmoraltar, ein Geschenk des letztverstorbenen Papstes Gregor XVI., besteht aus einem einzigen, kunstreich gehauenen Steinblock und ist mit dem nirgends mehr auffindbaren blauen Marmor der Säulen aus der abgebrannten St.-Paulskirche in Rom eingelegt. In den Parkanlagen befindet sich ein dem Andenken des Kaisers Franz I. errichteter Obelisk.

Königswasser, Goldscheidewasser (Aqua regia oder Aqua regis) nennt man eine Mischung von Salzsäure und Salpetersäure. Diese Mischung hat die Eigenschaft, das Gold (von den Alchymisten der König der Metalle genannt, woher der Name Königswasser) aufzulösen, und wird zu diesem Zwecke und zur Trennung des Goldes vom Silber benutzt. Man bedient sich des Königswassers aber auch häufig zum Auflösen verschiedener anderer Metalle, wie z. B. des Platins. Die Wirkung des Königswassers besteht darin, daß sich in ihm fortwährend Chlor bildet, welches die Metalle angreift, die weder von Salpetersäure noch von Salzsäure allein aufgelöst werden.

Könneritz (Jul. Traug. Jak. von), sächs. Staatsmann, geb. 1792 zu Merseburg, wo sein Vater, der Landstallmeister bei den merseburger und veßraischen Gestüten war, lebte, besuchte Schulpforta und studirte zu Wittenberg und Leipzig. In die Praxis trat er ein als Auditor bei dem leipziger Consistorium und Oberhofgericht, unter der Leitung von Werthern's, worauf er sich als Auditor bei dem Kammercollegium zu Merseburg weiter auszubilden suchte. Von 1814—18 war er Assessor, später Supernumerarhofrath bei der Landesregierung, von 1818—22 Amtshauptmann, worauf er Appellationsrath, dann Mitglied der Landesregierung wurde. In dieser Zeit nahm er auch auf D. Schumann's Wunsch an den Berathungen über das von ihm zu entwerfende Civilgesetzbuch Theil. Als man später für nöthig fand, dem Cabinetsminister Grafen von Einsiedel für die innern wie für die äußern Angelegenheiten Unterstaatssecretäre beizugeben, wurde K. mit dem Titel als Geh. Rath zu ersterer Function berufen. Im Sept. 1830 ward er als Kanzler an die Spitze der Landesregierung gestellt und zugleich Mitglied des Geheimen Raths. Bei Organisation der Departementsministerien 1831 wurde ihm neben dem Ministerium des königl. Hauses das Justizministerium übertragen und eine durchgreifende Reorganisation des sächs. Justizwesens war die Folge. Die Justiz und Verwaltung in der höhern Instanz wurden getrennt und die Landesregierung theilte sich in ein Landesjustizcollegium und eine Landesdirection. Größere Umgestaltungen traten in Folge des ersten constitutionellen Landtags ein. Damals kam aus dem Justizministerium eine große Reihe zum Theil sehr wichtiger Gesetze, wie das Staatsdienergesetz, das Gesetz über Bestrafung fleischlicher Vergehen, über Allodification der Lehen u. s. w.; hauptsächlich aber erlitt das Instanzenwesen eine völlige Umgestaltung. Allen diesen Reformen konnte nicht abgesprochen werden, daß sie für ihren Zweck sehr umsichtig berechnet waren und eine treffliche Ausführung ihrer Principe enthielten. Großes Verdienst erwarb sich K. auch durch das von ihm den Ständen vorgelegte und von diesen 1837 angenommene Strafgesetzbuch, das einen bedeutenden Fortschritt in der Gesetzgebung bezeichnete. Bei den ständischen Verhandlungen bewährte er außer gediegener Rechtskenntniß eine kräftige Beredtsamkeit und große dialektische Gewandtheit, so namentlich in den Verhandlungen wegen Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens auf dem Landtage von 1842, bei denen er fast der ganzen zweiten Kammer allein gegenüber stand. Doch konnte er nicht verhindern, daß der von ihm vorgelegte Entwurf einer neuen Strafproceßordnung, welcher das alte Verfahren beibehielt, von der zweiten Kammer abgelehnt und auf ein die Mündlichkeit und Öffentlichkeit zur Grundlage nehmendes Gesetz angetragen ward. Beim Wiederzusammentritt der Stände 1845 kam K. jenem Verlangen einen Schritt entgegen, indem er die Mündlichkeit und eine bedingte Öffentlichkeit (Zuziehung von Gemeindevertretern u. s. w.) zugestand. Allein die zweite Kammer beharrte auf ihrem frühern Verlangen. Inzwischen war K. nach dem 1844 erfolgten Rücktritt von Lindenau's an die

Spitze des Ministeriums getreten. Diese Stellung und den Vorsitz in der Gesetzgebungscommission behielt er auch bei, nachdem 1846 das Justizministerium auf sein Ansuchen ihm abgenommen und an von Carlowitz (s. d.) übertragen worden war. Im J. 1847 leitete K. noch die allgemeine deutsche Wechselconferenz in Leipzig. Durch sein zwar das Wort der Verfassung streng achtendes, allein der Fortentwickelung der politischen Zustände weniger geneigtes System sah sich K. veranlaßt, 18. März 1848 mit seinen Collegen den Rücktritt zu nehmen. (S. Sachsen.) Seitdem lebt er vom öffentlichen Leben zurückgezogen in Dresden. — Sein Bruder, Hans Heinr. von K., geb. zu Merseburg 1790, war viele Jahre sächs. Gesandter in Paris, Madrid und Berlin und ist gegenwärtig Oberkammerherr und Oberhofmeister am sächs. Hofe.

Konoïde, d. i. kegelartige Körper, nennt man in der Geometrie diejenigen Körper, die durch die Umdrehung solcher Curven um ihre Achse entstanden sind, welche, wie die Parabel, Hyperbel u. s. w., in unendliche Äste auslaufen, und zwar deshalb, weil diese Körper Ähnlichkeit mit der Gestalt eines Kegels (conus) haben. Gewöhnlich benennt man aber jeden dieser Körper nach der krummen Linie, durch deren Rotation er erzeugt wird. So nennt man den durch Rotation einer Parabel um ihre Achse entstandenen Körper ein **Paraboloid**, den durch Rotation einer Hyperbel entstandenen ein **Hyperboloid**. Es sind diese beiden Arten von Konoiden die am häufigsten vorkommenden.

Konon, ein ausgezeichneter athenienſischer Feldherr und Flottenführer in der letzten Hälfte des Peloponnesischen und während des Korinthischen Kriegs, wurde 409 v. Chr. mit Alcibiades und Thrasybulus zum Mitfeldherrn ernannt und erhielt nach dem Sturze des Erstern den Oberbefehl, erlitt aber bereits 406 bei Lesbos durch Kallikratidas eine Niederlage, worauf seine Einschließung im Hafen von Mitylene erfolgte, aus der ihn der Seesieg der Athener bei den Arginusen wieder befreite. Als er sich im folgenden Jahre nach dem unglücklichen Kampfe bei Ägos-Potamos gegen Lysander (s. d.) nicht mehr zu halten vermochte, entfloh er mit acht Schiffen zu Euagoras nach Cypern und erhielt 396 von dem König Artaxerxes den Befehl über die gegen die Spartaner damals bestimmte pers. Flotte. Zwei Jahre darauf erfocht er einen vollständigen Sieg über Pisander bei Knidos, eilte den kleinasiat. Städten zu Hülfe, welche unter spartan. Drucke seufzten, und erschien 393 mit seiner Flotte in dem Piräeus, wo ihn das atheniſche Volk als seinen Retter freudig empfing. Hier betrieb er die Wiederherstellung der Langen Mauern und suchte Athens Macht auf jede Weise zu heben, unterlag aber zuletzt 387 der Intrigue der Spartaner. Diese hatten nämlich in dieser Zeit durch ihren Bevollmächtigten Antalcidas den Persern einen für Griechenland schimpflichen Frieden angeboten, und da nun die Athenienser zur Überwachung ihres eigenen Interesses den K. ebenfalls dahin schickten, wurde dieser auf Befehl des Statthalters Tiribazus unter nichtigem Vorwande zu Sardes festgenommen und hingerichtet. Nach der Angabe einiger Schriftsteller entkam er aus der Gefangenschaft und starb später an einer Krankheit. Ein Theil seines großen Vermögens ging auf seinen Sohn Timotheus über, ein anderer wurde zufolge seines Testaments für milde Zwecke verwendet. Einen Abriß seines Lebens besitzen wir von Cornelius Nepos.

Konrad I., König der Deutschen, 911—918, Herzog der Franken, bestieg, als nach dem Aussterben der Karolinger (s. d.) Deutschland ein Wahlreich wurde und Otto der Erlauchte von Sachsen wegen hohen Alters die Königswürde ausgeschlagen hatte, auf dessen Anrathen von den Franken und Sachsen gewählt, den deutschen Königsthron. Leider war unter den letzten schwachen Karolingern alle Macht dergestalt in die Hände der Großen gerathen, daß seine ganze Regierung nur eine Reihe von Bestrebungen sein konnte, der Kaiserwürde neues Ansehen zu verschaffen. So mußte er 912 gegen Lothringen, das sich vom Reiche losgesagt und Karl dem Einfältigen von Frankreich unterworfen hatte, ziehen, das er aber in Folge einer Verkettung ungünstiger Umstände nur zum Theil dem Reiche wieder zu unterwerfen vermochte. Auch gegen den Herzog Heinrich von Sachsen, Otto's Sohn, welchem er 912 die Nachfolge im Herzogthum Sachsen zugestand, in den übrigen Reichslehen aber verweigerte, sah er sich genöthigt, als dieser seine Ansprüche mit Gewalt durchsetzen wollte, zu Felde zu ziehen. Er belagerte ihn im Schlosse Grona, doch konnte er, da dieser mit Lothringen und dem König von Frankreich in Verbindung trat, nichts gegen ihn ausrichten. Mit besserm Erfolg war sein Unternehmen gegen mehre ländersüchtige Große in Schwaben begleitet, die den Reichsfrieden störten. Zwei von ihnen, die schwäb. Kammerboten Erchanger und Berthold, welche den Bischof Salomo von Konstanz angegriffen hatten, wurden gefangen, auf einer Versammlung der Fürsten zu Altheim im Rieß 916 verurtheilt und zu Adingen 917 enthauptet und an ihrer Statt Graf Burkhard zum Herzog von Alemannien eingesetzt. Auch der Herzog Arnulf von Baiern, der den

schwäb. Kammerboten beigestanden hatte, wurde von K. besiegt und mußte mit seiner Familie zu den Ungarn flüchten, mit denen er dann in Baiern einbrach, jedoch abermals flüchtig werden mußte. Vermuthlich von ihm angereizt, erschienen 917 die Ungarn aufs neue und machten durch Baiern, Schwaben bis nach dem Elsaß und Lothringen einen großen Raubzug, von dem sie ungeheuere Beute mit hinwegschleppten. Bei seinem Tode, 23. Dec. 917, beschwor K. seinen Bruder, den Herzog Eberhard, und die vornehmsten Ostfranken, zum Schutze des von innern und äußern Gefahren bedrohten Reichs den mächtigen Herzog Heinrich von Sachsen zum König zu wählen, der auch wirklich als Heinrich I. (s. d.) sein Nachfolger wurde. K. liegt zu Fulda begraben.

Konrad II. oder der Salier, König der Deutschen und röm. Kaiser, 1024—39, der Sohn des Herzogs Heinrich von Franken, wurde nach dem Erlöschen des sächs. Kaiserhauses mit Heinrich's II. (s. d.) Tode auf einer Rheininsel zwischen Mainz und Oppenheim im Angesichte des versammelten Heerlagers durch die Fürsten aus acht Herzogthümern zum König gewählt. Gekrönt zu Mainz und auf den Thron erhoben zu Aachen, durchzog K. sogleich nach seinem Regierungsantritt die Gauen Deutschlands, um Recht zu sprechen und mit den Völkern persönlich sich zu befreunden. Gegen die unaufhörlichen Befehdungen der Ritter und Edeln untereinander ordnete er den Gottesfrieden (s. d.) an, und um die Zuneigung seiner Kriegsleute dauernd zu gewinnen, gab er die Verordnung, daß Beneficialgüter, welche die Väter besessen, den Söhnen nicht willkürlich entrissen werden sollten. Unterdeß hatten die Italiener sich empört und ihre Krone dem Sohne des Königs von Frankreich angeboten. Alsbald zog K., nachdem er vorher die Anwartschaft auf Burgund sich gesichert und seinen neunjährigen Sohn Heinrich zum Nachfolger hatte ernennen lassen, 1026 über die Alpen, züchtigte die aufrührerischen Fürsten und Städte, besonders Pavia und Ravenna, empfing in Mailand vom Erzbischof Aribert die Königskrone von Italien und ließ in Rom von Papst Johann XIX. in Gegenwart der Könige Rudolf von Burgund und Knut von Dänemark sich nebst seiner Gemahlin Gisela die Kaiserkrone aufsetzen; auch stellte er in Unteritalien die Ruhe wieder her und bestätigte die hier angesiedelten Normannen in ihrem Lehnsgebiete, als Hüter der Mark gegen die Griechen. Während nun der Kaiser in Italien mit durchgreifender Strenge gegen Jeden, ohne Ansehen der Person, das Recht schirmte und den innern Frieden Italiens behauptete, empörten sich mehre Große in Deutschland, unter ihnen sein Stiefsohn, Herzog Ernst von Schwaben. Schnell aber dämpfte K. den Aufruhr; er setzte Herzog Ernst gefangen, zwang 1031 den König Stephan von Ungarn, welcher Ansprüche auf Baiern machte, zum Frieden, unterwarf dann die Polen, welche die Ostgrenze des Reichs beunruhigten, der deutschen Oberhoheit wieder, nöthigte den Grafen Odo von Champagne, der indeß eines Theils von Burgund sich bemächtigt hatte, seinen Rechten auf dieses Land zu entsagen, und setzte sich 1033 mit Gewalt zu Genf die Krone von Burgund aufs Haupt. Als hierauf Odo mit ital. Hülfe 1037 den Krieg erneuerte und wieder in Burgund einfiel, besiegte ihn Gozilo, der von K. eingesetzte Herzog dieses Landes, in einer blutigen Schlacht bei Bar-le-Duc, in welcher Odo fiel. Gegen die Slawen, die von 1034—36 in Nordsachsen einfielen, sandte K. seinen Sohn Heinrich, der nach langer hartnäckiger Gegenwehr derselben über die Elbe ging und das Land derselben so lange verheerte, bis sie zur Erneuerung und Erhöhung des Tributs sich verstanden. Inzwischen waren auch wieder Unruhen in Italien ausgebrochen. Daher zog K. 1036 zum zweiten male nach Italien, hielt 1037 auf der Reichsversammlung zu Pavia strenges Gericht und ließ den mächtigen Erzbischof Aribert von Mailand, der ihm den Gehorsam verweigerte, sowie später auch die Bischöfe von Vercelli, Cremona und Piacenza, die im Einverständniß mit jenem gestanden, gefangen setzen. Als jedoch Aribert es gelungen war, aus dem Gefängnisse zu entkommen, griff Mailand zu den Waffen und vertheidigte sich gegen den zu einer Belagerung nicht gerüsteten K. so tapfer, daß dieser nach 14 Tagen mit Verlust abziehen mußte. Hier, im Heerlager vor Mailand, war es, wo K. die folgenreiche Constitution vom 28. Mai 1037 erließ, nach welcher die kleinern, nicht unmittelbar vom Reiche genommenen Lehen vom Vater auf den Sohn, vom Bruder auf den Bruder erblich übergehen sollten. Darauf wurde der Fürst Pandulf von Capua, einer der trotzigsten Tyrannen Italiens, seines Lehns für verlustig erklärt und der Normann Rainulf mit der Grafschaft Aversa 1038 belehnt. Auf dem Heimwege aus Italien überfiel in Folge ungewöhnlicher Hitze eine ansteckende Krankheit das Heer des Kaisers; K. selbst kam kränklich über die Alpen zurück, ließ in Solothurn seinen Sohn Heinrich als König von Burgund krönen und ging dann, überall die gesetzliche Ordnung herstellend und befestigend, über Ostfranken und Sachsen nach Friesland. Nachdem er zu Utrecht das Pfingstfest gefeiert hatte, starb er 4. Juni 1039

und wurde im Dom zu Speier begraben. K. gehörte zu den tüchtigsten Kaisern, die Deutschland gehabt hat; mit fester Kraft gebot er über die Kirche und mit richtiger Einsicht suchte er die Freiheit des Volkes, die in Lehnsherrschaft untergegangen war, wieder zu heben, und dadurch, daß er die Herzogthümer Franken, Baiern und Schwaben in der Hand des künftigen Königs vereinigte und das verschleuderte Krongut zurückfoderte, die Kaisermacht wieder zu kräftigen. Sein Nachfolger war Heinrich III. (s. d.).

Konrad III., König der Deutschen, 1138—52, der erste aus dem Hause der Hohenstaufen, Herzog von Franken, ein Sohn Friedrich's von Schwaben, geb. 1093, wurde nach Lothar's (s. d.) Tode, 1137, von den rhein. Fürsten zu Koblenz 22. Febr. 1138 gewählt und von dem päpstlichen Legaten 6. März zu Aachen gekrönt. Kaum 20 J. alt, hatte er im Verein mit seinem Bruder Friedrich dem Kaiser Heinrich V., dem er die Verleihuug des Herzogthums Franken verdankte, gegen seine Feinde tapfer beigestanden, war dann nach seiner Rückkehr von einer Wallfahrt ins Gelobte Land als Gegenkönig des von der welfischen Partei gewählten Kaisers Lothar aufgetreten und hatte zu Monza 1128 sich zum Könige von Italien krönen lassen; doch mußte er gleich seinem Bruder endlich zu Mühlhausen dem Kaiser sich unterwerfen. Sein tapferer Muth, seine Mäßigung und Milde, sowie die Furcht der deutschen Fürsten vor der Übermacht des welfischen Hauses hatten nach Lothar's Tode mit Übergehung Herzog Heinrich's des Stolzen von Baiern und Sachsen, der die deutsche Königskrone durch Erbrecht und Verdienst bereits als die seinige ansah, die Wahl auf K. gelenkt. Der tief gekränkte Heinrich mußte die Reichsinsignien, in deren Besitz er sich bereits gesetzt hatte, ausliefern und wurde bald darauf von K., dem dessen Übermacht für die Ruhe des Reichs gefährlich schien, aufgefodert, eins der beiden Herzogthümer abzugeben, weil es gegen die Reichssatzungen sei, daß ein Fürst zwei Herzogthümer besitze. Da Heinrich sich dessen weigerte, so sprach der Kaiser die Acht über ihn aus und gab Sachsen an Albrecht von Askanien, Baiern an Markgraf Leopold von Östreich. Heinrich behauptete sich zwar in Sachsen, dagegen mußte er Baiern dem Feinde überlassen. Als er bald darauf 1139 zu Quedlinburg starb, erhielt sein unmündiger Sohn, Heinrich der Löwe (s. d.), 1142 das Herzogthum Sachsen, das Albrecht wieder abtreten mußte. Auch Leopold von Östreich starb um diese Zeit und Baiern ward nun mit der Mark Östreich Leopold's Bruder, Heinrich Jasomirgott, verliehen. Aber Welf VI., des verstorbenen Heinrich Bruder, der das Herzogthum Baiern für sich selbst in Anspruch nahm, setzte den Krieg gegen den Markgrafen von Östreich und die Hohenstaufen auf eigene Hand fort, wurde jedoch, als er zum Entsatze der von den beiden hohenstaufischen Brüdern K. und Friedrich belagerten welfischen Stadt Weinsberg heranzog, geschlagen und Weinsberg (s. d.) 21. Dec. 1140 genommen. Unterdessen war auch Italien nicht ruhig geblieben. Während nämlich Arnold von Brescia (s. d.) mit Reformationsversuchen gegen den Papst und den Klerus auftrat und der normannische König Roger II. von Sicilien seine Macht mit immer bedenklichern Fortschritten ausdehnte, hatten die oberital. Städte in ihrer Municipalverfassung und in ihrem Freiheitssinne sich mehr und mehr befestigt; besonders standen die Römer und der Papst im offenen Kampfe sich gegenüber. Beide riefen gleichzeitig K. zu Hülfe, und der röm. Senat foderte ihn auf, den Sitz des alten Kaiserthums in Rom wieder aufzurichten. K. aber, der den Wankelmuth der Römer aus Erfahrung kannte und der Schwäche seiner Mittel sich bewußt war, fühlte keine Neigung, sich in die ital. Händel zu mischen, um so weniger, da er mit dem Kampfe gegen Welf und mit den Streitigkeiten der poln. Herzoge vollauf zu thun hatte. Als jedoch um diese Zeit die traurige Kunde von dem Verluste Edessas nach Europa gelangte, entschloß sich K., von dem Abte Bernhard von Clairvaux (s. d.) dringend ermahnt, einen Kreuzzug nach Palästina zur Rettung der übrigen dortigen christlichen Staaten zu unternehmen. Um durch seine Abwesenheit die Angelegenheiten des Reichs nicht zu gefährden, ließ er zuvor seinen minderjährigen Sohn Heinrich zum röm. Könige wählen, übertrug ihm unter Leitung des Erzbischofs Heinrich von Mainz die Reichsregierung, legte seine Fehde mit Welf VI., der selbst mitzog, bei und ließ einen allgemeinen Landfrieden beschwören. Dann trat er mit einem Heere von 70000 Mann, in Begleitung vieler Fürsten und Bischöfe, durch Ungarn über Konstantinopel den Kreuzzug an, von dem er nach der unglücklichen Schlacht bei Iconium im Oct. 1147 und nach vergeblichen Versuchen, Damascus und Askalon zu erobern, unverrichteter Sache 1148 wieder heimkehrte. (S. **Kreuzzüge.**) Vor ihm schon war der Herzog Welf VI. nach Deutschland zurückgeeilt und hatte hier im Vertrauen auf sein unterwegs mit Roger II. von Sicilien geschlossenes Bündniß die Feindseligkeiten gegen den Kaiser erneuert, wurde aber von dem jungen König Heinrich in einem Überfalle bei Flochberg 1150 besiegt und konnte blos durch Vermitte-

lung Friedrich's von Schwaben günstige Friedensbedingungen erlangen. Auch Heinrich der Löwe, der indeß herangereift war, trat jetzt auf und machte seine Ansprüche auf Baiern wieder geltend. Zu gleicher Zeit wendete sich K.'s Schwager, der poln. Herzog Wladislaw, um Hülfe gegen seine Brüder, die ihn aus dem Lande vertrieben hatten, an ihn, und Gesandte des Papstes und der Römer luden ihn immer dringender und ernster zu einem Zuge nach Italien ein. Mitten in den Rüstungen zu demselben aber starb K., vermuthlich auf Veranstaltung Roger's, durch Gift, zu Bamberg 15. Febr. 1152. Da 1150 sein Sohn, der röm. König Heinrich, gestorben und sein zweiter Sohn, Friedrich, erst sieben Jahr alt war, so hatte K. seinen Vetter, den hochbegabten Herzog Friedrich III. von Schwaben, zur Nachfolge bestimmt. (S. **Friedrich I.**) K. war ein Fürst mit Kriegsmuth und Gewandtheit des Verstandes begabt und, obgleich ohne eigene gelehrte Bildung, ein Freund der Wissenschaften; aber ein ungünstiges Zusammentreffen hindernder Umstände ließ ihn zu keiner umfassenden heimischen Regierungsthätigkeit kommen, und so wurden die hervorbrechenden Übel seiner Zeit mehr im Einzelnen und für den Augenblick beseitigt als gründlich geheilt. Vgl. Jaffé, „Geschichte des Deutschen Reichs unter K. III." (Hannov. 1845).

Konrad IV., der zweite Sohn Friedrich's II. (s. d.), des großen Hohenstaufen, war nach dem Wunsche seines Vaters schon 1237 zu Speier an die Stelle seines abgesetzten Bruders Heinrich (gest. 1242), von den deutschen Fürsten zum röm. Könige gewählt und gekrönt worden und führte bei des Kaisers fortdauernder Abwesenheit in Italien die Regierung in Deutschland. Diese Zeit der Reichsverweserschaft benutzten sehr bald die deutschen Großen, um ihre Fürstenherrschaft immer fester zu gründen, und der Papst, dessen Absicht es war, Kaiser Friedrich's II. Macht allenthalben zu untergraben, unterstützte diese Bestrebungen. K. aber, voll Verstand und reger Thätigkeit, bekämpfte im innigen Einverständniß mit seinem Vater diese Anmaßungen mit ebenso viel Klugheit als Kraft. Nachdem er seinem Vater 1238 deutsche Truppen nach Italien zur Verstärkung zugeführt hatte, hielt er im Sommer 1240 zu Eger einen Reichstag, wo die Fürsten der deutschen Kirche fest und offen sich gegen den Papst und seine Intriguen in Deutschland erklärten. Sodann besiegte er, von seinem Bruder Enzio unterstützt, die in Deutschland unter Batu-Khan eingedrungenen Mongolen an einem Seitenflusse der Donau, damals Delphos genannt (vielleicht bei Neustadt an der Leitha), sodaß sie nach Ungarn entweichen mußten, und begann hierauf den Kampf gegen den auf des Papstes Antrieb 1246 von den rhein. Bischöfen zum Gegenkönig erwählten Landgrafen Heinrich Raspe (s. d.) von Thüringen. Zwar verlor K. durch die schmähliche Treulosigkeit zweier schwäb. Grafen 5. Aug. 1246 die schon beinahe gewonnene Schlacht vor den Thoren Frankfurts, aber, von den deutschen Städten und dem Herzog Otto von Baiern mächtig verstärkt, schlug er Raspe 1247 bei Ulm und trieb ihn nach Thüringen zurück, wo dieser noch in demselben Jahre, 17. Febr., starb. An seiner Statt wurde auf Antrieb Papst Innocenz' IV. der Graf Wilhelm von Holland 3. Oct. 1247 gewählt, der nach langer Bedeutungslosigkeit erst später Anhang fand, ein Heer sammelte und mit diesem K. 1251 bei Oppenheim schlug. Unterdeß war Friedrich II. 1250 in Italien gestorben. Mit seinem Tode löste sich in Deutschland der Reichsverband immer mehr und K. konnte, außer in Baiern, auf keinen Beistand zählen, denn der östr. und der thüring. Erbfolgestreit und Einzelbündnisse der Fürsten und Städte, z. B. der Rheinische Bund, theilten die Kraft. Von dem Papste mit dem Bann belegt und von dem Gegenkönig Wilhelm bedrängt, unternahm er, um wenigstens den Besitz des apulischen Reichs sich zu sichern, 1251 einen Zug nach Italien. Mit Unterstützung seines Bruders Manfred (s. d.) unterwarf er sich Apulien und eroberte im Oct. 1253 Neapel. Aber Verleumdungen und Anklagen des Papstes entfremdeten ihm die Gemüther und stellten der Begründung seiner Macht in Italien immer neue Schwierigkeiten entgegen. Er fiel in eine schwere Krankheit, die nach längerer Dauer 21. Mai 1254 ihn im Lager bei Lavello hinwegraffte. Seinen einzigen zweijährigen Sohn Konradin (s. d.), welchen er in Deutschland hinterließ, hatte er niemals gesehen.

Konrad der Große, Markgraf von Meißen, 1127—56, war der Sohn des Grafen Thimo von Wettin, Markgrafen von Meißen, und um 1098 geboren. Im Auftrage seines frühzeitig verstorbenen Bruders fing er 1124 den Bau des von diesem gestifteten Klosters auf dem Petersberge an, das er nebst seiner Gemahlin Lukardis gleichfalls mit Gütern beschenkte. In der Fehde mit seinem Vetter, dem Markgrafen Heinrich dem Jüngern von Meißen, gerieth er 1126 in Gefangenschaft und mußte nun bis zu dessen Tode auf dem Schlosse zu Kirchberg zubringen. Kaiser Lothar ernannte K. zum Nachfolger Heinrich's des Jüngern in der Markgraf-

schaft Meißen, den er zugleich beerbte. Ebenso folgte er 1136 dem Markgrafen Heinrich in dessen Erblanden und in der markgräflichen Würde in der Lausitz; auch erhielt er 1143 durch den Kaiser die Grafschaft Rochlitz. Seine Gemahlin starb 1146, er selbst 5. Febr. 1157, nachdem er zwei Monate zuvor als Mönch in das Peterskloster getreten, in welchem Beide begraben wurden. Die Markgrafschaft Meißen erhielt nach ihm sein Sohn Otto der Reiche. Vgl. Schöttgen, „Geschichte K.'s des Großen" (Dresd. und Lpz. 1745).

Konrad von Lichtenau, gewöhnlich Conradus Urspergensis genannt, ein deutscher Chronist, stammte aus einem schwäb. Adelsgeschlechte, lebte eine Zeit lang am kaiserlichen Hofe und wurde wahrscheinlich während eines zeitweiligen Aufenthalts in Rom Mönch und 1215 Abt des Prämonstratenserklosters zu Ursperg in Baiern, wo er 1240 starb. Kaiser Friedrich II. schätzte ihn besonders wegen seiner Gelehrsamkeit. Man hielt ihn sonst gewöhnlich für den Verfasser eines für die deutsche Geschichte wichtigen „Chronicon" von Ninus' Zeit bis 1229; Andere schreiben ihm nur einen kleinen Theil davon zu, nämlich die J. 1226—29, indem sie den ersten Theil bis 1126 von einem bamberger Mönch und den Zeitraum von 1126—1226 von seinem Vorgänger im Amte, dem Abte Burchard von Biberach, herstammen lassen. Nach neuern Untersuchungen hat K. gar keinen Theil an diesem „Chronicon" und es rührt dessen erster Theil bis 1101 von dem Abt Ekkehard I. zu Urach bei Würzburg her, die Fortsetzung aber bis 1229 von einem Italiener. Kaspar Hedion setzte dasselbe bis zum J. 1537 fort. Die erste Ausgabe besorgte Konr. Peutinger (Augsb. 1515); die letzte erschien zu Strasburg (1609).

Konrad von Marburg, ein durch seine Scheinheiligkeit und Grausamkeit berüchtigter Priester, war anfangs Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Hessen und wurde 1232 Inquisitor und Ketzermeister in Deutschland; doch gelang es ihm nicht, die Inquisition hier heimisch zu machen. K. hatte bereits durch die Strenge, mit der er am Rhein, in Thüringen und Hessen die Ketzer verfolgte, allgemeinen Unwillen im Volke erregt, als er sich auch an den Grafen Heinrich von Sayn wagte und ihm das Haar glatt vom Kopfe scheren ließ. Auf die Anklage desselben wurde K. von einem außerordentlichen Gerichte zu Mainz vorgeladen und vernommen und mit den beschämendsten Verweisen entlassen. Bei der Rückreise überfielen ihn unweit Marburg einige Edelleute und erschlugen ihn, 31. Juni 1233. Gregor IX. sprach ihn als Märtyrer heilig.

Konrad von Würzburg, einer der vorzüglichsten deutschen Dichter des Mittelalters, von großer Fruchtbarkeit, gelehrt, läßt schon den Verfall der mittelhochdeutschen Poesie in seiner gedehnten, spielenden und überkünstelten Dichtweise bemerken, ist aber vielleicht der vollendetste Meister der Sprache und des Versbaus und schloß sich in seiner Dichtweise an Gottfried von Strasburg (s. d.) an. Er starb 1287 zu Basel. Sein letztes, nicht von ihm beendetes Gedicht vom Trojanischen Kriege ist zum Theil in Müller's „Sammlung altdeutscher Gedichte" (Bd. 3) gedruckt. Am bedeutendsten zeigt sich K.'s dichterischer Beruf in seinen erzählenden Dichtungen geringern Umfangs, unter denen der aus einem höchst seltenen alten Druck (Fkf. 1573) von Haupt (Lpz. 1844) hergestellte „Engelhard" wol die erste Stelle einnimmt; nächst ihm sind zu erwähnen: „Otto mit dem Bart" (herausgegeben von A. Hahn, Quedlinb. und Lpz. 1838); „Der Welt Lohn", eine allegorische Erzählung, deren Held der Dichter Wirnt von Grafenberg (s. **Wigalois**) ist (herausgegeben von F. Roth, Fkf. 1843); die Legenden von „Silvester" (herausgegeben von W. Grimm, Gött. 1841) und von „Alexius" (herausgegeben von Maßmann, Quedlinb. und Lpz. 1843, und von Haupt in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum", Bd. 3, Lpz. 1843). K.'s Lobgedicht auf die Jungfrau Maria: „Die goldene Schmiede", das zwischen lyrischer und didaktischer Poesie mitten inne stehend in der erzählenden Versart der kurzen Reimpaare abgefaßt ist, hat W. Grimm (Berl. 1840) herausgegeben. Seine Lieder und Sprüche sind in von der Hagen's „Minnesingern" gedruckt.

Konradin von Schwaben, der letzte Sprößling des schwäb. Kaiserhauses der Hohenstaufen (s. d.), der Sohn Konrad's IV. (s. d.) und Enkel Kaiser Friedrich's II., geb. 1252, war erst zwei Jahr alt, als sein Vater starb. Während seiner Minderjährigkeit, wo er am Hofe seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Baiern, erzogen wurde, hatte Manfred (s. d.) auf das falsche Gerücht von seines Neffen Tode sich die Krone von Sicilien aufgesetzt, erklärte sich aber bereit, dieselbe auf K. zu vererben. Papst Clemens IV. aber, voll Haß gegen das hohenstaufische Geschlecht, vergab das Königreich Sicilien an Karl von Anjou, der nach Manfred's Niederlage und Tod 1266 sich in den wirklichen Besitz desselben setzte. Sehr bald aber wurden die Italiener der drückenden Gewaltherrschaft der Franzosen überdrüssig und luden den rechtmäßigen Erben K., gewöhnlich Conradino genannt, durch Gesandte ein, sein väterliches Reich in Italien in

Besitz zu nehmen. Muthig und voll edler Begeisterung zog dieser, begleitet von seinem Jugendfreunde Friedrich, dem Sohne des Markgrafen Hermann von Baden, mit einem Heere von 10000 Mann im Herbste 1267 über die Alpen. Trotz des vom Papste gegen ihn geschleuderten Bannfluchs gewann er allenthalben zahlreiche Anhänger, und obschon sein Stiefvater, der Graf Meinhard von Tirol, und sein Oheim, der Herzog Ludwig von Baiern, mit ihren Scharen zu Verona ihn verließen und zurückkehrten, so gingen doch seine ersten Unternehmungen glücklich von statten. Die oberital. Städte und Karl's ehemaliger Bundesgenosse, Heinrich von Castilien, traten auf seine Seite, Rom nahm ihn freudig auf und eine zu seinen Gunsten in Sicilien entstandene Empörung verbreitete sich immer weiter; auch die Schlacht gegen die Franzosen bei Ponte-di-Valle wurde gewonnen. Doch in der Hauptschlacht bei Tagliacozzo oder Scurcola, 23. Aug. 1268, ward K. durch eine Kriegslist des in Karl's Heere kämpfenden Kreuzfahrers Erard von Valery, trotz der Tapferkeit seiner Truppen, geschlagen und auf der Flucht durch Frangipani's Verrath gefangen genommen. Mit Bewilligung des Papstes ließ der gefühllose Karl 29. Oct. 1268 ihn nebst seinem Freunde Friedrich auf dem Marktplatze zu Neapel enthaupten. K. starb mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Gegen das Volk gewendet, dessen rechtmäßiger König er war, warf er seinen Handschuh als ein racheheischendes Unterpfand unter dasselbe, um ihn dem Könige Peter von Aragonien, dem Erben seiner Ansprüche auf Apulien und Sicilien, zu überbringen. Der Ritter Truchseß von Waldburg hob ihn auf und erfüllte nicht ohne viele Mühe den letzten Wunsch seines Herrn. Peter aber kam wirklich 1282, als die sogenannte Sicilische Vesper (s. d.) der franz. Gewaltherrschaft ein Ende gemacht hatte, in den Besitz von Sicilien. Die Liebe zur Poesie und deutschen Sprache hatte K. von seinem Großvater geerbt. Wir besitzen muthmaßlich von ihm noch ein deutsches Minnelied, das unter dem Namen „König Konrad's des Jungen" das zweite in der Manesse'schen Sammlung ist. K.'s tragisches Schicksal ist von mehren dramatischen Dichtern bearbeitet worden. Im Auftrage des jetzigen Königs Maximilian von Baiern ward durch Schöpf aus München nach Thorwaldsen's Modell die Marmorstatue K.'s ausgeführt, die in der Kirche Sta.-Maria del Carmine, wo K.'s Gebeine liegen, 1847 aufgestellt worden ist.

Konstantin (Cajus Flavius Valerius Aurelius Claudius), der Große genannt, röm. Kaiser, 306—337, geb. 28. Febr. 274 zu Naissus in Mösien, war der Sohn des Konstantius Chlorus und der Helena (s. d.). Er wurde kriegerisch erzogen und diente unter Diocletian 296 gegen Achilleus in Ägypten, dann unter Galerius, der mit K.'s Vater 292 zur Cäsarwürde erhoben worden, im Persischen Kriege. Durch Diocletian's und Maximian's Abdankung 305 wurden die beiden Cäsaren Augusti. K., der sich von Galerius bedroht glaubte, floh zu seinem Vater nach Britannien, und von ihm zum Nachfolger ernannt, wurde er nach dessen Tode 306 auch von den Soldaten als Augustus ausgerufen. Von Galerius zwar nur als Cäsar anerkannt, nahm er nun das Gebiet seines Vaters, Britannien, Hispanien und Gallien, aus dessen nördlichem Theil er die Franken vertrieb, in Besitz. In Rom hatte sich 306 Maxentius, Maximian's Sohn, zum Augustus aufgeworfen; Severus, dem Galerius diese Würde gegeben, war gegen ihn 307 gefallen; Maximian, der selbst wieder nach der Herrschaft begehrte, wurde von ihm vertrieben und floh zu K., dem er seine Tochter Fausta verheirathet hatte, mußte aber, da er gegen ihn selbst Verrath übte, dafür 310 mit dem Leben büßen. Galerius starb 311 und nun richtete K. seine Waffen gegen Maxentius. Er ging über die Cottischen Alpen und schlug die Feldherren des Gegners in Oberitalien, ihn selbst vor Rom bei der Milvischen Brücke (Ponte molle) 27. Oct. 312. Maxentius ertrank auf der Flucht in der Tiber und K. wurde nun vom röm. Senat als erster Augustus anerkannt. Auf diesem Zuge war es, wo dem K., wie er selbst eidlich versicherte, ein flammendes Kreuz unter der Sonne mit der Unterschrift, die ihm unter diesem Feldzeichen den Sieg verhieß (ἐν τούτῳ νίκα: in hoc signo vinces: I. H. S.), erschien. Seitdem ließ er die Kriegsfahne, Labarum, ebenso wie die Schilde der Soldaten nur mit dem Kreuze bezeichnen. Mit Licinius, den Galerius nach des Severus Tode zum Augustus gemacht hatte, verband sich K. zu Mailand und gab ihm seine Schwester Konstantia zur Frau. Als aber jener nach der Besiegung und dem Tode des Maximinus Daza, der seit 305 Cäsar, 307 im Orient die Augustuswürde angenommen hatte, allein noch neben K. als Augustus übrig war, kam es 314 zwischen Beiden zum Kriege, der nach K.'s Siegen bei Cibalis an der Sau und bei Adrianopel mit einem Frieden endete, in welchem Licinius die nachmalige Präfectur Illyricum abtrat. Ein neuer Krieg erhob sich erst 323; Licinius wurde zwei mal, bei Adrianopel und bei Chalcedon, geschlagen und ergab sich; gegen seine Zusicherung ließ ihn K., der nun die Alleinherrschaft errungen hatte, 324 in Thessalonich tödten. Des Licinius gleichnamiger elfjähriger

Sohn theilte 326 des Vaters Schicksal. In demselben Jahre wurde K.'s eigener Sohn Crispus auf die Verleumdungen seiner Stiefmutter Fausta hin und bald darauf diese selbst auf K.'s Befehl umgebracht. Dem Christenthum hatte K. von Anfang an Schutz gewährt und ihm dann im Verein mit Licinius durch ein zu Mailand 313 erlassenes Edict Duldung durch das ganze Reich zugesichert. An der kirchlichen Gestaltung desselben hatte er 325, da er auf dem Concil zu Nicäa (s. d.) den Vorsitz führte, Theil genommen. Jetzt, wo er von dem Christenthum Entsühnung für die verübten Frevel hoffte, begünstigte er es immer entschiedener gegen das Heidenthum, doch erst in der letztern Zeit seines Lebens begann er das letztere förmlich, wie durch das Verbot der heidnischen Opfer, zu unterdrücken. Die Taufe selbst nahm er erst kurz vor seinem Tode. Nicht blos diese Erhebung der christlichen zur Staatsreligion, wozu ihn politische Rücksichten nicht minder als ein inneres, zuerst wol auf Aberglauben begründetes Bedürfniß bewogen zu haben scheinen, macht K.'s Regierung zu einem entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des röm. Reichs. Eine neue Zeit hebt für dasselbe auch durch die Verlegung des Sitzes der Herrschaft von Rom nach Byzanz an, das als Residenz 11. Mai 330 eingeweiht, nun den Namen Konstantinopolis trug, sowie durch die Umgestaltung der innern Ordnung des Reichs, die von Diocletian schon vorbereitet, durch K. ausgeführt wurde. Was noch vom altröm. republikanischen Wesen übrig war, verschwand jetzt oder wurde völlig bedeutungslos; die Staatsform war von der des oriental. Despotismus wenig unterschieden, der Kaiser unumschränkter Herr und Gebieter und sein über das Gesetz erhabener Wille der einzige unabhängige im Staate, wenn auch für dessen Verwaltung der Staatsrath (consistorium principis) regelmäßig zu Rathe gezogen wurde. Zunächst unter dem Kaiser waren die ersten Hofbeamten (dignitates palatinae) als Minister zugleich die höchsten Beamten des Staats; unter ihnen, aber wie sie vom Kaiser unter Erlegung von Sporteln ernannt, standen in einer hinsichtlich des Rangs und Dienstverhältnisses durch Titelclassen sorgfältig gegliederten Reihe eine ansehnliche Zahl Behörden (dignitates) und ein Heer diesen untergeordneter Beamten (officia, militiae) und niederer Bediensteten (scholae). Die Militärverwaltung, an deren Spitze magistri, unter ihnen comites oder duces standen, wurde scharf von der Civilverwaltung getrennt, für welche das ganze Reich, mit Ausnahme der beiden unter Stadtpräfecten und ihren Senaten stehenden Hauptstädte, in vier Präfecturen getheilt war, die in Diöcesen und Provinzen zerfielen. Die Steuervermehrung durch die Grund- und Kopfsteuer (capitatio) der Indictionen (s. d.) und die Chrysargyrum genannte Gewerbsteuer, die zur Erhaltung der neuen Ordnung nöthig war, brachte über das Volk einen Druck, unter dem namentlich die Städte fast verkamen. Gegen die Gothen kämpfte K. glücklich 332; große Scharen von Sarmaten, die von ihren ehemaligen, gegen die Gothen von ihnen bewaffneten Sklaven vertrieben wurden, siedelte er 334 in Thrazien und Macedonien, ja selbst in Italien und am Hundsrück an. Nachdem er 335 das Reich unter seine drei Söhne Konstantinus, Konstantius und Konstans und die seines Bruders, Dalmatius und Annibalianus, getheilt hatte, rüstete er sich zu einem Zuge gegen die Perser, welche den seit 292 bestehenden Frieden gebrochen hatten, erkrankte aber vor der Ausführung desselben und starb zu Nikomedia 22. Mai 337. Von den Heiden wurde er unter die Götter versetzt, von den Christen als Heiliger verehrt. Seine drei Söhne folgten ihm als Augusti, nachdem sie ihre Verwandten bis auf Gallus und Julianus (s. d.) umgebracht. Auf K.'s persönlichen Charakter scheint der Besitz der Alleinherrschaft trübend eingewirkt, ihn minder duldsam, der Schmeichelei und den Eingebungen der eigenen Leidenschaft und Eitelkeit zugänglicher, in seinen Entschlüssen schwankender gemacht zu haben, als er früher war. Persönliche Tapferkeit, unermüdliche Thätigkeit, Klugheit, Sinn für Gerechtigkeit und Freude an der freilich in dieser Zeit tiefgesunkenen Wissenschaft und Kunst werden an ihm gerühmt. Durch Tiefe und Schärfe zeichnen sich die Untersuchungen Gibbon's über K.'s Wirksamkeit, seinen Charakter und seine Politik aus. Vgl. Manso, „Leben K.'s des Großen" (Bresl. 1817).

Konstantin, Name mehrer griech. Kaiser, s. **Byzantinisches Reich**.

Konstantin, Paulowitsch, Großfürst von Rußland, geb. 8. Mai 1779, war der zweite Sohn Kaiser Paul's I. Rasche Thätigkeit, feurige Heftigkeit, durchdringender Verstand, schneller Blick und eine an Verwegenheit grenzende persönliche Tapferkeit waren die hervorstechendsten Eigenschaften, welche er schon früh an den Tag legte. Unter Suworow zeichnete er sich 1799 so aus, daß ihm sein Vater den Titel Cäsarewitsch ertheilte. Großen Muth zeigte er auch 1805 in der Schlacht bei Austerlitz, wo ihn sein Feuer zu sehr unvorsichtigem Vorrücken verleitete. In den J. 1812—14 begleitete er ununterbrochen seinen Bruder, den Kaiser Alexander, auf dessen Heereszügen und erschien dann auch beim Congreß zu Wien. Nach und nach wurde

er Militärgouverneur und Generalissimus der poln. Truppen, Generalstatthalter oder Vicekönig von Polen, auch Deputirter auf dem Reichstage. Durch kaiserl. Ukas und Beschluß des heil. Synod 20. März 1820 von seiner Gemahlin Juliane, Prinzessin von Sachsen-Koburg, geschieden, vermählte er sich 24. Mai 1820 unter Genehmigung des Kaisers mit der poln. Gräfin Johanna Antonowna Grundzynska (geb. 29. Sept. 1799), die später vom Kaiser nach den in der Wojewodschaft Masovien gelegenen und dem Großfürsten geschenkten Gütern zur Fürstin von Lowicz erhoben wurde. Noch bei Lebzeiten Alexander's hatte er in einer geheimen Acte vom 14. Jan. 1822 auf die Thronfolge Verzicht geleistet. Nach dem Tode desselben wurde er zwar in seiner Abwesenheit 9. Dec. 1825 in Petersburg zum Kaiser ausgerufen; da er aber bei seiner Entsagung verharrte, so ging die Thronfolge auf seinen jüngern Bruder Nikolaus über. Bei der Krönung desselben in Moskau (3. Sept. 1826) war K. persönlich zugegen. Seine militärische Strenge war indessen wenig geeignet, ihm und der russ. Herrschaft die Neigung der Polen zuzuwenden. Besonders glaubten sich die Offiziere der poln. Armee, obwol er diese in einen trefflichen Zustand versetzt hatte, durch harte Maßregeln gegen Einzelne sehr verletzt, und es breitete sich eine geheime Verbindung aus, welche die Herstellung des alten Polen bezweckte. Endlich warf die franz. Julirevolution den zündenden Funken in die aufgeregte poln. Jugend. Am 29. Nov. 1830 drangen 20 bewaffnete Cadetten aus der Kriegsschule in das von K. bewohnte Belvedere; doch rettete sich dieser durch die Flucht in die Mitte seiner Garden. (S. Polen.) Nachdem die Insurrection 30. Nov. gesiegt, unterhandelte der poln. Administrationsrath mit K., der ungehindert mit den russ. Truppen über Pulawy nach der Grenze zog. Während Diebitsch mit einem russ. Heere vorrückte, übernahm K. den Befehl über die Reservearmee, begab sich aber später nach Witebsk, wo er 27. Juni 1831 an der Cholera starb. Seine edle Gemahlin, die Fürstin von Lowicz, endete, von langwieriger Krankheit aufgezehrt, ihr Leben 29. Nov. desselben Jahres in dem Palaste zu Zarskoje-Selo.

Konstantine, die Hauptstadt der gleichnamigen östlichsten Provinz der franz. Colonie Algier, auf einem auf drei Seiten senkrecht abgeschnittenen und vom Rummel umflossenen Kalkplateau, das, nur auf der vierten östlichen Seite durch eine Art Erddamm mit den die Stadt umgebenden Bergen verbunden, 2100 F. über das Meer und 807 F. über den Rummel sich erhebt. Die Stadt zählt 20770 E., worunter 1775 Europäer, besitzt, obgleich Industrie und Handel gegen früher sehr gesunken sind, doch immer noch viel Gewerbthätigkeit, besonders in Lederwaaren, und treibt einen wichtigen Handel in das Innere Afrikas. K. ist, ganz nach Art der übrigen Städte der Berberei, mit unansehnlichen Häusern in engen, schmutzigen Gassen gebaut. Keine ihrer zehn Moscheen ist von Bedeutung; nur der Palast des ehemaligen Bei zeichnet sich durch seine zierliche maurische Architektur aus. Die Citadelle oder Kasbah, welche durch ihre hohe Lage die Stadt beherrscht, ist nur durch eine Menge in sie vermauerter Trümmer antiker Gebäude und eine fast unversehrte Kirche im byzant. Stile merkwürdig. Außerdem finden sich noch in und um K. viele Überreste röm. Bauwerke. K. war schon im Alterthume in Folge ihrer fast uneinnehmbaren Lage eine bedeutende Stadt Numidiens (punisch Carta, römisch Cirta genannt) und eine Zeit lang Königsresidenz und als solche besonders unter Micipsa blühend. Unter den Römern begann sie zu sinken. Julius Cäsar gab einen Theil ihres Gebiets seinem Parteigänger Sitius, der daselbst eine röm. Colonie gründete; daher Cirta unter ihm den Beinamen Colonia Sitianorum erhielt. Im Kriege des Maxentius gegen Alexander wurde sie 311 zerstört, jedoch schon unter Konstantin d. Gr. wiederhergestellt und stark befestigt, daher auch Constantina genannt. Den Stürmen des Mittelalters widerstand sie. Selbst die Vandalen vermochten sie nicht zu erobern. Auch bei der Eroberung durch die Sarazenen scheint sie nicht viel gelitten zu haben; denn noch im 12. Jahrh. wird sie als eine der blühendsten, reichsten und festesten Städte geschildert. Im spätern Mittelalter und in neuerer Zeit theilte sie die Schicksale von Algier (s. d.). Sie war Sitz eigener Beis, die in ziemlicher Unabhängigkeit von den Deis von Algier walteten und deren letzter, Achmed, sich auch nach dem Falle Algiers bis 1837 gegen die Franzosen hielt, in welchem Jahre K. von diesen erobert wurde.

Konstantinopel, von den Türken **Stambul, Istambul,** auch euphonistisch **Islambol** (Fülle des Islam), von den Walachen und Slawen des türk. Reichs **Zaregrad**, d. i. Kaiserburg, genannt, führte in den ältesten Zeiten den Namen Byzanz (s. d.) und wurde nach Eusebius Pamphili durch **Byzas**, König von Megara, um 658 v. Chr. gegründet. Die Stadt, welche sich blos auf den Hügel der heutigen Serailspitze beschränkte, blieb, durch vielfache Kriege und wilde Nomadenhorden heimgesucht, lange unbedeutend, bis Kaiser Konstantin d. Gr. sie 330 n. Chr. zur Hauptstadt des röm. Reichs machte und sie nach sich Konstantinopolis oder auch

Nova Roma benannte. Sie blieb seitdem die glanz- und kunsterfüllte Haupt- und Residenzstadt des röm., später des oström. Kaiserthums, dessen Schicksale sie bis zu seinem Untergange 1453 theilte, und wurde dann, nachdem sie im Laufe der Zeiten 29 mal belagert und nur sechs mal erobert worden war, Haupt- und Residenzstadt der türk. Sultane, die an die Stelle der oströmischen Kaiser traten. (S. **Osmanisches Reich.**) K. liegt unter 41° n. Br. und 47° ö. L. auf einer am südwestlichen Ausgange des Thrazischen Bosporus (s. d.) befindlichen dreieckigen Landzunge, die durch einen von dieser Meerenge aus sich fast eine Meile lang in das Land hinein erstreckenden Meeresarm, das sogenannte **Goldene Horn** (den geräumigen und sichern Hafen K.s), und das Meer von Marmara (jener im N., dieses im S. der Stadt) gebildet wird. K. hängt sonach auf der Westseite, der Basis des gedachten Dreiecks (¾ M. lang), mit dem festen Lande Thraziens zusammen und erstreckt sich zwischen beiden genannten Gewässern nach O. hin bis zu dem Punkte, wo das Goldene Horn, der Bosporus und das Meer von Marmara zusammenstoßen und die dreieckige Landzunge in einer abgestumpften Ecke (der Serailspitze) endigt. Dies ist das eigentliche K., das bei einem Umfange von fast 2½ M. von einer durch die Türken theilweise restaurirten und an der Landseite dreifachen Festungsmauer umgeben wird, die noch aus der byzantinischen Zeit herrührt und durch die sowol nach der Land- wie nach der Seeseite 28 Thore und 9 Pforten führen. Merkwürdig ist unter jenen Thoren das Top-Kapussi, einst das Thor des heil. Romanus, durch das 1453 die stürmenden Türken eindrangen und wo der letzte Paläologe kämpfend fiel. Um die eigentliche Stadt liegen 15 Vorstädte, von denen Galata, Pera, Tophana, dem eigentlichen K. gegenüber nördlich jenseit des Goldenen Horns auf dem Dreieck zwischen diesem und dem Bosporus und Goldenen Horne, die berühmtesten sind, wozu noch auf der asiat. Seite, jenseit des Bosporus, Scutari und Kadiköi (das alte Chalcedon) und im Nordwesten der Stadt Ejub kommen. Das eigentliche K. (desgleichen die nördlich vom Goldenen Horn liegenden Vorstädte) ist vermöge der hügeligen Configuration des Bodens terrassenförmig gebaut und gewährt deshalb, besonders nach der Seite des Goldenen Horns zu, wo seine sieben Hügel deutlicher hervortreten, mit seinen vielen Gärten, Cypressen, Moscheen, Palästen, Minarets und Thürmen einen prächtigen, malerischen Anblick. Überhaupt dürften mit dem Panorama K.s nur wenig Städte der Erde wetteifern können. Desto abschreckender zeigt sich sein Inneres, das in engen, winkeligen, schmuzigen Gassen nur elende Holz- oder Lehmhäuser besitzt. In der letzten Zeit fing man jedoch unter der Leitung fränkischer Baumeister an, etwas besser und in Stein zu bauen. Die merkwürdigsten Gebäude und Monumente des eigentlichen K., das von Griechen, Türken und Armeniern bewohnt wird, sind: das alte und neue Serail (s. d.) und die ehemalige Sophienkirche (s. d.), jetzt eine Moschee; dann die Moscheen Soliman's, Achmed's, Mehemed's, Mahmud's, Selim's, Bajasid's, Osman's und die Kleine Sophienkirche. Ferner die beiden Obelisken des alten Hippodroms (türk. Atmeidan), des größten der wenigen öffentlichen Plätze K.s; das Schloß der Sieben Thürme, auf der südwestlichen Ecke der Stadt, in das sonst die Gesandten der Mächte, mit denen die Pforte in Krieg gerieth, gesperrt wurden, um sie vor der Volkswuth zu schützen. Dasselbe wird noch jetzt theilweise als Zeughaus und Pulvermagazin gebraucht. Ferner die zwei noch heute ihrem Zwecke dienenden, von den Kaisern Valens und Justinian erbauten Wasserleitungen, mehre große Cisternen, von denen die Cisterna Basilica mit 336 Granitsäulen und die des Philoxenus mit 224 Marmorsäulen noch gut erhalten sind; endlich die Reste des byzantinischen Kaiserpalastes Magnaura. Von den zahlreichen Säulen des alten K. sind noch erhalten: die des Konstantin, gewöhnlich die verbrannte genannt, die des Theodosius im Serailgarten und die des Marcian mit einer Inschrift. In der Vorstadt Kassim-Pascha befinden sich der Palast des Kapudan-Pascha und das großartige Arsenal sammt den dazu gehörigen Magazinen und Schiffswerften. Galata, von den Genuesern zur byzant. Zeit als Republik gegründet, dem Serail ziemlich gegenüber am Hafen liegend, ist der Sitz der europ. Kaufleute und Hauptstapelplatz des Handels. Diese wichtige Vorstadt enthält viele massiv gebaute Magazine und Wohnhäuser, ist aber fast noch schmuziger als K. Galatas Hauptzierde ist der hohe, schöne, weit über Land und Meer schauende Feuerthurm, früher ein Lug-ins-Land der allzeit kriegslustigen Genueser. K. wird mit den eben erwähnten beiden Vorstädten durch drei Schiffbrücken verbunden. Weiter nach Osten, schon am Bosporus, liegt Top-Khana mit der kaiserl. Stückgießerei, einer schönen Moschee, von Mahmud II. erbaut, und einem interessanten Brunnen. Der hinter diesen Vorstädten liegende Berg wird von Pera eingenommen, wo die fremden Gesandten, 16 (1853) an der Zahl, wohnen, deren Paläste weithin sichtbar sind. Man findet hier eine ziemlich gute ital. Oper; comfortable, aber sehr theuere Gasthöfe und reiche Magazine aller Art vermögen selbst

dem feinsten Geschmacke Genüge zu leisten. Griechen und Armenier theilen sich mit den Franken in den Besitz von Pera, von welchen die Erstern hauptsächlich noch den Fanar, ein am Hafen liegendes Stadtviertel, und die Vorstadt St.-Dimitri bewohnen. (S. Fanarioten.) Vor dem jenseit des Bosporus liegenden Scutari steht mitten in erstern auf einem Felsen der sogenannte Leanderthurm, den man aber nicht mit der Sage von Hero (s. d.) und Leander in Verbindung bringen darf. Er hieß im Alterthume Damalit und wurde 1143 von Manuel Komnenos behufs der Absperrung des Bosporus und Goldenen Horns mit eisernen Ketten neu erbaut. Seine jetzige Gestalt erhielt er durch Achmed III. und Mahmud II., eine eigentliche Bestimmung hat er heute nicht mehr. In Eyub, das nur von Türken bewohnt wird, befindet sich das angebliche Grab Eyub's, des Fahnenträgers des Propheten, und eine Moschee, in welcher jeder neue Sultan bei seinem Regierungsantritte mit dem Schwerte Osman's umgürtet wird, eine Ceremonie, welche die Stelle der Krönung vertritt. Auch die Fahne des Propheten (Sandschak-scherif), das größte Reichskleinod, wird hier aufbewahrt. Bemerkenswerth sind noch die beiden am Bosporus liegenden Vorstädte Dolmabagdsche und Tschiragan mit prachtvollen Palästen des Kaisers.

K. zählt sammt den Vorstädten gegen 90000 Häuser und ungefähr 800000 E., darunter 140000 Griechen, 230000 Armenier, 30000 Juden und 14000 unter dem Schutze der fremden Gesandtschaften lebende Individuen. Die Zahl der Moscheen mag über 300 betragen, darunter 13 kaiserliche. Ferner gibt es 14 griech. Kirchen unter einem Patriarchen mit zwölf Synodalbischöfen. Der Patriarch ist das geistliche und auch halb weltliche Oberhaupt der griech. Unterthanen der Pforte (Rajahs) überhaupt und hat seinen Sitz im Fanar. Zu K. befinden sich weiter: eine russ.-griech. Kapelle; drei armen. Kirchen mit einem armen. Patriarchen; neun kath. Kirchen mit zwei Kapellen, sechs Klöstern und einem Bischof; eine engl., eine protest., eine schott. Gemeinde mit ihren Kapellen; zahlreiche jüdische Synagogen. An Unterrichts- und ähnlichen Anstalten bestehen: 300 Medresses, meist mit den Moscheen in Verbindung stehend, in welchen die Ulemas gebildet werden; 396 Mekteb oder Elementarschulen; eine Marineschule auf der naheliegenden Insel Chalki; eine Akademie, wo Unterricht in Mathematik, Astronomie, Ingenieur- und Artilleriewissenschaft ertheilt wird; eine Akademie der Wissenschaften, Reschid-Paschas lebensunfähige Nachäffung der franz. Akademie; eine medicinische Schule (das sogenannte Galata-Senai), von deutschen Ärzten geleitet und von segensreicher Wirkung; eine im Bau begriffene Universität scheint nicht fertig werden zu können; ein griech. Gymnasium; eine Thierarzneischule. An Wohlthätigkeitsanstalten zählt K. zahlreiche Imarets (Armenküchen). Von Anstalten der Franken sind zu nennen: die Società artigiana di pietà, zwei deutsche, ein engl., ein franz. und ein östr. Hospital, in welche arme kranke Landsleute unentgeltlich aufgenommen werden. Von den 40 öffentlichen Bibliotheken K.s, darunter 13 türkische und mehre griechische, genießt die des Serails einen größern Ruf, als sie verdient; man ist längst zu der Überzeugung gekommen, daß für die Literatur des classischen Alterthums hier nichts mehr zu hoffen ist. Dagegen liegen für den Orientalisten hier noch reiche Schätze vergraben. Für den literarischen Verkehr sorgen drei türk. und mehre europ. Buchdruckereien. Es erschienen 1853 zu K. zwei türk., ein franz., ein griech., ein armen., ein bulgar. und mehre ital. Journale. K. zählt ferner gegen 3000 öffentliche Bäder, eine Menge Kasernen und Wachthäuser, Bazars, Khans, Waarenniederlagen; Hospitäler und Kaffeehäuser zu Tausenden. Der Gewerbfleiß K.s ist noch immer in den dem Orient eigenen Fabrikaten, z. B. Verfertigung eigener Lederarten, Zeugen, Teppichen, Gold-, Silber- und Wollstickereien, Waffenfabrikation, Rauchapparaten aller Art, Essenzen, Parfümerien, nicht unbedeutend. Jedoch wird die Stadt bereits mit den Fabrikaten des westlichen Europa überschwemmt. Dagegen ist der Handel in Folge der einzigen unvergleichlichen Lage K.s und seines prachtvollen Hafens, trotz der schlechten Fürsorge der Regierung, die eher hindernd als belebend und anregend wirkt, stets im Zunehmen begriffen. Im J. 1851 liefen 6231 Segelschiffe und 470 Dampfschiffe in den Hafen ein. Der Großhandel befindet sich gänzlich in den Händen der Griechen, Armenier, Italiener, Östreicher, Engländer, Franzosen und Deutschen. Durch das Zuströmen vieler Westeuropäer, durch die leichtern Reiseverbindungen und durch die liberalen Reformen Sultan Mahmud's II. und Abdul-Medschid's hat K. einen mehr europ. Anstrich erhalten, was am meisten in den Vorstädten Pera und Galata hervortritt. Hier werden alle Sprachen Europas gesprochen, alle Nationen sind vertreten; man findet Casinos, Kaffeehäuser, Concerte, pariser Moden und großen europ. Luxus, welcher in buntem Gemisch mit den mannichfachsten Trachten des Orients einen seltsamen Anblick gewährt. Das eigentliche K. aber und der Kern des Türkenthums sind hiervon wenig berührt worden. In nächster Umgebung K.s finden sich: die Prinzeninseln, be-

rühmt als Verbannungsort der byzant. Kaiser; Belgrad mit seinen großen Wasserbassins, welche die Stadt mit Trinkwasser versorgen; Bujukdereh (s. d.); Hunkiar-Iskelessi, bekannt durch den letzten russ. Krieg; die beiden Burgen Rumeli- und Anadoli-Kissar, vor der Eroberung von Mahmud erbaut, u. s. w. Vgl. Riegler, „Die Türkei und ihre Bewohner" (2 Bde., Wien 1852); Ubicini, „Lettres sur la Turquie" (Par. 1851); „Constantiniade, ou description de Constantinople ancienne et moderne" (Konstantinopel 1846).

Konstanz oder **Kostnitz**, Stadt im Großherzogthum Baden, am Konstanzer- oder Bodensee (s. d.), da, wo der Rhein den obern und untern See miteinander verbindet, ist theilweise befestigt, ziemlich weitläufig gebaut und zählt etwa 7000 E. Mit der Vorstadt Petershausen, welche jenseit des Rhein liegt, verbindet die Stadt eine Brücke. Ein schönes Denkmal alter Baukunst ist der im 11. Jahrh. im Basilikenstil errichtete Dom, der jedoch erst jetzt durch den Ausbau des mittlern Thurms seiner Vollendung entgegensieht. Die Stadt hat ein Lyceum, ist Sitz der Kreisregierung, des Hofgerichts und hat eine nicht unbedeutende Garnison. Handel und Industrie liegen indessen darnieder, besonders weil K., obschon die größte Stadt am Bodensee, noch immer eine Eisenbahn entbehrt. K. war früher Reichsstadt, bis die Stadt, weil sie das Interim (s. d.) nicht annahm, 1548 ihrer Privilegien verlustig, in die Acht erklärt und von Kaiser Karl V. seinem Bruder Ferdinand geschenkt wurde. Sie blieb nun bei dem Hause Östreich, bis sie 1805 an Baden gelangte. Das Bisthum K. wurde sehr frühzeitig begründet und hatte zuletzt ein Areal von 22 QM. mit 55000 E. Der Bischof war deutscher Reichsstand und residirte theils im Schlosse zu Petershausen, theils in Möskirch. Im J. 1802 wurde das Bisthum säcularisirt und sein Gebiet an Baden gegeben. — Geschichtlich merkwürdig ist K. besonders durch das daselbst 1414—18 gehaltene **Kostnitzer Concil**. Der Zweck desselben war, den Unordnungen hinsichtlich der Papstwahl und der Verbreitung der Lehre von Huß ein Ende zu machen. Hierzu fanden sich nächst dem Kaiser Sigismund und dem Papst Johann XXIII. 26 Fürsten, 140 Grafen, mehr als 20 Cardinäle, 7 Patriarchen, 20 Erzbischöfe, 91 Bischöfe, 600 Prälaten und Doctoren und gegen 4000 Priester ein. Die drei Päpste Johann XXIII., Gregor XII. und Benedict XIII. wurden abgesetzt, dagegen Martin V. (s. d.) als rechtmäßiger Papst erwählt; Huß (s. d.) und Hieronymus (s. d.) von Prag wurden verurtheilt und verbrannt. Der Kaiser hoffte eine durchgreifende Verbesserung der kirchlichen Angelegenheiten zu bewirken; allein da sich der neue Papst wider des Kaisers Willen nach Italien begab, ging die Kirchenversammlung auseinander, ohne daß dieser Zweck erreicht worden war. Die Fortsetzung der Verhandlungen erfolgte erst auf dem Concil zu Basel (s. d.). Noch zeigt man in K. die Halle, wo sich das Concil versammelte und die jetzt als Markthalle dient, ferner das Haus, wo Huß gefangen genommen wurde, seinen Kerker in dem jetzt zur Fabrik umgestalteten Dominicanerkloster und im Dom eine Messingplatte auf der Stelle, wo ihm das Todesurtheil verlesen wurde.

Kopaïs, ein See oder vielmehr eine weite sumpfige Niederung im Mittelpunkte von Böotien, nach der an der Nordostseite gelegenen Stadt Kopä benannt, jetzt **See von Livadia** und **Topolia**, wird besonders von den Flüssen Kephissus und Melas gebildet und erhebt sich während der Herbstzeit bei anhaltenden Regengüssen zu einer zusammenhängenden Wasserfläche, trocknet aber im Frühjahr und Sommer theils durch die Sonnenhitze, theils durch den Abzug von 20 meist natürlichen Kanälen, mittels deren er mit zwei benachbarten Seen und dem Euböischen Meere in Verbindung steht, häufig so ein, daß im August und September die schönsten Triften zum Vorschein kommen. Gesucht war im Alterthume besonders das hier wachsende Flötenrohr. Vgl. O. Müller, „Orchomenos und die Minyer" (Bresl. 1824; 2. Aufl., 1844).

Kopal ist der Name des Harzes von Rhus copalinum, einem in Mexico und den östlichen Provinzen von Nordamerika, und von Elaeocarpus copalifer, einem in Ostindien wachsenden Baume. Außerdem gibt es auch afrikanischen Kopal von der Küste Guinea, von Sierra-Leone und südamerikanischen aus dem franz. Guiana. Der Kopal ist citrongelb bis farblos, durchscheinend bis wasserhell, ziemlich hart und in der Kälte fast geruch- und geschmacklos. Er löst sich nur zum Theil in Alkohol und Terpentinöl auf, wird aber darin ganz auflöslich, wenn man ihn einige Zeit schmilzt. Aus geschmolzenem Kopal und Weingeist oder Terpentinöl oder endlich gekochtem Leinöl bereitet man verschiedene blaßgelbe oder fast farblose Firnisse und Lacke, welche vielfache Anwendung finden.

Kopeke, eigentlich Kopeika, heißt eine in Rußland geprägte Münze, die erste, die überhaupt hier nach Abschaffung des Pelzgeldes geprägt wurde und die ihren Namen von dem Reiter (dem heil. Georg) mit der Lanze (kopьe) empfing, der früher gewöhnlich auf der einen Seite dieser Münze abgebildet erschien. Man vermuthet, daß Kopeken erst zur Zeit der Tatarenherr-

schaft in Rußland eingeführt wurden und daß sie dem Silberzins, den die Russen an die tatar. Khane entrichten mußten, ihren Ursprung verdanken. Daher gab es zu Anfang auch nur Silberkopeken, für welche später festgesetzt wurde, daß 100 einen Rubel ausmachen sollten. Man prägte außerdem auch Den'gen oder Denuschken oder halbe Kopeken und Poluschken oder Viertelkopeken; ferner 5-, 10-, 15-, 20-, 25-, 30- und 50- Kopekenstücke. Wie wichtig diese Münze für Rußland ist, geht auch aus dem Umstand hervor, daß das Wort Den'gi zugleich als Ausdruck für Geld überhaupt gebraucht wird. Seit 1655 prägt man in Kupfer Kopeken aus, unter denen die altsibirischen sowol von Münzkundigen wegen ihrer Seltenheit als von Goldarbeitern wegen ihres Beigehalts von edlerm Metall und von den Fabrikanten Leonischer Waaren wegen des guten Kupfers und des vortheilhaften Preises (schweren Münzfußes) besonders gesucht werden; sie dürfen übrigens aus Rußland weder ausgeführt noch dort durch Privatpersonen umgeschmolzen werden. Die Münzordnung vom J. 1811 setzte fest, daß halbe, einfache und Doppelkopeken in Kupfer ausgeprägt werden sollten; diese Kupfermünzen repräsentirten das frühere russ. Papiergeld der Bank-Assignationswährung, in welcher seit 1. Juli 1839 gesetzlich 350 Kopeken oder $3^1/_2$ Papierrubel = 1 Silberrubel gelten. Seit 1841 hat man diese Art der Kupferprägung aufgegeben und prägt nur Kupfermünzen in der Geltung der Silbervaluta, 100 Kopeken = 1 Silberrubel; verhältnißmäßig enthalten dieselben weniger Kupfer als die frühern Kupfergeldsorten. Man prägt Stücke zu 3, 2, 1, $^1/_2$ und $^1/_4$ Kopeken und zwar aus dem Pud oder 40 russ. Pf. 16 Silberrubel in Kupfermünzen oder 1600 Kopeken (Ukas vom 18/30. Oct. 1840). Die vorherigen Kupfermünzen verschwinden mehr und mehr aus dem Umlaufe. Als $^1/_{100}$ des Silberrubels hat die jetzige Kopeke einen Geltungswerth von etwa $3^5/_6$ Pfennigen preußisch.

Kopenhagen, dän. Kjöbenhavn, die Hauptstadt des dän. Staats, auf der Insel Seeland, am Sunde, der hier vier Meilen breit ist, und an einem schmalen Seearme, der sie von der Insel Amager trennt und den schönen, an 5000 Schiffe fassenden, auch zur Station der Kriegsflotte dienenden Hafen bildet. Die Stadt, auf flachem, ebenem Boden gelegen, doch geschützt vor Überflutungen, zerfällt in drei Theile, nämlich die Altstadt, der westliche Theil, der nach dem Brande von 1795 schöner als zuvor wieder aufgebaut wurde, aber noch krumme und schmale Straßen zeigt; die Neustadt oder Friedrichsstadt im Osten, der schönste Stadttheil, und Christianshafen, der auf der Insel Amager liegt. In communaler Beziehung ist K. in 12 Quartiere, in kirchlicher in 9 Kirchspiele getheilt. Man zählt 256 größere und kleinere Straßen, 16 öffentliche Plätze und Märkte, 4 Hauptthore, über 4000 Häuser und 129695 E. (im Febr. 1850), worunter 2300 Juden, 200 Reformirte und 550 Katholiken. Die Stadt ist von Befestigungswerken, deren Wälle angenehme Spaziergänge bilden, umgeben und hat eine Citadelle (Friedrichshafen). Die Häuser, unter denen viele schöne und ansehnliche, sind meist von Backsteinen erbaut. Unter den Straßen ist die Osterstraße die belebteste, die Amalienstraße und die Bredstraße die schönsten. Kongens Nytorv (der Neue Königsmarkt), obgleich unregelmäßig, ist der größte und schönste Platz, liegt im Mittelpunkte der Stadt und ist durch die bleierne Statue Christian's V. geschmückt; auf dem achteckigen Friedrichsplatz steht die schöne Reiterstatue Friedrich's V. Die Frauenkirche, im Innern durch eine Reihe der herrlichsten Thorwaldsen'schen Bildwerke geschmückt, ist die Metropolitankirche des ganzen Reichs; über dem Kirchengewölbe der durch ihren mit einem Schneckengange versehenen Thurm (den sogenannten Runden Thurm) merkwürdigen Trinitatiskirche ist die Universitätsbibliothek aufgestellt. Die Kirche Unsers Erlösers auf Christianshafen zeichnet sich namentlich durch ihren künstlichen Thurm aus; hübsch ist auch die gothische Kapelle der Katholiken. Das königl. Residenzschloß, die Christiansburg, eins der ansehnlichsten in Europa, in ihrer gegenwärtigen Gestalt nach dem Brande von 1794 durch Baudirector Hansen im ital.-franz. Stil aufgeführt, hat an der Contrefaçade am Schloßplatz eine Länge von 360 F. und ein schönes, von Thorwaldsen mit Statuen und Reliefs geschmücktes Portal. Im Innern des Schlosses ist besonders der Rittersaal mit einem 160 F. langen Relief, dem Ragnarok, von Freund und Bissen, hervorzuheben; Thorwaldsen's berühmtes Basrelief, Alexander's Einzug in Babylon, schmückt einen andern Saal. Die Amalienburg besteht aus vier im franz. Stil der Zeit Ludwig's XV. gehaltenen Palästen, welche zusammen einen achteckigen Platz bilden und von denen der eine außer den beiden Erstlingsstatuen Thorwaldsen's die naturwissenschaftlichen, numismatischen und Antiquitätensammlungen des verstorbenen Königs Christian VIII. enthält. Zwei andere Schlösser sind noch die Rosenburg, welche mit ihrer halb gothischen, halb engl.-ital. Architektur 1604 von Inigo Jones erbaut sein soll, histo-

rische Sammlungen enthält und im Schloßgarten (Königsgarten) einen hübschen öffentlichen Spaziergang besitzt, und die Charlottenburg, welche der Akademie eingeräumt ist. Andere sehenswerthe Gebäude sind das Universitätsgebäude; die Synagoge; das Rath- und Gerichtshaus nebst dem damit verbundenen Stadtgefängniß, von Hansen erbaut; die Börse aus der Zeit Christian's IV. in nicht ganz reinem gothischen Stil; der Nikolai-Wachtthurm, Rest der 1795 abgebrannten Nikolaikirche, seit 1846 durch den Architekten Hagemann mit zum größten Theil gußeisernen geschmackvollen Fleisch- und Gemüsehallen umgeben; das Zeughaus u. s. w.

Als Mittelpunkt des gesammten dän. Staats haben zu K. nicht nur alle höhern Regierungsbehörden ihren Sitz, sondern es finden sich auch hier die höchsten Institute für Wissenschaft und Kunst. Unter den Lehranstalten ist vor allen der Universität zu gedenken, die von Christian I. 1478 gestiftet wurde; die jetzt geltende Fundation datirt von 1788. Die Zahl der Professoren beträgt 47 (1852), die der Studirenden schwankt zwischen 1000 und 1200. Unter den Professoren befinden sich viele Namen, die auch im Auslande eines hohen Ansehens genießen. So in neuester Zeit die Theologen Clausen und Martensen, die Juristen Larsen, Kolderup-Rosenvinge (gest. 1850), Krieger, die Mediciner Bang, Eschricht, Otto, Stein, Sommer, der Physiker Örsted (gest. 1852), die Geschichtsforscher Engelstoff und Werlauff, die Philosophen Sibbern und Nielsen, der Botaniker und Geograph Schouw (gest. 1852), der Literarhistoriker Molbech, der Mineralog Forchhammer, der Orientalist Westergaard, der nordische Sprachforscher M. N. Petersen, der Nationalökonom Bergsöe, der Kritiker und Philolog Madvig. Das Universitätsgebäude, an der Façade 220 F. lang, wurde 1836 vom Architekten Malling erbaut und ist mit Sculpturen von Bissen, Hansen und Hilker geschmückt. Zur Universität gehören die chirurgische Akademie, zwei Observatorien (auf dem Runden Thurme und in der Nähe des Westerthors), ein botanischer Garten (in Nyhavn) nebst botanischem Forstgarten (zu Charlottenlund). Die Universitätsbibliothek ist seit dem Brande von 1728 bereits wieder zu 120000 Bänden angewachsen und umfaßt eine reiche Sammlung altpers. Handschriften, sowie die Arnemagneanische Sammlung altnordischer Handschriften (2000). Mit der Universität in enger Verbindung steht die Polytechnische Lehranstalt, welche 1829 gestiftet wurde und mit Einschluß des Directors (bis 1852 Örsted) 13 Lehrer, zum Theil Professoren an der Universität, zählt. Von höhern Lehranstalten sind noch zu nennen: die Veterinärschule, gestiftet 1773 von Abildgaard, 1776 vom Staate übernommen; die Militärhochschule, 1830, die Landcadetten-Akademie, 1713, und die Seecadetten-Akademie, 1781 gegründet; die Metropolitanschule mit 150 Schülern. Öffentliche Bürgerschulen, wie sie sich in allen größern Staaten Deutschlands finden, sind erst in Aussicht gestellt und wurden bisher durch mehre Privatunterrichtsanstalten ersetzt. Bildung angehender Künstler wie Beförderung des Kunstgeschmacks überhaupt bezweckt die Kunstakademie im Schloß Charlottenburg. Sie wurde 1754 gegründet, 1814 neu fundirt, hat eine Einnahme von jährlich 19000 Rbthlr. und zählt unter ihren Lehrern die Maler Eckersberg, Lund, Marstrand, die Bildhauer Bissen und Jerichau, den Architekten Hetsch und den Kunsthistoriker Höyen.

K., als Centrum der dän., ja überhaupt der nordischen Wissenschaftlichkeit und Kunst, schließt eine Menge Gesellschaften und Vereine in sich, die, zur Förderung dieser beiden großen Factoren gestiftet, zum Theil wenigstens auch Bedeutendes für ihren Zweck geleistet haben. Am wichtigsten sind die dän. Gesellschaft der Wissenschaften, 1742 gegründet, und die Königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. Letztere, entstanden 1825, hat durch die Bemühungen ihrer gelehrten und thätigen Mitglieder Thomsen, Rafn, Finn-Magnusen, M. N. Petersen eine großartige Wirksamkeit entfaltet; die von ihr veröffentlichten Zeitschriften, wissenschaftlichen und populären Werke sind auch für das Ausland von gleich hohem Interesse. Ein Kunstverein wirkt seit 1827 mit Erfolg; der Musikverein, der einzige, der in K. existirt, hat sich viel Verdienst um die musikalische Bildung der Residenz erworben. Unter den Sammlungen für Wissenschaft steht die königl. Bibliothek, eine der größten Europas, oben an. Sie wurde von Christian III. gegründet, zählt 400000 Bände und umfaßt eine Handschriftensammlung von 18000 Nummern, worunter die Rask'sche Sammlung von Sanskritmanuscripten. Außer der schon erwähnten Universitätsbibliothek ist noch die von den Gebrüdern Classen gestiftete Classen'sche Bibliothek von 25000 Bänden naturhistorisch-ökonomischen, mathematischen und physikalischen Inhalts zu gedenken. In seiner Art einzig ist das Museum der nordischen Alterthümer auf der Christiansburg, welches 1807 begonnen wurde, 1852 schon an 12000 Nummern zählte und mit dem 1843 angelegten Cabinet für amerik. Alterthümer verbunden ist. Sonst sind noch hervorzuheben die königl. Münz- und Medaillensammlung im Schlosse Rosenburg; das Museum der Na-

turwissenschaften, die Naturaliensammlung des Königs Christian VIII. auf der Amalienburg, worunter eine vortreffliche Conchyliensammlung; das bis auf eine Sammlung antiker und moderner Gemmen und Pasten wenig bedeutende Kunstmuseum; das geschmackvoll und lehrreich aufgestellte ethnographische Museum im Prinzenpalais; die Waffensammlung des Arsenals u. s. w. Unter allen diesen Sammlungen bietet jedoch keine einen so allgemein anziehenden Gegenstand wie das 1846 eröffnete Thorwaldsen'sche Museum. Dasselbe wurde seit 1838 an einem sehr ungünstigen Platze nach dem Plane des Architekten Bindesböll erbaut. Wegen des halb ägypt., halb griech. Stils von einem ernsten Äußern, bildet das Gebäude ein Parallelogramm, um einen länglichen Hof gezogen; um letztern läuft in jeder der zwei Etagen eine Reihe kleiner Gemächer. In der Mitte des Hofs, welcher in der Art einer antiken Rennbahn gehalten ist und dessen dunkle Wände mit hellfarbenen Figuren eingelegt sind, befindet sich das Grab des Meisters, blaßblau ausgemalt und mit weißen Lilien und Rosen geschmückt. Über der Façade mit fünf großen Eingängen, zu denen sechs große Stufen führen, ist eine Victoria mit einem Viergespann von Bronze angebracht. Die symbolisch gewählten Hauptfarben des Gebäudes nach außen und nach dem Hofe sind gelb und schwarz, in herculanischem Stile in große Felder eingetheilt; das Gebäude selbst hat 220 F. Länge, 120 F. Breite und 45 F. Höhe; das Dach ist von Kupfer, das Ganze gewölbt und brandfest. Die beiden Seitenwände schmücken Bilder, auf etrurische Art in reinen Farben auf den schwarzen Grund eingelegt. In diesem Bau sind die 648 eigenen Werke Thorwaldsen's und dessen Sammlungen an Kunstsachen und Alterthümern aufgestellt, die er dem Staate vermachte. Sonst sind von Kunstsammlungen in K. noch beachtenswerth die Gemäldegalerie im christiansburger Schloß, in der die niederl. Schule am besten vertreten ist und die eine eigene Abtheilung für Gemälde dän. Künstler besitzt; die Moltke'sche Gemäldesammlung in Thott's Palais, welche 156 namentlich der niederl. und deutschen Schule angehörige Bilder zählt; die königl. Kupferstichsammlung in der Christiansburg mit 40000 Blättern. Zwecken der dramatischen Kunst dient das königl. Schauspielhaus (1748 erbaut). Es leistet namentlich im recitirenden Schauspiele Vortreffliches; die Oper steht unter Franz Gläser's, das Ballet unter des bekannten Bournonville Leitung. Eine Art Volksbühne ist das Theater im Casino geworden; letzteres ist ein durch seine Volksversammlungen im März 1848 auch in der politischen Welt bekannt gewordener Vergnügungsort und umfaßt in einem ansehnlichen Gebäude außer den Räumen des Theaters noch zwei großartige Säle, in denen unter Andern der bekannte Tanzcomponist Lumbye seine Concerte gibt. Ein ähnlicher stark besuchter Vergnügungsort ist das 1843 eröffnete Tivoli vor dem Westerthore. Unter den Anstalten für die öffentliche Wohlfahrt sind das Friedrichshospital, das allgemeine Hospital, das Gebär- und Findelhaus, die Irrenanstalt, das Taubstummen- und das Blindeninstitut nennenswerth.

Wie überhaupt das Fabrik- und Manufacturwesen der Dänen auf keiner hohen Stufe steht, so hat sich selbst K. in dieser Hinsicht nur einiger einzelnen Etablissements von Bedeutung zu erfreuen. Dahin gehören die königl. Porzellanfabrik, die Leinwand- und Segeltuchfabrik des Seemilitäretats, einzelne Fabriken für Shawls, Papier, chemische Producte, Uhren und Chronometer (Jürgensen's Söhne), Maschinen, einige Eisen-, Metall- und Bronzegießereien. Obgleich auch der Handel und Verkehr sowol mit dem übrigen Reiche als mit fremden Ländern nicht die Bedeutung hat, die er bei der vortrefflichen Lage des Platzes haben könnte, so hebt er sich doch jetzt von neuem mit jedem Jahre. K. ist der Mittelpunkt des gesammten dän. See- und Landhandels, zu dessen Beförderung die königl. Bank, die Seeassecuranzgesellschaft, die Dampfschiffahrtverbindungen mit Kiel, Lübeck, Wismar, Stettin, Norwegen, Schweden, England und Frankreich dienen. K.'s Handelsflotte zählt 300 Schiffe, zusammen mit einem Gehalte von 16000 Commerzlasten; die Zahl der jährlich ein- und ausgehenden Schiffe beträgt etwa 10000. Der Handel nach Westindien, Island, den Faröern und Grönland ist für K. von besonderer Wichtigkeit und beschäftigt allein 80—100 Schiffe mit ungefähr 4000 Commerzlasten. Um die Mitte des 12. Jahrh. war K. noch ein unansehnliches Fischerdorf, in dessen Nähe der Bischof Absalon ein festes Schloß, Axelhuus, erbaute. Absalon vermachte die Burg, Dorf und Umgegend dem Bischofsstuhle von Roeskilde. Im J. 1254 erhielt das Dorf, das bei Saxo Grammaticus Urbs Absalonica, dann Portus mercatorum oder Castrum de Hafnia, dann Hafn genannt wird, die ersten städtischen Privilegien, wurde Mitte des 14. Jahrh. in eine königl. Stadt verwandelt und 1443 von König Christoph zur Residenz gewählt, was sie seitdem geblieben ist. Von den Hanseaten ward K. seit 1428 mehrmals angegriffen, im 17. Jahrh. von den Schweden belagert und bombardirt. Große Brände trafen die Stadt 1728, 1794 und 1795. Am 2. April 1801

fiel auf der Rhede die große Seeschlacht vor, welche die Engländer unter Nelson gegen die Dänen gewannen. Im J. 1807 wurde die Stadt vom 2.—5. Sept. von den Engländern bombardirt, wodurch 400 Häuser und Gebäude, darunter die schöne Frauenkirche, in Asche gelegt, an 2000 Häuser beschädigt und unbewohnbar gemacht wurden und gegen 2000 Menschen ihr Leben verloren. Die Umgebungen K.s sind zum Theil sehr schön; in der Nähe befinden sich die königl. Lustschlösser Friedrichsberg, Fredensborg, Frederiksborg, die gewöhnliche Sommerresidenz Friedrich's VII., und Jägerspriis. Vgl. „K. und seine Umgebungen" (Lpz. 1850).

Köpenick oder **Köpnick**, Stadt im Kreise Teltow im preuß. Regierungsbezirke Potsdam, drei Stunden südöstlich von Berlin, auf einer von der Spree und der Dahme gebildeten Insel, durch zwei Brücken mit dem Festlande verbunden und an der Niederschlesischen Eisenbahn gelegen, hat 3000 E., einen engl. Garten und ein königl. Schloß, welches früher zum Traindepôt für das dritte Armeecorps diente, seit Ostern 1852 aber zu dem aus Potsdam hierher verlegten Schullehrerseminar eingerichtet worden ist. Auf dem Schlosse starb 3. Jan. 1571 der Kurfürst Joachim II., und 1821—28 diente das Gebäude als Gefängniß für die in die Demagogenprocesse Verwickelten. Die Bevölkerung treibt Ackerbau, Fischerei und Schiffahrt und unterhält Bleichen. Auch haben einige Berliner in und bei K. großartige Fabrikanlagen, namentlich eine chemische, eine Seiden- und eine Pappenfabrik gegründet. Etwa eine halbe Stunde oberhalb K., wo die Spree sich zum Müggelsee erweitert, erheben sich die 340 F. hohen und bewaldeten Müggelberge, welche der schönen Aussicht wegen fleißig von den Berlinern besucht werden.

Kopernicus (Nikolaus) wurde 19. Febr. 1473 zu Thorn an der Weichsel geboren, wo sein Vater, der wahrscheinlich aus Westfalen stammte, Bürger war. Seine Mutter war die Schwester des Bischofs von Ermeland, Waisselrod, genannt von Alten. K. besuchte die Schule zu Thorn, studirte daselbst Medicin, Mathematik und Astronomie, ging 1497 nach Italien, wo er in Bologna die astronomischen Vorlesungen Dominicus Maria's hörte, und lehrte seit 1500 mit großem Beifall in Rom Mathematik. Nach der Rückkehr ins Vaterland verschaffte ihm sein Oheim ein Kanonikat am Dom zu Frauenburg. Als Abgeordneter seines Capitels auf dem Landtage zu Graudenz 1521 war er sehr ernstlich beflissen, der Verwirrung des Münzwesens zu steuern; allein nach langem Streiten über sein Münzsystem legte man es endlich zu den Acten. Hierauf wendete er seinen ganzen Scharfsinn einem der erhabensten Gegenstände der Natur zu. Er zweifelte, daß die Bewegungen der Himmelskörper so verworren und verwickelt seien, wie das Ptolemäische Weltsystem angebe. Aus den Schriften der Alten wußte er, daß schon die Pythagoräer eine Bewegung der Erde geahnt hatten; doch die Hypothese des Aristarch von Samos, daß sich die Erde in einem schiefen Kreise um die Sonne und zugleich täglich um ihre eigene Achse drehe, kannte er nicht, da sie in des Archimedes „Arenarius" steht, der erst später aufgefunden wurde. Allmälig kam er zu der Annahme, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt und die Erde ein Planet sei, sowie Mars und Venus, und daß die Planeten in folgender Ordnung sich um die Sonne bewegen: Mercur in 87, Venus in 224, die Erde in 365 Tagen, Mars in einem Jahre 321 Tagen, Jupiter in 11 und Saturn in 29 Jahren. Seine Annahme bestätigten die hiernach gezeichneten Bahnen; denn so einfach diese Kreise waren, so fanden doch durch dieselben alle Bewegungen am Himmel ihre vollkommene Erklärung. So wurde er der Entdecker des wahren Weltsystems und in dieser Beziehung der Schöpfer der neuern Astronomie. Er starb 11. Juni 1543 und wurde in der Domkirche zu Frauenburg beigesetzt. Erst 1581 ließ der Bischof Mart. Cramer von Ermeland sein Grabmal durch eine kleine, mit einer Inschrift versehene Marmortafel bezeichnen. Daß K. ein Mann von ungewöhnlichem Scharfsinn und einer besondern Festigkeit des Charakters gewesen, verbürgt allein schon sein System, da keine geringe Kraft des Geistes dazu gehört, gegen die Meinung Aller, selbst der gelehrtesten Männer, und gegen allen Anschein die Sonne als ruhend und die Erde, die doch so fest und unverrückbar zu stehen scheint, als in doppelter Hinsicht beweglich anzunehmen. Sein System entwickelte er in seinem dem Papste Paul III. zugeeigneten unsterblichen Werke „De orbium coelestium revolutionibus libri VI" (Nürnb. 1543; Bas. 1566 und Amst. 1617). Außer diesem Hauptwerke besitzen wir von ihm eine „Astronomia instaurata" und ein Buch „De lateribus et angulis triangulorum" (Wittenb. 1542). Das zuerst erwähnte Werk war schon um 1530 vollendet; allein erst in Folge wiederholter Auffoderung des Cardinals von Schönberg u. A., unter denen sich Rhäticus der Sache am thätigsten annahm, entschloß er sich zur Herausgabe; doch erlebte er dessen Erscheinen nicht. Übrigens hatte er darin seine Ansicht nur als eine Hypothese dargestellt, welche die Phänomene auf eine leichtere und ungezwungene Art erkläre, eine Vorsicht, zu der ihn die damals vorherrschenden Begriffe zwangen; aber wohl er-

kennt man, welche innige Überzeugung er von der Richtigkeit seines Weltsystems hatte. Sein Leben haben Gassendi (Haag 1652) und Westphal (Konstanz 1822) beschrieben. Graf Sierakowski ließ ihm in der St.-Annenkirche zu Krakau ein würdiges Denkmal errichten mit der aus Josua 10, 12 entlehnten Inschrift: „Sta sol, ne moveare!", und auf Kosten der warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften wurde sein Standbild, von Thorwaldsen modellirt und von Gregoire in Warschau gegossen, 1829 in Warschau aufgerichtet. Auch zu Thorn soll ihm ein Denkmal errichtet werden. Vgl. Westphal, „Nik. Kopernicus" (Konst. 1822); Czynski, „Kopernik et ses travaux" (Par. 1846).

Kopf (caput), welcher das Gehirn und die Sinnesorgane des Gesichts, Gehörs, Geruchs und Geschmacks enthält, ist offenbar derjenige Theil des menschlichen Körpers, welcher für das Leben und die Lebensthätigkeit die größte Wichtigkeit hat. Die Anatomie theilt den Kopf in zwei Theile, den Schädel (s. d.) und das Gesicht (s. d.), und betrachtet ihn nur im Verhältniß zu den andern Haupttheilen des Körpers, dem Rumpfe und den Extremitäten, als Ganzes. Der Bau des Kopfes ist wegen der vielen Knochen, welche er enthält und welche sämmtlich mit Ausnahme des Unterkiefers untereinander unbeweglich verbunden sind, sehr fest. Da er nur mit seinem hintern Theile auf der Wirbelsäule einen Stützpunkt findet, so würde ihn sein bedeutendes Gewicht nach vorn und unten ziehen, wenn dieses nicht durch die starken Muskeln und Bänder am Hinterhaupte verhindert würde. Die Bildung des Kopfes bei den Wirbelthieren weicht von der des Menschen sehr ab, besonders ist die Rundung desselben bei letzterm am vollkommensten, indem bei erstern der vordere untere Theil mehr oder weniger aus dieser Rundung heraustritt. Der Kopf der wirbellosen Thiere wird, je tiefer sie stehen, desto unvollkommener, und in den untersten Classen fehlt er gänzlich.

Kopfschmerz (cephalalgia) ist eines der am häufigsten vorkommenden Übel und der Schmerz selbst sehr verschiedener Art. Bald wird er im ganzen Kopfe gefühlt, bald nur auf einer Seite, auf dem Scheitel, im Hinter- oder Vorderkopfe, bald ist er stechend, bald klopfend, bohrend, dumpf u. s. w., bald auf eine eigroße oder noch kleinere Stelle beschränkt. Ebenso verschieden sind die Organe, in denen er erzeugt wird. Das Gehirn selbst, die Nerven der verschiedenen Gehirnhäute, der Schädelknochen, der Haut und Muskeln des äußeren Kopfes, die Stirn- oder Ohrhöhlen können der Sitz des Übels sein. Dieselbe Mannichfaltigkeit herrscht in Hinsicht auf die Ursachen. Kopfschmerz begleitet fast alle fieberhaften Krankheiten und Gehirnaffectionen, die Verdauungsbeschwerden, Nervenkrankheiten, besonders Hypochondrie und Hysterie, wo er sich namentlich oft auf eine kleine Stelle (clavus hystericus) beschränkt zeigt. Er kann sonach als reine Nervenaffection oder als Symptom anderer Krankheiten vorkommen, sodaß man stets eine genaue Untersuchung anstellen muß, um das eigentliche Wesen des Übels zu ergründen. Man diagnosticirt (erkennt) das Übel aus der Stelle, auf welcher der Schmerz gefühlt wird, aus der Art, wie er sich äußert, aus der Zeit, in der er eintritt, aus den Umständen, welche ihn verschlimmern, aus der Befühlung der einzelnen Nervenäste, Muskeln, Knochen u. s. w. Eine besondere Art des Kopfschmerzes ist die Migräne (s. d.). Die häufigste Ursache von Kopfschmerzen ist Andrang des Blutes nach dem Gehirn und dessen Häuten, namentlich in fieberhaften Zuständen (Fieberkopfschmerz) und bei wirklichen Entzündungen im Innern des Kopfes; außerdem sehr oft Blutarmuth und Bleichsucht. Ferner entsteht er auch in Folge von Überreizung des Gehirns und Nervensystems überhaupt oder bei beginnender Desorganisation des Gehirns und der Umgebungen desselben. Beseitigung der Ursachen ist demnach die einzig richtige Behandlung des Kopfschmerzes; daher die verschiedensten Mittel, z. B. Ableitung des Blutandrangs (nach der Haut, nach den Füßen), Brechmittel, Abführmittel, stärkende und krampfstillende Mittel u. s. w., je nach Umständen mit gutem Erfolge gegen ihn angewendet werden. Im Allgemeinen aber läßt sich kein Mittel gegen jede Art Kopfschmerz angeben.

Kopfsteuer heißt eigentlich die vom Volke nach der Zahl der Köpfe erhobene Steuer, wobei in der Regel Kinder unter einem bestimmten Lebensalter nicht mitgerechnet werden. In dieser Form ist sie eine der ältesten und in rohen Zuständen eine der verbreitetsten Abgaben, während sie in civilisirtern Ländern allmälig in eine Personalsteuer (s. d.) überging, wenn sie auch oft den Namen beibehielt. Unter den europ. Staaten kommt sie in alter Form noch hauptsächlich in Rußland vor. Da sie keinen Unterschied zwischen dem verschiedenen Einkommen macht, sondern Alle gleich trifft, so ist sie, sobald sich Verschiedenheit des Einkommens ausgebildet hat, eine der ungerechtesten und besonders für die kinderreichen ärmern Classen bei einigermaßen erheblichem Betrage drückendsten Abgaben.

Kopfstück ist eine Benennung, welche man im weitesten Sinne des Worts jeder Münze

beilegt, die das Brustbild ihres Münzherrn trägt. Im engern Sinne versteht man darunter die nach dem Conventionsfuß ausgeprägten Zwanzigkreuzerstücke, besonders in Östreich. Die Zehnkreuzerstücke nennt man halbe Kopfstücke. In Bremen führen die Stücke zu zwölf Grot und in Dänemark die Zwanzigschillingstücke bisweilen jenen Namen. Ein Kopfstück von 20 Kreuzern oder 1/3 Gldn. Conventionsgeld hat den Werth von 7 Sgr. im 14 Thalerfuße = 24 1/2 Kreuzer im 24 1/2 Guldenfuße oder süddeutscher Währung. Es gilt jedoch in den Staaten des 24 1/2 Guldenfußes nur 24 Kreuzer und heißt daselbst auch Sechsbätzner, weil der Gulden ehemals auch in 15 Batzen getheilt wurde und also 24 Kreuzer = 6 Batzen.

Kopisch (Aug.), deutscher Maler und Dichter, geb. zu Breslau 26. Mai 1799, genoß eine sorgfältige Erziehung und machte seine Gymnasialstudien unter Manso, der ihn ganz für die Wissenschaften zu gewinnen hoffte. Inzwischen hatte K. für die Kunst solche Vorliebe gewonnen, daß er 1815 die Akademie zu Prag bezog. Sein geistiges Leben, so regsam es war, blieb aber ein getheiltes zwischen der Akademie und der Bibliothek, der Malerei und der Dichtkunst, den griech. und den altdeutschen Dichtern. In Wien lernte er durch Wuk Stephanowitsch die serb. Volkslieder kennen und fing nun an, sich auf das im Kopfe Dichten zu legen weil er, der ohnehin das Aufschreiben von Gedichten für prosaisch hielt, sich an dem Gedanken entzückte, daß die serb. Dichter weder lesen noch schreiben können. So vollendete er mehre Balladen und größere epische Sachen, die er aus dem Kopfe herzusagen wußte, von denen aber in späterer Zeit nur ein Bruchstück „Bonse, der Samnite" aufgeschrieben ist. Ein Übel an der rechten Hand, in Folge eines Sturzes auf dem Eise, hinderte seine technische Ausbildung als Maler. Der Heilung wegen reiste er, nachdem er 1819 Breslau wieder besucht und sich sodann drei Jahre in Dresden aufgehalten hatte, nach Italien. In Rom entsagte er der Malerei und begab sich von hier nach Neapel, wo er sich mehre Jahre lang im Umgange mit Platen u. A. ganz dem Studium des Volkslebens, des Volkstheaters und der Volkspoesie hingab. Hier hatte er auch als vorzüglicher Schwimmer das Glück, die weltberühmt gewordene Blaue Grotte (s. d.) zu entdecken. Erst 1828 kehrte er nach Deutschland zurück und begab sich nach Berlin, wo er allgemein beliebt wurde und 1844 das Prädicat als Professor erhielt. Mehr als durch seine meist skizzenhaften Malereien, unter denen sich jedoch Darstellungen der Pontinischen Sümpfe und der Blauen Grotte auszeichnen, mehr als durch seine Erfindung der berliner patentirten Schnellöfen, seine Ode an König Friedrich Wilhelm IV. (Berl. 1840) oder seine Übersetzung des Dante, machte er sich durch die Herausgabe ital. Volkslieder unter dem Titel „Agrumi" (Berl. 1837), namentlich aber durch seine „Gedichte" (Berl. 1836) bekannt, unter denen die schalkhaften, muntern oder neckisch-märchenhaften die besten sind und das Lied vom „Noah" im hohen Grade populär geworden ist. Seit 1847 lebte K. in Potsdam, mit einer Beschreibung der königl. Schlösser in und bei Potsdam beschäftigt, welche ihm vom Könige übertragene Aufgabe er auf eine geschichtliche Entwickelung der gegenwärtigen Gestalt der Stadt ausdehnte. Daneben übte er das Modelliren in weichen Massen und stellte unter Anderm ein Relief von der Insel Capri, die Blaue Grotte und die Syreneninseln dar. Ein plötzlicher Tod überraschte ihn 3. Febr. 1853 in Berlin, wohin er zu einem kurzen Besuch gekommen war. Der Herausgabe eines Theils seines bedeutenden literarischen Nachlasses ist entgegenzusehen.

Kopitar (Bartholomäus), ein ausgezeichneter Slawist, geb. 23. Aug. 1780 zu Répnje im Herzogthum Krain, besuchte seit 1790 die Schule zu Laibach und wurde 1799 Hauslehrer bei dem Baron Zois und nachher dessen Secretär. Im J. 1807 kam er nach Wien, wurde 1809 Beamter an der Hofbibliothek und ließ sich 1808, um die Rechte zu studiren, bei der Universität inscribiren. Neben dem Studium der Rechte betrieb er fortwährend mit vieler Vorliebe die verschiedenen slaw. Sprachen und deren Literatur; seine erstere größere Leistung hierin war die „Grammatik der slaw. Sprache in Krain" (Laib. 1808). Nachdem K. bereits 1814 Paris besucht, um die von den Franzosen entführten Handschriften wiederzuholen, besuchte er später, nachdem er Deutschland bereist, Oxford und London und 1837 auch Italien. Im J. 1829 führte er kurze Zeit die Redaction der wiener „Jahrbücher der Literatur"; nachher besorgte er den Druck des von ihm redigirten Textes zur editio princeps des in St.-Florian entdeckten Psalters in poln., lat. und deutscher Sprache (Wien 1834). Wie sehr auch seine Leistungen in philologischer und bibliographischer Beziehung anzuerkennen sind, so kann man ihn doch im Gebiete der slaw. Geschichtsforschung Dobrowsky, Palacky, Schaffarik und Miklosich nicht gegenüberstellen. Am bemerkenswerthesten für seine literarischen und sonstigen Bestrebungen möchte sein „Glagolita Clozianus" (Wien 1836) sein, durch den er wie durch andere später mit und ohne Nennung seines Namens veröffentlichte Aufsätze unter dem Scheine unbefange-

ner, rein historischer gelehrter Forschung sich auch auf kirchlich-politischen Boden gestellt hat, als Vorkämpfer für die Union, vorzüglich bei den slaw. Völkern. In seiner Stellung als Büchercensor vermochte sich K. sehr natürlich keinen Dank zu gewinnen. Nachdem er 1843 Hofrath und erster Custos an der kaiserl. Bibliothek geworden, starb er 11. Aug. 1844.

Kopp (Ulrich Friedr.), Paläograph, geb. 18. März 1762 zu Kassel, studirte die Rechte und wurde 1788 Justizrath, dann Regierungsrath, später Geh. Referendar und Geh. Landsecretär in Kassel, erhielt 1802 die Direction des Hofarchivs und 1803 den Titel als Cabinetsrath, nahm aber 1804 seine Entlassung aus dem Staatsdienste, wurde 1808 Ehrenprofessor in Heidelberg, lebte dann in unabhängiger Muße zu Manheim und starb auf der Reise zu Marburg 27. März 1834. Durch archivarische Beschäftigungen auf das Studium der Paläographie und Diplomatik geleitet, umfaßte er diese Fächer mit ungemeiner Liebe. Seine „Palaeographia critica" (4 Bde., Manh. 1817—29) ist ein noch unübertroffenes Buch. In seinen „Bildern und Schriften der Vorzeit" (2 Bde., Manh. 1819—22) erläuterte er mit gleichem Talente phöniz. und gothische Denkmäler. Einer frühern Periode gehören an: sein „Handbuch zur Kenntniß der kurhess. Landesverfassung und Rechte", fortgesetzt von Wittich (6 Bde., Kass. 1796—1804), und die „Bruchstücke zur Erläuterung der deutschen Geschichte und Rechte" (2 Bde., Kass. 1799—1801).

Koppe (J. G.), verdienter Ökonom, geb. 21. Jan. 1782 zu Beesdau bei Luckau, wo seine Ältern eine Büdnerstelle besaßen, kam in seinem 11. J. auf das Lyceum zu Lübben, wo er bis 1797 verblieb, erlernte dann auf dem gräflich Solms'schen Gute Casel bis 1800 die Landwirthschaft und wurde im Herbst desselben Jahres als Verwalter des Ritterguts Gräfendorf bei Jüterbogk vereidigt. Diese Stellung vertauschte er 1811 mit der eines Lehrers an der Akademie zu Möglin und Verwalters der dortigen Wirthschaft. Um diese Zeit schrieb er den höchst günstig aufgenommenen „Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht" (2 Bde., Berl. 1821 und öfter). Von 1814—27 verwaltete er einen großen Theil der im Kreise Oberbarnim liegenden von Eckard'schen Güter und erwarb durch die ihm contractlich zugesicherte Tantième ein kleines Vermögen, mit dem er 1827 die Domäne Wollup und 1830 die Domäne Kienitz in Pacht nahm. Hierdurch in Berührung mit der Staatsverwaltung getreten, ward er 1842 zum Mitglied des Landesökonomie-Collegiums, einige Jahre darauf zum Landesökonomierath ernannt. Im J. 1846 ward er als Laienmitglied in die Generalsynode zu Berlin gewählt, 1849 in die erste Kammer berufen, der er seitdem angehört hat. Schon 1814 verband sich K. mit Schmalz, Schweitzer und Teichmann zur Herausgabe der „Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft" (6 Bde., Lpz. 1814—24); auch schrieb er um diese Zeit die „Revision der Ackerbausysteme" (Berl. 1818). Bereits in seiner Jugend hatte er sich Kenntnisse in der Schafzucht verschafft, und durch einen von ihm im Auftrage Thaer's in Sachsen angekauften Merinostamm wurde unter seiner Aufsicht und Verwaltung die berühmte Merinoheerde zu Möglin gegründet. Seine zu Möglin und später bei der Verwaltung der Eckard'schen Güter gesammelten Erfahrungen legte er in der „Anleitung zur Kenntniß, Zucht und Pflege der Merinos" (Berl. 1827) nieder. In der vortrefflichen „Anleitung zu einem neuen vortheilhaften Betriebe der Landwirthschaft" (3 Bde., Berl. 1829; 5. Aufl., 1852) gab er eine für angehende Landwirthe auf größern Gütern berechnete Umarbeitung seines erstgenannten Werks. Später erschienen: „Darstellung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in der Mark Brandenburg" (Berl. 1839); „Über die Erzeugung des Rübenzuckers in ihren staatswirthschaftlichen und gewerblichen Beziehungen" (Berl. 1841); „Beiträge zur Beantwortung der Frage: Sind kleine oder große Landgüter zweckmäßiger für das allgemeine Beste?" (Berl. 1850); „Betrachtungen über die Grundsteuer" (Berl. 1850); „Über die Verwaltung der Landgemeinden" (Berl. 1851).

Koppelwirthschaft, auch **Dreeschwirthschaft**, **Feldgraswirthschaft**, **Weidewechselwirthschaft** nennt man das System des Ackerbaus, welches den mehre Jahre hindurch mit Getreide bestellten Boden wieder eine geraume Zeit hindurch (3—12 J. lang) ruhen läßt, indem derselbe zu künstlicher Weide benutzt, mit dem Vieh betrieben und von diesem gedüngt wird. Die Koppelwirthschaft macht die Viehzucht zur Hauptaufgabe der Landwirthschaft und bezieht von ihr den größten Theil des Ertrags. Sie ist nach der reinen Weidewirthschaft das einfachste und bequemste Feldsystem und schließt Intensivität des Betriebs in den meisten Fällen aus. Hingegen erfodert sie weite Flächen und wirft nur eine Bodenrente ab, die mit der Ausdehnung der Flächen keineswegs in richtigem Verhältniß steht, paßt daher nur für dünn bevölkerte Landstriche und verschwindet allmälig bei zunehmender Bevölkerung, indem sie in den Fruchtwechsel übergeht. Reine Koppelwirthschaft ist einheimisch in Mecklenburg, Holstein, Oldenburg, im nord-

westlichen Westfalen, in Nassau, der Eifel und dem Hundsrück, im Schwarzwald und dem südlichen Baden, in der Schweiz, in Tirol, Steiermark, Kärnten und im erzgebirgischen Sachsen. Im Übergange zur Feldwirthschaft befindet sie sich im südlichen Würtemberg; im Übergange zu dem Fruchtwechsel in der Mark Brandenburg und in den Odergegenden von Frankfurt bis Stettin und bei Kolmar. Großbritannien und Frankreich treiben theilweise ebenfalls noch Koppelwirthschaft. Vgl. Koppe, „Revision der Ackerbausysteme" (Berl. 1818); Lengerke, „Darstellung der Landwirthschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg" (Königsb. 1831).

Köppen (Friedr.), Hofrath und Professor der Philosophie in Erlangen, geb. 21. April 1775 zu Lübeck, wo sein Vater protest. Prediger war, besuchte die dasige Katharinenschule und studirte seit 1793 in Jena Theologie. Gleichzeitig hörte er die philosophischen Vorlesungen Reinhold's und Fichte's und ließ sich durch die damals mit besonderm Glanze hervortretende Philosophie anziehen. Nachdem er noch ein Jahr in Göttingen studirt, wo er seine „Abhandlung über Offenbarung, in Beziehung auf Kant'sche und Fichte'sche Philosophie" (Lüb. 1797; neue Aufl., 1802) erscheinen ließ, bereiste er 1797 die Schweiz und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück. Seine Freundschaftsverhältnisse mit F. H. Jacobi veranlaßten sein polemisches Werk „Schelling's Lehre, oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts" (Hamb. 1803). Im J. 1804 wurde er von der ref. Gemeinde der St.-Ansgariikirche zu Bremen als luth. Prediger angestellt; 1807 folgte er dem Rufe als Professor an die Universität Landshut, bei deren Aufhebung er 1827 nach Erlangen versetzt wurde. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: „Darstellung des Wesens der Philosophie" (Nürnb. 1810); „Philosophie des Christenthums" (2 Bde., Lpz. 1813—15; 2. Aufl., 1828); „Politik nach Platonischen Grundsätzen, mit Anwendung auf unsere Zeit" (Lpz. 1818); „Rechtslehre nach Platonischen Grundsätzen" (Lpz. 1819); „Vertraute Briefe über Bücher und Welt" (2 Bde., Lpz. 1820—23). Ohne Namensnennung erschien von ihm „Philosophie der Philosophie" (Hamb. und Gotha 1840), gleichsam ein genetischer Rechnungsabschluß über die Aussagen der Philosophen, deren Verschiedenheit und Einklang. Alle seine philosophischen Arbeiten sind in dem Sinne einer der Denkart Jacobi's sich anschließenden Richtung geschrieben und K. gehört zu den wärmsten Vertretern der Jacobi'schen Philosophie; namentlich suchte er seine christliche, jeder Form des Pantheismus abgeneigte Ansicht mit einem Platonismus in der Philosophie zu vereinigen.

Köppen (Peter von), hochverdient um die Alterthumskunde, Geographie, Ethnographie und Statistik Rußlands, geb. 19. Febr. 1793 zu Charkow, erhielt seine erste Erziehung im väterlichen Hause, welches der Sammelplatz der vom Auslande nach Charkow berufenen Professoren war, besuchte dann das Gymnasium und 1810 die Universität seiner Vaterstadt, wo er 1814 promovirte und den Grad eines Magisters der Rechte erwarb. Erforschung des Vaterlandes war von jeher K.'s Hauptzweck, zu dessen Erreichung er seit 1810, wo er zuerst bis Odessa ging, fast jährlich Reisen innerhalb und auch außerhalb Rußland unternahm. Seine literarische Laufbahn begann er 1818 zu Petersburg, wohin er 1814 gegangen, um seine Dienstlaufbahn anzutreten, mit der „Übersicht der Quellen einer Literärgeschichte Rußlands" (Petersb. 1818). Von seinen anfänglichen philosophischen und staatswissenschaftlichen Lieblingsstudien bald dem der Alterthumskunde zugeführt, benutzte er seine Reisen zur Sammlung theils von Nachrichten über slaw.-russ. Denkmäler, theils von treuen Facsimiles von Handschriften. Das Hauptresultat dieser Bemühungen, eine Tabelle der slaw.-russ. Schrift, erschien im „Bulletin" (Bd. 5, 1848) der petersburger Akademie. Über die im südlichen Rußland gesammelten Alterthümer legte K. in der Schrift „Nordgestade des Pontus" (Wien 1822), über seine archäologischen Funde in Polen, Deutschland, Ungarn und besonders Siebenbürgen unter Anderm in der Schrift „Die dreigestaltete Hekate und ihre Rolle in den Mysterien" (Wien 1823) Mittheilungen nieder. Um dieselbe Zeit erschien in den „Jahrbüchern der Literatur" (1822) die vielbenutzte „Nachricht über Alterthümer und Kunst in Rußland". Wichtige Materialien für den Forscher des slaw. Alterthums veröffentlichte K. nach seiner Rückkehr nach Rußland in den von ihm herausgegebenen „Bibliographischen Blättern" (1825) und den „Materialien zur Culturgeschichte Rußlands". Als Frucht einer Reise, die er 1827 als Gehülfe des Generalinspectors für Seiden-, Wein- und Gartenbau durch Taurien und das südliche Rußland machte, erschien in russ. Sprache „Die Geschichte des Weinbaus und Weinhandels in Rußland" (Petersb. 1832). Bereits 1826 zum correspondirenden Mitgliede, 1834 zum Adjuncten für Statistik und Staatswirthschaft bei der Akademie zu Petersburg erwählt, erhielt er von der kaiserl. Kanzlei den Auftrag, eine Revision der Reichsdomänen im Gouvernement Taurien vorzulegen. Nach Erledigung desselben wurde er von Seiten des Ministeriums der Reichsdomänen

in Petersburg angestellt, wo er auch alsbald die „Krimschen Sammlungen“ (russ., Petersb 1837) und die „Taurica“ (Petersb. 1840) veröffentlichte. Als Theilnehmer der Wolga-Commission sammelte K. die Materialien zu den Abhandlungen: „Über den Wald- und Wasservorrath im Gebiete der Wolga“ (1841) und „Über einige Landesverhältnisse zwischen dem untern Dniepr und dem Asowschen Meere“ (1845), die auch in den „Beiträgen zur Kenntniß des russ. Reichs“ abgedruckt sind. In diese Zeit fallen auch viele specielle Untersuchungen, wie über den Verbrauch der Lindenrinde (1841), über den Briefverkehr (1841), über den Kornbedarf Rußlands (1842). Seit 1838 erschienen meist in den „Mémoires“ der Akademie mehre Abhandlungen über die Bevölkerungsverhältnisse Rußlands. Hatte K. schon früher sich bemüht, die Völkerverschiedenheiten auf Karten zu veranschaulichen, so wendete er seit 1840 seine Aufmerksamkeit ganz besonders auf diesen Gegenstand und veröffentlichte unter Anderm seine gründlichen Forschungen „Über die Nichtrussen der Apanagegüter“, „Über die Nationalität der Bewohner verschiedener Gouvernements“, „Über die Vertheilung einzelner Völkerstämme“ u. s. w., denen eine ethnographische Karte des petersburger Gouvernements nebst der Schrift „Über die Deutschen im petersburger Gouvernement“ (Petersb. 1850) folgte. Diese und andere Untersuchungen bildeten die Vorarbeiten zu seiner vortrefflichen „Ethnographischen Karte des europ. Rußland“, die 1851 in vier Blättern von der russ. Geographischen Gesellschaft in russ. Sprache herausgegeben wurde. Bald darauf erschien auch K.'s „Statistische Reise in das Land der Donischen Kosacken“ (Petersb. 1852). Zahlreiche kleinere Arbeiten K.'s finden sich in den von der Akademie, der Geographischen Gesellschaft u. s. w. herausgegebenen Sammelwerken.

Köprili oder Kiuperli (Mehemed), osman. Großvezier, 1656—61, der Enkel eines nach Kleinasien ausgewanderten Albanesers, war 1585 zu Köpri in Kleinasien geboren. Küchenjunge, dann Koch im Serail, schwang sich der kluge Mehemed allmälig auf zum Oberstallmeister des Großveziers Kara-Mustapha. Nachdem er den Krieg auf Cypern mitgemacht, wurde er Statthalter von Damascus, zeichnete sich als solcher aus im Kriege gegen Persien und regierte gerecht und mild, verlor aber später seinen Posten und lebte ohne Amt zu Köpri, bis ihn der Großvezier Mehemed mit sich nach Konstantinopel nahm, wo er der Sultanin-Valide, die Alles über ihren minderjährigen Sohn, den Großherrn Mohammed IV., vermochte, als der Mann empfohlen wurde, welcher das Reich zu retten vermöge. K., damals schon ein hoher Siebziger, nahm, obschon er weder lesen noch schreiben konnte, 15. Sept. 1656 als Großvezier das Reichssiegel unter der Bedingung an, daß ihm ausschließendes Vertrauen zu Theil werde. Nachdem er die Verfolgungswuth der fanatischen Orthodoxen gedämpft, alle unwürdigen Reichsbeamten entfernt und bestraft und die Urheber der frühern Aufstände hatte hinrichten lassen, wobei er mit der furchtbarsten Strenge verfuhr, führte er in Person Heer und Flotte gegen Venedigs Macht, eroberte Tenedos und Lemnos, zog nach Siebenbürgen und dämpfte den Aufruhr in Asien und Ägypten. Er stellte die Kriegszucht wieder her, demüthigte die Janitscharen, deckte die Grenzen des Reichs durch neue Bollwerke und die Dardanellen durch die Neuen Schlösser und füllte den Schatz des Reichs durch Ordnung und Confiscationen. K. wußte auch die Pforte im Auslande wieder in Ansehen zu bringen. Seine Politik war schlau und hinterlistig, sein Charakter hart und rachsüchtig, sein Verfahren klug und fest, aber schonungslos. Er starb 31. Oct. 1661 zu Adrianopel. — **Köprili** (Achmed), Sohn des Vorigen, geb. 1626, der Nachfolger des Vaters als Großvezier, war sorgfältig zum Ulema gebildet worden, hatte aber nachher vom Vater die Statthalterschaft von Erzerum und dann die von Damascus erhalten und durch eine Unternehmung wider die Drusen sich das Vertrauen des Sultans erworben. Wissenschaftlich gebildet, mild und gerecht, staatsklug und siegreich in den ungar., kretischen und poln. Kriegen durch die Eroberung von Neuhäusel, Candia und Kaminiec, sowie durch die Friedensschlüsse von Vasvar, Candia und Zurawna, verwaltete Achmed das Reich, das er beruhigte, ordnete und vergrößerte, länger als irgend ein Großvezier vor ihm. Indeß befleckte das erste Jahr seiner Verwaltung eine Reihe blutiger Hinrichtungen. Auch verlor er die Schlacht bei St.-Gotthard gegen Montecuculi 22. Juli 1664 und die bei Choczim 11. Nov. 1673 gegen Johann III. Sobieski. Während seiner Verwaltung hob sich die türk. Literatur; er unterstützte Dichter und Gelehrte und die Wissenschaften begleiteten ihn selbst ins Feldlager. K. starb 30. Oct. 1676 auf der Reise ins Lager bei Adrianopel an der Wassersucht, die er durch häufigen Genuß von Wein und Branntwein sich zugezogen hatte. — **Köprili** (Mustapha), Bruder des Vorigen, wurde 1689 bei der Thronrevolution, die Mohammed IV. stürzte, Kaimakan und bald darauf (7. Nov. 1689) von Soliman III. zum Großvezier ernannt. Gebildet, streng in Sitten und Grundsätzen und staatsklug, stellte er die im Innern des Reichs erschütterte Ordnung und den

Muth wieder her; doch war er kein Feldherr. Er fiel in der Schlacht bei Szalankemen 19. Aug. 1691. — **Köprili** (Amudschasade Hussein), ein Vetter des Vorigen, wurde nach der Niederlage bei Zentha von Mustapha II. 1697 zum Großvezier ernannt und schloß 1699 den Frieden zu Carlowicz. Freigebig und großmüthig gegen die Armen, ein Freund der Wissenschaften und der Dichter, stellte er gleichgesinnte und gebildete Männer in den höhern Ämtern an. Seine Politik war gemäßigt und friedliebend. Kränklich und durch den Widerstand des Mufti in seiner Thätigkeit gehemmt, nahm er 5. Sept. 1702 seine Entlassung und starb bald nachher auf seinem Landgute 22. Sept. 1702. — **Köprili** (Niuhman), der Sohn Mustapha K.'s, wurde nach dem Sturze des Großveziers Tschurluli-Ali, 15. Juni 1710, vom Sultan Achmed III. zu dessen Nachfolger ernannt, 7. Aug. 1710 aber schon wieder entlassen und als Statthalter nach Negroponte verbannt, wo er vorher gewesen war.

Koprolithen nennt man die versteinerten Excremente urweltlicher Thiere, in welchen man bisweilen mit ziemlicher Deutlichkeit Fischschuppen oder Knochensplitter, kleine Knochen und Zähne erkennt. Sie erscheinen gewöhnlich als rundliche, gelblichweiße oder braune Massen, wie die sogenannten Bezoarsteine der ältern Geognosten. Man findet sie theils vereinzelt in den Knochenhöhlen des Jurakalks, z. B. in der Höhle von Kirkdale in Yorkshire, und dann gleichen sie den Excrementen der jetzt lebenden Hyänen, theils enthalten sie mehr Reste von Fischen, rühren in diesem Falle entweder von großen Raubfischen oder von den gewaltigen Eidechsen (Sauriern) der Urwelt her und kommen dann als weit ausgebreitete Schichten vor in den tiefsten Kohlenkalklagen und stets in der Nähe des alten rothen Sandsteins, wie bei Bristol, oder unter dem bituminösen Liasschiefer am Ufer des Severn. Man hat die Koprolithen in neuern Zeiten genauer untersucht, indem sie durch Form, Dimensionen und Einschlüsse zu Folgerungen über Art, Organisation und Ernährungsweise urweltlicher Thiere führen und daher sowol Geognosten als Zoologen interessiren müssen. Als eine koprolithische, jedoch nur der Jetztwelt angehörende Bildung kann man auch den Guano (s. d.) oder Vogeldünger betrachten.

Kopten heißen die christlichen Nachkommen der alten Ägypter. Der Name, welcher von der oberägypt. Stadt **Koptos**, wohin sich während der Verfolgungen unter den röm. Kaisern viele Christen geflüchtet hatten, oder auch von den Jakobiten, deren Sekte in Ägypten vorzüglich verbreitet war und noch ist, abgeleitet worden, ist vielmehr eine Verstümmelung des alten Namens Aegypti. Im Lande heißen sie **Qibt**, im Singular **Qibti**. Ihre Anzahl beträgt jetzt im ganzen Lande nicht mehr als 150000, etwa den vierzehnten Theil der gesammten Bevölkerung; davon leben in Kairo gegen 10000. Die K. sind nicht groß von Statur, haben schwarze Augen, ziemlich krauses Haar und gleichen noch in manchen andern Stücken den alten Ägyptern, von denen sie auch die Sitte der Beschneidung überkommen haben. Ihre Tracht ist der moslemischen sehr ähnlich; doch pflegen sie sich sehr allgemein durch einen schwarzen Turban von den übrigen zu unterscheiden. Ihr Charakter ist im Ganzen düster, betrügerisch und geldgierig. Von jeher zeichneten sie sich durch ihre Gewandtheit im Rechnungswesen aus, daher sie noch jetzt auch von der Regierung fast im ganzen Lande zu den wichtigen Posten der Rechnungsführer verwendet werden, wodurch ihnen ein bedeutender Einfluß gesichert ist, den ihnen selbst Mehemed-Ali mehrmals vergebens zu entziehen getrachtet hat. Ihre Religion ist größtentheils monophysitisch von der Sekte der Jakobiten; nur ein kleiner Theil ist mit der röm. oder griech. Kirche unirt. Sie führen ihre Bekehrung vom Heidenthum auf den heil. Markus zurück, den sie als ersten Patriarchen von Alexandrien ansehen; der jetzige Patriarch von Alexandrien führt zwar noch immer diesen Titel, residirt aber in Kairo. Es gibt außerdem noch einen Metropolitan der Abyssinier, Bischöfe, Erzpriester, Priester, Diakonen und Mönche. Der Patriarch wird aus den Mönchen des Klosters des heil. Antonius von seinem Vorgänger ernannt oder durch das Loos erwählt und darf sich nicht verheirathen. Er ernennt den Metropolitan der Abyssinier, welcher in Abyssinien residirt. Die Zahl der Bischöfe ist zwölf. Die K. sind streng in ihren religiösen Gebräuchen und hassen die andern christlichen Sekten fast mehr noch wie die Moslems. Sie haben die Taufe mit Untertauchen unter das Wasser, Salbung und Exorcismus, halten die Ohrenbeichte und feiern das Abendmahl mit gesäuertem Brote, das in Wein getaucht wird. Das Fasten wird regelmäßig am Freitage gehalten und streng beobachtet. Die koptischen Mönche und Nonnen führen ein sehr strenges Leben. Die K. besitzen auch viele Schulen, aber nur für Knaben. Diese lernen die Psalmen, die Evangelien und die apostolischen Briefe arabisch, dann die Evangelien und Briefe auch koptisch. Doch wird die koptische Sprache nicht grammatisch erlernt und nirgends mehr gesprochen. Sie kam schon seit der arab. Eroberung des Landes allmälig außer Gebrauch und seit dem 10. Jahrh. wurde sie in Unterägypten nicht mehr gespro-

chen, während sie sich in Oberägypten noch einige Jahrhunderte länger erhielt, bis sie auch hier wie im ganzen Lande durch die arabische verdrängt wurde. Alle K., welche in der Schule unterrichtet worden sind, beten noch koptisch sowol in der Kirche als zu Hause und die Heilige Schrift wird in den Kirchen noch jetzt koptisch gelesen, aber arabisch erklärt. Die zahlreiche koptische Literatur besteht fast nur aus Abschriften der Heiligen Schrift, Leben der Heiligen, Homilien und einigen gnostischen Werken. Die Schrift wurde mit der Einführung des Christenthums von den Griechen entlehnt; doch wurden sechs Buchstaben, deren Laute der griech. Sprache fehlten, aus der einheimischen hieratischen Schrift hinzugefügt. Die Sprache theilt sich in zwei Dialekte, den oberägyptischen oder thebanischen und den unterägyptischen oder memphitischen, auch vorzugsweise koptisch genannten Dialekt, denen sich noch ein dritter, der baschmurische, anschließt, welcher in einer Gegend des Delta gesprochen wurde, von dem aber nur noch wenige Reste vorhanden sind. Dieser letztere hat noch das Interesse, daß er in mehren Einzelnheiten der hieroglyphischen Sprache näher steht als die beiden andern, von denen sich wieder der oberägyptische alterthümlicher erhalten hat. Über die heutigen K., ihre Einrichtungen und Gebräuche ist das Beste von Lane in „Manners et customs of the modern Egyptians" (Lond. 1837; deutsch von Zenker, Lpz. 1853) mitgetheilt; über ihre Geschichte gab Quatremère heraus: „Recherches critiques et historiques sur la langue et la littérature de l'Égypte" (Par. 1810) und „Mémoires géographiques et historiques sur l'Égypte" (Par. 1811). Ihre Sprache ist vornehmlich behandelt in den Grammatiken von Tuki, Scholtz, Ungarelli, Peyron, Tattam, Schwartze und in den Wörterbüchern von Peyron, Tattam und Parthey.

Korah, eigentlich Korach, ältester Sohn des Leviten Jezear, ist bekannt durch seine aus Ehrgeiz entsprungene Verschwörung gegen Moses und durch seinen und seiner Genossen Dathan und Abiram merkwürdigen Tod, der nach der Sage dadurch erfolgte, daß sie von der Erde verschlungen wurden. Als Kern der Erzählung ist wol die dem Alterthume geläufige Ansicht zu betrachten, daß Gott den Willen und die Worte heiliger Männer oft plötzlich zur That mache. Den Nachkommen K.'s, den **Korahitern**, die zum Tempeldienste verordnet waren und als Sänger unter Josaphat besonders erwähnt sind, werden elf der schönsten Psalmen zugeschrieben.

Koraïs (Adamantios), von den Franzosen Coray genannt, einer der kenntnißreichsten Hellenisten der neuern Zeit und einer der größten Wohlthäter seiner Nation, war 27. April 1748 in Smyrna geboren. Von frühester Jugend an beschäftigte er sich eifrig mit dem Studium der alten und neuen Sprachen, ging 1772—78 auf den Wunsch seines Vaters, der Kaufmann war und ihn ebenfalls zu diesem Stande bestimmte, nach Amsterdam, wo er jede von Handelsgeschäften freie Zeit den Wissenschaften widmete. Er studirte dann von 1782—88 in Montpellier die Arzneiwissenschaft, worauf er, da inzwischen seine Ältern gestorben, nach Paris ging, um sich den jämmerlichen Zuständen seines Vaterlandes zu entziehen. Seitdem trug K. von Paris aus durch seine gelehrten Beschäftigungen, sowie durch die von ihm besorgten Ausgaben alter Classiker und seine sonstigen Schriften wesentlich dazu bei, von der fortschreitenden Bildung der Neugriechen eine günstigere Meinung zu erwecken. Er entwickelte die Ursachen, welche einst den Verlust der griech. Freiheit herbeigeführt hatten, freimüthig und lieferte anregende Berichte über das sittlich und wissenschaftlich wiedererwachende Leben seiner Landsleute. Schon vor 1800, in welchem Jahre die von ihm besorgte Ausgabe von des Hippokrates Schrift „Περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων" als eine von dem franz. Nationalinstitute gekrönte Preisschrift in Paris erschien (2. Aufl., 1816), hatte er der gelehrten Welt durch manche Zeugnisse seiner Thätigkeit, Gelehrsamkeit und Vaterlandsliebe, z. B. durch Ausgaben des Xenokrates und Theophrast, sich bekannt gemacht. Namentlich aber geschah dies in einem weitern Kreise durch die mit Prolegomenen und Anmerkungen begleitete neugriech. Übersetzung des Werkes von Beccaria: „Dei delitti e delle pene" (Par. 1802; 2. Aufl., 1823), die vornehmlich auf die Gemüther der Griechen einen lebhaften Eindruck machte. An diese Übersetzung schloß sich in gewisser Hinsicht die von ihm 1803 in der Société des observateurs de l'homme in Paris vorgelesene Denkschrift: „De l'état actuel de la civilisation en Grèce" (deutsch von Karl Iken, unter dem Titel „Hellenion", Lpz. 1821), die zuerst in einer zusammenhängenden Darstellung über die moralisch-intellectuellen Zustände der Neugriechen aufklärte. Von 1805—27 gab K. sodann unter dem Titel „Βιβλιοθήκη ἑλληνική", mit dem „Πρόδρομος" und den „Πάρεργα", in 20 Bänden altgriech. Classiker mit kritischen Erklärungen und mit Prolegomenen heraus, in welchen letztern er über die politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes, sowie über die Bildung der Griechen und über die griech. Sprache vermahnend und vielfach belehrend sich äußerte. Wirkte K. durch diese Ausgaben und durch seine Prolegomenen zu denselben für das Wiedererwachen

des geistigen Lebens seiner Nation, wofür er namentlich auf die altgriech. Vorbilder und Musterschriften fortwährend hinwies, so erwarb er sich zugleich ein unbestreitbares Verdienst, daß er die neugriech. Sprache aus ihrer Verderbtheit zu retten suchte, indem er sie von fremden Ausdrücken möglichst reinigte, das Passende und Brauchbare aus allen Jahrhunderten entlehnte und auf diese Weise eine edlere Schriftsprache schuf, wobei er der dermaligen Ausdrucksweise ebenso sehr sich anschloß, als er die einseitige, nicht im Verständnisse des Volkes begründete Einführung rein altgriech. Formen zurückwies. Auch fand sein System, die neue Sprache zu schreiben und deren Reinigung und Veredlung zu bewirken, obschon es anfänglich von manchem seiner Stammgenossen selbst mit einseitiger Leidenschaftlichkeit bekämpft ward, doch nach und nach immer mehr Eingang, und nur diesem Sprachreinigungssysteme des K. ist die bereits bewirkte Veredlung der neugriech. Sprache zu danken. Außer den erwähnten Ausgaben altgriech. Classiker und andern Schriften verschiedener Art hat er namentlich auch um die griech. Sprache in lexikalischer Hinsicht und um die neugriech. Literatur durch seine „Ἄτακτα" (Par. 1828—32) sich besonders verdient gemacht. An der Umgestaltung seines Vaterlandes seit 1821 konnte K. seines hohen Alters wegen nur durch Schriften voll patriotischer Lehren und Rathschläge, die er namentlich in den seiner Ausgabe der „Politik" des Aristoteles vorangestellten, von Karl Iken unter dem Titel „Vom alten und neuen Hellas" (Lpz. 1823) und von J. K. von Orelli zugleich mit dem neugriech. Originale (Zür. 1823) verdeutschten Prolegomenen aussprach, Theil nehmen. Er bekundete diese Theilnahme auch noch später in zwei Dialogen, die er 1830 und 1831 unter dem Namen „Παντάζίδης" herausgab, und in deren zweitem er mit Flammenschrift wider das Regierungs- und Verwaltungssystem des Präsidenten Kapodistrias sich äußerte, daher auch dessen Bruder Augustin diesen Dialog zu Anfang des J. 1832 in Nauplia unter Verwünschungen gegen den Verfasser desselben öffentlich verbrennen ließ. K. starb zu Paris 6. April 1833. In seinem Testamente vom J. 1825 hatte er verordnet, daß das Lyceum zu Chios, dessen Gründung damals beabsichtigt ward, seine Bibliothek und den übrigen, auch den handschriftlichen Nachlaß erhalten solle. Seine Selbstbiographie erschien zu Paris 1833. Ein ausführliches Verzeichniß der von ihm herausgegebenen Schriften befindet sich in der in den „Zeitgenossen" (Dritte Reihe, Bd. 5) enthaltenen Lebensbeschreibung des K. von Theod. Kind, sowie auch in des Letztern „Beiträgen zur bessern Kenntniß des neuen Griechenland" (Lpz. 1831).

Korallen. Unter den Polypen (s. d.) gibt es viele Arten, welche im Umfange oder an der Basis ihres kleinen, gallertartigen Körpers eine bald erhärtende kalkige, erdige oder hornige Substanz ablagern. Da die Mehrzahl an fremden Gegenständen angeheftet ist, so entsteht durch jenen Bildungsproceß zuerst eine kleine Zelle, die je nach der Art des Polypen eine verschiedene, aber festbestimmte Gestalt hat. Die Fortpflanzung geschieht hauptsächlich dadurch, daß das Junge wie eine Knospe aus dem Mutterleibe hervortreibt. Da diese Sprossung nach bestimmten Gesetzen am obern Rande, der Basis, oder im Umfange des ältern Polypen eintritt, das Junge sich nicht trennt, sondern alsbald Kalk oder ähnliche Stoffe ablagert und auf der ältern Zelle eine oder mehre ihr ganz gleiche jüngere Zellen entstehen und jüngere Generationen auf den abgestorbenen ältern sich erheben, von welchen nur noch die leeren Zellen übrig sind, so erklärt sich hieraus die Bildung des Korallenstocks, sowie die große Regelmäßigkeit, die man an seinen Zellen oder an ihrer Zusammensetzung zu Ästen bemerkt. Es ist sonach ein Irrthum, die einzelnen, ein oft mikroskopisches Gallertthier enthaltenden harten Zellen mit den Nestern anderer Thiere zu vergleichen; noch viel weniger sind die Korallenstämme fremde, von den Polypen parasitisch bewohnte Körper oder, wie die Alten meinten, welche die Korallenthiere für Blüten hielten, Pflanzen oder gar Mineralien. Je nach ihrer chemischen Zusammensetzung sind die Korallenstöcke hornig, kalkig oder wol auch im Äußern gewissen Seegräsern ähnlich, und je nachdem die Sprossenbildung in einer oder der andern Richtung erfolgt, breiten sie sich wie Rinden aus, oder lagern sich schichtenweis übereinander, oder nehmen eine Becher- oder Pilzform an, oder streben auch wie Fächer oder vieläſtige Bäume empor. In den Sammlungen gewahrt man nur die todten Stöcke; denn die Millionen kleiner Bewohner, die ein einziger solcher Stock oft enthält, zerfließen meist in wenigen Minuten nach dem Herausnehmen aus dem Meere zu Schleim. Für den Naturforscher haben die Korallen großes Interesse, ein mal wegen ihrer eigenthümlichen Organisation, dann auch wegen ihrer Einwirkung auf die Neubildung oder Vergrößerung von Inseln und Küsten. Sie kommen nur im Meere, zumal in mildern Breiten, häufig vor und bilden da in nicht bedeutender Tiefe ganze Bänke, die bei der lebhaften Färbung der Stöcke und der großen Mannichfaltigkeit der Gestalten unterseeischen Blumengärten gleichen.

Nach Forster's Ansicht sollten alle niedrigen, nicht deutlich vulkanischen Inseln der Südsee nur dadurch entstanden sein, daß Korallen seit Jahrtausenden auf Untiefen gelagert übereinander emporwuchsen, bis bei Erreichung der Oberfläche die letzte Generation abstarb und Sand und Muscheltrümmer sich auf ihnen anhäuften, worauf dann Seevögel zur Bildung der ersten Erdrinde beitrugen und gradweise Pflanzen einwanderten. Man glaubte lange an diesen Bildungsproceß, den unter Andern Chamisso in sehr poetischer und das Urtheil bestechender Weise beschrieb. Die Forschungen neuerer Reisender: Quoy und Gaimard, Beechey, Ehrenberg, King, zuletzt Darwin u. A., haben aber überzeugend nachgewiesen, daß die Inselbildung durch Korallen ziemlich enge Grenzen habe und daß keine der von ihnen gebildeten Bänke ursprünglich in großer Tiefe beginne, sondern oft nur einige Fuß, selten bis acht Klaftern tief. Wo Untiefen und enge Einfahrten vorhanden sind, kann eine Erhöhung des Bodens um einige Klaftern der Schiffahrt wol schaden, wie denn auch einige Häfen der asiat. Inseln jetzt durch neue Korallenbänke fast gesperrt sind. Unter diesen Umständen erschien die Bildung der Koralleninseln im weiten und über 1000 F. tiefen Ocean beinahe unbegreiflich, bis Charles Darwin in seinem Werk „Über die Koralleninseln" zeigte, daß deren Entstehen und allmäliges Heraufwachsen aus so großen Tiefen durch ein Jahrtausende lang fortgesetztes langsames Sinken des Meeresbodens zu erklären ist, wodurch es den Korallen möglich wird, immer wieder ihre nach und nach tiefer sinkenden Riffe gegen oben fortzusetzen. Zugleich erklärt sich dadurch auch die ringförmige Gestalt und Anordnung vieler Koralleninseln, indem sie anfangs Küstenriffe um kleinere oder größere Inseln bildeten. Die zu vielen Schmucksachen besonders in Genua verarbeitete **rothe Koralle** wird zumal in der Gegend von Bona in Algier von besonders ausgerüsteten Fahrzeugen aufgefischt. Ehedem bestand in Marseille zu diesem Zwecke eine Compagnie.

Koran oder **Alkoran**, d. i. der Koran, heißt das in arab. Sprache geschriebene Religionsbuch der Mohammedaner, das Das enthält, was Mohammed als göttliche Offenbarung in verschiedenen Perioden seines Lebens verkündigte. Gesammelt wurde es erst nach seinem Tode von Abubekr, Mohammed's Schwiegervater, worauf es der dritte Khalif Othman berichtigte und bekannt machte. Seitdem gilt es als die heilige Quelle aller mohammed. Theologie und Jurisprudenz. Dasselbe enthält Reden Mohammed's an seine Anhänger, Lobpreisungen Gottes, Ermahnungen, Reden gegen Götzendiener, Juden und Christen und Legenden in einer einfachen, kräftigen Sprache, welche bisweilen zu dichterischem Schwunge sich erhebt. Nicht wenige Ideen des Koran sind unverkennbar aus der Bibel nach der spätern jüd. Tradition entlehnt. Vgl. Geiger, „Über die jüd. Quellen des Koran" (Bonn 1832). Trefflich sind die darin gegebenen Belehrungen über Gott, Vorsehung, Auferstehung, Belohnungen und Bestrafungen und die Gesetze und Entscheidungen den einfachen Bedürfnissen des Volkes angemessen. Auf das nachdrücklichste wird darin die Einheit Gottes behauptet; Rechtschaffenheit, Milde gegen die Armen und Gastfreiheit werden dringend empfohlen. Die darin aufgestellte Lehre von einer absoluten Vorherbestimmung, sodaß der Mensch keine Linie breit vom Wege abweichen könne, der ihm von der Stunde seiner Geburt an vorgezeichnet sei, dann die in lebhaften Bildern abgefaßte Schilderung des künftigen Lebens und endlich die Versicherung, daß der Tod für die Sache Gottes der sicherste Weg zum Himmel sei; dies Alles diente dazu, den Kriegssinn der Mohammedaner zu entflammen. Mit Rücksicht auf das Klima des Landes gebietet der Koran häufige Reinigungen und mäßigen Genuß berauschender Getränke, während er die Vielweiberei gestattet. Das ganze Werk besteht aus 114 Capiteln, Suren genannt, von sehr ungleichem Umfange, ohne systematische oder chronologische Folge aneinander gereiht. Unter den zahlreichen mohammed. Erklärungen des Koran ist die von Beidhâwi aus dem 15. Jahrh. (herausgeg. von Fleischer, Lpz. 1844) die ausgezeichnetste. Von den vielen Ausgaben sind zu erwähnen die von A. Hinkelmann (Hamb. 1694), Maracci (Padua 1698) und von Flügel (3. Aufl., Lpz. 1838); außerdem wurde der Text öfter gedruckt, in Petersburg seit 1787, in Kasan seit 1803, in Kalkutta mit hindostan. Interlinearversion 1834, mit persischer 1835, mit zwei pers. Commentaren 1838, in Teheran mit pers. Übersetzung 1842 u. s. w. Unter den Übersetzungen sind zu erwähnen die lateinische von Maracci, die englische von Sale (Lond. 1734 und öfter), die französische von Kazimirski (Par. 1840 und öfter), die deutsche von Wahl (Halle 1828) und Ullmann (3. Aufl., Bielefeld 1844). Zum Verständniß des Originals sind von großem Werthe das Wörterbuch von Willmet (Leyd. 1784) und die Concordanz von Flügel (Lpz. 1842). Vgl. Weil, „Historisch-kritische Einleitung in den Koran" (Bielefeld 1844).

Korcyra, griech. Kerkyra, die nördlichste der Jonischen Inseln, auf der Westseite von Epirus, jetzt Korfu (s. d.), erscheint bei Homer bereits unter dem Namen Scheria und war im heroi-

chen Zeitalter der Sitz der Phäaken und ihres Königs Alcinous. Später wurde sie von Liburnern und um 700 v. Chr. von Korinthern bevölkert und erlangte bei der günstigen Lage durch Schiffahrt und Handel ein solches Übergewicht auf dem Adriatischen und Jonischen Meere, daß sie selbst auswärts Colonien gründete und mit dem eifersüchtigen Korinth in einen Kampf gerieth, der mit der Besiegung des letztern endigte. In der folgenden Zeit wurde K. in den Peloponnesischen Krieg verwickelt, sank aber unter und nach der macedon. Herrschaft und kam 220 v. Chr. unter den Schutz der Römer. Die Bewohner von K. waren wegen ihres betrügerischen Sinnes und anmaßenden Betragens im Alterthume übel berüchtigt. Vgl. Mustorydes, „Illustrazioni Corciresi" (2 Bde., Mail. 1811—14); Müller, „De Corcyraeorum republica" (Gött. 1835).

Kordofan, eine große Landschaft im Innern Afrikas, früher ein unabhängiges Reich, seit 1821 theilweise unter türk.-ägypt. Oberherrschaft, erstreckt sich mit dem zu Türkisch-Nubien gehörenden Theile von 12—15° n. Br. und von $47^1/_3$—$49^1/_{12}$° ö. L., von der Bahiudawüste im N. bis zum Dschebel Deier, einem Ausläufer des mächtigen Teggele-Bergstocks im S., sowie von den Ufern des Bahr-el-Abiad oder Weißen Nil im O. bis zu dem großen Gebiete von Darfur im W. als eine ungeheuere Savanne, die in der trockenen Jahreszeit ganz dürr und wüstenartig daliegt, in der Regenzeit dagegen sich mit der üppigsten Grasvegetation bedeckt, wodurch das Land zu einem Paradiese wird. Mimosenwälder unterbrechen jedoch diese Grasfluren auf weiten Strecken, und hier und da gibt es selbst in der nassen Jahreszeit unfruchtbare Stellen. In geringer Tiefe findet man ein weites unterirdisches, zur Bewässerung der Felder durch Brunnen benutztes Wasserbecken. Aus den Ebenen, deren mittlere absolute Höhe 1800 F. beträgt und die sich allmälig von S. nach W. erheben, steigen mehre Berggruppen und isolirte Berge rund um den Hauptort El-Obeid, besonders aber zwischen der Nord- und Südhälfte des Landes auf, deren höchste Gipfel aber nicht 3000 F. erreichen. Umgekehrt gibt es südlich von Obeid eine beckenartige Vertiefung von mehren Meilen Umfang, Birkeh (See) genannt, die sich in der Regenzeit mit Wasser füllt, zu einem wahren Süßwassersee wird, der selbst im Sommer nicht ganz vertrocknet. Die Savanne ist in der Nähe von Brunnen mit Dörfern besetzt und in der Regenzeit von Nomadenstämmen mit zahlreichen Heerden, besonders von Kameelen, bewohnt, in der trockenen Jahreszeit aber von diesen verlassen. Ungeheuere Antilopenheerden, Giraffen, Strauße und Vögel der verschiedensten Art bilden das Thierreich dieses Theils der Ebene mit stellenweise prächtigem Pflanzenwuchse, unter dem zwar die Palmen mangeln, der dafür aber die ungeheuern Adansonien bietet. Der südliche Theil K.s ist zwar auch eine Savannenebene, doch findet in Folge der thonigen Beschaffenheit des Bodens eine gleichförmigere und dauerndere Bewässerung desselben statt, die wiederum eine bewundernswürdige Fülle der Vegetation zur Folge hat. Das Gras der Savanne bildet hier einen förmlichen Wald und die Einförmigkeit der Mimosenwälder verschwindet vor der zunehmenden Menge Adansonien, Cassien und Tamarinden; auch die Palme tritt wieder auf. Außer Löwen, Leoparden, Affen und einer Menge Hyänen findet man mehre seltene Vögelarten, große Ameisenbären und viele Arten großer Antilopen. K. wird von einem Stamme der Nubaneger bewohnt, der von seinen Heerden lebt und unter einem dem Vicekönig von Ägypten unterworfenen Negerhäuptling steht. Außer diesen Negern finden sich in K. auch viele eingewanderte Dongolesen, die besonders Handel, und mehre aus Hedschas gekommene Beduinenstämme, die Viehzucht treiben. Die Erstern betreiben den Karavanenhandel zwischen Dongola und Darfur, dessen Hauptartikel Sklaven, Gold, Gummi arabicum, Weihrauch, Natrum und Häute sind. K. gehorchte früher den Herrschern des Sennaar und wurde um die Mitte des 18. Jahrh. denen des Darfur unterworfen; 1821 unterjochte es Mehemed-Ali, indem er eine Menge Einwohner in die Sklaverei abführte und die Araberstämme zu einem Tribut zwang. Die jetzige Hauptstadt **Obeidha** oder **El-Obeid** am Nordwestfuße des Dschebel Kordofan und im Mittelpunkte des Landes, 34 M. vom Bahr-el-Abiad, 25 von Darfur gelegen, besteht eigentlich aus drei verschiedenen Ortschaften, von denen jede durch Angehörige verschiedener Völkerstämme ausschließlich bewohnt wird, ist weitläufig und schlecht gebaut und zählt 20000 E., welche schöne Flechtarbeiten aus Palmenfasern und zierliche silberne Filigranarbeiten fabriciren und bedeutenden Handel mit den Nubabergländern und Darfur treiben, wofür viel Gummi, Gold und Elfenbein bezogen wird. Andere Orte sind: **Bara**, einst die Hauptstadt von K., jetzt die erste Stadt nach Obeid, von fleißig bewässerten und cultivirten Dattelpalmgärten umgeben; **Malpess**, inmitten reich bewässerter und mit tropischer Vegetation prangender Gärten; die Dörfer **Churssi**, **Waddi-Sacki** und **Mo-Hagar** im nördlichen K. mit ausgedehnter Eisengewinnung, die noch an vielen andern Orten

des Landes betrieben wird. Vgl. Rüppell, „Reisen in Nubien, K. u. s. w." (Fkf. 1829); Palme „Beschreibung von K. und einigen andern Ländern" (Stuttg. 1843).

Korea, von den Chinesen Tschao-sian, von den Japanern Tsio-sen genannt, ist ein Königreich nordöstlich von China, das bei einem Flächenraume von ungefähr 4000 □M. die Halbinsel einnimmt, die sich, im N. von der Mandschurei begrenzt, von dieser aus nach S. hin zwischen dem Gelben und dem Japanischen Meere bis zur Straße von Korea erstreckt. Diese Halbinsel wird, im N. durch das die Schneelinie erreichende Küstengebirge der Mandschurei von dieser getrennt, durch eine von diesem Gebirge auslaufende Bergkette gestaltet, die das Land von N. nach S. der Länge nach durchzieht und sich besonders im O. hoch und steil erhebt. Vermöge der schmalen, langgestreckten Form dieser Halbinsel und ihrer gebirgigen Beschaffenheit hat sie keine großen Flüsse; dagegen ist sie, vorzüglich auf der Süd- und Westseite, von einer Menge kleiner Inseln umgeben, deren größte das 13 □M. große Quelpaert ist. Obschon nur zwischen 34—42° n. Br. gelegen, ist das Klima des Landes durchaus nicht mild, sondern leidet, wie im Verhältniß der ganze Osten Asien, von sehr heißen Sommern und sehr kalten Wintern, sodaß sogar das Whang-Hai oder Gelbe Meer, zwischen China und K., im Winter zufriert, wo dann auf seinem Eisrücken hauptsächlich die Verbindung mit China stattfindet, da sowol die Verbindung zu Lande wegen der K. im Norden umgebenden hohen Gebirge, als auch die zu Schiffe wegen des durch Untiefen und flache Ufer höchst gefährlichen Gelben Meers schwieriger und minder beliebt ist. K. ist in den minder hohen Gegenden und den Thälern der südlichen Provinzen ein fruchtbares Land, das vorzüglich Reis, Getreide, Taback, Obst, Baumwolle und Hanf erzeugt; im rauhern, mit großen Wäldern, aber auch vielen wüsten Strecken bedeckten Norden ist die Ginsengernte und Zobeljagd Haupterwerb. Merkwürdigerweise schweift hier der Königstiger bis zu 42° n. Br., und Tiger- und Pantherhäute gehören mit zu den Ausfuhrartikeln. Die Viehzucht, besonders der Pferde und Rinder, blüht in K., ebenso der Bergbau auf edle und unedle Metalle, auf Steinsalz und Steinkohlen. Die Einwohner, deren Zahl man sehr abweichend von 1½—15 Mill. angibt, deren Betrag aber mit der meisten Wahrscheinlichkeit auf 8 Mill. anzuschlagen ist, gehören zum mongol. Menschenstamme und bilden ein selbständiges Volk desselben, dessen Typus jedoch durch häufige Mischungen mit den Chinesen, Mandschus und Japanern im Laufe der Zeiten sehr verändert worden ist. Vor den Chinesen zeichnen sie sich durch größere Energie und Selbständigkeit, vorzüglich aber durch die Abwesenheit jenes dünkelhaften Stolzes aus, den der Chinese gegen den Ausländer, besonders den Europäer, zeigt; dagegen sind aber auch ihre Sitten minder verfeinert als die der Chinesen und Japaner. Sie sprechen eine eigenthümliche, ebenso von der chines. wie von der mandschuischen verschiedene Sprache, die uns nur wenig bekannt ist, jedoch zu den sogenannten einsilbigen oder flexionslosen zu gehören scheint und mit einer besondern Schrift geschrieben wird. Neben der einheimischen ist die chines. Sprache und Literatur außerordentlich verbreitet. In den technischen Gewerben scheinen die Koreaner, wenn auch nicht die Vollkommenheit der Chinesen, so doch große Fertigkeit erlangt zu haben. Berühmt ist ihr Papier, von dem ungeheuere Mengen nach China ausgeführt werden und aus welchem sie Hüte, Regenschirme, Säcke und sogar dauerhafte Mäntel verfertigen; auch Töpfer- und Porzellanwaaren bilden einen Hauptzweig der inländischen Gewerbthätigkeit. Ihre Gewebe aus Hanf und Baumwolle sind grob, ihre Seidenwaaren mehr dicht als fein. Diese wie jene aber gehören zu den Ausfuhrartikeln, sowie Waffen, namentlich Säbel und Dolche, welche in China sehr gesucht werden. Ihre Flinten wären vortrefflich, müßte man sie nicht mittels einer Lunte abfeuern. Außerdem sind die Koreaner tüchtige Seeleute und Fischer, die einen lebhaften Handel mit den Häfen Chinas, sowie zwischen denen des eigenen Landes treiben und auf Heringsfischerei, ja selbst auf den Walfischfang ausgehen. Der Verkehr mit Japan ist dagegen beschränkt, indem japan. Fahrzeuge nur nach dem koreischen Hafen Ku-schan und koreische nur nach Nangasaki in Japan kommen dürfen. Von der Regierungsverfassung weiß man nur so viel, daß die höchste Gewalt auf unumschränkte Weise von einem Könige sehr despotisch geübt wird, der ein ebenso ausgebildetes Beamtenpersonal, wie es in China besteht, zur Verfügung hat. Die Landmacht soll bis auf 640000 Mann gebracht werden können; die Seemacht zählt 200 Segel. Der König von K. ist sowol China als Japan tributpflichtig; der Tribut wird regelmäßig durch Gesandtschaften nach den beiden Ländern übersendet und durch Gegengeschenke erwidert. K.s Stellung zwischen den beiden mächtigen Reichen zwingt es, sie beide sich zu Freunden zu erhalten, während die Eifersucht Chinas gegen Japan und umgekehrt in K. einen Damm gegen jenseitige Angriffe sieht und darum dessen Selbständigkeit fördert, aber auch des-

sen Isolirung, die fast ebenso streng als die von Japan ist, veranlaßt. Die allgemein verbreitete Religion ist der Buddhaismus; neuerdings hat das Christenthum wieder durch kath. Missionare Fuß in K. gefaßt. Das Land wird in acht Tao oder Provinzen getheilt, von denen King-ki-tao oder Hofprovinz die wichtigste ist, in welcher die Haupt- und Residenzstadt des Königs, **Han-tschhing**, gelegen ist.

Korfu, die nördlichste der Jonischen Inseln, im Alterthume Korcyra (s. d.) genannt, enthält auf 10³/₄ QM. 66000 E., meist Griechen. Der nördliche Theil der Insel ist sehr fruchtbar an Wein, Öl, Honig, Gartenfrüchten, besonders Feigen u. s. w.; doch gibt es große Strecken unbenutzter Haide und verpestende Moräste. Die Insel ist durchgehends gebirgig, und wie auf den übrigen Jonischen Inseln sind die Berge auch hier meist kahl und dürr und nur die bewässerten Thäler und niedern Gegenden anbaufähig. Fast alles Getreide und Fleisch bezieht die Insel aus Morea. K. theilte seit dem Mittelalter das Schicksal der übrigen Jonischen Inseln (s. d.). Im J. 1401 kam es definitiv an die Venetianer, die 1537, sowie 1716 zwei Landungen und heftige Angriffe der Türken tapfer zurückwiesen und vereitelten; besonders ist die letztere Kriegsthat berühmt, in der der tapfere Joh. Matthias Graf von der Schulenburg (s. d.) die Festung K. glorreich vertheidigte. Die Hauptstadt **Korfu**, Sitz des brit. Lord-Obercommissars, eines griech. Erzbischofs und eines kath. Bischofs, ist gut befestigt, hat einen sichern und geräumigen Hafen, der durch eine starke Citadelle geschützt wird, ein großes engl. Seezeughaus, ansehnliche Schiffswerfte und 20000 E., die bedeutenden Handel treiben. Neben der von Lord Guilford gestifteten und 1824 eröffneten Universität mit einem botanischen Garten und einer öffentlichen Bibliothek von 20000 Bänden hat die Stadt auch ein stark besuchtes Gymnasium.

Koriander (Coriandrum) heißt eine zu den Doldengewächsen gehörende Pflanzengattung, die sich durch deutliche Kelchzähne und kugelige Früchte auszeichnet, die mit zehn flachen schlängelichten Hauptriefen und acht ein wenig vorstehenden gekielten Nebenriefen auf ihrer Oberfläche bezeichnet sind. Hierher gehört der **gemeine Koriander** (C. sativum), ein einjähriges, im südlichen Europa und im Orient wildwachsendes, 1—2½ F. hohes Kraut, welches seiner Früchte wegen auch in Deutschland, besonders in Thüringen und Franken, angebaut wird und dessen randständige Blüten der flachen drei- bis sechsstrahligen Dolden weit größer sind als die innern. Frisch riecht die ganze Pflanze sehr widrig, fast wanzenartig und betäubend; dagegen riechen die reifen und trockenen bräunlichgelben Früchte angenehm gewürzhaft und schmecken süßlich-aromatisch. Sie sind unter dem Namen **Koriandersamen** oder **Schwindelkörner** in der Heilkunde gebräuchlich und stimmen in ihrer Wirkung mit Anis, Kümmel u. dgl. überein; auch werden sie als Gewürz in den Haushaltungen und beim Brauen mancher Biere und von den Conditoren mit Zucker überzogen unter dem Namen Aniskörner verkauft. Die früher mit dem Koriander vereinigt gewesene Gattung **Koriandole** (Bifora), welche sich durch breite, stark zweiknotige, riefenlose und auf der Berührungsfläche zweilöcherige Früchte unterscheidet, hat dasselbe Aussehen und den gleichen widrigen Geruch, aber fast geschmacklose Früchte.

Korinna, eine zugleich durch außerordentliche Schönheit berühmte lyrische Dichterin der Griechen, um 500 v. Chr., stammte aus Tanagra in Böotien, hielt sich aber häufig zu Theben auf, weshalb sie bisweilen auch eine Thebanerin genannt wird, und soll selbst über Pindar, dessen ältere Zeitgenossin sie war, fünf mal in den musikalischen Wettstreiten den Sieg davongetragen haben, daher ihre Bildsäule in dem Gymnasium zu Tanagra aufgestellt wurde. Wegen der Zartheit und Weichheit ihrer Gesänge erhielt sie wahrscheinlich den Beinamen der „Fliege“ in demselben Sinne, wie man Sappho und Erinna „Bienen“ nannte. Von ihren zahlreichen, im äolischen Dialekt verfaßten Gedichten sind nur noch wenige Bruchstücke vorhanden, welche von Schneidewin im „Delectus poetarum Graecorum“ (Gött. 1839) und Bergk in „Lyrici poetae Graeci“ (Lpz. 1843) gesammelt und von Borberg in „Hellas und Rom“ (Zür. 1842) übersetzt worden sind.

Korinth, eine im Alterthume berühmte Stadt auf der Landenge gleiches Namens, welche vorzugsweise der Isthmus (s. d.) genannt wird, nach der jetzigen Eintheilung zu dem Nomos Argolis und Korinth des Königreichs Griechenland gehörig, ist nach dem letzten Freiheitskampfe der Griechen nur noch in einigen aus der Burg, dem Tempel des Neptun und einem Theater bestehenden Ruinen vorhanden. Ihre einst so schönen Häfen, Lechäon am Korinthischen und Kenchreä am Saronischen Meerbusen, sind zu Sümpfen geworden, welche weithin die Luft verpesten, und von dem nördlichen Hafen Schönos findet sich fast keine Spur mehr. Aus den Überresten des alten K. wurden später die Kirchen, Moscheen und Häuser der neuen Stadt erbaut, welche in der jüngsten Zeit wieder ihren Untergang fanden. Die Stadt selbst wurde der Sage nach schon um 1350 v. Chr. durch den Äolier Sisyphus (s. d.) gegründet, dessen Stamme

die Herakliden und diesen die Bacchiaden, eine heraklidische Familie, folgten, welche eine Oligarchie bildeten, worauf nach einigen Generationen 657 v. Chr. Kypselos und 627 dessen Sohn Periander sich zu Tyrannen aufwarfen. Nach dem Sturze des letzten Tyrannen, des Psammetich, 584 v. Chr., gab sich K. eine auf Timokratie und Aristokratie gegründete Verfassung und handelte anfangs mit den Athenern, während des Peloponnesischen Krieges aber mit den Spartanern gemeinschaftlich. Durch pers. Bestechung wurde es dann in den sogenannten **Korinthischen Krieg**, 394—387, verwickelt, in welchem es der Sammelplatz der Böotier, Argiver und Athener war. Später von den macedon. Machthabern als ein für sie wichtiger Punkt besetzt, hielt es sich nach Vertreibung der Macedonier 243 v. Chr. zum Achäischen Bunde, bis es durch den röm. Consul Mummius (s. d.) 146 v. Chr. zerstört und eingeäschert wurde. Zwar ließ Julius Cäsar als Dictator K. 46 wieder aufbauen, vermochte es aber, obgleich es sich als Hauptstadt der Provinz Achaja zu heben begann, zur frühern Blüte nicht wieder zurückzuführen. Später hielt sich in K. der Apostel Paulus auf, der hier seine Briefe an die Thessalonicher und Römer schrieb und von hier aus sich 54 nach Jerusalem begab. Schon in den ältesten Zeiten blühte hier außer der plastischen Kunst namentlich die Baukunst, die eine Menge herrlicher Tempel hervorrief und der zierlichen Korinthischen Säulenordnung (s. d.) den Namen gab; auch standen die korinthischen Gefäße stets in hohem Ansehen und korinthisch nannte man daher zuletzt alle Einrichtungen des Luxus und Reichthums im Innern der Paläste, da K. im Hange zum Luxus, den es von dem benachbarten Sicyon erbte, alle Städte übertraf, sodaß man in Byzanz ein eigenes Hofamt des sogenannten Corinthiarius hatte, welcher die Aufsicht über die innern Schmuckmobilien führte. Außerdem waren namentlich die Hetären K.s wegen des außerordentlichen Glanzes, mit dem sie sich umgaben, übel berüchtigt und stürzten gewöhnlich ihre Verehrer in Armuth und Elend, daher in Folge des hohen Preises, den sie hier verlangten, das Sprüchwort entstand: „Non cuivis homini contingit adire Corinthum", d. h.: „Eine Lustreise nach K. ist nicht jedes Mannes Sache." Abbildungen der noch vorhandenen Alterthümer finden sich in der „Expédition scientifique de Morée" (Bd. 3, Par. 1838).

Korinthen oder **kleine Rosinen** (Passulae minores) sind die getrockneten rothen oder blauen Beeren einer kleinfruchtigen, kernlosen Spielart des gemeinen Weinstocks (Vitis vinifera apyrena), welche im Oriente und vorzugsweise in Griechenland cultivirt wird. Ihren Namen haben sie von der Stadt Korinth, in deren Gegend sie zuerst sollen gezogen worden sein. Sie sind sehr klein, ungleich, rund, dünnhäutig, kernlos und sehr süß, am geschätztesten die von der Insel Zante kommenden. Wegen ihrer Süßigkeit, Vertheilbarkeit und Kernlosigkeit sind sie zu Gebäcken wie auch zu allerhand Brühen u. s. w. sehr beliebt. Da sie einen Hauptausfuhrartikel Griechenlands ausmachen, so ist ihr Misrathen für das ohnedem nicht reiche Land sehr drückend. In einigen Gegenden Griechenlands wird aus den Korinthentrauben auch ein sehr süßer, ölartiger Wein, der **Korinthenwein**, gewonnen.

Korinthisches Erz (aes Corinthium) nannten die Alten ein eigenthümliches, von ihnen selbst sehr geschätztes Metall, welches namentlich zu Gefäßen, bisweilen auch zu Bildsäulen gebraucht wurde und, wie man gewöhnlich annahm, eine Mischung aus Gold, Silber und Kupfer enthielt, nach dem Urtheile anderer Kenner aber nur ein sehr gereinigtes und raffinirtes Kupfer war, dessen Farbe bald ins Helle und Weißliche, bald ins Dunkelbraune spielte, bald die Mitte hielt. Da die Erfindung dieses Erzes in die früheste Zeit hinaufreicht, so fällt von selbst das Märchen zusammen, welches Florus und Plinius über die Entstehung desselben mittheilen, daß es nämlich bei der Zerstörung und dem Brande von Korinth 146 v. Chr. aus den geschmolzenen Massen des damals in großer Menge dort vorhandenen Goldes, Silbers und andern Metalls gebildet worden sei, sowie die Erzählung einiger alter Schriftsteller, daß dasselbe erst durch die Abkühlung in der Quelle Pirene seine Vortrefflichkeit erhalten habe.

Kork oder **Pantoffelholz** nennt man die Rinde der **Korkeiche** (Quercus Suber), eines 30—40 F. hohen, sehr ästigen, immergrünen Baums, der von den Spaniern Alcornoque genannt wird, in Südeuropa und Nordafrika wächst und sich von der Kermeseiche (Quercus coccifera) nur durch die dicke, schwammige und rissige Rinde des Stamms unterscheidet. Abgesehen von ihren gleich den Kastanien eßbaren Früchten ist diese Eiche besonders durch die äußere, sehr dicke, schwammige, leichte und elastische Zellgewebsschicht der Rinde wichtig, welche aller 6 — 8 J. abgeschält, dann feucht gepreßt, in Tafeln als Kork in den Handel gebracht wird. Von den jungen Bäumen ist der Kork viel schlechter und noch unbrauchbar und wird erst nach der dritten Schälung brauchbar, bis nach der 15. — 18. Schälung der Baum eingeht.

Der Kork wird vorzüglich zu Pfropfen (Korkstöpseln) verarbeitet, indem die zwei mal ausgekochten Tafeln in Würfel geschnitten werden, die dann aus freier Hand an einem feststehenden, aber haarscharfen Messer abgedreht werden; ein geübter Mann liefert auf diese Art gegen 2000 Stück in einem Tage. Auch werden daraus Korksohlen für die Fußbekleidung, Schwimmkleider, Rettungsboote und in den wärmern Gegenden die Dachbedeckungen der leichten Häuser gemacht. Vorsichtig verkohlter Kork gibt die feine, Spanisches Schwarz genannte Farbe. Außerdem wird Kork zum Ausschneiden von Modellen und von Nachbildungen der Bauwerke gebraucht. Über die Darstellungen aus Kork s. **Phelloplastik**.

Korn, s. **Roggen**.

Kornblume oder **Cyane** ist der Name einer Pflanzenart der zu den Compositen gehörenden Gattung **Flockenblume** (Centaurea); im Systeme wird sie als Kornflockenblume (C. Cyanus) bezeichnet. Sie ist gemein auf Äckern unter dem Getreide, jetzt in allen Welttheilen, einjährig, blüht im Juni bis August und ihre azurblauen Blütenköpfe, deren Hüllschuppen schwarz oder braun gerandet und gesägt-gewimpert sind, zieren Kränze und Guirlanden. Die großen trichterförmigen Randblumen dienen noch jetzt als verschönernder Zusatz zu Räucherpulvern und Morsellen. Die Pflanze gehört zu den Attributen der Ceres, daher heißt es in Schiller's Eleusischem Feste: „Windet zum Kranze die goldenen Ähren, flechtet auch blaue Cyanen hinein!" In den Gärten wird sie auch mit dunkelrothen, fleischrothen und weißen Blumen cultivirt. Noch öfter wird in den Gärten die **große Kornblume** oder Bergflockenblume (C. montana) gezogen, welche ausdauernd ist und deren Blütenköpfe und Blüten bedeutend größer sind. Mit dem Namen der **rothen Kornblume** bezeichnet man auch die bei uns auf den Wiesen gemeine rothe Flockenblume (C. Jacea), deren Blüten roth oder seltener weiß oder nur die Randblüten weiß sind. Sie gibt eine schöne hochgelbe Farbe, fast so gut als die Färberscharte. Die bittere, etwas adstringirende Wurzel und das Kraut waren früher in der Heilkunde gebräuchlich.

Kornelkirschbaum oder **Dürlitze** heißt eine Art der Gattung **Hornstrauch** (Cornus), welche im Systeme den Namen gelber Hornstrauch (C. mascula) führt und im mittlern und südlichen Europa, aber auch in Asien bis nach Japan auf Hügeln, Bergen und in Wäldern wild wächst und häufig cultivirt wird. Der 15—20 F. hohe baumartige Strauch entfaltet seine gelben Blüten, welche in Dolden von der Länge der vierblätterigen Hülldecke stehen, vor den Blättern bei uns schon im März und April. Die länglichen, glänzend zinnoberrothen, selten wachsgelben oder weißen Steinfrüchte reifen spät und sind vor der völligen Reife sehr herbe, dann aber angenehm-weinsauer; sie werden häufig roh gegessen oder unreif in Zucker oder Essig, wie die Oliven, eingemacht; sonst waren sie auch in der Heilkunde gebräuchlich. Die Blüten geben den Bienen viel Honig; die Blätter hat man als Thee benutzt. Das ungemein harte Holz ist zu Tischler- und Drechslerarbeiten, beim Maschinenbau, zu mathematischen Instrumenten u. s. w. gut geeignet. Die geschälten und gebrannten Äste geben Stöcke, die unter dem Namen **Ziegenhainer**, so genannt von dem Dorfe Ziegenhain bei Jena, bekannt sind.

Körner (Christian Gottfr.), der Vater Theodor Körner's (s. d.), geb. 1756 zu Leipzig, wo sein Vater Superintendent war, widmete sich in Leipzig und Göttingen dem Studium der Rechte und habilitirte sich an der Universität in Leipzig, nachdem er eine größere Reise gemacht hatte. Im J. 1783 folgte er dem Rufe nach Dresden als Oberconsistorialrath, wurde 1790 Oberappellationsgerichtsrath, 1798 Geh. Referendar im Geheimen Consilium, 1811 aber in das Appellationsgericht zurückversetzt. In ihm vereinigte sich mit dem Eifer für die Wissenschaft seines Berufs ein reger Sinn für Wissenschaft und Kunst im weitesten Sinne des Worts. Er war Schiller's vertrauter Freund, stand mit Goethe im Briefwechsel und wußte, von einer trefflichen Gattin unterstützt, an seine nächsten Umgebungen den Geist der Kunst und Wissenschaft zu fesseln. Sein Haus war Jahre lang ein Vereinigungspunkt für höher gebildete Einheimische und Fremde. Auf seinem in Loschwitz bei Dresden höchst anmuthig gelegenen Weinberge schrieb Schiller seinen „Don Carlos". Mit Freimüthigkeit erklärte K. sich 1813 für die Sache Deutschlands und gab seinem Sohne unbedenklich seine Einwilligung zum Eintritt in die Reihen der freiwilligen Krieger. Unter dem russ. Gouvernement wurde er Gouvernementsrath; bei der Auflösung dieser Behörde folgte er 1815 einem Rufe in preuß. Dienste nach Berlin, nachdem er noch zu Dresden im März 1815 auch seine einzige Tochter Emma durch den Tod verloren hatte. Als Staatsrath, später als Geh. Oberregierungsrath im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten thätig, wußte er sich auch in seinem neuen Vaterlande Vertrauen und Achtung, sowie als Mensch die Liebe und Verehrung aller ihm Nahestehenden zu erwerben. Er starb zu Berlin 13. Mai 1831 und wurde, wie er gewünscht hatte, neben seinen Kindern bei Wöbbe-

lin zur Ruhe bestattet. Seine Theilnahme an dem Entwickelungsgange der neuern deutschen Literatur und die Vielseitigkeit seiner Bildung beweisen nicht blos die dem Publicum vorliegenden brieflichen Zeugnisse Goethe's und Schiller's, als dessen Freund er von 1812—16 die Herausgabe der Werke desselben besorgte, sondern auch einzelne werthvolle schriftstellerische Leistungen in den Fächern der Staatswissenschaft und der Ästhetik, namentlich aber „Schiller's Briefwechsel mit K." (4 Bde., Berl. 1847). Auch an Schiller's Biographie von Frau von Wolzogen hat K. wesentlichen Antheil.

Körner (Theodor), deutscher Dichter, geb. zu Dresden 23. Sept. 1791, der Sohn des Vorigen, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, während zugleich der Vater selbst und der gesellige Geist des älterlichen Hauses sowie die Verehrung, mit der die Familie an Schiller hing, vom belebendsten Einfluß auf die Ausbildung seiner Talente waren. Frühe Versuche schienen über seine Anlage zur Dichtkunst keinen Zweifel übrig zu lassen. Nachdem er zwei Jahre lang, um Mineralogie zu studiren, die Bergakademie zu Freiberg besucht hatte, bezog er 1810, kurz nach Erscheinen der ersten Sammlung seiner dichterischen, meist noch sehr unreifen Versuche unter dem Titel „Knospen", die Universität zu Leipzig. Da er aber einem sehr unbestimmten Dichterideal und einem ziemlich wüsten Begriff von Genialität nachjagte, entschlug er sich jedem tiefern und gründlichern Studium und ließ sich durch akademische Verbindungen zu Verirrungen hinreißen, welche ihn die Universität zu verlassen nöthigten. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin ging er nach Wien, wo er sich verlobte, und lenkte hier durch mehre dramatische Erzeugnisse, welche er schnell hintereinander auf die Bühne brachte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Einige derselben, wie „Der grüne Domino", „Die Braut" und „Der Nachtwächter", gehören noch jetzt zu den bessern deutschen Lustspielen. Seine Dramen ernstern Charakters, wie „Toni" und „Hedwig", bekunden den ziemlich gewandten Bühnenpraktiker und Versificator, offenbaren aber einen Mangel an Menschenkenntniß, für welchen man in der Jugend des inzwischen zum kaiserlichen Theaterdichter ernannten Verfassers eine Entschuldigung finden kann. Seine beiden größern Trauerspiele „Zriny" und „Rosamunde" wurzeln ganz in dem Jambenpathos Schiller's, fesseln aber besonders die Jugend durch Reinheit und Lyrik des Gefühls und durch den darin sich deutlich kundgebenden jugendlichen Enthusiasmus für alles Gute und Edle. Namentlich war in jener Zeit des Drucks und der geheim gährenden Volkskraft das Trauerspiel „Zriny" mit seiner Darstellung echten Heldenmuths von leicht erklärlicher mächtiger Wirkung. Als sich die deutsche Nation gegen die Napoleonische Fremdherrschaft erhob, zog auch der begeisterte K., welcher schon früher in Liedern die Schmach und Unterdrückung des Vaterlandes beklagt hatte, mit in den Krieg und fand jetzt erst den wahren Sinn der Poesie, welche die ernste Zeit verlangte. Die unter dem Titel „Leier und Schwert" und durch die Weber'schen Melodien populär gewordenen patriotischen Lieder, welche er nun dichtete und durch die er mächtig auf den kriegerischen Sinn der Deutschen wirkte, sind nicht nur das Beste unter K.'s sämmtlichen Dichtungen, sondern gehören überhaupt zu den schönsten und begeistertsten Kriegs- und Vaterlandsgesängen, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Durch diese glühenden Lieder und seinen heldenmüthigen Tod errang er den Anspruch auf Unsterblichkeit, den ihm seine übrigen zum Theil ganz löblichen lyrischen und dramatischen Leistungen nicht verschafft haben würden. Er hatte sich anfangs den Lützow'schen Büchsenjägern zugesellt; allein die Unthätigkeit, in welcher dieselben nach der Schlacht von Lützen bleiben mußten, bewog ihn, zu der Cavalerie des Corps zu treten. Als Lützow's Adjutant machte er den kühnen Streifzug in dem Rücken des Feindes mit. Fast wäre es den Franzosen gelungen, ihn in dem Gefechte bei Kitzen, wo er stark verwundet wurde, zu fangen. Von Freunden in Leipzig gepflegt, ging er noch während des Waffenstillstandes über Teplitz wieder zu seinem Corps, für welches sich eine treue Anhänglichkeit in allen seinen Liedern ausspricht. Nach geendigtem Waffenstillstande kämpfte er in mehren Gefechten gegen die Franzosen mit kühnem Muthe. Er fiel 26. Aug. 1813 auf einem Felde neben der Straße von Schwerin nach Gadebusch, eine halbe Stunde westlich von Rosenberg. Noch eine Stunde vor dem Anfange des Gefechts hatte er nach einem Nachtmarsche das bekannte Schwertlied beendigt und seinen Freunden vorgelesen. Seine Leiche wurde, wie die des jungen Grafen Hardenberg, begleitet von allen Offizieren des Corps und den Waffenbrüdern, unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin begraben. Der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin bewilligte dem Vater K.'s einen Raum von 45 □R. um die Grabstätte, in deren Mitte sich ein in Eisen gegossenes Denkmal erhebt. Auch gab der Vater 32 auserwählte kriegerische Gedichte seines Sohnes unter dem Titel „Leier und Schwert" (Berl.

1814; 8. Aufl., 1848), sowie dessen „Poetischen Nachlaß" (2 Bde., Lpz. 1814—15) heraus. Eine Gesammtausgabe der „Sämmtlichen Werke" K.'s besorgte Streckfuß (in Einem Bande Berl. 1834; 4 Bde., 1842).

Korngesetze sind eigentlich alle Gesetze, welche den Verkehr mit Korn oder Getreide überhaupt betreffen, also Gesetze zur Beschränkung der Ausfuhr und Ermunterung der Einfuhr von Korn oder umgekehrt; ferner Gesetze wegen Aufbewahrung von Kornvorräthen, Gesetze gegen den sogenannten Kornwucher u. dgl. m. Solcher Gesetze hat es zu den verschiedensten Zeiten und in den meisten Ländern gegeben; denn die ganz besondere Wichtigkeit des Getreides, als des ersten und unentbehrlichsten Lebensmittels, führte früh auf den Gedanken, den Verkehr damit von Staats wegen zu regeln, um die Bevölkerung gegen Mangel zu sichern. Der Sprachgebrauch wendet jedoch jenes Wort vorzugsweise auf eine bestimmte Art solcher Gesetze an, welche durch ihren Einfluß auf die allgemeinen Verkehrsverhältnisse und durch die lebhaften Kämpfe um ihre Abschaffung oder Erhaltung eine besondere Berühmtheit erlangt hat. Es sind dies die 1815 vom engl. Parlamente gegebenen und erst 1846 wieder aufgehobenen Gesetze zur Besteuerung der Einfuhr fremden Getreides im Interesse der engl. Getreideproducenten. Schon vorher hatte man bald durch Ausfuhrprämien, bald durch Einfuhrverbote oder hohe Einfuhrzölle den Preis des einheimischen Getreides zu heben gesucht. Das Gesetz von 1815 bestimmte, daß die Einfuhr fremden Getreides gänzlich verboten sein sollte, solange nicht der innere Marktpreis 80 Schill. für den Quarter Weizen, 53 für Roggen, 40 für Gerste, 26 für Hafer betragen würde. Dieses Gesetz erwies sich jedoch als wenig wirksam. Im J. 1822 trat daher an seine Stelle ein anderes, welches die Einfuhr schon bei 70 Schill. für Weizen u. s. w. gestattete, jedoch dieselbe, solange der Preis unter 80 Schill. stand, noch mit einem Zoll von 17 Schill. für die ersten drei Monate nach Eröffnung des Marktes, von 12 Schill. später, belegte. Im J. 1827 brachte sodann Canning ein neues Gesetz ein, daß an die Stelle feststehender Zölle und beziehentlich gänzlichen Verbots die sogenannte gleitende Scala, d. h. eine nach den Marktpreisen wechselnde Abstufung der Einfuhrzölle auf Getreide, treten sollte. Das Gesetz ging im Unterhause durch, scheiterte aber im Oberhause. Im folgenden Jahre gelang es jedoch H. Grant, ein auf ähnlichen Grundsätzen beruhendes Gesetz durchzubringen. Danach ward der Eingangszoll auf den Quarter Weizen bei einem mittlern Marktpreise von 62—63 Schill. auf 1 Pf. 4 Schill. 8 Penny gesetzt. Jeder Schilling unter diesem Preise hatte eine Erhöhung des Zolls um ebenso viel, jeder Schilling darüber eine eben solche Verminderung zur Folge; bei mehr als 68 Schill. Marktpreis fiel der Zoll in stärkerer Progression. Ähnlich war das Verhältniß in Bezug auf die andern Getreidearten. Die Korngesetzgebung von 1828 blieb unverändert und unangefochten bis nach der Reformbill, wo die Mittelclasse zu größerm Einfluß und die Freihandelsideen allmälig zur Discussion und Herrschaft gelangten. Es bildete sich nun die Anti-Cornlaw-League (s. d.), deren Wirksamkeit namentlich die Abschaffung jener Korngesetze 1846 herbeiführte oder wenigstens beschleunigte. Die Aufhebung der Korngesetze nebst den übrigen damit gleichzeitig ins Leben getretenen Befreiungen oder Ermäßigungen von Zöllen auf eine Menge von Lebensbedürfnissen und Fabrikmaterialien in England wird als eine der wesentlichsten Ursachen des seitdem in ganz ungewöhnlichen Verhältnissen gestiegenen allgemeinen Wohlstandes und Verkehrs angesehen, sodaß selbst die ehemals entschiedensten Vertheidiger jener Gesetze die Wiederherstellung derselben für unmöglich halten. Für Deutschland hat die Aufhebung der engl. Kornzölle nicht, wie Manche erwarteten, eine bedeutend vermehrte Getreideausfuhr nach England zur Folge gehabt. Denn während früher bei der gleitenden Scala die nächstgelegenen Häfen, also auch die deutschen, den günstigsten Moment zur Einfuhr benutzen konnten, haben sie jetzt bei der völlig freien Einfuhr die Concurrenz der entlegensten Länder, wie Südrußland und Nordamerika, zu bestehen.

Kornrade oder **Raden** (Agrostemma) heißt eine zu den Caryophylleen gehörende Pflanzengattung, bei welcher zehn Staubgefäße und fünf Griffel in der Blüte stehen und die Zipfel des lederartigen Kelchs weit länger als die Blume sind. Von dieser Gattung ist die **gemeine Kornrade** (A. Githago), die häufig in dem Getreide wächst und jetzt fast in allen Welttheilen vorkommt. Sie ist einjährig, sehr langhaarig, mit einzelnstehenden, endständigen, lilarothen Blüten. Ehedem waren Wurzel, Kraut und Samen in der Heilkunde gebräuchlich, von denen die letztern zuweilen mit den Samen des Schwarzkümmels verwechselt werden. Wenn die Samen der Kornraden in größerer Menge im Getreide vorkommen, so erweist sich das der Gesundheit mehr oder minder nachtheilig.

Kornwucher, s. Theuerung.

Kornwurm nennt man zwei das aufgeschüttete Getreide angreifende Larven, welche die schädlichsten Insekten auf Kornböden sind und als schwarzer und weißer Kornwurm unterschieden werden. Der schwarze oder braune Kornwurm ist die Larve eines Rüsselkäfers, des schwarzen Kornkäfers (Calandra granaria), der nur zwei Linien lang und rothbraun ist und dessen tief punktirtes Halsschild so lang als die gestreift-punktirten Flügeldecken ist; die Fühler sind gebrochen, der Rüssel ist lang und an seinem Grunde unter den Augen befindet sich eine rundliche Fühlergrube. Das Weibchen legt die Eier an die Getreidekörner, deren Mehl die Larve (der Wurm) auffrißt, die sich dann in der Hülle (Schale) verpuppt. Er wird selbst durch Kälte nicht getödtet und verursacht durch Fruchtbarkeit und Gefräßigkeit den größten Schaden. Als Gegenmittel gilt häufiges Umstechen des Korns und Aufwerfen von Flachsknoten auf die Böden; auch Besprengen mit scharfer Seifensiederlauge und darauf folgendes Abfegen derselben vertilgt diesen Kornwurm. Als zuverlässigstes Mittel zeigt sich aber nur ein vollständiges Räumen der Böden und Leerstehenlassen während längerer Zeit. Eine andere Art derselben Käfergattung, der **Reiskornkäfer** oder **Glander** (C. oryzae), der ebenfalls nur zwei Linien lang, schwarzbraun und auf den Flügeldecken mit vier rothen Flecken bezeichnet ist, wird dem Reis in den Koffern und Kisten der Kaufleute sehr schädlich. Der weiße Kornwurm ist die Raupe der **Kornmotte** (Tinea granella), welche drei Linien lang und sieben Linien breit ist. Ihr Kopf ist gelblich, die Vorderflügel sind grau, braun und schwärzlich marmorirt und hinten aufgerichtet, die Hinterflügel bräunlich. Das Weibchen legt seine Eier an die Getreidekörner, die ausgekrochene Raupe spinnt mehre Getreidekörner zusammen, frißt sie aus und überwintert auf dem Gebälk der Kornböden in einem Gespinnste aus abgenagten Holzspänchen, verpuppt sich im März oder April und fliegt dann nach vier Wochen aus. Dieser Kornwurm wird am besten durch Backofenwärme getödtet. Auch kann man neben die großen Körnerhaufen eine dünne Lage Korn hinstreuen und die erstern mit Tüchern zudecken, damit der Schmetterling seine Eier nur an diese dünne Körnerlage legt, die dann mit den Eiern zugleich entfernt werden kann. Der **rothe Kornwurm** (Apion frumentarium), der gleichfalls zu den Rüsselkäfern gehört, ist 2½ Linien lang, mennigroth und nur die Augen sind schwarz. Er findet sich nur auf Gräsern im Freien und ist dem Getreide nicht schädlich, obschon er dafür gilt, welche irrige Meinung wol durch Verwechselung mit dem schwarzen Kornwurm entstanden sein mag, dessen frisch ausgekrochene Exemplare zuweilen röthlich sind.

Koromandel heißt der zu Ostindien gehörende Küstenstrich auf der Ostseite der Halbinsel diesseit des Ganges am Bengalischen Meerbusen von der Mündung des Kistna bis Cap Kaleimer, ungefähr zwischen 10° 30′ und 16° n. Br. gelegen, welcher den südlichen Theil der östlichen Küstenterrasse der Halbinsel umfaßt, mit den Provinzen Tschola oder Tandschore am Cavery im S., Dravida oder Karnatik mit der Gouvernementshauptstadt Madras (s. d.) in der Mitte und Andhra oder den Circars im N. Der Boden wird von den Abhängen der östlichen Ghats und den zwischen ihnen und dem Meere von S. nach N. in einem Gürtel niedrigen angeschwemmten Landes in ungleicher Breite sich lang hinstreckenden Ebenen gebildet, welche die Ablagerungen aller dort mündenden Gewässer enthalten. Von Anfang October bis April wehen längs dieser Küste die Nordwinde und zwar während der ersten drei Monate der Nordostmonsoon mit solcher Heftigkeit, daß die Schiffahrt mit Gefahr verbunden ist, um so mehr, als es der Küste an guten Häfen fehlt. Um die Mitte des April fangen die Südwinde an, welche bis zur Mitte des October dauern, und im Verlaufe dieser Monate kann man sich mit Sicherheit der Küste nähern. Während dieser Jahreszeit weht den Tag über nicht selten ein brennend heißer Wind, der das Athmen erschwert, doch erfrischt der kühle Seewind über Nacht das Land. Das Klima ist im Ganzen gesund; für Europäer freilich nur, soweit dies überhaupt in irgend einem tropischen Klima möglich ist. Die sandige Beschaffenheit fast der ganzen Küste ist dem Reisbau nicht günstig; dagegen ist die in Menge erzeugte Baumwolle eine Quelle der Wohlhabenheit für die gewerbfleißigen Bewohner.

Koronēa (griech. Koroneia), eine Stadt in Böotien, auf einem Hügel südöstlich von Chäronea und westlich vom See Kopaïs, ist jetzt fast spurlos verschwunden, war aber im Alterthume berühmt durch das allgemeine böotische Bundesfest, welches in der Nähe derselben bei einem Tempel der Minerva gefeiert wurde, und durch den freilich nicht entscheidenden Sieg, den die Spartaner hier unter Anführung des Agesilaus (s. d.) gegen die Thebaner, Athener und deren Verbündete in einer mörderischen Schlacht 394 v. Chr. erkämpften.

Körös ist der Name von drei der bedeutendsten ungar. Flüsse, von denen zwei in Siebenbürgen entspringen. Die Schnelle Körös entspringt nämlich in Zaránd, die **Weiße Körös** im Klau-

senburger, die **Schwarze Körös** hingegen in dem ungar. Comitat Bihar. Alle drei nehmen unter zahllosen Krümmungen ihren Lauf gegen Westen, bis sie sich endlich in der bekeser Gespanschaft vereinigen und, nachdem sie noch den Berettyófluß aufgenommen, zwischen Csongrád und Vásárhely in die Theiß fallen. Die drei Flüsse sind zwar wie die meisten ungar. Flüsse noch ungeregelt, aber auch in ihrem gegenwärtig verwahrlosten Zustande von unberechenbarer Bedeutung, da sie fast die einzige Verkehrsstraße zwischen der Theißgegend und den siebenbürg. Grenzcomitaten bilden. — **Groß-Körös**, einer der bedeutendsten ungar. Marktflecken in der pesther Gespanschaft, mit 19600 durchgehends magyar. und größtentheils der ref. Kirche angehörigen Bewohnern, hat ein blühendes ref. Gymnasium, ein Lehrerseminar, eine praktische Ackerbauschule, Kinderbewahranstalt und andere rühmenswerthe öffentliche Anstalten. Von Weingärten umgeben, die einen vortrefflichen rothen Wein liefern, bilden Weinbau und Weinhandel die Haupterwerbsquellen der auch gewerbthätigen Bevölkerung von K. Unter den öffentlichen Gebäuden sind am bemerkenswerthesten das sehr alte und ungemein große ref. Gotteshaus und die vor einigen Jahren außerhalb der Stadt erbaute, eine Fläche von 9000 Klaftern umfassende Cavaleriekaserne. — **Körös** ist auch der ungar. Name für das Comitat und die Stadt Kreutz (s. d.).

Körper heißt jede Materie in der Natur, insofern wir sie nicht als gestaltlos, sondern als einen bestimmten Raum einnehmend betrachten. Zur Körperlichkeit (materialitas) gehört also zuerst Räumlichkeit, und diesen Begriff verbanden auch die ältern Philosophen mit dem Worte Körper, wie dies ihre Definition beweist: Körper ist, was sich nach allen Seiten auf bestimmte Weise ausdehnt oder bestimmte Raumbegrenzung hat. In der Geometrie nennt man daher diese bestimmt begrenzten Räume selbst, ohne alle Rücksicht auf ihre Materie, Körper, welche dann nach der Art ihrer Begrenzung in Körper mit ebenen oder krummen Grenzflächen eingetheilt werden. Unter den erstern sind die merkwürdigsten die Prismen und Pyramiden; unter den andern die Kugel und das elliptische Sphäroid. Außerdem gibt es Körper, die von ebenen und krummen Flächen zugleich begrenzt werden, wie z. B. Cylinder und Kegel. Allein was in der Mathematik Körper genannt wird, ist noch kein eigentlicher oder physischer Körper, sondern nur körperliche Figur. Dies sahen auch die Stoiker ein, welche die freilich zu weite Definition aufstellten: Körper ist, was thut und leidet. Richtiger wird Das Körper genannt, was mit empfindbaren Qualitäten den Raum füllt. In der Naturlehre theilt man die Körper in Beziehung auf den Aggregatzustand ihrer Materie in feste oder flüssige, letztere in liquide oder tropfbarflüssige und in expansible oder elastischflüssige, wie z. B. Luft und Licht. Bei den festen unterscheidet man wieder harte und weiche, spröde und elastische u. s. w. Ferner werden die Körper eingetheilt in organisirte, die mittels gewisser innerer Einrichtungen und Lebenskräfte fähig sind, sich selbst zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen, und in unorganisirte, die beim Mangel aller Lebenskraft nur durch Anhäufung von außen durch mechanische Kräfte entstehen und verändert werden. Die organischen Körper aber sind beseelte oder unbeseelte. Die Körperlehre ist daher theils allgemeine Naturlehre, theils specielle, wie Astronomie, Mineralogie, Botanik, Geologie und die Somatologie im engern Sinne, d. h. die Lehre vom menschlichen Körper, welche einen wesentlichen Theil der Anthropologie ausmacht.

Korsákow Remskoi, russ. General der Reiterei, machte von Jugend auf die russ. Militärcarrière und empfahl sich als Major im Semenow'schen Garderegiment der Kaiserin Katharina II., die ihn 1794 zum Begleiter des damaligen Grafen von Artois, nachherigen Königs von Frankreich, Karl's X., ernannte. In demselben Jahre machte er den Feldzug gegen die Franzosen in den Niederlanden mit und diente dann unter Subow im Kriege gegen Persien. Bei Kaiser Paul's I. Thronbesteigung wurde er General und schon 1799 mit 40000 Mann zur Unterstützung Suworow's in die Schweiz geschickt, wo er 25. Sept. desselben Jahres bei Zürich eine vollständige Niederlage durch den franz. General Masséna erlitt. Auf dem Rückzuge erlitt er nochmals, bei Diesenhofen, eine Niederlage, worauf er den Befehl an Suworow abgab. Später wurde er zum Militärgouverneur ernannt, auf welchem Posten er starb.

Korsar, abgeleitet vom ital. corso, d. i. Lauf oder Streiferei, heißt im Allgemeinen jeder Seeräuber, welcher darauf ausgeht, Handelsschiffe aufzusuchen und sie wegzunehmen. Insbesondere aber versteht man darunter die ehemals von Algier, Tunis, Tripolis und den marokkan. Häfen auslaufenden Raubschiffe, während man die europ. Schiffe, welche in Kriegszeiten mit Bewilligung ihrer Regierungen feindliche Schiffe wegnehmen, Kaper (s. d.) nennt.

Körte (Wilh.), verdient um die deutsche Literaturgeschichte, geb. 24. März 1776 zu Aschersleben, wo sein Vater Conrector an der Schule und dann Archidiakonus war, wurde in seiner

Erziehung und Ausbildung besonders von seinem Großoheim Gleim überwacht. Er besuchte die Schulen zu Aschersleben und Halberstadt, studirte 1796—99 zu Halle Baukunst und schöne Wissenschaften und kehrte dann nach Halberstadt zurück, wo er ohne öffentliche Anstellung von dem Gehalt lebte, welchen er als ehemaliger Domvicar und als Administrator der Gleim'schen Familienstiftung bezog. Unter seinen Schriften stehen seine biographischen Arbeiten obenan, wie das „Leben Gleim's" (Halberst. 1811); „Leben Carnot's" (Lpz. 1820); „Leben und Studien Fr. Aug. Wolf's, des Philologen" (2 Bde., Essen 1833); „Albrecht Thaer, sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth" (Lpz. 1839). Aus Wolf's, seines Schwiegervaters, Collegienheften gab er dessen mündliche Vorträge über Erziehung und Unterricht unter dem Titel „Consilia scholastica" (Quedlinb. und Lpz. 1835) heraus. Etwas oberflächlich wie seine meisten Arbeiten ist auch seine Sammlung der „Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten der Deutschen" (Lpz. 1837). Außerdem gab er heraus Ew. Chr. von Kleist's „Werke" (Berl. 1825, neue Ausgabe 1840), die „Briefe Bodmer's, Sulzer's und Geßner's" (Zür. 1804) und „Briefe Heinse's, J. von Müller's und Gleim's" (2 Bde., Zür. 1806); ferner „Sämmtliche Werke Gleim's" (8 Bde., Halberst. 1811) und Gleim's „Zeitgedichte" (Lpz. 1841). K. starb 30. Jan. 1846.

Kortüm (Joh. Friedr. Christoph), deutscher Geschichtschreiber, geb. 24. Febr. 1788 zu Eichhorst in Mecklenburg-Strelitz, wo sein Vater Prediger war, stammt aus einem, sagt man, in Friesland einst reich begüterten Rittergeschlechte, dem auch der als Verfasser der „Jobsiade" bekannte Karl Arn. Kortüm (s. d.) angehörte. Er besuchte das Gymnasium zu Friedland, bezog 1806 die Universität zu Halle, ging im Frühjahre 1807 nach Göttingen, wo er bald der Theologie entsagte und darauf mit besonderm Fleiß die geschichtlichen Vorträge Heeren's und Planck's besuchte, und im Oct. 1808 nach Heidelberg, um sich philosophischen und historischen Studien unter Böckh, Creuzer und Wilken zu widmen. Im Herbst 1810 kehrte er nach Mecklenburg zurück. Das Herz voll Haß gegen Napoleon, traf er im Frühjahre 1811 nur mit Vorwissen weniger Freunde, unter welchen sich E. M. Arndt in Greifswald befand, im Geheimen Vorkehrungen zur Abfahrt nach England, um von da Spanien, das Land seiner Ideale, zu erreichen. Auf dem Wege nach Rostock als Spion von den Franzosen verhaftet, entkam er zwar bei einbrechender Nacht, von theilnehmenden Landleuten unterstützt, seinen Wächtern, ging aber nun nach Yverdun in der Schweiz und wurde zu Ostern 1812 Lehrer an dem Fellenberg'schen Erziehungsinstitute zu Hofwyl. Im Winter 1814 machte er den Feldzug in Frankreich mit, wo er den mehrmonatlichen Aufenthalt in Paris trefflich für seine Studien zu nutzen wußte. Nach der Rückkehr lehrte er wieder in Hofwyl, bis er zu Ostern 1817 dem Rufe als Professor der griech. und lat. Sprache an der aargauer Cantonsschule folgte. Doch auch diese Stelle gab er 1818 wieder auf, um, nun ganz den geschichtlichen Studien zugewendet, die kaiserl. Hofbibliothek in Wien benutzen zu können, worauf er 1819 Professor der Geschichte an dem neugestifteten Gymnasium zu Neuwied wurde. Im J. 1821 folgte er dem Rufe als Professor der Geschichte an die Universität zu Basel, legte aber diese Stelle, weil er nicht gleichzeitig an dem Pädagogium wirken wollte, 1822 freiwillig nieder und lebte nun in unabhängiger Stellung seit 1823 wieder in der hofwyler Anstalt, bis er 1826 als Privatdocent der Geschichte nach Basel zurückkehrte. Auf einer Reise nach Norddeutschland begriffen, erhielt er den Ruf als Professor der Geschichte an der Akademie zu Bern, wo er nun mit erfolgreichem Eifer bis zur Übernahme einer Professur der Geschichte in Heidelberg (1840) wirkte. Von seinen Schriften erwähnen wir: „Friedrich I. mit seinen Freunden und Feinden" (Aarau 1818); „Zur Geschichte der hellen. Staatsverfassungen" (Heidelb. 1821); „Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter und in der neuern Zeit" (3 Bde., Zür. 1827—29); „Geschichte des Mittelalters" (2 Bde., Bern 1836—37); „Röm. Geschichte von der Urzeit Italiens bis zum Untergange des abendl. Reichs" (Heidelb. 1843); „Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens" (Manh. 1843).

Kortüm (Karl Arnold), der Verfasser der „Jobsiade", geb. zu Mühlheim an der Ruhr im Herzogthume Berg, 5. Juli 1745, studirte zu Duisburg Medicin und lebte dann als praktischer Arzt erst in seiner Vaterstadt, seit 1771 aber zu Bochum in der Grafschaft Mark, wo er 15. Aug. 1824 starb. Außer mehren medicinischen Schriften, z. B. der „Skizze einer Zeit- und Literaturgeschichte der Arzneikunde" (Unna 1809; 2. Aufl., 1819), schrieb er auch mehre gemeinnützige Werke, z. B. „Der Bienenkalender" (Wesel 1776) und „Grundsätze der Bienenzucht" (Wesel 1776), und über antiquarische Gegenstände. Am berühmtesten aber wurde er durch seine von echtem Humor durchdrungenen satirischen Gedichte in Knüttelversen, die er, ohne sich

zu nennen, erscheinen ließ. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist „Die Jobsiade, oder Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs dem Candidaten", ein groteskkomisches Heldengedicht mit Holzschnitten in drei Theilen (Münst. 1784; 6. Aufl., Hamm 1845). „Die Jobsiade" ist unter den deutschen komischen Epopöen die einzige, welche auf die Dauer populär geworden und durch ihre derbe, echtdeutsche Komik, die sich mit einer gewissen hausbackenen und philiströsen Anschauung der Dinge sehr wohl verträgt, auf diese Popularität auch den gegründetsten Anspruch hat. Nächstdem schrieb er ebenfalls in Knüttelversen „Die magische Laterne" (4 Hefte, Wesel 1784—86) und „Adam's Hochzeitfeier" (Wesel 1788).

Korvei (Corbeia nova), eine gefürstete Benedictinerabtei an der Weser in der Nähe von Hörter, die älteste und berühmteste in Sachsen, war eine Colonie des in Westfranken (in der spätern Picardie) gelegenen Klosters dieses Namens. Es wurde zuerst in der Gegend von Paderborn begründet, weil aber die Gegend umher zu unfruchtbar war, 822 an seine gegenwärtige Stelle verlegt. Kaiser Ludwig der Fromme verlieh demselben viele Ländereien und große Vorrechte; es stand unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhle und sehr bald gewann der Anbau um dasselbe das Ansehen einer Stadt; doch litt es zu Anfange des 10. Jahrh. durch die Einfälle der Ungarn. Einer Sage zufolge schenkte Kaiser Lothar 844 dem Kloster die Insel Rügen; wenigstens hat es fortwährend auf dieselbe Ansprüche gemacht, die auch durch Papst Hadrian IV. 1154 bestätigt wurden. Der Abt zu K. war deutscher Reichsstand und hatte unter den gefürsteten Äbten die letzte Stelle. Nächst Fulda war K. eine Hauptpflanzstätte der Cultur in Deutschland. Ansgar (s. d.), der Apostel des Nordens, ging 826 aus diesem Kloster hervor und von ihm soll die Schule daselbst gegründet sein, welche im 9. und 10. Jahrh. in hoher Blüte stand. K. hatte einen Länderbesitz von fünf QM. mit 10000 E., als es 1794 von Papst Pius VI. zum Bisthum erhoben wurde. In Folge des Reichsdeputationshauptschlusses kam das Ländchen 1803 an Nassau; 1807 wurde es dem Königreich Westfalen und 1815 Preußen einverleibt. Bei der neuen Diöcesaneinrichtung des preuß. Staats hob der Papst auch das Bisthum zu K. auf. Im J. 1822 wurde der Länderbesitz der ehemaligen Abtei K. unter dem Titel eines Mediatfürstenthums vom Könige von Preußen auf den Landgrafen Victor Amadeus von Hessen-Rheinfels-Rotenburg (s. d.) übertragen, der dasselbe bei seinem Tode auf die Prinzen Victor und Ludwig von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst vererbte. (S. **Hohenlohe.**) Die Klosterkirche ist im goth. Stile gebaut, im Innern sehr prachtvoll ausgestattet und enthält eine Menge Grabdenkmäler benachbarter Dynasten. Die Bibliothek und das Klosterarchiv, das die schätzbarsten Urkunden aus den frühesten Zeiten enthielt, sind zerstreut. Benutzt wurde letzteres von Falcke zu seinem „Codex traditionum Corbejensium" (Wolfenb. 1752). Vgl. Wigand, „Geschichte der Abtei K." (Hörter 1819), und Desselben Werk: „Der korveische Güterbesitz aus den Quellen dargestellt" (Lemgo 1831).

Großes Aufsehen als wichtige Quelle für die Culturgeschichte des Mittelalters erregte das zuerst von Wedekind in den „Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters" (Bd. 1, Heft 4, Braunschw. 1823) herausgegebene „Chronicon Corbejense", welches ungefähr die Zeit von 768—1187 umfaßt. Ranke's Scharfsinn lenkte zuerst die Discussion auf die Echtheit desselben hin, die ihm verdächtig erschien. Um weitere Untersuchungen darüber zu veranlassen, machte die historisch-philosophische Classe der Societät der Wissenschaften zu Göttingen 1838 die Untersuchung der Echtheit des „Chronicon Corbejense" zum Gegenstande einer Preisfrage. Gekrönt wurde die Schrift von Hirsch und Waitz, welche, in Ranke's „Jahrbüchern des Deutschen Reichs unter den sächs. Kaisern" (Bd. 3, Abth. 1, Berl. 1839) abgedruckt, das Chronikon für unecht erklärte und den Pastor Falcke (gest. 1752) als den Abfasser nachzuweisen suchte. Zu demselben Resultate kam auch Schaumann in seiner auf gleiche Veranlassung abgefaßten Schrift: „Über das Chronicon Corbejense" (Gött. 1839), während Paul Wigand in seiner Schrift „Die korveischen Geschichtsquellen" (Lpz. 1841) den Historiker Paullini (gest. 1712) als Verfasser nachwies. Da sich indeß der erste Herausgeber nicht von der Unechtheit des Chronikons überzeugen konnte, so brachte er die Sache noch ein mal vor das literarische Forum, indem er einen Preis auf den Beweis der Echtheit des Werks setzte und die Historisch-theologische Gesellschaft zu Leipzig zur Richterin ernannte, die Klippel's Schrift „Joh. Fr. Falcke und das Chronicon Corbejense" (Brem. 1843) den Preis zuerkannte, obschon darin weniger die Echtheit des Chronikons nachgewiesen, als vielmehr von Falcke der Verdacht abgeleitet ist, dasselbe zusammengestellt zu haben.

Korybanten hießen nach Korybas, dem Sohne Jasion's und der Cybele, die Priester der Cybele oder Rhea in Phrygien, welche in wüthender Begeisterung mit rauschender Musik und Waffentänzen den Dienst der Göttermutter verrichteten.

Koryphäen, eigentlich Diejenigen, die an der Spitze (κορυφη) stehen, hießen bei den Alten die Führer des Chors, die Vorsänger und Vortänzer, nach neuerm Sprachgebrauch die Ersten, Vorzüglichsten in irgend einer Kunst und Wissenschaft.

Kos oder **Koos**, früher Meröpis, eine zu den Sporaden gehörige Insel im Ägäischen Meere an der kleinasiat. Küste, den Städten Halikarnaß und Knidos gegenüber, jetzt **Stanko** oder Stancho, mit einem Flächenraum von 4½ QM. und 10000 E., war im Alterthume berühmt durch trefflichen Wein und durch Weberei leichter und durchsichtiger Gewänder, besonders aber durch den prächtigen Tempel des Äsculap, welcher in der Vorstadt der gleichnamigen Hauptstadt **Kos** errichtet war und das Gemälde der Anadyomene von Apelles nebst andern werthvollen Weihgeschenken enthielt. Überhaupt war die ganze Insel dem Äsculap heilig und die Asklepiaden behaupteten hier lange Zeit den ersten Rang; auch war sie der Geburtsort des Arztes Hippokrates, des Dichters Philetas und des Malers Apelles. Vgl. Zander, „Beiträge zur Kunde der Insel K." (Hamb. 1831); Küster, „De Co insula" (Halle 1833).

Kosacken, in Rußland **Kasacken**, heißt ein in Gestalt, Sitte und Sprache den Russen sehr ähnlicher Volksstamm, der auch durch das Band derselben Religion mit ihnen verknüpft ist. Da das Wort Kasak türk.-tatar. Ursprungs ist (es bedeutet im Türkischen einen Räuber, im Tatarischen einen freien, leichtbewaffneten Krieger) und die Kosacken sich selbst gern mit diesem Namen benennen, so hat man daraus auf eine Abstammung oder nahe Verwandtschaft der Kosacken mit den Tatarenhorden schließen wollen. Unfehlbar aber sind sie Abkömmlinge der alten nowgorodischen und kiewschen Russen, zu denen sich allerlei umherschweifendes Gesindel gesellen mochte, die dann auf eine kriegerische Weise bald dem herrschenden Volke, bald den fremden Usurpatoren, wie den Polen und Tataren, gegenübertraten. Umgeben von feindlichen Völkern waren sie stets darauf angewiesen, kampffertig zu sein, und so hat sich bis auf den heutigen Tag mit dem Namen eines Kosacken der Begriff eines stets zum Angriff gerüsteten leichtbewaffneten Kriegers verbunden. Es gibt zwei Hauptstämme der Kosacken, die Malorossischen oder Kleinrussischen und die Donischen Kosacken. Vom ersten, dem rohern und wildern, gingen die **Saporogischen Kosacken**, an den Wasserfällen oder Porogi des Dniepr, aus, die räuberischsten und zügellosesten von allen. Der andere Hauptstamm ist der der **Donischen Kosacken**, deren Steppenland eine eigene Provinz Südrußlands bildet, nordwärts vom Asowschen Meere und von Kaukasien gelegen, auf den andern Seiten von den Gouvernements Astrachan, Saratow, Woronesch, Charkow und Jekaterinoslaw begrenzt wird, auf 2943 QM. 710000 E. zählt, in 119 Stanizen eingetheilt wird, die wieder in sieben Districte, nämlich in den von Aksai, den des Miuß, die zwei des Don, den der Medwediza, den des Donetz und den des Choper zerfallen, und zur Hauptstadt **Nowotscherkask** hat, nahe dem Ausflusse des Don auf einem gegen 400 F. hohen länglichen Bergrücken gelegen, Sitz der Regierung, eines Bischofs und des Hauptaufsehers des kosackischen Heeres, des Ataman oder Hetman, mit 20000 E., einer schönen Kathedrale, mehren andern Kirchen, einem Gymnasium, einer Kreisschule, Handelsverkehr und zwei Jahrmärkten. — Von diesem Hauptstamme sind die Wolgaischen, Tschernomorischen, Asowschen, Terekschen, Uralischen und Sibirischen Kosacken ausgegangen. Der Sitz der Tschernomorischen Kosacken ist Jekaterinodar am Kuban und schon im eigentlichen Steppenlande gelegen. Die Terekschen Kosacken haben ihre Quartiere in Jekaterinogrod, Mosdok und Kisljar. Uralsk am Uralfluß und am Südgehänge des Obschtschei Sirt ist der Hauptsitz der Uralischen Kosacken; Asow, Rostow und Nachitschewan sind die Sitze der Asowschen Kosacken. Die Wolgaischen Kosacken leben zerstreut im astrachanschen und saratowschen Gouvernement, und die Sibirischen haben sich weithin bis zum Irtisch und Ob, ja bis zur Lena hin ausgebreitet. Bei der Volkszählung 1838 wurden 1,880877 Kosacken mit Inbegriff ihrer Familien aufgezeichnet, woraus sich ergibt, wie groß noch immer die Stärke ist, die Rußland in diesen Truppen besitzt, obwol es sich, durch frühere vielfache Aufstände, wie den gefahrvollen unter Pugatschew 1773, darauf aufmerksam gemacht, in neuerer Zeit bemüht hat, die militärische Verfassung der Kosacken vielfach umzugestalten und minder drohend für sich selbst zu machen.

Kosciuszko (Tadeusz), der Republik Polen letzter Oberfeldherr, einer der edelsten Männer seines Zeitalters, wurde 1753 (nach andern Angaben 1746) zu Siechnowice in der damaligen Wojewodschaft Brzesc geboren und stammte aus einer alten adeligen, aber wenig begüterten Familie in Lithauen. In der Cadettenschule zu Warschau bemerkte der Fürst Adam Czartoryiski seine Talente und seinen Fleiß, stellte ihn als Unterlieutenant im Cadettencorps an und schickte ihn auf seine Kosten nach Frankreich, wo K. die Kriegskunst in der Militärakademie zu Versailles studirte und sich in den zeichnenden

Künsten übte. Nach seiner Rückkehr ward er Hauptmann; allein eine Demüthigung, die er wegen seiner Neigung zu der nachher mit dem Fürsten Jos. Lubomirski vermählten Tochter des Marschalls von Litthauen, Sosnowski, erlitt, veranlaßte ihn, Polen zu verlassen. Er kam 1777 nach Paris und zog auf der franz. Flotte den sich bildenden nordamerik. Freistaaten zu Hülfe. Vor Neuyork und bei Yorktown, wo er verwundet wurde, zog er Washington's Aufmerksamkeit auf sich, wurde dann dessen Freund und erhielt den Cincinnatusorden. Als Brigadegeneral kehrte er 1786 nach Polen zurück. Hier erklärte er sich für die Constitution vom 3. Mai 1791 und diente, vom Reichstag zum Generalmajor erhoben, unter dem Prinzen Jos. Poniatowski. In dem Feldzuge von 1792 hielt er sich bei Dubjenka mit 4000 Mann gegen 16000 Russen auf einem Posten, den zu befestigen er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, fünf Tage lang und zog sich ohne großen Verlust zurück. Diese That gründete seinen militärischen Ruf. Als der König Stanislaus sich dem Willen Katharina's unterwarf, nahm K. seinen Abschied. Er mußte nun Polen verlassen und begab sich nach Leipzig. Um diese Zeit ertheilte ihm die Gesetzgebende Versammlung in Frankreich den Titel eines franz. Bürgers. Der Aufstand, welcher, um Polen von dem russ. Einflusse zu befreien, vorbereitet wurde, rief K. an die Grenze seines Vaterlandes zurück; er erschien, als der Aufstand ausbrach, 23. März 1794 in Krakau, stellte sich an die Spitze der Bewegung und rief in einem Manifest die Polen auf, die Constitution vom 3. Mai 1791 wiederherzustellen. Als die Russen 6000 Mann stark anrückten, zog ihnen K. ohne Geschütz mit 4000 Mann, die zum Theil nur mit Sensen und Piken bewaffnet waren, entgegen und schlug sie bei Raclawice. Darauf ging er nach Warschau, suchte der Volkswuth gegen die gefangenen Russen Einhalt zu thun und richtete die Regierung ein. Monate lang widerstand er mit 20000 regulären Truppen und 40000 schlecht bewaffneten Bauern dem vereinigten Heere der Preußen und Russen von 150000 Mann; er schlug den Sturm auf Warschau glücklich zurück, widerstand den glänzenden Anerbietungen Friedrich Wilhelm's II., unterlag aber doch endlich der ihm drei mal überlegenen, von Fersen befehligten Übermacht der Russen bei Maciejowice 10. Oct. 1794. Mit Wunden bedeckt, sank K. unter den Worten „Finis Poloniae!" vom Pferde und fiel in feindliche Gewalt. Katharina ließ ihn und seine Genossen in ein Staatsgefängniß abführen; Paul I. aber gab die Gefangenen frei und zeichnete K. durch Beweise seiner Achtung aus. Er reichte K. sein Schwert, der aber dasselbe mit den Worten ablehnte: „Ich bedarf nicht mehr des Schwerts, da ich kein Vaterland mehr habe", und bis an seinen Tod kein Schwert wieder trug. Hierauf beschenkte ihn Paul mit 1500 Bauern; an der russ. Grenze lehnte K. nicht nur dieses Geschenk schriftlich ab, sondern schickte von London aus, wohin er sich über Frankreich mit Niemcewicz begeben hatte, auch die erhaltenen Gelder zurück. Im J. 1797 ging er nach Amerika; als er 1798 mit einer Sendung vom Congresse nach Frankreich kam, nahmen alle Parteien ihn festlich auf. Seine Landsleute in der ital. Armee überschickten ihm den Säbel Joh. Sobieski's, welchen sie 1799 zu Loreto entdeckt hatten. Als Napoleon 1806 den Plan zu Polens Wiederherstellung faßte, konnte K., weniger durch Krankheit als vielmehr durch sein dem Kaiser Paul I. gegebenes Wort, nicht wider die Russen zu dienen, gehindert, an dem Kampfe nicht Theil nehmen. Auf Napoleon's Anträge gab er die Antwort: er könne erst dann für Polen thätig sein, wenn dieses Land eine freie Nationalverfassung und seine alten Grenzen wieder erhalten haben werde. Da Fouché Alles versuchte, um K. nach Polen zu bringen, erwiderte er mit Festigkeit: „Gut, so werde ich den Polen sagen, daß ich nicht frei bin." Einen Aufruf an die Polen, der unter seinem Namen 1. Nov. 1806 im „Moniteur" stand, erklärte er für unecht und von Napoleon erdichtet. Er kaufte sich in der Nähe von Fontainebleau ein Landgut, wo er bis 1814 in ländlicher Ruhe lebte. Eine kurze Zeit weilte er darauf in Wien während des Congresses. Am 9. April 1814 bat er den Kaiser Alexander schriftlich um eine Amnestie für die Polen in der Fremde und foderte ihn auf, König von Polen zu werden und dem Lande eine freie, der englischen ähnliche Verfassung zu geben. Mit Lord Stewart reiste er 1815 nach Italien und ließ sich dann 1816 zu Solothurn nieder. Von hier machte er im April 1817 einen Freibrief bekannt, durch welchen er auf seinem Gute Siechnowice in Polen die Leibeigenschaft aufhob. Übrigens lebte er einsam im Umgange mit wenig Freunden. Landwirthschaft war seine liebste Beschäftigung. Ein Fall mit dem Pferde in einen Abgrund unweit Vevay wurde die Veranlassung seines Todes 15. Oct. 1817. Er war nie verheirathet. Von den Vereinigten Staaten Nordamerikas bezog er eine Pension und hatte so viel eigenes Vermögen, daß sich bei seinem Tode 100000 Frcs. baar vorfanden. Auf Kosten des Kaisers Alexander wurde 1818 durch den Fürsten Jablonowski sein Leichnam aus Solothurn

abgeholt und in dem Dome zu Krakau beigesetzt, wo man ihm auch ein Denkmal errichtete. Vgl. Falkenstein, „K. nach seinem häuslichen und öffentlichen Leben" (2. Aufl., Lpz. 1834).

Kosegarten (Ludw. Theobul), deutscher Dichter, geb. 1. Febr. 1758 zu Grevesmühlen, einem mecklenburg. Städtchen, erhielt daselbst seine erste Bildung, studirte zu Greifswald, war dann Rector der Schule zu Wolgast und erhielt 1792 die Stelle eines Predigers zu Altenkirchen auf der Insel Rügen. Auf dieser patriarchalischen Insel lebte er, im Genusse der Natur, seiner Familie, der Poesie, den Wissenschaften und in achtungswerther Ausübung seines Amtes eine Reihe glücklicher Jahre, bis er 1808 einen Ruf als Professor der Geschichte nach Greifswald annahm, wo er Professor der Theologie und Pastor zu St.-Jakobi wurde und als Rector der Universität 26. Oct. 1818 starb. Seine Romane, z. B. „Ida von Pleßen" (2 Bde.), seine „Gedichte" (2 Bde., Lpz. 1788), seine „Rhapsodien" (3 Bde., Lpz. 1790—1801), seine „Romantischen Dichtungen" (6 Bde., Dresd. 1800—6), seine „Legenden" (2 Bde.; neue Aufl., Berl. 1816), seine episch-idyllischen Gedichte „Jukunde" (6. Aufl., Berl. 1843) und „Die Inselfahrt" (Berl. 1804), seine vaterländischen Gesänge, akademischen Reden und seine Übersetzungen, z. B. von Richardson's „Clarissa" (8 Bde., Lpz. 1790—93), erwarben ihm einen weitverbreiteten Ruf. Sehr beliebt wurden seine lyrischen Gedichte, deren manche, wie „Die Sterne", „Sonne, du sinkst", in Musik gesetzt sind. Sie verrathen feurige Empfindung und behandeln nur das Schöne und sittlich Reine. Im Ausdruck streben sie bisweilen zu sehr nach Wortprunk. Die Idyllen „Inselfahrt" und „Jukunde" werden noch jetzt vielfach gelesen; ihre Erzählung spielt auf der Insel Hiddensee und der Insel Rügen. Aus dem Englischen und Dänischen übersetzte K. manche Volkslieder. Als Redner verstand er die Zuhörer in hohem Grade zu ergreifen. Seine „Reden und kleinern prosaischen Schriften" gab Mohnike heraus (3 Bde., Stralf. 1831—32). Eine Gesammtausgabe seiner „Lyrischen Dichtungen" nebst Lebensbeschreibung besorgte sein Sohn J. G. L. Kosegarten (12 Bde., Greifsw. 1823—25).

Kosegarten (Joh. Gottfr. Ludw.), ordentlicher Professor der oriental. Sprachen zu Greifswald, der Sohn des Vorigen, geb. zu Altenkirchen auf der Insel Rügen 10. Sept. 1792, studirte seit 1808 zu Greifswald Theologie und Philologie und ging, als die Neigung zu den oriental. Studien in ihm erwachte, 1812 nach Paris, um den Unterricht der dortigen Orientalisten zu genießen. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1815 Adjunct der theologischen und philosophischen Facultät zu Greifswald, 1817 ordentlicher Professor der oriental. Sprachen in Jena, 1824 aber in gleicher Eigenschaft nach Greifswald zurückberufen. Unter seinen Schriften erwähnen wir die Ausgabe der „Moallaka" des arab. Dichters Amru-ben-Kelthum (Jena 1819); die deutsche Übersetzung des ind. Gedichts „Nala" (Jena 1820); das mit Iken aus dem Persischen übersetzte „Tûtî nâmeh", eine Sammlung pers. Märchen (Stuttg. 1822); die Ausgabe der „Libri Coronae legis, id est commentarii in Pentateuchum Karailici ab Aharone-ben-Elihu conscripti aliquot particulae" (Jena 1824); „Bemerkungen über den ägypt. Text eines Papyrus aus der Minutoli'schen Sammlung zu Berlin" (Greifsw. 1824); die „Commentatio de prisca Aegyptiorum literatura" (Weim. 1828); die „Chrestomathia Arabica" (Lpz. 1828); die Ausgaben der arab. Annalen des Taberi (Greifsw. 1831), der unter dem Namen „Kitâb al Aghâni" bekannten großen Liedersammlung (Greifsw. 1840 fg.) und der ind. Fabelsammlung „Pantschatantra" (Bonn 1848); ferner die von ihm herausgegebene Chronik Kantzow's: „Pomerania, oder Vrsprunck, Altheil und Geschicht der Völcker vnd Lande Pomern u. s. w." (2 Bde., Greifsw. 1816—17); den „Codex Pomeraniae diplomaticus" (Greifsw. 1843 fg.) und seine „Pommerischen und rügischen Geschichtsdenkmäler" (Bd. 1, Greifsw. 1834).

Kosel, eine kleine, an dem linken Ufer der obern Oder im Regierungsbezirke Oppeln der preuß. Provinz Schlesien gelegene Kreisstadt und Festung mit 3700 E., bildet einen Grenzplatz gegen Östreich, einen Übergangspunkt über die Oder und einen Flügelpunkt der durch diesen Strom gebildeten Basis. Die Festungswerke sind in tenaillirter Form geführt und haben im Allgemeinen die Gestalt einer sechseckigen Sternschanze, von der jedoch die gegen die Oder gekehrte Ecke abgeschnitten ist. In jeder Ecke ist ein scherenförmiger Abschnitt und vier Ravelins und einige Reduits bilden die Außenwerke. Nasse Gräben und ein guter Bedeckter Weg umschließen den Platz. Ein Brückenkopf, der aus einer regelmäßigen und zwei unregelmäßigen Redouten und einer Contregarde besteht, deckt am rechten Oderufer die hölzerne Brücke. Mittels eines steinernen großen Batardeau unterhalb derselben kann die Überschwemmung der ganzen Umgegend bewirkt werden, die in Verbindung mit einem Teich und den nassen Wiesen, die K. umgeben, die Hauptstärke dieses Platzes ist, aber auch den Aufenthalt hier sehr ungesund macht.

Außerhalb des Platzes ist auf einem Damme ein Montalembert'scher Thurm als detachirtes Werk angebracht. K. war früher Residenz eines Herzogs, wurde von Friedrich II. nach der Eroberung von Schlesien befestigt, 1745 von den Östreichern, noch bevor es ganz fertig war, gestürmt, 1758 und 1760 aber vergebens von ihnen belagert. Auch 1807 wurde es von den Truppen des Rheinbundes vergebens blockirt und beschossen, indem der Tilsiter Friede die von der Besatzung 18. Juni geschlossene Capitulation, die Festung, wenn sie bis zum 16. Juli nicht entsetzt sei, zu übergeben, außer Wirkung setzte.

Kösen, Dorf und Badeort im Kreise Naumburg in dem Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, ist durch seine reizende Lage im Thal der Saale, über welche hier die Thüringer Eisenbahn führt, sowie durch seine Saline ausgezeichnet, die jährlich 50000 Ctr. Salz liefert. Der Ort wird wegen seiner besonders gegen Skropheln, Gicht u. s. w. wirksamen Sool- und Sooldampfbäder viel besucht, namentlich seitdem 1844 ein neues Bade- und Logirhaus erbaut und viele neue Wohnungen für Curgäste entstanden sind. Zu den besuchtesten Punkten der Umgegend gehören im Thale die Katze, die Saalhäuser, auf den Höhen das Himmelreich, der Göttersitz, die Ruinen der Rudelsburg und Saaleck, der Knabenberg bei der nahen Landesschule Pforta (s. d.) mit reizender Aussicht auf die Thäler der Saale und Unstrut bis nach Freiburg. Vgl. Rosenberger, „Kösen" (2. Aufl., Naumb. 1849).

Köslin, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks sowie des Kreises Fürstenthum Cammin in der preuß. Provinz Pommern, ein alter Ort, am Mühlenbach, eine Meile von der Ostsee, Sitz der Regierung und eines Appellationsgerichts, ist regelmäßig gebaut, hat ein Schloß, ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, eine ökonomische Gesellschaft, vier Hospitäler, eine Wasserleitung und zählt 11000 E., welche Eisengießerei, Tabacks-, Papier-, Nagel- und andere Fabriken unterhalten und Fischerei und Handel treiben. Auf dem Markte steht die 1824 von den pommer. Ständen errichtete Bildsäule Friedrich Wilhelm's I., der nach dem großen Brande 1718 die Stadt wieder aufbaute. Der vor der Stadt liegende, mit Nadel- und Laubholz bewaldete Gollenberg von 450 F. Höhe, dessen einer Theil, der Fahnenberg, früher ein vielbesuchter Wallfahrtsort war, trägt seit 1820 ein den im Freiheitskriege 1812—15 gefallenen Kriegern Hinterpommerns errichtetes Kreuz.

Koslow (Iwan Iwanowitsch), russ. Dichter, geb. 1774, verlebte seine Jugend in der großen Welt. Gern gesehen in den feinsten geselligen Kreisen zu Moskau und Petersburg, führte er mehr ein vielbewegtes als ein geselliges Leben. Sein Genie schlummerte unentwickelt; doch liebte er die Literatur, war der franz. und ital. Sprache mächtig und mit ihren Classikern vertraut. Indessen sah er bei dem Mangel an Beschäftigung darin blos den Reiz der Unterhaltung und eine Quelle der Erholung nach den Zerstreuungen. Seine ganze Thätigkeit war den Vergnügungen der Welt und der Sorge für seine Familie gewidmet. In seinem 29. J. wurde er vom Schlagfluß gerührt, der ihm den Gebrauch seiner Füße raubte. So der Gesellschaft auf einmal entrückt, nöthigte ihn die Einsamkeit, Entschädigung für sein bisheriges Weltleben in sich selbst zu suchen. Dieser Schlag des Schicksals beugte ihn nicht; sein Geist nahm vielmehr einen höhern Schwung und er wurde Dichter. Die ideale Welt, welche er sich jetzt schuf, entschädigte ihn vollkommen für die Wirklichkeit, die er entbehrte. Auf dem Lager der Schmerzen lernte er sich selbst kennen und entdeckte in sich ein ihm bisher verborgen gebliebenes Talent. In kurzer Zeit machte er sich mit der engl. Sprache und Literatur vertraut. Doch eine härtere Prüfung stand ihm bevor: er verlor das Gesicht. Auch dieses Unglück drückte seinen Muth nicht nieder, vielmehr wurde es für ihn eine neue Stufe der moralischen und geistigen Erhebung. Mit seiner Blindheit ging ihm der volle Tag der Poesie auf. Er fing an, die deutsche Sprache zu studiren und brachte es bald so weit, daß er die classischen Dichter der Deutschen verstand. Seitdem lebte er in der Welt der Erinnerung und der Einbildungskraft. Mit einem außerordentlichen Gedächtnisse begabt, hielt er Alles fest, was er las; er besang seine Vergangenheit in den glänzenden Traumbildern der Poesie und dichtete Episteln an seine Freunde, die sich um ihn versammelten, um sich seines Umgangs zu erfreuen. Er starb 1838. Sehr glücklich übersetzte er Einiges aus dem Englischen und aus dem Italienischen, wobei wir an Byron's „Braut von Abydos" (Petersb. 1826) erinnern; von seinen Originalgedichten erwähnen wir „Tschernetz" („Der Mönch"; deutsch von Schreiber, Petersb. 1825) und seine „Gedichte" (Petersb. 1828).

Koslowskij (Michail Iwanowitsch), ein ausgezeichneter russ. Bildhauer, erhielt seine Bildung in der Akademie zu Petersburg, bei der er in der Folge als Professor der Bildhauerkunst angestellt war. Seine bekanntesten Arbeiten sind die Statue Suworow's auf dem Marsfelde in Petersburg, welche das kolossale bronzene Standbild des Feldmarschalls in Rittertracht mit

ausgestreckter Rechten ein Schwert haltend darstellt, während seine Linke die päpstliche Tiara und die Kronen von Neapel und Sardinien mit einem Schilde deckt; ferner die kolossale starkvergoldete Statue des Simson in Peterhof, die Denksäule der Kaiserin Katharina II. in der Gestalt Minerva's, mehre Marmorstatuen in der Eremitage und die Basreliefs im Marmorpalais an der Newa, welche die Rückkehr des Regulus nach Karthago und den Befreier Roms, Camillus, darstellen. K. starb 1803 in Petersburg. — **Koslowskij** (Ossip Antonowitsch), einer der beliebtesten und geschmackvollsten russ. Componisten, von dem außer mehren Volksmelodien und schönen Polonaisen besonders die Musik zu Oserow's Tragödie „Fingal" und ein Requiem sich großen Ruhm erwarben, stammte aus einer adeligen Familie in Weißrußland und starb als Staatsrath und Musikdirector der kaiserl. Theater zu Petersburg 27. Febr. 1831.

Kosmas, mit dem Beinamen **Indikopleustes**, ein Kaufmann aus Alexandrien, lebte in der Mitte des 6. Jahrh. unter Justinian und schrieb, nachdem er weite Reisen unternommen hatte und nach Ägypten glücklich zurückgekehrt war, in klösterlicher Zurückgezogenheit eine aus zwölf Büchern bestehende „Christliche Topographie" in griech. Sprache, worin er über die fernsten Länder, selbst über Indien, berichtet und gegen das damals bestehende System des Ptolemäus die Beschreibung der Erde ganz den Vorstellungen der Bibel anzupassen sucht, freilich aber auch bei diesem consequenten Streben häufig in Irrthümer verfällt. Dieses Werk, welches zugleich das adulitanische Monument zuerst enthält, wurde von Montfaucon in der „Nova collectio patrum Graecorum" (Bd. 2, Par. 1707) herausgegeben. Auch wird K. eine Beschreibung der Pflanzen und Thiere Indiens beigelegt, welche Thevenot in den „Relations de divers voyages curieux" (Bd. 1, Par. 1666) bekannt machte.

Kosmētik (griech.) heißt die Kunst, den Körper zu verschönern, geschehe dies nun durch Putz, oder durch wohlriechende Wasser, Öle, Salben, Puder und besonders Schminke, oder endlich durch Ersetzen einzelner Körpertheile, z. B. der Zähne, Haare u. s. w. **Kosmetische Mittel** oder **Schönheitsmittel** nennt man vorzugsweise alle Zubereitungen zu dem Zwecke, die Haut geschmeidig zu machen, ihre Farbe zu verbessern, Flecke und Ausschläge (Schwinden) und Finnen von da zu vertreiben, ihre Runzeln zu ebenen, die Haare zu färben, die Zähne weiß und rein zu erhalten, den Athem wohlriechend zu machen u. s. w. Die Kosmetik war schon im Alterthume sehr ausgebildet; auf den höchsten Grad aber hat sie in der neuern Zeit die Speculation besonders in Frankreich getrieben, wo sogar eine besondere Gesellschaft (Societé hygiénique) sich mit Bereitung solcher Mittel im Großen befaßt. Die wahren Schönheitsmittel wird übrigens kein vernünftiger Mensch in solchen Dingen suchen. Sie beruhen darauf, daß das Individuum ein gesundes reines Blut, wohlgenährte Muskeln, gutgebildete Knochen und Gelenke, gute Körperhaltung, muntern Blick, frischen Geist u. s. w. erhalte. Zu diesem Behufe dient eine ausgewählte Nahrung, Körperbewegung, Gymnastik, Baden u. s. w., kurz eine natur- und vernunftgemäße Diätetik, eine Pflege des gesammten Verjüngungsprocesses.

Kosmopolitismus (griech.) heißt soviel wie Weltbürgersinn. Der Kosmopolit gehört nicht blos seiner Familie und seinem Vaterlande an, sondern verbindet mit dem Eifer für das Vaterland eine feurige und edelmüthige Liebe zu dem ganzen menschlichen Geschlechte. Er nimmt an dem Wohl und Wehe der ganzen Menschheit innigen Antheil und wünscht, daß die höchsten Güter der Menschheit bald bleibende Gemeingüter des ganzen Menschengeschlechts werden möchten, und sucht für Jenes wie für Dieses zu wirken. Dieser wahre Kosmopolitismus verträgt sich sehr gut mit dem echten Patriotismus, während der Kosmopolitismus, der sich des Patriotismus entbinden zu können meint, eine moralische Entartung ist.

Kosmorama, s. Panorama.

Kosmos, das griech. Wort für Welt oder Weltall. So betitelte Alex. von Humboldt (s. d.) sein berühmtes Werk, worin die Natur der Gestirne, sodann der elementarischen und weiter der organisch belebten Erdrinde bis hinauf zum Menschen beschrieben wird. **Kosmographie** ist Weltbeschreibung im Gegensatz zur Geographie oder Erdbeschreibung. **Kosmische Verhältnisse** nennt man solche, welche die Natur im Großen und Ganzen, die Sonnensysteme nebst den allgemeinen, das ganze Weltall durchschaltenden Kräften der Schwere, des Lichts, des Magnetismus und der Elektricität betreffen, zum Unterschiede von tellurischen Verhältnissen als solchen, welche sich allein auf den Erdball beziehen, wie z. B. Klima, Witterung, Beschaffenheit des Bodens u. dgl. Den Alten war der Kosmos die Kugel des Sternenhimmels, welche sich um die Erde als ihren Mittelpunkt drehend gedacht wurde. Ihre Bewegung war den Aristotelikern die Grundbewegung, aus welcher alle Bewegungen der Elemente und lebendigen Organismen herstammten, zugleich die vollkommenste aller Bewegungen als eine Vereinigung von Be-

wegung und Ruhe, weil eine sich um ihre Achse drehende Kugel, indem sie sich bewegt, doch zugleich auf ihrer Stelle bleibt. Der **Kosmos** galt der größten Mehrzahl der alten Philosophen für ein beseeltes Wesen. Die ionische, eleatische, peripatetische und stoische Schule hielt ihn für die höchste Gottheit selbst; den Platonikern hingegen galt er für ein erzeugtes Ebenbild des höchsten Gottes, ein Wunderwerk von Schönheit und Harmonie, dessen elementare Stoffe nach den Grundverhältnissen musikalischer Intervalle geordnet gedacht wurden. Anaximander und die Epikuräer hingegen nahmen eine Vielheit von Welten an und leugneten dadurch den Begriff der höchsten Gottheit in dem Sinn, wie ihn beinahe das ganze übrige griech. Alterthum auffaßte. Nach Aristotelischer Vorstellung besteht der Kosmos aus den Sphären der Gestirne, welche als hohle, bewegliche Kugeln oder Hülsen gedacht werden, an deren jeder das Gestirn ihres Namens befestigt ist. Um die Erde zunächst bewegt sich die Sphäre des Mondes, um diese die des Mercur, dann der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn und zuletzt des Fixsternhimmels. Die Sphäre des Fixsternhimmels besteht aus feurigem Äther als dem feinsten und leichtesten Stoff, die in der Mitte ruhende kugelförmige Erde aus den schweren Niederschlägen der gröbsten Elemente. Diese Ansicht, durch Eratosthenes und Ptolemäus mit mathematischer Genauigkeit weiter ausgeführt, bildete das die ganze Zeit des Mittelalters hindurch herrschend gewesene Ptolemäische Weltsystem. Jedoch wurde dieselbe schon im Alterthum von einem Zweige der Pythagoräischen Schule, an dessen Spitze Aristarch von Samos stand, bekämpft mit der Behauptung, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt sei, um welchen die Erde sich bewege. Mit dem Glauben des Alterthums an eine Beseelung des Kosmos hing die ihm geläufige Vorstellung zusammen, die Theile und Glieder organischer Wesen in den Theilen und Gliedern des Kosmos wieder zu finden, wie z. B. ein dem Orpheus zugeschriebener Hymnus in Sonne und Mond die Augen der Gottheit, in der Erde und den Gebirgen ihren Leib, im Äther ihren Verstand, in der Luft ihre geflügelten Schultern erblickt. Diese Vorstellungsweise wurde in späterer Zeit von den Naturphilosophen des 16. Jahrh., Paracelsus an der Spitze, dahin erneuert, daß man die Welt für einen menschlichen Organismus im Großen, den Menschen für eine Welt im Kleinen erklärte und daher den Menschen den **Mikrokosmos**, d. h. die kleine Welt, das Weltall selbst aber den **Makrokosmos**, d. h. die große Welt, nannte. Man verband damit den Glauben, daß die Bewegungen des Lebens der kleinen Welt den Bewegungen des Lebens der großen Welt immer genau entsprächen und dieselben wie im Abbilde darstellten, ein Glaube, welcher nothwendig zugleich auf die Annahme eines Einflusses der Bewegungen der Gestirne auf das Temperament und die Schicksale der Menschen führen mußte. (S. **Astrologie**.) Als nun aber durch Kopernicus das Ptolemäische System gestürzt wurde, so ließ sich auch bald die Sonne als ein bloßer Fixstern unter Fixsternen nicht länger als Mittelpunkt des Weltgebäudes behaupten, und es trat an die Stelle einer sich umdrehenden Kugel ein völlig gestaltloser und unermeßlicher Ocean von Welten über Welten. Der Übergang von der alten Ansicht zur neuen war ein höchst schwieriger, besonders weil sowol die röm. Curie als auch Melanchthon in der neuen Lehre ein der Theologie feindliches Element erblickten. Ein vorzügliches Verdienst um die Ausbreitung der Kopernicanischen Weltansicht erwarb sich Giordano Bruno. Dieselbe erhob sich jedoch erst dadurch zur allgemein herrschenden, daß auf Grund ihrer Voraussetzung die Verhältnisse der Planetenbahnen mit mathematischer Genauigkeit durch Kepler entdeckt und festgestellt und durch Newton aus den Gesetzen einer allgemeinen Gravitation abgeleitet und berechnet wurden. Es drängten sich mit dem Siege der neuen kosmischen Theorie zugleich Fragen gewaltsam und unabweislich auf, welche das Alterthum nur selten und schüchtern aufgeworfen hatte, die Frage, ob die Welt vielleicht ohne alle Grenze sei und sich völlig ins Unendliche erstrecke, und die Frage, ob die andern Weltkörper außer unserm Erdball ebenfalls bewohnt seien. Zu einer aus Wahrscheinlichkeitsgründen fließenden Bejahung der letztern Frage hat besonders Fontanelle (s. d.) durch seine berühmten „Entretiens sur la pluralité des mondes“ (1686) und Kant durch seine „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ (1755) beigetragen. Neuere Naturphilosophen, wie Schubert in „Die Urwelt und die Fixsterne“ (1822), haben die Grenzen der unermeßlichen Welt wieder enger zu stecken und für unser Sonnensystem einen Platz im Mittelpunkte des Weltalls in Anspruch zu nehmen versucht, aber ohne Erfolg. Ebenso bedarf die neuerlich von Mädler aufgestellte Hypothese, inen Fixstern im Sternbilde des Hercules für den Centralpunkt des Universums anzusehen, um welchen unsere Sonne im Geleite ihrer Planeten und Kometen eine regelmäßige Bahn beschreibt, ähnlich der Bahn der Planeten um die Sonne, noch sehr der Bestätigung. (S. **Centralsonne**.) Die An-

sicht von einer Beseelung des Weltalls ist in neuester Zeit zuerst im Allgemeinen durch Schelling in seinem Buch „Über die Weltseele" (Jena 1798) und hernach in speciellerer Durchführung durch Fechner (s. d.) in dessen „Zendavesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits" (Lpz. 1851) erneuert worden. — **Kosmogonie.** Die mythologischen Ansichten des heidnischen Alterthums von der Entstehung der Welt sind enthalten in den **Kosmogonien** oder Weltentstehungsberichten, welche in der Regel zugleich Theogonien oder genealogische Berichte von der Geburt der Götter sind. Die bekannteste und wichtigste dieser Art ist die griech. Theogonie des Hesiod, welche aus dem Chaos und der Erde vermöge einer schöpferischen Liebeskraft, des Eros, die Welt nebst den Göttern hervorgehen läßt. Nächst ihr sind die bedeutendsten Erzeugnisse dieser Art die in der Edda enthaltene isländische und die in Manu's Gesetzbuch enthaltene indische Kosmogonie. Auch sie lassen die Welt sammt den niedern Gottheiten aus einem Chaos hervorgehen, welches in der Edda als Nifsheim oder das Nebelreich bezeichnet, bei Manu aber als ein finsteres, gestaltloses Wesen beschrieben wird. (S. **Schöpfung.**) — **Kosmologie** oder Lehre vom Weltall ist die speculative Wissenschaft, welche die Fragen in Beziehung auf das Weltall, deren Beantwortung über die Grenzen der Erfahrung hinausreicht, z. B. die Frage nach der Entstehung oder ewigen Dauer der Welt, nach ihren Grenzen, ihrer Beseelung, ihrer letzten Ursache u. s. w., nach Grundsätzen a priori abhandelt. Auf die Betrachtungen, welche nach den Regeln der Vernunft in dieser Weise angestellt werden können, gründeten die Scholastiker ihren **kosmologischen Beweis** für das Dasein Gottes. Die Kosmologie ist ein Theil der Metaphysik.

Kossuth (Ludwig), Haupt der ungar. Revolution, geb. 16. Sept. 1802 zu Monok im Comitat Zemplin von armen adeligen Ältern kroat. Stamms, erhielt seine erste Bildung im Piaristencollegium zu Satoralja-Ujhely, dann in den evang. Schulen zu Eperies und studirte endlich mit Erfolg die Rechte auf dem ref. Collegium zu Sarospatak. Nachdem er das Advocatendiplom erlangt, wußte er sich seit 1827 durch Fleiß und Talent in seinem heimatlichen Comitat bald eine ausgedehnte juristische Praxis, sowie als Redner in den Comitatsversammlungen und als Vermittler zwischen Volk und Adel in den Choleraunruhen Einfluß zu verschaffen. Auch erhielt er das Amt eines dirigirenden Anwalts auf den Gütern der verwitweten Gräfin Szapary, welche Stellung er jedoch eines finanziellen Zerwürfnisses wegen wieder aufgeben mußte. Im J. 1831 wandte sich K., um ein größeres Feld für öffentliches Wirken zu gewinnen, nach Pesth, wo er sich ebenfalls der advocatorischen Praxis und literarischer Beschäftigung hingab. Schon 1832 ging er indessen als Absentenlegat (Vertreter eines abwesenden Magnaten) auf den Landtag nach Presburg. Ein Versuch, den er hier machte, um als Redner aufzutreten, misglückte, sodaß er die ganze vierjährige Landtagsdauer hindurch schwieg. Dagegen übertrug ihm die liberale Partei auf Nik. Wesselény's Empfehlung die Redaction einer Landtagszeitung, die zur Umgehung von Censurhindernissen in etwa 100 Exemplaren abgeschrieben und durch die Comitatshaiducken an die Comitate versandt ward. Diese mit Geist und Patriotismus geschriebene Zeitung brachte zum ersten male die Landtagsverhandlungen vor das große Publicum und trug ungemein zur Entwickelung des politischen Geistes in Ungarn bei. Nach dem Schlusse des Landtags begann K. in Pesth zur Veröffentlichung der Comitatsverhandlungen ein ähnliches Blatt, das, um der Censur zu entgehen, lithographirt wurde. Die Regierung untersagte jedoch die Fortsetzung der Zeitung und ließ endlich, da K. nicht gehorchte und die Comitatsbehörde nicht einschreiten mochte, im Mai 1837 K., Wesselény und mehre Andere zu Ofen gefangen setzen. Die Septemviraltafel verurtheilte nun K. wegen Hochverraths zu vierjähriger Haft, aus der er jedoch mit seinen Genossen bereits 1840 in Folge allgemeiner, durch die landtägliche Opposition herbeigeführter Amnestie befreit wurde. Nach seiner Befreiung übernahm K. die Redaction des „Pesti hirlap", in welchem Blatte er fortan sein großes publicistisches, auf eine Neugestaltung der öffentlichen Verhältnisse Ungarns gerichtetes Talent entwickelte. Je mehr diese der Demokratie zugeneigten Lehren die Misbilligung der conservativen wie der gemäßigt liberalen Adelspartei erfuhren, desto tiefer drangen sie in die große Masse ein und wurden das Evangelium der Jugend. Eine Differenz mit dem Verleger veranlaßte K. im Juni 1844 zur Niederlegung der Redaction, und da ihm die Regierung die gehoffte Concession zu einem eigenen Journal verweigerte, so sah er seine publicistische Laufbahn geschlossen. K. widmete sich jetzt der praktischen Thätigkeit, indem er als Leiter und Beförderer der vielen patriotischen Vereine, z. B. des Schutzvereins für nationale Industrie, auftrat, wirkte aber auf diesem Felde keineswegs geschickt und glücklich. Im Nov. 1847 ward er endlich vom pesther Comitat als Deputirter auf den Landtag geschickt, wo er als Sprecher, bald als Führer der Opposition durch Kühnheit und rhetorische Gaben Alles mit sich fortriß, Befreiung der Bauern, Hebung des Bürgerstandes, Pflegung

des nationalen Elements, Preßfreiheit u. s. w., nach der franz. Revolution von 1848 aber offen eine selbständige Regierung für Ungarn und eine constitutionelle Verfassung für die östr. Erblande von der Regierung foderte. Hierdurch und namentlich durch eine Rede, die er 3. März hielt, leitete er nicht nur die ungar. Umwälzung ein, sondern trug auch viel zum Beginn der wiener Märzbewegung bei. Als Graf L. Batthyányi 17. März zum Präsidenten eines selbständigen ungar. Ministeriums ernannt worden, trat K. als Finanzminister ein. Mistrauen gegen Östreich und der Beginn der ungar. Südunruhen machten ihn sogleich zum Gegner der Vermittelungspolitik, und wiewol er in der Nationalversammlung für die Bewilligung der Truppensendung nach Italien sprach, traf er doch durch Emittirung von Banknoten, durch Ankäufe u. s. w. bereits im Sommer 1848 alle Anstalten, um die ungar. Revolution gegen Östreich mit Waffengewalt aufrecht zu erhalten.

Der Gang, welchen die Ereignisse nach der Auflösung des ungar. Ministeriums im Sept. 1848 nahmen, brachte K. an die Spitze des Landesvertheidigungsausschusses und seine Politik zur vollen Geltung. (S. **Ungarn**.) Als Präsident dieser obersten revolutionären Behörde wirkte er nun in den letzten Monaten des J. 1848 mit leidenschaftlicher Energie für die Herstellung der ungar. Armee, die Bewaffnung des Landsturms, die Eröffnung der Hülfsquellen, sowie durch persönliche Reisen und Ansprachen für die Entzündung des Patriotismus und des revolutionären Geistes im Volke. Als bei dem Anrücken der östr. Armee unter Windischgrätz Regierung und Nationalversammlung Anfang 1849 von Pesth nach Debreczin verlegt werden mußten, trug er durch seinen Muth und eine außerordentliche Thätigkeit wesentlich dazu bei, daß die ungar. Armee auf einen großartigen Fuß gesetzt und der siegreiche Frühlingsfeldzug von 1849 eröffnet werden konnte. Besonders um der gemäßigten Partei die Gelegenheit zu einem vermittelnden Friedensschluß abzuschneiden, beantragte K. 14. April 1849 unerwartet in der Versammlung zu Debreczin die Unabhängigkeitserklärung Ungarns sowie die Entsetzung der habsburgischen Dynastie, welcher Antrag schon am 15. zum Gesetz erhoben wurde. Wiewol K. die Verfassungsfrage vor der Hand unentschieden ließ, ward er doch unter dem Titel eines provisorischen Landesgouverneurs zum Staatschef ernannt und hielt als solcher 5. Juni in das von den Ungarn wiedereroberte Pesth einen feierlichen Einzug. K. hatte auf eine Intervention der westlichen Mächte zu Gunsten Ungarns gehofft und diese auch bei der Unabhängigkeitserklärung in Aussicht gestellt, sah sich aber sehr bald in dieser Erwartung getäuscht und die ungar. Revolution durch die Reorganisation der östr. Streitkräfte und die Intervention Rußlands aufs schwerste bedroht. Wenig zu einer staatsmännischen Berechnung der Kräfte, dagegen stets zu überschwänglichen Maßregeln geneigt, wollte er nun das ganze Volk zum Verzweiflungskampfe gegen den zweifachen Feind aufstacheln und ließ zu diesem Zwecke einen förmlichen Kreuzzug predigen, wobei selbst Processionen und kirchliches Fasten nicht fehlten. Vielleicht würde auch die ungar. Sache ein weniger schnelles oder doch weniger ungünstiges Ende genommen haben, hätte K. den militärischen Häuptlingen, namentlich Görgei (s. d.) gegenüber mehr Energie zu zeigen und sich unbedingten Gehorsam zu verschaffen gewußt. Während Görgei, der rasch durch K.'s Protection emporgestiegen, schon im Jan. 1849 dem Landesvertheidigungsausschusse gewissermaßen den Gehorsam aufkündigte, suchte K. den Widerspenstigen, statt ihn zu bestrafen oder zu beseitigen, zu gewinnen und übergab demselben sogar nach Dembinski's und Vetter's unfreiwilligem Rücktritt den Oberbefehl über die Hauptarmee, nach der Unabhängigkeitserklärung zugleich das Kriegsportefeuille. Als Görgei dessenungeachtet seine eigenen Plane verfolgte und den Rückzug des Heeres an die untere Theiß verzögerte, entsetzte ihn zwar K. 2. Juli seiner Ämter, widerrief aber alsbald diesen Befehl und ließ Görgei die Wahl zwischen dem Kriegsministerium und dem Commando. Während Görgei letzteres behielt und seine Absichten verfolgte, unterhandelte K. mit Bem um die Übernahme des Oberbefehls, klagte Görgei zu Szegedin öffentlich des Verraths an, sammelte sogar selbst eine neue Armee von 3000 Mann, die unter seinem eigenen Commando stehen sollte, hatte jedoch immer nicht den Muth, einen entscheidenden Schritt zu Görgei's Beseitigung zu thun. Nach der Niederlage vom 9. Aug. bei Temeswar und nachdem eine Eröffnung an den Fürsten Paskewitsch, wonach einem russ. Prinzen die ungar. Krone angeboten ward, erfolglos geblieben, verzweifelte endlich K. an dem Erfolge des Kampfs und übertrug 11. Aug. zu Arad die Civil- und Militärgewalt förmlich an Görgei. Die Auffoderung Bem's, den Kampf und seine Stellung abermals aufzunehmen, entschieden zurückweisend, wandte er sich mit wenigen Getreuen der türk. Grenze zu, überschritt dieselbe 17. Aug., um sich irgendwie nach England zu retten, ward aber erkannt und erst zu Widdin, dann zu Schumla in Haft gehalten. Obschon anfangs mit der Auslieferung an Öst-

reich bedroht, wies er doch das Auskunftsmittel des Religionswechsels standhaft zurück. Später mit seinen Genossen zu Kutahia in Kleinasien internirt, erhielt er erst im Aug. 1851 auf Verwendung der brit. und der nordamerik. Regierung seine Freiheit, indem ihn ein Staatsschiff der letztern aufnahm und 17. Oct. in England ans Land setzte. K. ward hier unter mancherlei Demonstrationen empfangen und wußte sich und seine Sache durch geschickte öffentliche Reden ziemlich populär zu machen. Im November desselben Jahres reiste er nach Nordamerika, wo er in verschiedenen Staaten der Union eine außerordentliche oratorische Thätigkeit entwickelte, Sympathien und Geldmittel für die ungar. Angelegenheit zu gewinnen suchte und im Interesse der europ. Revolution das Princip der „Nichtintervention" predigte. Im Juni 1852 kehrte er wieder nach London zurück. Wiewol in der mailänder Emeute vom 6. Febr. 1853 auch eine von K. an die ungar. Soldaten in Italien gerichtete Proclamation zum Vorschein kam, schien er doch an diesen Vorgängen keinen unmittelbaren Antheil genommen zu haben. Doch gerieth er bei der brit. Regierung in Verdacht, als bereite er zu London Kriegsmittel für einen neuen Aufstand auf dem Continente vor. Im April 1853 erfolgte darum eine polizeiliche Nachforschung bei dem Raketenfabrikanten Hale zu London, die großes Aufsehen und heftige Interpellationen im Parlamente erregte, aber K. durchaus nicht compromittirte. Indessen erklärte er bei dieser Gelegenheit öffentlich, daß er zwar nicht auf brit. Boden, doch in andern Ländern Mittel zu einem neuen Kampfe gegen Östreich bewahre. Seiner Gattin Therese, geb. Meßleny, gelang es im Febr. 1850 aus Ungarn nach Kutahia zu entkommen; seine Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, wurden ihm bald darauf von der östr. Regierung freiwillig ausgeliefert. Seine nach längerer Haft im Juli 1852 verwiesenen Schwestern, Meßlenyi und Ruttkay, fanden zu Brüssel eine Zuflucht, von wo sie im April 1853 nach Amerika gingen. Zu Brüssel starb auch K.'s Mutter Ende 1852. K. ist von mittler Gestalt, schlankem Wuchs, blassem, geistreichem Gesicht und hat trotz schwankender Gesundheit ein ebenso umfassendes als sonores Sprachorgan. Vgl. Horn, „Ludwig Kossuth" (Bd. 1, Lpz. 1851); Szemere, „L. Batthyányi, A. Görgei und L. Kossuth" (Hamb. 1852).

Köstlin (Christ. Reinhold), ausgezeichneter deutscher Jurist, geb. zu Tübingen 29. Jan. 1813, erhielt seine Bildung im Gymnasium zu Stuttgart, studirte von 1829—34 zu Tübingen, Heidelberg und Berlin und trat sofort in den Advocatenstand, aus dem er 1839 schied, um auf Wächter's Veranlassung zu dessen Stellvertretung einem Rufe als Docent an die Universität zu Tübingen Folge zu leisten. Neigung und äußere Umstände hatten ihn indessen schon früh den schönen Künsten zugeführt, denen er, mit vielen Notabilitäten der Kunst mehr oder minder befreundet, auch später fortwährend seine Muße widmete. Durch seinen Lehrer Gustav Schwab aufgemuntert, theilte K. als Proben seines lyrischen Talents eine Anzahl Gedichte unter dem Namen C. Reinhold im „Morgenblatt" mit. Seine Neigung für das Theater erhielt schon zu Stuttgart durch Seydelmann's Freundschaft vielfache Förderung. Seit er sich als Advocat zu Stuttgart niedergelassen, bewegte sich daher seine literarische Thätigkeit auf sehr verschiedenen Gebieten. Neben zahlreichen lyrischen Stücken und Fragmenten dramatischer Dichtungen in Zeitschriften und Almanachen erschienen die Erzählungen „Die Geschichte vom span. Baumeister und die Geschichte vom Leim und der Mariandl" (Stuttg. 1837) und die Novelle „Die Mathildenhöhle" (Stuttg. 1838); auch wurde eines seiner Dramen, „Die Söhne des Dogen", 1838 zu Stuttgart aufgeführt. Um dieselbe Zeit begründete K. seinen wissenschaftlichen Ruf durch „Die Lehre vom Mord und Todtschlag" (Stuttg. 1838), sowie durch „Wilhelm I., König von Würtemberg, und die Entwickelung der würtemb. Verfassung" (Stuttg. 1839). Zum wirklichen Professor in Tübingen ernannt, hat K. seit 1840 vorzüglich für die Begründung des Strafrechts auf die neuen, durch die Entwickelung der Philosophie an die Hand gegebenen, Natur der Sache und geschichtliche Entfaltung vermittelnden Principien mit großem Erfolg gewirkt; namentlich aber hat er seit jener Zeit der Reform des Strafverfahrens mit unablässigem Eifer den Weg zu bahnen gestrebt. Seine in die Rechtswissenschaften einschlagenden Arbeiten sind, außer einer Reihe von regelmäßig in principielle Übersichten zusammengefaßten Kritiken über rechts- und staatswissenschaftliche Schriften, theils verschiedene größere Artikel in Zeitschriften und Sammelwerken, theils mehre selbständige Werke. Von letztern sind besonders hervorzuheben: „Die Perduellio unter den röm. Königen" (Tüb. 1841); „Neue Revision der Grundbegriffe des Strafrechts" (2 Thle., Tüb. 1844—45); „Der Wendepunkt des deutschen Strafverfahrens im 19. Jahrh. nebst Darstellung der Geschichte des Geschworenengerichts" (Tüb. 1849); „Das Geschworenengericht für Nichtjuristen dargestellt"

(1. und 2. Aufl., Tüb. 1849); „Die Geschworenengerichte" (Lpz. 1851), eine populäre Schrift; „Auerswald und Lichnowsky" (Tüb. 1853). Ein „Lehrbuch des Strafrechts" ist von K. in Aussicht gestellt. Eine Reihe novellistischer Arbeiten, gleichwie mehre ästhetische und kritische Aufsätze, die er unter dem Namen E. Reinhold schrieb und die von der Kritik sehr günstig aufgenommen worden sind, erschienen seit 1840 in der „Novellenzeitung" und anderwärts, sowie in den „Gesammelten Erzählungen und Novellen" (3 Bde., Brem. 1847—48). K.'s Gattin, **Josephine Lang** aus München, ist als geistvolle Liedercomponistin bekannt.

Kostrōma, ein Gouvernement in Großrußland von 1496 QM. mit 1,060000 fast lediglich russ. Einwohnern, wird von der schiffbaren Wolga, die hier die Kostroma, Unscha und Wetluga aufnimmt, durchströmt, hat großen Waldreichthum und fruchtbaren Boden. Fischfang, Ackerbau, Viehzucht und Jagd neben der Industrie, die sich besonders auf Leinwandweberei, Juftenbereitung und Papierfabrikation erstreckt, bilden die Hauptbeschäftigung der Bewohner, deren viele im Sommer auf Handarbeit in andere Provinzen auswandern. Die Hauptstadt **Kostroma**, an der Wolga, hat 15000 E., 40 Kirchen, eine Moschee, ein Gymnasium, eine Kreis- und mehre andere Schulen und viele Fabriken und gewährt durch ihre schöne terrassenförmige Lage, ihre Klöster und vielen Kirchen und ihre zum Theil prächtigen Gebäude, worunter besonders der schöne Gouvernementspalast, der von einem herrlichen Blumen- und Fruchtmarkt umgebene steinerne Kaufhof, ein mit Mauern und Thürmen umgebenes Kloster und die Kathedrale auf der Höhe des Bergs sich auszeichnen, vom andern Ufer der Wolga einen überraschenden Anblick. Dem Zar Michael Fedorowitsch, der im hiesigen Ipatjewschen Kloster lange Jahre in der Zurückgezogenheit lebte, ist in K. ein Denkmal errichtet worden.

Kothe, eigentlich **Kathe**, heißt im Niedersächsischen ein Bauerhaus, welches weder Hof noch Ländereien hat. Im Gegensatze zu den eigentlichen Bauern werden die Besitzer einer solchen Kothe **Kothsassen**, **Kossathen** oder **Kossäten** genannt, was wieder mit Hintersassen gleichbedeutend ist. — **Kothen** oder Salzkothen heißen noch insbesondere die kleinen Hütten in den Salzwerken, worin das Salz gesotten wird; so namentlich in Halle.

Köthe (Friedr. Aug.), theologischer Schriftsteller und Dichter, geb. 30. Juli 1781 zu Lübben in der Niederlausitz, besuchte das Gymnasium zu Bautzen und studirte seit 1800 in Leipzig Theologie, zunächst ihren historischen Abzweigungen sich zuwendend, für welche er nachmals auch seinen fast vierjährigen Aufenthalt in Dresden von 1806—10 hauptsächlich benutzte. Im J. 1810 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Jena, wurde dann später ordentlicher Professor der Theologie, sowie Diakonus und Garnisonsprediger daselbst, folgte aber 1819 einem Rufe als Consistorialrath, Superintendent und Oberpfarrer nach Allstädt, wo er als praktischer Geistlicher eine sehr gesegnete Wirksamkeit entfaltete und 23. Oct. 1850 starb. Seine früheste, anonyme Schrift „Ansichten von der Gegenwart und Aussichten in die Zukunft" (Amst. 1809) veranlaßte seine Berufung nach Jena, wo seine amtliche und literarische Thätigkeit zunächst eine historische war. In Verbindung mit Dippold begann er das „Allgemeine historische Archiv", gab nach dessen Tode die beiden historischen Taschenbücher „Das J. 1715" und „Das J. 1616" heraus und redigirte gleichzeitig die von F. A. Brockhaus unternommenen „Zeitgenossen" bis zum zweiten Bande. Daneben suchte er auch für die wissenschaftliche Theologie durch seine „Zeitschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit" (Jena 1816—18), die „Auswahl aus Melanchthon's Werken" (6 Bde., Jena 1829) und eine neue Ausgabe der Symbolischen Bücher der luth. Kirche (unter dem Titel „Concordia", Lpz. 1830), sowie für die Pädagogik durch das Werk „Die christliche Volksbildung" (Lpz. 1831) zu wirken. Später wendete er jedoch seine producirende Thätigkeit vornehmlich dem Gebiete der Ästhetik zu. Außer seinen eigentlichen Erbauungsschriften: „Für häusliche Erbauung" (Lpz. 1821), „Stimmen der Andacht" (Lpz. 1823), „Die Psalmen für den Kirchengesang bearbeitet" (Lpz. 1844), gehören hierher: „Die Todtenfeier Dr. M. Luther's" (Lpz. 1846), vor allem aber seine beiden Novellen „Die Wiederkehr" (3 Bde., Lpz. 1843) und „Die Woche" (2 Bde., Lpz. 1848), die eine vielfache Verbreitung gefunden haben. Nach seinem Tode gab Meißner zwei kleine Sammlungen von hinterlassenen ungedruckten Gedichten und Sprüchen: „Christliche Lieder" (Lpz. 1851) und „Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde" (Lpz. 1851) heraus, in denen sich K. wie in seinen andern Arbeiten als einen frommen, echtchristlichen Seelsorger, bei welchem Wort und That im schönsten Einklang waren, zu erkennen gibt.

Köthen, die Hauptstadt des Herzogthums Anhalt-Köthen (s. **Anhalt**), mit freundlichen Umgebungen, hat etwa 7500 E., darunter 80 Juden, ein Residenzschloß und ein neues Schloß, zwei protest. und eine neue kath. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Realschule, ein

Schullehrerseminar und mehre andere Schulen und Anstalten. Das 1828 von dem Herzog Ferdinand gestiftete Kloster der Barmherzigen Brüder wurde 1852 aufgehoben und ist in eine Freischule umgewandelt. Bedeutend ist besonders der Korn- und der Wollhandel. An Leben und Verkehr hat K. besonders gewonnen durch den Bahnhof der Magdeburg-Leipziger und der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn, der zugleich das schönste Gebäude in K. bildet, aber wegen der privilegirten Spielbank in so übeln Ruf kam, daß der Herzog sich 1845 entschloß, den Pacht mit den Inhabern derselben aufzuheben.

Kothurn (griech. Kothornos) hieß bei den Alten eine Art hoher, bis an das Schienbein festgeschnürter Schuhe, wie sie ursprünglich, um sich beim Gehen auf unebenem Boden und beim Springen gegen äußere Verletzung und Verrenkung zu schützen, von den Hirsch- und Gemsenjägern auf Kreta, später auch in Lakonien getragen wurden, daher man sie auch der Diana und ihrem Jagdgefolge beilegte. Äschylus führte diese Fußbekleidung, wahrscheinlich weil sie durch die Bänder, womit sie geschnürt wurde, mehr Putz zuließ und zugleich den Fuß der Tänzer in den Chören zierlicher umschloß, zuerst bei den Schauspielern in der Tragödie ein, und unter den verschiedenen Arten des Kothurn erwähnen wir den vorzugsweise sogenannten tragischen Kothurn, wie er Götter- und Heroengestalten zukam, welcher aus einer vierfach übereinandergelegten Korksohle bestand, die wenigstens vier Querfinger hoch, oft aber nach der Proportion des Ganzen von noch weit beträchtlicherer Dicke war und anfangs eine viereckige Form hatte, bis sie der Geschmack mehr nach der Gestalt des Fußes abrundete. Später galt der Kothurn als Sinnbild des Trauerspiels und namentlich verstand man darunter die tragische Sprache und Ausdrucksweise, bisweilen auch, wie noch gegenwärtig, überhaupt eine hochtrabende und schwülstige Darstellung.

Kotopari, ein feuerspeiender Berg von 17700 F. Höhe über dem Meere, 11 M. südöstlich von Quito, ist bis zum Gipfel mit Schnee bedeckt, nach oben von regelmäßiger Kegelgestalt und wirft Schlacken, Bimsstein, Wasser und Eisblöcke aus. Er ist der furchtbarste unter den Cordilleras (s. d.) von Quito, und die Schlacken und Felsenblöcke, welche er nach und nach ausgeworfen, bedecken mehre Quadratmeilen Landes. Die merkwürdigsten Ausbrüche desselben fanden 1698, wo mehre Dörfer und die Stadt Tacunga mit drei Viertheilen ihrer Bewohner verschüttet wurden, 1738, 1744, 1766, 1768 und im Jan. 1803 statt, wo, nachdem 20 J. hindurch dem Krater weder Rauch noch Dunst entstiegen war, in einer einzigen Nacht das unterirdische Feuer so thätig war, daß schon am Morgen der geschmolzene Schnee in gewaltigen Strömen sich in die benachbarten Thäler stürzte und Verwüstung und Tod verbreitete. Im J. 1802 versuchte A. von Humboldt ihn zu ersteigen, gelangte aber unter den größten Schwierigkeiten nur bis zur Grenze des ewigen Schnees.

Kottabos hieß in Griechenland ein bei Gastmählern und Trinkgelagen sehr beliebtes Gesellschaftsspiel, welches aus Sicilien dorthin verpflanzt wurde und im Verlaufe der Zeit mancherlei Abänderungen erfuhr. Die gewöhnlichste Art dieses Spiels bestand darin, daß man die Neige des Bechers, aus dem man getrunken, in eine Wagschale, deren Balken an der Spitze eines senkrechten Stabs oder Leuchterstocks angebracht war, so geschickt zu schleudern suchte, daß dieselbe, von den Tropfen gefüllt, auf eine darunter stehende metallene Figur aufschlug und einen Klang verursachte, wobei man meist noch an einen geliebten Gegenstand dachte oder dessen Namen aussprach und aus dem mehr oder weniger vollen und reinen Klange auf Zuneigung oder Abneigung schloß. Minder schwierig war eine zweite Art, wobei man die Weintropfen in kleine Schalen, welche auf einem mit Wasser gefüllten, von der Decke herabhängenden Becken schwammen, so zu spritzen verstand, daß diese untergingen oder umstürzten. Vgl. Jacobs, „Über den Kottabos" in den „Vermischten Schriften" (Bd. 6, Lpz. 1837).

Kottbus, Kreisstadt des Regierungsbezirks Frankfurt, an der Spree, Sitz des Landrathsamts, einer Superintendentur, eines Hauptsteueramts, einer Bauinspection, eines Domänenrentamts, eines Kreisgerichts, hat ein Gymnasium, ein Waisenhaus, treffliche Armenanstalten, 9000 E., worunter viele Wenden mit eigener Kirche, und eine franz.-ref. Colonie, bedeutende Fabriken in Tuch, Wollen- und Leinenzeug, Strumpfwaaren und Taback, sowie Brennereien und Brauereien, welche das sehr geschätzte Kottbuser Bier brauen, sowie ansehnlichen Eigen- und Speditionshandel. Der Kreis K., welcher auf nahe 16 QM. 53000 E., auf dem flachen Lande meist Wenden, zählt, war ehemals eine Provinz der Niederlausitz, welche der Kurfürst von Brandenburg Friedrich II. 1445, sowie die darin gelegene Herrschaft Peitz 1448 kaufte, aber als er die übrige Lausitz 1462 wieder an Böhmen abtrat, zurückbehielt und als böhm. Lehn

besaß, was jedoch der Berliner Friede 1472 aufhob. Der Kreis blieb preußisch bis 1807, wo er im Tilsiter Frieden an Napoleon abgetreten wurde, der ihn gegen einige Landstriche im nördlichen Thüringen an den König von Sachsen gab; 1813 fiel er an Preußen zurück.

Kotyledonen oder **Samenlappen** (Cotyledones) heißen in den Samen der Blütenpflanzen die ersten Blätterorgane des Keimpflänzchens (Embryo), welche den obern Theil des Würzelchens einnehmen und das Knöspchen umschließen. Beim Keimen treten sie entweder mit über die Erde herauf und werden mehr blattartig, oder sie bleiben unter der Erde, was meistens bei den dicken fleischigen Kotyledonen stattfindet. Nach den Kotyledonen theilt man die Pflanzen: 1) in **Akotyledonen** oder Samenlappenlose, wohin die blütenlosen Pflanzen (Kryptogamen) gehören, die gar keinen Embryo, also auch keine Kotyledonen besitzen; 2) in **Monokotyledonen** oder Einsamenlappige, deren Embryo nur mit einem einzigen Kotyledon versehen ist, welcher eine Spalte zeigt, aus der das erste Blatt des Knöspchens hervortritt, wie z. B. bei den Gräsern, Zwiebelgewächsen und Palmen; 3) **Dikotyledonen** (s. d.) oder Zweisamenlappige, wie Bohnen, Erbsen. In der Zoologie werden **Kotyledonen** auch diejenigen fleischigen Auswüchse genannt, welche bei den Thieren mit gespaltenen Klauen auf der Innenseite der befruchteten Gebärmutter entstehen und in welche die Carunkeln oder Gefäßbündel auf der Außenseite des Chorions der Frucht hineinwurzeln.

Kotzebue (Aug. Friedr. Ferd. von), der fruchtbarste und gewandteste deutsche Lustspieldichter, geb. 3. Mai 1761 zu Weimar, wo sein Vater, den er frühzeitig verlor, Legationsrath war, besuchte das dasige Gymnasium, kam noch nicht 16 J. alt auf die Universität zu Jena, wo seine Neigung für die Schauspielkunst, die bereits in Weimar durch eine Schauspielertruppe geweckt war, in einem Liebhabertheater neue Nahrung fand, und wurde 1780 Advocat. Nachdem er einige schwache Versuche, meist in Nachahmungen bestehend, wie „Ich. Eine Geschichte in Fragmenten" (Eisenach 1781) und „Erzählungen" (Lpz. 1781), hatte erscheinen lassen, ging er auf Veranlassung des preuß. Gesandten am russ. Hofe, Grafen Görtz, nach Petersburg und wurde Secretär bei dem Generalgouverneur von Bawr, der nachher die Direction des deutschen Theaters erhielt. Von ihm der Kaiserin empfohlen, wurde er zunächst Titularrath, 1783 Assessor des Oberappellationstribunals in Reval und 1785, nachdem er sich mit der Tochter des Generallieutenants von Essen vermählt hatte, Präsident des Gouvernementsmagistrats der Provinz Esthland, womit er zugleich den Adel erhielt. Seine „Leiden der Ortenbergischen Familie" (2 Bde., Petersb. 1785) und seine „Kleinen gesammelten Schriften" (4 Bde., Lpz. 1787), die er in Reval schrieb, bekundeten seine Darstellungsgabe, vorzüglich aber die beiden Schauspiele „Menschenhaß und Reue" und „Die Indianer in England" (1789) erwarben ihm den größten Beifall. Dagegen schadete er sich sehr in der öffentlichen Achtung durch die Herausgabe der berüchtigten Schrift „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn", die er unter Knigge's Namen erscheinen ließ. Nach dem Tode seiner Gattin reiste er nach Paris, nahm dann seine Entlassung aus dem Staatsdienste und lebte seit 1795 auf dem Lande, wo er etwa acht Meilen von Narva den kleinen Landsitz Friedenthal sich erbaute. In dieser Zeit schrieb er „Die jüngsten Kinder meiner Laune" (6 Bde., Lpz. 1793—96) und mehr als 20 Schauspiele. Im J. 1798 folgte er an Alxinger's Stelle dem Rufe als Hoftheaterdichter nach Wien, nahm aber in Folge mehrfacher Unannehmlichkeiten nach zwei Jahren mit einer jährlichen Pension von 1000 Gldn. seine Entlassung und lebte in Weimar, bis er sich entschloß, nach Rußland zurückzukehren, wo seine Söhne im Cadettenhause zu Petersburg erzogen wurden. Der russ. Gesandte in Berlin, Baron von Krüdener, hatte ihm den Eingangspaß gegeben; allein an der russ. Grenze wurde er im April 1800 verhaftet und nach Sibirien gebracht. Ein günstiger Zufall rettete ihn. Ein junger Russe, Krasnopulski, hatte K.'s kleines Drama „Der Leibkutscher Peter's d. Gr.", eine indirecte Lobrede auf Paul I., ins Russische übersetzt. Diese Übersetzung wurde dem Kaiser Paul in der Handschrift vorgelegt, welchem das Stück so gefiel, daß er nicht nur sofort den Verfasser aus seiner Verbannung zurückberufen ließ, sondern ihm auch seine ganze Huld zuwendete. Er beschenkte ihn mit dem Krongute Wokroküll in Livland, übertrug ihm die Direction des deutschen Theaters und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. Romanhaft beschrieb K. diese seine Verbannung unter dem Titel „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" (2 Bde., Berl. 1801). Nach dem Tode des Kaisers Paul bat er wieder um seine Entlassung, die er auch mit dem Titel eines Collegienraths erhielt, und lebte zunächst wieder in Weimar, dann in Jena, bis er wegen mannichfacher Irrungen, in die er durch seine Intriguen und Klatschereien mit Goethe gerieth, 1802 nach Berlin ging, wo er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde und im Verein mit Garlieb Merkel den „Freimüthigen" herausgab. Beide mach-

ten Partei gegen Goethe und dessen Anhänger, namentlich gegen A. W. und F. Schlegel, und als Spazier, als Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt", Partei für diese nahm, gab es einen hartnäckigen Zeitungskrieg. Außer mehren dramatischen Werken, die K. in dieser Zeit lieferte, fing er auch den „Almanach dramatischer Spiele" an, den er bis an seinen Tod fortgesetzt hat (18 Jahrgänge, Lpz. 1803—20). In den J. 1803 und 1804 bereiste er Frankreich und, nachdem er zuvor Livland besucht hatte, Italien; seine „Erinnerungen aus Paris" (Berl. 1804) und „Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel" (3 Bde., Berl. 1805) enthalten einiges Gute, manches Interessante, aber auch viel Flüchtiges und manches Falsche. Hierauf beschäftigte er sich wieder ausschließend mit literarischen Arbeiten und schrieb namentlich mehre Lustspiele. Im Anfange des J. 1806 ging er nach Königsberg, wo ihm zur Abfassung seines Werks „Preußens ältere Geschichte" (4 Bde., Riga 1808—9), das zwar weder zuverlässig noch ein historisches Kunstwerk ist, aber wegen der darin abgedruckten Urkunden Beachtung verdient, das dasige Archiv zu benutzen verstattet war. Doch in Folge der politischen Ereignisse in Deutschland sah er sich gegen Ende 1806 veranlaßt, nach Rußland zu flüchten, wo er, seit 1807 auf seinem Gute Schwarze in Esthland lebend, Napoleon und die Franzosen mit allen Waffen des Witzes, namentlich in den Zeitschriften „Die Biene" (Königsb. 1808—9) und „Die Grille" (1811—12) bekämpfte. Bei der Wendung der politischen Angelegenheiten Europas 1813 schien er unter solchen Umständen ganz der Mann, um die den Franzosen so ungünstige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem russ. Hauptquartiere und gab in Berlin sein „Russisch-deutsches Volksblatt" (1814) heraus. Bald nachher wurde er zum russ. Generalconsul für die preuß. Staaten in Königsberg ernannt, wo er neben mehren politischen Flugschriften, größern und kleinern Lustspielen eine sehr einseitige „Geschichte des Deutschen Reichs" (Bd. 1 und 2, Lpz. 1814—15; fortgesetzt von Rüder, Bd. 3 und 4, 1832) schrieb. Nachdem er 1816 als Staatsrath bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg angestellt worden war, erhielt er 1817 mit einem Jahrgehalt von 15000 Rubeln den Auftrag, sich nach Deutschland zu begeben, um monatlich über den Zustand der Literatur und der öffentlichen Meinung an den Kaiser unmittelbar zu berichten. Neben dieser seiner Hauptbeschäftigung begründete er zugleich 1816 das „Literarische Wochenblatt", in welchem er über Schriften aller Art aburtheilte und über Politik und Zeitgeist höchst einseitig absprach. Ihm war es dabei nur um Gunst und Geld zu thun; sein Spott ergoß sich schonungslos über alle liberalen Ideen und über das Verlangen der Völker nach ständischen Verfassungen, Preßfreiheit u. s. w.; er kannte kein anderes Heil für die Völker als in der Benutzung der Gnade der Fürsten, und der Zustand Europas vor der Französischen Revolution war ihm der Typus höchsten Völkerglücks. Indem er namentlich die Begeisterung des jüngern Geschlechts für Freiheit und Vaterland, die sich in der deutschen Burschenschaft zu Tage legte, mit Hohn und unbarmherzig verfolgte, erregte er, nachdem er bereits die Achtung aller Edeln verwirkt, auch sich genöthigt gesehen hatte, seinen Wohnsitz von Weimar nach Manheim zu verlegen, den schwärmerischen Jüngling Karl Ludw. Sand (s. d.) bis zum Fanatismus und fiel unter den Dolchstichen desselben in Manheim 23. März 1819. Als Lustspieldichter und im bürgerlichen Drama sind K. Witz, Leichtigkeit des Dialogs, gewandte Charakterzeichnung und unerschöpfliche Erfindungsgabe nicht abzusprechen; dagegen fehlte es ihm an der höhern Einsicht in die Kunst und an jeder nationalen und sittlichen Gesinnung. Den großen Beifall der Menge gewann er namentlich auch dadurch, daß er tief zu ihr herabstieg und in unsittlichen Zweideutigkeiten ihr fröhnte. Die Zahl seiner Schauspiele beläuft sich auf 98; doch sind viele derselben wegen der momentanen Beziehung, welche sie hatten, veraltet und von der Bühne verschwunden, während man andere bei den höhern Ansichten über die Bühne, welche Platz gegriffen, und wegen ihrer Frivolität dem gebildeten Publicum nicht mehr vorzuführen sich trauen darf. Gesammelt erschienen seine „Sämmtlichen dramatischen Werke" in 28 Bänden (Lpz. 1797—1823) und in 44 Bänden (Lpz. 1827—29). Sein Leben beschrieben Cramer (Lpz. 1819) und Döring (Weim. 1829).

Kotzebue (Otto von), berühmter russ. Reisender, der zweite Sohn des Vorigen, geb. zu Reval 19. Dec. 1787, machte, nachdem er im Cadettencorps zu Petersburg eine zweckmäßige Erziehung genossen, 17 J. alt mit Krusenstern zum ersten male die Reise um die Welt, von welcher er 1806 zurückkehrte. Neun Jahre später wurde ihm die Führung des Schiffs Rurik anvertraut, um die Möglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt in der Nähe der Beringsstraße zu versuchen. Ihn begleiteten unter Andern auch Chamisso, Eschscholtz und Choris. Am 30. Juli 1815 segelte er von Kronstadt ab. Er entdeckte in der Südsee mehre Inseln, die er bis

Murikskette, die Rumjanzow-, Spiridow-, Krusenstern-, Kutusow-Inseln u. s. w. nannte, und 1816 im Südosten der Beringsstraße einen Sund, welcher nach ihm den Namen **Kotzebue-Sund** erhielt. Nach einer dreijährigen Fahrt sah er sich in Folge eines Brustleidens zur Rückkehr genöthigt und langte 3. Aug. 1818 wieder in Petersburg an. Die Ergebnisse seiner Reise machte er in dem Werke „Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringsstraße zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt in den J. 1815—18" (3 Bde., Weim. 1821, mit Kpfrn. und Karten) bekannt. Hierauf zum Capitänlieutenant der ruff. Gardemarine ernannt, trat er 1823 auf des Kaisers Alexander Befehl seine dritte Reise um die Welt an, auf der ihn auch diesmal Eschscholtz begleitete und von der er 16. Juli 1826 in Kronstadt wieder anlangte. Die Beschreibung derselben lieferte er in der „Neuen Reise um die Welt in den J. 1823—26" (2 Bde., Weim. 1830, mit Kpfrn. und Karten). Seine Reisen haben die Hydrographie, vorzüglich der Südsee, wesentlich gefördert. K. starb zu Reval 5. Febr. 1846. — Sein Bruder, **Moritz von K.**, geb. 30. April 1789, machte mit ihm unter Krusenstern die Reise um die Welt und trat dann 1806 in die russ. Landarmee ein. Im J. 1812 gerieth er in franz. Gefangenschaft und wurde erst 1814 freigegeben. Seine Schicksale während derselben schilderte er in der Schrift „Der russ. Kriegsgefangene unter den Franzosen" (Lpz. 1815). Bekannt wurde er insbesondere durch seine Reise nach Persien mit der russ. Gesandtschaft 1817, deren Beschreibung sein Vater (Weim. 1819, mit Kpfrn.) herausgab. Später diente er als Oberst im Generalstabe und nachher einige Jahre bei der kaukasischen Armee. — Der älteste Bruder, **Wilh. von K.**, geb 1785, diente anfangs in der östr., dann in der russ. Armee und starb als Oberstlieutenant 1812 in Folge seiner Verwundung in der Schlacht bei Poloczk.

Kowno (deutsch: Kauen), ein Gouvernement im westlichen Rußland, welches 1843 zumeist aus den nördlichen Kreisen des lithauischen Gouvernements Wilna gebildet wurde, zählt auf 758 QM. 916000 E., worunter sehr wenig Russen und ungleich mehr Deutsche, Polen, Juden und Zigeuner. Die gleichnamige Hauptstadt, die früher wilnaische Kreisstadt **Kowno**, hat 10000 E., die einen nicht unbedeutenden Handel auf dem Niemen und der Wilna, an deren Zusammenflusse die Stadt liegt, treiben. Die Lage der Stadt, zum Theil im Thale, zum Theil auf den Uferhöhen jener Flüsse, ist überhaupt gar nicht übel; auch hat die Stadt ein schönes Rathhaus und zehn Kirchen, darunter eine freundliche lutherische. Über die Hälfte der Einwohner sind Juden; auch gibt es viele Deutsche hier, die gutes Bier und vorzüglich schönen Meth brauen. Im J. 1812 setzte hier Napoleon bei Eröffnung seines Feldzugs über den Niemen.

Krabben nennt man die kurzschwänzigen Krebse, deren Hinterleib (Schwanz) sehr kurz, vier- bis siebengliederig, ohne Endflossen, mit einigen Afterfüßen zur Befestigung der Eier versehen ist und im Leben umgeschlagen in einer Vertiefung des Bruststücks getragen wird. Das erste Fußpaar ist stets mit Scheren versehen und das äußerste Paar der Kieferfüße oder Freßklauen hat breite platte Glieder und verdeckt die andern Freßwerkzeuge. Die Krabben sind Wasserthiere und zwar größtentheils Meerthiere. Nur die **Landkrabben** (Gecarcinus) machen eine Ausnahme und bewohnen das trockene Land, ja mehre dieser letztern Gattung sterben, wenn man sie zwingt, eine Zeit lang unter dem Wasser zu bleiben. Viele geben ein geschätztes, aber schwer verdauliches Nahrungsmittel ab, wie die **gemeine Flußkrabbe** (Thelphusa fluviatilis), welche seit Alters eine gewisse Berühmtheit genoß und zu allen Zeiten gern gegessen worden ist. Man bringt sie in Italien, Dalmatien und Griechenland reihenweise auf den Markt; nur muß man zwischen den einzelnen Individuen freien Raum lassen, weil sie sich sonst gegenseitig anfallen und der Glieder berauben. In feuchten Kellern kann man sie Monate lang am Leben erhalten. Die **gemeine Maja** (Maja Squinado), welche die Alten für sehr klug hielten und auf Münzen darstellten, wird in Italien gegessen. Sehr schmackhaft ist die **gemeine Schwimmkrabbe** (Portunus Maenas), welche an der europäischen, vorzüglich adriatischen Küste und in den Lagunen von Venedig zu Millionen gefangen wird und einen wichtigen Handelsartikel ausmacht. Auch die **weichhaarige Schwimmkrabbe** (Portunus puber), welche gemein in der Nordsee gefunden wird, ist schmackhaft. Der **breite Taschenkrebs** (Cancer Pagurus), welcher in den europ. Meeren nicht gerade häufig ist, wird fast 1 F. breit und 5 Pf. schwer und als sehr wohlschmeckend geschätzt. Auf den westind. Inseln gilt die **gemeine Landkrabbe** (Gecarcinus ruricola) oder Turluru als die leckerste Art.

Krafft (Adam), ein ausgezeichneter deutscher Bildhauer in Nürnberg, geb. daselbst um 1429, gest. zu Schwabach 1507. In Nürnberg, wo noch mehre seiner Arbeiten vorhanden sind, fertigte er unter Anderm den Giebel des Michaelsklosters um 1462; die Grablegung Christi an der Außenseite der Sebalduskirche um 1492; das Sacramentshäuschen in der Lo-

renzkirche 1496—1500, unter welchem er sein eigenes Bildniß anbrachte; zu Schwabach gleichfalls das Sacramentshäuschen in der Martinskirche 1505, wie er auch für Kalchreuth, Katzwang und Fürth Altarhäuschen arbeitete. Auch ist er der Verfertiger des bewunderten Ciboriums im Münster zu Ulm und einer ganzen Reihe von Reliefs. Sein Stil ist bei aller eckigen Härte doch höchst ausgezeichnet durch eine reiche und höchst lebendige Charakteristik, und das Decorative an seinen Arbeiten zeigt die glänzendste Entfaltung des spätgothischen Stils.

Krafft (Peter), Historienmaler, Professor an der Akademie, Director der Bildergalerie und Schloßhauptmann des Belvedere in Wien, wurde 15. Sept. 1780 zu Hanau geboren und von seinem Vater, einem geschickten Emaillemaler, später auf der Malerakademie seiner Vaterstadt für die Kunst, insbesondere für Porträtmalerei gebildet. Doch führte ihn der eigene Trieb zur Historie, und wie fleißig er auch von 1799 ab auf der wiener Akademie das Bildnißmalen fortsetzte, so lieferte er doch bis zum Jahre 1801 schon manches Bild aus der antiken Mythologie und Geschichte. Um diese Zeit ging er nach Paris, wo er in der Beschäftigung mit Porträtmalerei, dem Copiren antiker Gemälde aus Herculanum und eigenen Compositionen (Sappho, Hebe) eine große Thätigkeit entwickelte. Im J. 1807 kehrte er nach Wien zurück. Nachdem er sich in einem größern Bilde, dessen Stoff aber keine Anziehung bot (König Melai und sein Hund) versucht hatte, ging er im folgenden Jahre nach Rom, wo er viele Monate sich der Anschauung von Kunstwerken hingab. Sein erstes großes historisches Bild nach seiner Heimkehr stellte den Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern dar. Im J. 1815 malte er einen Belisar, der von der Akademie den Preis erhielt; dann folgten Ödipus und Antigone und viele Porträts, meist Mitglieder der kaiserl. Familie. Sodann malte er 1814 die Schlacht bei Leipzig, welche wiederholt werden mußte. Zu den bedeutendern Werken der folgenden Jahre gehören: Ossian (in der Lichtenstein'schen Galerie), Manfred, Rudolf von Habsburg dem Priester sein Pferd anbietend, die Krönung Franz' I. in Presburg, Zriny's Ausfall aus Szigeth u. s. w. Viele Porträts, auch einige Kirchenbilder wurden dazwischen angefertigt. Im J. 1833 malte er drei enkaustische Wandbilder in der kaiserl. Hofburg: die Rückkehr des Kaisers 27. Nov. 1809, die vom 16. Juni 1814 und die erste Ausfahrt des Kaisers 9. April 1826 nach der Genesung von einer schweren Krankheit. Die meisten von K.'s Bildern sind gestochen worden, namentlich von Stöber und Rahl. K. fertigte auch ein Verzeichniß der Bildergalerie des Belvedere. — Sein Bruder, **Joseph K.**, ein tüchtiger Porträtmaler, geb. 1787 zu Hanau, gest. 1828 zu Wien, hat eine Menge vortrefflicher Bildnisse hoher Häupter geliefert.

Kraft. Unter Kraft versteht man im Allgemeinen jede Ursache einer Wirkung und gebraucht dies Wort sowol bei den Vorgängen in der geistigen als auch in der materiellen Welt. Überall aber sind die eigentlichen Kräfte, welche den verschiedenen Erscheinungen zu Grunde liegen, unserer Beobachtung unmittelbar nicht zugänglich; was allein in mehr oder minderm Grade in das Bereich unserer Beobachtungen fällt, sind die durch dieselben hervorgerufenen Erscheinungen, also nur ihre Wirkungen. Da nun aber eine jede Wirkung mit Nothwendigkeit aus ihrer Ursache hervorgeht, so muß zwischen beiden eine feste Beziehung in der Weise stattfinden, daß stets die Größe der Wirkung der Größe der sie bedingenden Ursache entspricht, weshalb wir wol berechtigt sind, aus den in den verschiedenen Erscheinungen auftretenden Wirkungen einen Schluß auf die Größe der sie hervorrufenden Kräfte zu machen, und die einfachste Beziehung, welche sich darbietet, besteht darin, beide einander schlechthin proportional zu setzen. Da die Kenntniß der Kräfte von einer genauen Kenntniß der durch sie hervorgebrachten Erscheinungen abhängt, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn unsere Kenntniß über viele Kräfte, nicht blos im Geistigen, sondern auch selbst im Materiellen, noch so unvollständig, ja oft so ungenügend ist, daß wir nicht einmal im Stande sind, einen nur einigermaßen klaren und bestimmten Begriff von diesen Kräften uns zu bilden. Wir werden also nur da, wo die Erscheinungen nach allen Seiten hin unsern Beobachtungen und Messungen zugänglich sind, einen völlig klaren und bestimmten Begriff einer Kraft und damit auch ihrer Wirkungsweise erwarten können. Besonders erleichtert ist die Untersuchung der Erscheinungen in den Fällen, wo die Kräfte ihre Wirkungen auf größere, leicht meßbare Entfernungen hin erstrecken, wie z. B. die Schwerkraft, die Elektricität. In allen diesen Fällen hat sich nun ergeben, daß diese Kräfte, wenn sie zwischen zwei Punkten wirksam auftreten, genau in der Linie, welche beide Punkte miteinander verbindet, ihre Wirkung ausüben, also die Entfernung der beiden Punkte entweder zu vermehren oder zu vermindern streben, und daß die Größe ihrer gegenseitigen Einwirkung im umgekehrten Verhältnisse der Quadrate der Entfernungen steht. Suchen die Kräfte die Entfernung der beiden Punkte zu vergrößern, so heißen sie abstoßende, suchen sie umgekehrt dieselbe zu vermindern, so

heißen sie anziehende. Wo etwa Kräfte in anderer Weise als in der die Punkte, von welchen sie ausgehen, verbindenden geraden Linie zu wirken scheinen, darf man annehmen, die Erscheinung noch nicht in ihrem Wesen richtig erfaßt und die ihr in der That zu Grunde liegende Kraft erkannt zu haben. Die Wissenschaft, welche sich mit den Kräften und ihren Wirkungen beschäftigt, ist die Mechanik, und sie lehrt aus gegebenen Kräften, welche auf ein entweder vollkommen freies oder auch in gewissen Bewegungen durch feste Punkte oder Linien gehemmtes System von Körpern wirken, die Änderungen und Zustände dieses Systems zu einer jeden Zeit kennen. Eine Kraft ist aber als gegeben zu betrachten, sobald ihre Richtung, ihre Größe und ihr Angriffspunkt bekannt sind. Unter Richtung einer Kraft versteht man diejenige Linie, in welcher dieselbe ihre Wirkung äußert oder eine Bewegung hervorzubringen strebt, und sie wird bestimmt durch den Winkel, welchen sie mit einer andern festgelegten Linie macht. Die Größe einer Kraft wird gemessen durch Vergleichung derselben mit einer andern bekannten und als Einheit angenommenen Kraft. Der Angriffspunkt einer Kraft heißt der Punkt, in welchem sie als unmittelbar wirkend gedacht wird; die Wirkung einer Kraft auf einen Körper wird aber dadurch nicht geändert, daß ihr Angriffspunkt von einem Punkte eines Körpers auf einen andern desselben Körpers verlegt wird, wofern nur dieser letztere Punkt in der Richtung der Kraft selbst liegt und mit dem ersten Punkte auf unveränderliche Weise verbunden ist.

Wenn zwei Kräfte auf einen Punkt wirken, so lassen sich beide völlig ersetzen durch eine einzige, welche genau in allen Beziehungen Dasselbe leistet, wie die beiden ursprünglichen, und den Namen der resultirenden Kraft oder Resultirenden führt, während die beiden ursprünglichen Kräfte als Seitenkräfte bezeichnet werden, weil man, wenn die beiden gegebenen Kräfte einen Winkel miteinander bilden, die resultirende Kraft findet, wenn man aus den beiden gegebenen Kräften als Seiten ein Parellelogramm construirt und die Diagonale von dem Angriffspunkte nach der Spitze des gegenüberliegenden Winkels zieht; die Diagonale ist dann die Resultirende. Durch das umgekehrte Verfahren läßt sich auch eine gegebene Kraft in zwei andere zerlegen. In dem besondern Falle, wo die gegebenen Kräfte in einer geraden Linie liegen, ist die Resultirende gleich ihrer Summe, wenn sie nach derselben Seite, dagegen gleich ihrer Differenz, wenn sie nach entgegengesetzten Seiten wirken. Sind mehr als zwei Kräfte gegeben, so lassen sich dieselben ganz nach demselben Gesetze in eine einzige Resultirende vereinigen, indem man zuerst für zwei der Kräfte die Resultirende sucht, dann für diese Resultirende und die dritte Kraft wieder eine Resultirende u. s. w., bis zuletzt alle Kräfte in einer einzigen Resultirenden vereinigt sind. Wenn die Größe einer solchen resultirenden Kraft gleich Null ist, so heben sich alle gegebenen Kräfte in ihren Wirkungen auf und der Körper, welcher ihren Angriffen unterworfen war, bleibt in Ruhe, es findet Gleichgewicht statt; erhält aber die Resultirende eine gewisse Größe, so bewegt sich der Körper mit einer dieser angemessenen Geschwindigkeit in der Richtung dieser Resultirenden. Wenn während der Bewegung eines Körpers dann noch neue Kräfte hinzutreten, so gelten ganz die obigen Gesetze, indem die Wirkung einer Kraft auf einen Körper dadurch nicht geändert wird, daß derselbe schon in Bewegung befindlich ist; die letztere wird durch die neuhinzutretende Kraft dann in einem Betrage, welcher der Wirkung derselben, z. B. der Schwere (s. d.) entspricht, abgeändert. Die Kräfte können auf einen Körper nur momentan wirken (als Stoß) oder ihre Wirkung unausgesetzt ausüben, und in diesem letztern Falle können sie sich in ihren Richtungen mehr parallel bleiben oder stets nach einem bestimmten Punkt gerichtet sein.

Kragstein, s. Console.

Krähe ist der Name mehrer Arten der Gattung Rabe (Corvus), die einen Theil der Familie der Rabenvögel ausmacht. In Deutschland kommen drei Arten vor. Die Rabenkrähe oder **echte Krähe** (C. Corone) ist 18—19 Zoll lang, ganz schwarz, am Kopfe und Nacken blauschwarz und ihr Schnabel kürzer als der Lauf. Sie ist bei uns Zug-, doch auch Standvogel, zeigt sich als ein vorsichtiger, kluger Vogel und wird durch Vertilgung von schädlichen Insekten nützlich. Die Nebelkrähe oder der **schwedische Rabe** (C. Cornix) ist von gleicher Größe wie die vorige, aschgrau und am Kopfe, Schwanze und Flügeln tiefschwarz. Sie ist einer der gemeinsten Bewohner des nördlichen Europa, ganz vorzüglich in Schweden und Rußland häufig. Da sie allgemein für ein schädliches Thier gehalten wird, so wird ihre durch die Gesetze gestattete Verfolgung eifrig und maßlos betrieben, und nur durch List vermag die Nebelkrähe ihrer Ausrottung zu entgehen. Dieses Verfahren ist jedoch keineswegs zu billigen, da sie dem Landmann nicht blos schadet, sondern ihm noch weit mehr nützt durch Vertilgung vieler schädlichen Thiere; denn ihre Nahrung besteht aus Insekten, Schalthieren, Nacktschnecken

Aas, Fischen, kleinen Säugethieren, Eiern anderer Vögel, jungen Vögeln, reifen Beeren, Kirschen und andern Obstsorten. Sie baut ihr Nest auf hohe Bäume an Wiesenrändern oder in Feldhölzern aus Reisern, die durch Lehm fest verbunden werden; zum Winteraufenthalte wählt sie sich bei uns ein hohes Kirchdach oder anderes unbewohntes Gebäude. Die Eier sind grünlich und dunkelbraun gefleckt; die Jungen, welche anfangs blind sind, meist erst gegen den fünften Tag nach dem Ausschlüpfen zum Sehen fähig. Die **Saatkrähe** (C. frugilegus) ist etwa 18 Zoll lang, tiefschwarz, im Nacken mit auffallendem Purpurschimmer, der Schnabel von der Länge des Laufs und bei ältern Vögeln an der Wurzel durch Abreiben der Federn nackt. Sie ist weit friedlicher und geselliger als die andern Arten und baut ihr Nest gern in Gesellschaft auf denselben breitwipfeligen Baum. Bei uns ist sie Zugvogel und verbringt den Winter in gemäßigtern Ländern, doch bleibt sie zum Theil sogar im nördlichen Deutschland zurück. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise aus Regenwürmern, den Larven von Insekten, die sie aus der Erde holt, Maikäfern u. s. w., und der Nutzen, den sie dadurch stiftet, ist außerordentlich groß. Nichts kann daher verkehrter sein, als diesen Vogel zu verfolgen, denn wenn er auch eine oder die andere keimende Kartoffel aus der Erde hackt, so sind es doch stets nur solche, in denen sich Würmer befinden und die demnach so nicht hätten fortwachsen können, während zugleich die benachbarten gesunden Kartoffeln dadurch geschützt werden. Bei den Alten waren die Krähen und vorzüglich die Raben Hauptgegenstand der Wahrsagungen aus dem Vogelflug (Augurien); ihr Flug zur Linken galt für glückverheißend, zur Rechten aber für unglückbedeutend. Ja auch noch jetzt hält bei uns das Volk große Krähenschwärme oder einzelne auf der Spitze eines Hauses anhaltend schreiende Krähen für Leichenduft witternd und daher für ein schlimmes Vorzeichen.

Krähenaugen, s. Brechnuß.

Krahn, auch **Kranich**, nennt man einen Apparat, welcher dazu dient, schwere Lasten aufzuheben und unter gewissen Bedingungen auch weiter zu transportiren. Die roheste Form des Krahns besteht aus einer starken Säule, dem **Krahnständer**, auf welcher ein Querbalken, die **Krahnbracke**, meist schräg aufwärts gerichtet, durch Kopfbänder befestigt ist. Die Krahnbracke hat an ihren beiden Enden Rollen, über welche das Zugtau von der Last bis zu einer Winde geführt ist. Durch Aufwinden des Taues wird dann die Last gehoben, das Fortschaffungsmittel untergebracht und auf dieses die Last wieder niedergelassen. Im Laufe der Zeiten ist die Maschine sehr vervollkommnet worden und gegenwärtig gibt es folgende Arten derselben: 1) Feststehende Krahne, welche oben und unten gehalten sind und in Gießereien u. s. w. gebraucht werden; 2) feststehende Krahne, die nur unten gehalten sind, in Häfen, auf Bahn-, Packhöfen u. s. w.; 3) bewegliche Krahne mit Gegengewicht, unter denen der von Maudslay construirte der beste ist, in großen Maschinenwerkstätten; 4) bewegliche Krahne ohne Bracke, auf den Eisenbahnen und in der Geschützgießerei zu Lüttich. An allen Krahnen werden jetzt die sogenannten Vorgelege angebracht, Räderverbindungen, mittels deren man, zwar langsamer, dafür aber auch mit geringerer Kraft, große Lasten heben kann. Wo man keine Vorgelege hat, bringt man auch wol Treträder von bedeutendem Umfange an. — **Krahnrecht** heißt das Recht, an Häfen und Ausladestellen einen Krahn öffentlich halten zu dürfen; in engerer Bedeutung aber versteht man darunter das Recht des Landesherrn, die Schiffer zu zwingen, an einem bestimmten Orte ihre sämmtliche Ladung zu klaren und zu verzollen.

Krähwinkel heißen zwei Dörfer, eins in Baden und eins bei Bibra im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen. Der Ort, dessen Bewohner der Volkswitz als Repräsentanten unüberlegter, lächerlich-alberner Streiche bezeichnet, ist indessen von Kotzebue in den „Deutschen Kleinstädtern" als Sitz deutscher Kleinstädterei und Philisterei nur fingirt worden.

Krain, ein deutsches Herzogthum und zum Königreich Illyrien (s. d.) der östr. Monarchie gehöriges Kronland von nahe 182 QM. mit 464000 E., wird im N. von der östlichen Fortsetzung der Karnischen oder Kärntner, im S. von den Julischen oder **Krainer Alpen** durchzogen. Der höchste Punkt ist der 8800 F. hohe Terglou zwischen den beiden Quellen der **Save**, welcher an seiner Nordseite den einzigen Gletscher des Landes trägt und den Scheidungspunkt der Karnischen und Julischen Alpen bildet. Die letztern ziehen in einer doppelten Reihe durch ganz K. und zeichnen sich, zu den Kalkalpen gehörig, durch unzählige Versenkungen, Trichter, unterirdische Wasserläufe, Grotten und Höhlen aus, welche man nirgends so häufig trifft. Die wichtigsten sind die Adelsberger Grotte (s. d.), die noch größere Kleinhäusler Grotte, die drei Viertelstunde von Adelsberg entfernte, mit sehenswerthen Stalaktiten erfüllte Magdalenenhöhle und die zuerst im Juli 1850 näher untersuchte Tropfsteinhöhle

im sogenannten Vod-babji-sob-Gebirge bei Veldes in Oberkrain. Unter die interessantesten Erscheinungen des an Naturmerkwürdigkeiten so reichen Landes gehört auch die berühmte Felsenbrücke von St.-Kanzian, 126 F. hoch, 156 F. breit, mit einem vollkommenen Gewölbe von 60 F. Höhe und 150 F. Länge. Einen Theil der steinigen Julischen Alpenkette bedeckt der Birnbaumerwald, dessen kleinster Breitendurchschnitt drei M. umfaßt und der bis an die Grenze von Kroatien sich fortsetzt, wo sich wieder andere ungeheuere Waldungen anschließen. Auf dem südwestlichen Theile derselben Alpenkette, auf dem mit schachtartigen Löchern übersäeten Karst (s. d.), erhält sich nur durch den angestrengtesten Fleiß eine spärliche Vegetation. Größere Thäler sind die Wurzen und Wochein. K. ist minder stark bewässert als die Nachbarländer. Mit Ausnahme der Idria und Wispach, welche sich in den Isonzo ergießen, gehören die Gewässer dem Flußgebiet der Save an, welche als schiffbarer Fluß, nach der Einmündung der Laibach, nur noch eine geringe Strecke im Lande selbst bleibt. Ihr größter Zufluß ist die Kulpa an der südöstlichen Landesgrenze. Andere Zuflüsse sind die Zayer, Kanker, Feistritz, Leibnitz und die weit ansehnlichere Gurk. Die Unz oder Maunitz verliert sich unter der Erde; der Broschitzabach fließt in den Czirknitzersee (s. d.), neben welchem noch der 190 Klafter tiefe Feldesersee und der Wocheiner zu bemerken sind. Von den 40000 Jochen des Laibacher Moorgrundes, durch welchen jetzt die Karstbahn geht, ist bereits ein bedeutender Theil cultivirt. Das Klima ist, abgesehen von den rauhen Gebirgsgegenden, mild, die mittlere Jahrestemperatur in Laibach $8^7/_{10}$° R., zu Möttling an der kroat. Grenze sogar $9^1/_2$° R., daher in mehren Landstrichen Klima und Vegetation schon die Nähe Italiens verkünden. Nur herrscht in der Nähe des Karstgebirgs oft ein heftiger Sturmwind, die Bora. Die Einwohner sind meist Slawen, **Krainer** oder **Krajnei** genannt, welche die slawon. Sprache sprechen, wiewol die Gebildetern auch des Deutschen mächtig sind. Eine Ausnahme machen nur die kleine Gemeinde Zarz im Bezirke Laak und der Bezirk Gottschee (s. d.). Die Krainer bekennen sich zur kath. Kirche und der Landesbischof zu Laibach ist ihr geistliches Oberhaupt. Der Bodenertrag des Landes reicht für den Bedarf seiner Bewohner nicht aus, besonders was Getreide anlangt. Daher sind bei einem großen Theile der untern Volksschicht Haidekorn, Hülsenfrüchte, einige Gemüse und Waldobst die vornehmste Nahrung. Selbst in dem fruchtbaren Wippacher Boden wird mehr Mais als Weizen und Roggen gebaut. Am Karst und um Wippach werden vorzügliche Weinsorten erzeugt und um Wippach auch viel Obst gewonnen. Flachs baut man in größerer Menge; von der größten Wichtigkeit aber ist die Waldcultur. Die Viehzucht deckt ebenfalls nicht den innern Bedarf. An wildem Geflügel, Hasen und Pelzthieren ist dagegen kein Mangel, selbst Bären sind nicht ganz selten. Mehre Flüsse und die Wocheiner Seen liefern viele Fische. Die Bienenzucht ist im Schwunge; Seidencultur findet in den wärmern, an Görz grenzenden Gegenden statt. Die Hauptproducte des Mineralreichs sind Eisen, Quecksilber und Marmor; Idria (s. d.) ist das ergiebigste und wichtigste Quecksilberbergwerk Europas. Die Leinweberei und Anfertigung grober Spitzen ist weit verbreitet und bildet eine einträgliche Nebenbeschäftigung für den Landmann. Auch eine Art Schleier, Wollenzeuge, Flanells und grobe Tücher, wollene Strümpfe, viel gegerbtes Leder, wozu man den Rohstoff meistens einführt, Eisen- und Holzwaaren werden producirt. Wichtiger als der Eigenhandel ist der Transitohandel. Der Verkehr wird durch Kunststraßen gefördert, wie die über den Loibl nach Klagenfurt, über die Wurzen nach Villach. Zwischen Laibach und Cilli besteht eine Eisenbahn und der Wassertransport findet auf der Save und Laibach statt. Für die geistige Cultur, namentlich den Volksunterricht, ist nicht weniger als in andern östr. Kronländern gesorgt. Nach der neuen Landesverfassung vom 30. Dec. 1849 besteht der in der Regel zu Laibach sich versammelnde Landtag K.s aus 32 Abgeordneten, nämlich aus zehn der Höchstbesteuerten, zehn der Städte und Marktflecken, zwölf der übrigen Gemeinden. Nach der frühern politischen Verwaltung war das Land in drei Kreise, den Laibacher, Neustadtler und Adelsberger (oder in Ober-, Unter- und Innerkrain), getheilt und bildete nebst Kärnten das Gubernium von Laibach. Seit dem 13. Aug. 1849 zerfällt das Land in die zehn Bezirkshauptmannschaften Laibach (s. d.) mit der gleichnamigen Hauptstadt, Stein, Krainburg, Radmannsdorf, Adelsberg, Wippach, Neustadtl, Treffen, Gottschee und Tschernembl. Es bestehen 32 landesfürstliche Bezirksgerichte, worunter sieben erster Classe Bezirks-Collegial-Strafgerichte sind. Die beiden Landesgerichte zu Laibach und Neustadtl üben, ersteres über den bisherigen Adelsberger und Laibacher, letzteres über den bisherigen Neustadtler Kreis die Gerichtsbarkeit aus. Die höhere Instanz für sämmtliche landesfürstliche Gerichte ist das Oberlandesgericht zu Klagenfurt in Kärnten.

K. hat seinen Namen erst seit der Einwanderung der slaw. Wenden oder Winden in die Ost-

alpen, welche hier den äußersten (südlichen) Erdstrich bewohnten und von dem Worte Krai (Grenze) Krajnci, d. i. Grenz- oder Marklawen, genannt wurden. Karl d. Gr. gab das von ihm eroberte Land dem Herzoge von Friaul. Seit 972 erhielt es eigene Markgrafen, welche auf dem Schlosse Kieselstein bei Krainburg ihren Sitz hatten und von welchen einige den Herzogstitel führten. Doch erstreckte sich deren Herrschaft nur über einen Theil von K., mit welchem Istrien und Friaul wiederholt vereinigt und wieder davon getrennt wurden; einen andern Landestheil besaßen die Herzoge von Kärnten. Auch die Bischöfe von Freising und andere Herren hatten hier Besitzungen, die aber bald von der Markgrafengewalt unabhängig wurden. Schon Leopold der Starke, aus dem Geschlechte der Traungauer, brachte 1127 einige dieser Theile K.s nach dem Aussterben der kärntnischen Herzoge an sein Haus, die sein Sohn Ottokar I. noch erweiterte. Zu diesen erkaufte Herzog Leopold der Glorreiche von Östreich, aus dem Stamme der Babenberger, von dem freisinger Bischofe verschiedene Lehngüter, und Friedrich der Streitbare hatte seine Besitzungen in K. durch seine Verbindung mit Agnes von Tirol schon so erweitert, daß er sich von 1233 an „Herr von K." schrieb. Derselbe wurde, als mit dem Ableben Berthold's 1245 die eigenen Markgrafen K.s erloschen, von Kaiser Friedrich II. mit deren Besitzungen belehnt, wodurch ein großer Theil K.s mit Östreich und Steiermark vereinigt ward. Den übrigen Theil besaßen die Grafen von Tirol. Erst nach deren Aussterben (1335) und nachdem zugleich Graf Albrecht IV. von Görz durch ein Erbvermächtniß den habsburgischen Herzogen von Östreich die Nachfolge zugesagt hatte, gelangten 1364 die übrigen Theile K.s an Herzog Rudolf IV., der hierauf den Titel eines Herzogs von K. annahm. Seitdem ist dieses Land, bis auf die kurze Zwischenzeit von 1809—13, in welcher es in Folge des Wiener Friedens an Frankreich abgetreten und zu den illyr. Provinzen geschlagen ward, stets bei Östreich geblieben. Seit 1816 bildete es als Gubernium Laibach einen Theil des Königreichs Illyrien, 1849 erhielt es seine Stellung als eigenes Kronland angewiesen.

Krakau, poln. Krakow, die Hauptstadt der ehemaligen poln. Republik, jetzt des Großherzogthums K. und eines der drei Regierungsbezirke des östr. Königreichs Galizien (s. d.), Sitz des Oberlandesgerichtssenats für den Bezirk der Landesgerichte K., Rzeszow und Jaslo, einer Bezirkshauptmannschaft, eines Landes- und eines Bezirksgerichts mit zwei Sectionen, eines kath. Bischofs, eines Militärcommandos und einer Universität, liegt in einer von einem sanft aufsteigenden Hügelkranze umgebenen Ebene, am linken Ufer der Weichsel, welche hier schiffbar wird, die Rudawa aufnimmt und über welche die neue, erst im Dec. 1850 eingeweihte Franz-Joseph-Brücke nach Podgorze führt. Die Stadt zählt 38500 E., worunter 13000 Juden und einige Hundert Deutsche, 39 Kirchen, viele Kapellen, 15 Mönchs- und 10 Nonnenklöster und sieben Synagogen und besteht aus dem eigentlichen K. oder der alten Stadt, deren alte, mit vielen Thürmen versehene Mauern, Wälle und Gräben verschwunden und in Promenaden umgeschaffen sind, und den Vorstädten Stradom und Kleparz am linken, Kazimierz am rechten Ufer der Alten Weichsel und mehren andern. Die Menge von alterthümlichen Kirchthürmen und Kuppeln, das hohe mittelalterlich gebaute Schloß inmitten der weitverbreiteten Häusermassen in reizender Gegend gewähren zwar einen imposanten Anblick; aber das Innere der Stadt ist dennoch ein Labyrinth krummer und schmutziger Gassen, von den Trümmern einer glänzenden Vorzeit umgeben. Das als Denkwürdigkeit erhaltene, 1498 erbaute Florianthor mit seinen sieben Thürmchen ist vielleicht der einzige und schönste Rest des goth. Bauwesens in ganz Polen. Gegenwärtig wird wieder an der Befestigung K.'s gearbeitet und es sollen sowol das Schloß als auch die einzelnen Forts auf den die Stadt umgebenden Höhenpunkten als systematische Befestigung miteinander verbunden werden. Am 18. Juli 1850 zerstörte eine furchtbare Feuersbrunst fast die Hälfte der eigentlichen, innern Stadt, und zwar den edlern und wohlhabenden Theil derselben, darunter die prächtige Dominicaner-, die Franciscaner- und St.-Josephskirche, den bischöflichen Palast, die Stadthauptmannschaft, die Paläste des Fürsten Jablonowski und des Grafen Moßtyn, eine Kaserne, die Polytechnische Schule und die größern Niederlagen des Handels und der Industrie. Der Verlust ward auf 7½ Mill. Gldn. geschätzt und schlug dem Wohlstande K.'s tiefe Wunden. Auf dem 11400 □Klafter großen regelmäßigen Marktplatze steht das von Kasimir dem Großen 1358 erbaute, 1557 wieder hergestellte Tuchlaubengebäude, rechts der Rathhausthurm, die Hauptwache und die im 10. Jahrh. gegründete Kapelle des heil. Adalbert, in der Westecke die mittelalterliche Stadtpfarrkirche der heil. Jungfrau Maria, ein halbgothisches imposantes Bauwerk mit zwei hohen Thürmen, einem kunstvoll geschnitzten Hochaltar und werthvollen Glasmalereien. Auch die 1689—1703 erbaute St.-Annenkirche und die St.-Peterskirche aus dem 16. Jahrh. sind schöne Bauwerke,

und die übrigen Kirchen haben ebenfalls viele architektonische Zierden aufzuweisen und knüpfen ihre Gründung an bedeutungsvolle historische Erinnerungen. Die Kathedrale auf dem Schlosse ist ein prachtvolles goth. Gebäude, welches, angeblich zuerst von König Wladislaw Hermann (1081—1102) gegründet, seine jetzige Gestalt unter Kasimir dem Großen im 14. Jahrh. erhalten hat und in der mittelsten Kapelle die Gebeine des heil. Stanislaw in einem silbernen Sarge, in 18 andern die Seitenschiffe umgebenden Kapellen die Gräber und Denkmäler der berühmtesten poln. Könige, Königinnen und Helden, des Jagello, der Hedwig, der drei Sigismunde, des Stephan Bathori, des Joh. Sobieski, Kosciuszko, Jos. Poniatowski, und in der Kapelle der Familie Potocki ein Denkmal des Arthur Potocki von Thorwaldsen umschließt. Gegen Süden, zwischen dem vormaligen Grodzker Thore und dem durch die Stadt fließenden Weichselarme, liegt die Vorstadt Stradom mit der Bernhardinerkirche, dem bischöflichen Seminar und dem Regierungsgebäude. Daran schließt sich die von Kasimir dem Großen zuerst als abgesonderte Stadt gegründete, auf einer Weichselinsel gelegene Vorstadt Kazimierz, und es ragen hier die Kirche des heil. Michael, in welcher der heil. Stanislaw am Altare seinen Tod fand, die Katharinen- und die Fronleichnamskirche mit Überresten herrlicher Glasmalereien, die mit dem Kloster und Hospital der Barmherzigen Brüder verbundene Dreifaltigkeitskirche und das vormalige im goth. Stile erbaute Rathhaus aus der von der gesammten jüdischen Bevölkerung bewohnten Häusermasse (der Judenstadt) hervor. Gegen Norden liegt die Vorstadt Kleparz mit der Kirche des heil. Florian und des heil. Philipp und Jakob, sowie mit dem Bahnhofe der Eisenbahn und den Getreide- und Viehmärkten der Stadt. An dieser Nordseite befindet sich auch die Vorstadt Piasek (auf dem Sande) mit der 1087 gegründeten schönen Kirche zur Heimsuchung Maria's und der Kirche zur Verkündigung Maria's. Gegen Westen dehnen sich die Vorstädte Smolensk und Zwierzyniec aus, letztere mit dem Kloster der Norbertinerinnen. Im Osten endlich liegt die Vorstadt Wesola mit der Nikolauskirche, dem Hauptspitale zu St.-Lazarus, der Kirche der heil. Theresia mit dem Kloster der Karmeliterinnen, ferner mit der medicinischen Klinik, dem botanischen Garten und der Sternwarte. Die nach ihrem Stifter benannte Jagellonische Universität, eine der ältesten Europas, wurde 1364 von Kasimir dem Großen gestiftet, aber erst seit 1401 von Jagello und Hedwig zu Stande gebracht. Sie bildete seitdem den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Polen, verfiel indessen nach und nach, durch die Jesuiten geflissentlich ihrer Bedeutung beraubt, gänzlich. Nachdem sie reorganisirt worden, ward sie 18. Oct. 1817 wiedereröffnet, erlitt jedoch seit 1833 abermals mehrfache Umgestaltungen. Die Universität besitzt eine besonders für die poln. Literatur wichtige Büchersammlung von mehr als 50000 Bänden und vielen Handschriften, ein Naturaliencabinet und den erwähnten botanischen Garten. Andere höhere Lehranstalten sind das geistliche Seminar, das Landschullehrerseminar, das Lyceum bei St.-Anna, zwei technische und Industrieschulen, außerdem 17 Elementarschulen und eine Menge Mädchenerziehungsanstalten. Ferner hat K. eine literarische und eine musikalische Gesellschaft, einen neu gegründeten forstwissenschaftlichen Verein für Westgalizien und ein Nationaltheater. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten ist auch das von den Fürsten Lubomirski gegründete ophthalmische Institut hervorzuheben. Während des Bestehens der Republik betrieb K., wenn auch durch die russ. Grenzsperre gehemmt, bedeutenden Transitohandel, der hauptsächlich in den Händen der Juden war. Durch seine Verknüpfung mit den östr. Nachbarländern, durch den nunmehrigen Wegfall der Zollschranken, welche Ungarn bisher von Galizien trennten, sowie durch die bevorstehende Fortsetzung der Krakauer Eisenbahn bis nach Ungarn wird sich sicherlich der Handel und Verkehr K.'s aufs neue beleben.

K. soll von Krak, dem Fürsten der Polen, der um 700 lebte, gegründet und nach ihm benannt worden sein; seine Tochter und Nachfolgerin Wanda (s. d.) soll sich hier in die Weichsel gestürzt haben. K. war früher nach Gnesen, seitdem 1320 Wladislaw Lokietek sich hier krönen ließ, die Haupt- und Residenzstadt Polens, bis Sigismund III. 1609 die Residenz nach Warschau verlegte; doch blieb es auch später noch Krönungsstadt. Auch war es bis 1060 Sitz eines Erzbischofs, dann aber eines Bischofs, wie jetzt noch, der unter dem Erzbischof von Gnesen stand. Derselbe galt als der erste unter den poln. Bischöfen und war seit 1443 auch souveräner Fürst von Sewerien, des Landstrichs zwischen K. und Schlesien. Das Magdeburger Recht bekam die Stadt schon 1257. Feuersbrünste verheerten sie 1025, 1125, 1473, 1528 und 1850; erobert wurde sie 1039 durch die Böhmen, 1241 durch die Mongolen, 1655 und 1702 von den Schweden, 1768 als Sitz der Krakauer Conföderation von den Russen. Früher eine reiche wohlhabende Stadt, verarmte sie nach und nach gänzlich. Bei der dritten Theilung Polens, 1795, kam sie an Östreich, welchem schon früher die Vorstadt Kazimierz zugefallen war, und mit ganz West-

galizien bildete sie von 1809 bis 1815 einen Theil des Herzogthums Warschau. — Die **Republik Krakau**, welche durch die Wiener Congreßacte geschaffen ward, umfaßte am Norduser der Weichsel ein hügeliges, fruchtbares, zum Theil bewaldetes Gebiet von 22⅓ QM. mit etwa 140000 E. in der Hauptstadt K., einem Marktflecken und 71 Dörfern und Weilern. Der kleine Staat, von Preußen, Östreich und Rußland begrenzt, sollte unter dem Schutze dieser drei Mächte einer steten Neutralität genießen und bildete gleichsam den letzten Rest des selbständigen Polen. Nach der Verfassung vom 3. Mai 1815 befand sich die gesetzgebende Gewalt in den Händen einer Volksrepräsentation, die jährlich vier Wochen lang zusammentrat; die vollziehende Gewalt hatte ein Senat, der aus acht Senatoren und einem Präsidenten bestand. Der Präsident wurde von der Volksrepräsentation auf drei Jahre gewählt und von den Schutzmächten bestätigt. Die Ausgabe und Einnahme war in den letzten Zeiten auf etwa 350000 Thlr. festgesetzt. Zur Handhabung der Polizei wurden eine Stadtmiliz und Landgendarmerie unterhalten. Wiederholte Eingriffe des Adels in die Constitution veranlaßten im Nov. 1829 von Seiten der drei Mächte die Absendung einer Untersuchungscommission nach K. Ende 1830 schloß sich ein Theil der Bevölkerung K.'s der poln. Revolution an, und später flüchteten sich viele poln. Militärs vom Corps des Generals Rozycki dahin, welche, als Rußland deren Auslieferung verlangte, nur zum Theil sich nach Östreich begaben. In Folge davon wurde K. durch russ. Truppen unter dem General Rüdiger besetzt, um im Einverständnisse mit dem preuß. und östr. Hofe den Staat von revolutionären Elementen zu säubern. Die Reorganisation desselben erfolgte 1833. Als später poln. Flüchtlinge wieder hier eine Freistatt fanden und Plane zu einer neuen Revolution entwarfen, ward K. im Febr. 1836 durch einige östr. Bataillone, eine Abtheilung Kosacken und preuß. Ulanen unter dem Commando des östr. Generalfeldwachtmeisters Kaufmann von Trauenstein besetzt. Hierauf erfolgte die Ausweisung von mehr als 500 Personen, die unter militärischer Bedeckung nach Triest gebracht wurden, um hier nach Amerika eingeschifft zu werden. Kaum hatten im Herbst 1837 die östr. Truppen den Freistaat verlassen, als neue Spuren einer geheimen Verbindung und die Ermordung des angeblichen russ. Spions Celak im Oct. 1838 eine abermalige Besetzung K.'s durch östr. Truppen veranlaßten, die nun bis 1841 dauerte. Als endlich im Febr. 1846 die auf alle Theile des ehemaligen Polen berechneten Aufstandsversuche zum Ausbruch kamen, machte die Insurrection K. zu ihrem Hauptwaffenplatze und suchte von hier aus namentlich in Galizien vorzudringen. Allein die Invasion ward von östr. Seite zurückgeschlagen, K. selbst durch die Truppen der drei Schutzmächte besetzt und der galizische, meist vom Adel unterhaltene Aufstand durch das für die östr. Regierung sich erhebende ruthenische Landvolk niedergeworfen. Ein ferneres unabhängiges Fortbestehen des kleinen Freistaats schien nun mit der Ruhe und Sicherheit der Nachbarstaaten unvereinbar. Nachdem bereits seit dem 6. April in Berlin Conferenzen der Schutzmächte über die Feststellung der Verhältnisse K.'s stattgefunden, kam 6. Nov. 1846 zu Wien eine definitive Übereinkunft zu Stande, wonach die in Betreff K.s stipulirten Verträge von 1815 widerrufen und trotz der Protestationen Englands und Frankreichs Stadt und Gebiet an Östreich zurückgegeben wurden. Nachdem das Besitznahmepatent 11. Nov. erlassen worden, erfolgte 16. Nov. die Publication desselben in K. Die hinsichtlich der Zollverhältnisse K.s mit dem dabei interessirten Preußen gepflogenen Verhandlungen führten endlich im Anfang 1847 zu dem Resultat, daß Stadt und Gebiet ebenfalls den östr. Zollverhältnissen unterworfen wurden. Durch die Reichsverfassung von 1849 ward dann das krakauische Gebiet mit dem Titel eines **Großherzogthums Krakau** ausdrücklich dem Kronlande Galizien einverleibt und die Stadt nach der Landesverfassung vom 29. Sept. 1850 zum Hauptort eines der drei Regierungsbezirke dieses Königreichs erhoben.

Kraken, Seewurm, Seeschlange oder **Seepolyp** ist der Name eines fabelhaften Seeungeheuers von außerordentlicher Größe, welches nach Pontoppidan, der es zuerst in seiner „Naturgeschichte von Norwegen" aufführt, von Zeit zu Zeit in den norwegischen Gewässern sich sehen lasse, einer Insel ähnlich aus der Tiefe emporsteige, mit seinen ausgestreckten mastengleichen Armen selbst Schiffe in die Tiefe reißen könne und beim Hinabsteigen im Meere einen Wirbel errege, der alle in der Nähe befindlichen Schiffe in den Abgrund ziehe. Später wollten verschiedene Schiffer dieses Ungeheuer bald hier bald dort gesehen haben und bestätigten zum Theil sogar eidlich ihre desfallsigen Aussagen, wie eine englische Heringsbuyse, welche den Kraken im Aug. 1774, und ein anderes Schiff, das ihn am 5. Aug. 1784 gesehen haben wollte. In den neuesten Zeiten wird besonders in nordamerikanischen Zeitungen, wenn gerade kein Aufsehen erregender Stoff vorhanden ist, von dem Kraken gefabelt, daß ihn dieser oder jener

Schiffer wieder erblickt habe. Allein es ist ausgemacht, daß die Erzählung vom Kraken nur eine Fabel ist, zu welcher theils dicke, niedrig stehende Nebel, die zuweilen selbst von erfahrenen Seeleuten für Küsten gehalten worden, theils große Walfische, theils die allerdings selten erscheinenden Scharen von Delphinen, wie solche im Sommer 1844 an der norwegischen Küste beobachtet wurden, theils große Exemplare des gemeinen Seepolyp (Octopus vulgaris) Veranlassung gegeben haben.

Krakowiak heißt der Nationaltanz des poln. Landvolks um Krakau. Er hat eine mehr melancholische als heitere Melodie im Zweivierteltakt und wird von Gesang begleitet, während die Tänzer durch das Zusammenschlagen der Stahlabsätze den Takt angeben. Der Tanz beginnt oft damit, daß sich das aufführende Paar vor die Musik stellt und ein kurzes zweizeiliges Lied, das gleichfalls Krakowiak heißt, singt, in welches die übrigen Paare mit einstimmen und darauf dem ersten nachtanzen, bis von diesem ein anderes Lied in derselben Weise angestimmt wird. Seinen Reiz erhält dieser Tanz besonders durch die neckischen Bewegungen der scheinbar voreinander fliehenden Paare. Das poln. Volkslied hat sich vorherrschend an die Melodie dieses Tanzes angeschlossen, und in unzählbarer Menge sind durch ganz Polen die **Krakowiaken** verbreitet, zweizeilige Lieder, in denen ein momentaner Einfall ausgedrückt ist, der häufig an ein Bild aus der Natur anknüpft, z. B.:

Blättchen fällt vom Baume, Winter kommt gezogen,
Mischt sich ein der Dritte, ist die Lieb' entflogen.

Der Krakowiak ist unter dem Namen **Cracovienne** von den franz. Balletmeistern für die Bühne arrangirt worden.

Krakusen, poln. leichte Reiter, nach einem Heiligen so genannt, kommen zuerst 1812 vor. Die tapfere Führung eines Regiments Krakusen 1813 veranlaßte die Polen 1830, diesen Namen auch für neuerrichtete Cavalerie anzuwenden.

Kramer werden diejenigen Kaufleute genannt, welche eine Innung bilden und das Vorrecht genießen, gewisse Waaren im Einzelnen verkaufen zu dürfen, wodurch sie in beständige Streitigkeiten nicht allein mit den Großhändlern gerathen, wenn diese unter der Hand Dasselbe thun, sondern auch mit den Handwerkern, wenn diese außer den von ihnen selbst gefertigten auch mit gleichen, aber von Andern verfertigten Erzeugnissen handeln. Der als Kramer Aufzunehmende muß nicht allein eine Lehrzeit während einer gewissen Anzahl von Jahren bestanden, sondern auch eine gewisse Reihe von Jahren als Commis gedient haben; ja bei einigen Kramerinnungen geht man sogar so weit, eine Lehrzeit bei einem Kramer oder wol gar in demselben Fache, dem der Aufzunehmende sich widmen will, zu verlangen. Wenn auch Innungen nicht so unbedingt verwerflich scheinen, wie Viele der Meinung sind, so ist es doch augenscheinlich, daß solcher vom wohlthätigen Innungswesen wohl zu unterscheidende Innungszwang nur beengt, ohne zum Zwecke zu führen, indem das Verkaufen durch Unbefugte sich dennoch nicht ganz verhindern läßt, die deswegen zu machenden Beaufsichtigungs- und Gerichtskosten, wenn der Beweis nicht vollständig geführt werden kann, mehr als der Gewinn an dem verhinderten Verkaufe betragen und aller gestellten Hindernisse ungeachtet der Aufnahme Suchenden so viele sich finden, daß hier nicht weniger Überfüllung als in andern gewerblichen Fächern zu treffen ist. Die Statuten der Kramerinnungen heißen das **Kramerrecht**. — **Krämer** wird bisweilen derjenige Handeltreibende genannt, welcher seine Waaren am eigenen Wohnplatze oder in dessen unmittelbarer Nähe kauft und an die Verbraucher im Kleinen wieder verkauft; er gehört mithin zu den Kleinhändlern. — **Kramergewicht** oder **Krämergewicht** heißt die an einigen Orten übliche besondere Gewichtsgattung für die Kleinverkäufe, in Östreich aber das Handelsgewicht überhaupt.

Krammetsvogel nennt man besonders zwei Arten der Gattung Drossel (s. d.), bei denen das Gefieder buntfarbig-braun und die untern Flügeldeckfedern schwarzgrau oder weißlich sind. Der **eigentliche Krammetsvogel** oder die **Wachholderdrossel** (Turdus pilaris), auch Zeimer genannt, ist auf dem Oberrücken dunkelbraun, am Bauche weißlich mit schwarzbraunen Längsflecken, an Kopf und Bürzel bläulich-aschgrau und auf den Flügeln ohne Querbinden. Es ist ein im October und November in Deutschland scharenweise eintreffender Zugvogel, der zum Theil den Winter hier verbringt und im März wieder nach dem Norden zurückkehrt. Seine Nahrung besteht aus Insekten und im Winter aus Beeren, besonders Eberschen- und Wachholderbeeren. Wegen des angenehm und gewürzig schmeckenden und leicht verdaulichen Fleisches wird die Verfolgung dieses Vogels im Großen betrieben und der Fang besonders durch Dohnen und auf Vogelherden bewerkstelligt. Der **große Krammetsvogel** oder die **Misteldrossel** (T. viscivorus) ist obertheils olivengrau, am Schwanze braun und hat auf den

Flügeln zwei helle Querbinden. Er ist über ganz Europa verbreitet, doch nirgends sehr häufig, und theils Zug-, theils Strichvogel, der mit seinem angenehmen Gesange die Nadelholzwälder belebt. Wegen des wohlschmeckenden Fleisches wird auch dieser Vogel eifrig verfolgt, auch wird er wegen seines Gesangs gern im Bauer gehalten. Auf den Märkten großer Städte werden gelegentlich auch andere Drosselarten unter dem Namen Krammetsvögel feilgeboten.

Krämpeln oder **Krempeln** nennt man das Verfahren, vermitelst dessen man Baum- und Schafwolle, sowie Floretseide, nachdem sie zuvor aufgelockert und gereinigt ist, so zurichtet, daß die einzelnen Fasern derselben eine mehr regelmäßige und gleichförmige Lage erhalten und so zum Spinnen oder anderer Verarbeitung geeignet werden. Die Operation selbst geschah ehedem aus freier Hand mittels zweier **Handkrämpeln** oder **Handkartätschen**. Da indessen in großen Spinnereien das Krämpeln auf der Hand nicht genug fördern kann, hat der Engländer Arkwright (s. d.) die **Maschinenkrämpel** erfunden, mittels deren die Operation nicht allein schneller, sondern auch viel regelmäßiger geschieht. Eine Vervollkommnung dieser Maschine oder vielmehr eine Erweiterung derselben sind die **Vorspinnkrämpeln**, welche die gekrämpelte Wolle sogleich in grobe lockere Vorgespinnstfäden verwandeln. Hierunter ist die von Hartmann zu Chemnitz erfundene in Deutschland am meisten verbreitet.

Krampf (spasmus) bedeutet in der ärztlichen Sprache jede widernatürliche, dem Willen nicht untergebene und den Zwecken des gesunden Organismus widersprechende Zusammenziehung der Muskeln und der muskelähnlichen contractilen Fasern, also jede krankhafte Bewegungsthätigkeit im lebenden Körper. Man unterscheidet die Krämpfe in tonische und klonische. Erstere, die Dauer- oder Starrkrämpfe (spasmi tonici), sind solche, wo der krankhaft ergriffene Muskel unausgesetzt in Zusammenziehung beharrt. Letztere, die Zuckungen oder Convulsionen (spasmi clonici, convulsiones), sind diejenigen, wo der afficirte Muskel von Zeit zu Zeit erschlafft und daher durch das Widerspiel seiner Antagonisten eine Hin- und Herbewegung, ein Zucken, Stoßen oder Schlagen entsteht. Je nach der eigenthümlichen Verrichtung des von dieser Krankheit befallenen Muskels ist ferner die Form, in welcher der Krampf erscheint, noch sehr mannichfach. So bewirkt er in Schließmuskeln eine Versperrung der betreffenden Höhlen (z. B. krampfhafte Harn- oder Stuhlverhaltung, Ausbleiben des Athems), hingegen in Austreibemuskeln ein Herauspressen des Inhalts, manchmal auch ein ganz fruchtloses Drängen (z. B. Krampfwehen, krampfhafter Husten, Stuhlzwang); im Herzmuskel das krampfhafte Herzklopfen, in den Sprachwerkzeugen das Stottern, in den willkürlichen Muskeln der Glieder bald ein Hin- und Herschlagen, bald eine bretartige Steifheit, bald eine mit wächserner Biegsamkeit verbundene Erstarrung u. dgl. m. Gewisse häufig vorkommende Krampfformen sind im Publicum als besondere Krankheitsarten bekannt, z. B. die Fallsucht, der große und kleine Veitstanz, der Starrkrampf (tetanus), die Wasserscheu (hydrophobia), die Starrsucht (catalepsis), der Brustkrampf (asthma) u. s. w.

Die neuere Nervenpathologie lehrt uns eine Menge andere Arten kennen, welche nur das Gebiet einzelner Nerven oder einzelner Muskeln betreffen. Es ist nämlich der Krampf zwar, wie der Augenschein lehrt, zunächst nur eine krankhafte Muskelzusammenziehung; diese aber hängt, wo nicht in allen, doch in den praktisch wichtigen Fällen von einer krankhaften Thätigkeit (Reizung der betreffenden Muskelnerven) ab, und diese hinwieder in den meisten Fällen von einer aus den Centralorganen des Nervensystems (dem Hirn- und Rückenmark, auch wol einzelnen Ganglien) herstammenden Reizung des betreffenden Nerven. In den meisten Fällen ist letztere Reizung wieder nur eine mitgetheilte, nämlich eine von gereizten Empfindungsnerven nach dem Centralorgane hingeleitete. Dies lehrt schon die Erfahrung im täglichen Leben. Wenn wir uns verbrennen, schneiden, stoßen, so zucken wir mit der betreffenden Gliedmaße; wenn wir durch Nießpulver die Empfindungsnerven der Nase kitzeln, so niesen wir, wenn dasselbe auf den Kehlkopf gelangt, so husten wir wider Willen u. s. w. Dies sind Reflexactionen (s. d.) des Nervensystems, und also sind auch die meisten Krämpfe Reflexkrämpfe, und der Sitz dieses Reflexes (d. h. dieser Überstrahlung von empfindenden auf bewegende Nerven) ist das Rückenmark, der häufigste Herd der Krämpfe. Doch kann auch eine centrale Reizung Krampf erregen (z. B. ein Schreck oder Ärger oder Alkoholrausch als Hirnreiz, eine Vergiftung durch Strychnin oder Mutterkorn als Rückenmarksreizung). In einzelnen Fällen kann auch der betreffende Muskelnerv unterwegs auf seiner Bahn vom Centrum aus nach dem Muskel hin gereizt sein. Solche Zuckungen vermögen wir künstlich durch den Galvanismus in jedem Muskel, sogar noch einige Zeit nach dem Tode zu erregen. Hiernach kann man auch die Krämpfe in Hirn-, Rückenmarks- und locale Krämpfe eintheilen. Die entferntern, eine Veranlassung

oder Anlage zu Krämpfen bedingenden Ursachen derselben sind demzufolge höchst mannichfach. Oft ist Blutmangel, oft Blutanhäufung der Nervencentra Schuld, oft örtliche Krankheiten derselben (z. B. Entzündungen, Blutaustretungen, Erweichungen); oft liegt aber die Ursache in ganz entfernten Organen, die auch wol scheinbar in gar keinem Zusammenhange mit den krampfhaft befallenen Muskeln stehen, z. B. beim Wundstarrkrampf in Folge gerissener oder vergifteter Wunden der Glieder, bei den in Folge von Gebärmutterleiden eintretenden allgemeinen hysterischen Krämpfen, bei den so häufigen Kinderkrämpfen (Fraisen, Zahnkrämpfen) im Gefolge von Lungen- und andern Entzündungen der kleinen Kinder. Manchmal entstehen Krämpfe durch eine krankhafte Blutmischung, entweder nach eigentlichen Vergiftungen (z. B. durch Opium, Strychnin, Belladonna, Blausäure, Alkohol), oder nach Aufnahme und Zurückhaltung schädlicher Auswurfsstoffe im Blute (z. B. eiteriger oder urinöser Blutvergiftung, Erstickung), oder durch die unbekannten Krankheitsgifte des Scharlach, der Pocken, des Typhus u. s. w. Die Krampfkrankheiten (morbi spastici oder spasmodici) treten fast immer anfallsweise mit dazwischen liegenden freien (krampflosen) Zwischenräumen auf. Daher nennt man auch andere in solcher Art auftretende Nervenleiden gern Krämpfe, z. B. gewisse Schmerzen, wie Magenkrampf (Magenschmerz), Blutkrampf der Frauenzimmer (Gebärmutterschmerz), Unterleibskrampf (Kolik), Wadenkrampf. In der That ist auch in mehren dieser Fälle mit dem Schmerz eine schmerzhafte Muskelcontraction verbunden.

Der Krampfanfall tritt meist plötzlich ein, manchmal mit Vorboten (einer sogenannten Aura) und hört nach kürzerer oder längerer (mitunter bis stundenlanger, auch wol noch längerer) Dauer bald ebenso plötzlich, bald allmälig nachlassend auf, um sich entweder nächstens zu wiederholen oder auch (besonders nach beseitigter Ursache) ganz wegzubleiben. Im erstern Falle kann eine Krampfkrankheit (z. B. Epilepsie) sehr lange, sogar zeitlebens bestehen, indem sich die Anfälle von Zeit zu Zeit, manchmal in bestimmten Zeitabschnitten (wie bei manchen Fallsüchtigen), manchmal bei äußern Veranlassungen (wie bei vielen Hysterischen) wiederholen. So ist denn ein Krampf seiner Natur und Bedeutung nach manchmal ein geringfügiges, manchmal ein schweres Zeichen irgend einer Störung im Organismus, die das Nervensystem mit in Betheiligung hineingezogen hat. An sich ist eine solche widernatürliche Muskelzusammenziehung zum Glück nur in wenigen Fällen gefährlich (z. B. bei Verschließung der Stimmritze). Dagegen kann der Krampf mittelbar sehr gefährlich werden, z. B. der epileptische durch Blutanhäufung im Gehirn, der tetanische durch Erschöpfung, das Asthma durch Blut- und Wasseraustritt in den Athmungswerkzeugen, das krampfhafte Erbrechen oder Nießen durch gewaltige und unaufhörliche Erschütterung des ganzen Körpers u. s. w. Meist aber hat schon das hülflose Ringen und Sichabarbeiten des Krampfbefallenen etwas Beängstigendes und jeden Nahestehenden zur Hülfe Auffoderndes. Diese Hülfe besteht im Krampfanfalle selbst darin, daß man dem Kranken alle beengenden Kleidungsstücke löst und ihn in eine passende Lage bringt, wo er frei athmen und sich nicht beschädigen kann; daß man ihm beruhigend zuspricht, ihn stützt und hält, seine Glieder erwärmt und ihm wo möglich etwas warmen Thee (z. B. von Kamillen, Baldrian, Lindenblüten) einflößt, auch wol einige Ableitungen versucht: mittels Senfteig, Meerrettigpflaster, Reiben und Bürsten, Riechen an Essig, an Englisches Riechsalz, Salmiakgeist oder Eau de Cologne, Anspritzen von kaltem Wasser ins Gesicht u. dgl. Im Übrigen aber und außer den Anfällen wird die Behandlung je nach den so sehr verschiedenen Ursachen sehr verschieden ausfallen müssen. Bald wird sie rein chirurgisch sein (z. B. Entfernung eines Splitters aus der Wunde oder tiefe Einschnitte in dieselbe), bald rein psychisch (hysterische Krämpfe z. B. sind schon durch Geschenk eines Shawls oder auch durch Ohrfeigen geheilt worden), bald giftwidrig (z. B. Salmiakgeist bei Alkoholkrämpfen, Brechmittel bei Mutterkornstaupe), bald stärkend und blutvermehrend (bei bleichen, blutleeren Personen), bald entzündungswidrig u. s. w. Manche weibliche Krampfkranke sind durch Beseitigung von Uterusübeln (mittels der Wasserdouchen, mittels des Ätzens der am Uteruseingang befindlichen Geschwürchen, mittels Reposition des aus der Lage gekommenen Uterus) geheilt worden. Bei Veitstanz hat sich die Gymnastik und das kalte Baden oder Begießen oft bewährt. In vielen Fällen aber ist die Kunst in Auffindung der Ursachen des Krampfes und daher auch in Behandlung desselben sehr rathlos. So z. B. sehr oft bei Fallsuchten, wo neuerdings Marshall-Hall sogar das Öffnen der Luftröhre mittels Tracheotomie empfohlen hat. In solchen Fällen greift man wol, gewiß aber oft mit Unrecht, zu den specifischen Mitteln, die eine gewisse Berühmtheit gegen Krämpfe haben, den sogenannten **krampfstillenden Mitteln** (remedia antispasmodica oder antispastica). Diese sind theils Narcotica (s. d.), welche allerdings, indem sie die Empfindlichkeit des Gehirns oder Rückenmarks oder

einzelner Nerven herabsetzen, auch die erregten **Reflexkrämpfe** oft mildern. Ein Gleiches leisten manchmal die neuerdings berühmten Anaesthetica (s. **Anästhesie**), besonders die Einathmungen des Chloroforms (s. d.). Ferner dienen als Krampfmittel oft mit Nutzen, besonders in den Anfällen, verschiedene flüchtige Reizmittel, z. B. die Naphthen oder Ätherarten, die Ammonpräparate, der Moschus und Bibergeil, namentlich aber ätherisch-ölige Pflanzenmittel, wie Baldrian, Kamillen, Melisse, Pfefferminze, Krauseminze, Asa foetida u. dgl.; endlich manche ekelerregende Mittel, wie Ipecacuanha in kleinen Gaben und mehre in größern Gaben brechenerregend wirkende Metalle (Zink, Wismuth, Kupfer, Silber u. a.) in kleinen Gaben oder unlöslichern Präparaten. Vgl. Clarus, „Über den Krampf" (Th. 1, Lpz. 1822); Heidler, „Krampf und Krämpfe" (Prag 1838); Fleckles, „Die Krämpfe in allen ihren Formen" (Wien 1834). Von ältern Werken ist anzuführen das classische von A. von Humboldt: „Über die gereizte Muskel- und Nervenfaser" (2 Bde., Berl. 1797—99).

Krampfadern ist die Volksbezeichnung für die Anschwellungen und Ausdehnungen der Blutadern oder Venen (s. d.); in der Kunstsprache heißt dieses Übel **Varicosität** oder **Varix**, auch Phlebektasis. Solche Ausdehnungen finden sich am gewöhnlichsten an den untern Extremitäten (vor allem bei Frauen, die geboren haben), können jedoch auch an allen andern Blutadern vorkommen, besonders wo diese mit nachgiebigen, weichen Theilen umgeben sind und wo das Blut dem Gesetze der Schwere entgegen aufwärts steigen muß; so namentlich oft an den Mastdarmvenen (s. **Hämorrhoiden**) und an denen des Samenstrangs (**Krampfaderbruch**, **Varicocele**). Kleinere Varicositäten finden sich bei jeder chronischen Entzündung (z. B. im Rachen bei alten Schlundbräunen, an der Nase beim Kupferausschlag, der sogenannten Burgundernase). Nicht selten bersten diese Anschwellungen, ergießen eine große Quantität Blut und geben zu den sogenannten **Krampfadergeschwüren** Veranlassung. Besonders häufig leiden an Krampfadern der Füße Diejenigen, welche bei ihrer Arbeit viel zu stehen genöthigt sind. Der Vermehrung der Anstrengung und der Berstung derselben beugt man am besten durch einen sogenannten Schnürstrumpf vor, einen aus dichtem, festem Zeuge gefertigten Strumpf, der durch Schnüre stärker angezogen werden kann, sodaß er um den ganzen Fuß und Unterschenkel genau sich anschließt. Oder man wickelt statt dessen den Fuß in Rollbinden (von engl. Flanell oder Leinwand), macht auch wol Kleisterverbände. Manchmal können Operationen, Ätzungen, Unterbindungen u. dgl. bei gewissen Varicositäten in Anwendung kommen. Bei bedeutenden Fußübeln dieser Art, besonders wenn sie mit Entzündung und Verdickung der Haut und des Zellgewebes, mit Geschwüren und Fistelgängen verbunden sind, muß der Patient lange Zeit horizontal, mit etwas erhöhtem Fuß im Bett liegen.

Kranich (Grus) ist eine Gattung der Reihervögel, welche eine Abtheilung der Wadvögel ausmachen. Sie zeichnet sich durch die hängenden hintersten Flügelfedern und den langen, spitzigen Schnabel aus, auf welchem die Nasenlöcher beiderseits in eine lange Furche auslaufen. Von ihr bewohnt Europa nur eine Art, der **gemeine Kranich** (G. cinerea), ein vier F. hoher, aschgrauer, besonders durch einige krause Schwungfedern und einen nackten rothen Hinterkopf ausgezeichneter Vogel, der Sümpfe und Marschländereien zu seinen Aufenthaltsorten wählt. Sein eigentliches Vaterland ist das nördliche Europa und Nordasien; den Winter bringt er im Süden zu, von wo er im ersten Frühjahre zu uns zurückkehrt, um zu brüten. Seine Züge sind in einem hinten offenen Dreiecke geordnet und erheben sich bei heiterm Wetter bis auf 5000 F., wo sie nur ein scharfes Auge entdecken kann; dennoch vernimmt man ihr dröhnendes Geschrei, welches durch einen eigenthümlichen Bau der Luftröhre bedingt wird und zu mancherlei Aberglauben Veranlassung gegeben hat. Der Kranich läßt sich leicht zähmen, erlangt Anhänglichkeit und Zutrauen zu seinem Herrn und zeigt dann ein heiteres, auch zu Possen geneigtes Wesen. Im wilden Zustande ist er außerordentlich vorsichtig, scheu und mistrauisch, so daß das Beschleichen weidender Kraniche noch schwerer als das der Trappen gelingt. Den Alten waren sie wohl bekannt, da sie zumal in Griechenland auch überwintern; sie galten ihnen als Sinnbild der Wachsamkeit; denn der Sage nach faßt der wachthaltende Kranich mit dem einen aufgehobenen Fuße einen Stein, damit er durch sein Herabkollern beim Einschlafen geweckt werde. Auch schrieben ihnen die Alten ein Vorgefühl kommender großer Ereignisse zu, und eine uralte Sage berichtet über ihren langen, aber siegreichen Kampf mit dem endlich ausgerotteten Volke der Pygmäen. Auch andere Arten dieser Gattung erlangen in der Gefangenschaft eine große Zutraulichkeit, wie der **numidische Kranich** (G. Virgo), der **Paradieskranich** (G. paradisea) und der in vielen Gegenden Afrikas als gewöhnlicher Ziervogel gehaltene **Kronenkranich** (G. pavonina).

Kraniologie oder **Kranioskopie**, s. **Schädellehre.**

Krankenanstalt, auch **Hospital** oder **Lazareth** (nosocomium, nosodochium) genannt, ist ein Institut, in welchem hülfsbedürftige Kranke ärztlichen Beistand und die zu ihrer Herstellung nöthigen Mittel, beziehentlich auch Obdach, Bett, Speise und Trank erhalten, soweit diese im Hause selbst Anwendung finden können. Anstalten dieser Art sind hauptsächlich erst in der neuern christlichen Zeit entstanden. Namentlich widmeten sich mehre geistliche Orden der Krankenpflege. Nach den Kreuzzügen wurden wegen der Verbreitung des Aussatzes im Abendlande zunächst zur Aufnahme der Aussätzigen viele Krankenhäuser errichtet, von denen sich die meisten nach und nach in allgemeine Krankenhäuser verwandelten. An eine Krankenanstalt, welche vollkommen ihrem Zwecke genügen soll, werden so viele Ansprüche gemacht, daß diese, weil gewöhnlich der Kostenpunkt einer bedeutenden Berücksichtigung unterliegt, bis jetzt fast bei keiner einzigen erfüllt sind. Eine Hauptursache der Unvollkommenheit liegt schon in dem Anfange der meisten Krankenanstalten, zu welchen schon fertige, früher zu andern Zwecken benutzte Gebäude verwendet wurden. Für neu zu erbauende hat man hauptsächlich zu berücksichtigen, daß die einfachsten und natürlichsten Lebensbedürfnisse, Licht, Luft und Wasser, in der gehörigen Menge und Güte vorhanden sind, was in Hinsicht auf den Ort, den die Gebäude einnehmen sollen, dessen Umgebung, die Stellung und die Höhe der Gebäude selbst, die Vertheilung der verschiedenen Anstalten, wie Krankensäle, Ökonomieräume, Badeanstalt, Beamtenwohnungen u. s. w., die sorgfältigste Aufmerksamkeit verdient. Der strengsten Reinlichkeit, welche sich auf das Geringste erstrecken muß, ist schon bei dem Bau durch Auswahl eines passenden Materials und viele andere Maßregeln der größtmögliche Vorschub zu thun. In Bezug auf die Zahl der aufzunehmenden Kranken ist es nicht gut, wenn zu viel Kranke in demselben Hause sind, weil an und für sich schon die Luft dadurch verdorben wird, leicht aber auch die Krankenanstalt eine Pflanzstätte für Epidemien werden kann. Auch ist es nicht räthlich, mit einer gewöhnlichen Krankenanstalt eine Irrenanstalt und ein Gebärhaus zu verbinden, weil Irre die Ruhe leicht stören und Schwangere und Wöchnerinnen von Kranken entfernt sein müssen. Sowie für diese besondere Anstalten nöthig sind, so hat man in der neuern Zeit auch Hospitäler für die an besondern Übeln Leidenden, z. B. für Augenkranke zu errichten angefangen. Neben den öffentlichen findet man auch hin und wieder Privatkrankenanstalten von Ärzten errichtet, welche meist nur für besondere Kranke und, da sie nur von Bemittelten benutzt werden können, in jeder Hinsicht vollkommener eingerichtet werden können als die öffentlichen. Fast jede bedeutendere Stadt besitzt gegenwärtig wenigstens ein Krankenhaus; in den größern Hauptstädten findet sich gewöhnlich eine der Einwohnerzahl angemessene Menge. Als die berühmtesten Krankenanstalten führen wir an: das Hôpital St.-Jean zu Brüssel, das Friedrichshospital in Kopenhagen, das Seraphimerhospital in Stockholm, das Hospital des heil. Johannes in Turin, das Hospital in Mailand, das Allgemeine Krankenhaus in Wien, das Juliushospital in Würzburg, die Charité in Berlin, das Guyshospital in London, das Senkenbergische Hospital in Frankfurt a. M., die Krankenhäuser in Hamburg, München, Bamberg, Rotterdam, Paris u. s. w. In Universitätsstädten dienen die Krankenanstalten meist zum klinischen Unterricht. (S. **Klinik.**) Besondere Einrichtungen verlangen die Krankenanstalten für Soldaten im Kriege sowol als im Frieden. (S. **Ambulance** und **Feldlazareth.**)

Krankheit (morbus, in Wortbildungen oft durch die griech. Worte nosos oder pathos ausgedrückt) nennt der Laie das Gegentheil der Gesundheit. Für den Gelehrten, den Arzt, ist es schwer, eine Definition von Krankheit zu geben, namentlich in neuerer Zeit, wo die unumstößlichen Beobachtungen der Naturforscher und Physiologen immer mehr darthun, daß keine Grenze, noch viel weniger ein Gegensatz zwischen Gesund- und Kranksein besteht, indem in beiden Fällen vollkommen dieselben physiologischen Gesetze obwalten, nur daß sie dies in dem sogenannten kranken Zustande unter ungewöhnlichen Umständen, meist von außen bedingten Störungen thun, wodurch das Resultat ein anderes als das gewöhnliche, daher ein befremdendes und auffälliges, besonders aber dem befallenen (erkrankten) Individuum beschwerliches, schmerzhaftes, gefahr- oder todbringendes wird. Einige Beispiele werden dies am besten erläutern. Wenn uns ein Brotkrümchen in die Stimmritze gelangt, so entsteht durch Reflexaction von den Kehlkopfsnerven aus das unter dem Namen Husten bekannte Symptom und entfernt jenen fremden Körper: offenbar eine gesundheitsgemäße und zum Schutz des Leibes dienende Einrichtung. Wenn aber der fremde Körper dort verweilt oder (z. B. durch ätzende Beschaffenheit) die dortige Schleimhaut verletzt, oder irgend andere Umstände jene örtliche Kehlkopfsreizung dauernd unterhalten, so wird der Husten ein krankhafter. Das Dahinströmen des

Blutes in den Kanälchen der Haargefäße ist etwas so Natürliches wie das Rieseln unserer Bäche. Wenn aber irgend ein Umstand (deren viele möglich sind) jene Strömung an einer Stelle hemmt, so entsteht (ebenso sicher, wie unter solchen Umständen der Bach oberhalb aus seinen Ufern tritt) jene gemeine Störung des Haargefäßkreislaufs, welche unter den Namen Congestion (s. d.) und Entzündung (s. d.) bekannt ist. Selbst in den anscheinend fremdartigsten Krankheitsgebilden, z. B. in den Knoten und Wucherungen des Krebses und der Geschwüre, findet der Forscher die Gesetze der natürlichen Zellbildung wieder, und die Elemente des Eiters, die Eiterkügelchen, sind ein auf den Schleimhäuten im gesunden Zustand häufig erscheinendes Product und von den sogenannten Schleimkügelchen ebenso wenig scharf zu unterscheiden als der im Blute krankhafterweise befindliche Eiter von den normalen weißen Blutkörperchen des letztern. So kommt es denn, daß die Ärzte genöthigt sind, für die zahlreichen, im gesunden Zustande schon möglichen Schwankungen und Abweichungen im Bau oder in der Function der Theile einen gewissen Spielraum (die sogenannte Gesundheitsbreite) zuzugestehen und alle diejenigen Abweichungen, welche bedeutender, auffälliger, störender, gefahrbringender sind, die das Individuum an Erreichung seiner besondern oder Gattungszwecke wesentlich behindern, die dasselbe gleichsam in seinem innern Wesen kränken, mit dem Namen Krankheit zu belegen und als verschiedene Formen des gestörten Lebensprocesses, als Krankheitsarten zu unterscheiden. Geringere Grade solcher Störungen nennt man auch wol Unpäßlichkeiten, Unwohlsein, und die Rückbleibsel solcher Störungen, welche zwar den Bau und die Gestalt der Theile verändert hinterlassen, in welchen jedoch der frühere krankhafte Proceß erloschen ist, heißt man Verunstaltungen, Deformitäten (s. d.). Man unterscheidet an jeder Krankheit das Wesen derselben (die nächste Ursache), deren entferntere Ursachen und deren Symptome. Das Wesen oder die nächste Ursache (causa proxima) ist der abnorm gewordene physiologische Vorgang selbst, soweit er nach dem dermaligen Stand unserer Wissenschaft begreiflich wird (z. B. bei der Entzündung die in den befallenen Haargefäßen stattfindende Blutstockung mit Ausschwitzung der gerinnbaren Blutbestandtheile). Die entfernten Ursachen (causae remotae) zerfallen in die Anlage zum Krankwerden (dispositio, praedispositio, diathesis), d. h. einen in dem betreffenden Organ schon vorhandenen Zustand, der dasselbe geneigter als andere (oder geneigter als bei andern Personen) macht, in einer bestimmten Weise gestört zu werden, und in die Gelegenheitsursache oder Veranlassung (causa occasionalis), welche den Anstoß zum Krankwerden gibt. So z. B. ist das Auge an sich, besonders wenn es viel bei Licht angestrengt wurde, vor jedem Organ disponirt, durch Lichteinwirkungen zu erkranken. Eine gelegentliche Beleidigung desselben durch grelles Licht (oder auch durch einen Schlag, eine Erkältung, ein Staubkörnchen) gibt nun in einem so beschaffenen Auge den Ausschlag, daß eine Entzündung entsteht, u. s. w. Die Symptome oder Zufälle der Krankheit sind diejenigen ungewöhnlichern physiologischen Erscheinungen, welche in Folge der Störung (der nächsten Ursache) eintreten und dem Arzte (objective Symptome) oder dem Kranken (subjective Symptome) bemerkbar werden, also z. B. bei der Augenentzündung die Röthung des Auges (die Überfüllung seiner Haargefäßchen), das Thränen, die Trübungen seiner Häute, die Lichtscheu und Schmerzempfindung des Patienten u. dergl. mehr. Als Krankheitsarten (species morborum) bezeichnet man die hauptsächlichsten, uns im Laufe der Zeit bekannt gewordenen Grundstörungen, denen jedes einzelne Organ des Körpers unterliegen kann. Die ältere Medicin unterschied dieselben mehr äußerlich, je nach den bei jeder Art verschiedenen Gruppen von krankhaften Erscheinungen (Symptomen oder Zeichen), wodurch die Störung bemerkbar wurde; sie heißt deshalb die symptomatische Medicin und ihre Krankheitsarten (Symptomengruppen) hießen Krankheitsformen; ihr Bestreben ging dahin, diese Zufälle zu beseitigen (symptomatische Behandlung, Allopathie und Homöopathie). Die neuere Medicin hingegen strebt dahin, bei allen Krankheitsarten die zu Grunde liegende Abweichung im Bau und Stoffwechsel des kranken Organs zu bestimmen; sie fußt daher allenthalben auf der pathologischen Anatomie und deren Hülfswissenschaften (Chemie, Mikroskopie); ihre Krankheitsarten sind daher auch pathologisch-anatomische und ihre Behandlung eine auf Beseitigung jener Grundstörung gerichtete (radicale Behandlung). Das Bestreben der heutigen Medicin geht demzufolge für den Augenblick in theoretischer Hinsicht dahin, vorerst den normalen (physiologischen) Bau und Hergang in allen Theilen des Organismus bis ins Feinste zu ergründen und die so gewonnenen Ergebnisse sofort auf alle einschlagenden Krankheitsvorgänge anwendbar zu machen. In praktischer Hinsicht geht dasselbe dahin, jeden Krankheitsfall durch die genaueste naturwissenschaftliche Untersuchung

(besonders durch physikalische Diagnostik) in allen seinen einzelnen Elementen (Grundstörungen) zu zergliedern und klar zu begreifen, sodann aber bei der Behandlung möglichst Alles zu vermeiden, was den natürlichen Verlauf noch mehr stören könnte, und sich daher vor allen unbegründeten Eingriffen (daher auch von den meisten auf Aberglauben oder Herkommen begründeten Curversuchen) in Acht zu nehmen.

Krapp oder **Färberröthe** (Rubia) ist der Name einer mit unserm Klebe- oder Labkraute (Galium) nahe verwandten Pflanzengattung, welche sich hauptsächlich durch die saftigen beerenartigen Früchte unterscheidet und von welcher mehre Arten wegen ihrer rothfärbenden Wurzeln wichtig sind. Am bekanntesten ist der **gemeine Krapp** oder die **gemeine Färberröthe** (Rubia tinctorum), welche im Orient und in Südeuropa einheimisch und daselbst auch, wie noch in mehren andern Ländern, z. B. in Südfrankreich, im Elsaß, in Holland und einigen Gegenden Deutschlands, angebaut wird. Sie ist sehr stachelig-scharf, trägt die Blätter zu vier bis sechs in Wirteln, hat grüngelbe Blüten und schwarze Früchte. Die Krappwurzeln sind lang, gänsekieldick, tief unter der Erde kriechend und roth. Für die besten gelten die levantiner (**Alizari**) und die avignoner Krappwurzeln. Es scheint viel darauf anzukommen, ob der Boden, in dem die Wurzeln wachsen, kalkhaltig ist oder nicht. Gegenwärtig gelangt der Krapp meist gemahlen in den Handel, wobei man sich vor Verfälschungen in Acht zu nehmen hat, weshalb der holländische, besonders seeländische vorgezogen wird. **Beraubter Krapp** heißt der von den Rindentheilen befreite, der gestoßen als **Mull** eine schlechte rothe Farbe gibt. Der Krapp enthält fünf Farbestoffe: Krapppurpur, Krapproth, Krapporange, Krappgelb und Krappbraun, von denen nur die drei ersten in der Färberei benutzt werden können. Der Krapp ist unter allen Farben für Baumwolle die echteste und wichtigste, da er bei verschiedener Concentration und mit Anwendung verschiedener Beizen alle Nüancen von Rosa bis Schwarzroth, alle violetten und viele gelbe und braune Nüancen zu färben erlaubt. Die schönste Farbe aber ist das sogenannte **Türkischroth**, welches man in Schottland, Rouen, im Elsaß, in Elberfeld u. s. w. besonders auf Baumwollengarne anwendet und welches als die echteste aller rothen Farben gilt. Die Türkischrothfärberei beruht auf einer eigenthümlichen und ziemlich zusammengesetzten Reihe von Operationen, wobei die Baumwolle vorzüglich mit Schmak (Sumach) behandelt wird. Auch für die Malerei und als Druckfarbe hat man das Roth des Krapps anzuwenden gesucht und bedient sich dazu der **Krapplacke**, d. h. der Niederschläge, welche man in Krappabkochungen durch Alaun erhält und welche also Verbindungen des Krapproths mit Thonerde sind. Besonders schön verfertigt man die Krapplacke in Paris. Von dem im Oriente ebenfalls cultivirten **fremden Krapp** (R. peregrina) soll der an Farbestoff besonders reiche levantische oder smyrnaische Krapp oder Alizari kommen. Die Wurzeln des **glänzenden Krapp** (R. lucida) werden ganz auf gleiche Weise benutzt. In Ostindien verwendet man die Wurzeln des **indischen Krapp** (R. Munjista), der auch nach England gebracht wird.

Krasicki (Ignaz), poln. Dichter und Schriftsteller, geb. zu Dubiecko 3. Febr. 1734, stammte aus einem in der Literatur wie im Kriege gleich berühmten Geschlechte. Er erhielt seine erste Ausbildung in Lemberg, widmete sich dem geistlichen Stande und wurde, nachdem er eine Zeit lang in Rom verweilt hatte, Kanoniker in Lemberg und 1767 Bischof von Ermeland. Begeistert für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes suchte er bei dem Unglücke desselben Trost und Beruhigung in den Wissenschaften. Als sein Bisthum 1772 an Preußen fiel, wurde ihm Friedrich II. sehr gewogen und unterhielt sich gern mit ihm. „Ich hoffe, Herr Bischof", sagte er einst zu ihm, „Sie werden mich künftig unter Ihrem bischöflichen Mantel mit ins Paradies nehmen." „Nein, Sire", antwortete der Prälat, „Ew. Majestät hat mir ihn so gekürzt, daß ich unmöglich Contrebande darunter verbergen könnte." Im J. 1795 wurde er Erzbischof von Gnesen und starb zu Berlin 14. März 1801. Erst 1829 führte man seine Leiche nach Gnesen ab. Unter seinen Werken stehen obenan das heroisch-komische Gedicht „Myszeis" („Die Mäuseade", Warsch. und Lpz. 1790; franz. von Lavoisier, Wilna 1817), wozu er den Stoff aus der Chronik Kadlubek's entlehnte, nach welcher Ratten und Mäuse den König Popiel gespeist haben sollen; und die „Monomachia", oder der Krieg der Mönche. Weniger Werth hat seine „Antimonomachia". Seine Fabeln sind an Gemüthlichkeit und Einfachheit den Gellert'schen nicht unähnlich, seine Satiren nur harmlos scherzend, daher zuweilen etwas matt. Sein episches Gedicht „Woyna Chocimska", d. h. der Krieg von Choczim, ist mehr eine historische Erzählung von dem Siege Chodkjewicz' über den Sultan Osman unter Sigismund's III. Regierung; doch enthält es auch sehr dichterische Stellen. In seinem „Pan Podstoli", d. h. der Herr Untertruchseß, einem lebensvollen Charaktergemälde, bekämpfte er die Fehler und Thor-

heiten seiner Landsleute mit den Waffen des Witzes und Verstandes. Seine Schriften sammelte Dmochowski (10 Bde., Warsch. 1803—4); spätere Ausgaben erschienen zu Paris (10 Bde., 1830) und Berlin (1845).

Krasis nannten die Alten in der Grammatik die Mischung oder Verschmelzung zweier Vocale in einen langen Laut. Wir bezeichnen damit überhaupt die Zusammenziehung zweier Silben in eine, z. B. „zum" statt „zu dem", „unterm" statt „unter dem". Wird jene Verschmelzung nicht äußerlich dargestellt, sondern der Aussprache des Lesers überlassen, wie dies namentlich in der griech. und lat. Dichtersprache oft der Fall ist, so heißt sie Synizēsis, Synäresis oder Synalöphe.

Krasnoi oder **Krasnoe**, eine kleine Stadt im russ. Gouvernement Smolensk, am Dniepr, mit etwa 1600 E., erlangte in der neuern Kriegsgeschichte einen Namen durch die Schlacht vom 12. Aug. 1812, wo die Franzosen unter Murat und Ney die Russen unter Rajewsky schlugen, und die vom 16.—19. Nov. 1812, in welcher die Franzosen unter Napoleon, Davoust und Ney durch die russ. Generale Kutusow und Miloradowitsch eine bedeutende Niederlage erlitten, wobei sie außer vielen Todten und Verwundeten und zahlreichem Geschütz, welches sie zurücklassen mußten, auch 23000 Mann an Gefangenen einbüßten.

Krassó oder **Krassova**, ungar. Comitat im jenseitigen Theißkreise, mit den Comitaten Temes und Torontál das ungar. Banat bildend, wird nördlich von Arad, östlich von Siebenbürgen, südlich von dem walach. Grenzregiment und westlich von Temes begrenzt. Es ist eins der größten ungar. Comitate und hat einen Flächenraum von 108 QM., wovon 1,209515 Joch urbaren Bodens. Mit Ausnahme der an den Temes- und Krassóufern gelegenen Landstriche durchgehends gebirgig, steht K. zwar an Fruchtbarkeit den zwei andern banater Comitaten nach, gehört aber noch immer zu den fruchtbarsten Strecken Ungarns und wol auch Europas, indem der Boden ohne alle Düngung und nach geringer Bearbeitung reichlich producirt. Die vorwiegend walach. Bevölkerung beutet indessen diese Vortheile nicht gehörig aus, sodaß oft die üppigsten Strecken unbebaut liegen. Das Hauptproduct ist der Mais, der vom Landvolke dem Weizen vorgezogen wird. Außerdem baut man viel Obst, namentlich aber die Zwetsche, die vorzüglich zum Branntweinbrennen verwendet wird. Sehr bedeutend ist das Ergebniß der Bergwerke. Im Durchschnitt werden jährlich 20 Mark Gold, 11000 Mark Silber, 10000 Ctr. Kupfer, 2000 Ctr. Eisen u. s. w. gewonnen. Der zu Szászka gebrochene Marmor kann an Weißheit und Reinheit mit dem carrarischen wetteifern. K.s Hauptreichthum besteht aber in seinen unerschöpflichen Steinkohlenlagern, deren jährlicher Ertrag sich schon jetzt durchschnittlich auf mehr als 500000 Ctr. erhebt. Die in 17 Marktflecken und 219 Dörfern wohnende Bevölkerung besteht aus nahe an 220000 Seelen, wovon der Nationalität nach 11650 Deutsche, 10140 Kroaten, 3145 Ungarn und der große Rest Walachen, der Confession nach 24970 röm. Katholiken, 640 Juden, 492 Lutheraner, 446 Reformirte und der große Rest Griechisch-Nichtunirte sind. Handel und Gewerbe könnten sehr blühend sein, sind aber ebenfalls noch vernachlässigt. Außer den Erzeugnissen des Bergbaus führt man aus: Brenn- und Bauholz, Zwetschenbranntwein, Obst, Minerale und rohes Leder. Die Ausfuhr geschieht größtentheils auf dem Bégakanal. Hauptort des Comitats ist der Marktflecken Lugos an den Ufern der Temes. Er zerfällt in Deutsch- und Walachisch-Lugos, ersteres mit 1900, letzteres mit 7500 E.

Kraszewski (Joseph Ignaz), ein sehr productiver und geistreicher poln. Novellist und Romanschriftsteller, geb. 26. Juli 1812 in Warschau, erhielt seine Schulbildung in Wilna, die höhere wissenschaftliche aber im Auslande und durch Selbststudium. Mit seltenen Fähigkeiten ausgestattet, betrat er nie eine öffentliche Laufbahn; auf seinem Gute Omelno in Volhynien lebend, widmete er sich ausschließlich der schriftstellerischen Thätigkeit. Er versuchte sich fast in allen Gattungen sowol der poetischen als der prosaischen Literatur; am höchsten erhob er sich aber als Novellist und Romanschriftsteller. In dieser Gattung allein gab er an 100 Bände heraus, und durch die rasche Aufeinanderfolge und zum größern Theil auch durch die Trefflichkeit seiner dem poln. Familien-, Geschichts- und Nationalleben entnommenen Erzählungen zwang er die Lesewelt, von der vorherrschenden franz. Lectüre abzustehen und sich mehr mit der einheimischen zu befassen. Unter die besten seiner Romane gehören: Swiat i poeta", „Ulana" (Wilna 1843), „Latarnia czarnochięzka" (4 Bde., Warsch. 1843; 2 Aufl., 1844), Pod włoskiem niebem" (Lpz. 1845) u. s. w. Von seinen poetischen Werken sind zu erwähnen: ein episches Gedicht in drei Theilen, schildernd in kräftigen Zügen die drei Hauptepochen der ältern lithauischen Geschichte, unter dem Titel „Anafielas" (3 Bde., Wilna 1840—43; Bd. 1, 2. Aufl., 1846); „Szatan i kobieta" (Wilna 1841) und noch andere lyrische und dramatische Gedichte. Wichtig sowol in kritischer als auch in literarhistorischer Hinsicht sind seine belletristi-

schen und wissenschaftlichen Abhandlungen und Forschungen, die er namentlich in den „Studya literackie" (Wilna 1842) und „Nowe studya literackie" (2 Bde., Warsch. 1843) und der Zeitschrift „Athenaeum" veröffentlichte. Von den Reiseschilderungen sind zu erwähnen: „Wspomnienia Polesia, Wołynia i Litwy" (2 Bde., Wilna 1840); „Wspomnienia Odessy" (3 Bde., Wilna 1845—46). Unter den historischen Werken sind wichtig: „Wilno od poczatków jego do 1750" („Geschichte der Stadt Wilna", 4 Bde., 1840—42) und „Litwa" (2 Bde., Warschau 1847—50), Denkmäler zur Geschichte der Sitten in Polen.

Kraszna, ungar.-siebenb. Grenzcomitat, lange Zeit hindurch zu Siebenbürgen geschlagen, seit 1836 aber wieder Ungarn einverleibt, wird nördlich und östlich von Mittelszolnok, südlich von Kolos und westlich von Bihar begrenzt. Es hat einen Flächenraum von 19⅓ QM. und zählt 43181 E., wovon der Nationalität nach 16346 Magyaren und 26835 Walachen, der Confession nach 3682 Römisch-Katholische, 26210 Griechisch-Katholische, 12654 Reformirte, 325 Juden und einige Unitarier sind. Das Comitat ist durchgehends gebirgig und waldig, sodaß nur die ziemlich zahlreichen und oft breiten Thäler für den Feldbau benutzt werden können. Letzterer wird in Folge dieser Terrainverhältnisse nur in geringer Ausdehnung betrieben und der Ertrag genügt bei weitem nicht dem innern Bedarf. Hingegen ist K. sehr reich an gutem Obst; namentlich werden Kirschen in großer Menge ausgeführt und für Getreide verhandelt. Der Weinbau, der einen guten Tischwein liefert, bildet einen Haupterwerbszweig der Einwohner. Auch sind die bergigen Weiden der Rind- und Pferde-, die Eichenwälder der Borstenviehzucht sehr förderlich. Unter den Mineralwässern K.s ist die schwefel- und eisenhaltige Heilquelle von Zovány am berühmtesten, deren Wasser weit verführt wird. Weitere Ausfuhrartikel sind Rind- und Borstenvieh, Obst, Pottasche, Leder und Branntwein. Fabriken besitzt K. nicht; doch wird die Pottaschesiederei an vielen Orten in ausgedehnter Weise betrieben. Hauptort des Comitats ist der gleichnamige, am Flusse Kraszna gelegene Marktflecken mit lebhafter Gewerbthätigkeit und starkbesuchten Viehmärkten.

Krater (griech.), soviel als Becher, heißen im Allgemeinen die meist trichterförmigen Öffnungen der Vulkane, durch welche die Ausbrüche derselben erfolgen. Die Naturforscher unterscheiden Erhebungskrater (calderas) und Ausbruchs- oder Eruptionskrater. Beide Classen setzen zwar als Ursache ihrer Erscheinung eine unterirdische vulkanische Thätigkeit voraus, aber jede in verschiedener eigenthümlicher Weise. Unter **Ausbruchskrater** versteht man nämlich den obersten Theil oder die Öffnung einer aus dem Innern eines Vulkans bis zum Gipfel emporsteigenden, bleibenden, schlotähnlichen Röhre, welche den in der Tiefe, auf dem sogenannten Herd des Vulkans entwickelten gasigen, flüssigen und festen Auswürfen den Ausgang verstattet, während die **Erhebungskrater** kreisförmige, von steilen zackigen Wänden rings umgebene Kesselvertiefungen sind, die, ohne in derselben Weise wie jene zur Entladung der vulkanischen Erzeugnisse gedient zu haben, durch Emporhebung und Zersprengung der festen Erdkruste mittels der expandirenden Kraft der im Innern der Erde wirkenden eingesperrten Dämpfe und Gasarten diese kraterähnliche Gestalt erhielten. Diese letztere Classe von Kratern findet sich vorzugsweise auf den durch vulkanische Erschütterungen und Erhebungen entstandenen Inseln. Was die Eruptionskrater betrifft, so versteht es sich von selbst, daß ein feuerspeiender Berg den Ort derselben verändern und zugleich mehre Krater haben kann; doch ist der bedeutendste in der Regel auf dem Gipfel des Bergs, von wo aus er sich, immer enger und enger werdend, bis tief in die unterirdische Werkstatt des Vulkans erstreckt, oben aber um sich her einen kegelförmigen Hügel bildet, welcher durch die ausgeworfene Lava, Asche und Steine nach und nach zum Berge anwächst.

Krates, ein berühmter Cyniker, um 328 v. Chr., stammte aus einer reichen und angesehenen Familie in Theben. Nach freiwilliger Entsagung seines sehr bedeutenden Erbtheils begab er sich nach Athen, um unter der Leitung des Diogenes dem Cynismus sich zu widmen, und gewann hier durch Geistesanmuth und gefälliges Wesen die Herzen Aller, mit denen er umging, so sehr, daß ihm trotz seiner körperlichen Häßlichkeit die durch Schönheit ausgezeichnete Hipparchia, die Tochter eines seiner Schüler, aus wahrer Zuneigung ihre Hand als Gattin bot. Die unter seinem Namen vorhandenen 38 Briefe, welche zuletzt Boissonade in den „Notices et extraits de manuscrits de la bibliothèque du roi" (Bd. 9, Par. 1827) am vollständigsten herausgegeben hat, gehören einer spätern Zeit an. — Verschieden von ihm ist der berühmte griech. Grammatiker **Krates**, aus Mallus in Cilicien, daher auch Mallotes genannt, welcher seine Bildung zu Tarsus erhielt, hierauf an den damals glänzenden Hof des Attalus nach Pergamum ging und daselbst eine besondere grammatische Schule gründete, die in ihren Grundsätzen hinsichtlich der Kritik der Homerischen Gesänge der alexandrinischen Schule des

Aristarchus (s. d.) feindlich entgegentrat. Auch hielt er später in Rom, wohin er in Begleitung der Gesandtschaft des Attalus 167 v. Chr. gekommen war, mit großem Beifall öffentliche Vorträge und scheint daselbst das Studium der Grammatik zuerst hervorgerufen zu haben. Die Bruchstücke seiner Commentare über Homer und andere griech. Dichter, sowie einiger anderer Schriften sind am besten zusammengestellt worden von Wegener in „De aula Attalica, literarum artiumque fautrice" (Kopenh. 1836).

Kratinus, ein berühmter griech. Lustspieldichter, um 500—430 v. Chr., war nebst seinen jüngern Zeitgenossen, den Athenern Eupolis und Aristophanes, der würdigste Vertreter der ältern attischen Komödie, indem er die Kunstform und den Gehalt derselben namentlich dadurch zu heben suchte, daß er die Zahl der sprechenden Personen auf drei Hauptrollen reducirte und nicht blos das Privatleben, sondern auch die öffentlichen Gebrechen und Übelstände zum Gegenstand des Spottes machte, wobei selbst Männer wie Perikles nicht verschont blieben. Von seinen 21 Lustspielen, die ihm neun mal den Sieg verschafften, besitzen wir nur noch Bruchstücke, welche von Meineke in den „Fragmenta comicorum Graecorum" (Bd. 2, Berl. 1840) zusammengestellt worden sind. — Der jüngere **Kratinus**, von dem die Alten ebenfalls mehre Stücke anführen, lebte im 3. Jahrh. v. Chr. bis in die Zeiten des Ptolemäus Euergetes und gehört der sogenannten mittlern Komödie an.

Krätze (scabies oder psora) ist eine ansteckende, fieberlose, chronische Hautkrankheit, die dadurch entsteht, daß sich ein Schmarotzerthier, die **Krätzmilbe** (Acarus scabiei oder Sarcoptes hominis), in die menschliche Haut einnistet und ihre Brut darin absetzt. Ähnliche Milbenkrankheiten finden sich bei vielen Thieren, z. B. Pferden, Rindern, Schafen, Katzen, Hausvögeln, und erhalten hier öfter den Namen **Raude** oder **Räude**. Der Krätzausschlag beginnt mit einem heftigen Hautjucken, welches besonders in der Hitze, im Bett und nach dem Genusse geistiger Getränke sich steigert und die Krankheit beständig begleitet. Der Ausschlag zeigt sich besonders an den Stellen des Körpers, wo die Haut feiner ist, am häufigsten an den Händen zwischen den Fingern und an den Beugeflächen des Vorderarms, in Form kleiner, mit heller Lymphe gefüllter Bläschen oder Knötchen, die auf einmal an verschiedenen Stellen, namentlich zwischen den Fingern hervorbrechen und entweder klein bleiben oder größer werden, zusammenfließen, sich mit Eiter füllen und dann die sogenannten Krätzpusteln darstellen. Diese Bläschen schuppen sich entweder trocken ab, indem sie sich mit braunrothen (durch das Kratzen entstandenen) Schorfen bedecken (**trockene Krätze**, scabies sicca), oder ergießen eine eiterige Flüssigkeit, welche größere Schorfe erzeugt (**feuchte Krätze**, scabies humida). Oft entstehen auch durch das heftige Kratzen des Patienten förmliche Geschwüre (die sogenannten Krätzgeschwüre) oder harte Knoten in der Haut. Das Hauptkennzeichen der echten Krätze sind jedoch die zwischen jenen Knötchen oder Bläschen sich findenden meist geschlängelten Milbengänge, d. h. feine Kanäle oder Tunnel, welche das trächtige Milbenweibchen in die Oberhaut bohrt, um seine Eier darin abzusetzen. Diese Gänge sehen aus wie feine Nadelritze. An ihrem blinden Ende sitzt die Milbe als ein dunkleres Pünktchen und kann mittels einer feinen Nadel herausgegraben werden, was die Bauern in Corsica seit Urzeiten verstehen, von denen es die Ärzte erst neuerdings gelernt haben. Die Krätzmilbe kriecht in der Nacht besonders im warmen Bette umher, und auf diese Weise werden auch die meisten Krätzansteckungen bewirkt (durch Zusammenschlafen mit fremden Personen oder Schlafen in den von ihnen kürzlich benutzten Betten). Begünstigt wird die Ansteckung durch Unreinlichkeit oder Vernachlässigung der Hautcultur. Die Krätze ist an und für sich gefahrlos, wird jedoch gefährlich durch längere Dauer, indem sie dann eine wirkliche Kacherie zur Folge haben kann. Die Behandlung der Krätzkranken geht neuerdings lediglich darauf hinaus, so rasch als möglich die Krätzmilbe und deren Brut gleichzeitig am ganzen Körper zu vertilgen. Zu diesem Behufe reibt man die befallenen Hautstellen oder im Zweifelsfalle die ganze Hautoberfläche (ausgenommen das Gesicht) mit Stoffen ein, welche die Oberhaut auf eine bald mechanische, bald chemische Weise zerstören, oder mit solchen, welche auf die Milben als Gifte wirken, ohne dem Menschen zu schaden. Zu erstern gehört das Abreiben mit Sand, Bimsteinpulver, grober Kreide u. s. w., mit Ätzalkalien, besonders aber mit der grünen Schmier-(Ätzkali-) Seife. Zu letztern (den milbentödtenden Mitteln) gehören die Schwefelpräparate, die ätherischen Öle (besonders das Anisöl, Terpentinöl) und manche Metallgifte. Die jetzt beliebte Schnellcur der Krätze besteht darin, daß der Patient erst über und über mit grüner Seife abgerieben wird, dann eine halbe Stunde unter stetem Reiben im lauwarmen Seifenbade verweilt, dann (nach aufgelockerter und abgescheuerter Oberhaut) mit einer Salbe von Schwefel, Pottasche und Fett eingerieben und endlich nach nochmaligem Baden entlassen wird. Doch blei-

ben nach vielen Krätzcuren noch rosen- oder flechtenartige Hautübel oder Blutschwären, Hautverdickungen u. s. w. zurück, deren Beseitigung oft länger aufhält als die Tödtung der Krätzmilbe. Der geheilte Krätzkranke ist davor zu behüten, daß er sich nicht durch den Gebrauch seiner alten Kleider, Betten u. s. w. sofort wieder von neuem anstecke. Vgl. Bezin, „Über die Krätze und deren Behandlung nach der engl. Methode" (Osnabr. 1836); Fronmüller, „Über die neue Behandlung der Krätze" (Fürth 1852); Bourguignon, „Traité de la gale de l'homme" (Par. 1852).

Kraus (Christian Jak.), geistreicher und gelehrter Schriftsteller, geb. 1753 zu Osterode, wo sein Vater Wundarzt war, begann seine Studien 1770 auf der Universität zu Königsberg, wo die Verbindung, in die er mit Kant kam, und der Umgang mit Hamann und mit Hippel wesentlich zu seiner Bildung beitrugen. Von seinem Plane, Theologie zu studiren, ging er sehr bald ab und widmete sich humanistischen, mathematischen und philosophischen Studien. Von Berlin aus, wohin er sich 1779 begab und wo er die Aufmerksamkeit des Ministers von Zedlitz auf sich zog, ging er als Führer eines Studirenden nach Göttingen, wo Heyne und Schlözer seinem Geiste eine entschiedene Richtung auf Literatur und Geschichte gaben. Im J. 1781 wurde er Professor der praktischen Philosophie und Kameralwissenschaften zu Königsberg, wo er 25. Aug. 1807 starb. K. überstrahlte an Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Sprachkenntniß selbst Kant; erst nachdem er alle Tiefen der Mathematik und speculativen Philosophie durchwandert hatte, wendete er sich zur praktischen Philosophie. Seine Vorlesungen über dieselbe, über griech. Schriftsteller, Geschichte und Mathematik waren zahlreich besucht, in spätern Jahren auch von angesehenen Beamten, besonders als er sich mehr der Staatswirthschaft zuwendete. Nicht minder wirkte er durch die magische Kraft, die er besaß, jedes Talent, das ihn berührte, zu wecken, zu leiten und zu begeistern. Obgleich ganz den Wissenschaften lebend, war er doch nichts weniger als ungesellig, sondern nützte durch seinen Umgang vielleicht ebenso viel als vom Katheder. Literarische Celebrität war nicht sein Streben. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse wurden von dem Oberpräsidenten von Auerswald die „Staatswirthschaft" (5 Bde., Königsb. 1808—11) und eine „Sammlung vermischter Schriften" (7 Bde., Königsb. 1808—12) herausgegeben, der in einem achten Bande (Königsb. 1819) Joh. Voigt eine Biographie K.'s nebst Auszügen aus dessen Briefen hinzufügte.

Krause (Karl Christian Friedr.), genialer Philosoph und freimaurerischer Schriftsteller, wurde 6. Mai 1781 zu Eisenberg im Altenburgischen geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Altenburg und studirte in Jena, wo er sich 1802 als Privatdocent habilitirte. Die Ansicht, daß die Menschheit auf Erden ein Theil eines höhern Geisterreichs sei, gab seinem Studium wie seinem Wirken eine eigenthümliche Richtung und bildete den Grund seines Lehrsystems, das als die Aufgabe der Menschheit auf Erden darstellte, sich als ein Ganzes in allen ihren Theilen gleichförmig zu vollenden und sich zu einem organisch und harmonisch lebenden Wesen herauszubilden. Diese Ausbildung des ganzen, ungetheilten Menschheitlebens, als eines Organismus der gesammten menschlichen Geselligkeit, und darin auch jedes Einzelmenschen, als ganzen, ungetheilten und dem Ganzen der Menschheit wesentlich verbundenen Menschen, mußte er einem zu gründenden offenen Menschheitbunde zuweisen, da alle schon vorhandenen geselligen Vereine den Menschen nur von einer einzelnen Seite ergreifen und in einer einzelnen Beziehung bilden. Dieser Menschheitbund, blos mit Angelegenheiten der reinen Menschheit beschäftigt und alle Menschen umfassend, sollte alle menschlichen Kräfte gleichförmig entwickeln und bilden, das in den Sondervereinen, wie Staat und Kirche, als wahr, schön und gut Gefundene und Gewonnene sammeln, von den besondern Ansprüchen des Einzelnen trennen und zur Gesammtbildung wie zum Gesammtwohle verwenden. Die Keime eines solchen Bundes ahnte K. in der Freimaurerbrüderschaft und ließ sich deshalb 1805 zu Altenburg in dieselbe aufnehmen. Mit unbeugsamem Muthe und unerschütterlicher Ausdauer arbeitete er für die Wissenschaft der Freimaurerei und leistete dem Bunde mit seinem Fleiße große Dienste, wovon sein Werk „Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft" (Dresd. 1810; 2. Aufl., 2 Bde., 1820—21) ein entsprechendes Zeugniß gibt. Vorher schon hatte seine Schrift „Höhere Vergeistigung der echt überlieferten Grundsymbole der Freimaurerei" (Freib. 1810; 3. Aufl., Dresd. 1820) seine tiefe Auffassung des Maurerthums an den Tag gelegt, und sein „Urbild der Menschheit" (Dresd. 1811; 2. Aufl., 1819) ist heute noch ein Buch voll erhebender Kraft. Doch nicht blos in seinen Schriften verstand K. den Menschen in seiner Schönheit darzustellen; er selbst war einer der edelsten und reinsten, welche seine Zeit aufzuweisen hatte. Dessenungeachtet fand er nur wenig Anerkennung, nicht selten aber Anfeindung. Bis zum J. 1813 lebte er erst in Ru-

bolstadt, dann in Dresden unausgesetzt seinen Studien und schriftstellerischen Leistungen. Der Versuch, in Berlin, wo er dann Vorlesungen hielt und die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache stiftete, eine Anstellung zu finden, war ohne Erfolg, und so blieb er auch in Göttingen und München ohne Amt, an welchem letztern Orte er 27. Sept. 1832 starb. Von seinen zahlreichen philosophischen Schriften führen wir an: „Abriß des Systems der Logik als philosophischer Wissenschaft" (Gött. 1828); „Abriß des Systems der Philosophie des Rechts" (Gött. 1828); „Vorlesungen über das System der Philosophie" (Gött. 1828); „Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft" (Gött. 1829), sowie seinen von Leonhardi u. A. in verschiedenen Abtheilungen herausgegebenen „Handschriftlichen Nachlaß" (Gött. 1836—48). Vgl. Lindemann, „Übersichtliche Darstellung des Lebens und der Wissenschaftslehre K.'s" (Münch. 1839).

Krauseminze nennt man eine Varietät der Pfefferminze (Mentha piperita crispa), welche sich durch eirunde, blasig-runzelige, am Rande krause und eingeschnitten-gezähnte Blätter unterscheidet und bei uns häufig in Gärten cultivirt wird. Die getrockneten Blätter sind in der Heilkunde, besonders zum Thee, gebräuchlich, kommen auch als Hausmittel zu Umschlägen und Bädern in Anwendung und werden zur Destillation des Krauseminzbranntweins benutzt, der meist grün gefärbt wird. Durch Destillation des Krautes gewinnt man das Krauseminzöl, welches im Allgemeinen in seiner Wirkung mit dem Pfefferminzöl übereinkommt. Öfter wird auch eine Varietät der Waldminze mit krausen Blättern (Mentha sylvestris crispata) statt der Krauseminze angebaut und verwendet.

Krauseneck (Wilhelm von), preuß. Generallieutenant, geb. 13. Oct. 1775 in Baireuth, Sohn eines Proceßraths, trat 1791 als Cadet bei der dortigen Artillerie ein und kam im folgenden Jahre bei der Abtretung des Landes in preuß. Dienste. Während der Rheincampagne wurde er von dem Generalquartiermeister Oberst von Grawert als Ingenieurgeograph zu Terrainaufnahmen gebraucht, in welcher Stellung er bis 1797 blieb. Dann erhielt er als Premierlieutenant eine Anstellung in der zweiten ostpreuß. Füsilierbrigade, trat aber, mit topographischen Arbeiten beschäftigt, erst 1800 zum Dienst ein. Im J. 1803 wurde er Stabscapitän, 1806 Compagniechef beim Füsilierbataillon Stutterheim. Im Feldzuge von 1807 erhielt er bei Eylau wegen ausgezeichneter Tapferkeit den Orden pour le mérite. Als er 1809 als Major zur Artillerie versetzt ward, sprach er seinen Wunsch aus, bei der leichten Infanterie zu bleiben, worauf ihm der König das Commando des neuerrichteten leichten Bataillons beim Garderegiment übertrug. Er ward nun Mitglied der Commission, welche unter Scharnhorst's Vorsitz ein Reglement für alle drei Waffen ausarbeitete und leitete zugleich die Übungen sämmtlicher leichten Truppen der brandenburgischen Brigade. Im J. 1812 ernannte ihn der König zum Commandanten von Graudenz, welche Festung als die einzige noch unabhängige in Preußen von besonderer Wichtigkeit war. Auf seine Bitte wurde K. 1813 wieder zur mobilen Armee versetzt und zwar in den Generalstab Blücher's. Gneisenau veranlaßte, daß ihm nach dem Rückzuge eine Mission in das schlesische Gebirge übertragen ward, um dort eine Art Landesbewaffnung zu organisiren. Die Idee erwies sich jedoch als nicht ausführbar und K. erhielt nun als Oberstlieutenant die Commandantur in Schweidnitz, um diese Festung als Stützpunkt für eine Entscheidungsschlacht herzustellen. Die Operationen nahmen aber eine andere Wendung und K. wurde als Brigadier beim Tauentzien'schen Armeecorps angestellt, mit welchem er an der Belagerung von Wittenberg Theil nahm. Im J. 1814 kam er zum Kleist'schen Corps und später in den Blücher'schen Generalstab. Nach dem Frieden wurde er Commandant von Mainz, 1815 Generalmajor, 1821 Commandeur der sechsten Division und erster Commandant von Torgau, 1825 Generallieutenant, 1829 Chef des Generalstabs der Armee, in welcher Stellung er ausgezeichnet gewirkt hat, Mitglied des Staatsraths und 1838 General der Infanterie. Nachdem ihm schon viele Ehren zu Theil geworden, erhielt er 1840 den Schwarzen Adlerorden und dadurch den Adel, dessen Prädicat er selbst jedoch nicht geführt hat. Seines vorgerückten Alters wegen wollte er den Abschied nehmen; der König wies jedoch ein wiederholtes Gesuch zurück, sodaß K. in den Märztagen von 1848 noch in Activität stand und im April die Auffoderung erhielt, das Kriegsministerium zu übernehmen. Dies lehnte er ab und erneuerte vielmehr sein Abschiedsgesuch, das ihm nun bewilligt wurde. Er starb 2. Nov. 1850 als einer der würdigsten Repräsentanten altpreuß. Soldatenthums.

Kraut (Wilh. Theod.), ordentlicher Professor der Rechte zu Göttingen, geb. zu Lüneburg 15. März 1800, studirte in Göttingen und Berlin unter Hugo, K. F. Eichhorn und von Savigny. Nachdem er sich in Göttingen 1822 habilitirt, wurde er 1825 Beisitzer des Spruchcol-

legiums, 1828 außerordentlicher und 1836 ordentlicher Professor der Rechte. Außer mehren kleinern Aufsätzen schrieb er einen „Grundriß zu Vorlesungen über das deutsche Privatrecht mit Einschluß des Lehnrechts“ (Gött. 1830; 3. Aufl., 1845) und das Werk „Die Vormundschaft, nach den Grundsätzen des deutschen Rechts“ (2 Bde., Gött. 1845—47). Auch gab er „Das alte Stadtrecht von Lüneburg“ (Gött. 1845) heraus. Seine akademische Thätigkeit erstreckt sich auf deutsches Privatrecht und deutsche Rechtsgeschichte, Handels-, Lehn-, Kirchen- und Staatsrecht. Im J. 1837 suchte er der angedrohten Entlassung der sieben göttinger Professoren durch eine in Gemeinschaft mit fünf andern Professoren veröffentlichte Erklärung vorzubeugen. Als Abgeordneter der Universität saß K. 1850—53 in der ersten Kammer der hannov. Ständeversammlung.

Kray (Baron von), östr. Feldzeugmeister, aus einer angesehenen ungar. Familie, machte als Oberst den Feldzug gegen die Türken mit und wurde nach dem Frieden von 1790 Generalmajor. In den J. 1793—95 focht er in den Niederlanden und am Rhein und in dem Feldzuge von 1796 erwarb er sich den Grad als Feldmarschallieutenant. Wegen der Unglücksfälle, welche die östr. Armee 1797 gegen die Franzosen erlitt, mußte auch er sich vor dem eigens deshalb niedergesetzten Kriegsgerichte stellen und erhielt, obschon er sich glänzend rechtfertigte, zweiwöchentliche Arreststrafe. Im Juli 1797 wurde er zur Armee in Italien entsendet, wo er nachher den Oberbefehl übernahm. Die glänzenden Waffenthaten, mit denen er hier den Feldzug von 1799 eröffnete, bereiteten die Siege Suworow's und Melas' vor. Später zwang er Mantua zur Capitulation. An der Stelle des Erzherzogs Karl erhielt er 1800 das Commando der Rheinarmee, wo er aber der Übermacht der Franzosen unter Moreau weichen mußte und bis Konstanz zurückgedrängt wurde. An seiner Stelle erhielt nun der Erzherzog Johann den Oberbefehl. K. starb zu Wien im Jan. 1801.

Krayenhoff (Cornelius Rud. Theod.), niederl. General, geb. zu Nimwegen 1758, der Sohn eines Apothekers, studirte zu Harderwijk die Medicin und prakticirte nachher in Amsterdam. Bei dem Ausbruche der bürgerlichen Unruhen in Holland 1795 griff auch er zu den Waffen, und schnell schwang er sich durch Muth, Talent und Kenntnisse zu den höhern militärischen Graden auf. Bereits 1798 war er Oberstlieutenant und Generalinspector des Fortificationswesens. Im Aug. 1799 trug er zur Niederlage der gelandeten Engländer und Russen bei. Der König Ludwig Napoleon nahm ihn in seinen Generalstab und ernannte ihn nacheinander zu seinem Generaladjutanten, zum Generaldirector der Kriegsdepôts, Generalmajor und Kriegsminister. Als Holland dem Kaiserreiche einverleibt wurde, bemühte er sich vergebens, den König Ludwig zu bewegen, sich dieser Ungerechtigkeit zu widersetzen, und zog sich darauf in den Privatstand zurück. Doch bald nachher ernannte ihn der Kaiser zum Generalinspector des Geniewesens, welchen Posten er bis 1813 bekleidete, wo er sich für die Partei der Patrioten erklärte. Als Gouverneur von Amsterdam erhielt er 1814 den Auftrag, an der Spitze des Geniecorps den sogenannten Waterstaat, d. h. die Verwaltung der Brücken und Dämme, zu organisiren. Wegen seines Benehmens hierbei wurde, nachdem der König ihm eine Sendung nach Curaçao gegeben, eine Untersuchung über ihn verhängt. Nach der Rückkehr von dort 1826 legte er seine Ämter nieder und lebte seitdem in der Zurückgezogenheit zu Nimwegen in Geldern, wo er 24. Nov. 1840 starb. Als Schriftsteller hat er sich durch mehre Werke und treffliche Karten bekannt gemacht, unter Anderm durch den „Entwurf zu dem Ableiten des Niederrhein in die Yssel“ (Nimw. 1823) und den „Entwurf, den Strömen Waal und Maas eine andere Richtung zu geben“ (Nimw. 1823), ferner durch seine „Geschichte der geodätischen und astronomischen in Holland angestellten Beobachtungen“ (Haag 1815).

Kreatin, s. Fleisch.

Krebs (cancer, carcinoma) ist der Name einer krankhaften Bildung (Entartung, Afterorganisation) im lebenden menschlichen und thierischen Körper, welche sich von allen Gebilden des gesunden Organismus durch die Eigenthümlichkeiten ihres feinern Baus und von andern Krankheitsproducten durch ihren bösartigen Verlauf unterscheidet. Es besteht nämlich die Krebsmasse aus einem faserigen Grundgewebe oder Gerüste (stroma), das nach Rokitansky's neuesten Untersuchungen aus feinen, ästig verzweigten hohlen Röhrchen entsteht, und aus einem zwischen die Maschen (Netze) dieses Gerüstes eingelagerten dickflüssigen oder geronnenen Krebssafte, welcher unter dem Mikroskop eigenthümlich geformte freie Zellen (die Krebszellen) enthält. Je nachdem das eine oder das andere dieser Elemente vorwiegt, unterscheidet man die zwei Hauptarten desselben, den Faserkrebs (c. fibrorum, auch Scirrhus oder harter Krebs genannt) und den Markschwamm (c. medullare, auch Medullarsarkom, Encephaloïd, weicher Krebs,

fungus medullaris u. s. w. genannt). Außerdem unterscheiden die Pathologen noch manche Abarten, z. B. den **Blutschwamm** (fungus haematodes), welcher viel Blut und Blutgefäße enthält, den **schwarzen Krebs** (c. melanodes), welcher viel schwarze Farbstoffe enthält, den **Gallertkrebs** (c. gelatinosum oder colloides, das bösartige Colloid), welcher eine reiche Gallertmasse enthält, u. a. Was den Verlauf, die Entwickelungsgeschichte dieses bösartigen Products anbetrifft, so entsteht dasselbe, wie alle Exsudate, durch Ablagerung eines eiweißartigen Stoffs aus dem Blut der Haargefäße. Es bildet am häufigsten Knoten und Knollen in den Geweben, seltener Schichten, Körnchen, Ringe und andere Formen. Dabei hat es von Haus aus oder später die Eigenschaft, nicht in einem Gewebe (z. B. dem Zellstoff) zu bleiben, sondern benachbarte, ihrem Bau nach sehr voneinander abweichende Gewebe zu ergreifen und in seine Masse mit hineinzuziehen, d. h. durch Schwund und Zerstörung derselben an ihre Stelle zu treten. So z. B. ergreift der bei Frauen gemeine **Brustkrebs** (der Milchdrüsen) gern das darüber liegende Bindegewebe, die Brustwarze und äußere Haut, den Brustmuskel und dessen sehnige Hüllen, wandert von da auf benachbarte und fernere Lymphdrüsen u. s. w. Späterhin hat der Krebs eine entschiedene Neigung in Eiter und Jauche zu zerfallen und bildet so die bösartigen, auch durch ihr Äußeres kenntlichen, um sich fressenden und wuchernden Krebsgeschwüre (ulcera cancrosa), welche man auch den offenen Krebs (c. apertum) nennt, zum Unterschied von den noch nicht eiternden Krebsknoten (c. occultum). Während dieses Verlaufs zeigt sich früher oder später eine allgemeine Verschlechterung der Ernährung und Blutbeschaffenheit des befallenen Individuums, die sogenannte Krebskachexie. Der Krebskranke wird nämlich, nachdem er vorher oft blühend und wohlgenährt aussah, nach und nach blässer und welker, seine Haut wird fahl, bleich, runzelig, mit Schüppchen bedeckt, seine Miene grämlich, seine Gemüthsstimmung düster, sein Muskelfleisch welk und magerer, sein Blut wässerig, seine Kräfte nehmen ab, endlich schwellen die Füße, es sammelt sich Wasser im Bauche u. s. w. So verläuft die Krebskrankheit (d. i. die Gesammtheit obiger örtlicher und allgemeiner Ernährungsanomalien) als ein langwieriges (chronisches) Übel und führt binnen Monaten oder Jahren fast ohne Ausnahme zum Tode, entweder durch die allgemeine Entkräftung oder durch die örtlichen Folgen der Krebsgebilde (z. B. durch die Verschwärung, durch Verengung wichtiger Kanäle, wie des untern Magenmundes oder des Mastdarms). Fälle von Heilung (z. B. durch Operation) oder Stillstand des Krebsübels sind jedenfalls sehr selten. Die Ursachen des Krebses sind ganz dunkel. Höchstwahrscheinlich ist eine eigenthümliche allgemeine Ernährungskrankheit (die Krebsdyskrasie) das ursprüngliche Leiden und das Krebsgebilde erst ein Erzeugniß dieses Blutmischungsfehlers. Ganz so ist es ja auch bei der Tuberkelbildung (s. d.), welche in mehrfacher Hinsicht eine Art von Ausschließungsverhältniß gegen den Krebs zeigt, sodaß Krebskranke selten tuberkulös werden und umgekehrt. Fast könnte man sagen, diese beiden chronischen Übel hätten die Aufgabe, lebende Thiere zu tödten, unter sich getheilt, so häufig sind beide in den Spitälern. Ja Rayer hat gezeigt, daß auch von den in Menagerien eingesperrten Thieren die Mehrzahl entweder durch Krebs oder durch Tuberkeln zu Grunde gehe. In der Regel tritt der Krebs erst im männlichen Lebensalter auf. Er findet sich am häufigsten in blut- und gefäßreichen Gebilden, namentlich in der Leber, in den Lymphdrüsen, an bestimmten Schleimhautstellen (besonders am Magenmund, After, Blinddarm, Gebärmutterhals), wogegen er in andern Organen (und gerade da, wo Tuberkeln oft vorkommen) selten und nie von Haus aus vorkommt; so namentlich in den Lungen, im Gebärmutterkörper, in den Muttertrompeten. Durch Überimpfen des Krebssaftes (der Krebszellen) hat man ihn künstlich bei geeigneten Thieren erzeugt, sodaß eine gewisse Übertragbarkeit (Ansteckung) nicht ganz abzuleugnen ist. Wenigstens verbreitet er sich im Körper des krebskranken Individuums sehr häufig auf eine der Ansteckung vergleichbare Weise, indem man außer dem ursprünglichen, in der Entwickelung weit vorgeschrittenen Krebsübel (z. B. der Leber oder Gebärmutter) zahlreiche jüngere und unreifere Krebsablagerungen in andern, sogar entfernten Organen findet, wo sich die Verbreitung des Übels bald durch Weiterwandern, bald durch Aufnahme der Krebsstoffe in die aufsaugenden Gefäße, also durch Fortführung derselben mittels des Lymph- oder Blutstroms erklärt. Von den einzelnen Arten des Krebses sind die weichen gefährlicher und rascher tödtlich als die harten, und an manchen Stellen (z. B. am untern Magenmund) ist es der Sitz des Übels, welcher die Ernährung vorzugsweise beeinträchtigt und den Tod schneller herbeiführt. Die Behandlung der Krebsübel liegt noch sehr im Dunkeln. Ein schonendes örtliches und allgemeines Verfahren, eine zweckmäßige, gut und leicht nährende Kost, reine Luft und Gemüthsruhe scheinen für die meisten Fälle das Beste. Die Operation (Ausrottung der noch unreifen Krebsknoten mit-

tels des Messers oder Glüheisens) ist nur an wenig Stellen (z. B. der Haut, den Brustdrüsen, Lippen, dem Gebärmutterhals) ausführbar, und sogar hier sind die Stimmen über deren Werth noch getheilt. Die ehedem gerühmten mannichfachen Specifica haben neuerdings fast allen Glauben eingebüßt. Vgl. Müller, „Über den feinern Bau der Geschwülste" (Berl. 1838, mit Kpfrn.); Warren, „Über Diagnose und Cur der Geschwülste" (aus dem Englischen von Breßler, Berl. 1839); Bruch, „Diagnose der bösartigen Geschwülste" (Mainz 1847); Lebert, „Traité des maladies cancéreuses" (Paris 1851).

Krebse oder **Zehnfüßer** (Decapöda) machen eine Ordnung der Krustenthiere aus, welche die am vollkommensten organisirten Thiere dieser Classe enthält, bei denen sich sogar Gehörorgane finden, die an dem Grunde der äußern Fühler liegen und aus einer kleinen Höhle mit einem ausgespannten Häutchen und einem Säckchen mit Flüssigkeit bestehen. Alle hierher gehörenden Kruster besitzen eine harte Bedeckung, welche jährlich der Häutung unterworfen ist und nur in seltenen Fällen stellenweise oder fast ganz dünn und weich bleibt, wie bei dem Wühlkrebs. Wahre Füße sind nur fünf Paare vorhanden, welche häufig sämmtlich oder zum Theil in eine zweifingerige Schere enden. Der Mund ist mit vollständigen Kauwerkzeugen versehen, welche durch sehr kräftige Muskeln in Bewegung gesetzt werden. Die Kiemen liegen unter dem Kopfbruststücke und sind bei manchen für eine lange Luftathmung eingerichtet, indem sich dabei ein Behälter zur Aufbewahrung von Wasser findet, durch welches die Kiemen feucht erhalten bleiben. Die beiden Augen sind zusammengesetzt und gestielt und bei der Gattung Megalops, welche sehr kleine Krebse enthält, von unverhältnißmäßiger Größe. Es sind im Ganzen Wasserthiere, die vorzüglich das Meer bewohnen; nur wenige halten sich für gewöhnlich auf dem Trocknen auf, wie die Landkrabben. Der oft kaum ein Drittel Zoll lange Muschelwächter (Pinnotheres) findet sich meist nur zwischen den Mantelfalten zweischaliger Muscheln, selten im freien Meere. Die Eremitenkrebse suchen wegen ihres weichen Hinterleibes leere Schneckenhäuser sich zur Wohnung aus und der Wühlkrebs (Callianassa) lebt wegen der Weichheit seiner Bedeckung wie ein Wurm tief im Sande des Strandes vergraben. Zu den größten gehören der Hummer (s. d.) und einige Arten des Heuschreckenkrebses (Palinurus), von denen einige mit Einschluß der sehr langen Fühler bis sechs Fuß lang werden, während die Perimela und Melia höchstens einen halben Zoll lang werden. Einige sind durch schöne Färbung ausgezeichnet, wohin besonders die Bartkrabben (Grapsus) gehören. Viele liefern den Küstenbewohnern ein reichliches Nahrungsmittel; doch stehen auch einige im Rufe periodischer Giftigkeit, was dann der Fall sein soll, wenn diese Krabben nesselnde Quallen verzehrt haben. Man theilt sie ein in: 1) kurzschwänzige Krebse, Taschenkrebse oder Krabben (s. d.); 2) in Mittelkrebse oder Anomuren; 3) in langschwänzige Krebse. Versteinerte Arten finden sich ziemlich viele. — **Krebsaugen** oder **Krebssteine** (lapides oder oculi cancrorum) nennt man die beiden halbkugeligen Steine (kalkigen Concremente), welche sich bei dem gemeinen Flußkrebse im August kurz vor der Abwerfung der Schale vorn im Raume zwischen der äußern und innern Magenhaut finden. Durch die Häutung, bei welcher sich auch die innere Magenhaut abschält, gelangen die Steinchen nach Rathke's Beobachtungen in den Magen, wo sie aufgelöst und zur Bildung des neuen Panzers verwendet werden. Sie bestehen aus kohlensauerm und phosphorsauerm Kalk und thierischer Gallert und wurden besonders früher in der Heilkunde gepulvert als absorbirendes Mittel angewendet. Auch dienten sie als ein rohes Volksmittel, um kleine in das Auge gelangte Körperchen wieder daraus zu entfernen, ein Verfahren, das gänzlich zu verwerfen ist. Jetzt finden sie nur noch in Rußland Anwendung, wo sie im Großen gesammelt werden, indem man, besonders an den Ufern der Wolga, die dort in außerordentlicher Menge gefangenen Krebse auf Haufen wirft, an der Sonne sterben und verfaulen läßt, um aus den Resten jene Krebssteine herauszusuchen.

Krefeld, Handels- und Fabrikstadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Provinz Rheinland, ist regelmäßig gebaut, mit breiten, reinlichen Straßen, und hat 40088 E., darunter 792 Mennoniten, die hier auch ein Bethaus besitzen, 28486 Katholiken, 10201 Evangelische und 609 Juden. Die Stadt ist der Mittelpunkt der bedeutendsten Seidenzeug- und Sammetfabrikation in der preuß. Monarchie, deren Erzeugnisse nach allen Ländern der Erde ausgeführt werden. Seit dem 17. und 18. Jahrh. durch ihrer Religion wegen verfolgte Reformirte und Mennoniten hierher verpflanzt, beschäftigt dieser blühende Nahrungszweig mehr als 20000 Menschen, die fürmehr als sieben Mill. Thlr. Waaren jährlich verfertigen. Der Stücksammet und das Sammetband werden hauptsächlich in den Dörfern in einem Umkreis von sechs bis acht Stunden gemacht und letzteres sogar in großen Massen nach Frankreich ausgeführt. Außerdem erstreckt

sich die Gewerbthätigkeit der fleißigen Bewohner noch auf verschiedene andere Industriezweige, namentlich auf Wollengarn, wollene und baumwollene Strumpfwaaren, wollene Tuche, Wachsleinwand und Maschinenbau. Auch gibt es Gerbereien, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, Seifensiedereien und chemische Fabriken und der Handel mit Colonialwaaren ist sehr bedeutend. Die Stadt hat ein Handels- und ein Friedensgericht und außer den Elementarschulen eine höhere Bürgerschule, ein kath. Rectorat und eine höhere Töchterschule. Sie ist mittels einer Eisenbahn mit dem Rhein, mit der Köln-Mindener und den belg. und franz. Bahnen verbunden. Seine Entstehung verdankt K. einem poln. Edelmann, der, vom Grafen Friedrich von Moers gefangen genommen, später die Erlaubniß erhielt, sich hier ein Schloß, Krakau genannt, zu bauen, um welches sich nach und nach ein Dorf bildete. Kaiser Karl IV. gab dem Orte 1373 die Rechte und Freiheiten einer Stadt und den jetzigen Namen. Das Schloß Krakau wurde 1677 geschleift. In der Nähe von K. erfochten 23. Juni 1758 die mit den Preußen verbündeten engl.-hannov. Truppen unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig einen vollständigen Sieg über die Franzosen unter General Graf Clermont.

Krehl (Aug. Ludwig Gottlob), ordentlicher Professor der praktischen Theologie und Universitätsprediger zu Leipzig, geb. zu Eisleben 2. Febr. 1784, machte seine Studien zu Schulpforta, Wittenberg und Leipzig. Nach dreijähriger Wirksamkeit als Hauslehrer in Meißen wurde er 1810 am königl. Silberpageninstitute zu Dresden angestellt und, als dieses 1814 mit dem Cadettenhause vereinigt wurde, Professor der alten Sprachen an der Ritterakademie. In dieser Zeit erschienen von ihm mehre Abendmahlsreden und die Ausgabe der Werke des Priscian (2 Bde., Lpz. 1819—20). Im J. 1821 erhielt er das Pfarramt zu St.-Afra in Meißen und die Professur der hebr. Sprache an der dasigen Landesschule, in welcher Stellung er sein „Predigtbuch auf alle Sonn- und Festtage" (2 Bde., Meiß. 1825—26; 2. verm. Aufl., Lpz. 1841), eine Sammlung kirchlicher „Gebete" (Meiß. 1832; 2. Aufl., Lpz. 1835) und die vielfach angefeindete Schrift „Über Presbyterien und Ephoralsynoden" (Dresd. 1832) herausgab. Am Jubelfeste der Augsburgischen Confession von der theologischen Facultät zu Leipzig zum Doctor ernannt, erhielt er vier Jahre später den Ruf in seine gegenwärtige Stellung in Leipzig, wo er als Director des Homiletischen Seminars wie insbesondere als beliebter Kanzelredner nach vielen Seiten hin anregend und belebend wirkt. Seine theologische Ansicht läßt sich am besten aus seinem „Neutestamentlichen Handwörterbuch, zur Darstellung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre" (Lpz. 1843), sowie aus der Auslegung des „Briefes an die Römer" (Lpz. 1845) erkennen. Außerdem erwähnen wir von seinen Arbeiten noch: „Das Herrn-Mahl", ein Andachtsbuch (Lpz. 1840); „Das Leben im Geiste Christi", eine Sammlung von Predigten (Heft 1 und 2, Lpz. 1844); „Thomas von Kempen vier Bücher von der Nachfolge Christi für evang. Christen bearbeitet" (Lpz. 1844; 3. Aufl., 1853), ein Buch, das in Tausenden von Exemplaren auch im deutschen Auslande verbreitet ist; „Charfreitags- und Osterliturgie" (Lpz. 1853). — Sein Sohn, **Ludolf K.**, hat sich orient. Studien gewidmet und als erste Frucht derselben Omar-ben-Suleiman's „Erfreuung der Geister" (türkisch und deutsch, mit Anmerkungen, Lpz. 1848) veröffentlicht.

Kreide ist lockeres und deshalb abfärbendes, aus kohlensauerm Kalk bestehendes Gestein. Ehrenberg hat durch mikroskopische Untersuchungen nachgewiesen, daß dasselbe aus lauter kleinen, dem bloßen Auge unerkennbaren kalkigen Schalen von Foraminiferen und Polythalamien besteht und eben dadurch seine besondern Eigenschaften erhält. Der Name Kreide kommt wahrscheinlich von der Insel Kreta her, welche sie in großer Menge und von besonderer Güte liefert. Sie ist in England, Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, Dänemark und andern Ländern sehr gemein und bildet oft ganze Vorgebirge, zumal an den Seeküsten, wie in England, wo Kalk daraus gebrannt wird. Man gebraucht sie zum Schreiben, mit Leim vermischt als Farbe und zum Poliren des Silbers und anderer Metalle; ferner zur Verfertigung des Spiegelglases, des Réaumur'schen Porzellans, der Schmelztiegel, als Grundlage auf Holz bei Vergoldungen, als Düngmittel auf thonigen Äckern, in der Chemie zur Entwickelung der Kohlensäure u. s. w. Die meiste Kreide für den Handel liefern England und Dänemark, von wo sie in ganzen Ladungen als bloßer Ballast nach Hamburg, Bremen und andern Seestädten gebracht wird.

Kreil (Karl), verdienter Astronom und Physiker, geb. 4. Nov. 1798 zu Ried im Innviertel, wo sein Vater als Kreiscommissar in Staatsdiensten stand, machte seine Gymnasialstudien zu Kremsmünster und widmete sich auf der wiener Universität der Rechtswissenschaft, woneben er jedoch aus Neigung unter Ettinghausen und Littrow höhere Mathematik und Astronomie studirte. Nachdem er von 1826—30 als Assistent an der Sternwarte zu Wien und hierauf als

zweiter, später als erster Eleve an der Sternwarte zu Mailand beschäftigt gewesen, ward er im Oct. 1838 zum Adjuncten an der prager Sternwarte ernannt. Im J. 1845 erhielt er die Stelle eines Directors der letztern, worauf er im Juli 1851 einem Rufe nach Wien zum Director der neu einzurichtenden Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus folgte. In Mailand hatte er 1836—38 eine regelmäßige Reihe von Beobachtungen über den Erdmagnetismus ausgeführt, deren Resultate in zwei Bänden als Supplemente zu den mailänder „Effemeridi astronomiche" erschienen sind. Ähnliche Beobachtungen wurden auch von ihm mit Andern an der prager Sternwarte begonnen und veröffentlicht (11 Bde., Prag 1839—50). Aus einer seit 1842 auf öffentliche Kosten angestellten Bereisung Böhmens gingen „Magnetische und geographische Ortsbestimmungen in Böhmen" (Prag 1846) hervor, denen als Ergebnisse einer ähnlichen Untersuchung des gesammten Kaiserstaats während der J. 1846—51 „Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im östr. Kaiserstaate" (5 Bde., Wien 1846—51), sowie die Schrift „Über den Einfluß der Alpen auf die Äußerung der magnetischen Erdkraft" (Wien 1850) folgten. Seine Beobachtungen über die Kometen legte K. unter Anderm in den „Cenni storici e teoretici sulle comete" (Mail. 1832), „Über den großen Kometen von 1843" (Prag 1843) und „Über die Natur und Bewegung der Kometen" (Prag 1843) nieder. Von andern Untersuchungen K.'s sind außer zahlreichen Beiträgen zu periodischen Schriften noch hervorzuheben die über den „Einfluß des Mondes auf die magnetische Declination und auf die Intensität der horizontalen Componente der magnetischen Erdkraft" (2 Thle., Wien 1852—53); „Osservazioni sulla librazione della luna" (Mail. 1836); „Versuch, den Einfluß des Mondes auf den atmosphärischen Zustand unserer Erde zu erkennen" (Prag 1841).

Kreis (circulus) heißt in der Geometrie die einfachste krummlinige Figur, welche von einer Kreislinie eingeschlossen wird. Die letztere ist eine in sich selbst zurücklaufende, d. h. in einer ebenen Fläche enthaltene krumme Linie, deren Punkte sämmtlich von dem Mittelpunkte oder Centrum gleichweit entfernt sind. Eine gerade Linie vom Mittelpunkt nach der Kreislinie, welche letztere auch Umfang oder Peripherie des Kreises genannt wird, heißt ein **Halbmesser** oder **Radius**. Da eine solche den Abstand der Peripherie vom Mitelpunkte mißt, so sind alle Halbmesser eines Kreises einander gleich. Jede gerade Linie, welche zwei Punkte einer Kreislinie verbindet, heißt eine **Sehne** oder **Chorde**; geht sie durch den Mittelpunkt, so heißt sie insbesondere ein **Durchmesser** oder **Diameter**. Da nun jeder Durchmesser offenbar aus zwei Halbmessern besteht, so sind auch alle Durchmesser eines Kreises einander gleich. Eine den Kreis treffende gerade Linie heißt eine **Tangente** oder Berührende, sobald sie, auch beliebig verlängert, mit dem Kreise nur einen einzigen Punkt gemein hat; sie steht dann immer auf dem nach diesem Punkte gezogenen Halbmesser senkrecht. Dagegen heißt eine den Kreis schneidende, d. h. den Umfang desselben in zwei Punkten treffende gerade Linie eine **Secante**. Ein Stück der Kreislinie heißt ein Bogen. Ein Stück des Kreises heißt **Kreisabschnitt** oder **Segment**, wenn es von einer Sehne und einem Bogen eingeschlossen ist, dagegen **Kreisausschnitt** oder **Sector**, wenn es von zwei Halbmessern und einem Bogen eingeschlossen ist. Die Größe eines Kreises hängt von der Größe seines Halb- oder Durchmessers ab, und das Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie muß für alle Kreise dasselbe sein; die Aufgabe, das gedachte Verhältniß zu finden und damit die Kreislinie zu rectificiren, d. h. in eine gerade Linie zu verwandeln, ist für die Geometrie von großer Wichtigkeit, und schon die alten Geometer, z. B. Archimedes, haben ihre Lösung versucht. Sie hängt auf das genaueste mit der Aufgabe zusammen, die **Quadratur des Kreises** zu finden, d. h. den Kreis in ein Quadrat zu verwandeln oder allgemein den Inhalt des Kreises zu bestimmen. Dieser wird nämlich durch das Product aus dem halben Umfange in den Halbmesser ausgedrückt, und demnach hat der Durchmesser dasselbe Verhältniß zur Peripherie, als ein Quadrat, dessen Seite dem Halbmesser gleich ist, zum Inhalte des Kreises. Ausgemacht und aus geometrischen Gründen nachweisbar ist, daß dieses Verhältniß irrational ist, d. h. weder durch ganze noch durch gebrochene Zahlen völlig genau ausgedrückt werden kann; es kann demnach nur näherungsweise angegeben werden, ist aber gleichwol weit genauer bekannt, als zu irgend einem Zwecke jemals erfoderlich sein kann. Setzt man den Durchmesser gleich 1, so ist der Umfang auf 10 Decimalstellen genau = 3, 1415926535; mit dieser Verhältnißzahl, welche gewöhnlich mit dem griech. Buchstaben π bezeichnet wird, muß man den Durchmesser multipliciren, um den Umfang, ferner das Quadrat des Halbmessers, um den Inhalt eines Kreises zu berechnen. Die vorhin angegebenen 10 Decimalstellen fand der Franzose Franz Vieta um 1580; später berechneten die merkwürdige Zahl genauer Adrianus Romanus aus Löwen (gest. 1616) bis auf 15, Ludolf von Ceulen oder von Köln, von dem sie häufig die **Ludolf'sche Zahl**

genannt wurde (von 1586 an), auf 35, der Engländer Abraham Sharp (um 1706) auf 72, Machin (bald nachher) auf 100, der Franzose Thomas Lagny (um 1719) auf 127, der Deutsche Georg Vega (1793) auf 140 Bruchstellen; in einem in der Radcliffe'schen Bibliothek zu Oxford aufbewahrten Manuscripte hat man sie bis auf 156 Stellen berechnet gefunden, und 1844 hat der Kopfrechner Zacharias Dahse aus Hamburg in Wien die Zahl bis auf 200 Decimalstellen berechnet und somit alles früher Geleistete weit übertroffen. Archimedes fand in ganzen Zahlen die Näherungsverhältnisse 7 zu 22 und 71 zu 223, von denen das eine den Umfang zu klein, das andere zu groß gibt; eine weit größere und zwar steigende Genauigkeit haben die Verhältnisse 106 zu 333, 113 zu 355, 33102 zu 103993 u. s. w.

Kreis in geographischer Hinsicht heißt die dem Umfange nach verschiedene innere Abtheilung eines Landes oder einer Provinz und ist sonach gleichbedeutend mit den anderwärts gebräuchlichen Benennungen Bezirk, District, Departement, Canton, Gespanschaft oder Comitat. Die älteste Eintheilung in Kreise erhielt Deutschland von Kaiser Albrecht II., der zu besserer Handhabung des Landfriedens und zur Vollziehung der gerichtlichen Aussprüche das ganze Reich mit Ausnahme von Böhmen und Östreich in sechs Kreise, an deren Spitze jedesmal ein Kreishauptmann stehen sollte, zu theilen beabsichtigte. Da er jedoch vor der Ausführung starb, so kam dieselbe erst unter Maximilian I. 1500 zu Stande. Die Kreise waren: der bairische, schwäbische, fränkische, rheinische (nachher oberrheinische), westfälische und sächsische (nachher niedersächsische), zu denen 1512 noch vier neue: der niederrheinische, der obersächsische, der östreichische und burgundische, hinzugefügt wurden. Seitdem hat diese Eintheilung in Kreise auch weiter in Deutschland Anwendung gefunden und noch gegenwärtig sind Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden und Luxemburg in Kreise abgetheilt. In Preußen, Östreich, Kurhessen und Sachsen-Weimar bilden die Kreise Unterabtheilungen der Regierungsbezirke.

Kreischa, ein Dorf drei Stunden von Dresden, mit ungefähr 500 E., liegt in einer reizenden Gegend und ist als der Hauptsitz (seit dem 16. Jahrh.) der sächs. Strohwaarenfabrikation berühmt, die hier und in den Umgebungen gegen 5000 Menschen beschäftigt. Die dortige Badeheilanstalt ist Sommer und Winter hindurch besucht.

Kreislauf des Blutes (circulatio sanguinis) nennen wir die Bewegung des Blutes durch den Körper, welche insofern ein Kreislauf genannt werden kann, als das Blut aus dem Herzen nach allen Theilen des Körpers hin ausfließt und von diesen wieder nach jenem zurückkehrt, nachdem es jedoch einen Theil seines Gehalts verloren und neue Stoffe in sich aufgenommen hat. Aus der linken Herzkammer strömt das Blut in die große Schlagader (arteria aorta) und zwar in den Theil derselben, welcher der aufsteigende (aorta ascendens) genannt wird, ungefähr 12 Linien im Durchmesser hat und unmittelbar am Herzen einige Zweige zur Ernährung der Herzsubstanz selbst abgibt. Nicht weit über ihrem Austritte aus dem Herzen bildet die Aorta einen Bogen (arcus aortae), dessen Convexität nach oben gekehrt und die Ursprungsstelle der Ungenannten Arterie (arteria innominata), der linken Kopfschlagader (carotis communis sinistra) und der linken Schlüsselbeinarterie (arteria subclavia sinistra) ist. Nachdem so die Aorta das Blut, welches für den Kopf und die obern Extremitäten bestimmt ist, abgegeben hat, geht sie in ihren absteigenden Theil (aorta descendens) über, welcher längs der Wirbelsäule mit verhältnißmäßig kürzerm und sich nach Abgabe vieler Arterienäste immer mehr verkürzendem Durchmesser erst als Brustaorta (aorta descendens thoracica) und dann unterhalb des Zwerchfells als Bauchaorta (aorta descendens abdominalis) bis in das Becken hinabsteigt, wo er sich endlich in zwei Hauptäste, die beiden gemeinschaftlichen Hüftarterien (arteriae iliacae communes), spaltet, welche das Blut zu den untern Extremitäten führen. Die Arterien (s. d.) theilen sich nach und nach in immer kleinere Zweige, bis sie, alle unter der Haut liegenden Theile des Körpers durchdringend, in die Haargefäße übergehen, in denen die eigentliche Ernährung des Körpers, die Verwandelung eines durch die Haargefäßwände hindurchgeschwitzten Theils des Blutes in die Masse des Organs, welches er berührt, stattfindet. Ist dieses Geschäft des Blutes beendet, so geht es aus den Haargefäßen in die durch Zusammentreten mehrer Zweige immer umfangreicher werdenden Venen (s. d.) über, deren Hauptstämme meist an der Seite der Arterien verlaufen, und sammelt sich zuletzt fast vollständig in der obern und der untern Hohlvene (vena cava superior et inferior), welche beide nebst den Herzvenen (venae cardiacae) in die rechte Vorkammer des Herzens einmünden. Vorher jedoch erleidet das Blut, ehe es in die untere Hohlvene tritt, noch eine Veränderung in der Leber, in dem Pfortadersysteme, während das, was durch die obere Hohlvene in das Herz gelangt, den Nahrungssaft aus den Lymphgefäßen aufgenommen hat. Aus der rechten Vorkammer tritt nun das Blut in die rechte Herzkam-

mer, von da durch die Lungenarterien in die Lungen, aus diesen, nachdem es mit der daselbst befindlichen atmosphärischen Luft in Berührung gekommen und dadurch wieder in vollkommenes arterielles Blut verwandelt worden ist, durch die Lungenvenen in die linke Vorkammer und von da endlich wieder in die linke Herzkammer, um aufs neue den Kreislauf zu beginnen. Man unterscheidet gewöhnlich den großen und kleinen Kreislauf. Ersterer bezeichnet den zuerst beschriebenen Lauf des Blutes aus der linken Herzkammer durch alle Theile des Körpers in das Herz zurück, letzterer den Lauf aus der rechten Vorkammer durch die rechte Herzkammer, die Lungen und die linke Vorkammer bis in die linke Herzkammer. Dieser Kreislauf des Blutes ist ununterbrochen, sodaß das ganze Gefäßsystem immer mit Blut gefüllt und kein leerer Raum darin zu finden ist, selbst in den Herzhöhlen nicht. Die Bewegung dieses zusammenhängenden Blutstroms wird durch Zusammenziehen des Herzens und der Arterien bewerkstelligt, indem gleichzeitig durch die Klappen im Herzen und in den Venen rückgängige Bewegungen des Blutes verhindert werden. Die Schnelligkeit der Blutbewegung beim Menschen ist nach Alter, Geschlecht, Temperatur u. s. w. sehr verschieden, auch weicht sie in einigen Organen von der in andern ab, während die Theile des Blutes, welche den kürzesten Weg zu durchlaufen haben, auch in kürzerer Zeit wieder zum Herzen zurückkehren als andere. Wesentlich von diesem Kreislaufe verschieden ist der im Fötus (s. d.), indem diesem das Blut durch die Nabelvene zukommt, worauf es nach vollendetem Kreislauf im Körper der Frucht durch die Nabelarterien wieder zu dem Fruchtkuchen zurückkehrt, und die dem Blute nothwendigen Veränderungen, welche beim geborenen Menschen durch den Zutritt der atmosphärischen Luft in den Lungen und des Nahrungssaftes stattfinden, in dem Fruchtkuchen und der Leber bewerkstelligt werden. Auch besitzt der Fötus weder arterielles noch venöses Blut, da es sich in ihm durch die Communicationswege zwischen dem Arterien- und Venensystem, welche außer den Haargefäßen gefunden werden, immer vermischt und deshalb heller als das Venenblut und dunkler als das Arterienblut erscheint. Man würde den Kreislauf des Fötus nur einen Theil des Kreislaufs der Mutter nennen können, wenn die beiderseitigen Gefäße in directer Verbindung ständen; allein die Veränderung, welche das Blut des Fötus durch das der Mutter erleidet, wird nur dadurch hervorgebracht, daß im Fruchtkuchen die Gefäße, die dem letztern angehören, so dicht an denen der erstern vorbeistreifen, daß die wechselseitige Abgabe und Aufnahme unbrauchbarer und brauchbarer Stoffe sehr gut schon durch die dünnen Gefäßwandungen vermittelt werden kann. Nachdem schon seit den ältesten Zeiten das Blutgefäßsystem die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen hatte, gelang es dennoch erst im 17. Jahrh., den Kreislauf des Blutes aufzufinden und durch unwiderlegliche Beweise festzustellen, und Harvey (s. d.) hat das Verdienst, durch Ausdauer und Scharfsinn die Wissenschaft mit dieser höchst wichtigen Entdeckung bereichert zu haben. Vgl. Östreicher, „Versuch einer Darstellung der Lehre vom Kreislauf des Blutes" (Nürnb. 1826); Kilian, „Über den Kreislauf des Blutes im Kinde, welches noch nicht geathmet hat" (Karlsr. 1826); Hecker, „Die Lehre vom Kreislaufe vor Harvey" (Berl. 1831).

Kreitmayer (Aloys Wiguläus, Freiherr von), ausgezeichneter bair. Staatsmann und Rechtsgelehrter, geb. 1. Dec. 1705 zu München, wo er auch seine erste Bildung erhielt, studirte in Salzburg Philosophie, in Ingolstadt die Rechte, in Utrecht und Leyden das Staatsrecht, in Wetzlar die Rechts- und Reichspraxis und wurde schon 1725 als Hofrath in München angestellt. Nach Kaiser Karl's VI. Tode wurde er 1741 pfalzbair. Hofgerichtsbeisitzer des Reichsvicariats und in den Reichsadelstand erhoben, unter Karl VII. wirklicher Reichshofrath und nach dessen Tode 1745 abermals zum bair. Reichsvicariatshofgericht berufen, bei welcher Gelegenheit er die Beförderung als Reichsfreiherr auf Offenstätten erhielt. Noch in demselben Jahre ernannte ihn der Kurfürst Max Joseph II. zum Hofrathskanzler und Geh. Rath und 1749 zum Geheimrathskanzler und Conferenzminister. Ihm verdankt Baiern den „Codex juris Bavarici judiciarii" (Münch. 1751; 2. Aufl., 1783; neueste Aufl., 1813), den „Codex Maximilianus Bavaricus civilis" (Münch. 1758; neue Aufl., 1788) und den „Novus codex juris Bavarici criminalis" (Münch. 1751; 2. Aufl., 1758; 3. Aufl., 1788), denen er ein „Supplementum et index generalis codicis Maximiliani Bavarici civilis, judiciarii et criminalis", sowie „Anmerkungen über den Codex juris Bavarici judiciarii" (Münch. 1754—55), „Annotationes ad codicem juris Bavarici criminalis" (Münch. 1751 und öfter) und „Anmerkungen über den Codex juris Bavarici civilis" (5 Bde., Münch. 1758) folgen ließ. Im J. 1758 wurde er Geh. Kanzler und Lehnpropst, sowie Kanzler der kurbair. Akademie der Wissenschaften, 1781 bei der Errichtung der Schulcuratel Präsident derselben und bei Eröffnung des Reichsvicariats nach Kaiser Joseph's II. Tode Vicariatshofgerichtskanzler. Er starb 27. Oct. 1790. Von seinen

übrigen Werken nennen wir noch den „Grundriß des allgemeinen deutschen und bair. Staatsrechts“ (3 Bde., Münch. 1769—70; 2. Aufl., 1789).

Kreml bezeichnet im Russischen eine Festung oder einen mit einem Wall und einer Mauer umgebenen, meist im Mittelpunkte einer Stadt gelegenen Stadttheil, in welchem Sinne man von den verschiedenen Kreml zu Smolensk, Groß-Nowgorod, Wladimir, Nishni Nowgorod, Kasan sprechen kann. Indessen wird vorzugsweise der Kreml zu Moskau als solcher bezeichnet. Der Kreml in Moskau, einer der fünf Haupttheile der alten Capitale des Reichs, zwar nicht auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, doch immer in einer Höhe von 100 F. über der hart an seinem Fuß hinfließenden Moskwa erhaben, hat eine halbe Stunde im Umfang und ist von einer dicken, mit vielen alten Wachtthürmen versehenen Mauer umgeben, die überall schroff und steil zu den Gärten, Quaipromenaden und Boulevards abfällt, in welche die unmittelbaren Umgebungen des Kreml seit etwa 1830 verwandelt sind. Der Kreml enthält blos Krongebäude, darunter das 1849 neuerbaute kaiserliche Residenzschloß; das Arsenal mit einer Sammlung kostbarer Waffen, auch vielen erbeuteten Kanonen, die jetzt rings um dasselbe aufgestellt sind; ferner die Schatzkammer; den frühern Palast des moskauschen Patriarchen, das jetzige Synodalgebäude; endlich zwei Klöster und mehre Kathedralen und Kirchen. Unter den Kirchen zeichnen sich namentlich die Krönungskathedrale, die Begräbnißkathedrale mit den Grüften aller Großfürsten und Zaren bis auf Peter d. Gr. und die Kirche, wo das Heilige Öl bereitet wird, aus. Auch verdient der 269½ F. hohe, freistehende, mit echtem Dukatengold vergoldete Glockenthurm, der sogenannte Iwan Weliki, d. i. der große Iwan, mit der riesigen, an seinem Fuß auf hohem Gestell ruhenden, 400000 Pf. schweren Glocke und einer andern ebenfalls sehr kolossalen Glocke, die 120000 Pf. wiegt und auf der Höhe des Thurms noch in Thätigkeit ist, der Erwähnung. Schon 1280 wird eines Palastes gedacht, den der jüngste Sohn des Großfürsten Alexander Newski, Dan. Alexandrowitsch, im Kreml erbaute; doch ward derselbe erst seit der Zeit berühmt, als der Großfürst Iwan Danilowitsch Kalita seinen Herrschersitz 1328 von Wladimir nach Moskau verlegte, wobei er zugleich den Kreml mit einem hölzernen Bollwerk umgab. Im J. 1355 brannte der ganze Kreml ab, aber zwölf Jahre darauf baute ihn der Großfürst Dmitri Iwanowitsch Donski bedeutend erweitert und schöner wieder auf. Napoleon versuchte bei seinem Rückzuge aus Moskau 23. Oct. 1812 den Kreml zu sprengen, doch gelang ihm dies nur im geringen Maße, und schon unter Alexander I. war jede Spur der angerichteten Zerstörung verwischt.

Kremnitz oder Kremnicz, ungar. Körmöcz, in dem Comitat Bars in einem tiefen Thale gelegen, ist eine sehr alte königl. Freistadt und Ungarns bedeutendste Bergstadt. Die von einer alten Steinmauer umschlossene innere Stadt mit der unbedeutenden Festung zählt nur 39 Wohnhäuser; die Vorstädte haben deren 582. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind: das Kastell, die prächtige kath. Kathedrale mit zwei kupfergedeckten reichvergoldeten Thürmen, das 1634 gegründete Franciscanerkloster, das Bergmannsspital, die evang. Kirche, die Münze, das Stadthaus und das Schloß des Primas. Erwähnenswerth ist auch der Springbrunnen und der große Kanal, der jedes Haus mit frischem Quellwasser versorgt. K. ist der Sitz der Bergwerksbehörden, der kaiserl. Münz-, Bergbau-, Verwaltungs- und Forstbeamten, besitzt ferner ein kath. Gymnasium, eine Normal- und Mädchenschule, vier Spitäler u. s. w. Die kaum 6000 Seelen starke Bevölkerung ist fast ausschließlich deutscher Nationalität und beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Bergbau, dem K. seine Bedeutung verdankt. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden in K. im Durchschnitt jährlich für vier Mill. Gold- und Silbermünzen geprägt, außerdem an 12 Mark Gold und 1500 Mark Silber jährlich ungeprägt nach Wien geschickt. Gegenwärtig ist die Ausbeute geringer; es werden im Durchschnitt jährlich an zwei Ctr. Gold, 14 Ctr. Silber und 400 Ctr. andere Metalle gewonnen. Sämmtliche Betriebswerke der Minen werden durch einen Kanal in Bewegung gesetzt, der von dem turóczer Comitat hierher geleitet wurde. Zur Ableitung des Wassers in den Minen wurde 1851—52 ein zur Gran führender Tunnel gebaut, der an zwei Meilen lang ist. K. wurde nach glaubwürdigen historischen Angaben zu Anfang des 12. Jahrh. erbaut und von deutschen Colonisten bevölkert, welche König Geysa II. zum Betrieb des Bergbaus unter großen Begünstigungen berufen ließ und deren Nachkommen die heutigen Bewohner von K. sind.

Krems, eine alte Stadt und die Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft (von 30 QM. mit 100200 E.) im Erzherzogthum Östreich unter der Ens, am Einflusse der Krems in die Donau und am Fuße des Mannhartsbergs, zählt mit Einschluß der vier Vorstädte 6600 E.,

ist der Sitz eines Landes- und eines Bezirksgerichts zweiter Classe, hat eine Handels- und Gewerbekammer, vier Kirchen, ein ansehnliches Rathhaus mit einem Archive, ein Piaristencollegium, ein Gymnasium mit philosophischen Studien und einem Studentenconvicte, eine Hauptschule, ein Filial des Englischen Fräuleinstifts zu St.-Pölten nebst einer Kirche, einer Mädchenschule und Erziehungsanstalt und ein militärisches Erziehungshaus. Die Einwohner treiben Gartenbau und Handel mit Flachs, Safran, Senf, Essig, Wein und Pulver, Gegenständen, die meist auch daselbst verfertigt werden. Unfern der Stadt ist ein reiches Alaunbergwerk nebst Siederei, welches der preuß. Major, Freiherr von Zerbst, der als Kriegsgefangener hier war, 1760 entdeckte. Das **Kremser Bleiweiß**, welches ebenfalls in der Nähe der Stadt gefunden wird, bereitet man jetzt nicht mehr hier, sondern in Wien und Klagenfurt. Übrigens ist in den Umgebungen von K. noch das schöne **Kremsthal** zu bemerken, wo seit 1826 eine Kettenbrücke über den Fluß führt. Gleichsam den Donauhafen von K. bildet das eine Viertelstunde entfernte Städtchen **Stein**, das die Mittelstation der Donauschiffahrt zwischen Linz und Wien und zugleich den Stapelplatz für alle aus Böhmen und Mähren kommenden Waaren ausmacht, 1700 E., ein Zoll- und Mauthamt und eine 800 Schritt lange Brücke nach dem gegenüberliegenden Städtchen Mautern hat.

Kremsier, slaw. Kromierziz, die Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft des olmützer Kreises der östr. Markgrafschaft Mähren, in der fruchtbaren Ebene Hanna an der March, über welche hier eine 68 F. lange Kettenbrücke führt, Sommerresidenz des Erzbischofs von Olmütz, Sitz eines Bezirksgerichts erster Classe, zählt mit den vier Vorstädten 7800 E., die Tuchmacherei und Handel unterhalten, hat ein Collegiatstift, ein Piaristencollegium mit einem Gymnasium und einer Hauptschule, drei schöne Kirchen, ein Militärerziehungshaus und den prachtvollen erzbischöflichen Palast nebst herrlichem Park, Gemäldegalerie, mineralogischem und physikalischem Cabinet, Münzsammlung und Bibliothek von 13000 Bänden. K. wurde 1131 Sitz des Bisthums, litt bedeutend in dem Hussitenkriege und wurde 1643 von den Schweden unter Torstenson erstürmt und verbrannt. Der erzbischöfliche Palast, welcher 1690 vom Fürstbischof Karl erbaut und nach dem Brande von 1752 von Leopold Friedrich wiederhergestellt worden ist, diente 1848 dem von Wien hierher verlegten ersten östr. Reichstage, welcher 15. Nov. 1848 eröffnet und 7. März 1849 aufgelöst wurde, als Sitzungslocal.

Kremsmünster, ein Marktflecken von kaum 700 E. in der Bezirkshauptmannschaft Steier des Erzherzogthums Östreich ob der Ens, an dem Kremsflusse gelegen, in Ober- und Unterburgfried eingetheilt, hat ein Bezirksgericht, eine Hauptschule, eine Papier- und eine Chocoladenfabrik, Brauereien und bedeutende Viehmärkte, ist aber hauptsächlich wegen ihrer reichen Benedictinerabtei berühmt, zu welcher 157 Dorfschaften gehören. Dieselbe wurde 777 vom Herzog Thassilo von Baiern gegründet und umfaßt in ihren weitläufigen Gebäuden außer der Stifts- und zugleich Pfarrkirche die geistliche Schatzkammer, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine Fecht- und Schwimmschule für Zöglinge des k. k. Convicts, eine Bibliothek von mehr als 30000 Bänden, eine Sternwarte, ein Naturalien-, Antiken- und ein Cabinet physikalischer Instrumente. Auch ist hierher das früher in Linz befindliche Nordische Stift verlegt. Sehenswerth sind besonders die Stiftskirche mit prächtigem Portal und schönen Gemälden, die in acht Stockwerke getheilte Sternwarte, die sogenannte Sommerabtei und ein 600 F. langer marmorner Fischweiher. In dem Speisesaal befinden sich die Porträts aller Kaiser aus dem habsburgischen Hause.

Kreon, der Sohn des Menökeus und Bruder der Jokaste, König von Theben, übergab dem Ödipus (s. d.), nachdem dieser die Sphinx getödtet, und der Jokaste sein Reich, übernahm es aber wieder nach des Eteokles (s. d.) Fall. Gegen sein Verbot, den Polyneikes zu bestatten, geschah dies dennoch durch Antigone (s. d.). Folge davon war die gänzliche Verwaisung seines Hauses.

Kreosot, Carbolsäure, Phenylsäure heißt ein von Reichenbach 1832 zuerst aus dem Holztheer dargestellter Körper, welcher zu der Classe der brenzlichen Öle gehört. Er ist die Ursache des eigenthümlichen Geruchs des Theers, Holzessigs, Holzrauchs und der geräucherten Waaren und bildet sich stets bei trockener Destillation von Stoffen vegetabilischen Ursprungs, wie Steinkohlen, Torf, Braunkohlen u. s. w. Außerdem findet es sich schon fertig gebildet im Kuhharn, Pferdeharn, Menschenharn und in canadischem Bibergeil. Im Holztheer findet sich das Kreosot von vielen andern ähnlichen Producten begleitet und läßt sich nur durch wiederholte Destillation und ziemlich langwierige Reinigungsprocesse daraus isoliren. Es ist eine farblose, nach Rauch riechende, äußerst brennend schmeckende, ölige, neutrale, in 80 Theilen Wasser, aber sehr leicht in Alkohol, Äther und Ölen lösliche Flüssigkeit von 1,037 spec. Gewicht. Eigenthümlich ist die Wirkung des Kreosots auf die eiweißartigen Körper; sie werden

sogleich coagulirt und faulen dann nicht mehr. Hierauf gründet sich die Anwendung des Kreosots zur Conservirung animalischer Stoffe, besonders anatomischer Präparate. Das Fleisch nimmt darin ganz die Eigenschaften des geräucherten an, weshalb verdünnte Kreosotauflösungen wie der Holzessig zur künstlichen Räucherung benutzt werden. Auch zur Conservirung des Holzes hat man Kreosotanstriche empfohlen, die aber zu kostspielig sind. In der Medicin wird das Kreosot äußerlich gegen Geschwüre, als blutstillendes Mittel, als Mittel gegen Zahnschmerzen, wenn dieselben von cariösen Zähnen herrühren, innerlich hier und da gegen Lungensucht u. s. w. angewendet. Man bedient sich desselben in der Regel verdünnt, als Kreosotwasser, da mit dem reinen Kreosot seiner äußerst heftigen Wirkung wegen sehr vorsichtig umzugehen ist. Durch die Einwirkung von Salpetersäure auf Kreosot, sowie auf Steinkohlentheeröl (unreines Kreosot), Seide, Indigo, Aloë u. s. w. entsteht eine gelbe, krystallisirbare, sehr bitter schmeckende Säure, die **Pikrinsäure** (Kohlenstickstoffsäure), deren Salze beim Erhitzen heftig explodiren und die zum Gelbfärben der Seide Anwendung findet. Von Frankreich aus ist diese Säure auch als Surrogat des Hopfens in der Bierbrauerei empfohlen worden.

Krepp, s. **Flor**.

Kresse (Lepidium) ist der Name einer Pflanzengattung aus der Familie der Schotengewächse (Cruciferen), die sich durch weiße Blumen und von der Seite zusammengedrückte längliche oder rundliche Schötchen mit einsamigen Fächern und am Rücken gekielten oder geflügelten Klappen unterscheidet. Von ihr wird die **Gartenkresse** (L. sativum), welche im Oriente und Ägypten einheimisch und einjährig ist, bei uns allgemein in Gärten cultivirt und im jungen Zustande als Salat gegessen. Ihre untern Blätter sind eingeschnitten, gefiedert oder doppeltgefiedert, die obern linealisch und ungetheilt und die rundlichen Schötchen an die Blütenspindel angedrückt. Man hat davon auch eine Varietät mit breiten Blättern, eine andere mit krausen Blättern und auch eine mit dreifächerigen Schötchen. Kraut und Samen besitzen einen scharfen, senfartigen Geschmack und wurden früher auch als blutreinigende und antiskorbutische Heilmittel angewendet. Noch weit schärfer, brennend und fast pfefferartig schmecken frisch die Blätter der **breitblätterigen Kresse** (L. latifolium), welche auf gleiche Weise verwendet werden und früher gegen verschiedene Krankheiten sehr gerühmt wurden. Die **virginische Kresse** (L. Virginicum), welche in ihren Eigenschaften mit der Gartenkresse übereinkommt, wird in Nordamerika und Westindien als Salat gegessen und als Heilmittel gebraucht. Die in ganz Europa und Nordasien, jetzt auch in Neuholland und Südamerika an Wegen, Schutthaufen und Mauern gemein wachsende **stinkende Kresse** (L. ruderale), welche nur einen vierblätterigen grünen Kelch, aber keine Blumenblätter und nur zwei Staubgefäße besitzt, hat zwar ebenfalls einen scharfen Geschmack, aber zugleich auch einen starken, höchst widrigen Geruch. In Rußland dient sie als Volksmittel gegen Wechselfieber und bei uns wird sie zum Vertreiben von Wanzen, Flöhen u. dgl. benutzt. Die auf den Inseln der Südsee wachsende **Fischfangskresse** (T. piscidium) wird dort zum Betäuben und Fangen der Fische und von den Seefahrern, unter andere Salatkräuter gemischt, gegen den Skorbut gebraucht. Außerdem werden aber noch mehre ganz andern Gattungen angehörende Pflanzen, deren Blätter einen scharfen, kressenartigen Geschmack haben und auf gleiche Weise verwendet werden können, mit dem Namen Kresse bezeichnet, so das Wiesen-Schaumkraut (Cardamine pratensis) als Wiesenkresse; das bittere Schaumkraut (Cardamine amara) als bittere Kresse; die Kapuzinerkresse (Tropaeolum) als indianische Kresse oder Kresse überhaupt. (S. **Brunnenkresse**.)

Kreta, eine der größten Inseln des Mittelmeers, der südlichste Punkt von Europa, in ziemlich gleicher Entfernung von drei Erdtheilen, südöstlich von Lakonika, südwestlich von Rhodus, wird von O. nach W. von einer Gebirgskette durchzogen, die wiederum nördlich und südlich sich vielfach ausbreitet und den in der Mitte kegelförmig sich erhebenden Ida (s. d.) als höchsten Punkt bildet, während im westlichen Theile die sogenannten Weißen Berge (albi montes) sich finden. Die schönen Thäler und Niederungen, welche von den größtentheils auf dem Ida entspringenden Flüssen befruchtet werden, waren schon im Alterthume berühmt durch ihre üppigen Cedern-, Cypressen- und Myrtenwälder, durch Überfluß an Wein, Weizen und Oliven, sowie durch eine Menge von Arzneipflanzen, besonders durch das Wunderkraut Diktamnos. Hier war der Ursitz der Religion des Zeus, dessen Geburt und Erziehung man selbst hierher versetzte. Auch knüpfen sich an K. die ältesten mythischen Erinnerungen, namentlich die Entführung der Europa (s. d.) hierher durch Zeus, die Liebe der Ariadne (s. d.) und die Tödtung des Minotaurus (s. d.). Berühmt war ferner das hier auf Befehl des Minos von Dä-

dalus erbaute Labyrinth (s. d.). Die beiden namhaftesten Städte, Gortyna im Süden und später Knossus an der nördlichen Küste, wo Pythagoras und Epimenides lebten, gelangten zu hohem Ansehen und großer Macht, sodaß die Insel zur Zeit ihrer Blüte eine Mill. Einwohner zählte. Schon frühzeitig scheinen sich an der Küste von K. phönizische Seefahrer niedergelassen und Handelsplätze errichtet zu haben, während einer alten Überlieferung zufolge die Insel anfänglich von besondern Königen beherrscht wurde, unter denen der durch seine vortreffliche Gesetzgebung bekannte Minos und dessen Enkel Idomeneus zu erwähnen sind. Die Hauptbevölkerung erhielt K. durch die Übersiedelung der Dorer (s. d.), welche die ursprünglichen Bewohner besiegten, sich unterwarfen und eine eigene Staatsverfassung gründeten, die in Hinsicht der Erziehung, des öffentlichen und Privatlebens mit den dorischen Einrichtungen Spartas die größte Ähnlichkeit hat. Innere Befehdungen hatten zuletzt zur Folge, daß die beiden Städte Gortyna und Knossus die Oberhand erhielten, bis die Betheiligung der Kreter bei dem Pontischen und dem Seeräuberkriege den eroberungssüchtigen Römern eine erwünschte Gelegenheit gab, die Insel 66 v. Chr. durch Quintus Metellus, der daher den Beinamen Creticus erhielt, zu erobern. Unter Augustus wurde sie dann mit Cyrenaica als Provinz vereinigt und unter Konstantin später durch einen eigenen Statthalter verwaltet. Als im 9. Jahrh. unter dem byzantin. Kaiser Michael hier die Sarazenen ihr verschanztes Lager oder Khandar in eine Stadt verwandelten, die bald sehr blühend wurde, ging dieser Name unter den Venetianern, die seit 1211 Besitz von der Insel nahmen, erst in Candida, dann in Candia (s. d.) über, ohne daß die Bewohner selbst ihr Vaterland damit bezeichnen. Die alten Kreter standen übrigens bei den Griechen in dem Rufe der Treulosigkeit, Hinterlist und Lügenhaftigkeit und bildeten mit den Kappadociern und Kilikiern das verhängnißvolle dreifache Kappa. Die Alterthümer und Geschichte der Insel sind in neuester Zeit vielfach erforscht und erläutert worden, namentlich von Sieber in der „Reise nach der Insel K." (2 Bde., Lpz. 1822); Höck, „K., ein Versuch zur Aufhellung der Mythologie und Geschichte, der Religion und Verfassung dieser Insel" (3 Bde., Gött. 1823—29); Rob. Pashley in „Travels in C." (2 Bde., Cambr. und Lond. 1837); Churmuzis, „Κρητικά" (Athen 1842).

Krethi und Plethi, d. i. eigentlich Scharfrichter und Läufer, hieß die Leibwache des Königs David, welche Benaja, der Sohn Jojada's, befehligte. Neuere Erklärer wollen darunter ohne hinreichende Gründe Eigennamen verstanden wissen und denken an südlich und nördlich wohnende Philistäer, die den Dienst als Leibwächter nach Art der Schweizer übernommen hätten. Für die erstgenannte Erklärung spricht die alte Sitte an den morgenländischen Höfen, wie sie noch gegenwärtig in der Türkei und Persien sich findet, nach welcher die Krethi zur Vollstreckung der Todesurtheile, die Plethi zu Eilbotschaften gebraucht wurden. Das Volkssprüchwort, welches damit eine sehr gemischte Gesellschaft bezeichnet, möchte nur bei der Erklärung als Eigennamen einen Anknüpfungspunkt finden.

Kretinen, vom Romanischen cretina, d. i. Creatur (elendes Geschöpf), oder Vexen nennt man eine Art Menschen, welche sich durch eine besondere geistige Schwäche und körperliche Misgestaltung von andern unterscheiden und meist in den Alpenthälern der Schweiz, Savoyens und Piemonts, aber auch in andern Theilen der Alpen, in den Pyrenäen, hier und da im nördlichern Deutschland und auch außer Europa, zuweilen nur auf eine geringe Zahl der Ortschaften beschränkt, gefunden werden. Ihre Misgestaltung richtet sich sehr nach dem höhern oder niedrigern Grade des Übels. Meist ist ihr Schädel in irgend einer Art von der regelmäßigen Schädelbildung abweichend, zu klein, zu niedrig, plattgedrückt u. s. w.; die Entwickelung des Gehirns, besonders der vordern Halbkugeln desselben, ist verkümmert. Auch der Körper ist klein, meist durch krumme Beine, Kropf und andere Übel verunstaltet. Die Entwickelung ihrer geistigen Anlagen ist gleichfalls verkümmert (angeborener Blödsinn, idiotismus endemicus). Oft führen solche Unglückliche ein rein thierisches oder pflanzliches Leben, obschon gewiß nicht selten nur in Folge der schauerlichen Verwahrlosung, welche sie von ihren Mitmenschen erfahren; oft zeigen sie, besonders bei richtiger Behandlung, eine Befähigung, sich durch mechanische Dienstleistungen noch nützlich zu machen. Einen genügenden Aufschluß über die eigentliche erste Veränderung im Körper, welche dem Kretinismus vorangeht, zu erlangen ist bis jetzt unmöglich gewesen. Gewöhnlich beginnt er mit der frühesten Kindheit, zuweilen jedoch auch erst nach Verlauf einiger Lebensjahre, und die Kretinen können in diesem Zustande das 50. Lebensjahr erreichen. Die entferntern Ursachen des Übels sind schon lange eine vielfach behandelte Streitfrage. Man führt als solche an: ungesunde Nahrung, namentlich schlechte Beschaffenheit des Trinkwassers (z. B. Mangel an Jod in demselben oder Reichthum desselben an

Talksalzen), warme und dabei feuchte und dumpfe Atmosphäre, unzweckmäßige Wohnungen, namentlich tiefeingeschnittene, des Sonnenlichts ganz oder doch größtentheils entbehrende Gebirgsthäler, ungenügende Pflege und Abwartung der Kinder und vorzüglich Erblichkeit. Wahrscheinlich bringen mehre dieser Ursachen im Verein dieses Übel hervor, obschon diese oder jene von den angeführten Bedingungen an Orten gänzlich fehlt, wo man doch den Kretinismus als endemisch findet. Gewiß ist, daß in jenen Schweizerthälern, in welche seit der franz. Besitznahme Gesittung, Bodencultur, bürgerliche und religiöse Freiheit vorgedrungen sind, der Kretinismus auffallend abgenommen hat. Auch in einigen Gegenden Deutschlands, wo der Kretinismus endemisch war, ist seit einer Reihe von Jahren in Folge der fortschreitenden Cultur eine Abnahme desselben bemerkt worden. Die Behandlungsarten, welche zur Beseitigung und gänzlichen Ausrottung des Übels vorgeschlagen worden sind, beziehen sich hauptsächlich auf diätetische und medicinisch-polizeiliche Maßregeln. Welche Schwierigkeiten sich aber der Ausführung derselben entgegenstellen mögen, kann man schon daraus erkennen, daß namentlich in den Hauptsitzen des Kretinismus die Kretinen noch hier und da dem Aberglauben des gemeinen Volks als Gegenstände der Verehrung gelten. Die neuere Zeit hat in der Sache des Kretinismus und des angeborenen Blödsinns überhaupt einen glänzenden Sieg der Humanität und Intelligenz gefeiert, indem Dr. Guggenbühl in der Schweiz, gestützt auf den Grundsatz der Erziehungsfähigkeit jedes menschlichen Wesens, sich der Kretinen seines Vaterlandes annahm und auf dem Abendberge bei Interlaken eine Erziehungs- und Heilanstalt für dieselben gründete, welche bald durch ihre Resultate allgemeine Aufmerksamkeit erregte und zur Folge hatte, daß jetzt in allen civilisirten Staaten ähnliche Anstalten auf Staats- oder Privatkosten errichtet sind oder werden. Vgl. hierüber Berchtold und Beaupré, „L'Abendberg" (Freib. 1844); Sägert, „Die Heilung des Blödsinns auf intellectuellem Wege" (Berl. 1845—46); Kern, „Die pädagogisch-diätetische Behandlung Schwach- und Blödsinniger" (Lpz. 1847); Helferich, „Das Leben der Kretinen" (Stuttg. 1850); besonders aber Guggenbühl, „Sendschreiben an Lord Ashley" (Basel 1851). Über Kretinismus im Allgemeinen vgl. die Werke von Ackermann, Iphofen, Troxler, Demme, Foderé, Maffei und Rösch (1844), Wells (Lond. 1845), Stahl, Ferrus, Niepce und die Zeitschrift von Rösch: „Beobachtungen über den Kretinismus" (Tübing. 1851 fg.).

Kretschmann (Karl Friedr.), deutscher Dichter, geb. 4. Dec. 1738 zu Zittau in der Oberlausitz, besuchte das dasige Gymnasium und studirte seit 1757 zu Wittenberg die Rechte. Er wurde 1764 Oberamtsadvocat, 1774 Gerichtsactuar in seiner Vaterstadt und starb daselbst, nachdem er seit 1797 in Ruhestand versetzt gewesen, 15. Jan. 1809. Als Dichter verdankt er den größten Ruf seinen seit 1768 unter dem Namen des Barden Rhingulph herausgegebenen „Bardenliedern", in denen er Klopstock mit Glück nacheiferte. Unter seinen lyrischen und epigrammatischen Gedichten zeichnen sich viele durch Neuheit, Wahrheit, Witz und Feinheit, sowie durch geschmackvolle Sorgfalt und strenge Politur aus. In den letzten Jahren seines Lebens machte er sich auch als leichter Erzähler bekannt. Seine sämmtlichen Werke gab er in sieben Bänden heraus (Lpz. 1784—1805).

Kreüsa, die Gemahlin des Äneas (s. d.) und Mutter des Askanius oder Julus, war die Tochter des Priamus und der Hecuba. Bei der Flucht aus Troja verschwand sie plötzlich von der Seite des Äneas. Dieser eilte deshalb zurück, fand sie aber nirgends; später erschien sie ihm als Verklärte, um ihn zu trösten und ihm mitzutheilen, daß die Mutter der Götter sie zu sich genommen habe. — Kreüsa hieß unter Andern auch die Tochter des korinth. Königs Kreon, welche des Jason Gemahlin werden sollte. Medea aber, darüber eifersüchtig, schickte ihr eine Krone, nach Andern ein Kleid, zum Geschenk, welche sogleich, als K. dieselbe aufsetzen wollte, zu brennen anfing und sie selbst nebst dem Palast verbrannte.

Kreuth, ein Dorf im Landgerichtsbezirk und drei Stunden von Tegernsee (s. d.) im bair. Kreise Oberbaiern, mit seinem Wildbad 2911 F. über dem Meere gelegen, ist als Curort berühmt und wird in neuerer Zeit stark besucht. Die Mineralquelle zum Heiligen Kreuz war schon seit dem Anfange des 16. Jahrh. bekannt und wurde bereits frühzeitig von den Mönchen in Tegernsee und den umwohnenden Landleuten benutzt. Erst nach Aufhebung des Klosters und Ankauf der Herrschaft Tegernsee 1817 durch den König Maximilian I. von Baiern wurde jedoch K. als Curort dem Auslande bekannt. Schon 1818 wurden Einrichtungen zu Bädern getroffen und das Bad eröffnet. Außer der erwähnten Quelle sind besonders zu bemerken: die Quellen in Schwaighof, im Stinkergraben und am Gernberge, welche sämmtlich zu den kalten Schwefelquellen gehören. Man benutzt dieselben sowol innerlich als äußerlich in solchen Krankheiten, wo

kalte Schwefelquellen überhaupt sich nützlich zeigen. Auch werden in dem nahe gelegenen Rosenheim Soolbäder gebraucht. Berühmter jedoch als durch seine Mineralquellen ist K. durch die daselbst eingerichtete Molkentrinkanstalt, wo die aus der Milch der Alpenziegen gewonnenen ganz vorzüglichen Molken entweder allein oder in Verbindung mit den hier zu Tage kommenden oder fremden Mineralwässern oder frischen Kräutersäften gebraucht werden. Unterstützt wird die Cur durch die schöne, großartige Umgebung und die reine, stärkende, aber auch dabei etwas scharfe Gebirgsluft, welche den an manchen Übeln der Brustorgane Leidenden, besonders wenn diese schon weit vorgeschritten sind, allerdings den Aufenthalt in K. nicht räthlich macht. Die herrlichsten Aussichten bieten der Planberg und die Königsalpe. Vgl. Krämer, „Die Molken- und Badeanstalt K." (Münch. 1829).

Kreutz oder Körös, eins der drei kroat. Comitate, hat einen Flächenraum von [illegible]0 1/5 QM., ist durchgehends von kleinen Hügeln und Thälern durchschnitten und nur im Norden längs der Donau eben; doch fördert diese Unebenheit den Feldbau mehr, als daß sie ihn hinderte. Weizen, Mais und Hülsenfrüchte werden in großer Menge gebaut, wiewol der Feldbau überhaupt noch auf niedriger Stufe steht und die Vortheile des Bodens nicht gehörig ausgebeutet werden. Der Tabacksbau ist von keinem großen Belang, hingegen Obst- und Weinbau sehr bedeutend; namentlich zeichnet sich der moslaviczer Wein durch Feuer und Geschmack vortheilhaft aus und wird von Manchen höher als der Burgunder geschätzt. Handel und Gewerbe sind unbedeutend. Die in zwei königl. Freistädten, einem Marktflecken, 298 Dörfern und 10 Puszten lebende, an 72000 Seelen starke Bevölkerung besteht außer 2000 Raizen und Juden durchgehends aus Kroaten, die sich zur röm.-kath. Kirche bekennen. Hauptort des Comitats ist die sehr alte königl. Freistadt Körös mit 3250 E., Sitz der Comitatsbehörden und eines griech.-kath. Bischofs.

Kreutzer (Konradin), ein bekannter Lieder- und Operncomponist, geb. 22. Nov. 1782 zu Mößkirch in Baden, gewann zuerst durch seine gefälligen Compositionen der Uhland'schen Frühlings- und Wanderlieder, sowie durch seine Gesänge für Männerstimmen Beifall. Er reiste als Klavierspieler und schrieb mehre Klavierconcerte, Sonaten u. s. w.; auch ein Oratorium „Moses" und mehre andere kirchliche Compositionen, bis er sich später ausschließend der Oper zuwendete. Nacheinander war er Kapellmeister in Stuttgart, Donaueschingen, seit 1823 in Wien und zuletzt in Riga, wo er 14. Dec. 1849 starb. Seine Opern haben nur zum Theil eine allgemeinere Verbreitung gefunden; vorzugsweise war dies der Fall mit „Libussa" und dem „Nachtlager von Granada". Den Text zu seiner Oper „Melusine", die 1833 in Berlin gegeben wurde, hatte Grillparzer ursprünglich für Beethoven bestimmt.

Kreutzer (Rudolf), ein ausgezeichneter Componist und Violinspieler, wurde 1767 zu Versailles von deutschen Ältern geboren. Ein Schüler von Stamitz und Viotti, bildete er des Letztern Spielart weiter aus und wurde ein Hauptglied jener großen Geigerschule, die, von Italien durch Tartini und Pugnani ausgehend, in Frankreich durch Baillot, K. und Rode ihre Pflege und Entfaltung und in Deutschland durch Spohr ihren Höhepunkt und Abschluß fand, und deren gediegene Klarheit, großartiger Ton, lange Bogenführung durch die mancherlei interessanten, zum Theil doch mehr blendenden als glänzenden Einzelheiten der Nachfolger Paganini's nicht vergessen gemacht wurden. Außer Concerten, Duos u. s. w. für sein Instrument componirte K. auch verschiedene Opern, die ihrer Zeit nicht ohne Theilnahme aufgenommen, doch ohne nachhaltigen Einfluß blieben. Bekannt ist besonders die Ouverture zu seiner Oper „Lodoiska". Er war Violonist in der kaiserl. Kapelle und Mitglied des Conservatoriums zu Paris; nach der Restauration wurde er Professor des Violinspiels an der königl. Schule für Musik und Declamation und starb 6. Jan. 1831 zu Genf, wohin er um seiner wankenden Gesundheit willen gereist war. — Sein jüngerer Bruder und Schüler, **August K.**, erster Violinspieler bei der Großen Oper und Mitglied der königl. Kapelle in Paris, starb 30. Aug. 1832.

Kreuz. Das Kreuz war bei den Alten ein sehr häufig vorkommendes Werkzeug zur Ausführung der Todesstrafe und entweder ein einfaches Kreuz, aus einem einzigen Pfahl bestehend, an welchem der Verbrecher befestigt oder auf welchem er gespießt wurde (impalatio), oder aus zwei Pfählen zusammengefügt, welche nach der Art der Zusammenfügung drei verschiedene Formen bildeten. War der Querbalken so an den Pfahl gefügt, daß eine rechtwinkelige Form entstand (+), so hieß es crux immissa; war der Querbalken oben auf dem Pfahl befestigt (T), crux commissa, und waren beide Stücke in Form des X zusammengefügt, crux decussata. Die einzelnen Bestandtheile des Kreuzes bildeten der Pfahl, welcher in der Erde befestigt wurde (crux im engern und eigentlichen Sinne), und der Querbalken (patibulum), der zur Befestigung der Arme diente. Die Einführung der Todesstrafe am Kreuze wird dem König Tarquinius

Superbus beigelegt, nicht sowol, weil er sie zuerst in Anwendung bringen ließ, sondern vielmehr, weil er sie genauer bestimmte. Sie war eine so entehrende Strafe, daß sie nur an Sklaven und Verbrechern der niedrigsten Volksclasse vollzogen wurde. Das Kreuz errichtete man außerhalb der Städte, aber an Orten, welche sehr belebt und besucht waren. Der daran geheftete Verbrecher blieb oft noch Tage lang lebend. Den Sklaven wurde in der Regel eine Schelle angehängt; übrigens war es Gebrauch, den Namen des Verbrechers und die Ursache der Strafe durch Ausruf bekannt zu machen oder eine Tafel (album), worauf Beides bemerkt war, an das Kreuz zu befestigen. Der Umstand, daß Christus am Kreuze starb, gab die Veranlassung, daß das Kreuz zu einem heiligen Zeichen erhoben wurde, dessen sich die Christen als Unterscheidungs- und Erinnerungszeichen bedienen. Der Gebrauch, sich zum Andenken Jesu zu bekreuzigen, geht bis ins 3. Jahrh. zurück. Kaiser Konstantin d. Gr. (s. d.) ließ, besonders seitdem er mit Hülfe des Kreuzes den Maxentius besiegt zu haben glaubte, auf öffentlichen Plätzen, in Palästen und Kirchen Kreuze aufstellen, und schon damals bemalte man damit den Eingang der Häuser, um sie als christliche zu bezeichnen; auch baute man später die meisten Kirchen in Kreuzform. Der Gegenstand der höchsten Verehrung aber wurde es erst, nachdem die Kaiserin Helena das angebliche Kreuz Jesu in Jerusalem gefunden und einen Theil davon nach Konstantinopel gebracht hatte. (S. **Kreuzeserfindung.**) Von nun an legte man den Reliquien des Kreuzes oder Nachbildungen desselben Wunderkraft bei und stellte es auf den Altären auf; ja selbst Fahnen und Waffen wurden damit geschmückt. Der Kaiser Heraklius glaubte das Palladium seines Reichs wiedererobert zu haben, als er jenes zu Jerusalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes wiedergewann. Zum Andenken an diese Wiedergewinnung wurde das Fest der Kreuzeserhöhung gestiftet. Übrigens redete sich die Reliquiensucht wirklich ein, daß sich das Kreuzesholz theilen lasse, ohne kleiner zu werden. Vergebens fochten die Bilderstürmer und einige spätere Sekten auch die Anbetung des Kreuzes an; man verehrte es mit dem daran gehefteten Bilde des sterbenden Erlösers, weshalb es nun Crucifix genannt wurde, vor allen andern Heiligenbildern. Daß auch der Occident seiner Gestalt geheime Kräfte zuschrieb, beweist die Kreuzprobe oder das Kreuzgericht bei den Ordalien. Nach der Lehre Luther's sollte das Zeichen des Kreuzes ein heiliges Erinnerungszeichen an den Versöhnungstod Jesu sein. Statt dessen betrachtete man es als ein Sicherungsmittel, gleichsam als Amulet wider alles Böse, namentlich gegen böse Geister und Hexen, von denen man glaubte, daß sie das Zeichen des Kreuzes, als das Zeichen des Überwinders des bösen Feindes, des Teufels, nicht zu überschreiten vermöchten; daher das Zeichen des Kreuzes über manchen Haus- und Stallthüren der Landleute, das zu Walpurgis erneuert wird. Als Erinnerungszeichen ist das Kreuz auch zu betrachten, wo es statt der Unterschrift von Personen gesetzt wird, die des Schreibens nicht kundig sind.

Die Lehre von den Kreuzen bildet in der Diplomatik und Heraldik eine nicht unwesentliche Abtheilung. In der Diplomatik sind die Kreuze ein Ausfluß des Christenthums, und es findet sich das Kreuz theils zu Anfange der Urkunden an der Stelle der üblichen Anrufung des Namens Gottes, theils vor den Unterschriften oder an deren Stelle. Die Heraldik und Numismatik dagegen kennen das Kreuz und dessen verschiedene Arten schon aus dem frühesten Alterthume, sodaß hier das Christenthum ohne Einfluß war. Die gewöhnlichsten Formen desselben sind das crux immissa und das crux decussata, letzteres auch Andreaskreuz oder Burgundisches Kreuz genannt, weil der heil. Andreas an einem solchen den Tod erlitt. Außer diesen kennt das Alterthum das Lilienkreuz, dessen Balken in Lilien auslaufen; das Ankerkreuz, dessen Balken sich theilen und vier Anker bilden; das Krückenkreuz, wo jedes Balkenende mit einem Querbalken versehen ist (☩), und das Wiederkreuz, wo jedes Balkenende in ein Kreuz ausläuft. Andere Formen des Kreuzes sind das Hochkreuz, welches sich häufig auf den Münzen der oström. Kaiser findet, darin bestehend, daß der Querbalken an dem senkrechten Pfahle hoch angebracht ist (†); das Schächerkreuz, aus drei in der Mitte zusammenlaufenden Balken bestehend (Y); das Antoniuskreuz, aus einem Pfahle mit aufgelegtem Querbalken bestehend (T). In der Heraldik erscheinen außerdem Kreuze, welche wieder mit dem Christenthum in Verbindung stehen, nämlich das Patriarchalkreuz oder Lothringische Kreuz, ein doppeltes Kreuz (‡), und das päpstliche des Hirtenstabs, ein dreifaches. Eine eigene Bewandtniß hat es mit den Kreuzen der altskandinav. Runensteine, deren Erscheinen Jahrhunderte vor der Bekehrung jener Völker zum Christenthume stattfindet. Sie haben ihren Ursprung höchst wahrscheinlich von dem in Kreuzesform gestalteten Hammer des Thor, mit dem er den Donner hervorbringt. Wol nicht mit Unrecht vermuthet man, daß man mit dem Zeichen des Kreuzes schon in der vorchristlichen Zeit eine religiöse, vielleicht mystische Bedeutung verband. — In der Münzkunde gibt es mehre

Münzen, welche von dem Gepräge des Kreuzes den Namen erhalten haben; so namentlich der Kreuzer (s. d.). Außerdem sind am bekanntesten der **Kreuzpfennig** der Stadt Bremen, der **Kreuzgroschen** der sächs. Kurfürsten seit Friedrich dem Sanftmüthigen und der **Kreuzdukaten** (croisette) der Könige von Frankreich seit Franz I. Denselben Ursprung hat der Crusado Portugals, mit dem Kreuze des Christusordens und der Legende: I. H. S. — In der Musik ist das **Kreuz** (♯ und X) ein Erhöhungszeichen; das einfache (♯) erhöht um einen halben Ton und fügt dem Namen der Note die Silbe is zu; das Doppelkreuz (X oder ♯♯) um einen ganzen Ton und verdoppelt die Benennung des vorigen, z. B. fis fis. Im Generalbasse zeigt das Kreuz ohne Ziffer über der Baßnote die große Terz an.

Kreuzen heißt in der Schifferspräche sich auf der Höhe der See halten und in einer bestimmten Gegend des Meeres hin und her fahren, zu dem Zwecke, Kaper, Schleichhändler und feindliche Schiffe wegzunehmen, einer Küste die Zufuhr abzuschneiden, zusammengezogene Flotten zu beobachten, Häfen zu sperren, vor feindlichen Landungen zu sichern u. s. w. Die Schiffe, welche man dazu gebraucht, heißen **Kreuzer** und sind bewaffnet.

Kreuzer, eine deutsche Scheidemünze, die ihren Namen von dem Kreuze erhalten hat, welches ursprünglich darauf geprägt war. Der Name soll aus Kreuzhäller entstanden sein. Sie wurden in Silber und Kupfer ausgemünzt und waren in allen Ländern, wo der Guldenfuß eingeführt worden, üblich. Auf den Gulden rechnet man 60 Kreuzer, 90 auf den Reichsthaler. 20 Kreuzer des Conventions-20-Guldenfußes sind = 24½ des 24½-Guldenfußes oder der sogenannten süddeutschen Währung und = 24 des frühern 24-Guldenfußes oder der sogenannten rhein. Währung. Gegenwärtig werden nur in Süddeutschland Kreuzer geprägt, und zwar überall mit dem Landeswappen. Die süddeutschen Zollvereinsstaaten prägen Kreuzer und Theilstücke desselben (meist halbe und Viertelkreuzer) aus Kupfer, sowie Drei- und Sechskreuzerstücke als Silberscheidemünze aus Billon in einem 27-Guldenfuße; Baiern prägt auch einfache Kreuzer aus Billon. Als kleinere Currentmünze prägen jene Staaten in Silber Dreißigkreuzerstücke oder halbe Gulden im 24½-Guldenfuße. Östreich prägt im 20-Guldenfuße jetzt Silberstücke zu 20, 10, 5 und 3 Kreuzern und hat in den J. 1848 und 1849 auch Sechskreuzerstücke, aber in einem weit schlechtern Fuße ausgeprägt; in Kupfer prägt es ganze, halbe und Viertelkreuzerstücke. Außerdem gibt es noch einen schweren oder Wechselkreuzer, 4 Pf. an Werth, der blos als Rechnungsmünze vorkam, namentlich in Oberhessen.

Kreuzeserfindung heißt in der kath. Kirche die Auffindung des Kreuzes, an dem Jesus gestorben sein soll. Als nämlich Helena, Konstantin's Mutter, das erste Beispiel einer Wallfahrt nach Palästina gab, entdeckte sie nach einer freilich nicht hinlänglich verbürgten Nachricht jenes Kreuz und nahm ein Stück desselben mit nach Konstantinopel. Zum Andenken an diese Entdeckung wird in der kath. Kirche der 3. Mai als Fest der Kreuzeserfindung gefeiert. — **Kreuzeserhöhung** bezeichnet in der kath. Kirche die Wiedereroberung und damit verbundene Aufrichtung des von den Persern geraubten Kreuzholzes auf der Schädelstätte zu Jerusalem, die unter dem Kaiser Heraklius 628 erfolgte. Die Kirche feiert diese Begebenheit 14. Sept.

Kreuzherren, Kreuzträger oder **Kreuzorden** nannten sich ursprünglich die Glieder eines geistlichen Ritterordens, der in der Zeit der Kreuzzüge in Palästina entstand und damals der **Bethlehemitische Orden** hieß, späterhin aber (seit dem Anfange des 13. Jahrh.) nach Östreich, Böhmen, Mähren, Polen und Schlesien übersiedelte, zum Klosterleben überging, den regulirten Chorherren beitrat und dem Hospitaldienste wie der Seelsorge sich widmete. Papst Gregor IX. bestätigte den Orden 1328. Als Abzeichen trägt der Großmeister mit den Ordensobern ein Malteserkreuz mit rother Emaille oder rothen Steinen; bei den Ordensgliedern ist das Kreuz von rothem Atlas mit einem sechseckigen Sterne darunter. Daher haben die Kreuzherren auch den Namen Sternträger (stelliferi). Noch jetzt sind die Kreuzherren Besitzer ansehnlicher Pfründen in Böhmen und bekleiden meist Kirchenämter und Professuren an der Universität zu Prag. Hier wohnt auch der Ordensgroßmeister, der in Böhmen als der erste Prälat unter den regulirten Klerikern angesehen wird.

Kreuznach, eine Kreisstadt im Regierungsbezirke Koblenz der preuß. Rheinprovinz, an der Nahe, drei Stunden oberhalb ihrer Mündung in den Rhein bei Bingen, 268 F. über dem Meere, in einer reizenden und durch viele Merkwürdigkeiten aus dem Mittelalter interessanten Umgebung, ist alterthümlich gebaut, mit engen und krummen Straßen, hat ein Gymnasium und 10000 E., welche mehre Fabriken unterhalten, Weinbau und Handel mit Wein, Branntwein, Kleesamen u. s. w. treiben. Das rege Leben der Stadt wird im Sommer erhöht durch den zahlreichen Besuch von Badegästen, welche die hiesigen Soolbäder und Mineralwässer herbeifüh-

ren, die, zu den jod- und bromhaltigen Kochsalzquellen gehörig, schon 1478 entdeckt, zum medicinischen Gebrauche aber erst in der neuern Zeit benutzt werden und besonders gegen alle Arten von Skrophelkrankheiten in ihren frühern und spätern Formen bis zu den ersten Stadien der tuberculösen Lungenschwindsucht und gegen chronische Hautausschläge wirksam, in allen diesen Fällen unter den Mineralwässern Deutschlands den ersten Rang einnehmen. Man bedient sich dazu besonders des Elisenbrunnens (6° R.), des Karlshallerbrunnens (13° R.) und der Quelle zu Münster am Stein (23° R.) theils als Getränk, theils zu den verschiedenen Arten von Bädern. Vgl. Engelmann, „K., seine Heilquellen und deren Anwendung“ (2. Aufl., Heidelb. 1843). K., in dessen unmittelbarer Nähe man die Fundamente eines röm. Castrum, die sogenannte Heidenmauer, entdeckt hat und Grabstätten, Urnen und Münzen findet, kommt schon 819 als karolingische Pfalz Cruciniacum und die um dieselbe entstandene Gemeinde 881 und 974 in Urkunden als villa Crucenacha und Crucinaha vor. Heinrich IV. schenkte diese Domäne 1065 an das Bisthum Speier, welches den im Anfang des 13. Jahrh. als Stadt genannten Ort 1241 an den Grafen Heinrich von Sayn verkaufte. Durch dessen Tochter kam K. an die Grafen von Sponheim, wurde die Hauptstadt der vordern Grafschaft und fiel später an Kurpfalz. In den Kriegszeiten von 1620—89 wurde es wiederholt geplündert und verheert; 1689 wurde das feste Schloß Kauzenberg, welches sich bei der Altstadt auf dem Kauzenberge erhob, von den Franzosen gesprengt. Dieser Berg ist jetzt mit Weingärten und Parkanlagen bedeckt und gewährt eine herrliche Aussicht auf die Stadt und das Nahethal; an seinem Fuße entspringen die Quellen. Nur eine Viertelstunde oberhalb der Stadt entspringen auf und an einer Insel im Flußbette die nur zu Heilzwecken dienenden Salzquellen, die Elisabeth- und Nahequelle; eine halbe Stunde weiter aufwärts liegen auf preuß. Gebiete in dem engen, von fast 1000 F. hohen Porphyrfelsen eingeschlossenen Salinenthale die großherzogl. hess. Salinen Karlshall und Theodorshall, jene 1729, diese 1743 angelegt, beide durch reichen Bromgehalt ihrer Soole ausgezeichnet. Noch eine halbe Stunde weiter aufwärts liegt das freundliche Dorf **Münster am Stein** mit Salinen und Soolbädern, der **Rheingrafenstein**, die Reste einer ehemals sehr starken, von den Franzosen 1689 geschleiften Burg auf einer 600 F. hohen, fast senkrecht über die Nahe emporragenden Porphyrfelswand, und gegenüber, an der Mündung der Alsenz in die Nahe, die ebenfalls von den Franzosen zerstörte **Ebernburg**, einst im Besitz Franz' von Sickingen und Zufluchtsstätte seiner Freunde Ulrich von Hutten, Melanchthon, Bucer u. s. w.

Kreuzschnabel (Loxia), eine Vögelgattung aus der Abtheilung der körnerfressenden Kegelschnäbler, zeichnet sich vor allen durch die ganz eigenthümliche Bildung des Schnabels aus, dessen Unterkiefer mit der Spitze seitwärts gebogen und neben der Oberkieferspitze hakenförmig emporgekrümmt ist. Außerdem findet sich hier die sonst bei den Vögeln nicht vorhandene Einrichtung, den Unterkiefer auch seitwärts bewegen zu können. Die hierher gehörenden Vögel sind im Norden gewissermaßen die Stellvertreter der Papageien, an welche die Bildung und Kraft des Schnabels erinnert. Auch sie klettern geschickt an den Zweigen auf und ab, indem sie sich dabei ihres Schnabels bedienen, und scheinen ebenso in allerlei kleinen Possen sich zu gefallen. Es sind übrigens lebhafte, gewandte und gastliche Vögel, welche aber in der Gefangenschaft nicht lange am Leben bleiben. In Deutschland ist am häufigsten der **gemeine** oder **Fichtenkreuzschnabel** (L. curvirostra) oder der **Tannenpapagei**, der den Norden von Europa und Asien bewohnt und sich vorzugsweise von den Samen der Nadelbäume, dann aber auch der Disteln, Ebereschen und anderer Pflanzen nährt. Merkwürdigerweise brütet er zu allen Jahreszeiten, doch meistens im Winter. Der Gesang des Männchens ist zwar nur mittelmäßig, ertönt aber auch bei großer Kälte fort. Die Länge dieses Vogels beträgt sieben Zoll, und in seinem Gefieder ist vorherrschend Roth und Gelbroth mit Olivengrün in verschiedenen Schattirungen gemischt. Die Spitze des Unterkiefers ragt noch über den Rücken des Oberkiefers hervor. Nicht ebenso allgemein verbreitet in Deutschland ist der **Kiefernkreuzschnabel** (L. Pityopsittacus), der sich durch größern Schnabel und kürzern Haken der Kieferspitzen, sowie durch das noch mehr vorherrschende Hochroth im Gefieder des Männchens auszeichnet. Die schöne Färbung des Männchens verliert sich aber in der Gefangenschaft nach der Mauser.

Kreuzspinne (Epeira), eine umfangreiche Gattung der Webespinnen, von der bereits weit über anderthalb Hundert Arten beschrieben sind, ist dadurch unterschieden, daß von ihren acht Augen die mittlern vier im Quadrat stehen, an dessen beiden Seiten noch je zwei in schiefer Richtung gestellt sind. Die Arten dieser Gattung spinnen das regelmäßigste Netz, welches aus lauter concentrischen, durch viele Radien getheilten Kreisen besteht, in deren Mittelpunkte die Spinne meist in verkehrter Stellung sitzt. Die in Europa vorkommenden Arten leben nur einen

Sommer und legen im Spätjahre gegen 100 mit Seide zu einer Kugel übersponnene Eier, welche den Winter über ausdauern. Unter den einheimischen ist die bekannteste und größte die gemeine Kreuzspinne ((E. diadēma), deren Hinterleib zuweilen an Größe einer großen Haselnuß gleichkommt. Sie ist braunroth bis schwärzlich und auf dem Hinterleibe mit weißen oder gelben, ein Kreuz bildenden Flecken gezeichnet. Sie besitzt viel Muth und Kraft, fängt in ihrem senkrechten Netze viele lästige Insekten weg und ist keineswegs giftig, wie im gemeinen Leben behauptet wird. Mit Ingrimm fällt das größere Weibchen über das unvorsichtig nahende Männchen her und frißt es auf. Sie gilt nebst der Haus- oder Winkelspinne (Tegenaria domestica) für die beste Wetterprophetin, und nach ihnen hatte Quatremère-Disjonval die starke Kälte von 1791 prophezeit.

Kreuzung nennt man die Paarung zweier verschiedener Thierarten oder Racen, um dadurch eine Nachkommenschaft zu erzielen, welche die gewünschten Eigenschaften der beiden Stammthiere in sich vereinigt. Der Kreuzung entgegengesetzt ist die Inzucht. Die Kreuzung ist im Allgemeinen nur dann mit Vortheil anzuwenden, wenn die vorhandene Race noch Fehler zeigt und diese nur durch Zusammenpaarung mit vollkommenern Thieren beseitigt werden können. Sonst züchtet man die Thiere vortheilhafter in sich selbst fort, weil die Inzucht sicherer, wohlfeiler ist und schneller zum Ziele führt als die Kreuzung. Beim Menschengeschlecht scheint eine Art von Kreuzung, wobei Personen verschiedener Familien sich ehelichen, zur Erzielung eines gesunden, geistig und körperlich kräftigern Schlags im Ganzen vortheilhafter zu sein als die stets im Bereich einer oder weniger Familien sich wiederholende Verheirathung. Doch kommt dabei natürlich auch viel darauf an, daß von beiden Seiten ein gesunder, kräftiger, entwickelungsfähiger Menschenschlag gegeben sei.

Kreuzverhör (cross-examination) heißt im engl. Processe, wo die Zeugen vor Gericht von den Parteien selbst verhört werden, die Befragung des Zeugen durch die Gegenpartei, zu dem Zwecke, dessen Glaubwürdigkeit zu schwächen, ihn in Widersprüche zu verwickeln u. s. w.

Kreuzzüge werden die von den christlichen Völkern des Abendlandes seit dem Ende des 11. bis gegen Ende des 13. Jahrh. zur Eroberung Palästinas wiederholt unternommenen Kriegszüge nach dem Morgenlande genannt. Schon frühzeitig war es fromme Sitte geworden, nach dem Heiligen Grabe in Jerusalem zu wallfahrten und die denkwürdigen Orte zu besuchen, wo der Erlöser einst lebte, wirkte und starb, und selbst Konstantin's d. Gr. Mutter, Helena, hatte noch in ihrem hohen Alter zu der von ihrem Sohne über dem Heiligen Grabe aufgeführten prachtvollen Kirche eine Wallfahrt unternommen. Unter den Ottonen waren mit der Steigerung des Glaubenseifers diese Wallfahrten häufiger geworden. Die Araber, seit dem 7. Jahrh. im Besitze der Heiligen Stadt, achteten den frommen Sinn der Pilger, mit denen sie die Verehrung gegen Christus in gewissem Sinne theilten, und gestatteten ihnen Kirchen und ein Hospital zu Ehren Johannis des Täufers. Als aber Palästina zu Anfange des 10. Jahrh. unter die Botmäßigkeit der Fatimiden kam, begannen harte Bedrückungen gegen die Pilger, und namentlich wüthete der Khalif Hakem, der als Sohn einer Christin den Verdacht, daß er selbst geheimer Christ sei, widerlegen wollte, gegen Einheimische und Fremde und untersagte bei schwerer Strafe allen christlichen Gottesdienst. Die Bedrückungen steigerten sich noch, als 1078 die Seldschuken, ein türk. Nomadenvolk vom Kaukasus, Jerusalem und das Heilige Grab eroberten. Seit dieser Zeit brachten die Pilger des Abendlandes die traurigsten Nachrichten über Beschimpfung der heiligen Örter und die grausame Behandlung der anbetenden Gläubigen aus Palästina zurück, und ihre Erzählungen, verbunden mit der trotz der Gefahr wachsenden Liebe zu den Pilgerungen, erzeugten endlich in den Gemüthern der abendländischen Christen den ernsten Entschluß, ihren Glaubensgenossen zu Hülfe zu eilen und das Heilige Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Nicht ungern sahen die Päpste eine begeisterte Stimmung unter den Völkern Europas sich verbreiten, die ihren Planen und Absichten so günstig entgegenkam und ihnen bei richtiger Benutzung so viele Vortheile versprach. Durch die Eroberungszüge in jene Länder hofften sie das Christenthum unter die Ungläubigen zu verpflanzen, ganze Nationen in den Schoos der Kirche zurückzuführen und zugleich unter den abendländischen Völkern nicht nur den Glaubenseifer und die Ergebenheit gegen die Kirche zu erhöhen, sondern auch die weltlichen Waffen, die ihnen so oft bei der Ausbreitung ihrer Macht hindernd in den Weg getreten waren, auf eine andere Seite hinzulenken. Schon Papst Sylvester II. hatte die Idee einer Eroberung Palästinas gefaßt, ohne sie jedoch zu verwirklichen. Gregor VII. griff diesen Plan, mit welchem er zugleich die Absicht einer Einverleibung der griech. Kirche in die katholische verband, von neuem auf, wurde aber durch seine Händel mit Heinrich IV. an der Ausführung gehindert. Urban II.

war es vorbehalten, dieser großen, der Völkerwanderung vergleichbaren Bewegung den Anstoß zu geben. Die fromme Schwärmerei, durch die Geistlichkeit zu jener Zeit in den Gemüthern des Volkes genährt, der kriegerische Geist des Adels, durch den aus Spanien nach Frankreich und Deutschland herübergedrungenen Aufschwung des christlich-religiösen Ritterthums gehoben, verstärkt und veredelt, der allgemein verbreitete Hang nach Abenteuern, durch den sich besonders die Normannen in Italien auszeichneten, endlich die Aussicht für die niedern Vasallen und Leibeigenen, durch ihre Theilnahme, wenn nicht Ehre und Schätze, doch Befreiung von dem schwer auf ihnen lastenden Drucke des Adels zu erlangen, kamen hierbei den Absichten der Päpste fördernd entgegen und wurden die mitwirkenden Ursachen der Kreuzzüge.

Den so vorbereiteten Feuerstoff zu entzünden, bedurfte es nur eines geringen Anlasses, und diesen gab Peter von Amiens (s. d.), der Einsiedler genannt. Aus Palästina von einer Pilgerschaft 1094 nach Europa zurückgekehrt und mit Bittschriften des Patriarchen Simeon von Jerusalem versehen, eilte er zu Papst Urban II., schilderte diesem den traurigen Zustand der Christen im Morgenlande auf das eindringlichste und erzählte, wie ihm Christus selbst im Traume erschienen sei und ihm befohlen habe, die ganze Christenheit zur Befreiung des Heiligen Grabes aufzufodern. Urban, die wichtigen Folgen einer solchen Unternehmung schnell überschauend und enschlossen, dieselbe sogleich ins Werk zu setzen, schickte Peter, von seinem Segen begleitet, durch Italien und Frankreich, wo dieser durch sein Aufsehen erregendes Äußeres und seine flammende Beredtsamkeit alle Gemüther in Bewegung setzte. Auf einer im März 1095 wegen der zahllosen Menschenmenge auf freiem Felde gehaltenen Kirchenversammlung zu Piacenza und mit noch größerm Erfolg auf einer zweiten zu Clermont in Frankreich im Nov. 1095 wußte er die Gläubigen dergestalt für die neue Sache der Christenheit zu begeistern, daß sie einstimmig ausriefen: „Gott will es!“ und sich zum Zeichen der Theilnahme an dem Kreuzzuge scharenweise, den Bischof Ademar von Puy an der Spitze, das rothe Kreuz auf die rechte Schulter heften ließen. Ein vom Himmel gefallener Brief und Wundererscheinungen anderer Art vollendeten die Begeisterung, und schon im Mai 1096 brach eine 40000 Mann starke Schar Franzosen, Normänner, Flanderer, Lothringer, Italiener und Deutsche, der die vorbereitenden Rüstungen zu lange dauerten, unter Anführung Peter's, Walter's von Perejo und dessen Neffen, Walter's von Habenichts, auf, die aber, da sie aller Disciplin ermangelte, ebenso wie bald hernach das Heer des Priesters Gottschalk, theils auf dem Zuge durch Ungarn und Serbien, theils bei der Ankunft in Asien fast gänzlich den Untergang fand. Nach diesem mislungenen Versuche führte Gottfried von Bouillon (s. d.), Herzog von Niederlothringen, mit seinem Bruder Balduin ein geordnetes, aus 80000 wohlgerüsteten Streitern bestehendes Heer durch Deutschland und Ungarn nach Konstantinopel, wo sich Hugo von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, Bohemund von Tarent, Tancred von Apulien, Raimund von Toulouse und Robert von der Normandie mit neuen Scharen an ihn anschlossen, sodaß die gesammte Zahl der Kreuzfahrer auf 600000 wuchs. Nach Asien übergesetzt, eroberten sie nach beschwerlichen Kämpfen und harten Verlusten 1097 Nicäa, 1098 Antiochia und Edessa und zuletzt 15. Juni 1099 auch Jerusalem, zu dessen Könige Gottfried von Bouillon ernannt wurde, der jedoch schon im folgenden Jahre starb. Außer diesem Königreiche stifteten Balduin zu Edessa, Tancred zu Tiberias, Raimund zu Laodicea kleine, nach der Form des europ.-normänn. Lehnsystems eingerichtete christliche Staaten. Unterdessen hatten auf die Nachricht von der glücklichen Eroberung Palästinas ein neues Kreuzheer unter dem Herzog Welf von Baiern in Deutschland und zwei andere in Italien und Frankreich, zusammen an 260000 Mann, sich nach Palästina in Bewegung gesetzt; sie gelangten aber blos bis Asien, wo sie theils durch die Treulosigkeit griech. Wegweiser, theils durch das Schwert der Türken umkamen.

Den zweiten Kreuzzug veranlaßte die 1144 durch die Eifersucht der christlichen Heerführer und den erkalteten Muth der Heere verschuldete Eroberung Edessas durch die Türken. Die Nachricht von der Zerstörung dieser Stadt (1146) verbreitete über ganz Europa Bestürzung und erregte die gerechte Besorgniß, bald auch die übrigen Besitzungen sich entrissen zu sehen. Deshalb befahl Papst Eugen III. einen neuen allgemeinen Kreuzzug gegen die Ungläubigen und gewann durch den schwärmerischen Bernhard von Clairvaux (s. d.) sogar den deutschen König Konrad III. (s. d.) und den König von Frankreich, Ludwig VII., für die Theilnahme an demselben. Beide zogen 1147 mit beträchtlichen Heeren aus, erlitten aber, wie die frühern Heere, in Asien durch das Schwert der Sarazenen und die Heimtücke der Griechen harte Verluste und mußten, nachdem sie erst Damascus, dann Askalon vergeblich belagert, unverrichteter Sache heimkehren. Die Eroberung Jerusalems durch Saladdin 1187, nach der blutigen Schlacht bei Tiberias,

hatte den dritten Kreuzzug zur Folge. Aber trotzdem daß diesmal die Begeisterung in Europa höher als selbst zu Anfange der Kreuzzüge aufflammte und die Beherrscher der drei europ. Hauptreiche, der Kaiser Friedrich I., der König Philipp August von Frankreich und der König Richard I. von England, sich 1189 entschlossen, persönlich ansehnliche Heere gegen die Ungläubigen zu führen, blieben doch alle diese Anstrengungen ohne Erfolg. Friedrich I. (s. d.) kam, nachdem er unter vielen Mühseligkeiten und mit großem Menschenverlust bis Seleucia gelangt war, im Flusse Kalycadnus um, worauf sein Heer zum Theil sich zerstreute, zum Theil unter Friedrich von Schwaben mit dem übrigen Kreuzheere sich vereinigte. Philipp August und Richard, welche 1191 zur See anlangten, waren zwar so glücklich, gemeinschaftlich Acre oder Ptolemais zu erobern, aber verschiedenes Interesse verfolgend, entzweiten sie sich bald und kehrten einzeln, Richard, nachdem er vorher mit Saladdin einen Waffenstillstand auf drei Jahre abgeschlossen hatte, nach Europa zurück. Ein neuer Kreuzzug, den Papst Innocenz III. von Frankreich aus in Bewegung setzte und welchen der staatskluge Doge Dandolo von Venedig mit Schiffen zu unterstützen versprach, beabsichtigte seinen Angriff zunächst auf Ägypten und von dort aus erst auf Paläſtina zu richten, fand aber in der Umstürzung des byzant. Throns und in der Errichtung des lat. Kaiserreichs auf den Trümmern desselben zu früh sein Ziel. Ohne Erfolg mußte auch der Kriegszug bleiben, welchen, von Innocenz aufs neue angeregt, 30000 franz. und 20000 deutsche Knaben unter Anführung von Priestern unternommen haben sollen; in Palästina angelangt, kamen sie entweder im Elende um oder wurden als Sklaven nach Ägypten verkauft. Mit mehr Glück dagegen endigte der Kreuzzug, zu dem Honorius III. 1217 den König Andreas II. von Ungarn in Folge eines gegebenen Versprechens zu bewegen vermochte und den man gewöhnlich als den vierten rechnet. Von den Königen von Jerusalem und Cypern unterstützt, eroberte er das feste Schloß auf dem Berge Tabor und einige andere kleine Bergfestungen, kehrte aber, der Treulosigkeit und Uneinigkeit seiner Bundesgenossen in Palästina müde, schon 1218 nach Hause zurück, dem Grafen Wilhelm von Holland das Feld überlassend, der in demselben Jahre, vereint mit den Königen von Jerusalem und Cypern, in Ägypten landete, Damiette angriff und 5. Nov. 1219 wirklich eroberte. Doch bald wendete sich das Glück und Damiette ging 1221 wieder verloren. Dieser Unfall veranlaßte den Papst Honorius, von Kaiser Friedrich II. (s. d.) die Erfüllung seines in der Jugend gegebenen Versprechens, einen Kreuzzug zu unternehmen, erst mild, dann gebieterisch zu fodern. Auch unternahm Friedrich, als er nicht länger ausweichen konnte, 1228 wirklich den sogenannten fünften Kreuzzug, landete zu Acre, befestigte Jaffa und schloß trotz der Gegenwirkungen des ihm feindlich gesinnten Papstes mit dem Sultan von Ägypten einen zehnjährigen Waffenstillstand, nach welchem den Christen Jerusalem, Bethlehem und Nazareth nebst einem großen Landstrich ausgeliefert wurden, und setzte endlich 1229 in Jerusalem selbst sich die Königskrone auf. Die Reihe der Helden, welche um die Eroberung des Heiligen Landes kämpften, schloß der König Ludwig der Heilige von Frankreich, welcher 1228 den sechsten Kreuzzug unternahm. Unaufgefodert vom Papste, seinem eigenen religiösen Bedürfnisse folgend, schiffte er sich im Juni 1248, von 40000 Streitern umgeben, nach Cypern ein, von wo aus er durch die Eroberung Ägyptens sich den Weg nach Palästina zu eröffnen beschloß. Auch gelang es ihm, eine Aussöhnung der Hospitaliter und Templer zu bewirken, in den Besitz der Küste Ägyptens sich zu setzen und Damiette zu erobern. Als er aber die Eroberung Alexandrias vernachlässigte und weiter in Ägypten vordrang, um Kairos sich zu bemächtigen, erlitt er eine bedeutende Niederlage bei Mansura, während gleichzeitig durch eine Revolution die Dynastie Saladdin's gestürzt wurde und die Herrschaft der Mamluken sich bildete. Ludwig gerieth sammt seinem Heere in Gefangenschaft und mußte sich mit schwerem Gelde loskaufen; Tripolis, Tyrus und Berytus wurden nach und nach erobert und mit Acre oder Ptolemais fiel 1292 das letzte Bollwerk und der letzte Rest der christlichen Reiche in Asien. So war also das eigentliche Ziel dieser zwei Jahrhunderte dauernden mächtigen Unternehmungen, die Eroberung des Heiligen Landes, unerreicht geblieben, aber erreicht waren so manche andere größere Vortheile, die nicht im Plane der Urheber dieser Bewegungen gelegen hatten. Zwar hatte Europa eine Zahl von nahe an sechs Mill. seiner Bewohner durch diese Züge verloren, die Fürsten hatten zur Erschwingung der Kriegskosten ihren Unterthanen schwere Abgaben auferlegt, fromme Laien ihr Gut der Kirche geschenkt, verkauft oder verpfändet, die Klöster sich gemehrt, der Aberglaube und die allgemeine Verarmung sich gesteigert und vor allem hatte die Macht der Kirche sich fester als je begründet, aber zugleich wurde auch durch diese Züge eine engere Verbindung unter den europ. Völkern vermittelt, durch die Verarmung des Adels die Erhebung des Bürgerstandes vorbereitet, dem Handels-

verkehr durch die Bekanntschaft mit dem Orient neue Wege gebahnt und eine große Masse neuer Kenntnisse und Künste nach Europa gebracht, sodaß der gegenwärtige Zustand Europas größtentheils eine mittelbare Folge derselben ist. Vgl. Wilken, „Geschichte der Kreuzzüge" (7 Bde., Lpz. 1807—32), welche bis Mitte des 13. Jahrh. reicht; Michaud, „Histoire des croisades" (6 Bde., Par. 1825—30; deutsch, 6 Bde., Quedlinb. 1827—32); Derselbe, „Bibliothèque des croisades" (4 Bde., Par. 1830); Sybel, „Geschichte des ersten Kreuzzugs" (Lpz. 1841).

Kreyßig (Friedr. Ludw.), ausgezeichneter praktischer Arzt und medicinischer Schriftsteller, geb. 7. Juli 1770 zu Eilenburg bei Leipzig, besuchte die Fürstenschule zu Grimma und bezog 1788 die Universität zu Leipzig, wo er sich der Heilkunde widmete. Von Leipzig aus ging er 1792 nach Pavia, um unter Frank, Scarpa, Paletta und Spallanzani sich weiter auszubilden, kehrte 1795 nach Leipzig zurück, erhielt die medicinische Doctorwürde und habilitirte sich als Privatdocent. Im J. 1796 wurde er Substitut der pathologischen und chirurgischen Professur in Wittenberg, wo er eine ambulatorische Klinik errichtete und 1801 in die Professur der Anatomie und Botanik einrückte. Indeß schon 1803 folgte er dem Rufe als kurfürstlicher Leibarzt nach Dresden. In dieser Eigenschaft begleitete er den Kurfürsten und nachmaligen König Friedrich August verschiedene male nach Polen, sowie auch 1813 in die Gefangenschaft nach Friedrichsfelde. Nach seiner Rückkehr 1815 übernahm er die Professur der speciellen Pathologie und Therapie und das Directorium der Klinik an dem Collegium medico-chirurgicum. Indeß legte er schon 1822 nach einer schweren Krankheit diese Stelle nieder, um seiner Praxis, die ihm besonders viele vornehme Russen und Polen zuführte, und seinem Lieblingsstudium, der Botanik, besser leben zu können. Nachdem er 1838 noch eine Reise nach England und Irland unternommen hatte, starb er 4. Juni 1839. Außer zahlreichen kleinern Schriften sind besonders von ihm zu erwähnen: „Neue Darstellung der physiologischen und pathologischen Grundlehren" (2 Bde., Lpz. 1798—1800); „Abhandlung über das Scharlachfieber" (Lpz. 1802); „Die Krankheiten des Herzens" (3 Bde., Lpz. 1814—17); „System der praktischen Heilkunde" (2 Bde., Lpz. 1818—19); „Über den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwässer" (2. Aufl., Lpz. 1828).

Kriebelkrankheit oder **Kornstaupe** (ergotismus, vom franz. ergot, weniger richtig raphania) ist eine schon öfter beobachtete, in der Regel epidemisch auftretende Krankheit, welche sich durch Unterleibsbeschwerden, Eingenommenheit des Kopfes und weiterhin durch Krämpfe und Lähmungen äußert, unter welchen letztern namentlich Lähmung der Empfindungsnerven häufig ist, und sich durch Kriebeln, d. h. durch das Gefühl von Ameisenlaufen, wie es beim sogenannten Einschlafen der Glieder stattfindet, ausspricht. Man unterscheidet die krampfhafte Form (ergotismus spasmodicus) und die mit Brand der Gliedmaßen endende (ergotismus gangraenosus). Die Krankheit verläuft schneller oder langsamer und führt öfter zum Tode. Auch hat sie Blödsinn, Epilepsie, Blindheit und Taubheit zur Folge. Die Ursache derselben ist der Genuß von Brot, welches aus unreinem, mit viel Mutterkorn (s. d.) vermischtem Getreide gebacken ist, daher die Epidemie gewöhnlich nach Zeiten und in Landstrichen auftritt, in denen durch widrige Naturereignisse Miswachs hervorgebracht worden war. Vgl. Lorinser, „Über die Wirkungen des Mutterkorns" (Berl. 1824); Hecker, „Geschichte der neuern Heilkunde" (Bd. 1, Berl. 1839); Bonjean, „Histoire du seigle ergoté" (Lyon 1842) und „Traité de l'ergot du seigle" (Par. 1851).

Krieg ist der gewaltsame Kampf zwischen Völkern und Staaten, auch zwischen feindlichen Parteien in demselben Staate. Er entsteht, wenn die Anerkennung des gegenseitigen Rechtszustandes (der Frieden) gestört und durch Unterhandlungen nicht wieder herzustellen ist. Krieg und Kampf sind fast so alt als das Menschengeschlecht und werden wol nur mit diesem verschwinden. Zwar sind die Kriege mit der zunehmenden Humanität und Civilisation und mit den überwiegenden materiellen Interessen etwas seltener geworden, und die Wahrheit, daß auch der glücklichste Krieg, abgesehen von dem Elende, das immer in seinem Gefolge ist, nicht einmal die Staatsopfer, die er kostet, wieder einbringt, läßt dies äußerste Mittel möglichst lange vermeiden; doch treten im Staatsleben immer wieder Verhältnisse ein, wo die Entscheidung nur durch die Waffen bewirkt werden kann. So anerkennenswerth daher die Bestrebungen der „Friedensfreunde" (s. d.) in England ihrer reinen Idee nach sind, werden diese Ideen doch an der Unvollkommenheit menschlicher Zustände scheitern, für welche der Krieg, wie ein erschütterndes und klärendes Gewitter, oft eine Nothwendigkeit wird. Kriege können um verschiedener Ursachen willen geführt werden und tragen darum auch einen verschiedenen Charakter. Es gibt

Staaten- und innere (Bürger-) Kriege, Cabinets- und Volkskriege, Eroberungs- und Vertheidigungskriege, Verfassungs-, Unabhängigkeits-, Religionskriege u. s. w. Der Führung nach unterscheidet man Offensiv- und Defensivkriege, Land- und Seekriege, im Landkriege den Feld- und Festungskrieg. — Der **Kriegszweck** ist immer die Niederwerfung des Gegners. Er wird erreicht durch den Sieg über die feindliche Streitkraft, wo möglich deren Vernichtung, durch die Eroberung des feindlichen Landes und die Beschlagnahme seiner Hülfsquellen. Dazu ist erfoderlich: 1) Kriegsmaterial (Streitmittel und Streitkräfte: Material und Personal); 2) dessen Anordnung (Organisation) zu einer Kriegsmacht; 3) die Anwendung derselben für den Kriegszweck: die Kriegführung. Die Kriegsmacht umfaßt außer dem Kriegsheere (s. Heer) Alles, was aus den vorhandenen Hülfsquellen an Geld, Producten, Arbeitskräften u. s. w. für den Krieg verwendet oder aus ihnen geschaffen wird, z. B. Festungen, Vorräthe, technische Anstalten, Pferdedepôts u. s. w. — Die **Kriegführung** soll die Streitkraft des Gegners vernichten, wenigstens so entkräften, daß er den Widerstand aufgeben muß; darauf muß der Kriegsplan und der Gang der Kriegshandlungen (Operationen) berechnet sein. Diese sind aber so vielfach zusammengesetzt und von so schwierig zu überschauenden und zu lenkenden Verhältnissen bedingt, daß feste Regeln für die Kriegführung sich nicht geben lassen und letztere folglich eine Kunst ist, die Kriegskunst. Diejenigen Operationen, welche die Entscheidung des Kriegs herbeiführen sollen, nennt man in ihrer Gesammtheit den **großen Krieg**. Sie werden vorbereitet, unterstützt und gesichert durch andere Dienstleistungen (Sicherheits- und Kundschaftsdienst) und kleinere Unternehmungen, um dem Feinde den möglichsten Abbruch zu thun (Detachements- und Parteigängerkrieg), welche man den **kleinen Krieg** nennt. Beide stehen immer in Verbindung. Ob der Kriegszweck durch Angriff (s. Offensive) oder Vertheidigung (s. Defensive) am besten zu erreichen ist, hängt von den Verhältnissen der kriegführenden Mächte ab. Im Allgemeinen muß es als vortheilhafter erkannt werden, den **Kriegsschauplatz** (das Kriegstheater) in Feindes Land zu verlegen, auch deshalb, weil dann die Erhaltung des Heeres theilweise aus den Hülfsquellen des Gegners bewirkt werden kann. Der **Kriegsplan** wird entweder von der obersten Kriegsbehörde (dem Kriegsministerium) oder von dem Feldherrn mit Beirath eines Collegiums von höhern Generalen und Generalstabsoffizieren entworfen, welche einen **Kriegsrath** bilden. Für einzelne wichtige Fälle im Laufe des Feldzugs, selbst bei abgesonderten Corps, wird zuweilen auch ein Kriegsrath aus allen höhern Truppenführern berufen. — Das **Kriegsprincip** hat oft gewechselt. Eine Zeit lang herrschte das Ermüdungsprincip vor, welches den Krieg in die Länge zog; alle großen Feldherrn haben aber das Vernichtungsprincip durch entscheidende Schläge als das richtigste und, weil es am schnellsten zum Ziele führt und dadurch Landverwüstung und Menschen spart, selbst als das humanste erkannt. Durch Napoleon, welcher dabei freilich von den letztern Rücksichten wenig geleitet wurde, ist es zur vollsten Geltung gekommen. Über den Krieg sind die Schriften vom Erzherzog Karl, von Valentini, Clausewitz, Jomini, Kausler, Willisen und die militärischen Briefe von Pz. zu empfehlen.

Allmälig hat sich auch ein gewisser **Kriegsgebrauch** entwickelt, d. h. eine Übereinkunft der Völker und Heere über das gegenseitige Verhalten in bestimmten Fällen, z. B. gegen Überwundene, gegen die Einwohner des besetzten Landes, bei Unterhandlungen durch Parlamentäre, bei Waffenstillständen, Capitulationen von Truppen oder festen Plätzen, selbst über den Gebrauch mancher Waffen, welche durch das Völkerrecht ausgeschlossen sind. Nach der Zeit, dem Herkommen und manchen internationalen und individuellen Beziehungen hat sich der Kriegsgebrauch sehr verschieden gestaltet. **Kriegsgefangene**, d. h. die durch Waffengewalt des Feindes überwundenen Soldaten jedes Grades, unterliegen besonders dem Kriegsgebrauch. In alten Zeiten sehr hart, oft grausam behandelt, zu Sklaven gemacht, getödtet, nur gegen schweres Lösegeld frei gegeben, stehen sie jetzt unter dem Schutze des Völkerrechts bei allen civilisirten Nationen. Im offenen Gefecht ruft Der, welcher sich aus irgend einer Ursache nicht mehr vertheidigen kann, Pardon! wirft seine Waffen von sich und ergibt sich dadurch als Gefangener. Ist eine Truppenabtheilung umringt, machen die Verhältnisse das Durchschlagen derselben unmöglich, ergibt sich der Commandant einer Festung, so wird die Truppe kriegsgefangen, muß die Waffen strecken und sich der weitern Bestimmung des Feindes überlassen. Zuweilen geschieht dies durch eine Capitulation (s. d.), namentlich bei Übergabe der Festungen, im freien Felde aber meist ohne eine solche. Das Auswechseln der Kriegsgefangenen Mann gegen Mann und Charge gegen Charge findet noch gegenwärtig statt, hängt jedoch von den jedesmaligen besondern Verhältnissen ab. Die zum Theil barbarische Behandlung der Kriegsgefangenen, die früher nicht selten zum Tode verurtheilt und selbst in neuern Zeiten in harter

Gefangenschaft gehalten wurden, wie in England auf Schiffen, in Rußland, das sie nach Sibirien schickt, ist, wenn sie auch zum Theil von zeitweiliger Erbitterung herrühren mag, ein Schandfleck im Völkerleben. Wird ein Kriegsgefangener, der bei seiner Auswechselung versprochen hat, binnen einer gewissen Zeit nicht wieder als Feind seinem Besieger gegenüberzustehen, abermals gefangen, so hat er das Leben verwirkt. Neben jenem internationalen Kriegsgebrauch haben die einzelnen Völker noch besondere, nur sie selbst betreffende **Kriegsgebräuche**. So verrichteten die Schweizer vor dem Kampfe knieend ihr Gebet, bei Murten 1476 unter dem Hohngelächter der angreifenden burgundischen Reiterei. So warfen die deutschen Landsknechte, ehe sie in die Schlacht gingen, Staub hinter sich. Hierher gehört auch das **Kriegsgeschrei**, welches entweder als Schlachtruf für den bestimmten Tag befohlen wurde (z. B. bei Breitenfeld 1631 „Jesus Maria"! bei den Kaiserlichen, „Immanuel" bei den Schweden) oder ein national feststehendes war, wie das San-Jago! der Spanier, St.-George! der Engländer, Montjoie St.-Denis! der Franzosen. In den Fehden des Mittelalters hatten auch wol einzelne Geschlechter ihr besonderes Kriegsgeschrei z. B. die Medici: Palle! palle! nach den Kugeln ihres Wappens. Diese Gebräuche sind verschwunden, aber noch immer wird beim Angriff zur Ermuthigung ein Kriegsgeschrei erhoben. Napoleon's Truppen gingen mit: Vive l'empereur! vor; das russische: Hurrah! hat sich zu vielen Armeen verbreitet. Nicht zu verwechseln ist das Kriegsgeschrei mit dem Feldgeschrei (s. d.), das täglich als Erkennungszeichen bei Nacht ausgegeben wird und gewöhnlich ein Name ist. Unter **Kriegsschaden** versteht man den durch den Krieg dem Lande und seinen Bewohnern verursachten Nachtheil und Verlust. Er ist stets bedeutend, denn auch Gegenden, welche nicht unmittelbar zum Kriegsschauplatze dienen, werden zu Leistungen und Lieferungen aller Art herangezogen und müssen diese Lasten meist auf eigene Kosten tragen. Eine Entschädigung dafür von Seiten des Staats findet nur in seltenen, vorher bestimmten Fällen statt. Daher kommt es, daß noch fast alle Gemeinden für den siegreichen deutschen Befreiungskrieg nach vierzig Jahren mit Kriegsschulden behaftet sind.

Die Kenntniß vom Kriege nach seinem Wesen und seinen Bedingungen ist für jeden Militär von großer Wichtigkeit; sie wird besonders gefördert durch das Studium der **Kriegsgeschichte**. Diese schildert den Eingang, Verlauf und Zusammenhang der Kriegsbegebenheiten, stellt zweifelhafte Thatsachen durch unparteiischen Vergleich der Quellen fest und unterwirft die einzelnen Kriegshandlungen wie die ganze Kriegführung einer gewissenhaften Kritik. Dem Studium der Kriegsgeschichte müssen gründliche militärische Kenntnisse zur Basis dienen; sie reicht dann der militärischen Bildung erst die Krone. Es gibt sehr viele kriegsgeschichtliche Werke, aber nur wenige, welche gut genannt werden können; erst die neuere Zeit hat deren hervorgebracht. Unter denselben sind als musterhaft zu bezeichnen: „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Feldzüge von 1796 und 1799", vom Erzherzog Karl; „Der Feldzug von 1799", von Clausewitz; „Geschichte der Kriege in Europa seit 1792", vom Oberst Schulz. Ganz vorzüglich ist die „Geschichte der Feldzüge von 1806 und 1807", vom Oberst von Höpfner, ein Werk, an welchem die Kunst der Kriegsgeschichtschreibung zu erlernen. Die **Kriegskunst** oder die Kunst der Kriegführung hat sich aus schwachen Anfängen im Laufe der Zeiten entwickelt, wenn auch nicht immer auf geradem Wege zur Vollkommenheit; denn sie hat auch wieder ihre Epochen des Verfalls gehabt und dann Rückschritte gemacht. Ihr Wesen besteht darin, den Kriegszweck auf die sicherste und vortheilhafteste Art zu erreichen. Der Krieg erzeugt allerdings Verhältnisse, welche in seiner Natur begründet unter gleichen Bedingungen zu allen Zeiten dieselben sind. Daraus haben sich für die Kriegskunst gewisse Formen und Grundsätze von unveränderlicher Geltung ergeben; aber in der Art ihrer Anwendung werden so viele Einflüsse mächtig, daß keine bestimmten Regeln für die Kriegskunst aufzustellen sind, wie oft dies auch von Theoretikern zum Nachtheil wirklicher Erkenntniß des Kriegs geschehen ist. Die Kriegskunst ist also veränderlich, bedingt durch die Zustände und nationalen Eigenthümlichkeiten der Völker und Staaten, durch die Natur der Kriegsschauplätze, durch die vorhandenen Hülfsquellen und Streitmittel, durch die Erfahrungen früherer Kriege und neue Erfindungen, selbst durch den Geist einer Zeit und deren vorherrschende Ideen. Den Gang, welchen diese Veränderungen bis auf den Standpunkt der Gegenwart genommen haben, stellt die **Geschichte der Kriegskunst** dar. Schon im Alterthume hat man angefangen, die Kriegskunst wissenschaftlich zu behandeln, und dadurch eine **Theorie** oder **Wissenschaft des Kriegs** begründet. Diese, die Lehre vom Kriege, von den Kriegsmitteln und der Kriegführung, ist hervorgegangen aus den Erfahrungen der Praxis und entwickelt sich aus ihnen immer weiter, indem Erfindungen und Versuche ihren Stoff bereichern. Mit ihrem erweiterten Gebiete hat sie sich in mehre Zweige ge-

theilt, zu denen viele militärische Hülfswissenschaften gekommen sind; die Gesammtheit der erstern kann man aber nur als eigentliche **Kriegswissenschaften** bezeichnen. Sie sind von den Militärschriftstellern verschieden classificirt und behandelt worden. Die Lehre von den Kriegsmitteln läßt sich am einfachsten theilen in: Waffenlehre (einschließlich der Artilleriewissenschaft), Fortification oder Befestigungslehre und Organisationslehre; jede derselben gliedert sich wieder in mehre einzelne Disciplinen. Die Lehre von der Kriegführung zerfällt in **Taktik** (Truppenlehre, Verwendung der Truppen zum Siege) und Strategie (Feldherrnwissenschaft, Leitung der Operationen und Schlachten zur Entscheidung des Kriegs). Von den militärischen Hülfswissenschaften, die im weitern Sinne fast alle Disciplinen in ihren Bereich ziehen, sind die wichtigsten Terrainlehre und Kriegsgeschichte.

Kriegsmaschinen der Alten, von den Griechen, Macedoniern und Römern erfunden oder vervollkommnet, zum Theil auch im Mittelalter gebräuchlich, waren entweder zum Angriffe der Festungen bestimmt und zerfielen in Deckwerke und eigentliche Kriegsgeräthe oder dienten als Schießwerkzeuge. Die Deckwerke waren oben offene **Schirme** (plutei) aus leichtem Holz, gegen das Anzünden mit Blech oder mit rauhen Häuten überzogen, gewöhnlich auf drei oder vier Blockrädern beweglich und dazu bestimmt, die Schützen, welche Pfeile gegen die Mauerzinnen abschossen, zu decken. Die **Sturmdächer** (vineae) bestanden in niedern Lauben, oben mit starken Bohlen und rauhen Fellen bedeckt, um den mit Untergrabung der Mauern oder Ausfüllung der Gräben beschäftigten Mannschaften Schutz gegen die herabgeworfenen Steine und Feuertöpfe zu gewähren. Stand das Sturmdach auf Rädern, so bekam es den Namen **Schildkröte** (testudo oder auch musculus). Der **Mauerbohrer** (terebra) war ein etwa fünf Zoll starker Baum, vorn mit einem scharfen Spitzbohrer, der durch ein umgewickeltes Seil in einer Rinne umgedreht und zugleich vorwärts geschoben wurde, um die Fugen fester Mauern zu öffnen und die Steine locker zu machen. Der **Mauerbrecher** (aries) bestand in einem 60 F. langen Baumstamme mit einem metallenen Knopfe in Form eines Widders, 6—10 F. hoch gewöhnlich unter einem Sturmdache aufgehangen, der von 20—50 Soldaten mit großer Gewalt gegen die Mauer gestoßen ward, um sie niederzustürzen. Er hing nicht selten auch im untern Stockwerk eines **Wandelthurms** (turris), der an die feindliche Mauer gebracht wurde, um den Soldaten, die auf ihm standen, mittels einer Fallbrücke (exostra) den Übergang auf jene zu verschaffen. Die größern, öfter über 100 F. hoch, 20—40 F. ins Gevierte, bestanden auch wol aus mehren Stockwerken, durch Soldaten besetzt, die zum Theil oben standen, um durch Pfeilschüsse die Belagerten von der Mauer zu treiben, während aus einem der mittlern Stockwerke die Fallbrücke niedergelassen wurde, nachdem ein Theil der Mauer durch den Sturmbock eingestürzt worden war. Mit dem **Sturmhaken** (harpago) suchte man dabei die Zinnen und die auf den Mauern stehenden Blendwerke der Belagerten herabzureißen. Des Hakens, sowie einer beweglichen, an Ketten hängenden Zange (corvus) bedienten sich namentlich auch die Vertheidiger, um das Geräth des Thurms zu ergreifen und unwirksam zu machen. Bei den Stürmen dienten endlich noch der **Hebekasten** (tolleno), an einem langen und starken Balken hängend, um ihn mit 12—20 Kriegern mittels einer Wippe auf die Mauer zu bringen, und die **Sturmbrücke** (sambuca), eine Art fliegender Brücke auf einem Fahrzeuge, auf dem sich eine 50—60 F. hohe Leiter zwischen einem galgenförmigen Gerüste befand, um auf einem Wassergraben damit an und auf die Mauer zu kommen. Die Schieß- und Werfzeuge waren die Katapulten (s. d.) und Ballisten (s. d.). Besonders erfindungsreich in Angabe von Kriegsmaschinen war bei der Vertheidigung von Syrakus der berühmte Archimedes. Von Augustus erhielt Vitruvius die Aufgabe, über Kriegsmaschinen zu schreiben. Unter den Neuern stellte namentlich Just. Lipsius sorgfältige Untersuchungen über diesen Gegenstand an.

Kriegsrecht im Allgemeinen bezeichnet die dem Militär als besonderer Gerichtsstand eigene Gesetzgebung, gegründet auf bestimmte Verordnungen und **Kriegsgesetze**. Diese umfassen alle Vorschriften, die zur Aufrechthaltung der Ordnung, Disciplin und Subordination beim Militär ertheilt werden, sowie die Strafen, welche der Übertretung der Gesetze folgen. Die ältern Kriegsgesetze waren in sogenannte Artikelsbriefe zusammengefaßt. Solche gibt es unter Anderm von Karl dem Kühnen von Burgund, Kaiser Maximilian I. und II., Gustav Adolf von Schweden. Auch Wallenstein's 1617 verfaßtes Reiterrecht gehört hierher. Jetzt heißen sie **Kriegsartikel** und, wenn sie den Offizierstand besonders betreffen, **Reglements**. Sie beziehen sich nicht allein auf das Verhalten des Soldaten im Kriege, sondern auch auf das sittliche Benehmen u. s. w. im Frieden. Nach Zeit, Nation und unter der Einwirkung besonderer Umstände müssen sich nothwendig diese Gesetze und Strafen bei den verschiedenen Heeren sehr mannichfal-

tig gestalten und Abänderungen unterliegen; stets aber waren Feigheit, Verrath, Untreue, Widersetzlichkeit und lasterhaftes Leben mit besondern Strafen belegt. Diese Strafen bestanden und bestehen noch gegenwärtig hauptsächlich in Schlägen, Gefängniß, Degradation und Todesstrafe, unter Hinzufügung von harter Arbeit, vermehrtem Dienst, auch theilweiser Entziehung der Portionen. Die Schläge wurden mit Stöcken, bei der Cavalerie mit den Steigriemen, an Unteroffizieren mit der Degenklinge (Fuchtel), auf Schiffen mit einem Tauende und noch gegenwärtig in England mit der sogenannten Katze, einer mehrfach gespaltenen Geißel, ertheilt, sind aber in der neuern Zeit fast überall abgeschafft oder doch auf die Fälle beschränkt, wo das Verbrechen ein entehrendes ist. Ebenso ist das ehemalige Spießruthenlaufen (s. d.) gänzlich verbannt. Man hat den Geist der neuern Zeit richtiger erkannt und durch Weckung des Ehrgefühls mehr erreicht, als körperliche Züchtigungen gewähren können. Die Gefängnißstrafe erhält unter Umständen eine Schärfung dadurch, daß der Verurtheilte einsam bleibt und nur jeden dritten Tag warme Kost erhält; dagegen ist das Einsperren in finstere Löcher u. s. w. ebenfalls aufgehoben. Die Todesstrafe besteht gewöhnlich im Erschießen oder Arkebusiren; die sonst im Civil vorkommenden Todesstrafen werden beim Soldaten nur dann angewendet, wenn er sich eines gemeinen Verbrechens schuldig gemacht hat. Alle höhern Freiheits-, die Ehren- und Todesstrafen können nicht disciplinarisch, d. h. ohne richterlichen Spruch durch die unmittelbaren Vorgesetzten verhängt, sondern müssen durch **Kriegsgerichte** abgeurtheilt werden. Diesen geht eine gerichtliche Untersuchung voraus, worauf der Gerichtsherr, je nachdem der Fall der niedern oder höhern Gerichtsbarkeit unterliegt, ein Stand- oder Kriegsgericht bestellt, dessen Spruch er nach seiner Competenz zu bestätigen (nach Umständen kann er ihn mildern) oder einer höhern Instanz, bei Todesstrafen dem Landesherrn, vorzulegen hat. Als oberster Kriegsgerichtshof besteht in den meisten Armeen ein **Generalauditoriat**. Wo in Folge kriegerischer oder politischer Bewegungen das Standrecht über ganze Provinzen ausgesprochen ist, unterliegt auch der Civilstand für gewisse Kategorien von Verbrechen dem Kriegsgericht und das Bestätigungsrecht selbst der Todesstrafe ist dem commandirenden General übertragen. Die Feststellung des Urtheils bei Kriegsgerichten geschieht durch Abgabe der Stimmen der dazu berufenen Richter, von denen die jüngsten in gleichem Range mit dem Inculpaten stehen und die höhern Chargen verhältnißmäßig besetzt sind. Je nach der Wichtigkeit des Falls ist jede Charge durch zwei bis drei Personen vertreten, die zusammengenommen nur eine Stimme haben, wenngleich jedem Einzelnen freisteht, eine dissentirende Meinung zu Protokoll zu geben. Bei Veranlassungen, wo das Gesetz harte Strafen feststellt, müssen die zu Richtern Bestellten in Gegenwart des Inculpaten eidlich versichern, daß sie nach bestem Wissen den Acten gemäß zu Recht erkennen wollen. Es ist Letzterm sogar gestattet, vorher einzelne Personen zu bezeichnen, die er aus irgend einem rechtlichen Grunde nicht als Richter anerkennen will. Nachdem dann in Gegenwart des Beschuldigten die Acten vorgelesen und er befragt worden ist, ob er noch etwas zu erinnern habe, bezeichnet der Auditeur das Minimum und Maximum derjenigen Strafe, welche den Gesetzen gemäß zu erkennen ist. Die Beisitzer des Gerichts berathen sich, geben ihre Stimmen ab, der Präses zuletzt, und nach der Mehrheit der Stimmen wird das Urtheil abgefaßt.

Kriegsschiffe scheiden sich in Linienschiffe (s. d.), Fregatten (s. d.) und kleinere Schiffe (Corvetten, Briggs u. s. w.), von denen die beiden letztern Arten auch bereits durch Dampf getrieben werden. Alle werden nach der Zahl der Kanonen benannt, welche sie führen, und die in einer bis drei Lagen auf ihren zugehörigen Decken übereinander stehen. Im Allgemeinen wird angenommen, daß Schiffe über 90 Kanonen drei Decke haben. Bei den Engländern haben Linienschiffe des ersten Ranges 104—120 Kanonen in drei, die des zweiten 80—92 in zwei, die des dritten 70—78 ebenfalls in zwei Lagen, die des vierten 50—60, sowie die folgenden in einer Lage, die des fünften Ranges oder die Fregatten 36—44, die des sechsten 20—30, Corvetten und große Briggs 18, kleine Briggs 10 Kanonen. Die Schiffe vom ersten bis dritten Range haben in der untern Lage Zweiunddreißigpfünder, in der zweiten Vierundzwanzigpfünder, in der dritten und auf Back und Schanze Zwölfpfünder. Die Bemannung steigt von den Schiffen mit 60 Kanonen bis zu den größten Linienschiffen von 450—850 Mann. Im Allgemeinen führen die engl. Schiffe leichteres Geschütz als die französischen. Zu den kleinern Kriegsschiffen werden nächst Briggs und Kuttern auch Bombardiergalioten, Kanonenschaluppen, Kanonenboote und die kleinen Galeeren der Scheerenflotten Rußlands und Schwedens gerechnet.

Kriegsschulen, s. Militärschulen.

Krim oder **Krym** heißt eine Halbinsel Südrußlands, die den wichtigsten Theil des Gouver-

nements Taurien (s. d.) bildet und auch als Halbinsel Taurien bezeichnet wird. Die K. hängt nur durch die sehr schmale Landenge von Perekop zwischen dem Schwarzen und Asowschen Meere, welche beiden Meere durch die Straße von Kaffa in Verbindung stehen, mit dem übrigen Festlande zusammen. Ihre Küstenlänge von 140 M. verhält sich zu ihrem Flächeninhalte von 360 QM. wie 1 zu 2⅓ und übertrifft daher noch die griech. Halbinsel Morea an Zugänglichkeit An der Meerenge von Kaffa, gegenüber den äußersten Vorhöhen des Kaukasus, erhebt sich das **Taurische Bergland**, welches unter dem uneigentlichen Namen Jailá, d. h. Alpengebirge, steil aus dem Meere aufsteigt, die ganze Südküste umwallt und sich nordwärts in mehren reichbewaldeten und durch anmuthige Thäler getrennten Parallelketten verbreitet, bis es sich mit sanften Vorhöhen in den einförmigen Steppenflächen verliert, welche den bei weitem größten Theil der Halbinsel einnehmen. Die südlichste Kette ist die höchste und hat ihren Culminationspunkt in dem 4740 F. hohen Tschadyrdagh, d. h. Zeltberg (Mons Trapezus der Alten), welcher als ein riesiger Tafelberg das Ganze beherrscht und viele große und tiefe Höhlen bildet, deren einige das ganze Jahr hindurch mit Eis gefüllt sind. Nur dieser gebirgige Süden ist es, welchem die K. den Ruf eines des schönsten und pittoreskesten Länder der Erde verdankt. Die Thäler ziehen sich theils als enge Felsengassen aufwärts, theils weiten sie sich zu Thalmulden aus oder runden sich zu Thalkesseln ab, sind von kleinen Flüssen und Bächen durchkreuzt, überaus fruchtbar, vortrefflich angebaut und erfreuen sich, wie der ganze Süden, des herrlichsten Klimas und der schönsten subtropischen Vegetation. In ihnen und an den Felsenhängen liegen malerisch die tatarischen Dörfer, hier ein griech. Kloster, dort eine tatarische Moschee; hier erklimmt eine wirkliche Felsentreppe mit ausgehauenen Stufen die Höhe, dort blickt aus hohen Bergwiesen eine reizende Schweizerei hervor; hier erheben sich Thürme und Trümmer von Festen der Vorzeit, dort entzücken prächtige Landsitze und Lustschlösser russ. Großen mit herrlichen Olivenhainen, Obst- und Weingärten den Blick. Reichlichen Ertrag gibt die Bestellung der Äcker an Getreide, Hirse und Taback, sowie die Cultur der Weinreben, die man aus Burgund, Champagne und Bordeaux, vom Rhein, aus Ungarn, Spanien, Portugal und Madeira hierher verpflanzt hat, und die namentlich bei Sudak und Koos vortrefflichen Wein, überall die köstlichsten Tafeltrauben liefern. In den Gärten zieht man Äpfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, Melonen, Arbusen, die feinsten Gemüse, Feigen, Mandeln, Granaten und selbst Orangen, die Blumen aller Zonen, Myrten und Cypressen, wie man sie selbst in Andalusien nicht findet. Nuß- und Maulbeerbäume sind sehr gewöhnlich. Neben diesem Acker-, Garten-, Wein- und Obstbau, verbunden mit dem reichlichen Gewinn von Honig, Wachs und Seide, ist auch die Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht erheblich, und namentlich verdienen die sehr beliebten krausen Lämmerfelle von glänzend grauer und schwarzer Farbe Erwähnung, welche unter dem Namen der Merluschki oder krimschen Baranken (s. d.) im Handel bekannt sind. Im Gegensatze zu der an Producten und Naturschönheiten, an Städten, Häfen, Dörfern und Schlössern so reichen Berggegend bildet der nördliche Theil der K. eine öde und traurige Steppenlandschaft, eine Fortsetzung der Nogaischen Steppe, wasser- und holzarm, größtentheils mit magerm, zum Ackerbaue untauglichen Boden, dessen zahlreiche Salzgründe und Salzseen bezeugen dürften, daß das Meer in alter Zeit einen großen Theil der Halbinsel bedeckt hat, und die durch ihre Ausdünstung die Luft verderben. Letzteres gilt namentlich auch von dem sogenannten **Faulen Meere** oder **Siwasch**, einem Theile des Asowschen Meeres, welcher hinter der langen schmalen Landzunge von Arabat eindringt und nur durch den Isthmus von Perekop von dem zum Schwarzen Meere gehörigen Todten Meere getrennt wird und in dürrer Jahreszeit, unter Verbreitung eines unangenehmen Geruchs von dem stehenden Wasser, völlig austrocknet, sodaß man ihn dann zu Pferde passiren kann, während er zu anderer Zeit schiffbar ist. Die Hauptstadt der K. ist Simferopol (s. d.). Außerdem sind zu bemerken: Sewastopol (s. d.), der wichtigste Kriegshafen des ganzen Schwarzen Meeres, Baktschi-Serai (s. d.), die alte Residenzstadt des Tataren-Khans, und die Häfen Eupatoria oder Jewpatorija, auch Koslow genannt, Balaklawa, Jalta, Sudak, Feodosia oder Kaffa mit der Festung Jenikalé. Berühmt sind ferner der Landsitz Nikita mit einem prächtigen kaiserlichen Garten, wo das Pflanzenreich in seiner ganzen Fülle und Schönheit prangt, mit einem dem Andenken Linné's geweihten Tempel und einer herrlichen Aussicht; ferner das tatarische Felsendorf Alupka mit dem im goth. Stile erbauten Prachtschlosse des Grafen Woronzow, hinter welchem der Ai-Petri 4000 F. hoch aufsteigt, mit einem der schönsten Gärten Europas; der Landsitz Orianda, einst der Lieblingsaufenthalt des Kaisers Alexander, mit herrlichem Park und einem in phantastisch-morgenländischem Stile erbauten Lustschlosse.

Krippen oder **Säuglingsbewahranstalten** (franz. Crèches), so genannt zum Andenken an die Krippe, in welcher das Christuskind schlief, nennt man Anstalten, welche in größern Städten errichtet sind, um den Säuglingen und kleinern Kindern der arbeitenden Classe (bis zum zweiten Lebensalter) für die Tageszeit, wo ihre Mütter genöthigt sind, auf Erwerb ihres täglichen Brotes auszugehen, ein Unterkommen und eine mütterliche Pflege zu verschaffen. Die erste Idee eines solchen Instituts faßte Marbeau zu Paris, Mitglied eines Comité für Kinderbewahranstalten (s. d.), indem er die Erfahrung machte, daß arme Mütter jener Classe, um auf Arbeit zu gehen, ihre Säuglinge zu einem verhältnißmäßig bedeutenden Preise (14 Sous täglich) in eine sehr mangelhafte Pflege bei Nachbarinnen gaben. Sein Vorschlag, hier eine geregelte Abhülfe durch wohlthätige Vereine zu stiften, fand schnell Anklang bei den in Paris nicht seltenen wohlthätigen Personen, namentlich auch bei der Herzogin Helene von Orléans, und schon nach wenig Monaten wurde in Paris 14. Nov. 1844 die erste Crèche eröffnet, welcher bald mehre folgten. Schon 1851 fanden sich im Departement Seine 24 Krippen, davon 18 für Paris, und diese hatten bis dahin den betreffenden Ältern 800000 Arbeitstage eingebracht, ungerechnet die Schulversäumnisse, welche sie ältern, zur Kinderpflege so oft verwendeten Geschwistern ersparten. Im J. 1849 allein hatten 14 pariser Krippen mit 61186 Frcs. Unkosten 88844 kleine Kinder verpflegt. Bald folgten diesem Beispiele andere Städte in Frankreich (Strasburg, Mühlhausen u. a.), in Belgien, wo namentlich zu Brüssel eine Musterkrippe in der Gemeinde St.-Josse-ten-Noode besteht, in Wien, wo zuerst die berühmte Krippe zu Breitenfeld 4. Nov. 1849, bald aber sieben bis acht neue entstanden, in Dresden (eröffnet 2. Juni 1851 und vereint mit einer Kinderbewahranstalt), in Mailand (il ricovero dei bambini lattanti), in London (the public nursery, jetzt the infant nursery), in Manchester, in Kopenhagen, sogar in Mexico u. s. w. In allen diesen Städten sind gewöhnlich wohlthätige Vereine die Stifter dieser Anstalten und meistens hochgestellte Personen (namentlich Fürstinnen) ihre Beschützer, überhaupt vorzugsweise Frauen, ohne deren freiwillige und rege Theilnahme keine Krippen gedeihen können. Mehre Krippen werden auch von der Regierung, namentlich in Frankreich, oder aus Stadtkassen mit bedeutenden Summen unterstützt. Die Einrichtung ist im Allgemeinen folgende. Alle Wochentage früh um 7, 8 oder 9 Uhr übergibt die Mutter ihr Kind der Anstalt und holt es um 6 oder 7 Uhr Abends wieder ab. Sie zahlt dafür entweder gar nichts oder einen kleinen Beitrag, täglich 6—12 Sous in Paris, drei Pence in London, einen Silbergroschen in Dresden, drei Kreuzer in Wien. Das Kind wird von der Anstalt gepflegt, beschäftigt, beköstigt, gebadet, auch meist besonders gekleidet; es darf nicht krank sein. An Sonn- und Feiertagen ist die Anstalt geschlossen, um das Kind dem Familienleben nicht ganz zu entziehen. Es ist einleuchtend, daß auf diese Weise nicht nur der wahrhaft arbeitsamen und unterstützungswürdigen Volksclasse eine sehr große Erleichterung, Zeit- und Geldersparniß bereitet wird, sondern daß auch die Kinder selbst vor Verwahrlosung, Unreinlichkeit, Verkrüppelung, Unglücksfällen, die ihnen in den Händen unverständiger Pfleger zustoßen könnten, am sichersten bewahrt werden. Vgl. Marbeau, „Des crèches" (4. Aufl., Par. 1846); d'Escodeca, „Les crèches etc." (Par. 1846 und 1850); „Bulletin des crèches" (Par. 1846 fg.); Helm, „Einige Worte über Krippen" (Wien 1851); Derselbe, „Die Krippe in Breitenfeld zu Wien" (Lpz. 1851).

Krischna, s. Indische Religion.

Krisis bedeutet im Griechischen eigentlich ein Urtheil, eine (richterliche und ähnliche) Entscheidung und wurde schon von den ältesten Ärzten (Hippokrates u. A.) in ähnlichem Sinne auf die Vorgänge in Krankheiten angewendet. Indem man nämlich nach der alten, noch heute bei Laien und sogar bei manchen Ärzten herrschenden Betrachtungsweise die Krankheit als ein apartes, fremdartiges, feindliches Wesen ansah, welches innerhalb des Körpers einen Kampf mit der Gesundheit oder der Lebens- oder Naturheilkraft durchführe, so bezeichnete man mit dem Namen Krise jene Zeitpunkte, wo es (besonders in fieberhaften Krankheiten) offenbar bedenklicher hergeht und eine Entscheidung zum Guten oder Bösen bevorsteht. Wenn nach einem solchen tumultuarischen Vorgang, großer Hitze und Unruhe, fliegendem Puls und Athem, Zuckungen, Phantasiren u. s. w., rasche und dauernde Besserung eintrat, so nannte man dies eine echte oder schnelle Krisis; wenn dagegen die Aufregungen minder stürmisch waren und sich unter allmäligem Nachlassen mehre male hintereinander wiederholten, so sagte man, die Krankheit entscheide sich durch Lösung (lysis, solutio) oder allmälige Krisen. Nachdem man nun gefunden hatte, daß in beiden Fällen sehr häufig nach der Entscheidung gewisse, selbst charakteristische Ausscheidungen durch den Urin, den Schweiß, den Stuhlgang oder Auswurf u. s. w. erfolgten, so nannte man diese **kritische Ausleerungen** oder auch geradezu Krisen und wollte da-

mit bezeichnen, daß sie heilsame oder wenigstens ein Product der heilenwollenden Bestrebungen der Naturheilkraft seien. In neuerer Zeit wurde man dem Ausdruck Krise und kritisch mehr und mehr abhold. Einerseits wandte sich Hahnemann und die Mehrzahl der Homöopathen gegen die Bestrebungen der sogenannten Naturheilkraft und sahen da, wo sie jene kritischen Aufregungen (molimina critica) der Alten bemerkten, die Wirkung ihrer gegebenen Arzneimittel für homöopathische Verschlimmerungen (s. **Homöopathie**) an. Andererseits lernte die neue Schule durch pathologische Anatomie und an der Hand der Physiologie die wirklichen innern Vorgänge bei Krankheiten so genau kennen, daß alle solche Abstractionen der alten Medicin (wie Lebenskraft, Naturheilkraft, Kampf mit der Krankheit, Krisis) geradezu lächerlich erscheinen mußten. Überdem trieben die Wasserärzte und andere curirende Nichtärzte mit dem Worte Krisen einen heillosen Misbrauch, indem sie nicht nur die durch künstliche örtliche Reizungen der Haut entstandenen Bläschen, Knötchen, Schwäre u. s. w., sondern sogar die ganz normalen Abschilferungen der Oberhaut und jede ungewohnte Erscheinung während der Cur als etwas Kritisches bezeichneten. Die neueste Zeit hat indessen wieder wissenschaftliche Thatsachen beobachtet und beachtet, welche immerhin einen guten Kern von Wahrheit in der alten Krisenlehre darthun. Erstens nämlich fand man, daß viele hitzig verlaufende Krankheiten, besonders Entzündungen der Lunge oder des Brustfells, sodann aber auch die Menschenpocken und andere Ausschlagsfieber, sogar manche Typhen, deutlich das Gesetz befolgen, daß die Unruhe, das Fieber u. s. w. so lange steigen, bis das betreffende Ersudat (s. d.) gänzlich abgesetzt ist (also z. B. bis die Blatterpusteln gefüllt sind, bis die Lunge hepatisirt ist). Dann hört das Fieber oft mit einem Schlage auf, obschon Patient, anatomisch betrachtet, noch ebenso krank wie vorher ist und mit der Verarbeitung jener Ersudate noch lange Zeit zu thun hat. Zweitens hat sich gezeigt, daß jene sogenannten kritischen Ausscheidungen in Fiebern (namentlich die Bodensätze von harnsauerm Salze und Harnsäure im Urin, der rahmähnliche Auswurf bei Lungenentzündungen u. s. w.) allerdings mit Verarbeitung solcher Ablagerungen (Krankheitsproducten) in Verbindung stehen und oft sogar an bestimmten Tagen (z. B. dem siebenten, vierzehnten) erscheinen. Endlich ist durch Kenntniß der Epithelien (s. **Haut**) und ihrer unausgesetzten Abschälung im gesunden Zustand, sowie durch die entsprechenden Schälungen der Haut und Schleimhaut in Krankheiten die Aufmerksamkeit auf diese Mauserung und Verjüngung des Organismus gerichtet worden, und es ist unschwer, sich zu überzeugen, daß diese Vorgänge im kranken Zustand und namentlich bei den sogenannten Krisen eine sehr ausgedehnte Rolle spielen. Vgl. Schultz von Schultzenstein, „Die Verjüngung des menschlichen Lebens und ihre Cultur" (2. Aufl., Berl. 1850); Derselbe, „Allgemeine Krankheitslehre" (Berl. 1844). — Im gewöhnlichen Leben nennt man **Krisis** den Zeitpunkt in einer einzelnen oder in einer Reihe von Begebenheiten, welcher den Ausgang derselben bestimmt, dem Ganzen die Wendung gibt, die es annimmt.

Krissa, eine sehr alte und reiche, südwestlich von Delphi gelegene Stadt in Phocis, von welcher der Krissäische Meerbusen, der jetzige Busen von Salona, seinen Namen erhielt, in der Nähe des heutigen **Krisso** oder **Chryso**, oberhalb der oft fälschlich mit ihr für identisch gehaltenen Stadt Kirrha, wurde zwei mal in Folge der Bedrückungen durch Abgaben, die sie sich gegen die nach Delphi Wallfahrenden hatte zu Schulden kommen lassen, zerstört und blieb zuletzt in Trümmern liegen, von denen noch jetzt mehre sich vorfinden.

Kriterium heißt das Merkmal oder Unterscheidungszeichen, wonach wir etwas beurtheilen. Kriterium der Wahrheit ist Das, woran wir das Wahre erkennen und wodurch wir es von dem Falschen unterscheiden. Über das Vorhandensein solcher Kriterien haben die Philosophen viel gestritten. Gewiß ist, daß es sich widerspricht, ein Kriterium des Wahren, welches von dem Wahren selbst verschieden wäre, anzunehmen, weil letzteres dann ein Unwahres sein würde. Die Wahrheit verbürgt sich selbst und alles Andere; aber sie will gedacht sein. Die Nöthigung des Subjects im Denken ist daher das einzige subjective Kriterium, durch welche es zugleich sich seiner Einstimmung mit den allgemeinen Gesetzen des Seins und Denkens bewußt wird, nur muß diese Nöthigung als von der Beschaffenheit des Gedachten selbst abhängig gedacht werden. Der Streit über die Kriterien der Wahrheit begann von der Zeit an, wo das Verhältniß des Subjectiven und Objectiven streitig wurde und man daher für alle Forschung ein Princip der Übereinstimmung mit der Wahrheit suchte. Die Stoiker und die Epikuräer wählten ihrem Standpunkte gemäß entgegengesetzte Kriterien und die Skeptiker wiesen in dieser Entgegensetzung selbst deren Unzulänglichkeit nach. Unter den neuern Philosophen hat namentlich Kant die Unmöglichkeit eines allgemeinen materialen Kriteriums der Wahrheit nachgewiesen und die ganze Frage auf die Form der Gedanken beschränkt.

Kritias, der gewaltsamste unter den sogenannten Dreißig Tyrannen in Athen, stammte aus einer angesehenen Familie, zu der auch Plato gehörte, erhielt unter der Leitung des Sophisten Gorgias und nachher des Sokrates eine sorgfältige Bildung und eröffnete 411 v. Chr. bei Verhandlung eines Criminalprocesses seine politische Laufbahn. Sechs Jahre später wurde er nach Thessalien verwiesen, kehrte aber nach der für die Athener unglücklichen Schlacht bei Ägospotamos 405 v. Chr. in Folge der Amnestie nach Athen zurück und schloß sich hier mit dem wärmsten Eifer der von den Spartanern durch Lysander eingeführten oligarchischen Verfassung der Dreißig Tyrannen an. Bei seiner geistigen Überlegenheit wußte sich K. in dieser Stellung sehr bald den meisten Einfluß zu verschaffen, verfuhr jedoch mit solcher Ungerechtigkeit, Härte und Grausamkeit, daß er selbst seinen charakterlosen Collegen Theramenes hinrichten ließ und zuletzt den allgemeinen Haß der Athener sich zuzog. Zum Glücke dauerte sein Schreckenssystem nur ein Jahr, da die Vertriebenen und Ausgewanderten unter Anführung des Thrasybulus (s. d.) mit bewaffneter Hand gegen die Stadt zogen, in welchem Kampfe K. 403 v. Chr. fiel. Wie als Philosoph und Redner, so zeichnete sich K. auch als Dichter namentlich in der elegischen Poesie aus. Vgl. Weber, „De Critia tyranno" (Fkf. 1824); Hinrichs, „De Theramenis, Critiae et Thrasybuli rebus et ingenio" (Hamb. 1820). Die Bruchstücke seiner Elegien sind gesammelt von Bach (Lpz. 1827) und Schneidewin im „Delectus poesis Graecae elegiacae etc." (Bd. 1, Gött. 1838), deutsch übersetzt von Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen" (Fkf. 1826) und in Borberg's „Hellas und Rom" (Bd. 1, Stuttg. 1842).

Kriticismus nennt man seit Kant (s. d.) diejenige philosophische Denkart, vermöge deren vor jedem Versuche, die Philosophie als systematisches Wissen aufzustellen, eine Untersuchung des Erkenntnißvermögens für nothwendig erklärt wird. Der Kriticismus ist daher einerseits vom Dogmatismus (s. d.), als der Denkart, welche diese propädeutische Arbeit vernachlässigt, andererseits von dem Skepticismus (s. d.), als der Verzweiflung an der Möglichkeit alles Wissens, unterschieden.

Kritik heißt zunächst die Beurtheilung und Prüfung eines Gegenstandes, besonders wenn sie gründlich und ausgeführt ist; dann die Fähigkeit oder Kunst der Beurtheilung gewisser Gegenstände und endlich die Wissenschaft für die Beurtheilung derselben oder die wissenschaftliche Darstellung der aus der Natur eines Gegenstandes hervorgehenden Regeln, nach welchen seine Wahrheit beurtheilt werden kann. Jede Kritik setzt einen Gegenstand als gegeben voraus, als gründliche Beurtheilung und Beurtheilungskunst aber auch eine Theorie, durch welche die Idee eines Gegenstandes entwickelt wird; denn die vollkommene Beurtheilung kann nur aus wissenschaftlich klarer Einsicht in das Wesen eines Gegenstandes entspringen. Dem Gegenstande nach ist daher die Kritik ebenso verschieden wie die freie Thätigkeit selbst; besonders aber bezieht sie sich auf die höchsten Gegenstände und Äußerungen menschlicher Thätigkeit, Wissenschaft, Kunst und Gesinnungen sammt dem daraus hervorgehenden Handeln im weitern Sinne. In Beziehung auf die erstere ist sie philosophische oder historische Kritik. **Philosophische Kritik** im weitesten Sinne kann eine wissenschaftliche, durchgeführte, nur die Idee eines Gegenstandes und deren Verhältniß zur Darstellung betrachtende Kritik sein, die historische hingegen eine solche, welche nur das Äußerliche eines Gegenstandes oder Werks und seine Beziehung auf Zeit und Raum, sowie das daraus entspringende Verständniß desselben betrifft. Kant und seine Schüler gaben dem Namen Kritik eine bis dahin ungewöhnliche Bedeutung dadurch, daß sie ihn auf die Prüfung des Erkenntnißvermögens oder auf die Untersuchung Dessen, was dem Menschen überhaupt zu erkennen möglich sei, bezogen, und unterschieden in der Philosophie eine kritische Methode oder den Kriticismus (s. d.) von der dogmatischen und von der skeptischen. **Die historische Kritik** bezieht sich auf die Wirklichkeit äußerer Thatsachen und ihre durch Erfahrung erkennbare Beschaffenheit und hat es mit der Untersuchung der Echtheit oder Authenticität gewisser, besonders schriftlicher Zeugnisse zu thun. Sie ist wieder so verschieden wie die historische Wissenschaft selbst. Hauptsächlich aber gehört hierher die historische Kritik im eigentlichen Sinne, welche die Echtheit und Beschaffenheit gewisser Angaben der Geschichtschreiber u. s. w. nach bestimmten, aus dem Zwecke der Geschichte und der Natur der historischen Gewißheit hervorgehenden und auf die verschiedenen Arten der historischen Quellen angewendeten Regeln prüft und einen Bestandtheil der historischen Kunst ausmacht. Mit ihr steht in genauer Verbindung die **philologische Kritik**, die Prüfung der schriftlichen Denkmäler, vorzüglich des Alterthums, welche die doppelte Aufgabe hat, entweder den Text von fremdartigen, später hinzugekommenen Zusätzen zu reinigen und die Echtheit ganzer Stellen oder selbst ganzer Werke in Beziehung auf einen genannten Verfasser zu untersuchen, oder die Richtigkeit einzelner Wörter und ihrer

Verbindung zu einem Satze festzustellen, in welcher Hinsicht sie auch, wenn das absichtlich oder durch Irrthum Verdorbene durch bloße Conjectur (s. d.) wiederherzustellen ist, **Conjecturalkritik** genannt wird. Ersteres nennt man die **höhere**, letzteres die **niedere Kritik**. Die höhere Kritik geht bei der Untersuchung der Echtheit einer Schrift entweder von äußern Umständen, von Zeugnissen Anderer u. s. w. oder von innern und wesentlichen Beziehungen, d. h. von Inhalt, Geist, Sprache und Stil der Schrift selbst aus und bestimmt danach, ob dieselbe dem angegebenen Verfasser, oder welchem andern Verfasser und welcher andern Zeit sie zuzuschreiben sei. Im erstern Falle heißt sie **äußere** oder **diplomatische**, im letztern **innere Kritik**. Diese philologische Kritik, welche in Verbindung mit der Auslegungskunst oder Interpretation einen Bestandtheil der höhern Philologie ausmacht, ist, was die altclassische Literatur betrifft, im 17. Jahrh. namentlich durch den Engländer R. Bentley, in neuerer Zeit unter den Deutschen vorzüglich durch F. A. Wolf, G. Hermann, Lachmann u. A. auf einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Freilich sind die Untersuchungen, vorzüglich der innern Kritik, oft an sehr leise Andeutungen der Wahrscheinlichkeit gebunden. Allein da jede Zeit, jeder Ort, jedes Individuum der Eigenthümlichkeiten so viele hat, so bewährt es die Erfahrung doch, daß sie, wenn sie mit nöthiger Unbefangenheit, hinlänglichem Scharfsinn, umfassender Sachkenntniß und ausdauernder Sorgfalt angestellt werden, meist eine bestimmte Entscheidung mit überwiegender Wahrscheinlichkeit gewähren. A. W. von Schlegel, Lachmann, die Gebrüder Grimm, Graff, Benecke, Haupt, Hoffmann, Wackernagel, Ettmüller u. A. haben diese Kritik auch auf die altdeutsche Literatur angewendet. — Die **Kunstkritik** untersucht den innern, idealen oder ästhetischen Werth des Kunstwerks und heißt insofern **ästhetische Kritik**, oder beurtheilt nur die äußere körperliche und mechanische Bearbeitung, die regelmäßige Anwendung der Werkzeuge und Darstellungsmittel der Kunst oder eines Gewerbes und heißt dann **technische Kritik**. Der gründliche Kritiker und Kunstrichter unterscheidet sich von dem **Kritikaster** oder Afterkritiker, dessen Urtheil ohne objectiven Grund und ohne Nothwendigkeit ist, oder sich auf willkürliche und conventionelle Gesetze, oder endlich nur auf Kleinigkeiten und anscheinende Fehler gründet, und somit nicht die Natur der Sache, sondern sein individuelles Besserwissenwollen geltend macht. Solche und ähnliche Fehler haben dem Namen der Kritik, sowie dem Geschäfte des Kritisirens eine verdächtige Bedeutung gegeben. Der ästhetischen Kritik ist ihrem ganzen Charakter nach verwandt die **sittliche Kritik**, die sich auf den Werth der Gesinnungen und Handlungen bezieht und in der Ethik ihre Haltepunkte findet, wie die ästhetische Kritik in der Ästhetik.

Kroaten als besondere Truppengattung kommen während des Dreißigjährigen Kriegs in den kaiserl. Heeren vor und zwar als leichte Reiterei. Sie waren aber nicht allein aus den Kroaten und andern südslaw. Stämmen genommen, sondern auch Magyaren und insofern gleichbedeutend mit Husaren (s. d.). Bei Breitenfeld kämpften fünf Regimenter Kroaten unter Isolani. Wegen ihrer Kriegsbrauchbarkeit suchte man in Frankreich zu jener Zeit eine ähnliche Truppe unter gleichem Namen: cravates, zu organisiren; sie entsprach aber dem Zwecke nicht, war auch noch zu schwer (mit Helm und Küraß) bewaffnet. Später, im 18. Jahrh., namentlich im Siebenjährigen Kriege, treten die Kroaten nur als leichte Infanterie auf, welche wenig disciplinirt war, aber im kleinen Kriege treffliche Dienste leistete. Sie bildeten Freicorps, welche dann nach bestimmten Bezirken organisirt und uniformirt wurden. Aus ihnen sind die Grenzer entstanden.

Kroatien, ein Königreich der östr. Monarchie, welches mit dem kroat. Küstenlande oder Litorale, der Stadt Fiume nebst deren Gebiet und mit Slawonien (s. d.) zusammen gegenwärtig ein eigenes Kronland bildet, begrenzt im N. von Steiermark und Ungarn, im O. und S. von der kroatischen Militärgrenze (s. d.), im W. von dem Adriatischen Meere, Illyrien und Steiermark, hat für sich in seinen vier Gespanschaften Agram, Warasdin, Kreuz (oder dem frühern Provinzialkroatien) und Fiume ein Areal von nahe 192 QM. mit 608426 E., mit Slawonien aber oder den zwei Comitaten Posega und Essek einen Flächeninhalt von 332¾ QM. mit 868456 E. K. wird von niedrigen, meist stark bewaldeten Ausläufern der Steiermärkischen und Krainer Alpen und mehren recht fruchtbaren Thälern durchzogen und von der Save mit der Kulpa, der Drave mit der Mur bewässert, welche beide letztere die 16 QM. große, bisher zu Ungarn gehörige Murinsel (Muraköz) umschließen. Das Klima ist bei der zwar südlichern, aber höhern und den Alpen benachbartern Lage nicht wärmer als in den angrenzenden Theilen von Ungarn, im Ganzen mild und weit gesünder als in Slawonien. Die Bewohner K.s sind Kroaten und Raizen oder Serben, mit Deutschen und Ungarn, Juden und Zigeunern vermischt, reden die slowenisch-horvatische Mundart, bekennen sich größtentheils zur röm.-kath. Kirche und stehen im Rufe guter Krieger, den sie auch neuerdings wieder in den Kämpfen

von 1848 und 1849 bewährt haben. In dem agramer Comitat kommen von den fruchtbarsten Fluren bis zum ärmsten Gebirgsacker alle Bodengattungen vor, und besonders Kastanien, Knoppern und Wein werden in Menge gewonnen. Das vortreffliche Bauholz der ausgedehnten Waldungen bleibt indessen unbenutzt. Die Viehzucht ist vernachlässigt; Mineralerzeugnisse findet man nur wenige; von den Mineralquellen sind besonders die von Sztubicza und St.-Helena in Gebrauch. Das ziemlich fruchtbare warasdiner Comitat hat viel Schwefel- und mehre ausgezeichnete Heilquellen (zu Toplika, Krapina und Toplitze) aufzuweisen. Am fruchtbarsten ist das kreuzer Comitat, wo Getreide, Obst, Wein und Holz die Haupterzeugnisse ausmachen. Im Küstenlande sind neben denselben Producten die Marmorbrüche bemerkenswerth. Das eigentliche K. ist, da Handel und Industrie im Ganzen auf einer sehr niedrigen Stufe stehen, ein armes Land. Die bedeutendsten Plätze des Handels, der nur Wein und Holz ausführt und Zwischenhandel ist, sind Karlstadt (s. d.), Agram (s. d.) und Alt-Sziszek. Hauptsächlich wird der Verkehr durch die drei von Karlstadt ausgehenden Commercialstraßen gefördert: die kunstreich angelegte Luisenstraße, die 12 M. lange, fast ganz in Felsen gehauene Karolinenstraße und die Josephinenstraße, von welchen die zwei ersten nach Fiume, die dritte nach Zengg in Dalmatien führt. Entschiedener regt sich das industrielle und commercielle Leben im kroat. Küstenlande, wo namentlich der Schiffbau, die Rhederei, die Papierfabrikation und Mehlbereitung die Quellen des Wohlstandes bilden. Das kath. Schulwesen ist in K. und Slawonien wie in Ungarn eingerichtet; es bestehen sogenannte Nationalschulen, welche in Trivial-, Haupt- und Primär- oder Musterschulen eingetheilt werden. Den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Cultur bildet die Hauptstadt Agram, wo sich eine kroat.-slawon. Landwirthschafts- und eine Gesellschaft für südslawische Geschichte, eine Reichsakademie, ein Lyceum und ein Gymnasium befinden. Außerdem gibt es ein Lyceum zu Diakovar in Slawonien, und Gymnasien besitzen noch Karlstadt, Warasdin, Fiume, Posega und Esseк. An die Spitze der Verwaltung des gesammten Kronlandes K. und Slawonien ist ein Ban (s. d.) gesetzt, unter dessen Vorsitz die Banalregierung besteht, welcher die Comitats- oder Gespanschaftsbehörden unmittelbar untergeordnet sind. Jedes Comitat zerfällt in politisch-administrativer Beziehung in eine Anzahl Bezirke. Im ganzen Kronlande bestehen 57 Bezirksgerichte, von welchen sechs zugleich Bezirkscollegialgerichte sind; ferner vier Landesgerichte erster Classe zu Agram, Fiume, Warasdin und Esseк und drei Landesgerichte zweiter Classe zu Karlstadt, Kreutz und Posega. Über sämmtlichen Gerichten des Kronlandes steht das Oberlandesgericht oder die Banaltafel zu Agram.

K. mit Einschluß der kroatischen Militärgrenze und von Türkisch-Kroatien, d. i. dem nordwestlichen Theile von Bosnien, war in frühester Zeit von den Pannoniern bewohnt, nach deren Besiegung durch die Römer unter Augustus das Land eine Provinz von Illyrien wurde. Im J. 489 wurde es von den Ostgothen eingenommen und gehörte nun zu deren Reiche in Italien, bis es 535 Kaiser Justinian wieder eroberte. Hierauf unterlag es der Gewalt der Avaren, bis endlich 640 die Kroaten (Chrowaten, Chorwaten oder Horwaten, d. i. Bewohner der Karpaten als des einstigen Hauptsitzes der slawischen Stämme) daselbst einwanderten und dem Lande seinen heutigen Namen gaben. Sie geriethen nach langen Kämpfen im 8. Jahrh. unter die Herrschaft der fränk. Könige, unterwarfen sich 864 dem byzant. Kaiser, machten sich aber später wieder unabhängig und bildeten ein selbständiges Reich. Dies theilte sich nachmals in zwei Hauptgebiete, nämlich in das dalmatische Küstenland und in die zwischen Drave und Save gelegene Provinz, welche 892 Brazlaw als Vasall des deutschen Königs Arnulf besaß, die aber alsbald in die Hände der Ungarn fiel, von denen sie sich unter der stürmischen Regierung König Salomo's wieder frei machte. Die Beherrscher K.s, das als Lehnsstaat des byzant. Reichs im 9. Jahrh. zu einem mächtigen und blühenden Reiche emporgewachsen, bald aber in Folge innerer Kriege und des Kampfes mit Venedig um die Küstenstädte verfallen war, nahmen seit 994 den Titel der Könige von K. an, den sie um 1050 mit dem der Könige von Dalmatien vertauschten. Zwonimir Demetrius, vorher blos Ban von K., entzog sich, von seiner Nation 1075 zum Könige gewählt, der Lehnshoheit des byzant. Kaisers, unterwarf sich dem Papste und erhielt von Gregor VII. den Königstitel bestätigt. Als mit seinem Tode 1089 das königl. Geschlecht ausstarb und große Wirren in K. entstanden, eroberte der ungar. König Ladislaw I. 1091 das Land bis zur Save, schlug es zur ungar. Krone und theilte es in Comitate. Nach seinem Tode versuchte K. sich der ungar. Herrschaft zu entziehen, wurde aber durch König Koloman 1097 zurückerobert, dem sich 1102 auch die übrigen von den Ungarn bisher noch nicht besiegten Kroaten unterwarfen. Hierauf hatte das Land unter dessen Sohne Stephan wieder viel von den Venetianern zu leiden, bis der Sieg

bei Zara 1117 zu Gunsten desselben entschied. Dagegen eroberte 1168 der griech. Kaiser, angeblich zu Gunsten seines Schwiegersohns Bela, des Königs von Ungarn, fast das ganze Land, und erst nach des Kaisers Tode kam es durch Eroberung an Bela und so wieder an Ungarn. Hierauf behauptete es als Königreich K. und Dalmatien einige Zeit eine ziemlich unabhängige Stellung. Im J. 1300 unterwarf es sich König Karl von Sicilien, der 1309 den Thron von Ungarn bestieg und K. wieder mit diesem Reiche vereinigte. Sodann wurde es 1342 durch König Ludwig I. nebst Dalmatien und Slawonien mit Siebenbürgen vereinigt und kam so unter die unmittelbare Herrschaft der Ungarn. Fortan häufig ein Gegenstand des Streites zwischen Ungarn und Venedig, beunruhigten das Land nach der Mitte des 15. Jahrh. fast fortwährend auch die Türken. Nachdem König Ferdinand I. aus dem Hause Habsburg-Östreich 1526 zum König von Ungarn erwählt worden war, huldigten ihm 1527 auch die kroat. Stände. Im J. 1592 eroberten die Türken die Festung Bihács in Kroatien, die nebst einigen umliegenden Orten, wie Berbir, Dubicza u. s. w., seitdem das **Türkische Kroatien** (ein Sandschak von Bosnien) bildete. Die eigentliche Grenze wurde aber erst 1699 durch den Carlowiczer Frieden bestimmt, in welchem der Sultan alles Land jenseit der Unna an das östr. K. abtrat. **Das Kroatische Litorale** wurde 1717 zu der kaiserl. deutsch-kroat. Handelsgesellschaft oder zum östr. Litorale geschlagen, blieb aber unter der Gespanschaft Agram bis 1776, wo das Litorale aufgehoben, der Strand in drei Comitate vertheilt und wieder mit K. vereinigt wurde. Die Stadt Fiume erklärte man jedoch 1797 zu einem für sich bestehenden und integrirenden Theil der ungar. Krone. Auch nach Beendigung der franz. Kriege blieb Fiume von 1823—48 mit der ungar. Krone vereinigt. Die drei Reiche K., Slawonien und Dalmatien wurden von 1767—77 **Illyrien** genannt und von einer besondern illyr. Hofdeputation zu Wien regiert. Später bildete jedes wieder ein besonderes Königreich; jedoch blieben die Militärgrenzen getrennt und behielten ihre besondere militärische Verfassung. K. und Slawonien waren bisher als Ungarn einverleibte Königreiche behandelt worden. Indessen suchten die Kroaten, erbittert durch den Sprachenzwang, welchen die Magyaren in neuerer Zeit auszuüben strebten, eine möglichst unabhängige Stellung zu erringen und schlossen sich in dieser Beziehung den stammverwandten Serben in Ungarn an. Die kroat.-serb. Bewegung, welche 1848, namentlich unter Leitung des Ban Jellachich (s. d.), zugleich mit der ungarischen Revolution ausbrach, hatte auf den Verlauf der letztern (s. Ungarn) sehr bedeutenden Einfluß. Die östr. Reichsverfassung von 1849 sprach die Trennung K.s und Slawoniens von Ungarn aus, und beide Königreiche wurden zu einem eigenen Kronlande vereinigt, welchem auch das Küstenland und die Stadt Fiume nebst ihrem Gebiete einverleibt ist, während die syrmischen Bezirke von Ruma und Illok an die neu organisirte serb. Wojewodschaft fielen, der bei Slawonien gebliebene syrmische Gebietstheil aber dem esseker Comitate zufiel. Vgl. Csaplovicz, „Slawonien und K." (2 Bde., Pesth 1819); Neigebaur, „Die Südslawen und deren Länder" (Lpz. 1851).

Krodo soll der Name eines Gottes der alten Deutschen im Harze gewesen sein; doch ziehen sehr Viele diese Sage in Zweifel. Er soll als ein alter Mann mit entblößtem Haupte, umgürtet mit einer weißen Binde, in der einen Hand ein Rad, in der andern ein Gefäß mit Blumen und Früchten haltend und mit den bloßen Füßen auf den Flossen eines Fisches stehend, dargestellt gewesen sein. An der Stelle, wo sein Altar stand, soll die Harzburg (s. d.) erbaut sein, und noch gegenwärtig zeigt man in Goslar ein merkwürdiges Geräth als seinen Altar. Vgl. Delius, „Untersuchung über die Geschichte der Harzburg und den Götzen K." (Halberst. 1826).

Krogh (Gerhard Christoph von), dän. General, geb. 1785 aus einer schleswigschen Familie, erhielt schon in seinem 5. J. ein Fähnrichspatent, wurde im Alter von 10 J. zum Lieutenant befördert, 1807 Capitän, 1825 Major und 1840 Oberst. Später commandirte er das fünfte Linienbataillon in Kopenhagen und that zugleich Kammerherrndienste. Zum Generalmajor avancirte er 1847. Als der deutsch-dänische Krieg 1848 ausgebrochen war, kam K. erst im Juni zur Armee und übernahm im August das Commando derselben nach der Abberufung des Generals von Hedemann. Auch in den folgenden Feldzügen des schlesw.-holst. Kriegs führte er den Oberbefehl der dän. Armee und schlug 24. und 25. Juli 1850 die Schleswig-Holsteiner unter General von Willisen bei Idstedt. Nach der Pacificirung ward er in den Herzogthümern commandirender General.

Krokodile bilden eine eigene Familie der Saurier (s. d.) oder eidechsenartigen Reptilien, die sich vor allen andern durch ihre panzerartige Bekleidung, sowie durch ihre Größe und Wildheit unterscheiden. Es gibt drei Gattungen dieser Familie, die wieder in 14 Arten oder Species zerfallen. Alle halten sich als eigentliche Amphibien im Wasser und auf dem Lande auf, wohnen

in den heißesten Erdstrichen in Flüssen oder deren Ausmündungen, leben nur von andern Thieren, die sie theils durch ihre Schnelligkeit bewältigen, theils im muthigen Kampfe besiegen, gehören zu den gefährlichsten Raubthieren und bilden in manchen Gegenden, z. B. auf Borneo, eine wahre Landplage. Jene drei Arten sind: das **eigentliche Krokodil**, welches der Alten und Neuen Welt gemeinschaftlich ist; der **Kaiman** oder **Alligator** (s. d.), der Amerika eigenthümlich angehört, und der **Gavial**, der sich durch schnabelartige Schnauze auszeichnet, nur von Fischen lebt, sich in der Gestalt gewissen fossilen Sauriern mehr nähert als die übrigen und auf den Ganges und die übrigen großen Ströme Indiens und den Ostindischen Archipel beschränkt ist. Die verschiedenen Species sind auf locale Wohnsitze angewiesen: drei sind asiatisch, zwei afrikanisch, wovon eine nur in Sierra-Leone lebt, zwei sind Madagaskar eigenthümlich. In Amerika gibt es zwei Species Krokodile und fünf Arten Alligatoren. Zu den eigentlichen Krokodilen gehört als eine der berühmtesten Species das **Nilkrokodil**, welches in Ägypten im obern Nil nicht so ganz selten ist, wie man oft angegeben findet, aber nicht nordwärts über die Stadt Dschirdscheh (Girgeh) geht, ausgewachsen 30 F. mißt und einen für Flintenkugeln undurchdringlichen Panzer trägt. Es findet sich übrigens in ganz Afrika, im Nil Nubiens und in allen wärmern großen Gewässern Abyssiniens oft in erstaunenerregender Menge; in dem obern Quellarm des Nil, dem Bahr-el-Abiad, ist es oft von kolossaler Größe bis zu einer Höhe von 4000 F. über dem Meeresspiegel anzutreffen. In kältern Flüssen und Seen lebt es nirgends. Den Alten war es wohl bekannt und den Ägyptern sogar heilig, welche die wilden fütterten und halbgezähmte in der Nähe der Tempel erzogen. Unsagliche Mengen dieses Thiers, von allen Größen und Altern, die mit der noch lebenden Species vollkommen identisch sind, finden sich in den Katakomben der alten Ägypter einbalsamirt und bieten einen neuen Beweis für die wichtige, zuerst von Cuvier als Ergebniß seiner Untersuchung der Mumien des Ibis u. s. w. ausgesprochene Thatsache dar, daß kein Thier in seinem wilden Zustande selbst während der längsten historischen Perioden die geringste Abänderung erlitten hat. Die Ägypter glaubten, daß das Ichneumon (s. d.) dem schlafenden Krokodil in den Rachen krieche und es tödte. Thatsache ist, daß die Nileidechse Waran in Nubien wie in Süd-Guinea, wo das Krokodil noch größer als im Nil ist, darauf ausgeht, die Brut und die Eier desselben zu zerstören, und dadurch hier so nützlich wird wie dort. Auf der Insel Madagaskar ist das eigentliche Krokodil in allen Flüssen und Seen überaus zahlreich; der Volksstamm der Antarayes verehrt es, und der Matambafluß hat von seinem Reichthum an Krokodilen seinen Namen erhalten. Die früher irrig für Krokodile gehaltenen Thiere des Caplandes im sogenannten Kaimans-Rivier an der Südküste sind nur große Leguane.

Kronborg oder **Kronenburg**, s. Helsingör.

Krone stammt vom lat. corona, das eigentlich Kranz bedeutet. Kränze wurden von Griechen und Römern bei festlichen, frohen Anlässen vielfach angewendet. Als besondere Auszeichnung kommt der Kranz (stephanos) bei den Griechen theils als ein Amtszeichen, z. B. der Archonten, theils als Schmuck der Sieger in den öffentlichen Wettspielen, theils als Ehrenzeichen für verdiente Bürger vor, welches letztere anfangs aus Zweigen, namentlich des Ölbaums gewunden, später aus Gold gebildet wurde. Bei den Römern wurde die corona besonders als kriegerisches Ehrenzeichen ertheilt. Am höchsten war die corona obsidionalis geschätzt, die von einer Besatzung oder einem Heerhaufen Dem, der sie von den belagernden Feinden entsetzte, aus Gras, welches auf dem eingeschlossenen Raume gewachsen war, gewunden wurde. Eine Auszeichnung Dessen, der entweder die Mauer eines belagerten Orts oder den Bord eines feindlichen Schiffs zuerst erstiegen hatte oder in den feindlichen Lagerwall zuerst eingebrochen war, waren die corona muralis, ein Reif mit Mauerzinnen, die corona rostrata oder navalis, ein Reif mit Schiffsschnäbeln, die corona vallaris oder castrensis, ein Reif mit Schanzpfählen, entweder aus Gold oder vergoldet. Die corona civica oder die Bürgerkrone aus Eichenlaub wurde Dem zu Theil, der einem Bürger das Leben gerettet. Beim Triumph trug der Triumphator die corona triumphalis, aus Lorber, bei der Ovation die corona ovalis, aus Myrten geflochten. In den neuern Staaten wurde die Krone an der Stelle des Diadems (s. d.) das ausschießende Zeichen fürstlicher Würde und sehr verschieden gestaltet, bis die Heraldik ihr zur Bezeichnung des Grades der Herrscherwürde wieder eine genau bestimmte Gestalt vorschrieb. So entstand die Kaiser-, Königs-, Herzogs-, Fürsten-, Grafen-, Freiherren- und die adelige Krone, während der Papst sich die dreifache Krone (s. **Tiara**) beilegte. Die feierliche Aufsetzung der Krone oder die **Krönung** ist daher noch jetzt in vielen, namentlich den größern Monarchien als symbolische Handlung des Regierungsantritts gebräuchlich. Figürlich gebrauchte man nach und nach Krone statt Kroninhaber oder Herrscher, ja sogar gleichbedeutend mit Staat,

wie man denn z. B. noch gegenwärtig von einer Krone England spricht. Indeß hat doch die neuere Zeit die Begriffe Krone und Staat wieder zu scheiden angefangen, indem man im Gegensatze zum Staate unter Krone den Inbegriff aller der Rechte und Vorzüge versteht, die dem Regenten, als einer besondern vom Staate verschiedenen Person, zukommen. In diesem Sinne spricht man im Gegensatze der Staatsgüter von **Krondomänen** und **Krongütern**, mit denen man meist einen ähnlichen Begriff wie vormals in Deutschland mit den Chatoullgütern verbindet. Die neuere Zeit unterscheidet indeß auch hier wieder zwischen Kron- und Privatdomänen, von denen die erstern in der Regel unveräußerlich sind und dem jedesmaligen Herrscher blos zum Nießbrauch anheimfallen und nur die letztern gleich andern Privatbesitzungen veräußert werden können. Auch der ursprüngliche Begriff von **Kronämtern** hat sich in neuerer Zeit sehr geändert. Die Kronämter waren schon in den alten Staaten größtentheils Hofwürden, zum Theil aber auch wahre Staatsämter, wie z. B. in dem ehemaligen Deutschen Reiche, wobei noch zu bemerken ist, daß sie gewöhnlich in bestimmten Familien erblich waren. (S. **Erbämter** und **Erzämter**.) Dagegen bestehen die in neuern Staaten errichteten Kronämter beinahe ausschließend in Hofdiensten.

Kronenthaler, **Krone** oder **Silberkrone** (couronne oder écu de Flandre), eine ursprünglich für die östr. Niederlande bestimmte Silbermünze, war nach dem Reichsfuß ausgeprägt, gleich den frühern Albertusthalern. Der Revers zeigte das (burgundische) Andreaskreuz (deshalb hießen sie auch **Kreuzthaler**) mit Kronen in den obern drei Winkeln und daher der Name. Mit demselben Gepräge gab es auch halbe, Viertel- und Achtelkronen. Das Silber ist dabei zu 13 L. 16 Grän fein und acht Stück gehen auf die Mark rauh. In Östreich sind sie bis auf die neuesten Zeiten üblich gewesen. Kronenthaler, den östr. an Gehalt und Werth ganz gleich, schlugen ferner: Baiern seit Maximilian Joseph, auf denen der Revers Schwert (daher auch der Name **Schwertthaler**) und Scepter im Kreuz und eine Krone darüber darstellt; Würtemberg, Baden, Nassau, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Koburg und Waldeck. In der neuesten Zeit sind die Kronenthaler mehr und mehr aus dem Umlaufe verschwunden; ihre Ausprägung hat in den südlichen Zollvereinsstaaten seit der Einführung des 24½-Guldenfußes (1837) ganz aufgehört. Über die engl. Krone s. **Crown**. — Die **Krone** ist ferner ein Goldgewicht, welches besonders noch in Frankfurt a. M. und in Basel üblich ist. Am erstern Orte ist es 3,3648 franz. Grammes schwer, indem 69½ Kronen = 1 Mark, am letztern Platze wiegt es 3,3710 Grammes. Dieses Gewicht ist franz. Ursprungs und stammt von einer altfranz. Goldmünze, der Sonnenkrone (écu d'or), her, wovon gesetzlich 72½ Stück eine Mark altes par. Markgewicht wiegen sollen. — **Kronengold** heißt in Frankfurt a. M. das 18karätige Gold.

Kronglas, s. **Crownglas**.

Kronos, s. **Saturnus**.

Kronstadt (ungar. Brassó), die interessanteste Stadt im Lande der Sachsen im Großfürstenthume Siebenbürgen und zugleich die Pflanzstätte der Industrie und des dortigen Handels, liegt hinter und zwischen Bergen, an eine Waldwand angelehnt, in einer herrlichen Gegend, ungefähr 1900 F. über dem Wasserspiegel des Adriatischen Meeres, am Fuße der Hochgebirge, weshalb es freilich sehr heftigen Nord- und Nordostwinden ausgesetzt ist. Die erste Stelle unter den Gebäuden der innern Stadt nimmt die evang. Domkirche ein, die, zuerst 1385—1425 erbaut, in den J. 1516 und 1534 durch Erdbeben so litt, daß das Gewölbe erneuert werden mußte, und im April 1689 fast ganz abbrannte. Eine Merkwürdigkeit darin ist das Orgelwerk von Buchholz in Berlin. Andere ansehnliche Gebäude sind das Rathhaus, das in der Mitte des 16. Jahrh. erbaute Kaufhaus und die kath. Kirche. Die auf der Nordostseite der Stadt auf einem Bergrücken erbaute kleine Festung hat im Feldzuge von 1848—49 eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Unter den drei Vorstädten ist die Obere oder Walachenvorstadt die bedeutendste, die sich eine Stunde weit in die Schluchten der Gebirge erstreckt und von den reichsten Leuten bewohnt wird. K. ist eine königl. Freistadt; von ihrer ursprünglichen bürgerlichen Autonomie hat sie kaum noch einen Schatten bewahrt. Sie ist der Sitz mehrer landesfürstlicher Beamten, eines infulirten Abts als kath. Stadtpfarrers, eines evang. Dechanten, eines walach. nichtunirten Erzpriesters und hat für alle drei Confessionen gute Lehranstalten, unter denen sich namentlich das evang. Gymnasium auszeichnet. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 22886 Seelen, wovon der Nationalität nach 9116 Deutsche, 8493 Walachen, 4364 Magyaren, 789 Zigeuner und 119 Fremde, der Confession nach 8675 Lutheraner, 9341 nichtunirte Griechen, 3880 Römisch-Katholische, 894 Reformirte und 96 Unitarier sind. Die Bevölkerung lebt fast ausschließlich von Gewerbe, Handel und Fuhr-

werk. Der Handel nach Wien, Pesth und der Walachei mit Colonial- und Fabrikartikeln wie mit Rohstoffen ist sehr bedeutend. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse sind hölzerne Feldflaschen, Truhen, Riemenzeug, Schuhe, Hüte und Tücher, die in den benachbarten Fürstenthümern verhandelt werden, sowie Unschlittkerzen, die in Pesth einen guten Markt finden. Fabriken gibt es nur wenige. Die Stadt hat sehr gut eingerichtete Spitäler und andere fromme Stiftungen, einen Sparkassenverein, eine Pensionsanstalt, eine Leihbank, einen Mäßigkeitsverein, einen Gewerbeverein, eine sächsische und eine walachische Handelsgesellschaft. Das hier erscheinende „Siebenbürgische Wochenblatt" hat eine große Verbreitung. Die Stadt soll schon zu Anfange des 13. Jahrh. angelegt sein. Im 16. Jahrh. war sie der Ausgangspunkt der luth. Reformation und ihr Reformator Honterus stand mit Luther in unmittelbarem Briefwechsel. Ihren früher viel bedeutendern Handel als gegenwärtig schützten die Könige von Ungarn durch ausgedehnte Privilegien. Sie war sonst stark befestigt; doch die Werke sind jetzt zum Theil verfallen. K. ist zugleich Hauptort des siebenb. Districts **Kronstadt**.

Kronstadt, eine feste Seestadt im russ. Gouvernement und 5½ M. westlich von Petersburg an der schmalsten Stelle des Finnischen Meerbusens, der Newamündung gegenüber auf einem hohen, über eine M. langen, aber nur schmalen Kalkfelsen, der Kotlin-Ostrow, d. h. Kesselinsel (finnisch Retusari), gelegen und durch diese Lage wie durch die Stärke ihrer Werke das Hauptbollwerk Petersburgs, die wichtigste Festung, der bedeutendste Kriegs- und belebteste Handelshafen des Reichs, ward 1710 von Peter d. Gr. auf der den Schweden 1703 entrissenen wüsten Insel als Hafen von Petersburg gegründet und mit Forts versehen, die unter seiner Tochter Elisabeth durch den Architekten Kokorinow, sowie unter Paul und Alexander beträchtlich erweitert und verstärkt wurden. K. ist Sitz der Admiralität, hat gerade, regelmäßige Straßen, viele schöne Gebäude, drei griech. Kirchen mit zwei Kapellen, eine lutherische, eine engl. und eine kath. Kirche und die großartigsten Marineanstalten, eine Matrosen- und eine Steuermannsschule, ein Seearsenal, eine Stückgießerei, ein Seelazareth, Kasernen, Schiffswerfte, Docks, Zollgebäude, bedeutende Magazine und drei abgesonderte Hafenbassins: den Kauffahrteihafen für 1000 Schiffe, den Mittelhafen für die Ausrüstung der Kriegsschiffe, beide sehr tief, und den Kriegshafen, welche sämmtlich außer den eigenen Festungswerken durch das nahe, auf zwei kleinen verschanzten Nachbareilanden ebenfalls von Peter d. Gr. schon 1701 erbaute starke Fort Kronslott (Kronschloß) gedeckt sind. Als Übelstände sind zu betrachten, daß in dem hier bei der Nähe der Newamündung noch süßen Wasser die Schiffe leicht faulen, sowie daß durch die lange Dauer des Eises, gewöhnlich von Ende November bis Ende April, das Aus- und Einlaufen der Schiffe behindert wird. Gleichwol vermittelt K., der wahre Handelshafen von Petersburg, als Mittelpunkt des Handels von Nordrußland nicht nur die Ausfuhr der zu Lande auf den Kanälen und durch Küstenschiffahrt aus den russ. Ostseehäfen ankommenden Handelsproducte nach dem Auslande, sondern dehnt hinsichtlich des Absatzes der zur See eingeführten fremdländischen Producte sein Gebiet selbst bis nach den südruss. Häfen aus. Alljährlich kann man eine Schiffsbewegung von etwa 3000 ein- und auslaufenden Schiffen für den hiesigen Hafen annehmen. Dazu kommt noch die stete Dampfbootverbindung zwischen K., Petersburg, Peterhof und Oranienbaum. Auch müssen Dampfschiffe von Reval, Helsingfors, Stockholm, Stettin, Lübeck und Havre jederzeit hier anlegen. Die durch den starken Seeverkehr herbeigeführte Frequenz wird noch vermehrt durch die beständigen Evolutionen der kaiserlichen Ostseeflotte, welche hier stationirt ist und die einen großen Theil ihrer überzähligen Truppen hier einquartiert. So ist es erklärlich, daß die keineswegs große Stadt gegenwärtig an 60000 Einwohner zählt.

Krönung nennt man die Einsetzung und Anerkennung eines Monarchen unter kirchlichen Feierlichkeiten. In ältern Zeiten, wo das Recht der Thronfolge oft unsicher und streitig war, oder wo das Recht zu regieren nicht ohne förmliche Übernahme gewisser Regierungspflichten erlangt werden konnte, war dieselbe nothwendiger als gegenwärtig, wo man auch in vielen Ländern blos die Huldigung (s. d.) an ihre Stelle hat treten lassen. Das Wesentliche bei der Krönung ist der Eid des Monarchen, daß er gerecht regieren, das wahre Wohl seines Volkes stets vor Augen haben und die Grundgesetze des Staats gewissenhaft befolgen wolle, und dann das Aufsetzen der Krone (s. d.) unter Gebet und Salbung. In Frankreich geschah solches von uralter Zeit an in der erzbischöflichen Kirche zu Rheims, in England geschieht es in der Westminsterabtei. Auch in Östreich und Rußland ist die Krönung noch üblich. Hauptsächlich zeichnete sich durch Feierlichkeit und Pracht die Krönung des deutschen Kaisers aus, als des ersten christlichen Fürsten.

Kropf (ingluvies) nennt man in der Zoologie die sackartige Erweiterung der Speiseröhre, welche besonders den Hühnern, Tauben, Papageien und Tagraubvögeln eigen ist, unter den übrigen Vögeln aber nur bei einzelnen Gattungen gefunden wird. Beim Menschen nennt man im gewöhnlichen Leben jede Anschwellung an der vordern Seite des Halses ebenso; doch bezeichnet die Pathologie eine solche Anschwellung nur dann mit dem Namen Kropf (struma), wenn sie von einer Vergrößerung der die Luftröhre nach vorn und seitlich bedeckenden Schilddrüse (s. d.) herrührt, und unterscheidet davon gewöhnlich drei Arten. Der Gefäßkropf entsteht durch Erweiterung der in der Drüse sich verzweigenden Gefäße. Der lymphatische Kropf, die am häufigsten beobachtete Art, wird durch Ausschwitzung wässeriger oder geronnener, meist gallertartiger Stoffe in das Gewebe dieser Drüse gebildet und stellt sich in vielen verschiedenen Formen dar; namentlich oft bildet er um diese Stoffe kleine oder größere, kugelrunde Bälge und heißt dann Cystenkropf (Struma cystica). Der krebsartige Kropf bildet eine harte Geschwulst der Drüse, deren Gewebe nach Art des anfangenden Krebses (s. d.) verhärtet ist. Die Ursachen des Kropfes sind ungewiß. Er ist in manchen Gegenden endemisch, ohne daß man den Grund davon aus der Beschaffenheit der Luft und des Wassers, wie bisher immer geschehen, mit unbezweifeltem Rechte herleiten könnte. Beachtenswerth ist jedoch, daß der Kropf (wie Chatin nachgewiesen) in jenen Gegenden nicht vorkommt, wo die Atmosphäre und das Trinkwasser wegen Nähe des Meers jodhaltig sind. Bei Männern findet man ihn seltener als bei Frauen, auch findet man ihn oft bei Kretinen (s. d.). Heftige Anstrengungen, das Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe, Schreien, Husten, Nießen, Geburtsarbeit u. s. w. bringen ihn häufig, manchmal sehr schnell hervor oder treiben ihn wenigstens unter dem Brustbein hervor, woselbst manchmal eine bedeutende Anschwellung der Schilddrüse verborgen liegt und bei Mangel an Raum auf die Luftröhren und Gefäßstämme drückt (der innere oder eingeklemmte Kropf). Meist ist der Kropf ohne Schmerzen und vergrößert sich langsam ohne eigentliche Beschwerde und ohne die Functionen zu stören. Zuweilen jedoch gibt er durch Druck auf die Luftwege oder Schlingorgane oder Gefäßstämme ein Hinderniß des Athmens, Schlingens und des Kreislaufs ab. Auch verbindet sich leicht mit Kropf allgemeine Blutarmuth und eine charakteristische Hervortreibung des Augapfels (Glotzauge), oder geht in eine wegen der benachbarten Theile gefährliche Entzündung über. Wird der Kropf sogleich bei seiner Entstehung bekämpft, so gelingt es oft, ihn zu heilen. Als Hauptmittel dagegen hat sich besonders das Jod (s. d.) berühmt gemacht, welches auch der wirksame Bestandtheil vieler ehedem gebräuchlicher Kropfmittel ist (z. B. des gebrannten Meerschwamms, der Schwammsteinchen, der Seetange, der Heilbronner Adelheidsquelle und anderer Mineralwässer). Das Jod muß jedoch mit Vorsicht angewendet werden, theils weil es nicht für jede Art des Kropfes paßt, theils weil es, im Übermaß gebraucht, oft üble Folgen (Abmagerung, Drüsenschwund u. s. w.) nach sich zog. Doch sind diese Gefahren jetzt geringer, wo man sich seltener des reinen Jods, meist des Jodkaliums bedient und auch dies mehr äußerlich (in Salben oder Waschungen) als innerlich anwendet. Vgl. Heidenreich, „Der Kropf" (2. Aufl., 1847); Ferrus, „Mémoire sur le goître et le cretinisme" (Par. 1851); Niepce, „Traité du goître et du cretinisme" (Par. 1851).

Krösus, der letzte König von Lydien, Sohn des Alyattes, dem er 571, nach Andern 567 v. Chr. in der Regierung folgte, machte sich die kleinasiat. Griechen zinspflichtig, dehnte sein Reich im Osten bis an den Halys aus und gewann theils durch diese Eroberungen, theils aus den Bergwerken und dem Goldsande des Paktolus so bedeutende Reichthümer, daß man mit dem Ausdrucke „Reichthümer des K." später unermeßliche Schätze überhaupt bezeichnete. Stolz auf den Besitz dieser Güter, ergab er sich einer ausschweifenden Prachtliebe, hielt sich für den Beglücktesten aller Sterblichen und empfand es der Sage nach einst sehr übel, daß der weise Solon (s. d.), der an seinen Hof kam, trotz dieser ungeheuern Schätze gegen ihn behauptete, Niemand sei vor dem Tode glücklich zu preisen. Bald aber sollte K. die Wahrheit dieses Ausspruchs in ihrer ganzen Stärke an sich selbst erfahren, da ihm sein geliebter Sohn Atys oder Attis auf der Jagd durch Adrastus, den Sohn des Gordius, aus Versehen getödtet wurde und ihm nur noch ein stummer Sohn übrig blieb, der freilich die Sprache später wieder erhielt, er selbst aber von Cyrus, den er nach einer falschen Deutung des delphischen Orakelspruchs angegriffen hatte, geschlagen und nach der Eroberung von Sardes 557 v. Chr. gefangen genommen und zum Scheiterhaufen verurtheilt wurde. Eingedenk der Solonischen Mahnung rief er drei mal „O Solon!" Cyrus, als er den Sinn dieses Ausrufs erfuhr, wurde dadurch so gerührt, daß er ihm Leben und Freiheit schenkte und ihn zum steten Begleiter und Rathgeber auf seinen Feldzügen wählte und außerordentlich mild behandelte. Sein Todesjahr

ist zwar nicht bekannt, doch lebte er noch unter Kambyses (s. d.). Der von diesem über ihn verhängten Todesstrafe, weil er ihm wegen seiner verkehrten Handlungen Vorwürfe gemacht hatte, entging er nur durch die List einiger Hofbedienten. Obschon Einige den Vorfall mit Solon leugnen, Andere die Verurtheilung zum Feuertode nicht erwähnen, so bleibt doch K. ein lehrreiches Beispiel des Glückswechsels und der Grundlosigkeit des menschlichen Vertrauens auf irdische Güter. Vgl. Bömel, „Exercitatio chronologica de aetate Solonis et Croesi" (Ffk. 1832).

Kröte (Bufo) ist eine Gattung der Lurche aus der Unterabtheilung der schwanzlosen Batrachier (s. d.). Von den eigentlichen Fröschen unterscheidet sie sich durch dicken warzigen Körper, kürzere Hinterfüße, die nur zum Kriechen, kaum zum Springen dienen, und durch große längliche Drüsen an jeder Seite des Kopfes, welche eine milchige Feuchtigkeit ausschwitzen. Die Zunge ist hinten frei und vorn angeheftet, und die fünf Hinterzehen sind durch halbe Schwimmhäute verbunden. Von den in Europa vorkommenden Arten ist die größte und bekannteste die **gemeine Kröte** (B. cinereus), auch Lork oder Feldkröte genannt, welche durch häßliche Gestalt, unangenehme Färbung und widrige Ausdünstung gleich abschreckend allgemein verabscheut wird. Sie ist unbeholfen, 3—4 Zoll lang, grau, braungrau oder grünlich, braun gefleckt und unten weißlich, mit linsenförmigen, etwas größern Warzen besetzt und hat wulstige Augenlider und große nierenförmige Ohrdrüsen. Sie lebt einsam im Dunkeln, in alten Gartenmauern, Kellerwinkeln und sonst an schmutzigen Orten; das Wasser aber vermeidet sie, denn sie schwimmt sehr schlecht. Dem Verfolger spritzt das übrigens wehrlose Thier eine Flüssigkeit, das sogenannte Gift, entgegen, welche auf der Haut einen größern oder geringern Reiz hervorbringen kann. Ihr eigentliches Vertheidigungsmittel ist aber der scharfe Saft, den sie aus den Poren ihrer häßlichen Haut hervortreibt, wenn sie ergriffen wird, und der, ohne eigentlich giftig zu sein, doch an den mit feiner Haut überzogenen Stellen des Körpers durch seine Schärfe Entzündung erregt, weshalb auch Hunde eine gepackte Kröte sogleich wieder fallen lassen und längere Zeit schäumen. So häßlich die Kröte ist, so schön sind ihre Augen, die eine feuerfarbige Iris besitzen und wie Edelsteine glänzen. Sie ist der Zähmung fähig, wie mehre Beispiele bewiesen haben. Daß sie Jahrhunderte, ja wol gar Jahrtausende in festen Felsen eingeschlossen leben könne, ist eine Fabel; denn wenn auch die Kröte ohne Nahrung mehre Monate lang aushalten kann, so stirbt sie doch bald, wenn die atmosphärische Luft völlig abgesperrt ist. In Höhlen aber, in welche durch eine wenn auch nur kleine Öffnung hinreichende Luft, Feuchtigkeit und vielleicht auch kleine Insekten eindringen können, kann eine Kröte viele Jahre leben. Durch Vertilgung einer Menge von Gartenschnecken, Insekten, Raupen u. dergl. nützt die Kröte, nur schadet sie in weichem Gartenlande dadurch, daß sie sich eingräbt und dabei die Pflanzen wie ein Maulwurf unterwühlt. Die aus den Eiern hervorkommenden Kaulquappen brauchen gegen 8 Wochen, um alle Verwandelungsstufen zu durchlaufen. Die dann ausgebildeten jungen Kröten scheinen anfangs noch zusammen zu halten und kommen nach einem warmen Regen scharenweise zum Vorschein, wodurch die Fabel vom **Krötenregen** entstanden ist. Die andere in Europa einheimische Art ist die **Kreuzkröte** oder **Rohrkröte** (B. calamita), von der Größe des braunen Frosches, olivenbraun mit schmutzig-rothgelben Warzen und mit einem gelben Rückenstreifen gezeichnet. Sie kann schnell laufen und mittels zweier knochigen Knötchen an der Unterseite der Vorderpfoten an den Wänden hinaufklettern. Sie findet sich nicht selten in Kellern, altem Gemäuer und hält sich zur Laichzeit in dem Rohre flacher Teiche auf. Das Männchen, welches einen ausdehnbaren Kehlsack besitzt, schreit fast wie ein Laubfrosch. Diese Kröte verbreitet einen höchst widrigen Geruch durch den aus den Hautdrüsen reichlich herausdringenden Saft, der noch schärfer als bei der vorigen Art zu sein scheint, da der Storch, der die gemeine Kröte gern verzehrt, sich nicht an die Kreuzkröte wagt. Die in Sümpfen häufige **Knoblauchskröte** wird jetzt zur Gattung Wasserkröte (Pelobates) gezählt und führt den systematischen Namen braune Wasserkröte (P. fuscus); die **Höhlenkröte** oder sogenannte **Accoucheurkröte**, deren Männchen beim Laichen sich die Eierschnur des Weibchens um die Hinterbeine schlingt, heißt jetzt im Systeme eiertragender Feßler (Alytes obstetricans). Die **Feuerkröte** gehört zur Gattung Unke (s. d.).

Krüdener (Juliane, Freifrau von), eine berühmte Frau, die durch ihren Hang zum Pietismus und zur Sektirerei eine Zeit lang viel Unheil anrichtete, geb. zu Riga 11. Nov. 1766, erhielt im Hause ihres Vaters, des Barons von Vietinghoff, eines der reichsten Gutsbesitzer in Kurland, eine sorgfältige Erziehung. Noch als Kind kam sie mit ihren Ältern nach Paris, wo deren Haus ein Sammelplatz der schönen Geister war. Man bewunderte den Witz und die Kenntnisse der aufblühenden Jungfrau, die weniger durch Schönheit als durch ihre Gestalt, zarten Züge und kindliche Heiterkeit gefiel; doch zeigte sie schon damals einen Hang zu schwermüthi-

gen Träumereien. In ihrem 14. J. vermählte man sie mit einem durch edle Gesinnung und gründliches Wissen ausgezeichneten Livländer, dem Freiherrn von Krübener (geb. 1744), welchem sie nach Kopenhagen und dann nach Venedig folgte, wo er als russ. Gesandter mehre Jahre lebte, und dem sie einen Sohn und eine Tochter gebar. Da sie indeß, durch ihre natürliche Lebhaftigkeit und durch die Lockungen der großen Welt verleitet, sich zu vielen Verirrungen hinreißen ließ, die ihre häuslichen Verhältnisse zerrütteten, so wurde die Ehe getrennt, worauf sie 1791 nach Riga in das Haus ihrer Ältern zurückkehrte. Hier galt sie für eine der liebenswürdigsten Frauen. Doch unbefriedigt von ihren Umgebungen gefiel es ihr in Riga nicht lange, und abwechselnd lebte sie nun in Paris und Petersburg. Hier wie dort verwickelte sie ihr Hang nach Zerstreuung in tausend Verlegenheiten, und in Paris soll der Sänger Garat ihr Herz beherrscht haben. Nichtsdestoweniger erwarb sie sich durch den Roman „Valérie, ou lettres de Gustave de Linar à Erneste de G." (2 Bde., Par. 1804; deutsch, Lpz. 1804, und von Müller, Hamb. 1804), worin sie ein Verhältniß schilderte, das ihr selbst einst theuer gewesen, den Ruf als Schriftstellerin. Im J. 1806 befand sie sich in der Umgebung der Königin Luise von Preußen. Schon damals fühlte sie sich zu dem Pietismus der Brüdergemeine hingezogen. Später begab sie sich wieder nach Paris, 1812 nach Genf und 1813 nach Deutschland, wo sie in Karlsruhe viel mit Jung-Stilling (s. d.) umging. Von jetzt an glaubte sie sich berufen, den Armen das Evangelium zu predigen. Als sie 1814 wieder nach Paris kam, fing sie an, in ihrem Hause religiöse Versammlungen zu halten, die von den bedeutendsten Persönlichkeiten besucht wurden. Von dem Feste, das die russ. Heere in den Ebenen von Châlons feierten, gab sie eine Beschreibung unter dem Titel „Le camp des vertus" (Par. 1814) heraus, wobei sie viel vom Anfang des Reichs Christi auf Erden zu sprechen wußte. In Basel, wohin sie sich 1815 begab, schloß sich ihr Empeytaz (s. **Momiers**), ein junger Geistlicher aus Genf, an. Da sie aber durch ihre Erbauungsstunden Unordnungen und Mishelligkeiten in den Familien anrichtete, mußte sie die Stadt sehr bald verlassen. Ebenso ging es ihr in Lörrach, Aarau und an andern Orten. Endlich unter polizeiliche Aufsicht gestellt, wurde sie wegen der unruhigen Bewegungen, in die sie überall den großen Volkshaufen versetzte, und da weder Östreich noch Frankreich ihr den Eintritt gestatteten, nebst ihrer Tochter und ihrem Anhange über Leipzig, wo man ihr einen längern Aufenthalt gewährte, unter polizeilicher Bedeckung 1818 über die russ. Grenze gebracht. Da man auch hier ihr sofort andeutete, daß sie weder nach Petersburg noch nach Moskau kommen dürfe, so begab sie sich nach Riga, wo sie ihre Bekehrungsversuche fortsetzte. Als sie später dessenungeachtet nach Petersburg kam, wo sie sich lebhaft für die Sache der Griechen erklärte, wurde sie von dort förmlich verwiesen und ging nun nach Livland und von hier im Juni 1824 mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne, dem Staatsrath Berkheim, in die Krim, wo sie eine Colonie in ihrem Sinne gründen wollte, aber 13. Dec. 1824 zu Karasubasar starb. Vgl. Brescius und Seiler, „Beiträge zu einer Charakteristik der Frau von K." (Berl. 1818); Eynard, „Vie de Madame de K." (2 Bde., Par. 1849).

Krug (Wilh. Traugott), Philosoph und Schriftsteller, geb. 22. Juni 1770 zu Radis bei Gräfenhainchen in der preuß. Provinz Sachsen, erhielt seine erste Bildung auf der Stadtschule in Gräfenhainchen und kam 1782 nach Pforta und 1788 auf die Universität zu Wittenberg. Auf Reinhard's Rath widmete er sich dem akademischen Lehramte und habilitirte sich, nachdem er 1792 Jena und 1794 Göttingen besucht hatte, 1794 in Wittenberg, wo er aber als Adjunct der philosophischen Facultät sieben Jahre lang ohne Gehalt lehren mußte, da seine anonym herausgegebenen „Briefe über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion" (Jena und Lpz. 1795) die Ursache wurden, daß er nicht einmal eine außerordentliche Professur erhielt. In dieser Zeit schrieb er: „Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften" (2 Bde., Wittenb. 1796—97), wozu noch ein dritter Band (Lpz. 1804) und ein „Versuch einer systematischen Encyklopädie der schönen Künste" (Lpz. 1802) kamen; „Über das Verhältniß der kritischen Philosophie zur moralischen, politischen und religiösen Cultur des Menschen" (Jena 1798); „Aphorismen zur Philosophie des Rechts" (Jena 1800), denen er die „Naturrechtlichen Abhandlungen oder Beiträge zur natürlichen Rechtswissenschaft" (Lpz. 1811) als zweiten Band hinzufügte; „Bruchstücke aus meiner Lebensphilosophie" (Lpz. 1800—1); anonym „Philosophie der Ehe" (Lpz. 1800); „Briefe über die Wissenschaftslehre" (Jena 1800); „Briefe über den neuesten Idealismus" (Lpz. 1801); „Entwurf eines neuen Organon der Philosophie" (Meiß. und Lübben 1801). Im J. 1801 folgte er dem Rufe als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Frankfurt a. d. O. Unter den Schriften, die er hier herausgab, ist sein Hauptwerk die „Fundamentalphilosophie" (Züllich. und Freist. 1803; 3. Aufl., Lpz. 1827),

mit welcher er den Anfang machte, das in dem „Entwurf des neuen Organon“ unter dem Namen des transcendentalen Synthetismus aufgestellte System der Philosophie darzustellen. Dieses System, ein Absenker des Kant'schen Kriticismus, war ein Versuch zwischen Idealismus und Realismus und hat eine Zeit lang durch seine Popularität dem philosophischen Bedürfniß des größern Publicums Genüge verschafft. Nach Kant's Tode ging K. 1804 als ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik nach Königsberg und erhielt dort nach Kraus' Tode auch die ordentliche Professur der praktischen Philosophie. Hier begann er sein „System der theoretischen Philosophie“ (3 Bde., Königsb. 1806—10; Bd. 1, 4. Aufl., 1833; Bd. 2, 3. Aufl., 1830; Bd. 3, 2. Aufl., 1823) herauszugeben. Seine literarische Thätigkeit wurde dadurch unterbrochen, daß ihm der hohe Rath des Tugendbundes die Function eines Obercensors übertrug. Im J. 1809 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Philosophie nach Leipzig. In Folge der allgemeinen Begeisterung des deutschen Volkes 1813, welche auch ihn ergriff, schloß er sich den reitenden Jägern des sächs. Banners an. Nach Beendigung des Feldzugs ließ er den „Encyklopädischen Abriß der Kriegswissenschaften“ (Lpz. 1815) erscheinen. An Allem, was die Zeit bewegte, Antheil nehmend, erklärte er sich in Flugschriften über die wichtigsten Zeitgegenstände, zum Theil mit polemischer Tendenz gegen Schmalz, Ancillon, Ad. Müller, Haller, Harms, Stourdza, Kotzebue u. A., und galt bis 1831 für einen Vorkämpfer des deutschen Liberalismus. Im J. 1830 wurde er zum Doctor der Theologie, später auch zum Doctor der Rechte ernannt, und 1833 nahm er als Deputirter an dem ersten constitutionellen Landtage Antheil. Im J. 1834 wurde er von seiner Lehrstelle entbunden und pensionirt, behielt aber Sitz und Stimme im Senate und in der Facultät und fuhr bis zu seinem 13. Jan. 1842 erfolgten Tode fort, philosophische Vorlesungen zu halten. Außer den schon erwähnten führen wir noch folgende seiner Schriften an: „Geschichte der Philosophie alter Zeit, vornehmlich unter Griechen und Römern“ (Lpz. 1815; 2. Aufl., 1826); „System der praktischen Philosophie“ (3 Bde., Königsb. 1817—19; Bd. 1 und 2, 2. Aufl., 1830—38); „Handbuch der Philosophie und philosophischen Literatur“ (2 Bde., Lpz. 1820—21; 3. Aufl., 1829); „Geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit“ (Lpz. 1823); „Versuch einer neuen Theorie der Gefühle und des sogenannten Gefühlsvermögens“ (Königsb. 1823); „Dikäopolitik, oder neueste Restauration des Staats mittels des Rechtsgesetzes“ (Lpz. 1824); „Pisteologie oder Glaube, Aberglaube und Unglaube“ (Lpz. 1825); „Das Kirchenrecht, nach Grundsätzen der Vernunft und im Lichte des Christenthums dargestellt“ (Lpz. 1826); „Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften“ (4 Bde., Lpz. 1827—28; 5. Bd., 1829—34; 2. Aufl., 1832—34); „Universalphilosophische Vorlesungen für Gebildete beiderlei Geschlechts“ (Neust. an der Orla 1831). Die große Anzahl seiner meist sehr zeitgemäßen kleinern theologischen, politischen, philosophischen, encyklopädischen und vermischten Schriften hat er selbst unter dem Titel „Gesammelte Schriften“ (2 Bde., Braunschw., dann Lpz. 1830—41) herausgegeben. Vgl. seine Selbstbiographie: „Meine Lebensreise in sechs Stationen, von Urceus“ (Lpz. 1826; 2. Aufl., 1842), und den Nachtrag dazu: „Leipziger Freuden und Leiden im J. 1830, oder das merkwürdigste Jahr meines Lebens“ (Lpz. 1831).

Krüger (Ephraim Gottlieb), Kupferstecher, geb. zu Dresden 20. Juli 1756, besuchte die Akademie seiner Vaterstadt und genoß den Unterricht im Zeichnen bei Hutin, in der Kupferstechkunst aber bei Camerata. Er wurde 1804 Mitglied und 1815 außerordentlicher Professor bei der Akademie zu Dresden und starb daselbst 9. Jan. 1834. Zu den vorzüglichsten unter seinen vielen Arbeiten gehören seine Blätter zu Becker's „Augusteum“; die keusche Susanne, der Bohnenkönig und Clorindens Tod für Robillard's „Musée français“; ferner Ariadne auf Naxos; der Maler Netscher mit seiner Frau; Joseph, der seinen Vater dem Pharao vorstellt, und die Madonna des Gimignano. Auch vollendete er das von Schulze begonnene große Blatt nach Matthäi: der Tod des russ. Generals Fürsten Millesinow in der Schlacht bei Dresden 1813.

Krüger (Franz), königl. Hofmaler und Professor in Berlin, wurde 1796 im Anhalt-Dessauischen geboren. Autodidakt von Anfang an, verdankte er seine künstlerische Bildung blos dem Studium der Natur und der großen Meister. Seine Vorliebe ging besonders auf Darstellung von Thieren und Jagden; doch bewährte er sich schon früh auch als trefflicher Porträtzeichner. Durch Ähnlichkeit seiner Porträts und schnelle Vollendung derselben erwarb er sich in Berlin allgemeine Gunst. Erst später begann er auch in Öl zu malen, meist Kriegs- und Jagdscenen, bis ihm 1830 eine Bestellung des Kaisers von Rußland Gelegenheit gab, seine Virtuosität im Pferdemalen und im Porträtiren an den Tag zu legen. Er malte nämlich die Parade eines preuß. Kürassierregiments mit mehr als 100 wohlgetroffenen Porträts. Die bei solchen

Bildern oft zu bemerkende Steifheit und Einförmigkeit ist dabei völlig vermieden, und die größte Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit der Motive verbindet sich hier mit einer bewundernswerthen Technik. Später malte er den Kaiser sammt Gefolge zu Pferde in Lebensgröße und darauf fast sämmtliche Mitglieder und Verwandte des preuß. Königshauses. Im J. 1842 vollendete er das Bild König Friedrich Wilhelm's IV. zu Pferde sammt Gefolge; dann arbeitete er eine kolossale Darstellung der Huldigung des J. 1840, welche im Oct. 1844 vollendet wurde und allgemeines Aufsehen erregte. Auch dieses letztere Bild enthält zahlreiche Porträts der Notabilitäten, welche der Feierlichkeit beiwohnten. Im J. 1839 wurde er an den hannov. Hof berufen, um Porträts des Königs und des königl. Hauses auszuführen, und 1844, sowie später öfter an den petersburger Hof, wo er die Bildnisse des Kaisers, der kaiserl. Familie, sowie mehrer russ. Großen malte. Mag K. in Kreide und Kohle, in Pastell, in Wasserfarben oder in Öl arbeiten, immer geht etwas Ansprechendes, Belebtes aus seiner sichern Hand hervor, und alle Nüancen von menschlichen Zügen und Figuren wie von Thiergestalten gelingen seiner Gewandtheit. K. ist Mitglied der Akademie der Künste in Berlin und wurde schon 1825 als Hofmaler und Professor angestellt.

Krukowiecki (Jan, Graf), poln. General, geb. um 1770, sah sich in der Jugend, nachdem er ins poln. Heer getreten, durch seine Heftigkeit in zahlreiche Duelle verwickelt. In der franz. Kriegsepoche kämpfte er mit Auszeichnung in mehren Feldzügen und wurde zum General ernannt. Später diente er als solcher in der poln. Armee unter dem Großfürsten Konstantin. Als 1830 die Revolution in Warschau ausbrach, gehörte K. bereits zu den ältesten Generalen. Durch seinen Ehrgeiz verlockt, drängte er sich schon bei der ersten Wahl eines Oberbefehlshabers des Revolutionsheers hervor. Aber es fehlte ihm die Liebe seiner Untergebenen, und er erhielt nur wenige Stimmen, obschon er zum General der Infanterie erhoben und ihm eine Division anvertraut ward. Da er indeß Skrzynecki's persönlicher Feind war, so konnte er im activen Heere nicht bleiben. Er wurde deshalb zum Generalgouverneur von Warschau ernannt und erwarb sich als solcher durch strenge Handhabung der Ordnung und schnelle Befestigung der Hauptstadt Verdienste, doch kein Vertrauen. Als er nach der Schlacht bei Ostrolenka den rückkehrenden Skrzynecki beleidigte, mußte er seine Stelle niederlegen, ja Skrzynecki wollte ihn sogar vor ein Kriegsgericht stellen. Darauf scheint er zu den warschauer Blutscenen vom 15. Aug. 1831 nicht wenig beigetragen zu haben. Gleich nach denselben abermals zum Generalgouverneur ernannt, trug er wesentlich zur Herstellung der Ordnung bei. Sein Ansehen wuchs, je mehr das seiner Gegner, Skrzynecki und Dembinski, abnahm; er wurde der Mann des Tages und 17. Aug. von den Landboten, obgleich Viele ihm mistrauten, zum Präses der Regierung erwählt. Als Paskewitsch Warschau angriff, unterließ es K., die wirksamsten Mittel zur Vertheidigung der Hauptstadt zu organisiren. Nach einer Unterredung mit Paskewitsch unterschrieb er die Unterwerfungsacte der Hauptstadt und überlieferte sich selbst den Händen des Siegers, der ihn nicht so großmüthig behandelte, wie K. gehofft hatte, sondern ihn in das Innere Rußlands abführen ließ. Später ist ihm gestattet worden, nach Warschau zurückzukehren, ohne daß ihm irgend eine Begünstigung seitens der russ. Regierung zu Theil geworden. Er lebte seitdem als Privatmann abwechselnd bald in Warschau, bald auf dem Lande in ziemlich drückenden Verhältnissen, von den Polen wie selbst von den Russen wenig geachtet. K. starb 1850 in Warschau.

Krummacher (Friedr. Adolf), bekannt durch seine Parabeln und andere Dichtungen, wurde 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westfalen geboren, wo sein Vater Hoffiscal, Justizcommissar und Bürgermeister war. Nachdem er eine Zeit lang Rector zu Meurs und dann Professor der Theologie an der Universität zu Duisburg gewesen, übernahm er 1807 die Stelle eines reformirten Predigers zu Krefeld, die er jedoch noch in demselben Jahre mit einer Landpredigerstelle zu Kettwich in Westfalen vertauschte. Im J. 1819 folgte er dem Rufe als Consistorialrath, Hofprediger und Superintendent nach Bernburg und 1824 ging er nach Bremen. Dem Hymnus „Die Liebe" (Wesel 1801; 2. Aufl., Duisb. 1809), worin er seine Lebensansicht niederlegte, ließ er seine „Parabeln" (Duisb. 1805; 8. Aufl., Essen 1850) folgen, die nicht sowol als bloße Gleichnisse oder in der Weise der Fabel und poetischen Erzählung praktische allgemeine Wahrheiten veranschaulichen, als vielmehr, in der höhern Bedeutung der hebr. Parabel, aus der niedern Sphäre des Sinnlichen zur Anschauung des Übersinnlichen erheben sollen. Er fand in dieser Dichtform zahlreiche Nachahmer, von denen aber wenige ihn in der liebevollen Auffassung der Natur und des Menschenlebens und in der Sinnigkeit und Wärme der Darstellung erreicht haben. Gleichwol ist nicht zu leugnen, daß mehre seiner Parabeln als Poesien des selbständigen poetischen Lebens ermangeln, von dem ästhetischen Standpunkte aus unbefriedigt lassen und die Sprache hier und

da ins Spielende ausartet. Immer aber bleibt die Parabel, wie überhaupt die allegorisch-didaktische Form das eigentliche Gebiet K.'s. Dies beweisen auch seine „Apologen und Paramythien" (Duisb. 1810) und sein „Festbüchlein, eine Schrift fürs Volk" (2 Bdchn., Duisb. 1810; 3. Aufl., 3 Bde., Duisb. 1819—21). Daß übrigens die kindliche Sprache dieser Schriften aus der Eigenthümlichkeit K.'s selbst hervorgegangen sei, dafür möchte die Art bürgen, wie derselbe in einer andern Dichtung „Die Kinderwelt" (Duisb. 1806; neue Aufl., 1813) das kindliche Alter aufgefaßt hat. Sein Drama „Johannes" (Lpz. 1815) nimmt als Kunstwerk eine sehr niedrige Stufe ein. Unter seinen übrigen Arbeiten sind zu erwähnen: „Über den Geist und die Form der evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht" (Lpz. 1805); „Bibelkatechismus" (12. Aufl., Essen 1844); „Leiden, Sterben und Auferstehung unsers Herrn Jesu Christi. Zwölf Bilder von H. Goltzius gestochen, Anno 1598" (Berl. 1817); „Katechismus der christlichen Lehre" (Essen 1821; 6. Aufl., 1841); „Die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche" (Essen 1823; 2. Aufl., 1825); „St.-Ansgar. Die alte und die neue Zeit" (Brem. 1828); „Der Hauptmann Cornelius" (Brem. 1829); „Das Leben des heil. Johannes" (Essen 1833); „Das Täubchen" (3. Aufl., Essen 1840). K. starb emeritirt 14. April 1845. Vgl. Möller, „Friedr. Ad. K. und seine Freunde" (2 Bde., Bonn 1849). — **Krummacher** (Gottfr. Dan.), des Vorigen Bruder, geb. zu Tecklenburg 1. April 1774, studirte in Duisburg, wurde 1798 Pfarrer zu Baerl, 1801 zu Wulfrath und 1816 reformirter Prediger zu Elberfeld, wo er als das Haupt der pietistischen Partei im Wupperthale sehr bald viele Anfeindungen zu erdulden hatte, auch in Untersuchung kam, aus der er jedoch gänzlich gerechtfertigt hervorging. Er starb 30. Jan. 1837. Von seinen zahlreichen Predigten erwähnen wir „Die Wanderungen Israels durch die Wüsten nach Kanaan" (2 Thle., 3. Aufl., Elberf. 1850—51), die „Hauspostille" (Meurs 1835) und „Tägliches Manna" (4. Aufl., Elberf. 1851). — **Krummacher** (Friedrich Wilhelm), des Letztern Neffe und des Ersterwähnten Sohn, machte sich, als Prediger im Wupperthale angestellt, als eifriger Anhänger des Altlutherthums und durch zahlreiche in dieser Richtung gehaltene Predigten bemerklich und kam, wie schon vorher durch seine Polemik gegen Wegscheider, den er denuncirte, und gegen andere Vertreter des Rationalismus, so zuletzt seit 1840 durch seine Verketzerung, ja selbst Verfluchung aller freier Denkenden auf der Kanzel seines Vaters in Bremen in allgemeine Misachtung. Im J. 1843 ging er als Prediger der ref. Gemeinden nach Neuyork, kehrte aber einige Zeit darauf nach Elberfeld zurück, von wo er 1847 nach Berlin berufen wurde. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Elias der Thisbiter, nach seinem äußern und innern Leben dargestellt" (3 Bdchn., 4. Aufl., Elberf. 1851) und „Elisa" (2 Bdchn., Elberf. 1837—41; 2. Aufl., 1844—45). Sonst veröffentlichte er noch „Kirchliche Lehrstimmen" (2 Bde., Elberf. 1846—47), „Die Sabbathglocke" (2 Bde., Berl. 1851—52) und andere Predigtsammlungen wie zahlreiche einzelne Predigten.

Krummstab, s. **Bischofsstab**.

Krünitz (Joh. Georg), Herausgeber der „Ökonomisch-technologischen Encyklopädie", geb. zu Berlin 1728, studirte zu Göttingen und Frankfurt a. d. O. Medicin, promovirte auch als Doctor und kehrte 1759 nach seiner Vaterstadt zurück, wo er sein ganzes Leben literarischen Geschäften widmete und 20. Dec. 1796 starb. Sein Hauptwerk ist die „Encyklopädie", welche er 1773 begann und bis zum 73. Band fortführte, wo über dem Artikel „Leiche" ihn der Tod ereilte. K. hat in diesem schätzbaren Werke mit guter Auswahl und der fleißigsten Benutzung der vorhandenen Quellen Alles geleistet, was man von einer solchen Arbeit erwarten kann; indessen sind in demselben die verschiedenartigsten Gegenstände mit unverhältnißmäßiger Weitläufigkeit ausgeführt, weil der Plan nicht gleich von Anfang an mit Bestimmtheit festgestellt wurde. Nach K.'s Tode setzten die Brüder Friedr. Jak. und Heinr. Gust. Flörke und seit 1815 Wilh. Dav. Korth erst allein, dann mit C. O. Hoffmann das Werk fort, welches bis zum 214. Band (Berl. 1853), der mit dem Artikel „Verpflegen" schließt, gediehen ist. Ein unveränderter Abdruck der Bände 1—97 erschien 1782—1814.

Kruse (Friedr. Karl Herm.), einer der namhaftesten deutschen Geschichtsforscher, Sohn Karsten K.'s (s. d.), geb. 21. Juli 1790 zu Oldenburg, besuchte das dortige Gymnasium und die Thomasschule zu Leipzig und studirte seit 1810 zu Leipzig Theologie, dann Jurisprudenz, bis er sich endlich ganz seinem Lieblingsfache, der Geschichte, zuwendete. Nachdem er 1813 promovirt und einige Jahre als Lehrer an der Wendler'schen Freischule zu Leipzig gewirkt hatte, ging er 1816 als Inspector der Ritterakademie nach Liegnitz, wurde aber durch Manso schon nach einem halben Jahre an das Magdalenengymnasium nach Breslau berufen, wo er sich zur akademi-

schen Laufbahn entschloß. Auch schrieb er hier unter Anderm „Über Herodot's Ausmessung des Pontus Euxinus" (Berl. 1818) und „Budorgis, oder das alte Schlesien vor Einführung der christlichen Religion" (Dresd. 1819). Mit letzterer Schrift legte er den Grund zu einer wissenschaftlichen Erforschung der in Schlesien gefundenen Alterthümer und regte zur Bildung antiquarischer Vereine auch im übrigen Deutschland an. Die Fortsetzung seiner altgeographischen Untersuchungen gab K. in seinem „Archiv für alte Geschichte, Geographie und Alterthümer" (3 Hefte, Bresl. und Lpz. 1821—23) heraus. Im J. 1821 ward er als außerordentlicher Professor der alten und mittlern Geschichte und Geographie nach Halle berufen, wo er seit 1823 als Secretär des Thüring.-sächs. Vereins zur Erforschung vaterländischer Alterthümer große Thätigkeit entwickelte und für denselben „Deutsche Alterthümer" (4 Bde., Halle 1824—28) herausgab, denen die „Tabula Germaniae, imprimis secundum Tacitum et Ptolemaeum" (Lpz. 1823) vorausgegangen war. Seinen literarischen Ruf begründete K. aber vor allem durch sein „Hellas" (3 Bde., Lpz. 1825—27), welches auch 1828 seine Berufung zum ordentlichen Professor der allgemeinen und russ. Geschichte an der Universität zu Dorpat veranlaßte. Nachdem er sich hier einige Jahre mit dem Studium der altslaw. und russ. Sprache beschäftigt, begann er großentheils in Zeitschriften, wie den von ihm mitbegründeten „Dorpater Jahrbüchern" (1833—35), dem „Journal des Ministeriums der Volksaufklärung", den „Mémoires" der dän. Gesellschaft für nordische Alterthümer, dem „Bulletin" der petersburger Akademie u. s. w., seine Forschungen, namentlich auf dem Gebiete der ältern russ. Geschichte, zu veröffentlichen. Zugleich stiftete er mit mehren seiner Freunde zu Dorpat, Riga und Reval historisch-antiquarische Vereine. In den J. 1838—39 mit einer antiquarischen Untersuchung der Ostseeprovinzen beauftragt, bearbeitete er die reichen Ergebnisse derselben in „Anastasis der Waräger" (Reval 1841), den „Necrolivonica" (Dorp. 1842) und der „Urgeschichte der Ostseeprovinzen" (Mosk. 1846). Den Schlußstein seiner Untersuchungen über die ältere russ. Geschichte, unter denen namentlich seine schon 1833 bekannt gemachte Entdeckung des Ursprungs von Rurik und seinem Geschlecht aus skandinav. Stamme in Südjütland von Wichtigkeit ist, bildet das „Chronicon Nortmannorum" (Dorp. 1850). In den „Russ. Alterthümern" (2 Hefte, Dorp. 1844—45) gab K. Berichte über die von ihm in verschiedenen Städten der Ostseeprovinzen begründeten Sammlungen vaterländischer Alterthümer. Im J. 1853 gedenkt K. nach erlangter Emeritur nach Deutschland zurückzukehren.

Kruse (Karsten, d. i. Christian), verdienter Geschichtsforscher, geb. 9. Aug. 1753 zu Hiddigwarden im Großherzogthum Oldenburg, erhielt in dem Waisenhause zu Halle seine erste Bildung, studirte daselbst von 1772—75 Theologie und wurde nach Vollendung seiner Studien erst als Subcantor an der dortigen Nikolaikirche, dann als Lehrer am Gymnasium zu Oldenburg angestellt. Daneben errichtete er auch eine Mädchenschule. Im J. 1789 mit der wissenschaftlichen Leitung der Prinzen August und Georg von Oldenburg beauftragt, begab er sich mit denselben 1803 auf die Universität Leipzig. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1805 als Scholarch die Aufsicht über die Unterrichtsanstalten und zwei Jahre darauf auch über das von ihm selbst eingerichtete Schullehrerseminar. In Folge der Besetzung des Herzogthums durch die Franzosen sah er sich 1811 genöthigt, seinen Aufenthalt in Leipzig zu wählen, wo er 1812 die Professur der historischen Hülfswissenschaften antrat und 4. Jan. 1827 starb. Von seinen verdienstlichen Schriften sind zu erwähnen: „Zweck des Sokrates und seiner Jünger" (Lpz. 1785), worin er das durch die „Wolfenbüttelschen Fragmente eines Ungenannten" gefährdete positive Christenthum in Schutz nahm; „Allgemeine Anweisung zur Orthographie" (Brem. 1787; 4. Aufl., 1819); „Praktische Anweisung zur deutschen Sprache" (Oldenb. 1807; 3. Aufl., 1825) und die gründliche Abhandlung „De fide Livii recte aestimanda" (Lpz. 1812). Sein Hauptwerk aber, auf dessen Ausarbeitung er fast sein ganzes Leben verwendete, ist der „Atlas und Tabellen zur Übersicht der Geschichte aller europ. Länder und Staaten" (4 Hefte, Lpz. 1804—12; 6. Aufl., von Fr. Karl Herm. K., 1841).

Kruseman (Cornelis), einer der vorzüglichsten unter den neuern holl. Historienmalern, geb. zu Amsterdam 1797, machte seine Studien in der dortigen Akademie und später unter Dainville. Ein längerer Aufenthalt in Italien gab ihm eine bleibende Richtung auf die Historienmalerei, während er früher mehr dem Genre gehuldigt hatte. Adel der Composition und der Zeichnung, Lieblichkeit des Ausdrucks und Zauber der Beleuchtung geben seinen Bildern einen hohen Werth. Dieselben umfassen sowol antike und biblische als neuere Scenen und Gegenstände. Besonders berühmt sind: seine Predigt Johannis des Täufers, ein Bild von kolossalen Dimensionen, sein Belisar, seine Magdalena und vor allem eine Grablegung, die im Besitze des

Königs von Holland ist. Sein neuestes Bild biblischen Inhalts ist ein 1850 vollendetes Ecce homo von ergreifendem Eindruck. Unter K.'s profan-historischen Bildern zeichnen sich aus: die Abreise Philipp's II. von Scheveningen, eine Scene aus dem Kriege von 1831 und die Verwundung des Prinzen von Oranien zu Bautersem. Auch hat er noch in neuerer Zeit vortreffliche Genrebilder und Porträts geliefert. Auf der großen Ausstellung von 1851 zu Brüssel erhielt K. die goldene Medaille. Über seinen Aufenthalt in Italien hat er ein Buch veröffentlicht: „Anteekeningen betreffend eene konstreis en verblijf in Italie" (Haag 1826; deutsch von Mayboom, Emden 1831). — **Kruseman** (J. A.) lebte als Maler in Amsterdam und war eine Zeit lang Mitdirector der dortigen Akademie, als welcher er durch seine akademischen Reden und mancherlei künstlerische Versuche auf das nothwendige Studium der Antike hinwies. Er trat 1851 von dieser Stelle zurück. Früher malte er ital. Volksgruppen, biblische und historische Gegenstände, später hat er sich hauptsächlich dem Porträt zugewandt und ist in diesem Genre höchst beliebt.

Krusemark (Friedrich Wilhelm Ludwig von), preuß. Generallieutenant, Sohn des Generallieutenants **Hans Friedr. von K.**, der sich unter Friedrich d. Gr. ausgezeichnet hat und 1775 als Chef des Regiments Gendarmes und Generalinspecteur der in der Mark und dem Magdeburgischen liegenden Cavalerieregimenter starb, trat frühzeitig in die Armee, war 1806 Adjutant beim Feldmarschall Möllendorf und wurde, damals Oberstlieutenant, nach der Abschließung des Rheinbundes mit einer Mission nach Rußland betraut, um das frühere gute Einverständniß dieser Macht mit Preußen zu erneuern. Im J. 1809 erhielt er als Generalmajor den Gesandtschaftsposten in Paris, den er bis 1813 bekleidete. Den russ. Feldzug machte er in Napoleon's Hauptquartier mit. Im J. 1813 nach dem Waffenstillstande wurde er dem Hauptquartiere des Fürsten Schwarzenberg beigeordnet. Nach dem Frieden ward er Generallieutenant, Gesandter in Wien und starb 1822.

Krusenstern (Adam Joh., Ritter von), ausgezeichneter russ. Seemann und Reisender, der sich in den J. 1803—6, wo er noch Capitän der Marine war, den Ruhm erwarb, die erste Weltumsegelung unter den Russen zu leiten, geb. 8. Nov. 1770 zu Haggud in Esthland, diente schon im Kriege von 1793 auf der brit. Flotte und war 1798—99 auf einem brit. Chinafahrer in Indien und Kanton. Bereits Ende 1799 reichte er seine Memoiren zur Verwandelung des Passivhandels der Russ.-Amerik. Compagnie mit Pelzwerk in einen Activhandel dem petersburger Hofe ein, ohne indeß bei Paul I. Gehör und Unterstützung zu finden. Kaum aber hatte Alexander den Thron bestiegen, als er sogleich K.'s Plan lebhaft aufnahm und auf den Vorschlag des Admirals Mordwinow, sowie des Reichskanzlers Grafen Rumjanzow K. selbst mit einer wissenschaftlich-mercantilischen Expedition beauftragte, die den doppelten Zweck haben sollte, die den Russen zugehörende Nordwestküste Amerikas näher zu untersuchen und die mit den Japanesen abgebrochenen Handelsverbindungen aufs neue anzuknüpfen. Zwei Schiffe wurden zu seiner Verfügung gestellt und 7. Aug. 1803 segelte er aus dem Hafen von Kronstadt ab, wo er 19. Aug. 1806, ohne auch nur einen einzigen Mann verloren zu haben, wieder landete. Die Erfolge übertrafen alle Erwartungen, und wenn auch die Anknüpfung neuer Handelsverbindungen mit Japan nicht erreicht wurde, so war doch diese erste russ. Weltumsegelung schon durch verschiedene neue Entdeckungen, z. B. der Orlowsinseln, und die genaue Aufnahme und Erforschung früher wenig bekannter Länder, wie der neuen Marquesas- oder Washingtoninseln, besonders Nukahiwa's, ferner der Meerenge von Sangaar, der Westküste der Insel Jedso, der Straße Laperouse, der Küste der Insel Sachalin und der nördlichen Kurilen, eine der wichtigsten der neuern Reisen. Ebenso lieferte diese Expedition so manche wichtige Berichtigung der nautischen Geographie und hellte Vieles in physikalischer, naturhistorischer, ethnographischer und linguistischer Hinsicht durch die fleißigen Untersuchungen, Beobachtungen und Sammlungen der Naturforscher sowie K.'s selbst auf. Zur Erhöhung des Ruhms dieser Reise diente auch K.'s gediegene Beschreibung derselben: „Reise um die Welt in den J. 1803—6" (3 Bde., Petersb. 1810—12, mit einem Atlas von 104 Tafeln), die bald darauf in alle gebildete Sprachen Europas übersetzt wurde. Hieran schließen sich ferner an: Lißjanskoi, „Beschreibung einer Reise um die Welt" (russ., 2 Bde., Petersb. 1810—13; deutsch von Pansner), Georg von Langsdorff, „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den J. 1803—7" (2 Bde., Fkf. 1812, mit Kpfrn.), sowie Tilesius, „Naturhistorische Früchte der ersten kaiserl. russ. unter K. vollbrachten Erdumsegelung" (Petersb. und Lpz. 1813). Als spätere Früchte der Expedition sind vor allem K.'s „Beiträge zur Hydrographie der größern Oceane" (Lpz. 1819), der „Atlas de l'océan pacifique" (2 Bde., Petersb. 1824—27), der „Recueil de mémoires hy-

drographiques, pour servir d'analyse et d'explication à l'atlas de l'océan pacifique" (2 Bde., Petersb. 1824—27) und die Suppléments au recueil de mémoires hydrographiques" (Petersb. 1835) höchst wichtig. Auch enthalten die „Allgemeinen geographischen Ephemeriden", die „Annales des voyages", die „Hertha" und die „Annalen für Erd-, Völker- und Staatenkunde" von Berghaus, sowie die „Memoiren und Bulletins der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg", endlich die „Russischen Miscellen" von Engelhardt (Petersb. 1828—32) und der „Chronologische Überblick der merkwürdigsten, im 18. und 19. Jahrh. von Rußland aus unternommenen Reisen" (abgedruckt im petersburger Kalender 1842 und 1843) manche werthvolle Zusammenstellungen und Nachträge zu K.'s und seiner Begleiter Werken. An K.'s Expedition nahmen auch Theil die russ. Capitäns Otto von Kotzebue (s. d.), der sich später durch zwei Weltumsegelungen Ruhm erwarb, und Belligshausen, der in den J. 1819—21 durch seine Entdeckungsreisen im südlichen Polarmeer und im Stillen Ocean für die nautische Geographie wichtig wurde. K. starb 12. Aug. 1846 auf seinem Landgute Aß in Esthland.

Krustenthiere, s. Crustaceen.

Krylow (Iwan Andreewitsch), berühmter russ. Fabeldichter, geb. 2. (13.) Febr. 1768 zu Moskau, war der Sohn eines armen Armeeoffiziers, der 1771 mit den Seinigen in Folge der Unruhen Pugatschew's im Dienste nach Orenburg gehen mußte. Nach Unterdrückung der Verschwörung trat K.'s Vater in den Civildienst über und erhielt eine Anstellung in Twer, wo er bis zu seinem Tode (1780) blieb. Den ersten Unterricht erhielt der junge K. mit großem Erfolg von seiner Mutter, und bei einem Franzosen, der im Hause des Gouverneurs von Twer angestellt war, lernte er die franz. Sprache. K. las ohne Wahl die von seinem Vater hinterlassenen Bücher und gab sich dem Spiel der Phantasie hin. Dramatische Werke machten auf ihn den größten Eindruck und er begann Plane zu Theaterstücken zu entwerfen. In seinem 15. J. schrieb er die Oper „Die Kaffeeweissagerin", wofür ein Buchhändler ihm 60 Rubel gab. Dieses Geld verwendete er zur Anschaffung der Werke Racine's, Molière's und Boileau's; die beiden Letztern entwickelten seine satirische Richtung. Ein Jahr nach dem Tode seines Vaters war er schon als Unterkanzlist in einer Kreisstadt eingeschrieben und nach Verlauf desselben Jahres als Kanzlist im twerschen Magistrat angestellt worden. Im J. 1786 hatte K. eine Tragödie „Philomela" beendigt, die zwar nicht aufgeführt, aber in dem „Russischen Theater" aufgenommen ward, und zugleich erhielt er eine Anstellung in der Finanzkammer. Nachdem er 1788 seine geliebte Mutter verloren, ward er im Cabinet des Kaisers angestellt, welchen Posten er zwei Jahre später mit dem Range eines Provinzialsecretärs verließ. Um sich literarischen Unternehmungen zu widmen, blieb er jedoch einige Jahre amtlos, bereicherte aber eifrig das Theater mit neuen Stücken. Im J. 1789 trat er mit dem Gardecapitän Rachmanow in Verbindung, um auf gemeinschaftliche Kosten eine Druckerei zu gründen und sein Journal „Die Geisterpost", seit 1792 den „Zuschauer" drucken zu lassen. Schon im folgenden Jahre gab er statt des letztern den „Petersburger Mercur" heraus, den er jedoch ebenfalls bald wieder und zugleich seine journalistischen Bestrebungen für immer fallen ließ. Er schrieb nun mit Eifer Lustspiele in Prosa, wie „Die tolle Familie", „Die Spaßvögel" und „Der Dichter im Vorzimmer". Nachdem er 1801 die Protection der Kaiserin erlangt, ward er dem Kriegsgouverneur von Riga, Galyzin, als Secretär beigegeben. In Riga schrieb er nun die Posse „Trumpf, eine Tragödie". Zwei Jahre später verließ er indessen seinen Posten und folgte einer Einladung des Fürsten Galyzin auf eins von dessen Gütern in Saratow, wo er drei Jahre blieb. Sodann wandte er sich 1806 über Moskau nach Petersburg, wo er sich endlich, durch Dmitriew ermuntert, im Alter von 40 J. der Dichtgattung zuwendete, die sein Andenken verewigen sollte. Bereits 1808 erschien die erste Sammlung seiner Fabeln (23 an der Zahl), die sehr beifällig aufgenommen ward. Im J. 1811 wurde er Mitglied der petersburger Akademie, 1812 Beamter der kaiserl. Bibliothek, 1830 Staatsrath, und im Laufe der Zeit sah er sich mit Ehren und Jahrgeldern so überhäuft, daß er, als er 1841 sein öffentliches Amt niederlegte, vom Staate und aus der kaiserl. Kasse die Summe von 11700 Rubeln bezog. Bei Gelegenheit seines 70. Geburtstags, wo ihm große Aufmerksamkeiten von allen Seiten zu Theil wurden, stiftete man in Petersburg aus freien Beiträgen ein Krylow'sches Stipendium. K. starb 11. (23.) April 1844. Seine Fabeln sind durch den in denselben herrschenden echt nationalen Geist, durch frohe Laune, Natürlichkeit, Witz und Gutmüthigkeit zu dem beliebtesten russ. Volksbuche und viele einzelne Sentenzen derselben zu Sprüchwörtern geworden. Sie sind gewöhnlich das erste Lesebuch, das Kindern in die Hände gegeben wird und daher in vielen tausend Exemplaren und in theuern wie billigen Ausgaben unter allen Ständen verbreitet. Einen überaus splendiden Abdruck derselben ließ Graf Orlow

in Paris bei Bossange 1825 veranstalten und zugleich eine franz. und ital. Übersetzung dem Originale beifügen. Auch deutsche Übersetzungen von K.'s Fabeln wurden (z. B. von Torney, Mitau 1842) veranstaltet.

Krypta nennt man das unterirdische, in Fels gehauene oder gewölbte und auf Pfeiler gestützte Gemach einer Kirche. Der Ursprung der Krypta liegt ohne Zweifel in dem Gebrauche der frühern christlichen Zeit, die Kirchen womöglich über den Grüften von Märtyrern zu bauen, nachdem anfangs die Grüfte selbst als Kirchen gedient haben mochten. Auch in der Folge, als man es vorzog, die irdischen Überreste der Heiligen in dem Oberbau hinter oder in dem Hochaltar beizusetzen, behielt man die Krypta bei und vollzog darin die Todtengottesdienste und den Exorcismus. Am ausgedehntesten sind die Krypten der Kirchen byzantin. Stils vom 11.—13. Jahrh., welche oft sich nicht blos unter dem Chor sammt Chorumgang, sondern auch unter dem Querbau hinziehen und mit prächtigen Säulencapitälen und Friesen geschmückt sind. Mit dem Eindringen des goth. Stils schwinden die Krypten plötzlich, und wo sie in spätern Kirchen noch vorkommen, dienten sie blos zu Begräbnissen ausgezeichneter Personen und zur Erhöhung und Trockenlegung des Chorraums.

Kryptocalvinisten (vom griech. κρυπτός, verborgen, versteckt) hießen die geheimen Anhänger Calvin's (s. d.) in Sachsen, welche gegen Ende des 16. Jahrh. hervortraten und sich überhaupt zu den Ansichten der reformirten Kirche hinneigten. Hiervon in Kenntniß gesetzt, ließ der Kurfürst August von Sachsen seine Theologen 1571 in Dresden zusammenkommen. Diese erklärten sich zwar in ihrem Glaubensbekenntniß scheinbar gegen die Sacramentirer, sanctionirten aber der Sache nach Calvin's Grundsätze. Dem zu begegnen, ließ nun der Kurfürst mehre Artikel auf einem Convente zu Torgau 1574 den wittenberger Theologen und ihren Anhängern zur Unterschrift vorlegen und strafte die sich Weigernden mit Gefängniß und Entsetzung. Im J. 1580 ließ er nochmals in der Concordienformel (s. d.) eine Lehrnorm aufsetzen, zu welcher alle Prediger durch Unterschrift sich bekennen mußten. Allein nach seinem Tode, 1586, wußte der Kanzler Crell (s. d.) den jungen Kurfürsten Christian I. so zu leiten, daß er unvermerkt selbst Kryptocalvinist wurde. Da aber Christian I. schon 1591 starb und während seines Sohnes, Christian's II., Minderjährigkeit der Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar die Regierung führte, so wurden gegen die Kryptocalvinisten die durchgreifendsten Maßregeln genommen, ihre Hauptstützen gefänglich eingezogen, alle Prediger, welche nicht widerriefen, ihrer Ämter entsetzt, festgenommen oder des Landes verwiesen und 1592 die Visitationsartikel eingeführt. Der Kanzler Crell aber büßte nach dem Regierungsantritte Christian's II. 1601 mit dem Tode.

Kryptogamen oder **blütenlose Pflanzen** sind diejenigen Gewächse, welche niemals wirkliche Blüten bringen, und deren Samen (Keimkörner oder Sporen genannt) nur aus einer einzigen Zelle bestehen, daher also auch keinen Keim enthalten, weshalb sie von Jussieu Akotyledonen (s. d.) oder Samenlappenlose genannt wurden. Viele von ihnen besitzen keine Blätter, andere nicht einmal eine Wurzel, ja die niedrigst organisirten bestehen nur aus einer einzigen Zelle. Viele sind auch Schmarotzergewächse. Eine große Menge zeigt sich in trockener Atmosphäre scheintodt und wird durch Regen zu neuem Leben geweckt. Besonders bemerkenswerth sind die Brutzellen, Schwärmer oder Gonidien genannt, welche man bei den Kryptogamen mit Ausnahme der Pilze beobachtet hat, und die, mit Flimmerfäden versehen, gleich nach ihrem Hervortreten aus der Mutterzelle eine lebhafte Bewegung kürzere oder längere Zeit hindurch nach Art der Infusionsthiere zeigen, alsdann ruhig werden und zum Theil absterben, zum Theil sich zu neuen Pflanzen ausbilden, indem nun die Bildung der Zellenhaut stattfindet. In dieser Form kommen sie jedoch nur bei den Algen vor, von denen deshalb manche für Infusionsthiere angesehen worden sind, wie die Gattungen Volvox, Chlamydomonas u. a. Bei den übrigen Kryptogamen sind diese Schwärmer mehr fadenförmig gedehnt, je einzeln in eine Zelle eingeschlossen, aus welcher sie hervortreten, dann ebenfalls eine lebhafte Bewegung entwickeln und auch mit Flimmerfäden besetzt sind; aber sie wachsen nicht zu neuen Pflanzen heran, sondern sterben, wenn sie in den Zustand der Ruhe gelangt sind, ab. Man hat sie deshalb als die befruchtenden Organe angesehen und Spermatozoidien genannt. Die Kryptogamen machten bei Linné die letzte (24.) Classe von dessen System aus; im natürlichen Systeme bilden sie die eine und zwar niedriger organisirte Hauptabtheilung des Gewächsreichs und zerfallen in Bärlappe, Schafthalme, Wurzelfarnen, Wedelfarnen, Laubmoose, Lebermoose, Armleuchtergewächse, Algen, Flechten und Pilze.

Krystalle nennt man die regelmäßigen Formen, welche die Körper beim Übergange aus

dem flüssigen oder dampfförmigen Zustande in den festen freiwillig annehmen. Der Proceß ihrer Bildung heißt Krystallisation (s. d.). Alle Krystalle sind von Flächen, die in Kanten und diese wieder in Ecken zusammenstoßen, in bestimmter Form und Zahl begrenzt, und obgleich die Größe der Flächen durch unvollkommene oder ungleiche Entwickelung der Krystalle in mannichfacher Weise abgeändert und dadurch für das Auge der Krystall nicht selten sehr unregelmäßig erscheinen kann, so bleiben doch die Kantenwinkel bei derselben Krystallform unabänderlich dieselben. Alle Krystallformen lassen sich auf eine gewisse Anzahl einfacher Grundformen oder Grundgestalten zurückführen, durch deren Combination dann die abgeleiteten Gestalten oder **Krystallcombinationen** entstehen. Die Flächen, Kanten und Ecken der Combinationen treten dann als die Flächen, Kanten und Ecken der Grundgestalt durch Abstumpfung, Zuschärfung, Zuspitzung u. s. w. verändernd auf, und man kann einen Krystall daher beschreiben, indem man entweder seine Grundgestalt angibt und dann die Veränderungen an derselben, wie sie sich dem Auge darbieten, erzählt, oder indem man die Combinationsgestalten, deren Auftreten die Ursache jener Abänderungen ist, der Reihe nach aufzählt. Alle Grundgestalten zerfallen aber wieder in eine geringe Anzahl von Gruppen oder Systemen, welche dadurch verschieden sind, daß man in jedem derselben die Flächen der Gestalten sich um gewisse ideelle Linien oder Achsen von verschiedenen Winkel- und Längenverhältnissen symmetrisch gruppirt denken kann. Man unterscheidet solcher Systeme jetzt sechs; das erste hat drei ideelle Achsen, die sich untereinander rechtwinkelig kreuzen und alle gleich lang sind; daher enthält dieses sogenannte reguläre System lauter geschlossene Gestalten von ganz bestimmter Flächenzahl und ringsum gleichen Dimensionen. Die Krystalle dieses Systems können sich, ohne das Achsenverhältniß zu ändern, weder abplatten zu Tafeln, noch zu Säulen oder Nadeln verändern; es gehören hierher der Würfel, das reguläre Oktaeder, das Rhombendodekaeder des Granats u. s. w. Alle andern Systeme haben wenigstens eine Achse von unbestimmter Länge; sie können daher in der Richtung dieser Achse, wenn dieselbe unendlich wird, nicht an sich geschlossen erscheinen und bilden demnach häufig **prismatische Krystalle** mit parallelen Seitenflächen, welche zu den dünnsten Nadeln verlängert oder bis zu Blättchen abgeplattet erscheinen, immer aber nur durch Combination mit einem querliegenden Prisma oder mit einer geschlossenen Form desselben Systems ihren Schluß an den Enden erlangen können. Nie kommen Combinationen von Formen verschiedener Systeme vor; nur in seltenen Fällen krystallisirt derselbe Körper in Formen zweier verschiedener Systeme, während er leicht unzählige Combinationen desselben Systems darbieten kann, wie z. B. der Kalkspath. Zwei Krystalle derselben Form wachsen oft nach bestimmten Gesetzen zu **Zwillingskrystallen** oder Zwittern zusammen, welche für manche Mineralien charakteristisch sind. Die Krystalle sind auf ihren ausgebildeten Flächen stets glänzend; sie zeigen im Innern stets bestimmte Richtungen, in denen sie sich vorzugsweise spalten lassen und diese Blätterdurchgänge sind in ihrem bestimmten Verhältniß zu den Achsen des Krystalls wichtige Mittel zur Bestimmung der Grundgestalt. Namentlich durch die Abwesenheit dieser mit der äußern Form übereinstimmenden innern Structur unterscheiden sich die sogenannten **Afterkrystalle**, d. h. Formen, welche Mineralkörper dadurch annehmen, daß sie sich in die früher von einem andern krystallisirten Mineral eingenommenen Räume hinein ablagern. Die Wissenschaft, welche sich mit der Lehre von den Krystallen abgibt, heißt **Krystallographie** und hat unter den Deutschen vorzüglich Weiß, Rose und K. F. Naumann viel zu danken. Insofern sie die Winkel der Krystalle mißt und diese danach berechnet, wird sie auch **Krystallometrie** genannt. Als Einleitung in die Krystalllehre sind vorzugsweise Naumann's „Anfangsgründe der Krystallographie" (Lpz. 1841) zu empfehlen. — Im gewöhnlichen Leben heißt häufig der wasserhelle krystallirte Quarz **Krystall** und dieser Name wird dann auch auf das wasserhelle farblose Glas (Krystallglas) übertragen.

Krystallisation ist der physikalische Vorgang bei Übergang gewisser Körper aus dem flüssigen in den festen Zustand unter Annahme bestimmter Formen. Sie ist als eine besondere Art der Äußerung der Anziehungskraft der kleinsten Theile anzusehen und man hat nach Hauy's Vorgang vielfach versucht, den Grund der verschiedenen Krystallformen in einer Verschiedenheit der primären Form der sich an- und aufeinander lagernden kleinsten Theilchen zu finden, während andererseits Ampère u. A. gezeigt haben, daß man auch aus einer gleichen primitiven Kugelgestalt aller Atome die Krystallformen ableiten könne. Der dynamischen Ansicht von den Körpern kann natürlich weder die eine noch die andere Ansicht genügen. Die Körper krystallisiren theils beim Erstarren aus dem geschmolzenen Zustande, wie Metalle, Harze, Fette und viele Salze, theils beim Erkalten heiß gesättigter Auflösungen, wenn sie in dem kalten Lösungsmittel weniger auflöslich sind, theils endlich, wenn man ihnen das Lösungsmittel durch Ver-

dunstung entzieht. Befördert wird die Krystallisation durch Darbietung vieler Ansatzpunkte für die Krystalle und durch gelinde Bewegung, verzögert wird sie durch möglichst niedrige Temperatur und völlige Ruhe. Man kann die Krystallbildung oft dadurch bedeutend befördern, daß man, wenn die betreffende Flüssigkeit schon dem Punkte, wo sich Krystalle abzusetzen beginnen, nahe ist, an das Gefäß, worin sie sich befindet, einen geringen Stoß ausübt, der die Masse in schwache Bewegung setzt und den kleinsten Theilchen die Trägheit überwinden hilft; oder daß man den Stoff, der krystallisiren soll, mit einem bereits fertigen Krystalle derselben Materie oder nur mit einem andern festen Körper in Berührung bringt, in welchem letztern Falle offenbar die Adhäsion begünstigend wirkt. Je rascher man krystallisirt, desto zahlreicher werden die Krystalle; aber sie bleiben kleiner, stören sich gegenseitig in der Ausbildung und man erhält krystallinische Massen statt deutlicher Krystalle. Diese Umstände müssen technisch benutzt werden. So läßt man Salz unter stetem Umrühren krystallisiren, damit es kleinkörnig werde; Zucker wird in den Formen gestört, um ihn feinkörnig-krystallinisch zu machen; Candiszucker läßt man dagegen langsam und ruhig krystallisiren, indem man durch die Flüssigkeit Fäden oder Stäbchen als Ansatzpunkte zieht. Metalle, Glas u. s. w. darf man nicht zu rasch erkalten lassen, damit sie nicht im Innern krystallinisch und spröde werden. Dem Stearin gibt man einen Zusatz von Wachs, damit es in den Kerzenformen nicht krystallinisch erstarre u. s. f. Bei völliger Ruhe können geschmolzene Körper, z. B. Schwefel, oft weit über den Erstarrungspunkt abgekühlt, Salzlösungen, z. B. Glaubersalzlösung, weit über den Krystallisationspunkt concentrirt werden, ohne daß Krystallbildung eintritt; so wie aber eine leichte Erschütterung stattfindet, erscheinen die Krystalle mit einem male. Die Lehre von der Krystallisation gehört, was die Erklärung der Erscheinungen anlangt, noch zu den dunkelsten und schwierigsten der ganzen Physik.

Ktesias, ein berühmter griech. Geschichtschreiber aus Knidos in Karien, ein Zeitgenosse des Xenophon, machte die Schlacht bei Kunaxa, 401 v. Chr., als Leibarzt des Perserkönigs Artaxerxes Mnemon mit, bei dem er in hohem Ansehen stand, ging aber einige Jahre darauf wieder in sein Vaterland zurück. Er schrieb im ionischen Dialekte 23 Bücher „Persica", eine Geschichte der assyr. und pers. Monarchie, und eine kleinere Schrift „Indica", Nachrichten über Indien, die er während seines Aufenthalts in Persien sammelte, worin man wegen der vielen fabelhaften Erzählungen und Beschreibungen und der mannichfachen Widersprüche in den Angaben und Zeitbestimmungen Treue und Glaubwürdigkeit vermißt. Die ziemlich zahlreichen Bruchstücke, welche durch die häufigen Anführungen anderer Geschichtschreiber und besonders durch die Auszüge bei Athenäus und in der Bibliothek des Photius auf uns gekommen sind, wurden erläutert und besonders herausgegeben von Lion (Gött. 1823), am besten aber von Bähr (Fkf. 1824). Vgl. Rettig, „Ctesiae Cnidii vita" (Hannov. 1827); Blum, „Herodot und K., die frühesten Geschichtsforscher des Orients" (Heidelb. 1836).

Ktesibius, ein griech. Mechaniker, der ums J. 150 v. Chr. lebte, erfand mit Heron, seinem Schüler, die Pumpen, den krummen Heber und die Compressionsfontäne, die noch gegenwärtig unter dem Namen des Heronsballes bekannt ist. Auch ist er als der Erfinder der Feuerspritzen und im Grunde aller der Maschinen anzusehen, in welchen die wirkende Kraft in dem Drucke der Luft besteht.

Ktesiphon, jetzt El-Madaien, eine stark befestigte Stadt am östlichen Ufer des Tigris, war die gewöhnliche Winterresidenz der parthischen Könige und zuletzt die Hauptstadt des gesammten parthischen Reichs, wurde aber zur Zeit der Römerherrschaft mehre male, namentlich durch Trajan und Verus erobert und läßt noch jetzt mit ihren großartigen Trümmern auf die ehemalige Größe und Pracht schließen.

Ktesiphon, ein Staatsmann in Athen, wurde namentlich durch seine Freundschaft für Demosthenes berühmt. Nach der für die Griechen so unglücklichen Schlacht bei Chäronea, 338 v. Chr., stellte er den Antrag, demselben für seine hohen Verdienste von Staats wegen eine goldene Krone zuzuerkennen, und wurde hierauf von dem durch Philipp's Partei bestochenen Redner Äschines (s. d.) deshalb in Anklagestand versetzt, von Demosthenes selbst aber in der Rede „Für die Krone" siegreich vertheidigt.

Kuban (Hypänis), ein am Nordsaume des Kaukasus, an den Berggehängen des Elbrus entspringender Fluß, der erst dem freien Berglande angehört und dann auf etwa 60 M. Länge die Grenze zwischen der russ. Provinz Kaukasien, dem Steppenlande der Tschernomorischen Kosacken und dem freien Berglande bildet, eine Menge Grenzfestungen, wie St.-Nikolai, Grigorigol, Kawkask und besonders Jekaterinodar, und viele Colonistendörfer an seinen Ufern hat und in einer ansehnlichen Breite, mehre Limane bildend, sich in das Schwarze

und Asowsche Meer zugleich ergießt. Zwischen diesen Mündungsarmen des Kuban liegt, als ein eigentliches Deltaland, die durch ihre vulkanischen Erscheinungen merkwürdige Halbinsel oder Insel Taman. Über die sogenannten **Kubanischen Tataren** s. **Nogaier**.

Kübeck (Karl Friedr., Freiherr von K. zu Kübau), ausgezeichneter östr. Staatsmann, ist 28. Oct. 1780 zu Iglau in Mähren geboren und erhielt auf dem Gymnasium zu Znaim und den Universitäten Wien und Prag seine gelehrte Bildung. Als 1797 bei dem Vorrücken Bonaparte's auf Inneröstreich sich ein Studentencorps bildete, schloß sich auch der junge K. demselben an, wandte sich jedoch nach dem Frieden zur bürgerlichen Laufbahn zurück und trat 1800 bei dem Kreisamte Olmütz in die Administration ein. Hierauf kam er zum mähr.-schles. Gubernium, ward 1804 Concipist bei der niederöstr. Landesregierung und gelangte schon 1806 in derselben Eigenschaft in die Hofkanzlei. Später zum Hofsecretär bei der vereinigten Hofkanzlei ernannt, ward er während des Kriegs von 1809 dem Armeeministerium zugetheilt, um nach dem Frieden als Regierungsrath und selbständiger Referent in die Hofkanzlei zurückzukehren. Seine hervorragende Tüchtigkeit in der Verwaltung und den Finanzen war Ursache, daß er 1814 in den Staatsrath gerufen und mit der Organisation der wiedererworbenen östr. Provinzen betraut ward. Namentlich an der Organisation des Lombard.-venet. Königreichs und Tirols nahm er speciellen Antheil, wurde auch nach dem Antrage der tiroler Stände in diese Körperschaft aufgenommen und vom Kaiser in den Ritterstand erhoben. Seit 1815 mit dem Range eines Referenten im Staatsrathe dem Finanzminister Grafen Stadion (bis 1821) zugetheilt, dann zum Wirklichen Staats- und Conferenzrathe ernannt und 1825 in den Freiherrnstand erhoben, erlangte er eine tiefe und gründliche Kenntniß des östr. Finanzwesens, das unter Metternich's Verwaltungsperiode in eine so heillose Verwirrung gerathen war. Nachdem er im Nov. 1839 zum Präsidenten des General-Rechnungsdirectoriums und ein Jahr nachher zum Präsidenten der allgemeinen Hofkammer, sowie auch der Hofkammer im Münz- und Bergwesen ernannt worden war, begann K. mit dem schwierigen Versuche, vieljährige Schäden und Misbräuche zu heilen, die freilich so rasch und leicht nicht zu beseitigen waren. Die Ereignisse des J. 1848 trafen mit zunehmender Kränklichkeit K.'s zusammen und er nahm seinen Abschied. Als dann im Herbste 1849 zwischen Östreich und Preußen der Vertrag über die interimistische Bundescommission geschlossen ward, mußte K. seinen Ruhestand verlassen, um mit Schönhals die Vertretung Östreichs in Frankfurt zu übernehmen. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Präsidenten des neucreirten Reichsraths ernannt, dessen Organisation er mit vorbereitete. Seit April 1851 ist er in dieser Stellung. Außer zahlreichen Decorationen mit östr. und ausländischen Orden erlangte er auch im Laufe seiner öffentlichen Thätigkeit die Landstandschaft in Böhmen, Mähren, Schlesien, Steiermark und Siebenbürgen. Sein Bruder **Aloys**, Freiherr von K. zu Kübau, geb. 19. Juni 1787, starb als wirklicher Hofrath bei der Hofkanzlei 10. Juni 1850. Von den Söhnen desselben fungirt der älteste, **Aloys**, Freiherr von K., geb. 29. Dec. 1819, als erster Legationssecretär bei der östr. Gesandtschaft zu London.

Kubus heißt in der Geometrie ein Würfel und dies ist die ursprüngliche Bedeutung des Worts; in der Arithmetik und Algebra versteht man darunter die dritte Potenz (s. d.) einer Zahl. So ist z. B. 8 der Kubus von 2, 27 der Kubus von 3, 64 der Kubus von 4 u. s. w. Diese arithmetische Bedeutung des Worts rührt daher, daß der körperliche Inhalt eines Würfels durch die dritte Potenz derjenigen Zahl ausgedrückt wird, welche die Länge einer Seite oder Kante des Würfels ausdrückt. Wenn z. B. die Kante eines Würfels vier Zoll lang ist, so ist der körperliche Inhalt desselben 64 Kubikzoll.

Küchenlatein (latinitas culinaria) nennt man das gemeine und fehlerhafte Latein, wie es ursprünglich etwa in den Küchen zu Rom gesprochen wurde und wie man es noch gegenwärtig in einigen Gegenden Ungarns vom Volke sprechen hört. Besonders bezeichnete man damit auch das verderbte Mönchslatein des Mittelalters, das durch den Spott eines Reuchlin, Erasmus und Hutten, namentlich durch die Veröffentlichung der Epistolae obscurorum virorum (s. d.), aus den gelehrten Schriften und Unterhaltungen zwar meist verdrängt wurde, das aber doch bald im Scherz, bald aus Mangel an classischer Bildung noch hin und wieder in Anwendung kommt.

Kücken (Friedrich Wilh.), würtemb. Hofkapellmeister zu Stuttgart, geb. 10. Nov. 1810 zu Bleckede im Lüneburgischen. Der Vater, ein großer Freund der Flöte, weckte zuerst das musikalische Talent des Knaben, der schon im vierten Jahre ein außerordentliches Gehör und Taktgefühl an den Tag legte. Später übernahm der Musikdirector Lüders in Schwerin, sein Schwager, die Leitung der musikalischen Studien K.'s. Der verstorbene Großherzog Paul wurde durch die

trefflichen Märsche für Militär, die er componirt hatte, auf ihn aufmerksam und übergab ihm, einem 19jährigen Jüngling, den Musikunterricht seines Sohns, des jetzigen Großherzogs, den er nach Berlin begleitete, wo K. sich nun mit allem Fleiße auf das Studium des Generalbasses legte, in welchem er Rombach die gründlichste Unterweisung verdankt. Seine Lieder und Duetten fanden sogleich den lebhaftesten Anklang. K. widmete dem Gesange dieselbe überwiegende Aufmerksamkeit, wie dies die ital. Componisten zum Vortheil der Sangbarkeit ihrer Musik thun, und hat sich durch diesen Vorzug den ersten Namen neben Schubert und Curschmann erworben. Während des berliner Aufenthalts schrieb K. seine erste Oper: „Die Flucht nach der Schweiz", welche durch ihren großen Melodienreichthum allenthalben, vor allem am Orte des Entstehens gefiel und in einem Winter im Opernhause 14 mal gegeben wurde. K. wurde nach all diesen Erfolgen die Leitung der musikalischen Studien des Königs von Hannover übertragen, der ihn mit Gnade überhäufte. Nicht geblendet durch dies rasche Glück ging er nach Wien (1848), um dort bei Sechter wiederum Unterricht im Generalbaß zu nehmen. Bald war er auch hier durch neue Lieder, namentlich „Das Mädchen aus Juda" und „Das maurische Ständchen", der Liebling des Publicums. Ein Aufenthalt von einem Jahre in der Schweiz bot ihm Gelegenheit dem Volkslied und dem neuerwachten Volksgesang besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Im J. 1843 siedelte er nach Paris über, wo er drei Jahre sich hauptsächlich unter Halévy's Leitung in der Instrumentation ausbildete und mit den ersten literarischen und musikalischen Celebritäten der Weltstadt, namentlich H. Heine, in vertrautem Verkehr stand. Sechs Lieder des Letztern, von ihm componirt, zeugen von dem tiefen Verständniß des Dichters, das so Wenigen gelungen. In Paris componirte K. die Oper „Der Prätendent", die trotz des schwachen Libretto durch die anmuthigen Melodien und elegante Behandlung der Instrumentation große Anerkennung fand. K.'s Lieder hatten indeß so allgemeine Verbreitung, namentlich auch in England gefunden, daß man ihm von hier einen Contract bot, wie ihn noch kein deutscher Componist hatte: er erhält für acht Lieder jährlich 1400 Thlr. Nach seiner Rückkehr aus Paris hielt sich K. bald da, bald dort auf, bis er 1851 als Hofkapellmeister nach Stuttgart berufen ward, wo er sich bald die Anerkennung des Publicums wie die Liebe des Kunstpersonals als Dirigent erwarb. Seine Lieder, deren vielleicht 120 existiren, sind bereits in zahlreichen Auflagen erschienen. Von größern Compositionen zeichnen sich seine fünf Sonaten für Violine und Klavier aus. Neuerdings hat er sich durch Auffrischung des Volkslieds ein wesentliches Verdienst erworben, und seine Quartetten haben solchen Anklang bei allen Liedertafeln gefunden, daß 1848 auf allen Sängerfesten die ersten Preise mit K.'s Liedern gewonnen wurden: in Antwerpen 1852 alle drei Preise.

Kufische Münzen nennt man alle Münzen mohammedan. Herrscher mit Inschriften in Kufischer Schrift (s. d.). Dieselben kommen in Gold, Silber und Kupfer vor; die goldenen heißen Dinar, die silbernen Dirhem und die kupfernen Fuls. Sie tragen in der Regel blos Inschriften, die theils in einem Ringe, theils auf dem um denselben laufenden Rande angebracht sind und zwar bisweilen in zwei Zeilen. Andere Vorstellungen, namentlich bildliche, sind seltener und die letztern meist Nachahmungen vorliegender, namentlich byzantin. Muster, bei welchen ein besonderes Interesse, wie das des Handels u. s. w., obwaltete. Das Studium der Kufischen Münzen ist erst in der neuesten Zeit zu einer Vollkommenheit gelangt, welche diesen Theil der Münzwissenschaft den übrigen näher bringen wird. Der Grund der argen Vernachlässigung lag in der Schwierigkeit, mit welcher das Sprachstudium verknüpft war. Große Verdienste erwarben sich Adler („Museum Cuficum Borgianum"), die beiden Tychsen, Reiske, Hallenberg, de Sacy, Castiglioni u. A., in neuerer Zeit aber mit großem Erfolg Frähn.

Kufische Schrift heißt von der Stadt Kufa im jetzigen Paschalik Bagdad der Provinz Irak-Arabi eine der ältesten Formen der arab. Schrift. Die ältern kufischen Schriftzeichen haben so viel Übereinstimmendes mit der altsyr. Schrift, dem Estrangelo, daß es kaum einem Zweifel unterliegt, daß die Araber sie von den Bewohnern Syriens entlehnt, und geschichtliche Überlieferungen bestätigen diese Vermuthung. Wahrscheinlich wurden sie erst kurz vor Mohammed bei den Arabern eingeführt. Der Einfluß, den die Schule zu Kufa auf den Islam übte, verschaffte der von ihr ausgehenden Schrift den Vorzug, und die Kufische Schrift blieb die herrschende, bis das Bedürfniß nach einer bequemern und zugleich deutlicher die verschiedenen Consonanten unterscheidenden Schrift sich bei den Arabern geltend machte. Später wurde sie nur noch als Münzschrift und bei Inschriften angewendet, während die Neschischrift allgemeine Geltung erlangte. Nur die Schrift der mauritanischen Araber hat noch Vieles von dem Steifen und Eckigen des Kufischen bewahrt. Vgl. Lindberg, „Sur quelques médailles cufiques etc." (Kopenh. 1830); Möller, „Orient. Paläographie" (Gotha 1844).

Kufstein, Kuefstein oder Kuffstein, eine Stadt und Festung im tiroler Kreise und 10 M. nordöstlich von Innsbruck, in der Bezirkshauptmannschaft Rattenberg, in malerischer Gegend am Inn, nahe der bair. Grenze gelegen, mit Mauern, Thürmen und einem unter Wasser zu setzenden Graben umgeben, hat ein Bezirksgericht, eine Dechantei, ein Postamt und 1400 E. Dicht über der Stadt erhebt sich auf schroffem Felsen die in gutem Stande erhaltene Bergfestung **Geroldseck** oder **Josephsburg**, welche meistens in Stein gehauene Werke und nur einen Zugang hat und besonders als östr. Staatsgefängniß bekannt geworden ist. Über den Inn führt eine Brücke in die Zellenburger Linien. Die Festung wurde 1367 von den Baiern, 1504 von Kaiser Maximilian I. erobert, 1703 an die Baiern übergeben, die sie erst nach der Schlacht bei Hochstädt räumten, kam 1805 mit Tirol an die Baiern und blieb 1809 allein in ihren Hän- den im Kampfe gegen die Tiroler, welche die Stadt verbrannten. Im J. 1814 kam K. wieder an Östreich.

Kugel heißt in der Mathematik ein runder Körper, dessen Oberfläche überall von einem im Innern gelegenen Punkte, dem Mittelpunkte oder Centrum, gleichweit entfernt ist. Eine von irgend einem Punkte der Oberfläche durch den Mittelpunkt bis zum entgegengesetzten Punkte der Oberfläche gehende gerade Linie wird ein Durchmesser oder Diameter, dagegen eine gerade Linie vom Mittelpunkte bis zu einem beliebigen Punkte der Oberfläche ein Halbmesser oder Radius der Kugel genannt. Aus der vorhin gegebenen Erklärung erhellt, daß alle Halbmesser, folglich auch alle Durchmesser der Kugel einander gleich sein müssen. Durchschneidet man eine Kugel mit einer Ebene, so ist der Durchschnitt ein Kreis, der desto größer ist, je näher seine Ebene dem Kugelmittelpunkte liegt; geht die Ebene durch diesen Mittelpunkt selbst, so hat der Kreis den Kugelhalbmesser zum Halbmesser und heißt ein größter Kreis. Legt man durch den Endpunkt eines Halb- oder Durchmessers eine gegen diesen senkrechte Ebene, so berührt dieselbe die Kugel nur in jenen Punkten, ohne sie zu schneiden. Steht auf der Ebene eines größten Kreises ein Kugeldurchmesser senkrecht, welcher dann durch die Mittelpunkte aller mit jenem Kreise parallelen Kugelkreise geht, so heißen seine Endpunkte die Pole des größten Kreises, sowie der ihm parallelen Kreise. Sind zwei Kugelkreise parallel, so heißen die zwischen ihnen enthaltenen Theile der Kugel und der Kugeloberfläche beziehentlich ein Segment und eine Zone der Kugel, welche Ausdrücke auch dann gebraucht werden, wenn der eine Kugelkreis sich auf einen Punkt reducirt und seine Ebene die Kugel nur berührt, d. h. von einem Theile der Kugel und Kugeloberfläche, der durch einen einzigen Kugelkreis abgeschnitten wird. Der Inhalt einer Kugelzone wird gefunden, wenn man den Umfang eines größten Kreises mit der Höhe der Zone (dem Abstande der sie begrenzenden Kugelkreise oder, was Dasselbe ist, ihrer Mittelpunkte) multiplicirt; der Inhalt der ganzen Kugeloberfläche, wenn man den Inhalt eines größten Kreises vier mal nimmt; endlich der Inhalt der Kugel selbst, wenn man den Würfel oder die dritte Potenz des Kugeldurchmessers mit der Ludolf'schen Zahl (s. **Kreis**) multiplicirt und das Product durch sechs dividirt. Hiernach verhält sich der Inhalt einer Kugel zu dem eines Cylinders, dessen Grundfläche einem größten Kreise, dessen Höhe aber einem Durchmesser der Kugel gleich ist, genau wie 2 zu 3, dagegen zu einem Kegel von derselben Grundfläche und Höhe wie 2 zu 1. — Bisweilen erscheint die Kugel als Symbol der Erdkugel, und als solche muß sie auch betrachtet werden, wenn sie mit einer Siegesgöttin geschmückt erscheint. Dieselbe Bedeutung hat die Kugel unter den Füßen des röm. Adlers. In der Hand der spätern röm. Kaiser erscheint die Kugel mit der Siegesgöttin geschmückt, welche Letztere bei den christlichen Kaisern durch das Kreuz verdrängt wurde. Diese Erdkugel mit und ohne Kreuz ging später auf andere Länder über und bildete sich allmälig als **Reichsapfel** aus. So finden wir ihn in der Hand der deutschen Kaiser u. s. w. und in vielen neuern Wappen.

Kügelgen (Gerhard von), Geschichts- und Porträtmaler, geb. 25. Jan. 1772 zu Bacharach am Rhein, wurde nebst seinem nachgeborenen Zwillingsbruder, **Karl von K.**, mit dem er im Äußern eine vollkommene Ähnlichkeit hatte, in seinem 15. J. in das Jesuitengymnasium zu Bonn gebracht. Erst nach dem zwei Jahre darauf erfolgten Tode ihres Vaters, der kurköln. Hofkammerrath war, erlangten die Brüder von der Mutter die Erlaubniß, sich der Kunst zu widmen. Mit Unterstützung des Kurfürsten von Köln gingen sie 1791 nach Rom, und als in Folge des Revolutionskriegs die Unterstützung ausblieb, ging Gerhard 1795 mit einem jungen Livländer nach München, um sich durch Porträtmalen seinen Unterhalt zu verschaffen, während Karl in Rom blieb, wo er die Bekanntschaft des Lord Bristol machte, dessen Zuneigung später in München auch Gerhard gewann. Im Sept. 1795 ging Letzterer nach Riga, wohin ihm später auch sein Bruder folgte. Gemeinschaftlich besuchten Beide 1799 Petersburg, wo Karl

vom Kaiser Paul mit einem Gehalte von 3000 Rubeln angestellt wurde. Wenige Jahre nachher heiratheten Beide zwei Schwestern und ließen, da diese aus adeligem Geschlechte waren, den Adel ihrer Familie wiederherstellen. Als hierauf Karl 1803 eine Reise nach der Krim machte, ging Gerhard nach seiner Heimat und nach Paris und wählte nach dem Tode seiner Mutter (1805) Dresden zu seinem Aufenthalte. Hier starb er unter den Händen eines Raubmörders nahe bei Dresden 27. März 1820. Idealisirte Formen, dichterische Composition und ein blühendes Colorit zeichnen im Allgemeinen seine Werke aus. Sein Bruder Karl lebte meist auf dem Gute seines Schwagers, des Freiherrn von Manteuffel, zu Kurküll in Livland, und im Winter in Petersburg, bis er 1827 nach Reval zog, wo er 9. Jan. 1832 starb. Für den Kaiser Alexander malte er unter Anderm eine krimsche Galerie in 30 Blättern und eine ähnliche landschaftliche Galerie von Finnland; auch gab er eine „Malerische Reise in die Krim" (Petersb. 1823) heraus. Vgl. Hasse, „Leben Gerhard von K.'s, nebst einigen Nachrichten aus dem Leben Karl von K.'s" (Lpz. 1824).

Kugler (Franz Theodor), Geh. Regierungs- und vortragender Rath im Cultusministerium und Professor zu Berlin, geb. 19. Jan. 1808 zu Stettin, widmete sich bei vielseitigen Anlagen leidenschaftlich der praktischen Ausübung der verschiedenen Künste, vielfach von der einen zur andern übergehend, bis er, um Philologie zu studiren, 1826 die Universität zu Berlin bezog. Den Sommer 1827 brachte er in Heidelberg zu, wo er mehr und mehr dem Studium der mittelalterlichen Kunst, besonders der Architektur, zugeführt wurde. Nach seiner Rückkehr nach Berlin wurde diese Studienrichtung besonders durch von der Hagen gefördert. K. besuchte die Bauakademie und begann eine architektonische Laufbahn, ohne jedoch die Universitätsstudien zu vernachlässigen. Nicht minder aber trieb ihn erhöhter künstlerischer Verkehr zu fortgesetzten Versuchen in der Poesie und der bildenden Kunst und der Musik an. Es erschienen sein „Skizzenbuch" (Berl. 1830), eine Auswahl seiner Gedichte, musikalische Liedercompositionen und Zeichnungen, und „Denkmäler der bildenden Kunst im Mittelalter in den preuß. Staaten" (Heft 1, Berl. 1830). Inzwischen hatte er sich für das Fach der Kunstgeschichte als für seinen Lebensberuf entschieden. Unter Anderm begann er 1833 die Herausgabe des „Museum", einer an gediegenen Aufsätzen reichen Zeitschrift für bildende Kunst, von welcher indeß nur fünf Jahrgänge erschienen. Doch ist er dieser journalistischen Thätigkeit fortwährend treu geblieben und hat später ebenso fleißig an dem Schorn'schen „Kunstblatt" Theil genommen und es nach dem Tode des Begründers mit Förster gemeinsam redigirt, als er noch gegenwärtig zu den eifrigsten Mitarbeitern des von Eggers herausgegebenen „Deutschen Kunstblattes" gehört. Mit Reinick verfaßte K. das „Liederbuch für deutsche Künstler" (Berl. 1833). Im J. 1833 wurde er auch Professor an der Akademie und Docent an der Universität. Zwei Jahre später schrieb er seine Abhandlung „Über die Polychromie der griech. Architektur und Sculptur und ihre Grenzen" (Berl. 1835), als ersten Versuch einer Feststellung der betreffenden streitigen Fragen. Eine Reise nach Italien, welche er zum Theil in Gaudy's Gesellschaft 1835 ausführte, vervollständigte seine kunsthistorischen Studien. Eine Frucht derselben war sein „Handbuch der Geschichte der Malerei von Konstantin d. Gr. bis auf die neuere Zeit" (2 Bde., Berl. 1837; 2. Aufl., von Burckhardt, 1847), das die Resultate der Wissenschaft, zugleich durch eigene Forschung begründet, praktisch zusammenstellt. Aus K.'s Detailstudien gingen außer zahlreichen kleinern Aufsätzen hervor: die mit F. Ranke gemeinschaftlich herausgegebene „Beschreibung und Geschichte der Schloßkirche zu Quedlinburg" (Berl. 1838), die „Beschreibung der Kunstschätze von Berlin und Potsdam" (2 Bde., Berl. 1838), sowie die „Pommersche Kunstgeschichte" in den „Baltischen Studien" (Stett. 1840). Sein Interesse für allgemeine geschichtliche Darstellung bekundete er durch die „Geschichte Friedrich's d. Gr.", welche, von Adolf Menzel illustrirt, zum Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst (Lpz. 1840), desgleichen ohne Illustration als Volksbuch in verschiedenen Auflagen herauskam, auch in mehre fremde Sprachen übersetzt ist; ferner durch das reifer behandelte Werk: „Neuere Geschichte des preuß. Staats und Volkes von der Zeit des Großen Kurfürsten bis auf unsere Tage" (1. Thl. von 1660—1786, Berl. 1844). An der Fortsetzung hinderten ihn äußere Umstände. Im J. 1840 erschien eine Sammlung seiner „Gedichte" (Stuttg. und Tüb.). Seine reifste und bedeutendste Leistung aber ist das „Handbuch der Kunstgeschichte" (Stuttg. 1841—42; 2. Aufl., von Burckhardt, 1847), worin er es zuerst versuchte, die ganze Kunstgeschichte in Einer großen Übersicht und in Verbindung mit den welthistorischen Epochen zu behandeln und ihren Entwickelungsgang im Großen und Ganzen nachzuweisen. Noch ist auch zu erwähnen: „K. F. Schinkel. Eine Charakteristik seiner künstlerischen Wirksamkeit"

(Berl. 1842). Im J. 1842 wurde K. zum Mitgliede des Senats der Akademie der Künste ernannt und ein Jahr darauf durch den Minister Eichhorn zur Bearbeitung der Kunstangelegenheiten in das Ministerium berufen. Zur nähern Kenntnißnahme der betreffenden Verhältnisse wurde K. mit einer Reise durch Deutschland, Belgien und nach Paris beauftragt. In Folge dessen erschien eine Broschüre: „Über die Anstalten und Einrichtungen zur Förderung der bildenden Künste und zur Conservation der Kunstdenkmäler in Frankreich und Belgien, nebst Notizen über einige Kunstanstalten in Italien und England" (Berl. 1846), und später anonym: „Über die Kunst als Gegenstand der Staatsverwaltung, mit besonderm Bezuge auf die Verhältnisse des preuß. Staats" (Berl. 1847). Unter von Ladenberg's Verwaltung des Cultusministeriums von 1849—50 wurden diese Vorarbeiten in ausgedehntem Maße aufgenommen und ein umfassender Plan für die Organisation des gesammten Kunstwesens, namentlich auch der Theaterangelegenheiten, entworfen, der indessen noch nicht zur Ausführung gelangt ist. Im J. 1849 wurde K. zum vortragenden Rathe im Ministerium ernannt. Neben diesen Arbeiten entwickelte er noch eine lebhafte Thätigkeit in poetischen Productionen, namentlich im dramatischen Fache. Zwei seiner Dramen: „Jakobäa" und „Der Doge von Venedig", sind mit Beifall auf verschiedenen Bühnen zur Aufführung gekommen. Die übrigen Dramen aus dieser Periode veröffentlichte er nebst Erzählungen in den „Belletristischen Schriften" (6 Bde., Stuttg. 1852). Die von ihm begonnenen „Liederhefte" enthalten Texte von ihm zu beliebten, meist fremden Volksmelodien, sowie eigene Compositionen fremder Texte und sind mit Dichterbildnissen geziert, die er nach eigenen Zeichnungen nach der Natur radirt hat. Im Erscheinen begriffen (1853) ist ferner eine Sammlung seiner „Kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte", die der Verfasser mit zahlreichen selbstradirten Illustrationen ausschmückt. Bei der Vielseitigkeit seines Wesens und dem Reichthume der verschiedensten angenehmsten Talente übt K. in seinem Kreise eine höchst anregende, belebende und wohlthuende Wirksamkeit.

Kuh (Ephraim Moses), Dichter, geb. 1731 zu Breslau von reichen jüd. Ältern, wurde anfangs von seinem Vater für die jüd. Gelehrsamkeit und, als er hierzu keine besondere Neigung zeigte, für den Kaufmannsstand bestimmt. Nach dem Tode des Vaters trat er als Gehülfe in die Handlung eines Oheims in Berlin, wo er bald die Freundschaft Mendelssohn's, Ramler's, Lessing's u. A. sich erwarb, durch deren Umgang er poetisch angeregt wurde. Übertriebene Gutherzigkeit, verbunden mit einer an Verschwendung grenzenden Bücherliebhaberei, erschöpfte indeß in wenigen Jahren sein ansehnliches Vermögen und seinen Credit. Er verließ Berlin, durchreiste Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland und gerieth am Ende in eine so hülflose Lage, daß seine Familie ihn unterstützen mußte. Sein Misgeschick brachte ihn in Schwermuth und endlich in förmlichen Wahnsinn. Zwar wurde er nach sechs Jahren wieder curirt, doch hatte er das Unglück, 1785 durch einen Schlagfluß gelähmt zu werden, der ihn sogar der Sprache beraubte. Erst fünf Jahre nachher, 3. April 1790, erfolgte sein Tod. Seine besten Gedichte, bestehend in Epigrammen, Liedern, Oden und Fabeln, lieferte er im Zustande der Schwermuth; gesammelt wurden sie als „Hinterlassene Werke" von Hirschel und Kausch (2 Bde., Zür. 1792).

Kühlende Mittel (Temperantia, Refrigerantia) nennt man in der Heilkunde diejenigen Mittel, welche zur Beschränkung der Wärme (besonders der objectiv meßbaren, krankhaft erhöhten Temperatur) des lebenden Körpers angewendet werden. Dahin gehört vor allem die unmittelbare Wärmeentziehung (Kühlung, Kältung) durch kühle Luft (besonders offene Fenster, Fächelung, leichtere Bekleidung), durch Kaltwasserwaschungen oder Abreibungen, kalte Douchen, Fluß-, Wannen- oder Tauchbäder, kalte (besonders Wasser-, Schnee- oder Eis-) Umschläge, Schnee- oder Eisblasen (von Thierblase oder aus Blechkapseln geformt), durch Unterschieben frischer leinener Wäsche, durch Verdunstung von Äther und andern flüchtigen Stoffen auf der Haut u. s. w. Mittelbar kühlend (durch Einwirkung auf das Blut und die Blutgefäße) wirken manche Verbände (mit Fetten, Salben, Bleimitteln u. s. w.), gewisse innere Mittel, z. B. Salpeter, Weinstein und das aus diesen beiden Mitteln mit Zucker bereitete **Kühlpulver** (pulvis temperans oder refrigerans, das sogenannte niederschlagende Pulver), andere Mittelsalze, Limonaden mit gewissen Pflanzen- oder Mineralsäuren (besonders mit Citronen-, Essig- oder Schwefelsäure), säurehaltige Nahrungs- und Arzneimittel (z. B. sauere Gurken, Obstsäfte, Compots, Salate, Haller's und Mynsicht's Elixir), Zuckerwasser und zuckerhaltige Genußmittel, Mandelmilch, Buttermilch u. s. w. Auch das Fasten und die Blutentziehung u. s. w. gehören hierher. Letztgenannte Kühlungsmittel passen jedoch nur bei bestimmten Arten von krankhafter Hitze. Man wendet die kühlenden Mittel hauptsächlich an gegen Blutanhäu-

fungen (Congestionen), beginnende und frische Entzündungen, lebhafte Herzbewegungen, Fieberhitze und gegen manche Arten von Nervenerregung.

Kühn (Karl Gottlob), verdient um die Geschichte der Medicin, geb. 13. Juli 1754 zu Spergau bei Merseburg, wo sein Vater Pfarrer war, besuchte die Schule zu Merseburg und die Fürstenschule zu Grimma und studirte dann zu Leipzig Medicin. Nachdem er 1783 promovirt, wurde er 1793 außerordentlicher Professor der Medicin, 1801 ordentliches Mitglied der medicinischen Facultät, 1802 ordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie und 1819 der Physiologie und Pathologie. Als solcher starb er 19. Juni 1840. Von jeher hatte K. eine bedeutende Vorliebe für die classischen Studien genährt und trug sie auch auf seinen Beruf über, wie seine ersten Arbeiten „De via ac ratione, qua Aelianus sophista in historia animalium conscribenda usus est" (Lpz. 1777) und „Schediasma de causa mortis aqua submersorum eosque in vitam revocandi ratione, veteribus Graecis usurpata" (Lpz. 1778) bezeugen. Später behandelte er in dieses Fach schlagende Gegenstände in einer großen Menge von Programmen, aus welchen er selbst die bedeutendsten als „Opuscula academica et philologica" (2 Bde., Lpz. 1827—28) herausgab. Außerdem veranstaltete er noch andere Sammlungen und die vollständige Ausgabe der „Opera medicorum Graecorum, quae supersunt" (29 Bde., Lpz. 1821—30) in der Ursprache mit der lat. Übersetzung, sowie er auch eine große Menge ausländischer Schriften übersetzte. Von seinen eigenen größern Werken ist anzuführen die „Geschichte der medicinischen und physikalischen Elektricität und der neuesten Versuche in dieser Wissenschaft" (2 Bde., Lpz. 1783 und 1785), die er später unter dem Titel „Die neuesten Entdeckungen in der medicinischen und physikalischen Elektricität" (2 Bde., Lpz. 1796—97) fortsetzte. — **Kühn** (Otto Bernhard), Sohn des Vorigen, geb. zu Leipzig 6. Mai 1800, erhielt seine Schulbildung auf der Thomasschule daselbst, in Dondorf und Grimma und bezog 1820 die Universität seiner Geburtsstadt, wo er sich dem Studium der Chemie widmete. Nachdem er sich von 1823—25 in Göttingen weiter ausgebildet, trat er 1825 in Leipzig als Privatdocent auf, erhielt 1828 die medicinische Doctorwürde und 1830 die ordentliche Professur der allgemeinen Chemie. Als Schriftsteller machte er sich zuerst bekannt durch den „Versuch einer Anthropochemie" (Lpz. 1824), dem die „Praktische Chemie für Staatsärzte" (Bd. 1, Lpz. 1829), die „Anleitung zu qualitativen chemischen Untersuchungen" (Lpz. 1830), das „Lehrbuch der Stöchiometrie" (Lpz. 1837) und das „System der unorganischen Chemie" (Gött. 1848) folgten.

Kühne (Gustav), bekannt als Belletrist und Kritiker, geb. 27. Dec. 1806 in Magdeburg, besuchte seit 1821 das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin und studirte daselbst seit 1826 Philosophie. Besonders wurde er durch Hegel's und Schleiermacher's Vorlesungen angeregt. Nachdem er die philosophische Doctorwürde erlangt, ging er 1835 nach Leipzig und redigirte hier bis 1842 die „Zeitung für die elegante Welt", die sich unter seiner Leitung merklich hob. Von seinen novellistischen Arbeiten fallen in diese Zeit: „Novellen" (Berl. 1831); „Die beiden Magdalenen, oder die Rückkehr aus Rußland" (Lpz. 1833); „Eine Quarantäne im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners" (Lpz. 1835); „Klosternovellen" (2 Bde., Lpz. 1838); „Die Rebellen von Irland" (3 Bde., Lpz. 1840). Bei dem vorherrschend reflectirenden und in Folge der Zeitrichtung etwas tendenziösen Charakter dieser Arbeiten vermochten sich nur die auf tüchtigen historischen Studien beruhenden „Klosternovellen" bleibende Anerkennung zu erwerben. K. wurde dem Jungen Deutschland beigezählt und in der That war er jener Richtung ihren Hauptzügen nach zugethan, wenn er auch über Einzelnes namentlich von Gutzkow heftig angegriffen ward. Als eine gemäßigte und besonnene Natur betheiligte er sich übrigens nie an den Extremen einer Zeitrichtung. Derselbe Zug seines Wesens ist auch der Grund, weshalb seine Dramen „Isaura von Castilien" und „Kaiser Friedrich III." nur geringes Glück machten, obgleich in letzterm das „Lied deutscher Studenten" verdienten Anklang fand. Ungleich höher stehen K.'s kritische und reflectirende Schilderungen, so: „Weibliche und männliche Charaktere" (2 Bde., Lpz. 1838), „Porträts und Silhouetten" (2 Bde., Hannov. 1843), „Sospiri. Blätter aus Venedig" (Braunschw. 1841), „Mein Carneval in Berlin" (Braunschw. 1843) und ganz besonders „Deutsche Männer und Frauen" (Lpz. 1851). Seit 1846 gibt K. in Leipzig die von A. Lewald erkaufte Zeitschrift „Europa, Chronik der gebildeten Welt" heraus und verfolgt in derselben mit Erfolg ein ehrenhaftes Streben. Als warmer Freund der Kindergärten hat er sich ausgesprochen in „Fröbel's Tod und der Fortbestand seiner Lehre" (Liebenstein 1852). Die sprachliche Darstellung in K.'s Schriften ist stets elegant, durchsichtig und sorgfältig behandelt; doch läßt sich eine kräftige Einfachheit an derselben vermissen. In nächster Zeit sollen von ihm erscheinen bisher zerstreute „Skizzen deutscher Städte und Land-

schaften" und ein seit längerer Zeit vorbereiteter Roman aus deutschen und italienischen Familienpapieren: „Missionar und Proselyt".

Kühner (Rafael), ausgezeichneter Philolog und Schulmann, geb. 22. März 1802 zu Gotha, wo sein Vater Friedr. K. als Geh. Hofrath und Professor der freien Künste, zugleich auch als ein geschätzter Maler lebte, erhielt seine humanistische Bildung auf dem Gymnasium daselbst und widmete sich in Göttingen unter Mitscherlich, Dissen und O. Müller seit Michaelis 1821 eifrig philologischen Studien. Eine hier gelöste akademische Preisaufgabe veröffentlichte er später unter dem Titel „M. T. Ciceronis in philosophiam merita" (Hamb. 1825). Nachdem er promovirt und hierauf 1824 eine Lehrerstelle am Lyceum zu Hannover angetreten, waren seine wissenschaftlichen Studien namentlich auf griech. Sprachlehre und Cicero gerichtet, aus denen eine für Lehrer und Schüler als gleich brauchbar anerkannte Ausgabe von Cicero's „Tusculanen" (Jena 1829; 4. Aufl., 1852; kleinere Ausgabe, Jena 1847), sowie der „Versuch einer neuen Anordnung der griech. Syntax" (Hannov. 1829) hervorgingen. Letztere Schrift sowie die neue Anordnung der „Sämmtlichen Anomalien des griech. Verbum" (Hannov. 1831) bildeten die Vorläufer seiner „Ausführlichen Grammatik der griech. Sprache" (2 Bde., Hannov. 1834—35), welche dadurch, daß sie in der Formenlehre zuerst die vergleichende Sprachkunde, namentlich des Sanskrit, zu Rathe zog, die Syntax aber nach einem rein wissenschaftlichen Principe entwickelte, in der Geschichte der griech. Sprachwissenschaft epochemachend wurde. Noch weit günstiger aufgenommen wurden K.'s „Schulgrammatik der griech. Sprache" (Hannov. 1836; 3. Aufl., 1850) und die „Elementargrammatik der griech. Sprache" (Hannov. 1837; 13. Aufl., 1852), welchen die „Elementargrammatik der lat. Sprache" (Hannov. 1841; 11. Aufl., 1852), die „Lat. Vorschule" (Hannov. 1842; 5. Aufl. 1851) und die „Schulgrammatik der lat. Sprache für die obern Gymnasialclassen" (Hannov. 1842; 3. Aufl., 1850) folgten. Mit diesen zum Theil mehrfach in das Englische und andere Sprachen übersetzten Lehrbüchern in Verbindung stehen die „Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische" (Hannov. 1842; 3. Aufl., 1853) und die „Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische" (3 Abtheil., Hannov. 1846—47). Hieran schließen sich noch die Ausgaben von Xenophon's „De Socrate commentarii" (Gotha 1841) und „De expeditione Cyri libri septem" (Gotha 1852; mit deutscher Erklärung, Gotha 1852). K.'s sämmtliche Schriften gehören nicht blos in Deutschland, sondern namentlich auch in England und Nordamerika sowie in den skandinavischen Ländern zu den verbreitetsten Lehrbüchern.

Kuhpocke oder **Vaccine** (variola vaccina) nennt man eine Ausschlagskrankheit, welche sich an den Eutern der Kühe zeigt und manchmal (doch neuerdings selten) massenhaft unter den Rindern (als Epizootie) auftritt. Sie kommt in verschiedenen Formen vor. Die echte Kuhpocke erscheint anfangs als ein kleiner rother Fleck, bildet bis zum siebenten oder achten Tage eine hellbläuliche, erbsengroße, von einem rothen entzündeten Hofe oder Ringe umgebene und mit wasserheller Lymphe gefüllte Pustel mit eingesenktem Mittelpunkte, welche allmälig eintrocknet und endlich als Schorf abfällt. Dabei ist das Allgemeinbefinden des Thieres gestört, es treten Fieberbewegungen, Mangel an Freßlust u. s. w. ein, ohne jedoch Gefahr zu bringen. Andere Formen dieses Ausschlags, welche man im Allgemeinen unechte Kuhpocken nennt, sind die Windpocke, die gelbliche, schwarze, bläuliche, weiße, rothe und warzige Kuhpocke, von denen einige einen bösartigen Verlauf zeigen und namentlich eine Neigung in Geschwüre überzugehen. Die echten Kuhpocken sind ansteckend, können durch Impfung auf die Menschen und von diesen wieder auf andere Menschen oder Thiere übergetragen werden und haben dann einen ähnlichen Verlauf wie bei den Kühen. Diese Übertragung des Ansteckungsstoffs der Kuhpocke von einem Rind auf den Menschen oder von einem menschlichen Individuum auf das andere nennt man die **Kuhpocken- oder Schutzpockenimpfung, Vaccination** (vaccinatio). Die Geschichte dieser wichtigen Entdeckung unsers Jahrhunderts ist kürzlich folgende. Die Eigenschaft gewisser Krankheiten, namentlich mancher ansteckenden Hautausschläge, zu denen auch die Blattern (s. d.) gehören, den Menschen nur ein mal zu befallen, führte schon frühzeitig zu der Idee, daß durch das Überstehen einer solchen Krankheit der Körper von der Empfänglichkeit dafür befreit werden könne, und daß es zuweilen besser sei, die Krankheit künstlich hervorzurufen. Namentlich bewies gerade bei den Blattern die Erfahrung, daß diese, künstlich hervorgebracht, gewöhnlich milder verliefen als die auf natürlichem Wege erzeugten. Aus diesem Grunde wurde die Einimpfung der Menschenblattern schon seit den ältesten Zeiten in China, Ostindien, Arabien, Georgien und andern Ländern überall auf verschiedene Art ausgeübt. Auch hier und da in Europa wurden Menschen bei angehenden Pockenepidemien geimpft, vorzüglich aber geschah es in Grie-

chenland, welches von Einigen als Stammland der Impfung betrachtet wird und wo sie zu Anfange des 18. Jahrh. allgemein eingeführt war. Hier wurde die berühmte Lady Montague (s. d.), deren Gemahl Gesandter in Konstantinopel war, darauf aufmerksam, ließ 1717 ihren Sohn impfen und wendete, nachdem der Versuch einen günstigen Erfolg gehabt, bei ihrer Rückkehr nach England ihren ganzen Einfluß an, um dieser Schutzmaßregel allgemeinern Eingang zu verschaffen, was ihr auch namentlich durch Nachahmung ihres Beispiels von Seiten des Hofs gelang. Vgl. unter Anderm Heusler, „Briefe über das Blatterbelzen" (Altona 1765); Möhsen, „Sammlung der Erfahrungen über den Werth der Pockeninoculation" (Berl. 1774); Dimsdale, „Schriften über die Einpfropfung der Blattern" (deutsch, Lpz. 1767 und 1781).

Indessen traten viele Gegner dieser prophylaktischen Methode auf und ihre Einführung im übrigen Europa stieß auf bedeutende Hindernisse, sodaß sie am Ende des 18. Jahrh. noch lange nicht als allgemein angenommen betrachtet werden konnte. Ehe das Jahrhundert aber schloß, war schon durch Jenner (s. d.) eine neue Entdeckung gemacht worden, welche die frühere überflüssig machte, nämlich die Kuhpockenimpfung, welche sich bald über die ganze civilisirte Erde ausbreitete. Die Thatsache, daß Personen, die von blatterkranken Kühen angesteckt waren (besonders Melkerinnen), gegen Menschenblattern geschützt blieben, war schon früher, auch in Deutschland, bekannt und sogar einzeln zu Impfungen benutzt worden (z. B. in Holstein 1765 und 1791). Aber Jenner prüfte diese Volkssage durch zahlreiche und fortgesetzte Versuche und stellte die Thatsache von der Schutzkraft der Kuhpocke gegen die Menschenpocke ganz fest; bis jetzt hat auch die Erfahrung die Genauigkeit seiner Beobachtungen bestätigt. Man impft gewöhnlich auf folgende Art. Der Impfstoff, die sogenannte Lymphe, welche man zur Weiterimpfung benutzt, wird entweder von Kühen oder von mit echten Schutzpocken geimpften, sonst gesunden Kindern entnommen. Die zu impfende Person (der Impfling) muß möglichst gesund, wenigstens von acuten und Hautkrankheiten frei sein. Chronische Krankheiten verbieten zwar nicht immer die Impfung, wol aber das Weiterimpfen. Auch während des Zahnens und anderer Entwickelungsperioden oder vor dem dritten Lebensmonate impft man nur im Nothfalle, wenn vielleicht eine Pockenepidemie oder Pockenkranke in der Nähe sind. Die Operation wird auf verschiedene Arten bewerkstelligt. Am besten ist es, unmittelbar aus einer geöffneten Pustel eines Individuums, von dessen übriger Gesundheit man sich überzeugt hat, die frische Lymphe mittels einer Impflanzette oder Impfnadel zu nehmen und sie in die zu diesem Zwecke bestimmten Schnitte oder Stiche, die man ganz oberflächlich, womöglich ohne Blut hervorquellen zu lassen, in die obern Hautschichten des Impflings, gewöhnlich am Oberarm gemacht hat, überzutragen, worauf die Stelle leicht bedeckt und gegen Reibung geschützt wird. Ist die Operation richtig ausgeführt worden und tritt sonst keine Störung dem Processe entgegen, so scheint während der nächsten drei Tage die Wunde zu heilen, am vierten jedoch erhebt sich ein kleines Knötchen, welches bis zum sechsten in ein bläulich-weißes, halbdurchsichtiges, von einem blaßrothen Hofe umgebenes Bläschen übergeht. Hierauf treten gewöhnlich leichte Fieberbewegungen ein, der umgebende rothe, rosenartig entzündete Hof vergrößert sich und das Bläschen vervollkommnet sich zu einer runden oder länglichen Pustel, welche erst mit heller, später trüber, eiterähnlicher Flüssigkeit gefüllt, sich rechtwinkelig von der Haut erhebt und einen etwas eingesenkten Mittelpunkt hat. Will man von dieser Pustel weiter impfen, so muß man dies zwischen dem siebenten und neunten Tage thun, wo die Flüssigkeit noch ganz hell ist und keinen Eiter enthält. Vom zwölften Tage an wird die Pustel ganz trübe, der rothe Hof verschwindet, die Fieberbewegungen hören auf und auf der eintrocknenden Pustel entsteht nach und nach ein Schorf, welcher zwischen dem 20. und 25. Tage von selbst mit Zurücklassung einer der Größe der Pustel angemessenen Narbe abfällt. Die Narbe bleibt durch ihre weiße Farbe, ihr netzartiges Aussehen und ihre kleinen, oft dunkelfarbigen Punkte für Zeitlebens ein kenntliches Zeichen. Verschiedene Verhältnisse, Witterung, Körperconstitution, Temperament u. s. w. können einige unbedeutendere Abweichungen des Verlaufs bewirken. Übrigens muß man stets gehörig darauf achten, daß der erzeugte Ausschlag die wirkliche Kuhpocke sei, weil, wenn aus einer schon zu weit entwickelten Pustel oder mit durch zu langes Aufbewahren verdorbener Lymphe geimpft, oder wenn die Entwickelung des Ausschlags durch Aufkratzen, durch Krankheit oder durch Diätfehler gestört wurde, nicht die wahre, sondern die unechte oder gestörte Kuhpocke (vaccinella) erscheint, welche keine Schutzkraft gegen die Menschenpocke besitzt. Diese unterscheidet sich von der echten durch unregelmäßigen Verlauf und verschiedene Gestalt. Um den Impfstoff nicht dadurch zu schwächen, daß er allzu lange nur von Menschen auf Menschen übergetragen wurde, impft man ihn jetzt manchmal auf Kühe zurück (Retrovaccination), oder sorgt dafür, daß von Zeit zu Zeit wie-

der originäre, auf Kühen freiwillig entstandene Kuhpocken zum Weiterimpfen verwendet werden (Regeneration der Vaccine). Es ist authentisch erwiesen, daß seit Einführung der Kuhpockenimpfung die Sterblichkeit bedeutend abgenommen hat, sodaß die Impfung jetzt fast in allen civilisirten Staaten als Gegenstand der Gesundheitspolizei betrachtet wird. In den deutschen Staaten ist sie meist zwangsweise eingeführt und besondere Impfinstitute sorgen für stets echte Lymphe und kostenfreie Impfungen. Da man in der neuern Zeit wahrgenommen hat, daß die Kuhpocken die Anlage zu den Blattern nicht für das ganze Leben oder in einigen Fällen nicht gänzlich zu tilgen scheinen, obgleich die einen geimpften Menschen befallenden Blattern meist sehr gutartig und oft nur in der Form der Varioloiden (s. d.) verlaufen, so ist die Wiederholung der Kuhpockenimpfung (revaccinatio), welche wenigstens ohne allen schädlichen Einfluß zu sein scheint, nicht selten vorgenommen worden. Über die Verhältnisse, welche bei der Ansteckung Geimpfter durch die Menschenblattern obwalten, sind die Beobachtungen noch nicht vollständig genug, um ein sicheres Resultat zu liefern. Vgl. Paulus, „Handbuch für Impfärzte" (Stuttg. 1840); Winner von Rettenbach, „Über Vaccination, Revaccination u. s. w." (Wien 1842); Ceely, „Beobachtungen über Kuhpocken u. s. w." (deutsch von Heim, Stuttg. 1842); Steinbrenner, „Traité de la vaccine" (Wasselonne 1846); Zöhrer, „Der Vaccineproceß und seine Krisen" (Wien 1844); Hasse, „Die Menschenblattern und die Kuhpockenimpfung" (Lpz. 1852).

Kuhreihen oder Kuhreigen heißt die alte Nationalmelodie, welche die Alpenhirten in der Schweiz beim Austreiben ihrer Heerden zu blasen oder zu singen pflegen. Sie besteht aus wenigen einfachen Intervallen, eignet sich ganz zu der einfachen Weise dieser Hirten und dem Alpenhorne, auf welchem sie dieselbe vortragen, und macht in den widerhallenden Gebirgen eine ungemeine Wirkung. Von der ursprünglichen Melodie, welche die appenzeller sein soll, ist man jedoch in andern Cantonen vielfach abgewichen, wie die zu Bern erschienene Sammlung von Kuhreigen (2. Aufl., 1815) beweist. Vgl. Huber, „Recueil de ranz des vaches et de chansons nationales de la Suisse pour la flûte et la guitarre" (St.-Gallen 1830).

Kujawien, ein sehr fruchtbarer Landstrich an dem linken Ufer der Weichsel, gegenwärtig größtentheils zum Großherzogthum Posen gehörig, mit den Städten Inowraclaw und Brzesc, bildete, ehe es zu Polen kam, ein besonderes Fürstenthum. Der Bischof von K., der in Wlodawek an der Weichsel residirte, hatte während der Vacanz des gnesener Erzbisthums das Recht, den poln. König zu krönen und den Reichstag zu berufen, und hieß dann auch Interrex.

Kukuk (Cucŭlus) heißt eine zur Abtheilung der Wendezeher gehörige Vögelgattung, bei denen der Schnabel von Kopflänge und mit scharfen ungezähnten Rändern versehen, der Lauf kürzer als die längste Zehe und bis unter das Fersengelenk befiedert und der Schwanz zehnfederig und lang ist. Von dieser Gattung, die jetzt nach nicht eben scharfen Kennzeichen in fünf bis sechs besondere Gattungen zerfällt, besitzt Europa nur eine, aber überall verbreitete, doch nirgends häufige Art, den gemeinen Kukuk (C. canorus), der in ganz Europa, Nordafrika und einem größern Theile Nordasiens angetroffen wird und in Deutschland als Zugvogel kaum je vor Mitte April eintrifft, wo er dann durch seinen bekannten zweisilbigen fröhlichen Ruf, den er 10—12, ja 50—80 mal hintereinander wiederholt, zum willkommenen Verkünder des Frühjahrs wird. Nach Erfüllung des Fortpflanzungszwecks führt der Kukuk von der Mitte des Juli an noch einige Wochen ein lautloses Waldleben und zieht im August wieder von dannen. Nur die in demselben Sommer geborenen Jungen erwarten zum Abzug die Mitte des September. Seine bekannte und vom Volke zu Sprüchwörtern benutzte Sitte, seine Eier in die Nester von kleinern Vögeln, wie Grasmücken, Bachstelzen, Rothkehlchen u. a., zum Ausbrüten zu legen, welche nur noch bei dem Kuhtrupial (Icterus pecŏris) gefunden wird, erklärt sich dadurch, daß der Kukuk die Eier einzeln in den langen Zwischenräumen von 7—9 Tagen legt und deshalb eine gleichhohe Brutwärme einen ganzen Monat lang entwickeln müßte, was keinem Vogel verliehen ist. Der Kukuk scheint sich in geringer Entfernung von dem fremden Neste des Eies zu entledigen und es dann mit dem Schnabel in das oft enge oder halbgeschlossene Nest zu tragen, und zwar jedes Ei in ein verschiedenes Nest. Von seinen Pflegeältern wird übrigens der junge Kukuk trotz seiner Gefräßigkeit mit vieler Zärtlichkeit behandelt. Der Kukuk ist ein wahrer Insektenfresser, der bei seiner schnellen Verdauung einer außerordentlichen Menge von diesem Futter bedarf; besonders aber zieht er Raupen vor, von denen er auch die langhaarigen Bärraupen und andere dergleichen, welche jeder andere Vogel verschmäht, begierig verzehrt. Er wird dadurch äußerst nützlich, und nichts ist verkehrter, als diesen ohnehin nicht zu häufigen Vogel zum Gegenstand der Verfolgung zu machen. Durch die in die Wände des Magens eindringenden und darin festhaftenden langen Haare, vorzüglich der Bär-

raupe (Eupropia Caja) wird die Innenseite des Magens so haarig, daß sie oft einem nassen Säugethierfelle gleicht. Unter den vielen über den Kukuk vorkommenden Fabeln ist der Glaube am meisten verbreitet, daß er sich zwei mal im Jahre verwandele, im Juli zu einem Sperber oder Habicht werde und schwächere Thiere auffresse und im nächsten Frühjahre wieder seine Gestalt als Kukuk annehme. Er ist 14 Zoll lang, aschgrau, an Brust und Bauch weiß und schwarzbraun-gebändert; Füße und Krallen sind gelb. Junge Weibchen sind rostroth und mit graubraunen Querbändern gezeichnet. Zum Stubenvogel ist das scheue Thier nicht geeignet, denn er bleibt immer wild und störrisch, verschmäht das Futter, verstößt sich das Gefieder, verharrt lautlos und unterliegt der Kälte sehr leicht. Der **amerikanische Kukuk** (C. Americanus) baut sein Nest auf die gewöhnliche Weise und brütet seine Jungen selbst aus. Auch bei ihm ist die Innenseite des Magens durch die eingestochnen Haare der verzehrten Raupen dicht haarig. Am Cap der guten Hoffnung lebt der jetzt zu einer der neuen Gattungen (Indicator) gehörige **Honigkukuk** (C. indicator), der mit großem Geschrei die Bienennester anzeigt, in welche einzudringen ihm nicht gelungen ist.

Kukuruz, s. **Mais**.

Kulis oder **Coulies** sind Hindu aus einer der untern Kasten und nähren sich in ihrem Vaterlande Ostindien als Lastträger (s. **Palankin**) und Tagelöhner. Daher ist man seit der Sklavenemancipation in den brit. Colonien in Westindien, Mauritius u. s. w. auf den Gedanken gekommen, sie aus Indien dorthin zu verpflanzen. Zu diesem Ende werden durch besondere Agenten in Indien förmliche Verträge mit ihnen abgeschlossen, durch welche sie sich auf eine kürzere oder längere Frist zur Feldarbeit in den Colonien gegen angemessenen Lohn und sonstige Vortheile verbindlich machen. Solange sie in den Colonien sind, stehen sie unter den dortigen Gesetzen und Behörden und dürfen vor der festgesetzten Zeit ihre Arbeit nicht aufkündigen, sonst verlieren sie ihre Ansprüche auf freie Rückfahrt nach der Heimat. Von diesen Ansprüchen machen sie aber nach abgelaufener Dienstzeit selten Gebrauch, sondern ziehen es vor, in den Colonien zu bleiben. In keiner derselben sind sie zahlreicher als in Trinidad, wo sie die Hälfte der dortigen Feldarbeiterzahl ausmachen und durch ganze Scharen aus Indien verstärkt werden. Die dortige Colonialregierung hat ein mit dem J. 1851 in Kraft getretenes Gesetz in Betreff der Übersiedelung und Behandlung der Kulis erlassen. Die seit Anfang 1851 nach Trinidad gebrachten und ferner noch dahin kommenden Kulis müssen arbeiten bei Strafe einer Geldbuße von fünf Schillingen oder Gefängnißstrafe bei Zahlungsunfähigkeit. Die Kulis arbeiten zwar nicht angestrengter als die Neger, sie verrichten aber ihre Arbeit mit mehr Sorgfalt und werden deshalb vorgezogen. Außer der Zuckerernte beträgt in Trinidad ihre tägliche Arbeitszeit sieben Stunden und ihr Tagelohn 30 Cents; während der Erntezeit wird der Tagelohn auf 40 Cents erhöht und ihre Arbeitszeit richtet sich dann nach der geringern oder größern Qualität des auszupressenden Zuckerrohrs. Wenn die Kulis ihre Accordbedingungen nicht erfüllen, so erleiden sie einen Abzug an ihrem Tagelohn. Trotz der Höhe des letztern, den Kosten des Transports und der Veränderungssucht, welche sie von einer Pflanzung zur andern zu laufen verleitet, sprechen die Pflanzer doch einhellig die Überzeugung aus, daß die Arbeitskräfte der Kulis nach Aufhebung der Sklaverei manche Colonie vom Untergange gerettet haben, namentlich auch Trinidad.

Kulm, böhm. Chlumec, ein Dorf der Bezirkshauptmannschaft Aussig im Böhmisch-Leippaer Kreise des Königreichs Böhmen, drei Stunden nordöstlich von Teplitz, mit Schloß, Park und 700 E., ist merkwürdig durch die **Schlacht bei K.** vom 30. Aug. 1813, in welcher die Verbündeten über einen Theil der großen franz. Armee unter Vandamme siegten. Das verbündete Hauptheer unter dem Fürsten Schwarzenberg war aus Böhmen über Peterswalde, Sayda, Marienberg und Annaberg nach Sachsen in der Absicht vorgerückt, entweder die Linien des Feindes bei Dresden zu durchschneiden oder auf Leipzig loszugehen, um hier die Verbindung mit dem Nordheere zu suchen. Man hatte sich aber zuletzt für die Richtung auf Dresden entschieden, wo St.-Cyr den Mittelpunkt von Napoleon's Stellung an der Elbe mit 30000 Mann zu behaupten außer Stande schien. Allein Napoleon war auf die Kunde von jenem Vorrücken des böhm. Heeres aus Schlesien herangezogen und hatte, den Schlachtplan bei Dresden in Stolpen berechnend, von hier am 25. Abends den General Vandamme mit der ersten Heerabtheilung, 30000 Mann stark, entsendet, der 27. bei Königstein über die Elbe ging, den rechten Flügel der Verbündeten von der Hauptrückzugsstraße derselben über Pirna nach Peterswalde abschnitt und auf die Nachricht von dem Erfolge der Schlacht am 27. in Böhmen gegen Teplitz vordrang, wo er dem weichenden Feinde in den Rücken fallen sollte. Unterdessen war der An-

griff der Verbündeten auf Dresden am 26. mislungen, und Napoleon hatte sich durch die Niederlage des linken feindlichen Flügels der Straße nach Freiberg bemächtigt. Dadurch wurde Schwarzenberg genöthigt, schon am 27. Nachmittags sich auf dem einzigen ihm noch übrigen Rückwege über Dippoldiswalde nach Altenberg und dann auf Seiten- und Feldwegen über den Kamm des Erzgebirgs in seine feste Stellung bei Teplitz im Egerthale zurückzuziehen. Den Russen unter dem Grafen Barclay wurde die Heerstraße vom Schlachtfelde über Dohna und Gießhübel nach Teplitz angewiesen; aber Barclay drängte sich gleichfalls auf die Straße nach Dippoldiswalde, wodurch er mit den östr. Truppenmassen auf eine verwirrende Weise zusammengerieth. Auch dem General Ostermann-Tolstoy ließ er sagen, er möge sich, im Falle ihm Vandamme den Rückzug nach Peterswalde schon abgeschnitten, über Maxen an die Hauptarmee anschließen. Doch Ostermann wählte die gefährlichere Richtung des Rückzugs, erstürmte den in seinem Rücken vom Feinde schon besetzten Kohlberg, sowie den Engweg von Gießhübel und erreichte am 28. Peterswalde. Aber mit Ungestüm stürzte Vandamme ihm nach und über die Höhe von Nollendorf in den Kessel hinab, wo er die kleine Schar von 8000 Russen bis K. zurückdrückte. Hier erfuhr Ostermann durch den König von Preußen, der in Teplitz angekommen, die gefahrvolle Lage des im Erzgebirge verwickelten Heeres, bei welchem sich der Kaiser Alexander befand. Sofort beschlossen am 29. die Feldherren Ostermann, Yermolow, Knorring, Fürst Galyzin und Großfürst Konstantin, um jeden Preis eine Stellung zu behaupten, von der die Sicherheit des Heeres abhing. Heldenmüthig vertheidigten an diesem Tage die Russen jeden Schritt des Bodens bis 11 Uhr Mittags, wo endlich das kleine Gewehrfeuer längs der ganzen Linie sich entwickelte und ihre Lage immer schwieriger wurde. Um diese Zeit erschien, vom König von Preußen herbeigerufen, das östr. Regiment Erzherzog Johann Dragoner, dem bald darauf nebst der Abtheilung der leichten russ. Gardereiterei die erste und zweite russ. Kürassierabtheilung unter dem Großfürsten Konstantin folgten. Der Kampf war mörderisch; 6000 Verwundete und Todte lagen auf dem Schlachtfelde. Ostermann riß eine Kanonenkugel den linken Arm weg; dennoch behauptete er und sein Nachfolger im Oberbefehl, Miloradowitsch, die Stellung bei Arbesau. Vandamme brach endlich, als es dunkel wurde, das Gefecht ab und bezog ein Lager bei K., wo er die Ankunft des Kaisers oder Mortier's am nächsten Morgen gewiß erwartete. Nun war Napoleon zwar am 28. mit den Garden bis Pirna vorgegangen, bald aber wegen Krankheit und in Folge der Nachricht vom Verlust der Schlacht bei Großbeeren mit den alten Garden nach Dresden, dem Mittelpunkte seines Kriegsschauplatzes, zurückgekehrt, wohin er später auf die Kunde von der an der Katzbach verlorenen Schlacht, weil er ein Vordringen des schles. Heeres und des Nordheers fürchtete, auch Mortier mit der jungen Garde von Pirna abrief. Unterdessen aber hatte sich die Heerabtheilung unter Kleist auf den Vorschlag des Generals Grolmann, Chefs des Generalstabs, von Glashütte, Breitenau und Fürstenwalde aus, von der kleinen Straße über den Geiersberg, weil diese Wege über Graupen nach Teplitz hinab vom Heerzuge schon angefüllt waren, seitwärts auf Nebenwegen nach der großen Straße von Peterswalde gewendet, um über Nollendorf Vandamme in den Rücken zu kommen. Wäre nun Napoleon oder Mortier mit der jungen Garde von Pirna nachgerückt, so war Kleist verloren und Vandamme siegte. Dagegen hatte Schwarzenberg, der gegen 6 Uhr Abends von Altenberg her in der Ebene von K. angekommen war, die Russen bei Arbesau verstärken lassen und sich über die Stellung und Stärke des Feindes persönlich unterrichtet. Demzufolge wurde für den nächstfolgenden Tag ein neuer Angriff auf Vandamme beschlossen. Die östr. Divisionen Colloredo und Bianchi wurden von Dux her näher an das Schlachtfeld gezogen, und Kleist, von dessen Seitenmarsch nach Nollendorf man Nachricht hatte, eingeladen, zur Schlacht am nächsten Tage mitzuwirken. Vandamme sollte auf seinem linken Flügel umgangen, dadurch aber zwischen K. und das Gebirge eingeengt und aufgerieben werden. Mit Tagesanbruch griff Barclay, dem die Leitung des Heeres am 30. Aug. von Schwarzenberg übertragen war, den Feind an, worauf Knorring, Colloredo und Bianchi die Höhen des linken Flügels erstürmten. Noch stand die Schlacht und Vandamme behauptete die Rückzugsstraße nach Peterswalde, als um 11 Uhr Kleist von Nollendorf, wo Vandamme nur franz. Truppen erwartete, herab in des Feindes Rücken stürmte. Eingeschlossen in den Kessel von K., suchte sich Vandamme nach Nollendorf durchzuschlagen; die franz. Reiterei warf sich auf die Preußen und das Fußvolk folgte in geschlossenen Quarrés. Doch nur den Generalen Dumonceau, Philippon und Corbineau mit einem Theile der Reiterei gelang es, sich durch die preuß. Bataillone des linken Flügels einen Weg zu bahnen und der Gefangenschaft zu ent-

rinnen. Die übrigen Truppen mußten sich ergeben. Vandamme nebst drei Generalen und 10000 Mann wurden, nach einem Verluste von 81 Stück Geschütz und 5000 Todten, gefangen genommen. Zugleich war an diesem Tage das verbündete Heer ungehindert von dem Gebirge nach Teplitz hinabgezogen, wo es sich wieder zum Vorrücken nach Sachsen ordnete. Napoleon wagte jetzt keinen ernstlichen Angriff auf Böhmen und die Stellung bei Teplitz; er begnügte sich, die Gebirgspässe zu behaupten. Ein späterer Versuch, doch noch vorzudringen, scheiterte theils an dem Widerstande der verbündeten Truppen bei Nollendorf, am 16. und 17. Sept. 1813, theils und noch mehr an der Überzeugung, die er gewonnen, daß sein erschöpftes Heer diesem schwierigen Boden nicht gewachsen sei. Bei Arbesau erinnern ein preuß., ein dem Fürsten Colloredo-Mansfeld errichtetes östr. und ein russ. Denkmal zu Ehren des Generals Ostermann an diesen Sieg.

Kulmbach, eine Stadt im bair. Kreise Oberfranken, hat 4000 E., die ansehnliche Bierbrauerei, Gerberei und Obstbau treiben. In der Nähe liegt die ehemalige Bergfestung Plassenburg, die 1806 den Franzosen durch Capitulation von den Preußen übergeben und 1808 geschleift wurde und gegenwärtig als Zuchthaus dient. Das Markgrafthum **Brandenburg-Kulmbach** oder Baireuth, welches zufolge der Erbtheilung des Kurfürsten Albert Achilles von Brandenburg bei seinem Tode 1486 seinem jüngsten Sohne Sigismund zu Theil wurde, fiel nach dessen kinderlosem Ableben 1495 an dessen Bruder, den Markgrafen Friedrich den Ältern von Ansbach, der es auf seinen Sohn und Enkel vererbte, und nach des Letztern Tode 1557 wieder an Ansbach (s. d.).

Kuluglis oder Kuruglis werden in der Berberei, insbesondere in Algier, die von eingewanderten Türken und eingeborenen Frauen erzeugten Kinder genannt. Sie hatten zwar nicht gleiche Rechte wie der herrschende Stamm der eigentlichen, eingewanderten Türken, jedoch bedeutende Vorrechte vor den unterdrückten Völkerschaften der Mauren, Araber und Berbern, und waren zu vielerlei, wenn auch nicht den wichtigern Ämtern fähig. Seit der Eroberung Algiers durch die Franzosen hat sich die rechtliche Stellung der Kuluglis sehr zu deren Gunsten geändert, indem sie, unter allen Mohammedanern der Berberei immer am wenigsten fanatisch, ganz der franz. Herrschaft sich anschlossen und ihr im Felde wie in der Verwaltung mit vieler Treue und Tapferkeit große Dienste leisteten. Übrigens gehen sie dem Aussterben entgegen, da ein neuer Zuwachs in Algier gar nicht möglich ist, in Tunis und Tripolis aber wegen der schwachen türk. Einwanderung nur sehr sparsam sein kann.

Kumänen oder Komanen, ein Volk türk. Stammes, wahrscheinlich nicht verschieden von den Uzen bei byzant. und den Gussen bei arab. Schriftstellern, werden von den Ungarn Kuni, von den Slawen Polowci, d. i. Bewohner der Flächen, genannt, woraus die deutschen Chronisten Falawen bildeten. Von dem Lande hinter der Wolga und dem Jaik her brachen sie um die Mitte des 11. Jahrh., die stammverwandten Chasaren und Petschenegen überwältigend, in Europa ein, breiteten sich an dem nördlichen Ufer des Schwarzen Meers bis zu der Donaumündung hin aus und wurden durch verwüstende Raubzüge den Byzantinern sowol als den Ungarn und den Russen gefährlich. Ihre Hauptmacht erlag in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. den Mongolen, vor denen ein Haufe von 10000 ins byzant. Gebiet floh und gegen die sie auch in der Schlacht an der Kalka 1224 mit den Russen verbündet vergebens stritten. In Ungarn hat sich in Folge einer Ansiedelung ihr Name noch in dem Namen **Groß-** und **Klein-Kumanien** erhalten, den Landschaften an der mittlern Theiß tragen. Zum Waffendienst wurden diese Kumanen, die im Laufe der Zeit ihre Eigenheit ganz gegen die magyarische aufgegeben haben, in zwei Abtheilungen getheilt, aus deren Namen, dem lat. Balistarii, d. i. Steinschleuderer, und dem ungar. Jaszok, d. i. Bogenschützen, durch sonderbare Entstellung Philistäi und Jazyges, was auch der Name eines alten scythischen Volkes ist, geworden sind. Daß auch die Szekler Siebenbürgens von den Kumanen herstammen, ist nicht recht wahrscheinlich.

Kumas (Konst. Mich.), ein gelehrter Grieche aus Larissa in Thessalien, geb. 1777, zeichnete sich schon in früher Jugend durch feines Gefühl, scharfen Verstand und Bildungseifer aus, sodaß ihn seine Ältern 1790 dem Unterrichte des gelehrten Pesaros am Gymnasium zu Tyrnawo anvertrauten. K. machte unter diesem Lehrer, an dem er mit ungemeiner Liebe und Verehrung hing, seltene Fortschritte und hatte bereits 1796 den Unterricht an jener Schule in der griech. Philologie und den sonstigen Wissenschaften jener Zeit vollendet. Aus Vaterlandsliebe und dem Beispiele Pesaros' und anderer würdiger Männer seiner Nation gemäß beschloß er, sich dem Lehramte zu widmen, und trat 1798 als Lehrer der griech. Sprache und der mathematischen

Wissenschaften an der griech. Schule seiner Vaterstadt auf, später in Tsaritsani und Ampelakia. Das Verlangen nach europ. Bildung, das besonders durch das Beispiel des Korais und durch dessen dringende Aufmunterungen unter der griech. Jugend rege geworden war, beherrschte auch K. Er ging, zugleich um sich den Verfolgungen der Unterdrücker seines Vaterlandes (Ali-Pascha von Janina) zu entziehen, 1804 nach Wien, wo er an der dortigen Universität seine Kenntnisse, namentlich in der Mathematik, zu vermehren suchte. Im J. 1809 begab er sich nach Smyrna, wo er sich als Begründer des für Griechenland so wichtig gewordenen philologischen Gymnasiums, sowie um die Bildung seiner Nation, vorzüglich in den mathematischen Wissenschaften, in der Philosophie, Logik, Ethik, Astronomie, Geographie und Philologie, besondere Verdienste erwarb. Im J. 1814 begab sich K. auf ein Jahr als Lehrer und Vorsteher des von dem Fanarioten Dimitrios Neurusis (1803) errichteten griech. Lyceums nach Kuru-Tscheschme bei Konstantinopel, dann, nach einem abermaligen Aufenthalte in Smyrna (1815—17), wegen der Herausgabe des von ihm bearbeiteten Systems der Philosophie nach Wien, wo er bis 1819 blieb. Nachdem er 1819 eine Reise durch Deutschland gemacht, um dessen Universitäten kennen zu lernen, stand er im Begriff, nach Smyrna zurückzukehren, als ihn der Ausbruch der griechischen Revolution 1821 nöthigte, eine Zuflucht in Wien zu suchen, wo er sich wieder viel mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte. Schon in vorgerücktem Alter ging er nach Triest, wo er die Leitung der griech. Schule übernahm und im Mai 1836 starb. K. hat viel geschrieben und ins Neugriechische übersetzt und dadurch seinen Landsleuten und deren Bildung nicht wenig genützt, besonders auch insofern er die Griechen mit der deutschen Philosophie bekannt machte. Vorzügliche Erwähnung verdienen die aus dem Französischen übersetzten „Anfangsgründe der Mathematik und Physik" (8 Bde., Wien 1807), das erste Werk dieser Art im neuen Griechenland; ferner die vier Bände der Philosophie („Σύνταγμα φιλοσοφίας", Wien 1818 fg.), zum Theil nach deutschen Quellen, namentlich nach den Schriften Krug's; die Übersetzung der „Geschichte der Philosophie" von Tennemann (1818), der „Elements de chronologie historique" von Schöll (1818) und die des „Lexikon der altgriech. Sprache" von Riemer (1826); endlich eine Weltgeschichte: „Ἱστορίαι τῶν ἀνθρωπίνων πράξεων" (12 Bde., 1836—32), hauptsächlich nach Becker. Auch hat K. Wieland's „Agathon" (1814) und die „Abderiten" (1827) übersetzt. Wegen seiner Bemühungen um die Aufklärung seiner Landsleute und seiner wissenschaftlichen Verdienste überhaupt ernannte ihn 1820 die Universität zu Leipzig zum Doctor der Philosophie und die Akademie der Wissenschaften in Berlin zum Ehrenmitgliede. Eine Selbstbiographie von ihm steht im zwölften Bande der gedachten Weltgeschichte.

Kumiß heißt ein bei den Kalmücken sehr beliebtes Getränk, welches aus saurer Stutenmilch besteht, die zuvor einem Gährungsproceß ausgesetzt wird. Der Kumiß hat einen säuerlichen, nicht übeln Geschmack, ist sehr kühlend, aber zugleich berauschender Art. Auch gibt es Kumißbranntwein, Wina oder Racky von den Kalmücken genannt, welcher durch Destillation aus dem Kumiß gewonnen wird.

Kümmel (Carum) ist eine zur Familie der Doldengewächse (Umbelliferen) gehörende Pflanzengattung, die sich durch den Mangel der Kelchzähne, längliche Früchte mit 10 gleichen federförmigen Riefen und einstriemigen Rillen und durch weiße Blüten mit regelmäßigen, verkehrtherzförmigen Blumenblättern unterscheidet. Zu ihr gehört der **gemeine Kümmel** (C. Carvi), auch **Karve** genannt, der auf Wiesen und Triften in ganz Europa wild wächst und in mehren Gegenden, besonders um Halle, in Thüringen und in Anhalt, als Gewürzpflanze im Großen cultivirt wird. Derselbe zeichnet sich leicht durch seine doppelt-gefiederten Blätter, durch die vielspaltigen Nebenblätter am Grunde der Blattscheiden und den Mangel der Hüllblätter und Hüllblättchen der Dolde aus. Er blüht im Mai und Juni, zuweilen noch ein mal im Herbste und ist zweijährig. Das grüne Kraut ist ein sehr gutes Viehfutter; die braunen, eigenthümlich gewürzhaft riechenden und schmeckenden Früchte dienen als Gewürz an Speisen und an Brot- und andere Backwerke; auch wird aus ihnen das ätherische Kümmelöl bereitet. Außerdem dienen sie zur Verfertigung eines beliebten Branntweins und in der Medicin als blähungtreibendes und magenstärkendes Heilmittel. Die Wurzel wird durch Cultur größer und schmackhaft und kann gegessen werden. Einen großen Feind hat der Kümmel an der **Kümmelmotte** (Haemylis daucella), deren Raupe die Stengel und Blüten des Kümmels zerstört. Mit dem Namen römischer, ägyptischer, langer oder scharfer Kümmel wird der in Ägypten und Äthiopien einheimische und in Südeuropa angebaute **echte Kreuzkümmel** (Cuminum Cyminum) bezeichnet, dessen Früchte im Allgemeinen zwar mit dem gemeinen Kümmel in den Kräften übereinkommen, jedoch noch weit intensiver wirken.

Kunäxa, ein Ort in Babylonien, am östlichen Ufer des Euphrat, ungefähr 10 M. von Babylon, wurde denkwürdig durch die Schlacht zwischen dem jüngern Cyrus (s. d.) und seinem Bruder Artaxerxes (s. d.) Mnemon, 401 v. Chr., worin Ersterer von Letzterm getödtet wurde

Kunduriotis (Lazaros), ein um die Befreiung seines Vaterlandes hochverdienter Grieche, wurde um 1768 auf der Insel Hydra geboren, wo er auch, gleichwie sein Bruder Georg K., als einer der angesehensten und reichsten Schiffsrheder lebte. Als 1821 der griech. Unabhängigkeitskampf begann, widmeten die Brüder der Befreiung des Vaterlandes ungeheuere Opfer an Geld (angeblich 1,500000 Frcs.) und acht Schiffe, sodaß sie in Folge dessen selbst verarmten. Wiewol Lazaros weder unmittelbar am Befreiungskampfe noch an der Verwaltung des Landes Theil nahm, förderte er doch die vaterländische Sache außerordentlich durch seinen klugen Rath, seine Beharrlichkeit und seinen großen Einfluß auf seine Landsleute. Er war Präsident des Senats seiner Insel, und nicht leicht geschah etwas während des Kampfes ohne seine Begutachtung. Den Adel seines Charakters behauptete er auch, als später unter Kapodistrias' Präsidentschaft, während der Regentschaft und selbst in der letzten Zeit seines Lebens Undank und Verleumdung seine Verdienste zu schmälern suchten. Nachdem er vergeblich gehofft und vielfache Schritte gethan, daß man den durch die Opfer für die allgemeine Sache hart mitgenommenen Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara Hülfe gewähren würde, starb der schwer gekränkte Mann, ohne Trost und ohne freudige Aussicht auf die Zukunft seines engern und weitern Vaterlandes, 17. Juni 1852 auf seiner Heimatsinsel. Die Regierung ehrte jetzt ihn und seine Verdienste, indem sie für die Beamten und die Armee eine fünftägige Trauer anordnete. Die Abgeordnetenkammer schloß auf die Todesnachricht ihre Sitzung und bestimmte, daß der Name des Patrioten im Sitzungssaale die oberste Stelle einnehmen solle. Auch in seinem häuslichen Leben bewies sich K. als höchst achtbar, liebenswürdig und ungemein mildthätig. — Sein Bruder, **Georg K.**, nahm persönlichen Antheil am Freiheitskampfe, nachdem er im Jan. 1824 als Präsident an die Spitze des Vollziehungsraths gestellt und auch 1825 hierzu wieder gewählt worden war. Er zeichnete sich durch Thätigkeit und Entschiedenheit aus, obschon die Erfolge der Kriegführung seinen Absichten nicht immer entsprachen und er viel durch die Intriguen und Parteien der damals noch mächtigen Häuptlinge und Primaten des Peloponnes gehindert war. Im J. 1826 und 1827 erwarb er sich mit seinem Bruder großes Verdienst um die griech. Sache, indem Beide mit Erfolg gegen die engl. Partei in Griechenland thätig waren. Während der Präsidentschaft Kapodistrias' gehörte auch Georg K. zur Opposition, und ebenso erklärte er sich nach Jenes Ermordung gegen die Kapodistrianische Partei. Im J. 1843 fungirte er als Präsident des Staatsraths.

Kunersdorf, ein Dorf im Lebuser Kreise des Regierungsbezirks Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, ist durch die **Schlacht von K.** vom 12. Aug. 1759 bekannt, welche eine der merkwürdigsten des Siebenjährigen Kriegs war. Die Gegner Friedrich's II. schienen 1759 zu einer mehr übereinstimmenden Wirksamkeit entschlossen und die Lage des Königs von Preußen ward dadurch bedrohter als zuvor. Beobachtend stand er an der Grenze Oberschlesiens Daun gegenüber, währenddessen die Russen unter Soltikow gegen die Oder vordrangen, um sich mit Loudon zu vereinigen, der ihnen mit 30000 Mann entgegenzog. Um diese Vereinigung zu hindern, hatte Friedrich den General Wedel den Russen entgegengesendet, der aber, als er ohne Kenntniß des Terrains mit ungleicher Truppenzahl den Feind in seiner vortheilhaften Stellung bei dem Dorfe Kai zwischen Züllichau und Krossen 23. Juli angriff, geschlagen wurde und mit einem Verluste von 5000 Mann sich über die Oder zurückziehen mußte. Die Russen besetzten nun Frankfurt, und ihrer Vereinigung mit den Östreichern, die unter Loudon und Haddik heranzogen, stand nichts entgegen. Jetzt durfte der König keine Zeit mehr verlieren, wollte er seine Erbstaaten retten. Er ließ daher die große östr. Armee unter Daun durch ein Corps unter dem Prinzen Heinrich festhalten, entsendete einen Theil der Truppen dieses Corps an die Oder und eilte nun selbst dahin. Doch Loudon's Verbindung mit Soltikow konnte er nicht mehr abwenden: Beide, 60000 Mann stark, standen bereits zum Kampfe gerüstet auf dem rechten Ufer der Oder bei Frankfurt. Der König, der sich von Müllrose her näherte, marschirte am linken Ufer hin, setzte seine etwa 40000 Mann starke Armee nördlich der Stadt über den Strom und begann am darauf folgenden Morgen die Schlacht. Der rechte Flügel der Feinde war durch die Oder, der linke durch Sümpfe und Büsche und noch außerdem durch starke Verschanzungen, die Fronte durch tiefe Gründe gedeckt. Dennoch gelang es den Preußen beim Angriffe auf den linken russ. Flügel nach einem langen heißen Kampfe und trotz des heftigsten Kartätschenfeuers aus 100 russ. Kanonen die Schanze zu ersteigen, die Batterien zu nehmen und die Russen in

die Flucht zu jagen, und bereits Abends 6 Uhr eilten Siegesboten nach Schlesien und Berlin. Noch aber hatten die Russen mehre feste Punkte inne; trotz der Gegenvorstellungen seiner Generale beschloß der König, mit den schon sehr ermüdeten Truppen auch den rechten Flügel der Russen anzugreifen. Der Kampf begann, und obschon die Preußen einzelne Vortheile errangen, so konnten sie doch, durch Terrainschwierigkeiten verhindert, nichts Entscheidendes ausrichten. Sie zu unterstützen, rief der König den General Seydlitz mit der Reiterei von seinem Beobachtungsposten, Loudon gegenüber, durch wiederholte Befehle ab. Sogleich benutzte Loudon, der im Rückhalte den Stand der Dinge aufmerksam verfolgte, diese Gelegenheit, um hervorzubrechen und mit seiner Reiterei sich auf die ermatteten Haufen der Stürmenden zu werfen. Dieses entschied die Schlacht. Vergebens versuchten die Preußen noch, den Spitzberg zu erobern. Ein neuer Angriff Loudon's warf Alles in wilde Flucht. Die Preußen verloren gegen 26000 Mann und beinahe ihr ganzes Geschütz; doch hatten auch die Feinde 24000 Mann eingebüßt. Dem König wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen; eine Flintenkugel zerschmetterte ihm ein goldenes Etui in der Westentasche; nur der Heldenmuth des Rittmeisters von Prittwitz rettete ihn vor Gefangenschaft. Seydlitz, Fink, Hülsen und andere Generale wurden verwundet; der General Puttkammer und der Dichter Ewald von Kleist (s. d.) starben den Heldentod.

Kunigunde, die Heilige, Gemahlin Kaiser Heinrich's II. (s. d.), war eine Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg. Mit ihrem Gemahl, dem Herzoge Heinrich von Baiern, wurde sie zu Mainz 1002 als Königin der Deutschen und 1014 durch Benedict VIII. in Rom als Kaiserin gekrönt. Einer Sage zufolge sollen beide Gatten das Gelübde ewiger Enthaltsamkeit gethan haben. Von Seiten des Kaisers darf man dies bezweifeln, da er auf einem Reichstage zu Frankfurt sich über die Unfruchtbarkeit seiner Gemahlin beschwert haben soll. So viel aber ist gewiß, daß ihre Ehe kinderlos blieb. Als später der Leumund sich an den Ruf der Kaiserin wagte, unterwarf sie sich einem Gottesurtheile, schritt barfuß über glühende Pflugscharen weg und überzeugte durch das glückliche Bestehen dieser Feuerprobe den Kaiser von ihrer Unschuld. Nach dem Tode desselben zog sie sich in das von ihr gestiftete Kloster Kaufungen bei Kassel zurück und nahm am Jahrestage ihres Witwenstandes, 15. Juli 1025, aus den Händen des Bischofs von Paderborn den Nonnenschleier. Der Welt vergessend, lebte sie nun frommen Werken bis zu ihrem Tode, 3. März 1040. An der Seite ihres Gemahls wurde sie im Dom zu Bamberg beigesetzt, und mit ihm theilte sie die Ehre der Seligsprechung. Innocenz III. setzte sie 1200 unter die Heiligen.

Kunkellehn, von Kunkel, d. i. Spindel oder Spinnrad, dann das weibliche Geschlecht im Gegensatze des Schwerts oder männlichen Geschlechts, heißt ein Lehn, welches auch auf Frauen forterbt. Reines Kunkellehn, welches nur auf Frauen forterbt, gibt es nicht; denn sobald männliche Erben da sind, fällt das Lehn auf diese. **Kunkeladel** heißt der Adel von mütterlicher Seite.

Kunst. Nicht blos das deutsche Wort Kunst, das von Können abgeleitet ist, sondern auch das griech. τέχνη und das lat. ars bezeichnen im Allgemeinen jede durch Übung erworbene Fertigkeit und Geschicklichkeit. In diesem Sinne spricht man auch von Kochkunst, Hebammenkunst, Redekunst u. s. w. Im engern, d. h. im rein ästhetischen Sinne dagegen versteht man unter Kunst nur die sogenannten schönen oder freien Künste: Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Musik, Poesie, zu denen man dann wol auch mit mehr oder weniger Recht die Landschaftsgärtnerei, die Gymnastik (Tanzkunst, Reitkunst, Fechtkunst) und die Schauspielkunst zu rechnen pflegt. Wenn wir fragen, wodurch diese sogenannten schönen oder freien Künste von jenen übrigen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten, die zwar der Sprachgebrauch hier und da als Künste bezeichnet, die aber in der tiefern Bedeutung des Worts auf diesen hehren Namen keinen Anspruch haben, sich eigentlich unterscheiden, so tritt dieser Unterschied als der Unterschied des Schönen und Nützlichen hervor. Die Kochkunst, die Hebammenkunst, die Redekunst streben ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise nur nach dem Nützlichen; Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Musik und Poesie streben zwar auch nach dem Nützlichen, aber sie bleiben bei diesem Nützlichen nicht stehen: über das Nützliche hinaus trachten sie nach dem Genuß des Schönen. Am deutlichsten zeigt sich dies in der Baukunst. Solange die Baukunst nur innerhalb des blos Nützlichen verharrt und nur auf der unmittelbaren Befriedigung des rohen Lebensbedürfnisses ausgeht, nennen wir sie ein Handwerk; in dem Augenblicke aber, da sie nicht blos ein nützliches, sondern wesentlich auch ein schönes Gebäude aufführt, nennen wir sie nicht Bauhandwerk, sondern Baukunst. Das Bedürfniß nach den schönen Künsten liegt tief in der menschlichen Seele begründet und findet sich

bei allen Völkern, selbst bei den rohesten. Es ist psychologisch wichtig, daß die ersten Kunstanfänge bei allen Völkern ohne Unterschied der Zeiten und Zonen gleichmäßig aus dem Drange hervorgehen, den Göttern Altäre und Heiligthümer oder den gefallenen Helden oder sonst denkwürdigen Ereignissen Denkmale zu errichten, Gottesbilder zu schnitzen oder aus Thon zu bilden, den Ruhm der Vorzeit zu singen oder zu sagen. So entspringen also die Künste aus dem Gemüthe, dem Gefühle. Ein inneres Bild von den Göttern und Helden und von den Segnungen und Schrecknissen, die diese über die Menschen bringen, ist in der Seele vorhanden. Dieses Bild strebt der Mensch nach außen darzustellen; dieses bildende oder gestaltende Gemüth oder Gefühl, gleichviel ob es sich zunächst als Bau- oder Bilder- oder Ton- oder Dichtwerk äußert, ist es, was wir Phantasie (s. d.) nennen. Deshalb heißt die Phantasie mit Recht die Mutter der Kunst oder der Künste. Hieraus erklärt sich das Wesen der Kunst und ihre Stellung zu den übrigen Richtungen des menschlichen Geistes, namentlich zur Wissenschaft. Die Kunst als Erzeugniß der auf das Gemüth und Gefühl gestützten Phantasie ist wesentlich Geistesthätigkeit; es liegt ihr also immer ein geistiger Ausgangs- und Zielpunkt zu Grunde, eine Idee oder, wenn man will, ein Gedanke. Sie ist eine Sprache so gut wie die Sprache des Wortes und der Begriffe; aber eben weil sie aus dem sinnlichen Gemüth und Gefühl stammt, denkt in ihr der Mensch als ganzer, d. h. als sinnlich-geistiger Mensch mit seinem ganzen Wesen, mit seinem Herz und mit seinen Sinnen, mit der sinnlichen Anschauung, Empfindung und Liebe. Die Kunst gibt uns daher nicht blos wie die Wissenschaft Begriffe, sondern sie gibt uns Anschauungen, Empfindungen, Handlungen und Charaktere; sie gibt uns nicht blos das unsinnliche, gestaltlose, abgezogene Leben, sondern die Frische und Fülle des sinnlichen Seins selbst. Und in diesem Sinne pflegt die Schelling-Hegel'sche Ästhetik die Schönheit der Kunst gerade in diese Einheit des Geistigen und Sinnlichen zu setzen; ein Kunstwerk ist um so schöner, je tiefer sein geistiger Gehalt ist und je weniger dieser Gehalt als abstracter Gedanke, sondern durch und durch als Gestalt, als Empfindung, als Charakter und Handlung auftritt.

Die Kunst zerfällt in so viele einzelne Kunstarten, wie viele verschiedene Ausdrucksformen der physiognomische Ausdruck des natürlichen und geistigen Lebens vorzeichnet. Die Welt ist entweder bewußtlose Natur oder selbstbewußt denkender und handelnder Geist. Zwischen beiden steht eine Sphäre unmittelbarer neutraler Einheit, auf der zwar schon der selbstbewußte Geist vorhanden ist, aber noch nicht als denkender und handelnder, sondern noch als unbestimmtes, elementares Streben der Empfindung. Danach gliedert sich die Kunst. In der Anschauung und Nachbildung der bewußtlos daseienden, rein sinnlichen Formenwelt bewegt sich die bildende Kunst; in der Auffassung und Darstellung der menschlichen Thaten und Charaktere die Poesie; in der Bethätigung des elementaren, empfindenden Geistes, d. h. in sinnlichen Tönen die Musik. Die bildende Kunst zerfällt dann weiter in Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei, je nachdem sie sich ausschließlich in den Linien, Formen und Proportionen der blos unorganischen Natur bewegt oder sodann weiter zur äußern Gestalt der organischen, besonders der menschlichen Bildung fortschreitet, oder dann sogar schließlich Licht und Farbe, insofern diese den geistigen Ausdruck der Natur- und Menschenwelt näher bestimmen und durchgeistigen, in ihr Bereich zieht. Aber immer sind diese Künste ein freies Bilden. Sie bilden ihre Anschauungen, Empfindungen, Handlungen und Charaktere in ein bestimmteres äußeres Material; der Baukünstler und Bildhauer in Stein, Erz, Holz u. s. w., der Maler in Farben, der Musiker in die menschliche Stimme oder in tönende Instrumente, der Dichter in die Sprache. Und nur das freie Bilden macht diese Künste zu freien, zu schönen Künsten; die Seele der künstlerischen Idee schafft sich frei und unbehindert nach freiem Belieben und Bedürfniß den ihr angemessenen Körper. Ganz anders ist das mit der Landschaftsgärtnerei, mit der Tanzkunst, mit der Schauspielkunst. Sie haben mit den schönen Künsten insofern Ähnlichkeit, als auch sie nicht bei dem Nützlichen stehen bleiben, sondern nach dem Schönen trachten, d. h. die landschaftliche Natur, die Bewegung und Haltung des Körpers, die Darstellung der ganzen Persönlichkeit zum Träger einer Idee zu machen suchen; aber sie sind nicht freies Bilden, sondern bloßes Umbilden. Der Landschaftsgärtner ist an die Eigenthümlichkeiten und Zufälligkeiten eines bestimmten einzelnen Stück Landes, der Tanzkünstler und der Schauspieler an die Eigenthümlichkeiten und Zufälligkeiten seiner angeborenen Körperlichkeit und Persönlichkeit gebunden; er kann diese zwar steigern, aber nicht überspringen. Es wird also immer eine Kluft zwischen der Idee, die dargestellt werden soll, und der darstellenden Form bleiben. Kant hat diese Künste sinnig als „anhängende" Künste bezeichnet.

Kunstakademie. Dieses Wort hat eine schwankende Bedeutung, insofern man darunter theils Kunstbildungsanstalten, theils Vereinigungen von Künstlern versteht. Die wechselsei-

tigen Beziehungen zwischen diesen beiden Elementen sind in den verschiedenen Ländern verschieden. So bildet sich in der alten Akademie von S.-Luca in Rom aus beiden ein zusammenhängendes Ganzes. In Paris ist die Akademie der schönen Künste, die eine Abtheilung des Instituts ausmacht, nur ein geschlossener Künstlerverein und von der Kunstschule verschieden. In London ist die Akademie gleichfalls ein solcher Verein, der aber zugleich aus freiem Antriebe ein wenig Kunstunterricht ertheilt. In Belgien dagegen sind die zahlreichen Akademien wesentlich nur Kunstschulen, wie es auch der Hauptsache nach bei den oberital. und deutschen Kunstakademien der Fall ist. Sie werden in der Regel durch ein von der höhern Staatsbehörde berufenes Collegium von Künstlern verwaltet, das man auch durch Nichtkünstler vervollständigt und dessen Mitglieder den Charakter von Beamten tragen. Die Akademien sind meistens zugleich befugt, andern, außerhalb stehenden Künstlern den Ehrentitel eines Mitgliedes der Akademie zu ertheilen. In Italien gab es schon im 14. Jahrh. eine Malervereinigung zu dem Zwecke, welchen die Akademien gegenwärtig sich setzen, nämlich die in Venedig 1345 gebildete Zunft des heil. Lukas; doch führte sie ebenso wenig als die um 1350 zu Florenz gestiftete Malergesellschaft des heil. Lukas den Namen einer Akademie. Auch die erste Begründung der Akademie zu Mailand, als deren Stifter gewöhnlich Leonardo da Vinci genannt wird, dürfte schon zu Anfange des 15. Jahrh. fallen. Die erste eigentliche Kunstakademie war die von Fed. Zucchero 1593 zu Rom gestiftete Akademie des heil. Lukas, welche indeß erst 1715 nach langer Unterbrechung eine festere Gestalt erlangte. Die später gestifteten Kunstakademien zu Bologna, Parma, Padua, Mantua, Turin u. s. w. haben nie eine Bedeutung erlangen können. Das Muster für alle nachfolgenden wurde die von Ludwig XIV. 1648 gestiftete Kunstakademie zu Paris. (S. Institut.) Indeß hatten auch in Paris die Maler schon 1391 eine gildenartige Verbindung unter dem Namen der Brüderschaft des heil. Lukas geschlossen. Eine Verzweigung der pariser Akademie ist die franz. Akademie zu Rom, in der Villa Medici. In Deutschland wurde die erste Kunstakademie von Sandrart 1662 zu Nürnberg gestiftet, die durch die berühmte Künstlerfamilie Preisler (s. d.) zu neuem Rufe gelangte, aus Mangel an Mitteln aber nur mühsam sich erhielt und 1818 in eine Provinzialkunstschule umgewandelt wurde. Die Akademie zu Berlin wurde 1694 gestiftet und 1786 neu organisirt, die zu Dresden 1697 gestiftet und 1764 mit der zu Leipzig und zu Meißen vereinigt. Die Akademie zu Wien wurde von Kaiser Joseph I. begründet, aber erst von Kaiser Karl VI. 1726 vollständig organisirt. Den bedeutendsten Einfluß erlangten die Kunstakademien zu München und zu Düsseldorf, von denen die erstere 1770 gestiftet und 1807 vom Könige Maximilian I. neu begründet, die andere von Friedrich Wilhelm III. 1820 errichtet wurde. Außerdem gibt es in Deutschland noch Akademien zu Königsberg, Manheim, Kassel, Frankfurt a.M., Weimar u. s. w. Die Akademie der Malerei zu Madrid wurde 1752 gestiftet. London erhielt eine solche 1768, Edinburg bereits 1754. Holland hat Akademien zu Amsterdam u. s. w., Belgien zu Brüssel, Antwerpen und Brügge. Die Akademie zu Stockholm ist 1733, die zu Kopenhagen 1738 und die zu Petersburg 1757 gestiftet.

Kunstausstellungen, öffentliche Schaustellungen von Werken der Malerei, der zeichnenden und vervielfältigenden Kunst, sowie der Plastik, dienen dazu, die Schöpfungen der Kunstwerkstätten zur allgemeinen Kenntniß und zum Genusse des Publicums zu bringen und nebenbei die Aneignung der Kunstwerke von Seiten der Kunstfreunde zu vermitteln. Ursprünglich mehr die Unternehmung Einzelner, welche ihre Leistungen und diejenigen ihrer Schule bekannt zu machen wünschten, wurden sie später bald von den Akademien angeordnet, und so hatte Paris schon 1673 seine erste öffentliche Ausstellung von Seiten der Kunstschule. Heutzutage haben nicht nur alle europäischen Akademien ihre entweder jährlich oder alle zwei Jahre regelmäßig wiederkehrenden großen Ausstellungen, an denen auch die Baukunst durch gezeichnete Entwürfe, die Stempelschneidekunst und bis zu einem gewissen Grade die Kunstindustrie Theil zu nehmen pflegen, sondern es veranstalten auch die Kunstvereine ebenfalls regelmäßig wiederkehrende Schaustellungen. Da die deutschen Kunstvereine, untereinander zu Cyklen verbunden, ihre Kreise von der Ostsee bis ins Neckarthal, von Strasburg bis nach Königsberg ziehen, so besteht in Deutschland eine fortwährende Bilderwanderung, und es geschieht, daß an mehren Orten des Gesammtvaterlandes zugleich größere Ausstellungen stattfinden, der permanenten Ausstellungen nicht zu gedenken, welche manche Kunstvereine mit immerwährendem Wechsel ihren Mitgliedern oder dem gesammten Publicum bereiten oder auch speculative Kunsthändler in ihren Gewölben zu unterhalten pflegen. Ferner ist es nicht blos Sitte geworden, daß größere einzlene Gemälde berühmter Künstler, ehe sie an den ihnen durch Besitz angewiesenen Bestimmungsort gelangen, Ausstellungsreisen machen, sondern es werden dergleichen Kunstwerke von

unternehmenden Kunsthändlern, wie Gaupil in Paris, Payne in Leipzig, Buddeus in Düsseldorf, eigens zu diesem Zwecke bei anerkannten Künstlern bestellt, woran sich dann gewöhnlich noch das Vervielfältigungsrecht knüpft. So unterhält der Consul Böcker von Düsseldorf aus eine permanente Ausstellung in Neuyork und veranstaltet von dort aus wieder Ausstellungen in andern Städten Amerikas. An der großen Weltausstellung in London 1851 nahm nur die Plastik und die Kunstindustrie Theil; doch wurden durch sie gleichzeitige Gemäldeausstellungen in London und eine ungewöhnlich große Kunstausstellung aller Nationen in Brüssel hervorgerufen. Auf der letztern feierte die deutsche Kunst nicht unerhebliche Triumphe. Die große Ausstellung in Dublin von 1853 nahm grundsätzlich alle Producte der schönen Künste mit auf. Ein Gleiches beabsichtigt die Weltausstellung, welche 1853 in Neuyork stattfindet. Bemerkenswerth sind noch die jährlich wiederkehrenden Weihnachtsausstellungen in der berliner Akademie. Sie bestehen in transparenten Copien nach ältern Meistern oder eigenen Compositionen, welche unter Chorgesang gezeigt und so gern gesehen werden, daß sie dem Künstlerverein, der sie zu mildem Zwecke veranstaltet, gewöhnlich nahe an 2000 Thlr. reinen Gewinn bringen. Andere Städte haben diese Sitte bereits mit Erfolg nachgeahmt.

Kunstgeschichte, die Darstellung des Ursprungs, der Entwickelung, des Aufschwungs und des Verfalls der schönen Kunstform, bildet einen Hauptheil der Culturgeschichte. Der Sprachgebrauch bezieht indeß jene Bezeichnung nur auf die bildenden Künste, meistens jedoch unter Zuziehung der Baukunst. Schon die Alten waren sich der historischen Entwickelung ihres überreichen Kunstlebens nicht ganz unbewußt und die Keime einer Kunstgeschichte finden sich bei Plinius, Quintilian, Pausanias u. A. Im Mittelalter dagegen schwindet jede Spur einer historischen Betrachtungsweise der Kunst, so zahlreich auch die einzelnen Kunstnachrichten sind, wie z. B. in dem wesentlich daraus bestehenden „Liber pontificalis" des Anastasius Presbyter. Eine eigentliche Kunstgeschichte entstand erst, als das Humanistenzeitalter im 15. und 16. Jahrh. den Gegensatz zwischen antiker und christlicher Welt in allen übrigen Gebieten zum Bewußtsein gebracht hatte, als das Alterthum als etwas Objectives, neu zu Erlernendes dem künstlerischen Geiste gegenüberstand, während zugleich die eigenen unsterblichen Leistungen der Rafael'schen Zeit zur Vergleichung mit den mittelalterlichen wie mit den antiken Kunstwerken auffoderten. Während Vasari (s. d.) die große ital. Kunstepoche, freilich nur vom biographischen Standpunkte aus, in seinem berühmten Werke auffaßte, stellten die Humanisten die Kunstnachrichten der Alten zusammen, und Palladio, Ligorio, Vignola u. A. vermaßen antike Gebäude, bis sich eine Masse des Wissens in dieser Richtung ansammelte. Freilich diente dieselbe lange Zeit nur dem praktischen Gebrauche einerseits der Künstler, andererseits der Philologen. Für die neuere Kunstgeschichte dauerte die biographische Behandlung fort; ihr verdanken wir die fast zahllosen Künstleranekdoten. Die bedeutenden Stilveränderungen vom 16.—18. Jahrh. gaben von neuem Anlaß dazu, die Kunstentwickelung historisch zu betrachten, um in den einzelnen Perioden das Gemeinsame der Künstler zu erkennen. Die Geschichte des Stils beginnt jedoch erst mit Winckelmann (s. d.), welcher zuerst in der alten Kunst die Perioden unterschied und mit der Weltgeschichte in Zusammenhang brachte. Erst seit ihm wurde die Kunstgeschichte ein Zweig der Culturgeschichte. Allein noch blieb man in Betreff der neuern Kunst auf dem alten Standpunkte, obwol man seit Vasari durch Mander und Sandrart die Schulen genau hatte scheiden lernen. Erst die streng antikisirende Richtung zu Ende des vorigen Jahrhunderts und die darauf folgende romantische Reaction mit ihrem Cultus des Mittelalters ließen eine anfangs parteiische, bald aber sich mehr und mehr objectivirende Achtung vor dem wahrhaft Großen in den verschiedensten Kunstepochen entstehen. Seitdem hat die Kunstgeschichte allmälig eine immer wichtigere Stelle im Kreise der historischen Disciplinen eingenommen. Doch erst in der neuesten Zeit haben wir eine allgemeine Kunstgeschichte erhalten in Kugler's „Handbuch der Kunstgeschichte" (Stuttg. 1842—43; 2. Aufl., 1848, bearbeitet durch Burckhardt), welches das ungeheuere Material in einer großen Übersichtlichkeit zusammenfaßt und den weltgeschichtlichen Epochen unterordnet. Daneben ist zu nennen: Schnaase's „Geschichte der bildenden Künste" (1.—4. Bd., Düsseld. 1843—53), ein Werk, das weniger auf vollständige Aufzählung als auf geschichts-philosophische Begründung der Stile und Übergänge gerichtet ist. Kinkel's „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern" (Bd. 1, Bonn 1845) ist unvollendet geblieben. Als wichtigste periegetische Werke müssen Waagen's (s. d.) „Kunstwerke und Künstler" in England, Paris und den verschiedenen Gegenden Deutschlands erwähnt werden. Manche Werke, welche die Geschichte der Malerei oder Baukunst oder Perioden und Schulen dieser Künste besonders behandeln, zahlreiche Monographien aller Art, eine lebhaft angeregte und ausgeübte Forschung,

unzählige Vereine bereiten den Stoff zu weitern Darstellungen der allgemeinen Kunstgeschichte vor. Den vollständigsten biographischen Apparat bietet Nagler's „Allgemeines Künstler-Lexikon" (22 Bde., Münch. 1835 — 53), einen großen Reichthum vereinzelten Materials das „Kunstblatt" (Stuttg. und Tüb. 1820—49) und das „Deutsche Kunstblatt" (Lpz. 1850 fg.).

Kunststraßen, s. Chausséen.

Kunsttriebe nennt man diejenigen Naturtriebe der Thiere, deren äußere Erzeugnisse in einem auffallenden Grade zweckmäßig, künstlich und bewundernswerth erscheinen. Sie sind eine Steigerung des Instincts, d. h. des angeborenen Triebes, Das vorzunehmen, was zur eigenen Erhaltung und zur Erhaltung der Nachkommenschaft nöthig ist. Wir sehen den Kunsttrieb z. B. bei den Vögeln (Schneidervogel, Webervogel u. s. w.) in der Errichtung der künstlichsten Nester, bei den Bienen in dem Baue der regelmäßigen Zellen, bei den Minirspinnen in der Herstellung von künstlichen Gängen, bei den Kreuzspinnen in dem Verfertigen der regelmäßigen Gewebe, bei den Sackträgermotten und Frühlingsfliegen in dem Baue künstlicher Häuser der Larven, bei Spritzfischen und Ameisenlöwen in der eigenthümlichen Art, sich Nahrung zu verschaffen, bei dem Pfeifhasen in der Zubereitung seiner Nahrungsschober für den Winter u. s. w. Abgesehen aber von der Zweckmäßigkeit, welche in den Äußerungen dieser Art stattzufinden scheint, offenbart sich die mechanische Nothwendigkeit des Kunsttriebes, durch welche er sich von den Kunstwerken des Menschen unterscheidet, in der Einförmigkeit dieser Werke, an welchen die Wahl und mithin die Willkür keinen Theil hat, und die das junge Thier gleich vom Anfange an ebenso gut herstellt, als es die alten Thiere später können, endlich auch in dem genauen Anschließen an die Verhältnisse der äußern Umgebung. Vgl. Reimarus, „Über die Triebe der Thiere" (2 Bde., Hamb. 1798).

Kunstvereine, Verbindungen von Kunstfreunden zur Beförderung eines lebendigern Kunstinteresses, zugleich aber auch, um den Künstlern Gelegenheit zur Ausstellung ihrer Werke zu verschaffen und durch planmäßigen Ankauf solcher Werke das Talent zu unterstützen, entstanden erst in der neuesten Zeit. Der erste Kunstverein war der 1823 durch die Maler Dom. Quaglio, Stieler, Pet. Heß u. A. in München gegründete, welcher zugleich das Muster der meisten nachfolgenden wurde. Die nächsten waren die (1828) zu Berlin, Dresden, Leipzig, Breslau und Halberstadt gestifteten. Die Mitglieder erhalten für einen bestimmten Jahresbeitrag eine Actie, welche als Nummer bei der alljährlichen Verloosung der Kunstwerke gilt, die aus der Summe der Beiträge angeschafft werden. Gewöhnlich wird ein bestimmter Theil der letztern zurückbehalten zur Anfertigung eines Kupferstichs für Diejenigen, welche Nieten erhalten haben. Zugleich besorgt der Verein eine Ausstellung von Kunstwerken, sei es eine permanente, wie in München, oder eine nur in gewissen Zeiträumen wiederkehrende. Der wichtigste aller Kunstvereine wurde unstreitig der 1829 zu Düsseldorf gestiftete, für die Rheinlande und Westfalen, der mit Erfolg den Kreis seiner Thätigkeit auch auf die Beförderung großartiger monumentaler Arbeiten ausdehnt. Nach 20jährigem Bestehen (1849) hatte er 268000 Thlr. zu Kunstzwecken verwendet, 24 Altarbilder in Kirchen, elf Ölgemälde in öffentliche Gebäude gestiftet, wozu der 198 F. lange Frescofries im Rathhause zu Elberfeld und der Frescobildercyklus im Kaisersaale des Rathhauses zu Aachen gehört. Der Verein gibt zugleich ein „Correspondenzblatt" heraus. Auch andere Vereine, wie der zu Frankfurt a. M., richten zugleich ihre Thätigkeit nicht ohne Erfolg auf Entwickelung der monumentalen Kunst. Der böhm. Kunstverein in Prag hat unter der trefflichen Leitung des Grafen Franz Thun ebenfalls eine sehr ausgedehnte Wirksamkeit entfaltet, die sich auch in der Förderung monumentaler Werke ausspricht. Andere Kunstvereine verfolgen, wenn nicht regelmäßig und grundsätzlich, doch gelegentlich jenen höchsten Zweck. So half der berliner Verein kräftig zur Herstellung von Kiß' berühmter Amazonengruppe und der kölner Verein ist ein eifriger Förderer des Dombaus. Die Anlegung von eigenen oder städtischen Museen oder Galerien darf ebenfalls als ein höheres Streben angesehen werden. So hat der münchener Verein eine schöne Sammlung zu Stande gebracht, ebenso der Verein der Kunstfreunde im preuß. Staate zu Berlin; beide Vereine halten, wie überhaupt die größern, permanente Ausstellungen. Der Verein zu Bremen hat sich eine eigene Kunsthalle erbaut. Dresden, Leipzig, Breslau, Stettin u. s. w. haben ihre Vereinsgalerien. Der östr. Kunstverein, der neben dem wiener in Wien 1850 gestiftet wurde, spricht es grundsätzlich aus, sich der Hülfe an monumentalen Kunstwerken begeben zu wollen. Dafür hat er aber in kurzer Zeit eine ungemeine Ausbreitung erlangt und einen lebhaften Gemäldevertrieb vermittelt. Auch der Kunstverein zu Salzburg hat sich mit Wahrung seiner Selbständigkeit an diesen Verein angeschlossen. Eine ähnliche Verbindung zum Zweck der Erleichterung und Bereicherung der Ausstellungen unter-

halten Augsburg, Nürnberg und Bamberg mit München, während Regensburg, Würzburg und Passau wieder unter sich vereinigt sind. Für das nördliche Deutschland ging der erste Impuls zu Kunstvereinen und deren Ausstellungen von Halberstadt aus, wo Lucanus dieser Angelegenheit eine unermüdete und anerkennungswerthe Theilnahme widmete. Es haben sich Cyklen gebildet, welche gemeinsame Bestimmungen für die im Turnus aufeinander folgenden Schaustellungen anerkennen. So umfaßt der westliche Cyklus Hannover, Halberstadt, Magdeburg, Halle, Gotha, Braunschweig und Kassel; der östliche Cyklus Danzig, Königsberg, Stettin, Breslau, Posen; der rheinische Cyklus läuft von Mainz über Darmstadt, Manheim, Stuttgart, Karlsruhe und Freiburg nach Strasburg; der norddeutsche Cyklus vereinigt Bremen, Hamburg, Lübeck, Rostock, Greifswald und Stralsund. Endlich ist noch der 1853 gestiftete thüringer Cyklus anzuführen, der von Erfurt über vier Städte nach Nordhausen geht. Als einzeln stehender, sehr thätiger Verein ist noch der wiesbadener zu nennen. So zählt Deutschland jetzt nahe an 60 Kunstvereine. Auch in der Schweiz, in England, Schweden und Norwegen gibt es dergleichen. In Amerika ist der von Neuyork (1838) der wichtigste. Er unterhält zwei Galerien mit Kunstwerken. Neuyork steht im lebhaften Kunstverkehr mit Düsseldorf. Die Kunstvereine sind gegenwärtig unleugbar die wesentlichsten materiellen Träger der Malerei; sie zuerst haben ihr wieder ein größeres Publicum gewonnen und somit bei aller Einseitigkeit, die sich zuweilen hineinmischt, mit dem schwierigen Werke, die Kunst von neuem mit dem Leben zu vermitteln, einen höchst segens- und erfolgreichen Anfang gemacht. Seit 1851 bestehen kath. Kunstvereine, die nur die kirchliche Kunst im Auge haben, sich aber auch auf Musik und Dichtkunst ausdehnen und den Zweck verfolgen, ebenso wol das Alte zu conserviren, als Neues hervorzubringen. Der Impuls dazu ging von Köln aus. In gleicher Weise, doch nicht in der Ausdehnung, sondern sich auf die bildenden Künste beschränkend, bildet man seit 1853 evang. Kunstvereine, wozu der elberfelder Kirchentag von 1851 die erste Anregung gab.

Kunth (Karl Sigism.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Botaniker, geb. in Leipzig 18. Juni 1788, besuchte 1800—4 die Rathsfreischule seiner Vaterstadt und äußerte frühzeitig Neigung zu den Naturwissenschaften, zumal zur Anatomie, wodurch er sich die Gunst des Anatomen Rosenmüller erwarb und Gelegenheit erhielt, sich im anatomischen Zeichnen auszubilden. Durch den Tod seines Vaters der Unterstützung beraubt, mußte er die 1805 bezogene Thomasschule in Leipzig verlassen, erhielt aber 1806 durch Verwendung eines Oheims die Stelle eines Registraturassistenten bei der Seehandlung in Berlin. Solcher mechanischen Beschäftigung abgeneigt, suchte und fand er an A. von Humboldt einen Gönner, der ihm die Mittel gab, die naturwissenschaftlichen Vorlesungen der berliner Universität zu besuchen. Sein erstes Werk war die „Flora Berolinensis" (Berl. 1813; 2. Aufl., 2 Bde., 1838). Nach Willdenow's Tode übernahm er die Bearbeitung der von A. von Humboldt (s. d.) und Bonpland gesammelten Herbarien, begab sich deshalb 1813 zu Humboldt nach Paris und lebte daselbst bis 1819. Diesen langen Aufenthalt benutzte er zur Herausgabe von mehren sehr umfangreichen Werken, die zu den bedeutendsten der neuern Botanik gehören und auf den Stand derselben ungemein großen Einfluß geübt haben; darunter die „Nova genera et species plantarum" (7 Bde., Par. 1815—25), die Monographien über die Mimosen (Par. 1819) und über die Gräser (2 Bde., Par. 1829—33) des tropischen Amerika, die Fortsetzungen der von Bonpland begonnenen Monographien der Melastomeen und der „Plantes équinoxiales", welche zusammen an 6000 Pflanzenbeschreibungen und an 1000 Kupfertafeln enthalten, zu denen K. die botanischen Zergliederungen selbst gezeichnet hat. Im J. 1819 kehrte er nach Berlin zurück, wurde zum Professor der Botanik und Vicedirector des botanischen Gartens ernannt, 1829 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und 1830 vom Ministerium nach London gesendet, um bei der Pflanzenvertheilung der Ostindischen Compagnie das königl. Herbarium in Berlin zu vertreten. K. starb 22. März 1850 zu Berlin. Er war ein geschätzter akademischer Lehrer und fruchtbarer Schriftsteller, zumal auf dem Gebiete der beschreibenden Botanik. Viele Jahre hindurch beschäftigte ihn die Bearbeitung eines sehr wichtigen Werks, der „Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum" (Bd. 1—5, Stuttg. 1833—50), welches zu einem großen Theile auf seine außerordentlich reiche botanische Privatsammlung begründet ist. Von seinen übrigen Werken sind noch zu erwähnen: „Anleitung zur Kenntniß der in die Pharmacopoea Borussica aufgenommenen Gewächse" (Berl. 1834); „Lehrbuch der Botanik" (Bd. 1, Berl. 1847); „Handbuch der Botanik" (Berl. 1831).

Kunz (Karl), vorzüglicher Thier- und Landschaftsmaler der neuern Zeit, geb. zu Manheim 28. Juli 1770, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen bei Jak. Rieger und studirte

nachher die niederländ. Thier- und Landschaftsmaler und die Natur. In seinem 20. J. ging er nach der Schweiz, dann nach Italien; auch besuchte er später die Galerien in Dresden, Kassel, München und Berlin. Im J. 1805 wurde er badischer Hofmaler, 1829 Galeriedirector zu Karlsruhe, wo er 8. Sept. 1830 starb. Am berühmtesten sind von ihm eine radirte Landschaft, nach Adrian van der Velde, und die pissende Kuh, nach P. Potter, in Aquatinta. Mit der richtigsten Zeichnung verband er die glücklichste Auffassungsgabe und allen Zauber des Pinsels. Seine Thiere leben, seine ländlichen Scenerien sind der Natur getreu und in seinem Colorit ist eine Klarheit und Harmonie, die Auge und Gemüth zugleich festhalten. Er führte Alles bis ins Kleinste aus und arbeitete daher langsam. Auch zeigt sich aus Mangel an Erfindung eine große Ähnlichkeit in seinen Arbeiten. Unter seinen Bildern sind noch die vier Tageszeiten im gräflichen Hochberg'schen Palast, die Ansichten vom Bodensee und andere Gemälde im Besitze des Königs Ludwig von Baiern zu nennen. Auch Wien, Paris, Petersburg haben Werke von K. erhalten, während verhältnißmäßig wenige in Karlsruhe blieben. — Sein Sohn, **Rud. K.**, geb. zu Karlsruhe 1797, hat sich als einen trefflichen Pferdezeichner und als Lithographen durch seine „Abbildungen sämmtlicher Pferderacen" (Karlsr. 1827 — 32) und „Abbildungen der würtemberg. Gestütspferde" (Stuttg. 1823 — 26) rühmlichst bekannt gemacht. — Von seinem zweiten Sohne, **Ludw. K.**, geb. 1811, haben wir „Thierstudien" (2 Hefte, Karlsr. 1837).

Kunzen (Friedr. Ludw. Emil), Componist, geb. 1761 zu Lübeck, wo sein Vater Organist und Musikdirector war, bezog 1781 die Universität zu Kiel und ging 1787 nach Kopenhagen, wo er sich nun ganz dem Studium der Musik widmete. Sein erster theatralischer Versuch war die von Baggesen gedichtete Oper „Holger Danske oder Oberon", welche 1789 zu Kopenhagen mit Beifall aufgenommen wurde. Im J. 1790 wendete er sich nach Berlin, wo er mit Reichardt in naher Verbindung lebte, und bald nachher wurde er bei dem Nationaltheater in Frankfurt am Main angestellt, wo er mit dem Geiste der Mozart'schen Werke sich bekannt machte. Diesem Vorbild arbeitete er mit glücklichem Erfolge nach, sodaß seine Oper „Fest der Winzer", die er einige Jahre später als Musikdirector bei der Schauspielergesellschaft in Prag auf das Theater brachte, den lautesten Beifall erhielt. Auf Empfehlung des königl. Kapellmeisters Schulze in Kopenhagen wurde er 1795 vom Könige von Dänemark zu dessen Nachfolger ernannt. Er starb zu Kopenhagen 28. Jan. 1817. Neben mehren dän. Opern, Singspielen, Cantaten und Oratorien lieferte er auch einige gute Klavierstücke und Lieder.

Kupetzky (Joh.), ausgezeichneter deutscher Porträtmaler, geb. 1667 zu Pesing an der ungar. Grenze, der Sohn eines Leinwebers, lernte die Malerei bei Claus in Wien und ging dann nach Italien, wo er anfangs mit vieler Noth zu kämpfen hatte, dann aber durch Unterstützung des Fürsten Joh. Sobieski in glücklichere Verhältnisse kam. Nach einem 22jährigen Aufenthalte daselbst kehrte er nach Wien zurück, wo er die Bildnisse der kaiserlichen Familie und vieler Großen malte. Später nahm er seinen Aufenthalt in Nürnberg, wo er 1740 starb. Er war ein Nachahmer Rembrandt's, und seine Gemälde haben eine große charakteristische Wahrheit und Stärke des Effects, sind aber durch die Zeit sehr dunkel geworden. Vieles ist nach ihm gestochen worden, besonders von B. und J. C. Vogel.

Kupfer, unstreitig eines der Metalle, welche am frühesten bearbeitet wurden. Die Hebräer erhielten ihr Kupfer aus Ägypten. Was die Bearbeitung der Kupfererze anbelangt, so wird dieselbe dem Phönizier Kadmus zugeschrieben. Er kam 1594 v. Chr. nach Griechenland und eröffnete Kupfergruben in einem der Berge Thraziens. Daß einige Völkerschaften in Nordeuropa Kupfer zur Verfertigung von Waffen benutzten, hat sich bei Eröffnung skandinavischer Gräber ergeben, in welchen man Dolche, Messer, Schwerter u. s. w. von Kupfer fand. Seinen Namen hat es von der Insel Cypern (griech. Kypros), von welcher die Griechen und Römer zum großen Theile ihr Kupfer bezogen. Mehre Länder haben das Kupfer im gediegenen Zustande in Menge aufzuweisen, und seine Erze gehören zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Zu den oxydirten Kupfererzen gehören Rothkupfererz und Kupferschwärze, Kupferlasur und Malachit; zu den geschwefelten: Kupferglanz, Kupferkies, Buntkupfererz und Fahlerz, welches letztere seines Silbergehaltes wegen gewöhnlich zu den Silbererzen gerechnet wird. Aus diesen Erzen wird das Kupfer durch verschiedene hüttenmännische Operationen geschieden, welche, da die Hauptmassen des Kupferkieses sehr fein eingesprengt im sogenannten Kupferschiefer vorkommen, sodaß sie mechanisch von der Gangart nicht getrennt werden können, zu den ziemlich umständlichen Processen gehören. Im Allgemeinen pflegt man die Kiese zu rösten, dann durch wiederholtes Schmelzen mit Kohle und Zuschlägen und dazwischen fallendes neues Rösten der Producte (Kupferstein) vom Schwefel zu befreien, wodurch man sogenanntes Schwarzkupfer er-

hält, welches von den leichter oxydirbaren Metallen, besonders Eisen, auf den Gaarheerden oder in den sogenannten Saigerhütten durch Saigerung gereinigt und zu Gaarkupfer oder Rosettenkupfer verarbeitet wird, welches man sogleich unter dem Kupferhammer zu starken Blechen oder Schalen auszutreiben pflegt. Enthalten die Kupfersteine Silber, so entzieht man ihnen dasselbe durch Amalgamation (s. d.) oder durch Rösten mit Kochsalz und Auflösen in Wasser. Vorzüglich rein ist das Cementkupfer, das aus kupfervitriolhaltigen Grubenwässern (Cementwässern) durch hineingelegtes Stabeisen metallisch niedergeschlagen wird; dies geschieht z. B. zu Neusohl und Schmölnitz in Ungarn, Falun in Schweden, auf der Insel Anglesey u. s. w. Von besonderer Reinheit ist das **galvanische Kupfer**, d. i. mittels strömender Elektricität aus einer Kupfervitriollösung niedergeschlagenes. Das beste Kupfer ist das japanische. Das Kupfer kommt theils als Blech, theils als Draht in den Handel, seltener wird es gegossen (Rothguß). Es läßt sich zu sehr dünnen Blättchen auswalzen und zu feinen Drähten ausziehen und behält dabei eine große Zähigkeit, Elasticität und Festigkeit; ein Draht von 0,636 Linie Durchmesser trägt noch 300 Pf., ohne zu zerreißen. Das Kupfer hat ein specifisches Gewicht von 8,9. Häufig überzieht man Kupferbleche und Draht vor der weitern Verfeinerung mit Gold und Silber, sodaß beim weitern Auswalzen oder Ausziehen der Überzug sich ebenfalls mit verdünnt. Das reine Kupfer eignet sich, da es beim Erkalten leicht blasig wird, nicht zum Guß; wol aber wird es dazu geeignet, wenn es mit andern Metallen, wie mit Zinn, Zink und Nickel, legirt wird. Die wichtigsten Kupferlegirungen sind: Messing, Kanonenmetall, Bronze und Neusilber. Das Kupfer löst sich leicht in Mineralsäuren und gibt blaue und grüne Lösungen. In vegetabilischen Säuren, wie in Essig, löst sich dagegen das blanke Kupfer fast gar nicht auf, sodaß man sich der kupfernen Geräthe zu allen häuslichen Zwecken ohne alle Gefahr bedienen kann, wenn man nur die Geräthe stets ganz blank erhält und keine saure Flüssigkeit längere Zeit darin stehen läßt. Dagegen wird bei Destillationsapparaten das Kupfer stark durch das Fuselöl angegriffen, daher diese gut verzinnt sein müssen. Beim Glühen an der Luft bedeckt sich das Kupfer mit einer schwarzen Oxydschicht (Glühspan oder Kupferhammerschlag). Die jährliche Gaarkupferproduction in Europa läßt sich mit etwa 532000 Ctrn. veranschlagen, wozu England 55 Proc., Rußland 16,6 Proc., Deutschland 15 Proc. beitragen. Die Kupferproduction der ganzen Welt beläuft sich nach 10jähriger Durchschnittsrechnung auf 52400 Tonnen. Große Quantitäten liefern Türkisch-Asien, Chile, Peru, Bolivia, Brasilien, Nordamerika und Japan. Das Kupfer bildet zwei Oxyde, das **Kupferoxydul** und das **Kupferoxyd**. Ersteres ist die Ursache der rothen Färbung des gewöhnlichen Rubinglases. Letzteres bildet mit allen Säuren Salze, unter denen der **Kupfervitriol** oder das **schwefelsaure Kupferoxyd** das wichtigste ist, da es als Basis für Darstellung aller andern Kupferverbindungen dient und zu galvanoplastischen Processen, in der Färberei und Kattundruckerei, zum Verkupfern, zum Färben des Goldes u. s. w. Anwendung findet. Man stellt dieses Salz dar, indem man entweder Kupferkiese röstet, durch Wasser auslaugt und dann Eisenvitriol und Kupfervitriol durch Krystallisation trennt, wobei auch Gemenge beider Vitriole, die sogenannten **Adlervitriole**, erhalten werden, die um so blauer sind, je mehr sie Kupfer enthalten, oder indem man Kupfer geradezu in Schwefelsäure auflöst und krystallisirt. Der Kupfervitriol bildet schön blaue Krystalle von sehr herbem, metallischem Geschmack. Das Kupferoxyd bildet ferner mit Säuren die **Kupferfarben**. Die wichtigsten derselben sind: Braunschweiger Grün, Bremer Grün, Schweinfurter Grün, Mineralblau, welche sämmtlich Verbindungen von Oxyd mit Kohlensäure oder arseniger Säure und Wasser sind. Der bekannte Grünspan (s. d.) ist essigsaueres Kupferoxyd.

Kupferdruck nennt man das Verfahren, eine nach den verschiedenen Manieren der Kupferstechkunst (s. d.) bearbeitete Platte, um derselben eine größere Verbreitung zu geben, auf Papier oder irgend einen andern biegsamen Stoff abzudrucken. Dieses geschieht auf einer **Kupferdruckpresse**, welche aus zwei hölzernen oder einer eisernen und einer hölzernen oder zwei eisernen Walzen besteht, die in einem Gestelle in der Art übereinander befestigt sind, daß die obere, die Laufwalze, von der untern, der Grundwalze, mittels eines Schraubenapparats sehr genau parallel entfernt und festgestellt werden kann. Zwischen beiden Walzen liegt ein starkes Bret, der Drucktisch, auf welches die Unterlage, dann die **Kupferplatte**, auf diese das Papier, welches den Abdruck aufnehmen soll, ferner eine Überlage und ein wollenes Tuch, das Drucktuch, zu liegen kommen, worauf beide Walzen so voneinander gestellt werden, daß sie auf diese Gegenstände einen sehr bedeutenden Druck ausüben. Wird nun mittels des Sterns der einen Walze eine drehende Bewegung mitgetheilt, so nimmt auch die andere Walze dieselbe an und durch die Rei-

bung wird der Drucktisch mit den darauf befindlichen Gegenständen zwischen den Walzen durchgezogen und der Abdruck vollendet. Die Laufwalze hat gewöhnlich einen bedeutend geringern Durchmesser als die Grundwalze, da kleine Walzen schärfere Abdrücke geben. Das zum Kupferdruck bestimmte Papier ist meist ein halbgeleimtes Velinpapier und wurde sonst in Holland und vorzüglich in der Schweiz am besten fabricirt. Jetzt fertigt man auch in Deutschland und Frankreich sehr gute Sorten. Das Papier wird vor dem Abdruck von Fasern und Knötchen, welche nicht allein den Abdruck, sondern auch die Platte verderben würden, gereinigt und dann in reinem Wasser, dem man etwas Alaun zusetzt, gefeuchtet. Die Platte wird, wenn sie ganz vollendet und rein polirt ist, eingefärbt, meist mit schwarzer, bisweilen auch mit anderer Farbe. Von der Feinheit und Gleichmäßigkeit der Farbe hängt zum großen Theil die Schönheit des Abdrucks ab. Die fertigen Abdrücke werden zwischen sogenannten Preßspänen, feinen und festen Pappen, in der Presse getrocknet. Die verschiedenen Manieren des Kupferstichs erfodern auch eine verschiedene Behandlung der Platte beim Einfärben. Bei dem Druck mit mehren Farben bleibt das Verfahren dasselbe, nur erhält jede Farbeplatte ihre zugehörige Farbe und der Druck geschieht meist trocken, da das Papier sich, wenn es gefeuchtet ist, beim Trocknen zusammenzieht und die verschiedenen Platten nachher nicht ineinander passen würden. Sollen mehre Farben in Einer Platte gedruckt werden, so wird auf die passenden Stellen die gehörige Farbe mit kleinen Ballen eingetragen. Die ersten Abdrücke von jeder Kupferplatte fallen rauh aus; die besten Abdrücke aber finden sich unter den ersten Hunderten. Eine kräftig gestochene Platte gibt 1500 gute Abdrücke, die nächsten 1500 haben weniger Haltung; das vierte Tausend wird schon grau und die Platte muß abgestochen werden. Eine geätzte Platte liefert etwa 500 und eine leicht radirte 150 gute Abdrücke. (S. **Abdruck**.)

Kupfermünzen nennt man alle aus Kupfer geprägten Münzen. Zur Zeit der Entstehung des gemünzten Geldes bediente man sich nur edler Metalle, des Goldes und Silbers, zu den Münzen; das Kupfer wurde erst später dazu verwendet. Daher rührt die auffallende Erscheinung, daß Kupfermünzen Griechenlands seltener vorkommen als silberne, während bei den römischen gerade der umgekehrte Fall stattfindet. Rom schlug seine ersten Münzen aus Erz, d. i. Kupfer mit verschiedenem Zusatz (aes grave). Die Einheit dieser Münze war das As (s. d.), ein röm. Pfund (libra), und wurde auf den Münzen mit I bezeichnet. Es zerfiel in zwölf Theile, welche mit dem As mehrfache Reduction erlitten, je nachdem der Werth des Geldes stieg. Zur Zeit der Kaiser fand in Rom die Werthstellung des Kupfers zum Silber in der Münzung in der Art statt, daß man das gegenseitige Verhältniß beider Metalle wie 1 : 60 annahm. In Griechenland war χαλκός der allgemeine Ausdruck für Kupfer- oder Scheidemünze. In dem neuern Münzwesen wird das Kupfer nur zu Scheidemünze geprägt. Auch die Kupfermünzen sind der Verringerung durch unedlere Metalle fähig, namentlich durch Blei und Eisen. Erstere kennt man leicht daran, daß sie, auf Kohlen gelegt und geglüht, ganze Tropfen von Blei ausschwitzen, was bei den chines. Kupfermünzen am häufigsten vorkommt. In Schweden wurde im 17. Jahrh. unter der Königin Christine die Kupfermünze als Courantmünze in großen Platten ausgeprägt, im Werthe von ½ bis zu 24 Thlrn. (Kopperdaler). Es sind dies große viereckige Platten, ein Pfund und mehr an Gewicht, auf einer Seite mit fünf Stempeln, deren einer in der Mitte den Werth angibt, z. B. 2 Daler Sylfmunz u. s. w. Die übrigen vier in den Ecken enthalten die Krone und den Namenszug des jedesmaligen Regenten. Der Zweck der Einführung war wol die Ersparung der Prägkosten für die Scheidemünze, nicht aber, wie man gewöhnlich angibt, um das Zählen der kleinen Münze zu ersparen. Ein solcher Kupferthaler galt den dritten Theil eines Silberthalers. Seit 1770 wurden diese Stücke nicht mehr geprägt und meist eingeschmolzen. Jetzt betrachtet man sie als Curiosität und benutzt sie sogar zu Präsentirtellern. Vgl. Reinhardt, „Kupfercabinet, oder Beschreibung einer großen Anzahl Kupfermünzen der neuern Zeit" (3 Bde., Eisenberg 1826—28).

Kupferstechkunst nennt man die Kunst, auf einer Kupferplatte ein vertieftes Bild hervorzubringen und dieses mittels des Drucks zu vervielfältigen. Es gibt elf verschiedene Stichgattungen, und fast eine jede braucht andere mechanische Mittel. Unter ihnen ist die Kupferstechkunst mit dem Grabstichel, die Linienmanier, die vornehmste und älteste, und um die Ehre ihrer Erfindung streiten sich Deutsche und Italiener. Goldschmiede in Oberitalien pflegten allerdings sehr früh von ihren Nielloarbeiten (s. d.) vor dem Einlassen des Niello in die gestochene Arbeit Abgüsse in Schwefel und seit 1460 auch Abdrücke auf Papier zu machen. Weil nun der Abbate Zani einen solchen Abdruck von dem Niellirer Maso Finiguerra aus dem J. 1452 im königl. Kupferstichcabinet zu Paris entdeckte, so galt Finiguerra als Erfinder. Allein jene Abdrücke

erweisen ziemlich deutlich, daß in ihnen keineswegs das Ergebniß einer durch vorhergegangene Nachforschungen und Combinationen erreichten Erfindung vorliege, sondern daß sie vielmehr blos von jenen Goldschmieden als Proben ihrer niellirten Arbeiten gefertigt wurden. Dagegen gibt es von einem Deutschen, der sich mit den Buchstaben E. S. zeichnete, und für den neuerdings Nagler den Namen Erhard Schön gefunden haben will, Kupferstiche von 1465 oder 1466, vielleicht auch schon von früher, deren Vortrefflichkeit in der Schwärze und der Reinheit des Drucks sattsam beweist, daß sie, zur allgemeinen Verbreitung bestimmt, mit der Presse gedruckt sind. Diesem deutschen Meister reihte sich eine Menge vortrefflicher Kupferstecher an, welche meist zugleich Maler waren, und unter denen Mart. Schongauer, gewöhnlich Schön genannt, obenan steht. Ihm folgten Albr. Dürer und die sogenannten Kleinen Meister, unter denen G. Penz, B. und H. S. Beham, Aldegrever, J. Bink, Albr. Altdorfer die bedeutendsten sind. Auch in Italien waren es Maler, unter ihnen namentlich Andr. Mantegna, welche, von den Goldschmieden oder Niellirern darauf geleitet, die Kupferstechkunst weiter ausbildeten, die hier durch Marc Antonio Raimondi zu einer bis dahin unbekannten Vollkommenheit erhoben wurde. Auch Rafael schätzte die Kupferstechkunst und verbesserte selbst zuweilen die graziösen, reinen Umrisse, die Raimondi nach dessen Zeichnungen gab. Durch Primaticcio und den Meister Rosso, die in der Mitte des 16. Jahrh. nach Frankreich gingen, um das Schloß zu Fontainebleau mit Malereien zu schmücken, wurde auch dort, wo früher die Kupferstechkunst nur durch wenige Goldschmiede geübt worden war, eine Schule derselben gebildet, die man die Schule von Fontainebleau nennt. Mit Dürer und Raimondi wetteiferte in den Niederlanden Lukas von Leyden, und außer diesem sind Dirk von Staren, die Gebrüder Wierx und später H. Goltzius mit seinen Schülern als die fruchtbarsten Künstler damaliger Zeit zu erwähnen. Namentlich förderten die Letztern die Kupferstechkunst, freilich oft auf Kosten der einfachen Wahrheit und Grazie. Durch den Holländer Corn. Cort wurde die Kupferstechschule in Italien gebildet, aus welcher einer der größten Meister, Agostino Caracci, hervorging. Der Grundzug dieser frühern Kupferstecher ist im Ganzen eine treue Hervorhebung der Umrisse bei großer, obschon kräftiger Einförmigkeit der Schraffirungen, welche bei allen Gegenständen so ziemlich dieselben waren.

Mit Rubens begann eine neue Glanzepoche der Kupferstechkunst; seine Malereien und Zeichnungen haben die Vorsterman, die Bolswert, P. Pontius u. A. durch den Grabstichel vervielfältigt. Man erfand die Kunst, nicht blos die verschiedenen Formen der abgebildeten Gegenstände, sondern auch diese selbst durch eigenthümliche Behandlung ihrer verschiedenen Oberflächen auf das eigenthümlichste und reichste zu charakterisiren. Wie Rafael, so verbesserte auch Rubens sehr oft die Umrisse auf den Platten seiner Stecher. In Holland erkannte man Cornelius Visscher die Palme der Kupferstechkunst zu, weil er mit dem Grabstichel gleichsam zu malen verstand. Mit Bloemart begann die Kupferstechschule in Frankreich, wohin diese Kunst sich damals wendete, eine neue Epoche. In Deutschland erwarben sich Matth. Merian Vater und Sohn durch ihre unzähligen Prospecte und kleinern historischen Blätter von etwas handwerksmäßiger Art einen fast allzu großen Ruf. Geistreicher sind die Stiche von B. Kilian, besonders dessen Porträts, und die von Wenzel Hollar. Der ital. Schule gehörte der berühmte J. Frey an. G. Wagner in Venedig bildete eine Kupferstechschule, aus welcher Bartolozzi hervorging, der dann in England die Kunst ausübte und tüchtige Schüler zog. G. F. Schmidt aus Berlin und J. G. Wille aus Hessen erneuerten in Frankreich die frühere Glanzperiode der Kupferstechkunst. Letzterer war unübertrefflich in den Blättern nach den holl. Genremalern, Ersterer, der den Grabstichel mit der Radirnadel verband, in Porträts und geistvollen Blättern nach Rembrandt. In Italien zog im 18. Jahrh. der treffliche Cunego eine Menge Schüler. Was seit seiner Schule die ital. Kupferstechkunst besonders hob, war ihre Emancipation von der gleichzeitigen Malerei und ihre Rückkehr zu den großen Mustern des 16. Jahrh. Überhaupt hat die treue und ämsige Nachbildung, hauptsächlich der Werke Rafael's, die ganze moderne Kupferstechkunst oft vor manieristischen Abwegen beschützt. Auch Deutschland hat viele vortreffliche Kupferstecher aller Gattungen aufzuweisen.

Das Verfahren mit dem Grabstichel (s. d.) oder bei der Linienmanier ist einfach. Der Grabstichel wird mit dem Heft in den Ballen der Hand gestemmt, welche mit sicherer und fester Bewegung die Linien (Taillen) nach der vorher eingeritzten Zeichnung ausgräbt. Für Gegenstände, welche durch parallel laufende, überall gleich breite Linien ausgeschnitten (schraffirt) werden können und die man platte Tinten (teintes plates) nennt, hat man besondere Maschinen erfunden. Früher mußten die Linien, z. B. des ruhigen Meeres, der Luft, der geraden und gekrümm-

ten Flächen, der geometrischen und architektonischen Körper und Maschinen, nach Parallellinealen sorgfältig gezogen werden, was um so mehr Schwierigkeit hatte, wenn die Linien stufenweis breiter werden oder nach und nach enger aneinander rücken sollten. Die Umständlichkeit der hierbei vorkommenden Berechnung und die große Kunstfertigkeit, welche die Ausführung erfoderte, machten es wünschenswerth, denselben Erfolg auf mechanischem Wege zu erreichen. Die Engländer waren die Ersten, welche zum Ziele gelangten, und Edmund Turell erfand eine **Kupferstichmaschine**, die auf das System des Dreiecks basirt war, welches, sich an einem Lineale verschiebend, genaue Parallelen gibt. Vervollkommnet wurde dieselbe durch Conté in Paris 1815, und es sind die vollkommensten jetzt vorhandenen nur Modificationen der Conté'schen Maschine. Ein anderes Verfahren findet statt durch die Anwendung der Radirkunst (s. d.), wobei das Ätzen der Kupferplatte durch auflösende Flüssigkeiten eine Hauptsache bildet. Die glattpolirte Platte wird hier zuerst mit dem Ätzgrunde überzogen, welcher aus einem Firniß von Wachs, Mastixkörnern und Asphalt besteht, und zu diesem Behufe die Platte erhitzt, die man, nachdem der Ätzgrund darauf gebracht ist, vom Rauch einiger Wachslichter leicht anlaufen läßt. Sodann wird die entweder auf Ölpapier entworfene oder durchgezeichnete Zeichnung auf der Seite, welche die Gegenstände in natürlicher Lage zeigt, mit Röthel überrieben und mit dieser Seite auf die Platte gelegt; die Umrisse der Zeichnung aber werden mit der Radirnadel behutsam übergangen. (S. **Calque**.) Hat sich auf diese Weise die Zeichnung verkehrt auf dem Ätzgrunde abgedruckt, so fängt man an, mit der Radirnadel die Zeichnung in den Firniß einzureißen oder zu radiren, sodaß durch die Striche das Kupfer hindurchglänzt. Ist dieses geschehen, so umgibt man die Platte mit einem Rande von Wachs und übergießt nun dieselbe mit dem Ätzmittel (Scheidewasser), welches dann in die vom Ätzgrunde entblößten Stellen eindringt und die Radirung in das Kupfer eingräbt. Bei der mehrmals nothwendigen Wiederholung der Ätzung werden die Stellen, welche nicht weiter vom Ätzmittel angegriffen werden sollen, mit einem sogenannten Deckfirniß überzogen. Die gehörige Vollendung der geätzten Platten in Rücksicht auf Reinheit und Kraft gibt man denselben zuweilen mittels des Grabstichels. Da das Radiren auf Kupfer von jedem Künstler, der im Zeichnen erfahren ist, leicht ausgeübt werden kann, so haben die meisten Maler, denen es mehr um die Zeichnung ihrer Erfindungen als um die künstliche Ausführung zu thun war, zur Verbreitung ihrer Werke und zum Vergnügen sich der Ätzkunst bedient, welche deshalb die geistvollsten Arbeiten aufzuweisen hat. Als Erfinder der Ätzkunst ist unstreitig Albr. Dürer anzusehen, obschon die Italiener dem Mazzola genannt Parmeggiano die Ehre dieser Erfindung beilegen. Sehr groß ist neben vielen Deutschen die Zahl der holl. und flandr. Maler, welche vortreffliche Radirungen lieferten, und namentlich sind es Rembrandt's Blätter, die wegen des Ausdrucks der Wahrheit und des Helldunkels, sowie A. van Dyck's Porträts, welche die Bewunderung aller Zeiten verdienen. Auch haben einige span. und portug. Maler gute Radirungen geliefert. In Frankreich war J. Callot einer der Ersten, welcher die Ätzkunst, besonders in kleinen Figuren, unübertrefflich übte. In England brachte W. Hogarth durch seine radirten und mit dem Grabstichel vollendeten Blätter die Kupferstechkunst in Aufnahme. Als eine eigene Stichgattung kann die Vereinigung der Linienmit der Radirmanier betrachtet werden. Dabei bewirkt die Ätzung nur die Anlage, während alle übrige Arbeit mit dem Stichel geschieht. Diese Art kam in der Mitte des 17. Jahrh. auf und wird nur von sehr geübten Stechern betrieben. Die **Punktirkunst** mit der Goldschmiedspunze, einem Stahlstängelchen, mittels dessen man die je nach Licht und Schatten nöthigen Punkte, aus denen die Figuren zusammengesetzt sind, in die Platte schlägt, wurde wie in den frühesten, so auch in der spätern Zeit von Goldschmieden geübt. Der Italiener J. Campagnola war der Erste, welcher malerische Haltung in seine Blätter dieser Gattung brachte, und später war es J. Lutma in Amsterdam, welcher 1681 einige vortreffliche punktirte Porträts herausgab. Die **Schwarzkunst** oder die **Schabkunst** (bei den Italienern mezzo tinto), auch die englische Kunst genannt, weil sie in England sehr beliebt und dort auf ihren Gipfelpunkt gebracht wurde, besteht darin, daß man die Platten mittels des Gravirstahls, den man auch die Wiege nennt, überarbeitet und dann die Lichter aus den schwarz gewordenen Platten herausschabt. Sie ist eine Erfindung des hess. Oberstlieutenants L. von Siegen, der seit 1629 mehre Blätter in dieser Manier herausgab. Die Engländer dagegen nennen den Architekten Christ. Wren als Erfinder dieser Kunst, von dem man den Kopf eines Negers in geschabter Manier besitzt, welcher ganz aus der Kindheit dieser Kunst zu sein scheint. Vorzüglicheres als L. von Siegen leistete in der Schabkunst der Prinz Ruprecht von der Pfalz, der die Kunst nach England verpflanzte. Die **Leblon'sche Stichgattung mit bunten Farben**, die Erfindung des Malers Leblon zu

Frankfurt gegen das Ende des 17. Jahrh., wurde, da sie weder in Deutschland noch in Holland Glück machen wollte, durch den Erfinder selbst, und zwar mit Erfolg, nach England verpflanzt. Die Technik in der Behandlung der Platte kommt hier mit der der Schabkunst überein, nur mit dem Unterschiede, daß diese zur Hervorbringung der Abdrücke blos einer Platte bedarf, zu jener aber mehre Platten erfoderlich sind, von denen jede mit einer besondern Farbe gedruckt wird. Früher hatten Lastmann, P. Schenk, Taylor und einige Andere wol auch Versuche im Buntdrucken gemacht; da sie aber mit Strichen geäzt hatten und die verschiedenen Farben blos auf die Platten aufgetragen waren, so konnten sie nie zu der beabsichtigten Wirkung eines Gemäldes gelangen. Leblon's zum Theil vortreffliche Arbeiten ahmen die Malerei nach und sind jezt äußerst selten geworden. Die **engl. Punktirstichgattung** wurde von J. Bylaert, einem Holländer, erfunden und durch F. Bartolozzi in England eingeführt, wo sie viel Beifall fand. Bartolozzi hatte eine Menge freilich zum Theil sehr mittelmäßiger Künstler zu Nachfolgern. Diese Art war stets ein Kind der Mode und hat des Guten wenig, des Schlechten aber sehr viel aufzuweisen. Der **franz. Kreidezeichnungsstich** (Crayon-Manier) ist wahrscheinlich eine Erfindung des Franzosen J. C. François um 1756, dem aber R. Magny und G. C. Demarteau diese Ehre streitig machten. Diese Manier hat den Zweck, Zeichnungen nachzuahmen. Durch L. Bonnet wurde diese Kunst, ähnlich der Leblon'schen Manier, verbessert. Ihm schloß sich Cornelius Ploos van Amstel an, der zu Amsterdam um 1758 Arbeiten auf Zeichnungsart in Kupfer lieferte, die zu den schönsten Kunsterzeugnissen gehören. Kaum kann es etwas Vollkommeneres geben als die Nachahmungen der Handzeichnungen der großen holl. Meister, die er und nach seinem Tode der ihm in Kenntnissen nicht nachstehende H. Jost in London in kostbaren Werken herausgaben. In Holland wurde diese Kunst bei der Vorliebe der Holländer für die Handzeichnungen ihrer großen Maler besonders heimisch. Die **Aquatinta- oder Bistermanier** (s. **Aquatinta**) wurde wahrscheinlich von dem als Kunstkenner bekannten Abbé St.-Non erfunden; doch wird gewöhnlich J. P. le Prince, um 1768, als deren Erfinder angegeben. Die **Farbentuschmanier** ward 1762 von Charpentier in Paris erfunden und blieb fast das Eigenthum der franz. Künstler. In neuerer Zeit hat der um 1825 erfundene Stahlstich (s. d.) einen Theil der Aufgabe übernommen, welche vierthalb Jahrhunderte lang dem Kupferstich und dem Holzschnitt oblag, während zugleich der Steindruck (s. d.) eine ungemeine Verbreitung gewann und auch der Holzschnitt (s. d.) aus langer Vernachlässigung hervorgeholt und für ganze Gattungen bildlicher Vervielfältigung, z. B. die Illustrationen, fast das ausschließliche Mittel wurde. Der Steindruck hat vor dem Kupferstich den Vorzug der Wohlfeilheit; der Holzschnitt allein läßt sich mit dem Letterndruck verbinden. Der Stahlstich jedoch hat vor dem Kupferstich nichts voraus als die übergroße Anzahl von Abdrücken, welche er gestattet. Der weichgemachte Gußstahl gibt nämlich an sich schon gegen 50000 Abdrücke und wieder gehärtet noch mehr, während die Kupferplatte schon bei 4000 Abdrücken abgenutzt ist. (S. **Kupferdruck.**) Radirung und Aquatinta sind noch viel empfindlicher als der reine Kupferstich und gestatten nicht viel über 500 Abdrücke. Der Kupferstich bleibt jedoch immer die vielseitigste, der mannichfachsten Behandlung fähige und deshalb für Werke höherer Gattung geeignetste Art bildlicher Vervielfältigung. Er allein vermag fast die völlige Schattentiefe des Holzschnittes mit der Weichheit der Lithographie und mit dem zarten Detail des Stahlstiches zu vereinigen und wird deshalb bei möglichst allseitiger Nachbildung der größten Meisterwerke immer den ersten Rang behaupten. Vgl. Huber, Rost und Martini, „Handbuch für Kunstliebhaber" (9 Bde., Zür. 1796—1804); Bartsch, „Peintre graveur" (21 Bde., Wien 1802—21); Derselbe, „Anleitung zur Kupferstichkunde" (2 Bde., Wien 1821); Joubert, „Manuel d'amateurs d'estampes" (3 Bde., Par. 1821); Heller, „Praktisches Handbuch für Kupferstichsammler" (2 Bde., Bamb. 1824); Quandt, „Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstechkunst" (Lpz. 1826).

Kuppel, Kugel- oder **Kesselgewölbe** nennt man ein polygones, gedrückt-rundes oder halbkugelrundes Gewölbe, welches runden Gebäuden zur Decke dient und oben gewöhnlich für das nöthige Licht eine runde Öffnung behält. Dieselbe bleibt entweder ganz frei oder wird mit einem kleinen, an den Seiten offenen Thürmchen überbaut, welches man die Laterne nennt. Das älteste Kuppelgebäude von monumentalem Charakter besitzt Rom in seinem berühmten Pantheon Agrippa's. In der Folge bemächtigte sich vorzüglich das oström. Reich des Kuppelbaus und lehnte an die Kuppeln Halbkuppeln in den bizarrsten Formen. In den Kirchen wurde bald gar keine andere Art von Bedachung mehr angewendet. Das berühmteste Denkmal dieser Gattung ist die unter Justinian erbaute Flachkuppel der Sophienkirche in Konstantinopel. Un-

ter oström. Einflusse erhielt sich der Kuppelbau auch in einzelnen Gegenden Italiens, z. B. in Ravenna und später in Venedig, und bahnte sich von da einen Weg nach dem Norden, wo er in Verbindung mit der Basilika (s. d.), die ganze romanische Bauepoche über, den Mittelpunkt des Kreuzes zieren half, bis das Erwachen des gothischen Stils in Deutschland den Kuppelthurm verdrängte, in den übrigen Ländern aber, obwol als widersprechendes Element, in sich aufnahm. Die höchste Ausbildung erhielt die Kuppel in der modernen ital. Baukunst, welche darüber den Thurm völlig vernachlässigte. Brunelleschi's Kuppel auf dem Dom zu Florenz gab die hauptsächlichste Anregung zum Kuppelbau der Peterskirche in Rom, welche seitdem für die Kirchenbaukunst der ganzen kath. Welt maßgebend wurde und sogar in dem protest. England einen Rival an der Paulskirche in London gefunden hat. Als eine der schönsten modernen Kuppeln gilt der schlanke Dom der Invaliden in Paris. Die modern ital. Kirchenkuppe seit Michel Angelo ruht meist auf einem sogenannten Cylinder oder Tambour, welcher eine Reihe Fenster enthält und von außen mit einer Colonnade versehen ist. Das Innere der Kuppel selbst ist in Felder oder Cassetten getheilt oder mit Fresken geschmückt und gewöhnlich die innere Schale der Kuppel bedeutend niedriger als die äußere. Über den architektonischen Werth der Kuppel, zumal in ihrer Verbindung mit einem Langhause, streitet man schon lange; jedenfalls sind ihr ein großer malerischer Werth und ein höchst bedeutender äußerer Umriß nicht abzusprechen. Eine der schönsten neuern Kuppeln in einem Profanbau ist die Kuppel im Museum zu Berlin, eines der edelsten Werke Schinkel's. An Kolossalität der Verhältnisse wird sie jedoch von der Kuppel der Befreiungshalle auf dem Michelsberge bei Kehlheim weit überboten.

Kuppelei (lenocinium) nennt man das Anlaßgeben und Gelegenheitschaffen zu unerlaubter Befriedigung des Geschlechtstriebes. Die Kuppelei wird an Denen, die sich dieses Verbrechens schuldig machen, härter bestraft, je nachdem Verführung unschuldiger Mädchen und andere Schlechtigkeiten hinzugekommen, oder gar Männer ihre Frauen und Ältern ihre Töchter fremder Wollust preisgeben. Das röm. Recht geht hier bis zur Todesstrafe; im neuern deutschen Strafrechte ist Freiheitsstrafe in verschiedenen Abstufungen angedroht.

Kur, im Alterthum Cyrus, ein Fluß in dem jenseit des Kaukasus liegenden, zu Rußland gehörigen Grusinischen Gouvernement, entspringt in den Armenischen Bergen, die von dem Ararat sich verzweigen, hat über 100 M. Länge und ergießt sich, durch den aus Armenien kommenden Arasfluß (den alten Araxes) verstärkt, zwischen Baku und Lenkoran in das Kaspische Meer. Er bildet bei seiner Mündung ein breites, aus mehren Flußarmen bestehendes Delta, dem viele kleine Inseln vorlagern und einen mehre Meilen breiten Meerbusen, die Bai von Lenkoran. An den K. und seine Umgebungen knüpfen sich viele interessante Sagen, besonders aus der biblischen und pers. Geschichte.

Küraß, wol aus der span. Bezeichnung corazza, von corazon, Herz, Brust, entstanden, wie auch die davon benannten Kürassiere, span. corazones, zur Zeit des span. Übergewichts in Kriegssachen (16. Jahrh.) aufkamen, ist ein Brustharnisch, kugelfest aus Eisen geschmiedet, meist auch mit einem Rückenstück (dann Doppelküraß genannt) verbunden und durch Achselschuppen und Riemen befestigt. Doppelkürasse sind den einfachen vorzuziehen schon wegen des Gleichgewichts für den Sitz des Reiters, besonders aber, weil Reitergefechte hin und her wogen und im Handgemenge die Rückendeckung besonders von Werth ist. In der Schlacht von Eckmühl (1809), wo zuletzt an 90 Escadrons bei sinkendem Abend handgemein waren, erlitten die östr. Kürassiere, die nur einfache Kürasse hatten, gegen die französischen mit Doppelkürassen einen mehr als zehnfachen Verlust. Kürassiere gehören in allen Armeen zur schweren Reiterei, kämpfen meist in geschlossener Fechtart und werden, als Reservecavalerie in Verbindung mit reitender Artillerie gut gebraucht, noch immer zur Entscheidung wirken.

Kürbis (Cucurbita) ist eine der Gurke nahe verwandte Pflanzengattung, welche einhäusige gelbe Blüten, deren Staubbeutel in eine Walze verwachsen sind, und in der dickschaligen Beere Samen mit etwas verdicktem stumpfem Rande trägt. Zu ihr gehört der gemeine Kürbis (C. Pepo), mit kugeligen oder länglichen birnförmigen Früchten von der Größe eines Apfels bis zu zwei F. im Durchmesser und 50—70, ja zuweilen selbst bis 200 Pf. schwer. Er wird in Gärten und auf Feldern häufig cultivirt und man hat von ihm eine Menge Varietäten, zu denen der kleine Birnenkürbis, der große Riesenkürbis und andere gehören. Die Kürbisse gewähren nicht nur eine nahrhafte Speise, sondern auch ein gutes Viehfutter. Auch kann man daraus Zucker und Branntwein fertigen. Aus den Kernen läßt sich ein brauchbares, fettes, mildes Öl pressen. Am häufigsten benutzt man die Kürbisse im südlichen Europa, um allerhand Speisen daraus zu bereiten. In Venedig z. B. werden große Massen von Kürbissen auf den Märkten gebraten und

verspeist, und die niedere Volksclasse ist daran so gewöhnt, daß sie zur Kürbiszeit fast nur diese gebratene Frucht genießt. Ferner cultivirt man besonders wegen der eigenthümlichen Gestalt der Frucht den **Turbankürbis** oder **Türkenbund** (C. Melopepo), mit halb oberständigem Fruchtknoten; den **Kurfürstenhut**, der mit einer sternförmig-eckigen dicken Wulst umgebene, aber völlig unterständige Früchte besitzt; den **Warzenkürbis** (C. verrucosa), mit einer hartrindigen, große Warzen tragenden Frucht, und im südlichen Europa den **Bisamkürbis** (C. moschata), der sich durch Moschusgeruch und weiche Behaarung auszeichnet. Der **Flaschenkürbis** (Lagenaria) bildet eine eigene Gattung, die sich durch weiße Blumen, weiche Behaarung, Moschusgeruch, dreibrüderige Staubgefäße und mit einem stark verdickten Rande umzogene Samen unterscheidet. Der gemeine Flaschenkürbis (Lagenaria vulgaris) wird bei uns in Gärten öfter cultivirt wegen seiner Früchte, die von 1—6 F. Länge abändern, häufig keulenförmig (**Keulenkürbis** oder **Herculeskeule**) oder kurz flaschenförmig oder krugförmig (Urnenkürbis) sind und bei einigen Abarten ein kühlendes, eßbares Fruchtfleisch besitzen, während es bei andern Abarten sehr bitter und purgirend ist. Vorzüglich werden aber die Früchte zu Flaschen (**Calebassen**) und andern Gefäßen verwendet.

Kurdistan, d. h. das Land der Kurden, ist kein genau begrenztes Gebiet und erstreckt sich auf dem südöstlichen Abhange des armenischen Hochlandes und dem nordwestlichen des Zagrosgebirgs, in dem Raume zwischen diesen beiden Gebirgen und dem Tigris in Vorderasien ungefähr von 36° 30′—39° 30′ n. Br. und 59°—66° ö. L. Der größte Theil des Landes ist sehr gebirgig und um so rauher, je höher sich das Gebirge erhebt; doch sind die Thäler meist sehr fruchtbar und schön. Nur die Gegend längs des Tigris im südlichen Theile des Landes ist ebener, aber im Sommer auch dürr und glühend heiß und nur in der nassen Jahreszeit begrünt. Die Kurden sind ein räuberisches, zum Islam sich bekennendes Nomadenvolk indogermanischen Stammes, das seit undenklichen Zeiten schon, immer dieselbe Lebensart führend, hier haust und den Alten unter den Namen der Karduchen und Gordyäer bekannt war. Sie zerfallen in viele Stämme unter eigenen Häuptern und sind ein ebenso freiheitsmuthiges und unabhängiges als wildes und unbändiges Volk, welches nur, wenn die umliegenden Länder in der Hand kräftiger Regierungen waren, sich ruhiger und auf seine Gebirge eingeschränkt verhielt, dagegen, wenn schwache Regierungen daselbst herrschten, durch Raubzüge die umliegenden Lande beunruhigte und sich in denselben ausbreitete. So kommt es denn, daß man sie weit über ihre eigentliche Heimat hinaus verbreitet findet. Insbesondere häufig sind sie in Armenien und Mesopotamien; aber sie wandern auch nicht selten als Hirten, Karavanenführer oder Räuber bis unter die Mauern von Tokat und Siwas in Kleinasien, und im Osten findet man sie sogar im Grenzgebirge zwischen Persien und Turkestan. Nur wenige Stämme sind seßhaft, die meisten ziehen im Sommer mit ihren Heerden in die kühlen Gebirge und im Winter in die niedrigern Gegenden am Tigris und Euphrat. Außer der Viehzucht und einigem Ackerbau bildet Räuberei ein Hauptgewerbe der Kurden und nebst einer zweideutigen Gastfreundschaft einen Grundzug ihres Charakters. Sie sind ein Reitervolk und stehen noch auf einer niedern Stufe der Civilisation; insbesondere kennen sie fast gar keinen eigentlichen staatlichen Verband. Obschon sie unter eigenen Fürsten stehen, so haben doch diese vermöge ihres Amts nur geringe Macht und nur die Persönlichkeit des Einen oder des Andern vermag ihnen dieselbe jeweilig zu verleihen. Wol ist ihr Gebiet nominell der Pforte und dem pers. Reiche unterworfen, und zwar so, daß jene den bei weitem größern nördlichen Theil, der besonders die Ejalets Wan und Schehresur einnimmt, mit den kurdischen Fürstenthümern Amadia, Dschesireh, Dschulamerk, Karadscholan, Koi, Kuran, Sindian, Soran und Suleimanieh, in Anspruch nehmen, dieses dagegen nur den kleinern südlichen Theil besitzt. Indeß weder die Pforte noch die pers. Regierung besitzt die Macht, die Kurden in wahrer Abhängigkeit zu halten. Im türk. K. ist **Bitlis**, eine feste Stadt und Sitz des Paschas mit ungefähr 20000 E., der bedeutendste Ort; im pers. K. **Kirmanschah** mit ungefähr 40000 E. Neben den Kurden leben aber noch andere Völkerschaften in K., so namentlich Türken im türk. und Perser im pers. Theil; außerdem einige Beduinenhorden, vorzüglich aber Nestorianer. — Die **Kurdensprache** gehört nach lexikalischer Hauptmasse und grammatikalischem Kern zu der medopersischen Sprachfamilie. Sie ist eng verwandt mit dem Neupersischen, jedoch mehr wie dieses verderbt und weniger wie dieses als Schriftsprache fortgeschritten und entwickelt. Die meisten Kurden, zumal die Vornehmen, reden, vorzüglich im Osten, auch wol persisch, im Westen türkisch und in schriftlichen Verhandlungen bedienen sie sich nur dieser beiden Sprachen. Auch verstehen sie mitunter Arabisch. In ihren wenigen Schulen wird hier

und da etwas Persisch und Arabisch getrieben, vom Kurdischen aber nichts gelehrt. Es gibt also keine kurdische Schrift, keine kurdische Literatur; die Sprache hat sich kaum zur Schriftsprache erhoben; nur die Mollahs beschäftigen sich etwa damit.

Kurfürsten hießen im Deutschen Reiche diejenigen vornehmsten Fürsten, welchen ausschließend das Recht zustand, den Kaiser oder König zu wählen oder zu küren. Beides, die Wahl wie das ausschließende Recht der Kurfürsten an derselben, bildete sich nach und nach aus. In den ältesten Zeiten, unter den Karolingern, war die deutsche Königskrone in der regierenden Familie erblich. Nach Abgang der Karolinger wurde Deutschland ein förmliches Wahlreich, in welchem man jedoch von der ein mal erwählten Familie nicht leicht abging. Unter Kaiser Karl IV. schränkte sich das Recht der Königswahl auf die Inhaber der geistlichen und weltlichen Erzämter (s. d.) ein, die, als mit dem Falle der Hohenstaufen auch die alten Volksherzogthümer der Baiern, Sachsen, Schwaben, Franken und Lothringer gesprengt wurden, bereits erblich auf bestimmten Territorialfürstenthümern ruhten. So entstanden die sieben Kurfürsten, die schon 1256 bei der Wahl des Kaisers Richard von Cornwallis deutlich hervortreten, nämlich die von Mainz, Trier und Köln, als die ersten Erzbischöfe und als Reichskanzler, der von der Pfalz, eine Zeit lang mit Baiern abwechselnd, und die von Brandenburg, Sachsen und Böhmen. Zwar verlangten die übrigen Fürsten noch immer einen Antheil an der Kaiserwahl; allein die Kurfürsten behaupteten sich in ihrem Vorrechte, das endlich von Karl IV. durch die Goldene Bulle (s. d.) 1356 bestätigt wurde. Ihre Zahl blieb bis zum Westfälischen Frieden unverändert, nur daß Böhmen nach König Wenzel's Absetzung 1400 seine Rechte nicht mehr ausübte und erst 1708 wieder in das kurfürstliche Collegium zugelassen wurde. Als aber Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz (s. d.) in die Reichsacht erklärt und seine Kurwürde an Baiern übertragen worden war, wurde im Westfälischen Frieden, um die Wiedereinsetzung des pfälz. Hauses möglichst zu vervollständigen, eine achte Kurwürde für die Pfalz eingeführt, mit der Bedingung, daß auf den Fall des Abgangs der bair. Wilhelmischen Linie die bair. Kur wieder an Pfalz fallen, jene achte Kurwürde aber aufhören sollte. Im J. 1692 kam eine neunte Kurwürde hinzu, indem Kaiser Leopold I. Braunschweig-Lüneburg zum Kurfürstenthum erhob, welches aber erst nach langwierigen Widersprüchen der Reichsstände, besonders der Kurfürsten, 1710 in das Kurcollegium eingeführt wurde. Als 1777 das Haus Baiern ausstarb und die bair. Lande an Kurpfalz fielen, ging die bair. Kurwürde der obigen Bestimmung gemäß ein, und es gab nun wieder nur acht Kurfürsten. Nach der Verschiedenheit der in ihren Kurländern herrschenden Religion gab es neben fünf katholischen drei evang. Kurfürstenthümer, nämlich Sachsen, obgleich der Kurfürst nachmals katholisch wurde, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg. Die Kurfürsten hatten vor den übrigen deutschen Reichsständen gewisse Vorrechte, und zwar entweder alle gemeinschaftlich oder auch nur einer oder der andere eigenthümlich. Die Stellung derselben in der deutschen Reichsverfassung war eine ganz eigenthümliche. Sie waren nach der Goldenen Bulle des Kaisers innerste und vertrauteste Räthe, die „sieben Säulen und Lichter des heiligen Reichs", ja „Glieder des kaiserlichen Leibes". Sie konnten daher dem Kaiser auch unberufen Rath geben und ihm zusammen durch kurfürstliche Collegialschreiben gewisse Angelegenheiten besonders empfehlen. Ihr ausschließliches Recht, den Kaiser zu wählen, wurde noch wichtiger durch die ihnen zustehende Entwerfung der Wahlcapitulation (s. d.). Auf den Reichsversammlungen bildeten sie ein eigenes Collegium und hatten meist noch einige Stimmen im Reichsfürstenrathe. Sie standen in einem besondern, zuerst 1338 zur Aufrechthaltung ihrer Wahlfreiheit gegen den Papst geschlossenen Vereine, welchen noch bis in die letzte Zeit jeder Kurfürst persönlich beschwor. Sie hatten königl. Ehre, nur nicht den Titel Majestät. Als Landesherren hatten sie das Recht der Gerichte dritter Instanz und Befreiung von der Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts und des Reichshofraths; ihre Kurlande waren untheilbar; alle Regalien besaßen sie ohne kaiserl. Verleihung und majorenn wurden sie mit zurückgelegtem 18. J. Der Kurfürst von Mainz war Erzkanzler in Deutschland und hatte als solcher die Leitung der Geschäfte, das Directorium des ganzen Reichstags und des Kurfürstenraths insbesondere, das Ausschreiben der Wahltage und die Leitung der Wahl, die Ernennung eines Reichsvicekanzlers, welcher am kaiserl. Hofe seine Stelle versah, die Aufsicht über alle Reichskanzleien und Archive; er war erster Stand des Reichs und Director des Corpus catholicorum. Als Erzbischof verrichtete er nach einem Vergleiche mit Köln vom J. 1656 die Krönung des Kaisers, wenn sie in seinem Sprengel geschah. Der Kurfürst von Trier war Erzkanzler durch Gallien und Arelat und der von Köln durch Italien, welche beide Ämter ohne Function waren. Letzterer krönte den Kaiser, wenn die Krönung zu Aachen oder sonst in seinem erzbischöflichen Sprengel vor sich ging. Der Kurfürst von Böh-

men war Erzschenk und erkannte für seine Lande keine Reichsanstalt an, weder die Kreisverbindung, noch die Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte, noch die Wirksamkeit der Reichsvicariate von Pfalz und Sachsen. Der Kurfürst von der Pfalz war Erztruchseß und bei Erledigung des kaiserl. Throns Vicarius in Franken, Baiern, Schwaben und am Rhein. Der Kurfürst von Sachsen war Erzmarschall und hatte die Polizei bei dem Reichstage und den Wahlversammlungen, welche durch den sächs. Erbmarschall ausgeübt wurde, und theilte mit Kurmainz mehre Directorialgeschäfte. Auch war er Reichsvicarius in den Landen sächs. Rechts, erster evangel. Reichsstand und Director des Corpus evangelicorum. Der Kurfürst von Brandenburg war Erzkämmerer, der von Braunschweig Erzschatzmeister.

Diese Verfassung der Kurfürsten mußte nothwendig durch die im Frieden zu Luneville von 1801 geschehene Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich Abänderungen erleiden; besonders schien der Art. 7 den geistlichen Kurfürsten nachtheilig, zufolge dessen nur die erblichen Fürsten von dem Deutschen Reiche Entschädigung erhalten sollten. Zwar wählten die Domcapitel zu Köln und Münster nach Absterben des Kurfürsten Maximilian zu Köln 7. Oct. 1801 den Erzherzog Anton Victor von Östreich zum neuen Kurfürsten, dessen Wahl auch von Seiten Östreichs für pflicht- und verfassungsmäßig erklärt wurde, obgleich von Preußen und Frankreich schon vorher wider dieselbe protestirt worden war; allein es hatte diese Wahl keine Wirkung. Durch ein kaiserl. Rescript vom 14. Juli 1802 wurde nun zunächst eine zur Erörterung der Entschädigungen ernannte Reichsdeputation nach Regensburg zusammenberufen und dieser 21. Aug. ein von Frankreich und Rußland entworfener Entschädigungsplan vorgelegt, nach welchem nunmehr nur noch ein geistlicher Kurfürst, nämlich der zu Mainz, mit dem Titel Kurfürst-Reichserzkanzler sein, dagegen drei neue weltliche Kurfürsten, nämlich von Baden, Würtemberg und Hessen-Kassel, geschaffen werden sollten. Da aber Östreich bereits 31. Aug. die dem Großherzoge von Toscana durch Salzburg und Berchtesgaden zugestandene Entschädigung für unzulänglich erklärt und darauf 28. Dec. zu Paris wegen dessen völliger Entschädigung mit Frankreich eine Übereinkunft abgeschlossen hatte, so wurde außer mehren Besitzungen auch dem Großherzoge von Toscana die Kurwürde versprochen. Nach der von Seiten Rußlands, Frankreichs, des Kaisers und der deutschen Reichsstände geschehenen Bestätigung des Entschädigungsplans, worin man zugleich dem noch lebenden Kurfürsten von Trier, Clemens Wenceslaus, Herzog von Sachsen, gewisse jährliche Einkünfte festsetzte, wurden die vier neuen Kurfürsten von Baden, Würtemberg, Hessen-Kassel und Salzburg, sowie der neue Kurfürst-Erzkanzler 22. Aug. 1803 in das kurfürstliche Collegium eingeführt. So gab es nun zehn Kurfürsten und unter diesen sechs evangelische, sodaß letztere Kirche hierdurch, sowie durch 27 neue im Reichsfürstenrathe erhaltene Stimmen ganz gegen die vorherige Verfassung die Stimmenmehrheit für sich hatte. Schon durch den Presburger Frieden von 1805 wurde die salzburg. Kurwürde wieder aufgehoben, indem Östreich Salzburg und Berchtesgaden erhielt, dagegen gab man dem Kurfürsten von Salzburg Würzburg unter dem Titel eines Kurfürstenthums. Baiern und Würtemberg erhielten die Königswürde, ohne jedoch deshalb aus dem deutschen Reichsverbande zu treten, bis 12. Juli 1806 zu Paris der Abschluß der Rheinischen Conföderationsacte (s. **Rheinbund**) erfolgte, worauf Baiern, Würtemberg, der Erzkanzler und Baden der deutschen Reichsverbindung entsagten und der franz. Minister Bacher auf dem Reichstage zu Regensburg erklärte, daß der Kaiser von Frankreich kein deutsches Reich mehr anerkenne und den Titel eines Protectors der Rheinconföderation angenommen habe. In Folge dessen legte 6. Aug. der deutsche Kaiser Franz II. die Kaiserwürde nieder. Noch führten die Kurfürsten von Würzburg, Sachsen und Hessen den kurfürstlichen Titel; allein schon 30. Sept. trat der Erstere dem Rheinischen Bunde bei und nahm den Titel eines Großherzogs an; ihm folgte 11. Dec. Sachsen, das zugleich durch den mit Frankreich abgeschlossenen Frieden zu Posen die Königswürde annahm. Der hess. Lande hatte sich nach der Schlacht bei Jena Napoleon bemächtigt und den Kurfürsten derselben für verlustig erklärt. So gab es nur noch zwei Titularkurfürsten, den von Trier und den von Hessen. Ersterer starb 1812; Letzterer, der nach dem Sturze Napoleon's in sein Land zurückkehrte, hat, wie sein Nachfolger Wilhelm II., den Kurfürstentitel beibehalten. Da aber ein Deutscher Bund souveräner deutscher Fürsten an die Stelle des Deutschen Reichs trat, so hat dadurch die Kurfürstenwürde ihrem Begriff und Wesen nach ihr Ende erreicht.

Kurilen oder Kurilische Inseln ist der Name einer aus mehr als 30 nur mäßig bewohnten Eilanden bestehenden Inselkette, die von der Südspitze Kamtschatkas nach Japan hinüberreicht und deren größere Hälfte, die nur die kleinern Eilande umfaßt, zu Rußland gerechnet wird, während die kleinere Hälfte, die aber die bedeutendern Inseln enthält, unter japan. Hoheit steht.

Paramuschir, mit einem rauchenden Vulkane, dem Cap Lopatka unmittelbar vorliegend, ist die größte unter den russ. Kurilen, Iturup oder die Staateninsel, 68 QM. groß, ebenfalls mit einem Vulkane, die größte der japan. Kurilen. Auf Urup oder der Alexandersinsel, der südlichsten Kurile russ. Antheils, steht das Fort Kurilo-Rossi, wo ein Bureau der russ.-amerik. Handelsgesellschaft sich befindet. Alle diese Inseln sind, wie Japan und Kamtschatka selbst, als deren Fortsetzung sie erscheinen, vulkanischer Natur; man zählt auf ihnen 18 noch thätige Vulkane und viele heiße und Schwefelquellen. Im Übrigen sind diese fast in steten Nebel gehüllten, von gefährlichen Strömungen umgebenen und steten Erdbeben ausgesetzten Inseln meist nur dürftig bewässert, felsig und unfruchtbar, nur einige wenige mit Lärchen, Cedern, Ellern und Weiden bewaldet, während die südlichern auch Bambusrohr und Weinstöcke tragen. Unter den Producten des Thierreichs sind weiße, rothe und schwarze Füchse, Zobel, Bären, Biber, See- und Fischottern besonders wegen ihres Pelzwerks gesucht; auch kommen Rehe, Wölfe und Bären, Seelöwen und Seehunde vor. An Mineralien bergen sie Silber, Kupfer, Schwefel und Salmiak. Unter den Bewohnern zeichnen sich die **Kurilen** aus, kaum 1000 Seelen, die in Sprache und Sitte den Kamtschadalen verwandt sind und wahrscheinlich bei der Eroberung Kamtschatkas durch die Russen auf diese Inseln flüchteten. Sie gehören unstreitig mit den übrigen Bewohnern des nordöstlichen Asien, den Korjäken, Jukagiren und Tschuktschen, zu einer und derselben ostsibirischen Volks- und Sprachenfamilie. Entdeckt wurden diese Inseln zwar schon im 17. Jahrh. durch die Holländer, doch sind sie erst durch Krusenstern und Wrangell bekannt geworden. Den Bekehrungsversuchen der griech. Geistlichkeit hat die gutmüthige Bevölkerung im Ganzen wenig Hindernisse in den Weg gelegt. Besonders werden die **Ainos**, die auch in Japan selbst, auf Jesso und Saghalin, angetroffen werden und von den Japanern sehr unterdrückt sind, von Krusenstern wegen ihrer Herzensgüte sehr gerühmt. Sie stehen dabei freilich auf der niedrigsten Stufe der Cultur, kennen weder Ackerbau noch Hausthiere, Hunde ausgenommen, mit deren Fellen sie auch bekleidet sind, sind unreinlich, abschreckend häßlich und vermehren ihre Häßlichkeit noch durch die blaue Farbe, mit der sie, namentlich die Weiber, ihre Lippen zu färben pflegen, während sie zugleich das Haar tief ins Gesicht hineinkämmen.

Kurisches Haff, s. Haff.

Kurkreis, sonst einer der sieben Kreise des Kurfürstenthums Sachsen, gehörte keineswegs zum alten Herzogthum Sachsen, sondern war damals ein von Slawen besetztes Land, das Albrecht der Bär eroberte und auf seinen Sohn Bernhard von Askanien vererbte. Erst nachdem Letzterer die Würde eines Herzogs von Sachsen erhalten, ging der Name des Herzogthums Sachsen auf diese Gegend über, und weil auf ihr nun die Kurwürde ruhte, wurde sie später der Kurkreis genannt. Derselbe umfaßte auf 74 QM. etwa 150000 E. und hatte Wittenberg zur Hauptstadt. Nach der Erhebung Sachsens zum Königreich wurde der Name Kurkreis in Wittenberger Kreis verwandelt. Ein Theil davon, das Amt Gommern und die Grafschaft Barby, mußte 1808 zur Entschädigung für den im Tilsiter Frieden Sachsen zugesprochenen kottbusser Kreis an das Königreich Westfalen abgetreten werden. Durch die Theilung Sachsens 1815 kam der ganze Kreis an Preußen und gehört gegenwärtig zu den Regierungsbezirken Merseburg, Magdeburg und Potsdam.

Kurland, gegenwärtig ein russ. Gouvernement und eine der sogenannten Ostseeprovinzen (s. d.), bildete vormals ein selbständiges Herzogthum, welches eigentlich aus zwei Herzogthümern, K. und Semgallen, welches letztere der östliche Theil war, bestand und nebst Livland den Schwertrittern zugehörte. Als aber die Macht Rußlands immer drohender um sich griff und die Ordensritter sich in Livland gegen die Russen nicht mehr behaupten konnten, nahm der letzte Groß- oder Heermeister, Gotthard Kettler, 1561 K. und Semgallen unter Abtretung Livlands von den Polen zu Lehn, wodurch zugleich die weltliche Macht des Ordens, die früher nur eine geistliche Aristokratie übte, gegründet wurde, indem Kettler sein Lehn bis ins 18. Jahrh. auf seine Nachkommen vererbte. In Folge der Vermählung des Herzogs Friedrich Wilhelm von K. mit einer russ. Prinzessin Anna, der Tochter des Zaren Iwan, 1710, und besonders nach dem schon ein Jahr darauf erfolgten Ableben des Herzogs, wo nun Anna unter Peter's d. Gr. Schutz Regentin blieb, gerieth K. in große Abhängigkeit von den Russen und dadurch zugleich in gewaltige Conflicte mit den Polen, als deren Vasallen die kurländ. Herzoge noch galten. Als nun nach Peter's II. Tode 1730 die Herzogin Anna den russ. Thron bestieg, nahm sie mit großer Energie und gutem Erfolge die Rechte ihres Oheims und Nachfolgers in K., des Herzogs Ferdinand, wahr, den sie gegen die Intriguen der poln. Partei stets zu beschützen wußte. Nach Fer-

dinand's Tode 1737 setzte Anna es durch, daß ihr Günstling und Oberkammerherr, der Graf Ernst Johann von Biron (s. d.), zum Herzog erwählt wurde, der aber weder bei der ruff. noch bei der kurländ. Partei sich in Gunst zu setzen wußte und auch gleich bei Anna's Tode, 1740, von ihrem Nachfolger, Iwan V., nach Sibirien verwiesen wurde. Nach mehren nun folgenden Herzogswahlen, die bald von russ., bald von poln. Einfluß geleitet wurden und die doch ohne rechten Erfolg blieben, wurde Biron, von Peter III. aus Sibirien zurückberufen und von Katharina II. 1763 in seine Rechte wieder eingesetzt, zuletzt auch nach der Restauration von den Polen anerkannt, sodaß er 1769 die Regierung ruhig seinem Sohne Peter überlassen konnte. Unter diesem brachen indeß die lang verhaltenen Gährungen aus. Der kurländ. Landtag, den aber blos der Adel verfassungsmäßig bildete, beschloß 18. März 1795, K. dem russ. Scepter zu unterwerfen und foderte den Herzog, der sich in Petersburg aufhielt, durch eine ständische Deputation zu seiner freiwilligen Entsagung auf. Wirklich ließ sich derselbe bewegen, 28. März 1795 die Abtretungsurkunde zu unterzeichnen, und wurde, wie die von seinem jüngern Bruder abstammende Linie Biron, welche letztere noch gegenwärtig im Besitze der Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien ist, durch eine jährliche Rente für die Ansprüche auf das Herzogthum entschädigt. K. aber wurde nun eine russ. Provinz, jedoch behielt es einige Reste seiner frühern Verfassung, besonders blieb der Adel begünstigt und der Bauernstand unterdrückt, trotz der von dem Kaiser Alexander 1817 bestätigten Urkunde, die die Leibeigenschaft in K. wie in den übrigen Ostseeprovinzen aufhob und die Rechte der Bauern gegen die Anmaßung der Gutsherrschaften in Schutz zu nehmen verhieß.

K. umfaßt 495¾ QM. und zählt 560000 meist evang. E. Es ist ein ebenes, nur an wenigen Stellen von Hügeln durchzogenes Land, welches wie die übrigen Ostseeprovinzen viel Waldungen, Sumpf, Seen und Walddünen hat, die mit dem fruchtbarsten Boden abwechseln. Die nördlichste Spitze des Landes endigt sich mit dem weit in die See hineinragenden Vorgebirge Domes-Näs, auf welchem, wie auf der gegenüberliegenden Insel Ösel, zur Sicherung der Schiffer zwei Leuchtthürme unterhalten werden. Der höchste Punkt inmitten des Landes ist der kaum 700 F. hohe Hüningsberg. Die Windau, die kurische Aa und die Düna, letztere nur als Grenzfluß gegen die Gouvernements Witebsk und Livland, bewässern das Land. Unter den 300 Seen sind der Usmaitensche (1⅗ QM.) mit einer darin gelegenen Insel, der Libausche, Angersche und der in der Nähe von Jakobstadt befindliche Sauckensche See, der wahrscheinlich durch einen Erdfall entstanden ist, zu bemerken. Das Klima ist gemäßigter als in Livland, doch sind die Winter gewöhnlich sehr streng. Ackerbau, Fischfang, Jagd und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner; auch die Bienenzucht wird fleißig betrieben. An den Küsten findet man auch häufig Bernstein, der im Lande verarbeitet wird. In der Industrie ist man noch weit zurück, auch ist der Handel nicht sehr bedeutend; selbst die Hauptstadt Mitau (s. d.) kann kaum als eine Handelsstadt gelten. Ansehnlicher ist Libau, welches durch das neuerlich wieder aufgenommene Kanalproject bald noch mehr gewinnen dürfte. Die Bevölkerung in den elf Städten des Gouvernements besteht fast nur aus Deutschen, die auch die Gutsherrschaften auf dem Lande bilden. Die Bauern sind theils kurische Letten oder Kuren, theils esthnische Völkerschaften, als Liven, wie am Angerschen Strande, und Krewinnen in der Gegend von Bauske; doch zählen zu Letztern nur einige Tausend Seelen. Vgl. Bienenstamm, „Geographischer Abriß von Esthland, Livland und K." (Riga 1826); Possart, „Die russ. Ostseeprovinzen K., Esthland, Livland" (Stuttg. 1840).

Kurmark hieß der Haupttheil der Mark Brandenburg, deren zweite kleinere Hälfte die Neumark war. Sie umfaßte die Altmark mit der Hauptstadt Stendal, die Vormark oder Priegnitz mit der Hauptstadt Perleberg, die Mittelmark mit der Hauptstadt Brandenburg, die Ukermark mit der Hauptstadt Prenzlau und die Herrschaften Beeskow und Storkow oder den beeskower und storkower Kreis, und enthielt auf 447 QM. 830000 E. Der Name Kurmark, der in Folge der Übertragung der Kurwürde auf Brandenburg unter Ludwig II. aus dem Hause Wittelsbach um 1360 entstanden war, verschwand mit dem Untergange der deutschen Reichsverfassung. Nach dem Tilsiter Frieden wurde die Altmark mit dem neuerrichteten Königreiche Westfalen, dafür aber das rechts der Elbe gelegene Herzogthum Magdeburg mit der Mark verbunden, die damals 418 QM. mit 785000 E. umfaßte. Im J. 1813 fiel die Altmark an Preußen zurück, doch erneuerte man bei Errichtung der Regierungsbezirke die Eintheilung in Kurmark und Neumark nicht wieder, sondern theilte die Altmark dem magdeburger, die Priegnitz, Ukermark und den größern Theil der Mittelmark dem potsdamer, die übrige Mittelmark und den beeskow-storkower Kreis dem frankfurter Regierungsbezirke zu.

Kürrecht hieß die im ältern deutschen Rechte begründete Sitte, daß bei der Theilung einer Erbschaft der Ältere unter mehren Miterben die Theile bestimmte und der Jüngere unter diesen wählen oder küren konnte, was in einigen Ländern noch jetzt Rechtens ist.

Kurrer (Jak. Wilh. Heinr. von), ein ausgezeichneter Techniker, geb. 8. Juni 1781 zu Langenbrand, einem würtemb. Dorfe im Schwarzwalde, wo sein Vater Prediger war, kam in seinem 15. J. ohne besondere Schulbildung auf das Contor der Bodemer'schen Kattundruckfabrik zu Großenhain in Sachsen, um die Handlung zu erlernen, die seiner Neigung bald weniger zusagte als der technische Betrieb der Fabrikation selbst. Ohne naturwissenschaftliche Vorkenntnisse zu besitzen, gelang es ihm durch eifriges Selbststudium sich eine solche Einsicht in die chemischen Principien seiner Beschäftigung zu verschaffen, daß er bereits in seinem 20. J. den technischen Theil des Bodemer'schen Fabrikgeschäfts allein zu leiten vermochte und schon schriftliche Beiträge zur Aufklärung der noch so sehr zurückgebliebenen Bleich-, Druck- und Färbekunst in Deutschland in Hermbstädts technologischen Schriften mittheilte. Auf eine von ihm 1805 zu Zwickau für eigene Rechnung errichtete Kattundruckfabrik äußerten die Kriegszeiten eine so unglückliche Rückwirkung, daß sie aufgelöst werden mußte, worauf K. 1815 als Dirigent der Schöppler- und Hartmann'schen Kattunfabrik nach Augsburg ging und dieselbe bis 1830 leitete. Hier führten ihn auch die zwischen ihm und Dingler entstandenen Beziehungen zu einer vermehrten literarischen Thätigkeit. Namentlich lieferte er als Mitherausgeber viele Beiträge in das „Neue Journal für die Indien- oder Baumwollendruckerei" (4 Bde., Nürnb. 1815—17), aus welchem das „Magazin für Druck- und Färbekunst" (3 Bde., Nürnb. 1818—20), später das in mehr allgemeiner Richtung gehaltene Dingler'sche „Polytechnische Journal" hervorging. Gemeinschaftlich mit seinem Freunde Dingler gab er eine deutsche Übersetzung von Bancroft's „Färbebuch" (2 Bde., Augsb. 1817—18) mit vielen Zusätzen und Anmerkungen heraus, dann eine Übersetzung von Vitalis' „Grundriß der Färbekunst", die ebenfalls mit vielen Zusätzen und Anmerkungen von ihm versehen ward. Ferner lieferte er anerkennungswerthe Beiträge in mehre periodische technologische Zeitschriften; so unter andern auch den Artikel „Seidendruck" im „Dictionnaire technologique" (Bd. 11, Par. 1827), der viel dazu beigetragen hat, diese Kunst gleich bei ihrem Entstehen weiter zu verbreiten. In Berücksichtigung der Verdienste, welche sich K. um die technische Literatur erworben, übersandte ihm die Universität Landshut das Diplom eines Doctors der staatswirthschaftlichen Wissenschaften. Im J. 1830 folgte K. einem Rufe nach Sassin in Ungarn, um der Baron von Puthon'schen Kattunfabrik einen zeitgemäßen Aufschwung zu ertheilen. Von da ward er 1832 nach Prag berufen, um die Kattunfabrik der Brüder Porges zu einer der großartigsten im Lande umzugestalten, die er bis 1843 leitete. Seit dieser Zeit lebt K. als Privatmann zu Prag ausschließlich literarischer Thätigkeit. Außer den schon früher erschienenen Schriften, wie namentlich „Die Kunst, vegetabilische u. s. w. Stoffe zu bleichen" (Nürnb. 1831), „Die neuesten Erfahrungen in der Bleichkunst" (Nürnb. 1838) und „Geschichte der Zeugdruckerei" (Nürnb. 1840; 2. Aufl., 1844), veröffentlichte er seitdem die von den Fachmännern allgemein geschätzten Werke: „Die Druck- und Färbekunst in ihrem ganzen Umfange" (3 Bde., Wien 1848—50); „Über das Bleichen der Leinwand und der leinenen Stoffe" (Braunschw. 1850). Daneben war K. von jeher ein fleißiger Mitarbeiter an der Ersch- und Gruber'schen „Allgemeinen Encyklopädie".

Kursk, eines der fruchtbarsten und gesegnetsten Gouvernements des europ. Rußland, nördlich von Orel, östlich von Woronesch, südlich von Charkow und westlich von Tschernigow umgeben, zählt auf 818⅖ QM. eine Bevölkerung von 1,680000 E. und ist sonach eines der bevölkertsten Gouvernements von ganz Rußland. Es hat eine wellenförmig-ebene, nur von geringen, meist unbewaldeten Hügeln unterbrochene Oberfläche, die trefflich mit Getreide, Gemüse und Obst bebaut ist und die bei dem fetten Boden, der unter ihr liegt, keiner Düngung bedarf. Auch ist das Klima so mild, daß Arbusen und Melonen auf freiem Felde gedeihen und selbst der Weinbau mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt wird. Die Fischerei ist unbedeutend, da das Land nur wenige und im Sommer meist wasserlose Flüsse hat, die zum Don und Dnjepr gehören. Dagegen ist die Viehzucht, besonders die Rinder- und Schafzucht, sehr bedeutend, und treffliche Pferde für den Cavaleriedienst werden in den wohleingerichteten Stutereien gezogen. Auch die Bienenzucht ist bedeutend, und Wachs und Honig bilden ebenfalls Ausfuhrartikel. Unter dem Wild erwähnen wir besonders der Trappen und Wachteln, die nach allen Provinzen hin verschickt werden; auch Hasen gibt es viel, aber wenig größeres Wild. Sumpfeisen, Kalk und Kreide sind die vorzüglichsten Mineralien. Die Einwohner, meist aus Groß- und Klein-

russen, welche Letztere sich gern Kosacken oder Tscherkessen nennen, bestehend, zu denen nur wenige Zigeuner und einige Ausländer hinzukommen, sind sehr gewerbthätig und fabriciren viel Seife, Lichter, Juften und Tuch, auch Branntwein. Die Gouvernementsstadt Kursk mit 30500 E., am Einfluß der Kura in die Tuskara gelegen und auf und an einem Hügel erbaut, nimmt sich mit seinem Gouvernementspalast, seinen 20 Kirchen, zwei Klöstern und seinem in Gärten und Promenaden verwandelten Stadtwall recht freundlich aus. Die Einwohner unterhalten viele Fabriken und einen lebhaften Handel mit Moskau und nach den angrenzenden Provinzen. K. und Bjelgorod sind die Haupthandelsplätze; Korennaja Pustina aber hat die Hauptmesse, die zweite des ganzen Reichs. Auch hat die Stadt ein Gymnasium, Priesterseminar und Invalidenhaus.

Kurtz (Joh. Heinr.), kaiserl. russ. Staatsrath und Professor der Theologie zu Dorpat, geb. 13. Dec. 1809 zu Montjoie im Regierungsbezirk Aachen, war anfangs für den Kaufmannsstand bestimmt; doch da der Wunsch, Theologie zu studiren, bald die Oberhand gewann, bezog er nach einem fünfjährigen Gymnasialcursus zu Dortmund und Soest 1830 die Universität Halle, wo Ullmann's und Tholuck's Vorlesungen, namentlich aber des Letztern persönlicher Umgang von entscheidendem Einflusse auf seine theologische Bildung waren. Nachdem er seine Studien zu Bonn vollendet, folgte er einem Rufe als Hauslehrer nach Kurland und wurde dort durch eine Anstellung als Oberlehrer der Religion am Gymnasium zu Mitau zu Ostern 1835 von der beabsichtigten Rückkehr in das Vaterland zurückgehalten. Seine schriftstellerischen Arbeiten veranlaßten 1850 seine Berufung als ordentlicher Professor der Kirchengeschichte nach Dorpat. K.'s theologische Richtung war stets eine entschieden biblisch-gläubige gewesen, gewann aber unter den Einflüssen von Studium, Amt und Leben bald einen entschieden kirchlich-lutherischen Charakter. Seine theologischen Studien hatte er mit besonderer Vorliebe dem Alten Testamente zugewendet. Als Früchte derselben erschienen: „Das mosaische Opfer" (Mit. 1842); „Bibel und Astronomie" (Mit. 1842; 3. Aufl., Berl. 1853); „Beiträge zur Vertheidigung und Begründung der Einheit des Pentateuchs" (Königsb. 1844); „Die Einheit der Genesis" (Berl. 1846); „Symbolik der Stiftshütte" (Lpz. 1851). Als seine wissenschaftliche Lebensaufgabe betrachtet er die Vollendung seiner „Geschichte des Alten Bundes" (Bd. 1, Berl. 1848; 2. Aufl., 1853). Vom Alten Testamente aus die Idee des Reiches Gottes in seiner geschichtlichen Entwickelung verfolgend, wurde K. auch der Kirchengeschichte zugeführt. Sein „Lehrbuch der Kirchengeschichte" (Mit. 1849) erweiterte sich in der dritten Auflage (Bd. 1, Mit. 1853) zu einem vollständigen Handbuche der Kirchengeschichte in drei Bänden. Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen: „Lehrbuch der heiligen Geschichte" (Königsb. 1843; 6. Aufl., 1853); „Christliche Religionslehre" (Mit. 1844; 5. Aufl., 1853); „Biblische Geschichte mit Erläuterungen" (Berl. 1847; 3. Aufl., 1853); „Lehrbuch der Kirchengeschichte für höhere Lehranstalten" (Mit. 1852; 2. Aufl., 1853).

Kurvereine nennt man die im Deutschen Reiche von den Kurfürsten in außerordentlichen Versammlungen zur Wahrung gemeinsamer Rechte oder in Rücksicht auf bestimmte Zeitereignisse geschlossenen Vereinigungen. Solche Kurvereine waren der zu Rense 1338, wo man sich verband, die deutsche Kaiserwahl ganz unabhängig vom Papste zu erhalten; zu Marburg 1399 wegen Absetzung des Kaisers Wenzel; zu Lingen 1424 wegen der hussitischen Unruhen; zu Frankfurt am Main 1438 wegen der Streitigkeiten zwischen dem Papst und dem Concil zu Basel und mehre andere bis herab zu dem letzten zu Worms 1558, wo man sich vereinigte, alles früher Festgesetzte fortwährend festzuhalten, was man nachher von Zeit zu Zeit, zuletzt 1764, von neuem beschwor.

Kurz (Heinrich), ein vielseitiger Gelehrter, geb. 28. April 1805 in Paris von deutschen Ältern, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters bei Verwandten in Hof erzogen, besuchte das dortige Gymnasium und begann 1823 in Leipzig Theologie zu studiren, die ihn jedoch nicht zu fesseln vermochte. In die burschenschaftlichen Angelegenheiten verwickelt, wandte er sich 1827 nach Paris, um die orientalischen Sprachen zu studiren. Abel Rémusat führte ihn in das Chinesische ein, und schon 1830 ließ K. ein „Mémoire sur l'état politique et religieux de la Chine, 2300 ans avant notre ère" erscheinen und erhielt in Folge davon von der Asiatischen Gesellschaft den Auftrag, eine neue Ausgabe des chinesischen Wörterbuchs von Basile zu bearbeiten. Doch kaum war diese Arbeit begonnen, als ihn die Bewegungen des J. 1830 nach Deutschland zogen. Er übernahm in München die Redaction der von Eisenmann gegründeten Zeitschrift „Baierns Deputirtenkammer" und hielt Vorlesungen über chinesische Grammatik, welche aber bald geschlossen werden mußten. Nachdem er nach Augsburg übergesiedelt, gab er ein constitu-

tionelles Oppositionsblatt „Die Zeit" heraus, welches ihm schon nach wenigen Wochen einen Proceß, Verhaftung und endlich zweijährige Festungsstrafe nach dem damals in Baiern herrschenden Verfahren zuzog. K. benutzte diese Muße in Würzburg zur Übersetzung der chinesischen Dichtung „Das Blumenblatt" (St.-Gallen, 1836). Nach seiner Entlassung ging er 1834 in die Schweiz und fand eine Anstellung als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Cantonsschule in St.-Gallen. Im J. 1839 wurde er hier als Protestant und Ausländer entlassen, aber noch in demselben Jahre an die Cantonsschule in Aarau berufen und 1846 zugleich zum Cantonsbibliothekar ernannt. Hier schrieb er „Die franz. Conjugation nebst einem Versuche über die Bildungsgesetze der franz. Sprache" (Zür. 1843); hauptsächlich aber wandte er sich, durch die reichen Schätze der dortigen Bibliothek veranlaßt, dem Studium der deutschen Literaturgeschichte zu. Er fand eine unbekannte Schrift Fischart's auf, gab Murner's höchst selten gewordenes Gedicht „Vom großen Lutherischen Narren" (Zürich, 1848) und mit P. Weißenbach „Beiträge zur Geschichte und Literatur, besonders aus den Archiven und Bibliotheken des Cantons Aargau" (Aarau, 1846) heraus. Seine Sammelwerke „Handbuch der poetischen Nationalliteratur" (3 Bde., Zür. 1840—43) und „Handbuch der deutschen Prosa" (3 Bde., Zür. 1845—46) gehören zu den gediegensten und reichhaltigsten aller derartigen Arbeiten, und noch verdienstvoller verspricht seine begonnene „Geschichte der deutschen Literatur" (Bd. 1, Lpz. 1851—53) zu werden, die eine consequente, echt historische Auffassung überall mit wohlgewählten Proben und geschmackvollen Illustrationen verbindet.

Kurzsichtigkeit (myopia) nennt man das Unvermögen, Dinge, welche in der gewöhnlichen Sehweite oder noch nicht so weit wie diese vom Auge entfernt sind, genau mit dem Auge zu erkennen. Der Kurzsichtige (myops) erkennt aber Alles, namentlich sehr feine Gegenstände, sobald er sie recht nahe ans Auge bringt oder eine verkleinernde (concave) Brille aufsetzt; also ist sein Sehvermögen an sich unverletzt. Die Kurzsichtigkeit entsteht zunächst dadurch, daß die Lichtstrahlen, welche von außen, von irgend einem Punkte her, in das Auge fallen, so stark in den durchsichtigen Theilen desselben gebrochen werden, daß ihre Wiedervereinigung in einen Punkt nicht auf der Netzhaut, sondern auf einer Stelle vor derselben stattfindet. Da nun die Lichtstrahlen von dieser Stelle aus in den durchsichtigen Theilen des Auges bis zur Netzhaut immer weiter dringen, so bilden sie, einzeln ihre einmal angenommene Richtung verfolgend, auf der Netzhaut angekommen, statt eines Punktes einen größern oder kleinern Kreis. Diese Kreise mischen sich untereinander und machen das Bild des Gegenstandes undeutlich, weil die Netzhaut nur dann ein scharfes Bild zum Gehirn führen kann, wenn jeder einzelne Punkt des wahrzunehmenden Gegenstandes auf ihr auch als einzelner Punkt sich abzeichnet. Nähert man nun dem Auge einen Gegenstand, den es vorher undeutlich sah, so tritt der Punkt, in dem sich die Lichtstrahlen wiedervereinigen, weiter zurück, die Kreise werden kleiner, das Bild deutlicher; trifft der Punkt endlich auf der Netzhaut ein, so ist das Bild vollkommen deutlich und man kann die Sehweite des Auges bestimmen. Die Ursache der zu starken Lichtbrechung liegt in den Organen des Auges vor der Netzhaut, besonders in zu großer Wölbung der Hornhaut oder der Krystallinse und zu starker Dichtigkeit derselben Organe und der Flüssigkeiten, welche das Auge enthält. Sie entstehen beide vereint besonders durch zu große Anstrengung des Auges, indem dieses theils durch die Gewalt der Muskeln sich nach vorn zu mehr wölbt, theils durch den bei solcher Anstrengung vermehrten Blutzufluß die wässerigen Säfte sich reichlicher in seinem Innern anhäufen. Besonders trägt hierzu, durch Verwöhnung, der Misbrauch der Augengläser viel bei. Oft ist die Kurzsichtigkeit nur Folge der übeln Angewohnheit, Alles, was man sehen will, dem Auge näher zu bringen, als eigentlich nöthig ist. In letzterm Falle kann die Kurzsichtigkeit, wenn sie noch nicht lange besteht, durch Ablegung dieser Gewohnheit gehoben werden; ist aber überhaupt das Übel veraltet, so muß das Auge, um Verschlimmerung zu vermeiden, sorgfältig behandelt und geschont werden. Man vermeide dann das fortgesetzte Sehen auf kleine Gegenstände (besonders kleingedruckte Schrift), namentlich bei zu vieler oder zu geringer Beleuchtung, und sehe überhaupt mehr auf entferntere Gegenstände, weshalb der Aufenthalt auf dem Lande und das Reisen Kurzsichtigen oft so gute Dienste leisten. In den Schulstuben (besonders der gelehrten Schulen), wo so häufig der Grund zur Kurzsichtigkeit gelegt wird, sorge man für besseres Licht (am Tage wie bei künstlicher Beleuchtung), verbanne die kleingedruckten Schulbücher und dulde nicht die vorgebeugte Haltung (das sich Darauflegen) beim Schreiben und Lesen. Um das kurzsichtige Auge momentan zu schärfen, bedient man sich der hohlgeschliffenen (concaven) Augengläser, da durch diese die Lichtstrahlen vor dem Auge so gebrochen werden, daß sie mehr, als wenn sie nur durch die Luft gingen, sich voneinander entfernen und somit

die Annäherung des Gegenstandes ersetzen. Vgl. Beger, „Die Kurzsichtigkeit in ihrer Beziehung zur Lebens- und Erziehungsweise der Gegenwart" (Dresd. und Lpz. 1845); Arlt, „Die Pflege der Augen im gesunden und kranken Zustande" (Prag 1846).

Kurzwaaren, kurze Waaren (franz. Quincaillerie, Mercerie) heißen sehr verschiedenartige, besonders kleinere Waaren aus Metall, Holz, Glas, Porzellan, Marmor, Bernstein, Perlmutter, Perlen, Korallen, echten und unechten Edelsteinen, Alabaster, Meerschaum, Elfenbein, Knochen, Fischbein, Schildpatt, Horn, Leder, Federn, Kork u. s. w., aus Verbindungen dieser Stoffe, z. B. Schneideinstrumente, Nadeln, Knöpfe, Uhren und Uhrenbestandtheile, Ringe, Ketten, Möbelbeschläge, Leuchter, Sporen, Steigbügel, Theemaschinen, Galanteriewaaren (s. d.), Ferngläser, Nähkästchen, Brieftaschen, Geldtaschen, Reisetaschen, Regen- und Sonnenschirme, Fächer, künstliche Blumen, Schmuckfedern, lackirte Blechwaaren, plattirte Geräthe, Parfümerien u. s. w., bisweilen auch Schreib-, Zeichen- und Malerbedürfnisse, welche häufig in einer und der nämlichen Kleinhandlung (Kurzwaarenhandlung) zum Verkaufe stehen. Es werden jene Waaren in den verschiedensten Orten fabricirt; doch zeichnen sich einige Gegenden in einzelnen Zweigen der betreffenden Industrie besonders aus, z. B. in Uhren und deren Bestandtheilen der schweizer Canton Neuenburg, in Bijouteriewaaren (s. d.) Hanau, Pforzheim, Schwäbisch-Gemünd und Paris, in feinen Lederwaaren (Brieftaschen u. s. w.) Offenbach, in feinen Stahl- und Messingartikeln Sheffield und Birmingham u. s. w. Für diejenigen hierher gehörigen Artikel, deren Form von der Mode abhängig ist, geben die größern Residenzstädte den Ton an, namentlich Paris, London, Berlin, Wien.

Küßnacht, Bezirk und Flecken mit 2790 E. im schweiz. Canton Schwyz, am Fuß des Rigi und am nordöstlichen Arme des Vierwaldstädtersees, der davon den Namen Küßnachtersee hat. Die hohle Gasse bei K., wo nach der Sage der Landvogt Geßler (s. d.) durch Tell soll erschossen worden sein, ist durch die Straßenanlage über den Hügel nach Immensee verschwunden; doch wird die ursprünglich den vierzehn Nothhelfern gewidmete, dann „zum Tell" genannte einfache Kapelle noch häufig besucht. — In dem Dorfe Küßnacht am Zürichersee mit 2500 E. im Canton Zürich befindet sich ein Schullehrerseminar.

Kussoblumen oder Koussoblüten heißen die im Arzneiwaarenhandel vorkommenden Blüten eines in Abyssinien einheimischen und dort Kusso genannten Baums, der den systematischen Namen wurmwidrige Brayere (Brayera anthelmintica) führt und zur Familie der Rosaceen gehört. Er wird etwa 60 F. hoch, hat zottig-behaarte Ästchen, unterbrochen unpaarig-gefiederte Blätter mit am Rande und auf den Nerven zottigen Blättchen und trägt große, behaarte, grünliche Blütenrispen. In Abyssinien werden diese Blüten allgemein als untrügliches Mittel gegen den Bandwurm gebraucht, und auch bei uns haben sie sich gegen dieses hartnäckige Leiden bereits bewährt gezeigt, sodaß sie jetzt öfter von den Ärzten in Anwendung gezogen werden.

Küste oder Gestade heißt derjenige Theil des Landes, welcher vom Meere berührt und begrenzt wird, während man Strand denjenigen Strich des Landes nennt, den das Meer je nach Flut und Ebbe abwechselnd bespült oder trocken läßt. Indem die Küste nicht weniger die Fortsetzung des Landes als die des Meeresbodens ist, bildet sie die Identität des Gegensatzes des flüssigen und des starren Elements der Erdoberfläche; erst durch das die großen Becken der letztern erfüllende flüssige Element wird sie zur Begrenzung. Als das Product einerseits der primitiven Gestaltung des Landes überhaupt und des passiven Widerstandes des starren continentalen Elements, andererseits der activen Angriffe des flüssigen oceanischen Elements, der Bewegungen seiner Brandung, Flut und Strömung, hat sie sowol hinsichtlich ihrer horizontalen Erstreckung oder linearen Entwickelung mannichfaltige Umrisse, als hinsichtlich ihrer verticalen Erhebung über das Meer und ihres orographischen Baus sehr verschiedene Formen. Wie die Theile des Meeres nach ihrer mehr oder minder geschlossenen Landbegrenzung Busen, Golfe, Baien, Buchten, Meerengen oder Sunde, Häfen und Rheden bilden, so bildet das Land je nach seinen Erstreckungen in das Meer hinein Halbinseln, Landzungen, Landspitzen, Caps oder Vorgebirge, Landengen oder Isthmen. Die Gliederungsverhältnisse des einen sind durch die des andern bedingt. Die Größe der Küstenlänge oder des Litorals, d. i. der Linie, mit welcher ein Land oder ein Erdtheil an das Meer grenzt und welche das Maß seiner Gliederung darstellt, ist im Verhältnisse zum Flächeninhalt oder Areal dieses Landes oder Erdtheils von der größten Wichtigkeit für die maritime Zugänglichkeit und so für die Leichtigkeit der Culturentwickelung desselben. Auf dieses Verhältniß hat zuerst A. von Humboldt aufmerksam gemacht. Ohne Berücksichtigung der den einzelnen Erdtheilen zugetheilten Inseln ergeben sich folgende Werthe:

	Areal	Litoral	Verhältniß.
Europa	160000 QM.	4300 M.	37 : 1
Asien	810000 „	7700 „	105 : 1
Afrika	534000 „	3500 „	152 : 1
Nordamerika	342000 „	6100 „	56 : 1
Südamerika	321000 „	3400 „	94 : 1
Neuholland	138000 „	1900 „	73 : 1

Durch Combination dieser Einzelbestimmungen erhält man für den europ.-asiat. Continent (970000 QM.) 12000 M. Küsten, für den ganzen Continent der Alten Welt (1,504000 QM.) 15500 M., für ganz Amerika (663000 QM.) 9500 M. Küste, also bei dem ersten das Verhältniß 81 : 1, bei dem zweiten 97 : 1, bei dem dritten 70 : 1. Danach bietet Europa unter allen Erdtheilen das günstigste Verhältniß dar, indem bei ihm schon auf 37 QM. eine Meile Küste kommt; demnächst folgt Amerika, dann Neuholland, dann Asien, zuletzt das ungegliederte Afrika. Nach ihrer verticalen Bildung zerfallen die Küsten in drei verschiedene Classen: in Steilküsten, Klippenküsten und Flachküsten. Die **Steilküsten** bestehen aus zum Meere unmittelbar oder zum Strande abfallenden, oft von Felsen gebildeten Wänden verschiedener Höhe. Das Meer hat an ihnen eine verhältnißmäßig große Tiefe, die schnell und plötzlich, dabei gewöhnlich sehr regelmäßig zunimmt oder, wie der Seemann sich ausdrückt, regelmäßige Sonden darbietet. Sie sind in der Regel frei von Klippen und Untiefen, bilden seltener Einschnitte, häufig große Busen und steile vorspringende Vorgebirge; mitunter ziehen sie in langen Strecken einförmig fort. Sie sind die sichersten und gefahrlosesten, haben, wo sich Schutz gegen die Winde findet, die besten Häfen und erweisen sich daher der Schiffahrt am günstigsten. Die **Klippenküsten** oder solche, die von Klippen umgeben sind, zerfallen wieder in zwei Arten. Die eigentlichen Klippenküsten sind Steilküsten, die allenthalben mit isolirten, steil aus dem Meere aufsteigenden, durch tiefe Straßen getrennten Felsmassen oder Klippen besetzt sind. Sie bilden nicht selten schöne, sichere Häfen und sind daher für die Schiffahrt sehr wichtig, oft jedoch sind die Straßen zwischen den Klippen sehr eng, durch reißende Strömungen gefährdet, die Häfen dadurch schwer zugänglich und nur für kleinere Fahrzeuge brauchbar. Sie finden sich z. B. in Dalmatien, vorzugsweise jedoch in den nördlichen Ländern der Erde ausgebildet, in Island, Nordschottland, Skandinavien, Sibirien bis Kamtschatka, in Amerika nördlich vom Lorenzstrom und von Obercalifornien. Die **Korallenklippenküsten** sind theils Steil-, theils Flachküsten mit vorgelagerten zahlreichen Klippen und Bänken, welche, durch die unermüdliche Thätigkeit der Korallenthiere aufgebaut und beständig verändert, sich (oft in breiten, stufenartigen Absätzen) bis an die Oberfläche des Meeres erheben und nicht selten dadurch, daß auf den obersten Schichten das Meer einzelne losgerissene Blöcke, Sand, Pflanzenreste u. s. w. aufhäuft, hervorragende Klippen und flache Inseln bilden. Durch diese Gürtel von Riffen führen wol auch Straßen, die oft fahrbar sind, in das tiefere hinter ihnen liegende Meer zu Häfen; allein die Beschiffung dieser Küsten ist nie ohne Gefahr. Sie finden sich, da die Thiere, deren Erzeugniß die Klippen sind, nur in den wärmern Erdstrichen leben, meist nur in der Tropenzone. Die gewöhnlichste Form der Küste sind die **Flachküsten**, wo das Land sich ganz allmälig bis zum Meere und ebenso allmälig unter dessen Spiegel hinabsenkt. Das Meer hat daher bei ihnen eine geringe Tiefe und enthält oft Sandbänke; die Küsten selbst sind einförmig und bis auf die Flußmündungen fast ohne Einschnitte. Auf ihnen ist der Strand am breitesten, um so breiter, je geringer die Neigung zum Meere. Gewöhnlich begrenzen den Strand durch das Meer aufgeworfene Dünen (s. d.), die das Land gegen die Fluten des Meeres schützen, oft aber auch, wo sie aus beweglichem Flugsande bestehen, durch den Einfluß des Windes in das Innere vorrücken und fruchtbare Landstrecken mit Sand überschütten. Wo Dünen fehlen, legen Culturvölker zu ihrem Schutze Dämme oder Deiche (s. d.) an; wo beide fehlen oder durch die Fluten zerstört sind, oder wo See- und Flußalluvionen Theile des Meeres mehr oder weniger absperren, entstehen stagnirende Gewässer, Sümpfe, Lagunen (s. d.). Wo jene Alluvionen sich dazu tauglich erweisen, werden sie durch Deiche oder Polder geschützt und in Marschland (s. d.) umgewandelt. Die Flachküsten sind für die Schiffahrt im Allgemeinen ungünstig und häufig selbst auf weite Strecken für kleine Fahrzeuge unnahbar, haben selten natürliche Häfen und erfodern die Anlegung und Erhaltung von künstlichen Hafenplätzen. Diese befinden sich meist an Flußmündungen oder Durchbrüchen von Dünen und sind oft vollkommen sicher. Die Form der Flachküsten findet sich am Meerbusen von Venedig, im südlichen, südwestlichen und nördlichen Frankreich, in Holland, Norddeutschland, Dänemark, im östlichen China, Koromandel, Persien, Arabien, im größten Theil von

Afrika, in Patagonien, Guiana, am Meerbusen von Mexico, in den Vereinigten Freistaaten nordwärts bis Cap Hatteras. Im ganzen Norden der Erde haben sie nackten Felsboden mit sehr geringer Senkung, auf dem sich Sümpfe mit Moos und Torf bilden. Namentlich breiten sich in Sibirien und in Nordeuropa westwärts bis gegen das Weiße Meer hin unter dem Namen der Tundra jene furchtbaren Moossteppen aus, deren Oberfläche im kurzen Sommer aufthaut und sich in einen undurchdringlichen Morast verwandelt, im Winter dagegen fest gefriert und dann zu betreten ist.

Küstenfahrt und **Küstenhandel**, s. Cabotage.

Küstner (Karl Theod. von), bekannt durch seine vielfachen Verdienste um das deutsche Theaterwesen, geb. 26. Nov. 1784 in Leipzig, wo sein Vater Chef eines Bankiergeschäfts war, widmete sich seit 1803 auf der dasigen Universität und später in Göttingen der Jurisprudenz, unternahm nach beendigten Studien mehre Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich und die Schweiz und erwarb sich 1810 die juristische Doctorwürde. Seit Ende 1813 nahm er als Offizier in dem Banner der freiwilligen Sachsen, zu dessen Ausrüstung er nicht unbedeutende Summen lieferte, an dem Befreiungskriege Theil. Nach dem Frieden ernannte ihn der Herzog von Sachsen-Koburg, unter dessen Commando jener Banner gestanden und dem K. seine „Dramatischen Kleinigkeiten" (Lpz. 1815) gewidmet hatte, zum Hofrath. Er war es, der hauptsächlich den Bau und die Errichtung eines stehenden Theaters in Leipzig beförderte, ein Vorzug, dessen die Stadt früher entbehrte und der ihr nun fortdauernd verbleibt. Hierauf übernahm er das 1817 eröffnete Stadttheater zu Leipzig auf alleinige Rechnung und führte die Direction elf Jahre lang. Während dieser Zeit that K. außerordentlich viel für dieses Institut; abgesehen davon, daß er mit besonderer Liberalität ohne ängstliche Wahrnehmung seines pecuniären Interesses verfuhr, gab er treffliche Theatergesetze, führte eine der vorzüglichsten Pensionsanstalten für die dienstunfähigen Künstler seiner Gesellschaft ein und erhob überhaupt das leipziger Theater zu einer so bedeutenden artistischen Höhe, daß es damals mit vollem Rechte zu den ersten Bühnen Deutschlands gezählt wurde. Um so allgemeineres Bedauern erregte es, als er in Folge eines von dem Stadtrathe abgeschlagenen Erlasses am Miethzinse für das Theatergebäude zu Ostern 1828 die Direction des Theaters aufgab, über das er in seinem „Rückblick auf das leipziger Stadttheater" (Lpz. 1831) dem Publicum Rechenschaft ablegte. Nachdem er einen Antrag, das dresdener Hoftheater zu übernehmen, und einen andern zur Leitung des Nationaltheaters in Frankfurt a. M. abgelehnt, übernahm er 1830 mit dem Titel eines Geh. Hofraths die Direction des Hoftheaters zu Darmstadt, das jedoch in Folge der nöthig gewordenen Einschränkungen des Hofs nach einem Jahre geschlossen wurde. Unter solchen Umständen trat K. 1833 die Intendanz des durch Schuldenlast zerrütteten königl. Hoftheaters zu München an, wo er die höchst schwierige Aufgabe, dasselbe wieder emporzubringen, aufs glücklichste löste und sich im vollkommensten Maße die Zufriedenheit und das Vertrauen des Königs Ludwig erwarb, welchem er sein Trauerspiel „Die beiden Brüder" (Darmst. 1833) gewidmet hatte und der ihm das Comthurkreuz des bairischen Verdienstordens vom heiligen Michael ertheilte und ihn in den Adelstand erhob. Nur die Aussicht auf einen größern Wirkungskreis konnte ihn bewegen, im Jan. 1842 München zu verlassen. Nachdem er zuvor Italien besucht hatte, folgte er dem Rufe zu einer lebenslänglichen Anstellung in Berlin, wo er im Juni 1842 die Generalintendantur der königl. Schauspiele übernahm. Auch in Berlin bewährte sich das Princip seiner Verwaltung, die Einnahme von Seiten des Publicums durch ein lebendiges, interessantes Repertoire zu erhöhen, wo das Princip der Ersparung gar nicht in Betracht kam, sondern Alles darauf hinauslief, durch eine einträgliche Ausgabe die Einnahme zu mehren. Hatte er in Leipzig und München in friedlichen und glücklichen Zeiten gewirkt, so legten ihm in Berlin der Brand des Opernhauses 1843, sowie die bewegten Jahre 1848—50 große Hindernisse und Erschwerungen seiner Aufgabe in den Weg und gefährdeten selbst seine persönliche Stellung. Obschon er auch diese Umstände glücklich überwand, so bewogen ihn doch Rücksichten auf seine angegriffene Gesundheit, nachdem er neun Jahre hindurch die Generalintendantur geführt und überhaupt 34 J. lang als Theatervorstand thätig gewesen, 1851 um seine Pensionirung einzukommen, die ihm vom Könige unter Bezeigung der vollkommensten Zufriedenheit und Anerkennung seiner Verdienste durch Verleihung des Rothen Adlerordens zweiter Classe mit Eichenlaub gewährt wurde. Als Bühnenvorstand machte es sich K. stets zur Aufgabe, der wahre Vermittler zwischen der Kunst und dem Publicum, zwischen dem Bedürfniß und Ideal zu sein, eine Aufgabe, welche der besten und edelsten Kräfte, der reichsten Kunst- und Lebenserfahrung und einer Verbindung redlichen Willens und leidenschaftslosen

Eifers mit einer gewissen universalen Ausbildung bedarf. Daß K. bei seiner Verwaltung nur den Flor der Kunstanstalt, nicht Ersparung auf Kosten der Kunst beabsichtigte, zeigt sich deutlich darin, daß bei allen seinen Directionen der Besoldungsetat der Künstler, sowie der Etat für Honorare an Dichter und Componisten, für Gastgeber, Garderobe und Decorationen bedeutend erhöht wurde. In Berlin fand die Erhöhung des Honorars in der Art statt, daß zum Besten der Dichter und Componisten und deren Witwen und Nachkommen die Tantième (s. d.) oder der Autorenantheil von K. gleichzeitig mit Holbein, dem Director des Burgtheaters in Wien, eingeführt wurde, wodurch K. sich um die dramatische Literatur Deutschlands ein unleugbares Verdienst erwarb. Ein anderes Denkmal stiftete sich K. noch durch die Begründung des Bühnenvereins, welcher nach langen und mühsamen Unterhandlungen 1846 zur Wahrung der contractlichen Rechte, sowol der Directionen als der Künstler, von 32 deutschen Theatern abgeschlossen wurde und sich während der Zeit seines Bestehens vollkommen bewährt hat.

Küstrin, Stadt und Festung dritten Ranges im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, in einer Ebene, an dem Einflusse der Warte in die Oder, über welche hier eine 875 F. lange hölzerne Brücke führt, ist auf der einen Seite von der Warte und auf der andern von der Warte und der Oder, sonst überall mit breiten Morästen umgeben. Die Stadt hat 9000 E., eine höhere Bürgerschule, einige Fabriken und etwas Schiffahrt. Sie war bald nach ihrer Gründung, von 1535 an, eine Zeit lang die Residenz des Markgrafen Johann, eines Sohnes des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, und wurde später Sitz der neumärkischen Kriegs- und Domänenkammer. Die Festung, die 1537 zuerst blos mit Erdwällen, dann aber mit gemauerten Wällen umgeben wurde, hatte vom 15.—22. Aug. 1758 ein furchtbares Bombardement durch die Russen zu ertragen, bis sie Friedrich d. Gr. entsetzte. Im J. 1806 wurde sie bald nach der Schlacht bei Jena von dem damaligen preuß. Commandanten Obersten von Ingersleben, wiewol derselbe mit Proviant reichlich versehen war, den kaum erschienenen franz. Truppen übergeben, welche sie auch nach dem Frieden besetzt hielten und erst Anfang 1814 auf Capitulation an die Preußen übergaben.

Kutahia oder **Kiutahia**, die Hauptstadt eines Sandschaks und Garnisonplatz in dem türk. Ejalet Khudawendkiar im nordwestlichen Kleinasien, am Abhange und Fuße des Murad-Dagh und am Pursuk, einem linken Nebenflusse des Sakaria (Sangarius), etwa 30 M. südsüdöstlich von Konstantinopel, ein beträchtlicher Ort mit vielen Moscheen, Karavanserais und öffentlichen Bädern, umgeben von Gärten, Weinbergen und Promenaden, zählt 56000 zum Theil armen. und griech. E., die Baumwollenwaaren und Pfeifenköpfe aus weißem Thon verfertigen, Handel mit Baumwolle, Ziegenhaaren, Galläpfeln und Früchten treiben. K. ist von einem verfallenen Bergschlosse beherrscht, welches die Stelle des alten Cotyaeum am Flusse Thymbris in Phrygien einnimmt, ward den Byzantinern von den Seldschuken und diesen von den Osmanen entrissen, gehörte seitdem zu deren Provinz Kermian (nicht zu verwechseln mit Karamanien), war in neuerer Zeit Hauptstadt von ganz Anadoli oder Natolien, bis es neuerdings zu dem Ejalet Khudawendkiar geschlagen wurde. Hier schloß 4. Mai 1833 Pascha Mehemed-Ali von Ägypten einen Frieden mit der Pforte und in K. war Kossuth mit seinen Genossen vom 13. April 1850 bis 7. Sept. 1851 internirt.

Kutaïs oder **Kutaissi**, die Hauptstadt des russ. Gouvernements gleiches Namens in Transkaukasien und der ehemals zu Georgien oder Grusien gerechneten Provinz Imerethi oder Melitanien, am Flusse Rhioni oder Fachs, zählt nur 4000 E., während sie unter der frühern türk. Herrschaft über 14000 hatte. Sie ist der Sitz eines griech. Metropoliten und besitzt eine schöne russ. Kathedrale. Die Bevölkerung besteht in einem Gemisch von Georgiern, Russen, Armeniern, Türken, Griechen und Juden. Hier stand im Alterthume Kytaia oder Kutatisium, die Hauptstadt von Kolchis (s. d.) am Phasis. In der Umgegend gibt es viele Fasanen, als deren eigentliches Vaterland Imerethi betrachtet wird.

Kuttenberg, böhm. Kutná-hora, eine Bergstadt im pardubitzer Kreise des Königreichs Böhmen, zwei Stunden von Kollin, Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft, Sitz eines Landes- und Bezirksgerichts und einer Berghauptmannschaft, zählt mit ihren Vorstädten 11000 E., hat eine Erzdechantei und mehre Kirchen, darunter die schöne, aber unausgebaute goth. St.-Barbarakirche, ferner eine Hauptschule und eine Mädchenschule bei den Ursulinerinnen mit nahe 700 Schülerinnen. Die 1237 entdeckten Minen lieferten einst viel Silber in die böhm. Kammer; jetzt aber, seitdem die berühmte Silbergrube, der Esel genannt, ersoffen ist, gewinnt man nur noch Blei. Der Eselschacht reicht 3515 F. unter die Oberfläche, tiefer als irgend ein ande-

res Bergwerk der Erde. In jüngster Zeit haben böhm. Gelehrte Kuttenberg zum Geburtsorte Guttenberg's, des Erfinders der Buchdruckerkunst, stempeln wollen.

Kutter nennt man ein einmastiges, einer Jacht (s. d.) ähnlich getakeltes Fahrzeug. Die Größe seiner Segel, sein Tiefgang und sein scharfer Zuschnitt machen den Kutter zu schnellem Segeln geschickt und gestatten mit ihm auch gegen conträren Wind gut zu manövriren. Deshalb benutzt England dergleichen armirte Fahrzeuge zur Küstenwache, und es dürfen die zum Handel bestimmten keine so großen Segel führen wie jene, um im Falle des Verdachts einer Schmuggelei sie bequem einholen zu können. Gewöhnlich bedienen sich ihrer die Lootsen; im Kriege benutzt man sie als Kaper und Adviesjachten.

Kutúsow (Michael Laurionowitsch Golenitschew), Fürst **Smolenskoi**, russ. Feldmarschall, geb. 1745, erhielt seine Erziehung in Strasburg und trat, 16. J. alt, in russ. Kriegsdienste, worauf er 1764—69 den Feldzug in Polen mitmachte und dann 1770 unter Rumjanzow gegen die Türken focht. Er half die Festung Schumla erstürmen, trug später viel zur Bezwingung des Rebellen Pugatschew bei, wurde 1784 Generalmajor und 1787 Generalgouverneur in der Krim. In Folge einer Verwundung bei Oczakow verlor er das rechte Auge. Mit dem Prinzen von Koburg vereint half er den Sieg von Fokschani erfechten, und rühmlich zeichnete er sich auch aus in dem Kampfe von Rimnik, 31. Dec. 1789, sowie bei der Erstürmung von Ismail unter Suworow. Hierauf zum Generallieutenant ernannt, fand er bei den bald nachher erfolgenden Unterhandlungen mit der Pforte Gelegenheit, sich den Ruf eines gewandten Diplomaten zu erwerben. Im J. 1793 ging er als Gesandter nach Konstantinopel. Doch sehr bald war er wieder bei dem russ. Heere unter Suworow in Polen, wo er 1794 dem Sturme von Praga beiwohnte. Nachdem Polen besiegt, erhielt er zunächst das Generalcommando von Finnland; dann wurde er Chef des petersburger Cadettencorps. Bei der Thronbesteigung Kaiser Paul's I. übernahm er eine Sendung nach Berlin. Nach Paul's Ermordung wurde K. 1801 Generalgouverneur von Petersburg. Im J. 1805 erhielt er vom Kaiser Alexander den Oberbefehl des ersten russ. Armeecorps gegen die Franzosen. Er führte dasselbe gegen den Inn, traf daselbst aber erst nach der Capitulation von Ulm ein, worauf er das kleine östr. Corps des Generals Kienmayer an sich zog und den Andrang des franz. Heeres aufhielt. Auf dem rechten Donauufer, auf welches er überging, wurde er von den Franzosen lebhaft verfolgt; doch trug er 18. und 19. Nov. bei Dürenstein einen Sieg über den Marschall Mortier davon. Nachdem er sich mit den andern russ. Corps vereinigt, befehligte er unter dem Kaiser Alexander das verbündete Heer 2. Dec. 1805 in der Schlacht von Austerlitz (s. d.), wo er verwundet wurde. Von 1806—11 war er Generalgouverneur von Lithauen und Kiew. An des verstorbenen Grafen Kamenſky II. Stelle übernahm er 1811 den Oberbefehl im Kriege gegen die Türken, den 1812 der Friede zu Bukarescht endigte. Bereits 70 J. alt, löste er 1812 Barclay de Tolly im Oberbefehle des russ. Heeres ab. Zur Verewigung seines Siegs bei Smolensk über Davoust und Ney ertheilte ihm der Kaiser Alexander den Beinamen Smolenskoi. Da er wußte, welches Schicksal den Feind an den Ufern der Beresina erwartete, so folgte er nur langsam, und der Feldzug war beendigt, als er bei Wilna anlangte, wo er den Kaiser empfing. Doch dieser Feldzug hatte seine Kräfte erschöpft; er stimmte nicht für das Überschreiten der Oder. Nachdem er noch aus Kalisch 25. März 1813 die Proclamation, in welcher er die Sache Europas, Deutschlands und der Menschheit so beredt führte, erlassen, starb er zu Bunzlau 28. April 1813, wo ihm ein Denkmal errichtet ward.

Kützing (Friedr. Traugott), deutscher Naturforscher, geb. 8. Dec. 1807 in Ritteburg bei Artern in Thüringen, war erst Apotheker, widmete sich aber dann auf der Universität zu Halle ganz den Naturwissenschaften. Er bearbeitete hier die „Synopsis Diatomearum" (Halle 1833) und gab die „Algae aquae dulcis" (Heft 1—16, Halle 1833—36) in getrockneten Exemplaren heraus. Während seines Aufenthalts in Eilenburg (1834) entdeckte er die seitdem durch ihr fossiles Vorkommen so berühmt gewordenen Kieselschalen der Bacillarien. Die Mittheilung dieser Entdeckung an A. von Humboldt wurde seitens der berliner Akademie der Wissenschaften durch die Bewilligung von Geldmitteln zu den Kosten einer naturwissenschaftlichen Reise nach dem südlichen Europa belohnt, die er 1835 über Wien nach dem Litorale, Dalmatien, Italien und den Alpen ausführte. Hauptzweck dieser Reise war die Untersuchung der Tange des Adriatischen und Mittelländischen Meeres. Nach seiner Rückkehr nahm K. einen Ruf als Lehrer der Naturwissenschaften an der Realschule in Nordhausen an. Hier schrieb er zunächst für seine Schüler ein „Compendium der Naturgeschichte" (Nordh. 1837), dann für einen größern Kreis „Die Chemie und ihre Anwendung auf das Leben" (Nordh. 1838). Mit „Die Umwandelung

niederer Algenformen in höhere, sowie auch in Gattungen ganz verschiedener Familien und Classen höherer Kryptogamen" (Harlem 1839) gewann er den von der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem gestellten Preis. Wiederholte Reisen nach den Küsten der Nordsee bezweckten in Verbindung mit K.'s frühern Untersuchungen im Süden die Herausgabe eines großen Werks über die Algen, der „Phycologia generalis" (mit 80 Tafeln, Lpz. 1843). Hierauf zum Professor ernannt, veröffentlichte er „Die kieselschaligen Bacillarien oder Diatomeen" (Nordh. 1844, mit 30 Tafeln) und „Über die Verwandelung der Infusorien in niedere Algenformen" (Nordh. 1844). Diesen folgten: „Phycologia Germanica" (Nordh. 1845), „Tabulae phycologicae" (Bd. 1 und 2, Nordh. 1845—52, mit 200 Tafeln) und „Species algarum" (Lpz. 1849). Die Verhandlungen über die Reorganisation der höhern Schulen zu Berlin veranlaßten ihn zu der Schrift: „Die Naturwissenschaften in den Schulen als Beförderer des christlichen Humanismus" (Nordh. 1850). Die „Grundzüge der philosophischen Botanik" (2 Bde., Lpz. 1851—52) sind K.'s wissenschaftlich bedeutendstes Werk. In diesem letztgenannten Werke sucht er die ganze Botanik von einem Grundprincip aus darzustellen. Er tritt darin einerseits als der entschiedenste Vertheidiger der mutterlosen Zeugung auf, indem er den Anfang der Organismen nicht in das Ei oder den Keim legt, sondern bis in die Stoffbildung zurück verfolgt; andererseits sucht er die seit Linné angenommene Stabilität der Art zu bekämpfen, indem er in der organischen Natur nur mehr oder weniger variable Formen anerkennt. K.'s Untersuchungen haben in der Algenkunde eine neue Epoche begründet.

Kur nennt man einen bestimmten ideellen Antheil an einer gewerkschaftlichen Grube. (S. Gewerkschaft.) In der Regel kommen bei einer solchen 128 Kure vor; doch gibt es außerdem gewöhnlich noch einige sogenannte Freikure, d. h. solche, die frei verbaut werden, also keine Zubuße entrichten, wol aber Ausbeute gewähren. Als Freikure bei einer gewerkschaftlichen Grube finden sich, wenn schon nicht überall, ein Stadt-, Kirchen-, Schul-, auch Knappschaftskur; auch gab es früher Holzkure, d. h. solche, die Dem als Freikure gehörten, der das für die Grube nöthige Holz aus seinen Waldungen unentgeltlich oder für einen geringen Preis lieferte. Regelmäßiger finden sich gegenwärtig noch der Grund- oder Erbkur, der Dem zukommt, auf dessen Grund und Boden, wenn er auch nur Nutzeigenthümer ist, sich der Grubenschacht befindet. Der Erbkur gilt als Pertinenzstück des Grundstücks und es muß Der, der ihn erhält, dafür sich das Bauen der Kauen, das Stürzen der Halden und das Anlegen von Wegen und Stegen für die Grube gefallen lassen. Bei Stollen ist der Erbkur nicht üblich. Der Kur überhaupt befindet sich im vollen Eigenthum und ist frei veräußerlich. Da er zu den unbeweglichen Sachen gerechnet wird, so ist auch bei seiner Erwerbung Das erfoderlich, was das deutsche Recht für die unbeweglichen Sachen verlangt, namentlich die Eintragung in die öffentlichen Bergbücher. Da er ferner als ein abgesondertes Vermögen betrachtet wird, so ergreift ihn auch eine allgemeine Hypothek des Schuldners nicht mit; doch kann er besonders verpfändet werden. Der Jemandem zustehende Nießbrauch am Kur besteht nach manchen Gesetzen nicht in der Ausbeute, sondern nur in den Zinsen derselben. Solange die Grube noch fremder Geldunterstützung bedarf, wird diese durch die Zubuße aufgebracht, d. h. es muß vierteljährlich von dem Kurinhaber eine bestimmte Summe eingezahlt werden. Erfolgt dies nicht, so wird der Kur in das Retardat gesetzt, und zahlt dann der Säumige dennoch in einer gewissen Frist die Zubuße nicht, so wird der Kur caducirt, d. h. der Kurinhaber wird des Kures verlustig. Somit kann man sich stets desselben entäußern, ohne daß eine Klage auf Nach- oder Fortzahlung der Zubuße statthaft ist. Braucht eine Grube, ohne Ausbeute zu geben, keine Zubuße mehr, so verbaut sie sich frei. Gibt sie aber Ausbeute, die vierteljährlich in Geld unter die Kurinhaber vertheilt wird, so heißt diese so lange, bis die Zubuße zurückerstattet ist, Verlagserstattung. Der Kur entspricht im Bergbau der Actie (s. d.) anderer industrieller Unternehmungen.

Kwaß ist ein in Rußland beliebtes Getränk, welches die Stelle des Bieres vertritt. Bei den Bauern besteht der Kwaß nur aus einem trüben, sauern, noch gährenden Aufguß auf geschrotenes Getreide, welcher aber das eine Angenehme hat, daß er kühlend ist. Dagegen sind die feinern Sorten Kwaß, besonders der Äpfel- und Himbeerkwaß, die in Petersburg und Moskau in eigenen Trinkstuben verabreicht werden, sehr wohlschmeckend und haben mit dem gewöhnlichen Getränk dieses Namens wenig Ähnlichkeit.

Kyanisirung oder Kyanisation heißt das von dem Engländer [illegible]an zuerst angewandte Verfahren, Holz mit Quecksilbersublimatlösung zu tränken, um es gegen die Einwirkung der Feuchtigkeit und Fäulniß erregenden Agentien zu schützen. In England, Belgien und Baden hat man die Kyanisirung auf die Schwellen der Eisenbahnen angewendet, doch ist dieselbe, wie

Erdmann nachgewiesen, unzureichend. Wenn das Verfahren Kyan's aber auch wirklich schützen könnte, so ist die Anwendung doch so gefahrvoll, daß dieses Mittel nicht angewendet werden darf. Auch wurde dasselbe durch die Anwendung des Kupfervitriols und Chlorzinks zu gleichem Zwecke völlig entbehrlich.

Kyau (Friedr. Wilh., Freiherr von), bekannt durch seine witzigen Einfälle, geb. 6. Mai 1654, trat in seinem 18. J. als Gemeiner in kurbrandenburg. Kriegsdienste. Noch war er nach 10 J. Fähnrich, als er in Folge einer verunglückten Posse nach Spandau kam. Zwar wurde er auf Vorbitten der Kurfürstin bald wieder seiner Haft entlassen; doch ein Zweikampf nöthigte ihn später, nach Sachsen zu flüchten, wo er wieder Kriegsdienste nahm. Durch seine stets frohe und satirische Laune machte er sich am Hofe August's des Starken sehr beliebt, wurde nachher dessen Generaladjutant und zuletzt mit dem Titel eines Generallieutenants Commandant der Festung Königstein, wo er 19. Jan. 1733 starb. K. war nie verheirathet und nannte deshalb scherzhafterweise den Königstein seine steinerne Frau. Von Charakter brav, haßte er alle Schmeichelei und rügte begangene Fehler mit der größten Freimüthigkeit. Ohne den Namen eines Spaßmachers zu führen, diente er dem ganzen Hofe zur Belustigung, behauptete aber dessenungeachtet seine Würde, da er weniger sich als Andere zum Gegenstande des Gelächters wählte. Wenn er auch bisweilen kindische oder unanständige Scherze trieb, so lag dies zum Theil in dem Zeitalter; Niemand fühlte seine Geißel mehr als die adelstolzen Höflinge. Vgl. Wilhelmi, „K.'s Leben und lustige Einfälle" (3 Bde., Lpz. 1772; Freystadt 1796; neuerzählt von Wilhelmi, Lpz. 1797); „K.'s Leben und Schwänke" (Lpz. 1800).

Kyburg, ein Pfarrdorf im schweiz. Canton Zürich, über dem linken Abhange des waldigen Töstthals, mit einem Schlosse, dem ehemaligen Sitze der schon 760 erwähnten **Grafen von K.**, war früher ein Städtchen und Hauptort der Landvoigtei K. Nach dem Aussterben der Grafen von K. 1264 fielen die bedeutend erweiterten Besitzungen derselben an die Grafen von Habsburg und durch diese an Östreich, das noch gegenwärtig den Titel Grafen von K. führt. Östreich verpfändete K. 1384 an die Grafen von Toggenburg, dann an die von Bregenz und 1424 an die Stadt Zürich, die zwar 1442 die Grafschaft Kaiser Friedrich III. zum Geschenke machte, aber schon 1452 sie für schuldigen Sold zum Unterpfande wiedererhielt.

Kyffhäuser wird der in seinen höchsten Gipfeln bis zu 1458 F. aufsteigende Bergrücken im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt genannt, der die Goldene Aue auf der Südseite begrenzt und dessen Abdachung nach Frankenhausen zu den Namen Schlachtberg führt. Die höchste Spitze krönt die majestätische Ruine der alten Burg **Kyffhausen**, welche, zur Zeit der sächs. Kaiser zum Schutze der in dem Dorfe Tilleda am Fuße des Bergs gelegenen Pfalz erbaut, der oftmalige Wohnsitz der Hohenstaufen war. Die älteste Nachricht, die sich davon findet, ist die Eroberung der Burg 1070. Durch Kaiser Rudolf I. wurde der Graf Friedrich IV. von Beichlingen-Rotenburg zum Burggrafen daselbst bestellt, aber schon 1378 waren die Grafen von Schwarzburg im Besitze der Burg. Eine Volkssage läßt den Kaiser Friedrich I. Barbarossa in die Burg verzaubert sein. Schlafend soll er hier sitzen, das Haupt auf den Tisch gestützt, durch welchen sein rother Bart hindurchgewachsen ist. Erst wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, wird er aufwachen und Deutschland wunderbar goldene Zeiten bringen. Westlich von K. liegen die herrlichen Ruinen der **Rotenburg**, von denen man eine nicht minder schöne Aussicht in einen großen Theil der Goldenen Aue hat.

Kylon, ein Athenienser, Schwiegersohn des Theagenes, Tyrannen von Megara, bemächtigte sich, durch seinen Schwiegervater und durch einen Orakelspruch unterstützt, um 612 v. Chr. bei dem damals anarchischen Zustande seiner Vaterstadt der Burg, um durch Unterdrückung und Vernichtung der Adelspartei eine Tyrannenherrschaft zu begründen. Durch Hunger wieder zur Übergabe gezwungen, flüchtete er sich mit seinem Anhange, um sichern Schutz zu finden, zu den Altären der Götter; doch die Sieger befleckten die Heiligthümer mit dem Blut der Hülfeflehenden. Ganz Athen gerieth über diesen ruchlosen Frevel, der von den Alten nur mit Abscheu genannt wird (Cylonium scelus), in Bestürzung, und der weise Epimenides mußte aus Kreta herbeigeholt werden, um die Stadt wieder zu sühnen.

Kyme, die älteste und bedeutendste Stadt der Landschaft Äolis in Kleinasien, deren Einwohner bei den Alten im Rufe gutmüthiger Einfalt standen, jetzt Sandakli, lag nahe am Ägeischen Meere und hatte einen trefflichen Hafen, wurde aber durch ein furchtbares Erdbeben unter Tiberius 17 n. Chr. großentheils zerstört. Daselbst wurde der Geschichtschreiber Ephorus geboren, nach einigen Sagen auch Homer und Hesiod.

Kymmēne ist der Name eines ansehnlichen Flusses in Finnland, der eigentlich aus einer fortlaufenden Kette von Seen besteht und in drei sehr tiefen und wasserreichen, mehre kleine Inseln einschließenden Armen zwischen Friedrichsham und Lowisa in den Finnischen Golf einmündet. Auf zweien jener Mündungsinseln liegen die starken Festungen Rotschensalm und Kymmenegard. In dem hier gleichfalls liegenden Svensksund, einem Busen des Kymmenestroms, fand 9. und 10. Juli 1790 jene berühmte Seeschlacht statt, in welcher der König Gustav III. von Schweden über die Russen den Sieg davontrug.

Kynast, eine dem Grafen Schaffgotsch gehörige Standesherrschaft im hirschberger Kreise des Regierungsbezirks Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, führt ihren Namen von dem durch Sage und Gesang vielfach verherrlichten Bergschlosse Kynast im Riesengebirge, welches von Herzog Bolko I. 1292 erbaut, von Bolko II., Herzog von Schweidnitz und Jauer, dem tapfern Ritter Gottsche Schof (Gotthard Schaf) übergeben und 1675 vom Blitze zerstört wurde. Die romantisch gelegenen Ruinen vom K., auf einem bewaldeten Granitfelsen, 1847 F. über dem Meere, sind umfänglich und ziemlich gut erhalten. Außer einem seltenen Echo genießt man von hier eine entzückende Aussicht in das schöne hirschberger Thal. Nach der Volkssage lebte einst in diesem Schlosse ein Fräulein, die Erbin großer Besitzungen, die nur dem Ritter um ihre Hand zu werben gestattete, welcher auf der schmalen Burgmauer das Schloß zu umreiten den Muth hätte. Viele hatten diese Probe mit dem Leben gebüßt, bis endlich ein Herzog von Sachsen den Ritt glücklich vollbrachte, aber, als ihm das Fräulein liebeglühend entgegenkam, höhnend erklärte, daß bereits eine Andere sein Herz besitze.

Kynoskephălä (griech.), d. h. eigentlich Hundsköpfe, war der Name zweier Hügel bei Skotussa in Thessalien, östlich von Pharsalus, wo der macedonische König Philipp II. durch die Römer unter Titus Quinctius Flamininus 197 v. Chr. eine völlige Niederlage erlitt.

Kyrie eleison, d. h. Herr, erbarme dich! sind biblische Worte, die seit dem 4. Jahrh. zu einem in der christlichen Kirche gebräuchlichen Gebete wurden, das Sylvester I. in die abendl. Kirche einführte und Gregor I. erneuerte. Sie bilden den ersten Satz der musikalischen Messe in der kath. Kirche und werden auch hier und da noch in der protest. Kirche gesungen.

Kythera, s. Cerigo.

Kythnos, jetzt Thermia, eine der Cykladischen Inseln im Ägäischen Meere, ist seit den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart durch ihre heißen Quellen berühmt. Vgl. Landerer, „Beschreibung der Heilquellen Griechenlands" (Nürnb. 1843).

L.

L, der zwölfte Buchstabe unsers Alphabets, wurde bei den Hebräern Lamed, d. i. Ochsenstecken, genannt, offenbar wol, weil es in seiner ältesten Form, die das phöniz. Alphabet noch ziemlich deutlich zeigt, das bloße Bild dieses einem semitischen Hirtenvolke sehr geläufigen Geräths war. Von den Phöniziern gelangte mit dem Schriftzeichen auch der Name zu den Griechen, wo letzterer zu lambda umgestaltet erscheint, sowie zu den Römern und mit der röm. Schrift wiederum in die Alphabete der sämmtlichen neuern german. und roman. Völker, wie auch in die vieler literarisch erst wenig ausgebildeten Sprachen. In phonetischer Beziehung gehört l nebst r, m und n zu der Classe der Liquidae oder flüssigen Consonanten und zeigt sich hier zunächst verwandt mit r. In einzelnen Sprachen geht diese Verwandtschaft des l und r so weit, daß für beide in der Schrift nur ein einziges Zeichen existirt, wie z. B. im Huzvaresch oder sogenannten Pehlwi. Mehre weniger ausgebildete Sprachen Oceaniens, Afrikas und Amerikas entbehren eines oder des andern dieser beiden Consonanten vollständig. Auf dieser Lautverwandtschaft beruht auch die wol über alle Sprachen verbreitete Erscheinung, daß ein r in Worten, die aus einer völlig unverwandten oder wenigstens sehr verschiedenen Sprache in eine andere Aufnahme finden, hier häufig in l übergeht oder auch wol umgekehrt. Solche Fälle sind z. B. Pflaume, entstanden aus dem lat. prunus, Pilger aus dem lat. peregrinus, Dollmetscher aus dem arab. Tardschuman. Das Volk suchte auf diese Weise die fremden Klänge und Lautverbindungen seinem heimischen Organe anzupassen. Noch heutigen Tags sagt der Schweizer Kilche statt Kirche, der gemeine

Mann Balbier statt Barbier. Einen eigenthümlichen Laut hat im Polnischen das sogenannte gestrichene l oder ł. Bei den Römern ist L unter Anderm Abkürzung des Namens Lucius; auch steht es häufig bei Anführungen für Lex (d. i. Gesetz) und für Liber (d. i. Buch). In bibliographischen Werken bedeutet s. l. (d. i. sine loco) soviel als: ohne Angabe des Druckorts. Von Münzen werden Lira und Livre durch L abgekürzt; ebenso ist das Zeichen für das engl. Pfund Sterling (£) eine Abkürzung von Livre, dem altfranz. Worte für Pfund.

Laab, **Lab**. Bei den Wiederkäuern besteht der Magen (s. d.) aus einem besondern Sacke, dem Wanst oder Pansen, und einem dünnern Theile, der durch Einschnürungen in drei besondere Abtheilungen, die Haube, den Psalter und den **Laabmagen**, abgesondert ist. Eine gewisse Zubereitung des Laabmagens der Kälber, der die Eigenschaft, Milch zu coaguliren (s. d.), die er zu Lebzeiten des Thiers hat, auch nach dem Tode in hohem Grade besitzt, heißt Laab. Die Zubereitung geht darauf hinaus, den Laabmagen durch Einsalzen und Räuchern oder auch durch die Anwendung von Gewürzen vor Fäulniß zu schützen. Das Laab bildet, wenn es trocken mit Salz eingelegt wird, nach einiger Zeit eine Salzlake, die ebenfalls die Eigenschaft besitzt, Milch zum Coaguliren zu bringen, und anstatt des Laabs benutzt wird. Die schweiz., belg. und holländ. Käse werden nicht aus sauerer, sondern aus frischer Milch dargestellt, indem man das in der Milch enthaltene Caseïn (Käsestoff) vermittelst Laab abscheidet. Die Wirkung des Laabs ist außerordentlich: ein Quadratzoll gesalzenen und geräucherten Laabs ist ausreichend, um bis zu 80 Quart Milch zu coaguliren. Auf welche Weise das Laab wirkt, ist unbekannt. Die Annahme, daß das Laab die Umwandelung des Milchzuckers in Michsäure durch Fermentbildung befördere, ist unhaltbar geworden, seit nachgewiesen worden, daß auch alkalisch reagirende Milch unter dem Einfluß des Laabs bei einer Temperatur von 50—60° coagulirt.

Laaland oder **Lolland**, eine zum Königreich Dänemark gehörige Insel in der Ostsee, vor dem Eingange in den Großen Belt, hat einen Flächenraum von 21¼ QM. und ungefähr 56000 E. und zeichnet sich durch große Fruchtbarkeit aus. Die bedeutendsten Städte sind **Mariaböe** mit 1500 E., der Sitz des Stiftsamtmanns, und **Nakskow** mit 2500 E., einem Gymnasium, einer Synagoge, einem Hafen und nicht unbedeutendem Getreidehandel. — Von der Insel führt das Stift **Laaland**, das südlichste des Königreichs Dänemark, den Namen, das außer derselben und mehren kleinern Inseln noch die nur durch den engen Guldborgsund von L. getrennte Insel Falster (s. d.) umfaßt und auf 30 QM. 79000 E. zählt.

Laar (Peter van), oder **Laer**, genannt Bamboccio, ein berühmter Maler und ausgezeichneter Musiker, war um 1613 zu Laren bei Naarden in Holland geboren. Nachdem er seine erste Ausbildung daheim erhalten, ging er nach Rom, wo er 16 J. zubrachte, mit Poussin, Claude Lorrain, Sandrart und andern ausgezeichneten Künstlern im vertrauten Umgange stand und auf den Geschmack der Italiener bedeutend einwirkte. Nach seiner Rückkehr lebte er zunächst in Amsterdam, später in Harlem, wo er um 1674 in Folge von Hypochondrie sein Leben mit einem freiwilligen Tode schloß. Den Beinamen Bamboccio, d. h. Krüppel, erhielt er während seines Aufenthalts in Rom seiner possirlichen Figur wegen. Er malte meist Scenen aus dem Volksleben der niedrigsten Classe, Bettler, Räuber u. s. w., und zwar nicht ohne Geist und Kraft, in der Behandlungsweise der neapolit. Schule. Nach seinem speciellen Beinamen hat man das ganze Genre, dem er anhing, Bambocciaden (s. d.) genannt, obschon die Hauptrepräsentanten desselben älter sind als er. Als Musiker liebte er besonders die Violine.

Labadie (Jean de), Mystiker und Separatist des 17. Jahrh., geb. 13. Febr. 1610 zu Bourg in Guienne, wurde in Bordeaux von den Jesuiten erzogen und gebildet und gehörte ihrem Orden bis 1639 an. Er verließ ihn jedoch, weil er in ihm weder das unsträfliche Leben fand, noch manchen eigenthümlichen dogmatischen Meinungen, die er aufstellte, Eingang verschaffen konnte. Wegen seinen von der kath. Kirche abweichenden Meinungen wurde er vor das Parlament citirt. Er floh daher nach Genf, ging später wieder nach Frankreich zurück und hielt sich in Amiens auf, wo ihn der Bischof sogar mit der Visitation der dortigen Klöster beauftragte. Auch in dem Erzbischof von Toulouse fand er einen Gönner. Sein strenges Eifern gegen den röm. Klerus zog ihm neue Verfolgungen zu, denen er sich durch den Übertritt zur ref. Kirche 1650 entzog. L. fand aber auch in dieser Kirche sich nicht befriedigt und glaubte sich berufen, die apostolische Kirche äußerlich herstellen zu müssen. Zunächst wurde er jetzt Prediger in Montauban, dann aber, von hier vertrieben, in Orange, in Genf 1660, in Middelburg 1666 und 1669 in Amsterdam, wo er seine Anhänger zu einer besondern kirchlichen Gesellschaft vereinigte, die man nach ihm **Labadisten** nannte. Da man ihn deshalb hier nicht mehr duldete, begab er sich 1670

nach Herford, wo er in der Pfalzgräfin Elisabeth eine Beschützerin fand. Doch vertrieb ihn 1672 ein kaiserl. Edict und nun ging er nach Bremen, endlich nach Altona, wo er Privatversammlungen hielt und 2. Febr. 1674 starb. Unter seinen Anhängern zeichneten sich besonders Peter Yvon, Peter de Lignon, Heinrich und Peter Schlüter aus. Noch mehr aber erregte die durch die Eigenthümlichkeit ihres Wesens wie durch ihre seltene Gelehrsamkeit bekannt gewordene Jungfrau **Anna Maria von Schurmann** großes Aufsehen. Sie war 5. Nov. 1607 in Köln geboren, Tochter ref. Ältern, hielt sich meist in Utrecht auf, lernte L. in den Niederlanden kennen, schloß sich ihm an, weil sie den kirchlichen Zustand auch für verdorben hielt, begleitete ihn nach Altona, zog sich nach seinem Tode nach Vinwarden in Westfriesland zurück und starb hier unverehelicht 5. Mai 1678. Ihr Hauptwerk ist „Eucleria, seu melioris partis electio" (Altona 1673). Die Labadisten, die sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Dunkeln verloren, waren mystisch-ascetische Separatisten der ref. Kirche, wollten sich von dieser nicht trennen, sondern sie reformiren. Das erhellt bestimmt aus ihrer Bekenntnißschrift: „Declaration oder nähere Erklärung der reinen Lehre". Weil sie die Kirche für verderbt hielten, foderten sie eine Separation der Erleuchteten von den Verderbten; jene sollten die reine Kirche mit strenger Kirchenzucht bilden und allein das Abendmahl würdig feiern; nur die Wiedergeborenen sollten getauft werden. Die Heilige Schrift solle man in ihren Aussprüchen Gott nicht gleich achten, sondern Gott stehe als ihr Urheber über ihr und das Festhalten am Buchstaben sei eine abgöttische Verehrung. Nach dem Muster der ältesten Kirche lebten die Labadisten meist von ihrer Hände Arbeit. Der Vorwurf aber, der ihnen in Beziehung auf die Sittlichkeit und Einführung einer vollkommenen Gütergemeinschaft gemacht wird, scheint auf einem Misverständniß ihrer Lehre beruht zu haben.

Labărum hieß in der spätröm. Zeit die kaiserl. Hauptfahne des Heeres, in deren purpurfarbenes Tuch Konstantin d. Gr. im Kriege gegen Maxentius das Zeichen des Kreuzes und die griech. Anfangsbuchstaben des Namens Christi (X und P) setzen ließ, wozu er durch eine wunderbare Erscheinung des Kreuzes bewogen wurde.

Labat (Jean Baptiste), Missionar und Reisender, geb. 1663 zu Paris, wurde in seinem 19. J. Mönch, lehrte darauf Mathematik und Philosophie in Nancy, wo er zugleich die Stelle eines Predigers versah, und kehrte 1693 nach Paris in das Dominicanerkloster in der Straße St.-Honoré zurück. Hier erhielt er Gelegenheit, seinen längst gehegten Plan auszuführen und Missionar zu werden. Er ging hierauf nach Martinique, erhielt daselbst 1694 die Verwaltung des Kirchspiels von Macuba, welchem er zwei Jahre vorstand, worauf er nach Guadeloupe gesendet wurde, um dort auf einer Besitzung des Ordens eine Wassermühle erbauen zu lassen. Später wurde er Generalprocurator der Mission, in welcher Stellung er nun Gelegenheit fand, seine Thätigkeit vollständig zu entwickeln und zugleich durch seine mathematischen Kenntnisse der Regierung vielfach zu dienen. Auf seinen Missionsreisen untersuchte er die Inseln und bei dem Angriffe der Engländer auf Guadeloupe 1703 erwies er seinen Landsleuten als erfahrener Ingenieur große Dienste. Als er 1705 in Angelegenheiten des Ordens nach Europa gesendet wurde, ergriff er diese Gelegenheit, um die Umgegend von Cadix, wo er landete, und die Küste Andalusiens bis Gibraltar geometrisch und wissenschaftlich zu untersuchen. Auch Italien besuchte er in Angelegenheiten des Ordens. Von 1715 an, wo er aus Italien zurückkehrte, lebte er in Paris, wo er im Kloster Rue-du-Bac 6. Jan. 1738 starb. Von seinen Schriften nennen wir: „Nouveau voyage aux îles de l'Amérique" (6 Bde., Amst. 1722 und öfter; deutsch von Schad, 7 Bde., Nürnb. 1782—88); „Voyage en Espagne et Italie" (8 Bde., Amst. 1730; deutsch von Tröltsche, Amst. 1758—62); „Nouvelle relation de l'Afrique occidentale" (5 Bde., Amst. 1728); die von ihm nach den „Mémoires" des Labrue herausgegebene „Voyage du chevalier Desmarchais en Guinée, aux îles voisines et à Cayenne" (4 Bde., Amst. 1730); „Relation historique de l'Ethiopie occidentale" (5 Bde., Amst. 1732); ferner die aus dem Italienischen des Kapuziners Carazzi übersetzten „Mémoires du chevalier d'Arvieux" (5 Bde., Amst 1705). Ihm zu Ehren wurden einige Bäume aus dem Fliedergeschlechte auf der Insel Cuba und aus Cayenne nach seinem Namen benannt. — **Labat** (Léon), derselben Familie angehörig, geb. zu Agde 1803, unternahm nach Vollendung seiner Studien seit 1822 Reisen nach Amerika, Nordafrika und der Levante, trat 1826 in Palästina als Leibchirurg und Oberarzt des Hospitals von Abuzabal in den Dienst Mehemed-Ali's, kehrte aber nach kurzem Aufenthalte in Kairo nach Paris zurück. Auf einer andern Reise durch Südrußland nach Persien ward er in Folge einer glücklichen Cur an dem Schah zu dessen Leibarzt mit dem Titel

Mirza-Labat-Khan ernannt. L. starb im Febr. 1847 zu Nizza. Unter seinen Schriften, die sich zum Theil über die medicinischen Verhältnisse des Orients verbreiten, sind hervorzuheben: „De la lithotritie" (Par. 1833); „De la rhinoplastie" (Par. 1834); „De l'organisation médicale de l'hôpital d'Abouzabal" (Par. 1834); „Route de l'Inde par l'Égypte et la mer rouge" (Par. 1839); „De l'irritabilité des plantes" (Par. 1834).

Labé (Louise Charly), Dame Perrin genannt, eine der ausgezeichnetsten ältern franz. Dichterinnen, geb. zu Lyon 1526, erregte schon frühzeitig durch ihre ungewöhnliche Schönheit, durch ihr Talent für fremde Sprachen und ihr männliches Wesen die Bewunderung der Zeitgenossen. Nicht zufrieden mit dem Ruhme, besser Pferde zu bändigen und mit Lanze und Schwert umzugehen als mancher Ritter, nahm sie, kaum 16 J. alt, 1542 an der Belagerung von Perpignan Theil. Man nannte sie Capitän Loys, und ihr tapferes Benehmen wurde von mehren Dichtern besungen. Als der Dauphin die Belagerung von Perpignan aufgab, kehrte sie nach Lyon zurück und vermählte sich mit Ennemond Perrin, einem reichen Kaufmann und Seiler. Von dieser Zeit an lebte sie ganz der Dichtkunst und Musik; ihr Haus war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Dichter, Gelehrten und Künstler. Sie starb zu Lyon im März 1566. Die voneinander sehr abweichenden Zeugnisse ihrer Zeitgenossen über sie kommen darin überein, daß sie als Künstlerin in hohem Ansehen stand, aber nach der allgemeinen Sitte ihres Landes und Jahrhunderts sehr leichtsinniger Natur war. Ihre Gedichte, bestehend aus drei Elegien, die wahre Meisterstücke sind, 24 Sonetten, darunter eines in ital. Sprache, und einer Allegorie „Débat de la folie et de l'amour", erschienen zuerst 1555 zu Lyon. Eine Biographie und Charakteristik von ihr lieferte Ruolz (Lyon 1750).

Labedoyère (Charles Angelique Huchet, Graf von), ein Opfer der Reaction von 1815 in Frankreich, stammte aus einer alten Familie in der Bretagne und wurde 17. April 1786 zu Paris geboren. Im Alter von 20 J. trat er in die Gendarmerie der Armee und wohnte den Feldzügen von 1806 und 1807 bei. Als Adjutant des Marschalls Lannes befand er sich 1808 in Spanien und erhielt bei Tudela eine schwere Wunde. Nach seiner Heilung ging er im folgenden Jahre zum Heere nach Deutschland, zeichnete sich bei der Einnahme von Regensburg aus und wurde nach der Schlacht von Eßlingen Adjutant Murat's. In dieser Eigenschaft, mit dem Grade eines Escadronchefs, wohnte er dem Feldzuge von 1812 bei. Am Vorabend der Schlacht bei Lützen erhielt er von Napoleon den Befehl über ein Infanterieregiment, an dessen Spitze er auch bei Bautzen und im Gefechte bei Goldberg 23. Aug. 1813 kämpfte. Schwer verwundet kam er nach Frankreich und heirathete hier in eine den Bourbons ergebene Familie. Auf Betrieb derselben trat er nach der ersten Abdankung Napoleon's in die Armee zurück und befand sich mit seinem Regimente in der Nähe von Vizelle, als der Kaiser von Elba zurückkehrte. L. stieß sogleich zu demselben, wohnte dem Einzuge in Grenoble bei und erhielt einige Tage darauf den Grad eines Maréchal-de-Camp. Bald darauf wurde er zum Generallieutenant und Pair von Frankreich erhoben. Nach der Schlacht von Waterloo, wo er mit großer Tapferkeit focht, eilte er nach Paris und äußerte sich in der stürmischen Sitzung der Pairskammer vom 22. Juni mit besonderer Heftigkeit gegen die Bourbons. Nach der Capitulation von Paris folgte er der Armee hinter die Loire. Er faßte den Entschluß, nach Amerika auszuwandern, erschien aber 3. Juli nochmals zu Paris, um von seiner Familie Abschied zu nehmen. Eine halbe Stunde nach seiner Ankunft wurde er indessen verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Er vertheidigte sich vor demselben einfach, edel und patriotisch. Dessenungeachtet sprach man ihm 15. Aug. einmüthig den Tod zu und am 19. wurde das Urtheil vom Revisionsrathe bestätigt. Alle Schritte, die seine Familie für seine Begnadigung that, waren vergebens. Noch an demselben Tage, wo er das Urtheil vernommen, wurde er erschossen; er starb mit großer Ruhe. L. besaß ein schönes Äußeres, einen ritterlichen Charakter und eine schwärmerische Anhänglichkeit für den Kaiser.

Laberdan, s. Kabeljau.

Laberius (Decimus), ein röm. Ritter und berühmter Mimendichter, geb. 107 v. Chr., wurde, als er bereits in seinem 60. Lebensjahre stand, von Cäsar gezwungen, bei den scenischen Spielen, die dieser zur Verherrlichung des Siegs über Pompejus zu Rom anstellte, in einigen seiner Mimen persönlich und in einem Wettstreite mit dem beliebten Publius Syrus aufzutreten, wodurch er nach röm. Grundsätzen die Ehre seines Standes und selbst das Bürgerrecht verlor, in die ihn aber der Wille des gewaltigen Dictators wieder einsetzte. Unter den noch vorhandenen Bruchstücken, welche von Ziegler in der Schrift „De mimis Romanorum" (Gött. 1788) und Bothe in den „Fragmenta poetarum Latinorum scenicorum" (Bd. 2, Halberst.

1824) gesammelt worden sind, zeichnet sich besonders ein von Macrobius mitgetheilter „Prologus" aus, der von Becher (Lpz. 1787) besonders herausgegeben und von Wieland in seiner Übersetzung von Horaz' „Satiren" (Bd. 1, Lpz. 1819) trefflich ins Deutsche übersetzt worden ist.

Labiau, eine Kreisstadt in Ostpreußen, in dem Regierungsbezirk Königsberg, unweit des Kurischen Haffs an der Deime, einem Mündungsarme des Pregels, mit einem von den Kreuzrittern 1258 gegründeten Schlosse und gegen 4000 E., die insbesondere Lohgerberei und Bierbrauerei treiben, ist durch den **Labiauer Vertrag** denkwürdig geworden, welcher hier 30. Oct. 1656 zwischen dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und dem Könige von Schweden Karl Gustav geschlossen wurde und durch welchen dieser, als damaliger Herr von fast ganz Polen, dem Kurfürsten und dessen männlichen Nachkommen die ostpreuß. Zölle und die Souveränetät über Ostpreußen und Ermeland abtrat. Durch den Vertrag von Wehlau wurde dieser Vertrag auch polnischerseits zum Theil genehmigt.

Labiēnus (Titus Atius) belangte als Volkstribun 63 v. Chr., von Cäsar veranlaßt, den Cajus Rabirius, welchen Cicero vertheidigte, als Mörder des Saturninus. Im Gallischen Kriege erwarb er sich als Cäsar's Legat den höchsten kriegerischen Ruhm und große Reichthümer, verließ jedoch, als der Bürgerkrieg ausbrach, seinen alten Feldherrn und schloß sich auf das engste an Pompejus an, den er nach Griechenland begleitete, wo er ebenso an den glücklichen Gefechten bei Dyrrhachium als an der Schlacht bei Pharsalus Theil nahm. Von der Niederlage in der letztern brachte er fliehend die Nachricht zu Cato nach Dyrrhachium. Später traf er mit den flüchtigen Pompejanern in Afrika zusammen und focht im Afrikanischen Kriege namentlich bei Ruspina, 4. Jan. 46 v. Chr., doch ohne Erfolg, gegen Cäsar. Mit Sextus Pompejus und Andern entkam er nach Cäsar's Siege bei Thapsus, 6. April 46, nach Spanien zu Cnejus Pompejus und fand in der Schlacht bei Munda, 17. März 45, die die Reste der Pompejanischen Partei vernichtete, seinen Tod. — Sein gleichnamiger Sohn wurde von Brutus und Cassius an den Partherkönig Orodes I. gesendet, dessen Hülfe zu erbitten. Mit Pacorus, dem Sohne des Königs, der sich erst nach der Schlacht bei Philippi zum Krieg gegen die Römer entschloß, drang er in Syrien und Vorderasien ein, wurde aber 39 von dem Legaten des Antonius, Publius Ventidius, im Taurus, ebenso wie nachher Pacorus selbst, geschlagen und von Demetrius, der für Antonius Cypern verwaltete, in seinem Zufluchtsorte in Cilicien entdeckt und getödtet.

Labillardière (Jean Julien), Naturforscher und Reisender, geb. zu Alençon 28. Oct. 1755, studirte zu Montpellier Medicin, wendete sich aber später der Botanik allein zu. Er machte zuerst mehre Reisen durch England, Frankreich und die Alpen, bereiste dann auf Kosten der franz. Regierung in den J. 1786 und 1787 Syrien und den Libanon und begleitete endlich als Botaniker die von d'Entrecasteaux commandirte Expedition. Er sammelte, zumal in dem damals wenig bekannten Neuholland, ein sehr bedeutendes Herbarium, wurde jedoch von den Engländern auf Java angehalten und seiner Sammlungen beraubt, die er später auf Verwenden von Sir Joseph Banks zurückerhielt. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er 1800 Mitglied des Instituts. Er starb in Paris 8. Jan. 1834. Man verdankt ihm außer vielen naturwissenschaftlichen Abhandlungen mehre botanische Hauptwerke, wie „Icones plantarum Syriae rariorum" (Par. 1791—1812); „Novae Hollandiae plantarum specimen" (2 Bde., Par. 1804—5); „Relation du voyage à la recherche de Lapeyrouse etc." (2 Bde., Par. 1800).

Laboratorium nennt man den zur Ausführung chemischer Operationen bestimmten Ort, in dessen Besitze sich jeder selbstthätige Chemiker befinden muß. Die Anfoderungen an ein solches Laboratorium sind sehr verschieden, je nachdem dasselbe größern technischen oder pharmaceutischen Operationen oder endlich dem wissenschaftlichen Studium der Chemie bestimmt ist. Die technischen Laboratorien dienen meist nur bestimmten Zwecken, wie die Farbenlaboratorien der Färbereien und Druckereien, die Laboratorien chemischer Fabriken u. s. w.; die Einrichtung der Apotheken-Laboratorien ist meist in den Apothekerordnungen vorgeschrieben. Die Anfoderungen an analytisch-chemische Laboratorien haben sich mit der ganzen Chemie geändert. Das chemische Laboratorium ist nicht mehr die düstere, unheimliche Werkstatt des alten Chemikers, angefüllt mit abenteuerlichen Apparaten und Instrumenten, welche aus der Rumpelkammer alchemistischer Vorzeit mit herübergeschleppt worden sind. Die Apparate haben mit ihrer Genauigkeit nicht selten an Einfachheit und Eleganz zugenommen; der Ort, an dem sie benutzt werden, ist freundlich und dem Lichte zugänglich. Die Kohlenöfen sind häufig durch die Weingeist- oder Gaslampe verdrängt. Es ist selbst einem Dilettanten in der Chemie jetzt möglich, seine Arbeitsstube zu einem Laboratorium umzuwandeln, wenn ein Kamin gestattet, die schäd-

lichen Dämpfe fortzuführen. Die Laboratorien sind nicht allein für den Lehrer der Chemie bestimmt; sie sollen auch den Studirenden und sogar den Gewerbtreibenden geöffnet sein, um sich für verschiedene Zwecke darin ausbilden zu können. An den Universitäten hat erst in neuerer Zeit der Staat die Sorge für die Laboratorien der Professoren in ausgedehnterer Weise übernommen. Deutschland besitzt den Ruhm, in der neuern Zeit Musterlaboratorien aufgestellt zu haben, nämlich das zu Gießen früher unter Liebig's, das zu Göttingen unter Wöhler's, das zu Leipzig unter Erdmann's, das zu Wien unter Redtenbacher's und das zu Breslau unter Löwig's Direction, sowie das neue Liebig'sche Laboratorium in München. Unter den Laboratorien landwirthschaftlicher und technischer Anstalten sind hervorzuheben die zu Tharand, Dresden, Chemnitz und Karlsruhe. Da Gelegenheit zu eigenem Arbeiten in einem guten Laboratorium unter tüchtiger Leitung das wesentlichste Bildungsmittel tüchtiger Chemiker ist, so sind die erwähnten Fortschritte von dem größten Einflusse auf die Verbreitung tüchtiger chemischer Kenntnisse. — Bei der Artillerie versteht man unter **Laboratorium** den Ort, welcher vorzugsweise zur Anfertigung der Pulvermunition, von Zündungen, Ernst- und Lustfeuerwerken eingerichtet und mit den erfoderlichen Geräthschaften versehen ist. Man unterscheidet Feld-, Festungs- und solche Laboratorien, die bei Belagerungen gebraucht werden. Haupterfodernisse eines Laboratoriums sind eine trockene, freie, gegen Feuersgefahr gesicherte Lage, hinlänglich große und viele zum Theil heizbare Räume, ein oder mehre Brunnen und Bewachung durch ausgestellte Posten. Je nach der verschiedenen Art der Arbeiten müssen auch die Räume besondere Einrichtung haben. Nicht alle sind gedielt, weil das vorkommende Schlagen und Rammen einen Lehmfußboden nöthig macht. Die Feuerarbeiten müssen in ganz abgesonderten Localen eingerichtet sein. Viele Arbeiten werden auch im Freien oder unter Zelten vorgenommen. Endlich braucht man verschließbare Zimmer zur Aufbewahrung der Geräthschaften und Materialien. Nie aber wird fertige Munition, selbst nicht auf kurze Zeit, daselbst aufbewahrt, und selbst von dem zur augenblicklichen Verarbeitung bestimmten Pulver darf nie mehr als ein Centner auf ein mal eingebracht werden. Die größte Vorsicht, Ordnung und Reinlichkeit kann allein die Unglücksfälle vermindern, der Erfahrung gemäß aber doch nicht ganz verhindern.

Laborde (Jean Joseph de), ein durch Thätigkeit, Unternehmungsgeist und wohlwollende Gesinnungen ausgezeichneter Mann aus einer alten Familie in Béarn, geb. 1724, erwarb zu Bayonne durch wohlberechnete Unternehmungen im Handel mit Westindien und Spanien ein so großes Vermögen, daß der span. Hof, als der franz. bei demselben 1758 eine Anleihe von 30 Mill. Livres machen wollte, das Geschäft nicht eher abschloß, bis sich L. verbürgt hatte, der hierauf Hofbankier wurde und des Ministers Choiseul volles Vertrauen erwarb. Seine Besitzung Laborde wurde zum Marquisat erhoben; doch machte er nie Gebrauch von dem Titel. Nach dem Sturze Choiseul's zog auch L. sich aus den meisten Geschäften zurück und behielt nur sechs Schiffe, weil er auf S.-Domingo Plantagen hatte. Beim Ausbruche des amerikan. Freiheitskriegs lieferte er der Regierung 12 Mill. Livres in Gold nach Brest, wodurch das Auslaufen der Expedition unter Rochambeau möglich wurde. Später führte er eine Menge großer und prachtvoller Bauten aus. Er gab jährlich 24000 Fr. zur Unterstützung der Armen und 1788 zur Errichtung von vier großen Hospitälern in Paris 400000 Fr. Während der Schreckenszeit lebte L. in der Stille auf seinem Schlosse Méréville, bis er seines Reichthums wegen vor das Revolutionsgericht gebracht wurde, das ihn auf die Anschuldigung, mit Wucherern in Verbindung gestanden zu haben, 18. April 1794 zum Tode verurtheilte und noch an demselben Tage ungeachtet der dringendsten Bitten seiner Unterthanen hinrichten ließ. Von seinen vier Söhnen hatten zwei, die in der Marine dienten und den unglücklichen Lapeyrouse begleiteten, noch ehe dessen Schiff verloren ging, ihren Tod gefunden, als sie an der Küste von Californien einige in einem leichten Fahrzeuge ausgesetzte Kameraden in der heftigsten Brandung zu retten suchten. Der dritte und älteste seiner Söhne, **François Louis Jos., Graf de L.**, der ebenfalls in der Marine diente, wurde, nachdem er den Seedienst aufgegeben, königlicher Schatzmeister. Er war Mitglied der Generalstaaten und der Constituirenden Versammlung. Nach dem Schlusse derselben wanderte er nach England aus, wo er in London 1801 starb. — Der jüngste der Brüder, **Alex. Louis Jos., Graf de L.**, geb. zu Paris 15. Sept. 1774, machte in östr. Diensten die ersten Feldzüge gegen die franz. Republik mit. Nach dem Frieden von Campo-Formio kehrte er 1797 in sein Vaterland zurück, wo er bald in den großen Cirkeln beliebt und mit der Bonaparte'schen Familie vertraut wurde. Er bereiste England, Holland, Italien und Spanien, begleitete 1808 Napoleon nach Spanien und 1809 in dem Feldzuge nach Östreich, bekam für die Dauer der Occupation Wiens die Verwaltung der kaiserlichen Domä-

nen und wurde sodann Requêtenmeister beim kaiserlichen Staatsrathe in Paris. Auch war er bei der Gesandtschaft, welche für den Kaiser um die Hand der Erzherzogin Marie Luise anhielt. Im J. 1811 erhielt er die Aufsicht über den Brücken- und Wegebau im Seinedepartement und 1819 von neuem die Stelle eines Requêtenmeisters beim königl. Staatsrath. Von 1823 an Mitglied der Deputirtenkammer und 1830 Mitunterzeichner der Protestation gegen die Ordonnanzen Karl's X., wurde er nach der Julirevolution Seinepräfect, später Brigadegeneral der Pariser Nationalgarde und Adjutant des Königs Ludwig Philipp. Da er sich viel mit Archäologie, bildender Kunst und Staatsverwaltung befaßt hatte, ernannte man ihn 1813 zum Mitgliede der Académie des inscriptions et belles-lettres und 1832 zu dem der Académie des sciences morales et politiques. Er starb 24. Oct. 1842 zu Paris. Die hauptsächlichsten seiner Schriften sind: „Voyage pittoresque et historique en Espagne" (4 Bde., Par. 1807—18; neue Aufl., 1823); „Itinéraire descriptif de l'Espagne" (5 Bde., Par. 1809—27; 3. Aufl., mit Zusätzen von Humboldt und Bory de St.-Vincent, 6 Bde., Par. 1827—28); „Description des nouveaux jardins de la France et de ses anciens châteaux" (2 Bde., Par. 1808); „Les monuments de la France" (2 Bde., Par. 1832—36, mit 259 Kupfertafeln); „Versailles ancien et moderne" (Par. 1839—40). — **Laborde** (Léon Emanuel Simon Joseph, Graf de), des Vorigen Sohn, geb. zu Paris 15. Juni 1807, studirte in Göttingen und machte 1825 mit seinem Vater die Reise nach dem Orient, über die er in der „Voyage de l'Arabie Petrée" (Par. 1830—33) und „Voyage en Orient" (Par. 1837) berichtete. Er kam 1828 als Secretär zur franz. Gesandtschaft nach Rom, nahm aber 1829 seine Entlassung. In der Julirevolution wurde er Adjutant des Generals Lafayette, dann Gesandtschaftssecretär in London, 1832 im Haag und 1834 in Kassel. An seines Vaters Stelle wurde er 1841 in Etampes zum Deputirten und 1842 in die Académie des inscriptions et belles-lettres gewählt. Er ist gegenwärtig Conservator der modernen Sculpturen im Louvre. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: „Essai pour servir à l'histoire de la gravure sur bois" (Par. 1833); „Histoire de la découverte de l'imprimerie" (Par. 1836); „Histoire de la gravure en manière noire" (Par. 1839); „Commentaire géographique sur l'Exode et les Nombres" (2 Bde., Par. 1842); Le palais Mazarin et les habitations de ville et de campagne du 17me siècle" (Par. 1847); „Les ducs de Bourgogne" (Bd. 1 und 2, Par. 1849—51 fg.). — **Laborde** (Leo de), geb. 1808 zu Avignon, machte sich bekannt als politischer Parteimann, gehört jedoch zu einer andern Familie als die Obigen. Hitziger Legitimist unter der Regierung der jüngern Königslinie wurde er nach der Februarrevolution von 1848 vom Departement Vaucluse in die Legislative Versammlung gewählt, wo er sich als eines der leidenschaftlichsten Mitglieder der Rechten bemerklich machte.

Labourdonnaye (Bertrand François Mahé de) stammte aus einer alten Familie der Bretagne und wurde 11. Febr. 1699 zu St.-Malo geboren. Von Jugend auf für den Seedienst bestimmt, war er 1723 schon Capitän in der Marine der franz.-ind. Compagnie. Im folgenden Jahre nahm er wichtigen Antheil an dem Siege von Mahé und erhielt darum diesen Namen beigelegt. Durch den Vicekönig von Goa bewogen, trat er hierauf in portug. Dienste. Schon 1733 indeß kehrte er nach Frankreich zurück und wurde 1735 Gouverneur der Inseln Isle-de-France und Bourbon. Ungeachtet der großen Schwierigkeiten entwickelte er glücklich die Kräfte dieser verfallenen Colonien. Bei dem bevorstehenden Bruche Frankreichs mit England erhielt er 1740 den Befehl über eine Escadre in den ostind. Gewässern. Er entsetzte 1741 das durch die Naïren belagerte Mahé, erhielt aber Befehl, seine Schiffe nach Europa zurückzuschicken, als er die Feindseligkeiten gegen die Englisch-Ostindische Compagnie eröffnen wollte. Nach der 1744 erfolgten Kriegserklärung war er zu schwach, um Bedeutendes zu unternehmen. Erst im Juli 1746 griff er mit sechs Schiffen an der Küste von Koromandel den brit. Commodore Peyton an und behauptete nur mit großem Verluste das Schlachtfeld. Im Auftrage des Gouvernements zu Pondichery zwang er 21. Sept. Madras zur Capitulation und ließ die Besiegten, da er auf dem Festlande keine Eroberungen machen sollte, eine Contribution von 9 Mill. Livres zahlen. Der Generalgouverneur Duplaix verweigerte aber die Ratification dieses Vertrags und beschuldigte L. am Hofe zu Versailles, das Interesse der Compagnie verrathen zu haben. Um sich von dieser Verleumdung zu reinigen, schiffte er sich 1747 auf einem holl. Fahrzeuge nach Frankreich ein, wurde aber unterwegs als brit. Kriegsgefangener angehalten. Auf Ehrenwort entlassen, kam er im März 1748 zu Paris an, wo man ihn sogleich in die Bastille setzte und mit empörender Härte behandelte. Erst nach drei Jahren wurde er für schuldlos erklärt und in Freiheit gesetzt. Allein die Leiden der Gefangenschaft hatten seine Gesundheit zer-

rüttet; er starb 9. Sept. 1753. — Sein als Schachspieler berühmter Enkel **Bertrand François Mahé de L.**, geb. 1795, gest. im Febr. 1840 in ziemlich dürftigen Umständen zu London, gab die Lebensgeschichte des Großvaters heraus und einen „Traité du jeu des échecs"; auch gründete er die dem Schachspiel gewidmete Zeitschrift „Le Palamède". — **Labourdonnaye** (Anne François Augustin, Graf de), stammte aus derselben Familie und wurde 27. Sept. 1747 zu Guérande geboren. Er trat sehr zeitig in die franz. Armee und befehligte, als die Revolution ausbrach, ein Regiment. In Folge seines Verkehrs mit den Jakobinern wurde er im belg. Feldzuge von 1792 General. Da er jedoch mehr als Demagog denn als Krieger auftrat und im November die Eroberung des Schlosses von Antwerpen nachlässig und ohne Energie betrieb, wurde er von Dumouriez seines Commandos enthoben. L. erschien nun zu Paris und klagte den Obergeneral an, jedoch ohne Erfolg, und erhielt eine Sendung zur Armee an den Pyrenäen. Eine alte Wunde nöthigte ihn jedoch bald, sich nach Dax zurückzuziehen, wo er im Nov. 1793 starb. — **Labourdonnaye** (François Régis, Graf de), franz. Minister während der Restauration, ein Verwandter des Vorigen, wurde 19. März 1767 zu Angers geboren. Beim Ausbruche der Revolution war er in seiner Vaterstadt Municipalbeamter. Er wanderte 1792 aus, trat in die Armee Condé's, wo er sich tapfer benahm, und vereinigte sich nach Auflösung dieses Corps erst mit den Chouans, dann mit den Vendéern. Unter dem Consulat söhnte sich L. mit der neuen Ordnung aus und wurde Maire von Angers, mußte aber während der Hundert Tage als eifriger Anhänger der Bourbons seine Stelle verlassen. Nach der zweiten Restauration trat er als Abgeordneter von Angers in die Kammer und zeigte sich hier, nicht durch Beredtsamkeit, sondern durch kalte Beharrlichkeit, als einen der ausschweifendsten Ultraroyalisten. Allgemein gab man ihm den Namen des Weißen Jakobiners, ja der Minister Decazes nannte ihn sogar einmal im Zorn einen kalten Tiger. Ungeachtet des Widerstrebens der Regierung kam er auch 1816 wieder in die Kammer, wo er sich diesmal zur wirksamen Bekämpfung der Minister als Haupt der äußersten Rechten der Opposition anschloß. Seine beharrlichen, durch alle Sessionen fortgesetzten Angriffe brachten selbst die Gemäßigten seiner Partei in Verzweiflung. Bei der Auflösung der Kammer 1827 wieder gewählt, trug er sehr viel zum Sturz des Ministeriums Villèle bei. Als 1829 der Fürst Polignac an die Spitze der Verwaltung trat, erhielt L. das Portefeuille des Innern. Da er indeß weder die Majorität der Kammer noch die entschiedene Zustimmung seiner Collegen besaß, zog er sich schon nach drei Monaten zurück. Seitdem lebte er ohne Theilnahme an der Politik auf seinem Schlosse zu Mésangeau bei Beaupréau und starb daselbst 28. Aug. 1839.

Labrador, zu den brit. Besitzungen in Nordamerika gehörig, bildet den nordöstlichen Theil der großen Halbinsel zwischen 50° 50′—63° 20′ n. Br. und 298°—322° 30′ ö. L. und wird südwestlich von Niedercanada und dem zu den Hudsonsbailändern (s. d.) gehörigen Districte Ost-Main, westlich von der Hudsonsbai, nordöstlich von der Hudsonsstraße und dem Ocean und südöstlich vom Lorenzbusen begrenzt. An den von zahlreichen Buchten durchschnittenen Küsten des Landes finden sich zahlreiche Inseln und Klippen. Das Klima ist äußerst rauh wie nirgends auf der nördlichen Halbkugel unter gleicher geographischer Breite. Der Sommer, der keine Beständigkeit hat, beginnt mit dem Juli und im September ist schon wieder Winter. Zu Nain unter 57° n. Br. ist der Winter um 18° R. kälter als an der nächsten Küste Europas, nämlich in Schottland unter gleicher Breite; der Sommer zeigt sich in L. um 5½° R. kühler, die mittlere Jahrestemperatur um 10½° geringer als in Schottland. Nain hat einen Winter wie das um 16° nördlicher gelegene Nowaja-Semlja und einen Sommer, der für eine Küstengegend schaudererregend ist, nämlich nicht wärmer als an der 8½° nördlichern Nordküste Islands und auf unsern Alpen in einer Höhe von 7500 F. Der Grund dieser höchst ungünstigen Klimaverhältnisse liegt darin, daß die Wassermassen, welche in den benachbarten Gegenden Nordamerikas tief in das Land einschneiden und große Busen bilden, eine Anhäufung des Eises und Schnees in den kalten Wintern begünstigen, sodaß die nach Süden ziehenden Polarströmungen äußerst kalt sind. L. gehört darum zu den unbekanntesten Gegenden Nordamerikas; denn man hat davon bisher wenig mehr als die Küsten untersucht. Das Innere durchziehen überaus öde Gebirge, die mit den canadischen in Verbindung stehen. Quellen und Flüsse gibt es verhältnißmäßig nur wenig, desto mehr Sümpfe und Seen. Auf seinen ihm vom Entdecker beigelegten Namen Tierra del Labrador, d. i. ackerbaufähiges Land, kann es nur in seinem südlichen Theile Anspruch machen. Diese Südküste allein trägt längs des Lorenzogolfs und nach der canadischen Grenze hin kleine Pappeln, niedrige Kiefern, Birken und Weiden; dichte Wälder scheinen nicht häufig angetroffen zu werden. Den größern Theil des Jahres ist das Land mit Schnee bedeckt. Gletscher

ziehen sich die Berge hinab und große moosbedeckte Torflager deuten auf ähnliche Erscheinungen, wie sie die großen sibirischen Tundren oder die Moore hochgelegener Gebirgsflächen aufweisen. Nur wenige niedrige Kräuter und Gramineen, zahlreiche Moose und Flechten bilden an den Küsten des nördlichen Theils die Vegetation des Landes und geben ihm einen ganz polarischen Charakter. Südlicher sind verschiedene beerentragende Sträucher und das Rennthiermoos die wichtigsten Erzeugnisse des Pflanzenreichs. Von den übrigen Producten des Landes sind zu erwähnen der Labradorstein (s. d.), Marienglas, Asbest, Eisen, Kupfer, Schwefelkies und Bergkrystall; das Thierreich ist besonders in dem umgebenden Meere zahlreich. Die wenigen Einwohner bestehen aus einigen schwachen Stämmen Bergindianer und aus Eskimos. Das Land wird von den Engländern zum Gouvernement Neufundland (s. d.) gerechnet und ist blos des Pelzhandels und der Fischereien wegen wichtig. Jener wird von der Hudsonsbaigesellschaft betrieben, die zu diesem Behuf hier ihre gewöhnlichen Stationen und Factoreien hat; diese von Fischern aus Neufundland, Neubraunschweig und Neuschottland, die sich zu gewissen Zeiten in großer Anzahl an den Küsten versammeln. L. wurde 24. Juni 1497 vom Venetianer Seb. Cabot entdeckt und 1500 von dem Portugiesen Cortereal besucht. Im J. 1576 unternahm der Engländer Mart. Forbisher die erste Reise dahin. Im J. 1771 gründeten die Herrnhuter die Station Nain, später Okkak und Hoffenthal, 1828 die neueste Hebron und erwarben sich überhaupt große Verdienste durch ihre Bemühungen zur Civilisirung der Eingeborenen und ihre Bekehrung zum Christenthum. Bereits 1830 belief sich die Anzahl der in den Niederlassungen ansässigen getauften Eskimos auf mehr als 800, zwanzig Jahr später auf etwa 1200.

Labrädorstein oder Labradorfeldspath ist ein Mineral, das eine besondere Art des Feldspaths ausmacht. Er ist meist blätterig, krystallisirt selten in schiefen rhombischen Säulen, ist von Grundfarbe lichter oder dunkler grau, aber in bestimmten Richtungen in Blau, Grün, seltener in Gelb und Roth, am seltensten in Perlgrau schillernd, schwach durchscheinend, am Bruche uneben, kleinkörnig und steht hinsichtlich des Glanzes zwischen Glas- und Perlmutterglanz. Besonders findet er sich als Gemengtheil mancher Syenite und Dolerite statt des Feldspaths auf Skye, in Schottland, Schlesien, Norwegen, Finnland, Grönland, auch in Laven am Ätna, vorzüglich aber in Geschieben an der Küste von Labrador (daher der Name) und auf der St.-Paulsinsel. Er wird zu Ring- und Nadelsteinen, zu Dosen, Stockknöpfen, Uhrgehäusen u. s. w. verwendet.

Labruyère (Jean de), der feinste Charakterzeichner und einer der vorzüglichsten franz. Prosaisten, geb. bei Dourdan in der Normandie 1639, nach Andern 1644, war Schatzmeister zu Caen, als er durch Bossuet's Empfehlung an den Hof kam, wo er Untergouverneur des Herzogs von Bourgogne wurde, dessen Erziehung Fénélon leitete. Er lebte nun sein ganzes Leben am Hofe, der ihm eine Pension von 1000 Thlrn. aussetzte, wurde im Juni 1693 Mitglied der Akademie und starb zu Versailles 10. Mai 1696. L. war ein wahrer Lebensphilosoph, der keinen andern Wunsch hatte, als ruhig mit seinen Büchern und Freunden leben zu können. Er suchte die Vergnügungen nicht, floh sie aber auch nicht, und wenn seine Talente und sein Verhältniß zum Hofe ihn in Verbindung mit den feinsten Gesellschaften und den vorzüglichsten Köpfen seiner Zeit brachten, so war er doch stets zu klug und überhaupt zu sehr Beobachter, als daß er nach irgend einer Auszeichnung gestrebt hätte. Seine Zurückhaltung ging selbst so weit, daß er vermied, Geist und Witz in seine Gespräche zu legen, obgleich ihm davon ein volles Maß zu Gebote stand. Solches beweist namentlich sein vortreffliches Werk „Les caractères de Théophraste, traduits du grec, avec les caractères ou les moeurs de ce siècle" (Par. 1687), das später von Coste mit einem Schlüssel zum Verständniß der Anspielungen, welche man darin gesucht hat (3 Bde., Amst. 1720 und öfter), Schweighäuser (3 Bde., Par. 1803; neue Aufl., 1816), Suard (2 Bde., Par. 1813) und Depping (Par. 1818) herausgegeben wurde. Während Theophrast die allgemeinen Formen menschlicher Denkart und Sitte schildert, lieferte L. Zeichnungen des Individuellen, welche von dem hellsten Verstande durchdacht und mit einer solchen Bestimmtheit ausgeführt sind, daß man die Wahrheit der Darstellung in jedem Worte empfindet. Dazu kommt eine vortreffliche Sprache, deren hohe Eleganz den Schilderungen das Siegel der rhetorischen Vollkommenheit aufdrückt.

Labuan, eine Insel an der Nordküste von Borneo im Ostindischen Archipel, nördlich von der Flußmündung und der Stadt Borneo gelegen, dessen Sultan sie 1846 den Engländern abtreten mußte, bildet für den ind.-chines. Seeverkehr, zunächst zwischen Singapore und Honkong eine gute Zwischenstation, theils wegen ihrer Lage, theils wegen ihrer ansehnlichen Steinkohlenlager, deren Ausbeutung durch die dortigen brit. Ansiedler der Dampfschiffahrt sehr zu statten kommt. Im J. 1850 betrug die Einwohnerzahl 1385.

Labyrinth hießen im Alterthume gewisse Gebäude oder unterirdische Felsaushöhlungen, welche viele unter sich zusammenhängende Kammern enthielten und nur einen oder wenige Ausgänge hatten, daher sich der Eintretende leicht darin verirren konnte. Das Wort ist ohne Zweifel griech. Ursprungs und verwandt mit λαύρα, enges Gäßchen, später Kloster (wegen der vielen engen Zellen), und λαυρεῖον, Bergwerk. Es bezeichnete ursprünglich die labyrinthartigen verwirrenden unterirdischen Gänge ausgedehnter Bergwerke, Steinbrüche, Katakomben; daher auch besonders von den gewundenen, verschlungenen, schneckenartigen Gängen des Labyrinths gesprochen und dies dann auf schwierig verschlungene Redewendungen und ähnliche Verhältnisse, wie noch jetzt, übertragen wurde. Plinius zählt vier Labyrinthe auf: das ägyptische, kretische, lemnische und italische. Die beiden ersten sind die berühmtesten. Die früheste Erwähnung des Namens findet sich bei Herodot, wo derselbe das ägypt. Labyrinth beschreibt. Aber obgleich dieser des kretischen Labyrinths nicht gedenkt und Plinius ausdrücklich sagt, daß Dädalus in Kreta das ägyptische nachgeahmt habe, so scheint der Name doch zuerst von dem Felsenlabyrinthe bei Knossos auf Kreta gebraucht und erst nachher auf das ägyptische übertragen worden zu sein. Die weitläufigen Felsaushöhlungen bei Knossos, die noch jetzt von Reisenden (wie Prokesch, Pashley, Savary) besucht und beschrieben worden sind, machen die wunderbaren Beschreibungen der Alten von den Irrgängen ganz begreiflich. Sie sind in halber Höhe eines Berges von Menschenhänden eingehauen, laufen in großen Windungen und Verschlingungen stundenweit auf einem mäßigen Flächenraume umher, erweitern sich häufig zu Kammern oder Sälen, deren Decken durch stehengelassene rohe Pfeiler gestützt werden, und sind noch jetzt ohne einen Faden, wie er nach der griech. Sage dem Theseus (s. d.), als er den das Labyrinth bewohnenden Minotaurus (s. d.) tödtete, von Ariadne (s. d.), der Tochter des Minos, mitgegeben ward, nicht ohne Gefahr zu durchwandern. Der ursprüngliche Zweck dieser Anlage ist ungewiß. Das Wahrscheinlichste bleibt, daß es, wie die röm. Katakomben, einst Steinbrüche waren, in denen man die Gänge den Hallen vorzog wegen des nicht sehr festen und daher leicht nachstürzenden Gesteins. Später mögen religiöse oder andere Zwecke zum weitern Ausbau Veranlassung gegeben haben. Die kretischen Münzen, auf denen das Labyrinth zuweilen dargestellt ist, sollten kein genaues Bild des Grundrisses geben, wie schon daraus hervorgeht, daß es auf ziemlich gleichzeitigen Münzen bald viereckig, bald rund dargestellt wird. Ganz verschieden hiervon in Anlage und Zweck war das ägypt. Labyrinth, auf welches später der Ausdruck von den Griechen übertragen wurde. Beschreibungen davon geben vorzüglich Herodot, Diodor, Strabo, Mela, Plinius. Von Allen wurde es in den arsinoitischen Nomos, das heutige Fayûm (s. d.), in die Nähe des Mörissees gesetzt. Dies brachte die neuern Gelehrten in große Zweifel über den Ort, wo die Ruinen zu suchen seien, weil man den Mörissee in dem Birket-el-Korn, dem jetzt einzigen See des Fayûm, wieder finden zu müssen glaubte und sich dort keine irgend entsprechende Ruinenstätte vorfand. Seitdem jedoch 1842 durch Linant gezeigt worden ist, daß der See Möris im vordern, westlichsten Theile des Fayûm lag, konnte über die schon von Andern vermuthete Lage des Labyrinths am Eingange des Fayûm bei dem Dorfe Howâra kein Zweifel mehr sein. Hier liegt die von den Alten erwähnte Pyramide und vor dieser das quadratische, an jeder Seite ungefähr 1000 F. haltende Ruinenfeld des Labyrinths, welches jetzt von einem in arabischer Zeit angelegten Kanale schief durchschnitten wird. Dieses Quadrat wurde durch drei mächtige Gebäudeflügel gebildet, welche um einen innern, 500 F. breiten und 600 F. langen Raum so gelegt waren, daß die vierte offene Seite des innern Raums durch eine Seite der Pyramide begrenzt ward. In diesem innern Raume lagen die großen Säulenhöfe, welche in den alten Beschreibungen die Aulen genannt werden. Die an 300 F. breite umgebende Gebäudemasse enthielt aber das eigentliche labyrinthische Gewirr von Kammern und Corridoren. Herodot spricht von 1500 überirdischen und ebenso viel unterirdischen Räumen. Diese Angabe ist, nach den jetzt noch vorhandenen Ruinen zu schließen, nicht zu groß. Die sogenannten unterirdischen Räume sind aber nicht in den Fels gehauen, sondern bildeten nur ein unteres Stock des Gebäudes. Schon als ein von Grund aus aufgerichtetes, nicht in dem Fels ausgehöhltes Gebäude trägt das ägypt. Labyrinth einen gänzlich verschiedenen Charakter von dem kretischen und erhielt seinen Namen offenbar nur daher, daß sich der Fremde in den unzähligen kleinen, unter sich zusammenhängenden und größtentheils ganz dunkeln Kammern und schmalen Gängen ohne Führer sehr leicht verirren und verwirren mußte. Mit Unrecht hat man aber auch hier an krumme gewundene Gänge gedacht, die sich überhaupt in keine architektonische Anlage gefügt haben würden. Die Plane, Durchschnitte und Ansichten der heutigen Ruinen sind jetzt nach den Aufnahmen der preuß. Expedition vom J. 1843 (Architekt Erbkam) in Lepsius' „Denkmälern

aus Ägypten und Äthiopien" (Abth. 1, Berl. 1849) publicirt worden. In Bezug auf den Zweck und die Erbauungszeit des Labyrinths sind die innern Räume von den umgebenden Gebäudemassen zu unterscheiden. Herodot gibt an, daß das Labyrinth während der Zwölfherrschaft in der 26. Manethonischen Dynastie, also erst im 7. Jahrh. v. Chr. gebaut worden sei. Dagegen wird der Bau der Pyramide und des anstoßenden Labyrinths von den übrigen Schriftstellern einem alten Könige Mendes oder Marros (Diodor), Imandes oder Maindes (Strabo) zugeschrieben, und in den Manethonischen Listen findet sich in der zwölften Dynastie ein König Lamaris oder Lambares als Labyrintherbauer angeführt. Die Untersuchungen an Ort und Stelle haben jetzt erwiesen, daß die Pyramide und die südlich daranstoßenden Säulenhallen von dem Könige Amenemhe III. (dem Möris, Mares der Griechen) um 2100 v. Chr. errichtet wurden. Über die ihrer staunenswerthen Pracht von kostbaren Steingewänden und Bildern jetzt gänzlich entkleideten und nur noch aus schwarzen Ziegelmauern bestehenden Gebäude, welche jene Hallen umgaben, hat sich durch Inschriften nichts feststellen lassen. Doch scheint es, es sei die bestimmte Nachricht des Herodot von der späten Erbauung des Labyrinths dahin zu verstehen, daß dieser Außenbau von den Dodekarchen mit dem alten Grabtempel des Amenemhe verbunden und zu einem großen Versammlungshause bestimmt wurde. Doch werden darüber erst fernere Ausgrabungen entscheiden können.

Lacaille (Niccolas Louis de), berühmter franz. Astronom, geb. zu Rumigny bei Rossy 15. März 1713, unternahm gemeinschaftlich mit Cassini und Maraldi die Messung der franz. Küste von Nantes bis Bayonne und betheiligte sich, als dieses Geschäft beendigt war, gegen Ende April 1739 an der Messung des Meridians, welche große Arbeit er noch in demselben Jahre beendigte. Dieselbe unglaubliche Thätigkeit bewies er im Winter von 1740 auf 1741, indem er seine Dreiecke über die Berge von Auvergne ausdehnte, um mit dem Meridian eine neue bei Rom gemessene Basis in Verbindung zu bringen. Gleichzeitig berichtigte er die 1669 von Picard vorgenommene Messung und setzte die Länge der Toise fest. Inzwischen zum Professor der Mathematik am Collége Mazarin ernannt, beendigte er, bevor er 1746 dieses Amt antrat, die Mittagslinie im Norden Frankreichs. Nach der Rückkehr ging er an die Berechnung seiner Messungen und gelangte durch die Vergleichung der verschiedenen von ihm gemessenen Bogen zu dem Resultat, daß vom Äquator nach den Polen zu die Meridiangrade wachsen. Seine „Leçons élémentaires d'astronomie" (Par. 1746; 4. Aufl. von Lalande, Par. 1780) und andere Lehrbücher beweisen, mit welchem Eifer er sein Amt verwaltete, und seine „Ephémérides des mouvements célestes depuis 1745 jusqu'en 1775" (6 Bde.), die von Lalande fortgesetzt wurden, seine zahlreichen „Mémoires" in den Schriften der Akademie und seine Berechnungen der Finsternisse für 1800 J. in dem Werke „Art de vérifier les dates" geben Belege seiner fortgesetzten astronomischen Beobachtung. Nachdem er 14 J. lang in Paris den Himmel beobachtet, um die Fixsternverzeichnisse zu berichtigen, ging er 1750, um die niemals über dem Horizont von Paris erscheinenden Sterne der südlichen Hemisphäre kennen zu lernen und zugleich die Parallaxe und Entfernung des Mondes zu bestimmen, nach dem Cap der guten Hoffnung und bestimmte hier in 127 Nächten die Stellung von 9800 bisher unbestimmten Sternen. Dabei maß er auch einen Grad und auf der Rückreise nahm er Karten der Inseln Isle-de-France und Bourbon auf. Mit der Ausarbeitung mehrer Schriften beschäftigt, starb er plötzlich 21. März 1762. Die Menge sowie die Genauigkeit seiner Beobachtungen ist bewundernswürdig, zumal wenn man bedenkt, daß seine ganze astronomische Laufbahn sich auf 27 J. beschränkt. Außer den bereits angeführten Werken nennen wir noch seine „Astronomiae fundamenta" (Par. 1757); „Coelum australe stelliferum" (herausgegeben von Maraldi, Par. 1763); „Observations sur 515 étoiles du zodiaque" (herausgegeben von Bailly, Par. 1763); „Journal du voyage fait au Cap de bonne espérance" (herausgegeben von Carlier, Par. 1763; deutsch, Altenb. 1778).

Lacalprenède (Gauthier de Costes, Chevalier, Seigneur de), der Verfasser von sehr lang ausgesponnenen, aber viel gelesenen Ritterromanen, wurde zu Anfang des 17. Jahrh. auf dem Schlosse Tolgon in Gascogne geboren, studirte in Toulouse und kam 1632 nach Paris. Später trat er in die Armee, wurde 1650 königl. Kammerherr und starb im Oct. 1663. Unter seinen Romanen erwähnen wir „Cassandre" (10 Bde., Par. 1642; neue Aufl., 1731); „Cléopâtre" (12 Bde.) und „Faramond" (7 Bde., Par. 1661), der nach seinem Tode noch fünf Bände Fortsetzung von Pierre Dortigue de Vaumorière erhielt. Sie schildern Begebenheiten aus der Geschichte der frühesten Zeit im Geiste und der Manier des ältern Ritterromans; doch nur die Namen sind alt, die Abenteuer selbst aber, die Situationen und Charaktere ganz im Geiste der

romantischen Ritterzeit gezeichnet. L. erwarb sich durch sie großen Ruf. In der That mangelt es ihm auch nicht an dichterischer Einbildungskraft; seine Helden sind nicht ohne Erhabenheit und manche Charaktere gut gezeichnet, so namentlich der des Artaban, der zum Sprüchwort geworden ist, welches freilich zugleich das Lächerliche der Übertreibung anzeigt, ohne die es allerdings hier nicht abgeht. Bei aller Flüchtigkeit, mit der L. arbeitete, sind dennoch die Begebenheiten oft mit vieler Kunst ineinander verflochten, die Sprache ist nicht gemein und das Ganze, so gedehnt es ist, nicht ohne poetische Haltung. Seine Trauerspiele, soviel er deren auch schrieb, konnten neben denen eines Corneille keine Aufmerksamkeit erregen; nur „Le comte d'Essex" verdient erwähnt zu werden. Der an Abenteuerlichkeiten reichste seiner Romane „Les nouvelles, ou les divertissements de la princesse Alcidiane" (Par. 1661) wird von Einigen seiner Gemahlin beigelegt.

Lacedämon, s. **Sparta**.

Lacépède (Bernard Germain Etienne de Laville, Graf de), Naturforscher und eleganter Schriftsteller, geb. 26. Dec. 1756 zu Agen, trat frühzeitig als Soldat in bair. Dienste, nahm aber dann seine Entlassung, um in Paris sich dem Studium der Naturgeschichte zu widmen. Auf Empfehlung Buffon's und Daubenton's wurde er Aufseher des Naturaliencabinets im königl. Garten. Diesen Posten bekleidete er noch, als die Revolution ausbrach, die ihn auf eine glänzende Bahn führte. Er wurde Professor der Naturgeschichte, Mitglied des Verwaltungsraths von Paris, 1791 Deputirter, 1796 Mitglied des Instituts, 1799 Senator, 1803 Großkanzler der Ehrenlegion, 1809 Staatsminister und nach der Rückkehr der Bourbons 1814 Pair von Frankreich, obgleich er als einer der begeistertsten Anhänger Napoleon's denselben mit Fontanes um die Wette gelobt, weshalb man ihn auch anspielend auf eine seiner zoologischen Arbeiten über die Reptilien Mr. Reptile nannte. Da er während der Hundert Tage vom Kaiser ein Amt angenommen hatte, so wurde er nach der zweiten Restauration von der Pairsliste gestrichen, jedoch später wieder neu eingetragen. In seiner politischen Laufbahn hat er sich, namentlich als Präsident der Gesetzgebenden Nationalversammlung, gemäßigt und ehrenwerth bewiesen; unter Napoleon aber warf sein Schmeichlertalent einigen Schatten auf seinen Charakter. Im Umgange war er liebenswürdig und gefällig. L. starb auf seinem Landsitze Epinay bei St.-Denis 6. Oct. 1825 an den Pocken. Von seinen Schriften, die von Desmarest (Par. 1826) gesammelt wurden, sind die meisten durch seitdem erschienene neuere Werke übertroffen, obschon für den Mann von Fach noch immer nicht entbehrlich. Als die wichtigsten sind zu nennen: „Histoire des quadrupèdes, ovipares et des serpents" (2 Bde., Par. 1788—89), eine Fortsetzung Buffon's; „Histoire naturelle des reptiles" (Par. 1789); „Histoire naturelle des poissons" (6 Bde., Par. 1798—1803); „Histoire des Cétacées" (Par. 1804). Auch schrieb er mehre Romane. Nach seinem Tode erschienen seine „Histoire naturelle de l'homme" (Par. 1827) mit Cuvier's „Éloge" des Verfassers und „Les âges de la nature" (2 Bde., Par. 1830). Übrigens war er ein leidenschaftlicher Freund der Musik; er hat selbst Mehres componirt und auch eine „Poétique de la musique" (2 Bde., Par. 1785) geschrieben.

Lachaise (François d'Aix de), Jesuit und Beichtvater Ludwig's XIV. von Frankreich, wurde 25. Aug. 1624 auf dem Schlosse Aix im Depart. Loire geboren. Seine Familie gehörte zu den angesehensten des Landes, und sein Großonkel, der Pater Cotton, war Beichtvater Heinrich's IV. gewesen. L. begann seine Studien im Jesuitencollége zu Rohan, setzte dieselben zu Lyon fort und war Provinzial seines Ordens, als ihn Ludwig XIV. 1675 nach dem Tode des Paters Ferrier zum Beichtiger wählte. Diese Wahl erregte bei den Streitigkeiten zwischen Jansenisten und Molinisten Aufsehen, zumal seit Cotton kein Jesuit diese wichtige Stelle bekleidet hatte. Das Verhältniß, in welches L. trat, war ein höchst schwieriges. Zwischen die Montespan und die Maintenon, zwischen die Letztere und den schwankenden König gestellt, von der einen Seite von den Jesuiten und Bossuet, von der andern von den Jansenisten und Fénélon angegangen, mußte er sich häufig von allen Parteien zugleich die heftigsten Vorwürfe zuziehen. In den wichtigen Fragen seiner Zeit, bei der Erklärung der Geistlichkeit über die Freiheiten der Gallikanischen Kirche, bei der Zurücknahme des Edicts von Nantes, bei den quietistischen Streitigkeiten, 1686 bei der Vermählung des Königs mit der Maintenon, handelte er meist im Geiste des Vermittlers. Wiewol ein eifriger Jesuit und mittelmäßiger Kopf, rühmen ihn doch seine Zeitgenossen als einfachen, milden, ehrlichen Charakter, welcher Verleumdung, Kriecherei und Gewaltstreiche haßte. Die Maintenon konnte ihm nie den geringen Eifer verzeihen, mit dem er die Gründe, welche der Veröffentlichung ihrer Ehe entgegenstanden, widerlegte. L. lebte gern im Umgang mit Gelehrten und liebte die Wissenschaften, besonders die Numismatik und Alter-

thumskunde. Während der 34 J., die er sein Amt versah, verlor er nie die Gunst des Königs, obschon man oft an seinem Sturze arbeitete. Er starb 20. Jan. 1709. Die Schriften L.'s sind jetzt von keiner Bedeutung. Ludwig XIV. hatte ihm im Westen von Paris ein Landhaus bauen lassen, das den Namen Mont-Louis führte und dessen weite Gärten 1804 in den berühmten Begräbnißplatz umgewandelt wurden, der jetzt den Namen **Père-Lachaise** erhielt. Derselbe umfaßt 30 Hectaren Land, zählt mehr als 40000 Grabsteine mit den berühmtesten Namen und ist der schönste und größte, den Paris besitzt.

Lachaussée (Pierre Claude Nivelle de), franz. Schauspieldichter, geb. 1691 oder 1692 zu Paris, trat, als Lamotte das Paradoxon über das Unnütze der Versification in der Tragödie und Ode aufgestellt hatte, mit seiner „Épître de Clio à M. de Berci" (1731) auf, welche neben einigen allgemeinen Wahrheiten viele maßlose Ausfälle enthielt. In seinem 40. J. wurde er durch einen zufälligen Umstand zur Pflege der dramatischen Literatur veranlaßt. Die Schauspielerin Quinault glaubte in einer gesellschaftlichen Farce den Keim eines sehr rührenden Stückes zu finden, und nachdem Voltaire ihren Antrag abgelehnt hatte, schlug sie L. die Bearbeitung desselben vor. Dieser schrieb nun 1735 „Le préjugé à la mode". So entstand aus der Posse die comédie larmoyante, d. i. das weinerliche Schauspiel. L. glaubte sich auch zur Tragödie erheben zu können und schrieb „Maximien" (1738), der aber keinen Beifall fand. Unter seinen Lustspielen sind „École des mères", „La gouvernante" und „Amour pour amour" die besten. Bemerkenswerth ist außerdem noch sein Drama „Mélanide" (1741). L. wurde 1736 Mitglied der franz. Akademie und starb 14. Mai 1754. Voltaire sagt von ihm, er sei einer der Ersten nach Denen, welche Genie haben. Seine Werke erschienen nach seinem Tode gesammelt (5 Bde., Par. 1762).

Lachaux-de-Fonds, ein durch die Industrie seiner Bewohner merkwürdiger Ort in der zum schweiz. Canton Neuenburg gehörenden Grafschaft Valendis (Valengin), 3075 F. über dem Meere, in einem einförmigen, öden, für den Anbau wenig geeigneten Thale des Jura an der franz. Grenze. Die Bevölkerung, unter der viel Wohlstand und Reichthum herrscht, beschäftigt sich in der Mehrzahl mit Uhrmacher- und Goldarbeiten. Überhaupt ist L., nächst den benachbarten Orten Locle und Genf, der Hauptsitz der Uhrmacherei und des Handels mit Uhren für ganz Europa. Der Ort (eigentlich nur ein stadtähnliches Dorf) brannte 1794 ab und hat seitdem ein stattlicheres Ansehen gewonnen. Zu Ende des 18. Jahrh. hatte L. nur etwas über 2000, gegenwärtig hat es 13300 E., sodaß unter den schweiz. Städten nur Genf, Basel, Bern, Zürich und Lausanne eine stärkere Bevölkerung aufweisen.

Lachen (risus) ist eine der zusammengesetzten Respirationsbewegungen, welche bekanntlich am häufigsten durch psychischen Anstoß, durch den Reiz des im Lächerlichen (s. d.) liegenden Contrastes entsteht und gleichsam dazu dient, diesen Reiz vom Gehirn ab auf Rückenmarksbewegungsnerven zu entladen und durch schallende Ausathmungsbewegungen auszuscheiden. In gleicher Weise kann das Lachen auch durch körperliche Reizungen, z. B. durch das Kitzeln der Fußsohlen, hervorgerufen werden und hat dann denselben physiologischen Zweck: Ableitung und Ausarbeitung eines den Centralorganen durch Empfindungsnerven aufgedrungenen Reizes. Das Lachen folgt in diesen Hinsichten den Gesetzen der Reflexfunction und ist, wie andere Reflexactionen (s. d.), dem Willen entgegen, dafern dieser nicht bei Zeiten durch gewaltsame Beherrschung anderer entgegenwirkender Muskeln (z. B. durch Schließen des Mundes, Tiefeinathmen) dem Ausbruche des Lachens ein Hinderniß entgegensetzt. Außer den eigentlichen Ausathmungsmuskeln des Brustkastens, deren stoßweise hintereinander wiederholte Zusammenziehungen das bekannte Haha! Hehe! Hihi! u. s. w. verursachen, befinden sich auch die respiratorischen Angesichtsmuskeln dabei in der bekannten mimisch bedeutsamen Contraction, welche in höherm Grade das Grinsen, in leichterm und anmuthigerm das Lächeln darstellt. Die Reflexbewegung des Lachens kann zum Krampf ausarten (bei übertriebenem Lachen reizbarer Personen) oder als wirklicher krankhafter Krampf ohne alle lächerliche Veranlassung auftreten: der sogenannte Lachkrampf, besonders bei Hysterischen. Als Zeichen der Seelenstimmung ist das Lachen, soviel bekannt, dem Menschen vor allen Thieren allein eigenthümlich, sodaß man wol sagen kann, der Lachende befinde sich auf einer höhern Humanitätsstufe als der Weinende und Zürnende. Daher hat es auch von jeher für weise gegolten, den Gang der Dinge in der Welt zu belachen, wenn man sie nicht ändern kann.

Lächerlich. Das Lachen, insofern es nicht durch krankhaften Lachkrampf bedingt ist, ist ein inneres Freudegefühl. Wir fühlen uns dem verlachten Gegenstand überlegen. Dies ist auch der Grund, warum für den einen Menschen ein Gegenstand lächerlich, d. h. lachenerregend sein

kann, der für einen andern vielleicht ganz gleichgültig, vielleicht sogar ganz ernst und erhaben ist. Der Ungebildete wird sich schon da auf seine geistige Überlegenheit etwas zu gute thun und also lachen, wo der Gebildete sich diese Überlegenheit gar nicht erst zum Bewußtsein bringt, weil sich diese für ihn ganz von selbst versteht. Und umgekehrt wird der Gebildete viele Dinge in ihrer innern Nichtigkeit durchschauen und also verlachen und verspotten, die der Ungebildete als über seine Fassungskraft hinausgehend anstaunt und bewundert. Daher hat man mit Recht gesagt, daß der Mensch durch nichts besser seinen Bildungsgrad bezeichne als durch Das, was er lächerlich findet. Der Ungebildete lacht über einen Hanswurst, an dem der Gebildete gleichgültig, vielleicht sogar ärgerlich vorübergeht, und der Gebildete lacht über einen Witz oder über eine Charaktereigenthümlichkeit, für deren Auffassung der Ungebildete gar kein Organ hat. Das Lachenerregende oder das Lächerliche heißt in der Kunstsprache der Ästhetik das Komische (s. d.). Es ist daher klar, warum man zwischen einer höhern und niedern oder, was Dasselbe sagt, zwischen einer feinern und derbern Komik unterscheidet. Beide Arten der Komik gehen auf Gelächter aus; nur wenden sie sich an verschiedene Bildungskreise.

Lachĕsis, eine der drei Parzen (s. d.).

Lachmann (Karl), berühmter Kritiker und Philolog, geb. 4. März 1793 zu Braunschweig, erhielt im Katharineum, wo namentlich Konr. Heusinger anregend auf ihn wirkte, seine erste wissenschaftliche Bildung. Im J. 1809 studirte er ein Semester in Leipzig, wo er Hermann hörte. In Göttingen, wo er dann seine Studien fortsetzte, stiftete er mit Dissen, Ernst Schulze und Bunsen 1811 die Philologische Societät; auch hörte er Benecke über altdeutsche Literatur. Den Winter von 1813 brachte er in Braunschweig zu. Hierauf habilitirte er sich 1815 in Göttingen und vollendete hier seine Ausgabe des Properz (Lpz. 1816; 2. Aufl., 1829). Nach Napoleon's Rückkehr von Elba trat er als freiwilliger Jäger in preuß. Dienste und kam in den letzten Tagen des J. 1815 nach Berlin zurück. Zu Ostern 1816 wurde er Collaborator am Werderschen Gymnasium daselbst und habilitirte sich bei der Universität mit einer Probevorlesung „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth" (Berl. 1816). Auch arbeitete er hier den ersten Band seiner Übersetzung von P. E. Müller's „Sagabibliothek" (Berl. 1816). Bereits Ostern 1816 wurde er Oberlehrer am Collegium Fridericianum zu Königsberg und 1818 außerordentlicher Professor an der Universität daselbst, worauf er seine Stelle am Gymnasium aufgab. Nach einer Reise nach Wolfenbüttel, Kassel, München und St.-Gallen im Sommer 1824 kam er im November nach Berlin, wo er zu Ostern 1825 außerordentlicher und im Sommer 1827 ordentlicher Professor wurde. Die dortige Akademie der Wissenschaften nahm ihn 1830 unter ihre Mitglieder auf; die Universität zu Göttingen ertheilte ihm bei der Jubelfeier 1837 die theologische und juristische Doctorwürde. L. starb zu Berlin 13. März 1851. Hochverdient als akademischer Lehrer hat sich L. nicht minder durch seine von dem Geiste der reinsten und strengsten Wissenschaftlichkeit durchdrungene rastlose literarische Thätigkeit um die Philologie, namentlich die classische und altdeutsche, verdient gemacht, unter deren Pflegern und Förderern er eine der ersten Stellen einnimmt, und in seinen Leistungen die vollendetste Meisterschaft methodischer Kritik bekundet, welche als seine hervorragendste Eigenthümlichkeit zu bezeichnen ist. Seine Untersuchungen über das Nibelungenlied („Zu den Nibelungen und zur Klage", Berl. 1836) und über Homer („Betrachtungen über die Ilias", mit Zusätzen von Haupt, Berl. 1847) sind Muster der höhern Kritik und insofern verwandte Arbeiten, als beide aus eindringender Kenntniß und unbefangener Anschauung des Volksepos und seiner Geschichte hervorgegangen sind. In seiner Ausgabe des Neuen Testaments (Berl. 1831; 3. Aufl., 1846) und der großen Ausgabe des Neuen Testaments mit der Vulgata (2 Bde., Berl. 1846 und 1850) hat L. nichts gewollt als das mit Sicherheit Erreichbare, nämlich Herstellung des Textes, wie er namentlich in der orient. Kirche im 3. und 4. Jahrh. überliefert war. Von seinen übrigen Schriften gehören der classischen Philologie an: seine metrischen Untersuchungen „De choreis systematis tragicorum Graecorum libri quatuor" (Berl. 1819) und „De mensura tragoediarum" (Berl. 1822), die Ausgaben des Catull (Berl. 1829), des Tibull (Berl. 1829), des Genesius (Bonn 1834), des Terentianus Maurus (Berl. 1836), des Babrius (Berl. 1845), des Avianus (Berl. 1845) und des Lucrez (Berl. 1850), sowie die für die Literatur des röm. Rechts wichtigen Ausgaben des Gajus (Bonn 1841 und Berl. 1842) und der röm. Agrimensoren (2 Bde., Berl. 1848—1852) und die Abhandlungen über Dositheus (Berl. 1837) und über Ulpian im neunten Bande von Savigny's „Zeitschrift". Der altdeutschen Philologie gehören an seine „Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrh." (Berl. 1820); „Specimina linguae Francicae" (Berl. 1825); die Ausgaben des „Nibe-

lungenliedѕ und der Klage" (Berl. 1826; 2. Aufl., 1841; 3. Aufl., vollendet von Haupt, 1851), Walther's von der Vogelweide (Berl. 1827; 2. Aufl., 1843; 3. Aufl. von Haupt, 1853); die mit G. F. Benecke besorgte Ausgabe von Hartmann's „Iwein" (Berl. 1827; 2. Aufl., 1843); die Ausgaben von Wolfram von Eschenbach (Berl. 1833), von Hartmann's „Gregor" (Berl. 1838), von Ulrich von Lichtenstein (Berl. 1841), sowie die gehaltreichen Abhandlungen „Über die Leiche der deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrh." (1829), „Über althochdeutsche Betonung und Verskunst" (1831), „Über das Hildebrandslied" (1833), „Über Singen und Sagen" (1833) und „Über den Eingang des Parcival" (1835), deren erste im „Rheinischen Museum", die übrigen in den „Abhandlungen" der berliner Akademie erschienen sind. Außerdem sind seine Übersetzungen von Shakspeare's „Sonetten" (Berl. 1820) und „Macbeth" (Berl. 1829) und seine treffliche kritische Ausgabe von Lessing's „Sämmtlichen Schriften" (13 Bde., Berl. 1838—40), sowie seine Ausgabe von Klenze's „Philologischen Abhandlungen" (Berl. 1839) zu erwähnen. Vgl. Herz, „K. L., eine Biographie" (Berl. 1851).

Lachner (Franz), königl. bair. Generalmusikdirector in München, geb. 2. April 1804 zu Rain, einer kleinen bair. Stadt an der Donau, wo sein Vater Organist war, erhielt von diesem seinen ersten Unterricht in der Musik und besuchte dann von seinem 12. J. an das Gymnasium zu Neuburg an der Donau, während ihm gleichzeitig Eisenhofer Unterricht in der Compositionslehre ertheilte. Hierauf ging er in seinem 18. J. nach München, um seine musikalischen Studien unter Ett fortzusetzen, reiste aber noch in demselben Jahre nach Wien, wo er sehr bald eine Anstellung als Organist an der protest. Kirche fand. Während er sich unter Stadler, Weigl und Sechter in der Composition weiter ausbildete, wirkte der gleichzeitige Umgang mit Beethoven und Franz Schubert nicht minder fördernd auf seine künstlerische Entwickelung ein. Bereits 1826 ward L. zum Kapellmeister am Kärntnerthortheater ernannt, in welcher Stellung er nicht allein die Oper auf den höchsten Punkt der Vollkommenheit zu führen bestrebt war, sondern auch durch Gründung der Philharmonischen Concerte sich um die Kaiserstadt verdient gemacht hat. Nachdem er seit 1834 als Kapellmeister zu Manheim mit gleichem Erfolge für Hebung der Oper gewirkt, folgte er 1836 einem Rufe als königl. Hofkapellmeister nach München, wo er im Febr. 1852 zum Generalmusikdirector befördert wurde. L. ist den bedeutendern Vocal- und Instrumental-, namentlich Symphoniecomponisten der neuesten Zeit beizuzählen. Außer zwei Oratorien bestehen L.'s Compositionen hauptsächlich in Symphonien, Quatuors, Sonaten und ähnlichen Instrumentalwerken, zahlreichen Liedern und Gesängen, sowie vier Opern, unter denen jedoch nur „Catarina Cornaro" sich in München auf dem Repertoire erhalten hat. Den meisten Ruf erwarben ihm seine Symphonien, deren fünfte (die Simfonia passionata) in Wien den ersten Preis erhielt, und seine Lieder. Seine neuere Composition, die Musik zum „König Ödipus" des Sophokles, zeichnet sich ebenfalls als ein gehaltvolles Tonwerk aus. Auch als Dirigent hat L. auf die Veredelung des musikalischen Geschmacks im münchener Publicum wesentlich eingewirkt. — **Lachner** (Ignaz), Bruder des Vorigen, geb. 11. Sept. 1807 zu Rain, ward in seinem 15. J. Violinspieler am Isartheater in München, ging einige Jahre darauf nach Wien, wo er die Organistenstelle an der ref. Kirche erhielt, später aber als Kapellmeister am Hofoperntheater wirkte, bis er 1831 einem Rufe als Musikdirector an die würtemb. Hofkapelle nach Stuttgart folgte. Bald darauf übernahm er jedoch eine gleiche Stellung in München, von wo aus er im Oct. 1853 als Kapellmeister nach Hamburg gehen wird. L. erfreut sich als Lehrer der Composition des besten Rufs; als fleißiger Componist hat er namentlich im Lied ein glückliches Feld gefunden. In Süddeutschland machte er sich in neuester Zeit besonders durch seine Musiken zu Alpenscenen (wie z. B. „Das letzte Fensterle" u. dgl.) sehr beliebt. — **Lachner** (Vincenz), jüngster Bruder der Vorigen, geb. 1811, faßte erst als Hofmeister zu Koscевiz in Preußisch-Polen den Entschluß, sich ganz der Musik zu widmen. Er erhielt durch seinen Bruder Ignaz die Organistenstelle an der ref. Kirche zu Wien und nach seines ältesten Bruders Berufung nach München die Stelle eines Kapellmeisters zu Manheim. Von seinen Compositionen wurden eine Festouverture und ein Quartett für Streichinstrumente und Pianoforte mit Preisen gekrönt.

Lachs oder **Salm** (Salmo) ist eine sehr artenreiche, zumal über die nördlichen Gegenden unserer Halbkugel vielverbreitete Gattung von Fischen aus der Abtheilung der Bauchweichflosser. Der Leib ist gefleckt, die Oberkieferknochen überragen den Zwischenkiefer, über der Afterflosse steht eine Fettflosse und die Kiemenhaut hat zehn oder mehr Strahlen. Es sind Süßwasser- und Meerfische. Die meisten Arten sind kräftig, sehr lebhaft und schwimmen sehr schnell und geschickt. Sie sind mit kräftigen Zähnen reichlich versehen und daher schwächern Wasserbewohnern

gefährlich, ziemlich gefräßig, listig und vorsichtig und größtentheils durch wohlschmeckendes Fleisch ausgezeichnet. Der eigentlich sogenannte **Lachs** oder der **große Lachs** oder **Salm** (S. Salar) ist ein Seefisch, der in allen nördlichen Meeren vorkommt und im Mai, um zu laichen, in Scharen aufwärts in die Flüsse (in Deutschland in den Rhein, die Elbe, Oder, Weser) zieht. Er steigt unermüdlich bis dahin hinauf, wo der Fluß flacher wird und kiesigen Grund hat, wobei er sich durch Hindernisse, wie Wehre und Wasserfälle, nicht abhalten läßt, sondern dieselben überspringt. An solchen Orten finden die Fischer hauptsächlich ihre Rechnung und hier werden auch die sogenannten Lachs- oder Salmfänge angelegt. Der Lachs ist meistens 2—4 F. lang, selten länger, 15—25 Pf. schwer, selten bis 40 Pf. und nur in einzelnen Fällen bis 80 Pf. schwer. Sein röthliches Fleisch ist zwar stets wohlschmeckend; doch hängt die Güte desselben vom Aufenthaltsorte und Futter ab. So ist in Deutschland der Rheinlachs stets geschätzter als der Elb- und Oderlachs. Er wird sowol frisch als auch geräuchert und marinirt verspeist. Besonders wichtig ist der Lachsfang für den Norden Europas; vorzüglich wird der Fang in Norwegen und Schottland im Großen betrieben. Der Lachs ist oben schwarzgrünlich, an den Seiten bläulich und unregelmäßig braungefleckt, unten weißlich und die untern Flossen sind gelblich. Die jährigen Lachse heißen Sälmlinge, die ausgewachsenen und fetten werden Weißlachse, die magern und schlechten Graulachse, die im Meere gefangenen Rothlachse und die zur Laichzeit gefangenen Kupferlachse genannt. Bei alten Männchen steht der Unterkiefer hakig vor und solche Exemplare bezeichnet man als Hakenlachse. Die Tungusen kleiden sich in gegerbte Lachshäute. Der **grönländische Lachs** (S. arcticus) macht nebst dem Seehundsfleische die Hauptnahrung der Grönländer aus. Die **Forellen** (s. d.) gehören ebenfalls dieser Gattung an. Der Stint und die Äsche, welche früher hierher gezählt wurden, sind jetzt davon in besondere Gattungen abgetrennt worden.

Lachter, Berglachter heißt das gewöhnliche Längenmaß für Tiefen im Bergbau. Dasselbe wird meist in 8 Achtel zu 10 Lachterzoll à 10 Primen à 10 Secunden getheilt, in neuerer Zeit aber auch rein decimal in 10 F. (Lachterfuß) zu 10 Zoll à 10 Linien. In Preußen hält es 80 Zoll (= 2,09236 Mètres), sodaß 1 Lachterzoll = 1 gewöhnlich preuß. Zoll; das alte schles. Lachter (bis 1816) hatte 80 breslauer Zoll = 1,92085 Mètre. Im Königreich Sachsen enthält das Lachter genau 2 franz. Mètres oder 7 Lachterfuß (bis 1830 hielt es 7 dresdener F.), wird aber zehntheilig eingetheilt; das alte freiberger Lachter hatte 3½ freiberg. Ellen = 1,9425 Mètre. In Östreich gelten das Lachter von Idria (Krain) von 6 idrianischen F. = 1,957 Mètre; das Lachter von Joachimsthal (Böhmen) = 1,918, und das von Schemnitz (Ungarn) = 2,0215 Mètres.

Lack (Cheiranthus) ist der Name einer zur Familie der Kreuzblümler (Cruciferen) gehörenden Pflanzengattung, deren Schoten durch den vorstehenden Rückennerven der Klappen vierkantig sind. Die Samen liegen in jedem Fache in einer einzigen Längenreihe, und die Narbe ist tief zweilappig, mit zurückgekrümmten Lappen. Der hierher gehörende **gemeine Lack** oder **Goldlack** (Ch. cheiri), der an steinigen Stellen und alten Mauern im südlichen und hier und da auch im mittlern Europa wild wächst, ist eine wegen des angenehmen Geruchs der Blüten allgemein beliebte, ausdauernde, aber meist nur als zweijährig cultivirte Zierpflanze mit gelben Blüten, von der man auch Varietäten mit braunen und mit violetten Blüten, mit leeren, halbgefüllten und ganzgefüllten Blüten hat. Außerdem kommt noch der niedrige **Busch-** oder **Zwerglack** und der hohe **Stangenlack** vor. Früher wurden die bitter und kressenartig schmeckenden Blüten als Arzneimittel angewendet.

Lack, Lac bedeutet in Ostindien eine Geldsumme von 100000 Rupien. Der Rupien gibt es verschiedene Arten; von den jetzt wichtigsten Compagnierupien (der Englisch-Ostindischen Compagnie) des brit. Ostindien ist ein Lack = 64007⅔ Thlr., von den gleichfalls noch wichtigen Siccarupien ist 1 Lack = 68274½ Thlr. preuß. Courant; 100 Lack oder 10 Mill. Rupien heißen ein **Crore**.

Lack wird sehr oft, jedoch uneigentlich, als gleichbedeutend mit Firniß (s. d.) genommen, indem man von Weingeistlack, Dammarlack u. s. w. spricht. Im engern und gebräuchlichern Sinne versteht man darunter die Auflösungen von Harzen (namentlich Kopal, Bernstein, Asphalt) in einem trocknenden fetten Öle, mehr oder weniger verdünnt durch Terpentinöl, zum Überziehen von Blechwaaren, Papp- und Papiermaché-Gegenständen, Kutschen und andern Holzarbeiten, verschiedenem Eisenwerk u. s. w., um auf diesen Gegenständen glänzende, harte, der Nässe widerstehende und die natürliche Oberfläche verbergende Anstriche zu bilden. Völlig überflüssig und unbegründet gebraucht man dafür zuweilen den Ausdruck Lackfirniß,

welcher vielmehr der Auflösung des Lacks (Lackharzes) in Weingeist zukommt. Das **Lackharz**, gemeinhin **Gummilack** genannt, ist der ursprünglich mit dem Namen Lack bezeichnete Stoff, von welchem die Benennung im Laufe der Zeit auf die schon erwähnten fetten Firnisse überging, obschon diese durchaus von demselben nichts enthalten. Es schwitzt als milchiger Saft aus den jungen Zweigen mehrer ostindischer Bäume, wenn diese durch den Stich der darauf lebenden Lackschildlaus verletzt werden, erhärtet an der Luft und wird durch das Insekt selbst rothbraun gefärbt. Roh kommt es als Stocklack, zerkleinert und ausgesucht als Körnerlack, gereinigt und in Blätter geformt als **Schellack** (Schalenlack) in den Handel. Besonders in letzterer Gestalt wird es zu Firnissen, Kitten und zum Siegellack (ebenfalls oft schlechtweg Lack genannt) verarbeitet. Das **Lackiren** (Überziehen der Gegenstände mit den Eingangs bezeichneten Lacken) ist ein sehr wichtiger Industriezweig, scheint eine Erfindung der Chinesen oder Japanesen zu sein, wurde durch einen Augustinermönch, Namens Eustachius, aus Indien nach Rom gebracht und von dort aus über Europa verbreitet. Der chines. Lack ist indessen keine durch Kunst bereitete Zusammensetzung, sondern ein harziger Saft, welcher aus dem Tsi-chon oder Lackbaum (Augia Chinensis) fließt und mit dem Öle aus den Früchten der Vernicia montana gemischt wird. Der japan. Lack, welcher weit mehr geschätzt ist, wird durch Einschnitte aus dem Firniß-Sumach (Rhus vernix) gewonnen und mit dem Öle der Bignonia tomentosa versetzt. Die gemeinste Art der Lackirung ist die, wobei der Lack mit der Farbe zugleich aufgetragen wird. Alle bessern Arbeiten bekommen zuerst Anstriche von in Lack angeriebener Farbe und darüber wol 8—10 Lagen von reinem Lack ohne Farbe, denen man durch Schleifen und Poliren Glätte und Glanz ertheilt. **Lackfarben**, kurzweg ebenfalls Lacke, werden trockene Farben genannt, welche aus verschiedenen vegetabilischen oder thierischen Farbestoffen, verbunden mit reiner Thonerde, feinem weißen Thon, Kreide, Zinnoxyd, überhaupt einer weißen erdartigen Grundlage, bestehen. Zu den rothen Lackfarben gehört der Karmin, der Karminlack, der florentiner Lack und Kugellack, der Krapplack; zu den gelben das Schüttgelb, der Kreuzbeerenlack und andere; zu den blauen der Indiglack, das Neublau und Berlinerblau.

Lackmus, ein blauer Farbstoff, welcher gegenwärtig besonders in Holland und Norwegen dadurch bereitet wird, daß man gewisse Flechten (besonders Lecanora tartarea und Roccella tinctoria), die besonders an den felsigen Küsten des Mittelmeers, auf den Inseln des Archipels, den Canarischen und Azorischen Inseln, sowie an den Küsten von England und Schottland vorkommen, mit einem Zusatze von kohlensauerm Kali und Ammoniak gähren läßt und die in Folge der Zersetzung erst roth und später blau werdende Masse mit Gyps oder Kreide dergestalt verdickt, daß sie sich zu leicht zerreiblichen Würfeln gestalten und austrocknen läßt. Der Lackmus enthält einen von Natur rothen, durch Verbindung mit Ammoniak blau werdenden, eigenthümlichen, chemisch sehr interessanten Farbestoff, das **Azolitmin**, das sich durch Wasser ausziehen und dann zur Färbung von Papier, Wäsche, Wein, Zuckerwaaren u. s. w. verwenden läßt. Da er durch die geringste Spur freier Säure roth gefärbt wird, so dienen **Lackmustinctur** und **Lackmuspapier** in der Chemie als Reagens auf freie Säure. Dem Lackmus ganz nahe verwandt sind die Farbestoffe, welche man aus Flechten unter dem Namen Orseille auf den Canarien, in Südfrankreich u. s. w., unter dem Namen **Persio** oder **Cudbear** in England und Schottland verfertigt. Beide Substanzen werden zum Färben, besonders der Seide, häufig gebraucht. Das sogenannte **Lackmus in Fleckchen**, Tournesollappen oder Bezetten, die man in Südfrankreich fabricirt, enthalten einen dem Lackmus ähnlichen Farbestoff und sind Leinwandläppchen, die mit dem Safte von Croton tinctoria gefärbt und dann dem Dunste von faulendem Urin ausgesetzt worden sind.

Lackritzensaft (succus liquiritiae) nennt man den eingedickten Saft der Süßholzpflanze (Glyzyrrhiza glabra und Glycyrrhiza echinata), von schwarzbrauner Farbe und einem süßlich-schleimigen, etwas bittern Geschmack. Er wird hauptsächlich in Spanien, Calabrien und Sicilien bereitet und kommt in Stangen in den Handel, die gewöhnlich mit einem Stempel des Fabrikorts versehen und, um das Zusammenbacken der Stangen zu verhüten, zwischen Lorberblätter gepackt sind. Er enthält einen eigenthümlichen süßen Stoff, das Glycyrrhizin (s. d.), und ist nicht selten mit Kupfer verunreinigt, das von den Abdampfkesseln herrührt. In der Medicin, für die er in den Apotheken zuvor gereinigt wird, dient er als Brustmittel; auch gebraucht man ihn zur Bereitung des engl. Porterbiers, sowie zum Illuminiren der Landkarten u. s. w.

Laclos (Pierre Ambroise François Choderlos de), franz. Brigadegeneral und bekannter Schriftsteller, geb. zu Amiens 1741, trat mit 18 J. in das Geniecorps und erwarb sich bald durch mehre militärische, publicistische und schöngeistige Schriften einen Namen. Eine beißende,

unter dem Titel „Une épître à Margot" herausgegebene Satire gegen die Dubarry wäre ihm bald sehr gefährlich geworden. Im J. 1778 übertrug man ihm, als geschicktem Geniecapitän, die Erbauung des Forts auf der Insel Aix. Während dieser Beschäftigung schrieb er den zu seiner Zeit viel gelesenen Roman „Les liaisons dangereuses" (4 Bde., Par. und Amst. 1782 und öfter; deutsch, Fkf. 1798—99), welcher das sittliche Verderben seiner Zeit darstellte. Der Skandal, den dieses Buch erregte, war ungeheuer und zog dem Verfasser, der so tief im Schmutze des Jahrhunderts herumwühlen konnte, die Verachtung, besonders der Frauen, zu. Beim Ausbruch der Revolution wurde L. Secretär des Herzogs von Orléans, für dessen Plane er wirkte und mit dem er nach England ging. Nach seiner Rückkehr betheiligte er sich durch die Herausgabe eines Journals an der Revolution, trat 1792 als Maréchal-de-Camp in die Armee zurück und erhielt bald darauf das Gouvernement sämmtlicher franz. Besitzungen in Indien. Zu Anfange 1793 als Freund des Herzogs von Orléans verhaftet, bekam er erst durch die Revolution vom 9. Thermidor die Freiheit wieder. Im Gefängnisse beschäftigte er sich eifrig mit den Kriegswissenschaften und erfand ein neues Geschütz, das man mit Erfolg versuchte. Längere Zeit verwaltete er nun mit großer Gewandtheit das Amt eines Generalsecretärs beim Hypothekenwesen, bis ihn der Erste Consul Bonaparte als Brigadegeneral in der Artillerie wieder anstellte. Er starb als solcher zu Tarent 5. Oct. 1803. Obgleich Verfasser des frechen Romans, war er doch ein guter Gatte und Vater.

Lacondamine (Charles Marie de), ausgezeichneter Naturforscher, geb. zu Paris 28. Jan. 1701, widmete sich anfangs dem Soldatenstande, nahm aber bald seinen Abschied, um den Wissenschaften zu leben. Da er jedoch in allen Zweigen derselben zugleich arbeitete und auch in den gesellschaftlichen Cirkeln von Paris eine Hauptrolle spielen wollte, so erreichte er in der Literatur nicht den hohen Stand, zu welchem ihn seine Talente sonst wol berechtigt hätten. Seine vorzüglichste Unternehmung ist eine Reise mit Bouguer und Godin 1736 nach Peru zur Meridianvermessung, über welche er in dem „Journal du voyage, fait par ordre du roi à l'équateur, servant d'introduction à la mesure des trois premiers degrés du méridien" (Par. 1751) berichtete. Sie war mit außerordentlichen Mühseligkeiten und Gefahren verbunden, denn um correspondirende Messungen anzustellen, war L. gezwungen, Wochen lang auf den höchsten Bergspitzen von Quito zu verweilen, wo zu dem Unwetter und der Kälte der Schneeregion nicht selten Nahrungsmangel sich gesellte, wenn die gemietheten Indier entflohen oder die feindlich gesinnten Behörden die Fremden ihrem Schicksal überließen. Nach zehnjähriger Abwesenheit kehrte L. nach Paris zurück, wurde 1760 Akademiker und betrieb unter Anderm mit vielem Eifer die Verbreitung der Blatternimpfung. Von seiner Wißbegierde, welche nicht selten an gewöhnliche Neugierde streifte, werden viele Anekdoten erzählt. Sie kostete ihm das Leben, denn um eine neue sehr kühne Operationsmethode der Leistenbrüche kennen zu lernen, unterwarf er sich derselben persönlich und starb in Folge davon 4. Febr. 1774. Unter seinen sehr verschiedenartigen Schriften sind nur die auf die Gradmessung bezüglichen von bleibender Wichtigkeit.

Lacordaire (Jean Baptiste Henri), berühmter franz. Kanzelredner, geb. 12. März 1802 in dem Dorfe Recey-sur-Ourcq (im Depart. Côte-d'Or), sollte ursprünglich Jurist werden. Als Licentiat der Rechte zu Dijon aufgenommen, wo er bei den Conferenzen ein frühzeitiges Redetalent entwickelt hatte, ging er um 1822 nach Paris und trat 1824 mit Glanz als Advocat auf. Er bekannte sich damals entschieden zu Voltaire'schen Ansichten, und seine Freunde waren nicht wenig erstaunt, als sie bald darauf erfuhren, daß er ins Seminar von St.-Sulpice eingetreten. Nachdem er 1827 die Priesterweihe empfangen und einige Zeit die Predigerstelle in einem Nonnenkloster versehen, wurde er Prediger am Collége von Jailly, machte hier Bekanntschaft mit Lamennais und betheiligte sich sehr lebhaft bei der Redaction des Journals „L'avenir", welches nach der Revolution 1830 von Lamennais gestiftet wurde und in Religionssachen Ultramontanismus, in Staatssachen Radicalismus predigte. L. zeigte sich als einer der hitzigsten Wortführer. Seine Artikel führten ihn vor Gericht, und die Freischule, die er gleichzeitig mit Montalembert gestiftet, ohne sich an die Unterrichtsverordnungen zu kehren, veranlaßte 1831 ebenfalls einen Proceß vor der Pairskammer. Auch gegen das „Avenir" erließ Gregor XVI. ein encyklisches Schreiben vom 18. Sept. 1832. L. unterwarf sich, ging nach Rom und that Abbitte. Seitdem widmete er sich ganz dem Predigtamt. Nachdem er 1834 im Collége Stanislas zu Paris mit Beifall gepredigt, ließ er sich in Notre-Dame hören. Das Neue, Kühne und Glänzende seiner Kanzelberedtsamkeit, sein großes mimisches Talent verschafften ihm einen außerordentlichen Zulauf von Zuhörern, ungeachtet seiner locker zusammenhängenden Ideen

und seiner seltsamen, bisweilen stark an Ketzerei streifenden Doctrinen. L. wurde der romantische Prediger des modischen Neukatholicismus. Vom Triumph verblendet, wollte er seinen Lehrvorträgen eine Art ewiger Dauer geben und sie zu Äußerungen nicht sowol eines vereinzelten Geistlichen, sondern eines ganzen geistlichen Ordens machen. Er ließ sich (April 1840) zu Rom als Dominicaner einkleiden und suchte dem Dominicanerorden in Frankreich neues Leben und Ansehen zu verschaffen. Obschon die Stiftung des Ordens kein sonderliches Glück machte, so blieb er selbst doch der Lieblingsprediger des vornehmen Damenpublicums. Im J. 1848 schickten ihn die Wähler von Marseille in die Constituirende Nationalversammlung. Allein nach dem Revolutionstage des 15. Mai gab er seine Repräsentantenstelle auf und begann wieder seine Vorträge in Notre-Dame, wo er bei Gelegenheit von Religion alles Mögliche bespricht, doch ohne nachhaltige Wirkung. Als Fastenprediger in St.-Roch hat er sich 1853 wegen politischer Anspielungen eine strenge Mahnung von Seiten der Regierung zugezogen. Überhaupt ist nicht blos die Regierung, sondern auch die geistliche Oberbehörde selbst jedesmal besorgt, wenn L. predigt, und die Äußerung eines Geistlichen: L. sei einmal in den Abgrund gefallen, habe sich zwar wieder herausgearbeitet, gehe aber beständig ganz dicht am Rande hin, ist sehr charakteristisch. Seine Predigten sind theilweise gesammelt erschienen: „Conférences de Notre-Dame de Paris" (3 Bde., Par. 1835—50). Auch hat man von ihm eine legendenhafte Lebensbeschreibung vom Stifter seines Ordens: „Vie de St.-Dominique" (3. Aufl., Par. 1844), die ins Spanische, Polnische und Deutsche übersetzt worden ist. — Sein Bruder, **Théodore L.**, ist Naturforscher und Professor in Lüttich.

Lacretelle (Pierre Louis), der Ältere genannt, franz. Schriftsteller, geb. 1751 zu Metz, wo sein Vater Advocat war, begann seine praktische Laufbahn als Advocat zu Nancy. Im J. 1778 ging er nach Paris, wo er Parlamentsadvocat wurde und zunächst als Mitredacteur des „Grand répertoire de jurisprudence" sich vortheilhaft bekannt machte. In diese Periode seines Lebens fallen: „Essai sur l'éloquence du barreau" (Par. 1779); „Mélanges de jurisprudence" (Par. 1779); „Éloge de Charles de St.-Maure, duc de Montausier" (1781); der treffliche „Discours sur le préjugé des peines infamantes" (Par. 1784), dem 1786 die franz. Akademie den Monthyon'schen Preis zuerkannte; „Mémoires sur le comte de Saunois", sowie mehre Abhandlungen, welche sich theils in den „Oeuvres diverses, mélanges de philosophie et de littérature" (5 Bde., Par. 1802—7), theils in den „Fragments politiques et littéraires" (2 Bde., Par. 1817) wiederfinden. Seit 1787 hatte L. als Freund und Vertrauter des Ministers Malesherbes an manchen Verbesserungen im Justizwesen Antheil, und mit Laharpe u. A. gab er den „Mercure" heraus. In der Revolution, die ihn nicht unvorbereitet traf, erklärte er sich sofort für die derselben zu Grunde liegenden Fortschrittsideen; nie aber hat er an irgend einer ihrer Ausschweifungen Theil genommen. Als stellvertretender Deputirter in der Nationalversammlung, als Deputirter in der Gesetzgebenden Versammlung, als Mitglied der Nationaljury nach der Constitution vom Jahre III, sowie als Mitglied des Gesetzgebenden Körpers sah man ihn stets auf der Seite des Rechts und der vernünftigen Freiheit. In das Institut kam er 1801 an Laharpe's Stelle. Als Napoleon sich die Kaiserkrone aufsetzte, zog sich L. zurück. Nach der Restauration trat er auf die Seite der Opposition. Mit Ségur, Benj. Constant, Etienne und andern Freunden gab er den „Mercure de France" heraus und, als dieses Blatt wegen Censurdruck eingehen mußte, die „Minerve française", die später ebenfalls unterdrückt wurde. Er starb 3. Sept. 1824. Noch sind zu nennen seine „Portraits et tableaux" in denen sich meisterhafte Schilderungen Mirabeau's, Bonaparte's und Lafayette's finden; ferner die „Études sur la révolution française", die „Soirées avec Guillaume Lamoignon de Malesherbes" und der dramatische Roman „Malherbe, ou le fils naturel", unter dem er d'Alembert versteht. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (6 Bde., Par. 1823—24) hatte er kurz vor seinem Tode begonnen.

Lacretelle (Charles Joseph), der Jüngere genannt, des Vorigen Bruder und als Geschichtschreiber rühmlichst bekannt, wurde zu Metz 27. Aug. 1763 geboren, kam kurz vor dem Ausbruche der Revolution nach Paris, wo er als Journalist thätig war. Zur Zeit der Gesetzgebenden Versammlung lebte er als Secretär des Herzogs von Larochefoucauld-Liancourt fast stets auf dem Gute Liancourt, bis seine Gönner und Freunde sich aus Frankreich flüchten mußten. Während der Schreckensperiode hatte sich L. zu Paris in einem Hôtel-garni versteckt und entging höchst wunderbar den Gefahren, die ihn von allen Seiten bedrohten. Nicht im Stande, ein solches Leben voll Todesangst und Schrecken länger auszuhalten, suchte er eine Zuflucht in der großen Armee, die der Convent aus-

hob. So wenig Sinn er auch für das Waffenhandwerk besaß, hielt er sich doch tapfer. Erst nach dem 9. Thermidor begab er sich wieder nach Paris, wo er des Morgens Journalartikel schrieb, den Tag über sich in das Treiben der Jeunesse dorée mischte und Abends die Locale der Madame Tallien besuchte. Am 13. Vendémiaire (1795) focht er auf Seiten der gegen den Convent aufgestandenen Sectionen, die von Bonaparte geschlagen wurden. Am 18. Fructidor (1797) verhaftet, kam er erst nach dem 18. Brumaire (1799) wieder in Freiheit. Bonaparte ernannte ihn 1800 zum Mitgliede des Preßbureau und 1810 zum Censor. In das Institut wurde er 1811 aufgenommen und bei der Reorganisation desselben, nach der zweiten Restauration, zum Präsidenten der franz. Akademie ernannt. Kurze Zeit darauf erhielt er die Professur der Geschichte an der pariser Universität und wurde später geadelt. Der von Rabaud St.-Etienne begonnene „Précis de l'histoire de la révolution française" (6 Bde., Par. 1801—6), dessen Fortsetzung L. vom zweiten Bande an besorgte, erwarb ihm zuerst einen geachteten Namen als Historiker. Von seinen spätern historischen Schriften sind als die wichtigsten zu nennen: „Histoire de France pendant le 18me siècle" (6 Bde., Par. 1808—12); „Histoire de France pendant les guerres de la religion" (4 Bde., Par. 1814—16); „Histoire de la révolution française jusqu'au 18. Brumaire" (9 Bde., Par. 1821—26); „Histoire de France depuis la restauration" (4 Bde., Par. 1829—35); „Histoire de l'Assemblée constituante" (2 Bde., Par. 1844); „Histoire du Consulat et de l'Empire" (6 Bde., Par. 1845—46). Sehr interessant sind die Denkwürdigkeiten aus seinem Leben: „Dix années d'épreuves pendant la révolution" (Par. 1842).

Lacroix (Paul), auf den Titeln seiner Romane **P. L. Jacob, Bibliophile** genannt und unter diesem Namen am bekanntesten, wurde 27. Febr. 1806 in Paris geboren, wo er auch seine Studien machte. Er nimmt als Geschichtskundiger und franz. Philolog eine ehrenvolle Stelle ein, wie dies seine mit schätzbaren Erläuterungen begleiteten Ausgaben von Marot, Gabelais, Malfilatre, Dangeau und noch mehr seine gelehrten „Dissertations sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'histoire littéraire" (2 Bde., Par. 1834—38), sowie seine „Histoire du 16me siècle en France" (Par. 1834) und seine mit H. Martin verfaßte „Histoire de la ville de Soissons" (2 Bde., Par. 1837) beweisen. Auch seine historischen Romane: „L'assassinat d'un roi" (2 Bde., Par. 1825); „Le couvent de Baïans" (Par. 1829); „Les deux fous" (Par. 1830); „Le roi des ribauds" (2 Bde., Par. 1832); „La danse macabre" (Par. 1832); „Les Francs-Taupins" (2 Bde., Par. 1833); „La folle d'Orléans" (2 Bde., Par. 1836); „Pignerol" (2 Bde., Par. 1836), sowie die historischen Novellen: „Les soirées de W. Scott à Paris" (2 Bde., Par. 1829—30); „Le bon vieux temps, suite des soirées" (2 Bde., Par. 1834); „Médianoches" (2 Bde., Par. 1835); „Contes à ses petits enfants" (2 Bde., Par. 1832) verdienen bei unverkennbaren Mängeln in mehr als einer Hinsicht das größte Lob. Die Sprache bietet das Eigene dar, daß sie in jedem Romane diejenige der Zeit ist, worin der Roman spielt; doch sind in den Schriften der letzten Jahre die ganz unbekannten Wörter und Wendungen mehr vermieden. An seine historischen Romane reihen sich in gewissem Sinne die erdichteten: „Mémoires de Gabrielle d'Estrées" (4 Bde., Par. 1829) und „Mémoires du cardinal Dubois" (4 Bde., Par. 1829). Seine übrigen Romane kommen den historischen an Werth keineswegs gleich; so „Vertu et tempérament" (2 Bde., Par. 1832); „Un divorce" (Par. 1832); „Quand j'étais jeune" (2 Bde., Par. 1833); „Une femme malheureuse" (2 Bde., Par. 1836); „De près et de loin" (2 Bde., Par. 1837) u. s. w. Auch ist L. Verfasser eines historischen Dramas in Versen: „La maréchale d'Ancre" (Par. 1840), dessen Vorstellung am zweiten Theâtre français, wo die Direction es angenommen hatte, von der Censur verhindert wurde. Außerdem arbeitete er für viele Zeitschriften und Sammelwerke und stiftete mit Thoré das „Bulletin de l'alliance des arts" welches von 1842—1848 erschien. — Sein jüngerer Bruder, **Jules Lacroix**, geb. 1809, ebenfalls ein Mann von Kenntnissen und Talent, hat Romane und Dramen geschrieben, auch die Satiren von Juvenal und Persius und die Oden des Horaz in franz. Verse übersetzt.

Lacroix (Sylvestre François), einer der ausgezeichnetsten Mathematiker der neuern Zeit, geb. zu Paris 1765, erhielt durch seines Lehrers Monge Empfehlung eine Stelle als Lehrer der Mathematik an der Marineschule zu Rochefort; doch schon 1786 berief ihn Condorcet als seinen Suppleanten am Lyceum nach Paris zurück. Im nächsten Jahre erhielt er eine Lehrerstelle an der pariser Kriegsschule, und als diese 1788 einging, eine Professur an der Artillerieschule zu Besançon. Hierauf wurde er 1793 Examinator der Offiziere des Artilleriecorps, 1794 Bureauchef des Comité für Wiederherstellung des öffentlichen Unterrichts und Professor

an der Normalschule, 1799 Professor an der Polytechnischen Schule, später Professor an der Universität und 1815 auch am Collége de France, legte jedoch 1821 mehre seiner Ämter nieder und behielt nur eine Professur. Schon 1787 hatte er einen Preis von der Akademie der Wissenschaften erhalten; 1789 wurde er Correspondent derselben und 1799 Mitglied des Instituts. Er starb 24. Mai 1843. L. war einer der wenigen franz. Gelehrten der neuern Zeit, die sich stets von der Politik fern gehalten und auf ihre Wissenschaft beschränkt haben, der er durch seine zahlreichen Arbeiten große Dienste leistete. Namentlich haben seine Lehrbücher viel zur Verbreitung und Erleichterung der mathematischen Studien in Frankreich beigetragen und fast alle andern aus den Collegien verdrängt, wie denn überhaupt sein größtes Verdienst in seiner ausgebreiteten Wirksamkeit als Lehrer besteht. Seine zahlreichen „Mémoires" übergehend, nennen wir von seinen größern Werken den „Traité du calcul différentiel et du calcul intégral" (2 Bde., Par. 1797; 2. Aufl., 3 Bde., 1818; deutsch von Bethke, Berl. 1817), die Fortsetzung desselben: „Traité des différences et des séries" (3 Bde., Par. 1800; 2. Aufl., 1810—19), und den „Cours des mathématiques" (9 Bde., Par. 1797—1816), dessen einzelne Bände viele Auflagen erlebten und in mehre Sprachen übersetzt wurden

Lacrymae Christi, d. h. Thränen Christi, ist der Name des feinen ital. Weins von dunkelrother Farbe, süßem, aber pikantem Geschmacke und vortrefflichem Geruche, welcher am Fuße des Vesuv wächst. In den Handel kommt unter diesem Namen meist Wein von Pozzuoli, Ischia und Nola. Auch auf mehren griech. Inseln wird eine ähnliche Art Wein gezogen; ein solcher ist der Maderamalvasier von der Insel Candia und der Commanderiewein von Cypern.

Lactantius (Lucius Cölius Firmianus), ein berühmter Kirchenschriftsteller des 4. Jahrh., stammte aus Italien und lebte als Lehrer der Beredtsamkeit in Nikomedien, bis ihm Konstantin der Große die Unterweisung seines ältesten Sohnes übertrug. Er starb um 330. Seine zum Theil an Manichäismus streifenden Ansichten, die ihm sein Lehrer Arnobius von Sicca eingepflanzt hatte, sowie sein Chiliasmus schadeten dem Rufe seiner Orthodoxie. Aber wegen seiner reinen Sprachweise nannte man ihn den christlichen Cicero und seine Schriften wurden im Mittelalter viel gelesen und häufig nachgeahmt. Sein berühmtestes Werk sind die zu apologetischem Zwecke geschriebenen „Institutiones divinae" (herausgegeben von Davisius, Camb. 1718). Auch werden ihm mehre Elegien zugeschrieben, unter andern das „Carmen de Phoenice", herausgegeben von Martini (Lüneb. 1825). Die besten Ausgaben seiner sämmtlichen Werke lieferten Bünemann (Lpz. 1739), Dufresnoy (2 Bde., Par. 1748) und Fritzsche in Gersdorf's „Bibliotheca patrum Latinorum" (2 Bde., Lpz. 1842—44).

Ladak, Ladakh, auch das Zweite Tibet oder Mitteltibet genannt, ein Radschathum (Königreich oder Fürstenthum) im innern Hochasien, zwischen 32½—36° n. Br. und 92—97° ö. L. gelegen, vom kaschmirschen Himalaja im S. und SO., von Baltistan oder Kleintibet im NW., vom Karakorum-Padischah oder Grenzgebirge gegen die Kleine Bucharei im N., von dem eigentlichen Tibet im O. begrenzt, hat einen Flächeninhalt von etwa 1400 QM. und zählt zwischen 150000 und 200000 E., welche nach Abstammung und Sprache Tibetaner, theils Mohammedaner, theils Buddhisten sind. Es ist in die vier Districte Leh, Nobra, Zanskar und Pitti oder Purak eingetheilt. Von den genannten Hochgebirgen begrenzt, wird es auch im Innern von vielen, jenen parallel in Nordwestrichtung streichenden, 13—16000 F. hohen Bergketten durchzogen, zwischen welchen enge Thäler den einzigen urbaren Boden gewähren, aber für den Landwirth wenig Lockendes darbieten. Mitten durch das rauhe und ungastliche Alpenland strömt als Hauptfluß der obere Indus, der hier Ladak oder Singh-cha-bab heißt und den Schayuk und mehre andere beträchtliche, zum Theil schiffbare und goldführende Flüsse aufnimmt. Der Himmel ist fast allezeit klar, der Winter sehr kalt, der Sommer heiß; Regen fällt wenig, aber das Getreide reift schnell während des Sommers. Die Einwohner bearbeiten mit großer Sorgfalt die Grundfläche in Terrassen, leiten die Bergflüsse von einer auf die andere und ziehen auf dem so gewonnenen Boden Weizen, Buchweizen, Gerste und Küchengewächse. Holzungen werden weniger gehegt. Die gewöhnlichen Bäume sind die Thuja, die lombardische und Schwarzpappel, viele Arten von Weiden und Tamarisken. Der Reichthum des Bodens an Schwefel, Salz und Gold wird wenig oder gar nicht benutzt; dagegen gibt der im Schlamme mehrer Seen sich findende Borax oder Tinkal einen Hauptartikel der Ausfuhr ab. An Vieh hat man den Yak oder Grunzochs, die Kuh, eine Bastardart von beiden, Pferde, Ziegen und Schafe; von besonderer Wichtigkeit ist das hier einheimische Purikschaf. Wilde Thiere mancherlei Art geben sowol Pelzwerk als Nahrung. Doch stehen die Lebensmittel in hohem Preise, weil zwei Drittheile des Ackerlandes zur Unterhaltung einer zahlreichen unthätigen Priesterschaft bestimmt sind und

die vortrefflichen Fische der Flüsse und Seen nicht gegessen werden. Der grobe schwarze Chinathee, zu Pulver gerieben und gekocht, bildet die Grundlage aller Nahrung der Einwohner. Dieselben sind überhaupt sehr mäßig, an ihrer Person und in ihren Häusern unreinlich, aber sanft und friedlich, tolerant und fleißig. Sie betreiben eine große Manufactur in Shawls und andern Artikeln aus einheimischer Purik- und eingeführter Ziegenwolle. **Leh**, die Hauptstadt des Landes, unweit und nördlich vom Indus und westlich von dem bis 15500 F. hoch aufsteigenden Gebirge Tschang-La, in einer wohlangebauten, mit dichtgedrängten Dörfern bedeckten Ebene gelegen, hat etwa 700 Häuser von zwei bis drei Stockwerken und einen Palast. Die Stadt ist der Durchgangspunkt des großen Karavanenhandels von Yarkand in der Kleinen Bucharei, von H'lassa in Tibet und von Rußland nach Kaschmir, Lahore und dem übrigen Hindostan. Die Regierung von L. ist in den Händen eines Radscha; aber die wirkliche Gewalt besitzt die Priesterschaft, welche auch das Monopol des Handelsgewinns hat. Bis noch vor kurzer Zeit stand L. in doppelter Vasallenschaft und Zinspflichtigkeit, ein mal zu China und dann auch zu den Sikhs.

Ladanumharz, s. Cistrose.

Ladenberg (Adelbert von), preuß. Wirklicher Geh. Rath und Chefpräsident der Oberrechnungskammer, Sohn des Nachfolgenden, geb. 18. Febr. 1798 zu Ansbach, trat, nachdem er 1815 seine Gymnasialbildung auf dem Friedrich-Wilhelmsgymnasium zu Berlin beendet, als Freiwilliger in das Gardedragonerregiment, welches er 1816 als Secondelieutenant wieder verließ, um zu Berlin, dann zu Göttingen und Heidelberg die Rechte und Cameralwissenschaften zu studiren. Im J. 1818 begann er als Auscultator seine juristische Beamtenlaufbahn, wurde 1821 zum Assessor bei dem Appellationsgerichtshofe in Köln und 1823 zum Landesgerichtsrath in Koblenz ernannt. Mit seiner Anstellung als Regierungsrath und Justitiar bei der kölner Regierung, sowie als Bancocommissarius und Justitiarius bei dem dortigen Bancocontor trat er 1824 in den Verwaltungsdienst über, in welchem er 1830 zum Oberregierungsrath und Dirigenten der Finanzabtheilung bei der Regierung in Königsberg befördert und 1831 in gleicher Eigenschaft nach Merseburg versetzt wurde. Hier trat L. in nähere Beziehung zu dem nachherigen Staatsminister von Rochow, die auf seine spätere amtliche Laufbahn nicht ohne Einfluß blieb. Seit 1834 wirkte er als Präsident der Regierung in Trier, wurde 1839 auf den besondern Wunsch des Ministers von Altenstein zum Director im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten berufen, zum Wirklichen Geh. Oberregierungsrath befördert und kurz darauf zum Mitglied des Staatsraths ernannt. Nach Altenstein's Tode verwaltete L. dessen Ministerium vom 14. Mai bis 22. Oct. 1840, wo dasselbe an Eichhorn überging, unter welchem nun L. die Abtheilungen für die evang.-geistlichen, Unterrichts- und die Medicinalangelegenheiten dirigirte und damit seit 1841 die Stelle eines außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten bei der Universität Berlin verband. Als Eichhorn 1848 sein Amt niedergelegt, verwaltete L. das Ministerium auch unter Graf Schwerin und Rodbertus, bis er nach dem Ausscheiden des Letztern sich vom Juli bis Nov. 1848 der interimistischen Leitung des Ministeriums unterzog. In dieser schwierigen Stellung war sein Wirken vor allem dahin gerichtet, den kirchlichen Frieden zu erhalten. Die dringenden Auffoderungen, das Ministerium definitiv zu übernehmen, wies L. in dieser Zeit beharrlich zurück, bis er endlich 8. Nov. 1848 in das vom Grafen von Brandenburg neugebildete Ministerium eintrat. Unter seine Verwaltung fielen die Errichtung des Evangelischen Oberkirchenraths, die Ausarbeitung eines Unterrichtsgesetzes und eines Medicinalgesetzes, die Einleitungen zu einer Reorganisation des Kunstwesens in allen seinen Theilen. Die Verwirklichung mancher dieser Absichten wurde durch seinen Rücktritt, zu dem er sich im Dec. 1850 in Rücksicht auf den allgemeinen Gang der Dinge bewogen fand, verhindert. Er ward hierauf zum Wirklichen Geh. Rathe mit Belassung des Prädicats Excellenz und zum Chefpräsidenten der Oberrechnungskammer ernannt. In seinen Amtsverhältnissen hat er sich stets als einen Mann von großer Diensttreue und Hingebung für die Ehre des preuß. Staats bewährt. L. ist ein achtbarer Vertreter wahrhaft wissenschaftlicher Interessen und ein kenntnißreicher Freund des Schönen in der Natur wie in der Kunst. Als Schriftsteller hat er, jedoch ohne seinen Namen, zwei brauchbare Bücher, die „Übersicht der preuß. und franz. Hypothekenverfassung" (Köln 1829) und „Preußens gerichtliches Verfahren in Civil- und Criminalsachen" (3. Aufl., Köln 1842), verfaßt.

Ladenberg (Philipp von), preuß. Staatsmann, geb. 15. Aug. 1769 zu Magdeburg, wo sein Vater Kaufmann war, studirte 1786—89 in Halle die Rechte und Kameralwissenschaften, worauf er als Auscultator bei dem berliner Stadtgerichte, dann seit 1792 als Referendar und seit 1794 als Assessor bei der kurmärk. Kriegs- und Domänenkammer seine Laufbahn im Staats-

dienst begann. Als Kriegs- und Domänenrath 1795 in Ansbach angestellt, zeichnete er sich durch große Gewandtheit aus. Im J. 1806 wurde er zum Director der Kammer in Bialystock ernannt, 1807 in gleicher Eigenschaft nach Marienwerder und 1809 als Regierungsdirector nach Potsdam versetzt. Im J. 1810 berief ihn das Vertrauen des Königs zum Director der Section für directe und indirecte Abgaben im Finanzministerium, 1817 zum Director der neuorganisirten Generalcontrole und 1820 des Schatzministeriums. In allen diesen Ämtern bewies er die strengste Ordnung und feste Handhabung der anerkannten Regierungsgrundsätze, wodurch zugleich eine größere Einheit in die Verwaltung kam und der Grund gelegt wurde, auf welchem sich noch gegenwärtig die Ordnung besonders in dem preuß. Etats-, Kassen- und Rechnungswesen bewegt. In Anerkennung dieser Verdienste wurde L., nachdem ihn der König bereits 1817 in den Adelstand erhoben, 1823 als Chefpräsident an die Spitze der Oberrechnungskammer berufen und noch in demselben Jahre zugleich auch mit der Direction der Kron- und Fideicommißverwaltung betraut. Im J. 1825 erfolgte die Ernennung zum Wirklichen Geh. Rath mit dem Prädicat Excellenz; auch erhielt er die selbständige Leitung der Generalcontrole bis zur Aufhebung dieser Behörde 1826, nachdem durch seine ungemeine Thätigkeit der Zweck dieser Anstalt erreicht worden war. Hierauf wurde L. 1835 Chef der gesammten Domänen-, Forst- und Jagdverwaltung als einer selbständigen Abtheilung des Ministeriums des königl. Hauses und 1837 Geh. Staatsminister. Nachdem er 26. Nov. 1839 sein 50jähriges Dienstjubiläum unter großen Auszeichnungen begangen, nahm er 14. Nov. 1842 seine Entlassung und lebte seitdem im Kreise seiner Familie zu Berlin, wo er 11. Febr. 1847 starb. Zur Feier seines Jubiläums errichteten die Forstbeamten der preuß. Monarchie die Ladenberg'sche Stiftung, die zur Erziehung der Söhne unbemittelter Forstbeamten bestimmt ist, und deren Fonds L. durch einen ansehnlichen Beitrag aus seinem Privatvermögen erhöhte.

Ladestock, das Instrument zum Niederstoßen der Ladung im Laufe der Handfeuerwaffen, war ursprünglich überall von Holz und zwar meist von eichenem. Auch wird der hölzerne Ladestock noch gegenwärtig bei Jagdgewehren, Scheibenbüchsen und Pistolen zum Privatgebrauch beibehalten, weil er leichter ist als der eiserne. Vom Militär aber wurde der letztere bereits im 17. Jahrh. angenommen, weil die Zerbrechlichkeit des Holzes im Felde zu große Nachtheile herbeiführte. Der Ladestock ist entweder konisch oder cylindrisch; der erstere ist leichter, muß aber beim Laden umgekehrt werden, um die Kugel mittels des dickern Endes ansetzen zu können. So gering auch der Zeitverlust beim Umdrehen ist, so wollte man ihn doch mittels des cylindrischen Ladestocks vermeiden, welcher zugleich den Vortheil gab, daß das Herabstoßen der Ladung durch das Gewicht des Stocks erleichtert wurde. Die Einführung desselben in Preußen erfolgte 1773; die erste Idee dazu rührt vom Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau her. Am Kopf hat der cylindrische Ladestock ein senkrechtes Loch zum Einschrauben des Krätzers (für das Ausziehen der Ladung); bei dem konischen Ladestock ist am dünnen Ende zu gleichem Zwecke eine Schraube angeschnitten. Noch ist eine besondere, vom Obersten Freitag vor längerer Zeit gemachte Vorrichtung zu merken, bei welcher sich der Ladestock in einem Bügel bewegt, der am Schaft, nahe der Mündung, so angebracht ist, daß der herausgezogene Ladestock genau über der Mündung steht, wodurch man des Nachts sicherer laden und den Ladestock nie verlieren kann, was namentlich bei der Cavalerie nach anhaltend schnellem Reiten leicht vorkommt. Zur Vereinfachung ist indeß in neuerer Zeit der Bügel bei der Cavalerie weggelassen worden und der Ladestock am dünnen Ende mit einer Öse versehen, in welche ein am Bandelier befestigter Riemen geschleift wird.

Ladiner, s. Romanische Sprachen.

Ladislaw (Name poln. Könige), s. Wladislaw.

Ladogasee, der größte Landsee Europas, im nordwestlichen Rußland zwischen den Gouvernements Petersburg, Olonez und dem Großfürstenthum Finnland, ist 25 M. lang, 15 M. breit und nimmt einen Flächenraum von 324 □M. ein, wovon 125 auf das erste, 55½ auf das zweite Gouvernement und 143½ auf Finnland kommen. Er ist voller Untiefen, Klippen und Sandbänke, welche die Schiffahrt auf ihm, zumal bei den fast unausgesetzt herrschenden heftigen Wirbelwinden, die von seinen steilen und felsigen Ufern herrühren, sehr gefahrvoll machen. Zur Erleichterung derselben hat Peter d. Gr. den Ladogakanal, der von Schlüsselburg über Neuladoga bis zur Mündung des Swirflusses fortgeführt ist, graben lassen. Übrigens ist der Ladogasee, der in seinem Südtheile viele Graswerder und Dünen hat, die unzähligen Robben zum Aufenthalte dienen, reich an schmackhaften Fischen und ausgezeichnet durch Wasserfülle, indem er die Abflüsse des Saimasees (den Wuoxa), des Onega- (den Swir) und des Ilmensees (den 1000 F.

breiten Wolchow) und noch gegen 70 andere unbedeutendere Quellflüsse in sich aufnimmt, während er nur einen Abfluß hat, nämlich die bei Petersburg in den Finnischen Golf mündende Newa. Durch künstliche Wasserstraßen, wie den erwähnten Kanal, und die damit zusammenhängenden Gewässer steht der Ladogasee mit dem Kaspischen See und mit dem Weißen Meere in Verbindung und ist also für die Schiffahrt des russ. Reichs von außerordentlicher Wichtigkeit.

Ladronen oder Diebsinseln heißen die 16—20 Eilande unter 13½—20½° n. Br. und 162½—164° ö. L., welche die nördlichste Inselgruppe Australiens bilden, nordöstlich von den Philippinen und nördlich von den Carolinen in schnurgerader Richtung von S. nach N. sich reihen und zusammen einen Flächeninhalt von 57 QM. umfassen. Ihren Namen erhielten sie 1521 von ihrem Entdecker Magelhaens wegen des Hangs zur Dieberei, den er an den Eingeborenen wahrnahm; später wurden sie auch Lazarusinseln und von den jesuitischen Missionaren, die 1667 sich hier ansiedelten, zu Ehren der Maria Anna von Östreich Marianen genannt. Sie besitzen alle klimatischen Vorzüge der am meisten begünstigten Südseeinseln, sind gebirgig, größtentheils vulkanisch, hinlänglich bewässert und bewaldet, fruchtbar an Reis, Mais, Baumwolle und Indigo und von europ. Hausthieren, z. B. Pferden, Schafen, Eseln, Schweinen und Hirschen, Hühnern, die zum Theil hier wild leben, zahlreich bevölkert. Die Urbewohner, zur Zeit der Entdeckung über 100000 Seelen, welche einen nicht geringen Grad früher Cultur zeigten, wurden bei der gewaltsamen Einführung der kath. Religion durch die Spanier theils getödtet, theils kamen sie durch pestartige Seuchen um oder entflohen nach den Carolinen, sodaß die Inseln gegenwärtig nur noch 5500 zwar zum Christenthum bekehrte, aber in ihren Sitten ausgeartete, meist aus Europa und Amerika eingewanderte Bewohner zählen. Übrigens gewähren die Inseln den Spaniern besonders als Überfahrtsorte nach Amerika großen Vortheil. Die südlichste und größte, Guam oder Guaham, 20 M. im Umfange, mit der Hauptstadt San-Ignacio de Agaña, welche in einer reizenden, mit Palmenhainen umgebenen Ebene liegt, hat 4000 E. und ist der Sitz des span. Gouverneurs. Außerdem sind noch erwähnenswerth: Urak, die nördlichste dieser Inseln, Tinian, mit alten Tempelruinen, und Saypan, das der Jagd und Perlenfischerei wegen stark besucht wird.

Ladung heißt im Allgemeinen die zu einem Schuß erfoderliche Pulvermenge nebst dem Geschoß, in strengerm Sinne nur die erstere; auch bezeichnet man damit die bei einzelnen Feuerwerkskörpern, z. B. Granaten, Bomben, Shrapnels, Raketen u. s. w., zum Zersprengen nöthige Pulvermenge. Erst ziemlich spät nach der Einführung der Geschütze hat man die Ladung durch zweckmäßige Versuche auf eine angemessene Größe gebracht. Solange noch das Pulver ungekörnt oder sonst von schlechter Beschaffenheit war und große Schußweiten als ein Haupterfoderniß betrachtet wurden, mußte man sehr starke Ladungen nehmen, welche nicht blos den frühen Ruin des Rohrs herbeiführten, sondern dem Zwecke auch nicht entsprachen, da es keinem Zweifel unterliegt, daß die Vermehrung der Ladung über einen gewissen Punkt hinaus die Schußweite verkürzt. Denn so außerordentlich schnell auch die Verbrennung des Pulvers vor sich geht, so wirkt doch das zuerst entwickelte Gas augenblicklich, und das Geschoß verläßt das Rohr, ehe alles Pulver verbrannt ist. Zu jeder Länge des Rohrs gehört mithin eine gewisse Pulvermenge, welche gerade brennt, während das Geschoß noch im Laufe ist. Bei Kanonen rechnet man für den Feldgebrauch ⅓ kugelschwere Ladung, welche die volle heißt, während eine geringere schwach genannt wird; bei Haubitzen etwa $\frac{1}{10}$ und bei Mörsern $\frac{1}{30}$—$\frac{1}{60}$ vom Gewicht des Geschosses. Eiserne Rohre erhalten in der Regel schwächere Ladungen, namentlich die größern Kanonen, um sie nicht zu früh zu zerstören; ebenso im Allgemeinen die Festungsgeschütze, da sie meist nur auf kurze Entfernungen zu schießen brauchen. Bei den Handfeuerwaffen tritt noch die besondere Rücksicht ein, daß eine zu große Ladung einen heftigen Rückstoß hervorbringt. Je nach der Einrichtung des Gewehrs kann die Ladung der Flinte zu ½—⅔ Loth, des Karabiners und der Pistole zu ½ Loth angenommen werden. — Ladung nennt man auch die gesammten Güter, die ein Schiff eingenommen hat. Volle Ladung hat ein Fahrzeug, wenn es bis zu seinem größtmöglichen Tiefgange belastet ist; die Ladung brechen heißt anfangen, das Schiff zu entlasten. — Über Ladung im juristischen Sinne s. **Citation**.

Lady, von dem angelsächs. hlafdige, d. i. Brotherrin, war in alter Zeit Ehrentitel der Königinnen von England und später der Prinzessinnen von königl. Geblüt. Gegenwärtig kommt er in Verbindung mit dem Namen den Frauen aller engl. Peers, sowie der Baronets und Ritter und den Töchtern der Herzoge, Marquis und Grafen zu, die ihn auch nach der Verheirathung mit Bürgerlichen beibehalten. Im Allgemeinen wird aber in England jede gebildete Frau, ohne Rücksicht auf Rang oder Titel, Lady genannt.

Laeken, königl. Residenzschloß in der Nähe von Brüssel, mit sehenswerthen Gartenanlagen und reizender Aussicht über die Hauptstadt und nördliche Umgegend, wurde 1782 auf Befehl und zum Aufenthalte der östr. Generalstatthalterin Marie Christine (Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen) erbaut. Nach dem ersten Einfalle der Franzosen 1792 sollte dasselbe ein Spital werden; aber der siegreiche Erzherzog Karl verhinderte dies, indem er das Schloß von seiner Tante erwarb. Nach 1794 verkaufte es der Erzherzog einem Chirurgen, von dem es 1803 für 480000 Frcs. in den Besitz Josephinens, der ersten Gemahlin Napoleon's, überging. Letzterer wohnte darin mit Marie Luise 1811, kurz vor dem russ. Feldzuge. Seit 1814 ist es zum Krongut geschlagen und als solches wird es jetzt vom König Leopold das ganze Jahr hindurch bewohnt, wie es auch Wilhelm I. von Holland zur Residenz gedient hatte. Der Kirchhof zu L. enthält eine schöne Marmorstatue der Sängerin Malibran, von ihrem Gemahl, dem Violinvirtuosen de Bériot, errichtet und von Wilh. Geefs gearbeitet. An der Stelle der jetzigen uralten Dorfkirche, unter welcher die Reste der 1850 verstorbenen Königin Luise beigesetzt wurden, wird jetzt ein monumentales Kirchengebäude erstehen, das die Liebe eines ganzen Volkes der trefflichen Fürstin gewidmet hat.

Laërtes, der Sohn des Arkeisios und der Chalkomedusa, Gemahl der Antikleia, Vater des Odysseus (s. Ulysses) und der Ktimene, wohnte der kalydonischen Jagd bei und nahm Theil am Argonautenzuge. Er erreichte ein hohes Alter und erlebte noch die Rückkehr seines Sohnes aus Troja.

Lafare (Charles Auguste, Marquis de), ein geistreicher Dichter aus der Schule der Ninon de l'Enclos, die gegen das Ende der Regierung Ludwig's XIV. in ihrem Hause einen ausgewählten Kreis eleganter Libertins versammelte, geb. 1644 im Schlosse Valgorge im Vivarais, diente als Capitän in der Garde des Herzogs von Orléans, nachmaligen Regenten, und starb 1712. Er soll nach Voltaire erst in seinem 60. J. angefangen haben, Verse zu machen. Seine Gedichte bestehen aus kleinen Liedern und Epigrammen, die in ihrer kunstlosen Natürlichkeit einen gefälligen Eindruck auf heitere Leser machen. Auch übersetzte er, und zwar mit Geschmack und Kenntniß, mehre Gedichte röm. Classiker ins Französische. Seine Gedichte sind gewöhnlich den Werken seines Freundes Chaulieu (s. d.) beigedruckt; einzeln wurden sie von St.-Maré (Par. 1755) herausgegeben. Als prosaischer Schriftsteller machte er sich durch seine sehr freimüthigen „Mémoires et réflexions sur les principaux événements du règne de Louis XIV" (Rotterd. 1715 und Amst. 1734) vortheilhaft bekannt.

Lafarge (Marie Capelle, Madame), bekannt durch ihren Proceß, geb. zu Paris 1816, Tochter eines Obersten der Kaiserzeit, frühzeitig Waise, wurde bei einem ihrer Verwandten in Paris erzogen und 1838 an Herrn Lafarge, Hammerwerksbesitzer in der Corrèze, den sie nicht liebte, verheirathet. Sie mußte sofort den Zerstreuungen des pariser Lebens entsagen und das einsame alte Herrenhaus Glandier beziehen. Die Geschäfte des Herrn L. gingen bald sehr schlecht, und das Vermögen der jungen Frau wurde angewandt, die commerciellen Verluste des Mannes zu decken. Das Drama, welches Madame L. so bekannt und unglücklich machte, begann Ende 1839. Auf einer Reise nach Paris im Monat December aß Herr L. von dem Kuchen, den ihm seine Frau geschickt hatte, und fühlte Schmerzen von Vergiftung. Er kehrte nach Glandier zurück, kränkelte und starb 15. Jan. 1840. Madame L. wurde angeklagt, ihren Mann vergiftet zu haben. Der Assisenhof von Tulle machte die Sache anhängig, und gleichzeitig wurde die Angeklagte wegen Diamantendiebstahl vor das Zuchtpolizeigericht geladen. Ihr Erscheinen vor den Assisen verursachte gewaltiges Aufsehen, und die leidenschaftliche Neugierde, womit man den ganzen Verlauf dieses kläglichen Dramas verfolgte, kann mit Recht zu den merkwürdigsten skandalösen Begebenheiten unserer Zeit gezählt werden. Sogar bedeutende Wetten wurden eingegangen auf die muthmaßliche Freisprechung oder Verurtheilung der Angeklagten, die unter schwärmerisch gestimmten Frauen zahlreiche Sympathien fand und phantastisch-hitzigen jungen Leuten die romanhaftesten Leidenschaften einflößte. Die Assisen zu Tulle verurtheilten die L. zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Das Cassationsgesuch wurde auf Dupin's Antrag verworfen. Hinsichtlich des Diamantendiebstahls ließ die Gerichtsbehörde in Tulle von der Klage ab, weil das verhängte Strafurtheil viel stärker war und die kleinere Strafe mit in sich begriff. Madame L. trat ihre Strafe im Arbeitshause zu Montpellier an, schrieb daselbst ihre „Mémoires de Marie Capelle, veuve Lafarge" (4 Bde., 1840—42; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1841) und bot Alles auf, ihre Unschuld zu beweisen, an die trotz des Ausspruchs der Geschworenen viele Leute noch glaubten. Nach einer Gefangenschaft von fünf Jahren erhielt sie Erlaubniß, ins Kloster St.-Rémy

zu gehen, und im Juni 1852 wurde sie ganz freigelassen, starb aber schon im September desselben Jahres zu Ussat, wo sie gegen ein Brustübel die Bäder gebrauchte. Sie hat bis zu ihrem letzten Athemzuge ihre Unschuld betheuert. Es sind von ihr Briefe und Aufsätze vorhanden, die sich durch tiefes Gefühl und prägnanten Stil in hohem Grade auszeichnen.

Lafayette (Marie Madeleine Pioche de Lavergne, Gräfin de), eine der gebildetsten Frauen ihrer Zeit, geb. 1632, verfaßte mehre Romane, die der Zeit nach als die ersten in Frankreich anzusehen sind, worin Begebenheiten und Charaktere naturgemäß entwickelt und treue Gemälde menschlicher Stimmungen und Leidenschaften aufgestellt wurden. Ihr Vater, Aymar de Lavergne, der Maréchal-de-Camp und Gouverneur von Havre war, gab ihre eine vortreffliche Erziehung; unter der Leitung von Ménage und Pet. Rapin lernte sie selbst die lat. Sprache. Früh wurde sie in die große Welt eingeführt und war eine Hauptzierde der Coterie im Hôtel Rambouillet, wo Akademiker, Schöngeister, Hofleute und Damen sich versammelten und über Gegenstände der Literatur sich besprachen. Im J. 1655 heirathete sie den Grafen François de Lafayette und sehr bald war nun ihr Haus ein Sammelplatz der ausgezeichnetsten Geister. Am häufigsten sah sie Huet, Lafontaine, Ségrais und Ménage, und im innigsten Freundschaftsverhältnisse stand sie mit dem Herzog Larochefoucauld, der nebst Ségrais sie auch mit kritischem Rath bei Abfassung ihrer Romane unterstützte, von denen mehre zuerst unter Ségrais' und Larochefoucauld's Namen erschienen. Nachdem sie die letzten Jahre ihres Lebens in strengen Religionsübungen zugebracht, starb sie 1693. Ihre vorzüglichsten Romane sind: „Zaïde, histoire espagnole" (2 Bde., Par. 1670—71; am besten von Auger, 2 Bde., Par. 1814; neue Aufl., 1826) und „Histoire de Henriette d'Angleterre, roman historique" (Amst. 1720). Diesen zunächst stehen: „La princesse de Montpensier" (Par. 1660; neue Aufl., Par. 1804), „La princesse de Clèves, ou les amours du duc de Nemours avec cette princesse" (4 Bde., Par. 1678; 2 Bde., Par. 1815) und die „Mémoires de la cour de France pour les années 1688—89" (Amst. 1731). Da man damals mit einem historischen Roman noch nicht den gegenwärtigen Begriff verband, sondern darin im historischen Stil und in der Sprache der prosaischen Wahrheit erdichtete Begebenheiten aufstellte, die man nach Gefallen mit wahren vermischte, so kann man auch bei diesen Romanen schwer bestimmen, welches die wirklichen Facta seien und wie viel Erdichtetes zur Ausschmückung eingemischt sein mag. In allen aber treten das Talent und der fein gebildete Geist der Verfasserin hervor und machen sie zur anmuthigen Lectüre. Als „Oeuvres complètes" erschienen diese Romane mehrmals, zuletzt und am besten von Etienne und Jay, zusammengedruckt mit den Werken der Damen Tentin und Fontaines (5 Bde., Par. 1825).

Lafayette (Marie Jean Paul Roch Yves Gilbert Motier, Marquis de), aus einem alten Geschlecht der Auvergne, wurde 6. Sept. 1757 im Schlosse Chavagnac im Depart. Ober-Loire geboren. Er verlor seinen Vater, der in der Schlacht bei Minden fiel, vor seiner Geburt, und seine Mutter starb, als er sich zu Paris im Collége Duplessis befand. Schon durch Letztere Erbe eines großen Vermögens, verheirathete er sich im Alter von 16 J. mit der Tochter des Herzogs von Noailles d'Ayen und erhielt damit alle Eigenschaften, um bei Hofe eine glänzende Rolle zu übernehmen. So sehr man indeß auch in ihn drang, so wenig mochte er seine Unabhängigkeit aufgeben. Aus Neigung verfolgte er die militärische Laufbahn. Er lag zu Metz in Garnison, als der Freiheitskampf der nordamerik. Colonien den jungen, schwärmerischen und ritterlichen Mann zum höchsten Enthusiasmus hinriß. Nach einer Reise nach England rüstete er auf seine Kosten ein Schiff und ging mit demselben ungeachtet des Verbots des Hofs, der Klagen seiner jungen Frau und des Zorns ihrer Familie nach Amerika, wo er im Frühjahr 1777 in Carolina landete. Er erbot sich, im Heere der vereinigten Colonien als Freiwilliger zu dienen, und obschon ihn der Congreß sogleich zum Generalmajor ernannte, blieb er doch seinem Vorsatze getreu. Bald hatte er durch seine Persönlichkeit und Ritterlichkeit die Freundschaft Washington's (s. d.) gewonnen, der fortan auf die Gesinnung und Denkweise des Jünglings den mächtigsten Einfluß übte. Gleich in dem ersten Gefechte, dem er 11. Sept. zu Brandywine beiwohnte, verwundete eine Kugel ihm den Schenkel. Kaum hergestellt, half er den Sieg bei Glocester erringen; dann führte er den Befehl über die Division von Virginien. Anfang 1778 wurde er mit dem Titel eines Generals der Nordarmee nach Canada geschickt; allein diese Expedition mislang aus Mangel an Mitteln. Diesen Unternehmungen folgten der berühmte Rückzug von Barren-Hill, das Gefecht von Monmouth, wo L. die Avantgarde befehligte, und die Einschiffung des Corps von Sullivan, als der combinirte Angriff gegen Rhode-Island durch den Rückzug der franz. Escadre gescheitert war. Auf die Nachricht der Kriegserklärung zwischen Frankreich und England

eilte L. in sein Vaterland zurück, um dem jungen Freistaate Hülfe an Geld, Kriegsbedürfnissen und Streitern zu verschaffen. Er kam im Febr. 1779 zu Paris an und wurde vom Hofe mit Achtung, vom Volke mit Jubel empfangen. Schon Anfang 1780 erschien er wieder zu Boston und kündigte die Ankunft eines franz. Hülfscorps unter Rochambeau an. Der Congreß vertraute ihm nun die Vertheidigung des bedrohten Virginien. Mit einem geringen Corps, das er erst bilden mußte, gelang es ihm, dem Lord Cornwallis den Weg über Glocester und Williamsbourg abzuschneiden, sodaß Washington mit dem vereinigten amerik.-franz. Corps herbeieilen und den zu Yorktown eingeschlossenen engl. General 17. Oct. 1781 zur Capitulation zwingen konnte. L. ging nun nach Europa zurück und hatte schon den span. Hof zur Kriegserklärung gegen England vermocht, als die zu Paris eingeleiteten Friedensunterhandlungen seine Bemühungen unnütz machten. Ein Jahr später, 1784, machte er eine dritte Reise nach Nordamerika, die einem völligen Triumphzuge glich. Nach seiner Rückkehr im folgenden Jahre besuchte er die Höfe zu Berlin und Wien und wurde von Friedrich d. Gr. und Joseph II. auf ausgezeichnete Weise aufgenommen. Um so weniger gefielen seine republikanischen Grundsätze und sein Eifer, mit dem er auf durchgreifende Reformen drang, am franz. Hofe, wo man bereits den allgemeinen politischen Sturm zu fürchten begann.

Im J. 1787 zur Versammlung der Notabeln mit berufen, war L. unter den Ersten, die auf die Nothwendigkeit einer Versammlung der Reichsstände hinwiesen. Ebenso eifrig betheiligte er sich an den Ereignissen, die 1789 die Verwandelung der Stände in eine Nationalversammlung zur Folge hatten. Auf seinen Antrag wurde 11. Juli die Verantwortlichkeit der Minister beschlossen. In den stürmischen Tagen vom 13. und 14. Juli präsidirte er der Versammlung und am 15. wurde er Präsident der Deputation, welche die Nationalversammlung nach Paris abschickte. Zum Generalcommandanten der bewaffneten Bürger ernannt, gründete er als solcher die Nationalgarde und gab derselben die dreifarbige Cocarde, von welcher er sagte, daß sie die Reise um die Welt machen werde. In diesen ersten Ereignissen der Revolution schien es, als müßte L. das Schicksal Frankreichs auf seine Schultern nehmen. Allein Redlichkeit, Begeisterung und Tapferkeit reichten nicht hin, um eine unermeßliche Gährung der Geister zu bewältigen. L., indem er den Ausschweifungen des Volkes ebenso entgegentrat als der Politik des Hofs, gerieth bald in eine schiefe Stellung; er verscherzte sich das Vertrauen beider Parteien. Obschon er 6. Oct. die königl. Familie in Versailles gerettet, so haßte ihn doch die Hofpartei, besonders die Königin, wegen seines Eifers für die neue Ordnung. Zugleich brach auch der Unwille Derer hervor, die sein republikanisches Königthum mit Jury, Aufhebung des Erbadels und Volksvertretung nicht genügend fanden. Nebst Bailly (s. d.) stiftete er den Club der Feuillants (s. d.) und mit eigener Lebensgefahr zerstreute er die Aufrührer, die das Königthum zu stürzen beabsichtigten. Nach der Annahme der Constitution von 1790 zog er sich auf sein Landgut Lagrange zurück, bis er den Befehl über die Ardennenarmee erhielt, mit welcher er die ersten Siege bei Philippeville, Maubeuge und Florennes erkämpfte. Von Dumouriez und Collot d'Herbois verleumdet, überdies für die Sicherheit des Königs besorgt, erschien er im Juni 1792 vor der Nationalversammlung und faßte, als er die Oberhand der Jakobiner bemerkte, den Plan, die königl. Familie nach Compiègne in Sicherheit zu bringen. Leider wies der König diesen Schritt zurück, weil er die Ankunft des Herzogs von Braunschweig erwartete. Die Volkswuth richtete sich nun gegen den Hof und gegen L. zugleich; sein Bildniß wurde in den Straßen als das eines Verräthers zerrissen, er selbst in Anklage versetzt, aber 8. Aug. freigesprochen. Dessenungeachtet erklärte er sich gegen die Ausschweifungen vom 10. Aug. 1792 und ließ am 15. die Abgesandten der Nationalversammlung zu Sedan verhaften. Da er jedoch einsah, daß ein Marsch gegen Paris die Verwirrung nur steigern und die Grenzen dem Feinde öffnen würde, so entzog er sich der über ihn von den Republikanern ausgesprochenen Acht und entwich nach Flandern. Allein zu Rochefort wurde er von den Östreichern verhaftet und mit seinen Begleitern, Latour-Maubourg, Alex. Lameth und Bureaux de Puzy, nach Olmütz abgeführt, wo ihn nacheinander mehre Anhänger vergeblich zu befreien suchten. In Folge der Verhandlungen zu Leoben wirkte endlich Bonaparte 1797 seine Befreiung aus. L. ließ sich in Hamburg nieder, wo er an Archenholz einen Freund fand, und kehrte erst nach dem 18. Brumaire (s. d.) nach Frankreich zurück. So zuvorkommend er auch vom Ersten Consul behandelt wurde, verleugnete er doch weder sein Mistrauen noch seine Grundsätze von 1789. Dies beleidigte den Ersten Consul und L. zog sich nun auf sein einziges ihm übriggelassenes Landgut Lagrange zurück und erschien nie wieder bei Hofe. Auf diesem Landsitze, wo er sich dem Landbau widmete, sah ihn auch nach dem Frieden von Amiens 1802 Fox und wurde sein Freund. Während der ersten Restauration trat er

aus dieser Einsamkeit nicht hervor. In den Hundert Tagen ließ ihm Napoleon die Pairswürde antragen; er schlug dies abermals aus, doch nahm er die Wahl in die Deputirtenkammer an. Nach der Schlacht von Waterloo erhob er sich für die Grundsätze von 1789, setzte die Permanenz der Kammer durch, drang auf Napoleon's Abdankung und betheiligte sich an der Commission, welche den Verbündeten den Waffenstillstand antrug. Nach der gewaltsamen Schließung des Sitzungssaals vom 8. Juli lebte er auf seinem Landgute Lagrange, ohne sich an die Bourbons anzuschließen. Im J. 1818 wählte ihn das Depart. Sarthe in die Kammer, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm, bis er 1824 durch die von der Regierung geleiteten Wahlen wieder ausgeschlossen wurde. Auf die von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten erhaltene Einladung unternahm L. im Juli 1824 in Begleitung seines Sohnes nochmals die Reise nach Nordamerika, wo er von der Stadt Neuyork als der Gastfreund der Nation würdig empfangen wurde. Vgl. „Voyage du général L. aux États-Unis en 1824 et 1825" (4 Bde., Par. 1825) und seines Secretärs Levasseur „Journal d'un voyage aux États-Unis, ou L. en Amérique en 1824—25" (Par. 1829). Nach seiner Rückkehr im Sept. 1825 ließ sich L. wieder in die Kammer wählen und stand bis zur Revolution von 1830 in der ersten Reihe der Opposition. Als 27. Juli die ersten Gerüchte von der Volksbewegung zu ihm drangen, eilte er nach Paris und verband sich mit den übrigen Deputirten zu gemeinsamen Schritten. Am 29. übernahm er das Commando der Pariser, welches bisher Dubourg geführt hatte, und zugleich den Oberbefehl über die Nationalgarden. Laffitte (s. d.) gewann ihn für die Wahl des Herzogs von Orléans zum König der Franzosen. Er verlangte jedoch einen auf Volkssouveränetät gegründeten und mit republikanischen Institutionen umgebenen Thron, und der Herzog von Orléans erklärte sich auch mit diesem 31. Juli auf dem Stadthause entworfenen Programm einverstanden. Indeß fiel die Umarbeitung der Charte keineswegs nach dem Wunsche L.'s aus. Dessenungeachtet entschloß er sich, nachdem er 26. Aug. zum Oberbefehlshaber der Nationalgarden des Reichs ernannt worden, im Interesse der Ordnung den neuen Thron gegen die Republikaner zu schützen. In der Kammer stimmte er aber im Sinne der Bewegungspartei gegen das System der Doctrinaires. Als die Kammer das Generalcommando über die Nationalgarden aufzuheben beschloß, nahm er 27. Sept. seine Entlassung. Schmerzlich berührten ihn die Emeute vom 7. Juni 1832 und die Reaction, welche darauf folgte. L. starb 20. Mai 1834. Alle Parteien mußten gestehen, daß Frankreich, wenn auch nicht den erleuchtetsten, doch den rechtschaffensten Charakter verloren habe. Vgl. Regnault Warin, „Mémoires pour servir à la vie du général L. et à l'histoire de l'Assemblée constituante" (2 Bde., Par. 1824); Sarrans, „L. et la révolution de 1830" (2 Bde.; 2. Aufl., 1832); „Mémoires, correspondance et manuscrits du général L." (6 Bde., Par. 1836—37). — **Lafayette** (George Washington de), Sohn des Vorigen und Washington's Taufpathe, geb. 1777, trat in Militärdienst und machte als Husarenoffizier und Grouchy's Adjutant die Feldzüge in Italien, Östreich, Preußen und Polen mit. Sein Avancement litt indeß sehr empfindlichen Schaden durch die Abneigung, welche der Kaiser gegen den liberalen Ruf und Namen seines Vaters hatte; er brachte es nicht höher als bis zum Lieutenant. Seit 1815 fast beständig Mitglied der Deputirtenkammer, hielt er sich getreu in der Richtung der Linken, lebte bescheiden und still im Schatten des väterlichen Ruhms und starb im Dec. 1849. — **Lafayette** (Oscar, Marquis de), des Letztgenannten Sohn, geb. zu Paris 1816, studirte in der Polytechnischen Schule zu Paris und trat bei seinem Abgange von der Applicationsschule zu Metz in die Artillerie. In Afrika, wo er sich bei mehren Gefechten auszeichnete, wurde er zum Capitän und Ritter der Ehrenlegion ernannt. Bei seiner Rückkehr aus Afrika in die Deputirtenkammer gewählt, gehörte er daselbst zur Opposition der Linken. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er von Ledru-Rollin zum provisorischen Regierungscommissar im Seine- und Marnedepartement ernannt und Abgeordneter dieses Departements in der Constituante und in der Legislative, wo er mit den gemäßigten Republikanern stimmte. — Sein jüngerer Bruder, Edmond de L., geb. zu Chavagnac in dem Schlosse seines Großvaters, vertrat nach dem Februar 1848 das Depart. Ober-Loire in der Constituante. Er theilte die liberalen Grundsätze und Gesinnungen seiner Familie.

Laffete heißt das Gerüst, auf welches das Geschützrohr gelegt wird, um es laden und richten zu können. Bei den Haubitzen und Kanonen ist die Laffete zugleich so eingerichtet, daß sie den Transport des Rohrs auf weitere Entfernungen erleichtert, und deshalb mit zwei Rädern versehen, welche die Mörserlaffete theils aus Mangel an Haltbarkeit, theils wegen der Art des Ladens nicht erhalten kann. Die Benennung der Geschützart bestimmt auch meist die der Laffete, zuweilen aber werden die Laffeten auch nach dem Erfinder genannt oder nach ihrer beson-

dern Bauart. Die Construction der Laffeten ist noch weniger wissenschaftlich begründet als die der Rohre. Allgemeine Anfoderungen sind, daß das leichtere Rohr eine verhältnißmäßig schwerere Laffete erhält, weil bei ihm der Rückstoß heftiger ist; sodann leichte Beweglichkeit beim Laden und Richten, für Feldgeschütze auch Lenkbarkeit und Fahrbarkeit; endlich möglichste Dauerhaftigkeit. Letzteres darf nicht durch übermäßige Holzdicken und zu starke Beschläge erzielt werden, sondern muß in der zweckmäßigen Größe der Theile und ihrer festen Verbindung begründet sein. Ebenso ist darauf zu achten, daß die Laffete durch den Rückstoß des Pulvers nicht zu sehr leide, weshalb der hintere Theil, der Laffetenschwanz, unten abgerundet sein muß. Die Haupttheile jeder Laffete sind die Wände (an den Block-Laffeten der Block), die Riegel, die Richtmaschine, die Achse und die Räder; die Vorrichtung zum Auf- und Abprotzen, d. h. zur Verbindung der Laffete mit der Protze oder zur Trennung beider, darf nicht fehlen. Eiserne Laffeten für Mörser sind schon seit langer Zeit im Gebrauch. Bei der zunehmenden Schwierigkeit, gutes Holz zu erhalten, nimmt man jetzt sehr Bedacht, für alle Geschütze Laffeten von Guß- und Schmiedeeisen zu fertigen, worüber bereits sehr wichtige Versuche in Frankreich, Würtemberg, Preußen und anderwärts angestellt worden sind.

Laffitte (Jacques), franz. Staatsmann und Bankier, geb. 24. Oct. 1767 zu Bayonne in niederm Stande, trat im Alter von 20 J. als Commis in die Dienste des reichen Bankiers Perregaux, der ihn 1805 zum Geschäftsnachfolger ernannte. Durch Fleiß und Geschick brachte L. sein Haus zu europ. Ruf und großem Wohlstande. Die Regierung ernannte ihn 1809 zum Regens der Bank von Frankreich, darauf zum Mitglied des Handelsgerichts und Präsidenten der Handelskammer. Im April 1814 erhob ihn die Provisorische Regierung zum Gouverneur der Bank. Zu dieser Zeit schlug er zur Abhülfe der Staatsnoth eine Nationalsubscription vor und zeichnete zuerst eine große Summe; aber Niemand folgte. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, legte Ludwig XVIII. 5 Mill. in L.'s Hände nieder, und nach der Schlacht von Waterloo vertraute ihm Napoleon einige Mill. an, die er auch dem Kaiser erhielt, obwol der Hof oft genug die Hand danach ausstreckte. Um beim Rückzug der Armee hinter die Loire einem Angriff auf die Bankkasse vorzubeugen, gab L. dem Finanzminister 2 Mill. aus eigenen Mitteln. Schon während der Hundert Tage war L. in die Deputirtenkammer getreten; nach der zweiten Restauration wurde er wieder gewählt. Er gehörte zur Opposition, erhob sich gegen die politischen Fanatiker und ergriff besonders bei Finanzverhandlungen oft mit Erfolg das Wort. Bei den Wahlen von 1817 wurde er von allen 20 Sectionen in Paris zugleich gewählt. Der Hof, über L.'s Widerstand in der Kammer erbittert, gab 1819 das Gouvernement der Bank mit bedeutendem Gehalt an den Herzog von Gaëta, setzte aber 1822 L. zum Regens ein. Nachdem L. sich gegen die Intervention in Spanien ausgesprochen, unterstützte er das Ministerium Villèle in der Herabsetzung der Renten und verlor dadurch seine Popularität. In den „Réflexions sur la réduction de la rente et sur l'état du crédit" (Par. 1824) suchte er die Maßregel für Staat und Volk als nothwendig darzustellen. Im J. 1827, als das Ministerium Villèle den höchsten Grad von Unpopularität erreicht, erhob sich L. und foderte die Anklage der Minister. Damals schon sah er den Sturz der alten Bourbons voraus und warf seine Augen auf den Herzog von Orléans. Als endlich im Juli 1830 der Kampf losbrach, wurde sein Haus der Mittelpunkt aller einflußreichen Männer, die sich der Bewegung anschlossen, und seine Privatkasse reichte die Mittel, um die Revolution zu vollenden. Überzeugt, daß mit Erklärung der Republik Frankreich in neue Zerrüttung verfallen müsse, ermunterte er seit dem 28. Juli den Herzog von Orléans, die Gelegenheit zu benutzen. „Sie haben nur", schrieb er, „zwischen einer Krone und dem Laufpaß zu wählen." Am 30. Juli wurde hierauf der Herzog auf L.'s Vorschlag zum Generallieutenant des Reichs erklärt. Schon entwickelte sich auf dem Stadthause unter Lafayette aus den republikanischen Elementen eine neue Staatsverfassung, L. aber bewog den Herzog von Orléans, auf dem Stadthause das sogenannte Programm der Julirevolution anzuerkennen, und das Schicksal Frankreichs war hiermit entschieden. Indessen führte der Julithron, an dessen Errichtung L. so wesentlich geholfen, den Ruin seines Gründers mit sich; L. verlor sein Vermögen, seinen Einfluß und die Popularität. Inmitten der Gefahren, die der jungen Dynastie drohten, trat er ins Ministerium und stieß hier sogleich mit den ihre Macht begründenden Doctrinaires zusammen. Am 3. Nov. 1830 übertrug ihm der König die Bildung eines neuen Cabinets, das jedoch zufolge seines conservativen Charakters die Unterstützung der Linken, mithin die Majorität der Kammer sehr bald verlor. Allseitig enttäuscht und unter den Emeuten und Intriguen der Parteien legte L. 13. März 1831 die Verwaltung nieder und Périer trat ans Ruder. Auch foderten seine eigenen Angelegenheiten dringend diese Resigna-

tion. Beim Eintritt in das Ministerium genöthigt, sein Bankgeschäft aufzugeben, wurde hierdurch sein bereits erschütterter Credit vollends zerrüttet. Von Gläubigern gedrängt, vom Hofe vergessen und verlassen, sah er sich genöthigt, seine Besitzthümer zu veräußern, um 50 Mill. Schulden zu decken. Durch eine Nationalsubscription wurde ihm jedoch sein Hôtel in Paris erhalten. Noch 1831 trat er wieder als Deputirter von Paris in die Kammer und eröffnete eine scharfe Opposition. Die Täuschungen, die er erfahren, trieben ihn in die Reihen der Republikaner, weshalb er mehrmals seinen Sitz in der Kammer nicht behaupten konnte. Aus den Trümmern seines Vermögens bildete er 1837 in Form einer Gesellschaftsbank die Discontokasse, die auf die Vereinigung der kleinen Capitalisten zur Concurrenz mit den großen berechnet war. Durch dieses Unternehmen in Stand gesetzt, erwarb er sich große Verdienste um die Gründung der Eisenbahnlinie von Paris nach Rouen. Je mehr sich indeß Regierung und Kammern von den Grundsätzen der Julirevolution entfernten, um so freimüthiger, herber und anklagender erhob er seine Stimme. Zum großen Verdruß der Regierung wählte ihn die Kammer von 1843 zu ihrem Präsidenten. L. starb 26. Mai 1844 und hinterließ eine Tochter, die er in den Tagen seines Glücks mit dem Sohne des Marschalls Ney, dem Herzog von der Moskwa, verheirathet hatte. Vgl. „Souvenirs de Jacq. L., racontés par lui-même et puisés aux sources les plus authentiques“ (Par. 1844).

Lafont (Charles Phil.), einer der bedeutendsten Violinspieler der neuern Zeit, geb. 1781 zu Paris, machte schon mit seinem ersten Lehrer Bertheaume noch sehr jung eine Kunstreise. Später, nachdem er durch Rud. Kreutzer's und Rode's ernste Schule gegangen, unternahm er eine größere Kunstreise durch Deutschland, England, Italien bis nach Petersburg, wo ihn der Kaiser Alexander 1809 zu seinem ersten Violinisten und Concertmeister ernannte. Im J. 1815 nach Paris zurückgekehrt, wurde er erster Violinist der königl. Kammerkapelle und später Accompagnist der Herzogin von Berri. L.'s eigenthümliche Spielart war einnehmend durch Zartheit, Sauberkeit, Zierlichkeit, weniger imponirend durch großartiges Pathos und staunenerregende Technik. Von der seit und durch Paganini in Schwung gekommenen Spielweise hatte er sehr wenig angenommen; doch blieb er fortwährend thätig in Spiel und Composition und machte noch 1833 eine Kunstreise durch Deutschland. Auf einer frühern Reise war er in Mailand mit Paganini zusammengetroffen und, ohne ihn gehört zu haben, so unvorsichtig, sich mit ihm in einen Wettkampf einzulassen. In der Probe hatte der schlaue Italiener sein Spiel maskirt; beim öffentlichen Spiel mußte L. zu spät erkennen, mit wem er es zu thun habe. Allein der gewandte Franzose wußte wenigstens zu retten, was noch zu retten war. Sein Spiel abbrechend, sein Instrument Paganini zu Füßen legend, war er der Erste, der dem Sieger unter dem Beifallssturm des Publicums huldigte. Auf einer Kunstreise hatte er im Aug. 1839 das Unglück, mit dem Postwagen umgeworfen und so verletzt zu werden, daß er wenige Minuten darauf starb. Seine Compositionen, bestehend in Concerten und Salonstücken, die er zum Theil mit Kalkbrenner und Herz in Gemeinschaft schrieb, sind geschmackvoll und dankbar für das Instrument; einen höhern Rang nehmen sie nicht ein.

Lafontaine (Jean de), Frankreichs größter Fabeldichter, geb. zu Château-Thierry in der Champagne 8. Juli 1621, lernte in der Jugend wenig und trat in seinem 19. J. in die Congregation des Oratoriums, die er aber nach 18 Monaten wieder verließ. Erst in seinem 22. J. wurde er durch das Anhören der Ode Malherbe's auf den Tod Heinrich's IV. zum Studium der classischen Dichter und zu eigenen poetischen Versuchen angetrieben. Sein erstes Auftreten mit einer Bearbeitung des „Eunuchus“ von Terenz (1654) war nicht glücklich. Sein Vater freute sich über die poetischen Beschäftigungen seines Sohnes, dachte aber doch darauf, ihm eine bürgerliche Stellung zu geben, übertrug ihm daher seinen Posten als maître des eaux et forêts und verheirathete ihn. Nach einiger Zeit aber ließ L. Amt und Frau im Stich und ging auf Anregung der Herzogin von Bouillon, die eine Zeit lang in Château-Thierry gelebt hatte, nach Paris. Hier fand er Gönner, die ihn wie ein unmündiges Kind sein ganzes Leben hindurch leiteten und pflegten. Namentlich interessirte sich der Intendant Fouquet für ihn und gab ihm eine Pension. Als dieser bei Ludwig XIV. in Ungnade fiel, zeigte sich L.'s Charakter im schönsten Lichte, indem er seine Verehrung für den Mann laut an den Tag legte. Nach Fouquet's Entfernung von Paris waren es Henriette von England, der große Condé, Conti, Vendôme u. A., welche sich eine Ehre daraus machten, L. nützlich zu sein. Doch alle ihre Freigebigkeiten schützten den sorglosen Dichter nicht vor täglichen Verlegenheiten, bis ihn Frau von Sablière in ihr Haus aufnahm und für alle seine Bedürfnisse sorgte. Nach ihrem Tode trat Hervart an ihre Stelle. Erst 1684 wurde L. in die Akademie aufgenommen. Er starb 13. April 1695. Seine

Hauptwerke sind die „Contes" (zuerst 1665) und seine „Fables". Die eigenthümlichen Vorzüge L.'s bestehen weder im Besitze einer dichterischen Weltanschauung noch in der Erfindung, sondern in der Darstellung. Seine Fabeln sind dem Stoffe nach den Alten, die Erzählungen den ital. Novellisten und den altfranz. Fabliaux entlehnt; dagegen ist die Darstellung meisterhaft. Er hatte sich den Ton plastischer Natürlichkeit angeeignet, dessen hinreißende Lebendigkeit und Wahrheit nur der seiner Individualität eigenthümlichen Naivetät gelingen konnte. Durch Feinheit ausgezeichnet, gehen indessen seine Erzählungen über das erlaubte Maß von Schalkhaftigkeit und Muthwillen hinaus. Seine übrigen Gedichte sind von untergeordneterm Belange. Von den „Fables" erschienen die ersten sechs Bücher 1668, die folgenden fünf 1678 und das zwölfte Buch 1694. Zu den besten unter den zahllosen spätern Ausgaben gehört die mit einem Commentar von Ch. Nodier versehene (2 Bde., 4. Aufl., Par. 1839); die beste Ausgabe seiner „Oeuvres" besorgte Walckenaer (18 Bde., Par. 1819—20; neue Aufl., 6 Bde., 1822—23). Außerdem bemerken wir noch die Sammlung seiner Werke von Des Renaudes (2 Bde., Par. 1832). Reich an vielen wichtigen Nachweisungen sind die von Robert herausgegebenen „Fables inédites des XII, XIII et XIV siècles et fables de L., rapprochées de celles de tous les auteurs" (2 Bde., Par. 1825).

Lafontaine (Aug. Heinr. Jul.), einer der fruchtbarsten und eine Zeit lang beliebtesten deutschen Romandichter, geb. 10. Oct. 1759 zu Braunschweig, wo sein Vater, ein geschickter Maler, lebte, besuchte die Schulen in Braunschweig und Schöningen und studirte in Helmstedt Theologie. Er wurde 1786 Hauslehrer in Halle, ging als Feldprediger 1792 mit dem preuß. Heere nach der Champagne und kehrte nach dem Baseler Frieden nach Halle zurück, wo er seitdem privatisirte und 20. April 1831 starb. Bei Abfassung seiner bürgerlichen Familiengemälde war es ihm weniger um Kunst zu thun, als um angenehme und rührende Unterhaltung, und diesen Zweck erreichte er fast immer. Eine lebhafte, obwol nicht reiche Phantasie, verständig entworfene Plane, leicht gezeichnete und meist anziehende Charaktere, glücklich erfundene Situationen und eine wackere Gesinnung, verbunden mit einer leichten und gewandten Darstellung, gewannen ihm für seine frühern Werke ein zahlreiches Publicum. Nicht so glücklich war er mit seinen seit 1808 gelieferten Romanen, in denen eine oft geschraubte Sentimentalität und die stete Wiederkehr gewisser Lieblingscharaktere und Lagen die Kritik gegen ihn aufriefen und die Lesewelt ihm allmälig entfremdeten. Schon in den frühern und bessern zeigte sich allerdings eine überwiegende Neigung, den Menschen von Seiten seiner Schwäche zu schildern, worin er glücklicher war als im Darstellen der edeln Menschennatur. Seine Menschen sind ein Mittelschlag. Eine Scene des peinigenden Kampfes der Pflicht mit der Leidenschaft folgt auf die andere; die unglückliche, sich selbst verzehrende, unaufhörlich zwischen Entzücken und Verzweiflung schwebende Liebe wird mit übersättigender Ausführlichkeit und nicht selten mit entnervender Empfindsamkeit geschildert. Die Tugend bleibt zwar, trotz der ewigen Kämpfe und der nahen Gefahr des Unterliegens, meist am Ende Siegerin; aber ihres Siegs kann man nicht recht froh werden, da die von vielem Gram und Schmerz zerweichte Empfindung kein Gefühl von Erhebung und Freude zuläßt. In seinen spätern Romanen herrscht eine so große Familienähnlichkeit, daß, wer einige derselben, besonders die ältern, z. B. den „Sonderling" (1792), „Quinctius Heymeran von Flamming" (1795) und „Die Familie von Halden" (1797), die an Frische der Empfindung und reiner Naivetät alle spätern weit übertreffen, gelesen hat, die übrigen entbehren kann. Seine Individualität stand mit seinen Schriften in einem seltsamen Contraste, indem man an dem launigen und fröhlich unterhaltenden Gesellschafter keine Spur von der in seinen Romanen herrschenden Empfindsamkeit fand. Auch war seine Biederkeit von Allen, die ihm näher standen, anerkannt. Durch seine Bearbeitung der Tragödien des Äschylus mit Commentar (2 Bde., Halle 1822) suchte er eine nach eigenthümlichen Ansichten vorgenommene Kritik des Textes zu begründen, fiel aber mit seinen allzu gewagten Conjecturen einer scharfen Kritik in die Hände. Vgl. Gruber, „L.'s Leben und Wirken" (Halle 1833).

Lafuente (Alcántara, Miguel), einer der tüchtigsten span. Geschichtschreiber der neuesten Zeit, wurde zu Archidona in der Provinz Malaga 10. Juli 1817 geboren. Mit 23 J. hatte er die Rechtsstudien zu Granada beendet; aber noch als Schüler des dortigen Collegiums del Sacro-Monte faßte er den Vorsatz zu seiner Geschichte von Granada. Er trat in das Advocatencollegium von Granada und wurde 1846 zum Deputirten für Archidona und zum Secretär bei den Cortes erwählt. Seine als Historiker und Politiker bewiesenen Kenntnisse veranlaßten die Regierung, ihn zum Fiscal von Cuba zu ernennen. Aber bald nach seiner Ankunft in der Havanna erkrankte er an dem dort endemischen Fieber und starb schon im Aug. 1850. Sein Hauptwerk

ist die „Historia de Granada, comprendiendo la de sus cuatro provincias Almeria, Jaen, Granada y Malaga" (4 Bde., Gran. 1843—48; 2 Bde., Par. 1851), worin er mit kritischer Benutzung vieler handschriftlichen Quellen und mit genauester Kenntniß der Örtlichkeiten die an sich schon so romantische Geschichte dieses Landes in lebendiger und farbenreicher Darstellung schildert. Außerdem schrieb er eine Abhandlung von der Jagd („Tratado de la caza"), ein Handbuch für die Besucher Granadas („Libro del viajero en Granada") und als Mitglied der königl. Akademie der Geschichte zu Madrid die Antrittsrede „Condicion y revoluciones de algunas razas españolas y especialmente de la mozarabe en la edad media" (1847). — **Lafuente** (Modeso), ebenfalls einer der neuesten Geschichtschreiber Spaniens, noch berühmter als der Vorige, trat zuerst als Journalist und satirischer Sittenschilderer auf. Die von ihm unter den Pseudonymen Fray Gerundio und Tirabeque herausgegebenen periodischen Werke: „Coleccion de capilladas y disciplinarzos de Fray Gerundio. Periódico satírico de política y costumbres" (16 Bde.), „Viage de Fray Gerundio por Francia, Belgica y Alemania" (2 Bde.), „Viage areostatico de Fray Gerundio y Tirabeque. Capricho gerundiano", „Teatro social del siglo XIX, por Fray Gerundio" (2 Bde.) und „Fray Gerundio. Revista europea" (4 Bde.), die sämmtlich zwischen 1844—50 erschienen, haben unter allen periodischen Schriften in Spanien die weiteste Verbreitung gefunden. Aber schon seit 20 J. bereitete er nebenbei das Werk vor, das die Aufgabe seines Lebens werden und seinem Namen auch in der Wissenschaft einen ehrenvollen Platz sichern sollte, nämlich die „Historia general de España" (Bd. 1—8, Madr. 1850—53), die auf 15 Bände berechnet ist. Er hat sich darin die Aufgabe gesetzt, die Geschichte seines Vaterlandes nach selbständiger gründlicher Forschung, mit gewissenhafter Benutzung des bekannten und neuen Materials in künstlerischer Darstellung zu schreiben. Diese Aufgabe hat er in den vorliegenden Bänden mit vielem Glücke gelöst, sodaß dieses Werk nicht nur dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft entspricht, sondern auch von bedeutendem Talente für historische Composition und von stilistischer Meisterschaft zeigt. Es ist die gründlichste, unparteiischste und trefflichst geschriebene Geschichte Spaniens, ein Nationalwerk, wie seit dem Mariana's die Spanier keines aufzuweisen haben.

Lager heißt die Gesammteinrichtung von Truppen zum Übernachten oder längern Verweilen auf freiem Felde. Es gibt Friedens- (früher auch Lustlager genannt) und Feldlager. Diese sind entweder Marschlager auf wenige Tage oder Standlager auf längere Zeit. Der Einrichtung nach gibt es Zelt-, Hütten- und Freilager. (S. **Bivouac**.) Die erstern, sonst Regel, sind jetzt im Felde abgekommen, weil der Troß durch die mitgeführten Zelte zu bedeutend vermehrt wird und letztere doch nur einen zweifelhaften Schutz gegen Wind und Wetter gewähren. Hüttenlager werden aufgeschlagen, wo irgend Zeit und Mittel vorhanden sind. Freilager oder Bivouacs kommen bei der Schnelligkeit der jetzigen Kriegsoperationen am häufigsten vor, so nachtheilig sie auch für die Gesundheit der Mannschaften und Pferde sind. Lager statt der Quartiere gewähren den Vortheil, daß die Truppen mehr in der Hand des Führers bleiben und leichter schlagfertig sind. Es ist dabei Sorge zu tragen 1) für einen guten Lagerplatz, 2) für die nöthigen Lagerbedürfnisse, 3) für den Lagerdienst. Der Lagerplatz wird in einem für das Gefecht günstigen Terrain gewählt, an sich trocken, wo möglich in geschützter Lage. Mit Rücksicht auf die Lagerbedürfnisse (Holz, Stroh, Wasser u. s. w.) bleibt man gern in der Nähe von Ortschaften; vor allem darf Wasser nicht zu entfernt sein. Der Lagerdienst bezweckt Ordnung und Sicherheit. Zur strengen Aufrechthaltung der Ordnung sind Vorschriften gegeben; für die Sicherheit werden Lager- und Brandwachen aufgestellt, erstere vor, letztere hinter der Fronte. Größere Abtheilungen lagern in Colonne, kleinere können es auch in Linie thun. **Verschanzte Lager** nennt man solche, die den Lagerplatz durch besondere, ihn umgebende Hindernißmittel gegen den Andrang des Feindes schützen. Sie kommen bereits in den ältesten Zeiten vor, wurden noch im Siebenjährigen Kriege, z. B. bei Kolberg u. s. w., angewendet, sind aber in den neuern Kriegen fast ganz außer Anwendung gekommen, weil die Operationen sich gegenwärtig mit ungleich größerer Schnelligkeit folgen. Von strategischer Wichtigkeit können aber verschanzte Lager werden, die man in Verbindung mit Festungen ersten Ranges als Hauptwaffenplätze für bedeutende Streitkräfte anlegt. Sie bedecken ganze Landstriche und begünstigen Offensivoperationen. Die Einrichtung eines verschanzten Lagers gehört in die Feldfortification, und es muß ein gut verschanztes Lager nicht nur eine kräftige Vertheidigung, sondern auch das Übergehen zum eigenen Angriff erlauben.

Lagoa-Bai, s. **Dalagoa-Bai**.

Lago-Maggiore, deutsch Langensee, der berühmteste See Italiens, bei den Römern Lacus Verbanus genannt, gehört theils zu Piemont und der Lombardei, theils zum schweiz. Canton Tessin. Er ist in seiner größten Ausdehnung von Tenero bis Sesto acht M. lang, zwischen Laveno und Fariolo über zwei M. breit, der Stadt Locarno gegenüber bei der Kapelle La Bardia 335, an andern Stellen 1100 und selbst 1800 F. tief, wird vom Ticino durchströmt und nimmt mehr als 20 Bäche auf. Er liegt 636 F. über dem Meere und seine Wasserfläche umfaßt 4⅘ QM. Seine Ufer gewähren den Anblick der höchsten romantischen Wildheit, gepaart mit der sanften Schönheit des südlichen Himmels. Im Norden und Westen desselben erheben sich hohe Granitgebirge, die sich nach Süden und Osten zu sanften Rebenhügeln in das fruchtbare Thalgelände der lombard. Ebene abstufen. Durch den Kanal Naviglio mit Mailand und durch die Tresa mit dem Luganersee verbunden, ist er zu jeder Zeit schiffbar, nur muß man die Zeit der ihn beherrschenden zwei Winde, des Tevano und des Breva, genau wahrnehmen. Ersterer weht von Norden nach Süden, fängt um 2 Uhr des Nachts an und endigt um 10 Uhr des Morgens, der andere dauert in entgegengesetzter Richtung von Mittag bis gegen Mitternacht. Hinter Canobbio und Canera breitet sich der See nach Südwesten in einen ovalen Busen aus, auf dessen Spiegel die Borromeischen Inseln (s. d.), Isola-Bella und Isola-Madre, sich erheben und an dessen Ufern die freundlichen Städte Intra und Pallanza liegen. Vgl. Bernucca, „Viaggio pittoresco ai tre laghi Maggiore, di Lugano et di Como" (Mail. 1819, mit Kupf.).

Lagrange (Jos. Louis), einer der größten Mathematiker aller Zeiten, geb. 25. Jan. 1736 zu Turin, widmete sich anfangs der Philosophie, wendete sich aber sehr bald aus besonderer Neigung der Mathematik zu. Als Jüngling löste er die von Euler aufgestellte isoperimetrische Aufgabe und beantwortete die über das Princip der geringsten Bewegung. Kaum 19 J. alt, erhielt er die Stelle eines Professors der Mathematik an der Artillerieschule in Turin, worauf er eine Reise nach Paris unternahm. Nach seiner Rückkehr erhielt er den von der Akademie der Wissenschaften in Paris ausgesetzten Preis in Betreff der Trabanten des Jupiter; gleichzeitig veröffentlichte er die ersten Grundzüge seiner Lehre vom Planetensystem. Bald nachher folgte er dem Rufe Friedrich's d. Gr. als Director der Akademie an Euler's Stelle nach Berlin. Nach Friedrich's Tode ging er, von Mirabeau dazu veranlaßt, 1787 nach Paris. Doch eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner und lähmte seinen Geist. Nur nach und nach arbeitete er sich wieder in seine Wissenschaft hinein. Die Nationalversammlung bestätigte ihm 1791 seinen Gehalt von 6000 Frcs., auch wurde er später Mitglied der Belohnungscommission für nützliche Erfindungen und im März 1792 Mitvorsteher der Münze, welches Amt er jedoch bald niederlegte. Zwar wurde das Edict vom 16. Oct. 1793, in Folge dessen alle Ausländer aus Frankreich gewiesen werden sollten, auf ihn nicht angewendet; doch fortwährend war er in der Zeit der Schreckensregierung in Gefahr, ein Opfer wilder Pöbelwuth zu werden. Nachdem die Ruhe wiedergekehrt, wurde er Professor an der neuerrichteten Normal-, sowie an der Polytechnischen Schule in Paris, dann erstes Mitglied des Instituts und Mitglied des Längenbureau. Wie die republikanische Regierung, so ehrte auch Bonaparte L.'s Geist und Verdienste und ernannte ihn zum Mitglied des Senats mit dem Großkreuz der Ehrenlegion und zum Grafen. L. starb 10. April 1813 und wurde im Pantheon beigesetzt. Er war liebenswürdig im Umgange und bescheiden in seinen Ansprüchen. Seine wichtigsten Werke sind die „Théorie des fonctions analytiques, contenant les principes du calcul différentiel" (Par. 1797; neue Aufl., 1813), worin die Differentialrechnung nicht wie früher auf den Begriff vom unendlich Kleinen basirt, sondern auf die einfache Analyse der endlichen Größen zurückgeführt ist; ferner der „Traité de la résolution des équations numériques de tous degrés, avec des notes sur plusieurs points de la théorie des équations algèbriques" (Par. 1798; 3. Aufl., 1826) und die „Mécanique analytique" (2 Bde., Par. 1788; neue, vom Verfasser sehr vermehrte, nach dessen Tode von Prony, Garnier und Binet besorgte Ausgabe, Par. 1811—15). Außerdem lieferte er eine große Zahl einzelner Abhandlungen, welche zum Theil von hoher Wichtigkeit sind. Seine nachgelassenen Manuscripte wurden 1815 von Carnot, dem damaligen Minister des Innern, angekauft und dem Institut übergeben.

La Granja, ein Lustschloß bei San-Ildefonso, zwölf Meilen von Madrid in einer romantischen Gegend, von Philipp V. erbaut, wurde in neuerer Zeit durch die sogenannte Revolution von L. berühmt, indem in der Nacht vom 13. Aug. 1836 die durch Geld und Wein gewonnenen Garden die Königin Marie Christine, die mit ihren Töchtern und einem kleinen Hofstaate daselbst verweilte, zu dem Versprechen zwangen, die Constitution von 1812 wiederherzustellen. (S. Spanien.)

Laguéronnière (Arthur de), franz. Publicist, geb. 1820, ist ein Neffe von dem gleichnamigen Adjutanten des berühmten Vendéergenerals Henri de Laroche-Jacquelin. Sein erstes literarisches Auftreten geschah um 1841 in einem legitimistischen Journal von Limoges, „L'avenir national", welches von seinem Bruder gestiftet und redigirt wurde. Sein lebhafter Geist und phantastisch gestimmter Charakter ließen sich von Châteaubriand's und Lamartine's politischen Traumgebilden verblenden. Er ging nach Clermont und gründete daselbst ein Journal, dessen politisches Programm ein Gemisch von den glänzenden Ideen dieser beiden Schriftsteller war. Im Febr. 1848 wurde L. von Ledru-Rollin zum Commissar der Republik im Depart. der Corrèze ernannt, nahm aber diesen Posten nicht an. Dagegen begab er sich nach Paris zu Lamartine, dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der ihn zum Chef seines Cabinets machte. Als Lamartine sein Ministerportefeuille niederlegte, stiftete L. das Journal „Le bien public", welches viel Geld kostete und nach sechs Monaten einging. Er übernahm sodann die Oberredaction eines neuen Tageblatts: „L'ère nouvelle", welches unter dem Patronat des Pater Lacordaire erschien. Auch dieses Blatt hatte kein besseres Schicksal als „Le bien public". Bei beiden Unternehmungen bewies jedoch L. ein ansehnliches Talent und E. de Girardin öffnete nun die Spalten der „Presse" dem jungen Journalisten, der bald einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter und Oberredacteur dieser Zeitung wurde. Später trat L. an die Spitze des Journals „Le pays" und wirkte hier in streng constitutionell-republikanischem Sinne, ließ sich aber nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 durch unbekannte Beweggründe zu einer ganz entgegengesetzten Richtung bewegen, indem er seitdem eine entschiedene imperialistische Tendenz verfolgte. Er wurde dafür sogar mit einem Sitze im Gesetzgebenden Körper belohnt und sein Blatt unter dem Titel „Journal de l'empire" zu einem halbofficiellen Regierungsorgan erhoben. Die „Portraits politiques", die L. herausgegeben, zeigen einen Schriftsteller von sehr gewandtem Darstellungstalent. Sein Bruder, ehemals Legitimist und als solcher Mitarbeiter an der legitimistischen „Europe monarchique", ist gegenwärtig kaiserl. Unterpräfect von Etampes.

Lagünen, vom lat. lacuna, d. i. Lache oder Vertiefung, heißen überhaupt alle sumpfigen, morastigen Küstenniederungen, wo das eingedrungene Meer Inseln und Kanäle bildet. Vorzugsweise aber nennt man die Sümpfe, die an der nordwestlichen Küste des Adriatischen Meers von der Isonzomündung bis zum Delta des Po und darüber hinaus, fast 20 M. lang, sich hinziehen, Lagunen, inmitten deren Venedig (s. d.) erbaut ist. Bei hohem Stande des Meeres werden die Lagunen hoch überflutet, bisweilen aber auch so seicht, daß sie durch ihre Ausdünstung der Gesundheit gefährlich sind. Nach ihrer Bewegung oder ihrem Stillstande theilt man sie in lebende oder todte Lagunen.

Lagus und **Lagiden**, s. Ptolemäer.

Laharpe (Frédéric César), Director der Helvetischen Republik von 1798 und Erzieher des Kaisers Alexander von Rußland, stammte aus einer Patricierfamilie des Waadtlandes und wurde 1754 zu Rolle geboren. In der Anstalt Nesemann's zu Haldenstein erzogen, studirte er zu Tübingen die Rechte. Er wurde hierauf Sachwalter bei der welschen Kammer zu Bern. Doch gab er diese Laufbahn wieder auf, begleitete einen vornehmen Russen nach Italien und ging auf des Baron Grimm Vorschlag 1782 nach Petersburg, wo er im folgenden Jahre Lehrer der Großfürsten Alexander und Konstantin wurde. Der Ausbruch der Französischen Revolution wirkte so mächtig auf ihn, daß er unter Anderm eine Bittschrift im Namen seiner Mitbürger verfaßte und an die Regierung zu Bern gelangen ließ, in welcher er mancherlei Reformen und die Zusammenberufung der Stände beantragte. Dieser Schritt beschleunigte den Ausbruch der Unruhen. Man setzte L. unter die Zahl der Geächteten und seine Feinde brachten es in Petersburg bei der Verlobung Alexander's dahin, daß er entfernt wurde. L. ging nun nach Genf und von da nach Paris, wo er der Regierung eine Denkschrift überreichte. Dieser Schritt hatte zwar zur Folge, daß Bern den Waadtländern auf Verwenden Frankreichs Amnestie gewährte; doch blieben die schuldigen Schriftsteller, mithin auch L. davon ausgeschlossen. L. ließ nun mehre Flugschriften gegen das berner Patricierthum erscheinen. Auch reichte er 1797 dem franz. Directorium eine Bittschrift ein, in welcher 22 Emigranten von Waadt und Freiburg die Ausübung der 1565 durch den Vertrag von Lausanne festgestellten Gewährleistung von Frankreich begehrten. Das Directorium benutzte die Gelegenheit sehr gern, sich in die Angelegenheiten der Schweiz zu mischen. Unter St.-Cyr rückte ein franz. Corps im Dec. 1797 zur Beschützung des Waadtlandes ein, das sich sogleich in eine Lemanische Republik umwandelte.

Die Umwälzung der ganzen Schweiz (s. d.) und die Gründung der Helvetischen Republik knüpften sich an diesen Gewaltstreich. L., der diese Revolution kräftig unterstützt hatte, trat nach zwei Monaten in das helvetische Directorium und hielt unter großen Schwierigkeiten und mit Hartnäckigkeit die Politik der franz. Revolution aufrecht, bis ein Beschluß der Gesetzgebenden Räthe dieses Directorium auflöste. Von Lausanne aus, wo man ihn unter Aufsicht stellte, bereitete sich nun L. zur Übersiedelung nach Frankreich vor. Allein die Regierung von Bern benutzte das Gerücht von einem Attentat gegen den General Bonaparte, das L. entdeckt haben wollte, und ließ ihn 2. Juli 1800 gefangen nehmen. Über diese Behandlung empört, entfloh L. nach Frankreich, wo ihm indeß der Erste Consul nicht aufs beste empfing. Hierauf lebte er auf seinem Landhause Plessis-Piquet bei Paris, bis er 1801 eine Reise nach Rußland machte, wo ihm der Kaiser Alexander viel Achtung bewies. Bei der Anwesenheit desselben in Paris 1814 erhielt er sogar die Würde eines russ. Generals. Nach dem Wiener Congresse, auf dem er für die Unabhängigkeit der Cantone Waadt und Aargau sehr thätig war, lebte er als Privatmann in seinem Vaterlande in großer Achtung. Er starb 30. März 1838. Die heftigen Angriffe in Seigneux's „Précis de la révolution du canton de Vaud" (2 Bde., Lausanne 1831) bewogen ihn zur Herausgabe der „Considérations sur le précis etc." (Lausanne 1832).

Laharpe (Jean François de), ein mittelmäßiger franz. Dichter und einseitiger Kritiker, aber elegant-correcter Stilist, geb. in Paris 20. Nov. 1739 von unbekannten Ältern, die ihn aussetzten, besuchte das Collége Harcourt, wo er eine Freistelle erhalten hatte. Als angeblicher Verfasser eines Spottgedichts auf den Director der Anstalt kam er in seinem 19. J. auf einige Monate nach Bicêtre. Die literarische Laufbahn betrat er mit einem didaktischen Gedichte über die Langeweile (1757), dem eine Sammlung Heroiden folgte. Da Fréron ihn scharf kritisirte, so begab er sich unter den mächtigen Schutz Voltaire's. Von der großen Zahl seiner Theaterstücke hat sich nur die Tragödie „Warwick" (1763) auf dem Theater erhalten; außerdem ist noch sein Drama „Mélanie" (1770) zu erwähnen. Er concurrirte mit Erfolg mehre Jahre um akademische Preise, und seine „Éloges" wurden mit wenigen Ausnahmen gekrönt. Im J. 1776 ward er in die Akademie aufgenommen und 1786 Professor der Literatur an dem neugestifteten Lyceum. Als die Revolution ausbrach, schloß er sich ihr mit Eifer an. Er hielt seine Vorträge mit der rothen Mütze auf dem Kopfe und eröffnete in Folge des Manifestes des Herzogs von Braunschweig seine Vorlesung 3. Sept. 1792 mit einem Gedicht, das die Marseillaise zwar nicht an poetischem Gehalt, wol aber an Blutgier weit übertraf. In Folge einer Spöttelei über Robespierre als Redner wurde er verhaftet, fünf Monate im Luxembourg gefangen gehalten und hier zum devoten Katholiken und erbitterten Feinde der Revolution verwandelt. Mit großer Keckheit griff er das Directorium sowie die Consularregierung an. Er starb zu Paris 11. Febr. 1803. Sein wichtigstes Werk ist das „Lycée, ou cours de littérature ancienne et moderne" (Par. 1786 fg.; neueste Ausg. von Buchon, 18 Bde., Par. 1830); noch parteiischer und ungerechter als in diesem zeigte er sich in seiner „Correspondance littéraire" (6 Bde., Par. 1801—7).

Lahire, eigentlich **Etienne Vignoles**, ein kühner Bandenführer König Karl's VII. von Frankreich, zur Zeit, als Letzterm die Engländer die Krone streitig machten, stammte von einer angesehenen Familie ab, die durch die Engländer zu Grunde gerichtet worden war, und hatte schon mit der Muttermilch den Haß gegen die Eindringlinge eingesogen. Nachdem er sich an die Spitze der sogenannten Armagnaken (s. Armagnac) gestellt, eroberte er mehre Plätze, mußte dieselben indeß meist wieder aufgeben, weil ihn der träge und schwelgerische Karl nicht unterstützte. Beim Erscheinen der Jeanne d'Arc (s. d.) schloß er sich dieser an und verfolgte dann die von Orléans abziehenden Feinde. Nach dem Gefechte bei Jargeau und der Schlacht bei Patai stürmte er mitten im Winter Louviers und drang bis nach Rouen vor, in der Absicht, die gefangene Jungfrau zu retten. Zwar wurde er dabei von den Engländern ergriffen, doch gelang es ihm, sich freizumachen und bei der Einnahme von Chartres 1432 mitzuwirken. Im Verein mit seinem Freunde und Waffengefährten Xaintrailles überzog und verheerte er hierauf unablässig die von Engländern und Burgundern besetzten Provinzen. Er nahm das Schloß Clermont bei Beauvais, dann Soissons und drang selbst wieder gegen Rouen vor. Vergebens gebot ihm der König, der bereits Frieden geschlossen, die Herausgabe der eroberten Plätze. Im J. 1442 begleitete er den König nach Montauban, wo er in Folge seiner vielen Wunden starb. Seine romantische Tapferkeit und die Anhänglichkeit, die L. der Jungfrau von Orléans bezeugte, erwarben ihm nach seinem Tode die seltsame Ehre, daß sein Name dem Coeurbuben in der franz. Karte beigelegt wurde.

Lähmung (paralysis) bezeichnet bei den Laien und in der halb populären Sprache älterer Ärzte jede Art von aufgehobener Thätigkeit eines Theils am lebenden Körper. So hört und liest man z. B. noch öfter den Ausdruck „Lungenlähmung" anstatt „Lungenödem", „ein gelähmtes Bein", anstatt ein durch Schmerz oder Gelenksteifigkeit u. dgl. unbrauchbares, hinkendes, zusammenknickendes Bein. Die neuere Medicin unterscheidet hier schärfer und bezeichnet als Lähmung zunächst nur die aufgehobene oder herabgesetzte Nerventhätigkeit eines Theils, wobei sie im engsten Sinne auch diese in Empfindungslosigkeit (Anaesthesia) und in Bewegungslosigkeit (eigentliche Lähmung, acinesia, paralysis) trennt. So aufgefaßt, wird sich die Lähmung wesentlich durch die aufgehobene oder sehr mangelhafte Bewegung eines im gesunden Zustande zur lebendigen Bewegung befähigten (also mit Muskeln oder ähnlichen contractilen Fasern begabten) Theils äußern. Der Arzt hat aber in solchem Falle alle mal erst genau zu untersuchen, ob wirklich die Bewegungsnerven krankhaft unthätig sind (wirkliche oder Nervenlähmung), oder ob nicht blos äußere Hülfsorgane (z. B. Knochen, Sehnen, Gelenkbänder) in Folge von Verwachsung, Entzündung, Schmerz u. dgl. ein Hinderniß der Beweglichkeit abgeben (die falsche Lähmung, Unbeweglichkeit, Immobilität, acamphia genannt). Die nächste Ursache der Nervenlähmung ist entweder wirklicher Kraftmangel im Nervensystem (besonders in dem Centralorgan der Bewegungsnerven, dem Rückenmark), was Manche paresis, Kraftlähmung nennen; oder blos behinderte Leitung in den Bewegungsnervenfäden (z. B. durch Druck auf einen Nerven), was die Paralyse im engsten Sinne darstellt; oder endlich ein Fehlen des zum Zustandekommen mancher Muskelbewegungen erfoderlichen Anstoßes von gewissen Empfindungsnerven aus, die sogenannte Reflexlähmung. (S. Reflexfunction.) Im Einzelnen gestaltet sich das Bild einer Lähmung je nach den befallenen Theilen sehr verschieden. So z. B. wird ein gelähmter Oberarm herabhängen, eine gelähmte Gesichtshälfte glatt und ausdruckslos erscheinen, ein gelähmter Mund offen stehen, ein gelähmter Magen oder Darm sich aufblähen. Bei Lähmung des Blasenschließmuskels entsteht unwillkürlicher Harnabfluß, bei Lähmung des Blasengrundes hingegen Harnverhaltung u. s. w. Auch ist die Lähmung in ihren Symptomen verschieden, je nachdem der Sitz der lähmenden Ursache im Gehirn ist (z. B. bei Hirnblutungen, den sogenannten Hirnschlagflüssen), oder im Rückenmark, oder nur in einem Nervenstamm. Manchmal ist zwar der Wille unfähig, das gelähmte Glied zu bewegen, aber dasselbe bewegt sich noch auf Reflexreize (z. B. bei der sogenannten Schüttellähmung, paralysis agitans) oder auf den Reiz des Galvanismus; bald findet das Entgegengesetzte statt. Lähmungen, welche nur eine seitliche (z. B. rechte oder linke) Körperhälfte betreffen, nennt man halbseitige Lähmung (hemiplegia); sie gehen meist vom Gehirn aus. Andere betreffen nur die untere Körperhälfte (Querlähmung, paraplegia) und nehmen meist vom Rückenmark aus ihren Ausgang. Manchmal sind einzelne Theile rechts, andere zugleich links gelähmt oder umgekehrt (die sogenannte gekreuzte Lähmung, paralysis cruciata). Plötzlich eintretende Lähmungen bezeichnet man gemeinhin als Schlagflüsse. (S. Apoplexie.) Die Ursachen der Lähmungen sind höchst verschieden: bald sind es organische Veränderungen im Nervenmark (z. B. Entzündung, Blutaustretung, Erweichung) oder in dessen Hüllen (z. B. Verdickung, äußerer Druck); bald sind es chemische, namentlich giftige Einwirkungen auf dasselbe (z. B. die Blei-, Strychnin-, Mutterkornlähmungen); bald unbekanntere dynamische Störungen (z. B. Gemüths- oder Hirnerschütterungen). Eine eigenthümliche, nach und nach den gesammten Körper ergreifende Lähmung findet sich bei Geisteskranken als schließlicher, tödtlicher und mit Blödsinn verbundener Ausgang derselben (die sogenannte paralysis generalis, meist auf Hirnschwund und Ausschwitzung der Hirnhäute beruhend). Für den wissenschaftlichen Arzt ist daher Lähmung immer nur ein Symptom anderweiter Veränderungen, und eine gemeinsame Behandlungsweise aller Lähmungen (über einen Leisten) daher nicht möglich.

Lahn nennt man einen dünn geplätteten Metalldraht, der aus reinem Silber, vergoldetem Silber, vergoldetem oder versilbertem Kupfer gearbeitet ist und theils für sich, theils um Seidenfäden herumgewickelt als sogenanntes Gold- oder Silbergespinnst zur Verfertigung von vielerlei Stoffen, Zeugen, Stickereien, Borden, Spitzen u. s. w. gebraucht wird.

Lahn, ein Nebenfluß des Rhein auf dessen rechter Seite, entspringt auf dem Sauerländischen Gebirge, im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg unweit Siegen, 1700 F. über dem Meere. Sie durchströmt preuß., hessen-darmstädt., kurhess. und nassauische Gebietstheile, wobei sie in einem durch seine Naturschönheiten, Schlösser, Burgen und Ruinen berühmten Thale die Städte Marburg, Gießen, Wetzlar, Weilburg, Bad-Ems und Nassau berührt, und mündet bei Niederlahnstein, von wo aus sie 14 St. aufwärts bis Weilburg für kleine Fahrzeuge schiffbar ist, in

den Rhein. Nach ihr wurde die jetzige Provinz Oberhessen ehemals das Fürstenthum an der Lahn genannt; auch führt von ihr ein letzter Ausläufer des Fichtelgebirgs in Kurhessen den Namen **Lahngebirge**. An der Lahn fielen 1796 mehre Gefechte zwischen dem Erzherzog Karl und Jourdan vor, in Folge deren Letzterer sich auf das linke Rheinufer zurückziehen mußte.

Lahore oder **Lahor**, die Hauptstadt des seit 1849 dem indobrit. Reiche einverleibten Pendschab (s. d.) und des ganzen bis dahin selbständigen Staats der Sikhs (s. d.), 70 M. nordwestlich von Delhi, am linken Ufer des Rawi, in einer wohlangebauten Ebene gelegen, mit festen Mauern, einem tiefen Graben und Verschanzungen, sowie mit den herrlichsten Gärten und Parkanlagen umgeben, zählt 80000 E., welche Baumwollenstoffe, Flanell und gute Waffen fabriciren und Handel treiben. Durch ihre strategisch gesicherte Lage militärisch wichtig, ist sie, obgleich von ihrem alten Glanze, den sie als eine Residenzstadt der Großmoguln hatte, herabgesunken und nur noch die westlichste Ecke der einst zwei Stunden langen Capitale einnehmend, immer noch eine der bedeutendsten Städte Hindostans. Sie zeichnet sich vor andern Städten Asiens durch gute Bauart aus und hat zwar enge, aber lange und gerade Straßen, steinerne Häuser, besuchte Märkte, viele Karavanserais, zahlreiche Paläste und Mausoleen, Moscheen und Pagoden, Heiligengräber und Wallfahrtsstätten und mehre Prachtbauten früherer Zeiten. Unter den letztern sind besonders bemerkenswerth die von Aureng-Zeyb erbaute große Kaisermoschee mit vier hohen Minarets, aus rothen Sandsteinquadern aufgeführt, deren Hauptgebäude aber unter der Sikhsherrschaft zu Pulvermagazinen eingerichtet wurden; das Schah-Dura oder das Mausoleum des Kaisers Dschehangir, am rechten Ufer des Rawi, ein Quadratbau mit 70 F. hohen Minarets an den vier Ecken, aus wechselnden Schichten von Marmor und rothen Steinen aufgeführt, bisher aber als Kaserne benutzt; der alte prachtvolle Großmogulpalast, später Residenz Randschit-Singh's, Sumum-Bardj genannt, zu welchem eine weite Marmorhalle führt. Zu den berühmtesten Anlagen gehört der Garten Dschehangir's, Schalimar genannt, der aus drei großen übereinander sich erhebenden Terrassen besteht und von einer aus weiter Ferne herbeigeführten Wasserleitung durchzogen wird, die 450 Fontänen emporwirft. L. war bis 1008 Residenz alteinheimischer Hindu-Radschas, dann der ersten mohammed. Eroberer Indiens, der Ghasnewiden, bis 1186, hierauf der Ghuriden. Es wurde 1225 von dem Chowaresmier Dschelaleddin-Mankberni, 1241 von den Mongolen unter Turme-Khirin-Khan erobert und geplündert, 1525 vom Sultan Babur eingenommen, gehörte seitdem zum Reiche der Großmoguln und rivalisirte als eine der Pracht- und Residenzstädte derselben im 17. und 18. Jahrh. mit Delhi. Zu L. wurden in jener Zeit die größten Culturgärten angelegt. Die Handwerker und Künstler von L. waren die berühmtesten und der Handel führte Kaufleute aller Nationen auf die dortigen Märkte. Aber mit dem Verfall des Kaiserreichs sank auch diese Prachtstadt in Ruinen und konnte kaum noch als Residenz der Sikhs, in deren Hände L. 1764 fiel, in einigem Ansehen erhalten werden. Am 22. Febr. 1846 wurde die Stadt, die Citadelle und ein Theil des Residenzpalastes von der brit. Armee besetzt und 9. März daselbst ein Friedensvertrag zwischen dem Maharadscha Dhulib-Singh und der brit. Regierung abgeschlossen. In dem letzten Kriege im Pendschab ward sodann 29. März 1849 das Aufhören der Sikhssouveränetät und die Einverleibung L.s wie des ganzen Pendschab in das indobrit. Reich proclamirt.

Lahr, Fabrikstadt im bad. Mittelrheinkreise, an der Schutter, hat 7000 E., welche Lein- und Zeugweberei treiben und Fabriken in Tuch, Seidenband, Leder, Taback, Cichorien und Essig unterhalten, sowie auch ein Pädagogium und eine Armenanstalt mit Industrieschule. Nebst mehren Dörfern bildete sie sonst die **Herrschaft Lahr**, in der Ortenau, die früher im Besitz der Grafen von Geroldseck war und durch eine Erbtochter 1426 an Nassau kam, hundert Jahre später aber von der andern Linie der Grafen von Geroldseck in Anspruch genommen wurde. Der deshalb geführte Proceß dauerte über hundert Jahre und endete 1625 damit, daß die Herrschaft bei Nassau blieb, dieses aber bedeutende Summen an die Markgrafen von Baden und Hochberg und an die Grafen von Hohengeroldseck und Sulz zahlen sollte. Für diese Summen zur Hälfte zum Unterpfand gegeben, wurde sie, da Nassau auch die Zinsen zu zahlen unterließ, 1659 dem Markgrafen von Baden als Unterpfand eingeräumt, 1726 aber von Nassau wieder eingelöst. Sie war bei der nassauischen Ländertheilung 1625 an die Linie Nassau-Idstein gekommen und fiel, als diese 1721 erlosch, an die Linie Nassau-Saarbrück und nach dem Erlöschen dieser letztern 1728 an die Linie Nassau-Usingen. Im Luneviller Frieden wurde sie an Baden abgetreten.

Laibach oder **Laybach**, ital. Lubiana, slaw. Ljubljana, die Hauptstadt des östr. Kronlandes und Herzogthums Krain, von 1816—49 die Hauptstadt des demselben entsprechenden Gu-

bernlums Laibach, sowie eines gleichnamigen Kreises und zugleich des ganzen Königreichs Illyrien, liegt in einer ausgedehnten, durch die Nachbarschaft der Hochalpen reizenden Ebene, zu beiden Seiten der schiffbaren und wegen ihrer reißenden Strömung nie zufrierenden, hier von fünf Brücken überspannten Laibach oder Lublau (blauer Bach), 1½ Stunden von der Mündung in die Save, über welche ebenfalls eine 540 Schritt lange Steinbrücke führt. Sie ist eine offene Stadt, auf unebenem Boden erbaut, daher unregelmäßig und eng, aber ziemlich reinlich und im Ganzen angenehm und zählt mit ihren acht Vorstädten 19000 E. Die Volkssprache ist die windische, welcher sich aber viele deutsche und ital. Wörter beigemischt haben; doch wird auch deutsch, ital., franz. und neugriech. gesprochen. L. ist der Sitz der Statthalterei von Krain, einer Bezirkshauptmannschaft (von 17½ QM. mit 67500 E.), eines Landesgerichts für den bisherigen Adelsberger und Laibacher Kreis und der beiden Bezirksgerichte für „Stadt und Umgebung L."; ferner eines Bischofs, des Landesmilitärcommandos für Illyrien, eines Bergcommissariats, einer Handels- und Gewerbekammer für Krain, eines Oberpostamts u. s. w. Die öffentlichen Plätze sind klein, nur der Kapuzinerplatz, neben welchem sich die Sternalleen befinden, ist groß und schön. Auf dem Hauptplatze steht vor dem Rathhause eine 30 Klafter hohe Pyramide mit vier kolossalen Heiligenstatuen. Ausgezeichnete Gebäude sind: die Kathedrale zu St.-Nikolaus mit schönen Gemälden und Fresken von Quaglio, und unter den 10 andern Kirchen die Pfarrkirche zu St.-Jakob mit Statuen von Robba, die schöne Kirche der Ursulinerinnen, die im Jan. 1852 eingeweihte evangelische Kirche im byzantinischen Stile; ferner das Rathhaus in altdeutscher Bauart, die alte Burg mit herrlicher Aussicht, das Schauspielhaus, die Kaserne, das fürstlich Auersperg'sche Palais, das Coliseum und das Casinogebäude. Das 1813 fast ganz zerstörte Castell auf dem Schloßberge, ein nicht unbedeutender strategischer Punkt, wird jetzt neu befestigt und dient, wie früher als Provinzialstrafhaus, so nun hauptsächlich als Waffendepôt. Die vorzüglichsten literarischen und Bildungsanstalten sind das Ober- und das Untergymnasium, das bischöfliche Seminar, die Unterrealschule, nebst Erziehungsanstalt bei den Ursulinerinnen, das Landes- oder Nationalmuseum mit reichhaltigen geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Sammlungen, welche neuerdings ansehnliche Vermehrungen erhielten, sodann die Landwirthschaftsgesellschaft für Krain mit mehren Filialen im Lande, die 1849 eröffnete Landwirthschaftsschule in slaw. Sprache, die Section des Vereins zur Beförderung der Industrie und Gewerbe Inneröstreichs und die Philharmonische Gesellschaft. Auch besitzt die Stadt ein großes Krankenhaus und ein neu erbautes Zwangsarbeitshaus, ferner eine Seiden- und eine Tuchfabrik, eine Zuckerraffinerie, eine Baumwollenspinnerei, eine Fayence- und Feuerschwammfabrik. L. ist durch eine 1853 jedoch noch nicht ganz vollendete Eisenbahn mit Triest verbunden und treibt einen ansehnlichen Speditions- und Commissionshandel nach Italien, Süddeutschland, Ungarn, Kroatien und der Türkei, welcher jedoch in neuerer Zeit viel gelitten hat und jetzt erst wieder Aufschwung nimmt. Von den 40000 Jochen des **Laibacher Moorgrundes**, welcher früher, wenn die Laibach über ihre Ufer trat, meilenweit unter Wasser stand, geht 1853 auch der letzte Rest seiner Cultivirung entgegen. L. oder wenigstens die Hradischer Vorstadt soll an der Stelle der vom Usurpator Maximus 388 belagerten, von Attila 451 und später von den Avaren zerstörten röm. Colonie Amona oder Hämona in Pannonien stehen, welche jedoch Andere wegen der dort gefundenen zahlreichen röm. Alterthümer in dem einige Stunden südlicher gelegenen Dorfe Igg suchen. Bei L. erfochten 913 die Ungarn einen Sieg über die Kärntner. Um 1200 kam der Ort an die Herzoge von Krain, ward 1270 von Ottokar von Böhmen erobert, 1416 ummauert und zur Stadt erhoben, 1440 von den Grafen von Cilli belagert, 1475 wie 1520 noch mehr befestigt und 1515 von den aufrührerischen Bauern vergebens belagert. Das Bisthum wurde 1461 von Kaiser Friedrich III. gestiftet und war seit 1788 eine Zeit lang ein Erzbisthum, dessen Repräsentant zu den deutschen Reichsfürsten zählte. Nachdem das zu L. verschanzte Lager der Östreicher 23. Mai 1809 an die Franzosen unter Mortier capitulirt hatte, wurde die Stadt vom October dieses Jahres bis 1813 der Sitz des franz. Generalgouverneurs der illyr. Provinzen. — Die Stadt ist auch historisch bekannt geworden durch den **Laibacher Congreß**, welcher im Dec. 1820 von Troppau (s. d.) hierher verlegt ward, weil man Italien näher sein wollte. Um durch gemeinschaftliche Berathungen die Ruhe Italiens zu sichern, dem weitern Umsichgreifen erzwungener Staatsveränderungen Einhalt zu thun und die alte Ordnung der Dinge in Neapel und Sicilien wiederherzustellen, versammelten sich zu L. im Jan. 1821 die Kaiser von Östreich und von Rußland, der König beider Sicilien und der Herzog von Modena. Zugegen waren von Seiten Östreichs der Staatsminister Metternich, von Seiten Rußlands die Staatsminister Kapodistrias, Nesselrode und Pozzo di Borgo,

von Seiten Preußens die Minister Hardenberg und Bernstorff, sowie Gentz als Protokollführer. Ferner waren anwesend die franz. Gesandten Caraman, de la Ferronaye und der Herzog von Blacas, sowie der großbritan. Gesandte Lord Stewart, die sardin. Gesandten Marquis von St.-Marsan und Graf d'Aglié, der päpstliche Gesandte Cardinal Spina, der sicil. Gesandte Fürst Ruffo und die Gesandten der übrigen kleinen Staaten Italiens. Der Congreß wurde 26. Jan. 1821 eröffnet und dauerte bis in den Mai, da der Aufstand in Piemont, sowie die Nachricht von Ypsilantis' Unternehmen in der Moldau die Berathungen verzögerten. Zuerst ordnete man die neapolitan., dann die piemontes. Angelegenheiten. Durch die hierbei von Seiten Östreichs, Rußlands und Preußens befolgte Politik wurde das Recht der bewaffneten Intervention (s. d.) in die innern Angelegenheiten eines durch Parteien bewegten Nachbarstaats in das positive europ. Völkerrecht eingeführt. Nachdem die Ruhe in Neapel und Piemont wiederhergestellt, erließen 12. Mai die Kaiser von Östreich und von Rußland eine von ihren Ministern, auch von dem preuß. Gesandten Krusemark unterzeichnete Declaration, in welcher sie erklärten, niemals von den in den Conferenzen zu L. ausgesprochenen Grundsätzen abweichen zu wollen. Den gefaßten Beschlüssen trat auch Frankreich bei, ohne jedoch an der Vollziehung derselben Theil zu nehmen; Großbritannien jedoch versagte ihnen in ihrer Allgemeinheit in einem Rundschreiben Castlereagh's vom 19. Jan. 1821 seine Zustimmung.

Laichen nennt man das Eierlegen der Fische, welches so geschieht, daß das Weibchen (Rogner) an den Ufern oder flachen Stellen der Gewässer die Eier oder den Laich ausläßt (laicht), worauf das nebenher schwimmende Männchen dieselben mit seiner Milch (Samen) begießt und befruchtet. Auf diese Weise ist es auch gelungen, z. B. Lachsforellen künstlich zu vermehren. Nur einige Arten von Rochen, Haien, Schleimfischen, Meergrundeln und der Hochgucker (Sternseher, Anableps) bringen ausgebildete Junge zur Welt. Nach dem Laichen kümmert sich die Mutter nicht weiter um die Eier. Nur die Stichlinge und einige andere Fische, besonders kleine Panzerwelse, sollen eine Art Nest anlegen und den Laich bewachen. Bei den Nadelfischen (Syngnathus) übernimmt das Männchen die Ausbrütung des Laichs, indem es denselben in der sogenannten Bruttasche zwischen After und Schwanzwurzel aufnimmt und mit sich herumträgt, bis die Jungen ausgebrütet sind. Aber auch noch nachher gewährt es den Jungen, wenn sie schon selbständig schwimmen können, noch längere Zeit Zuflucht in dieser Bruttasche. Übrigens besitzt der Fischlaich eine ungewöhnliche Lebens- und Widerstandskraft. So hat man Eier gewisser Lachse im Spätherbste unter Wasser aufbewahrt, die nach 20 Wochen noch unverdorben waren und unter günstigen Umständen sich entwickelten; ja es könnten gewiß bei gehöriger Vorsicht nordamerikanische Flußfische durch Versetzung des Laichs in Nordeuropa einheimisch gemacht werden. Bei den meisten Fischen fällt die Laichzeit, zu welcher die Fische nicht beunruhigt werden dürfen, in das Frühjahr. Hechte und Bleie laichen schon im Februar; aber bei manchen Fischen findet das Laichen viel später statt. So laichen die Karpfen im October und die Neunaugen gar erst im December. Auch die Aale laichen im Spätjahre, bringen aber keine lebendigen Jungen zur Welt, wie man geglaubt hat, indem man sich durch die zahlreichen Eingeweidewürmer, welche der Aal beherbergt, täuschen ließ.

Laien (vom griech. λαός, gemeines Volk) heißen in der kath. Kirche Alle, die nicht zum Klerus (s. d.) gehören. Der Name und die Bedeutung desselben entstand schon im 2. Jahrh., als sich die Vorstellung bildete, daß der geistliche Stand das Mittleramt zwischen Christus und der Gemeinde verwalte. Die in den ersten Jahrhunderten der Kirche nachweisbare Theilnahme der Laien an der Verwaltung der Kirche ging nur allmälig unter dem Einflusse der Hierarchie verloren. Wiewol selbst noch am Ende des 3. Jahrh. Fälle vorkommen, daß schriftgelehrte Laien mit Genehmigung des Bischofs öffentlich lehren durften, so wurde doch diese Freiheit immer seltener, und 502 verbot eine Synode zu Rom, unter dem Bischofe Symmachus, jede Einmischung der Laien in die Angelegenheiten der Kirche. Als das Klosterwesen entstand, zählte man auch noch die Mönche zu den Laien, unter denen aber einflußreiche Männer, besonders tapfere Krieger, noch im 9. Jahrh. einzelne Kirchengüter und Abteien zum Nießbrauche erhielten. Solche Laien hießen Laienäbte (abbacomites). Seit dem 11. Jahrh. hörten indeß solche Verleihungen allmälig auf. Dagegen treten seit dieser Zeit die Laienbrüder (fratres conversi) und Laienschwestern (sorores conversae) auf, welche für die Haushaltung und zur Bedienung der Ordenspersonen in den Klöstern bestimmt waren. Andere Laien, namentlich Fürsten, die den Klöstern Rechte und Freiheiten verliehen, wurden in die Ordensbrüderschaft aufgenommen, als confratres oder fratres conscripti bezeichnet und dadurch der geistlichen Segnungen des Ordens oder der Brüderschaft für theilhaftig erklärt. Auch die Laienbrüder und Laien-

schwestern erfreuten sich im Dienste der Religiosen oder Ordenspersonen mancher nicht unbedeutender Privilegien. Sie legen, da sie nicht wirkliche Ordensglieder sind, nur das Gelübde des Gehorsams ab, unterscheiden sich von den Religiosen durch die Kleidung und können nie im Capitel oder im Chore erscheinen. Dem Ordensgeistlichen oder Religiosen in den Klöstern steht in der kath. Kirche der Laienpriester oder Weltgeistliche entgegen, der keinem bestimmten Orden angehört, daher auch keine Klostergelübde ablegt. Die kirchliche Strafe, durch welche ein Geistlicher degradirt und in den Laienstand zurückversetzt wird, heißt Laisirung. In der protest. Kirche, welche auf Grund der Bibel das gemeinsame Priesterthum aller Christen behauptet, aber der Ordnung wegen blos Einzelne mit dem geistlichen Amte betraut, können Nichtgeistliche nur im uneigentlichen Sinne Laien genannt werden. Übrigens bedeutet das Wort Laie oft auch soviel als Ungelehrter, weil ehedem die Geistlichen die einzigen Gelehrten waren.

Lainé (Jos. Henri Joachim), franz. Staatsmann, geb. 11. Nov. 1767 zu Bordeaux, begrüßte als junger Advocat die Revolution als das Ende der Misbräuche, ließ sich jedoch nicht in die Strudel derselben hinabreißen. Erst 1808 verließ er seinen Beruf und trat in den Gesetzgebenden Körper. Schon oft hatte er in dieser Zeit parlamentarischer Knechtschaft großen Freimuth bewiesen. Als Napoleon zu Ende 1813 die Bestätigung neuer Opfer an Geld und Menschen foderte, gab sich L. zum Berichterstatter eines Commissionsbeschlusses her, der den Frieden und zur Sicherheit des Eigenthums und der Person constitutionelle Garantien verlangte. Der Zorn Napoleon's war grenzenlos. Nachdem der Sitzungssaal geschlossen worden, schalt der Polizeiminister in der Weise eines Soldaten die Mitglieder der Commission aus, und in einer kaiserl. Sitzung vom 2. Jan. 1814 bezeichnete Napoleon selbst L. als einen Bösewicht und Verräther, der von der engl. Regierung erkauft sei. L. zog sich sogleich nach Bordeaux zurück; doch nach der ersten Restauration wurde er von Ludwig XVIII. zum Präsidenten der Deputirtenkammer berufen. Die Rückkehr Napoleon's zwang ihn zur Flucht nach Holland. Nach der zweiten Restauration kehrte er auf den Präsidentenstuhl zurück, und so aufrichtig er der bourbonischen Dynastie ergeben war, ebenso heftig bekämpfte er jetzt die gegen die Verfassung gerichteten Plane der Ultraroyalisten. Am 7. Mai 1816 zum Minister des Innern ernannt, setzte er die Auflösung der fanatischen Kammer durch und legte der neuen Kammer ein neues Wahlgesetz vor, das die jährliche Erneuerung der Kammer zu einem Fünftheil, einfache Wahlen und einen Wahlcensus von 300 Frcs. beantragte. Das Gesetz wurde angenommen; aber L. mußte sehr bald die Folgen davon empfinden, denn die ultraroyalistische wie die republikanische Partei wurden dadurch in der Kammer nur zahlreicher. Nach einer segensreichen Wirksamkeit für die innern Interessen des Landes sah er sich genöthigt, sein Portefeuille 29. Dec. 1818 Decazes zu überlassen. Er trat nun als Abgeordneter aus dem Depart. Gironde in die Kammer, in der er die beiden Extreme zugleich bekämpfte. Unter dem Ministerium Richelieu erhielt er die Präsidentschaft im Conseil für den öffentlichen Unterricht und 21. Dec. 1820 wurde er zum Staatssecretär ohne Portefeuille erhoben. Beide Ämter mußte er indeß seiner Gesundheit wegen bald aufgeben. Als 1823 die Intervention in Spanien zur Discussion kam, trug er in der Kammer vergebens auf die Bewahrung der Neutralität an. Gegen Ende des J. 1823 erhielt er die Pairswürde und den Titel eines Vicomte. Die Begeisterung, zu welcher er sich in der Pairskammer in Betreff der griech. Angelegenheiten erhob, theilte sich der ganzen Kammer mit. Ebenso wirksam sprach er gegen die Einführung geistlicher Frauenorden, und bei der Petition des Grafen Montlosier gegen die Jesuiten foderte er kühn die Anwendung der Gesetze. Er war zu aufgeklärt, um nicht den Sturz der Bourbons und eine neue Katastrophe vorauszusehen; allein die Hinfälligkeit seines Körpers verstattete ihm nicht mehr, seine Stimme gegen diese blinde Politik zu erheben. Kurz vor seinem Tode sprach er das historisch gewordene Wort aus: „Les rois s'en vont!" Er starb unverheirathet und arm 17. Dec. 1835.

Lainez (Alex.), ein franz. Dichter, geb. 1650 zu Chimay im Hennegau, bereiste in seiner Jugend Griechenland, die Levante, Ägypten, Italien und die Schweiz und lebte dann in Paris, wo er 18. April 1710 starb. Gleich seinen Freunden Chapelle, Chaulieu und Lafare ein praktischer Epikuräer, besang er, wie sie, den sinnlichen Lebensgenuß in eleganten, anmuthigen und geistreichen Versen. Trotz seiner Scheu vor aller Anstrengung besaß er tiefe Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen und seine Reisen hatten ihn zum trefflichen Geographen gemacht. Doch nie wendete er diese Kenntnisse zu seinem Vortheile an. Er liebte die Ungebundenheit so sehr, daß oft keiner seiner Bekannten seine Wohnung wußte, schlug selbst ansehnliche Ämter aus und begnügte sich damit, daß ihn die sogenannte gute Gesellschaft von Paris nicht entbehren konnte. Sein Witz war unerschöpflich, seine frohe Laune unverwüstlich und über die

Beschränktheit seiner ökonomischen Verhältnisse wußte er sich hinwegzusetzen. Seine Gedichte entstanden meist bei Tische und wurden von Freunden aufgeschrieben, die sie herausgaben (Par. 1733; neue Aufl., 1753).

Lainez (Jak.), Jesuit, s. Laynez.

Laing (Alex. Gordon), brit. Reisender, geb. 27. Dec. 1794 zu Edinburg, widmete sich anfangs dem Berufe seines Vaters, der daselbst einer Erziehungsanstalt vorstand, verließ aber in seinem 16. J. diese Laufbahn und trat in den Militärdienst. Dieser führte ihn zunächst nach Westindien. Im J. 1811 stand er auf der Insel Barbadoes als Fähnrich unter seinem Oheim, dem nachmaligen General Gordon, 1820 in Sierra-Leone als Lieutenant und Adjutant unter dem Gouverneur Sir Charles M'Carthy. Um diese Zeit wurden von der engl. Regierung Versuche gemacht, mit afrik. Häuptlingen geregelte Handelsverbindungen anzuknüpfen und auf diese Weise dem Sklavenhandel ein Ziel zu setzen. In diesem Sinne hatte Sir Charles M'Carthy schon 1818 den Kaufleuten von St.-Mary am Gambia Vorstellungen gemacht. Von Sierra-Leone aus suchte nun der Gouverneur zunächst das Land zwischen dem Flusse Rockelle, an dessen Mündung die Colonie liegt, und dem Gambia und die Stimmung der dortigen Negerkönige in Bezug auf einen geregelten Handel mit den Briten kennen zu lernen und sendete zu diesem Zwecke den reiselustigen, gewandten und unternehmenden L. zwei mal in die genannte Gegend. Auf diesen Reisen, denen wir die erste genauere Kenntniß der Örtlichkeiten um Timbuktu und das Quellgebiet des Dscholiba (Niger) verdanken, knüpfte L. mit dem Könige der Fulahs von Futta Yallu in Timbuktu, der Hauptstadt dieses Landes, eine Verbindung an, die später immer mehr an Festigkeit gewann. Doch konnte er selbst das begonnene Werk nicht fortsetzen, da der Ausbruch des Aschantikriegs, dessen Opfer M'Carthy 1824 wurde, ihn nach Sierra-Leone zurückrief. Nachdem der Gouverneur gefallen war, wurde L. nach England geschickt, um dort über den Stand der Sachen zu berichten. Zu seiner Freude erhielt er den Auftrag, eine Reise zur Erforschung des Nigerlaufs auszuführen. Er reiste, in den Majorsrang erhoben, 1825 nach Tripolis, von wo aus er durch die Wüste in das Innere vorzudringen versuchen wollte, und brach von Tripolis 16. Juli 1826 mit der Karavane nach Timbuktu auf, wo er auch 18. Aug. anlangte. Auf einem Ausfluge, den er von Timbuktu mit einer andern Karavane hinunter nach Sansanding am Dscholiba unternahm, fiel er einem fanatischen Araberscheikh in die Hände, der ihn mit Gewalt zum Islam bekehren wollte, und starb, erdrosselt, den christlichen Märtyrertod. Vgl. seine „Travels through Africa" (Lond. 1829).

Lairesse (Gérard de), Historienmaler und Kupferstecher, geb. 1640 zu Lüttich, bildete sich sehr schnell zum geschickten Porträtmaler, verdiente mit Leichtigkeit vieles Geld, brachte es aber ebenso schnell wieder durch, da er ein sehr unordentliches Leben führte. Er erblindete 1690 und starb zu Amsterdam 1711. In seiner Blindheit dictirte er seine „Groot schilderboek" (2 Bde., Amst. 1707; 2. Aufl., 1712), ein sehr geschätztes Werk, das ins Deutsche (3 Bde., Nürnb. 1728; 3. Aufl., 1800), Französische (2 Bde., Par. 1786) und Englische übersetzt wurde. L. erhob sich einigermaßen über das Niveau der damaligen Manieristen und erinnert theils an die Kraft und Tüchtigkeit der bessern Naturalisten seiner Zeit, theils und ganz besonders in der Anordnung an die kalte Reinheit seines Vorbildes Nic. Poussin. Doch kommt er Poussin an Würde und Größe nicht gleich; auch ist die Ausführung zumeist viel leichtfertiger bei ihm als bei diesem. K. arbeitete sehr schnell, wie dies namentlich sein Apollo mit den neun Musen beweist, den er in Einem Tage vollendet haben soll. Eins seiner vorzüglichsten Gemälde ist Antiochus und Stratonice. Seine radirten Blätter, von denen einige sehr geschätzt sind, wurden von Nic. Visscher herausgegeben. Viele andere Künstler haben nach ihm gestochen. Von seinen drei Brüdern, die ebenfalls Maler waren, zeichneten sich Ernst de L. als Thiermaler und Jak. de L., der auch ein Werk über die praktische Malerei in vlämischer Sprache geschrieben hat, als Blumenmaler aus. Auch seine drei Söhne waren Maler, sind aber ihren Leistungen nach wenig bekannt geworden.

Lais, von dem celtischen Laidh, d. i. Vers oder Lied, war anfangs auch im Altfranzösischen, wie noch gegenwärtig Lays im Englischen, eine ganz allgemeine Bezeichnung für Lieder oder Weisen überhaupt. Später verstand man darunter vorzugsweise solche Lieder und Weisen, die entweder eigentliche Volkslieder waren oder doch in stofflicher oder formeller Hinsicht einen volksmäßigen Charakter behalten hatten, und setzte die Lais meist den Chansons oder eigentlichen Kunstliedern entgegen. So hießen in der altfranz. und mittelengl. Poesie Lais und Lays erzählende Gedichte, die, wenn auch nicht mehr zum Absingen bestimmt, doch auf Volkslieder und Volksballaden gegründet waren, besonders wenn sie bretonische Volkssagen behandelten, wie

z. B. die so berühmt gewordenen Lais der im 13. Jahrh. blühenden anglo-normannischen Dichterin Marie de France, die mit deren andern „Poésies" von Roquefort herausgegeben wurden (2 Bde., Par. 1820). So wurden in der Terminologie der Trouvères und selbst noch der spätern franz. Kunstdichter durch Lais auch rein lyrische Lieder bezeichnet, die aber von der strengern typischen Form der eigentlichen Kunstlieder darin abwichen, daß sie einen losern, ungleichmäßigen Strophenbau hatten und nach wechselnder Melodie verfaßt waren, kurz deren Form nicht aus dem reinen Princip der Kunstpoesie, sondern vielmehr aus dem der Volkspoesie, wenn auch schon durch Vermittelung der volksmäßigen mittellat. Kirchenpoesie, hervorgegangen war. Deshalb übersetzten auch die mittelhochdeutschen Dichter Lais durch Leiche (s. d.), weil diese beiden Dichtungsgattungen nicht blos zufällig eine formelle Ähnlichkeit hatten, sondern haben mußten, weil sie aus einem gemeinsamen Princip, dem der Volkspoesie, hervorgegangen und nach gemeinsamen Vorbildern, den volksmäßigen Kirchenliedern, gebildet waren. Vgl. Wolf, „Über die Lais, Sequenzen und Leiche" (Heidelb. 1841).

Laïs ist der Name zweier berühmter griech. Hetären (s. d.), von denen besonders die ältere, deren Blütezeit in die zweite Hälfte des Peloponnesischen Kriegs fällt, durch außerordentliche Schönheit sich auszeichnete, sodaß sie selbst dem Maler Apelles als Muster diente und nach ihrem Tode durch öffentliche Denkmäler verherrlicht wurde. Sie war eine Tochter der Timandra, einer Freundin des Alcibiades, stammte aus Hykkara in Sicilien, wendete sich aber schon frühzeitig nach Griechenland und entwickelte namentlich zu Korinth, dem damaligen Sitze des buhlerischen Lebens, ihre verführerischen Künste mit solcher Macht, daß nicht nur die Vornehmsten und Reichsten des Staats, sondern auch Redner, Dichter und Philosophen, unter Letztern vor allen Aristipp, sich um ihre Gunst bewarben, obwol Demosthenes, den ihre Reize ebenfalls dorthin gelockt hatten, von der Größe ihrer Foderung abgeschreckt, sie mit den Worten wieder verließ: „So theuer mag ich mir die Reue nicht erkaufen." Dagegen schenkte sie dem Cyniker Diogenes unentgeltlich ihre Gunst. Von Korinth aus begab sie sich nach Thessalien, wo sie von einigen Weibern aus Eifersucht über ihre Schönheit der Sage nach im Tempel der Venus ermordet wurde. Doch wird diese Todesart von Einigen der jüngern Laïs zugeschrieben, deren Lebensverhältnisse noch weniger bekannt und noch unsicherer sind, da Mehre von den Alten erzählen, die ältere sei während des Liebesgenusses gestorben oder an dem Kern einer Olive erstickt. Vgl. Jacobs, „L., die ältere und die jüngere", in dessen „Vermischten Schriften" (Bd. 4, Lpz. 1830). Als idealische Schönheit ist L. von Wieland im „Aristipp" dargestellt.

Lakisten nennt man in England die Dichterschule, die zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Revolution in der engl. Poesie bewirkte, indem sie den Cultus der Natur und die Analyse des menschlichen Herzens an die Stelle des seit der Regierung der Königin Anna vorherrschenden und durch Pope's und Addison's Beispiel geheiligten nüchternen Classicismus setzte. Sie führt ihren Namen von den malerischen Seen (Lakes) Westmorelands, an deren Ufern der Koryphäe der neuen Schule, Wordsworth, und seine gleichgesinnten Freunde Coleridge und Southey sich niedergelassen hatten.

Lakonien, s. Sparta.

Lakonisch. Die Spartaner oder Lacedämonier befleißigten sich in ihrem Reden und Schreiben einer sinnreichen und nachdrucksvollen Kürze und suchten überhaupt mit wenigen Worten viel zu sagen. Man bezeichnet demnach dergleichen Ausdrücke als lakonisch und diese eigenthümliche Sprechweise als Lakonismus.

Lalande (Joseph Jérôme Lefrançais de), einer der berühmtesten Astronomen der neuern Zeit, geb. zu Bourg im Depart. Ain 11. Juli 1732, studirte, nachdem er seine Vorbildung bei den Jesuiten in Lyon genossen, zu Paris die Rechte, zugleich aber Mathematik und Astronomie und zwar mit solchem Erfolge, daß die Akademie ihn 1751 zur Bestimmung der Parallaxe des Mondes nach Berlin schickte, während Lacaille zu gleichem Zwecke nach dem Cap der guten Hoffnung ging. Friedrich d. Gr. konnte beim Anblick des jungen Astronomen seine Verwunderung nicht bergen; nachdem aber L. seine Aufgabe gelöst hatte, erhielt er nicht nur Zutritt bei Hofe, sondern wurde auch in die berliner Akademie aufgenommen. Er brachte die Nächte auf der Sternwarte zu, studirte des Morgens unter Euler Analyse, Abends war er mit Maupertuis, d'Argens und Lamettrie in der Umgebung des Königs. Obschon in den Regeln strenger Frömmigkeit erzogen, gewöhnte er sich bald an die philosophischen Ansichten dieser Männer und ging allmälig zu einem entschiedenen Atheismus über. Im J. 1752 kehrte er nach Frankreich zurück und prakticirte aus Liebe für seinen Vater einige Zeit als Advocat in Bourg; dann ging er nach Paris, wo er 1753 in die Akademie der Wissenschaften aufgenom-

men und ihm zugleich die Stelle eines königl. Astronomen übertragen wurde. Seine Arbeiten über den Mond brachten ihn mit Lacaille in Verbindung, dagegen zerfiel er deshalb mit Lemonnier. Im J. 1761 wurde er Lemonnier's Nachfolger in der Professur am Collége de France und wußte seinen Vorlesungen einen seltenen Reiz zu geben. In den J. 1765 und 1766 bereiste er Italien, worüber er in der „Voyage d'Italie" (9 Bde., Par. 1786, nebst Atlas) berichtete. Als Director der pariser Sternwarte starb er 4. April 1807. Sein ganzes Leben hindurch beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Theorie der Planeten. Es hat größere Astronomen gegeben als L., aber gewiß nur wenige, die das Studium der Astronomie im Großen gleich ihm gefördert haben. Sein Charakter war ein sonderbares Gemisch von empfehlungswerthen Eigenschaften und auffallenden Sonderbarkeiten; Eitelkeit und Ruhmsucht waren die hervorstechenden Züge seines Wesens. Er lieferte eine Ausgabe der Halley'schen Tabellen, sowie die Geschichte des Kometen von 1759, gab seit 1760 die „Connaissance des temps" und 1761 eine Karte heraus, welche die Phasen des damaligen Durchgangs der Venus durch die Sonnenscheibe für alle Gegenden der Erde bezeichnete. Sein Hauptwerk ist der „Traité d'astronomie" (2 Bde., Par. 1764; 3. Aufl., 4 Bde., 1780). Ferner sind, abgesehen von zahlreichen astronomischen Abhandlungen, zu nennen: „Bibliographie astronomique" (Par. 1802); „Des canaux de navigation et spécialement du canal de Languedoc" (Par. 1778), welche Schrift eine allgemeine Geschichte aller Kanäle enthält, und „Abrégé de navigation historique, théorique et pratique" (Par. 1793), besonders wegen der Literatur werthvoll. Für Damen schrieb er eine „Astronomie des dames" (Par. 1785; neueste Aufl., 1824) und für Dilettanten den „Abrégé d'astronomie" (2. Aufl., Par. 1795). Auch hat er „Discours", „Éloges" und sogar mit Sylvestre Maréchal ein „Dictionnaire des athées anciens et modernes" (Par. 1800) geschrieben. Bei seinem Tode stiftete er bei der Akademie einen jährlichen Preis für die beste astronomische Abhandlung oder die merkwürdigste Beobachtung. Auch sein Neffe, **Michel Jean Jérôme Lefrançais L.**, geb. zu Paris 21. April 1766, gest. 1839, machte sich als Astronom rühmlich bekannt.

Lälius (Cajus), wegen seiner Tüchtigkeit und Bildung von den Römern gefeiert und der Weise (Sapiens) genannt, war ein Sohn des **Cajus Lälius**, der, ein Freund des ältern Scipio Africanus, im zweiten Punischen Kriege dessen Flotte befehligt und im J. 190 mit Lucius Scipio Asiaticus das Consulat bekleidet hatte. Im J. 145 kämpfte er als Prätor mit glücklichem Erfolg gegen Viriathus in Lusitanien; Consul war er im J. 140 mit Quintus Servilius Cäpio. Seine Weisheit, durch bedeutende Rednergabe unterstützt, verschaffte ihm großen Einfluß, namentlich im Senat, auf die Lenkung des Staats. Mit dem jüngern Publius Scipio Africanus lebte er in vertrautester Freundschaft, weshalb auch Cicero in dem nach ihm benannten Gespräch über das Wesen der Freundschaft ihn als Hauptredner einführt, und beförderte mit ihm die Aufnahme griech. Bildung in Rom. Das Gerücht schrieb ihm auch einen wesentlichen Antheil an den Komödien des ihm befreundeten Terentius zu. Seine Tochter **Lälia**, an Quintus Mucius Scävola den Augur verheirathet, war wegen ihrer edeln Bildung berühmt.

Lallemand (Claude François), berühmter franz. Arzt, geb. 26. Jan. 1790 zu Metz, studirte Medicin zu Paris, wo er sich die Doctorwürde erwarb, und kam 1819 nach Montpellier, wo er lange als Professor der chirurgischen Klinik an der dortigen Facultät und als Oberwundarzt des Civil- und Militärhospitals jener Stadt eine bedeutende Thätigkeit entwickelte. Später wurde er als Professor der medicinischen Facultät nach Paris berufen und 1845 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften ins Institut aufgenommen. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Propositions de pathologie" (Par. 1818; 2. Aufl. unter dem Titel „Observations pathologiques", Par. 1825); „Recherches anatomico-pathologiques sur l'encéphale" (3 Bde., Par. 1820—36); „Observations sur les maladies génito-urinaires" (2 Bde., Par. 1825—27; deutsch von Pestel, Lpz. 1825—28). Ferner besorgte er die Ausgabe von Verdier's und Marschal's „Clinique médico-chirurgicale" (Par. 1834) und veröffentlichte: „Des pertes séminales involontaires" (3 Bde., Par. 1836—42; deutsch von Osterdinger, Stuttg. 1840). Seine Lehrvorträge wurden von H. Kaula gesammelt und herausgegeben unter dem Titel: „Clinique médico-chirurgicale" (Par. 1845).

Lally-Tolendal (Thom. Arthur, Graf von), ein Opfer der franz. Justiz im 18. Jahrh., gehörte einer irischen mit Jakob II. in Frankreich eingewanderten Familie an und wurde 1698 in der Dauphiné geboren. Er trat in das irische Regiment, das sein Vater, Sir Gerard L., befehligte, und zeichnete sich 1741 in Flandern so aus, daß man für ihn ein zweites irisches Regi-

ment errichtete. An der Spitze desselben wurde er nach dem Siege bei Fontenoi auf dem Schlachtfelde zum Brigadier ernannt. Im folgenden Jahre mußte er sich an der Expedition des Prinzen Karl Eduard nach Schottland betheiligen. Im J. 1747 kämpfte er wieder in den Niederlanden und erhielt den Grad eines Maréchal-de-Camp. Ludwig XV. ernannte ihn 1756 zum Generallieutenant und Generalcommandanten aller franz.-ostind. Niederlassungen. L. schiffte sich im Mai 1757 auf einer Escadre von vier Schiffen mit vielen Großen und vier Bataillonen ein, kam aber erst nach zwölf Monaten an den Ort seiner Bestimmung. Er eröffnete sogleich den Kampf gegen die brit. Besitzungen, eroberte eine Menge Plätze und Städte, belagerte selbst Madras, mußte sich aber nach einer schweren Niederlage unter den Mauern von Vandarachi auf das bedrohte Pondichery zurückziehen. Im März 1760 wurde die Stadt von einer zahlreichen engl. Armee und von der Seeseite durch eine Flotte von 14 Linienschiffen eingeschlossen. Nachdem L. sechs Monate diese Belagerung gegen den zwanzig mal stärkern Feind ausgehalten, gerieth er in die traurigste Lage. Gehaßt von der Bevölkerung, umgeben von 700 ausgehungerten Soldaten, wußte er sich dessenungeachtet noch vier Monate zu halten. Endlich 14. Jan. 1761 bot er dem Feinde eine Capitulation an; allein der brit. Admiral Coote verwarf den Antrag und Pondichery mußte am 16. seine Thore ohne Bedingung öffnen. L. wurde nun als Kriegsgefangener nach England geschafft, und als er daselbst erfuhr, daß man ihn in Frankreich der Verrätherei und Feigheit beschuldigte, wirkte er sich von dem engl. Ministerium die Erlaubniß aus, zu seiner Rechtfertigung nach Paris zu reisen. Hier angekommen, versprach der Hof die Untersuchung seiner Sache, ließ ihn jedoch ein Jahr warten und setzte ihn dann in die Bastille, wo er 19 Monate ohne Verhör zubrachte. Das Parlament zu Paris, welches den Proceß gegen L. zu führen hatte, verurtheilte ihn 6. Mai 1766 zur Strafe des Schwerts, weil er die Interessen des Königs wie der Indischen Compagnie verrathen habe, und drei Tage darauf wurde er enthauptet. Zehn J. später brachte es der besonders von Voltaire unterstützte Sohn L.'s dahin, daß der König die Revision des Processes befahl. Obschon das Parlament zu Rouen das Urtheil formell richtig erklärte, war doch die Unschuld des Verurtheilten so klar erwiesen, daß der König in einem Arrêt vom 21. Mai 1778 das Urtheil cassiren und die Ehre L.'s wiederherstellen mußte. — **Lally-Tolendal** (Trophime Gerard, Marquis von), des Vorigen Sohn, geb. 5. März 1751 zu Paris, gehörte zu Denjenigen in den Generalstaaten, die sich 1789 mit dem Dritten Stande verbanden. Von den demokratischen Tendenzen der Nationalversammlung erschreckt, suchte er sich jedoch später dem Hofe wieder zu nähern. Als Berichterstatter des Verfassungscomité schlug er zwei Kammern vor, auch setzte er seinen auf die Erhaltung der Aristokratie gegründeten Plan in der Schrift „Rapport sur le gouvernement, qui convient à la France" (1789) auseinander. Schon nach den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. zog er sich in die Schweiz zurück, kehrte aber 1792 zum Schutze des Königs nach Paris zurück. Nach der Katastrophe vom 10. Aug. wurde er verhaftet, entging jedoch den Septembermetzeleien, indem seine Freunde ihm kurz vorher zur Flucht nach England verhalfen. Beim Processe des Königs bot er sich dem Convent als Vertheidiger an, und als er keine Antwort erhielt, gab er seine Vertheidigung in den Druck. Einige Jahre später erschien von ihm „Défense des émigrés français, adressée au peuple français" (1794; neue Aufl., 2 Bde., Par. 1825), welche Schrift in zwei Monaten zehn Auflagen erlebte und großes Aufsehen machte. Nach der Revolution vom 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück und lebte zu Bordeaux. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Staatsrath und im Aug. 1815 zum Pair. Auch in der Pairskammer blieb L. seinen frühern politischen Ansichten treu; er vertheidigte zum Ärger des Hofs die constitutionellen Freiheiten, betrachtete aber als wesentliche Grundlage des Staats eine starke privilegirte Aristokratie. Er starb 11. März 1830. Unter vielen andern die Zeitereignisse betreffenden Schriften schrieb er „Essai sur la vie de Thomas Wenthworth, comte de Strafford" (Lond. 1795; 2. Aufl., Par. 1814).

Lama oder **Schafkameel** (Auchenia) ist der Name einer Säugethiergattung, die in Amerika die Gattung Kameel vertritt, von welcher sie sich durch den Mangel eines Rückenhöckers, durch die beiden tiefgetrennten Zehen mit längern Hufen und durch die in regelmäßig fortlaufender Reihe ohne Zwischenraum stehenden Backenzähne unterscheidet. Außerdem schließt sie auch nur kleinere Thiere in sich, welche aber bei weitem nicht so schwerfällig und dumm erscheinen als das Kameel. Man kennt nur zwei Arten des Lama: das Guanaco und die Vicuña; alle andern, unter mannichfachen Namen aufgeführten angeblichen Arten erweisen sich nur als Spielarten. Diese Thiere bewohnen die kalten Regionen des westlichen Südamerika, und zwar leben sie in Peru und Chile in den höchsten Ketten der Anden, steigen aber weiter gegen den kalten Südpol in die Ebenen herab. Sie scheinen selten Wasser zu bedürfen und trinken auch Salzwasser; doch

selbst ohne Wasser lebend, sondern sie stets eine reichliche Menge von Speichel ab, den sie gegen ihren Beleidiger spritzen und den man früher mit Unrecht für ätzend hielt. Das Guanaco (A. Guanacus) ist am weitesten verbreitet, denn es zeigt sich von Bolivia bis zur Magelhaensstraße überall heimisch. Es ist 5½ F. lang, an den Schultern gegen 3 F. hoch, im Ganzen braunroth, an Hals und Kopf heller gefärbt und an der Stirn und im Gesicht schwärzlich. Seine Behaarung ist lang, dicht und doppelter Art. Der Haut zunächst steht eine kürzere, halb filzige, blaßrostgelbe Wolle, welche am Rücken, an den Seiten, dem Unterhals und den obern Theilen der Glieder durch 4—5 Zoll langes, schlichtes, dünner stehendes, weiches, lebhaft-rostbraunes Haar bedeckt wird. Das besonders als Lama bezeichnete Thier ist die gezähmte und nur wenig geänderte Form des Guanaco und war früher in Peru das wichtigste Thier der Einwohner. Noch jetzt wird es zum Tragen geringerer Lasten in hohen Gebirgsgegenden gebraucht, ist aber in den niedern und mildern Gegenden durch das Maulthier verdrängt worden. Denn wenn es auch selbst auf den Gebirgshöhen nicht des Schutzes eines Stalles bedarf, wenig oder keine Abwartung braucht und seine Fütterung keine Kosten verursacht, so trägt es doch niemals über 80 Pf. Ladung und legt täglich höchstens drei deutsche Meilen zurück. Auf den ausnehmend unfreundlichen Hochebenen von Bolivia wird die Zucht der Lamas noch am stärksten getrieben. Das Lama ändert in der Färbung sehr ab: man hat braune mit weißen Flecken, ganz schwarze, ganz weiße, schwarz und weiß gefleckte u. s. w. Bei manchen ist das Haar feiner, bei andern gröber. Die Kunst des Webens der alten Peruaner ist auch verloren gegangen, und es werden jetzt aus Lamawolle nur sehr grobe, zur Ausfuhr ungeeignete Stoffe verfertigt. Das Fleisch gleicht einigermaßen dem Schaffleische und bietet den Gebirgsbewohnern eine gute Nahrung. Das Alpaca (s. d.) ist eine Spielart des Lama mit feinster Wolle, zu dem es sich etwa wie das Merinoschaf zum gewöhnlichen Schafe verhält. Die echten Alpacas sind fahlbraun, es fehlt ihnen das lange, schlichte Oberhaar gänzlich und das Grundhaar ist so entwickelt und umgestaltet, daß es wie bei den feinsten Merinos in Gestalt fingerdicker und spannenlanger, dicht nebeneinander stehender Flechten über Rücken, Seiten und Unterhals gerade herabfällt. Die unter dem Namen Alpaca nach England und auch nach Deutschland gebrachten Thiere sind gewöhnlich nur ein feinhaariger Mittelschlag der Lamas, aber keine echten Alpacas. Die Vicuña (A. Vicunna) ist kleiner und feiner gebaut und bewohnt in kleinen Heerden die höchsten und unwirthbarsten, der Schneelinie naheliegenden Regionen der Cordilleren des nördlichen Chile und Bolivias. Den größten Theil des Körpers bedeckt eine sehr feine, seidenartig glänzende, röthlichbraune, an den obern Theilen der Glieder lebergelbe, 1—3 Zoll lange Wolle, welche in Peru hoch geschätzt wird. Obschon die Vicuñas sich durch Anhänglichkeit an den Menschen zu Hausthieren empfehlen und ihre Zähmung wahrscheinlich leicht gelingen würde, so gehören doch selbst in Peru zahme Vicuñas zu den Seltenheiten, da die Indianer sich lieber mit der wenn auch noch so beschwerlichen Jagd dieser Thiere beschäftigen.

Lama bedeutet in der tibetanischen Sprache Seelenmutter, d. h. Priester. Mit der Annahme des Buddhismus kam dieses Wort auch zu den Mongolen und Kalmücken, deren Religion man daher öfter unrichtig die lamaische oder den **Lamaismus** genannt hat. In derselben wird als höchster Gott Buddha (s. d.) und als dessen Stellvertreter der **Dalai-Lama**, d. i. Oberpriester, verehrt. Der Dalaï-Lama ist das Oberhaupt der geistlichen und, dem Namen nach, auch der weltlichen Macht in Tibet. Ihm steht aber ein weltlicher Regent, Nomechan oder Yanwang geheißen, zur Seite. Die eigentliche Macht besitzt der chines. Statthalter. (S. Tibet.) Der Dalaï-Lama ist nicht blos sichtbarer Stellvertreter der Gottheit auf Erden, sondern zugleich eine wirkliche Gottheit. Seinen Wohnsitz hat er abwechselnd in einem Palaste in der Nähe L'Hassas, der Hauptstadt Tibets, Buddha-Lha, d. i. der Weisheit Glück, genannt. Stets ist er von einer Menge Priestern umgeben. Kein weibliches Wesen darf da, wo er sich aufhält, übernachten. Die Anbetung der Gläubigen empfängt er mit übereinander geschlagenen Beinen auf einer Art Altar sitzend. Nächst den Tibetanern bezeigen ihm die Mongolen die größte Ehrerbietung. Er grüßt Niemand und begnügt sich, seine Hand auf das Haupt der Gläubigen zu legen, die dadurch Vergebung der Sünden zu erlangen wähnen. Nur zu Zeiten theilt er geweihte Kügelchen aus, mit denen man viel Aberglauben treibt. Ist der Dalaï-Lama gestorben oder, buddhistisch zu reden, hat er seine menschliche Hülle ausgezogen, so schreitet man zur Wahl seines Nachfolgers auf folgende Weise. Man schreibt in allen Klöstern Gebete und Fasten vor. Die Bewohner L'Hassas verdoppeln, da sie bei der Sache am meisten betheiligt sind, Eifer und Andacht. Jedermann schickt sich zur Wallfahrt nach dem Buddha-Lha an. Der Rosenkranz bewegt sich in allen Händen. Die heilige Formel des Om Mani Padme Hum erschallt Tag und Nacht in allen

Vierteln der Stadt und Wohlgerüche flackern verschwenderisch empor. Diejenigen, welche in ihrer Familie den Dalaï-Lama zu besitzen glauben, benachrichtigen die Obrigkeit zu L'Hassa hiervon, damit sie die nothwendigen Eigenschaften der Kinder bezeugen möge. Um zur Wahl des Dalaï-Lama schreiten zu können, müssen drei Kinder entdeckt sein, welche alle Zeichen einer Wiedergeburt der Gottheit an sich tragen. Man läßt nun die Kinder nach L'Hassa kommen und die obersten Geistlichen der Lamastaaten constituiren sich zu einer Wahlversammlung. Sie schließen sich in einem Tempel im Buddha-Lha ein und bringen sechs Tage in Zurückgezogenheit, in Fasten und Gebet zu. Am siebenten Tage nimmt man eine goldene Kapsel und legt drei goldene Marken hinein, auf welchen die Namen der drei Kinder stehen. Man rüttelt die Kapsel und der älteste Geistliche zieht eine Marke. Das Kind, dessen Name auf der Marke steht, wird unmittelbar als Dalaï-Lama ausgerufen. Man führt es unter großem Gepränge in den Straßen umher; Alle, die dem Zuge begegnen, werfen sich andächtig nieder zur Verehrung der von neuem erschienenen Gottheit. Die beiden andern Kinder, welche sich ebenfalls um den Platz des Dalaï-Lama beworben haben, werden ihren Familien zurückgegeben. Der Dalaï-Lama wird zwar als eine lebendige Gottheit verehrt, aber die hier und da berichteten Abenteuerlichkeiten, daß ihm Schlangen an beiden Armen herabhängen und seine Excremente als Talismane dienen u. s. w., sind erfunden. Die Würde des Dalaï-Lama stammt erst aus dem 13. Jahrh. Der erste, Phagspa oder Passepa geheißen, ward von dem mongolischen Chakan Chubilai (1260) eingesetzt. Mehre Lamas, früher selbständige Bischöfe in ihren Sprengeln, widersetzten sich der Neuerung des monarchischen Kirchenregiments, was in der Folge zu einer Glaubensspaltung und selbst zu äußerlichen Unterscheidungszeichen der Kleidung führte. So ist gegen Ende des 14. Jahrh., im Gegensatze zu den Rothmützen, welche dem Onkel des ersten Groß-Lama ihr Dasein verdanken, die Abtheilung den Gelbmützen entstanden. Die Lehren und Ordnungen ihres Begründers Tsonchaba zielen auf größere Enthaltsamkeit alles Irdischen. So ist den untern Classen der Rothmützen-Lamas das Heirathen gestattet, was Tsonchaba allen Geistlichen untersagt, den niedrigsten wie den höchsten. Ein anderer Lama gründete einige Jahrzehnde später (1447) das Kloster Djaschi-Lhumbo oder die Wohnung der herrlichen Freude, dessen Oberpriester jetzt nach dem Dalaï-Lama den ersten Rang einnimmt in der tibetischen Hierarchie. Dies ist der Bandsin Erdeni, von den Engländern gewöhnlich Teschu-Lama geheißen, welcher als eine Menschwerdung des Weltgeistes Mandschusri, des Schöpfers der Materie, betrachtet wird. Der Dalaï-Lama ist nach der buddhistischen Dogmatik eine Verkörperung des Schöpfers des Geistes. Wenn einer dieser beiden Schöpfer seine Hülle abstreift, so soll nach altem Herkommen der andere bestimmen, wo und wann jener wieder geboren wurde. Die Regierung zu Peking lenkt aber seit längerer Zeit diese Wiedergeburten, welche so wichtigen religiös-politischen Einflusses sind, bei der Bevölkerung Tibets und der ganzen Tatarei.

Lamarck (Jean Bapt. Ant. Pierre Monet de), einer der berühmtesten Naturforscher Frankreichs, geb. aus einer adeligen Familie zu Bazentin in der Picardie 1. Aug. 1744, trat 1760 in Kriegsdienste, die er aber bald mit dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften vertauschte. Nachdem er sich längere Zeit mit Meteorologie beschäftigt, wendete er seine Thätigkeit der Botanik zu und ersann eine neue Methode, Pflanzen zu classificiren, die er die analytische nannte, die aber keinen Beifall erhielt, obgleich er sie in seiner „Flore française" (3 Bde., Par. 1780; 2. Aufl., 1793) befolgte, welche nachmals Decandolle ganz umarbeitete. Nachdem er zur botanischen Abtheilung von Panckouke's „Encyclopédie methodique" die beiden ersten Bände geliefert und zwei andere botanische Werke an Poiret und an Mirbel zur Fortsetzung überlassen hatte, vertauschte er die Botanik mit der Zoologie, wurde 1792 Professor der Naturgeschichte der niedern Thiere am Jardin des plantes und leistete Außerordentliches und Verdienstliches in dieser Wissenschaft. Im Besitze eines großen Rufs als Forscher und Lehrer starb er 20. Dec. 1829, nachdem er die letzten 17 J. seines Lebens in Folge der Pockenkrankheit erblindet zugebracht hatte. Seine zoologischen Schriften sind als systematische Aufzählung und Zusammenstellung einer unendlichen Menge von theils wenig bekannten Arten werthvoll; insbesondere ist sein berühmtes Werk „Histoire naturelle des animaux sans vertèbres" (7 Bde., Par. 1815—22; 2. Aufl., von Deshayes und Milne Edwards, Bd. 1—10, Par. 1835—45) jedem Zoologen wichtig. Anders verhält es sich aber mit dem speculativen Theile dieser Schriften, denn theils aus einer gewissen Sucht nach Originalität, theils wol auch in Folge einer eigenthümlichen Geistesrichtung hatte sich L. eine Philosophie erschaffen, welche die wunderlichsten Hypothesen aufstellt. Daher hat auch die „Philosophie zoologique" (2 Bde., Par. 1809), in welcher L. seine Ansichten niederlegte, nur vorübergehendes Aufsehen erregt.

Lamarque (Maximilien, Graf), franz. Generallieutenant und Deputirter, geb. 22. Juli 1770 zu St.-Sever im Depart. Landes, wendete sich durch seinen Vater, der Mitglied der Constituirenden Versammlung war, zeitig der Revolution zu und trat 1791 in das Heer. Im Vortrabe der Pyrenäenarmee unter Moncey stürzte er sich 1793 mit 200 Grenadieren auf Fuentarabia und nahm den Platz zugleich mit 80 Kanonen und 800 Kriegsgefangenen. Zum Lohne dieser That wurde er Generaladjutant und diente nun als solcher in Italien und am Rhein. Nach dem Frieden von Luneville befehligte er in Spanien unter Leclerc als Brigadegeneral; in gleicher Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge von 1805 in Deutschland bei. Nach dem Frieden sollte er Joseph Bonaparte nach Neapel begleiten. Auf dieser Reise wurde er in Tirol von einer Lawine verschüttet, aber gerettet, und in Unteritalien mußte er sich mit acht seiner Begleiter gegen die 50 Mann starke Bande des Fra Diavolo vertheidigen. Die Erfolge, welche er in Neapel gegen die Engländer und die Volksbanden davontrug, bestimmten den König Joseph, ihn zum Chef des Generalstabs zu ernennen. Allein L. schlug dies aus und wurde von Napoleon 1807 zum Divisionsgeneral erhoben. Als 1808 der König Murat ihm die Wegnahme der von den Engländern stark befestigten, von Hudson Lowe vertheidigten Insel Capri auftrug, vollzog er dieses kühne Wagniß durch einen gewaltigen Angriff in der Nacht vom 4. zum 5. Oct. Hierauf führte er unter dem Vicekönig von Italien eine Division im Feldzuge von 1809; er machte bei Laibach 5000 Östreicher zu Gefangenen, eroberte 65 Kanonen und zeichnete sich durch ungestümen Muth in der Schlacht bei Wagram aus. Nach einem kurzen Aufenthalte in Italien ging er nach Spanien, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen bis zum Sturze Napoleon's blieb und ebenso viel Menschlichkeit als Energie und Tapferkeit bewies. Mit der ersten Restauration trat er außer Dienst. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba mußte er in der Vendée den Oberbefehl übernehmen, wo er mit vieler Schonung verfuhr. Nach der Rückkehr der Bourbons floh er nach Belgien, erhielt aber 1818 die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Als Patriot und Krieger veröffentlichte er bis zum J. 1826 eine Reihe von Schriften, in welchen er Vorschläge zur Reorganisation des verfallenen Heeres machte, die aber ohne Erfolg blieben. Im Dec. 1828 gelang es ihm, als Abgeordneter des Depart. Landes in die Kammer zu treten, wo er sich zur Opposition hielt. Auch nach der Julirevolution von 1830 erhob er sich fortgesetzt gegen die Politik der Regierung. Er verlangte die Vereinigung Belgiens mit Frankreich und die Nichtachtung der Verträge von 1815. Eifrig erklärte er sich für die Sache der Polen, und nach der Einnahme von Warschau bot er Alles auf, um den Flüchtlingen eine Freistätte in Frankreich zu sichern. Beim Ausbruche der Unruhen in der Vendée hatte er nochmals den Oberbefehl in den westlichen Departements erhalten, doch wurde er wegen seines politischen Widerstandes desselben enthoben. Er starb 1. Juni 1832. Sein Leichenzug, den die republikanische Partei zu einer Demonstration benutzen wollte, gab 5. und 6. Juni Anlaß zu einer blutigen Emeute in den Straßen von Paris. Später erschienen L.'s Mémoires" (Par. 1835).

Lamartine (Alphonse, Prat de), franz. Dichter und Staatsmann, geb. zu Mâcon 21. Oct. 1790, wurde im Collége der Glaubensväter zu Belley erzogen und lebte nach Abschluß seiner Schulstudien einige Jahre ohne bestimmte Richtung in Milly, einem Landgute seiner Familie, zu Paris und in Italien. Im J. 1814 trat er nach der ersten Restauration in die königl. Leibgarde, verließ aber den Militärdienst bei der Rückkehr Napoleon's aus Haß gegen die Revolution und die Kaiserwirthschaft, in der er auferzogen worden war. In dieser Jugendzeit, die unter den Zerstreuungen der Hauptstadt, in den einsamen Schattengängen von Milly, an den Ufern des Sees von Bourges oder des Meeres von Ischia ziemlich stürmisch gewesen sein soll, verfaßte L. seine ersten Gedichte, die 1820 (Paris) unter dem Titel „Méditations poétiques" herauskamen und unermeßlichen Anklang fanden. Für seine Zeitgenossen, die der kriegerischen Dithyramben und Pindarischen Oden satt waren, schien L. mit seinen sanften Anschlägen eines religiös-schwärmerischen und menschlich-sehnsüchtigen Tons eine neue Saite zur Leier hinzugefügt zu haben. In weniger als vier Jahren verbreiteten sich 45000 Exemplare der „Méditations poétiques" ins Publicum. Der Dichter, der alle Blicke auf sich zog, wurde bei der franz. Gesandtschaft in Florenz angestellt, und in dieser Stadt traf er eine reiche Engländerin, die er heirathete. Er unternahm nun mehrfache diplomatische und Pilgerreisen nach Neapel, London u. s. w. und kehrte dann als franz. Geschäftsträger nach Florenz zurück. Im J. 1823 veröffentlichte er sodann „Nouvelles Méditations poétiques", die aber nicht soviel Glück machten als die ersten, obschon der Versbau darin fester und correcter war. Hierauf folgten: das didaktische und über das christliche Dogma hinausschreitende Gedicht „La mort de Socrate" (Par. 1823); „Le

dernier chant du pélerinage d'Harold" (1825), von welchem einige für Italien beleidigende Verse dem Dichter ein Duell mit dem Obersten Pepe und eine gefährliche Wunde zuzogen; „Le chant du sacre" (1825), in dem er die Krönung Karl's X. besang, und die „Harmonies poétiques et religieuses" (1828), die sich ganz in dem frühern Kreise seiner religiösen Gefühle und moralischen Stimmungen bewegten. L. bewies sich damals als der glänzende Vertheidiger des Throns und Altars, ward, nachdem er 1829 nach Frankreich zurückgekehrt, zum Mitgliede der franz. Akademie ernannt und sollte als bevollmächtigter Gesandter nach Griechenland abgehen, als die Revolution von 1830 ausbrach. Die neue Regierung bot ihm die Beibehaltung seines Titels an, aber er lehnte das Anerbieten ab und trat aus dem Staatsdienste. Nun begann in L.'s Leben eine neue Epoche, in welcher die Poesie nicht mehr als Hauptangelegenheit auftrat. Das Idyll „Jocelyn" (1836), die nach Form und Gehalt regellose, phantastische Dichtung „La chute d'un ange" (1838), die „Recueillements poétiques" (1839), die „Marseillaise de la paix" (Antwort auf Nikolaus Becker's Rheinlied) und einige andere Gedichte waren nach der Julirevolution die einzigen Erzeugnisse seiner Muse. Dagegen suchte er sich als Staatsmann geltend zu machen und wollte wieder in den Reihen der Bürger denken, sprechen, handeln und kämpfen für den großen Familienverband, das Vaterland. L. brachte in diese Laufbahn edle, humane Gesinnungen mit und trat zuerst mit einer Schrift gegen die Todesstrafe auf. Indessen bemühte er sich zu Dünkirchen und Toulon vergeblich, in die Kammer gewählt zu werden. Im Mai 1832 trat er eine Reise nach Asien an, von der er nach 16 Monaten zurückkehrte, doch ohne seine Tochter, die unterwegs in Syrien gestorben war. Die „Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient" (4 Bde., Par. 1835) waren mehr eine dichterische als wirkliche Beschreibung jener Reise. Unterdessen hatte ihn die legitimistische Partei zu Bergues in die Deputirtenkammer gewählt, wo er 4. Jan. 1834 zum ersten male die Rednerbühne bestieg und sehr bald zu den glänzendsten Rednern zählte. Im Nov. 1837 wurde er zu Bergues und zu Mâcon zugleich in die Kammer gewählt; er entschied sich aber für seinen Geburtsort, welchen er seitdem bis 1848 vertrat. Dem Fortschritt zugeneigt, aber conservativ gesinnt (démocrate-conservateur, wie er sich selbst nannte) und mit der Regierung Ludwig Philipp's unversöhnt, sprach er häufig in Verhandlungen von allgemeinem Interesse: für die Abschaffung der Sklaverei, gegen die Todesstrafe, zu Gunsten der Handelsfreiheit, über Eisenbahnen, über das Visitirungsrecht, über die Regentschaftsfrage, das Disjunctionsgesetz u. s. w. Man ging mehrmals damit um, daß er ein Portefeuille erhalten sollte. Doch hatte er sich allmälig von der Regierung ganz entfernt, und sein politisches Programm (Oct. 1843), noch mehr aber seine „Histoire des Girondins" (8 Bde., Par. 1847; 8 Bde., Lpz. 1847; deutsch, 8 Bde., Lpz. 1847—48) stellten ihn entschieden in die Opposition. Nach der Februarrevolution 1848 ward er als gefeierter Redner und Vertreter der Humanität Mitglied der Provisorischen Regierung und Minister der auswärtigen Angelegenheiten und übte als solcher bedeutenden Einfluß auf die ersten Schritte der jungen Republik. Von zehn Departements zum Volksrepräsentanten in die Constituirende Nationalversammlung gewählt, sodann von dieser Versammlung zu einem der fünf Mitglieder der Executivcommission berufen, genoß er einige Monate eine unermeßliche Popularität und hatte auch am Staatsruder muthige Regierungsmomente und geniale Geistesblitze, die unberechenbares Unheil abgewendet haben. Doch konnte er schon bei den allgemeinen Wahlen von 1849 weder in Paris noch in Mâcon als Candidat den Sieg erringen, und erst einige Monate nachher schickten ihn die Wähler von Orléans in die Gesetzgebende Versammlung. Bei aller Achtung vor seinem Streben und seinem Charakter, bei aller Anerkennung seiner hohen Geistesvorzüge mußte seine Popularität doch schnell verschwinden. Von sehr elastischer, unschlüssiger und wankelmüthiger Natur und von einer äußerst beweglichen, veränderlichen Sinnesart, die im Dienste der enthusiastischen Stimmung des Augenblicks steht, hält L. zu viel auf seine eigene Persönlichkeit, um für eine Collectivsache lange nutzbar zu sein. Er ist zu sehr geneigt, die Welt um sein eigenes Centrum drehen zu lassen, als daß er auf die Dauer politische Zustände, und namentlich solche, wie die Revolution von 1848 mit sich führte, mit Hingebung leiten und beherrschen könnte. L. sank daher rasch und tief und suchte sich vergebens durch Selbstapologien, die unter den Titeln „Trois mois au pouvoir" (1848) und „Histoire de la révolution de 1848 et 1849" (2 Bde., Par. 1849) erschienen, sowie durch eine eigene Zeitschrift „Le conseiller du peuple" zu rehabilitiren und zu rechtfertigen. Außerdem herrschte zwischen den Regierungsmaßregeln und spätern Äußerungen und Schriften L.'s ein widerwärtiger Misklang.

Obschon es anerkennungswerth, daß er, ungeachtet des herben politischen Misgeschicks, seinen literarischen Beschäftigungen treu geblieben, so muß doch gerügt werden, daß er sein Ansehen als Mensch durch Herausgabe von Memoiren („Raphaël, pages de la vingtième année 1849", Par. 1849; Lpz. 1849; „Les nouvelles confidences", Par. 1850; Lpz. 1850), worin er alle Geheimnisse seines Jugendlebens aufdeckte, sowie sein Ansehen als Dichter durch Bekanntmachung von Commentaren, die seinen Gedichten allen Duft rauben und eine grenzenlose Eitelkeit verrathen, geschmälert hat. Von seinen Werken gibt es verschiedene Gesammtausgaben. Die letzte wurde von L. selbst verlegt: „Oeuvres choisies et épurées" (4 Bde., Par. 1849—50). Eine frühere Ausgabe übersetzte Herwegh ins Deutsche (12 Bde., Stuttg. 1839); eine Übersetzung seiner ausgewählten Gedichte gab Gustav Schwab (Stuttg. 1826) heraus. Statt des „Conseiller du peuple", den er nach dem 2. Dec. 1851 eingehen ließ, veröffentlichte er seitdem „Le civilisateur", eine Zeitschrift, die Charakteristiken und Lebensbeschreibungen berühmter Männer und Frauen aller Zeiten und Länder mittheilt. Seiner „Histoire de la restauration" (8 Bde., Par. 1851—53; deutsch von Schöttlen, 8 Bde., Stuttg. 1851—53) wird eine „Histoire de la Constituante" folgen, die zuerst im Feuilleton des „Siècle" erscheinen soll.

Lamb (Lady Caroline), engl. Romanschriftstellerin, geb. 13. Nov. 1785, die einzige Tochter des Grafen Beßborough, wurde unter den Augen ihrer Großmutter, der Gräfin Spencer, erzogen und erhielt einen ausgezeichneten Unterricht, der selbst die Sprachen des classischen Alterthums umfaßte. Schwärmerischer Hang, Reizbarkeit des Gefühls, Sträuben gegen den Zwang der Sitte waren früh hervortretende, eigenthümliche Züge ihres Charakters. Die Neigung zur Literatur befreundete sie mit Lord Melbourne (s. d.), der sich 1805 mit ihr vermählte. Als sie Lord Byron nach der Rückkehr von seiner ersten Reise kennen gelernt, bildete sich zwischen ihnen ein trauliches Verhältniß, das zwar nach drei Jahren abgebrochen wurde, von dessen schmerzlichem Eindrucke sie sich aber nie wieder erholen konnte. Später lebte sie mehre Jahre ziemlich abgeschieden meist auf dem Landgute ihres Schwiegervaters zu Brocket-Hall und trennte sich endlich ganz von ihrem Gemahl, der jedoch bis zu ihrem Tode in freundschaftlicher Verbindung mit ihr blieb und stets der Gegenstand ihrer Hochachtung war. Schwer erkrankt begab sie sich 1827 nach London, wo sie 25. Jan. 1828 starb. Von ihren Romanen erschienen im Druck „Glenarvon", „Graham Hamilton" und „Ada Reis".

Lamb (Charles), der vorzüglichste engl. Essayist der neuern Zeit, wurde 18. Febr. 1775 in London geboren und von 1782 an im Christhospital gleichzeitig mit Coleridge erzogen. Im J. 1792 bei der Ostindischen Compagnie angestellt, diente er derselben als Clerk bis 1825, wo er mit einer ansehnlichen Pension in Ruhestand versetzt wurde. Er starb zu Edmonton 27. Dec. 1834. Als Schriftsteller ist er vor allem durch die zuerst im „London magazine" unter dem Namen Elia veröffentlichten „Essays" bekannt, in denen er seine heitere Lebensphilosophie mit Humor und rührender Einfalt vortrug. Später erschienen dieselben in zwei Sammlungen (Lond. 1823 und 1831). Dieselbe reine Menschlichkeit athmen seine Gedichte, unter denen das rührende „The old familiar faces", das von Freiligrath übersetzt wurde, als Typus seiner Poesie gelten kann. Die ersten derselben hatte er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Charles Lloyd unter dem Titel „Blank verse" (Lond. 1798) herausgegeben. Sein Lustspiel „Mr. H." (1804) und seine Tragödie „John Woodville" (1802) verschwanden ohne Erfolg von der Bühne. Dagegen wurden seine „Tale of Rosamond Grey" (Lond. 1798) und seine „Tales from Shakspeare" (2 Bde., Lond. 1807) ein Gemeingut des Volkes. In seinen „Specimens of English dramatic poets who lived about the time of Shakspeare, with notes" (Lond. 1813; 2. Aufl., 2 Bde., 1835) wies er dringend auf die Einfachheit und Reinheit der Diction der alten Dramatiker hin. Seine „Album verses with a few others" (Lond. 1830) enthalten Gelegenheitsgedichte von mehr als gewöhnlichem Interesse, da seine berühmten Donnerstagspartien der gesellige Mittelpunkt vieler seiner berühmten ältern und jüngern literarischen Zeitgenossen waren. Seine „Prose works" erschienen 1835 (3 Bde.), seine „Poetical works" 1836 gesammelt (neue Aufl., 1852). Vgl. Talfourd, „Letters of Charl. L. with a sketch of his life" (2 Bde., Lond. 1837). — Seine Schwester, **Mary Ann Lamb**, geb. 1765, in den „Essays" als Bridget Elia verherrlicht, hatte an dem „Tales from Shakspeare" Antheil und schrieb eine vortreffliche Jugendschrift: „Mrs. Leicester's school". Durch ein geistiges Leiden genöthigt, in der Zurückgezogenheit zu leben, wurde sie von ihrem Bruder aufs treueste gepflegt. Nach seinem Tode nahmen sich dessen Freunde ihrer an. Sie starb 20. Mai 1847.

Lambach, ein alter und wohlgebauter Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft und zwei M. von der Stadt Wels, im Erzherzogthum Östreich ob der Ens, in einer tiefen Schlucht

an der Traun gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts mit 2400 E., ist wegen der hier 1032 gestifteten Benedictinerabtei berühmt, welche eine Bibliothek von 32000 Bänden mit vielen Incunabeln, theologischen Manuscripten, eine Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen, ein physikalisches Cabinet und ein wohlgeordnetes Archiv besitzt. Über die Traun führt die Eisenbahn an der interessanten und prachtvollen Dreieinigkeitskirche in der Naura vorüber, welche dreieckig von dreierlei Marmor erbaut ist, drei Eingänge, drei Thürme, drei Fenster, drei Altäre von dreifarbigem Marmor, drei Orgeln und drei Sacristeien besitzt und 333333 Fl. gekostet hat. Auch hat L. selbst einen merkwürdigen Wasserbehälter aus salzburger Marmor, der 2883 Eimer faßt.

Lamballe (Marie Thérèse Louise von Savoyen-Carignan, Prinzessin von), ein Schlachtopfer der Revolutionsgräuel, geb. zu Turin 8. Sept. 1749, war die Tochter des Prinzen Ludwig Victor Amadeus von Carignan und der Prinzessin Katharine Henriette von Hessen-Rheinfels-Rotenburg. Von ausgezeichneter Schönheit und Liebenswürdigkeit, vermählte sie Ludwig XV. von Frankreich, der das Haus Savoyen begünstigte, 1767 mit dem Prinzen Louis Alex. Jos. Stanisl. von Bourbon, Prinzen von Lamballe. Schon nach 15 Monaten verlor sie jedoch ihren 20jährigen, durch Ausschweifung zerrütteten Gemahl. Als Marie Antoinette, die Gemahlin Ludwig's XVI., nach Frankreich kam, gewann sie die Prinzessin L. lieb und ernannte, nachdem sie Königin geworden, dieselbe zur Intendantin ihres Hauses. Dieses Freundschaftsbündniß der beiden Frauen wurde noch enger, als die Ausbrüche der Revolution die königl. Familie bedrohten. Bei dem Fluchtversuche des Königs (20. Mai 1791) verließ auch die Prinzessin L. Frankreich, um sich in England mit der Königin zu treffen. Als sie jedoch vernahm, daß die Flucht misglückt und die Lage der königl. Familie übler als je sei, beschloß sie, trotz des Widerstands ihrer Familie, nach Frankreich zurückzukehren, und traf im Febr. 1792 in Paris wieder ein. Nach den Ereignissen des 10. Aug. erhielt sie die Erlaubniß, die Gefangenschaft der Königin zu theilen. Kurze Zeit nachher wurde sie jedoch auf Befehl des Gemeinderaths von dieser getrennt und aus dem Temple in das Gefängniß la Force gebracht. Auch dieses Gefängniß erreichten die Mörderbanden in den ersten Tagen des September. Am Morgen des 3. Sept. wurde der Prinzessin befohlen, sich zur Übersiedelung in die Abtei bereit zu halten. Man führte sie jedoch vor das von den Mördern gebildete Gericht und befahl ihr, zu schwören, daß sie die Freiheit und Gleichheit liebe und den König, die Königin und das Königthum hasse. „Den ersten Eid," entgegnete sie, „will ich schwören, den andern kann ich nicht leisten; mein Herz sträubt sich dagegen." Mehre der Umstehenden, die sie retten wollten, redeten ihr zu; allein die unglückliche Frau sah und hörte nicht mehr. „Man lasse Madame frei", gebot der Präsident, und dieses Wort war das verabredete Zeichen, daß sie sterben sollte. Als sie von zwei Männern gestützt an die Thür gelangte, empfing sie einen Säbelhieb in den Hinterkopf, sodaß das Blut hoch sprang und ihr reiches Haar herabfiel; ein zweiter Axthieb streckte sie vollends zu Boden. Die Mörder zerrissen nun ihren Körper, steckten den Kopf und das Herz auf Piken, zogen durch die Stadt und erschienen so unter den Fenstern des Temple, wo die königl. Familie gefangen saß. Die Gemeindebeamten suchten zwar die Königin am Anblick dieser Scene zu verhindern; als dieselbe jedoch fragte, was vorginge, antwortete ein Nationalgardist: „Es ist der Kopf der L., den Sie nicht sehen sollen." Bei diesen Worten sank die Königin in Ohnmacht.

Lambeck (Peter), gewöhnlich Lambecius genannt, ein um die Geschichte der Literatur hochverdienter Gelehrter, geb. 1628 zu Hamburg, gest. 1680 zu Wien, erhielt, nachdem er sich in Holland, Frankreich und Italien gebildet hatte, 1652 die Professur der Geschichte an dem Gymnasium seiner Vaterstadt und 1660 das Rectorat desselben. Zwei Jahre darauf gab er in Folge ehelicher und kirchlicher Zwistigkeiten seine Stelle auf und wurde nach seinem vorher erfolgten Übertritt zur kath. Kirche zum Aufseher der kaiserl. Bibliothek in Wien ernannt, die ihm theils viele ihrer trefflichen Einrichtungen, theils die genaue Katalogisirung ihrer Schätze verdankt, welche er in seinem Hauptwerke, in den noch jetzt geschätzten „Commentarii de bibliotheca caesarea Vindobonensi" (8 Bde., Wien 1665—79; 2. Aufl., von Kollar, 8 Bde., 1766—82), veranstaltete. Außerdem war er der Erste, der einen vielumfassenden, chronologisch geordneten Abriß der Literaturgeschichte, die er auch mündlich seit 1656 auf dem Gymnasium zu Hamburg gelehrt hatte, unter dem Titel „Prodromus historiae literariae" (Hamb. 1659; 2. Aufl., von J. A. Fabricius, Lpz. 1710) herausgab. Vgl. „Lebensbeschreibung L.'s." (Hamb. 1724).

Lamberg, ein schon in den frühesten Zeiten im Erzherzogthum Östreich begütertes Geschlecht, das in der Mitte des 14. Jahrh. nach Krain zog, wo es durch Verheirathung mit der einzigen

Tochter und Erbin Nikolaus von Pöttwein's bedeutende Besitzungen erwarb. Hier theilte es sich durch die drei Söhne Wilhelm's II. von L., gest. 1397, in drei Hauptlinien. Jakob von L. stiftete die ältere oder Rottenbühlische Hauptlinie, Balthasar von L. die mittlere oder Schneebergische, Georg von L. die jüngere oder Guttenbergische Hauptlinie. Von den genannten drei Hauptlinien ist die erste ausgestorben; die zweite hingegen zerfiel durch Georg und Andreas von L., die beiden Söhne ihres Stifters, wieder in zwei Speciallinien, die Orteneggische und die Sauerstein-Reutenburgische, von denen die letztere 1546 freiherrlich wurde, aber ausgestorben ist. Die Orteneggische Speciallinie zerfiel wiederum in zwei Äste, den Johann-Maximilianischen und den Johann-Wilhelmischen oder Bairischen Ast. — Der Gründer der erstern war Graf **Joh. Maximilian von L.**, geb. 1608 zu Steyer, 1642 Gesandter in Rom, 1644—47 kaiserl. Bevollmächtigter beim Westfälischen Frieden in Osnabrück, gest. 1680. — Ein Neffe desselben, Graf **Joh. Philipp von L.**, geb. 1651, gest. 1712, kämpfte gegen die Türken, wurde 1682 Reichshofrath und wirkte als Gesandter zu Dresden, Berlin und Regensburg. In den geistlichen Stand übergetreten, ward er 1689 Bischof von Passau und erhielt 1700 den Cardinalshut. Im J. 1697 ging er als kaiserl. Gesandter nach Warschau, dann als Principalcommissarius nach Regensburg, wo er beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs die Kriegserklärung gegen Frankreich und die Achtserklärung gegen die Kurfürsten von Baiern und Köln bewirkte. — Ein Enkel Joh. Maximilian's, Graf **Leopold Matthias von L.**, geb. 1667, gest. 1711, stand bei Kaiser Joseph I. in hoher Gunst und erhielt 1707 die reichsfürstliche Würde. Als seine directen Nachkommen 1794 ausgestorben waren, ging letztere an den verwandten Bairischen Ast und zwar zunächst an den Fürsten **Karl Eugen von L.**, geb. 1. April 1764, gest. 11. Mai 1831, über. Der Sohn des Letztern, Fürst **Gustav von L.**, geb. 21. Dec. 1812, ist gegenwärtig Haupt der fürstlichen Linie.

Die jüngere oder Guttenbergische Hauptlinie blüht noch gegenwärtig in zwei Ästen, dem Stein-Guttenbergischen und dem Ortenegg-Ortensteinischen. 1) Die Linie zu Stein und Guttenberg, seit 1641 reichsgräflich, starb 1828 mit dem Grafen **Johann Nepomuk Anton von L.** (geb. 20. Febr. 1764) und dessen Sohne, dem Grafen **Eduard von L.** (gest. 30. Nov. 1825), in directer Linie aus. Einer Seitenlinie gehört Graf **Anton Raimund von L.**, geb. 21. Dec. 1795, an, welcher eine zahlreiche Nachkommenschaft besitzt. 2) Die Linie zu Ortenegg und Ortenstein wurde 1636 in den Grafenstand, 1667 in den Reichsgrafenstand erhoben. Ihr Haupt war Graf **Franz Philipp von L.**, geb. 30. Nov. 1791. Seit 1810 in östr. Diensten, machte er 1810 als Unterlieutenant in einem Ulanenregimente den Feldzug in Italien mit, war 1814—18 in Frankreich, kam 1821 als Escadronchef in ein Chevauxlégersregiment, worauf er 1824 zum Major, 1829 zum Oberst, 1835 zum Generalmajor und 1843 zum Feldmarschallieutenant aufrückte. Wegen seiner Besitzungen in Ungarn hatte er einen Sitz an der ungar. Magnatentafel. Während der Palatin Erzherzog Stephan Ungarn verließ und Jellachich mit seiner Armee sich Pesth näherte, ward L. durch kaiserl. Manifest vom 25. Sept. 1848 zum königl. Commissar in Ungarn und zum Obercommandanten sämmtlicher regulären und irregulären ungar. Truppen ernannt. Doch die ungar. Nationalversammlung erklärte 27. Sept. diese Ernennung für ungesetzlich und ungültig, sowie Alle, die L. gehorchen würden, der Strafe des Hochverraths verfallen. L. selbst, der sich unmittelbar nach der ungar. Hauptstadt begeben hatte, wurde 28. Sept. von dem wüthenden Pöbel auf der Brücke zwischen Ofen und Pesth ermordet. Der älteste seiner Söhne, Graf **Franz Emmerich von L.**, geb. 30. April 1832, dient als Offizier in der östr. Armee. Ein Bruder des Ermordeten, Graf **Rudolf von L.**, geb. 11. Febr. 1802, ist Major und Flügeladjutant Radetzky's.

Lambert von Aschaffenburg, gewöhnlich **Lambertus Schafnaburgensis** genannt, ein Quellenschriftsteller für die deutsche Geschichte, gebürtig aus Aschaffenburg im Würzburgischen, lebte als Mönch in der Benedictinerabtei Hersfeld oder Hirschfeld, machte um 1058 eine Reise nach Jerusalem und soll um 1100 im Kloster Saalfeld gestorben sein. Nach der Rückkehr aus Jerusalem schrieb er das „Chronicon historicum apud Germanos", das die Zeit von Erschaffung der Welt bis zum J. 1050 kurz beschreibt, von da aber bis 1077 die Geschichte selbständig vorträgt. L. gehört zu den vorzüglichsten Geschichtschreibern des Mittelalters; mit scharfem Blick verbindet er ein richtiges Urtheil und seine Sprache ist ziemlich rein und fließend. Herausgegeben wurde die Chronik von Krause (Halle 1797), übersetzt von Buchholz (Ffk. 1819). Vgl. Piderit, „De L. Schafnaburgensi" (Hersf. 1828); Frisch, „Compendium criticum L. Schafnaburgensis annalium auctum" (Münch. 1830).

Lambert (Joh. Heinr.), Philosoph und Mathematiker, geb. 29. Aug. 1728 zu Mühlhau-

sen im franz. Depart. Oberrhein, war der Sohn eines armen Schneiders, der ihn für die Profession bestimmte. Doch hierzu viel zu aufgeweckten Geistes, arbeitete L., um seine Wißbegierde zu befriedigen, des Nachts und zog so die Augen einiger Menschenfreunde auf sich, die für seinen fernern Unterricht sorgten. Er machte schnell bedeutende Fortschritte in der Mathematik, Philosophie und den morgenl. Sprachen, erhielt dann seiner zierlichen Handschrift wegen eine Schreiberstelle, wurde Buchhalter in einem Eisenwerke und kam in seinem 18. J. als Secretär zu Iselin nach Basel, der damals eine Zeitung herausgab, und zwei Jahre darauf als Hauslehrer zu dem Präsidenten von Salis in Chur, wo sich unter fortgesetzten eifrigen Studien besonders sein mathematisches Genie entwickelte. Im J. 1756 begleitete er seine Zöglinge nach Göttingen, im folgenden nach Utrecht und 1758 auf einer Reise nach Paris, Marseille und Turin. Hierauf lebte er in Augsburg, München, Erlangen, in der Schweiz und in Leipzig, bis er 1764 nach Berlin ging, wo ihn Friedrich d. Gr. zum Oberbaurath und zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannte. In Berlin starb er 25. Sept. 1777. Er war in Mathematik, Logik und Metaphysik der größte Analytiker seiner Zeit. Die Lehre von der Messung der Intensität des Lichts begründete er zuerst als Wissenschaft in seiner „Photometria, seu de mensura et gradibus luminis, colorum et umbrae" (Augsb. 1760); auch entdeckte er die Theorie des Sprachrohrs. Um die Philosophie und besonders um die analytische Logik erwarb er sich Verdienste durch sein „Neues Organon, oder Gedanken über die Erforschung und Beziehung des Wahren" (2 Bde., Lpz. 1764), in welchem er mit Hülfe der Mathematik eine bessere Methode der Philosophie als die Wolf'sche Schule aufstellen wollte, und durch die „Anlage zur Architektonik, oder Theorie des Einfachen und Ersten in der philosophischen und mathematischen Erkenntniß" (2 Bde., Riga 1771). Außerdem sind seine tiefgedachten „Kosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaus" (Augsb. 1761) zu erwähnen. Seinen Briefwechsel mit Kant findet man in dessen kleinen „Vermischten Schriften". Im J. 1828 wurde ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet. Vgl. Huber, „L. nach seinem Leben und Wirken" (Basel 1829).

Lambertsnüsse, s. Hasel.

Lambertus, Heiliger und Märtyrer, war im 7. Jahrh. in seiner Vaterstadt Mastricht wol gegen 40 J. Bischof. Er zeichnete sich durch alle christlichen Tugenden aus, suchte auch das Christenthum im hohen Norden eifrig zu verbreiten, mußte aber unter den vielfachen politischen Umwälzungen im fränk. Reiche mancherlei Ungerechtigkeit und Verfolgung erdulden. Alpheide, die Beischläferin des Majordomus Pipin von Herstall, die Mutter Karl Martell's, erzürnt durch seine Strafreden, ließ endlich den Bischof 708 bei der Rückkehr aus der Kirche ermorden. Der kirchliche Gedächtnißtag des heiligen L. ist der 17. Sept.

Lambesc (Karl Eugen von Lothringen, Prinz von), geb. 25. Sept. 1751, stammte aus einem Nebenzweige des Hauses Lothringen und war der Sohn des Grafen von Brionne. Als Verwandter der Königin Antoinette dem Hofe sehr ergeben, wurde er 1789 Großstallmeister von Frankreich und Inhaber des Regiments Royal-Allemand, das man während der ersten Ereignisse der Revolution ganz besonders zum Schutze des Hofs bestimmt hatte. Um seine Entschlossenheit zu zeigen, drang er an der Spitze dieses Regiments 12. Juli 1789 über den Platz Ludwig's XV. in den Garten der Tuilerien ein und reinigte denselben von der Volksmenge, die sich hier täglich um die Straßenredner zu versammeln pflegte. Mehre Verwundungen fielen dabei vor und er selbst gab einem gebrechlichen Greis, der sich nicht schnell genug zurückziehen konnte, einen Säbelhieb. Dieses unnöthige blutige Einschreiten entflammte das Volk zur Wuth und erbitterte alle Gemüther. Er wurde als royalistischer und vom Auslande erkaufter Verschwörer angeklagt; der Gerichtshof Châtelet jedoch schlug die Anklage als unbegründet nieder. Hierauf ging er nach Deutschland und wohnte 1793 im Heere der Verbündeten dem Feldzuge in der Champagne bei. Nach dem Rückzuge trat er in kaiserl. Dienste, wurde Generalmajor und 1796 Generalfeldmarschall. In dieser Eigenschaft nahm er mit seinem Bruder, dem Prinzen Vaudemont, an allen Feldzügen gegen die franz. Republik und das Kaiserreich Theil, ohne sich besonders auszuzeichnen. Im J. 1816 heirathete er die Witwe des verstorbenen Ministers Grafen von Colloredo, ließ sich aber nach einiger Zeit wieder scheiden. Als die Bourbons auf den franz. Thron gelangten, verliehen sie ihm die Pairswürde unter dem Titel eines Herzogs von Elbeuf und hierauf auch den Marschallsstab. Diese Verleihung von Würden an einen Fürsten und General, der dem Auslande angehörte und mehr als 20 J. gegen Frankreich die Waffen geführt hatte, erregte großen Unwillen, obschon L. nie von den ihm dadurch zu Theil gewordenen Rechten Gebrauch machte. L. starb zu Wien 20. Nov. 1825. Mit ihm erlosch die Seitenlinie des Hauses Lothringen, der er angehörte.

Lambin (Denis), gewöhnlich Dionysius Lambinus genannt, franz. Philolog des 16. Jahrh., geb. 1516 zu Montreuil-sur-Mer in der Picardie, studirte zu Amiens und bildete sich dann in Italien weiter aus. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er 1560 am Collége de France Professor der Beredtsamkeit und bald darauf der griech. Literatur. Er wirkte mit dem größten Nutzen in seinem Berufe und starb 1572. Noch gegenwärtig sind seine Ausgaben des Horaz (Leyd. 1564; 4. Aufl., Par. 1579; neu abgedruckt, 2 Bde., Kobl. 1829—30), des Lucrez (Par. 1564 und öfter), des Plautus (Par. 1576 und öfter) und des Cicero (4 Bde., Par. 1566) geschätzt. Einen Abdruck der Noten zu Cicero besorgte Klein (Kobl. 1830).

Lambruschini (Luigi), ein Cardinal, der als Minister Papst Gregor's XVI. bedeutenden Einfluß übte, wurde 1776 zu Genua geboren und trat in den Barnabitenorden. Er ward später Bischof von Sabina, dann Erzbischof von Genua, endlich im Sept. 1831 Cardinal. Gregor XVI. ernannte ihn zum Staatssecretär des Auswärtigen, zum Minister des Unterrichts, später auch zum Secretär der päpstlichen Breven und Bibliothekar des Vatican. In dieser Stellung soll er namentlich seine Hand zu den politischen Verfolgungen und geistlichen Processen jener Zeit geboten haben, sodaß er bei den Römern sehr unpopulär war. Im J. 1845 trat er die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts an Mezzofanti ab. Als 1846 nach Gregor's Tode die neue Papstwahl erfolgte, erhielt L. im ersten Scrutinium die meisten Stimmen. Der neue Papst Pius IX. ernannte ihn zum Mitgliede der neuerrichteten Staatsconsulta, sowie wieder zum Secretär der päpstlichen Breven und Bibliothekar des Vatican. Im J. 1847 ward L. ferner Bischof von Porto, San-Rufina und Civita-Vecchia, desgleichen Großkanzler aller Orden und einer der Dekane des heiligen Collegiums. Beim Ausbruch der politischen Unruhen vom Volke bedroht, flüchtete er nach Civita-Vecchia, fand sich aber auch hier nicht sicher, sodaß er sich wieder nach Rom wandte. In der Katastrophe vom Nov. 1848 floh er nach Neapel, hielt sich dann bei dem Papste zu Gaëta auf und kehrte mit diesem 1850 nach Rom zurück. Er ward hierauf zu einem der Hauscardinäle des Papstes ernannt.

Lamēgo, eine Stadt in der portug. Provinz Beira, an der Einmündung des Balsamao in den Duero, mit 9000 E., einem alten Schloß und einem bischöflichen Seminar, ist geschichtlich berühmt durch den daselbst 1143 unter dem Könige Alfons I. gehaltenen Reichstag, der die Erbfolge in Portugal festsetzte und die Cortes einführte.

Lamennais (Hugues Felicité Robert de), franz. Schriftsteller, geb. 19. Juni 1782 zu St.-Malo in der Bretagne, von einer reichen Schiffsrhederfamilie, deren Wohlstand durch die Revolution zu Grunde gerichtet wurde, wandte sich mit derselben Lebhaftigkeit, die ihn in seiner frühesten Jugend zu einem ausgelassenen Knaben machte, einer regellosen Lectüre zu. Als sein Vater ihn zur Wahl eines Berufs antrieb, entschloß er sich dem Beispiele seines Bruders zu folgen, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte. Seine religiösen Ansichten und Überzeugungen hatten sich indessen eben nicht sehr früh entwickelt, und erst im 22. Lebensjahre wurde er confirmirt. Um dieselbe Zeit gab er mathematischen Unterricht im kleinen Seminar von St.-Malo. Im J. 1814 kam L. nach Paris, wo er sehr ärmlich leben mußte. Seine Familienverbindungen wie die Richtung seiner Ideen machten ihn zum eifrigen Anhänger der Restauration, sodaß er während der Hundert Tage nach England ging, um daselbst ein Unterkommen als Hauslehrer zu suchen. Vom Abbé Carron, der damals in London eine Erziehungsanstalt für Emigrantenkinder leitete, an Lady Jerningham, Lord Stafford's Schwägerin, empfohlen, stellte er sich dieser hohen Dame vor, die ihn jedoch schnöde abwies. Nach einem siebenmonatlichen Aufenthalt in England kehrte er nach Frankreich zurück, trat für kurze Zeit ins Seminar von St.-Sulpice zu Paris und empfing das Jahr darauf, 1816, die Priesterweihe zu Rennes. Acht Jahre vorher war er bereits als Schriftsteller aufgetreten mit den „Réflexions sur l'état de l'église en France pendant le XVIIIme siècle et sur sa situation actuelle", die von der kaiserl. Polizei unterdrückt wurden. Von 1808—30 veröffentlichte er Übersetzungen von ascetischen Schriften, Abhandlungen über religiöse, philosophische und politische Fragen, Betrachtungen über die Vergangenheit der Kirche und ihre Existenzbedingungen, über das franz. Unterrichtswesen, über den Einfluß philosophischer Doctrinen und den berühmten „Essai sur l'indifference en matière de religion" (4 Bde., Par. 1817—20), eine glänzende Apologie des Katholicismus, die den Verfasser in den Rang der bedeutendsten Schriftsteller Frankreichs stellte und die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte. Während dieser Zeit und in seinen zahlreichen und verschiedenartigen Schriften zeigte sich L. als eifriger Vertheidiger des Autoritätsglaubens gegen freies Meinen und Denken, behauptete die Nothwendigkeit einer absoluten Theokratie und machte

die Doctrinen Gregor's VII. hinsichtlich der untergeordneten Stellung der Fürsten gegen den Papst wieder geltend. Er suchte die Legitimität des prädominirenden Übergewichts der reinen kath. Kirche zu beweisen. Die von dem franz. Staatsgrundgesetz allen Cultusformen gewährte Duldung war in seinen Augen eine strafbare Begünstigung der Ketzerei und jeder Glaubenszwist mit dem Papst ein verbrecherisches Schisma. L. stand in enger Verbindung mit allen royalistischen Sommitäten jener Zeit, und aus seiner Vereinigung mit Châteaubriand, de Bonald, Frayssinous, Castelbajac, Fievée, Villèle u. s. w. entstand der „Conservateur“, dessen sämmtliche Kräfte gegen das Ministerium Decazes gerichtet waren. Später lieferte er Beiträge für den „Défenseur“ und den „Drapeau blanc“. Als er jedoch 1823 in dem letztern Blatte das öffentliche Unterrichtswesen angriff, zog ihm seine Maßlosigkeit eine Anklage und seinem Verleger eine Geldstrafe zu. Im J. 1824 machte er seine erste Reise nach Rom, wo er von Papst Leo XII. mit Auszeichnung empfangen wurde, den ihm angebotenen Cardinalshut aber ausschlug. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er die Schrift „La religion considérée dans ses rapports avec l'ordre civil et politique“ (2 Bde., Par. 1825—26), worin er die berühmte Declaration von 1682, die Weihe für die Freiheiten der Gallikanischen Kirche, schonungslos angreift. Er wurde deshalb vor das Zuchtpolizeigericht gestellt und trotz der glänzenden Rede seines Vertheidigers Berryer verurtheilt, wenn auch nur zu 36 Frcs. Geldstrafe. Bei dieser Gelegenheit schloß L. eine kurze Anrede an die Richter mit den Worten: „Ihr sollt erfahren, was ein Priester ist!“ Und er hat Wort gehalten. Von jetzt an begann er die Trennung der Kirche und des Staats zu predigen, da er die erstere nur retten zu können glaubte, wenn er sie von dem Joche des letztern befreie, und arbeitete deshalb auf einen Bund zwischen dem Christenthum und der Freiheit hin. Wie schnell die neue Ideenrichtung sich in ihm entwickelte, zeigte schon seine Schrift „Progrès de la révolution et de la guerre contre l'église“ (Par. 1829), worin er die Revolution des folgenden Jahres fast mit Gewißheit voraussagte. Der Ausgang der Julitage von 1830 bekehrte ihn nun zum Dogma der Volkssouveränetät. Vom Sept. 1830 an ließ er das Journal „L'avenir“ erscheinen, welches die beiden Worte „Gott und Freiheit“ zu seinem Motto machte. Dieses Journal hatte junge, kecke und ungestüme Männer zu Redacteuren und wurde die Tribune des demokratischen Katholicismus. Man verlangte darin die absolute Unabhängigkeit der kath. Kirche und ihre förmliche Trennung vom Staate: sie solle aller Besoldung von Seiten der Regierung entsagen, um Herrin ihres Cultus, ihres Unterrichts und ihrer Disciplin zu werden, und solle durch die Freiheit ihre Wiedergeburt bewirken. Diese Theorien erregten zugleich den Unwillen der franz. Regierung und die Entrüstung der päpstlichen Curie. Papst Gregor XVI. verdammte durch ein encyklisches Schreiben vom 15. August 1832 die Ansichten und Doctrinen des Journals „L'avenir“. L. gab 10. Sept. 1832 dasselbe auf, ja er schrieb sogar auf besonderes Verlangen des Papstes 11. Dec. eine Erklärung, worin er sich anheischig machte, schlechterdings die orthodoxen Lehren der kath. Kirche zu befolgen. Wie sehr aber dieses Versprechen eine leere Formel war, bewiesen die 1834 veröffentlichten „Paroles d'un croyant“. Dieses Buch, das ein beispielloses Aufsehen erregte, erlebte während weniger Jahre über 100 Auflagen, wurde in alle lebenden Sprachen übersetzt (deutsch von Börne, Hamb. 1834) und fast in allen Ländern nachgedruckt. Es ist ein ergreifender Volkshymnus, ein wahres Hohes Lied der Revolution im erhabensten Bibelstil, eine Predigt für die politische Freiheit und Gleichheit im Heiligenscheine des ersten Christenthums. Seit Bossuet war die franz. Sprache nicht wieder mit so ruhiger Gewalt, in so erhabener Reinheit gehandhabt worden als in dieser Schrift. Auf das encyklische Schreiben vom 7. Aug. 1834, worin Gregor XVI. das Buch verdammte, antwortete L. durch die „Affaires de Rome“ (Par. 1836), in denen er nachwies, daß die Tendenzen des Heiligen Stuhls jedem natürlichen und christlichen Rechte widersprächen. Hierdurch wurde sein Bruch mit Rom unheilbar. Seitdem vom Klerus gehöhnt und verstoßen, von der weltlichen Macht verfolgt, von der Demokratie als ein Apostel gefeiert, arbeitete L. nun unverhohlen für den Radicalismus. Vom Februar bis Juni 1837 stand er an der Spitze des radicalen Tageblatts „Le monde“, wo er jedoch nichts Sonderliches ausrichtete. Noch in demselben Jahre erschien sein „Livre du peuple“, welches nicht den biblisch-lyrischen Schwung der „Paroles d'un croyant“, aber einen ganz ähnlichen Gedankeninhalt hat und stilistisch nicht minder ausgezeichnet ist. Unter den nachfolgenden politischen Schriften erhielt namentlich „Le pays et le gouvernement“ (Par. 1840) eine gewisse Berühmtheit, theils weil L. den Beweis für die Verwerflichkeit der damals geltenden franz. Politik mit einjähriger Gefängnißstrafe und 2000 Frcs. Geldstrafe büßte, theils auch weil die Vernichtungsmaßregeln der Regierung die Broschüre zu einer Seltenheit machten. Auf diesem Standpunkte des Negirens

blieb L. jedoch nicht stehen, sondern gab vielmehr in seiner „Exquisse d'une philosophie" (4 Bde., Par. 1841—43) einige, freilich ziemlich unbestimmte Umrisse, innerhalb welcher ihm die positive Wahrheit lag. Er ging darin zwar auch von Gott aus, allein schon das Zulassen verschiedener Definitionen von Gott, die Auffassung seiner Trinität, die er physikalisch erklärt, sowie das Wegleugnen der Erbsünde errichteten eine schroffe Scheidewand zwischen seinem und dem christlichen Glauben. Noch weiter ging er in den „Discussions critiques et pensées diverses sur la religion et la philosophie" (Par. 1841). Er zog darin nicht nur die geistliche und weltliche Autorität in Zweifel, indem er die Unhaltbarkeit ihrer Grundlagen zu zeigen suchte, sondern näherte sich auch den Principien des modernen Socialismus, welcher Religion und Politik in ein System zu verschmelzen suchte. Auch seine Schriften „De la religion" (1841), „Amschaspands et Darvans" (1843) und die neue Übersetzung der Evangelien, mit Anmerkungen und Betrachtungen hinter jedem Capitel (1846), sind ebenso starke Belege für seine bedeutenden schriftstellerischen Fähigkeiten als für seine entschiedenen demokratischen Gesinnungen. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde L. in die Constituirende und Gesetzgebende Nationalversammlung berufen, wo er in den Reihen der Linken saß. Auch gab er mit Pascal-Duprat ein Journal „Le peuple constituant" heraus, welches nach den Junitagen von 1848 zu erscheinen aufhörte. Von seinen „Oeuvres complètes" (12 Bde., Par. 1836—37; 10 Bde., 1844—47) gibt es mehre Ausgaben. Sein Bruder, **Jean Marie Robert de L.**, ehemaliger Großvicar von St.-Brieuc und Generalvicar des Großalmoseniers von Frankreich bis 1824, war Mitarbeiter an seiner ersten Schrift „Réflexions sur l'état de l'église en France".

Lamentationen heißen die drei Abschnitte der Klagelieder Jeremiä, welche an den drei letzten Tagen der Charwoche in dem ersten Nocturnus der Trauermetten in den kath. Kirchen abgesungen werden. Seit dem Beginn des 16. Jahrh. wurden diese Klaggesänge in Rom mehrstimmig ausgeführt und alljährlich mit Tonsätzen von Carpentrasso, Zarlino, Vicentino, Animuccia u. A. abgewechselt. Doch alle diese Werke geriethen in Vergessenheit, nachdem Palestrina 1589 diese Klagelieder mit Tönen geschmückt hatte und für den Dienst der päpstlichen Kapelle überließ. Bis jetzt wurden diese Gesänge Palestrina's in der Peterskirche beibehalten und vermögen noch heute in Folge ihres rührenden Ausdrucks, der wundervollen Harmonien und der trefflichen Ausführung von Seiten des Sängerchors den andächtigen Zuhörer zu erschüttern.

Lameth (Charles Malo François, Graf von), stammte aus einer alten Familie der Picardie und wurde 5. Oct. 1757 zu Paris geboren. Unter dem General Rochambeau nahm er rühmlichen Antheil am nordamerik. Befreiungskriege. Nach der Rückkehr erhielt er als Oberst ein Cavalerieregiment; auch wurde er Kammerherr des Grafen Artois und überhaupt vom Hofe mit Gunstbezeigungen überhäuft. Doch ließ er sich hierdurch nicht abhalten, als Abgeordneter des Adels bei den Generalstaaten dem Dritten Stande beizutreten und sich für die Reform und die constitutionellen Freiheiten mit Nachdruck zu erklären. Als man die Discussion über das sogenannte Rothe Buch eröffnete, das die Geschenke aus dem Schatze an den Hofadel enthielt, zahlte er 60000 Frcs. zurück, welche von der Königin zu seiner und seiner Brüder Erziehung verwandt worden waren. Nach der Flucht Ludwig's XVI. setzte er in der Versammlung die Erneuerung des Verfassungseides und die Verhaftung des Marquis von Bouillé durch; doch widersetzte er sich den Versuchen, den König vom Throne zu stoßen. Im Feldzuge von 1792 befehligte er als Maréchal-de-Camp eine Cavaleriedivision. Als er nach den Ereignissen vom 10. Aug. austreten mußte, wollte er sich mit seiner Familie zu Havre einschiffen, wurde aber auf Befehl des Ministers Clavière zu Rouen verhaftet und 27 Tage in engem Gewahrsam gehalten. Hierauf ging er nach Hamburg, wo er Ende 1795 mit seinem Bruder Alexandre ein Handelshaus gründete, das reichlichen Gewinn brachte. Im Juni 1797 kehrte er nach Frankreich zurück; allein die Katastrophe vom 18. Fructidor zwang ihn nochmals zur Auswanderung. Erst nach dem 18. Brumaire durfte er sich ungestört in seinem Vaterlande wieder niederlassen. Im Feldzuge von 1809 schickte ihn Napoleon zur Armee nach Deutschland, wo er Gouverneur von Würzburg wurde, und 1812 in gleicher Eigenschaft nach Santona an der biscayischen Küste. Auf Befehl Ludwig's XVIII. lieferte er 16. Mai 1814 diesen Platz an den König von Spanien aus und erhielt kurze Zeit darauf den Grad eines Generallieutenants. Gegen Ende des J. 1827 trat er als Deputirter des Arrondissements Pontoise in die Kammer, wo er seine Grundsätze von 1789 nicht verleugnete. Er starb 28. Dec. 1832. — Sein Bruder, **Alexandre, Graf von L.**, geb. zu Paris 28. Oct. 1760, wohnte ebenfalls dem nordamerik. Kriege bei, erhielt nach der Rückkehr ein Artillerieregiment und trat 1789 für den

Adel von Peronne in die Generalstaaten. Auch er verband sich mit dem Dritten Stande und stellte in der Nationalversammlung die Anträge auf Abschaffung aller Privilegien, Freiheit der Presse, Aufhebung der Sklaverei u. s. w. In der Sitzung vom 15. Mai 1790 vertheidigte er mit Barnave und seinem Bruder das Recht der Versammlung, den Krieg mit dem Könige gemeinschaftlich zu erklären. Nach der misglückten Flucht des Königs näherte er sich dem Hofe; doch fanden seine Rathschläge keinen Eingang. Im Feldzuge von 1792 trat er als Maréchal-de-Camp in das Armeecorps unter Luckner, hierauf in das unter Lafayette. Nach dem 10. Aug. der Verrätherei angeklagt, ging er mit Lafayette nach Östreich und theilte dessen Gefangenschaft zu Olmütz. Erst nach drei Jahren wurde er auf Bitten seiner Familie gegen Kriegsgefangene freigegeben. Hierauf ging er nach London; doch in Folge seiner Verbindungen mit den Whigs wurde er durch Pitt ausgewiesen. Mit seinem Bruder trieb er nun zu Hamburg Handelsgeschäfte, bis er nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurückkehrte, wo er zum Grafen erhoben wurde und bis zur Restauration in verschiedenen Departements als Präfect fungirte. Während der ersten Restauration ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Generallieutenant und Präfecten im Depart. Somme. Bei der Rückkehr Napoleon's nahm er von demselben die Pairswürde an; doch erklärte er sich mit großer Entschiedenheit gegen die Verfolgung der royalistischen Partei. Nach der zweiten Restauration verlor er die Pairswürde; dafür wurde er als Abgeordneter des Depart. Unter-Seine 1819 in die Kammer gewählt. Als eifriger Vertheidiger der constitutionellen Rechte ließ er sich keine Gelegenheit entgehen, in diesem Sinne das Wort zu ergreifen. Er starb zu Paris 18. März 1829. — Der dritte Bruder, **Théodor, Graf von L.**, geb. zu Paris 24. Juni 1756, nahm ebenfalls am Kriege der nordamerik. Colonien Theil. Nach der Rückkehr wurde er Oberst der Cavalerie und 1791 trat er in die Gesetzgebende Versammlung, wo er sich bei den Discussionen über das Kriegswesen sehr nützlich erwies. Weniger als seine Brüder der Bewegung hingegeben, erhob er sich besonders gegen die Gräuel im Sept. 1792 Er ging hierauf in die Schweiz und kehrte erst unter dem Consulat zurück. Im J. 1815 trat er als Abgeordneter des Depart. Somme in die Kammer. Seitdem erschien er nicht mehr im öffentlichen Leben. — Der vierte Bruder, **Augustin Louis Charles, Marquis von L.**, geb. 20. Juni 1755, hatte keinen Theil an der Revolution. Im J. 1805 trat er in den Gesetzgebenden Körper; doch legte er 1810 dieses Amt nieder und zog sich ins Privatleben zurück.

Lamettrie (Julien Offray de), Atheist und medicinischer Charlatan, geb. 25. Dec. 1709 zu St.-Malo, war ein Schüler des Jansenisten Abbé Cordier, studirte dann unter Boerhaave, gegen den er später Satiren schrieb, die Medicin und wurde vom Herzog von Gramont, den er in Paris kennen lernte, als Arzt bei dessen Regiment angestellt. Er folgte demselben in die Schlacht von Dettingen und zur Belagerung von Freiburg, wo er gefährlich erkrankte. Die Bemerkung, die er hierbei machte, daß die geistige Kraft mit dem Körper schwinde, veranlaßte ihn zur Abfassung seiner angeblich aus dem Englischen übersetzten „Histoire naturelle de l'âme" (Haag 1745; neue Aufl., 1748). Wegen des darin herrschenden Materialismus und Atheismus wurde dieses Werk verbrannt. Nach dem Tode Gramont's und nach der Verbrennung seiner gegen die Ärzte gerichteten Schrift „La politique du médecin de Macchiavel, ou le chemin de la fortune ouvert aux médecins" (Amst. 1746) sah sich L. genöthigt, Frankreich zu verlassen und nach Holland zu gehen. Als er jedoch hier die Schriften „La faculté vengée" (1747), die später den Titel „Les charlatans démasqués" (Par. 1762) erhielt, und „L'homme machine" (Leyd. 1748) hatte erscheinen lassen, wurde er hier förmlich verfolgt und würde ohne Zuflucht gewesen sein, wenn nicht Maupertuis im Namen Friedrich's II. ihm ein Asyl angeboten hätte. Friedrich II. stellte ihn als seinen Vorleser an, gab ihm eine Stelle in der Akademie und machte einen seiner liebsten Gesellschafter aus ihm. Hier schrieb er unter Anderm: „L'homme plante" (Potsd. 1748); „Réflexions philosophiques sur l'origine des animaux" (Berl. 1750); „Les animaux plus que machines" (Berl. 1750); „Vénus métaphysique, ou essai sur l'origine de l'âme humaine" (Berl. 1752). Schon hatte er, da es ihm in Berlin nicht gefiel, Voltaire's Vermittelung nachgesucht, um durch sie wieder nach Frankreich kommen zu dürfen, als er 11. Nov. 1751 an einer Indigestion starb, die er nach seinen eigenen widersinnigen Ansichten behandelte. Friedrich II. selbst schrieb L.'s „Éloge" (Haag 1753); auch ließ er eine Ausgabe von dessen „Oeuvres philosophiques etc." (Berl. 1751; neue Aufl., 3 Bde., 1796) veranstalten. Zu dem Atheismus gesellt sich in seiner „Art de jouir, ou l'école de la volupté" und in dem „Anti-Sénèque, ou discours sur le bonheur" Sittenlosigkeit, sodaß selbst Voltaire den Verfasser dieser Schrift für einen Narren erklärte. Seine medicinischen Werke waren schon bei ihrem ersten Erscheinen ohne Werth, und nur der Schmähschrift auf

Boerhaave, Linné u. A.: „Ouvrage de Pénélope, ou le Macchiavel en médecine" (2 Bde., Berl. 1748; 3 Bde., 1750), ist einiger Witz nicht abzusprechen.

Lamia, die Tochter des Poseidon, wurde von Zeus Mutter der Sibylle Herophile. — **Lamia**, die Tochter des Belos und der Libya, wegen ihrer Schönheit die Geliebte des Zeus, wurde dafür von der Here aus Rache ihrer Kinder beraubt. Hierüber wahnsinnig geworden, raubte und tödtete sie als Spukgeist andern Müttern die Kinder. Sie erscheint als schreckhaft häßliches Gespenst, womit man den Kindern zu drohen pflegte. In späterer Zeit verstand man unter Lamien schöne, gespenstische Frauen, welche durch allerlei Blendwerk die Jünglinge an sich lockten, um, wie die Vampyre der modernen Zeit, deren frisches und jugendlich reines Blut zu genießen.

Lamischer Krieg wird der Krieg genannt, den die Athener mit ihren Bundesgenossen nach dem Tode Alexander's d. Gr. gegen dessen Feldherrn Antipater (s. d.) führten, um sich vom macedon. Joche zu befreien. Zwar schlug der tapfere griech. Feldherr Leosthenes den Antipater bei Lamia in Thessalien 323 v. Chr. und schloß ihn sogar in der Stadt ein; doch er selbst blieb bei der Belagerung, worauf die Griechen im folgenden Jahre in der Schlacht bei Kranon der macedon. Macht abermals unterlagen.

Lämmergeier, s. Bartgeier.

Lamoricière (Christophe Léon Louis Juchault de), franz. Generallieutenant, geb. zu Nantes 5. Febr. 1806, besuchte die Polytechnische Schule in Paris, später die Applicationsschule zu Metz, trat dann in das Geniecorps und war beim Ausbruche der Revolution von 1830 Lieutenant. Durch seine legitimistischen Familienverbindungen wie durch royalistische Gesinnungen fand er sich damals bewogen, von dem Einflusse der neuen Dynastie soviel als möglich fern zu bleiben. Er ging darum zur Armee nach Afrika, wo seine Tapferkeit, Intelligenz und Bravour so glänzend hervorstachen, daß die Stufen der militärischen Ehrenleiter kaum hinreichten, seine Thaten zu belohnen. L. trug vorzüglich bei zu der Einnahme von Konstantine und beschloß seine Laufbahn durch die Unterwerfung Abd-el-Kader's, der an ihn seinen Degen abgab. Im J. 1846 wurde er von dem Wahlcollegium zu Mamers in die Deputirtenkammer gewählt, wo er im linken Centrum saß. Am 24. Febr. 1848 von dem sinkenden Königthum zum Militärcommandanten von Paris ernannt, glaubte er einen Augenblick die Ordnung wieder herstellen und die Dynastie Orléans retten zu können. Er erschien in der Uniform eines Obersten von der Nationalgarde auf den Boulevards und verkündete die Regentschaft und das Ende der Feindseligkeiten; aber an der Ecke der Straßen St.-Honoré und Rohan wurde ihm das Pferd getödtet und er selbst von einem Bayonnetstich am Arme verwundet. In der Constituirenden Nationalversammlung war er sodann Repräsentant des Sarthedepartements. In den Junitagen von 1848 commandirte er den Angriff gegen die Barrikaden des Bastilleplatzes und des Faubourg Poissonnière. Drei Pferde wurden ihm dabei unter dem Leibe erschossen. Unter der Staatsverwaltung des Generals Cavaignac fungirte L. als Kriegsminister. Wiewol Mitglied der Legislativen, übernahm er im Juli 1849 eine diplomatische Mission an den Hof von Petersburg, gab aber schon im November seine Entlassung nach der Abdankung des Dufaure'schen Ministeriums und hielt sich in der Kammer zu den Republikanern der Cavaignac'schen Partei. Als solcher zeigte er eine sehr feindselige Stimmung gegen die politischen Tendenzen Ludwig Bonaparte's, stimmte 19. Juli 1851 gegen die Verfassungsrevision und 17. Nov. für den Quästorenantrag, welcher in kritischen Fällen die Militärmacht der Nationalversammlung unterordnete. L. ward deshalb während des Staatsstreichs vom 2. Dec. 1851 verhaftet, erst nach Ham abgeführt, aber 7. Jan. 1852 von hier aus durch einen Polizeiagenten nach Köln gebracht. Seitdem hielt er sich in Deutschland, Belgien und England auf.

Lamormain (Wilh.), eigentlich Lämmermann, ein Jesuit, geb. um 1560 in der Nähe von Luxemburg, war als Beichtvater Kaiser Ferdinand's II. der Haupturheber der blutigen Bedrückungen gegen die Protestanten in Böhmen und soll gegen 100000 Protestanten der kath. Kirche wieder zugeführt haben. L. starb zu Wien 22. Febr. 1648.

Lamothe (Jeanne de Luz, de St.-Remy, de Valois, Gräfin de), die Hauptperson in dem berüchtigten Halsbandproceß, stammte aus dem königl. Geschlechte der Valois und wurde am 22. Juli 1756 zu Fontète in der Champagne geboren. Jedoch schon ihr Urgroßvater, der Baron St.-Remy, der als natürlicher Sohn König Heinrich's II. anerkannt wurde, war in Elend und Entsittlichung gestorben und hatte seiner Familie nichts als den Stammbaum und die Gewohnheit eines an Wildheit streifenden Lebens hinterlassen. Auch Jeanne wuchs mit einem Bruder und einer Schwester ohne alle Erziehung auf und sah sich, da ihre Ältern zeitig gestorben, von Jugend auf genöthigt, theils von den Almosen der Gemeinde, theils von übeln Strei-

chen zu leben. Doch gelang es den Kindern mittels ihres Stammbaums die Aufmerksamkeit Ludwig's XV. zu erwecken. Der Bruder erhielt eine Pension von 1000 Livres und eine Freistelle in der Marineschule; er starb später als Fregattencapitän. Die Schwestern stattete man jede mit 600 Livres aus und brachte sie in die Abtei Longchamps bei Paris, wo sie zu Nonnen erzogen werden sollten. Jeanne indessen entfloh und lernte einen jungen, ebenso mittellosen Grafen Lamothe kennen, mit dem sie sich verheirathete und nach Versailles zog, um in der Nähe des Hofs irgendwie ihr Glück zu machen. Obwol ohne Erziehung und ohne Bildung, besaß sie doch außerordentlich viel Schlauheit, Lebendigkeit des Geistes und Talent zur Intrigue. Bald hatte sich um sie ein Kreis von Abenteurern und Spielern, darunter auch Cagliostro (s. d.), gebildet, denen sie bei ihren Streichen an die Hand ging. Um daraus Vortheil zu ziehen, verbreitete sie das Gerücht, daß sie mit dem Hofe, besonders mit der Königin Antoinette in enger, geheimer Verbindung stehe. Der Prinz Cardinal von Rohan (s. d.), der die Königin liebte, aber bei Hofe in Ungnade gefallen war, suchte darum die Bekanntschaft der Gräfin L. und bat dieselbe, ihn mit der Königin wieder zu versöhnen. Die Gräfin beschloß, die Gelegenheit zu benutzen. Sie nahm dem Cardinal zuvörderst 120000 Livres ab, unter dem Vorwande, die Königin wolle das Geld von ihm leihen. Die Juweliere Böhmer und Bassange hatten damals einen prachtvollen Diamantenschmuck zusammengesetzt, den sie bei Hofe anboten, der jedoch von der Königin ausgeschlagen wurde, weil er 1,800000 Livres kosten sollte. Die Gräfin L. überredete den Cardinal, die Königin brenne vor Begierde, das Halsband zu besitzen; dieselbe sei entschlossen, die Juweliere terminweise von ihren Ersparnissen zu bezahlen, und gebe ihm als das erste Zeichen ihrer Gunst den Auftrag, den Schmuck in ihrem Namen zu kaufen. Ein Billet, das von einem gewissen Reteaux de Villette mit der Namenschiffre der Königin versehen worden, mußte die Lüge bestätigen. Der Cardinal behandelte den Schmuck für 1,600000 Livres und versprach, die Summe in vier Terminen zu zahlen. Nachdem er denselben am 1. Febr. 1785 gegen ein angeblich von der Königin bestätigtes Document ausgeliefert erhalten, übergab er ihn der Gräfin L., die mit ihren Vertrauten sogleich die Steine ausbrach und nach England verkaufte. Entweder um dem Cardinal jeden Argwohn zu benehmen, oder um ihn noch weiter zu prellen, machte ihm die Gräfin L. das Versprechen, daß sie zwischen ihm und der Königin eine nächtliche Zusammenkunft veranstalten werde. Eine junge Abenteurerin, Namens d'Oliva, die der Königin nicht unähnlich sah, wurde in einer Julinacht in ein Bosquet im Garten zu Versailles geführt und mußte hier die Rolle der Königin spielen. Der Cardinal ließ sich bei der Zusammenkunft auf das Knie nieder. Er hatte jedoch kaum die hingehauchte Versicherung vernommen, daß das Vergangene vergessen sei, als auch schon die Gestalt auf ein Geräusch wieder entschlüpfte und in seinen Händen eine Rose zurückließ. Es erschien ein Mann, der den Cardinal benachrichtigte, daß sich der Graf Artois mit seiner Gemahlin nähere. Diese Scene machte den Cardinal vor Glück trunken. Als der 13. Juli herannahte, an welchem die erste Zahlung für das Halsband geschehen sollte, erhielt er die Nachricht, daß die Königin nicht im Stande sei, den Termin zu halten. Dessenungeachtet bewog er die beiden Juweliere, der Königin am 12. Juli in einem Schreiben für den Kauf zu danken. Da aber den folgenden Tag keine Zahlung erfolgte, so sandten dieselben ein zweites Schreiben, in welchem sie das Geld foderten. Die Königin ließ hierauf die Juweliere kommen und erhielt die nöthige Aufklärung. Am 15. Aug. wurde der Cardinal Rohan zu Versailles verhaftet und in die Bastille geführt; das Parlament aber erhielt vom Könige, der äußerst aufgebracht war, den Auftrag, den Proceß gegen den Prinzen einzuleiten. Am 18. Aug. nahm man auch die Gräfin L. zu Bar-sur-Aube fest, nachdem ihr Gemahl den Tag vorher nach England entflohen war; sie denuncirte Cagliostro, der mit mehren andern Personen ebenfalls eingezogen wurde. Da die Schuldigen ihre Briefe vernichtet hatten, so war es anfangs nicht möglich, die Intrigue vollständig zu entwickeln. Indessen gerieth zufällig zu Venedig Reteaux de Villette wegen einer andern Gaunerei in die Hände der Justiz, und dieser gestand freiwillig, daß er die Unterschrift der Königin nachgemacht habe, und enthüllte den Zusammenhang des ganzen Gewebes. Das Parlament sah die Sache für nichts mehr als eine Gaunerei an und den Cardinal für einen Betrogenen. Durch einen Arrêt vom 31. Mai 1786 verurtheilte es den Grafen L. zum Staubbesen, zur Brandmarkung und zu den Galeeren auf Lebenszeit, Reteaux de Villette aber zur Verbannung. Die Gräfin L. wurde ebenfalls zum Staubbesen, zur Brandmarkung durch den Henker auf beide Schultern und zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt. Die d'Oliva, die man mit ihrem Geliebten in Belgien ergriffen, ging straflos aus, weil sie den Zusammenhang der Intrigue selbst nicht gewußt hatte. Auch die Übrigen, die noch in den Proceß verwickelt gewesen, wurden sämmtlich

freigesprochen. Der Hof war indessen mit diesem Urtheil sehr unzufrieden; er fand den Cardinal, der seine Augen zur Königin erhoben, zu gelind behandelt, die Gräfin L. zu hart bestraft, die Intrigue selbst nicht aufgeklärt genug. Indessen bestätigte der König den Arrêt und die Strafe wurde einige Tage darauf an der L. vollzogen. Als man die Unglückliche zur Procedur schleppte, wehrte sie sich mit Händen und Zähnen und stürzte dann unter Convulsionen zu Boden, worauf ihr der Henker die glühenden Eisen aufdrückte, sie aber mit dem einen am Busen verletzte. Man schaffte sie hierauf in die Salpêtrière und suchte, selbst von Seiten der Königin, ihr Schicksal soviel als möglich zu lindern. Ihr Gemahl jedoch, den man noch fortwährend verfolgte, erklärte von England aus, daß er für die Königin keineswegs günstige Memoiren veröffentlichen würde, wenn man seine Frau mit Härte behandle. Diese Memoiren erschienen in der That, und der Hof ließ eine ganze Auflage davon aufkaufen und 1792 verbrennen. Später erschien die Schrift unter dem Titel „Vie de Jeanne de St.-Remy de Valois, comtesse de L. etc. écrite par elle-même" (2 Bde., Par. 1793). Am 5. Juni 1787 schon hatte die L. Gelegenheit gefunden, aus dem Gefängniß nach England zu entkommen, wo sie mehre Schriften zu ihrer Rechtfertigung veröffentlichte. Am 23. Aug. 1791 fand man sie in London mit zerschmetterten Gliedern auf der Straße liegen; sie war bei einer Orgie drei Stockwerke hoch herabgestürzt und hatte so ihr schicksalsvolles Leben beschlossen.

Lamothe-le-Vayer (François de), der Erzieher Ludwig's XIV., ein skeptischer Philosoph. der trotz gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit doch keine höhere Lebensanschauung hatte, als daß das menschliche Leben eine Farce und die Tugend eine Chimäre sei, wurde zu Paris 1588 geboren und nahm nach Beendigung seiner Studien die von seinem Vater auf ihn vererbte Stelle eines Generalprocuratorsubstituten beim Parlament an, welche er jedoch aus Neigung für seine Studien später wieder aufgab. Erst mit seinem 50. J. trat er als Schriftsteller auf, Durch seine Schrift „De l'instruction de M. le Dauphin" (Par. 1640) lenkte er Richelieu's Aufmerksamkeit auf sich. Er wurde nun zuerst Mitglied der Akademie, dann Erzieher des Herzogs von Anjou, nachherigen Herzogs von Orléans, und später, nach Beseitigung der Abneigung, welche die Königin-Mutter, Anna von Östreich, gegen ihn hegte, Erzieher des Dauphin, nachmaligen Königs Ludwig XIV. Als dieser sich verheirathet hatte, übergab man der Leitung L.'s des Königs jüngern Bruder. Später wurde er Staatsrath und starb 1672. Sein Hauptwerk sind „Cinq dialogues, faits à l'imitation des anciens par Horatius Tubero" (Fkf. 1606; neue Ausg., 2 Bde., Fkf. 1716). L. erwarb sich allgemeine Anerkennung, wie ihm denn überhaupt seine Zeitgenossen einer Reihe historischer Werke wegen den Namen des franz. Plutarch beilegten. Gleichwol hatte er mehr Gelehrsamkeit als Phantasie, mehr Urtheil als Geschmack. Die beste Ausgabe seiner „Oeuvres" besorgte sein Neffe, Roland Le-Vayer de Boutigni (7 Bde., Dresd. 1756—59).

Lamotte (Antoine Houdar de), franz. Dichter, der Sohn eines reichen Hutmachers, geb. 17. Jan. 1672 in Paris, studirte anfangs die Rechte, betrat aber dann mit den „Originaux", seinem ersten Theaterstücke, die literarische Laufbahn. Er wurde 1710 Mitglied der Akademie und starb 26. Dec. 1731 zu Paris. L. hat sich in allen Dichtungsarten versucht, im Grunde aber war er nur ein sehr geschickter und geistreicher Nachahmer. Mehre seiner Opern fanden großen Beifall, da er seiner Dürftigkeit durch Überraschungen und Äußerlichkeiten nachzuhelfen wußte, nicht minder seine Komödie „Le magnifique", welche für sein bestes Product gilt, und seine Tragödie „Ines de Castro". Unter seinen übrigen Leistungen haben besonders die Fabeln wirklichen Werth. In dem Streite über den Vorrang der ältern oder der neuern Dichter stand er auf Seite der letztern. Indessen war er in dieser Streitfrage seiner mangelhaften classischen Bildung wegen nicht stimmfähig, obgleich er sich an eine Übersetzung der „Ilias" wagte, die man nur eine unersprießliche Verstümmelung nennen kann. Auch in Bezug auf die Bedeutung und den Werth der poetischen Sprache, die er sehr gering anschlug, zogen ihm seine haltlosen Behauptungen vielfache Angriffe zu. Seine „Oeuvres" erschienen in zehn Bänden (Par. 1754) und seine „Oeuvres choisies" öfter (am besten, 2 Bde., Par. 1811).

Lampadius (Wilh. Aug.), ein in den Gebieten der Physik, Chemie und des Berg- und Hüttenwesens sehr verdienter Schriftsteller, wurde 8. Aug. 1772 zu Hehlen im Herzogthume Braunschweig geboren. Seine Liebe zur Naturwissenschaft erhielt während seiner Lehrjahre (1785—91) in der Rathsapotheke zu Göttingen Anregung. Arm, aber unterstützt durch Heyne, Lichtenberg, Kästner, Gmelin, Blumenbach u. A., trat er 1790 in Göttingen seine akademische Laufbahn an. Im J. 1793 begleitete er den Grafen Joachim von Sternberg auf einer Reise durch Rußland und folgte ihm dann nach Radnitz in Böhmen, wo er sich besonders

mit Chemie und Meteorologie beschäftigte. Vorzüglich auf Werner's Empfehlung wurde er 1794 außerordentlicher und im folgenden Jahre ordentlicher Professor der Chemie an der Bergakademie zu Freiberg. Die Hüttenkunde, die er seit 1796 lehrte, erhob er zu einer eigenen technischen Wissenschaft. Er starb zu Freiberg 13. April 1842. Sein Hauptwerk ist das „Handbuch der Hüttenkunde" (4 Bde., 2. Aufl., Gött. 1817—18; nebst Supplementen, 1818—26). Sein „Grundriß der Hüttenkunde" (Gött. 1827) ist vielfach beim Unterrichte zu Grunde gelegt worden. Außerdem besitzen wir von ihm noch viele kleine Schriften über fast alle Theile der technischen Chemie. Besonders beschäftigte ihn die Lehre vom Dünger, von der Gährung und der Gasbeleuchtung, und er hat mannichfaches Verdienst um die praktische Förderung dieser Zweige. Vor andern Entdeckungen hat die des Schwefelkohlenstoffs das meiste Aufsehen gemacht. Die meisten praktischen Arbeiten von ihm finden sich in Erdmann's „Journal für praktische Chemie".

Lampedusa oder Lampadosa, bei den Alten Lopadüsa, eine zur sicil. Intendantur Girgenti gerechnete, aber Afrika näher als Sicilien, im Südsüdwesten von Malta gelegene Insel, ist 1 M. lang, ½ M. breit und fruchtbar, hat eine gute Rhede, aber keine feste Bevölkerung, weil man sich vor den tunesischen Räubereien fürchtet. Doch wird an ihren Küsten Thunfischfang und Korallenfischerei stark betrieben. Eine auf ihr befindliche Ruine heißt der Rolandsthurm.

Lampen nennt man Vorrichtungen, welche aus einem mit flüssigem oder leicht schmelzbarem Brennmaterial, wie Öl, Weingeist, Walrath, Thran, Fett und Talg, zu füllenden Reservoir und einem damit in Verbindung stehenden Theile (Brenner oder Tülle genannt) bestehen, an dem dieses Material zur Verbrennung gelangt. Man benutzt die Lampen entweder zur Erleuchtung oder zur Erwärmung, wie denn z. B. die Spirituslampen nur dem letztern Zwecke dienen. Da indessen die Intensität der Lichtentwickelung bei Verbrennung desselben Materials im Allgemeinen mit der Intensität der Wärmeentwickelung zugleich steigt und von derselben Bedingung, nämlich von der möglichst vollständigen Verbrennung einer bestimmten Menge von Brennmaterial in gegebener Zeit abhängt, so ist die Construction der Leucht- und Wärmlampen wesentlich dieselbe, und nur die zur Concentration und Transmission des Lichts und der Wärme dienenden Vorrichtungen, sowie die Wahl des Brennmaterials erzeugen die Unterschiede. Allgemeine Bedingungen jeder guten Lampe sind, daß das Brennmaterial in kleinen Mengen gleichförmig dem Brenner zugeführt und dort durch gehörig regulirten Luftzutritt vollständig verbrannt werde. Bei Lampen, welche für ein von Natur nicht flüssiges Brennmaterial bestimmt sind, muß der Brenner dem Reservoir so nahe liegen, daß die Flamme das Material schmelzen kann; solche Lampen können daher stets nur unvollkommen sein. Die napfförmigen Lampen, in denen blos ein Docht liegt, der unmittelbar über dem Gefäß angebrannt wird, bilden diese unterste Stufe. Flüssiges Brennmaterial erlaubt schon die Anbringung eines besondern, von dem Reservoir mehr oder weniger entfernten Brenners. Diesem wird durch die Haarröhrchenkraft eines Dochtes und nur in seltenen Fällen durch gläserne Haarröhrchen oder schmale Spalten ohne Docht das Brennmaterial allmälig zugeführt. Diese Haarröhrchenkraft reicht indessen allein nie zu, einen auf die Dauer gleichförmigen Zufluß zu unterhalten. Die einfachsten Lampen, an denen das Ölreservoir, mag es nun auf einer Seite des Brenners liegen oder ihn ringförmig umgeben, tiefer oder in gleicher Höhe mit der Flamme liegt, brennen daher ungleich; wenn das Ölniveau sinkt, nimmt auch der Zufluß ab, der Docht fängt an zu kohlen und die Flamme wird dunkler. Vollkommene Lampen müssen daher eine Vorrichtung haben, welche das Ölniveau am Dochte immer gleich hoch erhält. Dies wird so ziemlich, aber nicht vollkommen erreicht durch die Lampen mit einem Reservoir, welches höher steht als die Flamme und aus dem der Ausfluß durch Regulatoren, wie Schwimmer, Luftröhren u. s. w., regulirt wird: z. B. die sehr gebräuchlichen **Flaschenlampen**, welche Hieronymus Cardanus in der Mitte des 16. Jahrh. erfand; bei ihnen schwankt das Ölniveau innerhalb enger Grenzen. Ganz constantes Niveau haben alle Lampen, bei denen das Öl aus einem im Fuße der Lampe befindlichen Reservoir entweder durch comprimirte Luft (**statische Lampen**), oder durch den Druck einer schwerern Flüssigkeitssäule (**hydrostatische Lampen**), oder durch einen sinkenden Kolben (**Kolbenlampen, Regulatorlampen**), oder endlich durch ein mittels Uhrwerk bewegtes Pumpwerk (**Uhrlampen**) in die Höhe gehoben wird. Solche Lampen sind verhältnißmäßig theuer, geben aber ein sehr constantes Licht und benutzen das Öl aufs vollkommenste. Um die zweite Bedingung der vollständigen und rauchlosen Verbrennung zu erreichen, müssen die durch die Hitze entstehenden flüchtigen Zersetzungsproducte des Öls mit hinreichender aber auch nicht zu großer Luftmenge in Berührung kommen. Ein flacher Docht mit einfachem Zugglas erreicht

dies nur unvollständig; besser der von Argand (1783 oder 1786) erfundene Brenner mit rundem (hohlem) Docht, wo die Luft der Flamme sowol von innen als von außen zugeführt wird. Sehr verstärkt wird die Verbrennung durch eine am Verbrennungspunkte, also über dem Dochte stattfindende Verengerung des Zugglases, wie bei den Benkler'schen oder sogenannten Ölgaslampen. Sollen Lampen in bestimmten Richtungen besonders weit leuchten, so versieht man sie mit Reflectoren oder concentrirt das Licht durch Glaslinsen oder Prismen, wie auf den Leuchtthürmen. Ein sehr helles, blendendweißes Licht entwickeln die mit höchstrectificirtem Terpentinöl (s. **Camphine**) gespeisten Lampen. Unter dem Namen **Dampflampen** versteht man Lampen, in denen eine flüchtige Flüssigkeit, ein aus Terpentinöl und Weingeist zusammengesetzter Leuchtspiritus, dergestalt verbrannt wird, daß man dieselbe durch die Flamme selbst, welche das Reservoir erhitzt, in Dämpfe verwandelt und diese an engen Austrittsöffnungen brennen läßt. Sie geben ein sehr intensives Licht, sind aber im Allgemeinen wegen des Brennmaterials kostspielig. Bei einer Vergleichung verschiedener Lampen und Brennmaterialien untereinander ist nicht allein die Lichtstärke vergleichend zu prüfen, sondern auch die Consumtion an Material und der Preis des letztern, um so zu ermitteln, in welchem Falle für gleichen Preis das meiste Licht erhalten wird. Die neuere Zeit, der wir überhaupt erst die wahre Theorie der Verbrennung und somit auch der Lampen verdanken, hat viele solcher praktischen Vergleichungen gebracht. Besonders verdient machten sich Peclet, Ure, Karmarsch, Heeren, Schubarth u. A. Es ergibt sich aus diesen Erfahrungen, daß unter den guten Lampen mit gleichzeitiger Rücksicht auf den Preis die sogenannten Kolbenlampen nach neuerer pariser Construction die empfehlenswerthesten sind; doch müssen sie mit dem Benkler'schen zusammengezogenen Glascylinder versehen werden. Vgl. übrigens **Beleuchtung und Beleuchtungsapparate.**

Lamprecht der Pfaffe ist der Name eines mittelalterlichen Dichters von geistlichem Stande, welcher für den Verfasser des trefflichen „Alexanderliedes" aus dem letzten Viertel des 12. Jahrh. gilt. Doch bleibt es zweifelhaft, ob L. der Name des deutschen Dichters ist, welcher als seine nächste Quelle das Werk eines Elberich von Bisenzun (Aubry von Besançon) angibt, oder ob unter demselben nicht der Franzose Lambert le Clerc verstanden werden muß, welcher wenig früher eine franz. Alexandreïs dichtete, von der jedoch bis jetzt unbekannt, in welchem Verhältniß sie zu dem deutschen Gedichte steht. Die Vorzüge des letztern, welche zuerst Gervinus mit fast übertriebener Anerkennung hervorhob, bestehen theils in geschickter Anordnung des Ganzen, theils in der Darstellung voll Leben und Wärme, mehr noch in der ernst-sittlichen Auffassung und Verarbeitung seines Stoffs. Der Inhalt weicht von den geschichtlichen Nachrichten über Alexander d. Gr. sehr vielfach ab und ist aus abend- und morgenländischen Quellen mit den wunderbarsten Sagen vermischt, sodaß die Züge des Helden an den Pforten des Paradieses endigen. Herausgegeben wurde L.'s Alexanderlied zuerst von Maßmann in den „Denkmälern deutscher Sprache und Literatur" (Heft 1, Münch. 1828), dann in dessen „Deutschen Gedichten des 12. Jahrh." (Bd. 1, Quedlinb. 1837) aus einer strasburger Handschrift. Lücken derselben ergänzte aus einer vorauer Handschrift Diemer in „Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrh." (Wien 1849). Eine gute, mit Übersetzungen und zahlreichen Erläuterungen versehene Ausgabe 2 Bde., Fkf. a. M. 1850) wurde von Weismann besorgt.

Lamprete ist der Name einer zur Gattung **Neunauge** (s. d.) gehörenden Fischart, welche auch große oder gemeine Lamprete (Petromyzon marinus) genannt wird, aus der einfachsten oder unvollkommensten, mehr an die Würmer erinnernden Familie der Fische. Sie findet sich fast in allen Meeren Europas, aus denen sie im Frühjahre in die Flüsse (z. B. Elbe, Weser u. s. w.) aufsteigt, um zu laichen. Sie ist grünlich, gelb und braun marmorirt, mit zwei getrennten Rückenflossen versehen und wird 2—3 F. lang, selten länger, und bis über 5 Pf. schwer. Die Lampreten schröpfen sich mit ihrem innen mit harten Zähnen besetzten Saugmunde an andere Fische an, die sie durch eine drehende oder schabende Bewegung der Kieferscheibe zernagen und deren Flüssigkeiten und abgenagte Theile ihnen zur Nahrung dienen. Das Fleisch ist wohlschmeckend, aber schwer verdaulich und gilt als Delicatesse. Es wird frisch gekocht, gebraten oder geröstet und marinirt gegessen.

Lampridius (Älius), ein röm. Geschichtschreiber des 4. Jahrh. n. Chr., den Einige mit Spartianus (s. d.) für identisch halten, gehört in die Reihe der sogenannten Scriptores historiae augustae und beschrieb ganz im Geiste und Stile jener spätern Zeit das Leben der Kaiser Commodus, Antoninus Diadumenus, Heliogabalus und Alexander Severus.

Lampsăkos, von den Römern auch Lampsacum genannt, eine Stadt in Kleinmysien, an der Küste des Hellespont, das jetzige **Lepsek** oder **Lamsaki** an der Meerenge der Dardanellen,

lag in einer fruchtbaren und weinreichen Gegend, daher es auch von Artaxerxes dem vertriebenen Themistokles nebst Magnesia und Myus als Geschenk überlassen wurde.

Lamscheid, ein Dorf im Regierungsbezirk Koblenz der preuß. Rheinprovinz, drei Meilen südwestlich von Koblenz, besitzt eine ziemlich starke alkalisch-erdige Eisenquelle von 14° R., welche in den meisten Fällen, wo Eisenwasser überhaupt anzuwenden sind, als Getränk und als Bad gute Dienste leistet. Das Wasser wird in großer Menge versendet und ist, weil das Dorf **Leiningen** in der Nähe liegt und die Quelle eine bedeutende Quantität Kohlensäure enthält, auch unter dem Namen **Leininger Sauerbrunnen** bekannt. Das Bad war schon vor dem Dreißigjährigen Kriege bekannt und stand besonders bei der vornehmen Welt in hohem Ansehen. Allein in jener Zeit wurde es verwüstet und nach seiner Wiederherstellung 1783 gerieth es abermals durch die folgenden Kriege in Verfall, bis man in neuester Zeit durch Vervollkommnung der Anstalten und Verschönerung der Umgebungen dem Orte neuen Glanz zu verschaffen sich bestrebt hat. Vgl. Harleß und Bischof, „Die Stahlquelle zu L." (Bonn 1827).

Lana caprina, eigentlich Ziegenwolle, wurde bei den Römern wegen der unbestimmten Bedeutung des Wortes lana, nach welcher es unentschieden blieb, ob die Ziege Haare oder Wolle habe, sprüchwörtlich von unbedeutenden und geringfügigen Dingen gebraucht, namentlich in der Redensart, deren sich Horaz in einem seiner Briefe bedient: rixari de lana caprina, d. h. über völlig unerhebliche, kleinliche Dinge ohne Erfolg streiten. In gleichem Sinne sagten die Griechen: um des Esels Schatten zanken, wie die Deutschen: um des Kaisers Bart streiten.

Lanark oder **Lanerk**, auch Clydesdale genannt, eine Grafschaft Südschottlands, zählte auf 44⅗ QM. 1801 nur 147692, 1851 bereits 532114 E. Sie umfaßt, mit Ausnahme der Mündungsgegend, das ganze Bassin der Clyde (s. d.), welche sie in Nordwestrichtung durchfließt, rechts den Medwin, die Mouse, den Calder und Kelvin, links den Duneton, Douglas und Avon aufnimmt. Nur ein kleiner Theil im Norden gehört dem Gebiete des Forth an. Dort zieht nahe der Grenze der Forth- und Clydekanal hin, welcher Glasgow mit Falkirk und Edinburg verbindet und mit welchem wiederum der 2½ M. lange Monklandkanal in Verbindung steht, der von Glasgow nach den Steinkohlengruben von Monkland Collieries führt. L. hat eine sehr wechselvolle Oberflächengestaltung: im Nordwesten schöne Ebenen längs der Clydeufer, in der Mitte und im Nordosten Hügelland, im Süden romantische Gebirge mit den Wasserfällen der Clyde, mit der steilen Kette der Lowtherhills, 2955 F., an der Grenze von Dumfries, dem isolirten Tintoc, 2167 F., an der Grenze von Peebles, dem Coulterfall, 2300 F., zwischen L. und Biggar, den Leadhills oder Bleibergen, 1467 F. hoch. Im Allgemeinen ist das Land wenig fruchtbar, aber überall, wo es möglich, sorgfältig angebaut und benutzt. Am ergiebigsten ist es in den Niederungen der Clyde und am Douglas, wo man Getreide, Flachs, Gemüse und sogar Obst erntet. Weite Strecken bieten abwechselnd nur Haiden, Kies oder Steinboden und nasse Gründe dar; etwa ⅓ bis ½ des Areals ist cultivirt. Das Weideland wird hauptsächlich zur Schafzucht benutzt; doch zieht man auch Rindvieh und vortreffliche Zugpferde. Waldung tritt nur in zerstreuten Gehölzen auf, welche den Holzbedarf nicht befriedigen. Das Klima ist in den höhern Gegenden rauh, in den Niederungen mild, aber sehr feucht. Den Hauptreichthum bilden die ergiebigen Steinkohlenlager, Eisen- und Bleigruben. Die vortrefflichsten Kohlen finden sich in der Nähe von Glasgow. Die Eisenminen haben meist Kohlengruben in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, was bei dem Holzmangel von größter Wichtigkeit ist. Oberhalb Glasgow an der Clyde liegt auch das Eisenrevier zu Coalbridge; es hat über eine Meile im Umfang und bietet überall das Bild regster Betriebsamkeit dar. Die dortigen Clyde-Iron-Works sind die bedeutendsten Eisenwerke Schottlands. Gartsharry Iron-Work ist vielleicht das größte Hochofenwerk der Erde. In dem südlichsten Thale von L., in der kahlen Gebirgsgegend der Lowtherhills, befinden sich die größten und bedeutendsten Bleigruben von ganz Großbritannien, deren jährlicher Ertrag auf 20000 Ctr. oder Blöcke (bars) geschätzt wird und deren Arbeiter in den mit Volksschulen und Bibliotheken versehenen Dörfern Leadshill und Wanlockhead wohnen. Ebenda wird Alaun und Galmei ausgebeutet. Auch bei Biggard sind ansehnliche Bleigruben. Neben dem Bergbau und dem großartigen Hüttenbetrieb ist es die ausgedehnte und vielseitige Fabrik- und Manufacturthätigkeit, welche L. über alle andern schott. Grafschaften erhoben hat, sodaß es das schott. Lancashire genannt werden könnte. Es liefert Eisen-, Wollen-, Baumwollen-, Leinenwaaren in ungeheuern Quantitäten, sowie Strumpf-, Töpfer-, Glas-, Krystallwaaren, Tapeten, Bier, Liqueurs u. s. w. Der Hauptsitz der Industrie ist Glasgow (s. d.). Den sehr bedeutenden Handelsverkehr fördert

außer den Wasserstraßen der Clyde und ihres Kanals eine Menge von Eisenbahnen, von denen die wichtigsten von Glasgow ausgehen und die Grafschaft mit dem übrigen Schottland und mit England in Verbindung setzen. Hauptstadt der Grafschaft ist **Lanark**, ein Borough auf einem Hügel nahe am rechten Ufer der Clyde, mit breiten, reinlichen Straßen, aber im Ganzen unansehnlich und ohne bemerkenswerthe Gebäude. Die 5300 E. beschäftigen sich theils mit Ackerbau, theils mit Baumwollenspinnerei und Weberei, Strumpfstrickerei und Zwirnbleichen. Der Ort ist sehr alt und schon durch ein von König Kenneth II. 998 gehaltenes Parlament bekannt; das feste Schloß wurde 1244 zerstört. In der Nähe liegt in einem anmuthigen Bergkessel das Dorf **Newlanark**, ein neuer Fabrikort, bemerkenswerth durch die große, von Owen gegründete Wollenspinnanstalt, berühmt wegen der Wasserfälle der Clyde.

Lancaster oder Lancashire, eine der sechs nördlichen Grafschaften Englands, mit dem Titel einer Pfalzgrafschaft, zählte auf 83¹/₅ QM. 1801 eine Bevölkerung von 683252, 1851 von 2,063913 Seelen, sodaß sie nächst Middlesex als die volksdichteste Grafschaft Großbritanniens erscheint. Sie ist im Osten, wo sie sich an das Bergland von Yorkshire anlehnt, bergig und hügelig und in dem durch den Kentfluß und die Küste von Westmoreland getrennten, zwischen der Duddon- und Morecambebai gelegenen nördlichsten Theile (dem Hundred von Furneß) von Ausläufern des Cambrischen Gebirgs erfüllt; im Süden und an mehren Küstenstrichen eben, im Übrigen wellenförmig. Der höchste Punkt ist der 2358 F. hohe Coniston-Fell im äußersten Norden. Die zahlreichen Flüsse, unter denen der Lune oder Loyne, Wyre, Ribble und Mersey mit dem Irwell und Weaver Erwähnung verdienen, sind nur klein, aber durch künstliche Kanäle, von welchen besonders der Lancaster-, der Liverpool-Leeds-, der Bridgewater-, der Bolton-, der Rochdale- und der Huddersfieldkanal bemerkenswerth sind und deren Vereinigungspunkt Manchester bildet, schiffbar gemacht und miteinander verbunden, wodurch der Seeverkehr wie der Binnenhandel außerordentlich gefördert wird. Den Binnenhandel unterstützt zugleich ein Netz von Eisenbahnen, unter welchen der Liverpool-Manchester-Railway die Bahn in England ist, auf welcher zuerst (1830) die Dampfkraft zur Beförderung von Reisenden verwendet wurde. Unter den Seen sind im äußersten Norden der Coniston und der Windermere oder Winandermere an der Grenze von Westmoreland, welcher wegen seiner romantischen Umgebungen der Zürichersee Englands genannt wird, die namhaftesten. Das Klima ist gemäßigt, aber wol das feuchteste in ganz England; der Frühling tritt spät ein und ist kalt; selbst der Sommer ist nicht angenehm. Die Ungunst des Bodens wird reichlich durch die ungeheuern Kohlenlager vergütet, die einen Flächenraum von 11—12 QM. einnehmen, vermöge der ausgedehnten Kanalschiffahrt nach allen Seiten hin zu den Dampfmaschinen und Fabrikeinrichtungen ausgeführt werden und sammt den Kupfer-, Blei-, Eisen- und Schiefergruben der Haupthebel des dortigen Industrieaufschwungs sind. Den Ertrag des Lancaster-Coalfield bei Manchester schätzt man auf nahe 4 Mill. Tonnen. Neben dem Bergbau, der vielseitigen und der großartigsten Fabrikthätigkeit Englands, der Wollen-, Seiden-, Hut-, Papier- und namentlich der Baumwollenfabrikation und dem ausgedehnten Handel sind als Hauptnahrungszweige noch die Fischerei und die Viehzucht zu erwähnen. Das berühmte langgehörnte **Lancasterrind**, mit starker, dicker Haut, langem, dichtem Haar, meist schwarz und weiß gefleckt, gibt verhältnißmäßig wenig Milch, dagegen desto mehr Sahne. In neuerer Zeit hat es merklich abgenommen und ist durch andere an Milch ergiebigere Arten ersetzt. Schafe werden hauptsächlich im Norden und Nordwesten gezogen, Pferde auch anderwärts. — Eduard's III. vierter Sohn, John von Gaunt, bekam die Grafschaft als Herzogthum mit wirklichen Hoheitsrechten zur Apanage, und obwol dasselbe schon 1461 wieder mit der Krone vereinigt ward, so hat sich doch aus jener Zeit die Verfassung der Grafschaft als Pfalzgrafschaft (County palatine) erhalten, sowie die Würde eines Kanzlers des Herzogthums (Chancellor of the Duchy of L.) unter den Mitgliedern des brit Ministeriums. Über das Haus Lancaster und die dynastischen Kämpfe, welche sich daran knüpfen, s. **Plantagenet**. Den industriellen Mittelpunkt der Grafschaft L. bildet Manchester (s. d.) unter Anschluß der volkreichen Fabrik- und Handelsorte Preston, Bolton, Ashton, Blackburn, Bury, Chorley, Wigan und Rochdale, während Liverpool (s. d.) den Vertrieb nach innen und außen fördert. Die Hauptstadt **Lancaster**, am Lunefluß, welchen eine zierliche Brücke in fünf Bogen überspannt und über welchen hier der 16¹/₂ M. lange und 42 F. breite **Lancasterkanal** mittels einer sehr großartigen Wasserleitung geführt worden ist, auf dem Abhange eines Hügels gelegen, dessen Spitze ein herrliches alterthümliches Schloß ziert, das unter Eduard III. erbaut ist und theils zum Grafschaftsgefängniß, theils zur Haltung der Assisen benutzt wird,

hat etwa 14000, mit ihrem Districte 34660 E., Schiffswerfte für kleinere Fahrzeuge, Küstenschiffahrt und Manufacturen, namentlich von Segeltuch, Bettleinen, grober Leinwand, Seife, Lichtern und vortrefflichen Tischlerarbeiten. Doch wird sie durch ihre jüngern Schwesterstädte, namentlich die Handelskolosse Manchester und Liverpool, verdunkelt. — **Lancaster** heißen auch mehre Cantone, Districte und Ortschaften in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Unter ihnen ist namentlich die Stadt **Lancaster** im Staate Pennsylvanien, 15 M. westlich von Philadelphia, erwähnenswerth, eine fast ganz deutsche Stadt, mitten in dem „Garten von Pennsylvanien", den gleichfalls Deutsche geschaffen haben.

Lancaster (Sir James), der erste brit. Seefahrer, welcher eine nach Ostindien bestimmte Flotte befehligte, ging 10. April 1591 in Plymouth mit drei Schiffen nach Ostindien unter Segel und gelangte, nachdem er unterwegs ein Schiff eingebüßt, nach Malakka. Im Dec. 1592 trat er die Rückreise nach Europa an, wurde aber nach Westindien verschlagen, wo ihn, während er mit 21 Mann bei einem Inselchen nicht weit von S.-Domingo ans Land ging, seine übrige Mannschaft verrätherisch verließ, indem sie heimlich davonsegelte. Durch ein franz. Schiff wurden die Verlassenen gerettet und kamen 1593 glücklich nach Europa. Im J. 1601 wurde L. wieder in die ostind. Gewässer gesendet. Er schloß auf dieser Reise mehre den Engländern nützliche Handelsverbindungen und lief nach manchen Gefahren mit reicher Ladung und ebenso reichen Erfahrungen glücklich in die Dünen ein. Auf seine Angaben rüstete England unter den Capitänen Weymouth und Hudson (s. d.) eine Expedition aus, die nordwestliche Durchfahrt zu versuchen, und ihm zu Ehren wurde die unter 74° liegende Meerenge, welche zwischen Norddevon und dem Baffinslande den Eingang zu dem westlichen Polarmeere bildet, von Baffin **Lancasters-Sund** genannt. L. ward zum Ritter erhoben und starb 1620.

Lancaster (Joseph), einer der Erfinder und Verbreiter des gegenseitigen Unterrichtssystems (s. **Bell-Lancaster'sches Unterrichtssystem**), geb. 25. Nov. 1778 zu London. Er erhielt durch seinen Vater, einen abgedankten Soldaten, der sich kümmerlich durch Fertigung von Haarsieben erhielt, eine ziemlich gute Erziehung und eröffnete 1798 in einem der verwahrlostesten Districte Londons eine Elementarschule. Gerührt von dem Elende und der Verwilderung dieser Bevölkerung, dachte L. auf Mittel, Unterricht und Unterhaltung seiner Anstalt so wenig kostspielig als möglich zu machen, damit auch die ärmsten Kinder seine Schule besuchen könnten. So erfand er allmälig die Methode des gegenseitigen Unterrichts, ohne auch nur die geringste Kenntniß von den ähnlichen Versuchen zu haben, die in andern Ländern, ja seit 1793—97 von Bell (s. d.) in London selbst, doch ohne Erfolg gemacht worden waren. Zugleich fand L. an dem Lord Somerville, dem Herzog von Bedford und Andern freigebige Beschützer, sodaß er sich ein eigenes Schulhaus errichten konnte, in dem er 1805 an 1000 Kindern unentgeltlichen Unterricht ertheilte. Zu derselben Zeit gründete er ein gleiches Institut für 200 Mädchen, in dem seine beiden Schwestern das Lehrgeschäft übernahmen. Mit dem Erfolge wuchs nun die Zahl der Gönner und der Subscriptionen zu Gunsten der Anstalt. Im Sommer 1805 gaben auch der König Georg III. und der Hof eine bedeutende Summe, sodaß L. jetzt eine Normalschule für die Ausbildung von Lehrern stiftete und seine Methode über das ganze brit. Reich auszudehnen gedachte. L. war Quäker, nahm in seine Schule die Kinder jeder Confession auf und sorgte in religiöser Beziehung nur dafür, daß jedes die Bibel selbst lesen und verstehen lernen sollte. Gerade dieser Punkt aber erweckte mit der Ausbreitung seiner Bestrebungen den confessionellen Eifer der anglikanischen Geistlichkeit, und es trat ein Verein von 28 Bischöfen zusammen, die L. entgegenarbeiteten, ihm die Unterstützungen entzogen und den in Schottland befindlichen Bell herbeiriefen, welcher mit reichen Mitteln im Interesse der Orthodoxie dieselbe Unterrichtsmethode verbreiten mußte. L. versank so alsbald in Schulden im Belauf von 6000 Pf. St., fand jedoch zwei edelmüthige Freunde, Corston und Fox, die 1808 mit ihm ebenfalls einen Verein bildeten, durch dessen Mittel und unter dessen Leitung und Aufsicht er sein Werk fortsetzen konnte. Er unternahm jetzt in England, Schottland und Irland große Reisen zur Verbreitung seiner Methode, und 1811 waren durch seine Beihülfe bereits 95 Schulen gegründet, in denen 30000 Kinder den wechselseitigen Unterricht empfingen. Dessenungeachtet glaubte sich L. durch seine Abhängigkeit von jenem Verein in seiner Wirksamkeit behindert, zumal als er sah, daß die Bestrebungen seines freier gestellten Nebenbuhlers Bell noch viel erfolgreicher waren. Er überließ daher dem Verein gegen Übernahme aller Verpflichtungen seine Schulanstalten zu London und gründete 1813 zu Tooting selbständig eine Schule, in welcher er nach seiner Methode auch in den höhern Wissenschaften Unterricht geben wollte. Sehr bald sah er sich aber durch dieses Un-

ternehmen wieder in bedeutende Schulden verwickelt, und da ihm jetzt Niemand half, wurde er völlig bankrott. Verfolgt, verleumdet, überdies durch Krankheit niedergebeugt, wandte er sich endlich nach 1816 nach Amerika, wo er 1820 in der neuerrichteten Republik Columbia an dem Präsidenten Bolivar (s. d.) einen eifrigen Förderer und das weiteste Feld für seine Bestrebungen fand. L. errichtete mit Hülfe seiner Schwestern und den Mitteln, die Bolivar gewährte, eine große Anzahl von Schulen, sodaß das System des gegenseitigen Unterrichts selbst in der halbwilden Bevölkerung Eingang fand. Die politischen Zustände des Landes zerstörten indessen schon nach einigen Jahren die Früchte seiner Bemühungen, und als Bolivar 1829 abdankte, sah sich L. gänzlich verlassen, ja sogar verfolgt. Er wandte sich nun nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo er aber unbeachtet und ohne Unterstützung blieb, da hier seine Methode schon seit 1806 Eingang und Verbreitung gefunden hatte. Im J. 1830 wurde für ihn zu Neuyork eine Sammlung veranstaltet, um ihn vom Hungertode zu retten. Wo und wie er starb, ist unbekannt. Die Methode L. unterschied sich von der Bell's nur in Nebendingen.

Lancelot vom See, einer der Helden des bretonischen Sagenkreises von König Artus (s. d.) und der Tafelrunde. Die einzelnen Sagen von seinen Abenteuern weichen sehr voneinander ab. Nach den nordfranz. Bearbeitungen hat ihn die Fee Viviana, die Frau vom See (daher L.'s Zuname), nach seines Vaters frühem Tod erzogen, dann an des Artus Hof gebracht, wo er in die Tafelrunde aufgenommen wird. Sie unterstützt ihn auch bei den Abenteuern, in die ihn seine Liebe zu Ginievra, des Artus Gemahlin, und die Feindseligkeit der von ihm verschmähten Schwester desselben, Morgane, verwickeln, und als ihn Mordred, an dem er des Artus Ermordung rächen wollte, zum Tode verwundet hatte, nimmt sie das Leben von seinen Lippen. Die Sage von L. wurde im Mittelalter zunächst von Nordfrankreich aus, wo unter Andern der Trouvère Chrétien von Troyes behandelte, weit verbreitet. Ein franz. Gedicht, in dem die Sage aber eine wesentlich andere Gestalt angenommen hat, liegt auch dem deutschen L., den Ulrich von Zatzikhoven zu Anfang des 13. Jahrh. dichtete und den K. A. Hahn (Frankf. 1845) herausgegeben hat, zu Grunde. Es ist dies aber eine der werthlosesten und zuchtlosesten unter allen verwandten Dichtungen.

Landamman, s. Amman.

Landau, Stadt und deutsche Bundesfestung im bair. Kreise Pfalz, am Queich, in einer sehr dicht bevölkerten, überaus reizenden Gegend, hat ohne die Besatzung 6500 E., ein Progymnasium, eine den Protestanten und Katholiken gemeinschaftliche Collegiatkirche, einige Fabriken und einen Kanal, mittels dessen alle Bedürfnisse der Stadt zu Wasser herbeigeschafft werden können. Die Stadt wurde unter dem Kaiser Rudolf von Habsburg zur Freien Reichsstadt, dann an Speier versetzt, von Maximilian I. 1511 wieder eingelöst und zu Niederelsaß geschlagen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie sieben mal von den Kaiserlichen, Schweden und Franzosen genommen. Ludwig XIV. nahm sie mit dem Elsaß 1680 in Besitz und ließ sie 1684 von Vauban nach einem neuen Systeme aus kleinen gemauerten und kasemattirten Bollwerken in der Mitte großer Erdbastionen befestigen. Im J. 1702 wurde L. in 82 Tagen von den Kaiserlichen, 1703 in 58 Tagen von den Franzosen, 1704 in 70 Tagen abermals von den Deutschen und 1713 in 60 Tagen wieder von den Franzosen erobert. Im Aug. 1793 operirten die Verbündeten gegen das von den Franzosen besetzte L. und griffen am 28. Oct. unter dem Kronprinzen von Preußen die Festung förmlich an, mußten sich aber zurückziehen. Im J. 1814 versuchten russ. Truppen, L. zu nehmen, jedoch vergeblich; 1815 wurde es an Baiern abgetreten und zur Bundesfestung erklärt. Als solche wird es von Baiern besetzt.

Landboten hießen im Gegensatz zu den Senatoren die adeligen Deputirten des poln. Reichstags. (S. Sejm.)

Landdrost, s. Drost.

Landeck, Stadt in der Grafschaft Glatz, mit 1600 E., an der Biela, 1408 F. über dem Meere, in einer schönen, nach O., S. und W. von hohen Bergen der Sudeten eingeschlossenen Gegend gelegen, verdankt ihre Berühmtheit den nicht weit davon bei dem Dorfe Thalheim entspringenden Mineralquellen und besitzt ein etwas rauhes, aber alle Vorzüge der reinen Gebirgsluft in sich vereinigendes Klima. Man unterscheidet sechs Quellen: das St.-Georgen- oder Alte Bad (23° R.), das Liebfrauen- oder Marien- oder Neue Bad (23° R.), die Douchequelle (20° R.), den Marianenbrunnen oder die Trinkquelle (16° R.), die Mühlquelle (14° R.) und die Wiesenquelle (17° R.), welche erst 1837 wieder aufgegraben wurde. Sie gehören sämmtlich zu den erdig-salinischen Schwefelquellen und beweisen sich in den Fällen, wo diese Classe der Mineralwässer angewendet wird, als vorzüglich heilsam. Man gebraucht das Wasser

theils als Getränk, gewöhnlich mit Ziegenmilch oder Molken vermischt, theils und vorzugsweise als Bad in verschiedenen Formen. Das Alte Bad war schon im 13. Jahrh. bekannt, und gegen Ende des 17. begann man auch das Neue zu gebrauchen. Jedoch kamen die Anstalten in Verfall und hoben sich erst wieder, als Friedrich II. von Preußen 1766 die Bäder mit gutem Erfolge gebrauchte. Auch später hatte L. das Glück, immer bedeutende Gönner zu finden, sodaß es nach und nach in Hinsicht auf Frequenz der Gäste und Vortrefflichkeit seiner Anstalten immer höher stieg; doch ist es gegenwärtig wieder weniger besucht. — Ein Dorf **Landeck** mit 300 E. liegt im pilsener Kreise des Königreichs Böhmen und besitzt drei Sauerbrunnen. — Auch heißt **Landeck** ein Dorf und Schloß im innsbrucker Kreise Tirols. Es ist Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft, liegt am Inn, zählt 1000 E. und zeichnet sich durch seine schöne Lage zwischen dem Inn- und Patznauthale aus, sowie dadurch, daß sich hier zwei Straßen über das Wormser Joch, den Finstermünzpaß nach Innsbruck und Bregenz scheiden. In der Nähe liegen die Burgen **Landeck** und Schroffenstein.

Landenge oder **Landzunge**, s. **Isthmus**.

Lander (Richard), der Entdecker des untern Nigerlaufs, geb. in Cornwall 1804, sollte ebenso wie sein jüngerer Bruder John Buchdrucker werden, schloß sich aber 1825 dem Capitain Clapperton an, als dieser im Auftrage der Regierung nach Afrika ging, drang mit ihm von der Bai von Benin aus bis nach Sakkatu vor, wo Clapperton starb, und kehrte 1828 nach England zurück. Seine Ausarbeitungen über die Clapperton'sche Reise, sowol das Tagebuch (1829) als die Records, bewogen die brit. Regierung, ihn mit der Verfolgung der Untersuchungen über den Nigerlauf zu beauftragen. Im J. 1830 führte er in Begleitung seines Bruders John diesen Auftrag mit dem besten Erfolg aus. Es wurde ermittelt, daß der Quorra (der untere Niger) in mehren Armen in die Beninbucht fällt. (S. **Niger**.) Von Negern gefangen und an einen Sklavenhändler verkauft, wurden die Brüder L. nach Cap Formosa gebracht und dort von einem Schiffsherrn aus Liverpool ausgelöst. Sie gingen nun nach England zurück, wo sie im Juni 1830 anlangten und ihr „Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger" (3 Bde., Lond. 1832; deutsch, Lpz. 1833) ausarbeiteten. Im J. 1832 unternahmen sie auf einem eisernen Dampfboote, das einer von liverpooler Kaufleuten ausgerüsteten Expedition angehörte, eine abermalige Beschiffung des Quorra. Sie fuhren in den Fluß Tschadda ein, welcher bei Abda-Kudda in den Quorra fällt, kauften eine kleine Insel an, die sie zu einer brit. Handelsstation geeignet fanden, nannten sie Englandsinsel und legten auf derselben ein kleines Fort von Lehmmauern an. Im J. 1833 machte L. mit einigen Gefährten auf einem mit Waaren beladenen Boote eine Excursion den Braßfluß hinauf, welcher ebenfalls dem Nigerdelta angehört. Sechzig oder siebzig engl. Meilen landeinwärts, an einer seichten Stelle, wo das Boot auf den Sand lief und schwer wieder loszumachen war, wurden die Reisenden von Braß- und Bonnynegern meuchlings überfallen und sahen sich genöthigt, auf einem kleinen leichten Boote, das sie mitführten, die Flucht den Fluß hinab zu ergreifen. Den auf Canots ihnen nachsetzenden Negern entriß sie die Geschicklichkeit ihrer Ruderleute; doch L. hatte eine Schußwunde an der Hüfte davongetragen, in deren Folge er wenige Tage nach seiner Ankunft auf der Insel Fernando Po 27. Jan. 1834 starb. Eine Beschreibung dieser unglücklichen Expedition von Laird und Oldfield erschien 1837 in zwei Bänden. — Der jüngere Bruder Richard's, **John L.**, geb. 1807, erhielt nach seiner Rückkehr von Lord Goderich als Belohnung seiner Mühen eine Anstellung beim Zollamt, starb aber an einer durch das afrik. Klima hervorgerufenen Krankheit 16. Nov. 1839.

Landes heißen die längs der Küste des Biscayischen Meerbusens zwischen der Gironde und den Pyrenäen in einer Länge von mehr als 30 Stunden, bei einer Breite von 15—20 Stunden, sich erstreckenden Haiden, welche einen der ödesten Flecke Europas bilden. Man unterscheidet Petites landes an den Flüssen Adour und Midouze, zwischen Bazas und Mont-de-Marsan, die besser angebaut und fruchtbarer sind, von den dicht am Meere liegenden Landes sauvages, Dünen, die ganz unfruchtbar sind. Längs der Küste, die ganz ohne Häfen und Ankerplätze ist, zieht sich eine Reihe von Salzlachen hin, unter welchen das Bassin d'Arcachon am bedeutendsten ist. Der meist sandige, zum Theil auch sumpfige Boden, gewöhnlich blos mit Haidekraut und niedrigem Gestrüpp bewachsen, gibt etwa einer halben Million Schafen von der schlechtesten Race und gröbsten Wolle kärgliche Nahrung, und nur auf den fruchtbarern Strecken wird auch etwas Roggen, Mais und Hirse gebaut. Die wenigen Einwohner, Parens genannt, in zerstreuten Dörfern im östlichen Theile der Landes, sind gascognischer Abstammung, führen

ein rohes Leben, wohnen in elenden Hütten und gehen in den sumpfigen und sandigen Gegenden meist auf Stelzen, zeigen sich aber dabei munter, gutmüthig und gastfrei. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit Bienen-, Schweine- und Schafzucht, Fischerei, Jagd und, seitdem durch Necker's Veranstaltung 1789 hier große Anpflanzungen von Fichten und Korkbäumen gemacht worden sind, mit Kohlenbrennen, Pech- und Harzsammeln und Korkschneiden, besonders mit Verfertigung von Sabots (hölzernen Schuhen). — Das Depart. **Landes**, nach dem der Gironde das größte und eins der volkslichtesten Frankreichs, umfaßt die ehemaligen Landschaften Pays-des-Landes, Chalosse und Condomois von Gascogne, einen Theil von Bordelais in Guienne und einen Theil von Bearn und zählt auf nahe 167 QM. nur 302200 E. Der Adour, welcher hier links den Gabas, Luy, Louts, Gave-de-Pau, rechts die aus dem Midou und der Douze gebildete Midouze aufnimmt, bildet die Naturgrenze zwischen dem größern Theile im Norden, der fast ganz von den beschriebenen Haideflächen, nur hier und da von oasenartigen Culturflecken eingenommen ist, von dem kleinern im Süden, einem Hügellande, auf dessen leichtem Kreideboden Weinberge, Mais- und andere Ackerfelder mit Ericasteppen abwechseln. Auch gewinnt man daselbst mancherlei Bausteine, Marmor, Mergel, Porzellanerde, Eisen und Steinkohlen. Das Klima ist in den Haiden ungeachtet der Nähe des Meeres ein wahres Continentalklima: eisig im Winter, glühend im Sommer, dabei neun Monate lang den Ausdünstungen stehender Gewässer ausgesetzt. Das Departement ist eins der am wenigsten industriellen; doch fertigt man Leder, Tuch, grobe Wollenzeuge, Segeltuch und Tischzeug. Der Handel wird durch die Schiffbarkeit des Adour, der Midouze, des Gave-de-Pau, sowie durch die Nähe von Bayonne gefördert und führt hauptsächlich Schweine, Schafe, Schinken, Kork, Holz, Theer und Harz aus. Das Departement zerfällt in die drei Arrondissements Mont-de-Marsan, St.-Sever und Dax. Die Hauptstadt ist **Mont-de-Marsan**, am Zusammenfluß des Midou und der Douze, mit 4500 E., einer öffentlichen Bibliothek, einer ökonomisch-mercantilischen Gesellschaft, einer Baumschule und einem Gesundbrunnen, mit Tuch-, Wolldecken- und Segeltuchmanufacturen und lebhaftem Wein- und Branntweinhandel. **St.-Sever**, am Adour, Hauptort des Ländchens Chalosse, mit den Trümmern einer berühmten, schon um 993 gegründeten Abtei, zählt 5300 E., hat ein Collège, Fayencefabriken, Wein- und Getreidehandel. **Dax**, bei den Alten Aquae Tarbellicae oder Aquae Augustae, Hauptort der ehemaligen Vicomté Dax oder Acqs, am Adour, hat ein Communalcollège, berühmte warme Bäder und 5900 E., welche Handel mit Wein, Liqueur, Getreide, bayonner Schinken, Honig, Wachs und besonders mit Harz treiben.

Landesälteste, auch **Landesbestallte** heißen in einigen deutschen Staaten die von der Ritterschaft einer Provinz aus ihrer Mitte erwählten Vertreter derselben, so z. B. in der sächs. Lausitz.

Landesherrlichkeit oder **Landeshoheit**. Landesherr, im Allgemeinen soviel als Fürst, Beherrscher eines Landes, war eine vorzugsweise in den souverän oder fast souverän gewordenen Theilen des alten Deutschen Reichs gewöhnlich gewordene Bezeichnung. Diese Territorien (Herzogthümer, Mark- und Landgrafschaften. auch einfache Fürstenthumer und Reichsgrafschaften), früher lediglich vom Kaiser übertragene Lehen, deren Inhaber bloße Beamte des Kaisers und Reichs waren, hatten sich allmälig theils durch die eingeführte Erblichkeit der Lehen, theils durch den Übergang einer Menge Rechte (s. **Regalien**) von den Kaisern auf diese großen Vasallen in wirkliche von der Verleihung durch Kaiser und Reich unabhängige und mit beinahe allen Attributen der Souveränetät ausgestattete Besitzthümer regierender Familien verwandelt. Dieses Verhältniß, welches gleichermaßen, die Erblichkeit abgerechnet, in den geistlichen Ländern Platz griff, pflegte man, im Gegensatz zu dem frühern, als Landeshoheit oder Landesherrlichkeit zu bezeichnen. Landesherr und Landesherrlichkeit wird jetzt gewöhnlich gleichbedeutend mit Souverain und Souverainetät (s. d.) gebraucht.

Landesverrath ist das Verbrechen, dessen sich der Angehörige eines Landes schuldig macht, wenn er gegen die Selbständigkeit, Sicherheit und Unverletzbarkeit dieses Landes im Interesse einer auswärtigen Macht etwas unternimmt. Landesverrath begeht also z. B., wer als Spion im Kriege dem Landesfeinde dient, wer ihm Waffen und Munition zuführt, wer ihm zur Einnahme der Landesfestungen behülflich ist u. s. w. Der Landesverrath wird unter dem Hochverrath (s. d.) im allgemeinern Sinne begriffen und wie dieser sehr verschieden bestraft.

Landesverschönerung nennt man im engern Sinne die Gestaltung einer Gegend in Formen, welche dem Auge wohlthun und dem Schönheitssinne genügen. Sie verlangt (im Unterschied von der Landschaftsgärtnerei, die, meist auch in beschränktern Grenzen, Neues, naturgemäße, den Gesetzen der Ästhethik entsprechende Anlagen schafft) schon Vorhandenes, an welches sie anknüpft, natürliche Anfänge, die sie ausführt und fortsetzt. Landesverschönerung ist es,

wenn die kahle, gerade Linie einer Kunststraße, die eine Gegend unschön durchschneidet, mittels Anpflanzung von Bäumen und Strauchwerk ganz oder theilweise verdeckt wird; wenn öde Flächen in Wald umgewandelt, große Waldstrecken durch anmuthige Lichtungen unterbrochen werden; wenn durch geeignete Wasserleitung, Begrünung von Felspartien u. s. w. eine Gegend malerisch gestaltet oder ihre verdeckte Schönheit gehoben wird. Die Landesverschönerung ist eine der dankbarsten Aufgaben für Fürsten, Staaten, Gemeinden und große Besitzer. Wenn sie auch keine materiellen Gewinnste abwirft, so kann doch durch sie leicht und auf allgemein wirksame Weise der Sinn für Schönheit und Naturgenuß mit allen seinen wohlthätigen Folgen in einer Bevölkerung erweckt und rege gehalten werden. Außerdem läßt sich in den meisten Fällen selbst der Nutzen mit dem ästhetischen Zwecke recht gut vereinigen, wie z. B. bei der Beschattung von Chausséen, der Bewaldung kahler Hügel, der Anlage künstlicher Gewässer u. s. w. Deshalb ist denn auch in neuerer Zeit, insbesondere angeregt durch den großartigen Aufschwung einer naturwahren Gartenkunst (s. **Garten und Gartenkunst**) und durch Männer wie Skell, Fürst Pückler u. s. w., die Landesverschönerung vielfach zum Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden, wenn auch nicht überall in dem Maße, daß sie sich von der eigentlichen Gartenkunst und Landschaftsgärtnerei streng absondert. Viele berühmte verschönerte Gegenden, z. B. die Umgegend von Berlin und Potsdam, Schönbrunn u. s. w., sind blos im großen Maßstabe ausgeführte Parks. Dagegen sind die trefflichen Waldanlagen in Thüringen, namentlich bei Eisenach, Liebenstein, Reinhardsbrunn u. s. w., verschiedene Partien des Harzes, die prachtvollen Waldstrecken der sonst öden Umgegend von Darmstadt bis weit in die Bergstraße hinein, das Thal von Baden-Baden u. s. w., Muster geschmackvoller Landesverschönerung in Deutschland. Die Umgebungen von Paris und ein großer Theil Englands haben dagegen durch die vielfach im Kleinern ausgeführte Landschaftsgärtnerei eine allgemeine Verschönerung erhalten, der nur geringe Nachhülfe zur Herstellung des harmonischen Eindrucks mangelt. Daß auch die ödeste Gegend nicht von der Möglichkeit einer wirklichen Verschönerung ausgeschlossen ist, beweisen die Resultate bei Darmstadt, die dem Großherzog Ludwig III. ihre Entstehung verdanken, sowie die Werke des Fürsten Pückler zu Muskau und Branitz.

Landesverweisung, s. Verbannung und Landesverweisung.

Landfriede. Da der Gottesfriede (s. d.) nicht ausreichte, suchten die deutschen Kaiser durch bürgerliche Gesetze für den Frieden des Reichs zu sorgen und der Selbsthülfe, wie dem sogenannten Faustrecht (s. d.), in das sie ausartete, Schranken zu setzen. Schon Konrad II. und Heinrich III. hatten dahin gerichtete Gesetze gegeben, jedoch nur gegen ungerechte Angriffe, nicht gegen die Selbsthülfe aus gerechter Ursache. In den Bürgerkriegen der nachfolgenden Zeit wurden indessen die Privatfehden immer häufiger und die Straßen unsicherer als je. Wiewol Kaiser Heinrich V. 1121 zu Würzburg eine Erneuerung jener den Landfrieden bezweckenden Gesetze zu Stande gebracht hatte, so mußten sich doch die hohenstaufischen Kaiser darauf beschränken, die Selbsthülfe in Bezug auf die öffentliche Sicherheit so unschädlich als möglich zu machen. Kaiser Friedrich I. setzte 1187 auf dem Reichstage zu Nürnberg fest, daß Der, den man aus gerechter Ursache befehden wolle, bei Strafe der Ehrlosigkeit wenigstens drei Tage vorher davon benachrichtigt werden solle. Dieses sogenannte Absagen, welches mittels eines Fehdebriefs geschah, fand noch am leichtesten Eingang, da man es für ritterlich und edel hielt, nur den zum Kampfe Vorbereiteten anzugreifen. Die Sicherheit aber, die hierdurch Jedem, dem nicht abgesagt war, gewährt wurde, nannte man den Landfrieden. Daß während eines allgemeinen Kriegs alle Privatfehden ruhen mußten, wie in Frankreich, vermochte man in Deutschland nicht durchzusetzen. Eine mittelbar drückende Folge des Faustrechts waren für die Reisenden die Erpressungen unter dem Namen des Geleits (s. d.). Zwar verbot König Philipp von Schwaben 1201 in dem Gesetze gegen Friedbrüche, d. i. gegen unverkündete Fehden, zugleich auch alle Erpressungen von den Reisenden auf das strengste, und ähnliche noch strengere Verbote erließen Otto IV. 1209 zu Oldenburg, Friedrich II. 1234 zu Frankfurt und 1236 zu Mainz. Doch die Unruhen im Reiche verhinderten die Kaiser, diesen Gesetzen Nachdruck zu geben, und in den stürmischen Zeiten nach Friedrich's II. Tode kamen sie fast gänzlich in Vergessenheit. Daher mußten die Unterthanen und vor allem die Städte, denen in Hinsicht des aufblühenden Handels am meisten an der Sicherheit des Verkehrs gelegen war, selbst diesem Übel zu steuern suchen. Zu diesem Zwecke entstanden der Bund der Hansa (s. d.) und der Rheinische Städtebund. In Baiern, Meißen, Thüringen und Brandenburg, wo die Fürsten die Zügel der Regierung kräftiger erfaßt, gelang es, den Gewaltthätigkeiten so ziemlich ein Ende zu machen; dagegen stiegen in Schwaben, Franken, Sachsen und am Rhein die Unordnung und Unsicherheit aufs

äußerste, sodaß viele Hunderte von Rittern lediglich vom Raube lebten. Kaiser Rudolf von Habsburg brachte es wenigstens dahin, daß auf dem Reichstage zu Würzburg 1287 die Stände einen Landfrieden auf drei Jahre genehmigten, den er 1291 zu Speier auf sechs Jahre verlängern ließ, der aber mit seinem Tode auch sogleich vergessen war, sodaß sein Nachfolger Adolf von Nassau Mühe hatte, für denselben 1293 zu Köln wieder drei Jahre verwilligt zu erhalten. Albrecht I. gab zu Nürnberg ein strenges Gesetz gegen die Friedbrüche, das unter dem Namen der erneuerten Satzung König Albrecht's bekannt ist. Ludwig der Baier beschwor bei seiner Thronbesteigung nebst den Reichsständen diese Satzung und schärfte sie 1333 auf dem Reichstage zu Speier von neuem ein. Karl IV. gelang es so ziemlich, seinem 1354 auf dem Reichstage zu Mainz publicirten Landfrieden Gehorsam zu verschaffen. Doch diese wiederholten Gesetze machten zur Verwahrung der öffentlichen Sicherheit neue Verbindungen keineswegs überflüssig, die man nach ihrem Zweck und Geiste selbst Landfrieden nannte. Einen derartigen Landfrieden der schwäb. Grafen und Städte bestätigte 1307 Albrecht I. zu Speier auf zwei Jahre, und zwar so, daß, wer diesem Bunde nicht beitreten wollte, vom allgemeinen Landfrieden ausgeschlossen sein sollte. Einen ähnlichen Bund errichteten 1319 die rhein. Städte, den sie 1332 erneuerten Ihrem Beispiele folgten viele andere Städte und Fürsten im Elsaß, in Baiern, Franken, Schwaben, in der Wetterau, Lothringen, Sachsen und Westfalen. Überall setzte man die Todesstrafe auf den Landfriedensbruch und vollzog sie auch zuweilen.

Doch die hauptsächliche Ursache jenes Kriegs Aller gegen Alle lag in dem Mangel einer wohlgeordneten Gerichtsverfassung, verbunden mit der Abneigung der Deutschen gegen die gerichtliche Entscheidung ihrer Uneinigkeiten. Daher vereinigten sich die Städte, die in solche Bündnisse zusammentraten, gewöhnlich dahin, ihre Zwiste durch sogenannte Austräge, d. i. schiedsrichterliche Aussprüche (Austrägalgerichte), entscheiden zu lassen. Dies geschah namentlich in dem neuen Bunde, den die schwäb. Städte 1331 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwig's des Baiern eingingen, dem die Pfalzgrafen beim Rhein und andere Fürsten beitraten und den Ludwig 1340 bestätigte. Als Karl's IV. Landfriede von 1354 zu Ende ging, schlossen die schwäb. Städte 1365 unter kaiserl. Bestätigung abermals einen Friedensbund, doch nur auf anderthalb Jahre. Indeß arteten auch diese Verbindungen, besonders gegen das Ende des 14. Jahrh., auf das verderblichste aus. Zur Erhaltung des Friedens aufgerichtet, dienten sie bald nur, die Fehden allgemeiner und ernsthafter zu machen, indem sie vom Schutz zum Trutz übergingen und die Verbündeten auch in allen andern Angelegenheiten einander beistanden. Diejenigen Bünde, welche aus Fürsten und Städten bestanden, lösten sich bald in zwei feindliche Parteien auf, da die Klagen der Städte über die Fürsten wegen der Bedrückungen des Handels durch Zölle und Geleite, sowie die der Fürsten über die Städte wegen Aufnahme von Pfahlbürgern (s. d.) u. s. w. stets unerledigt blieben. Gegen den Bischof Gerhard von Worms, die Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg und Kraft von Hohenlohe schlossen die schwäb. Städte 1376 den sogenannten Großen Bund und führten offenen Krieg gegen sie. Karl IV. setzte kurz vor seinem Tode 1378 zu Nürnberg zwischen den feindlichen Parteien Schiedsrichter, die sie 1379 verglichen, worauf die Städte mit den Pfalzgrafen beim Rhein und dem Markgrafen zu Baden einen Bund auf fünf Jahre errichteten, der indeß auch wieder nicht sowol die Erhaltung des Friedens als Schutz und Trutz gegen ihre Feinde zum Zwecke hatte. Auch die Fürsten und Herren, eifersüchtig auf die Macht der Städte und erbittert über die Bündnisse derselben, schlossen nun Bündnisse zum Schutz ihrer Gerechtsame unter dem Namen von Gesellschaften, wie die Gesellschaft vom Leuen, die von St.-Wilhelm und St.-George, die mit den Hörnern u. s. w. Bisweilen traten diese Gesellschaften auch mit den Städten in Bündniß, aber diese Verbindungen waren nie von Dauer. König Wenzel soll es sogar gern gesehen haben, wenn die Städte, durch Bündnisse gestärkt, ein Gegengewicht gegen die Fürsten bildeten. So schlossen sieben der vornehmsten Städte am Rhein 1381 einen solchen Bund, dem der Schwäbische Bund und bis zum J. 1384 fast alle Städte Baierns, Frankens, Schwabens und am Rhein beitraten. Der Bund war stillschweigend gegen die Fürsten gerichtet; dennoch verbündeten sich mit demselben auf kaiserl. Befehl 1384 viele Fürsten auf vier Jahre und 1387, wo er zu Mergentheim auf einige Jahre erneuert wurde, fast alle übrigen. Bei alledem sahen die Städte immer ihre Verbindung untereinander für enger an als die mit den Fürsten. Überdies erlaubten sich nicht nur die Fürsten fortwährend widerrechtliche Anmaßungen, sondern auch die Söldner der Städte Unordnungen und Gewaltthätigkeiten. Vornehmlich erbitterte die Fürsten der Beistand, den der Schwäbische Bund 1386 den Schweizern gegen den Herzog Leopold von Östreich leistete. So brachen 1388 offene Feindseligkeiten zwischen den Städten und Fürsten aus,

die mit abwechselndem Glücke geführt wurden. König Wenzel nahm sich dabei anfangs der Städte sehr an und erklärte sich öffentlich für sie; bald aber ließ er seine Völker zum Fürstenheere stoßen, sodaß die Städte durch die Übermacht und unvermögend, die Kriegskosten zu erschwingen, sich genöthigt sahen, nachzugeben. Hierauf wurde 1389 der Landfriede zu Eger auf sechs Jahre errichtet, der aber erst durch den Vertrag zu Heidelberg seine Wirkung erhielt. Für jeden der vier Bezirke Schwaben, Baiern, Franken und Elsaß oder Rheinland wurden schiedsrichterliche Ausschüsse bestellt, bestehend aus vier fürstlichen und vier städtischen Abgeordneten, unter einem Obmann, den der Kaiser ernannte. Doch nach Ablauf des Egerschen Landfriedens, als die Städte und Fürsten sich wieder erholt hatten, kehrte die alte Zwietracht wieder, wenn sie auch nicht in so lichte Flammen aufschlug. Im Anfange des 15. Jahrh. verbanden sich die schwäb. Prälaten, Grafen, Herren und Edeln zu der Gesellschaft von St.-Georgenschild, die unter der Begünstigung des Kaisers Sigismund seit 1422 an Ausdehnung und Festigkeit so gewann, daß sie bald als öffentlich anerkannte Gemeinschaft mit einem gemeinsamen Contingent angesetzt ward.

Überhaupt waren die Stände im 15. Jahrh. geneigter zum Frieden und wurden es desto mehr, je dringender dessen Nothwendigkeit durch die gemeinsame Gefahr von den Hussiten und dann von den Türken erschien. Kaiser Sigismund errichtete 1431 einen allgemeinen Landfrieden auf die Dauer des Hussitenkriegs; auch auf dem Concil zu Basel wurde 1433 über den Landfrieden gerathschlagt, aber wenig bewirkt. Erst Albrecht II. gelang es 1438 dem Namen nach einen ewigen Landfrieden durchzusetzen, der aber bald vergessen wurde. Friedrich III. mußte sich begnügen, den Landfrieden wie seine Vorgänger auf etliche Jahre zu befestigen. Zwar hatte er die Absicht, alle Verbindungen unter den Ständen zu verbieten, doch konnte er mit diesem wie mit so manchem andern Entwurfe zur Verbesserung der Verfassung des Reichs nicht durchdringen. Der von diesem Kaiser zu Frankfurt geschlossene letzte interimistische Landfriede auf zehn Jahre wurde insofern von großer Wichtigkeit, als er die Wiederherstellung des Schwäbischen Bundes zu Eßlingen 1488 zur Folge hatte, indem die schwäb. Städte mit der Gesellschaft vom St.-Georgenschild sich verbanden. Zugleich verbot der Kaiser alle Bündnisse der Reichsstände, die nicht ausdrücklich gelobten, nie gegen den Schwäbischen Bund fechten zu wollen. Maximilian I. verlängerte den zehnjährigen Landfrieden 1494 auf drei Jahre. Da jedoch die Erfahrung die Unzulänglichkeit der zeitweiligen Landfrieden gezeigt hatte und die im 16. Jahrh. in der Bildung mächtig fortgeschrittene Nation das Bedürfniß einer fest verbürgten bürgerlichen Ordnung immer mehr empfand, so kam endlich auf dem Reichstage zu Worms 1495 der Reichslandfriede zu Stande. Die Reichsstände selbst, von der Nothwendigkeit einer solchen Anordnung durchdrungen, zwangen den Kaiser Maximilian I., dem mehr als der Landfriede der Krieg gegen die Türken und Italien am Herzen lag, sie durchzusetzen, indem sie, bevor nicht der Friede des Reichs gesichert sei, Geld- und Waffenhülfe zu diesen Feldzügen verweigerten. Demnach wurde aus den Kurfürsten, Fürsten und Städten ein Ausschuß zur Abfassung des **Ewigen Landfriedens** niedergesetzt, der seine Arbeiten so beeilte, daß das Gesetz bereits 25. Juli 1495 veröffentlicht werden konnte. In demselben wurde jede Art der Selbsthülfe auf ewige Zeiten bei Strafe von 2000 Mark löthigen Goldes verboten, den Ständen aber geboten, jährlich sich zu versammeln, um den Landfrieden zu behaupten und die vorgefallenen Übertretungen in Erwägung zu ziehen. Zugleich wurde ein stehendes Gericht, dessen Beisitzer der Kaiser und die Reichsstände wählten, eingerichtet, das Reichskammergericht (s. d.) zu Speier, und durch ein besonderes Gesetz, die Reichskammergerichtsordnung, bestimmt. Kürzere Dauer als dieses hatte das ebenfalls damals errichtete Reichsregiment, eine stehende Behörde, welcher die oberste Leitung der Reichsangelegenheiten und die Erhaltung des Landfriedens im Namen des Kaisers anvertraut war; denn theils durch die Eifersucht des Kaisers und der Fürsten, die darin eine Beschränkung ihrer Rechte sahen, theils aus Mangel an Unterstützung zerschlug es sich nach wenig Jahrzehnden. Die nachdrücklichste Handhabung des Landfriedens mußte immer noch die bewaffnete Macht gewähren, die mehr in der Stände als in des Kaisers und Reichs Händen war. Doch dauerte es bis zur Mitte des 16. Jahrh., ehe der Adel dahin gebracht wurde, sich des Faustrechts ganz zu entschlagen. Viele Bündnisse wurden daher noch für des Landfriedens Handhabung geschlossen, aber alle mit Vorbehalt des Schwäbischen Bundes, der, wiederholt verlängert, trotz der Bemühungen des Kaisers, denselben zu erneuern, sich um 1530 auflöste. Dagegen bestanden der Ewige Landfriede und das Reichskammergericht bis zur Auflösung des Deutschen Reichs.

Landgerichte. Nach der frühern Verfassung des Deutschen Reichs konnte der Kaiser auch über mittelbare Mitglieder des Reichs in Concurrenz mit deren ordentlicher Obrigkeit eine Jurisdiction erster Instanz ausüben. Diese Gerichtsbarkeit wurde bisweilen in gewissen Districten

einem besondern Richter verliehen, der alsdann in dem ihm angewiesenen Bezirke sowol über mittelbare als unmittelbare Personen und Güter Recht sprechen konnte, jedoch der Appellation an den Kaiser unterworfen blieb. Diese kaiserl. Landgerichte kamen aber später, je mehr die Territorialgerichtsbarkeit sich geltend machte, in Wegfall. Am längsten und noch über die Zeit des Westfälischen Friedens hinaus haben sich zwei derselben erhalten, das kaiserl. Hofgericht zu Rottweil und das kaiserl. Landgericht in Schwaben. Gegenwärtig versteht man unter Landgerichten zumeist die über Districte des platten Landes gesetzten Untergerichte.

Landgraf, s. Graf.

Landi (Gasparo), Historienmaler, wurde zu Piacenza 1756 geboren. Obwol in der Schule des Manieristen Battoni zu Rom gebildet, hatte er sich doch durch eifriges Studium der großen Meister des 16. Jahrh., zumal der Venetianer, eine gewisse Reinheit des Stils und insbesondere ein ausgezeichnetes Colorit angeeignet. Schon früh bekleidete er die Stelle eines Directors der Abtheilung für Malerei an der Akademie von San-Luca in Rom. Im J. 1817 wurde er Präsident derselben, welche Würde er bis an seinen Tod (1830) behielt. L. gilt mit Sabatelli, Podesti, Camuccini u. A. für einen der Begründer der neuern ital. Malerei, obwol er neben bedeutenden Verdiensten, zumal in der Färbung, wie die übrigen Neuitaliener unter franz. Einfluß an einem etwas hohlen Pathos der Darstellung leidet. Berühmt waren seine Porträts. Von seinen historischen Gemälden finden sich zwei der berühmtesten, eine Beisetzung und eine Himmelfahrt Mariä, im Dome zu Piacenza; ein anderes, mehre Türken vorstellend, im Museum zu Neapel.

Landkarten nennt man versinnbildlichende Darstellungen der Oberfläche der ganzen Erde oder eines größern oder kleinern Theils derselben durch Zeichnung. Am richtigsten und deutlichsten stellt man allerdings die Oberfläche der Erde, als einer Kugel, durch den Globus (s. d.) dar Da aber große Globen kostbare und unbequeme Instrumente sind und kleinere den Zweck der Versinnlichung der Erdoberfläche nach ihren speciellen Theilen nicht erreichen, so mußte man sehr bald seine Zuflucht zu Darstellungen nehmen, welche den Globus und dessen Theile auf einer ebenen Fläche darstellen. So entstanden die geographischen Karten oder Landkarten, die nach der Größe der Ländermasse, welche sie darstellen, unter sich verschieden benannt werden. Sie heißen Planiglobien, wenn sie die ganze Erdoberfläche in zwei Halbkugeln zerschnitten, Universal- oder Weltkarten (Mappes mondes), wenn sie dieselbe als eine vollständige Ebene aufgerollt darstellen, Particularkarten, auch Generalkarten, wenn sie ganze Erdtheile, Generalkarten oder eigentlich richtiger Generalländerkarten, wenn sie die ganze Ländermasse größerer Staaten, Specialkarten oder chorographische Karten, wenn sie einzelne Theile eines Landstrichs, der auf einer Generalkarte dargestellt ist, in vergrößertem Maßstabe abbilden. Die Specialkarten haben wieder eine Unterabtheilung, die sogenannten topographischen Karten. Nach dem Gebrauche und besondern Zwecke theilt man die Landkarten ferner ein in Post- und Reise-, Kunst-, Eisenbahn-, Kriegs-, Fluß- oder hydrographische, Berg- oder orographische, ethnographische, Producten-, geologische und mineralogische Karten, welche letztere drei man auch mit dem allgemeinen Namen physische Karten benennt. Eine Sammlung von Landkarten zusammengebunden heißt ein Atlas (s. d.). Man hat geographische Atlanten, deren Karten sich blos auf Geographie beziehen, und historische, wo entweder die historischen Momente durch Landkarten versinnlicht sind, oder die an den Rändern der Karten meist behufs des Unterrichts historische Andeutungen enthalten. Was die Verfertigung der Landkarten betrifft, so verhält es sich damit so. Eine Landkarte soll ein möglichst treues Bild eines Theils der Erdoberfläche geben. Wirklich übersehen kann man von dieser immer nur einen sehr geringen Theil, selbst von den Höhen aus. Da man nun aber doch im Bilde darstellen will, was man nicht wirklich zu überschauen vermag, so muß man in das Bild zusammentragen, was man nach und nach durch Anschauung, Ausmessung, Bestimmung der Lage mit den von der angewandten Mathematik dargebotenen Hülfsmitteln kennen gelernt hat, und zwar so, daß man einen bestimmten Punkt annimmt, von welchem aus die Oberfläche der Erde sich so darstellen würde, wie sie auf dem Bilde (der Karte) erscheint, wenn man von jenem aus wirklich auf sie herabsehen könnte. Diese Darstellung würde keine besondere Schwierigkeit haben, wenn die Oberfläche der Erde eine Ebene wäre; denn dann würden die Gegenstände auf ihr zwar einander desto näher rücken, je weiter sich der Beschauer über die Erde erhöbe, aber doch stets verhältnißmäßig in denselben Entfernungen und Richtungen voneinander bleiben. Aber die Oberfläche der Erde ist kugelförmig gekrümmt und der Landkartenzeichner muß also eine krumme Fläche auf einer Ebene (der des Papiers) zur Anschauung bringen. Um sich auf der Erde selbst zu orientiren, denkt man sich dieselbe mit einem Netze von Linien überzogen, von denen die einen (die Meridiane) größte Kugelkreise sind,

die sämmtlich untereinander gleich und sämmtlich durch die beiden Pole gelegt sind, während die andern (die Parallelkreise), jene rechtwinkelig schneidend, sämmtlich ihre Mittelpunkte in der Achse der Erde haben und desto kleiner sind, je näher sie den Polen der Erde liegen. Nur einer dieser Parallelkreise (der Äquator) ist den Meridianen gleich, ein größter Kugelkreis. Dieses Netz durch Zeichnung darzustellen, ist die Hauptaufgabe des Landkartenzeichners. Hat er dasselbe richtig entworfen, so braucht er nur die einzelnen Punkte der Erdoberfläche nach ihrer geographischen Lage (s. Länge und Breite) genau zu kennen, um zu wissen, wo er sie auf seiner Darstellung des Erdnetzes einzutragen habe, um so nach und nach ein richtiges Bild eines Theils der Erdoberfläche zu gewinnen. Nur wenn der darzustellende Theil der Erdoberfläche von so geringer Ausdehnung ist, daß man ihn, ohne große Irrthümer zu begehen, als eine Ebene betrachten kann, d. h. daß die beiden äußersten Parallelkreise, die ihn begrenzen, an Größe sehr wenig voneinander abweichen, auch die Länge ihrer darzustellenden Bogen wenig größer als die Sehnen dieser Bogen ist, kann man das Netz so machen, daß man die Meridiane und Parallelkreise als sich untereinander rechtwinkelig schneidende gerade Linien zeichnet. Bei einigermaßen größern Theilen der Erdoberfläche würde eine derartige Zeichnung die näher nach den Polen zu gelegenen Theile der Erde ganz unverhältnißmäßig größer als die mehr nach dem Äquator zu gelegenen darstellen. In diesem Falle muß der Landkartenzeichner das Netz aus gekrümmten Linien zusammensetzen, er muß zu berechnen verstehen, wie sich diese Kreislinien von verschiedener Größe mit ihren Durchschnittspunkten, von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, ausnehmen. Es geschieht dies nach der Projectionslehre. (S. **Projection.**) Stets nämlich erscheint ein Körper dem Auge des Beobachters nach seinen Umrissen und nach der gegenseitigen Lage seiner Punkte wie auf eine den Hintergrund bildende Ebene hingeworfen, und der Zeichner hat zur Darstellung des Körpers nichts zu thun, als die Punkte jener den Hintergrund bildenden Ebene (der Projectionsebene) zu bezeichnen, welche durch die Punkte des Körpers verdeckt sind. Aber das Bild des Körpers ändert sich, sowie sich die Stellung des Beobachters und die Stellung der Projectionsebene verändert. Um ein verständliches Bild zu geben, muß man also die Stellung des Beobachters und die der Projectionsebene zuvor genau bestimmen. Beim Landkartenzeichnen kann man nun annehmen, daß sich das Auge des Beobachters auf irgend einem Punkte der Erdoberfläche befinde, und daß die Projectionsebene durch den Mittelpunkt der Erde gehe, und zwar so, daß sie senkrecht auf der geraden Linie vom Beobachter nach dem Mittelpunkte der Erde stehe. Bei dieser, der stereographischen Projection, hat der Landkartenzeichner die Aufgabe, die Hälfte der Erdoberfläche, oder einen Theil derselben, so darzustellen, wie sie erscheinen würde, wenn die Erde durchsichtig wäre, wie sich dann ihr Bild wie auf einer durch ihren Mittelpunkt gelegten großen Glastafel gezeichnet ausnehmen würde. Immer muß aber der Zeichner seinen (fingirten) Standpunkt so nehmen, daß er sich dem Mittelpunkte seines Bildes diametral gegenüber befindet. Diese stereographische Projection nennt man eine Polarprojection, wenn man sich das Auge des Beobachters als in einem Pole befindlich, die Projectionsebene als in der Ebene des Äquators gelegen vorstellt; eine Äquatorialprojection, wenn der Beobachter im Äquator, die Projectionsebene also in irgend einem Meridiane angenommen ist; eine Horizontalprojection endlich, wenn sich das Auge des Beobachters auf irgend einem andern Punkte der Erdoberfläche, die Projectionsebene also im wahren Horizont dieses Orts befindet. Eine andere Art von Projection ist die orthographische Projection, welche ein Bild der Erdoberfläche gibt, wie sich diese aus einer Entfernung ausnehmen würde, gegen welche der Durchmesser der Erde eine verschwindend kleine Größe wäre. Auch diese Projection kann eine dreifache, nämlich Polarprojection, Äquatorialprojection und Horizontalprojection sein. Vgl. Raupach, „Theorie der geographischen Netze oder der Projection der Kugelfläche" (Liegn. 1816); Riese, „Das Zeichnen der Landkarten" (Koesf. 1845).

Die Geschichte der Landkarten läßt sich in vier Perioden theilen. Unter den Griechen sollen zuerst Anaximander und nach seinem Beispiele dann Dikäarchus, Skylax und Eratosthenes Landkarten gezeichnet haben. Wirklich historische Spuren davon finden sich aber erst um 500 v. Chr., wo Aristagoras von Milet, als er die Spartaner für den Aufstand der Jonier gegen die Perser zu Hülfe rief, eine Karte mitbrachte, und zur Zeit des Sokrates, der den auf seine reichen Besitzungen eingebildeten Alcibiades dieselben auf einer Landkarte suchen hieß. Die Römer hatten Länderzeichnungen in ihrem Staatsarchive; auch war es gewöhnlich, daß die Triumphirenden sich Gemälde der eroberten Provinzen vortragen ließen. Cäsar nahm an den Ausmessungen mehrer Provinzen Antheil und entwarf selbst Landkarten, und Ptolemäus (s. d.), 70 n. Chr., bediente sich bereits der Geometrie zur Landkartenzeichnung, sowie auch

später Agathodämon, 400 n. Chr., ein Mechaniker zu Alexandrien, der 26 Karten zu des Ptolemäus Geographie verfertigte. Eine merkwürdige Probe einer röm. Landkarte ist uns in der aus dem 5. Jahrh. herrührenden, freilich im Lauf der Zeiten verfälschten Peutinger'schen Tafel erhalten worden, welche die Theodosianische Vermessung vom J. 423 wiedergibt. (S. Peutinger.) Eine bessere Art Landkarten zu entwerfen soll später Marinus Tyrius erfunden haben. (Vgl. Reinganum „Geschichte der Erd- und Länderabbildungen der Alten, besonders der Griechen und Römer", Jena 1839). In der zweiten Periode, der des Mittelalters, finden wir in Roger's I. von Sicilien Händen bereits einen metallenen Planiglobus und im Besitze Karl's des Großen eine Karte von Silber; auch mögen die Araber bei ihren genauen mathematischen Kenntnissen Landkarten besessen haben. Aus der Mitte des 13. Jahrh. hat man eine auf zwölf Pergamenthäute gezeichnete Karte der damals bekannten Welt. Doch waren um diese Zeit die Landkarten immer noch selten und in der Regel weder genau noch vollständig. Die ältesten, von Gervasius, Girald u. A., sind verloren; Mar. Sanuto gab 1321 eine chorographische Karte von Asien, der Venetianer Fr. Pizigano 1367 eine mit der Feder gezeichnete Weltkarte, Nic. Tedescho 1466 neue Landkarten zu Ptolemäus, Fra Mauro in Venedig 1457 und 1459 eine berühmte Weltkarte, und Mart. Behaim, mit welchem diese Periode schließt, verfertigte 1492 einen Erdglobus, welcher auch die portug. Entdeckungen genau angab. Seekarten des Pietro Visconti von 1318 werden in Wien, andere von Gratioso Benincasa in Genf und Venedig aufbewahrt. (Vgl. A. v. Humboldt, „Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntniß von der Neuen Welt", deutsch von Ideler, 3 Bde., Berl. 1836—52).

Die von M. Behaim (s. d.) eingeführte bessere Methode, Landkarten zu entwerfen, wurde in der dritten Periode durch Seb. Münster (1550), Abr. Ortelius (1570), Pet. Apianus, vorzüglich aber durch Gerh. Mercator (s. d.) immer mehr vervollkommnet. Nachdem die ersten von Holz abgedruckten 1482 von L. Holl gefertigt worden waren, entwarfen P. Apianus und dessen Bruder 1515 eine Weltkarte, auf welcher das erste mal Amerika eingetragen war. Werner theilte 1514 die Erde zuerst in vier Theile ein; Gerh. Mercator erfand die Projectionsmethode, nach welcher er 1550 die erste Karte mit wachsenden Meridianen, aber unveränderlichen Parallelgraden zeichnete; und Gemma Frisius arbeitete 1595 zuerst Landkarten in der noch gegenwärtig gewöhnlichen Weise und fügte denselben die Entdeckungen in Ost- und Westindien hinzu. Nach ihnen machten sich Joh. Matth. Haas, Professor zu Wittenberg, Janson, Visscher, de Witt, in England Herm. Woll, in Frankreich N. Sanson um die Verbesserung der Landkarten verdient. Dem Blaeu'schen (1661) und Jansson'schen Atlas (1649) lagen noch die Ptolemäischen Landkarten zu Grunde; durch Cassini (s. d.) erhielten sie ihre eigentlich mathematische Gestalt. Delisle führte in Gemeinschaft mit dem Engländer Moll die auf astronomischen Beobachtungen beruhende stereographische Projectionsmethode ein, welche Joh. Tob. Mayer vervollkommnete. Homann (s. d.) gründete 1702 einen Landkartenverlag und lieferte mit Hülfe von Mathematikern und Astronomen über 200 neue Karten. Die vierte Periode, seit 1790, zeichnete sich, außer mathematischer Richtigkeit, nun auch durch Genauigkeit und Vollständigkeit des Details, Nettigkeit und Reinlichkeit des Stichs und Drucks sichtbar aus, wozu besonders Lehmann durch seine Theorie der Situationszeichnung mitwirkte. Die Landkarten wurden, um sie zu vervielfältigen, von jetzt an nicht nur in Kupfer gestochen, sondern auch auf Stein gezeichnet; zugleich fertigte man in neuester Zeit auch **Reliefkarten** (in gepreßter Papiermasse) und **Hochkarten** an, sowie **lithochromische Karten**, auf welchen durch Farbendruck die geographischen, namentlich die Verhältnisse des Hoch- und Tieflandes veranschaulicht werden. Wesentlich förderten die Mappirungskunst, d. h. die Kunst, Landkarten zu zeichnen, seit jener Zeit unter den Engländern Jeffery Arrowsmith, Carrey, Jam. Wild und Harris; unter den Franzosen Danville, Freycinet, Brué, Lapie, Bugge; unter den Italienern Mangini, Legnani, Momo und Zannoni, und unter den Deutschen Homann, Güssefeld, Sotzmann, Reichard, Stieler, Kruse, Weiland, Grimm, Wörl, Berghaus, v. Stülpnagel, v. Sydow, Kiepert, Fr. Max von Traux, Oberreit, sowie die Landkartenverleger Perthes in Gotha, Schropp in Berlin, Schneider und Weigel in Nürnberg, Schrämbl und Molle in Wien, Herder in Freiburg und Karlsruhe, Blume in Magdeburg. Treffliche Specialkarten gaben die Generalstäbe mehrer Armeen heraus; so in Frankreich, Preußen, Östreich, Baiern, Sachsen, Würtemberg u. s. w. Die reichste Sammlung von Karten, Planen und topographischen Zeichnungen bewahrt das von Louvois 1688 angelegte Depôt de la guerre zu Paris, das besonders 1730 und 1798 vielfach vermehrt wurde; nächstdem sind die Landkartensammlungen in Petersburg, die Plankammer in Berlin und von Privatsammlungen die des Erzherzogs Karl von Östreich erwähnenswerth.

Ländler, auch Länderer und Dreher genannt, ein bei den Bewohnern des sogenannten Landels (des Landes ob der Ens in Östreich) sehr beliebter Tanz im Dreiachtel- oder Dreivierteltakt, von fröhlichem Charakter und mäßig geschwinder Bewegung, zu welchem die ländler Bauern die Melodien meist selbst erfinden und in mannichfaltigen Veränderungen aus dem Stegreif vortragen, und wozu gewöhnlich eine Clarinette, eine Geige und ein Baß als Begleitung dienen. In den Städten war dieser Tanz bis in den Anfang dieses Jahrhunderts beliebt, und die geistreichsten Componisten, selbst Mozart und Beethoven, haben zahlreiche Ländler geliefert.

Landon (Charles Paul), franz. Maler, Kupferstecher und sehr fruchtbarer Schriftsteller, geb. 1760, erhielt eine sorgfältige Erziehung. Im J. 1785 kam er nach Paris, wo er sich der Kunst zuwendete und Lehrer der Herzoge von Angoulême und Berri wurde. Während der Revolution lebte er in Rom. Später wurde er Conservateur der Gemälde des Museums zu Paris, wo er 5. März 1826 starb. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: „Annales du musée et de l'école moderne des beaux-arts" (17 Bde., Par. 1801—10; 2. Aufl., Par. 1833), woran sich die „Paysages et tableaux de genre" (4 Bde., Par. 1805), die „Galerie Giustiniani et la galerie Massias" (6 Bde., Par. 1810) und die „Salons de 1808—24" (13 Bde.) anschließen, die sich insgesammt durch Sauberkeit und Treue der Zeichnungen auszeichnen; ferner: „Vies et oeuvres des peintres les plus célèbres" (20 Bde., Par. 1803); „Description de Paris et de ses édifices" (2 Bde., Par. 1806—9; 2. Aufl., 1818); „Galerie historique des hommes les plus célèbres de tous les siècles et de toutes nations" (12 Bde., Par. 1805—9); „Description de Londres et de ses édifices" (Par. 1810, mit 42 Kpfrn.); „Les amours de Psyché et de Cupidon" (32 Blätter nach Rafael); „Le saint Évangile de N. S. Jésus Christ" (51 Blätter nach Rafael, Poussin u. A.); „Recueil des ouvrages de peinture et sculpture, qui ont concouru pour les prix décennaux" (45 Blätter); „Atlas du musée, ou catalogue figuré des tableaux et statues" (Par. 1814); „Galerie de M. Massias, ancien résident de France à Carlsruhe" (Par. 1815); „Numismatique du voyage du jeune Anacharsis, ou médailles des beaux temps de la Grèce" (2 Bde., Par. 1818); „Choix de tableaux et de statues des plus célèbres musées et cabinets étrangers" (18 Bde., Par. 1821). Unter seinen Gemälden erregten sein Dädalus und Icarus und Paul und Virginia besondere Aufmerksamkeit.

Landon (Letitia Elizabeth), engl. Dichterin, wurde 1802 zu Chelsea geboren und machte sich früh durch ihr poetisches Talent bekannt. Die Freundschaft William Jerdan's, Herausgebers der „Literary gazette", eröffnete ihr die einflußreichsten literarischen Kreise Londons, gab aber auch zu Gerüchten über sie Anlaß, die ihr tiefen Schmerz verursachten und nicht ohne Einwirkung auf ihr Schicksal blieben. Nach dem Tode ihres Vaters, eines Armeeagenten, mußte sie sich und ihre Mutter durch ihre Feder ernähren. Sie schrieb unter den Anfangsbuchstaben L. E. L. „The improvisatrice" (Lond. 1824), der eine Menge Gedichte in Zeitschriften und Almanachen folgten, die sich alle durch tiefes Gefühl und Melodie der Sprache auszeichnen; ferner die Romane „Ethel Churchill" und „Romance and reality". Anfang 1838 heirathete sie George Maclean, Gouverneur von Cape-Coast-Castle, und reiste bald darauf mit ihrem Gatten nach dieser afrik. Colonie ab. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft wurde sie 16. Oct. 1838 todt in ihrem Zimmer, ein Fläschchen Blausäure in der Hand, gefunden. Ob sie das Gift vorsätzlich oder aus Irrthum genommen, ist nie hinlänglich aufgeklärt worden. Ihr „Life and literary remains" wurden von Laman Blanchard (Lond. 1840) herausgegeben.

Landor (Walter Savage), ausgezeichneter engl. Schriftsteller, aus einer seit mehren Jahrhunderten in Warwickshire angesessenen Familie, wo er 30. Jan. 1775 auf dem Stammsitze Ipsley-Court geboren wurde. Seine erste Erziehung erhielt er im Gymnasium zu Rugby und bezog dann die Universität Oxford, ward aber wegen eines Jugendstreichs relegirt. Schon in seinem 18. J. gab er ein Bändchen Gedichte heraus. Er sollte nach dem Wunsche seiner Angehörigen in die Armee treten, was jedoch mit seinen literarischen Neigungen und republikanischen Ideen nicht übereinstimmte. Mit einem kleinen, ihm von seinem Vater ausgesetzten Jahrgelde zog er sich nach Wales zurück, wo er die ersten seiner „Imaginary conversations" schrieb. In der Folge erbte er ein ansehnliches Vermögen und hob bei Ausbruch des span. Freiheitskriegs auf eigene Kosten ein Truppencorps aus, welches er in das Hauptquartier des Vicekönigs von Galicien führte. Für diesen Dienst empfing er den Dank der Centraljunta in Cadix und das Patent eines span. Brigadegenerals, das er jedoch zurückschickte, als Ferdinand VII. den Absolutismus in Spanien wiederherstellte. Bald darauf veräußerte L. seine Güter in England und begab sich nach Paris, 1818 aber nach Italien, wo er die Villa des Grafen Gherardesca zu

Fiesole ankaufte und dort einige Jahre in der Einsamkeit zubrachte. Diese Muße benutzte er, um die letzte Hand an seine „Imaginary conversations of literary men and statesmen" zu legen, die 1824 in drei Bänden herauskamen und wovon 1836 eine zweite Serie folgte. Sie gehören ohne Zweifel zu den merkwürdigsten Producten der neuern engl. Literatur und enthalten neben manchen Paradoxien und Bizarrerien eine Fülle von tiefen und schönen Gedanken. Außer diesen „Gesprächen" hat man von L. noch das Gedicht „Gebir", in welchem sich Stellen von großer Schönheit finden, das Trauerspiel „Count Julian", die Dramen „Giovanna of Naples", „Fra Ruperto", „Pericles and Aspasia" und viele Beiträge zum „Examiner" und andern Zeitschriften. Eine Ausgabe seiner Werke erschien 1846 in zwei Bänden (2. Aufl., 1852). Auch das Gebiet des historischen Romans betrat er mit dem „Fawn of Sertorius" (1846), der zu den bessern Versuchen gehört, die antike Welt in novellistischem Gewande zu reproduciren.

Landpfleger nennt Luther in seiner Bibelübersetzung theils die pers. und chaldäischen Provinzialdirectoren, welche unter den Satrapen standen und ein Collegium von Beisitzern zur Seite hatten, theils die röm. Proconsuln von Syrien und die Procuratoren von Judäa. Die Proconsuln residirten zu Antiochia, die Procuratoren zu Cäsarea am Meere, und Letztere standen unter der Controle jener.

Landrath heißt in Preußen der Vorsteher einer der kleinern Verwaltungsabtheilungen (landräthlichen Kreise), in welche die Regierungsbezirke zerfallen. Diese Beamten werden von den Rittergutsbesitzern des Kreises erwählt, von der Regierung bestätigt und müssen gewöhnlich mit einem Rittergute im Kreise angesessen sein. — In Baiern braucht man die Bezeichnung Landrath für die Vertretung oder Stände der Kreise oder Provinzen, in welche das Land getheilt ist, und welche in regelmäßigen Zusammenkünften die Angelegenheiten dieser Kreise berathen.

Landrecht nannte man im Mittelalter im Gegensatze zum Lehnrecht den Inbegriff der rechtlichen Normen, welche sich auf das gemeine, lehnfreie oder allodiale Eigenthum und die übrigen Rechtsverhältnisse der Bürger bezogen und in einem größern oder geringern Umkreise gültig waren. Dieses Landrecht lebte bis ins 12. Jahrh. blos in dem Gedächtnisse des Volkes, obwol hier und da auch schriftliche Aufzeichnungen und vertragsmäßige Bestimmungen, vorzüglich im Lehnsverhältnisse, schon stattgefunden haben. Nach und nach wurden diese Rechte von einzelnen Männern in einer systematischen Form zusammengestellt; der älteste derartige Versuch ist das in einer Art von Reimen geschriebene Lehnrechtsbuch „Vetus auctor de beneficiis". Landrechte in diesem Sinne sind die unter dem Namen „Sachsenspiegel" (s. d.) und „Schwabenspiegel" (s. d.) bekannten Rechtsbücher. Den Namen Landrecht legte man auch verschiedenen Particulargesetzgebungen bei; so gibt es ein östr. und ein friesisches (rustringer) Landrecht aus dem 13. Jahrh., ein bair. von 1346, ein ostfries. (das emsiger) von 1312 u. s. w. Ebenso gab man der neuen Redaction der Ordnung des kaiserl. Landgerichts zu Würzburg von 1618 sehr oft den Namen eines fränk. Landrechts.

Einem allgemeinen Landrechte für die preuß. Staaten wurde auf Friedrich's II. Veranlassung zuerst durch Cocceji (s. d.) vorgearbeitet, in dessen „Codex Fridericianus" und in dem von ihm begonnenen „Corpus juris Fridericianum". Nach Cocceji's Tode (1755) blieb zwar der Entwurf einer neuen Gesetzgebung einige Zeit liegen, allein Friedrich II. verlor diesen Gegenstand nicht aus den Augen. Als in Folge des Vorfalls mit dem Müller Arnold (s. d.) der Großkanzler von Fürst entlassen und an seine Stelle der Minister von Carmer ernannt worden war, wurde die Abfassung des neuen Gesetzbuchs wieder mit rastloser Thätigkeit vorgenommen. Die Seele des Geschäfts war der Kammergerichtsrath Suarez, dessen Revision der Monitorum unstreitig der wichtigste Theil der Vorarbeiten ist. Der Entwurf wurde 1784—88 in sechs Abtheilungen gedruckt, das Gutachten des sachverständigen Publicums darüber eingeholt und so das Ganze unter dem Titel „Allgemeines preuß. Gesetzbuch" im Juni 1791 beendigt. Schon war das Publicationspatent vom Könige Friedrich Wilhelm II. vollzogen, als es auf den Antrag des Justizministers von Danckelmann durch eine Cabinetsordre vom 18. April 1792 auf unbestimmte Zeit wieder suspendirt wurde. Man hatte, wie es scheint, an einigen Ausdrücken, wie Machtspruch, und an einigen Neuerungen Anstoß gefunden; das Gesetzbuch wurde von jenen gereinigt, und so erfolgte unterm 1. Juni 1794 die Bekanntmachung mit Gesetzeskraft unter dem Namen „Allgemeines Landrecht". Das Unternehmen hatte gleich von Anfang an die allgemeine Meinung im hohen Grade für sich; nur Joh. Georg Schlosser erhob sich dagegen in seinen „Fünf Briefen über die Gesetzgebung überhaupt und den Entwurf des preuß. Gesetzbuchs insbesondere" (2 Bde., Ffk. 1789—90). Ungeachtet der großen Vorsicht, mit welcher man bei Abfassung des Allgemeinen Landrechts zu Werke ging, läßt sich doch auch Manches

daran aussetzen. Vorzüglich hat man getadelt, daß es zu viel ins Einzelne gehende Bestimmungen und zu wenig allgemeine durchgreifende Grundsätze aufstelle. Die Nachtheile, welche aus dieser Richtung des Gesetzbuchs entspringen, werden jedoch vielfach von den großen Vortheilen aufgewogen, welche das Volk durch das Gesetzbuch empfangen hat. Die Commentatoren des Allgemeinen Landrechts haben sich meist nur begnügt, die Veränderungen, Berichtigungen und Zusätze nachzutragen, welche dasselbe seit 1794 durch königl. Verordnungen und Ministerialentscheidungen erhalten hat. Namentlich sind zu erwähnen Strombeck's „Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preuß. Staaten" (3 Bde.; 3. Aufl., Lpz. 1829; Bd. 4, fortgesetzt von Lindau, 1837) und die einschlagenden Theile der die gesammte preuß. Gesetzgebung umfassenden Arbeiten von Mannkopf, sowie die „Ergänzungen und Erläuterungen der preuß. Rechtsbücher" von Gräff, Koch, Rönne, Simon und Wentzel (5 Bde., Bresl. 1837—41; 3. Aufl., 10 Bde., Berl. 1847—49).

Landrecy oder **Landrecies**, Stadt und Festung im franz. Norddepartement, an der hier schiffbaren Sambre, mit 4000 E., die Handel mit Getreide, Hopfen und Flachs treiben und Zwirn-, Stärke- und Nagelfabriken unterhalten, wurde, nachdem es die Franzosen unter Franz I. genommen, 1543 von Kaiser Karl V. wieder genommen und blieb nun bei Spanien, bis es 1637 die Franzosen von neuem eroberten, die es 1647 an Spanien zurückgeben mußten. Ludwig XIV. nahm es 1653 den Spaniern abermals ab, worauf es 1659 durch den Pyrenäischen Frieden Frankreich zugesprochen wurde. Im J. 1712 wurde es von dem Prinzen Eugen belagert, 1794 von den Verbündeten genommen, aber bald wieder übergeben und 1815 von dem Prinzen August von Preußen erobert.

Landrente, Boden- oder **Grundrente.** Die Rente eines Grundstücks im wissenschaftlichen Sinne des Worts darf nicht mit dem Pachtschillinge desselben verwechselt werden. Der letztere nämlich enthält, außer der Bezahlung für die Productivkräfte des Bodens selbst, in der Regel noch einen Zins für mehr oder weniger Capitalien, welche mit dem Boden verbunden sind, wie z. B. Gebäude, Wege, Zäune, Entwässerungs- und Bewässerungsanstalten u. s. w. Unter Landrente versteht die neuere Nationalökonomie nur die Bezahlung für den productiven Nutzen der ursprünglichen und unerschöpflichen Bodenkräfte. Diese Bezahlung, wie der Preis jeder andern Waare, hängt von dem Verhältnisse ab zwischen Angebot und Nachfrage. Das Angebot von Grundstücken ist in demselben Lande fast ganz unveränderlich, da es ebenso selten vorkommt, daß Grundstücke durch Überschwemmung u. s. w. verloren gehen, wie daß andere etwa durch Eindeichung, Austrocknung von Seen u. s. w. neu gewonnen werden. Dagegen muß die Nachfrage mit jeder Zunahme der Bevölkerung wachsen; desgleichen wenn bei gleichbleibender Volkszahl die Consumtion von Bodenproducten reichlicher wird: etwa durch Zunahme des Fleisch-, Milch-, Butterverbrauchs, durch Übergang vieler Menschen von Roggenbrot zu Weizenbrot, durch Vermehrung der Pferde u. s. w. Hieraus erklärt sich die Thatsache, daß die Landrente in allen dünnbevölkerten, armen und niedrig cultivirten Gegenden sehr niedrig steht, mit den Fortschritten der Cultur hingegen parallel zu folgen pflegt. Man denke nur an die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo in den westlichen Provinzen fruchtbares, aber unbebautes Land um 1¼ Dollar per Acre von der Unionsregierung verkauft wird. In Rußland erinnert die bekannte Sitte, Güter nicht nach ihrem Flächenraume zu bezeichnen, sondern nach ihrer Seelenzahl, d. h. nach der Anzahl der darauf wohnenden männlichen Leibeigenen, an eine Zeit, wo der Grund und Boden an sich noch keinen Tauschwerth besaß, sondern nur die Arbeitsresultate der darauf beschäftigten Menschen im Preise der Bodenerzeugnisse vergütet wurden. Das entgegengesetzte Extrem bieten die Brennpunkte der höhern Cultur, die großen Städte dar, in deren Umgegend, und mehr noch, in denen selbst die Grundrente am höchsten ist. So kostet z. B. die Quadrat-Toise Bauplatz in der Market-Street von Philadelphia 3—4000 Frcs., in Neuyork stellenweise noch mehr. In Petersburg pflegt für die Benutzung des Bauplatzes keine unmittelbare Grundrente bezahlt zu werden; dagegen findet man hier nicht selten den Vertrag, daß nach sechs Jahren der Bauplatz mit dem darauf stehenden Gebäude an den Eigenthümer des erstern zurückfällt. Welch eine ungeheuere Rente ist hier zwischen den Zeilen berechnet! Wenn mehre Grundstücke denselben Markt versorgen, so muß ihre Rente natürlich bei gleicher Lage nach der verschiedenen Fruchtbarkeit verschieden sein, bei gleicher Fruchtbarkeit nach der verschiedenen Lage. Man kann überhaupt sagen, daß Fruchtbarkeit und Marktnähe fast in jeder volkswirthschaftlichen Beziehung gleiche Wirkungen haben. Wenn die wachsende Bevölkerung an sich die Tendenz hat, die Grundrente immer höher zu treiben, so müssen die technischen Verbesserungen der Landwirthschaft an sich dem entgegenwirken. Solche Landbau-

fortschritte können immerhin als eine Vermehrung des Angebots von Bodenkräften betrachtet werden. Blieben sie auf einzelne Grundbesitzer beschränkt, so würde der Erfolg etwa der sein, als wenn die Grundstücke derselben um so und so viel fruchtbarer geworden wären. Werden sie dagegen allgemein, so wird natürlich die Nachfrage nach Bodenkräften für den Augenblick wieder drängend, bis die gestiegene Bevölkerung und Consumtion den frühern Zustand wiederherstellen. Vom Standpunkte des ganzen Volkes aus betrachtet, ist die Grundrente einer der drei großen Zweige, in welche das Nationaleinkommen zerfällt, um unter den Einzelnen vertheilt zu werden: Arbeitslohn, Capitalzins, Grundrente. Der Preis der Grundstücke, in den dafür einzutauschenden Capitalien ausgedrückt, hängt zugleich vom Stande der Grundrente und des Zinsfußes ab. Ist die Rente = 1000 Thlr. und der Zinsfuß = 5 Proc., so wird das Grundstück ungefähr 20000 Thlr. kosten. Jedes Sinken der Rente oder Steigen des Zinsfußes drückt den Bodenpreis, während ihn jedes Steigen der Rente oder Sinken des Zinsfußes erhöht.

Landrentenbank. Zur Förderung der Ablösung von Grundlasten (s. d.) und zur Erleichterung der Pflichtigen in Abtragung der Ablösungssummen errichtete man im Königreich Sachsen durch Gesetz vom 17. März 1832 eine Landrentenbank, die 1. Jan. 1834 ins Leben trat. Diese unter Verwaltung und Garantie des Staats stehende Anstalt zog die Ablösungsrenten von den Pflichtigen ein und zahlte den Berechtigten dafür die entsprechende capitalisirte Ablösungssumme in sogenannten **Landrentenbriefen**, d. h. verzinslichen und einer allmäligen Tilgung durch Auslosung unterliegenden Papieren aus. Auf diese Weise kamen die Berechtigten sofort in den Besitz des Capitals der Ablösungssummen; die Pflichtigen aber hatten den Vortheil, durch Abzahlung der Rente zugleich nach gewisser Zeit das Capital zu amortisiren, indem die Zinsen der Rentenbriefe etwas niedriger gestellt waren als der Betrag der Rente, dieser Überschuß aber zur Bildung eines Tilgungsfonds verwendet wurde. Das Institut hat sich als äußerst wohlthätig bewährt und ist daher auch in mehren andern Ländern nachgeahmt worden.

Landsassen bildeten im Mittelalter eine Abtheilung der Freien; später verstand man unter Landsassen die Besitzer größerer Güter, namentlich insofern sie zu den Landständen gezählt wurden. Gegenwärtig versteht man aber unter den Landsassen gewöhnlich Forinsen oder Forenser, d. i. Solche, die einer bestimmten Gerichtsbarkeit oder auch Landeshoheit nur als Besitzer bestimmter, unter derselben belegener Grundstücke untergeben sind, ihren Wohnsitz aber und ihr gerichtliches Forum in allen übrigen Angelegenheiten anderwärts haben. Man unterscheidet den vollen und mindervollen **Landsassiat**. Mit jenem bezeichnet man das Rechtsverhältniß, in Folge dessen Der, welcher ein Grundstück, namentlich ein lehnbares Rittergut, in einem andern Staate besitzt, auch zugleich in ein Unterthanenverhältniß zu diesem Staate tritt, sodaß er auch in persönlichen Rechtsangelegenheiten vor den Gerichten des Landes, in dem das fragliche Grundstück gelegen ist, belangt werden kann.

Landsberg, eine deutsche Markgrafschaft, die im 12. Jahrh. begründet und nach der Stadt Landsberg in der preuß. Provinz Sachsen benannt wurde, umfaßte die Trümmer der alten nordthüring. Mark. Sie hatte Dietrich, den Sohn Konrad's d. Gr., zum ersten Landgrafen, fiel beim Tode desselben 1185 an dessen Bruder, den Grafen Dedo von Rochlitz und Groitzsch, welcher sie auf seinen Sohn Konrad II. vererbte, der sich wieder danach nannte. Bei dem Tode des Letztern fiel sie 1210 an die Markgrafen von Meißen, und 1291 bemächtigten sich ihrer durch Schlauheit die Markgrafen von Brandenburg. Erst Markgraf Friedrich der Ernsthafte von Meißen brachte sie 1347 durch Kauf an sein Haus zurück, dem sie nun verblieb, bis sie 1815 an Preußen abgetreten werden mußte.

Landsberg an der Warthe, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, in der Neumark, in einer fruchtbaren und freundlichen Gegend am rechten Ufer der Warthe, über welche eine 400 F. lange hölzerne Brücke führt, besteht aus der Stadt und fünf Vorstädten und hat (mit Militär) 12700 E. Wichtig sind die Getreidemärkte, auf denen besonders die im Warthebruche gewonnenen Producte des Ackerbaus und der Viehzucht Absatz finden; auch der Wollmarkt ist von Bedeutung. Von industriellen Etablissements sind eine große Dampfölmühle, eine Maschinenfabrik, eine Eisengießerei, ein Eisenhammer, einige bedeutende Brauereien zu nennen. Unter den Gewerben sind die Tuchweberei, Gerberei und Branntweinbrennerei am stärksten vertreten. Zu L. befinden sich eine höhere Bürgerschule, ein Landarmenhaus und große Obstbaumschulen. Die Marktkirche besitzt ein Altarbild von Begas; in der Nähe der Concordienkirche steht ein Denkmal Schleiermacher's. Die Stadt, unter Otto III. 1257 von einem gewissen Albert de Lugk oder de Luge gegründet, wurde im Dreißigjährigen Kriege vier mal von den Schweden und vier mal von den Kaiserlichen erobert und im Siebenjährigen Kriege von den

Russen öfter besetzt. Am 4. Febr. 1813 warf hier Tschernitschew eine Abtheilung von 1500 Franzosen und Polen vom Davoust'schen Corps, welche Tags darauf beim schöneberger Theerofen, 3 M. von L., vernichtet wurden. Im 17. Jahrh. war die Stadt stark befestigt; einzelne Schanzen wurden 1813 wiederum errichtet.

Landschaft wird im staatsrechtlichen Sinne gleichbedeutend mit Landstände (s. d.) gebraucht; oft aber versteht man darunter auch nur eine Classe derselben, z. B. Städte und Ämter, sodaß die Ritterschaft den andern Haupttheil ausmacht. Dann bezeichnet man mit diesem Worte auch zuweilen die landschaftlichen Creditinstitute, Vereine der größern Grundbesitzer einer Provinz zur Sicherstellung ihres Credits, dadurch, daß sie solidarisch für einen gewissen Werth ihrer Besitzungen sich verbürgen.

Landschaftsmalerei, einer der jüngsten Zweige der bildenden Kunst, ist der Ausdruck eines poetischen Gedankens durch Darstellung der sogenannten stummen Natur. Der Alten Welt, welche alle ihre Ideale vermenschlicht darzustellen strebte, war die Landschaftsmalerei unbekannt, und selbst da, wo um des Gegenstandes willen die stumme Natur in einer Darstellung angebracht werden mußte, trat eine Menschengestalt als Symbol an deren Stelle. Statt des Berges wurde der Berggott, statt der Quelle der Quellgott oder eine Nymphe abgebildet. Erst in der Römerzeit, an den Wänden von Pompeji, finden sich kleine Ansichten von Gebäuden, wobei jedoch die Landschaft so sehr hinter dem Menschenwerk zurücktritt, daß letzteres als der einzige Anlaß der Darstellung erscheint. Abbildungen ägypt. Localitäten, z. B. des Nils und seiner mystischen Thierwelt, welche im 3. Jahrh. n. Chr. Mode wurden, verdienen den Namen der Landschaftsmalerei nicht. Bis tief ins Mittelalter hinein dauert die Personification der Natur durch Menschengestalten; noch ganz spät wird der Jordan bei Christi Taufe als Mann mit einer Urne abgebildet. So auf der Säule des heil. Bernward in Hildesheim. Auch stellte der durchweg übliche Goldgrund, als Symbol der himmlischen Herrlichkeit, schon an sich etwas Höheres dar, als irgend eine Landschaft vermocht hätte. Aber es lag in dem romantischen Geiste des Mittelalters eine Sehnsucht und Liebe zur Natur, welche früher oder später auch in der Kunst zum Durchbruch kommen mußte. Da schufen die Brüder van Eyck (s. d.) zu Anfang des 15. Jahrh. auf ein mal Landschaften von hoher Vollendung mit genauer Beobachtung der Luftperspective und aller Einzelnheiten, nachdem ihre Vorgänger Jahrhunderte lang sich nicht über die blumige Wiese des Vordergrundes hinausgewagt hatten. Ihnen folgte in größerer oder geringerer Vollkommenheit zunächst die flandrische, bald auch die rheinische und oberdeutsche Schule, nur daß in den Werken der letztern der Goldgrund sich noch lange hartnäckig über den Bergen und Dächern zu halten suchte. Die Perspective in diesen altdeutschen Bildern ist hoch, die Anordnung steil, indem man möglichst viel geben, der heiligen Handlung des Vordergrundes einen möglichst reichen, bunten Teppich von Städten, Felsen, Strömen und Berggipfeln unterbreiten wollte. Schon zu Anfang des 16. Jahrh. war diese landschaftliche Kunst in der Schule von Brabant so ausgebildet, daß Joach. Patenier und Herri de Bles sie abgesondert, ohne wesentlichen epischen Vordergrund, zu behandeln wagten. In Italien beginnt der landschaftliche Hintergrund in den Schulen von Venedig und Florenz; in ersterer vielleicht nicht ohne Einwirkung von Flandern her; zu freierer Anmuth gereift erscheint er zuerst bei Giov. Bellini und Leonardo da Vinci; der Erste, der die Landschaft als etwas Wesentliches behandelte, soll Tizian gewesen sein. Im Allgemeinen aber blieb die Landschaft in der ital. Malerei ein untergeordnetes Element und hat, mit Ausnahme Annibale Caracci's und des phantastischen Salvator Rosa, nur wenige bedeutendere Künstler ernsthaft beschäftigt. Der mächtigste Anstoß zur Ausbildung der Landschaftsmalerei ging von den Niederlanden aus, wo zu Ende des 16. Jahrh. Peter Breughel und seine Söhne zuerst das bunte Allerlei der frühern Landschaft verließen und an dessen Stelle die Grundzüge einer landschaftlichen Composition schufen. Auch findet sich bei ihnen zuerst eine Ahnung des Baumschlags, der von den Brüdern van Eyck zwar schon in bedeutender Ausbildung angewendet, später aber wieder völlig vernachlässigt worden war. In ähnlicher Weise arbeiteten auch die übrigen brabant. Landschaftsmaler Roland Savery, D. Vinckebooms, Ägid. Hondekoeter, Jodocus de Momper, sowie auch Rubens, der in der Schilderung der Luft und der Beleuchtung sehr bedeutend ist. Gleichzeitig aber hatte sich in Rom eine Schule deutscher und franz. Künstler gebildet, durch welche die Landschaftsmalerei zu höchster Vollkommenheit gedeihen sollte. Angeregt von Annibale Caracci schufen Paul Bril (gest. 1626) und Adam Elzheimer (gest. 1620) Landschaften, in welchen wie bei jenem mehr das Element der Form, die bedeutsame Composition vorwog. Bis zu einer Wissenschaft der landschaftlichen Massen und Linien bildeten Nic. Poussin (gest. 1665) und sein Schwager und Schüler, Kasp. Dughet, genannt Poussin,

dieses Princip weiter. Den höchsten Reiz der Farbe und Beleuchtung fügte Claude Lorrain (gest. 1682) hinzu. Gegenüber dieser sogenannten classischen Landschaftsmalerei steht etwas vereinzelt der düster-naturalistische Salvator Rosa; in anderm Sinne die niederl. Landschaftsmalerei des 17. Jahrh. Zwar erscheinen H. Swanevelt, Joh. Both, Ad. Pynacker und H. Saftleeven noch mehr oder weniger von der Schule Poussin's oder der sogenannten röm. Schule abhängig; Andere dagegen, zumal Holländer, treten derselben mit einer nicht minder berechtigten, schlicht-naturalistischen, aber durch das Mitleben der Natur gewaltigen und oft hochpoetischen Auffassung entgegen. A. van der Neer, A. Waterloo und im höchsten Sinne Jak. Ruysdael (gest. 1681) repräsentiren diese Richtung, welcher auch A. van Everdingen beizuzählen ist. Parallel mit den Letztgenannten geht die Glanzepoche der Marinemalerei mit L. Backhuysen.

Das 18. Jahrh. brachte in seiner ersten Hälfte wenigstens nichts hervor, was an Originalität und innerer Bedeutung diesen Meistern gleich käme. Zuerst in Deutschland erhob sich eine neue, theils naturalistische (Weitsch, Hackert und Kobell), theils mehr im Sinne Poussin's idealisirende Richtung (Tischbein der Jüngere und Jos. Koch) im Fache der Landschaft, während die Franzosen noch lange in einer conventionellen Manier, die Engländer in sklavischer Nachahmung Claude Lorrain's, die Niederländer in Wiederholung der längst gebrauchten Motive verharrten. So standen die Dinge, als vor etwa 30 J. die romantische Schule in der Historienmalerei auftrat und sofort auch auf die Landschaft einwirkte. Dieses geschah theils unmittelbar durch strenge Einfachheit der Darstellung, wie der Geist der mittelalterlichen Malerei sie eingab, theils mittelbar, als durch eine zweite Phase der romantischen Schule die düsseldorfer Landschaft entstand, gegenwärtig wol die Geburtsstätte der höchsten Leistungen dieses Fachs. Sie erstrebt in der Darstellung des Einzelnen einen reichen und gesunden Naturalismus, in der Gesammtcomposition aber den Ausdruck poetischer, ja phantastischer Gedanken und reißt in den Werken ihrer vorzüglichsten Repräsentanten, wie Lessing, Achenbach, Scheuren u. A., den Beschauer gewaltig mit sich fort. Mit ihr stehen die besten berliner und münchener Landschaftsmaler (Rottmann) theils in näherer Beziehung, theils in innerer Verwandtschaft. So geschah es besonders in Norwegen, welches in neuerer Zeit in innigem Wechselverhältniß mit Düsseldorf steht und dahin eine ganze Anzahl von Schülern sandte, die sich zu tüchtigen Landschaftern und Darstellern ihrer heimatlichen Natur gebildet haben (Gude, Leu, Dahl). Auch in den übrigen Ländern ist die jetzt vorherrschende Richtung der neuern Landschaft eine romantisch-naturalistische. Vor allen ist die Schule von Genf, von Diday und Calame gegründet, zu nennen, welche den Düsseldorfern an Schönheit der Ausführung und Macht der Intention am nächsten steht. Die pariser Schule ist zwar reich an genialen Leistungen, überläßt sich aber zu oft dem Effect auf Kosten der Detailwahrheit. Dasselbe gilt von den wenigen ausgezeichneten engl. Landschaftsmalern, während die Niederländer den Naturalismus in gesundester Form ausgebildet haben, wie z. B. Koekkoek, Schotel u. A. Von ital. und span. Landschaftsmalerei verlautet gegenwärtig nicht viel. Abgesehen von der **Vedute**, d. h. der Darstellung einer bestimmten Gegend, welche gegenwärtig bei weitem die meisten Kräfte für sich in Anspruch nimmt, während sie früher mehr in den Hintergrund trat, hat auch die freie landschaftliche Composition eine weit engere, speciellere Beziehung zum Menschenleben und zur Geschichte eingehen müssen als zur Zeit Claude Lorrain's und Ruysdael's. Ersterer begnügte sich mit allgemeinen Beziehungen auf ein einfaches, urthümliches, heroisches Menschengeschlecht und nahm von dessen Bauten und Persönlichkeiten, soweit seine Bilder nicht ausdrückliche Architekturbilder sind, nur das Nothwendige auf; Ruysdael aber begnügte sich in seinen herrlichsten Schöpfungen wesentlich mit der Schilderung der Allgewalt der Natur. Jetzt dagegen verlangt das moderne Gefühl gewissermaßen einen geschichtlich-romantischen Gedanken in der Landschaft, und Lessing (s. d.) ist zum Theil dadurch so groß, daß er dieser Foderung zuerst mit Bewußtsein entgegenkam. Wir können auch in Beziehung auf das innere Wesen der Landschaft diese jetzige Gestaltung einen Fortschritt im Sinne des Princips nennen. Denn die Landschaft will nicht, wie das historische Bild, Gedanken, sondern eine Stimmung hervorrufen, was durch die romantisch-elegische, an Menschenzustände anknüpfende Auffassungsweise offenbar weit mehr geschieht als durch die classisch-heroische des 17. Jahrh. Die Landschaft ist gegenwärtig vielleicht der kräftigste, am meisten im Fortschritt begriffene Theil der Kunst und erfreut sich von allen Gattungen der größten Popularität. Die Leichtigkeit, mit der man heutzutage reist, hat von Seiten der Landschafter schon fast keinen Fleck der Erde unbesucht gelassen. Der Orient ist in neuerer Zeit besonders vielfach das Ziel ihrer Wanderungen gewesen. Amerika ist durchsucht, fast sind beide Pole der Erde berührt worden und ganze Länder werden in treuer Abschilderung in den Mappen heimgetragen.

Landseer (Edwin), einer der hervorragendsten und vielseitigsten Maler Englands, wurde 1798 zu London geboren und verdankt seine künstlerische Ausbildung größtentheils dem eigenen Studium der Natur und der ältern Meister, unter denen, was die Thierwelt anbetrifft, Weenix sein Vorbild war. Seine Vielseitigkeit, die er in ununterbrochenen Fortschritten allmälig entwickelte, hat er im Genre, in Landschaften, Porträts, Blumen, Früchten und Stilleben, am glänzendsten aber in der Thiermalerei bewiesen. Er zeigt in seinen Darstellungen viel poetisches Gefühl und Feinheit der Beobachtung und besitzt eine große mechanische Gewandtheit im Gebrauch der Mittel. Dabei ist er national in seinen Ideen und Anschauungen wie im Humor. Zu den bedeutendsten und bekanntesten seiner Bilder, deren Zahl außerordentlich groß ist, gehören: Low and high life (1831); Highland game und das Innere des Hauses eines Hochländers, zwei meisterhafte Cabinetsstücke; das Bild Mustardt (1836); die Rückkehr von der Falkenjagd (1837); die Kinder des Herzogs von Sutherland mit Hunden und Hirschen und das Porträt der Lady Fitzharris mit ihrem Schooshunde, zwei Bilder von großem Liebreiz. Im J. 1839 malte L. im Auftrage der Königin den Thierbändiger van Amburgh in der Löwenhöhle, eine Scene im Drurylane-Theater. Auch Scenen aus Shakspeare's Lustspielen beschäftigten ihn mehrfach. Das Bild: die gespießte Fischotter mit Graf Aberdeen's Otterhunden, löst die Aufgabe, nicht weniger als 27 Hunde derselben Race, durchaus verschieden in Physiognomie, Ausdruck, Stellung und Bewegung, zu porträtiren. Sehr bekannt geworden ist: Laying down the law, worin L. in der Figur eines Pudels einen ehemaligen Lordkanzler porträtirte und mehre andere seiner Hunde umhergruppirte. Das Bild machte Aufsehen, da man leicht das Porträt wiedererkannte. Auf der Ausstellung von 1845 sah man von L. die Königin Victoria und ihre Kinder (gestochen von S. Cousins) und die Wachtelhunde Karl's I. Im Jahr darauf vollendete er mit Eastlake (s. d.), Stanfield u. A. die Frescobilder in Buckingham-House, welche Darstellungen aus engl. Dichtern, besonders aus Milton, enthalten und von Gruner gestochen wurden. Noch sind zu erwähnen: Refreshment, ein Schimmel, der getränkt und gefüttert wird; der verwundete Schleichhändler; The first lesson (1847), ein Hund, der eine noch lebende Ratte zwischen den Pfoten hält, während seine Jungen ihm staunend und lernbegierig zusehen. L.'s Bilder sind vielfach gestochen und radirt worden. Er selbst gab heraus: „Animals from the zoological garden“, worin die Stiche Thomas L. fertigte. Von eigenhändigen Radirungen erschien 1851 ein Heft von 17 Blättern mit allerlei Thieren. Ch. Lewis ätzte nach L.'s Zeichnung mit der Feder eine Reihe von Blättern unter dem Titel „The mothers“, welche säugende Thiermütter vorstellen und denen als erstes Bild eine Mutter mit dem Kinde an der Brust voransteht. L. ist seit 1831 Mitglied der londoner, seit 1846 Mitglied der brüsseler Akademie der Künste, seit 1850 Ritter. — **Charles L.**, sein jüngerer Bruder, hat sich ebenfalls durch einige bemerkenswerthe Gemälde bekannt gemacht. Seine Plünderung von Basing-House ist von Murray gestochen. In einem in großen Dimensionen ausgeführten Bilde von der Arche Noah eiferte er mit Erfolg seinem berühmten Bruder nach. — **Thomas L.**, ein vorzüglicher Kupferstecher, radirt theils selbständige Werke, wie „Monkeyana“, eine Sammlung von Caricaturen von Affen, theils sticht er die Werke Anderer, namentlich die von Sir Edwin L. mit gewandter Hand.

Landshut, Hauptstadt des bair. Kreises Niederbaiern, an der Isar und von dieser theilweise durchschnitten, macht durch seine breiten Straßen, seine solide Bauart und die mit einem der höchsten Thürme in Deutschland (454 F.) geschmückte, im goth. Stile 1450 erbaute Stadtpfarrkirche St.-Martin einen angenehmen Eindruck. Die Stadt zählt 10000 E., die neben Fabrikarbeiten einen ziemlich lebhaften Handel mit Getreide, Wolle und Vieh treiben, hat drei kath. und vier protest. Pfarreien, zwei Frauenklöster, ein Franciscaner- (Herren-) Kloster und ist Sitz der Kreisregierung, eines Kreis- und Stadtgerichts und anderer Behörden. Außer einem Gymnasium und einer lat. Schule besitzt die Stadt auch eine Ackerbau- und Gewerbschule. Die 1800 von Ingolstadt nach L. verlegte Universität wurde 1826 nach München versetzt. Merkwürdig ist das herzogliche Schloß Trausnitz auf dem östlich an die Stadt stoßenden Hofberge, das wahrscheinlich schon unter den Römern eine Hochwache war, aber vom bair. Herzog Otto dem Ältern seit 1180 mehr befestigt und von Ludwig dem Kelheimer 1204 in eine förmliche feste Burg verwandelt wurde. In derselben hielt Ludwig der Baier mehre Jahre hindurch Friedrich den Schönen von Östreich gefangen. Auch residirten hier lange Zeit die bair. Herzoge, deren viele in den Grabgewölben des 1232 von der Gemahlin Ludwig's des Kelheimers gestifteten Nonnenklosters Seligenthal ruhen. Die neue Residenz, der sogenannte Schloßneubau in der

Altstadt, wurde von Herzog Ludwig 1536—43 aufgeführt. Von 1353—1506 war L. Sitz der besondern Linie Baiern-Landshut. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es mehrmals von den Schweden, im Östreichischen Erbfolgekriege zwei mal von den Östreichern erobert. Im Kriege von 1809 fanden hier 16. und 21. April Gefechte zwischen den Östreichern und Franzosen statt. Vgl. Staudenraus, „Chronik der Stadt L. in Baiern" (3 Bde., Landsh. 1832).

Landshut oder **Landeshut**, eine Kreisstadt des Regierungsbezirks Liegnitz in der preuß. Provinz Schlesien, am Bober, der hier den Ziederbach aufnimmt, in einem schönen, über 1200 F. hohen Thale am Fuße des Landshuter Kamms gelegen, mit 5000 E., welche einen beträchtlichen Handel mit Leinwand (jährlich noch 62000 Schock) treiben, verdankt ihren Ursprung einem schon 1249 vorhandenen Flecken, zu dessen Schutze gegen Böhmen Herzog Bolko I. auf dem nahen Buchberge 1286 eine Burg, „des Landes Hut" genannt, erbauen ließ. Im J. 1292 schon erhielt der Ort Stadtrecht und 1296 Mauern, die erst in neuerer Zeit abgetragen worden sind. Im Dreißigjährigen Kriege (1629) hausten hier die Lichtenstein'schen Dragoner, welche die Einwohner zwangen, den Protestantismus abzuschwören, zu welchem diese jedoch 1632 meistentheils zurückkehrten. Die luth. Dreifaltigkeitskirche, auf einem Berge dicht bei der Stadt sehr malerisch gelegen und 1711—20 erbaut, ist eine der sechs Gnadenkirchen, welche Kaiser Joseph I. den schles. Protestanten zu errichten gestattete. L. wurde, nächst dem Gefechte im zweiten Schlesischen Kriege, 23. Mai 1745, wo Winterfeld 7000 Östreicher unter Nadasdy mit nur halb so viel Preußen schlug, besonders durch den Überfall 23. Juni 1760 denkwürdig, in welchem Loudon den größten Theil des preuß. Heeres unter Fouqué (s. d.) aufrieb und diesen selbst gefangen nahm. Im landshuter Kreise, bei den Dörfern Rohnau und Schönbach, findet sich das bedeutendste Schwefel- und Vitriolwerk im preuß. Staate. Vgl. Perschke, „Beschreibung und Geschichte der Stadt L." (Bresl. 1829).

Landsknecht hieß zu Ende des 15. und während des 16. Jahrh. in Deutschland ein im Fußvolk dienender Kriegsmann. Kaiser Maximilian I. kam bei der Mangelhaftigkeit der Kriegsverfassung im Reiche, welche längst statt des alten Heerbanns und des spätern Lehnsaufgebots zur Söldnerei geführt hatte, auf den Gedanken, ein deutsches Kriegsvolk aufzustellen, das die vom Reich abgefallenen und als Söldner überdem unzuverlässigen Schweizer ersetzen könne. Die Wehrhaftigkeit deutscher Nation kam ihm dabei zu statten und so entstanden die deutschen Landsknechte, deren Ruhm bald in ganz Europa wiederhallte. Graf Eitel Friedrich von Zollern, besonders aber Georg von Frundsberg, den man den Vater der Landsknechte genannt hat, standen dem Kaiser in diesem Werke bei, und auch der Adel, der sonst nur zu Roß diente, wurde dafür gewonnen, als der Kaiser und viele vornehme Herren gelegentlich selbst, den Spieß auf der Schulter, zu Fuß vor den neuen Scharen einherschritten. Die deutschen Landsknechte sind das erste geordnete Fußvolk und die merkwürdigen Einrichtungen ihres Gemeinwesens bilden die Grundlage aller spätern Organisationen. Bei ausbrechendem Kriege gab der Kriegsherr einem bewährten Kriegsmann, adelig oder bürgerlich, einen Bestallungsbrief als Feldoberst oder Cardinal (besonderer Befehlshaber, im Gegensatz des allgemeinen: General) nebst einem Patent, ein Regiment Landsknechte aufzurichten, dazu den Artikelbrief, auf welchen sie anzunehmen waren. Der Sold und die Zahl der Fähnlein wurden bestimmt. Der Oberst bestellte nun ihm bekannte Krieger als seine Hauptleute und machte die Werbung im Lande bekannt. Der Zulauf war immer sehr groß. „Und wann der Teufel Sold ausschrieb," sagt Sebast. Frank, „so schneyet es zu, wie die Fliegen im Summer." Waffen (Spieß, Schwert, Bruststück und Blechhaube) mußte Jeder mitbringen; die Form war gleichgültig, die Kleidung ganz beliebig. Die Angenommenen erhielten Handgeld und stellten sich auf einen bestimmten Tag zur Musterung, wo sie einzeln durch eine Pforte, von Spießen gebaut, einem fürstlichen Musterherrn vorgeführt wurden. Die Gesammtheit hieß dann der Hauf oder die Gemeine (davon Gemeiner). Der Oberst ließ nun einen Ring schließen, den Artikelbrief verlesen, den Eid vom Schultheißen abnehmen und ernannte dann seinen Stellvertreter (Locotenenten), den Proviant- und Quartiermeister, den Profoß und für jedes Fähnlein den Feldweibel und den Fähnrich, welchem letztern er die Fahne mit feierlicher Ermahnung übergab. Dann zogen die einzelnen Fähnlein auseinander und organisirten sich selbst. Der Hauptmann ernannte seinen Locotenenten (s. **Lieutenant**) und stellte den Schreiber, Kaplan und Feldscheer vor; die Landsknechte wählten zwei Gemeinweibel (ihre Vertreter in allgemeinen Angelegenheiten, auch Ambosaten, ambassadores genannt), den Führer und den Fourier, und theilten sich selbst in Rotten zu zehn Spießen ein, jede unter einem Rottmeister (jetzt Unteroffizier). Ein Fähnlein bestand aus 400 Knechten, 10—16 Fähnlein bildeten ein Regiment. Die Hauptwaffe der Landsknechte war der Spieß; gegen Ende des

16. Jahrh. war aber schon die Hälfte mit Feuergewehren bewaffnet. Auf dem Marsch wälzte sich der Haufe regellos fort; zuweilen marschirte er aber auch nach Trommelschlag, wozu Trommelreime gesungen wurden, wie denn manches Kriegslied von Landsknechten erfunden worden, deren einige noch vorhanden sind, z. B. das von der Schlacht bei „Pavia". Zum Gefecht zog ein „verlorener Hauf", aus den Läufern gebildet, voran, diesem folgte der „helle Hauf" in gevierter, fast quadratischer Ordnung mit ungerader Rottenzahl, welche Glück bringen sollte. Vor der Schlacht knieten sie zum Gebet nieder; dann warfen sie nach uralter Sitte Staub hinter sich und gingen entweder zum Angriff mit gefällten Spießen, alle Hauptleute bei großer Gefahr im ersten Gliede, oder bildeten, angegriffen, einen „Igel", Fronte nach allen Seiten. Eigenthümlich war noch ihre Rechtspflege, deren Grundzüge in dem heutigen Militärgerichtswesen wieder zu erkennen sind. Um einen Übelthäter zu richten, kam die Gemeine an einem „nüchternen Morgen" zusammen. Der Profoß erhob die Anklage, dem Verbrecher wurde ein Fürsprecher bestellt und wenn die Sache erhärtet, von 41 Knechten, drei mal gewählt, das Urtheil gesprochen. Lautete es auf Tod, so wurde eine Gasse gebildet, in deren gefällte Spieße der Verurtheilte sich stürzen mußte. So groß der Kriegsruhm der Landsknechte, so übel berufen waren sie sonst wegen ihrer Zügellosigkeit, besonders im Trinken und Spielen. Das bekannte Hazardspiel **Landsknecht** oder **Lansquenet** rührt von ihnen her. Ein gewaltiger Troß folgte ihren Zügen; über das Weibsvolk und die Buben war ein Hurenweibel gesetzt, der mit seinem Lieutenant und Fähnrich nebst Stockmeister, Steckenknechten und Scharfrichter unter dem Profoß stand. In solcher Kriegsverfassung dienten sie auch im Auslande, zuweilen sogar gegen das Reichsoberhaupt, wie die Schwarzen Fahnen im franz. Solde, welche dafür von den Deutschen bei Pavia 1525 ohne Gnade niedergemacht wurden. Im 17. Jahrh. verlor sich der Name, weil die Banden des Dreißigjährigen Kriegs nicht mehr blos aus „Knechten des Landes", sondern aus Volk aller Nationen bestanden.

Landskrona, Stapelstadt und Festung in dem schwed. Län Malmö, am Sund, mit einem Hafen, hat 4000 E., Schiffswerfte, mehre Fabriken in Leder, Zucker u. s. w. und nicht unansehnlichen Handel. Am 14. Juli 1677 erlitten hier die Dänen eine vollständige Niederlage durch die Schweden, denen hierauf die Stadt abgetreten werden mußte.

Landskrone, ein freistehender Basalt- und Granitberg in der preuß. Oberlausitz, eine St. südlich von Görlitz, 1304 F. hoch, mit einem 1797 erbauten steinernen Sommerhause auf der Spitze, gehört zu dem sogenannten Lausitzer oder Gabelgebirge und ist der höchste Punkt der in das Preußische sich ziehenden Ausläufer desselben. Bei seiner schönen und freien Lage gewährt er eine herrliche Aussicht über einen großen Theil der Oberlausitz und einzelne Punkte Schlesiens. Seit dem 10. Jahrh. stand auf dem Berge ein Raubschloß, von dessen Rittern Görlitz und die Umgegend viel zu leiden hatten; Kaiser Sigismund ließ es aber 1422 zerstören. Seit einigen Jahren befindet sich eine gut eingerichtete Restauration auf dem Berge, der namentlich des Sommers von den Bewohnern der Umgegend vielfach als Vergnügungsort besucht wird.

Landsmannschaften, auch **Corps**, nennt man gewisse Verbindungen unter den Studenten. Schon in den frühsten Zeiten thaten sich die Studirenden auf den deutschen Universitäten nach landsmannschaftlichen Beziehungen, in sogenannten Nationen, zusammen. Diese Art von Verbindungen hat unter wechselnden Formen und Benennungen fortgedauert bis auf die heutige Zeit. Der eigentlich landsmannschaftliche Charakter ging freilich größtentheils verloren; an seine Stelle trat die Vereinigung nach blos persönlicher Wahlverwandtschaft oder Bekanntschaft. Hauptzweck derselben war und ist Gemeinsamkeit nicht blos des geselligen, sondern des ganzen Lebens ihrer Mitglieder während der Universitätszeit (mit Ausschluß jedoch des wissenschaftlichen, welches die Landsmannschaften unberücksichtigt lassen), in strenger Beobachtung gewisser herkömmlicher Regeln, des sogenannten **Comment** (besonders in Betreff des Ehrenpunktes, des Duells), und unter selbstgewählten Obern, welche vorzüglich mit Handhabung dieses Comments betraut sind (die **Chargirten**, **Senior**, **Subsenior** u. s. w.). Die Mitglieder der Landsmannschaft theilen sich in ordentliche (**Corpsburschen**) und außerordentliche (**Renonceen**). Letztere haben bei Regelung der Corpsangelegenheiten und bei den Wahlen kein Stimmrecht. Gewöhnlich stehen die verschiedenen Landsmannschaften einer Universität in einem regelmäßigen Verkehr mit einander durch den **Seniorenconvent**; außerdem besteht häufig eine Art von Cartel zwischen einzelnen, besonders den gleichnamigen Landsmannschaften verschiedener Universitäten. Ganz abweichend von den Landsmannschaften, ja zum größten Theil ihnen geradewegs entgegengesetzt nach Zweck und Einrichtung sind die burschenschaftlichen Verbindungen (s. **Burschenschaft**), wogegen die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf vielen Universi-

täten vorübergehend entstandenen sogenannten „Orden“ (meist Nachahmungen der damals beliebten Geheimorden der Erwachsenen) im Wesentlichen Dasselbe, nur unter etwas andern Formen bezweckten. Vgl. Haupt, „Landsmannschaften und Burschenschaften“ (Lpz. 1820); Bechstein, „Deutsches Universitätsleben“ (in der „Germania“, Bd. 1 und 2, Lpz. 1851—52).

Landstände. Der Grundsatz der Landstände ist uralt und in der Verfassung einer freien, nicht unter einem Herrn, sondern unter einem Führer stehenden Gemeinde oder Genossenschaft enthalten, wie solche schon Tacitus bei den Deutschen beschreibt und wie sie sich in allen germanischen Staaten vorfindet. Daher die März-, nachher Maiversammlung bei den Franken, die Witenagemóte und die Micelgemóte der Angelsachsen und ähnliche Einrichtungen bei andern germanischen Völkern. Was in Ansehung des Ganzen stattfand, wiederholte sich in jeder Unterabtheilung auf den Gerichtstagen der Gemeinden und auf den größern Kreistagen der Grafen und der Reichs-, Land- und Stiftsvoigte. Alles, was ein allgemeines Interesse hatte, oder was für die Zukunft erweislich feststehen sollte, konnte nur auf diesen Kreis-, Land- und Reichstagen vorgenommen werden, auf welchen Alle zu erscheinen berechtigt und verpflichtet waren, die als Mitglieder der handelnden Gemeinde, nicht als Gehorchende derselben oder ihrer Mitglieder zu betrachten waren. Aus welchen Classen aber diese Gemeinde zusammengesetzt sein sollte, mußte nach der Lage der Dinge sehr verschieden sein. Die Städte machten meist Bezirke für sich und hielten ihre Gerichtstage in ihren Mauern; auf den Landtagen der Fürsten erschienen die Grafen, die fürstlichen Vasallen und Dienstleute und unter ihnen auch die Bürger, welche ritterliche Lehen besaßen, sowie die Burgmannen durch ihre Vorsteher, die Burggrafen, Burgvoigte und Bürgermeister. Es ist ein großer Irrthum, wenn man die mannichfaltigen Formen, unter welchen dieses Grundprincip der Verfassung in den verschiedenen Gegenden und Bezirken Deutschlands eine bestimmte Gestaltung gewann, auf eine einzige ausschließende zurückbringen, wenn man Westfalen und Thüringen oder Sachsen und Schwaben nach Einer Regel behandeln will. Daß aber dieses Grundprincip stets lebendig blieb, ergibt sich auch aus dem Reichsschlusse von 1231, dem zufolge die Fürsten und Landesherren (principes oder domini terrae) keine neuen Rechte und Einrichtungen machen sollten, wenn nicht die Landgemeinde (meliores et majores terrae) ihre Zustimmung gebe. Von da bis zur Bildung der neuern deutschen Landstände war aber wieder ein bedeutender Schritt, der in den verschiedenen Ländern weder zu gleicher Zeit noch auf ganz gleiche Weise geschehen ist. Die verschiedenen Gemeinden, die Ritterschaft, die Dienstmannschaften, Städte, freien Bauergemeinden und dann wieder die kleinern Gemeinden der Grafen, Klöster, Herrschaften im Verhältniß zu den Landgemeinden der Fürsten und Bischöfe mußten sich erst in ein Ganzes vereinigen, ehe sie gemeinschaftliche und für alle Bewohner eines Bezirks verbindliche Beschlüsse fassen konnten. Da dies die Folge sehr verschiedenartiger Veranlassungen war, so geschah es auch zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Weise, und hier und da erhielten sich die Absonderungen der Reichsstädte, der Ritterschaft und der unmittelbaren Stifter selbst bis fast zur Auflösung des Deutschen Reichs. Das 14. Jahrh., in manchen Gegenden vielleicht schon das 13., machte den Anfang zu der neuern landständischen Verfassung; das 16. Jahrh. gab ihnen ihre Vollendung. Nach den Verhältnissen des Landes bildete sich die Zusammensetzung der Landstände aus Prälaten, Grafen und Herren, Ritterschaft, Städten und Dorfgemeinden, je nachdem im Lande diese Stände vorhanden waren oder fehlten. So hatte Würtemberg keine Grafen und keinen Adel. Die Fürsten waren sehr oft gegen die Stiftung landschaftlicher Corporationen; oft aber begünstigten sie auch dieselben, um von ihnen Unterstützung an Geld und Mannschaft zu erlangen. Auch die Rechte dieser Stände waren verschieden, je nachdem die Fürsten ihrer bedurften, oder mächtig genug waren, ihrer zu entbehren; weshalb sie auch in mehren Landen bald wieder eingingen. Eigentlichen Antheil an der Gesetzgebung hatten sie fast nirgends, wol aber das Recht der Beschwerde über Verwaltungsmisbräuche und der Vorschläge zu neuen Gesetzen, welche sie bei Eröffnung eines Landtags dem Landesherrn in einer eigenen Schrift, dem „Libellus gravaminum et desideriorum“, vorzulegen pflegten, und vorzüglich das Recht der Steuerbewilligung. Ein Versuch, ihnen diese durch ein Reichsgesetz zu nehmen, wurde 1671 durch die Weisheit Kaiser Leopold's I. vereitelt. In den meisten Ländern hatten sie auch die eigene Verwaltung der von ihnen bewilligten Steuern, jedoch unter Aufsicht des Landesherrn. Seit dem 17. Jahrh. kamen die Landstände mehr und mehr in Verfall, theils durch die veränderte Kriegs- und Steuerverfassung, welche die Fürsten unabhängiger stellte von dem guten Willen ihrer Stände, theils durch Spaltungen unter diesen selbst und besonders durch das egoistische Verhalten des Adels. Indessen erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren die Landstände in den meisten deut-

schen Staaten entweder völlig in Abgang gekommen, oder hatten doch beinahe ihre ganze frühere Macht verloren. Nur in einzelnen Ländern, wie in Mecklenburg und Würtemberg, galten sie noch etwas. In Folge der Ereignisse, welche aus der Französischen Revolution von 1789 hervorgingen, fingen sie hier und da an, sich wieder etwas energischer zu regen. Dagegen verschwanden sie in vielen Staaten, wo sie dem Namen nach noch bestanden hatten, vollends mit deren Souveränetätserklärung nach Auflösung des Reichs. Die durch Art. 13 der Bundesverfassung von 1814 verheißenen und nach und nach in den verschiedenen deutschen Staaten eingeführten neuen landständischen Verfassungen sind von jenen ältern wesentlich verschieden, fallen vielmehr unter den Begriff des Repräsentativsystems (s. d.) und der Volksvertretung. Vgl. Lang, „Historische Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände" (Gött. 1796); Unger, „Geschichte der deutschen Landstände" (2 Bde., Hannov. 1844—45); Lancizolle, „Aus der Geschichte und zur Charakteristik der landständischen Verfassung in Deutschland und Preußen" (Berl. 1847).

Landstuhl, eine kleine Stadt in der bair. Pfalz, mit 800 E. und den Ruinen der Burg Franz von Sickingen's, in der er 1523 starb, wurde in neuerer Zeit wieder durch die Gefechte am 3. und 4. Juli 1794 zwischen den Franzosen und Östreichern denkwürdig, welche Letztere das Feld behaupteten.

Landvoigteien hießen im ehemaligen Deutschen Reiche zwei dem Kaiser unmittelbar unterstellte Districte, denen kaiserl. Statthalter oder **Landvoigte** vorgesetzt waren. Es waren dies die Landvoigtei zu Altdorf, die in die obere und untere zerfiel, und die zu Hagenau, über zehn elsassische Städte, die 1648 an Frankreich abgetreten wurde.

Landwehr nennt man den Theil der Wehrkraft eines Staats, der nicht immer unter den Waffen gehalten ist, sondern im Frieden seinen bürgerlichen Geschäften lebt und nur bei ausbrechendem Kriege oder bei Gefahren im Innern zu den Fahnen gerufen wird. Doch bezeichnet man auch jede Landesbewaffnung in Zeiten der Noth damit. Die frühern **Landmilizen** hatten eine ähnliche Bestimmung, und das Aufgebot der Tiroler, das zu verschiedenen Zeiten für sein Kaiserhaus in Waffen trat, kann wol als das erste unter dem Namen Landwehr bezeichnet werden. In Östreich ward 1805 eine solche Landwehr für die übrigen deutschen Provinzen organisirt. Sie focht in den Kriegen gegen Napoleon tapfer und ist dann förmlich in die Heeresverfassung zur erfoderlichen Verstärkung der Infanterie aufgenommen worden, um vierte und fünfte Bataillone der Regimenter zu bilden. In neuester Zeit hat der Kaiser jedoch diese Einrichtung aufgehoben und dafür eine Armeereserve eingeführt. Russische Landwehr erschien im Kriege von 1812. Am ausgebildetsten ist das 1813 ins Leben gerufene **Preußische Landwehrsystem**. Schon vor 1806 hatte der damalige Major von dem Knesebeck (s. d.) Vorschläge zu ähnlichen Einrichtungen gemacht, aber erst bei Eröffnung des Feldzugs von 1813 wurde die preuß. Landwehr nach Scharnhorst's Entwurf durch die königl. Verordnung vom 17. März errichtet, anfangs wol nur für die eigentliche Landesvertheidigung und nicht, wie sie jetzt besteht, als ein integrirender Theil der Feldarmee. Der Gedanke an die letztere Einrichtung ging sicher von Knesebeck aus, der also auch als der Begründer der preuß. Landwehr anzusehen ist. Die damals zum Staate gehörigen Provinzen hatten 38 Landwehrinfanterie- und 17 Landwehrcavalerieregimenter zu stellen, welche sich im Kriege mit großer Auszeichnung geschlagen haben. Nach dem ersten Pariser Frieden wurde die Heeresverfassung dergestalt geregelt, daß die Landwehr in ihr einen stehenden Platz erhielt, und zwar in zwei Aufgeboten. Das erste Aufgebot, die Mannschaft vom 26.—32. J. enthaltend, erhielt die Bestimmung, im Kriege gleich dem stehenden Heere verwendet zu werden; im Frieden blieb es bis auf kleine Stämme beurlaubt, wurde aber ein mal jährlich zur Übung zusammenberufen. Das zweite Aufgebot, aus den Waffenfähigen bis zum 39. J. bestehend, wurde bei ausbrechendem Kriege zum Garnisondienst bestimmt und nur im Nothfall zur Verstärkung des stehenden Heeres. Die ältern Männer bis zum 60. J. gehörten zum **Landsturm**, der nur zum Schutz von Haus und Herd aufgeboten werden sollte. Nach dem zweiten Pariser Frieden erschien die **Landwehrordnung** vom 21. April 1815, welche das obige Gesetz weiter ausgeführt hat. Danach wurde das Land in 104 Landwehrbataillonsbezirke getheilt und das Ersatzgeschäft für das Heer mit dem Landwehrsystem dergestalt in Verbindung gebracht, daß die Commandeure der Landwehr dasselbe unter Mitwirkung der Civilbehörden auszuführen hatten. Jedem Landwehrbataillon war eine Escadron (Ulanen) attachirt; drei Bataillone bildeten ein Regiment; zwei solche eine Landwehrbrigade, die unter dem Divisionscommando neben der Infanterie- und Cavaleriebrigade stand. In neuester Zeit ist die Landwehr, um sie ihrer ganzen Bestimmung auch im Frieden näher zu bringen und die Mängel zu beseitigen, welche sich, militärisch betrachtet, bei aller Trefflichkeit des Systems gezeigt hatten,

mit der Linie in engere Verbindung gebracht worden. Die Landwehrbrigaden sind eingegangen, jede Infanteriebrigade enthält jetzt ein Linien- und ein Landwehrregiment, die Landwehrcavalerieregimenter, auf vier Escadrons gebracht und als schwere Landwehrreiter, Landwehrdragoner, Landwehrhusaren und Landwehrulanen, ausgerüstet, sind den Cavaleriebrigaden zugetheilt worden. Das Ersatzgeschäft in seinen wichtigen Vorarbeiten, wie auch die Einberufung der Reserven u. s. w. bei eintretender Mobilmachung, ist aber den Landwehrbataillons-Commandeuren verblieben. So dürfte das preuß. Landwehrsystem volle Anerkennung verdienen, weil es erlaubt, bei der allgemeinen Dienstpflicht mit den verhältnißmäßig geringsten Kosten und der möglichsten Schonung der bürgerlichen Interessen die größte Kriegsmacht aufzustellen.

Landwirthschaft, auch **Ökonomie**, in der weitern Bedeutung, ist ein Gewerbe, welches die möglichst werthvolle Benutzung des Bodens und die Hervorbringung solcher organischen Stoffe zum Zweck hat, die als Nahrung oder auf irgend eine andere Weise dem Menschen nutzbar sind. Die Landwirthschaft hat daher zunächst die Hervorbringung der Nutzpflanzen zu erzielen und heißt in diesem engern Sinn **Landbau**. Die Erde kann dabei als die Maschine angesehen werden, welche die Producte schafft, während die vereinigten Kräfte der Menschen und Thiere die Motoren sind, die sie in Bewegung setzen. Außerdem ist aber noch ein Capital, welches im Verhältniß mit der Größe des zu bewirthschaftenden Bodens steht, dabei so nothwendig, wie bei jeder andern gewerblichen Unternehmung. Um mit Erfolg betrieben zu werden, muß die Landwirthschaft, wie jede Industrie, die Hülfe verschiedener Wissenschaften in Anspruch nehmen. Der Botanik verdankt sie die Kenntniß der nützlichen und schädlichen Pflanzen und deren Lebensbedingungen, ebenso die verschiedenen physiologischen Ursachen, welche die Wahl einer Cultur an bestimmte Örtlichkeiten und besondere Verhältnisse knüpfen. Aus der Zoologie muß sie die verschiedenen Arten der Hausthiere, ihren Körperbau, ihre Lebensweise u. s. w. erlernen, sowie die Mittel, dieselben aufzuziehen und nutzbar zu verwenden, schädliche Thiere dagegen zu vertilgen oder zu beschränken. Die Mechanik liefert ihr Maschinen, Geräthe und Handwerkszeug, welche die menschliche Arbeit erleichtern, sie vollkommener, schneller und wohlfeiler machen. Von der Physik erhält sie Rechenschaft über den Einfluß der Naturkräfte, über die Eigenschaften des Bodens, die Principien der Be- und Entwässerungskunst, über die beste Construction der Wirthschaftsgebäude u. s. w. Endlich gibt ihr die Chemie den vollkommensten Aufschluß über die Zusammensetzung des Bodens, über die Art und Weise seiner Verbesserung, über die Beschaffenheit der Förderungsmittel der Vegetation, über den Werth der einzelnen Pflanzenproducte als Nahrungsmittel und über die verschiedenen Wege, auf welchen die einzelnen Naturerzeugnisse dem menschlichen Bedürfniß unterthänig zu machen sind. Alle diese Wissenschaften sind gesonderte und selbständige; aber es läßt sich die Landwirthschaft nicht von ihnen absondern, und sie ist somit in der That die angewandte Naturwissenschaft. Daher ist sie auch keineswegs, wie noch so Viele glauben, ein untergeordnetes Gewerbe, welches sich auf das Gerathewohl hin ohne wissenschaftliche Grundlage betreiben ließe. Bei dem heutigen Stande der Cultur genügt nicht einmal mehr die bloße Erfahrung, um aus dem Schoose der Erde alle die unermeßlichen Schätze zu schöpfen, welche darin ruhen. Ohne den Besitz positiver Kenntnisse ist es für den Landwirth durchaus nicht mehr möglich, einen günstigen Erfolg zu erlangen und er steht in dieser Hinsicht jetzt auf völlig gleicher Stufe mit andern Industriellen. Sowie der Aufschwung der Industrie recht eigentlich erst von dem Zeitpunkt an beginnt, wo sie die Wissenschaft zu Hülfe rief, ebenso betrat auch die Landwirthschaft nicht eher die Bahn des Fortschritts und hörte auf, ein gewöhnliches Gewerbe zu sein, als bis der Landwirth die Nothwendigkeit erkannte, seiner hergebrachten Betriebsweise und der empirischen Praxis die sichere und fruchtbare Grundlage der wissenschaftlichen Theorie zu geben. Die Landwirthschaft ist in ihrer heutigen Gestaltung sowol eine Wissenschaft als auch eine Kunst. Als Wissenschaft lehrt sie die Grundsätze, welche in der Praxis ins Leben treten müssen und allein Das zu einem sichern Erfolg zu leiten vermögen, was einst der bloße Zufall entdeckt hat. Als Kunst ist sie die unmittelbare Ausführung der verschiedenen Methoden der Production. Sie ist die That der Wissenschaft, die Praxis, oder auch, wenn man will, das Gewerbe, letzteres freilich in einem höhern Sinn, als man gewöhnlich mit diesem Begriff verbindet. Wenn sich Wissenschaft und Kunst der Landwirthschaft im Besondern nur auf den Anbau von Nutzpflanzen richten, so begreift man ihre Thätigkeit unter dem Namen **Ackerbau** (s. d.), und dieser umfaßt die gesammte größere und mittlere Bodencultur, welche Gespannwerkzeuge, vor allen den Pflug zur Bearbeitung anwendet. In dem kleinsten Umfange wird der Bodenanbau zur **Spatencultur** oder zum **Gartenbau** (s. d.) und beschäftigt sich alsdann weniger mit der Hervorbringung von Getreide

und Futtergewächsen als von Gemüse und Gewürzpflanzen, verrichtet auch seine Arbeiten blos durch die Menschenhand. Jede dieser beiden großen Abtheilungen bildet wieder eine Wissenschaft und Kunst für sich und erheischt daher ein besonderes Studium. Die eigentliche Landwirthschaft im engern Sinne zerfällt in folgende vier große Abtheilungen: 1) Agronomie, oder die Lehre von den Bedingungen des erfolgreichen Wachsthums der Nutzpflanzen. 2) Feldbau, oder die Anwendung der bessern Verfahrungsweisen, welche die Agronomie gelehrt hat, auf die Cultur. Derselbe begreift: den speciellen Anbau der Nutzpflanzen; die landwirthschaftliche Verwendung derselben; die Lehre von den Fruchtfolgen (s. d.). Auch der Wiesenbau (s. d.) ist unter diese Kategorie zu bringen. 3) Die Zucht und Benutzung der Hausthiere. 4) Die Wirthschaftskunst, oder die richtige Anwendung aller durch die vorgenannten Zweige gelieferten wissenschaftlichen und praktischen Ergebnisse auf die Bewirthschaftung eines Guts. Diese Kunst ist der administrative Theil der Landwirthschaft; denn sie begreift Alles, was Bezug hat auf die in den Betrieb verwendeten Capitalien, auf die wirthschaftlichen Einrichtungen im Allgemeinen, auf die Arbeitsverhältnisse bei Menschen und Thieren, auf das Inventarium. Endlich gehört in ihr Bereich die gesammte ökonomische Buchhaltung.

Die Landwirthschaft ist eines der ältesten Gewerbe; ihre Ausbildung zur Selbständigkeit und Wissenschaftlichkeit datirt aber kaum seit einem Jahrhundert. Hervorgegangen aus dem Nomadenleben der alten Völker, war sie bei dem Wachsthum der Bevölkerung zuerst **Weidewirthschaft**, indem man ein Stück Boden so lange bebaute, bis dessen Kraft erschöpft und man es dann wieder als Weide liegen ließ. Dies leitete aber auf die Anwendung der **Brache**, die bei gesteigerter Cultur benutzt ward, um mehrjährigen Getreidebau ohne Bodenaussaugung und Verunkrautung zu betreiben. Dies Verfahren ist das Grundprincip der **Körnerwirthschaften**, die in der Weise der alten Römer bis auf unsere Zeiten sich erhielten und keineswegs ohne weiteres verwerflich sind. Überhaupt ist die altrömische Landwirthschaft bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. eigentlich immer noch die Lehrmeisterin des Betriebs gewesen. Die von Karl d. Gr. in Deutschland eingeführte **Dreifelderwirthschaft** (s. d.), welche den Bedürfnissen nicht mehr Genüge zu leisten vermochte, erhielt erst einen Stoß durch die Einführung des Klee- und Kartoffelbaus, die dann beide zu der völligen Umgestaltung und der Einführung der **Fruchtwechselwirthschaft** (s. d.) führten. In historischer Hinsicht stellen sich die verschiedenen Epochen der Landwirthschaft folgendermaßen fest: 1) Weidewirthschaft mit Übergang zur Feldwirthschaft bis ohngefähr 200 J. v. Chr.; 2) Felderwirthschaft mit überwiegendem Getreidebau von 200 v. Chr. bis 1750 n. Chr.; 3) Begründung der rationellen Schule und Übergang in den Fruchtwechsel, 1750—1840; 4) die wissenschaftliche Epoche. Der eigentliche Aufschwung und Fortschritt in der Landwirthschaft begann mit der Gründung der rationellen Schule. Als Vorläufer gingen ihr voraus die der Kameralisten (Münchhausen, Schubart, Justi, Thomasius u. s. w.) und diejenige der Empiriker (Reichart, Ekhart, Lüders, Schönfeld, Riem u. s. w.), welche letztere mit ihr vielfach im Kampfe lag. Den Stifter der rationellen Schule der Landwirthschaft, A. Thaer (s. d.), leiteten schon die Gesetze der Naturwissenschaft über zu den großartigsten Verbesserungen, welche in der eigentlich wissenschaftlichen Epoche, die mit Liebig's (s. d.) Auftreten beginnt, ihre Begründung fanden oder derselben mit raschen Schritten entgegen gehen. Erworben wird die Kenntniß der Landwirthschaft nur gründlich durch die Vereinigung der Praxis mit der Theorie; jeder einseitige Weg führt zu einer heutigen Tags ungenügenden Ausbildung. Die Verschmelzung jener beiden Wege hat man seit Beginn des 19. Jahrh. durch Errichtung von **Landwirthschaftsschulen** zu erstreben gesucht. Sie zerfallen in zwei Classen, höhere und niedere. Die erstern sind großentheils nach dem Muster von Universitäten eingerichtet. Es wird in ihnen die gesammte Theorie der Landwirthschaft und zugleich jede Hülfswissenschaft vorgetragen. Gewöhnlich ist auch ein Gut damit verbunden, um die Lehre durch das Beispiel und die Anwendung zu unterstützen. Die berühmtesten derartigen Institute sind: 1) In Deutschland: Möglin seit 1806; Hofwyl seit 1804; Hohenheim seit 1818; Schleisheim seit 1822; Jena seit 1826; Eldena seit 1835; Wiesbaden seit 1836; Tharand seit 1829; Regenwalde seit 1842; Poppelsdorf seit 1846; Proskau seit 1847. 2) In Frankreich: Grignon seit 1826; Roville seit 1822; Versailles seit 1845. 3) In England: Cirencester seit 1845. 4) In Rußland: Marimont seit 1816; Gorigoretz seit 1836. 5) In Schweden: Semb seit 1826. 6) In Italien: Meleto seit 1838; Pisa seit 1843. 7) In Ungarn: Ungarisch Altenburg seit 1818. Weil aber auf den höhern Instituten gewöhnlich weder Theorie noch Praxis umfassend genug gelehrt werden können, hat man in neuerer Zeit nicht mit Unrecht der höhern Bildung der Landwirthe auf Universitäten das Wort geredet, und an

mehren Universitäten sind bereits Lehrstühle der Landwirthschaft errichtet worden. Auch die Verbindung landwirthschaftlichen Unterrichts mit den Gewerbschulen hat sich als sehr ersprießlich herausgestellt. Entschieden wirksamer bewiesen sich indessen die niedern Landwirthschaftsschulen, die sogenannten **Ackerbauschulen** (s. d.). Einen bedeutenden Einfluß haben ferner in der Neuzeit die **landwirthschaftlichen Vereine** gewonnen, die, meist unter der Oberleitung der Regierungen, sich die Förderung der Landwirthschaft in allen ihren Zweigen zur Aufgabe machen. Als nicht minder einflußreich erweisen sich auch die Musterwirthschaften (s. d.). In Deutschland hat sich unter dem in der jährlichen Versammlung der **Wandergesellschaft deutscher Land- und Forstwirthe**, gegründet 1837 von Papst, Schweitzer und Teichmann, ein sehr wirksamer Areopag der Bestrebungen und des Fortschritts eröffnet, dessen heilsame Folgen immer deutlicher zu Tage treten. Nicht unerwähnt darf endlich bleiben, daß zum großen Theil auch die Landwirthschaft ihren erneuerten Aufschwung den Fortschritten der Gesetzgebung namentlich rücksichtlich der Befreiung des Grund und Bodens von Servituten und Personallasten verdankt, die Jahrhunderte hindurch einen vollkommenen Betrieb unmöglich machten. Die wichtigsten Lehrbücher der gesammten Landwirthschaft sind: Thaer, „Grundsätze der rationellen Landwirthschaft" (2. Aufl., 4 Bde., Berl. 1824); Burger, „Lehrbuch der Landwirthschaft" (4. Aufl., 2 Bde., Wien 1838); Schwerz, „Anleitung zum praktischen Ackerbau" (3. Aufl., Stuttg. 1843); Koppe, „Unterricht im Ackerbau und der Viehzucht" (5. Aufl., Berl. 1844); Zierl, „Lehre des Landbaus" (3. Aufl., Münch. 1843); Schweitzer, „Lehrbuch der Landwirthschaft" (2. Aufl., Dresd. 1842); Pabst, „Lehrbuch der Landwirthschaft" (2. Aufl., Darmst. 1841); Hlubek, „Die Landwirthschaftslehre in ihrem ganzen Umfange" (2. Aufl., 2 Bde., Prag 1851—52); Nobis, „Handbuch zum Betrieb aller Zweige der Landwirthschaft" (Danzig 1847); Hamm, „Die Grundzüge der Landwirthschaft" (nach Girardin und du Breuil, 2 Bde., Braunschw. 1850—52); Fraas, „Geschichte der Landwirthschaft" (Prag 1852); Derselbe, „Schule des Landbaus" (Münch. 1851); Boussingault, „Économie rurale" (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1849; deutsch von Gräger, 2 Bde., Halle 1844—45); Payen und Richard, „Précis d'agriculture théorique et pratique" (Par. 1851); Sinclair, „Code of agriculture" (5. Aufl., Lond. 1837); Low, „Elements of agriculture" (2. Aufl., Edinb. 1845).

Landzwang. Die Peinliche Gerichtsordnung Karl's V. bezeichnete als solchen die Drohung mit Verbrechen, welche von einem seiner Obrigkeit entwichenen, zu gefährlichen Menschen übergetretenen Unterthan ausgegangen ist, und setzte darauf die Strafe des Schwertes. Die veränderten Verhältnisse lassen gemeinrechtlich das Verbrechen des Landzwangs nach der freilich mit durch die Praxis gemilderten Strafe annehmen, wo Drohungen unter Umständen gemacht werden, unter denen die Verborgenheit des Drohenden und die Größe des gedrohten Übels Furcht vor schweren Gefahren herbeiführen, wie z. B. bei Auswerfung von Brandbriefen. In den neuern Gesetzbüchern ist die Benennung Landzwang nicht mehr üblich, und das Verbrechen wird als Drohung unter erschwerenden Umständen behandelt.

Lanfranc, ein Scholastiker, geb. zu Pavia 1005, gest. als Erzbischof von Canterbury 1089, führte die Dialektik in die Theologie ein, zeigte sich in dem Streite mit Berengar über die Transsubstantiation als einen gewandten Dialektiker, hat aber sonst um die Philosophie wenig Verdienste. Seine Werke wurden von d'Achery herausgegeben (Par. 1648).

Lanfranco (Giovanni), ein Maler der bolognes. Schule, gehörte einer edeln Familie in Parma an, wo er 1581 geboren war. Als Page des Grafen Scotti legte er sein Talent durch Figuren an den Tag, welche er mit Kohle an die Wand zeichnete. Scotti ließ ihn die Schule der Caracci besuchen, deren Stil er sich auch nach Kräften aneignete, doch so, daß auch ein eifriges Studium Correggio's sich in seinen Arbeiten wahrnehmen läßt. Schnell und leichtfertig in seiner Arbeit, ließ er sich dieselbe doch sehr theuer bezahlen, um seine Verschwendungssucht befriedigen zu können. Nachdem er in Rom und Neapel ganze Kirchen ausgemalt und von Urban VIII. die Ritterwürde erhalten, starb er zu Rom 1647. Seine namhaftesten Werke sind die Kuppelgemälde zu San-Andrea della Valle in Rom, bei denen er die Farben mit Schwämmen aufgetragen haben soll, und in der Jesuitenkirche zu Neapel. L. erscheint meist in handfertigem Besitz der Kunstmittel seiner Schule, deren ganze Darstellungsweise er sich wenigstens äußerlich angeeignet hatte; doch fehlt seinen etwas gespreizten Formen und Lichteffecten die wahre Kraft und Poesie, ja auch die Treue und Sorgfalt der Ausführung. Vielleicht gerade der Mangel der höhern Eigenschaften trug mit zu der Popularität bei, welche L.'s Werke bei seinen Zeitgenossen sich erwarben.

Lang (Karl Heinr., Ritter von), deutscher Geschichtsforscher, geb. 7. Juli 1764 zu Balg-

heim im Fürstenthum Öttingen-Wallerstein in Schwaben, wo sein Vater Prediger war, genoß einen mangelhaften Schulunterricht und kam, nachdem er im 15. J. von dem Gymnasium zu Öttingen fortgeschickt worden, als Amanuensis auf die fürstliche Bibliothek, wo er nun für sich studirte, bis er 1782 die Universität zu Altdorf bezog. Nach beendeten Rechtsstudien begann er 1785 bei der Regierung zu Öttingen zu prakticiren. Hier gab er zwei Jahrgänge des „Öttingischen Wochenblattes" und die „Beiträge zur Kenntniß des ötting. Vaterlandes" (Ötting. 1786), ein Buch zum Unterricht für die Jugend, heraus und wurde dann in der Regierung angestellt. Doch des kleinlichen Treibens in Öttingen müde, ging er 1788 nach Wien, wo er als Gesellschafter und Hofmeister in das Haus eines ungar. Magnaten und dann als Privatsecretär zu dem würtemb. Gesandten kam. Seines Dienstes entlassen, ging er 1791 auf gut Glück nach Göttingen, wo er wieder zwei Jahre eifrig studirte und seine „Historische Entwickelung der deutschen Steuerverfassung" (Berl. 1793) schrieb, durch die er sich zuerst in der literarischen Welt bekannt machte. Vom nachmaligen Fürsten von Hardenberg erhielt er sodann den Auftrag, das Hardenbergische Familienarchiv zu ordnen, und wurde 1795 Geh. Archivar zu Plassenburg. Als preuß. Legationssecretär wohnte er dem Congresse zu Rastadt bei, und nach der Rückkehr von hier trat er 1799 als Kriegs- und Domänenrath zu Ansbach ein. Nach Übergabe der Provinz Ansbach an Baiern wurde er 1806 Director des provisorischen Kammercollegiums und 1811 Director des Reichsarchivs in München. Zugleich erhielt er das Referat über alle Archivsachen im Ministerium und die Stelle eines Vorstandes in der Ministerialsection des Reichsheroldamts. Der Neckereien müde, die er als Neubaier von den Altbaiern erdulden mußte, ging er 1815 als Kreisdirector wieder nach Ansbach, nahm aber 1817, als der Graf von Montgelas aus dem Ministerium trat, seine Entlassung und lebte seitdem, ausschließend literarisch beschäftigt, auf seinem Landgute bei Ansbach, wo er 26. März 1835 starb. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: „Historische Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände" (Gött. 1796); „Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth" (3 Bde., Gött. 1798—1811); „Annalen des Fürstenthums Ansbach unter der preuß. Regierung" (Frankf. 1806); „Bair. Jahrbücher von 1179—1294" (Augsb. 1816; 2. Aufl., 1824); „Adelsbuch des Königreichs Baiern" (Münch. 1816; 2. Aufl., 1820); „Geschichte der Jesuiten in Baiern" (Nürnb. 1819), wozu die „Amores patris Morelli" einen Vorläufer bildeten; „Geschichte des bair. Herzogs Ludwig des Bärtigen" (Nürnb. 1821); „Regesta Bavarica, seu rerum Boicarum autographa" (4 Bde., Münch. 1822—28), ein chronologisch-synchronistisches Verzeichniß aller alt- und neubair. Originalurkunden bis 1300, ein Unternehmen, wozu die Regierung alle Kosten des Drucks und Verlags darreichte; „Baierns Gauen nach den drei Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bojaren" (Nürnb. 1830); „Baierns alte Grafschaften" (Nürnb. 1831); endlich seine höchst interessanten und geistreichen humoristischen „Hammelburger Reisen" (11 Fahrten, Nürnb. 1818—33) und „Memoiren" (2 Bde., Braunschw. 1842).

Langbein (Aug. Friedr. Ernst), bekannt als launiger Dichter, sowie durch seine Romane und Erzählungen, geb. 6. Sept. 1757 zu Radeberg bei Dresden, wo sein Vater Justizamtmann war, besuchte seit 1772 die Fürstenschule zu Meißen und seit 1777 die Universität zu Leipzig, wo er die Rechte studirte. Im J. 1781 kam er als Actuar in das Justizamt Hain, und 1785 wendete er sich nach Dresden, wo er anfangs als Sachwalter auftrat, nach Verlauf eines Jahres aber bei dem Geh. Archive als Kanzlist angestellt wurde. Da er in dieser Stelle keine Aussicht zu einer Beförderung hatte, nahm er nach 12 J. seine Entlassung und ging 1800 nach Berlin, wo er privatisirte, bis ihm 1820 das Amt als Censor der schönwissenschaftlichen Schriften übertragen wurde, welches er bis zu seinem Tode mit Gewissenhaftigkeit und Schonung übte. Er starb 2. Jan. 1835. In seinen Gedichten, deren mehre in den Mund des Volkes übergingen, hat er besonders die kleine poetische Erzählung, welche der Balladenform sich annähert, mit Glück angebaut. Er war äußerst gewandt in der Versification und unerschöpflich an muntern Scherzen. Auch seine Romane und Erzählungen waren wegen der guten Laune, welche sich in ihnen durchgehends ausspricht, eine Zeit lang allgemein beliebt, was einigen Schriftstellern, namentlich einem gewissen Weber in Ronneburg, Veranlassung gab, ihre werthlosen Sachen unter L.'s Namen erscheinen zu lassen. Als L.'s wirkliche Schriften sind anzuführen: „Gedichte" (Lpz. 1788; neueste Aufl., 1820) und „Neuere Gedichte" (2 Bde., Tüb. 1812 und 1823); „Schwänke" (2 Bde., Dresd. 1792; 3. Aufl., Berl. 1816); „Feierabende" (3 Bde., Lpz. 1793—94) und (insgesammt in Berlin erschienen) „Talismane gegen die Langeweile" (3 Bde., 1801—2); „Der graue König, ein novantiker Roman" (1803); „Neue Schriften"

(2 Bde., 1804); „Novellen" (1804); „Der Ritter der Wahrheit" (2 Bde., 1805); „Thomas Kellerwurm" (1806); „Zeitschwingen" (1807); „Franz und Rosalie, oder der Krämerzwist" (1808); „Der Sonderling und seine Söhne" (1809); „Der Bräutigam ohne Braut" (1810); „Kleine Romane und Erzählungen" (2 Bde., 1812—14); „Jocus" (1813); „Unterhaltungen für müßige Stunden" (1815); „Magister Zimpel's Brautfahrt und andere scherzhafte Erzählungen" (1820); „Deutscher Liederkranz" (1820, mit Kpfrn.; neue Ausg., ohne Kpfr., 1830); „Märchen und Erzählungen" (1821); „Ganymeda" (2 Bde., 1823; neue Aufl., 1830); „Jocus und Phantasus" (1824); „Vacuna" (1826); „Herbstrosen" (1829). Eine vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte und vermehrte Originalausgabe seiner „Sämmtlichen Schriften" erschien in Stuttgart (31 Bde., 1835—37).

Lange (Joachim), ehemaliger Professor der Theologie zu Halle, geb. 26. Oct. 1670 zu Gardelegen in der Altmark, wurde auf den Schulen zu Quedlinburg und Magdeburg, dann auf den Universitäten zu Leipzig, Erfurt und Halle gebildet. Im J. 1696 kam er als Rector nach Köslin, ein Jahr darauf in gleicher Eigenschaft an das Friedrichwerdersche Gymnasium nach Berlin und 1709 als Professor der Theologie nach Halle, wo er 7. Mai 1744 starb. Sein Andenken wurde bei der Nachwelt nicht sowol durch seine theologischen und philosophischen Schriften fortgepflanzt, in denen er, besonders in den Streitigkeiten gegen die Wolf'sche Philosophie, fast gänzlichen Mangel an eigenem Nachdenken und Scharfsinn verrieth, als vielmehr durch die von ihm herausgegebene „Lat. Grammatik" (zuerst Halle 1707, zuletzt 1809) und „Griech. Grammatik" (zuerst Halle 1705, zuletzt 1805), die vorzugsweise unter dem Namen der Halle'schen Grammatiken bekannt sind, und von denen erstere über vierzig mal neu aufgelegt und in mehre neuere Sprachen übersetzt worden ist. Als Schulmann brachte L. die ihm anvertrauten Anstalten zu Ansehen und Würde; doch bewies er sich während seiner Amtsführung in Halle bei aller Gewissenhaftigkeit steif und engherzig, daher ihm auch Raupach in dem Lustspiele „Vor hundert Jahren" zur Charakterisirung der gelehrten Pedanterei jener Zeit eine Hauptrolle ertheilt hat.

Lange (Jos.), berühmter deutscher Schauspieler, wurde 1751 zu Würzburg geboren, wo sein Vater Legationssecretär beim fränk. Kreise war. Anfangs für den Militärdienst bestimmt, ging er nach dem Tode seines Vaters, um sein Talent für die Malerei weiter auszubilden, 1767 nach Wien, wo einer seiner ältern Brüder als Privatsecretär angestellt war, und besuchte hier die Kunstakademie. Beide Brüder hegten gleiche Liebe für das deutsche Theater, für welches in jener Zeit in Wien die Morgenröthe anbrach, und vereinigten sich deshalb mit andern jungen Leuten von Talent und Liebe für die dramatische Kunst zu einem Liebhabertheater. Durch den Hofrath Sonnenfels, der sich von dem Talente derselben überzeugt hatte, wurden sie sodann bewogen, sich ganz der Bühne zu widmen. Der ältere Bruder starb sehr bald; der jüngere aber schwang sich durch Studium zum großen Künstler empor und wurde der Liebling der Wiener. Selbst noch in spätern Jahren, als er in den Ruhestand getreten, glänzte er im „Hamlet", den er zuweilen darstellte. Dabei setzte er seine Malerstudien stets mit Liebe fort. Man hat von ihm mehre werthvolle Bildnisse dramatischer Künstler, auch einige Altarblätter, wie das in der Kirche zu Nikolsburg. Er starb 1827 zu Wien. — Seine Gattin, **Marie Antonie L.**, geb. Weber, die Schwägerin Mozart's und dessen Schülerin, erwarb sich als Sängerin einen berühmten Namen. Mit Mozart und später mit ihrer Schwester machte sie mehre Kunstreisen, auf denen sie überall großen Beifall erntete. Sie war bei mehren deutschen Bühnen engagirt, 1784 beim kaiserl. Nationaltheater in Wien und zuletzt in Frankfurt a. M., wo sie von der Bühne zurückgezogen 1830 starb.

Lange (Sam. Gotth.), deutscher Dichter, Sohn Joachim Lange's (s. d.), geb. 1711 zu Halle, studirte daselbst Theologie und wurde, nachdem er sich zuvor längere Zeit in Berlin aufgehalten hatte, Pastor zu Laublingen bei Halle. Im J. 1755 ernannte ihn der König von Preußen zugleich zum geistlichen Inspector im Saalkreise. Er starb zu Laublingen 25. Juni 1781. Mit seinem Freunde Pyra suchte er durch die Stiftung einer gegen die Gottsched'sche Schule gerichteten Privatgesellschaft die deutsche Sprache, Poesie und Beredtsamkeit zu fördern; doch fehlte es derselben zu sehr an der nöthigen Kraft, um in dieser Beziehung wirklich etwas zu wirken. L. selbst war ein nur mittelmäßiges poetisches Talent und mit Pyra ein Feind des deutschen Reims, den Beide durch Einführung der antiken Silbenmaße verdrängen wollten. Pyra's und L.'s Gedichte erschienen zusammen unter dem Titel „Thyrsis' und Damon's freundschaftliche Lieder" (Zür. 1745). Am bekanntesten wurde L. durch seine metrische Übertragung der „Oden" des Horaz (Halle 1752), die an Lessing, der sie

dem allgemeinen Spotte preisgab, einen unbarmherzigen Kritiker fand. Seine „Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe" (2 Bde., Halle 1769—70) ist nicht uninteressant für die Geschichte des literarischen Treibens damaliger Zeit.

Länge (geographische). Die Lage eines Orts auf der Erdoberfläche wird durch die geographische Breite (s. d.), d. h. den Abstand desselben vom Äquator, und die geographische Länge, d. h. den Abstand seines Meridians von einem gewissen angenommenen ersten Meridian, bestimmt. Der letztere Abstand wird wie jener in Graden ausgedrückt; man zählt vom ersten Meridian aus entweder nach Osten und Westen bis 180 Grad und unterscheidet dann östliche und westliche Länge, oder nur nach Osten bis 360 Grad. Die Annahme des ersten Meridians ist völlig willkürlich, da eben die Natur keinen solchen bezeichnet hat. Die Geographen haben aber früher ziemlich allgemein seit einer 1630 erlassenen Verordnung des Königs Ludwig XIII. von Frankreich den ersten Meridian durch die canarische Insel Ferro gelegt, deren Lage in runder Zahl zu 20 Grad westlich von Paris angenommen wurde, was freilich sehr ungenau ist. Die Astronomen rechnen in Frankreich und überhaupt auf dem Festlande von Europa die Länge größtentheils von dem Meridian der pariser, in England von dem der greenwicher Sternwarte aus. Wenn die Länge zweier Orte gerade um einen Grad differirt, so hat der östliche vier Minuten früher Mittag als der andere und die Uhren beider Orte differiren daher, sie mögen nun beide nach wahrer oder beide nach mittlerer Zeit gehen, um vier Minuten, um welche nämlich die Uhr des östlichern Orts voraus ist. Verwandelt man nach diesem Verhältnisse den Längenunterschied zweier Orte in Zeit, indem man auf 15 Grad eine Stunde, auf einen Grad vier Minuten Zeit u. s. w. rechnet, so gibt die erhaltene Zeit den Unterschied der Uhren beider Orte an; umgekehrt kann aus dem letztern der Längenunterschied leicht bestimmt werden. Diese Methode der Längenbestimmung erfodert offenbar nichts weiter als sehr genaue Uhren, und da es nicht nur für die Geographen von Interesse ist, die Länge der Orte zu bestimmen, sondern vorzugsweise für den Schiffer, dem es von der größten Wichtigkeit zu wissen, wo er sich zu irgend einer Zeit befindet, so hat man sich schon aus diesem Grunde seit Jahrhunderten bemüht, möglichst vollkommene tragbare Uhren zu verfertigen. Allein die Verfertigung ganz vollkommener Uhren bleibt doch ein Werk der Unmöglichkeit und man mußte auf noch andere Methoden für die Längenberechnung denken. Dieselben sind: 1) die Beobachtung der Mondfinsternisse und Finsternisse der Jupitertrabanten, von denen sich die letztern ihrer größern Häufigkeit wegen weit besser als die erstern hierzu eignen; 2) künstliche Signale, z. B. das Zerplatzen von Bomben, Raketen, Pulverentzündungen oder sogenannte Blickfeuer, plötzliche Blendung eines hellen Lichts u. s. w.; 3) Beobachtung von Bedeckungen der Fixsterne vom Monde. Diese Methoden, von denen keine zur See anwendbar ist, beruhen darauf, daß ein Ereigniß an mehren Orten zu gleicher Zeit wahrgenommen wird und die Zeit, zu welcher es an dem einen bekannten Orte eintreten muß, im voraus bekannt ist. Vergleicht man nun damit die Zeit, zu welcher es an einem andern erst zu bestimmenden Orte wirklich beobachtet wird, so erhält man sofort den Zeitunterschied und aus diesem den Längenunterschied beider Orte. Andere Methoden sind 4) die Messung aus Mondhöhen oder Mondculminationen, wobei man die Zeit beobachtet, zu welcher der Mond culminirt, daraus die gerade Aufsteigung des Mondes und in den astronomischen Kalendern, z. B. den pariser Ephemeriden, die der beobachteten Rectascension entsprechende wahre Zeit in Paris sucht; 5) die Methode der Monddistanzen, welche darin besteht, daß man den Abstand des Mondes von gewissen Fixsternen mißt, dann mit den vorher berechneten, in den Ephemeriden für jeden Tag des Jahres (in der Regel von drei zu drei Stunden) angegebenen Abständen vergleicht und daraus die dem beobachteten Abstande entsprechende Zeit desjenigen Orts, für welchen die Ephemeriden bestimmt sind, herleitet. Die letztere Methode, schon 1514 von Werner vorgeschlagen, steht zwar der vierten an Genauigkeit nach, kann aber mit Ausnahme weniger Tage im Monate immer angewendet werden und ist zugleich die einzige, welche zur See Anwendung findet und kein anderes Instrument als einen Sextanten erheischt. — Die astronomische **Länge** (eines Gestirns) ist derjenige Bogen der Ekliptik, welcher zwischen dem Breitenkreise des Gestirns und dem Frühlingspunkte enthalten ist, wobei man von dem letztern immer nach Osten rechnet. — **Längenbureau** (Bureau des longitudes) nennt man die zu Paris und zu London für geographisch-astronomische Bestimmungen zum Behuf der Schiffahrt eingerichteten öffentlichen Anstalten.

Langebek (Jak.), ein um die dän. Geschichte und Literatur äußerst verdienter Mann, geb. 1710 in Jütland, studirte seit 1728 in Kopenhagen, wo er dann zuerst im Hause des Philologen und Historikers Gram Beschäftigung fand, nachher bei der königl. Bibliothek angestellt,

1748 zum Geh. Archivar und später zum Etatsrath ernannt wurde. Er stiftete 1744 die Gesellschaft für nordische Geschichte und Sprache, machte 1753 und 1754 eine antiquarische Reise nach Schweden und längs der gesammten Küsten der Ostsee und starb 1775. Sein größtes Verdienst erwarb er sich als Herausgeber der „Scriptores rerum Danicarum medii aevi" (Bd. 1—3, Kopenh. 1772—74), deren fernere Herausgabe Suhm (Bd. 4—7, Kopenh. 1776—92) besorgte.

Langeland, eine Insel zwischen den Inseln Fünen (s. d.) und Laaland (s. d.), von 4 QM., mit 17400 E., bildet nebst Fünen und Taasing das dän. Stift Fünen. Sie ist sehr fruchtbar und gut angebaut und hat Rudkjöbing, mit 1800 E., einem Hafen und ansehnlichem Handel, zum Hauptorte und zur einzigen Stadt.

Langenbeck (Konr. Joh. Mart.), ausgezeichneter Anatom und Chirurg, geb. 5. Dec. 1776 zu Horneburg im Königreich Hannover, wo sein Vater Hauptpastor war, erhielt durch diesen seine Vorbereitung für die akademischen Studien und bezog 1794 die Universität zu Jena, von wo aus er, nachdem er 1798 die Doctorwürde erlangt hatte, zu seiner weitern Ausbildung nach Wien ging. Hierauf ließ er sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder, wurde aber durch königl. Unterstützung in den Stand gesetzt, 1799 eine neue Reise zu unternehmen, begab sich erst nach Würzburg, von da 1802 wieder nach Wien und dann nach Göttingen, wo er sich noch in demselben Jahre als Privatdocent habilitirte und als Wundarzt am akademischen Spital angestellt wurde. Im J. 1805 begann er anatomische Vorlesungen zu halten, wozu er sich ein eigenes amphitheatralisches Auditorium bauen ließ, und 1804 wurde er außerordentlicher Professor. Im folgenden Jahre übernahm er interimistisch das Directorium der chirurgischen Klinik und 1807 errichtete er das klinische Institut für Chirurgie und Augenheilkunde. Im J. 1814 wurde er ordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie und Generalchirurg der hannov. Armee, der er nach Belgien folgte, wo er sich bis 1815 aufhielt. Im J. 1829 ward auf seinen Antrag und unter seiner Leitung in Göttingen das neue anatomische Theater erbaut, von dem er später eine Beschreibung (Gött. 1847) herausgab, und 1840 erhielt er den Titel eines Obermedicinalraths. Er starb 24. Jan. 1851. L. gehörte lange Zeit hindurch zu den ersten Zierden der göttinger Universität. Mit einer wahren Begeisterung hat er sein langes Leben und seine ganze Thätigkeit der Wissenschaft gewidmet. Von seinen Schriften sind anzuführen: „Über eine einfache und sichere Methode des Steinschnitts" (Würzb. 1802); „Anatomisches Handbuch, tabellarisch entworfen" (Gött. 1806); „Prüfung der Keratonyxis" (Gött. 1811); „De structura peritonaei" (Gött. 1817); „Abhandlung von den Leisten- und Schenkelbrüchen" (Gött. 1821); „Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten" (5 Bde., Gött. 1822—50); die ausgezeichneten „Icones anatomicae" (8 Bde., Gött. 1826—39) und mit Hinweisung auf dieselben das „Handbuch der Anatomie" (Bd. 1—4, Gött. 1831—47). Zur Erläuterung seines anatomischen Handbuchs dienen die „Anatomisch-mikroskopischen Abbildungen" (Heft 1—4, Gött. 1848—51). Auch gab er die „Bibliothek für Chirurgie und Ophthalmologie" (4 Bde., Gött. 1806—13) und die „Neue Folge" davon (4 Bde., Hannov. 1815—28) heraus. — Einer seiner Söhne, Max L., gegenwärtig ebenfalls Professor zu Göttingen, hat sich bereits durch einige geschätzte Schriften, wie „Klinische Beiträge aus dem Gebiete der Chirurgie und Ophthalmologie" (2 Bde., Gött. 1840—50) u. s. w., einen geachteten Namen erworben.

Langenbielau, das größte Dorf der preuß. Monarchie, im Kreise Reichenbach des schles. Regierungsbezirks Breslau, ein bedeutender Manufactur- und Fabrikort, besteht aus neun Theilen (Ober-, Mittel-, Nieder-, Groß-, Klein-, Neu-L., Neu-Antheil u. s. w.), ist zwei St. lang, zählt 12000 E., hat ein herrschaftliches Schloß des Grafen Sandreczky, eine evang. und eine kath. Kirche, Wasser-, Wind- und Dampfmühlen, Färbereien, Kattundruckereien, Ziegeleien, Zuckerfabriken, Leinwand- und Garnbleichen, namentlich aber viel Webstühle in Rasch, Barchent, Mull, Baumwolle und Leinwand. Hier fand 4. und 5. April 1844 ein bedeutender Arbeiteraufstand statt, in welchem die Wohnhäuser der Fabrikherren, Waarenniederlagen u. s. w. zerstört wurden und welcher erst durch das Einschreiten des Militärs gedämpft ward.

Langendijk (Pieter), ein holl. Dichter, geb. 1683, lebte nach kümmerlicher Jugend und einer unglücklichen Heirath als Damastweber und Patronenmacher in bedrängten Verhältnissen, bis die Regierung ihn in seinem 66. J. zum Geschichtschreiber der Stadt Harlem ernannte und seitdem bis zu seinem 1755 oder 1756 daselbst erfolgten Tode für sein Auskommen sorgte. Doch selbst in den übelsten Lagen wußte L. jenen heitern Sinn zu bewahren, mit dem die Natur ihn so freigebig ausgestattet hatte, daß er schon im 16. J. ein sehr wirksames und lange auf der

Bühne gebliebenes Lustspiel schrieb: „Don Quichot op de bruiloft van Camacho“, nach dem Romane des Cervantes. Auch seine spätern Lustspiele: „Krelis Louwen of Alexander de Grote op het postenmaal“, „De Wiskunstenaars of't gevluchte juffertje“ u. s. w., sind reich an Komik. Doch gebrach es dem Dichter freilich allzu sehr an wissenschaftlicher wie an Geschmacksbildung, um vollendete Schöpfungen von bleibendem Werthe hinzustellen, und nicht selten sinkt er bald ins Platte, bald ins Gemeine. Seine beschreibenden Gedichte (Leben der Erzväter, die Grafen von Holland, Leben Wilhelm's I., Beschreibung der Gegend von Kleve u. s. w.), sowie sein Trauerspiel „Cäsar und Cato“ sind wenig mehr als bloße Reimereien. Größeres Lob dagegen verdienen seine „Herders-, Visschers- en Veldzangen“. Seine gesammelten Werke (mit Ausschluß der beschreibenden Gedichte) erschienen zu Amsterdam in vier Quartbänden; der Versuch einer neuen Ausgabe (Rotterdam 1829) hat es bei dem ersten Theile bewenden lassen.

Langenn (Friedr. Alb. von), königl. sächs. Wirklicher Geh. Rath und Präsident des Oberappellationsgerichts, auch Mitglied des Staatsraths, geb. 26. Jan. 1798 zu Merseburg, studirte seit 1816 zu Leipzig die Rechte, woneben er sich vielfach mit Geschichte beschäftigte, habilitirte sich daselbst 1820 als akademischer Docent und wurde 1822 Oberhofgerichtsrath, schon im April 1823 aber der akademischen Wirksamkeit durch seine Berufung als Appellationsrath nach Dresden entzogen. Aus diesem Collegium ging er 1829 als Hof- und Justizrath in die Landesregierung über. Nach den Unruhen von 1830 wurde er in verschiedenen außerordentlichen Aufträgen gebraucht. Er war Mitglied der Commission für Organisation der Communalgarden, gehörte zu der Commission, welche das Ablösungsgesetz zu bearbeiten hatte, und bearbeitete auch den Entwurf über Ablösung der Dienstbarkeiten. Ferner war L. Mitglied der Untersuchungscommission in Betreff der Unruhen in Dresden im April 1831, sowie der in Leipzig im Aug. 1831. Provisorisch zum Regierungscommissar in letzterer Stadt ernannt, ward er 1834 daselbst zum Kreisdirector bestimmt, doch schon im Jan. 1835 erhielt er den Ruf als Erzieher des Prinzen Albert und wurde Geh. Rath, bald darauf auch Mitglied des Staatsraths. Im J. 1836 entwarf er das Gesetz über das Verfahren vor dem Staatsgerichtshofe und 1837 wählte ihn die erste Kammer der Stände zum Mitgliede dieses Gerichtshofs. Bei dieser so vielseitigen praktischen Thätigkeit fand er noch Muße, sich auf dem Felde der Wissenschaft auszuzeichnen. Nächst den in Verbindung mit dem Oberappellationsrath Kori herausgegebenen „Erörterungen praktischer Rechtsfragen“ (3 Bde., Dresd. und Lpz. 1829—33) und mehren Abhandlungen für wissenschaftliche Journale gab er aus archivalischen Quellen das „Leben Herzog Albrecht's des Beherzten“ (Lpz. 1838), sowie das Werk „Moritz, Herzog und Kurfürst von Sachsen“ (2 Bde., Lpz. 1841) heraus. Nachdem er sich 1845 seines Auftrags als Erzieher des Prinzen Albert entledigt, wurde er zum Wirklichen Geh. Rath und Director des Justizministeriums befördert. Seit 1849 bekleidet L. die Stelle eines ersten Präsidenten des Oberappellationsgerichts zu Dresden.

Langensalza, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, an der Salza, früher die Hauptstadt des kursächs. Thüringen, hat 9000 E., ein altes Schloß, vier Kirchen, eine lat. Schule, ein Armen- und Waisenhaus und beträchtliche Seiden-, Halbseiden-, Leinen- und Wollenfabriken. Ursprünglich dem nur ½ M. entfernten Kloster Homburg, später aber den Herren von Salza gehörig, erhielt der Ort 1211 Stadtgerechtigkeit. Merkwürdig wurde L. durch einen Sieg der Preußen und Engländer unter Sydow und Spörken über die Reichsarmee unter Stainville 15. Febr. 1761, sowie durch ein siegreiches Gefecht der Preußen mit den Baiern 17. April 1813. Bei dem genannten Kloster Homburg oder Hohenburg, von dem sich noch Mauerreste auf der Höhe über dem Wirthschaftsgebäude „Zum Böhmen“ finden, schlug Kaiser Heinrich IV. 1075 die Sachsen und Thüringer.

Langer (Joh. Pet. von), Historienmaler, geb. 1756 zu Kalkum, studirte in Düsseldorf und wurde 1784 Professor an der dortigen Kunstakademie und 1789 Director derselben. Von entschiedenem Einflusse auf ihn war eine Reise nach Paris, die er 1798 unternahm. Er lernte dort Rafael und Correggio in ihren Werken kennen und bestrebte sich fortan, seinen Schülern den Weg zu diesen großen Meistern zu zeigen. Denn seine größte Wirksamkeit entwickelte er als Lehrer, welchem Berufe er mit Begeisterung anhing. Im J. 1806 erhielt er den Ruf als Director der Akademie nach München, wo er tüchtige Künstler bildete und 1824 starb. In Bezug auf seine eigenen Productionen war L. bedeutend im Ausdruck lebenskräftiger Gestalten, aber doch nicht frei von einer gewissen akademischen Manier. Vorzüglich geschätzt sind seine Bildnisse. Sein Hauptwerk ist der die Kinder segnende Christus in der Karmeliterkirche zu München; auch sein Zinsgroschen und mehre andere Bilder aus der heiligen Geschichte und aus der

antiken Mythe haben Ruf. Durch eine Reihe geistreicher Radirungen suchte er seinen Schülern die damals noch gebräuchlichen Röthelstudien u. dgl. entbehrlich zu machen. — Sein Sohn und Schüler, **Robert von L.**, geb. 1783 in Düsseldorf, begleitete den Vater nach Paris und studirte dann ein Jahr in Italien. Im J. 1806 wurde er Professor an der münchener Akademie, wo er den Antikensaal einrichtete und den Unterricht in der Plastik leitete. Sodann wurde er 1820 auch Generalsecretär der Akademie, 1827 aber Director des königl. Cabinets der Handzeichnungen, endlich 1841 Central-Galeriedirector, in welcher Eigenschaft er mit unermüdlicher Thätigkeit die Pinakothek einrichtete und auch die schleißheimer Galerie neu ordnete, sodaß sie 1843 dem Publicum geöffnet werden konnte. Außerdem erwarb er sich ein Verdienst durch zweckmäßige Restaurationen, z. B. der berühmten Amazonenschlacht von Rubens. Als Historienmaler war er mehrfach bei den neuern münchener Arbeiten betheiligt. Die Frauenkirche und die Franciscanerkirche daselbst enthalten Altarblätter von seiner Hand; in dem Palais des Herzogs Max von Baiern malte er sechs große Frescobilder. Ferner lieferte L. eine Reihe von trefflichen Federzeichnungen zu Dante's „Hölle", welches Gedicht ihn besonders anzog und aus welchem er auch den Stoff zu einem größern Gemälde nahm. Seine größte productive Thätigkeit fällt indessen in die ersten Jahrzehnde dieses Jahrhunderts, in welcher Zeit er viele Bilder aus der biblischen und alten Geschichte malte. L. starb 6. Oct. 1846 auf seinem Landhause in Haidhausen, welches er mit Fresken ausgeschmückt hat.

Langhans (Karl Gotthart), berühmter Baumeister, geb. 1733 zu Landshut in Schlesien, studirte mit Vorliebe in seiner Jugend Sprachen und Mathematik, auch zeichnete er gern. Seine Neigung verharrte zuletzt bei der Baukunst, die er theoretisch und praktisch übte. Dann bereitete er sich auch durch historische Studien zu mehrfachen Reisen in den J. 1759—75 vor. Nach seiner Rückkehr ward er Kriegs- und Oberbaurath bei der Kammer in Breslau und 10 J. darauf kam er als Kriegsrath und Director des Oberhofbauamts nach Berlin. In seinem ersten Wirkungskreise baute er das ehemalige fürstlich Hatzfeld'sche Palais, die Kirche der Elftausend Jungfrauen und die Börse zu Breslau, eine Menge von Privathäusern und mehre Kirchen auf dem Lande. In Berlin dagegen ist sein Hauptwerk das berühmte Brandenburger Thor, ein dorischer Bau nach dem Muster der Propyläen in Athen, mit zwei Seitenflügeln. Bekrönt wird das Ganze durch die bekannte Quadriga der Siegesgöttin von Schadow, welche unter Napoleon die Reise nach Paris machen mußte. Das Thor bildet eine Zierde der Stadt. L. starb 1808 auf einem Besuche in Schlesien zu Grüneiche. Er hat auch interessante Abhandlungen über sein Fach geschrieben.

Langlès (Louis Matthieu), Orientalist, geb. zu Péronne 1763, machte sich zuerst bekannt durch die „Instituts politiques et militaires de Tamerlan" (Par. 1787), die er nach einer engl. Übersetzung des pers. Originals bearbeitete. Hierauf ließ er das vom Missionar Amiot verfaßte „Dictionnaire tatar-mantcheou-français" (3 Bde., Par. 1789) im Druck erscheinen. Im J. 1795 bewirkte er die Errichtung der École des langues orientales vivantes zu Paris, an der er die Professur der pers. Sprache erhielt. Auch wurde er Mitglied der Akademie der Inschriften und Conservateur der oriental. Handschriften der Nationalbibliothek. Er starb zu Paris 1824. Ohne gründliche Kenntniß der oriental. Sprachen, entwickelte er doch eine große Thätigkeit, um unter dem größern Publicum die Bekanntschaft mit der oriental. Literatur, sowie mit der Geschichte und Geographie des Orients zu verbreiten. Er benutzte hierzu vorzüglich die in Indien und England erschienenen Werke und Reisebeschreibungen, deren er mehre übersetzte, wie die von Thunberg, Pallas, Norden, Forster u. s. w., und von denen er zum Theil, wie z. B. von Chardin's Reise nach Persien, auch neue Ausgaben lieferte. Auch besitzen wir von ihm eine neue Bearbeitung von Daniell's „Monuments de l'Hindostan".

Langres, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Ober-Marne, an der Marne, Sitz eines Bischofs, ist eine der höchsten Städte des innern Frankreich, 1400 F. über dem Meere, auf einem steilen, die umliegende fruchtbare Ebene beherrschenden Berge des durch seinen Eisenreichthum ausgezeichneten Plateau von Langres gelegen, welches die Wasserscheide zwischen dem Mittelmeere, der Nordsee und dem Kanal bildet, indem auf seinem breiten, höchstens 1626 Fuß hohen Scheitel oder seinen flachen bewaldeten Seitenhängen die Saône, Maas, Marne, Aube, Seine und mehre andere kleinere Flüsse entspringen. L. ist im Ganzen gut gebaut, hat breite, reinliche Straßen, alte Mauern mit Thürmen und Resten röm. Triumphbogen, eine schöne, gegen Ende des 11. Jahrh. im röm. Stile erbaute Kathedrale, ein Communal-Collége in einem sehr schönen Gebäude, ein theologisches Seminar, eine Handwerksschule, eine öffentliche Bibliothek von 30000 Bänden, eine Gemälde- und Antiquitätensammlung in der ehema-

ligen Kirche St.-Didier und die schöne Promenade Blanche-Fontaine. Ihre 9000 E. unterhalten Lederfabriken, verfertigen Kürschner- und viel Quincaillerie- und Messerschmiedwaaren, namentlich sehr geschätzte Scheeren, beuten Mühlsteinbrüche aus und treiben lebhaften Handel mit den Gegenständen dieser Industriezweige, sowie mit Getreide, Flachs, Hanf, Wolle u. s. w. L., das alte Audomalanum, die Hauptstadt der gallischen Lingones, erhielt von Kaiser Otho röm. Bürgerrecht. In ihrer Nähe wurden 301 die Alemannen von Konstantin Chlorus und 680 König Dagobert vom Majordomus Ebroin geschlagen. Von den Burgundern kam die Stadt an die Franken, 843 an Frankreich; sie war schon früh Bischofsitz, hatte später eigene Grafen, kam durch Herzog Hugo III. von Burgund 1179 an dessen Oheim Walter, den Bischof von L., und wurde zu dessen Gunsten von Ludwig VII. zum Herzogthum erhoben. Die Stadt ward 1362 gegen die Engländer befestigt, unter Ludwig XI. und Franz I. noch verstärkt, verfiel aber später und erhielt erst in neuester Zeit wieder Festungswerke.

Langsdorff (Georg Heinr., Freiherr von), Reisender und Naturforscher, geb. zu Laisk in Schwaben 1774, studirte in Göttingen Medicin, wo er auch als Doctor der Medicin promovirte. Im J. 1797 begleitete er als Leibarzt den Prinzen Christian von Waldeck nach Lissabon und führte da zuerst die Schutzpocken ein. Nach des Prinzen Tode kehrte er in seine Heimat zurück. Sein Wunsch, die Krusenstern'sche Expedition zu begleiten, fand in Petersburg keine Genehmigung. Dennoch reiste er 1803 nach Kopenhagen, wo die Expedition einige Tage verweilen sollte, um persönlich bei Krusenstern das Letzte zu versuchen, und war so glücklich, von dem nach Japan bestimmten Gesandten Resanow die Erlaubniß zur Mitreise zu erhalten. In Kamtschatka verließ er jedoch die Expedition und kehrte durch Sibirien zurück. Später trat er in russ. Dienste, wurde nach dem allgemeinen Frieden Generalconsul in Brasilien und nahm sich der Colonisationsplane dieses Landes eifrig an, ohne jedoch eine eigene projectirte Colonie wirklich zu begründen. Die naturhistorische Erforschung Brasiliens förderte er eifrig, zum Theil durch eigene Arbeiten. Nach Petersburg zurückgekehrt, bereiste er 1823 den Ural und ging dann wieder nach Brasilien. Auf Kosten der russ. Regierung machte er 1825—29 in Begleitung des Astronomen Ruszow, der Naturforscher Riedel und Ménétries und des Malers Rugendas große Reisen im Innern von Brasilien, deren reiche Früchte die Sammlungen Petersburgs zieren. Seit 1831 lebte er zu Freiburg im Breisgau, wo er 3. Juli 1852 starb. Unter seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: „Plantes recueillies pendant le voyage des Russes autour du monde" (2 Thle., Tüb. 1810—18), die er mit F. Fischer gemeinsam bearbeitete; „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den J. 1803—7" (2 Bde., Fkf. 1812); „Mémoire sur le Brésil pour servir de guide à ceux qui désirent s'y établir" (Par. 1820) u. s. w.

Languedoc hieß im Mittelalter eine Provinz des südlichen Frankreich, die von Provence, Dauphiné, Auvergne, Gascogne, Roussillon und dem Mittelmeere begrenzt war. Sie führte ihren Namen von der südfranz. Mundart (langue d'oc) die der nordfranz. (langue d'oui) entgegengesetzt wird. (S. **Französische Sprache**.) Das Gebiet von L. nehmen jetzt die Departements Lozère, Gard, Ardèche, Aude, Hérault und Ober-Garonne ein. Die Hauptstadt war Toulouse.

Languet (Hubert), ein kühner und geistreicher politischer Schriftsteller, geb. 1518 zu Viteaux in Burgund, wurde, nachdem er in Frankreich seine Studien beendet, während seines Aufenthalts in Deutschland durch Camerarius mit den Ansichten der Reformatoren bekannt. Wegen der Unruhen in Deutschland ging er nach Italien und studirte in Padua die Rechte, wo er auch 1548 den Doctorgrad erhielt, kehrte aber 1549 nach Wittenberg zurück, um in Melanchthon's Nähe zu leben. Nachdem er später das nördliche Europa besucht hatte, trat er 1565 in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen, der ihn 1568 auf den Reichstag in Speier sendete und zu mehren wichtigen Sendungen, namentlich an Karl IX. von Frankreich verwendete. L. befand sich während der Bartholomäusnacht in Paris und rettete mehre seiner Freunde, mußte aber darauf sich selber verbergen. Später trat er in die Dienste des Prinzen von Oranien, dem er sehr nützlich war. Er starb zu Antwerpen 30. Sept. 1581. Seine berühmteste Schrift sind die „Vindiciae contra tyrannos, sive de principis in populum, populi in principem legitima potestate" (Edinb. und Bas. 1579; franz. von François Etienne unter dem Titel „De la puissance légitime du prince sur le peuple", Par. 1581), die er unter dem Namen Junius Brutus herausgab. Seine Biographie schrieb Philibert de Lamarre (Halle 1700).

Lanjuinais (Jean Denis, Graf), franz. Staatsmann, geb. 12. März 1753 zu Rennes, wurde schon 1771 Advocat, 1772 Doctor der Rechte und drei Jahre später Professor des Kirchenrechts an der Universität seiner Vaterstadt. Vom Dritten Stande der Sénéchaussée von Rennes 1789 zu den Generalstaaten abgeordnet, erklärte er sich aufs bestimmteste für die poli-

tische Reform. Nach der thätigsten Mitwirkung an den Arbeiten der Nationalversammlung erhielt er zu Rennes den neuerrichteten Lehrstuhl des constitutionellen Rechts und zugleich die Professur für allgemeine Grammatik. Als Deputirter des Departements Ille-Vilaine trat er hierauf in den Convent und kämpfte im Bunde mit den Girondisten gegen die Anarchie und den Jakobinismus. Im Processe Ludwig's XVI. stimmte er für des Königs Verbannung nach dem Frieden und wollte die Verurtheilung von zwei Drittheilen der Stimmen abhängig wissen. Er war am 2. Juni in dem Decrete Couthon's begriffen, das den Girondisten Hausarrest auflegte, fand aber Gelegenheit, nach Rennes zu entfliehen. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft kehrte auch L. 8. März 1795 mit den übrigen dem Schaffot entgangenen Geächteten in den Convent zurück. Als die Directorialverfassung ins Leben trat, wurde er von 73 Departements zugleich in den Rath der Alten gewählt. Nach dem 18. Brumaire trat er in den Gesetzgebenden Körper und 22. März 1800 in den Senat, wo er das Haupt der schwachen Opposition bildete, welche die monarchischen Bestrebungen Bonaparte's bekämpfte. Dessenungeachtet erhob ihn Napoleon bei Errichtung des Kaiserthrons zum Grafen. Am 1. April 1814 stimmte er im Senate für die Absetzung des Kaisers und die Errichtung einer Provisorischen Regierung. Während der ersten Restauration erhielt er von Ludwig XVIII. die Pairswürde, was ihn jedoch nicht abhielt, sich gegen die Tendenzen der Ultraroyalisten zu erklären. Bei der Rückkehr Napoleon's erhob er Protest gegen die Zusatzacte, ließ sich aber aus patriotischen Rücksichten zum Eintritt in die Kammer als Abgeordneter der Hauptstadt bewegen. Er wurde zum Präsidenten der Versammlung erwählt und Napoleon konnte nicht umhin, diese populäre Wahl zu bestätigen. Mit der zweiten Restauration trat er in die Pairskammer zurück. L. fuhr fort, sowol in der Pairskammer wie als Publicist die constitutionellen Rechte gegen die Reaction und den Fanatismus zu vertheidigen. Er starb über der Abfassung einer Schrift für Preßfreiheit 13. Jan. 1827. Seit 1808 war er Mitglied des Instituts. Er hatte umfassende Kenntnisse im Fache der Philologie, besonders in den oriental. Sprachen. Unter seinen publicistischen Schriften haben noch Bedeutung: „Appréciation du projet relatif aux trois concordats" (Par. 1817); „Constitutions de la nation française, précédées d'un essai historique et politique sur la charte" (2 Bde., Par. 1819); „De l'organisation municipale en France" (Par. 1821). Auch ist er der Herausgeber der „Histoire naturelle de la parole" von Court de Gébelin (Par. 1816). — Sein ältester Sohn, **Paul Eugène, Graf von L.**, geb. zu Rennes 6. Aug. 1789, folgte dem Vater 1827 in der Pairswürde. — Ein zweiter Sohn, **Victor Ambroise L.**, geb. 1801, studirte die Rechte und prakticirte längere Zeit als Advocat. Er wurde 1830 Staatsanwaltsgehülfe und war 1837—48 Mitglied der Deputirtenkammer, wo er sich zur Linken hielt und besonders das Seewesen zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit machte. Er brachte zuerst die Bénier'sche Angelegenheit öffentlich zur Sprache und drang auf eine strenge Untersuchung der geheimen Schäden der franz. Kriegsverwaltung. Im J. 1848 wurde er vom Depart. der Nieder-Loire in die Constituante, nachher vom Seinedepartement in die Legislative gewählt. Von Januar bis Oct. 1849 war er Minister der öffentlichen Arbeiten.

Lanner (Jos. Franz Karl), berühmter Walzercomponist, geb. zu Wien 11. April 1802, zeigte schon in der Jugend ein ausgezeichnetes musikalisches Talent und brachte es namentlich auf der Violine zu einer bedeutenden Fertigkeit. In kluger Berechnung wendete er später seine Virtuosität der Tanzmusik zu, die er in meisterhafter Weise mit dem von ihm eingerichteten Orchester executirte. Während sein Schüler und nachheriger College Strauß, nachdem er ein eigenes Orchester sich gebildet, mit diesem große Musikreisen durch Deutschland, Frankreich und England unternahm, beschränkte sich L. mehr auf Wien und die Nachbarländer. Die Zahl der Compositionen L.'s geht weit über hundert. Dieselben bestehen hauptsächlich in Walzern, außerdem in Märschen, Galopps, Contretänzen, auch einigen Ouverturen und andern Balletstücken. Alle verrathen Erfindung, Humor und oft auch eine gewisse Sentimentalität und ein schmachtendes Element, wie es der Tanz liebt. Im Besitz eines ansehnlichen Vermögens starb L. plötzlich 30. März 1843.

Lannes (Jean), **Herzog von Montebello**, Marschall des franz. Kaiserreichs, geb. 11. April 1769 zu Lectoure, besuchte anfangs das Collegium seiner Vaterstadt, mußte aber, als seine Ältern ihr geringes Vermögen verloren, zu einem Färber in die Lehre gehen. Aus diesem Stande trat er 1792 in die Armee an den Pyrenäen und brachte es durch Verstand, Thätigkeit und seltene Tapferkeit dahin, daß er 1795 als Oberst eine Brigade befehligte. Nach dem Frieden von Basel sah er sich jedoch durch den Volksrepräsentanten Aubry als unfähig bezeichnet und mußte austreten. Er ging als Freiwilliger zur Armee von Italien und erregte sehr bald die Aufmerk-

samkeit Bonaparte's. Schon auf dem Schlachtfelde von Millesimo (14. April 1796) erhielt er den Grad eines Obersten zurück und wurde Generaladjutant. Als solcher zeichnete er sich aus beim Übergange über den Po, bei Lodi, bei Bassano, endlich, nachdem er kurz vorher Brigadegeneral geworden, 15. Nov. bei Arcole. Aus Anhänglichkeit für Bonaparte betheiligte er sich nach dem Frieden von Campo-Formio an der Expedition nach Ägypten. Er übernahm ein Commando in der Division Kleber's, bewährte bei allen Ereignissen Geschick und Tapferkeit und entschied namentlich den Sieg und die Einnahme von Abukir. Als der Obergeneral nach Frankreich zurückeilte, war L. einer der sechs Offiziere, die denselben begleiteten. Er leistete Bonaparte die wichtigsten Dienste in den Tagen des 18. Brumaire (s. d.) und übernahm hierauf als Divisionsgeneral den Befehl über die neunte und zehnte Militärdivision zu Toulouse. Am 16. April 1800 wurde er zum Chef der Consulargarde ernannt. Im Feldzuge desselben Jahres führte er die Vorhut der Armee über den Bernhard, drang über Turin vor und schlug den Feind 9. Juni bei dem Flecken Montebello. In der Schlacht von Marengo commandirte er als Generallieutenant des Ersten Consuls zwei Divisionen und trug sehr viel zum Erfolge des Tags bei. Am 14. Nov. 1801 ging er als bevollmächtigter Minister nach Lissabon. Bei Errichtung des Kaiserthrons wurde er zum Marschall und 19. Mai 1804 zum Herzog von Montebello erhoben. Im folgenden Jahre rief ihn aber der Kaiser nach Frankreich zurück und gab ihm im Feldzuge gegen Östreich den Befehl über die Vorhut der großen Armee. L. ging 25. Sept. 1805 über den Rhein, 8. Oct. über die Donau, betheiligte sich am Gefecht bei Wertingen und nahm Ulm, Braunau und Linz. Nach seiner Ankunft in Wien ging er der russ. Armee entgegen und lieferte derselben 16. Oct. das heftige Treffen bei Hollabrunn. Am 2. Dec. führte er den linken Flügel in der Schlacht bei Austerlitz, nahm den fliehenden Russen die Bagage weg und besetzte nach dem Waffenstillstande vom 7. Dec. Mähren. Im Feldzuge von 1806 gegen Preußen führte er abermals den linken Flügel. Er schlug 9. Oct. den Fürsten Hohenlohe, befehligte am 14. in der Schlacht von Jena das Centrum und nahm am 21. die Festung Spandau. Als sich die Russen zur Unterstützung Preußens in Bewegung setzten, drang er in Polen ein und schlug, nachdem er 30. Nov. in Warschau eingerückt, 26. Dec. den Feind bei Pultusk. Eine schwere Wunde nöthigte ihn für einige Zeit unthätig zu bleiben. Im Mai 1807 jedoch übernahm er das Commando über das Reservecorps und zwang 24. Mai Danzig zur Capitulation. Nach seiner Vereinigung mit der Armee betheiligte er sich 10. Juni am Treffen bei Heilsberg und am 14. an der Schlacht bei Friedland. Nachdem er vom Kaiser zum Generaloberst der Schweizer ernannt worden, begleitete er denselben nach Spanien, wo er 22. Nov. 1808 den General Castaños bei Tudela schlug und dann die berühmte Belagerung von Saragossa unternahm. Im Feldzuge von 1809 gegen Östreich befehligte er 22. April zwei Divisionen in dem Treffen bei Eckmühl und am folgenden Tage bei der Einnahme von Regensburg. An der Spitze des Vortrabs ging er sodann auf Wien und zog daselbst nach einer zweitägigen Beschießung 13. Mai ein. In der Schlacht bei Aspern und Esling (s. d.) führte er den Befehl im Centrum. Bei der Gefahr, in welcher sich die Franzosen am 22. befanden, durchritt er die Linien, um den Soldaten Muth zuzusprechen, und wurde dabei von einer Geschützkugel beider Beine beraubt. Man trug ihn zu dem Kaiser, der über die Verstümmelung seines treuesten Freundes tief erschüttert war. L. starb 31. Mai zu Wien. Die Leiche wurde nach Strasburg geschafft und 1810 zu Paris im Pantheon beigesetzt. — Sein ältester Sohn, **Napoleon Auguste**, **Herzog von Montebello**, geb. 30. Juli 1801, erhielt 1815 von Ludwig XVIII. die Pairswürde. Seit der Revolution von 1830 trat er in Staatsdienste. Er ging zuerst als bevollmächtigter Minister nach Schweden, später in gleicher Eigenschaft nach der Schweiz, wo er sich besonders durch die Note vom Juli 1836, welche die Entfernung der politischen Flüchtlinge foderte, bekannt machte. Am 1. April 1839 übernahm er provisorisch das Ministerium des Innern, das er aber schon 12. April dem Marschall Soult abtrat. Hierauf ging er als Gesandter nach Neapel und war später Marineminister im Guizot'schen Cabinet. Im J. 1849 wurde er vom Marnedepartement in die legislative Versammlung gewählt, wo er, als einer der eifrigsten Anhänger der frühern conservativen Partei, mit der Majorität stimmte.

Lannoy (Juliana Cornelia, Baronesse von), holländ. Dichterin, geb. zu Breda 1738, aus einer vornehmen und sehr alten Familie, trug nicht wenig bei zum Wiederaufblühen der holländ. Dichtkunst. Von der Natur mit trefflichen Anlagen ausgerüstet, machte sie einen hohen Grad der Bildung sich zu eigen und lebte dann, entfernt von dem Treiben der großen Welt, den Musen. Sie starb 1782. Für die Bühne schrieb sie „Leo de Groote" (1767), „De belagering van

Harlem" (1770) und „Cleopatra" (1776). Ihre „Dichtkundige werken" erschienen zu Leyden 1780 (2 Bde.) und ihre „Nagelaten dichtwerken" gab Bilderdijk (1783) heraus.

Lansdowne (Will. Petty, Graf Shelburne, Marquis von), brit. Staatsmann, geb. 1737, war der Sohn des John Fitzmaurice, aus der alten irisch-normännischen Familie der Fitzmaurice von Kerry, der 1751 von seinem mütterlichen Oheim, Henry Petty, Sohn des 1685 gestorbenen, durch seine Gelehrsamkeit wie durch seine Reichthümer berühmten Sir William Petty, ein großes Vermögen und den Titel eines Grafen von Shelburne erbte. Dieser ging nach seinem Tode 1761 auf seinen Sohn über, der, nachdem er mehre Jahre an der Spitze der parlamentarischen Opposition gestanden, 1766 mit Chatham ins Ministerium trat, aus dem er bei dessen Auflösung 1768 ebenfalls seinen Rückzug nehmen mußte. Seitdem zeigte er sich als der heftigste Gegner der ministeriellen Politik rücksichtlich der Maßregeln und des Kriegs gegen die nordamerik. Colonien. Im J. 1782 wurde er Staatssecretär des Auswärtigen, und als solcher leitete er sogleich die Friedensunterhandlungen mit den Vereinigten Staaten ein. Als nach drei Monaten der Marquis von Rockingham starb, trat er an die Spitze des Cabinets, legte aber, durch die Verbindung zwischen Fox (s. d.) und North gezwungen, schon 1783 die Verwaltung nieder. Die Opposition, die er jetzt mit dem 24jährigen Pitt (s. d.) eröffnete, stürzte auch das Coalitionsministerium. Pitt jedoch wußte, wahrscheinlich aus Eifersucht, ihn vom Eintritt ins Cabinet abzuhalten. Um ihn indeß im freundlichen Verhältnisse zur Regierung zu erhalten, wurde Shelburne 1784 zum Marquis von L. und Grafen von Wycombe erhoben. Einige Jahre später zog er sich auf seine Güter zurück und lebte als eifriger Beschützer der Gelehrten und Künstler. Er starb 7. Mai 1805; seine bedeutende Bibliothek kaufte das Britische Museum.

Lansdowne (Lord Henry Petty, Marquis von), brit. Staatsmann, der einzige Sohn des Vorigen aus der zweiten Ehe mit Louise Fitzpatrick, der Tochter des Grafen von Upper-Ossory, wurde 2. Juli 1780 geboren. Nachdem er zu Cambridge seine wissenschaftliche Bildung vollendet, bereiste er den Continent und trat nach seiner Rückkehr 1802 ins Unterhaus. Hier gesellte er sich zur Opposition, erhob seine Stimme besonders in den irischen Angelegenheiten und zeigte trotz seiner Jugend große Gewandtheit. Im J. 1806 trat er in das von Fox und Grenville gebildete Coalitionsministerium, indem er Pitt nicht nur als Schatzkanzler, sondern auch als Rector der Universität zu Cambridge ersetzte. Seine Stellung war insofern höchst schwierig, als er die ungeheuern Auflagen vor dem Unterhause rechtfertigen sollte, die der Krieg erfoderte. Schon im März 1807 mußte jedoch das Ministerium wegen Befürwortung der von Georg III. hartnäckig verweigerten Katholikenemancipation abdanken und Petty verstärkte im Unterhause von neuem die Opposition. Nach dem Tode seines Halbbruders (1809) erbte er den Titel eines Marquis von L. und trat nun ins Oberhaus, wo er sich ebenfalls als der Verfechter liberaler Grundsätze erwies. Zugleich versammelte er in Lansdowne-House und auf seinem Schlosse Blowood in Wiltshire die Elite der Whigpartei um sich und zeigte sich auch als großmüthiger Freund der Literatur und Kunst. Nach dem Ableben des letzten Grafen von Kerry 1818 gingen auch Titel und Güter der Fitzmaurice auf ihn über, deren alten Familiennamen er wieder annahm. Als Canning 1827, von den Tories angefeindet, ein Bündniß mit den gemäßigten Liberalen schloß, übernahm L. das Ministerium des Innern, welches er auch unter der kurzen Verwaltung des Lord Goderich (Ripon) beibehielt. Als jedoch Wellington in die Verwaltung trat, zog er sich zurück und griff wieder zur Opposition. Besonders erhob er seine Stimme gegen die Bedrückungen der Katholiken und in den irischen Verhältnissen. Ebenso arbeitete er für Verbesserung der Criminaljustiz und setzte eine Acte (Lansdowne-act) durch, welche alte harte Strafbestimmungen abschaffte. Im J. 1830 trat er in das Reformministerium Grey's und übernahm das Amt eines Präsidenten im Ministerrathe. Auch unter der Verwaltung Melbourne's behielt er diese Stellung bis zum Austritte der Whigs 28. Aug. 1841 und nahm sie im Juli 1846 unter dem Ministerium Russell zum dritten mal ein. Als Vertreter der Regierung im Oberhause erwarb er sich durch die Mäßigung und Würde seines Betragens und die Ruhe, die er allen Angriffen der Tories entgegensetzte, die Achtung der Versammlung und des Publicums in so hohem Grade, daß auch seine Gegner es mit Bedauern vernahmen, als er beim Falle des Whigministeriums im Febr. 1852 seine politische Rolle für beendet erklärte. Nach Rücktritt Lord Derby's im Dec. 1852 wurde er indessen mit Graf Aberdeen zur Bildung einer neuen Administration berufen, in der er zwar kein Portefeuille übernahm, aber doch als Mitglied des Cabinets eintrat.

Lanthan, ein einfacher metallischer Körper, von Mosander 1839 im Cerit entdeckt, in welchem er von dem Cer und von dem Didym begleitet vorkommt. Den Namen leitete der Ent-

decker von dem griech. Worte λανθάνειν, d. i. verborgen sein, ab, da es bisher durch das Cer, dem es sehr ähnlich ist, versteckt gehalten wurde. Im reinen Zustande ist es noch nicht bekannt. Das didymhaltige Lanthan erscheint als graues Metallpulver von dunkler Bleifarbe, das weich ist und sich ausplätten läßt.

Lanuvium, eine an der Appischen Straße, südöstlich von Rom, auf einer Anhöhe gelegene Stadt in Latium, in der Nähe des jetzigen Fleckens Civita Lavinia, war im Alterthume berühmt durch eine ganz eigenthümliche Festlichkeit, die man im Frühling jährlich unter dem Zuströmen einer unabsehbaren Menge von Zuschauern aus Rom und der Umgegend zu Ehren der Schutzpatronin, der Juno Sospita, beging, welche hier in einem heiligen Drachen verehrt wurde. Diesem Drachen, welcher eine düstere Grotte bewohnte, mußten nämlich die Jungfrauen von L., festlich geschmückt und unter allerlei Ceremonien, den geweihten Kuchen darbringen, worauf dieser durch den Genuß oder durch die Verschmähung der dargebotenen Speise den noch unbefleckten Wandel der Jungfrauen oder das Gegentheil andeutete.

Lanze, eine Stoßwaffe, die aus einer 8—12 F. langen Stange (dem Schaft) mit einer scharfen eisernen Spitze und an dieser gewöhnlich einem Fähnchen (der Flagge) besteht. Sie ist also eine der vielen Formen des Spießes, der im Alterthume die Hauptwaffe des Fußvolks war und sich auch in spätern Zeiten, nach der Einführung des Feuergewehrs, freilich in verminderter Zahl bis zum Anfang des 18. Jahrh. erhalten hat. Noch Montecuculi (nach dem Dreißigjährigen Kriege) nennt sie die Königin der Waffen. Im Mittelalter, als die meisten Schlachten von der Reiterei durchgekämpft wurden, führten die schwergeharnischten Ritter eine andere Form von Lanze, welche hauptsächlich dazu diente, beim Anlauf den Gegner aus dem Sattel zu werfen. Nach der Einführung der Ordonnanzcompagnien in Frankreich (s. Gendarmes) wurde die schwere Reiterei nach Lanzen berechnet: eine volle Lanze (lance fournie) war sechs Reiter stark. Zur Zeit der niederländischen und Hugenottenkriege wurde jedoch die Lanze auch bei der Reiterei ganz abgeschafft. Die jetzige Reiterlanze ist tatarischen Ursprungs und von dort zu den Kosacken und Polen übergegangen, wo ihr Gebrauch sehr ausgebildet und die Waffe eine wahre Nationalwaffe geworden ist. Die Erfolge derselben haben bewirkt, daß im 18. Jahrh. allmälig auch in den übrigen europ. Heeren einige Cavalerieregimenter als Ulanen oder Lanciers damit bewaffnet worden sind. Sie ist besonders vortheilhaft zum geschlossenen Angriff. Im Einzelgefecht kann sie in der Hand eines geschickten Reiters, der ein gewandtes Pferd hat, auch wol furchtbar werden; aber sie verlangt einen gewissen freien Spielraum, der im Handgemenge gewöhnlich fehlt, daher die Hiebwaffe hier entschieden das Übergewicht hat. Die Tschernomorskischen Kosacken haben aus diesem Grunde jetzt im Kampfe mit den kaukasischen Stämmen, als es ihnen freigestellt wurde, die Lanze abgelegt und fechten wie die Tscherkessen nur mit dem Säbel und Feuergewehr.

Lanzette (lanceola) nennt man ein zweischneidiges, spitzes, einem Einschlagemesser ähnliches chirurgisches Instrument, welches zur Trennung weicher Theile durch Stich und Schnitt bestimmt ist. Es besteht aus einer dünnen Klinge und aus einem Heft, dessen Schalen etwas breiter sein müssen als die Klinge, um diese gehörig bergen und schützen zu können. Die Verbindung der Klinge mit dem Hefte muß so sein, daß man die Klinge in jeden beliebigen Winkel zum Hefte stellen kann. Man gebraucht die Lanzetten zum Aderlaß, zum Impfen, zur Öffnung von Abscessen, sowie überhaupt, wo durch Stich und Schnitt gemeinschaftlich gewirkt werden soll, indem man fast bei allen mit der Lanzette zu machenden Operationen erst ihre Spitze schief einsticht und dann beim Herausziehen die Wunde schnittweise erweitert. Zu diesen verschiedenen Operationen hat man auch verschiedene Arten von Lanzetten. Eine sichere, geübte Hand jedoch wird fast mit jeder Art eine Operation auszuführen im Stande sein, welche überhaupt mit einer Lanzette zu machen möglich ist.

Lanzi (Luigi), ital. Alterthumsforscher, geb. zu Monte dell' Olmo bei Macerata 1732, trat in den Jesuitenorden und entwickelte zu Rom seinen Sinn für die Überreste des bildlichen Alterthums. Von Rom kam er nach Florenz, wo er 1782 den „Guida della galeria di Firenze" herausgab. Seiner reinen Sprache wegen wurde er 1807 Präsident der Akademie della Crusca. Er starb zu Florenz 30. März 1810. Seine beiden durch gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichneten Hauptwerke sind der „Saggio di lingua etrusca e di altre antiche d'Italia" (3 Bde., Rom 1789), worin er gegen die Annahme der toscan. Gelehrten öffentlich den vorherrschenden Einfluß Griechenlands auf die etrurische Bildung bekannte, und die „Storia pittorica d'Italia dal risorgimento delle belle arti fin presso al fine del XVIII. secolo" (Bassano 1795; 3. verm. Aufl., 6 Bde., 1809; 4. Aufl., 1815), welche in der deutschen Übersetzung von

A. Wagner mit Anmerkungen von Quandt (3 Bde., Lpz. 1830—33) viele Berichtigungen erhielt. Wichtig sind auch L.'s Untersuchungen „Dei vasi antichi volgarmente chiamati etruschi" (Flor. 1806) und die „Notizie della scultura degli antichi" (neue Aufl., mit vorangestellten „Cenni storici della vita e delle opere del L." von Inghirami, Flor. 1824; deutsch von Lange, Lpz. 1816). Seine „Opere postume" gab Onofrio Boni heraus (2 Bde., Flor. 1817).

Laodămas, der Sohn des Königs Eteokles von Theben, stand nach seines Vaters Tode unter Kreon's Vormundschaft. Während seiner Regierung geschah der Zug der Epigonen (s. d.) gegen Theben. Er kämpfte hierbei gegen die Argeier und tödtete den Sohn des Adrastos, Agialeus, wurde aber selbst von Alkmäon erlegt. Nach Andern rettete er sich nach verlorener Schlacht mit dem Rest des Heeres zu den Encheleern nach Illyrien.

Laodicea, Stadt in Phrygien, am Lykos, vorher Diospolis genannt, wurde 66 n. Chr. durch ein Erdbeben zerstört, unter Marc Aurel neu aufgebaut, kam 1255 an die Türken, wurde 1402 wieder zerstört, ist jetzt eine Ruine und heißt Eski-Hissar. Paulus erwähnt Koloss. 4, 16 einen Brief von L. mit der Ermahnung, dafür zu sorgen, daß die Gemeinde auch diesen Brief erhalte. Was für einen Brief Paulus gemeint habe, ob einen Brief aus L. oder an die Laodiceer von sich oder einem Andern, darüber hat man viel gestritten, ohne die Frage zweifellos beantworten zu können. In der Kirche hat L. noch eine besondere Wichtigkeit durch die daselbst abgehaltenen Concilien. Auf dem ersten Concil, um 363, wurden sehr wichtige Bestimmungen über den Kanon des Alten und Neuen Testaments, aber auch über die kirchliche Disciplin gegeben. Die Canones dieses Concils, als deren Urheber nach Gratian's Decret vornehmlich der Bischof Theodosius (von Philadelphia) bezeichnet wird, fanden später auch in der abendländ. Kirche Aufnahme und Geltung. Ein zweites Concil wurde 476 in L. gegen die Anhänger des Eutyches gehalten. — Eine andere ebenfalls wichtige Stadt **Laodicea**, die von Laodice, der Mutter des Seleukus Nikator, den Namen erhalten hatte, lag in Syrien, nahe am Mittelländischen Meere, bei dem heutigen **Latikiah**, und war wegen des trefflichen Weins berühmt.

Laodike, die Tochter des Priamos und der Hekabe, Gemahlin des Helikaon, nach Spätern des Akamas und Mutter des Munitos, wurde nach Einigen auf der Flucht nach der Zerstörung Trojas von der Erde verschlungen, nach Andern aber stürzte sie sich aus Verzweiflung über den Verlust ihres Sohns von einer Höhe herab. — **Laodike**, die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, wird von den Tragikern Elektra genannt.

Laokŏon, der Sohn des Antenor oder des Akoites, war Priester des Thymbräischen Apollo oder des Poseidon zu Troja. Als die Griechen zur List mit dem hölzernen Pferde ihre Zuflucht genommen und die Trojaner dieses umringten, eilte L. herbei, um vor dem Betruge zu warnen, und schleuderte seine Lanze auf jenes zum Beweis, daß es kein Heiligthum der Athene, sondern menschliches Trugwerk sei. Indessen wurde der gefangene Sinon eingebracht, der allen Verdacht von sich und dem Pferde abzuwenden wußte. Hierauf bereitete sich L., dem Poseidon ein Stieropfer darzubringen, wobei sich zwei ungeheuere Schlangen über das Meer von Tenedos her nahten. Alles floh, nur L. und seine zwei Söhne blieben beim Altar zurück. Zuerst umwanden die Ungeheuer die beiden Knaben und, als ihnen der Vater zu Hülfe eilte, auch diesen selbst. Diese Sage, obwol erst nachhomerischen Ursprungs, war ein Lieblingsgegenstand der griech. Dichter. Sophokles dichtete aus ihr eine berühmte Tragödie, die aber verloren gegangen. Für uns hat die Laokoonsage eine besondere Bedeutung durch ein berühmtes Bildwerk gewonnen, das den Tod des L. und seiner beiden Söhne darstellt. Dasselbe wurde 1506 durch Felice de Fredis beim Nachgraben in einem Weingarten bei Sette Sala gefunden und dem Papste Julius II. für eine jährliche Pension überlassen, darauf im Belvedere des Vatican aufgestellt, wohin es auch aus Paris 1814 wieder zurückgekehrt ist. Die Gruppe ist, bis auf den rechten Arm des L., welcher von Giov. Agnolo, einem geschickten Schüler des Michel Angelo, ergänzt wurde, vollständig erhalten und gehört zu den vollendetsten Werken, die aus dem Alterthum auf uns gekommen sind. Sie stellt, wie O. Müller sagt, gleichsam drei Acte eines Trauerspiels dar und zwar im Vater den mittelsten, in welchem Energie und Pathos am höchsten sich steigern. Während der ältere Sohn noch zu fliehen im Stande wäre und dadurch den Anfang der Handlung darstellt, der jüngere aber schon gänzlich von den Schlangen umwunden und verloren ist, concentrirt sich in der mächtigen Mittelfigur der furchtbare Moment mit der erhabensten Gewalt. Nicht weniger als diese tiefsinnige, in ihrer Art unvergleichliche Auffassung und Composition setzen die vollkommene Richtigkeit der Zeichnung, die schönen, genauen, sanften und fließenden Umrisse der Körper, die höchste anatomische Kenntniß, das Spiel der Muskeln und die Wirkung des körperlichen Schmerzes auf alle Glieder, sowie die meisterhafte Ausführung des Ganzen, die Behandlung

des Marmors und das ganze Mechanische der Bearbeitung in lebhaftes Mitgefühl, obschon sich nicht leugnen läßt, daß die Auffassung und Behandlung hier und da schon an theatralische Manierirtheit anstreift. Ausgeführt wurde dieses Werk aus sechs Blöcken von den aus Rhodus gebürtigen Bildhauern Agesander, Polydorus und Athenodorus. Jedoch ist über die Zeit der Entstehung noch immer viel Streit. Die Stelle nämlich bei Plinius in der „Historia naturalis" (XXXVI, 4, 11) läßt verschiedene Erklärungen zu; daher haben Mehre, als deren Repräsentanten man Welcker und O. Müller betrachten kann, dieses Meisterwerk in die blühende Zeit der rhodischen Künstschule (147 v. Chr.), Andere aber, namentlich Thiersch und C. F. Hormann, in die erste Kaiserzeit versetzt. Man hat davon verschiedene Copien neuerer Künstler, unter andern auch eine von Bacio Bandinelli, welche in der Mediceischen Galerie zu Florenz aufgestellt ist, und eine von Bronze gegossene, nach einem Modell von Giacopo Tatti oder Sansovino, die nach Frankreich kam. Auf die anziehende Vergleichung der Poesie und bildenden Kunst in der Bearbeitung eines und desselben Stoffs, welche L. veranlaßt hat, bezieht sich Lessing's berühmte Schrift „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie" (Berl 1763; 4. Aufl., 1832). — **Laokoon**, der Sohn des Parthaon, Bruder des Öneus und des Meleager Oheim, begleitete Letztern bei dem Argonautenzuge als Aufseher.

Laomedon, der Sohn des Ilus und der Eurydice, war König von Troja, Gemahl der Strymo oder Plakia oder Leucippe und Vater des Tithonos, Lampos, Klytios, Hiketaon, Podarkes, der Hesione, Killa, Astyoche und des unehelichen Bukolion. Ihm mußten Apollo und Poseidon zur Strafe, weil sie den Zeus hatten fesseln wollen, um Lohn dienen und die Mauern von Troja erbauen. Als sie aber fertig waren, wurde L. wortbrüchig und gab den bedungenen Lohn nicht. Dafür rächte sich jener durch die Pest, dieser durch ein Seeungeheuer, dem die Hesione preisgegeben werden sollte. Als L. auch dem Hercules, der dieselbe gerettet hatte, sein Versprechen nicht hielt, zog dieser gegen Troja, eroberte es und tödtete den L. nebst seinen Söhnen außer Podarkes. Sein Grabmal war vor dem Skäischen Thore, von dessen Erhaltung der Sage nach das Fortbestehen Trojas abhing.

Laon, die Hauptstadt des franz. Aisnedepartements, in der ehemaligen Picardie, auf einem isolirten, von einer großen fruchtbaren Ebene umgebenen, 300 F. hohen Berge gelegen und mehr durch diese Lage als durch ihre Mauern und Thürme fest, hat eine große Kathedrale im goth. Stile, ein sehr großes Präfecturgebäude, welches früher die 643 gegründete Abtei Notre-Dame bildete, ein Communal-Collége, eine Zeichen- und Gewerbschule, eine öffentliche Bibliothek von 17000 Bänden, ein Armenhaus und Kasernen. Sie war früher stark befestigt. Die 9500 E. unterhalten Nagel- und Hutfabriken, Gerbereien und Strumpfwirkerei und treiben Handel mit Korn, Wein, Gemüse und besonders mit ihren berühmten Artischocken. Besonders geschichtlich ist L. geworden durch den Sieg, welchen hier Blücher 9. und 10. März 1814 über Napoleon davontrug. (S. **Russisch-deutscher Krieg**.)

Laos. Die Gebirgsländer und Alpenthäler zwischen den Reichen jenseit des Ganges (Birma, Siam, Anam) und China sind von mehren unabhängigen, unter einheimischen erblichen Fürsten lebenden Stämmen bewohnt, welche scheinbar die Oberherrlichkeit der benachbarten Reiche anerkennen. Sie nennen sich selbst, gleichwie die Siamesen, mit denen sie am meisten stammverwandt sind, Tai, d. i. die Herrlichen, oder Lowas. Bei den Birmanen heißen sie Schan, woraus Siam (s. d.) entstanden, und bei den Chinesen zum Theil Lolos, eine aus dem einheimischen Lowas hervorgegangene Benennung, woraus die Europäer Laos gemacht haben. Das große Binnenland dieser Stämme reicht an keiner Seite zum Meere, sodaß es bisher von wenigen Europäern besucht ward und zu den unbekanntesten Ländern Asiens gehört. Man weiß nur, daß der ganze Bogen, welcher vom mittlern Lauf des Brahmaputra bis zum Busen von Tongking reicht, von seinen Bewohnern den Namen Laos erhielt, daß er fruchtbar ist und reich an edeln Metallen. Das Land liefert den besten Reis in Überfluß, Benzoin, Gummilack und andere kostbare Erzeugnisse. Die Laos sprechen eine eigene, dem Siamesischen am meisten sich nähernde Sprache und wohnen weit in China hinein, wo sie zu den Miaotse oder autochthonen Clanen gerechnet werden. Gleichwie die Chinesen können auch die Laos kein R aussprechen. Die Anzahl des Volkes in Birma, ohne die in andern Ländern, wird von dem Amerikaner Malcom, der zu Ava bei den Schanfürsten Erkundigungen eingezogen hat, auf drei Millionen gerechnet. Die Laos führen einen bedeutenden Zwischenhandel zwischen dem Mittelreiche und den indochinesischen Völkern und besuchen zu dem Zwecke Ava, Rangun, Bankok und andere Handelsplätze. Der Buddhismus, wozu sich die Einwohner bekennen, hat schon früher im Lande Eingang gefunden und soll von hier nach Siam verbreitet worden sein. Die zahlreiche

Literatur besteht, wie bei allen buddhistischen Völkern, aus ihren heiligen Schriften, aus abenteuerlichen Legenden und Romanen. Zum Schreiben bedienen sie sich, wie die Birmanen und Siamesen, der Palmblätter. Bürgerliche Sachen werden auf grobes Papier mit irdenen Stiften geschrieben. Die Laos kamen während des frühern engl.-birman. Kriegs (1824—25) zum ersten mal in feindliche Berührung mit den Europäern. Sie sandten ein Hülfscorps von 15000 Mann, welches 6. Nov. 1825 bei Prome eine große Niederlage erlitt. Im neuesten engl.-birman. Kriege verlautete nichts von einem Zuzuge aus dem Laoslande, im Gegentheile sollen sie sich über die Niederlagen der Birmanen während der J. 1851 und 1852 erfreut und gegen den König von Ava die Waffen ergriffen haben.

Laotse. Unter den drei Religionen, welche in China (s. d.) gleiche Rechte genießen, ist die eine, die des Fo oder der **Buddhismus** (s. d.), von Indien her eingeführt, die beiden andern, die Lehre des Confucius (s. d.) und der **Taoglaube** oder die Religion des rechten Wegs, sind einheimisch und national und haben wol von jeher im Mittelreiche nebeneinander bestanden. Für den Stifter des Taoglaubens gilt Laotse, welcher von seinen Anhängern, wie Buddha von den Buddhisten, zugleich als Gottheit und als Mensch betrachtet wird. Der Mensch Lao ward 565 v. Chr. in einem Dorfe des Kreises Honan geboren, ehemals Kuhien, jetzt Luhien genannt, und war ein älterer Zeitgenosse des Kongtse oder Confucius. Sein Todesjahr ist nicht bekannt. Zur Zeit, als er Geschichtschreiber der Dynastie Tschéu war, besuchte ihn Kongtse, um von ihm über die ehemaligen Weisen und ihre Lehren Auskunft zu erhalten. Die Antwort des Lao und die Bemerkungen des Kongtse hierüber werden von den Chinesen als äußerst denkwürdig betrachtet und häufig erzählt. Lao that bei dieser Gelegenheit unter Anderm auch den Ausspruch: „Der wahre Weise nimmt ein Amt an, wenn die Zeiten günstig sind; er geht von dannen, wenn die Zeiten ungünstig sind", wonach er auch selbst handelte, indem er sich bei den im Reiche des Tschéu immer mehr wachsenden Wirren in die nordwestlichen Gegenden zurückzog, wo er spurlos verschwand. Auf Bitten eines Freundes verfaßte er das berühmte Werk „Tao-te-king" (d. h. das Buch über die Kraft und die Wirkung), das in zwei Bücher zerfällt, aber zu den schwierigsten Erzeugnissen der chines. Literatur gehört. Den Versuch einer Übersetzung machte St.-Julien in „Le livre de la voie et de la vertu" (Par. 1842). Eine andere Schrift aus der Schule des Laotse gab Neumann unter dem Titel „Lehrsaal des Mittelreichs" (Münch. 1836) mit deutscher Übersetzung heraus, das aber zur vollständigen Erkenntniß der Religionsphilosophie der **Taosse**, d. i. der Geistesjünger, wie die Anhänger des Laotse gewöhnlich heißen, nicht ausreicht. Während nach der Tendenz der Lehre des Confucius der tüchtige Mensch zum Wohle seines Vaterlandes und der Menschheit so lange schafft und wirkt, als er lebt, zieht sich derselbe nach der Geistesrichtung des Tao aus dem Gewühle des Lebens zurück und ergibt sich der Betrachtung in der Einsamkeit. Sonach zeigt sich die Taoreligion verwandt mit dem Buddhismus; auch zählt sie, wie dieser, eine große Anzahl Mönchs- und Nonnenklöster. Dieses ganze Religionswesen ist mit einem großen dichten Netze von Aberglauben und Wunderdingen, von Geisterthum und Zaubereien, worunter das Unsterblichkeitswasser eine große Rolle spielt, umgeben. Die Taopriester sind deshalb sehr beliebt beim gemeinen Volke; gewöhnlich werden sie herbeigerufen, um die bei der Verehrung der Landesgötter vorgeschriebenen Gebräuche zu verrichten. Eine vollständige Sammlung der zahlreichen Schriften dieser religiösen Genossenschaft befindet sich in der chines. Büchersammlung des Professor Neumann auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Lapeyrouse (Jean François Galaup de), berühmter franz. Seefahrer, geb. zu Albi 1741, diente schon 1756 im Seekriege gegen England und machte dann viele Reisen bis in die entlegensten Erdgegenden. Er focht seit 1778 unter d'Estaing und erhielt 1782 als Schiffscapitän den Auftrag, die brit. Niederlassungen in der Hudsonsbai zu zerstören. Durch sein Verfahren bei Ausführung dieses Auftrags bewies er, daß er zur Leitung einer Entdeckungsreise ganz befähigt sei, und erhielt daher den Befehl über die zwei wohlausgerüsteten Schiffe Astrolabe und Boussole, um einen von Ludwig XVI. ausgegangenen, auf geographische Entdeckungen und Anknüpfung neuer Handelsverbindungen gerichteten Plan zur Ausführung zu bringen. L. ging im August 1785 unter Segel, berührte Madeira und Brasilien, ging um Cap Horn nach Concepcion in Chile (im Febr. 1786) und über die Oster- und Sandwichinseln nach der Nordwestküste Amerikas, wo er in dem von ihm entdeckten Franzosenhafen, später in Monterey in Californien einige Zeit verweilte. Im Sept. 1786 verließ er den letztern Hafen, ankerte im Febr. 1787 in Manila und ging im April nach dem nordöstlichen Küstenlande Asiens ab, über welches außer wenigen und unzureichenden Nachrichten der Jesuitenmissionare keine Nachrichten

vorhanden waren. Die zwischen dem nördlichen Japan, Korea und Kamtschatka von L. gemachten Entdeckungen waren von großer Wichtigkeit und sind später durch andere Seefahrer bestätigt worden. Von Peter-Paulshafen segelte L. im Sept. 1787 nach den Schifferinseln und den Freundschaftsinseln und ankerte im Febr. 1788 in Botanybai. Von diesem Punkte aus datiren die letzten directen Mittheilungen L.'s an die franz. Regierung. Er verschwand auf der Reise, die er von Neuholland aus in der Absicht unternommen hatte, den westlichen Archipel des Großen Ocean und Neuguinea zu untersuchen und zuletzt die Küsten Neuhollands entlang seine Rückreise über Isle-de-France nach Europa auszuführen. Alle Nachforschungen nach ihm blieben fruchtlos, obgleich die Regierung 10000 Frcs. für sichere Nachricht bot und unter d'Entrecasteaux 1791 eine Expedition zur Aufsuchung der Verunglückten ausschickte. Erst 1826 führte ein Zufall auf ihre Spur. Dillon, ein engl. Schiffscapitän, landete damals auf der Insel Tucopia und fand daselbst im Besitze eines abenteuernden preuß. Matrosen mehre Gegenstände, die auf L.'s Expedition deuteten und von den Bewohnern der Insel Malicolo erhalten worden waren. Die Ostindische Compagnie schickte Dillon dorthin, der, im Oct. 1827 landend, unter den Eingeborenen Augenzeugen des Scheiterns der zwei franz. Schiffe am südwestlichen Ufer der Insel auffand und daher 1829 den von der franz. Regierung ausgesetzten Preis empfing. Dumont d'Urville (s. d.) untersuchte im Febr. 1828 diese Gegend, fand daselbst fünf franz. Kanonen und andere Reste und errichtete dem Andenken seiner während eines Sturms auf Korallenriffen verunglückten Landsleute ein einfaches Denkmal. Der mehrmals übersetzte Bericht über L.'s Reise unter dem Titel „Voyage autour du monde" (4 Bde., Par. 1797, mit Atlas) wurde auf Befehl der franz. Regierung von Milet de Mureau nach den Tagebüchern ausgearbeitet, welche von Kamtschatka aus nach Frankreich geschickt worden waren, und ist noch gegenwärtig von Interesse. Für die Fortschritte der nautischen Geographie ist die Expedition L.'s von großem Nutzen gewesen, weniger für Naturgeschichte, indem die wichtigsten Nachrichten und Sammlungen mit den Naturforschern selbst untergegangen sein mögen. L. war nicht allein ein geübter und muthiger Seefahrer, sondern auch ein kenntnißreicher Mann und bei seinen Untergebenen geachtet und beliebt. Sein Tod wurde daher von den Zeitgenossen sehr betrauert.

Lapidarschrift heißt gegenwärtig sowol in der Kalligraphie wie in der Typographie eine lat. Schrift (Antiqua), welche sich nur der Uncialen bedient und die Buchstabenformen der Inschriften auf Denksteinen (lat. lapis) nachzuahmen strebt. **Lapidarstil** nennt man die namentlich den alten röm. Inschriften eigenthümliche Fassung und Ausdrucksweise. (S. Aufschrift.)

Lapis lazuli, s. Lasurstein.

Lapithes, der Sohn des Apollo und der Stilbe, Bruder des Kentauros, war, wie Kentauros der Centauren (s. d.), der **Lapithen**, eines wilden Volksstamms am Peneus in Thessalien, mythischer Ahnherr, die miteinander in Zwietracht lebten, bis die Centauren erlagen.

Laplace (Pierre Simon, Graf), einer der größten Mathematiker und Astronomen aller Zeiten, geb. 28. März 1749 zu Beaumont-en-Auge im Depart. Calvados, ging, nachdem er einige Zeit an der Militärschule daselbst die Stelle eines Lehrers der Mathematik versehen, nach Paris und machte sich hier bald durch seine Kenntnisse in der Analysis und höhern Geometrie bekannt. Er erhielt die Stelle eines Examinators beim königl. Artilleriecorps, auch nahm ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede auf. Später ging er ins Institut über, auch war er eins der ersten Mitglieder des neuerrichteten Längenbureau. Obgleich er vor dem 18. Brumaire kein eigentliches Staatsamt bekleidete, so war er doch der Politik nicht fremd geblieben und wurde deshalb von Bonaparte gleich beim Beginn der Consularregierung zum Minister des Innern ernannt, bewies sich aber dazu so wenig befähigt, daß schon nach sechs Wochen, im Dec. 1799, Lucian Bonaparte ihn ersetzen mußte. Darauf ernannte ihn Bonaparte zum Mitglied des Erhaltungssenats, im Juli 1803 zum Vicepräsidenten, im September zum Kanzler desselben und bei Errichtung des Kaiserthrons zum Grafen. L. war es, der im Sept. 1805 in einem Berichte an den Senat zuerst auf die Nothwendigkeit hinwies, die revolutionäre Zeitrechnung aufzugeben und den Gregorianischen Kalender wieder einzuführen. Im J. 1814 stimmte er für die Errichtung der Provisorischen Regierung, für Napoleon's Entsetzung und die Wiederherstellung der Bourbons. Während der Hundert Tage nahm er kein Amt an. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair und 1817 zum Marquis. Wie unter der Kaiserregierung, so zeigte er auch als Mitglied der Pairskammer einen gänzlichen Mangel an politischer Bildung und eine grenzenlose Servilität. Als die Mitglieder des Instituts 1825 eine an Karl X. zu erlassende Bittschrift für Abschaffung der Censur discutirten, weigerte er sich, den Präsidentenstuhl einzunehmen. Er starb zu Paris 5. Mai 1827. Von seinen Werken bildet

seine „Mécanique céleste" mit den Supplementen (5 Bde., Par. 1799—1825) ein ausgezeichnetes Denkmal der neuern Astronomie. Als eine populäre Bearbeitung desselben ist seine nicht minder berühmte „Exposition du système du monde" (2 Bde., Par. 1796; 5. Aufl., 1824) anzusehen, worin er mit Vermeidung aller Rechnungen für Laien den Geist der Methode und den Gang, den die Astronomen in ihren Entdeckungen genommen, entwickelt. Er war der Erste, der auf analytischem Wege die Existenz und die Größe der Mondatmosphäre zeigte; auch bestimmte er die gegenseitigen Störungen aller Hauptplaneten. Er beschäftigte sich auch mit Chemie und erfand z. B. einen Wärmemesser. Zu seinen wichtigsten Werken gehören ferner seine „Théorie analytique des probabilités" (Par. 1812; 3. Aufl., 1820) und der „Essai philosophique sur les probabilités" (Par. 1814; neueste Aufl., 1825). Außerdem lieferte er von 1772—1823 zahlreiche Abhandlungen in die „Mémoires" der Akademie und für Journale.

La-Plata-Staaten, s. Argentinische Republik; **La-Plata-Strom**, s. Plata-Strom.

Lapo (Arnolfo di), ital. Baumeister und Bildhauer, hatte zu seinen Lebzeiten den Ruf des besten Baumeisters von Toscana. Er baute den Florentinern 1284 den letzten Ring ihrer Stadtmauern, sowie die Halle und die Pfeiler von Or' San-Michele, im Jahre darauf die Loggia und Piazza de' Priori, später die Kirche Sta.-Croce. Sein Hauptwerk aber bleibt der florentiner Dom, zu welchem er Riß und Modell machte und den er gründlich und sicher zu bauen begann. Die Vollendung blieb Brunelleschi vorbehalten. Arnolfo baute auch den Palast der Signoria. Als Bildhauer fertigte er das Grabmal des 1280 verstorbenen Cardinals de Brayo in der Dominicanerkirche zu Orvieto, sowie das Tabernakel über dem Altare und Grabe der beiden Apostel in der abgebrannten Paulskirche zu Rom u. A. Seine letzte Marmorarbeit war die Marmorkapelle mit der Krippe in Maria Maggiore zu Rom. Giotto hat auf einem Gemälde in der erwähnten Kirche Sta.-Croce das Bildniß des Künstlers angebracht. Er wurde 60 J. alt.

Lappe (Karl), einer der vorzüglichsten deutschen Volksdichter, geb. 24. April 1774, der Sohn eines Landpredigers zu Wusterhausen bei Wolgast, war zu Wolgast Kosegarten's Schüler, wurde später Hauslehrer bei ihm und 1801 am Gymnasium zu Stralsund angestellt. Da eine schwache Brust sein Leben bedrohte, mußte er 1817 seine Dienstentlassung nehmen und wohnte nun in Steinhagen, bis er zu Pütte, unweit Stralsund, ein kleines ländliches Besitzthum sich erwarb. Im J. 1823 verlor er durch Brandstiftung Haus, fast alle seine Habe und namentlich auch die Vorräthe seiner im Selbstverlage erschienenen Schriften. Gerettet hatte er die Handschrift seiner Gedichte, welche er nun unter dem Titel „Blätter" (Heft 1, Stralf. 1824; Heft 2 und 3, auch unter dem Titel „Vermischte Schriften", Berl. 1829) erscheinen ließ. Diesen schlossen sich an „Friedhofskränze" (Stralf. 1831), eine Zusammenstellung der schönsten deutschen Dichtungen über Tod, Grab und Ewigkeit; „Klim's und Gulliver's wunderbare Reisen, in einem Auszuge für Jung und Alt" (Stralf. 1832); „Die Insel Felsenburg, eine Robinsonade für die Jugend" (2. Aufl., Nürnb. 1834); die Ausgabe letzter Hand seiner „Sämmtlichen poetischen Werke" (5 Bde., Rost. 1836; neue Aufl., 1840) und „Blüten des Alters" (Stralf. 1841). Als Dichter zeichnet sich L. durch Kraft, Innigkeit, poetische Fülle und Sprachwohllaut aus. Man erkennt in seinen Gedichten, in den prosaischen Aufsätzen und Apologen den einfachen Gang seines Lebens, eine stillfreudige Beschränkung auf sich selbst, gepaart mit hohem freudigen Lebensmuthe und echtem Kindessinn, ein gemüthliches Anschmiegen an Natur und Häuslichkeit, eine höhere Ansicht von Leben, Welt und Staat, in ruhiger Betrachtung und oft mit feiner Ironie.

Lappenberg (Joh. Mart.), einer der verdientesten deutschen Geschichtsforscher, geb. 30. Juli 1794 in Hamburg, der Sohn eines geachteten Arztes daselbst, studirte in Edinburg nach des Vaters Wunsche eine Zeit lang Medicin, ging aber bald ganz zu historisch-politischen Studien über. Nachdem er die schott. Hochlande und die Hebriden besucht, hielt er sich längere Zeit in London auf, um die engl. Verfassung und Verwaltung kennen zu lernen. Nach Deutschland zurückgekehrt, widmete er sich in Berlin und Göttingen rechtshistorischen Studien und erhielt 1816 die juristische Doctorwürde. Vom Senate seiner Vaterstadt wurde er sodann zur Zeit des Congresses zu Troppau mit dem Charakter eines Ministerresidenten an den preuß. Hof gesendet, wo er verweilte, bis er 1823 das Amt als Archivar im hamburger Senate übernahm. Hier entdeckte er neben vielen andern verloren geglaubten werthvollen historischen Schätzen auch das Archiv des ehemaligen hamburger Domcapitels. Eine Reise ins nördliche Europa trug namentlich bei zur Vermehrung seiner diplomatischen Sammlungen. Eins seiner Hauptwerke ist die „Geschichte von England" (Bd. 1 und 2, Hamb. 1834—37; Bd. 3, von Pauli, 1853), deren erster Band von Thorpe mit Zusätzen in das Englische (2 Bde., Lond. 1845) übersetzt wurde.

Von derselben kritischen Sorgfalt in Benutzung und Aufsuchung der Quellen zeugen auch seine übrigen Schriften, welche meist die Geschichte und das Recht der Hansa, Niederdeutschlands, besonders aber Hamburgs betreffen. Dahin gehören, außer der Fortsetzung von Sartorius' „Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa" (2 Bde., Hamb. 1830), die Monographien: „Über den ehemaligen Umfang und die Geschichte Helgolands" (Hamb. 1831); „Das Billwerder Recht vom J. 1498" (Schlesw. 1828); „Die Elbkarte des Melchior Lorichs" (Hamb. 1847); „Urkundliche Geschichte des Hansischen Stahlhofs zu London" (1851). Der Geschichte Hamburgs sind vor allem ein vortreffliches „Hamburgisches Urkundenbuch" (Bd. 1, Hamb. 1842) und die reichhaltige „Zeitschrift des Vereins für hamburger Geschichte" (Bd. 1—3, Hamb. 1841—51) gewidmet, an die sich die „Hamburger Rechtsalterthümer" (Bd. 1, Hamb. 1845) und eine Anzahl kleinere Arbeiten, zum Theil Gelegenheitsschriften, reihen, wie z. B. „Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg" (Hamb. 1840), „Die Miniaturen zum hamb. Stadtrecht" (Hamb. 1845) und die „Hamburger Chroniken" in niedersächs. Sprache (Heft 1, Hamb. 1852). Letztere haben ebenso wie die Ausgabe der „Quellen zur Geschichte des Erzbisthums und der Stadt Bremen" (Brem. 1841) für den Geschichtschreiber wie für den Sprachforscher gleichen Werth. L. nimmt überhaupt an den gemeinschaftlichen Bestrebungen der Germanisten den lebhaftesten Antheil und lieferte für Pertz' „Monumenta" die Ausgaben des Thietmar von Merseburg und des „Mag. Adami gesta Hamburgensis ecclesiae". Auch wurden für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" Adam von Bremen, Thietmar von Merseburg, Arnold von Lübeck und Helmold (beide Letztere nach seinen noch ungedruckten Ausgaben) von Laurent unter L.'s Leitung übersetzt. Mehre umfänglichere Beiträge hat L. zu Zeitschriften, zur „Allgemeinen Encyklopädie" von Ersch und Gruber u. s. w. geliefert. Außerdem veröffentlichte er noch „Reliquien des Fräulein S. C. von Klettenberg" (Hamb. 1849) und des Thomas Murner „Till Eulenspiegel" (Hamb. 1853). Eine kritische Ausgabe von Paul Flemming's deutschen und größtentheils bisher noch ungedruckten lat. Gedichten bereitet er vor. Im J. 1850 ward L. als hamburg. Bevollmächtigter zu den Versuchen einer Union zwischen Östreich und Preußen nach Frankfurt gesendet.

Lappland oder **Sameland**, eine Landschaft im nördlichsten Theile Europas, welche gegen N. an das Eismeer, gegen S. an das schwed. Norrland und an Finnland, gegen O. an das Weiße Meer und gegen W. an Norwegen grenzt, zerfällt in das norweg., russ. und schwed. L. Das norweg. L. oder die Finnmarken (s. d.), etwa 1285 QM. groß, nimmt den nördlichsten Theil L.s ein. Das russ. umfaßt den nordöstlichen mit der lappländ. oder Halbinsel Kola und das schwed. den südlichen Theil. Letzteres ist gegenwärtig in folgende sechs Lappmarken eingetheilt: Jemtlands-, Åsele-, Umeå- oder Lyckséle-, Piteå-, Luleå- und Torneå-Lappmark. Ein Theil von Torneå-Lappmark und ganz Kemi-Lappmark wurde von Schweden im Frieden von Frederikshamn nebst Finnland an Rußland abgetreten und mit dem Großfürstenthume Finnland vereinigt. L. ist ein rauhes, waldiges, theils bergiges, theils ebenes und sumpfiges Land, durch welches die Kette der nordischen Alpen mit ihren weitverbreiteten Ästen zieht, die auf der Nordwestseite am höchsten ist und gegen Osten hin sich allmälig verflacht. Viele Bäche und Flüsse ergießen sich von den Gebirgen in das nördliche Eismeer und in den Bottnischen Meerbusen. Auch gibt es zahlreiche Seen, zum Theil von beträchtlichem Umfange, z. B. den Enâta von 60 QM. Flächeninhalt. Der Winter ist lang und streng, der Sommer kurz; der längste Tag dauert in den südlichern Gegenden 24 Stunden und in den nördlichsten drei Monate; ebenso lang ist die längste Nacht im Winter. Das Korn wird Ende Mai gesäet und Mitte August geerntet, aber oft von Nachfrösten verdorben. Der Sommer ist heiß wie in Italien und durch allerlei Moskiten fast unerträglich, die Menschen und Vieh quälen. Der Boden ist nur in den südlichsten Gegenden des schwed. L. des Anbaus fähig. Die Waldungen bestehen aus Tannen, Fichten, Erlen, Birken und Weiden. Nur die Colonisten, deren Zahl im schwed. L. etwa 10000 beträgt, haben Pferde, Rindvieh und Schafe; bei den Lappen vertritt das Rennthier (s. d.) die Stelle aller übrigen Hausthiere. Von wilden Thieren gibt es Wölfe, Bären, Luchse, Füchse, Marder, Hermeline, Fischottern und Hasen. An Zugvögeln und anderm wilden Geflügel, sowie an Fischen ist Überfluß. Von Mineralien findet man Eisen, Kupfer und silberhaltiges Bleierz. Das Land ist sehr spärlich bevölkert; die Einwohner sind theils Lappen, als Ureinwohner, theils Colonisten. Die **Lappen**, oder wie sie sich selbst nennen, **Same** oder **Samelads** (denn Lappe halten sie für ein Schimpfwort) sind ein finnisches Volk und ihre Zahl kann etwa 28000 betragen, von denen 5000 unter schwed., 13000 unter norweg. und 10000 unter russ. Herrschaft stehen. Sie sind höchstens vier und fünf F. groß, haben braune Gesichtsfarbe, schwarzes Haar und einen kraftvollen, abgehärteten, sehr gelenkigen

Körper. Von Natur gutartig und sanftmüthig, zeigen sie keine hervorstechenden Laster, aber auch keine großen Tugenden; überhaupt zeichnen sie sich durch ihre Gleichgültigkeit aus, lieben jedoch ihr Vaterland und sind in ihrer Art glücklich. Sie gerben Häute, verfertigen Zwirn aus den Sehnen der Rennthiere, weben Decken, stricken Handschuhe, machen hölzerne Geräthschaften, Kähne, Schlitten und die ihnen nöthigen Kleidungsstücke. Die Kleidung beider Geschlechter ist wenig voneinander verschieden; beide Geschlechter tragen Mützen, Oberröcke, lange Hosen und Stiefeln von Leder, Pelz oder grobem Tuch. Im Sommer wohnen sie unter Zelten; ihre Winterwohnungen bestehen in runden, aus Stangen aufgerichteten und mit Birkenreisern und Rasen überkleideten Hütten, die oben ein Luftloch für den Rauch haben. Nach ihren hauptsächlichsten Nahrungsquellen theilen sich die Bewohner in Berglappen, die selbst mit ihren Rennthieren von Weide zu Weide ziehen, im Winter im untern L. wohnen, im Sommer aber ihre Heerden nach den Alpengegenden treiben, wo sie mehr Rennthiermoos und Schutz gegen die Mücken finden; Waldlappen, die sich mit Jagd und Fischerei beschäftigen, nur wenige Rennthiere halten, deren Hutung sie den Berglappen gegen Miethe überlassen; Fischerlappen, die nur von Fischfang leben und sehr wenige Rennthiere besitzen, und Armlappen, die sich entweder zum Hüten der Rennthiere vermiethen oder herumstreichen. Nächst den Fischen werden in L. viele Robben, Vögel und Eidergänse gefangen. Ehemals waren die Lappen Fetischanbeter, jetzt aber bekennen sie sich zur christlichen Kirche; doch haben sie ihre alten religiösen Ansichten den ihnen aufgedrungenen christlichen Glaubenslehren beigemischt.

Lapsi, d. i. Abgefallene, hießen in den ersten Jahrhunderten der Kirche vorzugsweise Diejenigen, welche unter den Verfolgungen der heidnischen Staatsgewalt dem christlichen Glauben nicht treu blieben. Ihre Zahl wurde am beträchtlichsten, als nach den Zeiten langer Ruhe die erste allgemeine Verfolgung unter Decius losbrach. Man unterschied damals drei Arten von Lapsi, nämlich Solche, die den heidnischen Göttern wirklich geopfert und Weihrauch angezündet (Sacrificati oder Thurificati), ferner Die, welche einen obrigkeitlichen Schein (libellus) über angeblich dargebrachte Opfer erkauft (Libellatici), und endlich Die, welche sich der Verfolgung durch die Flucht entzogen hatten. Dazu kamen später in der Diocletianischen Verfolgung die sogenannten Traditores, d. h. Solche, von denen die heiligen Bücher und Gefäße ausgeliefert worden waren. Die Kirche strafte anfangs derartige Verleugnung durch Excommunication und erschwerte die Wiederaufnahme der Lapsi mit Strenge. Allein im 3. Jahrh. schon bildete sich eine mildere Praxis, und nur einzelne überspannte Parteien, wie namentlich die Donatisten, gingen so weit, die Lapsi wiederzutaufen und die von ihnen verrichteten heiligen Handlungen für unkräftig und ungültig zu erklären.

Lärchenbaum oder Lärche (Larix) nennt man diejenige Abtheilung der zu den Nadelhölzern gehörenden Gattung Pinus, welche alle die Arten umfaßt, deren Blätter (Nadeln) zu 15—40 in Büscheln, an den jährigen Endtrieben aber einzeln und zerstreut stehen, und deren Zapfenschuppen an der Spitze verdünnt sind und von der Spindel des Zapfens nicht abfallen. Hierher gehört der **gemeine Lärchenbaum** (Pinus Larix oder Larix Europaea), ein auf den Gebirgen des südlichern Europa bis ins mittlere und in Asien einheimischer schöner Baum, der seiner Nutzbarkeit halber auch in nördlichere Gegenden verpflanzt worden ist. Er wird 60—100 F. hoch und dauert an 200 J. Seine Zweige sind schlank, ruthenförmig und herabhängend, und die zu 20—40 büschelig stehenden, weichen, hellgrünen Blätter fallen alljährlich im Herbste ab. Die männlichen Kätzchen sind klein, fast kugelig-eirund und hellgelb, die weiblichen purpurroth und aufrecht, die Zapfen eirund-oval, etwa einen Zoll lang und stets aufgerichtet. Der Stamm ist gerade, das Holz fast ganz von Harz durchdrungen und daher sehr dauerhaft. Da es im Wasser nur härter und nicht leicht von Würmern angegriffen wird, so bedient man sich seiner besonders beim Schiffsbau, vorzüglich zu Mastbäumen, außerdem auch zu Mühlrädern, Wellen, Wasserröhren und Rinnen. Beim Verbrennen gibt es vorzügliche Kohlen, und die Rinde wird in den Gerbereien gebraucht. Durch Einhauen in die Rinde des Stamms gewinnt man eine feine Sorte Terpentin, der im Handel den Namen **venetianischer Terpentin** (Terebinthina Veneta) führt, heller und flüssiger ist und sich in Alkohol völlig klar auflöst. In Sibirien, wo nicht selten große Strecken mit Lärchenbäumen in Brand gerathen, geben die angebrannten Stämme statt harziger Stoffe ein Gummi von sich, das dem arabischen ähnlich, röthlich und im Wasser vollkommen löslich ist. Man braucht dieses Gummi, das als **Gummi von Orenburg** (Gummi Orenburgense) bekannt ist, dort als Bindemittel und Heilmittel und verwendet es, obschon es etwas harzig schmeckt, auch als Nahrungsmittel. In warmen Ländern schmilzt in der heißen Jahreszeit aus den Blättern eine Art Manna, die zwar süßlich, aber da-

bei auch terpentinartig schmeckt und **Manna von Briançon** oder **Lärchen-Manna** (Manna Brigantina oder laricina) genannt wird. Sie wird vorzüglich in Frankreich gesammelt, sollte aber keineswegs der echten Manna substituirt werden. An den ältern Stämmen des Lärchenbaums wächst im südlichern Europa und in Asien ein weißer, später mehr ochergelblicher Pilz, der **Lärchenschwamm** oder **gebräuchliche Löcherpilz** (Polyporus officinalis), der als drastisches Purgirmittel dient und gegen hektische Schweiße gerühmt wird. Der in Nordamerika einheimische **feinblätterige Lärchenbaum** (Pinus microcarpa oder Larix tenuifolia), der sich durch die ganz kleinen 5—6 Linien langen Zapfen unterscheidet, wird dort ebenso wie unser Lärchenbaum benutzt. Dasselbe gilt auch von dem ebenfalls Nordamerika angehörenden **hangästigen Lärchenbaum** (Pinus pendula oder Larix pendula), der sich vorzüglich durch bedeutendere Größe und längere Blätter auszeichnet. Auch die Ceder (s. d.) gehört in die Abtheilung der Lärchenbäume, ist aber durch ausdauernde Nadeln (Blätter) unterschieden.

Larcher (Pierre Henri), namhafter franz. Alterthumsforscher, geb. 12. Oct. 1726 zu Dijon, erhielt in seiner Vaterstadt, dann zu Pont-à-Mousson und später auf dem Collége Laon zu Paris seine Bildung. Um sich mit der engl. Sprache und Literatur vertraut zu machen, ging er demnächst auf einige Jahre nach London, ohne jedoch seine frühere Vorliebe für die griech. Sprache aufzugeben, wie schon die Übersetzungen der „Elektra" des Euripides und des Chariton beweisen, welche in diese Zeit fallen. Unterdessen gerieth er, obgleich selbst der damaligen philosophischen Richtung zugethan, mit Voltaire in einen Streit, gegen dessen „Philosophie de l'histoire" er in seinem „Supplément à la philosophie de l'histoire" (Par. 1767) auftrat. Nach seiner Rückkehr wurde er mit d'Alembert befreundet, gewann durch seine mythologische Abhandlung „Mémoire sur Vénus" (Par. 1775) bei der Akademie der Inschriften den Preis und wurde 1778 zu deren Mitglied ernannt. Er starb zu Paris 22. Dec. 1812, nachdem er kurz vorher noch die Professur der griech. Sprache an der Universität erhalten hatte. Sein Hauptwerk ist die durch seine Bemerkungen werthvolle Übersetzung des Herodot (7 Bde., Par. 1786; neue Aufl., 9 Bde., 1803 fg.) und die der „Anabasis" des Xenophon (2 Bde., Par. 1778).

Lardner (Dionysius), berühmter Physiker und Mathematiker, geb. 1790, erwarb sich zuerst einen Namen durch die Werke „Treatise on algebraical geometry" (Lond. 1823) und „On the differential and integral calculus" (Lond. 1825; 2. Aufl., 1828). Er faßte hierauf den Gedanken, eine großartige Encyklopädie oder Reihenfolge von selbständigen Abhandlungen über Naturwissenschaften, Industrie, Kunst, Literatur, Geschichte u. s. w. herauszugeben, an der die ersten Schriftsteller, Brewster, Herschel, W. Scott, Southey, Mackintosh, Moore, Sismondi, Theil nahmen und wovon nach und nach unter dem Titel „Lardner's Cyclopaedia" 132 Bände erschienen. L. selbst schrieb dafür Abhandlungen über Mechanik (in Verbindung mit Kater), Hydrostatik, Geometrie, Arithmetik und (mit C. V. Walker) ein „Manual of electricity, magnetism and meteorology" (2 Bde.). Eine zweite Ausgabe dieses äußerst schätzbaren, obwol als Ganzes trotz seiner Ausdehnung unvollständigen Werkes ward 1853 begonnen. Die von L. in seinen „Popular lectures on the steam engine" (deutsch von C. H. Schmidt, 3. Aufl., Heilbr. 1847) ausgesprochenen Behauptungen hat er später in manchen Punkten modificiren müssen, nachdem die Erfahrung seine Ansicht von der Unmöglichkeit, die Dampfkraft zur Überschiffung des Ocean anzuwenden, widerlegt hatte. Unterdessen war L. zum Professor der Naturphilosophie und Astronomie an der londoner Universität ernannt worden, welches Amt er jedoch in Folge eines skandalösen Processes verlor, den er sich 1840 durch die Entführung der Gattin eines Capitän Heaviside zuzog, wobei er nach engl. Usus zu einer Geldbuße von 8000 Pf. Sterl. verurtheilt ward. Er wurde hierdurch veranlaßt, sich zuerst nach Paris und dann nach den Vereinigten Staaten zu wenden, kehrte indeß später nach England zurück, wo er seine gelehrten Beschäftigungen wieder aufnahm. Außer den Schriften „Treatise on heat" (Lond. 1844), „On railway economy" (Lond. 1850) und „On the steam engine, steam navigation etc." (Lond. 1852), einer Umarbeitung seines frühern Werkes, gab er noch ein sehr umfassendes „Handbook of natural philosophy and astronomy" (3 Bde., Lond. 1851—52) heraus, in welchem er alle Zweige der Physik, Mechanik, Hydraulik, Optik u. s. w. behandelte und das zu den besten wissenschaftlichen Handbüchern neuerer Zeit gehört. Eine Beschreibung der londoner Industrieausstellung von 1851, für die er sich lebhaft interessirte, lieferte er unter dem Titel „The great exhibition reviewed" (Lond. 1852). Die äußerst zahlreichen Schriften L.'s zeichnen sich alle durch Klarheit der Darstellung und eine populäre Sprache aus, die aber der Gründlichkeit durchaus keinen Eintrag thut. Sie haben daher sowol in England als in Amerika eine außerordentliche Verbreitung gefunden.

Laren hießen bei den Römern eine Art Schutzgötter. Namentlich verstand man darunter die Familien- und häuslichen Schutzgötter (Lares familiares), d. h. die durch die acherontischen Sacra aus der Unterwelt befreiten und zu Schirmgöttern ihrer Angehörigen erhobenen Seelen abgeschiedener Vorfahren. Ihre Bilder standen in den Wohnungen in einem kleinen Schrein (aedes) oder in einer besondern Kapelle (Lararium) des Hauses. Außerdem gab es aber auch andere Laren, die nach dem Orte, wo sie standen und ihre schützende Kraft äußerten, genannt wurden; so Lares compitales, die Beschützer auf Kreuzwegen, Lares vicorum, die Beschützer der Straßen, Lares cubiculi, die Beschützer des Schlafgemachs, Lares permarini, zur See u. s. w. Zu diesen kamen noch die öffentlichen Laren (Lares publici), deren es ursprünglich nur zwei gab, denen aber in der Kaiserzeit noch der Genius des Cäsar als Lar hinzugefügt wurde. Die beiden ursprünglichen Laren waren der Sage nach Söhne des Mercur und der Najade Lara. Dargestellt wurden sie in kleinen steinernen, mit einem Hundefell umgürteten Bildern, zu deren Füßen sich ein Hund als Symbol der Wachsamkeit befand. Ihnen zu Ehren wurde in Rom 1. Mai ein Fest (Laralia) gefeiert; die Compitalien aber, welche Servius, der Sohn eines Lar, eingesetzt hatte, begingen die Dienenden am elften Tage vor den Kalenden des Januar. Die größern Opfer, welche man den Laren darbrachte, bestanden in Lämmern, Widdern, Ferkeln oder Kälbern; die kleinen in Erstlingen der Früchte, Weihrauch, Öl, Milch u. dgl. Mit den Laren werden zugleich die Penaten (s. d.) als die Götter der Familie betrachtet und genannt.

Largo dient in der Musik zur Bezeichnung des langsamsten Grades der Bewegung. Meist werden nur kurze Einleitungs- oder Verbindungssätze in diesem Zeitmaße geschrieben. Ein geringerer Grad der Langsamkeit wird durch **Larghetto** bezeichnet.

Larissa, die größte, reichste und bevölkertste Stadt Thessaliens, am südlichen Ufer des Salambria oder Peneus, noch jetzt Larissa oder **Larga**, türk. **Jenischehr** genannt, im Sandschak Trikala oder Tirhala des türk. Ejalet Selanik oder Salonichi, war im Alterthume berühmt wegen der daselbst gehaltenen Stierkämpfe und als Waffenplatz Julius Cäsar's vor der Schlacht bei Pharsalus. Gegenwärtig ist es der Sitz eines griech. Erzbischofs. Es zählt 25000 E., darunter 15000 Türken, und hat 22 Moscheen, viele Kirchen, bedeutende Garnfärbereien, Saffianfabriken, Handel und Weinbau. Seit Ali-Pascha's (s. d.) Zeit, der in L. zuerst den Grund zu seiner Macht legte, bildete es den Mittelpunkt der türk. Kriegsoperationen gegen die Griechen, und von hier aus eröffnete Khurschid-Pascha und alle nach ihm ernannten Seraskiers der Pforte bis 1824 ihre Feldzüge gegen Livadien und Epirus.

Laristan, sonst eine eigene Provinz des pers. Reichs, gegenwärtig der südlichste District der Provinz Farsistan, wird im Osten von der Provinz Karamanien und im Süden von dem schmalen, dem Imam von Maskat zugehörigen Küstenstriche auf der Nordseite des Persischen Meerbusens begrenzt. Der Hauptort ist die Stadt **Lar** am Gebirge Rustan mit 12—15000 E. und noch ziemlich bedeutenden Seidenwebereien, obschon die Stadt von ihrer frühern Blüte sehr herabgekommen ist.

Larive (Jean Mauduit de), einer der berühmtesten tragischen Schauspieler der Franzosen, geb. 1749 zu Larochelle, kam, nachdem er vorher in Lyon debütirt, 1771 nach Paris, wo sich seiner auf der Bühne besonders die berühmte Clairon annahm. Er glänzte vorzüglich in den Rollen als Warwik, Orosman, Philoktet und Spartacus, die seiner körperlichen Schönheit und seinem wohlklingenden Organ am meisten zusagten und in welchen er von den Franzosen noch jetzt als classisches Vorbild betrachtet wird. Als ein nicht unbedingter Anhänger der Revolution mußte er in der Schreckenszeit nebst den meisten andern Mitgliedern des Théâtre français ins Gefängniß wandern. Ein Schreiber in der Kanzlei des Comité der öffentlichen Sicherheit rettete ihm das Leben, indem er alle auf seinen Proceß bezüglichen Papiere heimlich bei Seite schaffte. Ehe man neue Beweismittel gegen ihn gesammelt, erschien mit dem 9. Thermidor auch für ihn die Stunde der Rettung. Nach den Revolutionsstürmen zog er sich, gereizt durch Geoffroy's Kritiken und Talma's stets wachsenden Ruhm, von der Bühne zurück und kaufte sich in Montmorency an, wo er Maire der Gemeinde wurde und sich um das öffentliche Wohl sehr verdient machte. Jos. Bonaparte lud ihn 1806 nach Neapel ein, um dort ein franz. Theater einzurichten. Im J. 1816 trat er zu einem wohlthätigen Zweck noch ein mal als Tancred im Théâtre français auf und erntete reichen Beifall. Er starb auf seinem Landgute bei Montmorency 1. Mai 1827. Sein „Cours de déclamation" (3 Bde., Par. 1804—10) ist nicht ohne Verdienst.

Laroche (Maria Sophie), eine der geistreichsten deutschen Schriftstellerinnen, geb. zu Kaufbeuren 6. Dec. 1731, war die Tochter des gelehrten Arztes Gutermann, Edeln von Gutershofen, erhielt ihre Bildung in Augsburg und wurde sodann mit dem Leibarzt des Fürstbischofs

von Augsburg, Bianconi aus Bologna, verlobt. Doch die Verbindung kam nicht zu Stande, da Bianconi darauf bestand, daß alle seine Kinder katholisch werden sollten. Ein zurückgezogenes, den Wissenschaften und Künsten gewidmetes Leben wurde nun ihr Loos. Mit zwei ihrer Schwestern und ihrem Bruder kam sie nach Biberach in das Haus ihres Großvaters Gutermann, der daselbst Senator und Hospitalmeister war. Nach dem Tode desselben lernte sie 1750 in dem Hause des mit ihr verwandten Predigers Wieland den Sohn desselben, den wenig jüngern Dichter Wieland, und durch ihn die besten Erzeugnisse der deutschen Literatur kennen. Sie sollte seine Gattin werden; allein Misverständnisse trennten ihre Liebe, die jedoch als Freundschaft Beider bis ins hohe Alter fortdauerte. Im J. 1760 verheirathete sie sich mit Laroche, der damals mainzer Hofrath und Oberaufseher der Stadion'schen Güter war und nachher als Geh. Conferenzrath an den kurtrierschen Hof kam. Als derselbe in Folge der von ihm verfaßten „Briefe über das Mönchswesen" seinen Abschied erhalten hatte, lebten beide Gatten ein stilles Privatleben, anfangs zu Speier, dann zu Offenbach, wo L. 1789 und seine Gattin 18. Febr. 1807 starb. Die seltensten körperlichen und geistigen Vorzüge fanden sich in ihr vereinigt und ihr Charakter und Lebenswandel waren musterhaft. Vorzüglich gelangen ihr Romane und Familiengeschichten in Briefform oder in der durch Hermes in Deutschland eingeführten Richardson'schen Manier. Zwar fehlt es diesen Dichtungen an Phantasie; aber die Charaktere sind gut und mit Kenntniß des menschlichen Herzens gehalten und ebenso sind Ton und Stil edel, einfach und lebhaft. Ihre erste Arbeit war die „Geschichte des Fräulein von Sternheim" (herausgegeben von Wieland, Lpz. 1771). Außerdem sind noch zu erwähnen: „Rosaliens Briefe" (Lpz. 1779); „Moralische Erzählungen" (Lpz. 1782); „Schönes Bild der Resignation" (Lpz. 1795); „Melusinens Sommerlieder" (herausgegeben von Wieland, Halle 1806).

Larochefoucauld, ein altes, berühmtes, vielverzweigtes franz. Geschlecht, das bis ins 11. Jahrh. hinaufreicht und dessen Stammsitz die kleine Stadt Larochefoucauld unweit Angoulême ist. **Foucauld de Laroche** lebte um 1026 und wird als der Stammvater des Geschlechts betrachtet. Seine Nachkommen spielten eine wichtige Rolle in den Kriegen der Guienne vom 11.—15. Jahrh. — **François de L.**, der Kammerherr Ludwig's XII. war, hob 1494 den spätern König Franz I. aus der Taufe, erhielt 1515 die Grafenwürde und starb 1517. — Sein Sohn, **François de L.**, führte zuerst den Titel eines Fürsten von Marsillac. In den Religionskriegen standen seine Nachkommen auf Seiten der Protestanten und erduldeten darum mancherlei Schicksale. — **François VI.**, geb. 15. Dec. 1613, zeigte schon früh große Neigung für Literatur und suchte sich bei vernachlässigter Jugendbildung selbst zu unterrichten. Mit der Herzogin von Chevreuse, der Vertrauten der Königin Anna (s. d.), in die Intriguen gegen den Cardinal Richelieu verwickelt, mußte er bis zum Tode Ludwig's XIII. den Hof meiden. Hierauf nahm er, schon als Liebhaber der Herzogin von Longueville (s. **Dunois**), an den Unruhen der Fronde Theil, ließ sich in die Hauptstadt einschließen und wurde bei einem Gefechte in der Vorstadt St.-Antoine verwundet, sodaß er für einige Zeit erblindete. Nach den Unruhen zog er sich ins Privatleben zurück, zumal da ihm seine Freundin untreu geworden war. Er machte sein Haus zum Sammelplatz aller glänzenden Geister jener Epoche und lebte mit der Frau von Lafayette in einem zärtlichen Verhältnisse. Boileau, Racine, Molière und Frau von Sévigné fanden sich täglich bei ihm ein. Seine „Mémoires de la régence d'Anne d'Autriche", in denen er einfach, aber meisterhaft die Geschichte seiner Zeit erzählt, erschienen zusammen mit den „Mémoires" de Lachastre's (Köln 1662; Amst. 1723 und öfter). Im J. 1665 veröffentlichte er „Maximes et réflexions morales" (neue Aufl. von Martin, Par. 1822), eine Schrift, die seitdem als Muster classischer Prosa gegolten hat. Als scharfer Beobachter enthüllte er in derselben in unübertrefflicher Darstellung die vornehme Verdorbenheit und die heuchlerische Tugend seiner Zeit. Nach langer Krankheit starb er 17. März 1680. Seine „Oeuvres complètes" gab Depping (Par. 1818) heraus. — **François VII.**, **Herzog de L.**, **Graf de Larocheguyon**, **Marquis de Liancourt**, der Sohn des Vorigen, geb. 1634, focht sehr tapfer im Feldzuge in Flandern, erhielt beim Rheinübergange 1672 eine schwere Wunde und starb als Gouverneur von Poitou 1714. — **Alex.**, **Herzog de L.**, der Enkel des Vorigen, vor dem Tode seines Vaters Fürst von Montignac, zeichnete sich in den Kriegen Ludwig's XIV. namentlich als Flottencapitän aus und befehligte während des Kriegs in Spanien unter der Regentschaft als Brigadegeneral. Sein großer Eifer, den er 1744 bei dem Einfall in die Niederlande bewies, erregte den Neid der Hofleute. Er wurde deshalb vom Hofe verbannt und starb 1762 ohne männliche Nachkommen. Seine beiden Töchter vermählten sich mit zwei Vettern aus der Seitenlinie der Grafen de Larochefoucauld-Roucy. Aus der Ehe der ältern Tochter, **Nicole de L.**, mit dem Herzoge

d'Anville (gest. 1746) entsprang ein Sohn, **Louis Alex., Herzog de L. und de Larocheguyon.** Vor der Revolution Pair von Frankreich, trat er zeitig in die Armee und wurde 1789 von dem Adel der Hauptstadt zu der Versammlung der Generalstaaten geschickt, wo er sich sogleich mit dem Dritten Stande vereinigte. Er beantragte die Abschaffung der Negersklaverei, den Verkauf der Kirchengüter, die Aufhebung der Klöster und die Herstellung der Preßfreiheit. Als er jedoch 1792 seine Stimme gegen die Aufführung Pétion's und Manuel's bei den Ereignissen vom 20. Juni erhob, mußte er als Gegenstand des Volkshasses aus Paris entfliehen. Er wurde indessen verhaftet und starb zu Gisors 14. Sept. 1792 an den Folgen eines Steinwurfs, den er beim Transport durch die Stadt von der wüthenden Menge erhielt. Marie de L., die jüngere Tochter Alexander's, Herzogs von L., heirathete **Louis von L. de Roye, Graf de Roucy,** welcher 1737 den Titel eines Herzogs von Estissac erhielt und 1783 starb. — **François Jos. de Larochefoucauld-Bayers,** geb. 1735 zu Angoulême, wurde 1772 Bischof von Beauvais und vertrat als Mitglied der Generalstaaten und der Constituirenden Versammlung sehr lebhaft das Interesse des Klerus und des Hofs. Wie seinen Bruder, **Pierre Louis,** der seit 1782 Bischof von Saintes war, klagte ihn Chabot bei der Gesetzgebenden Versammlung als Verschwörer gegen die constitutionelle Monarchie an. Beide Brüder entflohen, wurden jedoch ergriffen und zu Paris 2. Sept. 1792 niedergemetzelt. — **Dominique de L.,** aus dem Seitenzweige der Grafen von St.-Elpis, geb. 1713, erhielt 1747 das Erzbisthum Alby, später den Bischofsitz zu Rouen und 1778 die Cardinalwürde. Als Abgeordneter der Generalstaaten widersetzte er sich jeder Reform, schloß sich den Emigranten an und starb 1800 zu Münster. — **François Alex. Frédéric, Herzog de Larochefoucauld-Liancourt,** bekannt als warmer Menschenfreund, der ältere Sohn des obenerwähnten Herzogs von Estissac, geb. 11. Jan. 1747, trat früh in die Armee und verheirathete sich schon 1764. Da er seines offenen Charakters wegen bei Hofe wenig Gunst fand, widmete er sich auf seinem Landgute Liancourt, unweit Clermont, der Landwirthschaft. Er gründete daselbst eine Musterschule, die 1788 den Namen „École des enfants de la patrie" erhielt, weil die Zöglinge aus armen Soldatenkindern bestanden. Bei der Versammlung der Generalstaaten vertrat er den Adel von Clermont. Wiewol alle philanthropischen Reformplane an ihm einen eifrigen Vertheidiger fanden, suchte er doch Thron und Monarchie vor dem Andringen revolutionärer Leidenschaft zu schützen. Während der Bewegungen vom 12. Juli 1789 wagte er Ludwig XVI., bei dem er in hoher Achtung stand, die Lage der Hauptstadt zu enthüllen. Als der König ausrief: „Also eine Revolte!" erwiderte er ernst: „Nein, Sire, das ist eine Revolution!" In der Nationalversammlung zeichnete sich L. besonders in seinen Berichten über das Elend des Volkes, das Armenwesen und die Hospitalpflege aus. Inmitten der politischen Wirren stiftete er 1790 auf seinem Landsitze eine große Baumwollenspinnerei. Nach dem Schlusse der Nationalversammlung erhielt er in der Eigenschaft als Generallieutenant das Commando in den Departements der Normandie. Er bot, als die Gefahr für den Hof wuchs, dem Könige Rouen als Zufluchtsort an und lieh demselben, obschon man seinen Vorschlag zurückwies, die Summe von 150000 Livres. Nach der Katastrophe vom 10. Aug. floh er nach England und lebte hier in großer Dürftigkeit, bis er 1794 die Trümmer seines Vermögens zurückerhielt. Er machte hierauf eine Reise nach Nordamerika, deren Resultate er in der berühmten Schrift „Voyage dans les États-Unis d'Amérique fait en 1795—97" (8 Bde., Par. 1798 und öfter) niederlegte. Nach einer Reise durch Norddeutschland, Holland und Dänemark kehrte er nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurück. Längere Zeit lebte er nun zu Paris äußerst zurückgezogen, nur mit Verbreitung der Schutzpockenimpfung und ähnlichen wohlthätigen Werken beschäftigt. Im J. 1800 erschien von ihm „Les prisons de Philadelphie", in welcher Schrift er wichtige Reformen des Gefängnißwesens erörterte und auf Abschaffung der Todesstrafe antrug. Napoleon, der ihn als Fabrikunternehmer behandelte, gab ihm den Herzogstitel erst 1809 zurück. Mit der ersten Restauration erhielt L. die Pairswürde. Während der Hundert Tage wurde er zum Abgeordneten der Deputirtenkammer erwählt; nach der zweiten Restauration trat er in die Pairskammer zurück. Als Präsident der Gesellschaft für christliche Moral, als Mitglied des Generalconseils für die Gefängnisse, für den Ackerbau, für die Manufacturen, für die Hospitäler u. s. w. entfaltete er nun, ohne für die vielen Ämter nur irgend eine Besoldung zu erhalten, eine unglaubliche Thätigkeit. Als die von ihm gegründete landwirthschaftliche Musterschule nach Châlons versetzt wurde, erhielt er die Stelle des Generalinspectors. Seine Opposition in der Pairskammer gegen die anticonstitutionelle Politik des Hofs bewog jedoch 1823 das Ministerium, ihn seiner sämmtlichen Ämter zu entsetzen. Da man ihm nicht wohl die Präsidentschaft bei der Commission für die Blatternimpfung nehmen

konnte, so wurde sogar diese Commission aufgelöst; dagegen wählte ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede. Ungeachtet dieser Misgunst setzte L. seine Bestrebungen fort und beschäftigte sich jetzt vorzüglich mit Einführung des wechselseitigen Unterrichts. Auch gründete er in Frankreich die erste Sparkasse. Er starb 27. März 1827 und hinterließ drei Söhne. Der älteste derselben, **François, Herzog de L.**, Pair von Frankreich, geb. 8. Sept. 1765, war während der Kaiserzeit Maréchal-de-Camp und starb 27. Nov. 1848. Er hinterließ vier Söhne, von denen **François, Herzog de L., de Liancourt und de Larocheguyon**, geb. 1794, gegenwärtig Chef der Familie ist. Seine Söhne sind **François, Graf de L., Fürst von Marsillac**, geb. 14. April 1818, Graf **Alfred de L.**, geb. 5. Sept. 1820, und Graf **Georges de L.**, geb. 8. März 1828; seine Brüder: Graf **Olivier de L.**, geb. 1796 zu Altona, Graf **Frédéric de L.**, geb. 9. Juni 1802 zu Crèvecoeur, und Graf **Hippolyte de L.**, geb. 13. Aug. 1804 zu Liancourt, unter Ludwig Philipp eine Zeit lang franz. Ministerresident zu Darmstadt. — **Alexandre, Graf de L.**, der zweite Sohn des Herzogs de Larochefoucauld-Liancourt, geb. 1767, trat 1792 in die Armee Lafayette's, mußte aber geächtet entfliehen, weil er mit seinem Vater an der Entweichung des Königs gearbeitet hatte. Erst nach der Revolution vom 18. Brumaire verließ er seinen Zufluchtsort. Napoleon, der ihn schätzte, suchte ihn an seine Regierung zu fesseln, erhob später dessen Gemahlin zur Ehrendame der Kaiserin und verheirathete die junge Gräfin de L. mit dem Prinzen Aldobrandini-Borghese, dessen Bruder Pauline, die Schwester des Kaisers, zur Gemahlin besaß. Im J. 1802 wurde der Graf Geschäftsträger am sächs. Hofe, 1805 Gesandter zu Wien und 1808 in Holland. Während der Restauration war er mehrmals Mitglied der Deputirtenkammer. Auch 1831 trat er als Deputirter ein; 1833 jedoch erhielt er die Pairswürde zurück, die ihm Napoleon schon während der Hundert Tage verliehen hatte. Er starb 2. März 1841. — Der älteste Sohn des Vorigen, **Jules, Graf de L.**, geb. 22. Jan. 1796, trat 1812 in die Armee. Der Kriegsminister Gouvion St.-Cyr trug ihm 1819 die Abfassung der Geschichte des Kriegs in Deutschland für das Kriegsdepôt auf. Im J. 1828 wurde er Adjutant des Herzogs von Orléans, und diese Stellung behielt er auch nach der Julirevolution. Im J. 1830 schickte ihn das Wahlcollegium von Orléans in die Kammer, 1831 und 1837 war er jedoch Abgeordneter des Arrondissements von Pithiviers. Im Nov. 1839 wurde er Herzog von Estissac und erhielt die Pairswürde. Seine Söhne sind **Royer de L.**, Herzog d'Anville, geb. 17. Mai 1826, und **Arthur de L.**, geb. 1. Mai 1831. Sein Bruder **Polydore, Graf de L.**, geb. 15. Mai 1801, war 1842—46 franz. Ministerresident am Hofe zu Weimar. — **Frédéric Gaëtan, Graf de L.**, der jüngste Sohn des Herzogs de Larochefoucauld-Liancourt, geb. 5. Febr. 1779, begleitete unter der Kaiserregierung mehre Präfectenstellen, wendete sich mit der Restauration den Bourbons zu und trat 1827 als Abgeordneter des Depart. Cher in die Kammer. Während der Restauration zeichnete er sich als eifriger Vertheidiger der constitutionellen Freiheit aus. Unter Anderm erschien von ihm „L'esprit des écrivains du XVIIIme siècle" (Par. 1809). Auch gab er 1825 die „Oeuvres complètes" seines Vaters, sowie 1827 „La vie du duc de la Rochefoucauld-Liancourt" heraus. — **Michel de L., Herzog von Doudeauville**, einem Seitenzweige der Familie angehörig, war 1824 Minister des königl. Hauses, 1827 Abgeordneter des Depart. Marne in der Kammer und starb 3. Juni 1841. — Sein Sohn, **Sosthènes de L.**, nach des Vaters Tode Herzog von Doudeauville, geb. 15. Febr. 1785, war 1814 Adjutant des Generals Dessolles und dann des Grafen von Artois. Nach der zweiten Restauration wurde er ein eifriges Mitglied der Chambre introuvable und bewahrte seitdem diese politischen Grundsätze. Er veröffentlichte seine „Mémoires", in welchen er seine Wallfahrt nach Görz beschreibt (5 Bde., Par. 1835), dann „Pensées" (Par. 1835) und eine politische Flugschrift „La vérité à tous" (Par. 1839). Söhne desselben sind **Stanislas, Vicomte de L.**, geb. 9. April 1822, und **Sosthènes, Graf de L.**, geb. 1. Sept. 1825. Einem andern Zweige des Geschlechts, der sich um 1320 absonderte, gehört an **Albert, Graf de L.-Bayers**, geb. 20. März 1799 zu Dubno in Volhynien.

Larochejacquelein (Duvergier de), eine alte franz. Adelsfamilie, welche ihren eigentlichen Namen Duvergier von einer Gegend in Poitou entlehnte. **Gui Duvergier** vermählte sich 1505 mit Renée, der Erbtochter von Jacques Lemastin, Seigneur von Larochejacquelein, und nahm von dem ihm zugefallenen Besitzthum den Namen an. **Louis Duvergier, Seigneur von L.**, ein Enkel des genannten Gui, war einer der tapfersten Waffengefährten Heinrich's IV. **Henri Louis Auguste Duvergier, Marquis von L.**, geb. 21. Juli 1749, Maréchal-de-Camp seit 1788, kam später nach S.-Domingo und starb hier 1802 an den Wunden, die er in einem Kampfe gegen die Korsaren erhalten hatte. Er hinterließ drei Söhne, Henri, Louis und Auguste.

Larochejacquelein (Henri Duvergier, Graf von), geb. 30. Aug. 1772 auf dem Schlosse Durbellière bei Châtillon in Poitou, trat 1791 als Offizier in die constitutionelle Garde Ludwig's XVI., verließ aber Paris nach den Ereignissen vom 10. Aug. 1792, um sich in der Vendée an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen. Nach einer Reihe von Heldenthaten wurde er im Oct. von den Vendéern als Generalissimus anerkannt. Er siegte bei Condé und Château-Gouthier, bemächtigte sich der Stadt Laval und bekämpfte die Generale Westermann und Léchelle. Ein Sieg, den er bei Antrain davon trug, öffnete ihm den Weg auf Angers, das er aber vergebens wegzunehmen suchte. Dafür glückte ihm die Wegnahme von Lasflèche. Die Schlacht jedoch, die er hier 21. Dec. 1793 den Generalen Westermann, Müller und Tilly lieferte, mußte für die schwachen Royalisten unglücklich ausfallen. Beim Übergange über die Loire von den Seinen abgeschnitten, rettete er sich durch die Republikaner hindurch in die kleine Stadt St.-Aubin, wo er kurze Zeit verborgen blieb. Da er sich indessen mit Charette, der allein noch eine Armee besaß, nicht in Verbindung setzen konnte, entwich er ins obere Poitou und sammelte hier neue Insurgentenhaufen. Am 4. März 1794, als er bei Nouaillé in der Gegend von Chollet ein Treffen geliefert, schoß ihn ein republikanischer Grenadier, der sich ihm ergeben sollte, plötzlich nieder. — **Larochejacquelein** (Louis Duvergier, Marquis von), ein Bruder des Vorigen, geb. 29. Nov. 1777 zu St.-Aubin, wanderte beim Ausbruche der Revolution aus und trat erst in das Heer Condé's, dann in brit. Dienste. Im J. 1801 benutzte er die vom Ersten Consul gebotene Amnestie und kehrte nach Frankreich zurück. Vergebens suchte ihn Napoleon zu gewinnen. Im J. 1813 stellte er sich an die Spitze der royalistischen Bewegungen in der Vendée und 1814 führte er den Herzog von Angoulême in Bordeaux ein. Ludwig XVIII. erhob ihn dafür 4. Aug. 1814 zum Maréchal-de-Camp und zu Anfange des folgenden Jahres zum Obergeneral der Armee in der Vendée. Während der Hundert Tage machte L., von den Engländern unterstützt, 16. Mai 1815 einen Landungsversuch an der Küste von St.-Gilles, wurde aber von dem General Travot zurückgeschlagen. Erst in den ersten Tagen des Juni gelang es ihm, mit einer neuen Verstärkung auf der Küste Fuß zu fassen. Er fiel jedoch 4. Juni unweit St.-Gilles im Kampfe mit den Generalen Travot und Estève. Er hinterließ zwei Söhne, Henri Auguste Georges Duvergier, Marquis von L. (s. d.) und **Henri Louis Lescure Duvergier, Graf von L.**, geb. 26. Mai 1809. Letzterer versuchte 1832 die Insurrection in der Vendée wieder zu beleben, wurde aber verwundet und ging dann nach Portugal, wo er für die Sache Dom Miguel's starb. Seine Witwe, **Marie Louise Victoire**, geb. **de Donnissan**, ebenfalls berühmt als royalistische Heldin, wurde 25. Oct. 1772 zu Versailles geboren. Sie heirathete im Alter von 17 J. den Marquis von Lescure, ihren Cousin, der nach der Katastrophe vom 10. Aug. in der Vendée die Fahne der Insurrection erhob. Als ihr Gemahl 1793 bei Chollet gefallen war, flüchtete sie nach Spanien, kehrte aber in Folge der Amnestie von 1795 nach Frankreich zurück. Die Ereignisse vom 18. Fructidor trieben sie wieder auf kurze Zeit aus ihrem Vaterlande. Im J. 1801 heirathete sie den Marquis de L. Ihre „Mémoires" (Bordeaux 1815 und öfter) liefern einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Französischen Revolution. — **Larochejacquelein** (Auguste Duvergier, Graf von), der jüngste der drei Brüder, geb. 17. April 1784, wanderte zur Zeit der Revolution ebenfalls aus und kehrte unter dem Consulat zurück. Im J. 1809 trat er als Offizier in die kaiserliche Armee und fiel 1812 in der Schlacht an der Moskwa schwer verwundet in die Hände der Russen. Nach der ersten Restauration trat er in die königl. Garde. Während der Hundert Tage kämpfte er an der Seite seines Bruders in der Vendée und wurde in dem Augenblicke, als derselbe fiel, sehr gefährlich verwundet. Im J. 1822 erhielt er den Grad eines Maréchal-de-Camp, und in dieser Eigenschaft wohnte er 1823 dem Feldzuge in Spanien bei. Nach der Revolution von 1830, während welcher er die Cavalerie der Garden befehligte, suchte er 1832 die Bestrebungen der Herzogin von Berri in der Vendée zu unterstützen. Er mußte deshalb 1835 vor Gericht erscheinen, wurde aber freigesprochen. Seine Gemahlin, die Tochter des Herzogs von Durfort-Duras, war in erster Ehe mit Leopolde von La-Tremoïlle, Fürsten von Talmont, vermählt.

Larochejacquelein (Henri Auguste Georges Duvergier, Marquis von), Sohn Louis Duvergier, Marquis von L.'s, geb. 28. Sept. 1805, wurde 1815 als zehnjähriger Knabe zum Pair von Frankreich erhoben, zur Belohnung der Dienste, welche seine Familie der königl. Sache geleistet. Zögling der Kriegsschule von St.-Cyr, trat er 1821 in Dienst und machte 1823 den span. Feldzug mit. Im J. 1828 Offizier bei den reitenden Grenadieren der königl. Garde, erhielt er die Erlaubniß, als Freiwilliger in ruff. Diensten an der Balkanexpedition Theil zu nehmen. Nach der Revolution von 1830 verzichtete er auf seinen Pairstitel, des-

sen Functionen sein Alter ihm noch nicht auszuüben gestattet hatte, und lebte, von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen, im westlichen Frankreich, wo er sich mit industriellen Unternehmungen befaßte und die Compagnie der Dampfschiffe auf der Loire als Director leitete. Der Wahlbezirk von Ploermel sandte ihn 1842 in die Deputirtenkammer, wo er eine eigene Stellung einnahm, indem er das Dogma der monarchischen Legitimität mit dem Princip der Volkssouveränetät in Einklang zu bringen suchte. Nach der Februarrevolution von 1848 war L. unter den Legitimisten einer der ersten, der die neue Republik anerkannte. In einer feierlichen Adresse gelobte er der neuen Ordnung seinen Beistand zum großen Erstaunen der legitimistischen Partei, welche ihm diesen Schritt nie verziehen hat. Aber noch mehr ärgerten sich seine frühern Freunde über die Glaubensbekenntnisse, die er in den pariser Clubs ablegte, um seine Candidatur im Seinedepartement zu befördern. Demohngeachtet fiel er in Paris durch, wurde aber dafür im Depart. Morbihan in die Constituante, nachher in die Legislative abgeordnet. Hier stand er nach dem Tode Genoude's an der Spitze der ketzerischen Legitimistensekte, die in den Conferenzen zu Wiesbaden in den Bann gethan wurde. Von seiner eigenen Partei verschmäht und verstoßen, warf sich L. nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 der neuen Regierung in die Arme und wurde 31. Dec. 1852 zum Senator ernannt.

Larochelle, die befestigte Hauptstadt des franz. Depart. Nieder-Charente, am Atlantischen Meere, der Sitz eines Bischofs, ist im Ganzen gut gebaut und hat an dem Schloßplatze einen der schönsten öffentlichen Plätze in Frankreich. Sie zählt gegen 15000 E. und hat sieben Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale; ferner eine Akademie der schönen Künste und Wissenschaften, ein College, eine Navigationsschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Naturaliencabinet und andere sowol wissenschaftliche als wohlthätige Anstalten. Sie besitzt Zucker-, Glas- und Fayencefabriken, Thransiedereien, treffliche Schiffswerfte und Salzwerke und treibt Handel mit Holz, Wein, Branntwein, Spiritus, Salz, Colonialwaaren u. s. w. Ihren Seehandel unterstützt besonders der Hafen, der, sicher und bequem, durch zwei starke Thürme vertheidigt wird, indeß nur bei der Flut zugänglich ist. In den bürgerlichen und Religionskriegen zu den Zeiten der Könige aus dem Hause Valois, sowie unter den ersten Bourbons war L. als Haupt- und Waffenplatz der Hugenotten bedeutend, bis es nach langer Belagerung, während welcher 15000 Menschen vor Hunger und Elend umkamen, 29. Oct. 1628 in die Hände der Katholiken kam, womit der Untergang der ref. Partei entschieden war. Viele Bewohner flüchteten sich nach Amerika, sodaß die Stadt, die 1572 noch 72000 E. zählte, bedeutend herabkam.

Laromiguière (Pierre), franz. Philosoph, geb. zu Lévignac in Rouergue 1756, trat, nachdem er im Collége von Villefranche studirt, in die Congregation der Pères de la doctrine chrétienne und erhielt verschiedene Lehrstellen, über die seine Congregation zu verfügen hatte. Während dieser Zeit wurde die Philosophie zu seiner Lebensaufgabe. Durch die Revolution aus seiner Thätigkeit als Lehrer gerissen, entwarf er das „Projet d'éléments de métaphysique" (Toulouse 1793). Sieyès, der zufällig mit dieser Schrift bekannt geworden, interessirte sich für den Verfasser und berief ihn 1795 nach Paris. L. trat als Zögling in die École normale ein, aber bereits 1796 wurde er zum Mitglied des Instituts ernannt. Als 1797 die Écoles centrales gegründet wurden, erhielt er die Stelle eines Professors der Logik. Drei Jahre hindurch war er auch Tribun, aber das Geräusch der Welt scheuchte ihn bald wieder in seine philosophische Einsamkeit zurück. In der Folge wurde er am Prytanée français als Professor und später als Conservator der Bibliothek angestellt. Sein Ruhm begann aber erst, als er zum Professor der Philosophie an der Faculté des lettres zu Paris ernannt wurde. Indessen leistete er bereits 1812 auf die Professur Verzicht und benutzte nun seine Muße zur Bearbeitung und Herausgabe seiner Vorlesungen, welche unter dem Titel „Leçons de philosophie sur les principes de l'intelligence, ou sur les causes et les origines des idées" (2 Bde., Par. 1815—18; 5. Aufl., 1833) erschienen. Er starb 12. Aug. 1837 zu Paris. Seine philosophische Richtung läßt sich als die eines gemäßigten Sensualismus bezeichnen.

Larra (Don Mariano José de), einer der vorzüglichsten span. Dichter der neuern Zeit, geb. zu Madrid 26. März 1809, kam 1813 mit seinen Ältern nach Frankreich und kehrte erst 1822 nach Spanien zurück, wo er nun mit den classischen Sprachen sich vertraut machte. Nachdem er 1827 zuerst als Dichter aufgetreten, begründete er 1828 die satirische Zeitschrift „El duende satírico" („Der satirische Kobold"), die nach anderthalb Jahren unterdrückt wurde, und 1831 die ebenfalls satirische Zeitschrift „El pobrecito hablador" („Der armselige Schwätzer"), in der er mit großer Freimüthigkeit die Gebrechen des Volkes und der Regierung geißelte. Zwei

Jahre später trat er als Hauptredacteur bei der „Revista española" ein und machte dann eine Reise durch England, Frankreich, Belgien und Deutschland. Nach seiner Rückkehr nahm er an der Redaction der Zeitschrift „El mundo" Theil, bis er 13. Febr. 1837 durch einen Schuß freiwillig sein Leben endete. Für die Bühne schrieb er das Lustspiel in Prosa: „Nomas mostrador" (Madr. 1831), dem Scribe's Vaudeville „Les adieux au comptoir" zu Grunde liegt, und das Trauerspiel „Macias" (Madr. 1834), nachdem er kurz zuvor denselben Gegenstand in dem Romane „El doncel de Don Enrique el doliente" (4 Bde., Madr. 1834) bearbeitet hatte. Auch übersetzte er viele neuere Stücke aus dem Französischen, die er zum Theil unter dem angenommenen Namen Ramon Arriala (Anagramm von Mariano Larra) herausgab. Seine Theilnahme an den politisch-religiösen Verhandlungen seiner Zeit bethätigte er nicht nur als Journalist, sondern auch durch das Werk „De 1830 à 1835, ó la España desde Fernando VII. hasta Mendizabal" (Madr. 1836). Die von ihm für die „Revista española" gearbeiteten und meist mit dem Namen Figaro unterzeichneten Artikel erschienen unter dem Titel „Figaro, coleccion de artículos dramáticos, literarios, políticos y de costumbres" (5 Bde., Madr. 1837); auch erschien eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke (13 Bde., Madr. 1837). Wiewol in allen seinen Werken der Einfluß der neuesten franz. Literatur unverkennbar ist, so tragen sie doch auch alle das Gepräge des echt span. Nationalcharakters. Auch zeichnen sie sich durch Sprachgewandtheit und energischen und edeln Stil aus.

Larrey (Jean Dominique, Baron), berühmter franz. Wundarzt, geb. 1768 zu Beaudeau bei Bagnères de Bigorre, studirte in Toulouse und Paris. Als Oberschiffswundarzt auf einer Fregatte, die 1787 nach Nordamerika ging, machte er seinen ersten Feldzug mit. Nach seiner Rückkehr trat er zum Landdienst über und wurde, nachdem er in Paris sich weiter ausgebildet hatte, 1792 als zweiter Arzt am Invalidenhôtel angestellt. Im J. 1793 zur Armee berufen, leistete er durch Einführung der Ambulance wesentliche Dienste; auch zeichnete er sich durch Unerschrockenheit und Muth aus. Er wohnte der Unternehmung gegen Corsica 1794 bei, lebte darauf kurze Zeit in Toulon, wo er eine Lehranstalt für Chirurgen errichtete, und ging 1796 als Professor an die medicinisch-chirurgische Schule zu Val-de-Grace. Napoleon berief ihn 1797 nach Italien und nahm ihn dann mit nach Ägypten. Im J. 1805 zum Generalinspector des franz. Militärmedicinalwesens ernannt, erwarb er sich als treuer Gefährte Napoleon's in den folgenden Feldzügen große Verdienste, sodaß nach Napoleon's Ausspruch die Menschheit nie ihre Schuld gegen L. abtragen kann. Vom Kaiser wie von fremden Monarchen erhielt L. vielfache Beweise von Anerkennung; er wurde Großoffizier der Ehrenlegion und Baron. Nachdem er während der Hundert Tage wieder in seine vorige Stellung eingetreten, ward er in der Schlacht bei Waterloo verwundet und gefangen. Nach der zweiten Restauration wurde er zwar Oberwundarzt der königl. Garde, auch blieb er Mitglied des allgemeinen Gesundheitsraths, sowie Generalchirurg des Invalidenhauses, aber eine Pension von 3000 Frcs., die ihm Napoleon auf Lebenszeit ausgesetzt hatte, verlor er, bis sie ihm 1818 durch ein Specialgesetz der Kammer zurückgegeben wurde. Im J. 1836 legte er seine Stelle am Invalidenhause nieder und starb zu Lyon 25. Juli 1842. Rühmlich steht auch L.'s Name in der Wissenschaft da. Von seinen Schriften, die in die meisten europ. Sprachen übersetzt wurden, sind besonders zu erwähnen: „Sur les amputations des membres à la suite des coups de feu" (3. Aufl., Par. 1808); „Relations historiques et chirurgicales de l'expédition de l'armée de l'Orient" (Par. 1803); „Mémoires de médecine et de chirurgie militaire" (4 Bde., Par. 1812—18; deutsch von Becker, 2 Bde., Lpz. 1813—19); „Recueil de mémoires de chirurgie" (Par. 1821; deutsch von Robbi, Lpz. 1824); „Clinique chirurgicale exercée particulièrement dans les camps et les hôpitaux militaires depuis 1792 jusqu'en 1829" (5 Bde., Par. 1830—36; deutsch von Amelung, Bd. 1—3, Darmst. 1831—34). Nicht zu verwechseln ist mit ihm sein Bruder **Claude François Hilaire L.**, gest. 1819 in Nismes, und sein Oheim, gest. 1827 als Professor in Toulouse, welche gleichfalls eines bedeutenden ärztlichen Rufs genossen.

Larve (larva) war bei den Römern eine von den vielfachen Bezeichnungen für die Schreckbilder oder gespensterhaften Erscheinungen (s. Lemur), die der Aberglaube der Alten als für die Menschen Unglück oder selbst den Tod bringend sich schuf. Doch wurde es auch bei ihnen schon in der noch jetzt gewöhnlichen Bedeutung von der Gesichtsmaske gebraucht, deren man sich nicht blos bei theatralischen Vorstellungen, sondern auch bei Processionen und Feierlichkeiten, bei geheimen Einweihungen und Festen bediente. Eine große Anzahl von Abbildungen solcher Larven findet sich in der wegen ihres reichhaltigen Stoffs noch jetzt geschätzten Abhandlung von Berger: „De personis vulgo larvis seu mascheris, i. e. von der Carnevalslust" (Ffk. 1723).

(S. Maske.) — In der Naturgeschichte versteht man unter Larve ein der Verwandelung unterworfenes Thier während seiner zweiten Entwickelungsperiode. Früher kannte man den Larvenzustand allein bei Insekten (s. d.); allein die Forschungen der letzten Jahre haben nachgewiesen, daß eine unvermuthet große Zahl von Thieren, zumal des Meeres, eine Zeit lang als Larven leben und dann oft ohne eine Spur der Gestalt sind, die sie nach erlangter Reife haben werden. Manche dieser Seethiere schwimmen als Larven frei umher, wurzeln aber fest, sobald sie zu vollkommenen Thieren werden; andere sehen wie Würmer aus und erhalten dennoch endlich eine Scheiben- oder Melonengestalt u. s. w. Für die vergleichende Physiologie ist das Studium der Larven und ihrer fortschreitenden Umbildung von großer Wichtigkeit.

Läsare, d. i. Leser, heißt eine in Schweden bestehende religiöse Partei, die bei ihrer Entstehung einen sehr schwärmerischen Charakter trug und große kirchliche Bewegungen im Lande veranlaßte. Ihr Stifter war **Hans Nielsen Hauge** (geb. 1771 in Norwegen). Schon 1797 trat er als Prediger des Heiligen Geistes auf, indem er sich für einen von Gott geweihten Propheten erklärte. Er reiste im Lande umher und sammelte Anhänger, die er um so mehr fand, je größer bei dem weiten Umfange der Kirchspiele das Bedürfniß des Hausgottesdienstes war. Der schwärmerischen Richtung folgend, hielt er sich für unfehlbar, sagte sich mit seinen Anhängern von den Geistlichen der Landeskirche los, legte einen großen Werth auf das Lesen der Bibel, zeigte sich unduldsam gegen Andersdenkende, lehrte die Gleichheit aller Stände und störte dadurch die kirchliche wie die häusliche Eintracht. Seit dem J. 1803 gewann die Partei einen mildern Charakter, indem viele Glieder derselben die schwärmerischen Ideen des Stifters mäßigten und ihren frommen Eifer durch eine pietistische Richtung, streng-lutherische Orthodoxie und strenge Sitte kund gaben, dabei aber sich Allem unterwarfen, was die kirchliche und bürgerliche Ordnung ihnen vorschrieb. Hiernach bekennen sie sich jetzt noch zu dem Glauben der luth. Kirche; sie suchen aber ihren Ruhm darin, daß sie diesen Glauben besser fühlen und ausüben als Andere. Sie lesen fleißig in der Bibel und Luther's Postille, feiern den Sabbath gewissenhaft, zuweilen übertrieben streng, zeigen im Äußern einen geschmacklosen Widerwillen gegen Alles, was zierlich und schön ist, eifern mit ascetischer Strenge selbst gegen unschuldige Freuden, schwören nicht, üben eine düstere Frömmigkeit, ehren nur solche Geistliche, von denen sie meinen, daß sie von dem Geiste Gottes getrieben seien, wandern oft viele Meilen weit, um sie zu hören, und glauben, daß Andersdenkende unter der Gewalt des Teufels stehen. Die kirchlichen Oberbehörden verfuhren gegen die Partei mehr warnend als strafend. Im J. 1819 erregte sie neue große Bewegungen, indem sie sich der Annahme eines neuen Gesangbuchs, das eingeführt wurde, widersetzte. Vgl. Tegnér, „Die Kirche und Schule Schwedens in den beiden letzten Jahrzehnden" (deutsch von Mohnike, Stralf. 1837). Von neuem trat der alte schwärmerische Charakter 1842 unter der Partei durch Erich Jansen, einen Bauer, hervor, der sich für einen unmittelbaren Jünger Jesu erklärte, Luther's Schriften und Katechismen mit den Gesangbüchern und andern Erbauungsschriften verbrannte und allerlei Störungen im öffentlichen, kirchlichen und häuslichen Leben verursachte. Belehrungen, Warnungen und Strafen konnten ihn und seine Anhänger nicht zur Besonnenheit bringen. Jansen flüchtete endlich nach Norwegen und ging von da 1846 mit seinen Anhängern, nachdem sie ihr Eigenthum veräußert hatten, nach Nordamerika, um hier eine geistliche Colonie zu stiften.

Lasaulx (Ernst von), geistreicher Philolog und Alterthumsforscher, geb. 16. März 1805 zu Koblenz, widmete sich 1824—30 zu Bonn und München philologischen und philosophischen Studien und lebte dann zu deren Fortsetzung längere Zeit in Wien, Rom, Athen, Konstantinopel und Jerusalem. Nach seiner Rückkehr wurde er 1835 Professor der Philologie zu Würzburg und 1844 folgte er einem Rufe als Professor der Philologie und Ästhetik nach München. Hier wie dort hatten sich seine Vorlesungen der allgemeinsten Theilnahme der Studirenden zu erfreuen. Indessen ward L. mit andern gleichgesinnten Professoren der münchener Universität im Febr. 1847 vom Ministerium Maurer-Zu Rhein seines Amtes enthoben, besonders weil er im akademischen Senate den Antrag gestellt hatte, dem abgetretenen Minister Abel ein Zeichen der Hochachtung zu geben. Im Mai 1848 zu Abensberg für die Deutsche Nationalversammlung gewählt, stimmte er hier in kirchlichen Fragen mit der specifisch-katholischen, in politischen mit der sogenannten großdeutschen Partei. Im März 1849 erhielt er seine frühere Professur zurück; auch ist er seit Sept. 1849 Mitglied der zweiten bair. Kammer. L.'s literarische Arbeiten bestehen in einer Reihe gelehrter Monographien über Gegenstände des classischen Alterthums. So gab er früher zu Würzburg heraus: „Über das Orakel von Dodona" (1841);

„Über den Sinn der Ödipussage" (1841); „Die Sühnopfer der Griechen und Römer" (1841); „Der Eid bei den Griechen" (1844); „Der Eid bei den Römern" (1844); „Über die Linosklage" (1842); „Über den Fluch bei Griechen und Römern" (1843); „Die Gebete der Griechen und Römer" (1842); „Prometheus. Die Sage und ihr Sinn" (1843). Zu München veröffentlichte L.: „Über das Studium der griech. und röm. Alterthümer" (1846); „Über den Entwickelungsgang des griech. und röm. und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Lebens (1847); „Die Bücher des Königs Numa" (1847); „Die Geologie der Griechen und Römer" (1851); „Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen" (1852). Eine eigenthümliche, in dem ganzen Lebens- und Studiengange L.'s begründete hellenistisch-christliche Religionsphilosophie zieht sich durch alle diese Schriften, und ungeachtet seine Anschauungen von Manchen nicht immer gebilligt, sondern als eine Mischung des Christenthums mit dem Alterthum bezeichnet worden sind, besitzt er doch unleugbar das Verdienst, die Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers auf eine Seite des Geistes und Lebens der antiken Völker gerichtet zu haben, die bisher kaum eine Berücksichtigung gefunden hatte. Zwei Brüder L.'s, **Otto von L.** und **Hermann von L.**, wirken als Architekten, Ersterer bis 1850, wo er nach Texas auswanderte, zu Elberfeld, Letzterer zu Koblenz. — **Lassaulx** (Joh. Claudius von), Vater der Vorigen, aus einer lothringischen Familie stammend, geb. zu Koblenz 27. März 1781, studirte seit 1798 zu Würzburg erst die Rechte, dann Medicin und übernahm hierauf den Betrieb einer Branntweinbrennerei und Essigfabrik, die sein Vater während der Kriegsjahre begonnen hatte, und wobei er zugleich hinlänglich Muße fand, seiner Neigung zu mechanischen Arbeiten nachzugehen. Im J. 1812 nahm er die Stelle eines Landbaumeisters an, die ihm zufällig angetragen wurde. Da unter den damaligen politischen Verhältnissen nur das Dringendste gebaut wurde, blieb ihm noch Zeit genug zum gründlichen Studium seines neuen Fachs übrig, sodaß ihm 1816 von der preuß. Regierung die Stelle eines Landbauinspectors übertragen werden konnte. Er starb 14. Oct. 1848. Während seiner Amtsführung erbaute er an sechzig öffentliche und Privatgebäude, sowie zwölf kath. Kirchen, unter denen auch die zu Boos, Kapellen, Kobern, Güls, Treis, Vallendar, Valwig, Waldesch und Weißenthurn. Auch die Burg Rheineck wurde von L. im Rundbogenstil ausgeführt. Außer Aufsätzen in Zeitschriften, Beiträgen zu andern Büchern und einem kleinen Schriftchen über die Kapelle zu Kobern an der Mosel (Koblenz 1838) ist nichts von ihm in Druck erschienen.

Las Casas (Fray Bartolomé de), Bischof von Chiapa in Mexico, ein edler Menschenfreund, wurde zu Sevilla 1474 geboren. Sein Vater Francisco hatte Christ. Columbus auf dessen zweiter Reise nach der Neuen Welt begleitet und dadurch die Mittel erworben, seinen Sohn in Salamanca studiren zu lassen. Im J. 1498 hatte dieser die juristischen und theologischen Studien vollendet und begleitete um 1502 den zum Gouverneur von San-Domingo ernannten Don Nicolas de Ovando nach der Neuen Welt. Acht Jahre nach seiner Ankunft daselbst wurde er zum Priester geweiht und zum Pfarrer auf Cuba ernannt. Dort machte er sich dem Gouverneur Velasquez besonders durch den Einfluß bemerkbar, den er durch Milde und Wohlwollen bei den Indianern erlangt hatte. Um der durch das Gesetz gebotenen Vertheilung der Eingeborenen an die Eroberer entgegenzuwirken, ging er nach Spanien, wo es ihm auch gelang, den Cardinal Ximenes zur Absendung einer Commission von drei Hieronymitenmönchen zu bestimmen, die diese Misbräuche untersuchen sollten. Das vorsichtige Benehmen der Commission genügte aber seinem Feuereifer nicht, sodaß er abermals nach Spanien ging, um die Anordnung durchgreifenderer Maßregeln zum Schutze der Eingeborenen nachzusuchen. Endlich wurde sein Vorschlag angenommen, um die gänzliche Ausrottung der zu schweren Arbeiten untauglichen Indianer zu verhindern, castilianische Bauern als Colonisten hinzusenden und die dort ansässigen Spanier zu befugen, für die schwersten Arbeiten in den Minen und Zuckerplantagen Negersklaven anzukaufen. In Folge dessen hat man L. beschuldigt, der Urheber des Negerhandels gewesen zu sein, während es doch erwiesen ist, daß dieser Handel schon lange vorher betrieben wurde. Die Regierung ließ nun den Versuch machen, diese Vorschläge auszuführen; es geschah aber dies mit so unredlichem Willen, daß es mislingen mußte. Da faßte L. den kühnen Entschluß, unter seiner alleinigen Leitung einen solchen Colonisationsversuch anzustellen, erlangte auch vom Kaiser Karl V. die Erlaubniß und die Mittel zur Ausführung desselben und ging 1520 abermals nach Amerika unter Segel. Aber auch diese Unternehmung scheiterte, und gebeugt von dem Verdrusse über dieses Mislingen flüchtete sich L. in das Dominicanerkloster auf Hispaniola. Er widmete sich nun dem Missionsgeschäfte und begann seine „Historia general de las Indias", woran er von 1527 bis wenige Jahre vor seinem Tode arbeitete. Im J.

1539 reiste er abermals nach Spanien, zunächst im Auftrage seines Ordens, aber zugleich mit der Absicht, dort nochmals Hülfe und Anhänger zur Verbesserung der Lage der Eingeborenen zu suchen. Er fand die dortigen Verhältnisse wirklich günstiger zur Ausführung seiner Plane, zu deren Unterstützung er auch die „Brevisima relacion de la destruccion de las Indias" verfaßte, welche Schrift solches Aufsehen erregte, daß sie fast in alle Sprachen Europas übersetzt wurde (deutsch von Andrä, Berl. 1790). Zur Belohnung seines edeln Eifers wurde ihm das reiche Bisthum von Cuzco angetragen; doch zog er diesem das Bisthum Chiapa in einer armen, von noch unwissenden Wilden bewohnten Gegend vor. Im J. 1544 schiffte er sich nun zum fünften male nach Amerika ein. Die span. Colonisten empfingen ihn mit feindlichen Gesinnungen, und als er so weit ging, Denen, welche noch nach Bekanntmachung der neuen Gesetze die Indianer als Sklaven behandelten, die Sacramente zu verweigern, zog er sich nicht nur den Zorn der Pflanzer, sondern sogar die Misbilligung der Kirche zu. Von Allen verlassen, kehrte L. nach drei Jahren nach Spanien in sein Kloster zurück, wo er bald wieder als Vertheidiger der Menschenrechte gegen den Chronisten Juan Ginés de Sepúlveda auftrat. Die noch übrigen Tage widmete er der Ausarbeitung seiner Werke, besonders seiner „Historia general de las Indias". Er starb im Juli 1566 zu Madrid in dem Kloster seines Ordens von Atocha. Eine Sammlung seiner Werke erschien noch bei seinen Lebzeiten (Sevilla 1552). Von seinen handschriftlich hinterlassenen und bis jetzt ungedruckt gebliebenen Werken ist die „Historia general de las Indias" das interessanteste. Llorente hat mehre der gedruckten und ungedruckten Schriften L.'s in franz. Übersetzung herausgegeben (2 Bde., Par. 1822).

Las Cases (Emmanuel Auguste Dieudonné, Graf), der Begleiter und Historiograph Napoleon's auf St.-Helena, geb. 1766 auf dem Schlosse Las Cases unweit Revel, diente vor der Revolution als Lieutenant in der Marine. Als Anhänger des Hofs wanderte er 1791 aus, betheiligte sich in der Armee Condé's am Feldzuge von 1792 und ging dann nach England. Nach der Expedition von Quiberon, welcher er beiwohnte, blieb er in England und suchte seinen Unterhalt durch Privatunterricht zu verdienen. Die Ereignisse vom 18. Brumaire führten auch ihn nach Frankreich zurück. Indeß lebte er mehre Jahre in gänzlicher Zurückgezogenheit und beschäftigte sich mit Vollendung seines vortrefflichen „Atlas historique etc.", den er unter dem Namen Lesage (Par. 1803—4; neueste Aufl., Par. 1824—28; deutsch bearbeitet und vermehrt von Dusch und Eyselein, Karlsr. 1826—27) herausgab. Durch den Erfolg dieser Arbeit lenkte er die Aufmerksamkeit Napoleon's auf sich, der ihn 1808 zum Reichsbaron und nach dem Angriff der Engländer auf Vliessingen, bei welcher Gelegenheit L. als Volontär eingetreten war, zum Requêtenmeister im Staatsrath erhob. Seit dieser Zeit erhielt er in der innern Verwaltung mancherlei Aufträge; unter Anderm mußte er die Hospitäler und Gefängnisse in einem Theile des Landes untersuchen. Bei der ersten Invasion übernahm er den Befehl über eine Legion der neuerrichteten Nationalgarde. Nach der ersten Abdankung Napoleon's weigerte sich L. im Staatsrath, die Acte zu unterzeichnen und ging auf kurze Zeit nach England. Während der Hundert Tage wurde er zum Staatsrath und Kammerherrn des Kaisers erhoben. Aus Verehrung für Napoleon erbot er sich nach der Schlacht von Waterloo, das Schicksal desselben zu theilen, und folgte ihm in Gemeinschaft mit seinem ältesten Sohne in die Verbannung nach St.-Helena. Napoleon dictirte ihm hier einen Theil seiner Memoiren und ließ sich von ihm im Englischen unterweisen. Ein sehr freimüthiger Brief, den L. ohne Wissen des Commandanten Hudson Lowe an Lucian Bonaparte nach Europa zu befördern suchte, hatte indessen zur Folge, daß er 27. Nov. 1816 nebst seinem Sohne von Napoleon getrennt und, nachdem er acht Monate in strenger Gefangenschaft auf dem Cap der guten Hoffnung geschmachtet, nach Europa zurückgebracht wurde. Man schaffte ihn durch die Niederlande nach Frankfurt a. M., wo er einige Zeit unter östr. Schutze verharrte. Seitdem lebte L. in Belgien und that alle möglichen Schritte, um das Loos des gefangenen Kaisers zu mildern. Erst nachdem Napoleon gestorben, kehrte er nach Frankreich zurück, wo er das „Mémorial de Ste.-Hélène" (8 Bde., Par. 1823—24; veränderte Aufl., 1824 und öfter) herausgab. Dasselbe muß allerdings als eine wichtige Quelle für die Geschichte Napoleon's gelten, aber freilich hat L. die Materialien mehr oder weniger überarbeitet. Vgl. Grille und Musset-Pathay, „La suite au mémorial" (2 Bde., Par. 1824). Eine heftige Gegenschrift Hudson Lowe's veranlaßte L. nach London zu reisen, um von demselben persönliche Genugthuung zu fodern; doch unverrichteter Sache mußte er wieder nach Frankreich zurückkehren. Nach der Julirevolution trat er als Abgeordneter des Arrondissements von St.-Denis in die Kammer, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm. Er starb 15. Mai 1842. — **Las Cases** (Emmanuel Pons Dieudonné, Baron de), des Vorigen Sohn,

geb. 8. Juni 1800 zu St.-Meen im Depart. Finistère, diente auf St.-Helena Napoleon als Secretär. Er nahm als constitutionell Gesinnter an der Julirevolution lebhaften Antheil und trat mit derselben in die Kammer, wo er sich der neuen Dynastie sehr ergeben zeigte. Im J. 1837 erhielt er eine Sendung an die Republik Haiti und 1840 begleitete er den Prinzen von Joinville zur Abholung der Überreste des Kaisers nach St.-Helena, worauf er das „Journal écrit à bord de la frégate la Belle-Poule" (Par. 1841) herausgab. In neuester Zeit schloß er sich Ludwig Napoleon an und wurde von diesem 31. Dec. 1852 zum Senator ernannt.

Lascy (Franz Mor., Graf von), östr. Feldmarschall, geb. 21. Oct. 1725 zu Petersburg, erhielt seine Erziehung zu Liegnitz und zu Wien. Er stammte aus einer normännischen Familie, die sich in Irland seßhaft gemacht, und sein Vater war **Peter**, **Graf von L.** (geb. 1678 zu Limerick in Irland), der zuerst in franz., dann in östr., hierauf in poln. Diensten stand, endlich als russ. General Danzig belagerte, 1735—38 den Krieg gegen die Türken mitmachte, Finnland eroberte und als Generalgouverneur von Livland 1751 zu Riga starb. Der Sohn begann seine militärische Laufbahn als Fähnrich in östr. Diensten und avancirte während des Östreichischen Erbfolgekriegs, wo er in Deutschland, Italien und den Niederlanden focht, zum Oberst eines Infanterieregiments. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs rettete er in der Schlacht bei Lowositz mit seinem Regiment die Armee und wurde dafür zum General befördert. Mit Auszeichnung kämpfte er sodann bei Reichenberg, Prag, Breslau und Leuthen. Hierauf zum Generalquartiermeister ernannt, reorganisirte er die Armee in der kürzesten Zeit und leitete sodann 1758 den Entsatz von Olmütz. Er entwarf den Plan zum Überfalle bei Hochkirch und führte die Unternehmung bei Maxen, worauf ihn Maria Theresia zum Feldzeugmeister ernannte. Im Feldzuge von 1760 befehligte er ein besonderes Corps, das nach einem höchst beschwerlichen Marsche aus Schlesien nach Sachsen bei Dresden die Reichsarmee rettete. Nach der Schlacht bei Torgau drang er mit seinem Corps bis in die Nähe von Berlin vor und wurde dafür zum Feldmarschall erhoben. Nach dem Hubertusburger Frieden wurde er 1765 Generalinspector der Armee und 1766 Präsident des Hofkriegsraths, in welcher Stellung er eine große Thätigkeit entfaltete. Im Bairischen Erbfolgekriege wählte er die berechnete Stellung an der Elbe bei Jaromirz und wurde nun der vertraute Freund Kaiser Joseph's, was er bis zu dessen Tode blieb. Nach dem Teschener Frieden trat er wieder in das Kriegsministerium. Mit dem Kaiser Joseph nahm er 1788 Theil an dem Türkenkriege; doch fiel sein Cordon für Östreich sehr unglücklich aus. Krank kehrte er nach Wien zurück, wo er zurückgezogen lebte und 24. Nov. 1801 starb.

Lasiren heißt eine durchsichtige Farbe auf einen farbigen oder metallenen Grund auftragen, sodaß die Farbe des Grundes oder das Metall durchscheint und dadurch einen lebhaftern, frischern Ton annimmt. Das Lasiren wird vorzüglich beim Lackiren angewendet, und die vier Hauptfarben, welche zu den sogenannten Lasur- oder Saftfarben sich eignen, sind Blau, Grün, Roth und Gelb. Zur blauen **Lasur** bedient man sich des Berlinerblaus, des blauen Karmins oder des Ultramarins; zur rothen eines Auszugs von Cochenille in Weingeist oder Terpentinöl, des rothen Karmins oder auch des Krapplacks; zur grünen des Grünspans oder einer Verbindung von Blau und Gelb und zur gelben einer Mischung von Gummiguttä, Safran und Drachenblut, oder von Kurkuma, Orlean, Wau, Goldwurzel u. s. w. mit Weingeist oder Terpentinöl ausgezogen. Die gelbe Lasur heißt auch Goldlack und dient dazu, weißen Metallen, dem Metallmohr oder Metallbelegungen eine Goldfarbe zu geben.

Laskaris (Konstantin), ein gelehrter Grieche, der im 15. Jahrh. bei der Eroberung seines Vaterlandes durch die Türken nach Italien flüchtete, wurde bei seiner Ankunft daselbst 1454 von Franz Sforza, Herzog von Mailand, als Lehrer von dessen Tochter Hippolyta angenommen. In der Folge lebte er in Rom unter dem Schutze des Cardinals Bessarion, ertheilte dann zu Neapel öffentlich Unterricht und lehrte zuletzt, bis zu seinem Tode 1493, mit glänzendem Beifalle zu Messina. Seine griech. Grammatik, auch unter dem Namen „Erotemata" bekannt (Mail. 1476; zuletzt 1800), ist zugleich als der erste Druck in dieser Sprache bemerkenswerth. Seine werthvolle Bibliothek kam nach Spanien und wurde im Escurial aufgestellt. — Aus derselben Familie stammte **Andr. Johannes** oder **Janos L.**, mit dem Beinamen **Rhyndacenus**, der am Hofe des Lorenzo von Medici lebte und von diesem später nach Griechenland geschickt wurde, um alte Handschriften aufzukaufen, deren er auch eine große Menge, namentlich vom Berge Athos, mitbrachte. Seines Gönners durch den Tod beraubt, folgte er einer Einladung König Karl's VIII. nach Paris, um dort die griech. Sprache zu lehren, und wurde später von Ludwig XII. zwei mal als Gesandter nach Venedig geschickt. Nachdem ihn Papst Leo X. nach Rom gezogen und an die Spitze eines Lehrinstituts für junge Griechen und einer ebenfalls

von ihm gestifteten griech. Druckerei gestellt hatte, erhielt er 1515 abermals eine Sendung an den franz. Hof des Königs Franz I. und wurde von diesem in gleicher Eigenschaft nach Venedig geschickt, dann von Papst Paul III. wieder nach Rom eingeladen, starb aber bald nach der Ankunft daselbst im hohen Alter (1535). Außer einigen Ausgaben und Erläuterungen griech. Schriftsteller, namentlich der Anthologie, der Scholien zur „Ilias" und zum Sophokles, verdanken wir ihm mehre grammatische Abhandlungen, epigrammatische Gedichte und die Besorgung der fünf berühmten Editiones principes in Capitälchen. Vgl. Villemain, „Lascaris" (Par. 1825).

Laski, eine adelige poln. Familie, der mehre merkwürdige Männer angehören. — **Laski** (Jan) oder a Lasco, geb. 1457, war Großkanzler bei dem Könige von Polen, Kasimir IV., und dessen Nachfolgern, wurde 1510 Erzbischof von Gnesen und als solcher vom Könige Sigismund I. an das Lateranische Concil gesandt und zu mehren diplomatischen Missionen benutzt, durch die er sich großen Ruhm erwarb. Später als ein Gegner Östreichs in den Bann gethan, wußte er doch die Veröffentlichung des Bannfluchs zu hindern und starb in seiner Würde 1531. Er gab die für die poln. Rechtsgeschichte überaus wichtige Sammlung der ältesten poln. Gesetze: „Commune inclyti Poloniae regni privilegium" (Krak. 1506), und kirchliche Statuten heraus. — **Laski** (Jan), geb. 1499, Neffe des Erzbischofs, war einer der Hauptbeförderer der Reformation in Polen. Er widmete sich dem geistlichen Stande und erhielt 1529 das Bisthum Veßprim in Ungarn. Später bereiste er Deutschland, Italien und Frankreich. Zwingli weckte zuerst Zweifel gegen die röm. Kirche in ihm; dann schloß er sich aufs innigste an Erasmus an. Nach seiner Rückkehr nach Polen wurde er Propst in Gnesen und Bischof von Kujawien; seine religiöse Überzeugung bewog ihn jedoch bald, diese Ämter aufzugeben und Polen wieder zu verlassen. Er trat nun offen dem schweiz. Glaubensbekenntnisse bei. Im J. 1543 berief ihn die Gräfin Anna von Ostfriesland nach Emden und nun wurde er der Begründer der protest. Kirche in jenen Gegenden. Als später der Einfluß der Lutheraner seine Wirksamkeit hemmte, folgte er einer Einladung Cranmer's nach England und wurde hier Vorsteher der protest. Fremdengemeinde in London. Maria's Thronbesteigung nöthigte ihn, 1553 England zu verlassen. Nachdem er in Deutschland viele Verfolgungen von Seiten der protest. Prediger erduldet hatte, begab er sich 1556 nach Polen, wo sich unter der Regierung Sigismund August's die Verhältnisse der Reformation günstig gestaltet hatten. Er wurde Vorsteher der protest. Kirchen in Kleinpolen, und sein Hauptbestreben ging nun dahin, die verschiedenen Kirchenparteien in Polen miteinander zu vereinigen. Zu dem Vergleiche zu Sendomir legte er den Grund. Er starb 1560. Gelehrsamkeit paarte sich bei ihm mit Milde und Mäßigung. — **Laski** (Jaroslaw), des Vorigen Bruder, war ebenfalls für die Reformation sehr thätig und hatte an den diplomatischen Verhandlungen seiner Zeit bedeutenden Antheil. Als Zapolya's Gesandter schloß er in Konstantinopel ein Bündniß gegen Ferdinand von Östreich, was dessen Vertreibung aus Ungarn zur Folge hatte. Unter Zapolya's Regierung gewann er großen Einfluß; später aber wurde er von Zapolya der Verrätherei beschuldigt und ins Gefängniß gesetzt. Nach seiner Freilassung ging er zu Ferdinand über und starb als dessen Gesandter in Konstantinopel 1542. — **Laski** (Stanislaw), ein Günstling König Franz' I. von Frankreich, begleitete diesen in die Schlacht bei Pavia und beschrieb dessen Feldzug.

Lassen (Christian), der gründlichste Kenner des ind. Alterthums, geb. 22. Oct. 1800 zu Bergen in Norwegen, studirte in Christiania, bis er sich nach dem Tode seines Vaters in Deutschland niederließ, wo er in Heidelberg und Bonn seine Studien vollendete. In Bonn wurde er durch A. W. von Schlegel den ind. Studien zugeführt. Von diesem veranlaßt, hielt er sich drei Jahre lang in London und Paris auf, um für dessen Ausgabe des „Râmâyana" den Text abzuschreiben und verschiedene Handschriften zu vergleichen. Gleichzeitig trieb er in Paris mit Eugène Burnouf die Palisprache; den Druck ihrer gemeinschaftlichen Arbeit, des „Essai sur le Pali" (Par. 1826), übernahm die dasige Asiatische Gesellschaft. Nach Bonn zurückgekehrt, studirte er unter Freytag die arab. Sprache und verfaßte im nächsten Jahre zur Erlangung des Doctorgrades die „Commentatio geographica atque historica de Pentapotamia Indica" (Bonn 1827), worauf er sich als Privatdocent habilitirte. Im J. 1830 wurde er außerordentlicher, 1840 ordentlicher Professor der altind. Sprache und Literatur. L. hat sich nicht blos durch gute kritische Textausgaben von Werken der Sanskritliteratur um die ind. Philologie die größten, im In- und Auslande gleich anerkannten Verdienste erworben, sondern er ist auch durch seine gründlichen und eindringenden Studien in den verschiedenen Lebensgebieten der altind. und zunächst verwandten Völker der Begründer der ind. Alterthumswissenschaft geworden. Außer der Fabelsammlung „Hitopadesa", die er mit A. W. von Schlegel bearbeitete

(2 Thle., Bonn 1829—31), lieferte er die Ausgaben von Jayadeva's „Gitagovinda" (Bonn 1837), den „Gymnosophista, sive Indicae philosophiae documenta" (Bd. 1, Heft 1, Bonn 1832) und eine „Anthologia Sanscrita" mit Glossen (Bonn 1838). Seine „Institutiones linguae Pracriticae" (Bonn 1837) sind bis jetzt das Hauptwerk über die ältern ind. Vulgärdialekte. Als seine bedeutendste Arbeit muß indessen die „Indische Alterthumskunde (Bd. 1 und 2, Bonn 1844—52) gelten. Die Grundlage zu den Beiträgen „Zur Geschichte der griech. und indoscythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien" (Bonn 1838) bilden namentlich die in jenen Ländern in neuester Zeit häufig aufgefundenen Münzen, an deren Entzifferung und Erklärung L. wesentlichen Antheil hat. Ebenso besitzt L., abgesehen von seinen in ihren Resultaten bereits in der „Indischen Alterthumskunde" enthaltenen paläographischen und epigraphischen Forschungen, unstreitig das Verdienst, zuerst die eigentliche Entzifferung und Erklärung der altpers. Keilinschriften in dem Werke „Die altpersischen Keilinschriften" (Bonn 1836) ausgeführt zu haben. Eine vollständige Zusammenstellung aller bis 1845 bekannt gemachten altpers. Keilinschriften mit einer berichtigten Erklärung derselben gab er im sechsten Bande der „Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes" (Bonn 1845), welche mit den Untersuchungen Westergaard's über die Keilinschriften zweiter Gattung auch besonders (Bonn 1845) abgedruckt erschien. Als Resultate seiner Studien über die übrigen ältern und neuern iranischen Mundarten, wie auch über das pers. Alterthum überhaupt, hat er bis jetzt nur zerstreute Aufsätze in Zeitschriften und Sammelwerken (wie z. B. Ersch und Gruber's „Encyklopädie"), sowie den Versuch einer kritischen Textausgabe der fünf ersten Fargards des „Vendidad" (Bonn 1852) veröffentlicht. In den „Beiträgen zur Deutung der Eugubinischen Tafeln" (Bonn 1833) machte L. die ersten glücklichen Anfänge in der Aufhellung der alten umbrischen Sprachdenkmäler. Außerdem lieferte er viele Beiträge zu der „Indischen Bibliothek", dem „Rheinischen Museum" und der in den vier letzten Bänden von ihm redigirten „Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes". Für letztere bearbeitete er unter Andern Grammatiken von den Sprachen der Beludschen (Bd. 4) und der Brahui (Bd. 5.).

Laßgüter nennt man in einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Westfalen, Obersachsen, Braunschweig und Hannover, Colonatgüter, auf welchen die Besitzer entweder nur ein Pacht- oder erbliches Nutzungsrecht haben. Bei erblichem Nutzungsrecht sind diese Güter einem besondern Gericht, dem **Lassen-** oder **Lattengericht**, unterworfen.

Lasso heißt in Südamerika der lange, in seiner äußersten Spitze mit einer Kugel versehene lederne Riemen, vermittelst dessen man die Büffel, wilden Pferde u. s. w. einfängt. Der Lasso wird hierbei geworfen, sodaß er den Gegenstand umschlingt. In den südamerik. Befreiungskriegen wurde der Lasso häufig auch als Waffe gebraucht.

Lasso (Orlando di) oder **Orlandus Lassus**, einer der größten Componisten des 16. Jahrh., war zu Mons im Hennegau 1530 geboren und soll seiner schönen Stimme wegen als Knabe mehrmals entführt worden sein. Aus diesem Grunde nahm ihn auch der Vicekönig von Sicilien, Ferdinand Gonzaga, mit sich nach Italien und ließ ihn in der Musik unterrichten. Auch nachdem er im 18. J. seine Stimme verloren, blieb er in Italien und verschaffte sich als Musiklehrer in Neapel seinen Unterhalt, bis er 1551 zum Kapellmeister bei St.-Lateran in Rom ernannt wurde. Nach zwei Jahren kehrte er indeß in sein Vaterland zurück, bereiste dann mit Giul. Cesare Brancaccio England und Frankreich und ging hierauf nach Holland, wo er sich einige Jahre in Antwerpen aufhielt. Von hier folgte er dem Rufe des Herzogs Albrecht von Baiern als Kapellmeister nach München. Als Karl IX. von Frankreich ihn nach Paris berufen, erhielt er auf dem Wege dahin die Nachricht von dessen Tode, kehrte nach München zurück und wurde vom Herzog Wilhelm sogleich wieder in seine Stelle eingesetzt, die er bis an seinen Tod bekleidete, der wahrscheinlich 1595 erfolgte. Kaiser Maximilian II. hatte ihn in den Adelstand erhoben. L. ist durch seine geistlichen und weltlichen Compositionen gleich berühmt und kann nächst Palestrina als der letzte Hauptvertreter der ältern, von den Niederländern ausgegangenen, vorzugsweise kirchlichen Richtung der Tonkunst angesehen werden. Seine Werke sind ungemein zahlreich, jetzt aber sehr selten. Seine Söhne gaben unter Andern eine Sammlung seiner Motetten unter dem Titel „Magnum opus musicum" (17 Bde., Münch. 1604) heraus. Die reichste Sammlung seiner Compositionen, zum Theil in Handschriften, darunter das Manuscript der „Sieben Bußpsalmen", befindet sich in der königl. Bibliothek zu München. Vgl. Dehn, „Biographische Notiz über Roland de L." (Berl. 1837).

Last ist die Benennung eines Getreidemaßes im nördlichen Deutschland, das z. B. in Preußen bei Weizen und Roggen drei Wispel oder 72 Scheffel, bei Gerste und Hafer zwei Wispel

oder 48 Scheffel begreift, häufig aber auch, wie in Hamburg, zu 60 preuß. Scheffeln gerechnet wird. Bei der Schiffahrt bezeichnet Last ein verschieden großes Gewicht, das in Preußen auf 4000 Pf. bestimmt ist und dann Normallast heißt. Nach der Normallast wird die Größe und Tragfähigkeit eines Schiffs berechnet. In Dänemark, England, Schweden u. s. w. rechnet man bei der Seefracht nach Tonnen (s. d.).

Lasteyrie-Dusaillant (Charles Philibert, Graf von), verdient um Beförderung des Fortschritts gemeinnütziger Kenntnisse in Frankreich, wurde 3. Nov. 1759 zu Brives la Gaillarde geboren. Er war Mitstifter der Société centrale et nationale d'agriculture, der Société de vaccine, der Société philanthropique, der Société d'instruction élémentaire und anderer ähnlicher Vereine. Mit Lafayette nahe verwandt hatte er sehr eifrig dessen politische Gesinnungen und humane Ansichten zu den seinigen gemacht und blieb denselben auch bis in sein hohes Alter getreu. Ebenso bewies er Festigkeit in seinen philosophischen Meinungen, die er einige Jahre vor seinem Tode noch mit der Feder vertheidigte, sowie er auch einen Verein für Bearbeitung philosophischer Fragen zu stiften suchte. Seine Werke sind mehr populär als wissenschaftlich, ausgenommen einige Abhandlungen über Landwirthschaft, die er speciell und gründlich studirt hatte. Mit seltener Uneigennützigkeit unterstützte er aus seinen Mitteln die Herausgabe einer Menge nützlicher Handbücher. Desgleichen verdankt man ihm die Einführung der Lithographie in Frankreich; auch beförderte er vielfach neue Methoden verbesserter Landwirthschaft und Viehzucht. L. starb zu Paris 5. Nov. 1849. — **Lasteyrie** (Ferdinand de), des Vorigen Sohn, geb. 1810, studirte Bergbaukunde und war 1830 Adjutant seines Großvaters Lafayette. Er fungirte dann bis 1837 beim Brücken- und Straßenbauamt, erhielt später eine Stelle im Ministerium des öffentlichen Unterrichts und zuletzt bei der Verwaltung des Innern und des Cultus. Im J. 1842 vom Wahlbezirk St.-Denis zum Deputirten ernannt, hielt er sich unausgesetzt in der Kammer zur Linken. Er betheiligte sich auch bei der Reformbewegung von 1847 und präsidirte dem Bankett zu St.-Denis. Nach der Revolution vom Febr. 1848 stimmte er in der Constituante wie in der Legislativen mit den gemäßigten Republikanern von der Dufaure'schen Nüance. L. ist auch Künstler und Alterthumsforscher. Man hat von ihm eine interessante „Histoire de la peinture sur verre" (Par. 1837 fg.), von der 26 Lieferungen erschienen sind. — **Lasteyrie** (Jules de), des Vorigen Vetter, ebenfalls ein Enkel von Lafayette, geb. 1810 auf dem Schlosse Lagrange (Depart. Seine-Marne), stand in Diensten der Donna Maria, Königin von Portugal, und betheiligte sich an Pedro's Expedition, die Dom Miguel vom Throne stürzte. Im J. 1842 von dem Wahlcollegium zu Laflèche zum Deputirten erwählt, hielt er sich in der Kammer zum rechten Centrum. Nach der Revolution von 1848 war er in der Constituante und der Legislative Abgeordneter des Seine-Marnedepartements und gehörte zu der conservativen Nüance der Repräsentanten, die in der Rue de Poitiers ihre Zusammenkunft hatten. Doch zeigte L. eine entschieden feindselige Stimmung gegen die unconstitutionelle Verlängerung der Präsidentschaft Ludwig Bonaparte's, sodaß er in Folge des Staatsstreichs vom 2. Dec. 1851 ebenfalls verbannt ward. Indessen war er schon in dem ersten Amnestiedecret vom 7. Aug. 1852 inbegriffen, welches ihm mit sieben andern Exrepräsentanten die Rückkehr nach Frankreich gestattete.

Lasurstein oder **Lapislazuli** ist ein aus Kiesel, Thon, Kalk, Natron, Talk, Eisenoxydul und Schwefelsäure bestehendes Mineral von schöner blauer, sogenannter lasurblauer Farbe in allen Graden der Höhe, an den Kanten schwach durchscheinend, auf dem Bruche uneben, klein- und feinkörnig. Er hat zur Grundform das Rautendodekaeder, wird durch Säuren entfärbt, vor dem Löthrohre weiß zu dichtem Glase und zeigt sich in erwärmten Bruchstücken phosphorescirend. Derselbe kommt derb und eingesprengt auf Gängen im ältern Gebirge in Sibirien, China, Tibet, der Kleinen Bucharei, Chile u. s. w. vor. Die Griechen und Römer kannten ihn unter dem Namen **Sapphir** und brauchten ihn als Heilmittel; auch war er früher als Edelstein mehr geachtet als jetzt. Er ist leicht zu bearbeiten und nimmt eine schöne, obwol selten ganz gleichmäßige Politur an; auch wird er durch den Gebrauch matt. Verwendet wird er zu Vasen, Dosen, Schalen, Leuchtern, Uhrgehäusen, Rockknöpfen, zu Steinmosaik, zu architektonischen, selbst Zimmer- und Möbelverzierungen. Für die Malerei gibt er die werthvolle Farbe, welche unter dem Namen des echten Ultramarin bekannt ist.

Lätare heißt der vierte Fastensonntag, weil an demselben der Gottesdienst mit dem Gesange Laetare Jerusalem (nach Jesaias 66, 10) in der alten Kirche begann. Er hat auch noch andere Namen, nämlich: **Rosensonntag**, weil der Papst die Goldene Rose an diesem Sonntag weihte; **Brotsonntag**, weil für denselben das Evangelium von der Speisung der 5000 Galiläer (Joh. 6, 1—15) bestimmt ist; **Mitfasten**, weil er zu den 40tägigen Fasten gehört; **Todtensonntag**

oder schwarzer Sonntag, weil in manchen Gegenden Deutschlands, wie in Schlesien und in der Lausitz, Kinder eine aus Stroh und andern Materialien gebildete Gestalt, der Tod genannt, unter vielem Lärm herumzutragen, dann aber in das Wasser zu werfen pflegten.

Lateiner (Latini) hießen die Bewohner von Latium, ein ital. Volk. An der untern Tiber und dem Anio (jetzt Teverone), welche die nordwestliche Grenze gegen die Etrusker und Sabiner blieben, zwischen den Vorbergen des Apennin und dem Tyrrhenischen Meere, setzten sich in vorhistorischer Zeit die Aboriginer, verbunden mit stammverwandten Pelasgern, fest, wo sie die alten Bewohner, die Siculer, theils vertrieben, theils unterwarfen. Zu ihnen läßt die Sage Arkadier unter Evander, namentlich aber Trojaner unter Äneas (s. d.) gelangen und aus der Vereinigung dieser Elemente das Volk der Lateiner entstehen, das diesen Namen von Äneas zu Ehren des Königs Latinus erhalten haben soll. Latinus selbst, den man von Faunus, Picus oder Saturnus abstammen läßt, alten Nationalgottheiten, wie Janus, und gleich diesem später zu ältesten Königen Latiums umgedeutet, soll in Laurentum (nahe an der Küste, zwischen Ostia und Lavinium) geherrscht, den Äneas gastlich aufgenommen, ihm seine Tochter Lavinia, nach der dieser die von ihm als Sitz der Penaten gegründete Stadt Lavinium nannte, vermählt haben und dadurch mit Turnus, dem Fürsten der Rutuler von Ardea, in Krieg verwickelt worden sein, in welchem er, wie später Äneas, sein Nachfolger, im Kriege gegen den Etrusker Mezentius von Cäre, siegreich gefallen sei. Beide walteten als Götter fort, jener als Jupiter Latiaris, dieser als Jupiter Indiges im Fluß Numicius. Nach Äneas soll sein Sohn Ascanius, ital. Julus, in Frieden geherrscht, Albalonga am Albanerberg gegründet und dahin seinen Sitz verlegt haben, ihm aber sein, nach Andern des Äneas Sohn, Silvius, gefolgt sein. Von Albalonga aus wurde, wahrscheinlich in Folge innerer Zwietracht durch Secession, auf dem palatinischen Berge Rom gegründet. Um den 300jährigen Zeitraum auszufüllen, den die Sage zwischen Roms und Albalongas Gründung annahm, wurde, vermuthlich in viel jüngerer Zeit, zwischen jenem Silvius und den letzten Königen von Alba Longa, Amulius und Numitor, dem Großoheim und Großvater des Romulus und Remus, eine Reihe von Königen, die alle den Zunamen Silvius tragen, erfunden. (S. Rom.)

Das Volk der Lateiner und mit ihm der Name Latium erscheint schon in der ältesten röm Zeit weiter nach Südosten hin, bis Circeji und Anxur oder Terracina verbreitet; doch hatten die Volsker, die hier anstießen, noch längere Zeit hin einzelne Städte in der Küstenebene, namentlich in den damals, wie es heißt, noch bewohnbaren Pontinischen Sümpfen inne. Im Gebirge nach Nordosten waren die kleinen Völker der Äquer, beim Berg Algidus, und der Herniker Nachbarn. Unzweifelhaft war das Land damals sehr wohl bebaut und fruchtbar und von einer sehr zahlreichen Bevölkerung bewohnt, die in eine Menge kleinerer und größerer städtischer Gemeinden zerfiel, welche zum lat., einige auch zum volskischen Bunde gehörten. Unter ihnen sind außer den genannten Orten anzuführen Antium, Aricia, Lanuvium, Veliträ (jetzt Velletri), Cora, Norba, Setia, Privernum (jetzt Piperno), Suessa Pometia, Tibur (jetzt Tivoli), Tusculum (jetzt Frascati), Gabii und Präneste (jetzt Palestrina). Viele andere Orte, namentlich in der jetzigen Campagna di Roma, waren in der spätern röm. Zeit herabgekommen oder spurlos verschwunden. Albalonga war bis zu seiner Zerstörung durch den röm. König Tullus Hostilius das Haupt des lat. Bundes, der aus 30 kleinen Republiken der Prisci Latini (Altlateiner), wie sie sich im Gegensatz gegen Albalongas Colonien nannten, bestand; der oberste Magistrat war nach dem Aufhören der königl. Herrschaft ein Dictator, an dessen Stelle später zwei Prätoren traten. Rom selbst, das, obwol durch einen Hauptbestandtheil seiner Bewohnerschaft dem lat. Volke angehörig, lange feindselig gewesen war, trat unter Servius Tullius dem Bunde bei und übte, wie es scheint, unter Tarquinius Superbus die Oberherrschaft aus, nach dessen Sturze sich das Verhältniß löste. Ein neuer Bund kam 493 v. Chr. durch den röm. Consul Spurius Cassius zu Stande und ihm schlossen sich bald darauf auch die Herniker an. Beide fielen von Rom ab, als dieses durch den Andrang der Gallier 390 v. Chr. dem Untergang nahe gebracht worden war, und nahmen eine feindliche Stellung gegen Rom ein, bis 358 die Herniker unterworfen, mit den Lateinern aber die alten Bundesverhältnisse erneuert wurden. Als indeß 340 Rom das Verlangen der Lateiner, daß einer der röm. Consuln ein Lateiner sei, zurückwies, erhoben sich diese zum Krieg, der von Livius und andern alten Historikern, die schon den alten lat. Bund fälschlich als ein Unterthanenverhältniß auffassen, ebenso falsch als Empörung angesehen wird. Noch im selben Jahre wurden die Lateiner, denen sich die Volsker anschlossen, zwei mal am Vesuv und bei Trifanum aufs Haupt geschlagen und 338 waren alle Städte Latiums unterworfen, die theils in das volle röm. Bürgerrecht aufgenommen wurden, theils in die Abhängig-

keit traten, die als Civität ohne Stimmrecht bezeichnet wird. Das Land der Volsker und das der 317 unterjochten Ausoner (s. d.) wurde, wie es auch mit dem Lande der Äquer und Herniker geschehen war, mit zu Latium geschlagen und dieses dadurch bis über den Fluß Liris (jetzt Garigliano) erweitert, wo der Berg Massicus (jetzt Mondragone) die Grenze gegen Campanien bildete. Im Gegensatze zu dem alten Latium nannte man dieses Latium adjectum oder novum. Die Unterworfenen bildeten ein nach dem Willen der Römer bestimmtes Ganzes, das die Benennung Nomen Latinum erhielt; dadurch, daß ihnen einzelne Vorrechte, namentlich das Recht des Vermögensverkehrs und der Testamenterbfolge nach röm. Rechte, das Commercium, eingeräumt wurden, schieben sie sich von den eigentlichen ital. Bundesgenossen (Socii), mit denen sie zu Kriegsdienst und Abgaben verpflichtet waren, und von den Fremden (Peregrini) überhaupt. Dasselbe Recht, das sie genossen, wurde von den Römern später auch andern Städten gegeben; namentlich wurden lat. Colonien (coloniae Latinae) mit demselben in viele Orte Italiens ausgeführt. So bildete sich unter dem Namen der Latinität das Jus Latii, eine Mittelstufe zwischen der Civität und der Peregrinität, die auch, nachdem die lat. Städte und Colonien in Italien zu Anfang des Bundesgenossenkriegs in das Bürgerrecht aufgenommen worden waren, und noch lange in der Kaiserzeit, für ganze Gemeinden, deren Magistraten nach Bekleidung ihres Amts die Civität gegeben wurde, und für Einzelne fortbestand. Zu den letztern gehörten, als des Commerciums fähig, eine durch den Namen Latini Juniani von den Latini coloniarii unterschiedene Classe von Freigelassenen.

Lateinische Sprache, s. **Römische Sprache**.

Lateinisches Kaiserthum heißt das von den Kreuzfahrern 1204 zu Konstantinopel errichtete Kaiserthum, das aber 1261 wieder unterging. (S. **Byzantinisches Reich**.)

Lateran, ein Platz in Rom, erhielt den Namen nach der altröm. Familie Lateranus, welche bis auf die Zeit des Kaisers Nero im Besitz desselben und der daselbst erbauten Gebäude war. Nero ließ den letzten Besitzer, Plautius Lateranus, hinrichten und eignete sich dessen Güter zu, wodurch auch der Lateranische Palast kaiserliches Eigenthum wurde. Konstantin d. Gr. schenkte den Palast dem Papste. Die Päpste residirten nun im Lateran, bis sie ihren Sitz nach Avignon verlegten, denn nach ihrer Rückkehr wählten sie den Vatican zur Residenz. Lateran nennt man gewöhnlich auch die von Konstantin d. Gr. neben diesem Palaste erbaute Kirche des heiligen Johannes von Lateran, welche die Hauptkirche Roms ist und durch hohes Alterthum wie durch ihre Bauart, durch Reichthum seltener Reliquien und das Andenken der daselbst seit 1122 gehaltenen Kirchenversammlungen (s. **Concilium**) vor andern sich auszeichnet. Noch jetzt nimmt jeder neuerwählte Papst feierlich durch die Cavalcade (eine Procession zu Pferde) von dieser Kirche Besitz. An ihrem Portale ist der Balcon, von welchem herab der Papst dem Volke den Segen ertheilt. Auf dem Lateranplatze befindet sich ferner noch die Kapelle, welche die Scala santa, eine Treppe von 28 Stufen, die aus dem Hause des Pilatus herrühren soll und auf der die Gläubigen knieend hinaufrutschen, umschließt, und die vom Kaiser Konstantin erbaute Kapelle San-Giovanni in fonte, deren Kuppel von acht porphyrnen Säulen getragen wird, die für die schönsten in Rom gelten.

Laterna magica oder **Zauberlaterne** heißt ein optischer Apparat, durch welchen kleine, mit transparenten Farben auf Glas gemalte Figuren in einem dunkeln Zimmer auf einer weißen Wand oder einem weißen Schirme vergrößert dargestellt werden. Die übrigen Stellen des Glases, auf welches die Figuren gemalt, sind oft mit einem undurchsichtigen Firniß überzogen, wodurch dann die farbigen Figuren auf der Wand auf einem dunkeln Grunde erscheinen. Der Hohlspiegel hinter der Lampe dient, um die kleinen Figuren auf dem Glase stark zu beleuchten, damit sie bei der Vergrößerung durch die Linsen auf der Wand hinreichend leuchtend erscheinen. Die Vergrößerung dieser Figuren entsteht dadurch, daß, wenn sie den Linsen bis auf eine gewisse Entfernung genähert werden, durch die Brechung des Lichts in den Linsen ein Bild in einer größern Entfernung hinter der Linse entsteht, welches um so viel mal größer ist wie die Figuren, als es eben weiter von den Linsen absteht als diese. Werden die gemalten Figuren gerade in die richtige Entfernung von den Linsen gestellt, so muß das Bild derselben sich mit vollkommener Schärfe auf dem weißen Schirme vergrößert darstellen. Läßt man diese Bilder anstatt auf einen weißen Schirm auf eine Dampfsäule, die sich aus einem Gefäße mit kochendem Wasser erhebt, fallen, so scheinen die Figuren sich zu bewegen. Der Erfinder ist wahrscheinlich Athanasius Kircher im 17. Jahrhundert.

Latham (Robert Gordon), engl. Sprachforscher und Ethnolog, ist der Sohn des Geistlichen Thomas L. zu Billingborough in der Grafschaft Lincoln, wo er 1812 geboren wurde. Nachdem

er seine erste Erziehung zu Eton erhalten, bezog er 1829 die Universität Cambridge, wo er promovirte. Obgleich zum praktischen Arzt bestimmt, wandte er sich mit Vorliebe philologischen Studien zu und wurde durch eine Reise nach Dänemark und Norwegen 1832—33 veranlaßt, sich namentlich mit den skandinavischen Sprachen zu beschäftigen. Eine Frucht hiervon waren Übersetzungen von Tegnér's „Axel" und „Frithjof" und ein Werk „Norway and the Norwegians". In seinem „Abstract of Rask's essay on the sibilants etc." und „An address to the authors of England and America on the necessity of remodelling the alphabet" suchte er die Aufmerksamkeit des Publicums auf das sogenannte phonetische System zu lenken, welches den Zweck hat, die engl. Orthographie der Aussprache anzupassen. Außerdem schrieb er „A grammatical sketch of the Greek language". In Folge dieser Arbeiten erhielt er 1840 die Ernennung zum Professor der engl. Sprache und Literatur an der londoner Universität, worauf er mit dem Werke „On the English language" (Lond. 1841; 4. Aufl., 1850) auftrat, welches mit Rücksicht auf die neuern deutschen Arbeiten zuerst in England die historische Entwickelung der Sprache darstellt. Es folgten „Elementary grammar of the English language" (Lond. 1843; neue Aufl., 1852); „History and etymology of the English language" (Lond. 1845) und „Handbook of the English language" (Lond. 1851). Ferner schrieb er „Outlines of logic, applied to grammar and etymology" (Lond. 1847) und gab die „Germania" des Tacitus (Lond. 1850) mit historischen und linguistischen Anmerkungen heraus. Sein wichtigstes ethnologisches Werk ist „Natural history of the varieties of man" (Lond. 1850), in welchem er die Einheit des menschlichen Geschlechts zu beweisen sucht. Denselben Gegenstand behandeln seine im Mechanic's Institute zu Liverpool gehaltenen Vorlesungen, die unter dem Titel „Man and his migrations" (Lond. 1851) erschienen. L. gehört zu den Gründern der „Philological society" in London, an deren Verhandlungen er thätigen Antheil nimmt. Viele andere Arbeiten von ihm finden sich in den „Reports" der Britischen Association zur Beförderung der Wissenschaften, dem „Philosophical magazine", dem Edinburger „Philosophical journal" und andern Zeitschriften zerstreut, und auch in der Tagespresse ist L. als rüstiger Kämpfer für die liberale Sache thätig. Trotz aller dieser Beschäftigungen hat er die Heilkunde keineswegs vernachlässigt. Er bekleidete nacheinander das Amt eines Arztes bei der St.-James and St.-George's dispensary, eines Docenten der gerichtlichen Medicin, eines Hülfsarztes an dem middleserer Hospital u. s. w. Im J. 1853 war er mit der Herausgabe einer neuen Bearbeitung von Johnson's „Dictionary" und der Leitung der ethnologischen Section des neuen Krystallpalastes in Sydenham beschäftigt.

Latimer (Hugh), ein eifriger Beförderer der Reformation in England, geb. 1475 zu Thurcaston in der Grafschaft Leicester, machte sich schon, als er zu Cambridge Theologie studirte, durch seine aufgeklärten Predigten verhaßt und ergriff später unter Heinrich VIII. die Gelegenheit, die kirchlichen Reformen zu verbreiten. Der Cardinal Wolsey lud ihn deshalb vor das geistliche Gericht, welches der Bewegung Grenzen setzen sollte. Dessenungeachtet fuhr er muthig in seinen Bestrebungen fort und erhielt bei der günstigen Wendung, welche die Reformation zur Zeit der Königin Anna Boleyn nahm, sogar 1535 den Bischofssitz zu Worcester. Als er einst mit den übrigen Bischöfen bei Hofe erschien, um nach damaliger Sitte ein Neujahrsgeschenk zu überreichen, gab er dem Könige statt eines gefüllten Beutels ein Neues Testament, in welchem die umgebogene Ecke eines Blattes auf die Stelle wies: „Kuppler und Ehebrecher wird Gott richten." Heinrich VIII. nahm ihm dies sowie mehre sehr freimüthige Predigten wenig übel. Nach der Hinrichtung des Kanzlers Cromwell sollte jedoch auch L. die sechs vom Könige aufgestellten Glaubensartikel beschwören. Allein er gab lieber sein Bisthum auf und lebte in gänzlicher Zurückgezogenheit. Die kath. Partei, an deren Spitze Gardiner stand, ließ ihn einige Jahre später, als er nach London kam, um ärztliche Hülfe zu suchen, verhaften. Erst mit der Thronbesteigung Eduard's VI. erhielt er die Freiheit zurück und trat mit Cranmer (s. d.) und Ridley an die Spitze der Protestanten, ohne jedoch ein Amt anzunehmen. Als die Königin Maria zur Regierung kam, foderte ihn Gardiner vor den Staatsrath. Er hätte entfliehen können, erschien aber und wurde 13. Sept. 1553 mit den übrigen protest. Bischöfen in den Tower gesetzt. Man beschuldigte ihn zuvörderst des Hochverraths und stellte ihn dann vor die vom Cardinallegaten Pole eingesetzte Ketzercommission. L. beschränkte sich während des zweijährigen Processes auf eine freimüthige Ablegung seines Glaubensbekenntnisses und wurde mit Ridley zum Feuertode verurtheilt. Als Beide 16. Oct. 1555 zu Oxford den Scheiterhaufen bestiegen, rief L. seinem Freunde zu: „Zeige dich als Mann, Ridley; wir werden heute in England ein Licht anzünden, das nie verlöschen wird." Sie starben mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit.

Latitudinarier ist der Name einer Partei der engl. Episkopalen, welche während der Religionsstreitigkeiten seit Karl I. sich bildete, ihren Hauptsitz zu Cambridge hatte und der Partei der Eidweigerer sich gegenüberstellte, deren kirchlicher Verein die Hochkirche (s. **Anglikanische Kirche**) hieß. Ihre Tendenz war, nach Art der Arminianer durch freiere Deutung und weitere Fassung der streitigen Dogmen die Kirchenlehre mit der Vernunft auszugleichen und eifernde Polemik zu meiden. Sie unterscheiden zwischen wesentlichen und unwesentlichen Glaubenslehren, behaupten, daß jene einfach und deutlich ausgedrückt und durch die Verheißung des ewigen Lebens besiegelt sein müssen, erkennen als solche den Glauben an Gott und an Christus an, betrachten die Trinität nicht als ein eigentliches Mysterium, wollen den Streit über die Ausdrücke dieses Dogmas vermieden wissen, sehen das Abendmahl als ein Mittel zur geistigen Stärkung an, unterscheiden die Schriftlehre, welche hinreichende Belehrung zur Erlangung der Seligkeit gibt, von der Kirchenlehre, nehmen das Apostolische Symbolum als übereinstimmend mit der Schriftlehre an, warnen vor der Leichtgläubigkeit, indem man einen Glaubensartikel in der Kirchenlehre für fundamental hält, der es nach der Schrift nicht ist, bezeichnen unchristlichen Glaubenseifer und Verketzerungssucht für verwerflich und meinen, daß auch Der selig werde, welcher einen Irrthum glaube. Wegen dieser minder scharfen Abgrenzung und unbestimmten Fassung in der Glaubenslehre, die ihnen um so unbedenklicher schien, je weniger Glaubensartikel sie für fundamental hielten, wurden sie von den Strengkirchlichen Latitudinarier genannt, ein Name, der zuerst in Jurieu's „Religion du latitudinaire" (Rotterd. 1696; Utr. 1697) vorkommt. Wegen der Erweiterung der Unterscheidungslehren in Beziehung auf die Dissenters (s. d.) wurde ihre Theorie von ihren Gegnern auch „die Religionslehre von der breiten Straße" genannt. Jedenfalls haben die Latitudinarier von England das Verdienst, daß sie zuerst im 17. Jahrh. mit freierm Geiste und ohne sich an die Bestimmungen des kirchlichen Systems zu binden, auf die Behandlung der Glaubenslehren hinwirkten; namentlich geschah dies durch Thomas Burnet. Zu den Latitudinariern gehörten ebenso gelehrte als achtbare Männer, z. B. Chillingworth, Cudworth, Bull, Clarke u. A. Jetzt werden mit ihrem Namen oftmals die feinen Indifferentisten, selbst wol die Rationalisten bezeichnet. Außerdem heißen in der Sittenlehre diejenigen Moralisten **Latitudinarier**, welche minder strenge Grundsätze über die Pflicht aufstellen. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man mit dem Ausdrucke Latitudinarier auch wol Solche, die ein weites Gewissen haben, d. h. manches sittlich Verbotene für erlaubt halten.

Latium, s. **Lateiner**.

Latōna, griech. Leto, erscheint bei Homer als eine der Frauen des Zeus, durch den sie Mutter des Apollo und der Artemis wird. Sie steht auf Seiten der Troer und im Götterkampfe dem Hermes gegenüber. In der „Odyssee" wird sie ebenfalls erwähnt. Nach Hesiod ist sie eine Tochter des Koios und der Phöbe, Schwester der Asteria und eine vorzüglich mildgesinnte Göttin. Näheres über die Geburt des Apollo und der Artemis und ihr Verhältniß zur Here (Juno) erzählen erst spätere Schriftsteller. (S. **Apollo**.) Verehrung genoß sie wol meist nur in Verbindung mit ihren Kindern.

Latouche (Henri de), franz. Lyriker, Dramatiker und Romantiker, geb. zu Paris 1790, schrieb seit 1811 kleine Gelegenheitssachen, die einen sehr geistreichen Mann bekundeten. Auch in der „Minerve littéraire", in der „France littéraire" und besonders im „Figaro", an dessen Aufblühen er einen bedeutenden Antheil hatte, ließ er eine Menge der witzigsten Ausfälle gegen Menschen und Dinge erscheinen. Von politischen Journalen waren es vorzugsweise der „Messager" (1816) und der „Constitutionnel", für welche L. arbeitete und wobei er sich liberal bis zum Republikanismus zeigte. Alle diese kleinen Arbeiten machten ihm jedoch eben keinen großen Namen. Auch seine erdichteten „Mémoires de Madame Manson" (Par. 1818), dann „Clément XIV et Carlo Bertinazzi" (1827), sowie sein erstes größeres Werk „Olivier Brusson" (2 Bde., Par. 1826) gingen ziemlich unbemerkt vorüber. Aufsehen dagegen machte sein historischer Roman „Fragoletta" (2 Bde., Par. 1829). Hierauf folgten die Romane: „Grangeneuve" (2 Bde., 1835); „France et Marie" (2 Bde., 1836); „Aymar" (2 Bde., 1838); „Léo" (2 Bde., 1840); „Un mirage" (1842); „Adrienne" (1845). Sein Drama „La reine d'Espagne" (1831) fand keinen Beifall; seine Komödien: „Selmours de Florian" (1818) und „Le tour de faveur" (1819), wobei er Emile Deschamps zum Mitarbeiter hatte, drangen ebenso wenig durch. Eine ungleich günstigere Aufnahme fand aber „La vallée aux loups", eine Sammlung vermischter Aufsätze und Gedichte (1833), woraus man den Geist dieses Autors trefflich kennen lernen konnte. In der Prosa verräth er den tadellosen Stilisten, und in den wolgebauten Versen erreicht er sehr oft beinahe André Chénier, dessen Gedichte er auch

zuerst gesammelt und herausgegeben hat. Zwei später erschienene Bände Gedichte: „Adieux" (1843) und „Les agrestes" (1844), enthalten Ausgezeichnetes in Menge. L. starb 1851 auf seinem Landhause in der Nähe von Fontainebleau.

Latour (Baillet von), eine altadelige, gegenwärtig in Östreich und Belgien blühende Familie, welche aus Burgund stammt und in ihrer ältern Linie unter Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, in den Niederlanden ansässig wurde. Ihren Namen entlehnte sie von dem 10. März 1719 zur Grafschaft erhobenen Majorate Latour im Luxemburgischen, dessen Schloß 1794 im franz. Revolutionskriege zerstört wurde. Bekannt ist Graf **Maximilian Baillet von L.**, welcher jung in östr. Dienste trat, als Generalmajor 1789 und 1790 gegen die Brabanter kämpfte und in den Kriegen der folgenden Jahre vielfach thätig war. So trug er 1793 viel zum Siege bei Famars bei, erhielt 1794 einige Vortheile vor Landrecy und wurde 1796 an Wurmser's Stelle zum Befehlshaber der Armee am Niederrhein ernannt. Nach einigen unglücklichen Gefechten gegen Moreau zog er sich mit Erzherzog Karl erst nach Schwaben, dann hinter den Lech, endlich an das rechte Donauufer zurück, erlitt bei Friedberg einen nicht geringen Verlust, nahm aber, als er sich verstärkt hatte, eine feste Stellung hinter München ein und folgte den zurückweichenden Franzosen nach dem Rhein. Unweit Biberach bei einem Angriffe auf Moreau's Arrièregarde geschlagen, vereinigte er sich in der Ortenau mit Erzherzog Karl und erhielt von diesem nach der Übergabe Kehls das Commando der Rheinarmee. Nach Abschluß des Waffenstillstandes kehrte er nach Wien zurück, wo er 1806 als Feldzeugmeister und Präsident des Hofkriegsraths starb. — Sein Bruder, Graf **Ludwig Baillet von L.**, geb. 12. Febr. 1753, starb als franz. Generallieutenant und hinterließ einen Sohn, den Grafen **Georg Baillet von L.**, geb. 1800, welcher gegenwärtig die jüngere oder belg. Linie des Geschlechts repräsentirt. — Von den Söhnen des Grafen Maximilian war der älteste, Graf **Joseph Baillet von L.**, geb. 24. Nov. 1775, gest. 18. Sept. 1831 als Oberst in der östr. Armee, Vater des jetzigen Chefs der ältern oder östr. Linie, des Grafen **Joseph Baillet von L.**, geb. 19. März 1816, Majors in der östr. Armee. Der jüngere, Graf **Theodor Baillet von L.**, geb. 15. Juni 1780, war Geh. Rath und Feldzeugmeister, als er in den Märztagen 1848 zum Kriegsminister ernannt wurde. Als solcher fiel er 6. Oct. 1848 während der wiener Revolution bei Erstürmung des Kriegsgebäudes der Pöbelwuth zum Opfer.

Latour d'Auvergne, eines der berühmtesten franz. Adelsgeschlechter, dessen beglaubigte Geschichte mit Bertrand I. de L. im Anfange des 13. Jahrh. beginnt. — **Bertrand II. de L.** vermählte sich 1275 mit Béatrix, Dame d'Oliergues, die der Familie die Herrschaft Oliergues zubrachte. **Agne I. de L.**, Enkel des Vorigen, gest. 1354, zeichnete sich in den Kämpfen gegen die Engländer in der Gascogne und in der Picardie 1338—41 aus. — **Agne III. de L.**, gest. 1489, in der Geschichte seiner Zeit vielfach genannt, heirathete Anna von Beaufort, die Erbin Pierre's von Beaufort, Vicomte von Turenne, und hinterließ zwei Söhne, Antoine und Antoine Raymond, von denen Ersterer Stammvater der **Vicomtes von Turenne**, Herzoge von Bouillon, Albret und Chateau-Thierry, Letzterer Stammvater der Seigneurs von Murat und Quaires, Grafen von Apchier, Herzoge von L. wurde. — **François de L.**, der Sohn Antoine's, des Ahnherrn der Vicomtes von Turenne, ererbte durch Vermählung mit Anna de L., dem letzten Sproß eines Zweigs einer ältern, 1501 erloschenen Seitenlinie des Hauses L., den von 1389 datirenden Titel eines Grafen von Auvergne und von Boulogne, welchen sein Enkel, **Henri de L., Vicomte de Turenne**, 1591 durch seine Heirath mit Charlotte, der Erbin Guillaume Robert's de Lamarck, mit dem eines Fürsten von Sedan und Raucourt und Herzogs von Bouillon vermehrte. Die Söhne des Letztern waren Henri de L., Vicomte de Turenne (s. d.), der berühmte Feldherr, und **Frédéric Maurice de L.**, Herzog von Bouillon, Fürst von Sedan, welcher das mütterliche Erbe 1651 mit dem Herzogthum Albret und Chateau-Thierry vertauschte. Mit Jacques Charles Godefroy de L. d'Auvergne, Herzog von Bouillon, Albret und Chateau-Thiery erlosch 1802 diese Hauptlinie des Hauses L., nachdem sie 1793 in Folge der Occupation der Niederlande durch die Franzosen ihre Besitzthümer verloren hatte. (S. **Bouillon.**) — Die zweite Hauptlinie des Hauses, die der **Seigneurs de Murat**, stiftete Antoine Raymond de L., geb. 1471. Einer seiner Nachkommen, Jean Maurice, Graf de L. d'Auvergne, Baron von Thouars, gest. 1739, wurde Universalerbe seines mütterlichen Oheims, des Grafen Henri Louis d'Apchier, und fügte deshalb 1710 den Namen des Letztern seinem eigenen bei. — **Nicolas François Julie, Graf de L. d'Auvergne d'Apchier**, ein Sohn des Letztgenannten, erhielt 1772 den Titel eines Fürsten und Herzogs von L. d'Auvergne. Gegenwärtig führt diesen Titel als Chef des Hauses **Maurice César, Fürst von L. d'Auvergne**. Sein Vater, Godefroy

Maurice Marie Joseph, Fürst von L., geb. 20. Nov. 1770, ward 1805 zum Obersten des Regiments Latour d'Auvergne ernannt, das er auf eigene Kosten erhielt und mit dem er die Feldzüge von 1806—9 mitmachte. Aus einer Bastardlinie des Hauses L. stammt auch Latour d'Auvergne (s. d.), der Erste Grenadier von Frankreich. — In Verbindung mit dem Hause L. d'Auvergne steht die Familie Latour d'Auvergne-Lauraguais, deren Glieder seit dem Aussterben der Herzoge von Bouillon 1802 den fürstlichen Titel führen. Ihr gehört Fürst Charles de L. d'Auvergne-Lauraguais, Ordonnanzoffizier Ludwig Napoleon's, an, sowie auch Hugo Robert Jean Chrétien de L. d'Auvergne-Lauraguais, geb. 14. Aug. 1768, gest. 20. Juli 1851, seit 1802 Bischof von Arras und seit 1839 Cardinalpriester der röm. Kirche.

Latour d'Auvergne (Théophile Malo Corret de), genannt der Erste Grenadier von Frankreich, stammte aus einem Bastardgeschlechte des Hauses der Herzoge von Bouillon und wurde 23. Nov. 1743 zu Carhaix im Depart. Finistère geboren. Er trat 1767 als Unterlieutenant in eine Musketiercompagnie, nahm aber später in der span. Armee Dienste, um den Freiheitsbestrebungen der Nordamerikaner Vorschub zu leisten. Während der Belagerung von Mahon war er Adjutant des Herzogs von Crillon. Beim Ausbruche der Revolution trat er in die franz. Armee an den Ostpyrenäen. Den Titel eines Generals verschmähend, übernahm er den Befehl über die aus 8000 Grenadieren gebildete Avantgarde und machte die Truppe im Bayonnetangriff so furchtbar, daß sie den Namen der Höllischen Colonne empfing. Auch fehlte L. in keinem Kriegsrathe. Nach dem Frieden mit Spanien wollte er zu Wasser nach der Bretagne zurückkehren, wurde jedoch von einem engl. Kreuzer ergriffen und mußte länger als ein Jahr auf den Pontons als Gefangener schmachten. Nach der Auswechselung kam er nach Paris. Hier vernahm er, daß sein alter achtzigjähriger Freund Lebrigant durch die Conscription seines einzigen Sohnes beraubt worden, und sogleich verschaffte er sich die Erlaubniß, die Stelle des jungen Mannes zu vertreten. Er begab sich als einfacher Freiwilliger zur Armee und wohnte dem Feldzuge von 1799 unter Masséna bei. Nach dem 18. Brumaire wurde er in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Doch ging er im Feldzuge von 1800 zur Rheinarmee ab, und der Erste Consul verlieh ihm, da er jede Beförderung zurückwies, den Titel des Ersten Grenadiers von Frankreich. Schon am 27. Juni fiel er jedoch durch einen Lanzenstich im Gefecht bei Neuburg in Baiern. Er wurde auf dem Schlachtfelde beerdigt; sein Herz schloß man in eine Urne, welche ein Unteroffizier lange Zeit der Compagnie vortrug. L. war nicht nur ein tapferer Krieger, sondern zugleich ein gebildeter Mann. Er schrieb „Nouvelles recherches sur l'origine, la langue et les antiquités des Brétons" (Bayonne 1792) und „Origines gauloises" (3. Aufl., Hamb. 1801). In der Nähe des Dorfes Oberhausen, wo er gefallen, wurde ihm ein Denkmal errichtet, ein anderes 1841 in seinem Geburtsorte. Vgl. Buhot de Kersers, „Histoire de L." (Par. 1841).

Latour-Maubourg (Marie Victor de Fay, Marquis de), franz. General, geb. 11. Febr. 1756 aus einem Seitenzweige des uralten Geschlechts de Fay, stand beim Ausbruche der Revolution als Lieutenant in den Gardes-du-Corps und erhielt als solcher 6. Oct. 1789 Gelegenheit, das Leben der Königin Marie Antoinette zu retten. Im Feldzuge von 1792 befehligte er ein Cavalerieregiment unter Lafayette. Mit Letzterm trat er, gleich seinem Bruder, auf östr. Gebiet über, durfte aber die Gefangenschaft zu Olmütz nicht theilen, sondern erhielt nach einem Monat die Erlaubniß, sich auf neutralem Boden aufzuhalten. Im J. 1797 kehrte er nach Frankreich zurück und betheiligte sich als Adjutant Kleber's an der Expedition nach Ägypten, wo er bei der Vertheidigung von Alexandrien schwer verwundet wurde. In der Schlacht bei Austerlitz erhob ihn Napoleon zum Brigadegeneral. Er focht in dem Feldzuge gegen Preußen und Rußland und erlitt in der Schlacht bei Friedland eine neue Verwundung. Im J. 1808 befehligte er in Spanien die Cavalerie beim Armeecorps im Süden und zeichnete sich bei Cuença, Badajoz und anderwärts rühmlich aus. Ebenso tapfer focht er als Divisionsgeneral in den Feldzügen von 1812 und 1813. In der Schlacht bei Leipzig verlor er ein Bein. Während der ersten Restauration wurde er in die zur Reorganisation des Heeres niedergesetzte Commission berufen und zum Pair erhoben. Im J. 1817 ernannte ihn der König zum Marquis; 1819 mußte er das Kriegsministerium übernehmen, das er bis zum 14. Dec. 1821 behielt. Seit 1822 war er Gouverneur der Invaliden, legte jedoch diese Stelle nach der Julirevolution nieder und zog sich auf sein Landgut bei Melun zurück. Den ältern Bourbons in die Verbannung folgend, wurde er 1835 zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux ernannt. Er starb 1850. — **Latour-Maubourg** (Marie Charles César de Fay, Graf de), franz. Generallieutenant, des Vorigen Bruder, geb. 22. Mai 1758, befehligte zu Anfange der Revolution als Oberst ein Regiment. Der Adel von Puy schickte ihn zur Versammlung der Generalstaaten, wo er sich

mit dem Dritten Stande verband. Im J. 1791 war er einer der Commissare, die den entflohenen König nach Paris zurückführten. Als Maréchal-de-Camp befehligte er hierauf im Armeecorps Lafayette's und trat mit diesem auf das östr. Gebiet. Hierauf theilte er die lange Gefangenschaft desselben zu Olmütz. Nach der Revolution vom 18. Brumaire rief ihn Bonaparte nach Frankreich zurück. Er wurde 1801 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers, 1806 Senator und zugleich führte er das Commando der Militärdivision von Cherbourg, wo er die Hafenwerke herzustellen suchte. Im J. 1814, bei der Abdankung des Kaisers, befehligte er zu Caen, legte aber, da er von der Provisorischen Regierung keine Befehle empfing, seine Stelle nieder. Der Graf Artois schickte ihn hierauf nach Montpellier, um daselbst die Bevölkerung für die Bourbons zu stimmen. Ludwig XVIII. erhob ihn während der ersten Restauration zum Pair, und als solcher wirkte er muthig im Interesse der constitutionellen Freiheiten. Weil er jedoch in den Hundert Tagen ebenfalls die Pairswürde angenommen hatte, blieb er nach der zweiten Restauration bis 1819 von der Pairskammer ausgeschlossen. Er starb 28. Mai 1831 und hinterließ sieben Söhne. — **Latour-Maubourg** (Just Pons Florimont de Fay, Marquis de), ältester Sohn des Vorigen, geb. 1781, war seit 1806 franz. Gesandter an vielen europ. Höfen und starb 24. Mai 1837 als solcher zu Rom. — **Latour-Maubourg** (Rodolphe, Vicomte de), Bruder des Vorigen, trat 1806 in die franz. Armee, bewies sich tapfer in Spanien, wurde während der Restauration Maréchal-de-Camp und später Generallieutenant. — **Latour-Maubourg** (Armand Charles Septime de Fay, Graf de), ein anderer Bruder, war nach der Revolution von 1830 franz. Gesandter zu Brüssel, 1836 zu Madrid und nach dem Tode seines Bruders zu Rom. Im J. 1841 erhielt er die Pairswürde. — **Latour-Maubourg** (Charles de Fay, Graf de), der jüngste der beiden Brüder, welche mit Lafayette übertraten, wanderte in der Revolution freiwillig aus und kehrte erst 1800 in das Vaterland zurück. Bei dem Vordringen der Verbündeten 1813 ergriff er die Waffen und nach der Restauration trat er als Lieutenant in die königl. Garde. Er machte sich im öffentlichen Leben nicht weiter bekannt.

Latrappe, d. i. Fallthüre, ein von Wald und Felsen eingeschlossenes, schwer zugängliches Thal in der Normandie, im Depart. Orne, ist merkwürdig als Stiftungsort der Trappisten (s. d.).

Latreille (Pierre André), ein berühmter franz. Zoolog, geb. 1762 zu Brives im Depart. Corrège, wurde von Jugend auf durch Neigung dem Studium der Naturgeschichte zugeführt, erhielt später die Professur der Entomologie am Museum der Naturgeschichte zu Paris und wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er starb 6. Febr. 1833. L. war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller. Unter seinen Werken sind besonders zu erwähnen: „Histoire des salamandres“ (Par. 1800); „Histoire naturelle des singes“ (2 Bde., Par. 1801); „Essai sur l'histoire des fourmis“ (Par. 1802); „Histoire naturelle des reptiles“ (4 Bde., Par. 1802); „Genera crustaceorum et insectorum“ (4 Bde., Par. 1806—9); „Considérations sur l'ordre naturel des animaux etc.“ (Par. 1810); „Mémoires sur divers sujets de l'histoire naturelle des insectes, de géographie ancienne et de chronologie“ (Par. 1819); „Familles naturelles du règne animal“ (Par. 1825; deutsch von Berthold, Weim. 1827); „Cours d'entomologie“ (2 Bde., Par. 1831—33).

Lattaignant (Gabr. Charles de), Abbé, ein franz. Dichter, geb. in Paris 1697, erhielt sehr jung ein Kanonikat zu Rheims. Doch fortwährend lebte er in Paris, wo er durch seine Bonmots, Impromptus, Madrigals und satirischen Couplets ein Liebling der höhern Gesellschaft war und im Kloster der Frères de la doctrine chrétienne 10. Jan. 1779 starb. Sein geistlicher Stand verhinderte ihn nicht, mehre sogenannte galante Poesien abzufassen. Eine Sammlung seiner ausgewählten Dichtungen besorgte der Abbé de Laporte (4 Bde., Par. 1757); ihr schlossen sich später als fünfter Band L.'s „Chansons et poésies fugitives“ (Par. 1779) an. Das Beste aus dieser Sammlung gab Millevoye (Par. 1810) heraus. Unter L.'s komischen Opern ist „Fanchon“ die berühmteste.

Latude (Henri Masers de), bekannt durch die lange Haft, welche die Pompadour, die Maitresse Ludwig's XV., über ihn verhing, war 23. März 1725 zu Montagnac in Languedoc geboren. Nach dem Frieden kam er 1748 als Lieutenant vom Geniecorps nach Paris, um seine Studien fortzusetzen. Begierig, irgendwie sein Glück zu machen, ging er 28. April 1749 nach Versailles und überredete die Pompadour, daß ein furchtbares Attentat gegen sie im Werke sei. In der That enthielt die Marquise durch die Post eine Schachtel zugeschickt, die das feinste Gift enthalten sollte, in welche L. jedoch nur Asche gethan hatte. Die Intrigue wurde alsbald entdeckt und L. mußte in die Bastille wandern, wo er Alles gestand. Nach Vincennes versetzt, entfloh er zwar, wurde indeß ergriffen und in die Bastille zurückgeführt, aus welcher er 25. Febr. 1756

abermals sehr geschickt entschlüpfte. In Amsterdam von neuem aufgegriffen, kam er wieder in die Bastille, wo er auch nach dem Tode der Pompadour verblieb. Später nach Vincennes versetzt, fand er hier Gelegenheit, 1765 nochmals die Flucht zu ergreifen. Wieder eingebracht, wurde er 1775 nach Charenton versetzt und erst 1777 unter der Bedingung freigegeben, daß er seinen Geburtsort nicht verlasse. Da er sich nichtsdestoweniger einmal in Paris sehen ließ, mußte er dafür zu Bicêtre wieder gefangen sitzen, bis er 1784 durch die Bemühungen einer pariser Kaufmannsfrau, Namens Legros, die Freiheit erhielt. Obschon L. ein Mensch ohne alles Verdienst war, so wurde er doch beim Ausbruche der Revolution als ein Opfer des Despotismus der Gegenstand großer Aufmerksamkeit. Die Erben der Pompadour und des Ministers Amelot verurtheilte 1793 das Gericht zu einer Entschädigungssumme von 60000 Livres, wovon L. jedoch nur einen geringen Theil erhielt. Er starb vergessen 1. Jan. 1805. Der Advocat Thierry veröffentlichte „Le despotisme dévoilé, ou mémoires de L. redigés sur les pièces originales" (3 Bde., Par. 1791—92; 2 Bde., 1793).

Lätus (Julius Pomponius), in seinen frühern Jahren auch **Sabinus** genannt, ein für die Verbreitung der altclassischen Literatur außerordentlich thätiger ital. Gelehrter, stammte aus Calabrien und erhielt in Rom durch Laur. Valla seine Bildung. Er nahm 1457 des Letztern Lehrstuhl ein, den er bis an seinen Tod 1497 mit Auszeichnung behauptete, obgleich er seine Begeisterung für das Römerthum bisweilen bis ins Lächerliche steigerte, indem er den Jahrestag der Gründung Roms feierte und dem Romulus Altäre errichtete. Durch seine Bemühung kam namentlich auch der erste Druck des Virgil (Rom 1467 oder 1469) zu Stande.

Lauban, Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, ehemals die vierte Sechsstadt der Oberlausitz, in einem anmuthigen Thale am Queis, hat neben drei evang. Kirchen eine kath. Kirche und ein 1320 gestiftetes Kloster der Magdalenerinnen, die sich der Krankenpflege widmen, ein Gymnasium, ein Waisenhaus, sowie eine Stadtbibliothek, ein Naturalien- und Münzcabinet. Die Stadt hob sich zu Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts besonders durch ihren Grenzhandel und zählt 6500 E., die sich mit Tuch-, Lein- und Baumwollenweberei, Garnbleiche, Kattundruckerei und Färberei beschäftigen.

Laube (Heinrich), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 18. Sept. 1806 zu Sprottau in Schlesien, besuchte die Gymnasien zu Glogau und Schweidnitz und studirte seit 1826 in Halle, wo er der Burschenschaft beitrat, dann in Breslau Theologie. Nachdem er hierauf in Schlesien als Hauslehrer thätig gewesen, wandte er sich im Sommer 1831 nach Leipzig, um ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit zu leben. Bald in die demagogischen Untersuchungen jener Jahre verwickelt, wurde er nach der Rückkehr von einer mit Gutzkow unternommenen Reise nach Italien 1834 aus Sachsen verwiesen, dann in Berlin verhaftet und neun Monate lang in der Hausvoigtei festgehalten. Auch seine Schriften unterlagen dem vom Bundestage über das Junge Deutschland (s. d.) verhängten Bann. Nach seiner Freilassung lebte L. in Kösen, Berlin und auf Reisen. Im J. 1836 verheirathete er sich mit der Witwe des Professor Hänel in Leipzig, die auch die Gefängnißstrafe mit ihm theilte, welche er nach dem Erkenntniß der preuß. Gerichte wegen Theilnahme an der Burschenschaft zu bestehen hatte und die er in dem Amthause zu Muskau bequem verbüßen konnte. Im J. 1839 bereiste er mit seiner Frau Frankreich und Algier und ließ sich dann wieder in Leipzig nieder. Von dem böhmischen Wahlkreise Elnbogen 1848 in das deutsche Parlament gewählt, hielt er sich zum Centrum und der erbkaiserlichen Partei, trat jedoch schon im März 1849 aus, da er sich wegen der Kaiserfrage mit seinen Wählern im Widerstreite fand. Gegen Ende 1849 wurde er als artistischer Director des k. k. Hofburgtheaters nach Wien berufen, wo er sich, nur diesem Amte lebend, um die von ihm geleitete Bühne namhafte Verdienste erworben hat. Seine schriftstellerische Laufbahn begann L. mit der durch Paganini's Auftreten veranlaßten Farce „Zaganini" und dem Drama „Gustav Adolf". Diesen folgten die historisch-politischen Skizzen „Das neue Jahrhundert" (Bd. 1, Fürth 1832; Bd. 2, Lpz. 1833) und der Roman „Das junge Europa" (4 Bde., Manh. 1833—37), der in „Die Poeten", „Die Krieger" und „Die Bürger" zerfällt. Daneben schrieb er „Liebesbriefe" (Lpz. 1835) und die Novellen „Die Schauspielerin" (Manh. 1835) und „Das Glück" (Manh. 1837). In den „Reisenovellen" (6 Bde., Manh. 1834—37; 2. Aufl., 1847) ist eine Nachahmung Heine's nicht zu verkennen; doch geben sie ein Gesammtgemälde von Deutschland, wie es Heine nie gelungen, mit den feinsten Beobachtungen durchwebt. Vorzüglich sind die kleinern mittel- und norddeutschen Eigenthümlichkeiten in Staat, Volksleben und Sprache scharf erfaßt. Politische, sociale und literarische Porträts sammelte er in seinen „Mo-

dernen Charakteristiken" (2 Bde., Manh. 1835). Er redigirte 1833 die „Zeitung für die elegante Welt", die unter ihm neues Leben gewann, dann auf kurze Zeit (ohne sich zu nennen) die „Mitternachtszeitung", von 1842—44 wieder die „Elegante Zeitung". Über die kölner Wirren sprach er sich in der anonymen Broschüre „Görres und Athanasius" (Lpz. 1838) aus. Gleichzeitig gab er Heinse's „Sämmtliche Werke" (10 Bde., Lpz. 1838) mit einer eigenen Vorrede heraus. Während seiner unfreiwilligen Muße in Muskau verfaßte L. auch eine „Geschichte der deutschen Literatur" (4 Bde., Stuttg. 1840), jedenfalls sein schwächstes Werk. Er wendete sich hierauf wieder seiner frühern Art von Arbeiten zu und ließ jetzt in rascher Folge erscheinen: „Französische Lustschlösser" (3 Bde., Manh. 1840), eine reiche Frucht seiner franz. Reise; „Das Jagdbrevier" (Lpz. 1841); „Die Bandomire, kurische Erzählung" (2 Bde., Mitau 1842); „Der Prätendent" (Lpz. 1842), eine historische Skizze über den Uhrmacher Naundorf, angeblichen Ludwig XVII.; den lebensfrischen Roman „Die Gräfin Châteaubriand" (3 Bde., Lpz. 1843; 2. Aufl., 1846); „George Sand's Frauenbilder" (Brüss. 1844); „Drei Königsstädte im Norden" (2 Bde., Lpz. 1845); „Der belgische Graf" (Manh. 1845); „Paris 1847" (Par. 1848) und endlich „Das erste deutsche Parlament" (3 Bde., Lpz. 1849). Letzteres Werk ist eine gediegene, durch Wärme der Darstellung, Treue der Auffassung und anschauliches Leben hervorragende Schilderung jener merkwürdigen Zeit. Seit 1841 widmete sich L. nicht ohne Erfolg dem Drama. Das Trauerspiel „Monaldeschi" und das Lustspiel „Rococo" fanden zwar nur getheilten Beifall, noch geringern „Die Bernsteinhexe", nach Meinhold's gleichnamigem Roman bearbeitet; ungleich günstiger wurden aber das Trauerspiel „Struensee" und die Schauspiele „Gottsched und Gellert", „Die Karlsschüler", „Prinz Friedrich" aufgenommen. Diese „Dramatischen Werke" erschienen zusammen in 6 Bänden (Lpz. 1845—48). L. versteht es in ganz eigenthümlicher Weise, seine Leser durch einen frischen, ungenirten, fast naturwüchsigen und doch eleganten Stil zu fesseln. Eine Mischung von heiterer Lebenslust und behaglichem Genuß mit tiefem Gefühl und bedeutenden Ideen, die aber meist nur berührt werden, übt eine große Anziehungskraft aus. Der frühere, mitunter ungestüme Freiheitsdrang ist aus seinen spätern Arbeiten verschwunden. Eine weit bedeutendere Stellung, als es bisher der Fall gewesen, würde L. in der deutschen Literatur einnehmen, wenn er sein reiches Talent von Anfang an weniger zersplittert hätte. An Concentration und dadurch an bleibendem Werth haben seine spätern Arbeiten entschieden gewonnen.

Laubenheim, ein Dorf in der großherzogl. hess. Provinz Rheinhessen, am linken Rheinufer, unweit oberhalb Mainz, ist wegen seines vorzüglichen Weins bemerkenswerth. Nicht geringern Ruf hat durch seinen Wein ein anderes Dorf **Laubenheim** im Regierungsbezirk Koblenz der preuß. Rheinprovinz, an der Nahe zwischen Kreuznach und Bingen gelegen.

Lauberhüttenfest heißt das dritte der israel. hohen Feste, welches vom 15.—22. Tisri (October) als Dankfest für die vollendete Obst- und Weinernte und zum Andenken an das Wohnen der Israeliten in Hütten bei dem Zuge durch die Wüste gefeiert wurde. Man erbaute in Höfen, auf Straßen und Dächern Hütten von Ölzweigen, Myrten und Palmen, hielt festliche Umzüge und Mahlzeiten und brachte täglich eine Anzahl Opfer dar. Einzelne Festgebräuche, wie das Tragen einer Citrone in der linken und eines mit Weiden- und Myrtenbüscheln umgebenen Palmzweigs in der rechten Hand, die Libation mit Wasser aus der Quelle Siloah, die Illumination des Vorhofs der Weiber und der Fackeltanz der Männer am Ende des ersten Festtags, scheinen erst später aufgekommen zu sein. Übrigens wird das Fest mit gewissen Modificationen noch gegenwärtig von den Israeliten begangen.

Laubfrosch (Hyla) ist der Name einer Gattung von Fröschen, welche von den Wasserfröschen sich schon durch ihren Aufenthalt zwischen den Blättern der Bäume und Sträucher unterscheiden, die sie nur zur Zeit der Paarung und des Laichens verlassen. Sie besitzen unter den Zehen Saugscheiben, welche wie saugende Schröpfköpfe wirken und die Befestigung des Körpers auch in verkehrter Stellung möglich machen. Die Vorderzehen sind frei und die Hinterzehen durch Schwimmhäute verbunden. Die meisten Laubfrösche sind grün und ihre Bauchhaut ist mit einer Menge körnerartiger Drüsen und feiner Öffnungen besetzt. Das Männchen hat einen außerordentlich dehnbaren Kehlsack und kann daher sehr laute Töne hervorbringen. Die heißen Erdgegenden, besonders Südamerika, besitzen in ihren Wäldern eine große Menge verschiedener Arten von Laubfröschen, während Europa nur eine einzige Art hegt, die jedoch nicht bis Schweden gelangt und selbst in manchen Gegenden des nördlichen Deutschland selten ist, südlich aber bis Algier und Tunis sich ausbreitet und außerdem noch in Japan gefunden wird. Der europ. Laubfrosch (H. arborea) wird 1½ Zoll lang, ist oberseits lebhaft grün, unterseits

weiß und von den Schläfen verläuft die Seiten entlang bis zu den Hinterfüßen ein gelber, violett-schwarz eingefaßter Streifen. Er überwintert in dem Schlamme, aus dem er bei uns im Allgemeinen gegen das Ende des April hervorkommt. Häufig wird er in der Stube in Gläsern gehalten als angeblicher Wetterprophet. Bei gewissen Witterungszuständen, aber nicht bei drohendem Regen, wie Viele glauben, läßt er seine Stimme lauter und anhaltender erschallen. Die jungen Laubfrösche leben anfangs als Kaulquappen im Wasser und erlangen erst zu Anfang des fünften Lebensmonats die schwanzlose Gestalt. In Brasilien wird ein Laubfrosch Ferreiro (H. faber), d. i. Schmied, genannt, wegen seines Geschreis, das dem Getön gleicht, welches ein Blechschläger mit dem Hammer verursacht. Er ist 3½ Zoll lang. Der in Brasilien und Guiana ziemlich gemeine **zweifarbige Laubfrosch** (H. bicolor) ist oben schön grünblau, unterseits weiß, braun marmorirt und an den Seiten mit weißen, kastanienbraun eingefaßten Flecken und einem weißen Streifen gezeichnet. Er wird an vier Zoll lang und besitzt die Fähigkeit, die erste seiner Vorderzehen und die erste und zweite seiner Hinterzehen den übrigen entgegenzusetzen, wodurch das Umfassen der Zweige sehr erleichtert wird.

Laubhölzer nennt man im Gegensatze zu den Nadelhölzern (Coniferen) diejenigen holzigen Gewächse, welche keine nadelförmigen, sondern mehr oder minder verbreiterte Blätter besitzen und sich auch übrigens durch ihre Organisation sehr wesentlich von den Nadelhölzern unterscheiden. Das Holz der Laubhölzer besteht aus Zellen und Gefäßbündeln; die Samenknospen (Eierchen) sind in einem deutlichen Fruchtknoten vollkommen eingeschlossen und der Keimling (Embryo) trägt nur zwei Samenlappen. Wenn der Stamm abgehauen worden ist, so schlagen die Laubhölzer aus dem untersten Stammreste von neuem aus und bilden dann Buschholz. Die Laubhölzer gehören übrigens äußerst verschiedenen Pflanzenfamilien an; doch zählt ein großer Theil zu den Weiden-, Birken- und Eichengewächsen. Sie sind in verschiedenen Formen über die ganze Oberfläche der Erde durch alle Erdstriche verbreitet, aber jeder Erdstrich hat besondere Formen. Die Laubhölzer mit zarten und breiten Blättern, wie die Buche, Roßkastanie, Eiche, Birke, Pappel u. s. w., gehören vorzugsweise den kältern Gegenden an und sind in der kältern Hälfte der gemäßigten Zone ebenso vorherrschend wie die Nadelhölzer in der kalten. Die Laubhölzer mit dicken, lederartigen und glänzenden Blättern gehören dagegen der wärmern Zone und auch der kältern der südlichen Halbkugel an. Die Kastanien-, Lorber- und Olivenwälder nehmen schon im südlichen Europa ihren Anfang. Die auffallende Laubholzform der Weiden ist über einen großen Theil der nördlichen Halbkugel verbreitet, findet sich aber hauptsächlich in dem kältern Theile der gemäßigten und dem wärmern der kalten Zone und ist auch in der südlichen Halbkugel repräsentirt. Die Laubhölzer mit großen, schön geformten Blättern, wie der Brotbaum, der Trompetenbaum, der Krotonbaum u. s. w., gehören alle der heißen Zone an.

Laubmoose (Musci frondosi) gehören zu den blütenlosen Pflanzen (Kryptogamen), bestehen aus bloßem Zellgewebe ohne Gefäße und unterscheiden sich von den Lebermoosen (s. d.) durch einen stets beblätterten Stengel und durch eine an der Spitze mit einem Deckel aufspringende und im Innern ein Mittelsäulchen tragende Kapsel, welche mit der Haube (calyptra) bedeckt ist. Außer dieser sporentragenden Kapsel besitzen sie auch bald auf demselben, bald auf einem getrennten besondern Stengel noch Keimzellenorgane, welche gewöhnlich als männliche Blüten bezeichnet werden. Sie bestehen aus den gegliederten Saftfäden (Paraphysen) und den Schläuchen (Antheridien), welche freie Zellen enthalten, in deren jeder eine spiralfadenförmige Schwärmzelle (Gonidium) enthalten ist, die aber hier sich nicht zu einer neuen Pflanze entwickelt und deshalb für das befruchtende Organ angesehen und Spermatozoidium genannt wird. Die Laubmoose lieben die Feuchtigkeit und finden sich daher mehr in den gemäßigten und kalten Gegenden; in trockener Atmosphäre sind sie, wenn der Boden, auf dem sie wachsen, ihnen keine Nahrung gewährt, wie die Baumstämme, deshalb scheintodt und werden erst durch neuen Regen zu erneuter Lebensthätigkeit erweckt. Sie überziehen die Felsen, beleben den todten Sand, erfüllen und binden die Sümpfe und bereiten überall für eine nachfolgende edlere Vegetation den Boden vor. Sie schützen die Wurzeln vieler Gewächse vor der Kälte, gewähren vielen Insekten einen Zufluchtsort und manche geben für die Thiere Futter, ja selbst im hohen Norden für den Menschen ein Nahrungsmittel ab. Auf Wiesen jedoch sind sie nachtheilig, indem sie den Graswuchs hemmen, und ebenso auf Baumstämmen, wo sie die Ansiedelung von öfters schädlichen Insekten begünstigen und überhaupt auch die Feuchtigkeit ansammeln. Man braucht die Laubmoose zum Bedecken von Gartenpflanzen, die man gegen die Winterkälte schützen will, zum Einpacken zerbrechlicher Gegenstände, zum Dünger, zur Streu für Vieh u. s. w. Einige

wenige sind auch in der Heilkunde angewendet worden; doch sind ihre Kräfte nur gering, gelind abstringirend, schwach diaphoretisch und gelind diuretisch. Manche sind stark hygrometrisch, wie Funaria hygrometrica und andere.

Laubthaler, eine franz. Silbermünze im Werthe von 6 Livres, daher auch écu de six livres oder grand écu genannt, ferner écu neuf oder Neuthaler, wurden unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. in großen Massen ausgeprägt. Der Name entstand nach den belaubten Lorberzweigen. Der Werth von 6 Livres wurde später auf 5 Frcs. 92 Centimes herabgesetzt, und daher kam es, daß der Laubthaler im Auslande weit mehr cursirte als in Frankreich selbst, denn dort hatte er stets einen höhern Werth behalten. Mit demselben Gepräge gibt es auch halbe Laubthaler, die sogenannten Louis blancs, kleine Thaler genannt. Im Volke wurde der Laubthaler häufig auch „dicke Tonne" genannt, nach der Form des Wappens. Aus dem Laubthaler entstand unter der östr. Herrschaft in Belgien der Brabanter- oder Kronenthaler (s. d.), der sich weithin in Deutschland verbreitete.

Lauch (Allium) ist der Name einer zu den Liliaceen gehörenden Gattung von Zwiebelgewächsen, bei welcher die Blüten in einfacher Dolde oder im Köpfchen stehen, die Blütenhülle unterständig, sechsblätterig und ohne Honigorgan ist und die sechs Staubgefäße aufliegende Staubbeutel tragen. Die Arten dieser Gattung enthalten insgesammt ein flüchtiges scharfes Öl, besitzen den eigenthümlichen, mehr oder minder scharfen Zwiebel- (Lauch-) Geruch und Geschmack und viele von ihnen werden als Gemüse oder Gewürz an Speisen benutzt und deshalb auch besonders cultivirt. Dahin gehört der **Schnittlauch** (A. Schoenopräsum), der Röhrenlauch oder die **Winterzwiebel** (A. fistulosum), der Zwiebellauch oder die **Sommerzwiebel** oder meist blos Zwiebel (s. d.) genannt (A. Cepa), der levantische Lauch oder die **Schalotte** (A. Ascalonicum), der Gartenlauch oder Knoblauch (s. d.). Die äußere netzfaserige Wurzel des wegbreitblätterigen Lauchs (A. victorialis) ist unter dem Namen **Allermannsharnisch** bekannt und galt ehedem für ein die bösen Geister abhaltendes, ja sogar unverwundbar machendes Mittel, das noch in weit größerm Ansehen als die Wurzel der Siegwurz (Gladiolus) stand und in manchen Gegenden jetzt noch zum Beräuchern des angeblich behexten Viehes gebraucht wird. Diejenigen Arten des Lauchs, deren drei äußere Staubfäden am obern Ende dreispitzig sind, mit fädlichen, meist gedrehten Seitenspitzen, bilden die Untergattung Porrey (s. d.).

Lauchstädt, eine Stadt mit 1500 E. und einem Schlosse im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, westlich von Merseburg, früher die Sommerresidenz der Herzoge von Sachsen-Merseburg, besitzt in seiner Nähe eine erdig-salinische Eisenquelle von 9° R., welche 1697 entdeckt, 1710 gefaßt und darauf mit zweckmäßigen Anstalten versehen wurde, auch bald durch Fr. Hoffmann's Empfehlung in Aufnahme kam, indem sie, als Bad gebraucht, besonders gegen Schwächezustände gute Dienste leistet. Der Badeort gelangte zu seiner höchsten Blüte, als der weimar. Hof unter Karl August, in dessen Begleitung sich Goethe und die weimar. Schauspielergesellschaft befanden, ihn eine Reihe von Jahren hintereinander zu seinem Sommeraufenthalte wählte. Als dieser Besuch aufhörte, sank auch das Bad in seinem Ansehen und nur in der neuern Zeit, nachdem die Anstalten wieder zeitgemäß verbessert worden, hat es sich wieder gehoben.

Laud (William), Erzbischof von Canterbury, geb. 1573, verrieth gleich bei seinem Eintritt in den geistlichen Stand große Abneigung gegen die freiere Kirchenverfassung der schott. Presbyterianer und die Reformbestrebungen der Puritaner in England. König Jakob I. betrachtete ihn deshalb als eine Stütze seiner Politik und der bischöflichen Kirche und gab ihm einen Bischofsitz. In noch höherer Gunst stand L. bei Karl I., der ihn 1628 zum Bischof von London erhob und sich seiner während der 11 J., wo das Parlament nicht zusammentreten durfte, als Minister in Kirchensachen bediente. L. foderte mit unzeitiger Strenge die genaueste Beobachtung der alten Gebräuche beim Gottesdienste, führte allmälig neue ein, die dem kath. Ritus nahe kamen, und suchte überhaupt den Willen und die Ideen des Königs auf dem kirchlichen Gebiete durchzuführen. Durch seine Erhebung zum Erzbischof von Canterbury 1633 wurde er vollends in Stand gesetzt, die Reaction zu betreiben und die bischöfliche Glaubenslehre und Kirchendisciplin mit größter Strenge zu behaupten. Er modificirte die engl. Liturgie und versuchte sein Machwerk den Schotten aufzudringen. Diese Gewaltthat besonders, in welcher die kath. Partei die Herstellung des Papismus erblickte, führte zum Aufstande der Schotten und zur Entwickelung der brit. Revolution. (S. **Großbritannien**.) Als Mitglied der berüchtigten Sternkammer setzte er die Beschränkung der Buchdrucker und die Errichtung eines von ihm geleiteten Censurcollegiums durch, dem die aus dem Auslande eingeführten Bücher vorgelegt werden mußten. Als das Parlament 1640 die Oberhand gewonnen, wurde er mit den übrigen Mini-

stern in Anklage versetzt und, da er sich überdies höchst unbesonnen benahm, im December in den Tower geworfen. Indessen zögerte man mit der Beendigung des Processes mehre Jahre. Erst als der Haß der Presbyterianer gegen die bischöfliche Regierung aufs höchste gestiegen und der Bürgerkrieg in vollem Gange war, wurde L., gegen die Absichten des ohnmächtigen Oberhauses, von den Gemeinen vermöge einer sogenannten Ordonnanz des Parlaments als Hochverräther zum Tode verurtheilt und 10. Jan. 1645, ohne Rücksicht auf die vom Könige ausgesprochene Begnadigung, auf Towerhill enthauptet. Große Verdienste erwarb sich L. um die Bibliothek der Universität zu Oxford. Unter seinen Schriften ist das von Wharton herausgegebene Tagebuch für die Geschichte jener Zeit sehr wichtig.

Laudănum wird in der Arzneimittellehre den aus Opium (s. d.) gefertigten Präparaten, besonders flüssigen, namentlich den mit Malagawein bereiteten, beigelegt, z. B. Laudanum liquidum Sydenhami, Laudanum liquidum Londinense, Laudanum opiatum u. s. w.

Laudemium, Lehngeld, Lehnwaare. Der Name Laudemium, mit welchem im röm. Rechte die Abgabe bezeichnet wurde, die dem Gutsherrn bei Veräußerung der sogenannten, der Erbpachtung ähnlichen Emphyteusis bezahlt wird, ist im deutschen Rechte auf die ähnliche Abgabe übergetragen, die im Lehnsverbande für die ertheilte oder erneuerte Investitur dem Lehnsherrn entrichtet zu werden pflegte. Durch die Allodialinvestitur fand dieselbe auch weitern Eingang in andere Verhältnisse außer dem Lehnsverbande und wurde hierdurch in manchen deutschen Staaten zu einer nicht selten drückenden Last, indem bei Veräußerungen bäuerlicher Grundstücke (unter gewissen durch Herkommen oder Gesetz festgestellten weitern Voraussetzungen) jedesmal eine bestimmte Summe an den Gutsherrn gezahlt werden mußte. Diese Abgaben wurden daher in der neuesten Zeit fast durchgehends der Ablösung unterworfen.

Lauderdale, das Thalgebiet des Flusses Lauder, welches der alten schott. Familie Maitland von Thirlestane und Leithington, die von Sir Richard de Maitland, der im 13. Jahrh. lebte, abstammte, den Grafen- und Herzogstitel gegeben hat. — **William Maitland von Leithington,** Staatssecretär unter der Königin Maria Stuart, nahm lebhaften Antheil an den Wirren seiner Zeit und entleibte sich 9. Juni 1573, um bei der Übergabe der Festung von Edinburg nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen. Sein Bruder, John Maitland, ward 1590 zum Lord Maitland von Thirlestane, dessen Sohn John 1624 zum Grafen von L. erhoben. — **John,** zweiter **Graf von L.,** war erst eifriger Presbyterianer, dann Royalist und trat unter Karl II. in das berüchtigte Ministerium, die Cabale (s. d.). Im J. 1672 zum **Herzog von L.** ernannt, machte er sich in Schottland durch die blutige Strenge verhaßt, mit der er gegen die Anhänger des Covenant verfuhr. Walter Scott hat ihn in seinem „Old Mortality" geschildert. Er starb 1682 ohne männliche Nachkommen, worauf sein Bruder Charles ihm als dritter Graf von L. folgte. — **James Maitland,** achter **Graf von L.,** berühmter Staatsmann und ökonomischer Schriftsteller, geb. 26. Jan. 1759, studirte zu Glasgow und ging dann zu seiner fernern Ausbildung nach Paris. Im J. 1780 ward er als Advocat beim schott. Bureau eingeschrieben und trat bald darauf für den Flecken Newport ins Unterhaus. Hier machte er sich als Redner und Oppositionsmann bemerkbar und war 1787 Mitglied der Commission, welche die Anklage gegen Warren Hastings leitete. Nachdem er 1789 den Titel seines Vaters geerbt, ward er gegen die Absichten der Minister unter die Repräsentanten der schott. Peerage im Oberhaus gewählt. Mit Erfolg bekämpfte er das Ministerium, als dasselbe wegen der Einnahme von Oczakow an Rußland den Krieg erklären wollte; auch tadelte er die Politik, welche man gegen das revolutionäre Frankreich beobachtete. Im J. 1792 machte er sogar eine Reise nach Paris, wo er sich mit den Girondisten in Verbindung setzte. Als sein Freund Fox 1806 ins Ministerium kam, wurde L. Peer von Großbritannien, Mitglied des Geheimen Raths und Großsiegelbewahrer von Schottland. Im Juli 1806 erhielt er den Auftrag, mit Frankreich den Frieden zu unterhandeln; doch verließ er Paris, als Napoleon den Feldzug gegen Preußen eröffnete. Mit der Veränderung des Ministeriums 1807 verlor auch er seine Ämter und war seitdem wieder im Oberhause als eifriger Oppositionsmann thätig. Er erhob sich gegen die Ausnahmegesetze, gegen die Expedition nach Kopenhagen, unterstützte auch 8. April 1816 den Antrag des Lord Holland gegen die Gefangenhaltung Napoleon's. In spätern Jahren kam er jedoch immer mehr von seinen liberalen Ansichten zurück, stimmte 1821 bei Gelegenheit des Processes der Königin Karoline mit der Regierung, widersetzte sich leidenschaftlich der Parlamentsreform und wurde endlich das Haupt der Hochtories in der schott. Peerage. Nachdem er sich wegen Altersschwäche vom politischen Schauplatze zurückgezogen, starb er 13. Sept. 1839 auf seinem Stammschlosse Thirlestane bei Barwick. Unter seinen vielen Flugschriften über die irländ. und ind. Angelegenheiten, die Korn-

gesetze, die Finanzen u. s. w. ist die „Enquiry into the nature and origin of public wealth" (Edinb. 1804), worin er die ökonomischen Theorien Adam Smith's bekämpft, unstreitig die wichtigste. Sein Sohn, **James, Graf von L.**, geb. 12. Febr. 1784, ist Lordlieutenant von Berwickshire und erblicher Bannerträger von Schottland. — Ein Verwandter der Vorigen, Sir **Frederick Lewis Maitland**, Enkel des sechsten Grafen von L., geb. 1776, machte sich im Seekriege gegen Frankreich als Marineoffizier bekannt. Er war es, der 1815 Napoleon an Bord des von ihm befehligten Bellerophon aufnahm. In der Folge ward er Commandeur des Bathordens und Contreadmiral und starb 30. Dec. 1839 als Oberbefehlshaber in den ind. Meeren.

Lauenburg oder **Sachsen-Lauenburg**, ein zum Deutschen Bunde gehöriges, mit der Krone Dänemark verbundenes Herzogthum in Niedersachsen, erhielt seinen Namen von der Lauenburg, welche in den Kriegen Heinrich's des Löwen ums J. 1182 erbaut wurde. Das Land war früher von den Polaben bewohnt und wechselte nach Heinrich's des Löwen Tode seine Besitzer mehrmals, bis es kurz nach 1227 an den Herzog Albrecht I. von Sachsen, aus dem askanischen Stamme, kam, der sich auch, trotz des Widerspruchs des Hauses Braunschweig, im Besitze desselben behauptete. Er vererbte es auf seinen Sohn Johann, welcher der Stammvater der herzogl. Linie von Sachsen-Lauenburg wurde. Braunschweig und Sachsen schlossen sodann 1369 einen Erbverein, zufolge dessen nach dem Erlöschen des lauenburg. Stamms mit dem Herzoge Julius Franz, gest. 19. Sept. 1689, der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Celle von dem Lande Besitz nahm. Doch mußte, der übrigen Ansprüche auf diese Erbschaft nicht zu erwähnen, Kursachsen 1697, theils wegen einer 1507 vom Kaiser Maximilian erhaltenen Anwartschaft, theils wegen einer 1671 mit dem letztverstorbenen Herzoge errichteten Erbverbrüderung, durch die Summe von 1,100000 Gldn. und durch den Vorbehalt des Rückfalls nach Abgang des gesammten Hauses Braunschweig-Lüneburg und des Titels von Engern und Westfalen abgefunden werden. Nach dem Tode des Herzogs Georg Wilhelm fiel das Herzogthum an die kurfürstl. Linie des Hauses Braunschweig und König Georg I. erhielt 1716, weil jetzt erst alle Ansprüche der übrigen Bewerber beseitigt worden waren, zum ersten mal die kaiserl. Belehnung über das Herzogthum nebst Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe. Die Aufhebung der kaiserl. Sequestration des ebenfalls zur lauenburg. Erbschaft gehörigen Landes Hadeln verzögerte sich aber bis 1731. Im J. 1803 kam es zugleich mit Hannover unter franz. Herrschaft. Im J. 1813 fiel es zwar seiner frühern Dynastie wieder zu; doch laut Patents vom 16. Juli 1816 wurde es mit Ausschluß des Landes Hadeln (s. d.) am Ausflusse der Elbe, des schmalen Landstrichs am linken Ufer der Elbe und des auf dem rechten Ufer abgesondert liegenden Amtes Neuhaus, welches Alles bei Hannover blieb, an Preußen und von diesem an Dänemark abgetreten, dabei jedoch die Beibehaltung aller Rechte und Privilegien des Landes, sowie die Übernahme der Landesschulden zur Bedingung gemacht. Das Herzogthum umfaßt auf 19 QM. 88850 E. Es liegt auf dem rechten Elbufer, ist von Hannover, Mecklenburg, Holstein und den Gebieten der Freien Städte Hamburg und Lübeck eingeschlossen und in die vier Ämter Ratzeburg, Lauenburg, Schwarzenbeck und Steinhorst getheilt. Viehzucht, Ackerbau, Gemüse- und Obstbau, sowie Fracht- und Schiffahrtsverkehr sind die Hauptnahrungsquellen des Landes. Der Möllner-, der Ratzeburger- und der Schallsee, die Elbe, Bille, Stecknitz und Wackenitz gewähren dem Lande vielfache Vortheile; auch hat es ansehnliche Waldungen, worunter der Sachsenwald, und ergiebigen Torfstich. Die alten, aus Ritterschaft und Ständen zusammengesetzten Stände bestehen zwar noch, aber eigentlich nur dem Namen nach. Der die Verwaltung des Herzogthums führende Gouverneur und der Landdrost standen vor der Revolution von 1848 unter der zu Kopenhagen befindlichen schleswig-holstein-lauenburg. Kanzlei und mittels dieser unter dem Geheimen Staatsrath zu Kopenhagen. Durch die königl. Proclamation vom 28. Jan. 1852 sind jedoch Holstein und Lauenburg zusammen einem dem Könige allein verantwortlichen Minister unterstellt worden. Außerdem soll das Herzogthum L. durch Vereinbarung mit den alten Ständen eine neue Verfassung erhalten. Das Contingent zur deutschen Bundesarmee stellt L. mit Holstein gemeinschaftlich. Die Einkünfte betragen 160000 Thlr. Die Hauptstadt des Herzogthums und der Sitz der Behörden ist Ratzeburg (s. d.). — Die Stadt **Lauenburg**, an der Elbe, auf dem hohen Ufer derselben, oberhalb Hamburg, mit 4000 E. und den Resten des von Heinrich dem Löwen erbauten Schlosses, der spätern Residenz der Herzoge von Sachsen-Lauenburg, treibt lebhaften Transitohandel, besonders mit Holz und Getreide, die Elbe auf- und abwärts, sowie auf dem Stecknitzkanal, der hier in die Elbe mündet, nach Lübeck. Geschichtlich ist die Stadt merkwürdig durch die hier 1803 abgeschlossene Convention, wodurch

Hannover den Franzosen übergeben wurde, sowie durch ein Gefecht am 17.—19. Aug. 1813 zwischen den Alliirten unter Tettenborn und den Franzosen.

Lauer (Franz, Freiherr von), ausgezeichneter östr. General, trat 1755 in östr. Dienste und zeichnete sich bereits im Siebenjährigen Kriege bei Kollin, Gabel, Zittau, Schweidnitz, Breslau und Leuthen rühmlich aus. Nach dem Frieden zum Hauptmann befördert, machte er 1771 eine Visitationsreise mit dem Geniedirector Grafen Pellegrini durch Ungarn, Slawonien, das Banat und Siebenbürgen und wurde hierauf zum Ingenieurmajor befördert. In den J. 1775 und 1782 unternahm er militärisch-wissenschaftliche Reisen durch ganz Italien. Inzwischen während des Bairischen Erbfolgekriegs zum Oberstlieutenant befördert, entwarf er die Plane zur Festung Theresienstadt; auch leitete er den Bau der Festung Pleß-Josephstadt und wurde dafür 1783 zum Obersten ernannt. Beim Ausbruche des Kriegs gegen die Pforte 1788 entwarf er die Disposition zur Belagerung der Festungen Dubitza und Belgrad und wurde dafür 1789 zum Generalmajor, 1790 von Kaiser Leopold II. in den Freiherrnstand erhoben. Im J. 1795 zum Feldmarschallieutenant befördert, hatte er wesentlichen Antheil an der schnellen Einnahme der Festung Manheim. Er ward nun 1797 Generalgeniedirector, 1800 Feldzeugmeister und starb als solcher 12. Sept. 1803. — **Lauer** (Jos., Freiherr von), des Vorigen Sohn, geb. zu Grätz 18. Mai 1769, begann 1787 als Ingenieurunterlieutenant seine militärische Laufbahn und zeichnete sich im Türkenkriege von 1787 und 1788, vorzüglich beim Übergange über die Donau und bei der Belagerung von Belgrad aus. Im franz. Feldzuge von 1793 waren die Festungen Lequesnoy, Maubeuge, Fort-Louis, die Rheinschanze bei Manheim, der Hartenberg bei Mainz und Manheim Zeugen seines Muthes. Auch in den folgenden franz. Revolutionskriegen zeichnete er sich rühmlichst aus und wurde 1806 Fortificationslocaldirector zu Königgrätz, 1811 zu Ofen und 1813 zu Temeswar. Im J. 1814 zum Generalmajor befördert, erhielt er eine Anstellung bei der ital. Armee und wirkte in der Schlacht am Mincio und bei der Berennung Mantuas thätig mit. Im J. 1815 vertheidigte er Ferrara gegen 50000 Neapolitaner. Seine glänzendste Waffenthat aber war die Eroberung der Festung Gaëta, zu deren Gouverneur er hierauf ernannt wurde. Im J. 1817 erhielt er das provisorische Commando der Truppen in Neapel, wurde 1826 Feldmarschallieutenant, 1831 Festungscommandant zu Königgrätz, 1832 zu Olmütz und 1841 Wirklicher Geh. Rath. Er starb 26. Febr. 1848 als Feldzeugmeister und Generalgeniedirector.

Laufen, Dorf von 800 E. im schweiz. Canton Zürich, am Rhein (s. d.), auf einem beinahe senkrecht abgeschnittenen Kalkfelsen, mit einem Schlosse, neben welchem der Rhein den 60—80 F. hohen und 300 F. breiten, unter dem Namen des Rheinfalls bei Schaffhausen bekannten Wasserfall bildet.

Lauffeuer hieß sonst bei der Infanterie diejenige Art des Schießens, wo das Feuer von einem Flügel entweder rotten- oder pelotonweise anfing und so die Fronte hinunter lief. Zu unterscheiden ist dasselbe von dem Hecke- (s. d.) oder Rottenfeuer, wo jeder Mann schießt, wenn er wieder geladen hat. Eine gute Wirkung kann durch das Lauffeuer nicht erreicht werden. Es diente zuweilen auch nur zu Paradestücken bei militärischen Revüen und ist gegenwärtig ganz außer Gebrauch gekommen.

Laufgräben oder **Trancheen** nennt man die von den Belagerern angelegten und mit Brustwehren versehenen Gräben, mittels deren sie sich der belagerten Festung gedeckt zu nähern suchen. Ein Theil derselben dient dazu, die Batterien und die zum Schutz derselben und der Arbeiter gegen Ausfälle aufgestellten Truppen aufzunehmen. Diese Laufgräben werden in ungefähr paralleler Lage mit dem Umfang der Festung angelegt und deshalb auch **Parallelen** genannt. Es werden solcher Parallelen in der Regel drei bis vier in verschiedener Entfernung angelegt. Die Verbindungswege zwischen denselben und mit den rückwärtsgelegenen Depôts werden, um von der Festung nicht der Länge nach bestrichen werden zu können, in Zickzacks geführt. Die einzelnen Stücke derselben heißen Schläge und werden an ihren bogenförmigen hintern Enden zuweilen auch zur Aufstellung von Geschütz und Mannschaft und zur Anlage kleiner Depôts benutzt. (S. **Sappe**, **Belagerung** und **Contreapprochen**.) Die Anwendung von Laufgräben war schon den Alten bekannt; doch wurde sie erst durch Vauban im 17. Jahrh. in ein gewisses System gebracht, welches man im Allgemeinen heute noch befolgt. — Im Schiffe versteht man unter **Laufgraben** den etwa drei F. breiten, auf der untersten Decke befindlichen Gang, der sich rings an den Seiten des Schiffs hinzieht und in welchem sich während des Treffens die Zimmerleute aufhalten, um die Grundschüsse zu stopfen. — **Laufgräben** in einem Brander heißen die Röhren, welche bestimmt sind, das Lauffeuer nach allen Seiten hin zu verbreiten.

Lauge bedeutet im allgemeinsten Sinne die Lösung, die man durch Behandlung gemischter Substanzen mit Wasser erhält, wenn nicht die ganze Masse von dem Wasser aufgelöst, sondern nur einzelne Bestandtheile ausgezogen (ausgelaugt) werden können. Bisweilen wendet man den Ausdruck auch für alle Auflösungen von Salzen an. Speciell genommen gebraucht man das Wort Lauge gewöhnlich nur für die Lösungen der nicht flüchtigen Alkalien, des Kali und Natron in Wasser und nennt diese Flüssigkeiten Ätzlauge (Ätzkali- und Ätznatronlauge); die Lösungen des kohlensauern Kali oder Natron heißen milde Laugen. Diejenige Flüssigkeit, die nach dem Ausscheiden eines Körpers aus seiner Lösung durch Krystallisation die entstandenen Krystalle umzieht, heißt **Mutterlauge**. Unter der **Javelle'schen Lauge** versteht man eine Bleichflüssigkeit, die aus Natron oder Kali und Chlor zusammengesetzt ist. Mit dem Namen **flüchtiges Laugensalz** belegte man früher häufig das kohlensaure Ammoniak. Das kohlensauere Kali wurde vegetabilisches, das kohlensauere Natron mineralisches Laugensalz genannt, weil man der irrigen Ansicht war, daß das erstere vorzugsweise im Pflanzenreiche, das letztere im Mineralreiche vorkomme.

Laun, Pseudonym für Friedrich **Schulz** (s. d.).

Laune (ein während des Mittelalters aus dem lat. luna, d. i. Mond, entstandenes Wort) ist in der allgemeinsten Bedeutung eine scheinbar zufällige, individuelle und vorübergehende Stimmung des Gemüths, die man, weil sich dafür keine bestimmten psychischen Ursachen nachweisen lassen, auf körperliche Ursachen zurückzuführen geneigt ist. Zur Laune wird der natürliche Wechsel der Gefühle dadurch, daß er ohne thätige Mitwirkung erfolgt, daß er mehr oder minder plötzlich ohne bestimmbare Übergänge erscheint. Die Herrschaft der übeln Laune kann so weit gehen, daß man sich über sich selbst ärgert und doch der Laune folgt. Der Launenhafte nämlich, d. h. Der, welcher dem Launenwechsel unterworfen, ist unfähig, sich selbst zu beherrschen, und folgt, statt in seinen Entschlüssen von einem festen Willen und besonnener Prüfung geleitet zu werden, der wandelbaren Stimmung seines Gemüths. Man unterscheidet ferner im Deutschen die gute Laune von der übeln und nennt in dieser Beziehung den einen Menschen **launig**, den andern **launisch**. Der Launische läßt sich von einer Empfindung beherrschen, die keinen objectiven Grund hat oder bei der er sich wenigstens eines solchen nicht bewußt ist. Die böse Laune, besonders insofern sie herrschend ist, heißt bei den Engländern der Spleen. Die gute, heitere Laune dagegen oder auch der gute Humor ist die subjective Stimmung, die Dinge lächerlich oder belustigend zu finden. Sie ist Dem nothwendig, welcher sich der komischen Darstellung widmet und gehört insofern mit zu dem komischen Talente, ohne dasselbe vollständig zu erschöpfen. Die gute Laune ist daher auch noch nicht der Humor (s. d.) im ästhetischen Sinne.

Laura, die gefeierte Geliebte Petrarca's (s. d.). So berühmt auch diese Frau durch die ihr über 30 J. hindurch dargebrachten poetischen Huldigungen des Dichters geworden ist, so wenig weiß man doch eigentlich von ihrer Person, ihrem Stande und ihren Lebensverhältnissen. Die Meinung, welche schon Boccaccio, der Zeitgenosse und Freund Petrarca's, geäußert, daß am Ende der Dichter gar keine wirkliche Person, sondern nur den von ihm ersehnten Dichterlorber unter dem Namen Laura besungen habe, wird von Petrarca selbst auf das entschiedenste widerlegt. Seitdem haben sich die Ausleger und Biographen des Dichters vorzüglich über die Fragen gestritten, ob diese L. eine Jungfrau oder eine Verheirathete gewesen und welcher Familie sie angehört habe. Die ältesten Biographen Petrarca's erwähnen ihrer gar nicht und die übrigen Schriftsteller des 14. und 15. Jahrh. sind alle für die Jungfräulichkeit derselben. Für eben diese Ansicht haben sich später Vellutello, Tomassini in seinem „Petrarca redivivus" (1650), de la Bastie in den „Mémoires de l'académie des inscriptions" ausgesprochen, sowie in neuerer Zeit Lord Woodhouselh in den „Transactions" der Royal society, der gründlichste Herausgeber der Gedichte Petrarca's, der Professor Marsand in Paris und endlich Blanc im Artikel „Petrarca" in der Ersch und Gruber'schen „Encyklopädie", wo dieser Streit gründlich besprochen ist. Die Schriften des Abbé Costaing: „La muse de Pétrarque" (1819) und „L'illustre châtelaine", sowie „La Laure de Pétrarque" von Olivier Vitalis (1842) sind ganz unerheblich. Gegen diese Ansicht hat sich nun der Abbé de Sade in einem großen Werke „Mémoires sur la vie de Pétrarque" (1764) erhoben, worin er aus vielen alten Documenten zu beweisen glaubt, daß L. die Tochter eines Edelmanns Audibert de Noves, an einen Hugues de Sade verheirathet, Mutter von elf Kindern gewesen, 1348 an der damals herrschenden Pest in Avignon gestorben und in der dortigen Franciscanerkirche begraben worden sei, wie er dies auch durch eine im 16. Jahrh. in dem eröffneten Sarge gefundene bleierne Büchse, worin sich eine Medaille und ein auf L. bezügliches Sonett gefunden habe, zu beweisen glaubt. Aber diese Ge-

genstände sind längst verschwunden und selbst die Kirche ist nicht mehr vorhanden. Fast alle neuern Schriftsteller, mit Ausnahme der oben erwähnten, sind ihm zugefallen, obgleich die Grabesgeschichte die evidentesten Beweise des Trugs und der Täuschung an der Stirn trägt und sich in allen Werken Petrarca's nicht die leiseste Beziehung auf den verheiratheten Stand und die Mütterlichkeit der Geliebten findet. Das Einzige, was nicht die specielle Hypothese des Abbé de Sade, wol aber die Meinung, daß L. verheirathet gewesen, allerdings bedeutend unterstützt, ist, daß in jener Zeit es wol überaus selten vorkam, daß ein Mädchen von Stande sollte unverheirathet geblieben sein, ohne doch in ein Kloster zu gehen. Was dagegen der Hypothese des Abbé de Sade entschieden widerspricht, ist, daß ganz unleugbar schon im 14. und 15. Jahrh. die Sage ganz allgemein war, wie L. der Familie de Sade angehört habe, während er vielmehr beweist, daß sie eine geborene de Noves gewesen. Schwerlich wird man wol jemals diese Frage zu einer vollkommen befriedigenden Erklärung bringen.

Lauremberg (Joh. Wilh.), einer der ersten Begründer einer nationalen didaktischen Satire, geb. zu Rostock 1591, war früher Professor der Mathematik in seiner Vaterstadt und kam 1623 an die Ritterakademie nach Soröe, wo er 1659 starb. Seine in plattdeutscher Sprache geschriebenen „Veer olde beröhmede Schertzgedichte, gerymet durch Hans Willmsen L. Rost; Gedrücket in dissem itzigen Jahr" (wahrscheinlich Hamb. 1654; neue Ausg., Kass. 1750) empfehlen sich durch gesunden Verstand und Witz, kräftige und treffende Darstellung und nationale Färbung. Auch sind von ihm einige komische Erzählungen vorhanden.

Laurent (Joh. Theodor), apostolischer Vicar und Bischof von Luxemburg, geb. 6. Juli 1804 zu Aachen, erhielt seine akademische Bildung auf der Universität Bonn. Nach vollendeter Studienzeit ging er nach Lüttich, wo er in das Priesterseminar eintrat, 1828 die Priesterweihe empfing und erst Pfarrer zu Herlen, dann aber zu Gimmenich wurde. Hier kam er mit dem Bischof von Lüttich, zu dessen Sprengel Gimmenich gehörte, in nahe Verbindung, und mit besonderm Eifer vertrat er das Interesse seiner Kirche dem Staate gegenüber, sodaß er die Aufmerksamkeit des päpstlichen Stuhls auf sich zog und (1839) nicht nur zum Bischof vom Chersonnes in partibus infidelium, sondern auch zum apostolischen Vicar für Dänemark und den Norden Deutschlands (für Mecklenburg, Holstein und die Hansestädte) mit dem Sitze in Hamburg ernannt wurde. Da sich aber in diesen protest. Staaten ein ernster Widerspruch gegen das Aufdringen eines kath. Bischofs geltend machte, verfügte sich L. nach Aachen. Bald betheiligte er sich hier an der Opposition, welche der Erzbischof von Köln, Droste-Vischering, gegen den König von Preußen erhob. Deshalb von Aachen weggewiesen, wandte er sich nun nach Rom, wurde Hausprälat Papst Gregor's XVI., beschäftigte sich mit gelehrten Arbeiten und ging 1842 als Bischof und apostolischer Vicar nach Luxemburg. Hier nahm er sich zwar mit Eifer des Schulwesens an, suchte das deutsche Element zu heben, verwickelte sich aber in Streitigkeiten mit den städtischen Behörden und betheiligte sich überhaupt an den confessionellen Wirren im hierarchischen Interesse. Auf Ansuchen der Regierung ward L. darum vom Papste abberufen, und wiewol 1851 die ultramontane Partei Schritte that, um seine Wiederberufung durchzusetzen, blieb doch die Sache unerledigt.

Laurent (P. M.), gewöhnlich **Laurent de l'Ardèche** genannt, franz. Geschichtschreiber und Publicist, geb. zu St.-Andéol 4. Sept. 1793, war anfangs Advocat zu Privas und redigirte daselbst gemeinschaftlich mit Crépu das „Journal libre de l'Isère", welches entschieden demokratische Principien verfocht. Im J. 1829 wurde er eifriger Apostel des St.-Simonismus und einer der thätigsten Mitarbeiter des „Producteur", half auch den „Organisateur" stiften, trennte sich aber 1832 von der Sekte, als Enfantin (s. d.) eigene, von der hergebrachten Moral sehr abweichende Ideen geltend machte und den Adepten einen gewissen Anstrich von Lächerlichkeit gab. L. redigirte sodann 1834 zu Nismes den „Progressif du Gard" und trat 1835 mit als Vertheidiger der Aprilangeklagten auf. Im J. 1840 wurde er zum Richter erster Instanz in Privas ernannt. Nach der Februarrevolution von 1848 schickte ihn die Provisorische Regierung als Commissar der Republik in das Depart. Ardèche, welches ihn auch als Abgeordneten in die Constituante, dann in die Legislative sandte, wo er unter den Repräsentanten der äußersten Demokratie saß. Er schrieb 1828 eine „Réfutation de l'histoire de France de l'Abbé de Montgaillard" (3. Aufl., 1843), ein historisches Werk, worin Robespierre's Andenken zu Ehren gebracht werden soll. Auch ist L. Verfasser einer „Histoire de Napoléon" (Par. 1826), die viel Beifall gefunden hat und noch immer neu aufgelegt wird. Eine Prachtausgabe davon mit Zeichnungen von Horace Vernet erschien 1849. Nach der Februarrevolution war L. als Hauptmitarbeiter am Journal „La république" thätig.

Laurentie (P. S.), franz. Geschichtschreiber und Publicist, geb. zu Houga im Depart. Gers 21. Jan. 1793, zuerst Lehrer am Collége in St.-Sever, dann am Collége Stanislas zu Paris, später Repetent für den historischen Cursus an der École polytechnique, sodann Oberinspector des öffentlichen Unterrichtswesens, ist einer von den tüchtigsten und treuesten Vertheidigern der kath.-monarchischen Weltansicht. Rastlos thätig hat er an einer Menge literarischer Unternehmungen, die im Interesse dieser Ansicht begonnen wurden, mitgewirkt. Er war lange Oberredacteur der „Quotidienne" und steht gegenwärtig (1853) mit Lubis an der Spitze des Journals „L'union" (vor 1848 „L'union monarchique"). Er ist Verfasser von philosophischen und historischen Schriften, als: „Introduction à la philosophie, ou traité de l'origine et de la certitude des connaissances humaines" (Par. 1829); „Histoire des ducs d'Orléans" (4 Bde., Par. 1832—34); „Histoire de France" (8 Bde., Par. 1841—43). Als Publicist bewährt er ein gediegenes Talent. Seine leitenden Artikel zeichnen sich durch Gedankeninhalt und geschmackvolle Darstellung aus. L. war sehr befreundet mit dem verstorbenen Herzog von Montmorency, der für das Journal große Geldopfer gebracht hatte.

Laurentius der Heilige war unter Papst Sixtus II. Diakon der röm. Gemeinde und erlitt in der Verfolgung unter Valerianus 258 den Märtyrertod. Als ihm nämlich die heidnische Behörde ansann, die Schätze der Kirche auszuliefern, bezeichnete er als solche die versammelten Armen und Kranken der Gemeinde und wurde nun an einem langsamen Feuer zu Tode gemartert. Auf der einen Seite verbrannt, soll er verlangt haben, auf die andere gewendet zu werden, wodurch sich die Sage gebildet hat, er sei auf dem Roste gebraten worden. Überhaupt hat die Geschichte des L. durch Ambrosius und noch mehr durch Prudentius in dem „Hymnus in passionem Laurentii martyris" manche Ausschmückung erfahren. Die kath. Kirche feiert sein Gedächtniß 10. August.

Lauriston (Alex. Jacques Bernard Law, Marquis de), Marschall und Pair von Frankreich, war ein Enkel von Will. Law, der nach dem Sturze des Finanzsystems seines Bruders John Law (s. d.) in Frankreich blieb. Er wurde 1. Febr. 1768 zu Pondichery geboren, trat zeitig in die Armee und war schon 1795 Artillerieoberst. Bonaparte, der seine Tüchtigkeit erkannte, wählte ihn 1800 zum Adjutanten und übertrug ihm kurz darauf mit dem Titel eines Brigadegenerals das Commando über die Artillerieschule zu Lafère. Im April 1801 erhielt L. eine diplomatische Sendung nach Dänemark und im October des folgenden Jahres hatte er die Ratification des Friedensvertrags dem londoner Hofe zu überbringen. Aus unbekannten Gründen fiel er in Ungnade bei Bonaparte und wurde als Commandant des Artilleriedepôts nach Piacenza versetzt. Im J. 1805 erhielt er jedoch den Befehl über die Truppen, welche der bei Trafalgar geschlagene Admiral Villeneuve an Bord nehmen mußte. Vom Kaiser aus Spanien nach Frankreich zurückberufen, wurde ihm im Feldzuge von 1805 ein Commando als Divisionsgeneral übertragen. Nach dem Frieden von Presburg nahm er Besitz von dem Arsenal zu Venedig und im Mai 1807 von der Republik Ragusa, die er gegen die Russen und Montenegriner tapfer vertheidigte. Im J. 1808 ging er mit dem Kaiser nach Spanien. Im folgenden Jahre befehligte er unter dem Vicekönig von Italien in Ungarn, wo er nach dem Siege am 14. Juni die Stadt Raab 24. Juni einnahm. In der Schlacht bei Wagram entschied L. an der Spitze der Gardeartillerie den Sieg der franz. Waffen. Nach dem Frieden wurde er nach Wien geschickt, um die Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Luise zu verhandeln, wofür er den Grafentitel und den Gesandtschaftsposten in Petersburg erhielt. Er trat hier an die Stelle Caulaincourt's, verließ den russ. Hof erst 1812 und übernahm dann in der großen Armee ein Commando. Nach dem Rückzuge befehligte er das fünfte Armeecorps an der Elbe. Er besetzte Leipzig am Tage der Schlacht bei Lützen, umging in der Schlacht bei Bautzen mit dem linken Flügel den Feind und besetzte hierauf 1. Juni 1813 Breslau. In der Schlacht bei Leipzig vertheidigte er 19. Oct. eine Vorstadt, wurde hier von den Preußen gefangen und erst nach dem Frieden von Paris ausgeliefert. Ludwig XVIII. zeichnete ihn ganz besonders aus und erhob ihn, zumal da er sich während der Hundert Tage von Napoleon entfernt gehalten, 17. Aug. 1815 zum Pair und Befehlshaber einer Division der Gardeinfanterie. Am 12. Oct. 1815 berief ihn der König in die Commission, welche das Betragen aller Offiziere während der Hundert Tage untersuchen sollte. Nachdem er 1817 zum Marquis ernannt worden, übernahm er 21. Febr. 1820 das Ministerium des königl. Hauses. Am 1. Mai 1821 erhielt er den Marschallsstab und 1823 beim Zuge nach Spanien das Commando des zweiten Reservecorps. Nachdem er sich seit 1824 von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, starb er 10. Juni 1828.

Laurop (Christian), ausgezeichneter Forstmann, geb. 1. April 1772 zu Schleswig, wo sein

Vater Oberförster war, erhielt eine sorgfältige Erziehung und bildete sich für das Forstfach theils praktisch bei dem Oberförster zu Steinau im Hanauischen, theils theoretisch durch Selbststudium. Nachdem er 1790 einige Zeit zu Ilsenburg am Harze zugebracht hatte, trat er in die mit dem Feldjägercorps verbundene Forstlehranstalt zu Kiel als Eleve ein. Nach fünfjährigem Aufenthalt daselbst erhielt er die Stelle als Secretär bei dem Jägermeisteramte und 1798 auf Verwendung des Grafen Reventlow vom Könige von Dänemark ein Reisestipendium auf zwei Jahre, um zu seiner weitern Ausbildung Deutschland in forstmännischer Hinsicht zu bereisen. Nach seiner Rückkehr wurde er nach Kopenhagen berufen, um bei dem Forstdepartement der Rentkammer an der neuen Forsteinrichtung zu arbeiten. Ohne Hoffnung, Forstmeister zu werden, weil er nicht von Adel war, folgte er 1802 dem Rufe als Lehrer der Forstwissenschaft und als Assessor des Oberforstcollegiums nach Dreißigacker und wurde 1802 Forstrath und Mitglied des Kammercollegiums. Bereits 1805 ging er als Forstdepartementsrath und Director des gesammten Forstwesens nach Leiningen, und nach der Mediatisirung dieses Fürstenthums kam er 1807 als Oberforstrath und Mitglied des Oberstforstdepartements nach Karlsruhe. Im J. 1809 errichtete er eine Privatforstlehranstalt, welche von In- und Ausländern stark besucht wurde, 1820 aber einging. Als Schriftsteller trat er schon frühzeitig auf. Sein erstes größeres Werk „Über Forstwissenschaft" (Lpz. 1796) wurde mit Beifall aufgenommen und es folgten nun seine „Freimüthigen Gedanken über die Ursachen des Holzmangels in den Herzogthümern Schleswig und Holstein" (Altona 1798). Im J. 1801 verband er sich mit Hartmann in Stuttgart zur Herausgabe der „Zeitschrift für die Forstwissenschaft" (Kopenh. 1801—2). Unter seinen folgenden Schriften sind hervorzuheben „Briefe eines in Deutschland reisenden Forstmannes" (5 Hefte, Tüb. 1802—3); „Grundsätze der Holzzucht" (Hildburgh. 1804); „Grundsätze des Forstschutzes" (Heidelb. 1810; 2. Aufl., 1833); „Handbuch der Forst- und Jagdliteratur" (Frankf. 1844; Ergänzungsheft, 1846). Nächstdem war er äußerst thätig theils allein, theils in Verbindung mit andern Forstmännern in der Herausgabe von forst- und jagdwissenschaftlichen Zeitschriften.

Laus (Pediculus) ist eine Gattung von ungeflügelten Insekten, welche nur parasitisch auf Säugethieren vorkommen, deren Blut sie mit ihrem ganz einstülpbaren Rüssel saugen, und aus birnförmigen, lederhäutigen, an den Haaren fest klebenden Eiern (Nissen) auskriechen, welche sich mit einem Deckel öffnen. Sie bestehen mehre Häutungen, aber keine wahre Verwandelung, sind schon nach kaum drei Wochen erwachsen und zur Fortpflanzung fähig, können sich daher ungeheuer vermehren und zu einer großen Plage werden. Jedoch ist ihr häufiges Vorkommen immer nur Folge von Unreinlichkeit und Nachlässigkeit, und es muß als Fabel gelten, daß sie gewissen Völkern als unausrottbares Erbtheil von der Natur selbst zugewiesen seien. An der Haut und den Haaren können sie sich sehr fest anklammern mittels des hakigen, in das vorhergehende sich zurückschlagenden Endgliedes der nur zweigliederigen Tarsen. Man kennt viele Arten, von denen drei verschiedene den Menschen heimsuchen. Die **Kopflaus** (P. capitis), mit ovalem Hinterleibe, dessen Segmente bräunlich gerandet sind, findet sich auf dem Kopfe und zwar auf dem Hinterkopfe des Menschen ein. Die **Kleiderlaus** (P. vestimenti), schmäler und länger als die vorige, mit länglichem Hinterleibe, dessen Segmente ungefleckt sind, kommt nur auf dem Leibe und den Kleidern, aber niemals auf dem Kopfe vor. Die **Filzlaus** (P. pubis), kurz und breit, mit viereckigem Hinterleibe, stellt sich an stark behaarten Stellen des menschlichen Körpers (mit Ausnahme der Kopfhaare) ein. Die **Schweinslaus** (P. suis), 1½ Linie lang, auf dem letzten Hinterleibssegmente mit zwei schwarzen Flecken, kommt häufig auf Schweinen vor, die nicht reinlich gehalten werden. Die sogenannten **Vogelläuse**, den Läusen im Äußern ähnlich, aber nie blutsaugende Thiere, gehören unter den Insekten zu der Abtheilung der Pelzfresser (Mallophăga).

Lausanne, die Hauptstadt des Waadtlandes, eine halbe Stunde vom Genfersee, an welchem das Dorf Ouchy den Hafen der Stadt bildet, ist am südlichen Abhange des Jorat unregelmäßig auf drei Hügeln und in mehren dazwischen liegenden Tiefen am Zusammenfluß der Flon und der Loue erbaut, sodaß die Straßen steil, eng und abschüssig sind. Eine neue großartige Brücke verbindet die beiden durch ein tiefes Thal getrennten Haupttheile der Stadt. L. hat über 17100 E. und eine akademische Lehranstalt, in welche 1806 das 1536 gegründete Gymnasium verwandelt wurde. Es bestehen daselbst eine Société d'émulation, eine Naturforschende und eine Land- und staatswirthschaftliche Gesellschaft, sowie eine Bibelgesellschaft. Auch hat die Stadt eine Bibliothek mit seltenen Handschriften, ein reiches Museum, ein großes Spital und ein nach pennsylvanischem System errichtetes Zuchthaus. Eine wahre Zierde ist die im 10. Jahrh. in goth. Stil erbaute Kathedrale mit mehren schönen Denkmälern. Lebhaft ist der Wein- und Spedi-

tionshandel. Eine Hauptnahrungsquelle hat die Stadt in den Fremden, welche wegen der schönen Lage, sowie in der Absicht, sich in der franz. Sprache und im gesellschaftlichen Tone der feinen Welt auszubilden, aus allen Gegenden Europas dahin kommen. Ehemals stand L. nebst dem umliegenden Gebiete unter dem Canton Bern, dessen Landvoigt auf dem bischöflichen Schlosse wohnte, da der Bischof seit der Reformation seinen Sitz von hier nach Freiburg verlegt hatte; jetzt aber ist das Schloß zum Cantonsrathhause umgewandelt. In der dasigen St.-Françoiskirche hielt das 1499 von Basel nach L. verlegte Concil seine letzten Sitzungen, und in der Kathedrale fand 1536 die denkwürdige Disputation statt, welche die Reformation der südwestlichen Schweiz zur Folge hatte.

Läusekrankheit (pthiriasis). Wie die Milben (s. d.) bei Pflanzen, Thieren und Menschen verschiedene Krankheiten hervorbringen und besonders einen eigenthümlichen Hautausschlag (s. **Krätze**) bewirken, so geschieht es auch durch die Läuse. Von den drei dem Menschengeschlechte anhaftenden Arten dieses Schmarotzergeschlechts (s. **Laus**) bewirkt die Kopflaus sehr oft Ausschläge des behaarten Kopfes, namentlich den sogenannten körnigen Kopfgrind, ferner zahlreiche und oft knollige Anschwellungen der Lymphdrüsen am Halse, auch Entzündungen der Ohren, Augen, Stirn u. s. w. Die Kleiderlaus verursacht ein unerträgliches Jucken der gesammten bekleideten Haut, daher heftiges Kratzen und blutige Striemen, sogar Geschwüre auf derselben (den als prurigo pedicularis bekannten Ausschlag). Die Filzlaus sitzt in den kurzen Haaren um die Geschlechtstheile herum, manchmal auch in der Achselgrube, noch seltener in Bart und Augenlidern. Sie veranlaßt daselbst, indem sie sich in die Haut einbohrt, ebenfalls Jucken und einen feinkörnigen rothen Knötchenausschlag. Die Behandlung dieser Läusekrankheiten ist einfach. Wiederholte Reinigungen durch Waschen und Baden, Kämmen, völliges Abschneiden der Haare, im Nothfall Einreibungen mit Anis- oder Terpentinöl oder Petersiliensamensalbe, am sichersten mit etwas (grauer oder weißer) Quecksilbersalbe, genügen, um die Thiere zu tödten. Die Wäsche, Kleider, Mützen, Betten müssen, um neue Ansteckung zu verhüten, vernichtet, oder durch heiße Luft (Erhitzen in einem sogenannten Läuseofen der Krankenhäuser) oder durch scharfe Laugen von dem darin enthaltenen Ungezieser sammt seiner Brut gereinigt werden. Was die von alten Schriftstellern erwähnte **Läusekrankheit** oder **Läusesucht**, an welcher Sulla, Herodes u. A. gestorben sein sollen, für ein Übel gewesen sei, ist heutzutage ungewiß. Es sollen bei den davon Befallenen Beulen auf der Haut entstanden und später aufgebrochen sein, aus denen dann unzählige läuseähnliche Thiere hervorkamen. Diese Beschreibung paßt mehr auf die Lebensweise der Milben, namentlich die bei unsern Hausvögeln nicht seltene Art (Dermanyssus avium), von welcher auch neuerdings durch wiederholte Fälle dargethan ist, daß sie sich (z. B. von Taubenschlägen oder Hühnerböden aus) in die menschliche Haut einnisten und Schwäre veranlassen kann.

Lausitz (Lusatia), ein jetzt theils zu Sachsen, theils zu Preußen gehöriger Landstrich, der früher als Ober- und Niederlausitz zwei selbständige Markgrafthümer bildete und 200 QM. umfaßte, wurde gegen S. von Böhmen, gegen W. von Meißen und dem ehemaligen sächs. Kurkreise, gegen N. von Brandenburg und gegen O. von Schlesien begrenzt und von der Spree und Neisse von S. nach N. durchschnitten. Die Lausitz bewohnten seit der Völkerwanderung slaw. Stämme unter eigenen freien Häuptlingen, welche erst 929 vom deutschen König Heinrich I. zinsbar gemacht und von Kaiser Otto I. 968 zum Christenthum bekehrt wurden. Als Bewohner der Niederlausitz werden damals die Lusizer (Lusici) genannt, welche mit den Wilzen, die bis an die Ostsee ihre Sitze hatten, eines Stamms gewesen sein sollen; in der Oberlausitz saßen die Milziener (Milzieni). Die Lausitz wurde zwar schon von Heinrich I. den Markgrafen von Meißen untergeben, doch erst seit 1031 vermochten dieselben, sich in das ihnen gebührende Ansehen zu setzen und zwar, wie es scheint, nur in der Oberlausitz, während die Niederlausitz fortwährend Polens Oberhoheit anerkannte. Um 1075 bemächtigte sich der Herzog Wratislaw von Böhmen fast der ganzen Lausitz; doch konnte er sich gegen Heinrich den Ältern von Meißen nicht im Besitz derselben behaupten. Dagegen verlor sie Heinrich's Sohn, Heinrich der Jüngere, 1123 an Wiprecht von Groitzsch, den Eidam des Herzogs Wratislaw, worauf Wiprecht's Sohn, Heinrich, die ganze Lausitz an sich brachte. Nach seinem unbeerbten Tode 1136 fiel die Niederlausitz nebst einem Theile der Oberlausitz an Konrad d. Gr. von Meißen, der übrige Theil der Oberlausitz aber an den böhm. Prinzen Sobieslaw. Durch Heirathen erwarben der Markgraf Albrecht II. von Brandenburg 1206 Kamenz und Ruhland in der Oberlausitz und der Markgraf Otto III. von Brandenburg, der Eidam des Königs Wenzeslaw Ottokar von Böhmen, 1231 den Rest der Oberlausitz bis auf Zittau mit seiner Pflege, das bei

Böhmen blieb. Im J. 1303 verkaufte der Markgraf Diezmann die ihm zugefallene Niederlausitz ebenfalls an die Markgrafen von Brandenburg, worauf Markgraf Friedrich der Gebissene, nachdem er in die Gefangenschaft des Markgrafen Waldemar gefallen, 1312 gänzlich auf alle Ansprüche auf die Lausitz verzichten mußte. Bei dem Erlöschen des askanischen Stamms der Markgrafen von Brandenburg 1320 gab der Kaiser Ludwig der Baier die Niederlausitz mit Brandenburg seinem Sohne Ludwig, während die Stände der Oberlausitz sich freiwillig dem böhm. Könige Johann von Luxemburg unterwarfen und der Herzog Heinrich von Jauer wegen der Ansprüche seiner Mutter die Städte Görlitz und Lauban mit ihren Pflegen erhielt, die er indeß 1329 gegen eine anderweite Entschädigung ebenfalls an Böhmen abtrat. Dieser freiwilligen Übergabe verdankten die Stände der Oberlausitz den größten Theil ihrer Freiheiten. Die Lausitz blieb den Königen von Böhmen in den hussitischen Unruhen treu, wurde aber dafür von den Hussiten furchtbar verheert. Zwar erkannte sie 1459 Georg Podiebrad als König an, doch 1467 übergab sie sich an den König Matthias von Ungarn, dem sie auch im Olmützer Frieden von 1479 verblieb. Unter ihm kamen die Benennungen **Oberlausitz** für den südlichen und **Niederlausitz** für den nördlichen Theil des Landes auf. Auch erneuerten die Städte der Oberlausitz 1476 und 1490 ihren Bund und gründeten dadurch die bis auf die neuere Zeit bestandene Vereinigung der **Sechsstädte** (Bautzen, Görlitz, Zittau, Lauban, Kamenz und Löbau), die von den Kaisern und böhm. Königen den Reichsstädten ähnliche Freiheiten zu erlangen wußten. Sie unterhielten stehende Mannschaften und vertheidigten sich in den Kriegen jenes Jahrhunderts meist auf eigene Hand. Nach des Königs Matthias von Ungarn Tode, 1490, blieben beide Markgrafthümer bei der Krone Böhmen und kamen mit derselben 1526 an Ferdinand I. von Östreich, von dem sie wegen Einführung des Protestantismus harte Bedrückungen litten. Besonders wurden die Sechsstädte des größten Theils ihrer Freiheiten beraubt und mußten große Summen opfern, um sie allmälig wiederzuerlangen. Durch die Wahl des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum Könige von Böhmen wurde die Lausitz, die ihm nicht huldigte, in den Dreißigjährigen Krieg verwickelt. Der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen besetzte sie 1620 in des Kaisers Namen, erhielt sie, nachdem er sich mit dem Kaiser entzweit hatte, bei der Aussöhnung 1623 unterpfändlich für 72 Tonnen Goldes aufgewendeter Kriegskosten und andere Schuldfoderungen an den Kaiser und behielt sie nun als Pfand, bis sie im Prager Frieden 30. Mai 1635 mit allen Hoheitsrechten als böhm. Lehn vom Kaiser ihm erb- und eigenthümlich abgetreten wurde. Seitdem theilte die Lausitz, als ein von den kursächs. Erblanden gesondertes, zu keinem Reichskreise gehöriges Nebenland, bis 1815 alle Schicksale Sachsens, das im Tilsiter Frieden von 1807 auch den bis dahin zu Brandenburg gehörenden kottbuser Kreis erhielt. Bei der Theilung Sachsens 1815 mußte dieses die Niederlausitz und den größern, östlich und nördlich gelegenen Theil der Oberlausitz an Preußen abtreten.

In der Oberlausitz bildet die Abwechselung ebener und gebirgiger Gegenden die reizendsten Ansichten und merkwürdige Naturschönheiten. Ein lebhafter Verkehr verbindet die südlichen Gebirgsgegenden mit den nördlicher liegenden Ebenen, welche bis in die Niederung der fast durchaus flachen Niederlausitz ablaufen. Diese hat in ihren Wäldern, vorzüglich an der Grenze von Schlesien und im Spreewalde, an Holz und Wild, in ihren Flüssen und ansehnlichen Teichen an Fischen und auf ihrem sandigen Boden an Obst, Flachs, Haidekorn, Gerste, Hafer und Gemüse Überfluß genug, um einen einträglichen Handel ins Ausland zu treiben. Korn und Weizen baut sie hinreichend für den Bedarf. Der lebhafte Verkehr mit Brandenburg und Schlesien gewährt der Niederlausitz viele Handelsvortheile. Wichtiger für den Handel ist aber die Oberlausitz, deren Boden nur in der Ebene Viehzucht und Ackerbau begünstigt, daher beiweitem nicht Korn genug für die starke Bevölkerung erzeugt wird. Die Niederungen im nördlichen Theile der Oberlausitz sind reich an Holz und Fischen. Der daselbst häufige Raseneisenstein beschäftigt einige Hohöfen und Hammerwerke; in der Muskauer Haide wird viel Alaun gewonnen; in den südlichen Gegenden gibt es ansehnliche Torflager und bei Zittau Braunkohlenbergwerke. Doch die meisten Hände beschäftigt der Gewerbfleiß und zwar in Städten die Tuch- und Strumpffabrikation, in den südlichen Gebirgsdörfern, unter denen mehre 3000—5000 E. zählen, die Weberei, welche sich sonst über alle Arten Leinwand erstreckte. Die Damastweber in Großschönau, einem Dorfe von 5000 E. bei Zittau, fertigen Tafelzeuge, die an Glanz und Feinheit keiner andern Damastfabrik nachstehen. Der sonst sehr bedeutende Großhandel der oberlausitzer Kaufleute mit leinenen Waaren hat jedoch in neuerer Zeit gar sehr abgenommen; nur in Tuchen und Tafelzeugen werden noch Geschäfte nach Italien, Rußland und Amerika gemacht. Die Wenden (s. d.), noch 30000 an der Zahl, treiben lediglich Viehzucht und Ackerbau.

Der Hauptsitz des lausitzer Gewerbfleißes ist die sächs. **Oberlausitz**, vorzüglich die Gegend um Zittau. Sie bildet seit der neuen Eintheilung Sachsens den Hauptbestandtheil des Kreisdirectionsbezirks Bautzen (45¼ QM. mit 300000 E.), hat mit Einschluß der früher böhm. Parcellen und der 1845 von Östreich an Sachsen abgetretenen Enclaven Schirgiswalde u. s. w. einen Flächenraum von 41 QM. und umfaßt die Vierstädte Bautzen, Zittau, Kamenz und Löbau; die Standesherrschaften Königsbrück und Reibersdorf; das kath. Domstift St.-Petri zu Bautzen und die Klöster Marienstern und Marienthal; die Landstädte und Rittergüter der nach den Vierstädten benannten Districte. Eine besondere Verwaltungsform erhielt die sächs. Oberlausitz 12. März 1821. Die Stände, zusammengesetzt aus dem Stande vom Lande (den Standesherren, den Vertretern der Stifter und den adeligen Rittergutsbesitzern) und dem Städtestand (den Deputirten der Räthe der Vierstädte), halten eigene Landtage zu Bautzen und zwar jährlich drei. Schon seit 1817 nahmen sie auch Antheil an den allgemeinen Landesversammlungen des Königreichs Sachsen und 1820 wurden überdies von den in der Oberlausitz nicht landtagsfähigen Rittergutsbesitzern elf Stände durch Wahl für die erbländisch-ständische Versammlung ernannt. In Folge der Constitution wurde eine Abänderung der bisherigen Particularverfassung der Oberlausitz nothwendig, welche, durch eine Übereinkunft mit den Ständen derselben vom 9. Dec. 1832 und durch die Urkunde vom 17. Nov. 1834 festgesetzt, am 1. Jan. 1835 in Kraft trat. Hierbei wurde der Oberlausitz verbürgt, daß in ihrer Religions- und kirchlichen Verfassung, welche durch den Traditionsreceß vom 30. Mai 1635 und den Traditionsabschied vom 24. April 1636 vertragsmäßig feststeht, nichts ohne Einverständniß der oberlaus. Provinzialstände geändert werden darf. Die Centralbehörden des Königreichs sind gegenwärtig den Erblanden und der Oberlausitz gemeinschaftlich. In Bautzen bestehen eine Regierungsbehörde und ein Appellationsgericht. Die Abgaben in der Oberlausitz sind denen in den Erblanden gleichgestellt und das Schuldenwesen beider Landestheile ist in der Staatsschuldenkasse vereinigt worden. Die innere Verwaltung dagegen ist durch ein Provinzialstatut geordnet. Die **preuß. Oberlausitz**, ein Areal von 63 QM. mit 200000 E., besteht aus den Kreisen Görlitz, Rothenburg, Hoyerswerda und Lauban und ist mit dem Regierungsbezirk Liegnitz der Provinz Schlesien verbunden. Die **Niederlausitz** ist in sieben Kreise (des jetzigen Regierungsbezirks Frankfurt in der Provinz Brandenburg): Luckau, Sorau, Guben, Lübben, Kalau, Spremberg und Kottbus, getheilt und zählt mit Einschluß der dazu geschlagenen ehemals meißn. Ämter Senftenberg und Finsterwalde auf etwa 134 QM. gegen 310000 E. Sie hatte früher ebenfalls eine eigene ständische Verfassung, die aber, gleichwie die der preuß. Oberlausitz, seit der Abtrennung von Sachsen fast ganz aufgehoben worden ist.

Laut in allgemeinster Bedeutung heißt alles dem Ohr Vernehmbare, alles Hörbare, jeder Schall, sofern er gehört wird; im Besondern jedoch nennt man Laut jeden durch die Stimme eines Menschen oder eines Thieres selbstthätig erzeugten Schall. Da nun zwar das höher organisirte Thier ein Stimmorgan besitzt, aber nicht, wie der Mensch allein, im Stande ist, vermöge desselben articulirte Töne, als die wichtigsten Hülfsmittel und Elemente der Sprache, hervorzubringen, so bezeichnet Laut im engsten Sinne (besonders in der Sprachwissenschaft) die gegliederten (articulirten) und bedeutsamen Bestandtheile der menschlichen Sprache. Für das Auge sind dieselben durch die Buchstaben angedeutet, wenn auch nur bei den Sprachen solcher Völker, die bereits die Stufen einer bloßen Bilderschrift (Azteken, Ägypter) wie einer Wortschrift (Chinesen) überschritten und ihre Schrift zu einer Lautschrift ausgebildet haben. Der Laut, mit welchem ein Wort beginnt, heißt **Anlaut**, der, mit welchem es schließt, **Auslaut**, jeder Laut, der sich dazwischen findet, **Inlaut**. In physiologischer Beziehung zerfallen die Laute in zwei Classen: die Vocale und Consonanten. Die Vocale (s. d.) werden mittels der durch den Kehlkopf hervorgebrachten Stimme blos durch die in verschiedenen Richtungen mehr oder weniger erweiterte oder verengerte Mundhöhle gebildet. Weil sie sich ohne Beihülfe eines andern Lautes aussprechen lassen, heißen sie auch **Selbstlauter**, im Gegensatz zu den **Mitlautern** oder Consonanten (s. d.). Durch letztere werden den ersteren, den Selbstlautern, unter mannichfachen Verschließungen, Stemmungen und Annäherungen der Mund- und Gaumentheile, durch welche die aus der Brust hervorgestoßene Luft hindurchgeht, bestimmte Modificationen ertheilt. Wären die Organe aller Menschen einander vollkommen gleich und wäre allen Menschen die Fähigkeit gemeinschaftlich, die verschiedenen Sprachlaute in gleichem Grade sowol hervorzubringen als wahrzunehmen, so würde wol überhaupt unter den Sprachen keine große Verschiedenheit stattfinden. Aber die Menschen sind von dieser Übereinstimmung weit entfernt; nicht blos die Individuen, sondern auch die Völker zeigen (zum Theil auf den Abweichungen in

der Lebensweise und Heimat derselben beruhende) angeborene oder anerzogene Unterschiede in den Organen der Sprache. Daher kommt es, daß gewisse Laute oder Lautverbindungen bei dem einen Volke sehr beliebt sind, bei einem andern sehr hart erscheinen, von noch andern gar nicht ausgesprochen werden können. Manche Sprachen können das l vom r nicht unterscheiden, andere haben beide Laute gar nicht, nach andern fehlen ganze Lautclassen; ja es gibt Sprachen, die nicht mehr als 15 oder 16 Laute deutlich unterscheiden. Das am schönsten ausgebildete **Lautsystem** besitzen die indogerman. Sprachen. Nach einem trilogischen Gesetz, das überall in der Sprache waltet, zerfallen hier die Consonanten in Bezug auf ihre Qualität in drei Gruppen: **Spirantes** (h, s, j, v), **Liquidae** oder flüssige Laute (r, m, n, l), **Mutae** oder stumme Laute. Die Mutae zerfallen wiederum nach den zu ihrer Erzeugung verwendeten drei Hauptorganen, der Lippe, Kehle und Zunge, in drei verschiedene Abtheilungen: **Labiales** oder Lippenlaute (p, b, f), **Gutturales** oder Kehllaute (k, g, ch), **Linguales** oder Zungenlaute (t, d, th). Bei jeder dieser drei Äußerungen stummer Consonanz finden nun drei Stufen statt, nach denen man **Tenues** (p, k, t), **Mediae** (b, g, d) und **Aspiratae** (f, ch oder h, th) zu unterscheiden pflegt. Die Consonanten sind in der Sprache das festere Element und erscheinen mehr als die Träger des Gedankens. Daher sind sie auch einer eigentlichen Weiterbildung nicht fähig, obgleich sie keineswegs allen Veränderungen während der Entwickelungsgeschichte der Sprache entzogen bleiben. So gehen z. B. die Spiranten oft ineinander über; die Liquiden wechseln innerhalb der Sprachen häufig ihre Stelle, auch schwächen sich andere Consonanten häufig in sie ab, wie s in r (Werra und Weser ist ein und dasselbe Wort), oder sie selbst verschwinden leicht ganz (z. B. fodern und fordern). Ebenso zeigen sie die Neigung, in verschiedenen Sprachen in ein und denselben Wurzelwörtern eine verschiedene Stellung einzunehmen. So fand bei den Slawen eine solche Versetzung des r statt in dem deutschen Namen Karl, welchen sie, und zwar speciell in Bezug auf Karl d. Gr., zur Bezeichnung der Würde des Königs gebrauchen (altslaw. Kral, poln. Krol, russ. Korol; auch ungar. Király, lith. Karalus). Auch die Lautverschiebung (s. d.) ist als eine eigentliche Umgestaltung im Consonantismus nicht anzusehen. Anders verhält es sich mit dem zweiten Element des indogerman Lautorganismus, mit den Vocalen; denn der Vocalismus ist es recht eigentlich, worin sich das besondere Leben der einzelnen Sprachen entfaltet. Der große Reichthum von Vocalen, den die Sprachen gegenwärtig zeigen, geht auf die drei Grundvocale a, i, u zurück, aus denen sich zunächst, wie sich noch aus dem Sanskrit und Gothischen ersehen läßt, e und o entwickelten. Durch Spaltung der einfachen Vocale in lange und kurze, wie durch Verschmelzung von zweien und dreien zu Diphthongen und Triphthongen wurde allmälig die Zahl der vocalischen Laute erhöht und eine noch größere Mannichfaltigkeit später durch Schwächung, Brechung und Trübung erzeugt. Namentlich wirkte hierzu der **Umlaut**, d. h. die durch Einfluß eines folgenden Vocals (besonders des i und des daraus abgeschwächten e, im Nordischen auch des u) bewirkte Trübung oder Verdünnung eines wurzelhaften a, o, u, zu ä, ö, ü. Andere Nüancirungen des vocalischen Lautes lassen sich unter dem allgemeinen Begriff der **Lautsteigerung** zusammenfassen. Es gehört dahin unter Anderm die durch Vorschiebung eines kurzen oder langen a vor andere einfache Vocale entstehende Verstärkung des Lautes, die sich namentlich im Sanskrit und im Griechischen häufig beobachten läßt und, nach Vorgang der indischen Grammatiker **Guna** und **Vriddhi**, von Curtius im Griechischen **Zulaut** genannt wird. So entsteht im Sanskrit aus i durch Gunirung ai oder ê, durch Vriddhirung âi; im Griechischen aus ι durch Zulaut ει, οι, aus υ ein ευ, bisweilen ου. Mit letzterer Erscheinung nicht zu verwechseln ist der Ablaut (s. d.), von dem sich Spuren zwar im Griechischen finden, der aber nur im Deutschen seine vollständige Ausbildung gefunden hat. Die Darstellung des Lautsystems einer Sprache enthält die **Lautlehre**, welche neben der Flexionslehre und Wortbildungslehre einen der drei Haupttheile des formellen Theils der Grammatik bildet. Erst seitdem Bopp und Grimm die Wichtigkeit dargethan, welche die Erkenntniß der Gesetze des Verhaltens der Laute theils innerhalb einer Sprache, theils zwischen stammverwandten Sprachen für die Erkenntniß des gesammten Organismus einer Sprache oder eines Sprachstamms besitzt, haben alle neuern wissenschaftlichen Grammatiker, wie Grimm, Diez, Miklosich, Blanc, Brill, Rydgeist u. A., der Lautlehre eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet und so für die Etymologie eine sichere Grundlage hingestellt.

Laute (ital. liuto), ein jetzt veraltetes Saiteninstrument, dessen Spielart der der Guitarre ähnlich war. Die Laute hat einen gewölbten Körper, aus dünnen Spänen zusammengesetzt, und einen ziemlich langen Hals, dessen oberes Ende (Kragen) mit den Wirbeln in einem stumpfen Winkel zurückgebogen ist. Von den in Chöre abgetheilten 14 Saiten wurden nur die sechs hö-

hern auf dem mit Bünden bezeichneten Griffbret durch die Finger der linken Hand gegriffen, die acht tiefern blieben für die Dauer eines Stücks unverändert, nach dessen jedesmaliger Tonart sie gestimmt wurden. Die Laute hatte eine von der gewöhnlichen Notenschrift ganz abweichende Tabulatur mit einem System von sechs Linien. Sie spielte in frühern Zeiten eine bedeutende Rolle. Nicht nur war sie, gleich dem Pianoforte, ein allgemein verbreitetes häusliches, so zu sagen ein Familieninstrument, sondern sie war auch im Orchester von hoher Bedeutung als ein sehr bequemes Mittel zur Ausführung einer Generalbaßstimme, zur Begleitung der Recitative u. s. w. Mit der steigenden Vervollkommnung anderer Saiteninstrumente, namentlich des Pianoforte, kam sie am Ende des 18. Jahrh. ganz außer Gebrauch. Es wird der Laute ein sehr hohes Alter zugeschrieben, und eine Sage läßt sie vom pers. Philosophen Manichäus am 270 v. Chr. erfunden werden.

Lauter heißen mehre kleine Flüsse und Bäche in Deutschland. Der bemerkenswertheste ist die **Lauter** (franz. Lutter) im bair. Kreise Pfalz, welche auf den Vogesen bei Waldfischbach entsteht, die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bildet, dann in letzterm über Weißenburg und Lauterburg fließt und eine Stunde unterhalb Lauterburg in den Rhein fällt. Zwischen beiden Städten zogen sich früher an dem steilen Süduser des Flusses 2½ M. weit die **Linien der Lauter** (les lignes de la Lutter) hin, auch die **Weißenburger und Lauterburger Linien** genannt, eine zusammenhängende Reihe von Gräben, Wällen und Schanzen, welche namentlich im Spanischen Erbfolgekriege und, wie der nördlich angrenzende Bienwald, 1793 mehrfach Schauplatz blutiger Gefechte war. Am 4. Juli 1705 wurde die Linie von den Franzosen unter Villars gegen die Kaiserlichen forcirt. Am 13. Oct. 1793 ward sie von den Östreichern unter Jellachich den Franzosen, aber schon 25. Dec. wieder von den Letztern unter Hoche genommen. Beide male erfolgte zugleich die Erstürmung des festen Städtchens **Lauterburg**, ein Kriegsplatz vierter Classe im franz. Depart. Niederrhein (Elsaß) mit 3000 E., welche Bleichen, Brennereien, Eisen- und Kupferwerke, sowie Tabacksfabriken unterhalten.

Lautirmethode, s. Lesen und Lesemethoden.

Lautverschiebung nennt man nach Jak. Grimm das von ihm entdeckte Gesetz des Wechsels der stummen Consonanten (mutae) in den german. Sprachen. In den sämmtlichen deutschen Sprachen sind in identischen unentlehnten Wörtern die stummen Consonanten von der ursprünglichen Stufe gerückt. Aus ursprünglicher Tenuis ist im Gothischen Aspirata, aus ursprünglicher Media ist Tenuis, aus ursprünglicher Aspirata ist Media geworden. So entspricht z. B. dem griech. π das goth. f, dem griech. β das goth. p, dem griech. φ das goth. b. Eine zweite Lautverschiebung ist innerhalb der german. Sprachen vor sich gegangen. Während nämlich in den übrigen deutschen Sprachen die stummen Consonanten auf der Stufe geblieben sind, die sie im Gothischen eingenommen haben, sind sie im Hochdeutschen, d. h. hier in den oberdeutschen Mundarten, nochmals verrückt worden. Für das Althochdeutsche stellt sich das strenge Gesetz so dar, daß goth. Aspirata althochdeutsche Media, goth. Tenuis althochdeutsche Aspirata, goth. Media althochdeutsche Tenuis entspricht. Derselbe Trieb der Lautverschiebung ist noch jetzt in oberdeutschen und mitteldeutschen Mundarten rege; er zeigt sich in der Verwechselung der sogenannten weichen und harten Buchstaben und würde, consequent durchgeführt und durch die Festigung der Schriftsprache nicht zurückgedrängt, die hochdeutschen Consonanten auf die ursprüngliche Stufe zurückgebracht haben. Vgl. R. von Raumer, „Die Aspiration und die Lautverschiebung" (Lpz. 1837).

Lava nennt man die bei vulkanischen Eruptionen im feurig-flüssigen Zustande dem Erdinnern entströmenden Massen, welche beim Erkalten zu festen, in Folge der sie begleitenden Gasentwickelung mehr oder minder blasigen, nur selten ganz dichten Gesteinen erstarren. Die Laven sind höchst wahrscheinlich Ergießungen des noch jetzt heißflüssigen Erdinnern, wie die andern sogenannten Eruptivgesteine, die Basalte, Grünsteine, Porphyre, Granite u. s. w., dergleichen Ergießungen in frühern Perioden waren, die zum Theil wol nie die Erdoberfläche erreichten, sondern in innern Räumen und deshalb weit langsamer, krystallinischer erstarrten. Ihre Zusammensetzung ist im Allgemeinen diesen Gesteinen ganz ähnlich und sie schließen sich in dieser Beziehung ihnen vollständig an. Man unterscheidet Feldspath- oder Trachytlaven, Augit- oder Basaltlaven und Leuzitlaven. Die erstern sind in der That nichts Anderes als Trachyte und Basalte, welche in neuester Zeit als Lavaströme geflossen sind. Der Ausdruck Lava bezeichnet also nicht eine besondere Gesteinsart, sondern nur die deutlich erkannte vulkanische Entstehungsform verschiedener Gesteinsarten. In den Blasenräumen der Laven und auf den Oberflächen scheiden sich zuweilen krystallinische Mineralien aus.

Laval, die Hauptstadt des franz. Departements und am Flusse Mayenne, in der ehemaligen Grafschaft Maine, schlecht gebaut, aber malerisch am Abhange eines Hügels gelegen und mit festen Mauern umgeben, hat ein großes altes Schloß mit einem Donjon, welches einst Residenz der Herzoge von L. war und jetzt als Gefängniß benutzt wird, ein Communal-Collége und eine öffentliche Bibliothek von 25000 Bänden, ein archäologisches Museum, ein Naturaliencabinet, eine große Leinwandhalle und 18000 E., die sehr bedeutende Manufacturen unterhalten, namentlich Flachs- und Hanfleinwandfabrikation, sowie Handel mit Leinwand, Damast, Zwirn, Kleesamen, Wein, Branntwein, Holz, Eisen und Marmor betreiben. L. wurde angeblich von Karl dem Kahlen gegen die Einfälle der Bretagner erbaut, war später eine Baronie, die 1429 zur Grafschaft und Pairie erhoben wurde, und kam dann durch Heirath an das Haus Montmorency, 1521 an Franz von Trémouille. Am 25. Oct. 1793 siegten die Vendéer unter Laroche über die Republikaner unter Westermann bei dem ¼ M. im Süden gelegenen Dorfe Entrames, von wo sich 27. Oct. die Schlacht gegen die Mainzer bis Château-Goutier hinzog.

Lavalette, die Hauptstadt der brit. Insel Malta, auf einer Landzunge, einst der Hauptsitz des Ordens der Johanniterritter (s. d.), benannt nach dem Großmeister Jean de Lavalette, gewährt von der Seeseite mit ihren vielen Palästen und prächtigen Kirchen einen reizenden Anblick und ist gut gebaut, stark befestigt und fast unbezwinglich, da die meisten Werke in Fels gehauen sind. Sie hat zwei ebenso geräumige als sichere Häfen, von denen der eine seit der brit. Besitznahme zum Freihafen erklärt ist, der andere als Quarantänehafen (Marsamuscetto) dient. Als höchst wichtiger strategischer Punkt zur See ist L. das Hauptquartier der engl. Flottenstation im Mittelmeere. Die Straßen sind breit und meist mit Lava gepflastert und die Kais an den Häfen mit den schönsten Prachtgebäuden besetzt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus der ehemalige Palast des Großmeisters, jetzt die Residenz des brit. Gouverneurs, der Palast der sieben Zungen (Provinzen des ehemaligen Ordens), das Stadthaus, die Hauptkirche zu St.-Johann und das reich ausgerüstete Seezeughaus; unter den wissenschaftlichen Anstalten erwähnen wir die 1838 gegründete Universität, die Bibliothek, die Sternwarte und den botanischen Garten, den südlichsten Europas. Die Stadt hat mit ihren vier Vorstädten 60000 E., welche bedeutende Seeschiffahrt und somit auch Handel treiben, und gewinnt als einer der wichtigsten Kriegs- wie Handelshäfen des Mittelmeers von Jahr zu Jahr, besonders in Folge der fortwährend wachsenden Dampfschiffverbindungen an Bedeutung.

Lavalette (Marie Chamans, Graf), Generalpostdirector unter der Herrschaft Napoleon's in Frankreich, wurde 1769 zu Paris in niederm Stande geboren. Anfangs dem geistlichen Stande, dann dem Rechtsstudium gewidmet, aber während der Revolution einigermaßen als Nationalgardist bei den Ereignissen vom 10. Aug. compromittirt, trat er 1792 als Freiwilliger in die franz. Armee, kämpfte mit Auszeichnung am Rhein und in Italien und wurde nach der Schlacht von Arcole Adjutant Bonaparte's. Da er mit Geschick und Verschwiegenheit die Correspondenz seines Generals besorgte, so erhielt er von demselben mehre geheime Aufträge und unter Anderm auch eine Sendung an den Congreß von Rastadt. Durch seine Vermählung mit Emilie Louise Beauharnais, der Nichte Josephinens, trat er Bonaparte noch näher. Er begleitete denselben nach Ägypten, unterstützte die Revolution vom 18. Brumaire und wurde dafür vom Ersten Consul an die Spitze des Postwesens gestellt und nach Gründung des Kaiserreichs zum Generalpostdirector und Grafen erhoben. Mit der Restauration von 1814 mußte er diesen wichtigen Posten an den Grafen Ferrand abgeben. Als Ludwig XVIII. 20. März 1815 bei der Annäherung Napoleon's Paris verließ, erschien L. einige Stunden nachher mit dem General Sebastiani vor Ferrand und nahm demselben im Namen des Kaisers die Postverwaltung ab. Dieser kühne Streich trug sehr viel zur Herstellung der Napoleon'schen Herrschaft bei. Nach der Rückkehr der Bourbons von Gent wurde L. 18. Juni 1815 verhaftet und 19. Nov. vor die Assisen gestellt, die ihn des Hochverraths schuldig erkannten. Seine Gemahlin faßte indeß den heldenmüthigen Plan, ihn zu retten. Dieselbe wirkte sich die Erlaubniß aus, den Unglücklichen am Vorabende vor seiner Hinrichtung, 23. Dec., mit ihrer Tochter zu besuchen. In dem Gefängniß angelangt, wechselte sie mit dem Delinquenten die Kleider und blieb daselbst zurück, während L. in den Gewändern seiner Frau nebst der Tochter in einer Sänfte unbemerkt davongetragen wurde. Nachdem er 14 Tage in der Mansarde des Hôtels, welches sein Feind, der Minister und Herzog Richelieu, bewohnte, verborgen gelebt, brachten ihn drei Engländer, der General Wilson, der Hauptmann Hutchinson und ein gewisser Bruce, im offenen Wagen und in der Uniform eines engl. Oberst über die Grenze nach Mons, wo er den Weg nach München

einschlug. Die drei hochherzigen Männer wurden nebst zwei andern Engländern zu Paris in einen langen Proceß verwickelt, in welchem sich Dupin der Ältere als Vertheidiger großen Ruhm erwarb. Die Gemahlin L.'s mußte längere Zeit im Gefängniß bleiben, verfiel darüber in Geisteszerrüttung und starb. Im J. 1822 begnadigte Ludwig XVIII. den Flüchtling und gab demselben die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. L. starb zu Paris 15. Febr. 1830. Seine „Mémoires et souvenirs" (2 Bde., Par. 1831) wurden von seiner Familie herausgegeben und zeichnen ihn als unterrichteten Geist und rechtschaffenen Charakter.

Lavallière (Louise Françoise de Labaume Leblanc de), Geliebte Ludwig's XIV., geb. 1644 aus einer altadeligen Familie, verlor zeitig ihren Vater. Ihre Mutter, die sich in zweiter Ehe mit einem Baron von St.-Remi verheirathete, brachte sie an den Hof des Herzogs von Orléans, wo sie Ehrendame der Prinzessin Henriette von England wurde. Ungeachtet sie keine große Schönheit war und ein wenig hinkte, bezauberte sie doch unbewußt durch Anmuth, Bescheidenheit und liebenswürdiges Wesen. Sie liebte den König schon längere Zeit und suchte diese Neigung zu bekämpfen, als sich derselbe gegen 1661 ebenfalls von ihr angezogen fühlte. Auch der Finanzintendant Fouquet hatte sich in sie verliebt und sie zu verführen gesucht, was ihm den Haß Ludwig's XIV. erregt haben soll. Sie gebar dem Könige, dem sie sich nur schwer und unter glänzenden Festen zu Fontainebleau ergab, vier Kinder, von denen eine Tochter, Marie Anne von Bourbon, Mademoiselle de Blois, geb. 1666, und der Graf von Vermandois, geb. 1667, am Leben blieben. Ludwig XIV. erhob zu ihren und ihrer Tochter Gunsten das Landgut Vaujour und die Baronie St.-Christophle zum Herzogthum und zur Pairie. Inmitten des Glücks und des Glanzes verbarg sie sich keineswegs ihre wahre Stellung und wollte auch nicht die Legitimirung ihrer Kinder dulden, deren sie sich eigentlich schämte. Ihre Leiden begannen, als sie sah, wie ihr die Montespan (s. d.) das Herz des Königs entriß. Sie entfloh deshalb 1674 förmlich vom Hofe in das Kloster der Karmeliterinnen zu Paris und nahm im folgenden Jahre unter dem Namen Louise de la Miséricorde den Schleier. Die Königin, die sie liebte und schätzte, besuchte sie oft; auch mußte sie auf Befehl des Königs ihre Kinder sehen. Die Vermählung ihrer Tochter mit dem Prinzen Conti 1679 erregte ihren Stolz nicht; die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes nahm sie mit den Worten hin: „Ich muß ja seine Geburt mehr als seinen Tod beweinen." Als die Montespan die Liebe des Königs verloren, erschien diese ebenfalls bei den Karmeliterinnen. Die L. suchte jetzt diese Frau, die sie verfolgt und in Verzweiflung gestürzt, zu trösten. Nach langen Jahren der Buße und der härtesten Arbeit, in welcher sie ihre Ruhe wiedergefunden, starb sie 6. Juni 1710. Sie gilt als die Verfasserin der „Réflexions sur la miséricorde de Dieu" (Par. 1685). Frau von Genlis, welche diese Schrift herausgab, machte sie zum Gegenstande des Romans „Mademoiselle de Lavallière", und der berühmte Lebrun hat ihr Bild als büßende Magdalena gemalt. Vgl. „Mémoires de Madame la duchesse de L." (2 Bde., Par. 1829); Quatremère de Roissy, „Histoire de Madame de L., duchesse et carmelite" (Par. 1828).

Lavater (Joh. Kasp.), einer der merkwürdigsten Männer des 18. Jahrh., wurde 15. Nov. 1741 zu Zürich, wo sein Vater Arzt war, geboren. Blöde, ungelehrig, stillen Träumereien nachhängend, nahm sein Herz früh die Richtung auf Gott, und Bibellesen und Gebet wurden ihm Bedürfniß. Der Bestimmung des von ihm erwählten geistlichen Standes gemäß fing er sehr bald an, sich über Alles, was er empfand und dachte, redselig mitzutheilen. Eine auffallende Probe von Thatkraft und Unerschrockenheit gab er, als er mit Heinr. Füßli den Landvoigt Grebel, dessen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rügen Niemand gewagt hatte, 1762 bei der Regierung anklagte. In Gesellschaft Füßli's reiste er 1763 über Leipzig nach Berlin und dann zu Spalding nach Barth in Schwedisch-Pommern. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt 1764 machte er sich zuerst durch seine trefflichen „Schweizerlieder" (Bern 1767) bekannt, denen die schwärmerisch-ascetischen „Aussichten in die Ewigkeit" (3 Bde., Zür. 1768—73; 3. Aufl., 4 Bde., 1777—78) folgten. Er wurde 1769 Diakonus, 1775 Pfarrer an der Waisenhauskirche, 1778 Diakonus an der Peterskirche und, nachdem er einen Ruf nach Bremen abgelehnt, 1786 Pfarrer an der Peterskirche zu Zürich. Seine früh geübte Beobachtungsgabe und seine Menschenkenntniß hatten ihn in Stand gesetzt, sich von allen Personen, mit denen er in Berührung kam, nach einigem Umgange bald ein treffendes Bild ihrer Natur und ihres Charakters abzunehmen, und da dieses Bild in seinem Alles zur Anschauung gestaltenden Gemüthe leicht mit der Vorstellung ihrer Gesichtszüge zusammenschmolz, so überzeugte er sich allmälig von einer allgemeinen Übereinstimmung des äußern Menschen mit dem innern. So kam er auf den Gedanken, die Linien des Menschenprofils für zuverlässige Merkmale des Cha-

rakters zu erklären und die Physiognomik (s. d.), die bisher nur eine Zusammenstellung bescheidener, auf ähnliche Fälle gegründeter Vermuthungen gewesen war, zur Wissenschaft zu erheben. Nachdem er seit 1769 mit Ausführung dieser Idee sich beschäftigt, ließ er seine „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" (4 Bde., Lpz. und Winterth. 1775—78; franz. mit vielen Zusätzen von L., 3 Bde., Haag 1781—85; im Auszuge von Armbruster, 3 Bde., Winterth. 1783—87; 2. Aufl., 1829) erscheinen, wodurch er eine ungemeine Berühmtheit erlangte. Eine Menge von Chodowiecki, Lips, Schellenberg und andern Künstlern gestochener und meist wohlgetroffener Porträts und Schattenrisse merkwürdiger Personen empfahl das Werk ebenso wie der Schwung des schwülstigen, in poetischen Kraftworten und begeisterten Ausrufungen hinrollenden Stils, in welchem L. diese Bilder erklärte und das Geheimniß der Physiognomik enthüllte. Aus der darüber entstandenen literarischen Fehde, in welcher besonders Lichtenberg's witziger Aufsatz „Über Physiognomik wider die Physiognomen" den Ausschlag gab, trug Joh. Georg Zimmermann, der treueste Bewunderer L.'s, unheilbare Wunden und der unbefangene Theil der Leser die Überzeugung davon, daß die Grundlage der Physiognomik L.'s nur in dessen persönlichen Gefühlen zu suchen sei. Besonders witzig wurden L.'s Erfindungen von Musäus in dessen „Physiognomischen Reisen" persiflirt. L. selbst scheint später von dem Glauben daran zurückgekommen zu sein und seine Studien über die Züge des äußern Menschen in eine Kunstliebhaberei verwandelt zu haben. Unerschütterlich hielt er dagegen an der ihm eigenen Ansicht des Christenthums, die, aus seinen Phantasien über die biblischen Lehren mehr als aus diesen selbst erwachsen, neue Deutungen mit steifer Orthodoxie und philosophische Erörterung mit Aberglauben wunderlich vermischte. Seine Neigung zum Wunderbaren und Geheimnißvollen verleitete ihn mehr als ein mal, die Erwartung von Wundern und Offenbarungen laut werden zu lassen, wie er denn auch Gaßner's (s. d.) Teufelsbeschwörungen eine gewisse Glaubenskraft zuschrieb. Aus seinem Verkehr mit kath. Theologen zog man die Beschuldigung geheimer Parteilichkeit für den Katholicismus, ja Manche hielten ihn gar für einen geheimen Obern des Jesuitenordens. Dagegen war L. überaus hochgeachtet von seiner Familie und mittels eines lebhaften Briefwechsels in Gewissensangelegenheiten der Seelsorger frommer Familien in allen Gegenden Deutschlands. Seine Reisen waren Triumphzüge, und gewiß hat kein protest. Geistlicher des 18. Jahrh. mehr Verehrung genossen, als man L. auf seiner Reise nach Bremen bewies. Dieses Alles nährte L.'s angestammte Eitelkeit und veranlaßte ihn bisweilen zu kleinlicher Sorgfalt für seinen Ruhm, welcher, als er das Tagebuch einer Reise herauszugeben anfing, die er 1795 auf Einladung des Ministers Bernstorff nach Kopenhagen unternommen hatte, durch Knigge's „Reise nach Fritzlar" und eines Ungenannten „Satirisches Freudenlied der Jünger L.'s" in Gefahr kam. Überhaupt fanden in dieser spätern Zeit L.'s Schriften weniger Anklang und seine redseligen Mittheilungen hörten auf anziehend zu sein, als die Welt von einem allgemeinern Interesse beschäftigt wurde. Auch ihn erfüllte die Französische Revolution anfangs mit republikanischer Freude, aber seit der Epoche des Königsmordes mit einem religiösen Abscheu. Dabei griff er mit Kühnheit in jede öffentliche Bewegung ein. Auch hörte er nicht auf, für Recht und Ordnung zu sprechen und die Willkür fremder Machthaber zu rügen, weshalb er endlich, auf den Argwohn einer verrätherischen Gemeinschaft mit Rußland und Östreich hin, im Mai 1796 nach Basel deportirt wurde. Nach einigen Monaten entlassen, setzte er in Zürich seine Amtsthätigkeit mit dem gewohnten Eifer wieder fort, bis sie 26. Sept. 1799, als Masséna Zürich wieder einnahm, für immer gehemmt wurde. Auf der Straße beschäftigt, Unglücklichen beizustehen, schoß, wie man behauptet, ein Grenadier ihn durch die Seite. Nach langen Qualen starb er 2. Jan. 1801. Den Schätzen der Gelehrsamkeit verdankte L. wenig; er schuf mehr als er las, und was er war, wurde er von innen heraus. Sein sittlicher Charakter war durchaus edel und redlich; nur das Übermaß des Beifalls machte ihn bisweilen klein. Der Grund seiner Schwächen war mehr in seinem von starken Phantasien und ausschweifenden Planen bestürmten Kopfe als in seinem Herzen zu suchen. Er selbst gab seine „Vermischten Schriften" (2 Bde., Winterth. 1774—81), sowie seine „Sämmtlichen kleinern prosaischen Schriften" (3 Bde., Winterth. 1784—85), Geßner „L.'s nachgelassene Schriften" (5 Bde., Zür. 1801—2) und J. K. Orelli „L.'s ausgewählte Schriften" (8 Bdchn., Zür. 1841—44) heraus. Vgl. Geßner, „Lebensbeschreibung L.'s" (3 Bde., Zür. 1802); „Goethe's Briefe an L." (herausgeg. von Hirzel, Lpz. 1833); Heyner, „Beiträge zur nähern Kenntniß der wahren Darstellung L.'s" (Lpz. 1836).

Lavendel (Lavandula) ist der vielleicht vom lat. lavare, d. h. waschen, abstammende Name

einer zu den Lippenblümlern (Labiaten) gehörenden Pflanzengattung. Die Staubgefäße und Griffel derselben sind in der Blumenröhre eingeschlossen, die Staubbeutel nierenförmig und die Oberlippe der Blume zweispaltig. Aus ihr wird der **gemeine oder schmalblätterige Lavendel** oder die **Spike** (L. specia oder angustifolia), welche auf steinigen Bergen und Hügeln in Südeuropa einheimisch ist und blaue Blumen trägt, bei uns allgemein in Gärten, besonders auch zu Einfassungen der Blumenbeete cultivirt wird. Von dieser lieblich gewürzhaft riechenden und gewürzhaft bitter schmeckenden, eine große Menge ätherisches Öl enthaltenden Pflanze sind die Blätter und noch mehr die Blütenähren in der Heilkunde als starkes Reizmittel gebräuchlich und werden vorzüglich äußerlich angewendet. Als Räucherungsmittel sind die Lavendelblumen gleichfalls beliebt, und wegen ihres starken Geruchs werden sie auch als Mittel gegen die Motten gebraucht. Aus dieser Pflanze wird der **Lavendelgeist** (Eau de lavande) bereitet. Aus dem breitblätterigen Lavendel (L. latifolia), welcher ebenfalls in Südeuropa einheimisch, aber bei uns gegen die Winterkälte weit empfindlicher ist, gewinnt man im südlichen Frankreich das **Lavendelöl** oder **Spiköl** (Oleum Lavandulae) im Großen, das jedoch im Handel meist mit Terpentinöl verfälscht vorkommt. Diese Art unterscheidet sich durch breitere, spatelig-lanzettige Blätter und lanzettig-lineale Deckblätter; ihr Geruch ist noch stärker als der des gemeinen Lavendels. Der in Südeuropa und Nordafrika einheimische **schopfige Lavendel** (L. stoechas), mit kleinen schwärzlich-purpurrothen Blumen, riecht zwar stark, aber mehr kampherartig und wird in jenen Ländern ebenso wie bei uns der gemeine Lavendel benutzt. Auch die übrigen Arten haben denselben starken, durchdringenden Geruch, zum Theil aber minder angenehm als der gemeine Lavendel.

Laves (Georg Ludw. Friedr.), hannov. Oberhofbaudirector, einer der geachtetsten Architekten Deutschlands, geb. zu Uslar 17. Dec. 1789, erhielt seine Bildung in Kassel und Göttingen und auf Reisen nach Italien und Frankreich. Er machte sich zuerst durch einen Plan zu einem neuen Residenzschlosse in Hannover bekannt; doch kam in der Folge nicht dieser, sondern ein von seinem Oheim und Lehrer Jussow entworfener, von ihm blos umgearbeiteter Erweiterungs- und Verschönerungsplan des Schlosses zur Ausführung. L. hatte bei dieser Restauration Schwierigkeiten zu überwinden, die man lange Jahre für unübersteigbar gehalten. Er überwand diese Schwierigkeiten mit dem besten Erfolge, und es ist dem Ganzen, namentlich dem in schönen Verhältnissen erbauten Porticus, eine imposante Wirkung nicht abzusprechen. Nach seinem Plane wurde auch der Paradeplatz in Hannover ausgeführt und die am Ende desselben errichtete Waterloosäule ist lediglich sein Werk. Sehr bekannt wurde er durch seine Erfindung eines neuen Constructionssystems in Holz und Eisen, besonders für Brücken und große Bedachungen, wobei es keiner Widerlager bedarf. Im J. 1838 ging L. nach Italien, um die hauptsächlichsten Theater zu besichtigen, weil ihm der Bau eines neuen Schauspielhauses in Hannover übertragen worden war. Dieses wurde 1852 vollendet. Der Künstler folgte in der Gesammtanlage dieses in den kolossalsten Verhältnissen und in gediegenem Material ausgeführten Prachtbaus den Formen röm. Bauweise und schuf ein Werk von entschieden imponirendem Eindrucke. Das überreich ausgestattete Innere nähert sich indeß stark den Ausschweifungen des Rococo. Zu andern Bauten, welche L. neben diesem seinem Hauptwerke errichtete, gehört ein Mausoleum für die Gemahlin des Königs Ernst August im Garten zu Herrenhausen, sowie das dortige sogenannte Polenhaus. Ersteres ist nach Art der charlottenburger Fürstengruft ausgeführt und auch durch Rauch's Hand mit der Bildsäule der Todten geschmückt worden. L. huldigt im Allgemeinen noch immer dem sonst vielfach aufgegebenen griech.-röm. Stil, in welchem er auch zahlreiche Privatbauten ausgeführt hat. Als Mitglied der Baucommission hat er vielfach Gelegenheit gehabt, auf die Verschönerung der Residenzstadt Hannover einzuwirken.

Lavinen, im Schweizerischen Lauwinen oder Lauinen, nennt man die großen Schneemassen, welche von hohen Bergen herabrollend oder schurrend oft durch ihren Sturz die größten Verwüstungen anrichten. Übrigens unterscheidet man fünferlei Arten von Lavinen. Die Staub- oder Windlavinen entstehen, wenn frischer, tiefer, lockerer Schnee plötzlich von den Abhängen hinabschießt und wegen des lockern Zusammenhangs im Falle zerstiebt. Sie kommen meist im Winter vor und sind gefährlich wegen der Geschwindigkeit, mit welcher sie niederfahren, und durch die oft sehr große Heftigkeit des Windstoßes, den sie erzeugen. Die zweite Art, die Grund-, Berg- oder Schneelavinen, stürzen durch ihre eigene Schwere und schieben dann den ganzen Grund, auf welchem sie liegen, nebst den darauf befindlichen Bäumen, Felsstücken u. s. w. mit sich fort. Besonders häufig fallen sie um die Frühlingszeit, wenn der Schnee zu schmelzen anfängt und das durchsickernde Wasser den Boden schlüpferig macht, sodaß plötzlich die ganze im Falle fest zusammenhaltende Schneemasse über den Abhang hinuntergleitet. Sie sind minder

gefährlich, da ihr Fall selten sehr hoch ist und seine bestimmte Stelle, sowie seine nahe zu bestimmende Zeit hat. Die Schleich- oder Rutschlavinen entstehen im Frühlinge meist nur auf der Sommerseite der Bergabhänge oder an nicht allzu steilen Stellen des Bodens. Die Schlaglavinen sind die gefährlichsten; sie bilden sich im Frühling, wo hohe, unbewaldete, nicht sehr schroffe Bergabhänge unterwärts mit steilen Felswänden gegen die Thäler abgerissen sind. Durch sie werden die Reisen über manche Alpenpässe gefährlich, z. B. an der Gotthardsstraße in den Schöllenen; selbst der Luftdruck stürzt noch Wälder und Hütten nieder. Die fünfte Art, die Gletscher- oder Sommerlavinen bestehen aus losgerissenen herabdonnernden Gletschertheilen, die im Sommer von den großen Eismassen der höchsten Regionen an steilen Abhängen sich ablösen und zerschellend an den Felswänden in die Tiefe stürzen. Sie sind, da sie fast immer in unbewohnte Gegenden fallen, die unschädlichsten und ereignen sich am häufigsten im Juli, August und September.

Lavinium, eine Stadt in Latium, nordwestlich von Laurentum, wurde der Sage nach von Äneas (s. d.) gegründet und zu Ehren seiner Gattin Lavinia, einer Tochter des Latinus, so genannt und war die Mutterstadt von Albalonga (s. d.).

Laviren heißt in der Schiffahrt sich gegen den Wind halten, bei widrigem Winde bald nach der einen, bald nach der andern Seite segeln, ohne das Schiff von seiner Richtung allzu weit zu entfernen, wodurch man, wenn auch nur wenig, doch immer etwas vorwärts kommt; daher auch figürlich soviel als bedächtig bei einer Sache verfahren. Ein Schiff kann durch Stellung seiner Segel auf sechs Striche, d. h. 67¼°, dem Winde entgegengehen. In der Malerkunst heißt laviren eine aufgetragene Farbe mit Wasser vertreiben; eine Zeichnung laviren heißt sie tuschen oder mit einer Tinte oder Farbe malen.

Lavoisier (Ant. Laurent), der Begründer der antiphlogistischen Chemie, geb. zu Paris 16. Aug. 1743, studirte unter Lacaille Astronomie, unter Rouelle Chemie und unter B. de Jussieu Botanik. Als 1764 die franz. Regierung die beste Art der Straßenbeleuchtung zum Gegenstand einer Preisaufgabe machte, gewann er den Preis. Schon 1768 wurde er von der Akademie als Mitglied aufgenommen. Die Natur der Gasarten war damals ein Hauptgegenstand der Untersuchung aller Chemiker; auch L. beschäftigte sich eifrig damit. Da er indeß sehr wohl erkannte, daß diese Forschungen nur mit großem Vermögen durchzuführen seien, so nahm er, um seine Vermögensumstände zu verbessern, eine Generalpächterstelle an. Allmälig kam er dahin, den Irrthum der Theorie Stahl's (s. d.) einzusehen, nach welcher in den verbrennlichen Körpern ein eigenartiger Stoff, das sogenannte Phlogiston, sich befinden sollte, von dem man annahm, daß es beim Verbrennungsproceß entweiche. Die Entdeckungen Black's, Priestley's, besonders Cavendish', der 1774 den Sauerstoff entdeckte, benutzend und die atmosphärische Luft vielfach analysirend, stellte er nun den Satz auf, daß bei der Verkalkung, d. h. beim Rosten eines Metalls, dasselbe Sauerstoff annehme, und begründete dadurch das antiphlogistische System. Im J. 1783 zerlegte er zuerst das Wasser in seine Bestandtheile und bildete gleicherweise durch Verbrennung von Sauer- und Wasserstoffgas Wasser. Viel beschäftigte er sich auch mit der Theorie des Verbrennungsprocesses, des Wärmestoffs, der Auflösung der Metalle, der Vegetation, des Athmungsprocesses, der Gährung u. s. w. Seit 1776 stand er den königl. Pulverfabriken vor; dann wurde er einer der Administratoren der Discontokasse und einer der Commissarien des Nationalschatzes. Als Mensch war L. höchst achtungswerth, und von seinem Vermögen machte er den edelsten Gebrauch. Nichtsdestoweniger wurde er nebst vielen andern ehemaligen Generalpächtern während der Schreckenszeit verhaftet und 8. Mai 1794 hingerichtet. Sein Hauptwerk ist der „Traité élémentaire de chimie" (2 Bde., Par. 1789; 3. Aufl., 1801; deutsch von Hermbstädt, 2 Bde., Berl. 1792), dem sich die „Opuscules physiques et chimiques" (Par. 1774; neue Aufl., 1801) und die von seiner Gemahlin herausgegebenen „Mémoires de chimie" (2 Bde., Par. 1805) anschließen.

Law (Jean), bekannt durch seine Creditoperationen während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. in Frankreich, wurde 1671 zu Edinburg in Schottland geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Goldschmied und Bankier, kaufte das Landgut Lauriston, von dem sich seine Nachkommen den Titel beilegten. L. widmete sich in der Jugend mit Vorliebe der Mathematik und kam im Alter von 20 J. nach London, wo er als Spieler auftrat und sich im Geld- und Handelswesen Einsicht verschaffte. Ein Duell, in welchem er den Gegner tödtete, nöthigte ihn zur Flucht. Er ging nach Amsterdam und trat als Commis in ein Contor, um die Operationen der Bank kennen zu lernen. Gegen das J. 1700 kehrte er als eifriger Vertheidiger des damals noch wenig begriffenen Papiercredits nach Schottland zurück. Er machte dem schott. Parlament

den Vorschlag zur Errichtung einer Art von Bankanstalt, die gegen Verpfändung von Grundeigenthum Zettel ausgeben sollte. Da man den Vorschlag ablehnte, entwarf er den Plan zu einer großartigen Creditanstalt und ging damit auf den Continent. Er bereiste Frankreich, Italien und Deutschland und gewann als Spieler ein Vermögen von zwei Mill. Livres; doch vergebens bot er den Höfen seine Creditplane an. Als sich in den letzten Jahren Ludwig's XIV. die Finanzlage in Frankreich immer trostloser gestaltete, fanden endlich die Entwürfe L.'s am Hofe zu Versailles Eingang. L. versprach mittels einer Zettelbank, in deren Kasse das Metallcapital des Landes fließen sollte, die Staatsschulden zu tilgen und den Hof wie das Volk in Überfluß zu versetzen. Er ging hierbei von dem Grundsatze aus, daß der Privatbankier einen zehn mal größern Credit genießt, als sein Grundcapital ist, und meinte, daß ein Fürst, wenn er das Geld des Landes zu einem Bankfonds vereinige, um das Zehnfache dieser ungeheuern Summe Creditzettel ausgeben könne. Zu dieser Verwechselung des Staats- mit dem Handelscredit gesellte sich bei L. noch ein anderer Irrthum. Er glaubte, eine solch ungeheuere Masse von Creditzetteln würde sich weder entwerthen, noch in die Bank zurückströmen, sondern nur den Nationalverkehr, folglich den Nationalreichthum in gleichem Maße steigern. Ludwig XIV. starb, als die Bank ins Leben treten sollte, und die Sache blieb liegen, weil sich der Adel und das Parlament dieser Neuerung weniger aus Einsicht als aus Eifersucht widersetzten. Erst nachdem der Herzog von Noailles durch seine Finanzkünste die Lage des Staats und des Volkes noch unheilbarer gemacht, erhielt L. im Mai 1716 die Erlaubniß zur Errichtung einer Privatbank auf Actien, deren reeller Fonds nur 3,300000 Livres betrug. Der Credit, den das Bankpapier gegenüber den entwertheten Staatseffecten genoß, bestimmte endlich den Herzog von Orléans als Regenten, den vollen Plan L.'s aufzunehmen. Ein Edict vom 4. Dec. 1718 verwandelte die Privatbank in eine Staatsbank und L. blieb Director derselben. Sogleich begann eine ungeheuere Ausgabe von Bankzetteln, die sonderbarerweise das nämliche Vertrauen wie die frühern genossen, obschon der discreditirte Staat hiermit nur eine Anleihe machte. Unterdeß hatte L. auch eine Handelscompagnie auf Actien unter dem Namen Compagnie d'Occident gegründet, welche die Ausbeutung und Colonisirung der Länder am Mississippi bezweckte. Auch dieses Privatinstitut sollte in den Kreis der beabsichtigten Operationen eintreten. L. wollte die Compagnie zum Mittelpunkt des franz. Handels machen, und ihre Actien, die als Waare galten, sollten den Speculationsgeist entflammen und die Circulation und Verwendung unermeßlicher Summen von Bankzetteln befördern. Zuvörderst vereinigte man die alten privilegirten Handelsgesellschaften mit der Mississippicompagnie und gab ihr den Namen Compagnie des Indes. Um das Ansehen und den Gewinn der Compagnie zu steigern, überließ man ihr ferner die Pachtungen der Staatsgefälle. Sie erhielt allmälig das Tabacksmonopol, die Generalpacht, das Münzregal und die Verwaltung der Generalstaatseinnahme. Gegen den Anfang des J. 1719 setzte L. den eigentlichen Hebel seines sogenannten Systems in Bewegung, indem er das bisher in Frankreich wenig bekannte Börsenspiel im größten Maßstabe einführte. Eine seltsame Speculationswuth, in der jedes Nachdenken erlosch, bemächtigte sich hiermit des Volkes. Man trug das Gold in die Bank und war glücklich, Zettel zu erhalten, die eigentlich gar keine Garantie besaßen. Während die Actien auf dem Platze reißend stiegen, folgte eine Actiencreation und eine Fabrikation von Bankzetteln der andern. In der Mitte des Jahres verlor das Metallgeld gegen das Papier zehn Procent und zu Ende wurde die Actie, die den Nominalwerth von 500 Livres besaß und zwölf Proc. Dividende gab, auf dem Platze mit 18—20000 Livres verkauft. Handel und Industrie nahmen bei der Fülle der Capitale den schnellsten Aufschwung und die Consumtion stieg, besonders durch das Zusammenströmen der Fremden aller Länder, um das Doppelte. Inmitten des Glücks und des Überflusses unternahm nun L. die scheinbare Tilgung der Staatsschulden. Er legte in der Bank Massen von Actien nieder, die nie ausgegeben wurden, und nahm dafür Bankzettel. Die Compagnie lieh dann diese Zettel der Regierung zu drei Proc. und letztere zahlte damit die vierprocentigen Renten zurück. Obschon L. selbst durch das Börsenspiel sich ungeheuern Reichthum erwarb, so behielt er doch seine einfache Lebensweise bei. Sein Glück theilte eine geschiedene Engländerin, Namens Katharine Knowel, mit der er einen Sohn und eine Tochter zeugte. Die Gesammtzahl der Actien, die er in kurzen Zwischenräumen creirte, belief sich auf 625000, von denen jedoch der dritte Theil in den Händen der Compagnie blieb. Die Summe der Bankzettel, die man fabricirte und auch ausstreute, betrug mehr als 3½ Milliarden. Diese ungeheuere Papiermasse, ohne Pfand und nur durch Agiotage künstlich gehalten, konnte weder je bezahlt werden, noch wirklich im Umlauf bleiben. Das baare Geld des Landes betrug damals etwa 1200 Mill. Livres und reichte bei freier Circulation vollkommen hin, das

Bedürfniß der Nation zu bestreiten. Die Speculanten von Fach, welche dieses Misverhältniß begriffen, suchten darum schon in den letzten Monaten des J. 1719 ihren Gewinn in Sicherheit zu bringen, indem sie sich des Metallgeldes bemächtigten und das Papier auf dem Markte zurückließen. Dieses Verfahren öffnete dem Publicum sehr bald die Augen über die Unsolidität des Systems; das Mistrauen gewann die Oberhand und die Papiermasse nahm ihren Weg nach der Bank, die sehr bald erschöpft war. Um L. mit hinreichender Gewalt zur Aufrechthaltung seines Baus zu bekleiden, erhob ihn der Regent im Jan. 1720 zum Staatsrath und Generalcontroleur der Finanzen, wobei L. zugleich zum Katholicismus übertrat. Er erhöhte nun zur Aufrechthaltung des Curses die Actiendividende auf 40 Proc. und griff, da dies der Wuth, die Actien abzusetzen und die Zettel zu verwerthen, nicht Einhalt that, in der Verzweiflung zu einer Menge unerhörter Gewaltstreiche, welche die Conversion des Papiers unmöglich machen sollten, die aber nur den Ruin des Credits beschleunigten. Das Metallgeld wurde nach Bedürfniß der Bank bald willkürlich erhöht, bald erniedrigt, die Ablieferung alles Goldes und Silbers bei Strafe der Confiscation befohlen, das Tragen und der Besitz von Kleinodien bei gleicher Strafe verboten. Um den Staat von der Verantwortlichkeit rücksichtlich der Bank zu befreien, vereinigte L. 22. Febr. die Bank mit der Compagnie und spiegelte dabei den Actionären einen großen Gewinn vor, während die Bank schon völlig bankrott war. Ein Gesetz vom 27. Febr. befahl hierauf, daß Niemand mehr als 500 Livres in Metallmünze bei sich führen, sowie daß die Fabrikation von Gold- und Silbergeschirr aufhören sollte. Da sich aber das Volk an diese barbarischen Gesetze nicht kehrte und die Realisirung der Effecten nur um so eifriger fortgesetzt wurde, so schaffte L. überhaupt den Gebrauch des Goldes als Münze ab und erlaubte fortan in gewissen Grenzen nur ein übermäßig erhöhtes Silbergeld. Doch auch dieses Mittel konnte nicht den Curs der Bankzettel, am wenigsten das Vertrauen herstellen und L. beschloß endlich eine Verminderung der Papiere. Nachdem er 5. März 1720 die Actie gesetzlich auf den Fuß von 9000 Livres gesetzt, setzte er einige Tage später den Nominalwerth der Bankzettel auf die Hälfte herab. Diese unter den Umständen einzig vernünftige Maßregel brachte ganz Frankreich in Aufruhr und entschied das Schicksal L.'s und seines Systems. Das Gesetz mußte sogleich zurückgenommen werden. L. legte das Ministerium nieder und sah zu, wie die Männer des alten Systems auch jede Spur des öffentlichen Credits zerstörten. Im Juli stellte die Bank ihre Zahlungen gänzlich ein. Die Bankzettel fielen hierauf auf den zehnten Theil herab; die Actie, die kurz vorher 20000 Livres gekostet, wurde zu Ende des Jahres kaum mit einem Louisdor bezahlt. L. überließ dem Staate sein großes Vermögen und floh, vom Volkshasse und seinen Feinden verfolgt, in den letzten Tagen des Dec. 1720 nach Brüssel. Die Regierung nahm nun sofort die Finanzen von der Compagnie zurück und ordnete ein Visa aller Effecten an, in welchem die Masse des Papiers um mehr als den dritten Theil unterdrückt wurde. Das Publicum erhielt die Erlaubniß, den Rest in einprocentigen Staatsrenten anzulegen. Die Nation hatte bei diesem ersten Versuch zur Einführung des öffentlichen Credits durch die Unwissenheit und den Leichtsinn des Unternehmers und der Machthaber unermeßlich verloren; Handel und Industrie lagen auf Jahre darnieder und auch die Finanzen des Staats blieben in trauriger Zerrüttung. Aus den glücklichen Tagen des Systems war dem Volke nur ein verzehrender Durst nach Luxus und Genuß geblieben. L. ließ sich später in Venedig nieder. Hier verfiel er bald in große Dürftigkeit und mußte seine Zuflucht wieder zum Spiele nehmen. Als er im Mai 1729 starb, hinterließ er seiner Familie nichts als einen Diamanten von 40000 Livres, den er, wenn ihn der Mangel drückte, auf dem Leihhause zu versetzen pflegte. Vgl. „Histoire du système de finances sous la minorité de Louis XV" (6 Bde., Haag 1739); Kurtzel, „Geschichte der Law'schen Finanzoperation" in Raumer's „Historischem Taschenbuch" (1846).

Lawrence (Sir Thomas), engl. Porträtmaler, geb. zu Bristol 13. April 1769, der Sohn eines armen Gastwirths, zeigte schon in früher Jugend große Anlagen, namentlich für die Zeichenkunst. Im J. 1787 ging er mit seiner Familie nach London, wo Reynolds sein Muster wurde. Durch seine Porträts erregte er bald allgemeines Aufsehen. Nach Reynolds' Tode wurde er 1792 Hofmaler, und nachdem seit 1800, besonders durch seine Porträts des Lord Thurlow, Erskine's, Mackintosh' und der verstorbenen Königin Karoline als Prinzessin von Wales nebst ihrer Tochter, sein Ruf sich immer höher gesteigert hatte, widmete er sich ausschließend der Porträtmalerei. Nach West's Tode ernannte ihn der König zum Präsidenten der Akademie und verlieh ihm die Ritterwürde. Im J. 1814 erhielt er den Auftrag, die Fürsten, welche damals London besuchten, sowie die übrigen gegen Napoleon verbündeten Könige, auch die Bildnisse der Minister Metternich, Castlereagh, Hardenberg, Richelieu und

Nesselrode für die Sammlung des Prinz-Regenten von England zu malen. Sodann malte er 1819 den Papst Pius VII. und 1825, ebenfalls für den Prinz-Regenten von England, den König Karl X. von Frankreich und den Dauphin. Für sein bestes Werk wird sein Porträt Georg's IV. von England, in bürgerlicher Kleidung, gehalten; auch malte er denselben im Krönungsanzuge. Seine letzte Arbeit war ein Bildniß der Schauspielerin Fanny Kemble. Er starb 7. Jan. 1830 und wurde in der Paulskirche neben West begraben. Seine Bildnisse zeigen einen kecken und freien Pinsel, sind aber in der spätern Zeit manierirt. Ein Bild in Lebensgröße malte er nie unter 500 Guineen, wovon die Hälfte gleich bei der ersten Sitzung bezahlt werden mußte. Dessenungeachtet hinterließ er kein Vermögen, da er viel spielte, jedoch ausgezeichnete Sammlungen, besonders an Handzeichnungen, die nach seinem Tode zerstreut wurden.

Lawrence (William), einer der berühmtesten engl. Wundärzte, wurde 1816 Professor der Anatomie und Chirurgie am königl. Collegium der Wundärzte und 1837 außerordentlicher Leibchirurg der Königin und Wundarzt am St.-Bartholomäushospital, sowie Operateur an der Augenheilanstalt. Von seinen Schriften, die in großem Rufe stehen, führen wir an: „A treatise on ruptures" (5. Aufl., Lond. 1838; deutsch von van dem Busch, Brem. 1819); „Lectures on physiology, zoology and the natural history of man" (7. Aufl., Lond. 1839); „A treatise on the venereal diseases of the eye" (Lond. 1830); „Eighty nine lectures on surgery" (Lond. 1831) und „Lectures on surgery" (Lond. 1832), welche beide Werke zusammen von Behrends übersetzt wurden (3 Bde., Lpz. 1833—35); „Anatomico-chirurgical views of the nose, mouth, larynx and fauces" (2. Aufl., Lond. 1838), sowie viele Aufsätze in den „Medico-chirurgical transactions" der Medicinisch-chirurgischen Gesellschaft, deren Präsident er ist. In der „Hunterian oration for 1846" (Lond. 1847) sprach er seine Ansicht über den gegenwärtigen Zustand der chirurgischen Wissenschaft aus.

Laxenburg, ein Marktflecken mit einem kaiserl. Lustschlosse und Park im Erzherzogthum Unteröstreich, an der Schwechat, 1½ M. südlich von Wien, mit diesem durch Alleen und mit der Wien-Gloggnitzer Südbahn durch eine Zweigbahn verbunden, in höchst anmuthiger Gegend gelegen, hat 900 E., eine schöne Pfarrkirche, ein Postamt und einen Bahnhof. Das alte Schloß wurde 1377 gegründet. Das Neuschloß oder das Blaue Haus, 1600 erbaut, der Lieblingssitz Maria Theresia's, Joseph's II. und Franz' I. und jetzt noch abwechselnd mit Schönbrunn der Sommeraufenthalt der kaiserl. Familie, hat ein Theater für 1200 Zuschauer und eine Reitschule. In der Schloßkirche befindet sich ein Altarblatt von van Dyck, im Bibliothekzimmer sechs treffliche Gemälde von Canaletto, im Billardzimmer Beyer's Statue des Meleager. Sonst zeichnet sich das Schloß weder durch Größe noch durch Bauart aus. Dagegen ist der Schloßpark, welcher aus 17 von der Schwechat gebildeten Inseln besteht, einer der schönsten engl. Gärten Europas. Der Park enthält unter andern Merkwürdigkeiten die Franzensburg, eine 1801 vollendete, bis in die kleinste Einzelnheit getreue Nachbildung eines Lieblingsschlosses Maximilian's I. in Tirol; die Burg ist im goth. Stile errichtet, rings von einem See umgeben und mit werthvollen Sammlungen echter, aus vielen östr. Schlössern und Stiftern hierher gebrachter Alterthümer ausgeschmückt. In L. wurde 15. Juli 1682 das Bündniß des Kaisers mit mehren deutschen und auswärtigen Fürsten gegen Ludwig XIV. und 1725 der Friedens- und Handelstractat zwischen Spanien und Östreich abgeschlossen.

Layard (Austen Henry), engl. Reisender und Alterthumsforscher, wurde 5. März 1817 geboren und verbrachte seine Jugendjahre in Italien, wo er die Liebe zu den schönen Künsten einsog. Zum Rechtsgelehrten bestimmt, begann er in London den dazu vorgeschriebenen Studiencursus, den er jedoch aufgab, um 1839 einen Freund auf einer Reise durch das nördliche Europa zu begleiten. Dann hielt er sich längere Zeit in Deutschland auf, dessen Sprache er sich vollkommen aneignete, und ging endlich durch Albanien und Rumelien nach Konstantinopel. Hier fungirte er als Reporter eines londoner Tageblattes, bereiste in der Folge mehre Theile Asiens und erlernte die persische und arab. Sprache. Mit den Sitten, Gewohnheiten und Sprachen des Orients wurde er so vertraut, daß ihn die Bewohner jener Regionen für ihren Landsmann gehalten haben sollen. Auf seinen Wanderungen verweilte er mit besonderer Vorliebe an solchen Punkten, wo er die Überbleibsel alter Städte vermuthete, und als er sich zu Mosul in der Nähe des Ruinenhügels von Nimrud befand, fühlte er einen unwiderstehlichen Trieb, die Stätte zu untersuchen, der die Geschichte und die Traditionen des Orients eine so hohe Bedeutung beilegen. Der franz. Consul Botta hatte bereits im Auftrage seiner Regierung Nachgrabungen angestellt, wodurch eine große Anzahl merkwürdiger Fragmente zu Tage gefördert wurde. (S. Assyrische Alterthümer.) L. brannte vor Verlangen, ähnliche Forschungen vorzuneh-

men, und legte seine Wünsche dem brit. Gesandten in Konstantinopel, Sir Stratford Canning, vor, der die Kosten zu tragen versprach. Im Herbst 1845 begab er sich daher wieder nach Mosul, fing sogleich seine Nachsuchungen an einer bisher unberührten Stelle an und fand hier die wunderbaren Überreste assyrischer Kunst, welche jetzt die Säle des British Museum zieren. Die Geschichte seiner Reise und seiner Entdeckungen hat er in dem Werke „Niniveh and its remains" (2 Bde., Lond. 1848; deutsch von Meißner, 2 Bde., Lpz. 1850), an das sich ein Atlas von 100 Tafeln schließt, niedergelegt. Durch die Unterstützung der Verwaltung des British Museum ward er 1848 in den Stand gesetzt, die Ausgrabungen bei Kojundschik und Babylon fortzusetzen, die mit nicht geringerm Erfolg gekrönt wurden als seine ersten Arbeiten. Nach England zurückgekehrt, übernahm er im Jan. 1852 auf die Auffoderung Lord Granville's den Posten eines Unterstaatssecretärs im auswärtigen Ministerium, den er jedoch schon nach wenigen Wochen bei der Auflösung des Cabinets Russell niederlegte. Den Antrag, dieses Amt auch unter dem Toryministerium beizubehalten, lehnte er entschieden ab. Bald darauf wurde er zum Vertreter von Ailesbury im Parlament gewählt und nach dem Wiedereintritt der Whigs im Dec. 1852 zum Secretär bei der indischen Controle ausersehen. Er zog es jedoch vor, seinen alten Gönner, Lord Stratford, im März 1853 nach Konstantinopel zurückzubegleiten, wo er der brit. Regierung durch seine Kenntniß der orientalischen Verhältnisse nützlich zu werden hoffte. Vorher gab er noch die Beschreibung seiner zweiten Expedition nach Mossul unter dem Titel „Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon" (Lond. 1853) heraus.

Laynez (Jak.), zweiter General des Ordens der Gesellschaft Jesu und der eigentliche Gründer des Ordensstatuts, geb. 1512 zu Almancario bei Siguenza in Castilien, studirte in Alcala und in Paris, wo sich zwischen ihm und Loyola (s. d.) ein inniges Band knüpfte. Beide beschlossen nebst einigen Andern in die Türkei zu gehen, um den Ungläubigen das Evangelium zu predigen und Jerusalem zu besuchen. Ein Krieg mit der Pforte aber hemmte diesen Plan, und sie faßten nun in Venedig 1536 den Entschluß, einen Verein zu stiften, dessen Hauptzweck Erziehung des Volkes im Geiste der röm. Kirche war. L., klüger, wissenschaftlich gebildeter und gewandter als Loyola, arbeitete das Statut des Ordens, der in Rom 1539 begründet wurde, aus, für den L. bei seiner Uneigennützigkeit, seinem Eifer und seiner Thätigkeit die Menge zu interessiren wußte. Nachdem der Orden von Paul III. 1540 bestätigt und Loyola auf L.' Betrieb zum ersten General desselben erwählt worden war, machte L. Reisen, um für die Ausbreitung der Gesellschaft Jesu, wie man den neuen Orden nannte, zu wirken; besonders bethätigte er auf dem Concil von Trident seinen Eifer für das Interesse des röm. Stuhls. Den Cardinalshut, welchen Paul IV. ihm zudachte, schlug er aus. Im J. 1556 folgte er Loyola in der Würde eines Generals des Ordens. Mit dem Cardinal Ferrara kam er 1561 nach Frankreich, um mit diesem an der Ausrottung der Ketzerei zu arbeiten. In der berüchtigten Versammlung von Poissy war er der Einzige, der der Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit noch einigermaßen Gehör gab. Die Aufnahme der Jesuiten in Frankreich, obschon unter einigen beschränkenden Bedingungen, war zugleich eine Folge dieser Reise. Nachdem er noch zuletzt auf dem Tridentiner Concil für die Suprematie des Bischofs von Rom über die andern Bischöfe gekämpft hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er sich ausschließend mit der weitern Einrichtung und Ausbreitung seines Ordens beschäftigte, und starb daselbst 19. Jan. 1565.

Lazärus war der Bruder der Maria und Martha von Bethanien, und der Freund Jesu (Joh. 11, 1; 2, 11). Denselben Namen führt auch der aus der biblischen Parabel (Luk. 16, 20) bekannte aussätzige Mann. Die röm. Kirche machte Letztern zum Schutzpatron der Kranken, namentlich der Aussätzigen, und nach ihm wurden die Hospitäler, welche bis zum 13. Jahrh., besonders des durch die Kreuzzüge verbreiteten Aussatzes wegen, häufig angelegt wurden, Lazarethe genannt, welcher Name später auf die Krankenanstalten überhaupt übertragen wurde. In Palästina bildete sich zu jener Zeit auch ein Ritterorden, der sich sowol bei der Eroberung des Heiligen Landes, wie durch die Pflege kranker Pilger thätig erwies: der **Lazarusorden** oder die **Hospitalritter des heil. Lazarus**. Nach der Mitte des 13. Jahrh. verbreitete sich der Orden überall in Europa, und namentlich fand er in Frankreich, wohin er durch Ludwig VII. verpflanzt worden war, seinen Hauptsitz. Seit dem 15. Jahrh. verfiel er aber in Italien so, daß endlich Innocenz VIII. ihn aufhob (1490) und die Güter des Ordens den Malteserrittern zuwies. Indeß stellte ihn Leo X. dort wieder her, und Gregor XIII. vereinigte ihn 1572 mit dem eben entstandenen, gegen die Ausrottung der sich verbreitenden Ketzereien gerichteten Moritzorden. Die franz. Ordensbrüder wollten diese Vereinigung nicht anerkennen und trennten sich deshalb von den italienischen, konnten jedoch ihre Selbständigkeit nicht lange behaupten; denn durch

König Heinrich IV. wurden sie 1607 mit dem Orden Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel vereinigt. Ihr Ordensmeister wurde zum Großmeister des neuen Ordens erhoben und ihm die Aufsicht über die Hospitäler in ganz Frankreich unter Ludwig XIV. zugewiesen. Unter mannichfachen Schicksalen erhielt sich der Orden bis auf die neuere Zeit; seit 1830 ist er aber aufgehoben. — **Lazaristen** heißen ferner die Glieder eines in Paris durch Vincent von Paula (s. d.) 1624 gestifteten Ordens, die anfangs ohne besonderes Gelübde sich verpflichteten, überall hinzugehen, wohin sie durch die Bischöfe berufen oder von den Pfarrern zugelassen würden, um dem verwahrlosten Volke durch Unterricht und Seelsorge beizustehen. Daher bekamen sie auch den Namen **Priester der Mission**. Ihre Thätigkeit war hauptsächlich auf das Missionsgeschäft innerhalb der Kirche gerichtet. König Ludwig XIII. bestätigte sie 1627, Papst Urban VIII. 1631, und nun legten sie die einfachen Gelübde ab und beschäftigten sich auch, wie die Barmherzigen Brüder, mit Krankenpflege. Weil ihnen späterhin die Priorei St.-Lazarus in Paris überwiesen wurde, erhielten sie ihren jetzt gewöhnlichen Namen Lazaristen. In Polen gewannen sie unter dem Namen **Väter der Mission** als Lehrer in den Seminarien und als geistliche Censoren großen Einfluß auf die Cultur der theologischen Wissenschaften. In Frankreich, wo dieser Orden selbst die Revolution überdauerte, hat er sich in neuerer Zeit abermals ausgebreitet. Auch besteht er in Spanien, in Östreich, wo er später Zulaß erhielt, und im Orient, namentlich in China, wo er jetzt noch einen Missionsplatz hat.

Lazen oder **Lasen** heißen die Bewohner des türk. Landes **Lasistan** in Kleinasien, der südöstlichen Küstenstrecke des Schwarzen Meeres, welches ostwärts an das durch den strengen Militärcordon der Russen geschiedene Georgien grenzt. Das Land ist größtentheils gebirgig; nur hier und da, an den Ausgängen der sehr zahlreichen Thäler, haben deren Flüsse (worunter der schiffbare Tschoruk) und Bäche durch ihre Alluvionen ein flaches Vorland angesetzt, schmale Niederungen, mit der üppigsten Vegetation bedeckt, aber durch Stagnation und Versumpfung im Sommer die Reviere gefährlicher Fieber, wimmelnd von Schildkröten, Schlangen, Fröschen, Blutegeln u. s. w. Man baut hier Reis, Mais, Bohnen und Gartenfrüchte, gewinnt viel Honig und Wachs, zwei wichtige Ausfuhrartikel neben Bauholz, Haselnüssen, Blutegeln und dem Thran des Tümmlers, einer Art Delphin. Die Gebirge sind mit dichten Waldungen von Eichen, Buchen, Eschen, Ellern, Buchsbaum, Kastanien, Wallnuß-, Maulbeerbäumen u. s. w. bedeckt. Die Lazen verrathen ihre Verwandtschaft mit den dem Kaukasus zunächst wohnenden Völkerschaften weniger durch ihre Körper- und Gesichtsbildung, die im Allgemeinen wenig einnehmend ist, sondern vielmehr durch ihre Sprache, eine Mundart des iberischen Sprachstamms, und durch die Roheit ihrer Sitten, namentlich auch durch die Strenge, mit der sie an der Blutrache hängen. Wegen ihres leidenschaftlichen und räuberischen Charakters sind sie bei den Türken und Georgiern verschrieen. Häufig unternehmen sie auch Raubzüge auf russ. Gebiet und erleichtern aus Russenhaß den Grenzsoldaten die Desertion. Daraus schon erklärt sich das gegenwärtige Bemühen der Russen, der türk. Regierung den District von Batum abzudingen. Allen Ortschaften der L. sieht man die Unsicherheit des Landes und die Unthätigkeit seiner Bewohner an. Eine ihrer wichtigsten Ortschaften ist der Hafenplatz **Tschoruksu**, von der russ. Grenze zwei Stunden entfernt, mit einem Bazar, einer Moschee, einigem Weinbau und Ausfuhr von Schiffbauholz. Bedeutender ist der Handelsplatz **Batum** oder **Batumi** (s. d.). Weiter westwärts liegen an der Küste: **Koppa** oder **Khoppa**, die Residenz des Müsselim von Lasistan, Atina (Athenae der Alten), Rizeh oder Riseh, auch Iris genannt (Rhizus), und Sürmeneh, die bedeutendsten Handelsplätze diesseit Trapezunt, die sämmtlich von größern Seeschiffen besucht werden, während der Verkehr der übrigen Küstenplätze nur auf den gewöhnlichen offenen Booten betrieben wird. — Das Land wurde von den Römern **Lazica** genannt, wol nach den Bewohnern des südlich vom Phasis gelegenen Theils, den Lazi, im jetzigen Gurial, wo noch jetzt Lasen wohnen. Die Römer, welche erst unter Trajan Kolchis sich unterwarfen, gaben den Völkerschaften desselben von ihnen abhängige Könige. Es mußte den Römern, namentlich den oström. Kaisern, Alles daran liegen, ihren Einfluß auf dieses Land, als eine Vormauer gegen die Einfälle der nördlichen Kaukasusvölker, zu behaupten. Aber auch die neupers. Könige waren nach dem Besitze desselben begierig, namentlich Chosroes I. Doch knüpfte die christliche Religion, welche im Lande Eingang gefunden, die Lazen von selbst mehr an Byzanz, unter dessen Oberhoheit Lazica noch im 6. Jahrh. zur Zeit Justinian's stand. Dieser entriß es im Lazischen Kriege dem Chosroes. Bald aber ging es dem griech. Reiche gänzlich verloren, kam unter die Herrschaft der Araber und theilte unter dem Namen Gurial, Imerethi und Mingre-

lien meist die Schicksale des übrigen Georgien (s. d.). Vgl. Wagner „Reise nach Kolchis" (Lpz. 1850); Rosen „Über die Sprache der Lazen" (Lemgo und Detmold 1844).

Lazzari, s. Bramante.

Lazzaroni ist der, wie man meint, vom kranken Lazarus entlehnte Name einer in ihrer Art einzigen Classe der Einwohner Neapels. Sämmtlich ohne eigentlichen Stand, bestimmte Beschäftigung, feste Wohnung und sichern Unterhalt, leben sie meist Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, wo sie ohne angestrengte Arbeit das Wenige, was sie bedürfen, als Boten, Träger, Tagelöhner u. s. w. verdienen. Ebenso gutmüthig als cynisch in sittlicher und körperlicher Hinsicht, ebenso verwahrlost als faul, zeigen sie doch die lärmende Lebhaftigkeit des südital. Charakters im höchsten Grade und sind zu Unruhen nur zu geneigt, wie sie denn in allen Revolutionen und Volksbewegungen zu Neapel bald für die, bald für jene Partei eine große Rolle spielten. In der neuern Zeit haben sie sich fast immer dem conservativen Princip zugethan gezeigt. Sie wählen jährlich, gleich dem Pöbel von Paris im Mittelalter, einen eigenen Häuptling, den Capo Lazzaro, den die Regierung förmlich anerkennt, da sie durch ihn diesen Straßenpöbel Neapels, der sich auf 50—60000 Individuen beläuft, am leichtesten zu beherrschen vermag. Da Neapels Localität Alles vereinigt, was eine solche Lebensart überhaupt möglich macht, so entfernt sich nie ein Lazzarone ohne die höchste Noth aus dieser Stadt. Erst in den neuern Zeiten ist auch unter den Lazzaroni Sinn für Eigenthum und größeres Wohlleben entstanden, der sie zum Theil zu angestrengterer Thätigkeit veranlaßt.

Lazzi nennen die Italiener die extemporirten Scherze und Possen der komischen Schauspieler und Sänger, sowie überhaupt Späße und Witze.

Leake (William Martin), brit. Oberst und Mitglied der Königl. Gesellschaft in London, kann unter allen Reisenden, die in neuerer Zeit Griechenland in geographischer, geschichtlicher und antiquarischer Hinsicht durchforscht haben, mit Recht der vorzüglichste genannt werden, da kritischer Scharfsinn, seltene Gründlichkeit und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einer unübertroffenen Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung des antiken wie des gegenwärtigen Zustandes von Hellas bei ihm sich vereinigen. Die reichhaltigen Aufschlüsse, die er auf seinen in den J. 1804—9 in fast alle Theile von Griechenland unternommenen Reisen gewonnen, sind von ihm später in mehren ausgezeichneten Werken mitgetheilt worden, namentlich in den „Travels in the Morea" (3 Bde., Lond. 1830), in den „Travels in Northern-Greece" (4 Bde., Lond. 1835), ferner in der „Topography of Athens" (Lond. 1821; 2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1841), welche zuerst von Rienäcker, mit Anmerkungen von Meier und O. Müller (1829), und nach der zweiten Ausgabe von Baiter und Sauppe (Bd. 1, Zür. 1844) ins Deutsche übersetzt wurde, sowie wir von der in der „Topography" (Bd. 2) enthaltenen Schrift „On the demi of Attica", die zuerst in den „Transactions of the Royal society of litterature" (Bd. 1, Th. 2, Lond. 1829) erschien, eine besondere, mit wesentlichen Zusätzen und Verbesserungen versehene deutsche Bearbeitung durch Westermann unter dem Titel „Die Demen von Attika" (Braunschw. 1840) erhalten haben. Auch dehnte L. seine Reisen weiter auf Kleinasien und einige Inseln aus und legte die Resultate derselben in der „Tour in Asia minor" (Lond. 1824) und dem „Memoir on the island of Cos" in den „Transactions of the Royal society etc." (2 Abth., Bd. 1, Lond. 1843) nieder. Das Resultat einer neuen Reise nach Griechenland war „Greece at the and of twenty-three years protection" (Lond. 1851), worin er die heutigen politischen und socialen Zustände des Landes darstellt.

Leander, s. Hero.

Lebadea, Stadt in Böotien am nordöstlichen Abhange des Helikon, südlich von Chäronea, jetzt **Livadhia**, war im Alterthume berühmt durch die mit einem Orakel verbundene und durch das Flüßchen Herkyna von der Stadt selbst getrennte Höhle des Trophonius, welche man nach den neuesten Untersuchungen unterhalb einer zerfallenen Kirche wiedergefunden zu haben glaubt.

Lebeau (Jean Louis Josephe), belg. Staatsmann, geb. 2. Jan. 1794 zu Huy in Belgien, studirte in Lüttich die Rechte und prakticirte als Advocat zuerst in Huy, dann am lüttticher Appellhofe. Seit 1824 nahm er als Mitherausgeber des politischen Journals „Matthieu Laensberg" das später den Titel „Le politique" annahm, bedeutenden Antheil an der Bewegung gegen die Regierung. Daneben versuchte er sich, jedoch nicht mit Glück, in buchhändlerischen Unternehmungen. Aus jener Zeit rührt auch seine Schrift „Observations sur le pouvoir royal". Nach dem Ausbruch der belg. Revolution wurde er im Aug. 1830 zum Mitglied der Sicherheitscommission von Lüttich und nach den Septembertagen von der Provisorischen Regierung zum Generaladvocaten am lütticher Appellhofe, von seiner Vaterstadt aber zum Deputirten beim

Nationalcongreß erwählt. Sein praktischer Sinn, seine Weltklugheit und Rednergabe verschafften ihm bald eine einflußreiche Stellung im Congresse, in welchem er den Mittelpunkt der sogenannten belg. Doctrinaires bildete, welcher Partei Belgien wesentlich seine Constituirung verdankt. So wirkte L. im Congresse eifrig gegen die Vereinigung Belgiens mit Frankreich und die Wahl des Herzogs von Nemours zum Könige der Belgier. Dagegen trat er zu Gunsten des Herzogs von Leuchtenberg auf und gab sich sogar nach dem Scheitern der genannten beiden Combinationen dem Gedanken hin, dem Fürsten von Ligne das belg. Scepter anzuvertrauen. Doch stieß er hier auf den Widerstand des Fürsten selbst. Nachdem er vom Regenten Surlet de Chokier zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden, betrieb er aufs angelegentlichste, von den mannichfachsten politischen Schwierigkeiten bedrängt, die Wahl des Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg. Im Congreß setzte er auch 6. Juli 1831 die Annahme der 18 Artikel durch, worauf er sein Ministeramt niederlegte und zu seinem Amte als Generalstaatsanwalt in Lüttich zurückkehrte. (S. **Belgien.**) Schon damals erkannte L. die Nothwendigkeit einer Annäherung Belgiens an den Deutschen Bund und that Schritte dazu, die jedoch ohne Erfolg blieben. Im Sept. 1831 wurde er wieder von seiner Vaterstadt zum Deputirten bei der neu zusammentretenden Repräsentantenkammer ernannt und im Oct. 1832 übertrug ihm der König das Justizministerium, in welcher Stellung die Leitung der ganzen innern Politik von ihm ausging. Ihm und seinem Collegen, dem General Goblet, Minister des Äußern, verdankte Belgien damals nicht nur den Vertrag vom 21. Mai 1833 sammt dem auf ihm beruhenden, für das Land so vortheilhaften Status quo, sondern vorzüglich auch die Herstellung und Befestigung der Ruhe im Innern und die Ausbildung der Institutionen. Die Plünderungsscenen im April 1834 und der Mangel an Energie, den das Ministerium dabei gezeigt, nöthigten L. zum Austritt aus demselben. Bald darauf wurde er, während er seit 1834 als Deputirter von Brüssel in der Repräsentantenkammer saß, zum Gouverneur der Provinz Namur und 1839 zum Gesandten beim Deutschen Bunde ernannt, auf welchem Posten er seine frühern Ideen zu einer Annäherung Belgiens an Deutschland zu verwirklichen suchte. Im J. 1840 ward er wieder zu dem Ministerium des Äußern berufen. Da aber die Angriffe der kath. Partei in den beiden Kammern, besonders im Senat, das Ministerium immer mehr nach der liberalen Seite hin drängten, der König aber eine Auflösung der Kammern verweigerte, so sah er sich 1841 genöthigt, mit fast sämmtlichen Mitgliedern des Cabinets seine Entlassung zu nehmen. Seitdem lebte er im Privatstande, ohne jedoch seinen Sitz in der zweiten Kammer aufgegeben zu haben, wo er stets mit Nachdruck die Principien des Liberalismus vertritt. Auch als Publicist ist L. in neuester Zeit zu Gunsten der vielfach angefeindeten Tendenzen der im Herbste 1852 gestürzten Frère-Rogier'schen Verwaltung aufgetreten.

Leben ist ein schwer zu definirender Begriff, obschon vielleicht die meisten Menschen ganz gut zu wissen glauben, was sie sich darunter zu denken haben. Diejenigen Körper, welche der Naturforscher, insbesondere der Physiolog, lebende oder lebendige nennt, unterscheiden sich von den leblosen oder unbelebten (beziehentlich von den todten, d. h. lebendig gewesenen) durch folgende Eigenthümlichkeiten ihrer Gestaltung (physikalisch), ihres Stoffs (chemisch) und ihrer Thätigkeit (dynamisch). 1) Ihre Form ist aus kleinen rundlichen Zellen gebildet, welche sich auch zu Fasern, Röhren, Häuten u. s. w. umbilden und mehrfach größere Körpertheile von eigenthümlichem Bau (Organe) zusammensetzen können (Organisation); ihr äußerer, meist in rundlichen Linien gezeichneter Umriß und ihr innerer Gesammtbau ist derartig constant, daß jedes Individuum andern von derselben Art und Gattung ziemlich genau entspricht (gleichsam nach einem Urbilde, einem Typus geformt ist). 2) Hinsichtlich der chemischen Beschaffenheit ihres Stoffs bestehen lebende Körper hauptsächlich aus ternär und quaternär zusammengesetzten Grundbestandtheilen (sogenannten organischen Radicalen, darunter namentlich die eiweißartigen Substanzen), welche an sich (außerhalb des lebenden Körpers und nach dessen Tode) sehr geneigt sind, durch die äußern Einwirkungen (besonders die des atmosphärischen Sauerstoffs) zersetzt zu werden, und welche dennoch, solange sie Bestandtheile des lebenden Körpers sind, dieser Zerstörung mittels eines steten Stoffwechsels widerstehen, sodaß man den Lebensproceß in chemischer Hinsicht als eine stete Umwandelung, Ausscheidung und Neubildung bezeichnen kann, mittels deren die Form und innere Structur des Individuums fortwährend erhalten oder vielmehr neu geboren wird (Verjüngung). 3) Hinsichtlich ihrer Thätigkeit unterscheiden sich die lebenden Körper dadurch, daß dieselbe von innen heraus ohne unmittelbaren äußern Anstoß erfolgt (Selbsterregung, Selbstthätigkeit, Spontaneität). Sie wachsen durch innere Vervielfältigung und Umwandelung der zelligen und anderer Gebilde gleichsam nach einem innewohnenden

Urbilde (Entwickelung); sie erzeugen aus sich durch Sprossen oder Eier neue Geschöpfe derselben Art (Fortpflanzung); in ihrem Innern kreisen in steter Bewegung ernährende Säfte (Säftekreislauf); sie erzeugen und behaupten meist einen bestimmtem Temperaturgrad (Eigenwärme); sie besitzen meist die Fähigkeit, äußere Einflüsse zu empfinden, und oft auch die Gabe, sich selbst (vom Orte weg oder am Orte) zu bewegen. Ihre Existenz ist auf eine bestimmte Zeitdauer beschränkt, während deren sie eine allmälige Umwandelung vom Jung- zum Altsein durchlaufen (Lebensstufen). Endlich fallen sie unter Aufhören jener Lebenseigenschaften (Sterben, Tod) dem zerstörenden Einwirken der allgemeinen physikalisch-chemischen Kräfte anheim (Verwesung, Fäulniß).

Im Gegensatze zu diesen Eigenthümlichkeiten sind die leblosen Körper der Natur entweder innerlich ungeformt (amorph) oder in Krystallform (dann meist von geradlinigen Flächen begrenzt) vorhanden. Sie sind ferner binär (aus je zwei oder 2 + 2 u. s. w. Urstoffen) zusammengesetzt; sie unterliegen den zersetzenden Einwirkungen der Außenwelt (dem Verwittern), ohne sich zu reproduciren; sie wachsen nicht durch innere Fortentwickelung, sondern höchstens scheinbar durch Ansatz von außen her (wie die Eiszapfen oder die Eiskrystalle gefrierender Fensterscheiben); sie pflanzen sich nicht durch Brut, Keime oder Samen fort; sie haben keinen Kreislauf ernährender Säfte, keine Eigenwärme, keine Empfindung, keine von innen erzeugte Selbstbewegung, keine Selbsterregung. Doch sind diese Unterschiede nur in gewissen Classen lebender Wesen vollkommen ausgebildet, in andern Fällen dagegen oft schwer nachzuweisen oder festzuhalten. Die Selbständigkeit der lebenden Körper im Gegensatz zur Außenwelt ist nur eine scheinbare, denn sie bedürfen zu ihrer Existenz schlechterdings gewisser äußerer Lebensbedingungen (Wärme, Luft, Wasser, Nahrung u. s. w.), sowie sie auch nicht von selbst, sondern durch Erregungen von Seiten der Außenwelt (Lebensreize) in Thätigkeit gerathen. Auch kann gefragt werden, ob man nicht den einzelnen Weltkörpern eine Art von Leben beilegen könne. Überdies spricht man vom Leben des Metalls, Weltleben, vom Leben in der Geschichte, vom Gesammtleben der Menschheit, vom Staats- und Kirchenleben u. s. w., letzteres natürlich nur bildlich, als von der gewissen Gesammtheiten oder Vereinen (als Collectivpersonen) eigenen Selbstthätigkeit. Das eigentliche Leben (das individuelle oder organische nämlich) erscheint in drei Hauptformen oder Graden: 1) **Das latente oder Keimleben**, wie wir es an den Samen oder Eiern beobachten. Diese Körper behaupten, wenn nicht übermäßig zerstörende Einflüsse der Außenwelt (z. B. sengende Hitze) sie treffen, ihre Gestalt und Mischung und Lebensfähigkeit viele Jahre lang, sodaß sogar Samen aus 2000jährigen ägyptischen Mumien noch zum Keimen gebracht worden sind. Ähnliche Zustände beobachtet man beim Larven- oder Puppenzustand mancher Insekten, beim Winterschlaf vieler Pflanzen und Thiere, beim Scheintodt. 2) **Das pflanzliche oder vegetative Leben**. Es besteht in Wachsthum, Ernährung (Reproduction), Absonderung und Fortpflanzung, ohne deutlich nachweisbare Empfindung für äußere Einflüsse und ohne Ortsbewegung. Doch gibt es hier schon Ausnahmen, z. B. die Selbstbewegung sogenannter Sensitiven (Mimosa pudica), der Fliegenfalle (Dionaea muscipula), der agilen und Schwärmzellen vieler niedern Pflanzen u. s. w. 3) **Das animalische oder thierische Leben**. Dasselbe besteht in Empfindung und Selbstbewegung (Willensbewegung) und den damit verknüpften Denkprocessen (Seelenleben), als deren Träger und Vermittler in der Regel ein Nervensystem vorhanden ist. Die Fälle der einzelnen Lebenserscheinungen und ihre Gruppirung zu eigenthümlichen Processen ist jedoch damit nicht erschöpft, sondern unendlich vielfältig. Ihr Studium ist Gegenstand der Pflanzen- und Thierkunde, der Anatomie und Physiologie und vieler daher abgeleiteten angewandten Wissenschaften. Die Gesammtlehre von den Lebensgesetzen und Lebenserscheinungen heißt **Biologie** (s. d.). Vgl. Treviranus, „Biologie" (6 Bde., Gött. 1802—22); Derselbe, „Gesetze und Erscheinungen des organischen Lebens" (2 Bde., Brem. 1831—32); Schultz-Schultzenstein, „Die Verjüngung des menschlichen Lebens" (2. Aufl., Berl. 1850); Derselbe, „Die Verjüngung im Pflanzenreiche" (Berl. 1851); Reich, „Lehrversuch der Lebenskunde" (Berl. 1847); Moleschott, „Der Kreislauf des Lebens" (Mainz 1852).

Lebende Bilder (franz. tableaux vivants) nennt man die Darstellungen von Werken der Malerei und Plastik durch lebende Personen. Als Erfinderin derselben gilt die Frau von Genlis, welche, als sie die Erziehung der Kinder des Herzogs von Orléans leitete, zu deren Belehrung und Unterhaltung historische Bilder ausdachte und dieselben mit Hülfe der Maler David und Isabey von ihrer Umgebung darstellen ließ. Man sah diese Darstellungen dann später häufig auf der Bühne. Jetzt begegnet man ihnen nur in Hof- oder Privatcirkeln, wo sie immer noch beliebt und, mit einer gewissen Pracht und künstlerischem Sinn angeordnet, nicht ohne über-

raschende Wirkung, sowie mit musikalischem und Räthselspiel verbunden sehr unterhaltend sein können. Öffentliche Vorstellungen der Art haben in neuerer Zeit Professor Flor und Quirin Müller gegeben. Jener arrangirte Nachahmungen berühmter classischer und moderner Bilder und verband damit Schaustellungen von dem körperlichen Ausdruck der verschiedensten Seelenzustände, eine Production, als deren Erfinderin schon Lady Hamilton (s. d.) genannt wird. Dieser beschränkte sich auf die Veranschaulichung plastischer Einzelstatuen und Gruppen. Vom ästhetischen Gesichtspunkte ist den Lebenden Bildern kein besonderer Werth beizulegen. Wie sehr man sich an Einzelnheiten, an körperlicher Schönheit der Betheiligten, Draperie und Faltenwurf u. s. w. erfreuen kann, so wirken sie doch als Ganzes unbefriedigend. Denn während die bildende Kunst todtes Material vergeistigt und in der Malerei durch den Schein aus der Fläche einen Körper macht, setzt das sogenannte Lebende Bild die menschliche Gestalt, das mit geistigem Inhalt erfüllte Individuum, welches in der höchsten Kunstschöpfung, dem dramatischen Kunstwerk, seine ihm gemäße Verwendung findet, zu einem leblosen Stoff herab und begeht dadurch eine unedle Täuschung, indem es, den Darstellungsmitteln nach, ein dramatisches Kunstwerk verspricht und nur ein malerisches leistet. Der unberechtigte Übergriff einer Kunstart in das Gebiet der andern ist es also, was hier, wie überhaupt in der Kunst, den fein fühlenden künstlerischen Sinn nicht zu ganz ungetrübtem Genusse kommen läßt.

Lebensbaum (lat. **Thuja**) ist eine zu den Nadelhölzern gehörende Pflanzengattung, welche immergrüne Bäume und Sträucher mit zusammengedrückten oder verflachten Ästchen, kleinen schuppenförmigen, dachziegeligen Blättern und einhäusigen Blüten umfaßt, deren Staubbeutel vierfächerig und die Zapfenschuppen mit je zwei aufrechten Eierchen versehen sind. Von dieser Gattung wird der in Nordamerika einheimische **gemeine Lebensbaum** (Th. occidentalis) in Europa sehr häufig cultivirt und muß bei uns die Stelle der Cypresse vertreten, welche unser Klima nicht verträgt. Dieser Baum wird 40—50 F. hoch, seine Äste sind horizontal ausgebreitet und seine kleinen Zapfen länglich-oval. Die balsamisch riechenden jungen beblätterten Ästchen und das Holz waren sonst als Heilmittel sehr berühmt, und das aus den Ästchen destillirte scharf und kampherartig schmeckende Öl wurde in neuerer Zeit als Wurmmittel empfohlen. Das Holz des Stamms ist fest, zähe und dauerhaft. Auch der in China und Japan einheimische **chinesische Lebensbaum** (Th. orientalis), der sich sogleich durch die aufrechten Äste und die größern, fast kugeligen und bereiften Zapfen unterscheidet, wird bei uns als Zierpflanze in engl. Gartenanlagen häufig angepflanzt; doch ist er gegen unsere Winterkälte etwas empfindlicher als der vorige. Der balsamische Geruch der jungen Ästchen ist noch angenehmer. Das Holz des **kugeligen Lebensbaums** (Th. sphaeroidea) ist in Nordamerika unter dem Namen **weißes Cedernholz** (White Cedar) bekannt und geschätzt. Auch wird dasselbe geraspelt im Aufgusse als magenstärkendes Mittel dort gebraucht.

Lebensbeschreibung, s. **Biographie**.

Lebensdauer, d. h. die einem organischen Wesen bestimmte Lebenszeit ist je nach der Gattung und Art, welcher ein solches Wesen angehört, verschieden. Die längste Lebensdauer findet man scheinbar bei manchen Bäumen, von denen einige ein Alter von mehren tausend Jahren unter günstigen Umständen erreichen können. Doch muß man diese, gleich den Korallenstämmen, als eine Colonie von Individuen betrachten, wo die jungen (die jährlich neu entstehenden Triebe) auf den erstarrenden Leichen ihrer Vorgänger und Erzeuger fortwuchern. Die kürzeste Lebensdauer zeigen manche Infusorien (s. d.), die nur wenige Stunden leben. Unter den Thieren zeichnen sich mehre Amphibien, einige Fischarten, auch verschiedene Säugethiere (z. B. der Elefant, der gegen 200 J. lebt) durch ihre Lebensdauer aus. Die Lebensdauer des Menschen beträgt gewöhnlich 60—80 J.; jedoch kann sie durch besonders günstige Umstände um Vieles erhöht werden, sodaß Fälle von 160—180 J. alten Menschen als hinlänglich gewiß angenommen werden können. Beispiele davon sammelte Hufeland in seiner „Makrobiotik". Verschieden von dieser möglichen, sogenannten absoluten Lebensdauer ist die relative, als wahrscheinlich angenommene, welche bei Verträgen, die sich auf die Lebensdauer eines Individuums beziehen, z. B. bei Lebensversicherungsanstalten, Witweninstituten u. s. w., zu berechnen ist. Diese Berechnungen werden nach einer größern Anzahl von Fällen, am besten nach den Sterbelisten einer größern Stadt oder noch besser eines Landes gemacht und können auf verschiedene Art ausgeführt werden. Das Resultat derselben stellt sich im Allgemeinen ungefähr so heraus, daß ein neugeborenes Kind etwas über 20, eins von einem Jahre gegen 37, eins von 5 J. gegen 46, eins von 10 J. über 45, ein Mensch von 15 J. über 39, einer von 30 J. über 29, einer von 40 J. über 23, einer von 50 J. über 17, einer von 60 J. über 11, einer von 80 J. gegen 4,

einer von 100 J. etwa 1⅓ J. noch zu leben habe, wobei aber, ehe der Vertrag abgeschlossen wird, Körperconstitution, Stand, Beschäftigung, klimatische Verhältnisse u. s. w. besonders gewürdigt werden müssen. Die verschiedenen Lebensversicherungsanstalten legen zum Theil andere Zahlenverhältnisse zu Grunde. (S. **Mortalität.**) Vgl. Moser, „Die Gesetze der Lebensdauer" (Berl. 1839); Casper, „Über die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen" (Berl. 1835 und 1843); Quetelet, „Über den Menschen u. s. w." (aus dem Französischen von Riecke, Stuttg. 1838); auch gehören hierher die statistischen Mittheilungen verschiedener Staaten.

Lebensfähigkeit heißt in der allgemeinsten Bedeutung das Vermögen, Lebensäußerungen von sich zu geben, natürlich unter der Voraussetzung, daß die zum Leben (s. d.) unentbehrlichen Lebensbedingungen und Lebensreize, wie Luft, Wärme, Nahrung, dargeboten seien. So beweist z. B. der Pflanzensame seine Lebensfähigkeit dadurch, daß er anfängt zu keimen, wenn man ihn in einen Zustand versetzt, welcher diese Äußerung des Lebens begünstigt. In engerm Sinne bezeichnet Lebensfähigkeit (viabilité der franz. Ärzte) diejenige Eigenschaft neugeborener Kinder, vermöge welcher diese im Stande sind, nach erfolgter Geburt das Leben unabhängig von der Mutter längere Zeit fortzusetzen. Um dieses zu können, muß der Körper des Kindes eine gewisse Reife besitzen, die er gewöhnlich erst nach der 30. Woche seines Lebens im Körper der Mutter erlangt. Auch dürfen ihm nicht Gehirn oder andere zum selbständigen, vom Mutterorganismus getrennten Fortleben unbedingt erfoderliche Organe fehlen. Es kann daher ein neugeborenes Kind zwar einige Stunden nachher gelebt haben und dennoch lebensunfähig sein. Die Lebensfähigkeit ist bei Zuerkennung von Erbfähigkeit, Ermittelung von Kindermord u. s. w. sehr wichtig, und die Beurtheilung derselben fällt dem Gerichtsarzt anheim; auch hat die Gesetzgebung Bestimmungen darüber getroffen, die allerdings zuweilen ziemlich willkürlich erscheinen.

Lebenskraft (vis vitalis) nannte man die den Eigenschaften der lebender Körper (s. Leben), besonders ihrer Selbsterhaltung und Selbstthätigkeit zu Grunde liegende unbekannte Ursache. Da mit solch einem Worte nichts erklärt wird, wol aber zahlreiche Misverständnisse und Misgriffe (z. B. in der ärztlichen Praxis) daraus hervorgehen können, so ist die neuere Wissenschaft diesem Ausdruck abhold oder gebraucht ihn nur (analog mit den Ausdrücken Dampfkraft u. dgl. in der Physik) zur Bezeichnung der Summe von Wirkungen, welche ein lebendes Wesen hervorzubringen vermag.

Lebensverlängerung, s. **Makrobiotik.**

Lebensversicherung nennt man im weitern Sinne des Worts jeden auf das Leben einer oder mehrer Personen abgeschlossenen Vertrag, wodurch der eine Theil für eine Leistung seinerseits von dem andern Theile eine durch die Dauer oder das Erlöschen des versicherten Lebens bedingte Gegenleistung empfängt. In diesem Sinne fallen alle Leibrenten-, Pensions-, Aussteuer- und Witwengelderversicherungen unter den Begriff der Lebensversicherung. Es gehören ferner dahin die neuen Assurances ou associations mutuelles sur la vie der Franzosen, wie sie jetzt von den Anstalten Banque Paternelle, Caisse Paternelle, Économie, Caisse des écoles et des familles u. s. w. in Paris mit großem Erfolge betrieben werden, und die den Zweck haben, Jemanden gegen eine einmalige Einlage oder gegen mehrjährige Beiträge in den Besitz eines Capitals oder einer lebenslänglichen Leibrente zu setzen, sobald er ein gewisses Alter erreicht. Im eigentlichen und engern Sinne versteht man aber unter Lebensversicherung denjenigen Vertrag, wodurch der eine Contrahent (der Versicherer) sich verpflichtet, beim Tode einer gewissen Person ein im voraus festgesetztes Capital zu zahlen, wogegen ihm der andere Contrahent (der Versicherte) während der Dauer des Vertrags gewisse Beiträge zu gewähren hat. Die Urkunde, worin sich jener zur Leistung des Capitals (der Versicherungssumme) verpflichtet, heißt die Police, der Beitrag, den dieser ein für alle mal oder in periodischen Zahlungen zu gewähren hat, die Prämie. In der Regel ist der Versicherte zugleich Derjenige, dessen Leben Gegenstand der Versicherung ist; doch kommt auch der Fall vor, wo Jemand eines Andern Leben versichert, was die meisten Anstalten gestatten, einige aber, z. B. die gothaer Bank, zur Verhütung unredlicher, wol gar mörderischer Speculationen an die Bedingung knüpfen, daß Derjenige, welcher eines Andern Leben versichern will, an diesem Leben ein nahes verwandtschaftliches oder ausreichend pecuniäres Interesse (durch Schuldfoderung, Bürgschaft u. s. w.) habe. Man unterscheidet mehre Gattungen von Versicherungen, zunächst auf ein einzelnes Leben lautende, und zwar entweder auf die ganze Dauer desselben (lebenslängliche Versicherung), wobei das versicherte Capital gezahlt wird, wenn nur immer das versicherte Leben erlischt, oder auf eine bestimmte Reihe von Jahren (kurze Versicherung), wobei die versicherte Summe nur dann zur Zahlung kommt, wenn der Tod während der bestimmten Periode erfolgt. Außerdem gibt

es Versicherungen auf zwei oder drei verbundene Leben, und zwar entweder in der Art, daß das Capital unbedingt beim Tode des zuerst oder zuletzt Sterbenden oder nur unter der Bedingung gezahlt wird, daß eine bestimmte Person die andere im voraus bestimmte überlebt (Überlebensversicherung). Je nachdem die eine oder andere Art der Versicherung für die versichernde Anstalt mit höherm oder geringerm Risico verknüpft ist, sind auch die Prämien dafür größer oder kleiner. Außerdem richten sich dieselben nach dem Alter des versicherten Lebens zu der Zeit, wo der Abschluß der Versicherung erfolgt, und bleiben während der Dauer dieses Lebens in der Regel unverändert. Bei gleicher Art der Versicherung ist für jüngere Personen weniger als für ältere an Prämie zu zahlen, weil diese im höhern Grade als jene der Todesgefahr ausgesetzt sind. Die Bestimmung der Prämien erfolgt auf Grund von Mortalitätslisten (s. d.) nach den Grundsätzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Die auf diese Weise gefundenen Sätze werden in der Regel noch mit einem Zuschlag von 25—30 Procent versehen, um auch bei außerordentlichen Schwankungen der Sterblichkeit noch Deckung zu gewähren. Vgl. über Prämienberechnung Baily, „The doctrine of life-annuities and assurances" (Lond. 1824; deutsch von Schnuse, Weim. 1839); Littrow, „Über Lebensversicherungen und andere Versorgungsanstalten" (Wien 1832); Jones, „On the value of annuities and reversionary payments" (2 Bde., Lond. 1843).

Derjenige, dessen Leben versichert werden soll, muß nach den gewöhnlichen Bedingungen einer guten Gesundheit genießen, nicht unter 15 und in der Regel nicht über 60 Jahre alt sein, auch keine Beschäftigung treiben, welche sein Leben oder seine Gesundheit außerordentlicher Gefahr aussetzt. In letzterer Hinsicht pflegen Personen, welche im Seedienst stehen, und Militärs im Kriege von der Versicherung ausgeschlossen zu sein. Doch gibt es auch Anstalten, namentlich in England, die solche Personen und selbst kranke Individuen gegen höhere Prämien versichern. Zur Beantragung einer Versicherung hat Derjenige, auf dessen Leben sie abgeschlossen werden soll, nicht nur selbst über seine Gesundheits- und Lebensverhältnisse genaue Angaben zu machen, sondern darüber auch ein Zeugniß von seinem Arzte beizubringen. Nach Befinden muß er sich noch von einem berathenden Arzte der Versicherungsgesellschaft untersuchen lassen. Ist hierauf aber die Versicherung einmal abgeschlossen, so behält sie ihre Gültigkeit, der Gesundheitszustand der versicherten Person mag sich später nachtheilig verändern oder nicht. Nur wenn sich finden sollte, daß falsch declarirt worden ist, wenn die versicherte Person in den activen Kriegs- oder Seedienst tritt, oder Reisen nach entlegenen Himmelsstrichen unternimmt, oder einem lasterhaften und liederlichen Lebenswandel verfällt, kann die Versicherung aufgehoben werden. Dies geschieht bald mit, bald ohne Entschädigung von Seiten der Versicherungsanstalt. Auch wenn die Versicherung wegen unterbliebener Fortzahlung der Prämien erlischt, leisten einige Anstalten, z. B. die gothaer, bei zeitiger Zurückgabe der Police eine Abgangsentschädigung nach Verhältniß der gezahlten Beiträge. Diese Anstalt gewährt ferner schon bei Lebzeiten der Versicherten mäßige Vorschüsse auf die Police. Erlischt das versicherte Leben, so ist darüber ein amtlicher Todtenschein beizubringen und durch ärztliches Attest die Todesursache nachzuweisen. Die Auszahlung der Versicherungssumme kann hierauf nur dann versagt werden, wenn der Tod durch Selbstentleibung, oder im Duell, oder durch Henkershand, oder durch unverantwortlich muthwilliges Wagniß erfolgte, oder wenn sonst Gründe obwalten, welche die Versicherungsanstalt berechtigt hätten, die Versicherung schon bei Lebzeiten des Versicherten aufzuheben. Dies sind die gewöhnlichen Bedingungen, unter welchen Lebensversicherungen abgeschlossen werden. Diese Versicherungen haben das mit andern Versicherungen gemein, daß sie für den durch einen Unfall herbeigeführten pecuniären Verlust ganzen oder theilweisen Ersatz gewähren. Sowie bei Versicherungen von Gebäuden, Mobilien, Schiffen und Saaten Ersatz gewährt wird, wenn sie die Kraft der Elemente zerstört, so soll die Lebensversicherung für den Verlust der Erwerbsmittel, welche Jemand durch seine geistigen und körperlichen Kräfte besitzt, Entschädigung gewähren, wenn diese durch den Tod zunichte gemacht werden. Eine Lebensversicherung ist daher zunächst für Solche Bedürfniß, welche ohne Capitalvermögen ihre Familie nur durch ihre persönliche Arbeit erhalten. Diese gewinnen durch die Lebensversicherung das Mittel, ihre Thätigkeit auch noch über das Grab hinaus für die Familie fruchtbringend zu machen und derselben in materieller Hinsicht einen Theil des Capitals zu hinterlassen, welches in ihrer Person liegend mit dem Tode dahinschwindet. Diese Benutzung der Lebensversicherungen von Seiten treuer Familienväter zur Versorgung ihrer Angehörigen ist die gewöhnlichste. Außerdem werden sie benutzt, um neben den legitimen Erben und ohne Belästigung derselben einzelnen theuern Personen ein Capital zuzuwenden, um Schulden allmälig zu tilgen, Bürgschaften zu leisten, Renten in Capitale zu verwandeln u. s. w. Sie äußern

nicht blos auf die Privatverhältnisse der betheiligten Familien, sondern auch auf das öffentliche Wohl in materieller wie in moralischer Beziehung einen vortheilhaften Einfluß.

In Betreff der Lebensversicherungsanstalten oder Lebensversicherungsgesellschaften unterscheidet man, wie bei andern Versicherungszweigen, Actiengesellschaften und gegenseitige. Erstere bestehen aus einem Vereine von Capitalisten, welche eine gewisse Summe (das Actiencapital) theils baar, theils durch Einlegung von Wechseln zusammenschießen und damit Bürgschaft für die abzuschließenden Versicherungsverträge leisten. Die meisten lassen sich, um sicher zu gehen, wesentlich höhere Prämien zahlen, als das von ihnen übernommene Risico nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung erfodert, und räumen dafür den Versicherten einen Antheil (gewöhnlich ½ oder ⅔) am Gewinne ein, der jedoch immer erst nach einer Reihe von Jahren zur Vertheilung kommt und inzwischen als Deckungsmittel für etwaige Ausfälle dient. Ergibt nämlich das Versicherungsgeschäft bei den Rechnungsabschlüssen Verlust, so werden zu dessen Deckung die vorhandenen Gewinnantheile der Versicherten und Actionäre verwendet und das etwa noch Fehlende aus den bereitesten Fonds vorgeschossen, bis die höhern Beiträge der Versicherten für diesen Verlust Wiederersatz gewährt haben. Erst nachdem dies geschehen ist, treten die Versicherten mit den Actionären, denen inzwischen ihre Actien regelmäßig verzinst werden, wieder in den Genuß von Dividenden. Von Nachschüssen sind sie frei; dagegen haben sie auch keinen Antheil an der Verwaltung, namentlich an der Benutzung und Verwendung der den Actionären anzuvertrauenden Fonds. Auf diesen Principien beruhen viele engl. Anstalten und in Deutschland diejenigen in Lübeck und Berlin. Man nennt diejenigen Actiengesellschaften, welche den Versicherten einen Antheil am Gewinne einräumen, gemischte, und diejenigen, welche dies nicht thun, sondern den Gewinn allein für sich behalten, reine Actienanstalten. Beide Arten gehören in die Kategorie der kaufmännischen Unternehmungen. Die gegenseitigen Anstalten bilden sich durch das Zusammentreten einer größern Anzahl von Personen zum Zweck gemeinschaftlicher Versicherung nach dem Grundsatz, daß die Gesammtheit der Versicherten jedem Einzelnen für die Erfüllung seines Vertrags einzustehen hat. Aus den Mitgliedern wird eine Repräsentation gebildet, welche die gemeinsamen Angelegenheiten des Vereins zu leiten, die Verwaltungsbeamten zu ernennen und zu controliren hat. Die Prämien, welche diese Anstalten erheben, sind in der Regel auch höher, als das mit den Versicherungen verbundene Risico erfodert. Die Überschüsse fließen jedoch in der Form von Dividenden unverkürzt an die Versicherten zurück. Entstehen Ausfälle, zu deren Deckung weder die Jahreseinnahme noch die Überschüsse früherer Jahre (der Sicherheitsfonds) hinreichen, so wird das Fehlende alsbald durch einen Nachschuß von den Versicherten erhoben, sodaß die aus den höhern Prämien zu erwartenden Überschüsse der fernern Jahre nicht, wie bei den gemischten Actienanstalten, zur Deckung dieses Deficits verwendet, sondern wieder als Dividende unter die Versicherten vertheilt werden. Bei Gesellschaften, die schon eine große Ausdehnung gewonnen haben und deren Rechnungswesen auf richtiger Basis ruht, ist die Wahrscheinlichkeit einer Unzulänglichkeit der Jahreseinnahme sehr gering, da selbst durch außerordentliche Ereignisse die Sterblichkeit einer vielzähligen, über ein großes Terrain zerstreuten Gesellschaft nur wenig von der durch das Naturgesetz vorgezeichneten Normallinie abgelenkt wird. Dies hat sich bei der gothaer Lebensversicherungsbank gezeigt, auf welche das wiederholte Auftreten der Cholera und Grippe kaum von wesentlichem Einfluß war. Die wichtigsten Bedingungen für die dauernde Sicherheit einer Lebensversicherungsanstalt, mag sie auf Actien oder Gegenseitigkeit beruhen, sind Erhebung angemessener Prämien, große Vorsicht beim Abschluß der Versicherungen (Ausschließung kränklicher Individuen und scharfe Controle der ärztlichen Zeugnisse), richtige Bemessung und Aufsparung der Fonds, welche zur Deckung der im Laufe der Zeit zunehmenden Sterblichkeit dienen (Reserve), sichere Belegung der vorräthigen Gelder auf gute Hypotheken oder in soliden Werthpapieren. Da die durch unzuverlässige oder ungeschickte Verwaltung entstehenden Ausfälle sich im Laufe der Zeit zu Summen steigern können, zu deren Deckung selbst ein bedeutendes Actiencapital nicht hinreicht, so haben auch bei diesen Anstalten die Versicherten ein wesentliches Interesse dabei, daß ihnen der Zustand derselben offen dargelegt und gestattet werde, auf die Principien der Verwaltung einen Einfluß zu äußern.

Die erste Lebensversicherungsanstalt wurde 1706 in England unter dem Namen Amicable society vom Bischof Allen auf Gegenseitigkeit gegründet. Lange fand jedoch dieser Zweig des Versicherungswesens nur eine sehr geringe Theilnahme, bis 1762 durch Gründung der Equitable society in London die Aufmerksamkeit des Publicums mehr darauf hingelenkt wurde.

Seitdem sind in England über 100 verschiedene Lebensversicherungsanstalten entstanden, und in keinem Lande ist ihre Benutzung so verbreitet wie hier. Die ausgedehnteste derselben und reichste überhaupt ist die auf Gegenseitigkeit beruhende Equitable society. Sie besitzt dermalen ein Vermögen von etwa 10 Mill. Pf. St., was sich aus dem Grunde zu dieser enormen Höhe gesteigert hat, weil die bei den Rechnungsabschlüssen (von zehn zu zehn Jahren) sich ergebenden Überschüsse nur zu zwei Drittheilen den Versicherten gewährt, aber auch mit diesem Betrage nicht wirklich zur Vertheilung gebracht, sondern für jeden Versicherten nach seinem jeweiligen Alter in ein erst bei seinem Tode zahlbares Capital verwandelt werden. Einschließlich dieser Zuschläge zu den Versicherungssummen beläuft sich das ganze Versicherungscapital der Anstalt dermalen auf 14 Mill. Pf. St. und vertheilt sich auf nicht mehr als etwa 7200 Personen. Das nicht vertheilte Drittheil der Überschüsse bildet den Sicherheitsfonds der Anstalt. Nächst England ist Deutschland das Land, wo sich der Sinn für Lebensversicherung jetzt am lebendigsten äußert. Geweckt wurde derselbe vornehmlich von Gotha aus, wo die Idee zur Gründung einer deutschen Lebensversicherungsanstalt, nach zwei mislungenen frühern Versuchen in Hamburg und in Elberfeld, in den J. 1826 und 1827 wieder aufgenommen und nach Besprechung derselben in mehren populären Aufsätzen und Schriften durch eine auf Gegenseitigkeit beruhende Anstalt verwirklicht wurde. Dieselbe trat mit dem 1. Jan. 1829 in Wirksamkeit, gewann in kurzer Zeit eine ungewöhnliche Theilnahme und ist jetzt in Hinsicht auf die Zahl der versicherten Personen die größte Lebensversicherungsanstalt Europas. Im fortwährenden Wachsen begriffen, besaß sie gegen Ende 1850 über 16000 Versicherte mit 25½ Mill. Thlr. Versicherungssumme und einem Fonds von über 6 Mill. Thlr. Aus ihrer Kasse sind schon über 3 Mill. Thlr. an die Erben gestorbener Versicherten gewährt und 1 Mill. Thlr. an die Lebenden als Dividende vertheilt worden. Sie erstattet jedes Jahr über ihren Zustand und die Geschäftsergebnisse einen sehr ausführlichen und gründlichen Bericht, welche Kundgebungen wesentlich dazu beitragen, ihr das Vertrauen des Publicums zu erhalten. Mit Ausschluß der östr. Monarchie, die sich im Versicherungswesen streng von den andern Staaten absondert, besitzt Deutschand überhaupt jetzt acht Lebensversicherungsanstalten, wovon die eine Hälfte auf Gegenseitigkeit, die andere auf Actien beruht. Zu der erstern Gattung gehören die Anstalten zu Gotha (seit 1829), Leipzig (1830), Hannover (1831) und Braunschweig (1842), zu der letztern diejenigen in Lübeck (1828), Berlin (1836), München (1836) und Frankfurt a. M. (1844). Diese acht Anstalten hatten bis 1845 zusammen für etwa 36 Mill. Thlr. Versicherungen auf das Leben von ungefähr 26000 Personen übernommen. Eine überwiegende Theilnahme haben die gegenseitigen Anstalten gefunden, sodaß die von ihnen versicherten Summen das Versicherungscapital der Actienanstalten um das Dreifache übertreffen. In der That ist auch das Princip der Gegenseitigkeit kaum für einen Zweig des Versicherungswesens so geeignet und mit so vielen Vortheilen für die Versicherten verbunden, als für den der Lebensversicherung. Östreich besitzt zwei Lebensversicherungsanstalten, die eine in Triest als einen Zweig der auf Actien beruhenden Assicurazioni generali austro-italiche seit 1831, die andere in Wien als eigene Anstalt auf Gegenseitigkeit 1840 errichtet. Beide Anstalten, obwol durch ein Monopol für die ganze Monarchie begünstigt, haben noch wenig Erfolg gehabt. In Frankreich waren Lebensversicherungen durch eine königl. Ordonnanz von 1681 verboten, weil man das Leben freier Menschen zu einer Schätzung im Geldwechsel nicht geeignet hielt. Aber auch nach Aufhebung jenes Verbots 1787 dauerte es noch lange, ehe sich die erste allgemeine Anstalt dieser Art bildete und als ein Zweig der Compagnie d'assurances générales 1819 ins Leben trat. Seit 1829 wurden noch einige andere, z. B. Union und Compagnie royale, gegründet. Frankreich scheint aber kein Boden für die Lebensversicherung. Alle Anstalten haben daselbst nur eine sehr mäßige Theilnahme gefunden. Dasselbe Verhältniß findet in Holland, Belgien, Italien und Rußland statt, wo neuerdings auch Lebensversicherungsanstalten errichtet worden sind, aber verhältnißmäßig nur sehr sparsam benutzt werden. Vgl. Babbage, „Vergleichende Darstellung der verschiedenen Lebensversicherungsgesellschaften" (deutsch, Weim. 1827); Bleibtreu, „Zweck und Einrichtung der Lebensversicherungsanstalten" (Karlsr. 1832); Masius, „Lehre der Versicherung" (Lpz. 1846).

Leber (hepar oder jecur) nennt man das bei den meisten Thiergattungen vorkommende Organ zur Abscheidung der Galle aus dem Blute. Es gehört zu den Drüsen mit Ausführungsgängen. Im menschlichen Körper liegt die Leber auf der rechten Seite unmittelbar unter dem Zwerchfelle (s. d.) und den vordern Unterleibsbedeckungen und ist bei Erwachsenen 4—6 Pf. schwer. Sie hat die Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks mit abgerundeten Ecken,

welches von rechts nach links länger ist als von oben nach unten und dessen oberer und rechter Rand einen bedeutendern Durchmesser besitzt als der untere und linke. Dabei ist die vordere Fläche convex, die hintere concav. Da die Leber nicht senkrecht herabhängt, sondern mehr schräg gelagert ist, so nennt man auch die vordere Fläche die obere, den obern Rand den hintern u. s. w. Die vordere oder obere Fläche ist glatt, während die hintere einige schmale, längere Vertiefungen, Furchen oder Gruben (fossae) genannt, zeigt, welche die Form eines H darstellen, dadurch die Fläche selbst in vier sogenannte Lappen (lobi) von sehr ungleichem Umfange theilen und zur Aufnahme verschiedener Organe, der Gallenblase, mehrer Blutgefäße u. s. w., bestimmt sind. Die Farbe der Leber ist rothbraun und wird im höhern Alter dunkler. In seiner Lage wird dieses ziemlich umfangreiche und schwere Organ durch vom Bauchfelle, welches fast die ganze Leber überzieht, mittels Falten gebildete und von mehren Punkten ausgehende Bänder erhalten, welche nach den Orten, wo sie sich anheften und nach andern Merkmalen verschiedene Namen führen. Auch dient die frühere Nabelvene, welche sich nach der Geburt in einen sehnigen Strang (das sogenannte runde Leberband) verwandelt, zur Befestigung desselben. Die Substanz der Leber besteht aus den feinen Verzweigungen der Gallengänge, der Pfortader (s. d.), der Leberarterien, der Lebervenen, der Nerven und Lymphgefäße, welche bald mehr bald weniger deutlich einzelne Knäuel oder Körnchen (acini) bilden, die untereinander durch ein ziemlich festes Zellgewebe vereinigt werden. Im Embryo gelangt die Leber sehr bald zu einer bedeutenden Größe und Entwickelung. Es läßt sich daraus auf die Wichtigkeit der ihr zugetheilten Verrichtung in Hinsicht auf das Leben schließen, was auch noch durch den Umstand an Gewißheit gewinnt, daß das ganze Blut, welches aus der Mutter in die Frucht übergeht, erst in die Leber des Embryo tritt und hier eine Veränderung erleidet, sodaß sie, wie die Lungen im geborenen Menschen, eine Art blutbereitendes oder blutumwandelndes Organ darstellt. Nach der Geburt tritt diese Function der Leber offenbar zurück, sowie diese auch in ihrem Wachsthum gegen die übrigen Organe zurückbleibt, bis sie sich zu diesen in das Verhältniß gesetzt hat, welches sie dann im normalen Zustande das ganze Leben hindurch behauptet. Ob diese blutbereitende Thätigkeit der Leber auch dann noch überhaupt, obschon in geringerm Grade als vorher, fortdauere, ist namentlich in neuerer Zeit eine Frage der Physiologie geworden. Seit den ältesten Zeiten jedoch nahm man es schon als gewiß an, daß das Hauptgeschäft der Leber darin bestehe, die Galle (s. d.) abzusondern, wodurch sie einen Einfluß auf die Verdauung ausübt, dessen ganze Wichtigkeit bei Störungen dieser Function deutlich erkannt wird. Solche Störungen finden nun bei den **Leberkrankheiten** statt, von denen besonders wichtig sind: die Gelbsucht (s. d.), die Leberentzündungen, die rothe und gelbe Anschwellung, die Fettleber, Muskatleber, Speckleber, die granulirte Leber, der Leberkrebs, die rothe und gelbe Atrophie u. s. w. Zu Leberkrankheiten disponiren besonders heißes Klima, feuchte und dabei warme Atmosphäre und unregelmäßige Diät, namentlich reichlicher Genuß erhitzender Getränke und fetter oder stark gewürzter Speisen. In neuerer Zeit ist auf den angeführten physiologischen Unterschied zwischen der Leber eines ungeborenen und eines geborenen Menschen ein Verfahren, die sogenannte **Leberprobe**, gegründet worden, durch welches man bei der so häufig in gerichtlichen Fällen aufgeworfenen Frage, ob ein Kind vor oder nach der Geburt gestorben sei, mehr Aufklärung, als früher möglich war, zu erhalten hoffte; jedoch sind bis jetzt dabei der Zweifel zu viele noch nicht gehoben, als daß man diesem Verfahren eine praktische Bedeutsamkeit hätte einräumen können. — Von den Thieren besitzen schon einige höhere Gattungen der Pflanzenthiere eine Leber. Deutlich tritt sie in den Muschelthieren hervor und sehr groß ist sie bei den schneckenartigen Thieren und Sepien. Bei den Würmern fehlt sie zum Theil ganz, zum Theil ist sie wenig ausgebildet. Entwickelter ist sie bei den krebsartigen Thieren, und bei den Insekten wird sie durch eigenthümliche Gallengefäße ersetzt. Die Leber der Fische füllt oft einen großen Theil der Bauchhöhle aus. So ist sie auch bei den Amphibien und Vögeln noch verhältnißmäßig größer als bei dem Menschen und den übrigen Säugethieren. Vgl. Löffler, „Hartmann's Hypothese über die assimilativ-blutbereitende Function der Leber" (Lpz. 1838); Schäffer, „Die Leberprobe" (Tüb. 1830); Budd, „Die Krankheiten der Leber" (aus dem Englischen von Henoch, Berl. 1846); Henoch, „Klinik der Unterleibskrankheiten" (Bd. 1, Berl. 1852).

Leberblümchen, s. Anemone.

Leberfleck (macula hepatica, chloasma) nennen Laien und ältere Ärzte eine Hautkrankheit, welche jetzt als eine besondere Art von Kleiensucht (als Pityriasis versicolor) bezeichnet wird. Dieselbe bildet gelbbraune, meist scharf abgegrenzte rundliche Flecken auf der Haut, na-

mentlich des Rumpfes und Halses, die sich immer weiter ausbreiten (gleichsam umherkriechen) und stets mit kleienartigen Schüppchen bedeckt sind. Diese Schüppchen sind nichts Anderes als die sich abschälende Oberhaut, deren Zellen bei dieser Krankheit dicht von einem wuchernden Schimmelpilz angefüllt sind, welchen man unter dem Mikroskop schon bei mäßiger Vergrößerung sieht, namentlich wenn man die Schüppchen mittels Ätzkalilösung durchsichtiger gemacht hat. Unterhalb dieser Schüppchen ist die eigentliche Haut ganz gesund. Das Übel ist also ein rein örtliches, hat mit der Leber gar nichts zu schaffen, findet sich aber oft bei schwächlichen, namentlich tuberkelkranken Personen und pflanzt sich durch nahe Berührung, besonders Zusammenschlafen, auf andere Personen fort. Zur Heilung genügt, daß man fleißig badet, die Schüppchen mit Flanell oder Bürsten, bei großer Hartnäckigkeit mit Schmierseife oder Nießwurztinctur abreibt.

Lebermoose (Hepaticae) sind eine natürliche Familie der kryptogamischen Gewächse, bei welcher der Stengel meist beblättert, seltener zu einer laubartigen Ausbreitung geworden ist, die Kapsel von keiner Haube bedeckt wird, bei der Reife in 4—8 Klappen, seltener Zähnen aufspringt und außer den Sporen noch langgestreckte Spiralfaserzellen, die sogenannten Schleuderfäden, aber kein Mittelhäubchen enthält. In ihrem Vorkommen stimmen sie größtentheils mit den Laubmoosen überein; doch findet sich eine überwiegende Menge von Formen blos in den heißen Klimaten, wo sie als Parasiten oft die Rinden und Blätter von Bäumen und Sträuchern überziehen. Durch wichtige Bestandtheile sind sie nicht ausgezeichnet. Nur wenige besitzen einen eigenthümlichen angenehmen Geruch oder einen etwas scharfen Geschmack, wie die gebräuchliche Fegatelle (Fegatella officinalis). Doch sind sie im Haushalte der Natur von großem Nutzen.

Leberreime nennt man die zweizeiligen deutschen Scherzgedichte, in welchen die erste Zeile stets mit den Worten anfängt: „Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem —", worauf ein Thier genannt wird, auf dessen Namen dann die folgende Zeile reimen muß. Diese Reime wurden um 1750 von einem gewissen Schävius erfunden und waren früher bei Gastereien, nach Auftragung des Hechts, sehr üblich.

Leberthran, auch Bergner- oder Stockfisch-Leberthran (Oleum jecoris aselli) nennt man ein aus der Leber mehrer Seefische aus der Gattung Dorsch (s. d.) oder Gadus, namentlich des Kabeljau (s. d.) gewonnenes fettes Öl, welches, je nach den verschiedenen Bereitungsarten, sich in Hinsicht auf Farbe, Geruch und Geschmack verschieden darstellt. Dasselbe enthält außer Fettstoffen mehre andere Bestandtheile, von denen namentlich das Gaduin, das Propylamin und das Jod in ärztlicher Hinsicht wichtig scheinen. Schon in frühern Zeiten als Volksmittel gegen Gicht gebraucht, ist es gegenwärtig noch mehr in Anwendung gezogen worden und leistet namentlich in der Skrophelkrankheit und den aus dieser sich herleitenden Formen, bei Tuberkelkrankheiten, in der Englischen Krankheit, bei manchen chronischen Hautausschlägen u. s. w. ausgezeichnete Dienste. Man unterscheidet mehre Sorten: den ganz schwarzen, den röthlich-braunen und den hellblanken. Neuerdings lassen engl. Kaufhäuser für ärztliche Zwecke eine besonders reine, fast wasserhelle, weißlichgelbe Sorte darstellen. Vgl. Brefeld, „Der Stockfisch-Leberthran u. s. w." (Hann. 1835); de Jongh, „Die drei Sorten des Leberthrans" (aus dem Lateinischen, Lpz. 1844); Klencke, „Der Leberthran als Heilmittel" (Lpz. 1842); Bennet, „Treatise on the oleum jecoris aselli" (Lond. und Edinb. 1841).

Lebkuchen, s. Pfefferkuchen.

Lebrun (Charles), berühmter franz. Maler, geb. zu Paris 1618, war der Sohn eines mittelmäßigen Bildhauers und hatte Vouet zum Lehrer, den er indeß sehr bald übertraf. Nachdem er von Rom, wo er unter Poussin's Leitung vornehmlich die Antike und Rafael's Werke studirte, nach Paris zurückgekehrt war, wurde er geadelt, 1648 zum Präsidenten der neubegründeten königl. Maler- und Bildhauerakademie und später zum ersten Maler des Königs, sowie zum Director der königl. Gobelinmanufactur ernannt. Seit 1661 war er, bis mit Colbert's Tode 1683 sein Einfluß zu sinken begann, fast nur damit beschäftigt, die Umgebungen Ludwig's XIV. und die glänzenden Feste des Hofs in Gemälden darzustellen. Namentlich hatte er in Versailles sehr viel zu thun. Er starb 1690. L. ist einer der bezeichnendsten Repräsentanten seiner Kunstperiode. Neben reicher Erfindungsgabe und unleugbarer Leichtigkeit der Darstellung besaß er ganz besonders das künstlerische Wissen seiner Zeit und konnte so der Stifter eines neuen sogenannten Classicismus werden, der in seiner zahlreichen Schule fortlebte. Allein neben sehr umfassenden Studien der Formen, des Ausdrucks und des Costüms gebrach es ihm an Tiefe und Kraft des Gefühls, sodaß seine meist pomphaften und glänzenden Gegenstände um so mehr den Eindruck hohlen Prunks machen, woran auch sein mattes Colorit einige Schuld

trägt. Am berühmtesten sind seine Bilder aus der Geschichte Alexander's im Louvre zu Paris. Er war persönlich nichts weniger als beliebt und lastete schwer über den Kunstverhältnissen am Hofe Ludwig's XIV. Seine beiden oft herausgegebenen Werkchen „Traités sur la physionomie" und „Sur le caractère des passions" sind eine Anweisung für die Maler, sich auf conventionellem, mechanischem Wege mit dem Ausdrucke abzufinden.

Lebrun (Charles François), **Herzog von Piacenza**, geb. 19. März 1739 zu St.-Sauveur-Landelin bei Coutances, machte zu Paris ausgezeichnete Studien und vollendete seine Bildung durch Reisen in England und Holland. Er übernahm dann die Erziehung der Kinder des spätern Kanzlers Maupeou, der ihn zum Secretär erhob. Als Maupeou mit den Parlamenten in Streit gerieth, ließ L. mehre Flugschriften im Interesse des Hofs erscheinen; auch soll er die officiellen Schriften und Acte angefertigt haben, welche der Hof in der Sache erließ. Bei der Thronbesteigung Ludwig's XVI. fiel er deshalb mit dem Kanzler zugleich in Ungnade. Er lebte hierauf fünf Jahre in gänzlicher Dunkelheit, bis er kurz vor dem Ausbruche der Revolution mit einer Schrift „La voix du citoyen" Aufsehen machte. Die Sénéchaussée von Dourdan schickte ihn in die Nationalversammlung. Hier verhielt er sich ernst und gemäßigt und nahm gewöhnlich bei Finanz- und Verwaltungssachen das Wort, in denen er tiefe Kenntnisse hatte. Nach dem Schluß der Versammlung wurde er Präsident des Verwaltungsraths im Depart. Seine-Oise, in welcher Stellung er Muth und Klugheit zeigte. Die Ereignisse vom 10. Aug. 1792 brachten ihn jedoch ins Gefängniß, aus dem ihn erst der Sturz der Schreckensherrschaft rettete. Nach der Einführung der Directorialverfassung trat er in den Rath der Fünfhundert und 20. Febr. 1796 wurde er dessen Präsident. Als solcher leistete er Bonaparte in der Revolution vom 18. Brumaire große Dienste und dieser wählte ihn dafür zum dritten Consul. Obschon er sich als die gelehrigste Creatur seines Meisters bewies, so erwarb er sich doch Verdienste um die Herstellung der franz. Finanzen. Bei Errichtung des Kaiserthrons wurde er zum Erzschatzmeister des Reichs erhoben, auch erhielt er das Generalgouvernement von Ligurien, das er 1806 in ein franz. Departement umgestalten mußte. Hierauf ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza. Nach der Abdankung Ludwig Bonaparte's wurde er als Gouverneur nach Holland geschickt, wo er sich mit Mäßigung und Rücksicht benahm. Als ihn hier die Verbündeten Ende 1813 vertrieben, ging er nach Paris und unterzeichnete die Berufung der Bourbons auf den Thron. Er erzeigte denselben als außerordentlicher Commissar zu Caen so große Dienste, daß er 4. Juni 1814 die Pairswürde erhielt. Weil er jedoch während der Hundert Tage vom Kaiser den Titel eines Großmeisters der Universität von Paris angenommen, verlor er mit der zweiten Restauration seine politische Stellung. Erst im März 1819 wurde er wieder in die Pairskammer aufgenommen, in welcher er sich freimüthig zur constitutionellen Partei hielt. Er starb in der Zurückgezogenheit 16. Juni 1824. L. war Mitglied des Instituts und hatte sich schon als Student einen Namen erworben durch die Übersetzung von Tasso's „Befreitem Jerusalem" (2 Bde., 1774; 2. Aufl., Par. 1840), sowie Homer's „Iliade" (3 Bde., 1776; 2. Aufl., 2 Bde., 1809). — Sein ältester Sohn, **Anne Charles L., Herzog von Piacenza**, geb. 28. Dec. 1775, war Adjutant Desaix', der in seinen Armen verschied. Im J. 1805 zum Obersten eines Regiments, 1807 zum Brigadegeneral befördert, kämpfte er 1811 in Spanien mit. Während der Hundert Tage war er Deputirter des Depart. Seine-Marne. Im J. 1824 folgte er seinem Vater in der Pairswürde; auch gab er dessen „Mémoires" (Par. 1829) heraus. Am 25. Jan. 1852 ernannte ihn Ludwig Napoleon zum Senator.

Lebrun (Karl August), Schauspieler und Dichter, wurde 1792 in Halberstadt geboren. Nach dem Tode des Vaters, eines Geistlichen, sollte er Kaufmann werden, ging aber 1809 in Dessau zum Theater über. Durch sein feines Spiel erwarb er sich rasch einen Namen und trat nacheinander zu Memel, Würzburg, Mainz und Hamburg in Engagements. An letzterm Orte führte er von 1827—37 mit F. L. Schmidt die Direction des Stadttheaters, während welcher Zeit dasselbe in besonderer Blüte stand. Seit 1837 in Hamburg lebend, trat L. nur noch als Gast an verschiedenen Orten auf. Stets mit gründlichen Studien beschäftigt und durch ein vortheilhaftes Äußeres unterstützt, leistete er namentlich in fein komischen Charakterrollen Außergewöhnliches. Auch seine Bearbeitungen ausländischer Dramen und seine eigenen Dramen sind verdienstliche, vorzugsweise bühnengerechte Arbeiten, wenn auch ohne große dichterische Bedeutung. Am meisten gefielen „Nummer 777" und „Die Drillinge". Von 1816—33 ließ er verschiedene Sammlungen seiner Bühnenspiele erscheinen. Er starb 1842 zu Hamburg. — Seine Gattin **Karoline geb. Steiger**, 1800 in Hamburg geboren und daselbst

engagirt, spielte früher erste Liebhaberinnen, später Anstandsrollen im ernsten und komischen Schauspiel mit bedeutendem Erfolg.

Lebrun (Pierre Antoine), franz. Dichter, geb. 29. Dec. 1785 zu Paris, entwickelte schon sehr früh seine poetische Anlage. Der Zufall führte einige seiner frühreifen Versuche in die Hand des Ministers François de Neufchateau, der die Aufnahme des zwölfjährigen Dichters in das Prytaneum von St.-Cyr bewirkte. Der Zufall, daß der Kaiser die Schule an einem Tage besuchte, wo der 16jährige L., den kranken Professor der Rhetorik vertretend, eine Stunde gab, und die vortreffliche Antwort L.'s auf die Frage, wozu er sich bestimme: „A chanter votre gloire", verschafften ihm eine Pension von 1200 Frcs., als nach diesem Vorfalle seine „Ode à la grande armée" (Par. 1805) dem Kaiser auffiel. Nachdem 1808 seine „Ode sur la campagne de 1807" erschienen war, erhielt er bald darauf durch Vermittelung des Grafen François de Nantes die einträgliche Stelle eines Haupteinnehmers bei den indirecten Steuern. Die Restauration ließ ihm seine Pension, machte ihn aber amtlos. Im J. 1822 ließ er sein „Poëme lyrique sur la mort de Napoléon" erscheinen, welches Veranlassung zur Einziehung seiner Pension wurde. Später bereiste er Italien und Griechenland. Sein vorzüglichstes Gedicht „Le voyage de Grèce" (Par. 1828) war eine Frucht dieser Reise. Er schildert darin die Eindrücke, welche Griechenland auf ihn gemacht hat, mit glänzenden Farben, die lebhafter und frischer sind, als sie die bloße descriptive Poesie zu bieten vermag. Seine ersten Tragödien „Pallas, fils d'Évandre", schon 1806 geschrieben, aber erst 1822 gedruckt, und „Ulysse" (1814) sind von geringer Bedeutung; dagegen gelten die Tragödien „Marie Stuart" (1820), ein Mittelding zwischen Nachahmung und Übersetzung des Schiller'schen Werks, und „Le Cid d'Andalousie" (1825) bei den Franzosen für classische Stücke, die auf der Bühne großen Erfolg haben. Auch sein Lehrgedicht „Le bonheur que procure l'étude dans toutes les situations de la vie" (1817) fand eine sehr günstige Aufnahme und erhielt von der Akademie den halben poetischen Preis in einem Wettstreite, woran Victor Hugo Theil nahm. Diese Reihenfolge beträchtlicher Werke öffnete L. auch 1828 den Eintritt in die Académie française. Nachdem er während der Restauration ohne Anstellung gelebt, betrat er nach der Revolution von 1830 die Laufbahn der höhern Staatsverwaltung, war mehre Jahre lang Director der königl. Druckerei und wurde im Nov. 1839 von Ludwig Philipp in die Pairskammer berufen. Die politischen Ereignisse von 1848 haben ihn ins Privatleben zurückgeführt. Eine Gesammtausgabe seiner „Oeuvres" (2 Bde., Par. 1844) ist unvollendet geblieben. Was seine poetische Stellung in der neuern franz. Literatur betrifft, so ist er vom Standpunkte des Classicismus ausgegangen, hat sich aber in der Folge mehr den modernen Ideen genähert, ohne indessen alle Vorurtheile der alten Schule abzustreifen.

Lebrun (Ponce Denis Ecouchard), gewöhnlich Lebrun-Pindare genannt, Frankreichs größter Lyriker aus der classischen Schule, geb. zu Paris 10. Aug. 1729, wurde nach beendigten Studien Secretär des Prinzen Conti, in dessen Diensten sein Vater stand, was vielleicht zu der Vermuthung Veranlassung gab, daß er ein natürlicher Sohn des Prinzen sei. An seinem Charakter hafteten manche Flecken. Starken Tadel fand er insbesondere wegen seiner Neigung, Epigramme zu machen, in denen er selbst seine besten Freunde nicht schonte. Als er durch Conti's Tod seine Stelle und fast gleichzeitig durch den Bankrott des Fürsten Rohan-Guémené 18000 Frcs. verloren hatte, erhielt er durch Vermittelung des Grafen Vaudreuil von Calonne eine Pension und schmeichelte nun Ludwig XVI. Nach Ausbruch der Revolution widmete er dieser seine ganze Muse. Er war der Dichter des Convents, der ihm eine Wohnung im Louvre anwies, und mehre seiner republikanischen Oden sind wirkliche poetische Meisterstücke. Als Napoleon Consul geworden, erhielt L. eine Pension von 6000 Frcs., und fortan besang er diesen, verspottete ihn aber auch trotzdem in Epigrammen. Er starb 2. Sept. 1807. Seine „Oeuvres complètes" wurden von Ginguené (4 Bde., Par. 1811) herausgegeben; die „Oeuvres choisies" (2 Bde., Par. 1821) erschienen öfter. Sie enthalten Oden, die durch Kraft, Feuer, Gedankenstärke und Erhabenheit Alles übertreffen, was die classische Schule in Frankreich hervorgebracht hat; auch seine Elegien sind ausgezeichnet. Seine Epigramme sind beißend, obschon die ärgsten von ihm selbst unterdrückt wurden. Sein in gewählter Sprache geschriebenes, nicht vollendetes Lehrgedicht „La nature" ist reich an schönen und wahrhaft poetischen Stellen; das Gedicht „Les veillées du Parnasse" blieb ebenfalls unvollendet. Seine Anmerkungen zu Boileau und J. B. Rousseau sind den Ausgaben derselben häufig beigefügt.

Lecce, die Hauptstadt der neapolit. Provinz Terra di Otranto oder Lecce, 1½ M. vom Adriatischen Meere, am Abhange des Apennin in einer reizenden, fruchtbaren und gut angebauten Gegend gelegen, Sitz eines Bischofs, des Civil- und Criminalgerichts der Provinz, ist

eine der größten und wohlgebautesten Städte Unteritaliens, mit Mauern, Thürmen und mehren Vorstädten umgeben, hat einen großen, regelmäßigen und mit Bildsäulen gezierten Marktplatz, gerade und breite Straßen, mehre großartige Gebäude, ein festes Schloß, eine Kathedrale, neun Pfarr- und viele andere Kirchen und Klöster, ein Gymnasium, ein adeliges Collegium, ein Findelhaus. Die Stadt zählt 20000 E., welche Baumwollen-, Tabacks- und Weinbau betreiben, Manufacturen in Baumwollenzeugen, Kattun, Spitzen, sowie lebhaften Productenhandel, namentlich mit Öl, unterhalten, das in der Umgegend in großer Menge gewonnen wird und als das feinste Tafelöl unter dem Namen **Leccer Öl** bekannt ist. Muthmaßlich aus der Stadt Lupiae in der Landschaft Calabria der Alten entstanden, bildete L. im Mittelalter eine normannische Grafschaft. Graf Tancred von L. wurde 1189 König von Sicilien und hielt sich gegen den deutschen Kaiser Heinrich VI. — Von **Lecco**, einem Städtchen am Comersee, heißt eine Abzweigung desselben See von Lecco.

Lech bedeutet im Slawischen ursprünglich, gleich Czech und Bojar, einen freien Eigenthümer eines größern Landstrichs, wurde aber später Volksname. Nach der Sage war Lech der erste Fürst von Polen. Er kam um 550 n. Chr. aus Kroatien in die Ebenen von Großpolen und gründete dort die erste poln. Niederlassung Gnesen. **Lechiten** oder **Lachen** werden zuerst von Nestor die slaw. Einwohner der fruchtbaren, durch Ackerbau berühmten Ebenen an der Weichsel benannt; später bezeichnete man damit insbesondere die Polen.

Lech (Licus), ein rechter Nebenfluß der Donau, der an der Rothen Wand im Vorarlbergischen entspringt und nach einem 38 M. langen Laufe bei **Lechsgemünd** unterhalb Donauwörth mündet, tritt unweit Füssen aus den Algauer Alpen ins bair. Gebiet, wo er fast immer die Grenze zwischen Altbaiern und Schwaben bildet, wird bei Schongau, wo er 100 F. breit ist, schiffbar, verläßt aber erst bei Landsberg sein enges und bergiges Thal und bildet auch in der Hochebene noch ein reißendes Wasser mit flachen Ufern, einer Breite von 3—500 F. und vielen Inseln. Unter andern Gewässern nimmt er bei Füssen die Vils, bei Schongau den Halblech und bei Augsburg die **Wertach** (Werder- oder Inselfluß) auf, welche in den Abfällen der Algauer Alpen, drei M. südlich von Kempten, entspringt und Kaufbeuren berührt, bis wohin sie ein enges, tief eingefurchtes Thal durchfließt. Am Lech ist mancher heiße Kampf ausgefochten worden. So bei dem Städtchen Rain, unweit oberhalb der Mündung in die Donau, das Gefecht vom 15. April 1632 zwischen den Schweden unter Gustav Adolf und den Kaiserlichen, die den Übergang über den Lech vertheidigten, unter Tilly, welcher Letztere dabei nebst dem kaiserl. General Aldringer tödtlich verwundet wurde. Besonders berühmt aber ist das **Lechfeld**, eine Ebene von zehn Stunden Länge, zwischen dem Lech und der Wertach, welche sich von Landsberg bis Augsburg hinzieht, durch den Sieg Kaiser Otto's I. über die Ungarn 10. Aug. 955.

Lechevalier (Jean Baptiste), franz. Archäolog, geb. zu Trelly im Depart. Manche 1. Juli 1752, machte seine Studien in Paris und lehrte 1772—78 an den Colléges Duplessis, d'Harcourt und Navarre. Als Choiseul-Gouffier als Gesandter nach Konstantinopel ging, schloß sich L. als dessen Secretär an, um archäologische und geographische Untersuchungen betreiben zu können. L. ging zunächst nach England, bereiste dann Italien und hierauf die Nordwestküste von Kleinasien, wo er seine größte Aufmerksamkeit der Erforschung der Ebene von Troja zuwendete, in der er die Gräber des Ajax, Achilles und Protesilaus aufgefunden zu haben vorgab. Indem er darauf ausging, das alte Griechenland in dem neuen wiederzufinden, suchte er besonders aus der Bestätigung der geographischen und historischen Angaben Homer's die seiner Meinung nach gefährdete Ehre desselben sicher zu stellen. Von Konstantinopel aus bereiste er in den folgenden Jahren die Propontis und den Pontus Euxinus. Nach Ausbruch der Revolution nach Frankreich zurückgekehrt, ging er 1790 wieder nach London, bereiste in den folgenden Jahren Deutschland, Holland, Dänemark, Schweden und Rußland, von wo er erst 1795 nach England zurückkehrte. Drei Jahre später besuchte er Spanien und Portugal und kehrte über Sicilien zurück. Endlich 1806 wurde er bei der Bibliothek Ste.-Geneviève in Paris angestellt. Als erster Conservator an derselben starb er 2. Juli 1836. Wegen der von ihm herausgegebenen „Voyage de la Troade, ou table de la plaine de Troie dans son état actuel" (zuerst von Dalzal nach dem Manuscript ins Englische übersetzt, Lond. 1794; 2. Aufl., Par. 1797; 3. Aufl., 3 Bde., Par. 1802, mit Atlas), welche nicht nur eine Geschichte des Schauplatzes der „Iliade" enthält, sondern sich auch über alle in der „Odyssee" genannten Orte verbreitet, und der Fortsetzung derselben, der „Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin" (2 Bde., Par. 1800), mußte er von Seiten Choiseul-Gouffier's viele Vorwürfe erdulden. Im Allgemeinen sind L.'s Schriften keine Muster tief eindringender Untersuchung, und die Absichtlich-

keit hat den Verfasser wol Manches finden lassen, was kein Anderer gefunden haben würde. Auch soll er der Verfasser des Werks „Ulysse-Homer, or a discovery of the true author of the Iliad and Odyssea" (Lond. 1829; franz., Par. 1829, mit 5 Kart. und 15 Kpfrn.) sein, welches er unter dem Namen Konst. Koliades herausgab und worin er dem Homer die Autorschaft der ihm zugeschriebenen Gedichte abspricht.

Leck nennt man in der Schiffersprache eine durch eine gewaltsame Veranlassung, z. B. das Anstoßen an eine Klippe, oder durch Länge des Gebrauchs entstandene Beschädigung des Schiffs, welche ein starkes Eindringen des Wassers gestattet, daher figürlich **leck werden** oder leck springen soviel als schadhaft werden. Mit **Lecken** oder **Ablecken** bezeichnet man auch das fast unmerkliche und schwer zu vermeidende Austräufeln der Flüssigkeiten aus den Fässern. Der dadurch entstandene Verlust heißt **Leckasie** oder **Leckagie** (coulage) und wird bei Schiffsversendungen und Kellerlagerungen nach bestimmten Regeln berechnet.

Leclerc d'Ostin (Victoire Emmanuel), franz. Generallieutenant und Schwager Napoleon's, war 17. März 1772 zu Pontoise bei Paris geboren und der Sohn eines reichen Mehlhändlers. Als eifriger Republikaner trat er 1792 in ein freiwilliges Bataillon, das ihn zum Lieutenant wählte. Bei der Belagerung von Toulon erhielt er den Grad eines Generaladjutanten und nach der Einnahme der Stadt brachte er die Siegesnachricht nach Paris. Er ging hierauf zur Armee nach den Ardennen, wohnte der Schlacht bei Fleurus bei und trat dann in die Alpenarmee. An der Spitze der Avantgarde bemächtigte er sich des Mont-Cenis und hielt sich auf diesem Punkte unter den schwierigsten Umständen den Winter von 1794 hindurch. Im Herbste 1795 wurde er als Commandant nach Marseille geschickt, wo er sich mit Pauline, der Schwester des Generals Bonaparte, verlobte. Bonaparte berief ihn sodann zur Armee nach Italien und ertheilte ihm, nachdem er sich in mehren Gefechten als tüchtiger Offizier bewährt hatte, 1797 den Grad eines Brigadegenerals. Kurz darauf feierte L. zu Mailand seine Vermählung mit Bonaparte's Schwester. Nach dem Frieden von Campo-Formio diente er im Generalstabe Berthier's und Brune's, und während der Expedition seines Schwagers nach Ägypten übernahm er ein selbständiges Commando zu Lyon. Nachdem er Bonaparte in den Tagen des 18. Brumaire wichtige Dienste geleistet, wurde er als Divisionsgeneral zur Rheinarmee unter Moreau gesendet, wo er den Erzherzog Ferdinand 3. Dec. 1800 bei Hohenlinden unweit Landshut schlagen half. Im J. 1801 erhielt er den Auftrag, an der Spitze einer franz. Armee Spanien zu durchziehen und Portugal zu besetzen. Als nach dem Frieden von Amiens Bonaparte den Plan zur Wiederunterwerfung von Haiti (s. d.) faßte, vertraute er L. mit dem Titel eines Generalcapitäns den Befehl über die Expeditionsarmee an, die in den ersten Tagen des Febr. 1802 auf der Insel landete. Mit ebenso viel Geschick als Tapferkeit wußte er sich binnen drei Monaten die Colonie wieder zu unterwerfen. Indessen brach der Kampf in Folge der Empörung der Negertruppen, der blutigen Strenge, mit welcher die Franzosen straften, und der Schilderhebung Toussaint-l'Ouverture's (s. d.) sehr bald um so heftiger aus. Die Lage L.'s gestaltete sich in kurzer Zeit verzweifelt, zumal da die Franzosen vom Gelben Fieber in Masse hingerafft wurden. Nachdem L. die Reste der Expedition auf der Insel Tortue concentrirt, unterlag er selbst der Seuche 2. Nov. 1802. Rochambeau (s. d.) übernahm hierauf den Oberbefehl. Die Gemahlin L.'s, die der Expedition beiwohnte und großen Muth bewies, kehrte nach Frankreich zurück und heirathete 1803 den Fürsten Borghese (s. d.). Napoleon ertheilte L. das Lob eines ausgezeichneten Generals und eines tüchtigen Charakters.

Leclercq (Michel Théodore), franz. Dramaturg, geb. zu Paris 1777 von wohlhabenden Ältern, wurde zuerst bei der Finanzverwaltung angestellt, behielt diese Stelle aber nur 18 Monate und wählte dafür die literarische Laufbahn, worin er ein seltenes Talent für das Sprüchwörterspiel, eine interessante Nebengattung des kunstgerechten Lustspiels, entwickelte. Seine ersten dramatischen Sprüchwörter wurden zu Hamburg gedichtet und gespielt, in einer kleinen franz. Gesellschaft, welche die politischen Ereignisse zu Anfang des Kaiserreichs in jener Stadt versammelt hatten. Offiziere, Diplomaten, Dilettanten waren seine ersten Schauspieler, und er selbst war, wie Shakspeare und Molière, Autor, Director, Acteur, mit einem Worte die Seele der Truppe. Im J. 1814 und 1815 stiftete er ein Gesellschaftstheater zu Nevers, und einige Jahre später ging er nach Paris und brachte daselbst ebenfalls eine Liebhabertruppe zusammen, die nie ihresgleichen gehabt haben soll. Man versammelte sich im Salon des Oberpostsecretärs Roger. Herr und Madame Mennechet, Herr Augier, Mitglied der franz. Akademie, und Madame Augier waren seine Hauptdarsteller. Das Schauspiel war stets abwechselnd und unterhaltend, das Auditorium nicht sehr zahlreich, aber auserlesen. Endlich erschienen die zwei

ersten Bände seiner „Proverbes dramatiques" (1823), die erstaunliches Glück machten und schnell mehre Auflagen erlebten. Später folgten noch sechs Bände. Die Sprüchwörter werden noch jetzt im Herbste auf manchem franz. Schlosse, wo sich der Geschmack an geistigen Vergnügungen erhalten hat, aufgeführt, wozu es keines andern Bühnenapparats als einer spanischen Wand und einiger Stühle bedarf. Jedes dieser kleinen Stücke enthält in einem scheinbar engen Rahmen eine Menge geistreicher Beobachtungen, Züge von köstlicher Naturtreue und eine erstaunliche Mannichfaltigkeit von Charakteren, die mit sehr viel Kunst skizzirt sind. Milder Sittenrichter und heiterer Splitterrichter hat L. in einer Reihenfolge von Genrebildern die Gebrechen, Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten aller Zeiten und Länder, aber mit den charakteristischen Farben und Zügen seiner Zeit und seines Landes dargestellt. Eine gewisse Anzahl Stücke sind politische Satiren, die in ihrer Schreibart eine kecke, sprudelnde Laune verrathen und die Stimmung der Gemüther in den letzten Jahren der Restauration treu abspiegeln. Denn obschon L. sehr wenig Geschmack und Gefallen an Politik fand, so konnte er doch nicht wohl den hitzigen Streitigkeiten, welche die Gesellschaft seiner Zeit bewegten, ganz fremd bleiben. Übrigens artet sein kaustischer Witz, so stechend er auch ist, nie in Schmähung, noch weniger in Verleumdung aus. Die Pfeile seines Witzes sind spitzig, aber nicht giftig; er weiß zu spotten, aber nicht zu hassen. Zuerst schrieb L. nur für sich und seine Freunde. Allmälig aber machte er aus der Liebhaberei ein Geschäft und reiste die ganze schöne Jahreszeit hindurch aus einer franz. Provinz in die andere, von Schloß zu Schloß, um die Aufführung seiner Sprüchwörter zu leiten. Er starb zu Paris 15. Febr. 1851.

Lécluse, L'Ecluse oder **Fort de l'Ecluse**, ein Grenzposten und Fort im franz. Depart. Ain, im Arrondissement und 3¾ M. südsüdwestlich von der Stadt Gex, zwischen Genf und Seyssel, unweit oberhalb der Perte du Rhône, auf einem Felsen des Juragebirgs, der sich 120 F. über die Rhône erhebt, scheint nur zur Deckung des dortigen Défilé auf der Straße von Genf nach Lyon errichtet zu sein; denn es wird durch den 5210 F. hohen Mont-Credo und andere benachbarte Berge vollständig beherrscht. L. gehörte seit 1037 den Herzogen von Savoyen, wurde öfter von den Bernern erobert und diesen von den Genfern wieder entrissen. Im Febr. 1814 bemächtigten sich desselben die Östreicher, aber schon 1. März nahmen es die Franzosen weg, 7. Juli 1815 jedoch wieder die Östreicher, welche es theilweise sprengten.

Lecluse (Charles de), gewöhnlich Clusius genannt, Arzt und Botaniker, geb. zu Arras 1526, studirte in Gent und Löwen die Rechte und ging dann nach Deutschland, wo er sich längere Zeit in Wittenberg aufhielt und Melanchthon's Umgang genoß. Später wendete er sich in Montpellier dem Studium der Medicin zu, kehrte 1555 in seine Heimat zurück, wo er sich nun sechs Jahre aufhielt, und lebte hierauf abwechselnd in Paris, Löwen und Augsburg, bis er 1564 eine naturwissenschaftliche Reise nach Spanien antrat. Im J. 1571 war er in England; dann folgte er einer Einladung Kaiser Maximilian's II. nach Wien, wo er kaiserl. Gartendirector wurde. Er bereiste von Wien aus zwei mal England, nahm aber 1587 seine Entlassung aus kaiserl. Dienste und lebte seinen Studien in völliger Abgeschiedenheit zu Frankfurt a. M., wo er nur zuweilen den Landgrafen Wilhelm von Hessen sah, der ihm sehr gewogen war. Endlich 1593 wurde er Professor der Botanik in Leyden, wo er 4. April 1609 starb. L. war ein ebenso gelehrter als guter Mann, fromm, mild, bescheiden und von einfacher Sitte und ein sehr eifriger Anhänger der Botanik. Er entdeckte viele neue Pflanzen und beschrieb sie auf musterhafte Art in mehren Werken, von welchen „Rariorum plantarum historia" (Antw. 1601) und „Exoticorum libri X" (Antw. 1605) die berühmtesten sind. Die ihm von Plumier gewidmete schöne Pflanzengattung Clusia zählt viele über das tropische Amerika verbreitete Arten.

Lecoq (Karl Christian Erdmann, Edler von), sächs. General, geb. zu Torgau 28. Nov. 1767 aus einer franz. Emigrantenfamilie, besuchte einige Zeit die Fürstenschule zu Meißen und wurde im 12. J. Cadet, 1780 Fähnrich in seines Vaters Regimente. Nach dem Feldzuge von 1795 erhielt er eine eigene Compagnie. Im J. 1800 wurde er Major, 1807 Oberstlieutenant und Commandant von Wittenberg, dann Oberst und Generaladjutant des Königs, 1809 Generalmajor, 1810 bei der neuen Organisation der Armee Generallieutenant und Commandeur der damals nach dem Vorbilde des franz. Dienstes zuerst errichteten leichten Infanterie, deren Ausbildung ganz sein Werk war. Im Kriege gegen Rußland von 1812 hatte er den Oberbefehl über das sächs. Hülfscorps und ebenso in dem Feldzuge von 1813. Mit einer Treue und Schonung, die selbst Davoust und Durutte achten mußten, vollzog er den ihm aus Plauen vom Könige zugefertigten Befehl, die sächs. Truppen von den Franzosen zu trennen und sich in die Festung Torgau einzuschließen. Nach der Schlacht bei Lützen und der in Folge davon nothwen-

dig gewordenen Rückkehr des Königs von Sachsen erhielt er aufs neue den Befehl über die neu formirten sächs. Truppen. Großen Ruhm erwarb er sich in den Schlachten von Großbeeren und Dennewitz. Von dem nach der Schlacht bei Leipzig in Sachsen eingesetzten Generalgouvernement vernachlässigt, trug er kein Bedenken, zu einer untern Befehlshaberstelle herabzusteigen, und commandirte in dem Feldzuge von 1814 in den Niederlanden eine einzelne Brigade der sächs. Truppen. Sodann vollzog er das Geschäft der Theilung der sächs. Truppen mit der strengsten Gewissenhaftigkeit und erhielt nach der Rückkehr den Oberbefehl über das gegen Frankreich bestimmte Hülfscorps, mit welchem er bis nach Abschluß des Pariser Friedens im Elsaß stehen blieb. Der aus der Gefangenschaft zurückkehrende König überhäufte ihn mit Beweisen des Vertrauens und stellte ihn als commandirenden General an die Spitze der sächs. Armee. Als solcher starb er auf einer Reise zu Brigg im Canton Wallis 30. Juni 1830.

Lection (lectio) heißt theils eine Unterrichtsstunde oder Vorlesung, besonders auf höhern Lehranstalten, theils eine zum Lernen oder Ausarbeiten ertheilte Aufgabe. **Lectionskatalog** ist das Verzeichniß der Vorlesungen auf Universitäten. In der Kirche nannte man die Abschnitte aus der Heiligen Schrift, welche beim Gottesdienste vorgelesen wurden, **Lectionen**. So heißen sie auch jetzt noch bei den Protestanten, während man in der kath. Kirche mit jenem Ausdrucke zugleich diejenigen Abschnitte bezeichnet, aus denen das Brevier, Missale und andere liturgische Bücher zusammengesetzt sind. Der Gebrauch der Lectionen beim Gottesdienste war von dem Judenthume in die christliche Kirche übergegangen; denn für den Tempeldienst war das Alte Testament in bestimmte Lesestücke abgetheilt. Nach der Zahl der Sabbathe umfaßten die fünf Bücher Mosis 54 Abschnitte, die man Paraschen nannte; die Abschnitte aus den prophetischen Büchern dagegen hießen Haphtharen. Beide Benennungen sind jetzt noch im Judenthume gebräuchlich. In der alten Kirche machte das Lesen apostolischer und prophetischer Schriften, besonders für die Katechumenen, einen wichtigen Theil des Gottesdienstes aus, und bald wurde dazu das Amt der Lectoren (s. d.) eingeführt. Gewöhnlich wurden zwei, bisweilen auch drei und vier Lectionen vorgetragen. Für die Lectionen, welche den Katechumenen besonders gehalten wurden, kam der Ausdruck lectiones oder prophetiae sine titulo auf, weil bei ihnen die Kenntniß der biblischen Bücher noch nicht vorausgesetzt war. Noch jetzt werden sie in der kath. Kirche bei der Feier der Ostervigilie vor der Consecration des Taufwassers gebraucht, welches am Großen Sabbath für das ganze Jahr zubereitet wird. Neben den biblischen Schriften wurden in der röm. Kirche bald auch Abschnitte aus den Homilien und andern Schriften der apostolischen Väter, Nachrichten von den Leiden der Märtyrer u. s. w. als Lectionen angewendet und diese selbst in besondern Schriften zusammengestellt, die man **Lectionarien** nannte. Schon zu Augustin's Zeiten traf man auch schon eine Auswahl der Lectionen für die einzelnen Zeiten des Kirchenjahres; sie war freilich nicht überall dieselbe und wurde durch die Bischöfe oftmals verändert. Auch in der protest. Kirche sind die Lectionen aus dem Alten und Neuen Testament nicht überall gleichmäßig bestimmt.

Lectisternium nannten die Römer eine feierliche öffentliche Göttermahlzeit, dergleichen man in großer Bedrängniß und Gefahr veranstaltete, um die Gunst der Götter zu gewinnen. Hierbei wurden die Bilder derselben auf Kissen (lecti) um die mit Speisen besetzte Tafel gestellt. Früher drei, dann sieben Priester (triumviri oder septemviri epulones) hatten das Ganze zu leiten.

Lectoren (lectores, anagnostae) waren in der alten Kirche Geistliche niedern Rangs, die erst am Ende des 2. und am Anfange des 3. Jahrh. vorkommen. Sie wurden von dem Bischofe geweiht, mußten beim Gottesdienste die Abschnitte aus der Heiligen Schrift im niedern Theile der Kirche vorlesen, die Martyrologien führen und ähnliche andere Geschäfte vollziehen, die früher von den Diakonen oder Presbytern vollzogen wurden. Nach einer Verordnung Justinian's war mindestens das 18. Lebensjahr erfoderlich, um als Lector fungiren zu können. In der spätern röm. Kirche diente die Weihe zum Lector nur als Vorbereitung zu einer höhern Weihe, und jetzt heißen auch die Lehrer an bischöflichen Lehranstalten Lectoren. — Auf den deutschen Universitäten nennt man Lectoren die für neuere Sprachen angestellten Lehrer, deren Lehrfähigkeit zwar geprüft ist, die aber für ihr Amt keines akademischen Grades bedürfen und auch in der akademischen Corporation eigentlich nicht inbegriffen sind.

Lectüre (vom lat. lego) heißt sowol das Lesen als Handlung und die Übung in demselben, als auch der in den Schriften dargebotene Stoff, den Jemand liest, gelesen hat oder lesen soll. In ersterer Bedeutung beruht das Lesen auf einer mittelbaren Geistesbeschäftigung, d. h. einer solchen, bei welcher wir einer fremden Anregung folgen, und der allgemeine Zweck desselben ist, sich durch schriftliche Mittheilung Anderer geistig zu beschäftigen. Wir thun dies, um entweder

die Summe unserer Erkenntnisse und Ansichten zu vermehren, zur Anregung des eigenen Nachdenkens und Empfindens durch die Geisteserzeugnisse Anderer oder blos um diese kennen zu lernen und zu beurtheilen, oder endlich, wie es meist der Fall ist, der Unterhaltung und des Zeitvertreibs wegen. Alle Lectüre aber, wenn sie nicht einseitig auf den Geist wirken und mithin demselben mehr schaden und ihn schwächen als nützen und stärken soll, muß zuvörderst der jedesmaligen Fähigkeit des Lesers selbst entsprechen und also eine den Kräften angemessene sein. Dieselbe sei ferner geordnet, um die Klarheit des Geistes zu befördern, folglich nicht über allzu verschiedenartige Schriften verbreitet; ausgewählt, d. i. auf das Beste einer jeden Gattung möglichst gerichtet; methodisch, d. i. mit Erreichung würdiger Zwecke des Lesers zusammenhängend und wo möglich stufenweise fortschreitend; endlich nicht zu überhäuft und angestrengt, weil im entgegengesetzten Falle häufig geistige Verwirrung und Überspanntheit eintritt. Die Wahl der Lectüre im materiellen Sinne hängt meist von der Beschaffenheit des Gegebenen, also von der Literatur ab, daher Verirrungen in der Lectüre gewöhnlich auch auf Verirrungen der Literatur hindeuten; doch richtet sie sich im Einzelnen oft nach Zufall, nach dem Urtheile und Geschmack Anderer, nach eigener Neigung oder eigenem Takte. Für die wissenschaftliche ebenso wie für die unterhaltende Lectüre ist in England, Frankreich und Deutschland durch großartige wohlgeordnete Leseinstitute, Museen, Leihbibliotheken u. s. w. trefflich gesorgt worden, und theils der täglich sich erweiternde Umfang der Literatur, theils die so nothwendige Kenntnißnahme der Erscheinungen des öffentlichen Lebens scheint dergleichen Einrichtungen immer mehr und mehr zu verlangen. Durch eine reichhaltige und werthvolle Volksliteratur ward neuerdings selbst die Anlegung von Volksbibliotheken und somit eine geordnete und bildende Lectüre auch in diesen Kreisen möglich gemacht. Besonders macht die Lectüre, namentlich die der alten, sowie jetzt auch der vaterländischen Classiker, einen wichtigen Theil in dem höhern Unterrichtswesen aus und zerfällt hier nach dem damit verbundenen Zwecke in die cursorische (s. **Cursus**) und in die ihr entgegengesetzte statarische oder langsam fortschreitende. Dazu tritt noch die **Privatlectüre**, die von dem Lernenden ohne Anleitung eines Lehrers, wol aber mit Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel zu Hause vorgenommen wird und je nach dem Bedürfnisse bald mehr eine cursorische, bald eine statarische sein kann.

Leda, die Gemahlin des spartan. Königs Tyndareus, nach Einigen des Thestios, Königs von Ätolien, und der Leophonte oder Leucippe, nach Andern des Glaukos und der Pantheidyia Tochter, wurde von Zeus, um zu ihrem Besitze zu gelangen, in einen Schwan, nach Andern in eine Gans verwandelt, in welcher Gestalt man sie auch nebst ihm auf einem herculanischen Gemälde abgebildet findet. Nach einer andern Sage verwandelte sie Zeus in eine Gans, sich selbst aber in einen Schwan, woher es kam, daß L. ein Ei gebar, aus welchem Pollux (Polydeukes) und Helena hervorgingen. Nach Andern nahm blos Zeus die Gestalt eines Schwans an, ließ sich von der Venus in Gestalt eines Adlers verfolgen und fand in L.'s Schoose eine Zuflucht, wo er während eines tiefen Schlafs, in welchen diese verfiel, zum Genusse ihrer Reize gelangte. Auch wird erzählt, daß Nemesis, um des Zeus Umarmungen zu entgehen, sich in eine Gans verwandelt habe, daß aber auf des Zeus Befehl das Ei, welches diese geboren, der L. überbracht worden sei, die es sorgfältig aufbewahrt habe, bis Helena daraus hervorgekommen. Nach einer andern Sage soll L. zwei Eier geboren haben, eins vom Zeus und eins vom Tyndareus, und aus jenem sollen Pollux und Helena, aus diesem Kastor und Klytämnestra entstanden sein. Unter den verschiedenen Sagen ist indessen diejenige die gewöhnlichste, nach welcher Zeus als Schwan mit der L. den Kastor und Pollux zeugte. In der Kunst wurde die Sage mehrfach von den größten Meistern dargestellt.

Ledebour (Karl Friedr. von), verdienter Botaniker, geb. 8. Juli 1785 zu Stralsund, wo sein Vater als schwed. Militär- und Oberauditor in Garnison stand, bezog kaum 15 J. alt die Universität Greifswald, um Jurisprudenz zu studiren. Doch bald gewann seine Neigung zur Mathematik und Naturwissenschaft die Oberhand, und als er einige Jahre darauf nach Stockholm gereist war, um sich einem Staatsexamen in der Mathematik und praktischen Geometrie zu unterwerfen, entschied der Umgang mit Thunberg und Schwartz, den berühmten Schülern Linné's, für immer die Wahl seiner Lebensbahn. Mit dem Offiziierspatent nach Greifswald zurückgekehrt, ward er Doctor der Philosophie und, im Alter von kaum 20 J., 1805 Demonstrator der Botanik und Director des botanischen Gartens zu Greifswald. Im J. 1811 folgte er einem Rufe als Professor der Naturgeschichte im Allgemeinen und der Botanik im Besondern nach Dorpat. Von hier aus unternahm er 1826 eine Reise nach dem Altai, deren Beschreibung er in der gehaltreichen „Reise durch das Altaigebirge und die Dsongarische

Kirgisensteppe" (2 Thle., Berl. 1829—30, mit Atlas) veröffentlichte. Als anderweitige Früchte derselben sind die auf dem Gebiete der descriptiven Systematik und der Pflanzengeographie der russ. Flora epochemachenden Werke: „Flora Altaica" (4 Bde., Berl. 1829—34), die er mit Beihülfe seiner Begleiter Meyer und Bunge bearbeitete, und die „Icones plantarum novarum Floram Rossicam, imprimis Altaicam illustrantes" (5 Bde., Riga 1829—34, 500 colorirte Tafeln in Fol.) zu betrachten. Nachdem er 1836 die Emeritur erlangt hatte, suchte er ein milderes Klima, zunächst Odessa, dann Heidelberg auf, und wendete sich endlich 1843 nach München, wo er 4. Juli 1851 starb. Zu seiner wissenschaftlichen Lebensaufgabe hatte er die „Flora Rossica" (Bd. 1—3, Stuttg. 1842—51) gemacht, welche er auch im Manuscript vollendet hinterließ. L.'s phytographische Arbeiten sind bis jetzt die Hauptautorität für die Kunde der gesammten nordosteurop. und nordasiat. Pflanzenwelt. Hinsichtlich der botanischen Richtung gehören sie der geläuterten Linné'schen Schule an.

Ledebur (Leop. Karl Wilh. Aug. von), verdienter deutscher Geschichtsforscher, geb. 2. Juli 1799 zu Berlin, brachte seine Kindheit in Westfalen, der Heimat seiner Familie, zu und bildete sich bei dem häufigen Aufenthaltswechsel seiner Ältern meist durch Selbstunterricht. Anfang 1816 trat er in ein Gardeinfanterieregiment, welches zu Berlin garnisonirte, ward im November desselben Jahres Secondelieutenant und 1827 Premierlieutenant, erhielt aber, weil seine literarischen Arbeiten die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Behörden auf ihn gelenkt hatten, im Dec. 1828 als Capitän seine Entlassung. Bei Errichtung des Neuen Museums in Berlin ward er Director der königl. Kunstkammer, des Museums der vaterländischen Alterthümer und der ethnographischen Sammlungen. Unter seinen zahlreichen Schriften ist für die Geographie des Mittelalters „Das Land und Volk der Brukterer" (Berl. 1827) von Bedeutung. Dieser Versuch einer vergleichenden Geographie der ältern (röm.) und mittlern Zeit hat eine umfangreiche Literatur hervorgerufen, welche L. selbst in „Blicke auf die Literatur des letzten Jahrzehnds zur Kenntniß Germaniens zwischen Rhein und Weser" (Berl. 1837) einer kritischen Beleuchtung unterwarf. Ähnliche Gegenstände behandeln: „Kritische Beleuchtung einiger Punkte in den Feldzügen Karl's d. Gr. gegen die Sachsen und Slawen" (Berl. 1829); „Die fünf münsterschen Gaue und die sieben Seelande Frieslands" (Berl. 1836); „Der Maiengau oder das Mayenfeld" (Berl. 1842); „Nordthüringen und die Hermundurer oder Thüringer" (Berl. 1842 und 1852). In die Genealogie und Heraldik schlagen ein die „Streifzüge durch die Felder des königl. preuß. Wappens" (Berl. 1842), „Die Grafen von Valkenstein am Harz" (Berl. 1847) und „Dynastische Forschungen" (Berl. 1853). Unter L.'s Schriften antiquarischen Inhalts sind die „Über die in den Baltischen Ländern gefundenen Zeugnisse eines Handelsverkehrs mit dem Orient" (Berl. 1840) und „Die heidnischen Alterthümer des Regierungsbezirks Potsdam" (Berl. 1852) hervorzuheben. Außerdem lieferte er Vieles zur Ortsgeschichte theils in den zu zwei Drittheilen von ihm selbst bearbeiteten „Allgemeinen Archiv für die Geschichtskunde des preuß. Staats" (21 Bde., Berl. 1830—36), theils in selbständigen Werken, wie z. B. über Vlotho (Berl. 1829) und Sparenberg (Berl. 1842). Seine Beiträge zu Sammelwerken und Zeitschriften sind sehr zahlreich.

Leder nennt man die durch den Proceß des Gerbens (s. Gerberei) zugerichteten Thierhäute, sobald sie von ihren Haaren befreit und in einen Zustand versetzt sind, in welchem sie, mit der Feuchtigkeit in Berührung gebracht, keine Neigung mehr haben, in Fäulniß überzugehen, und für die meisten Fälle eine gewisse Weichheit und Geschmeidigkeit erhalten. Die thierische Haut (s. d.) besteht, abgesehen von den Haaren, aus mehren übereinander liegenden Theilen. Das Oberhäutchen, die Epidermis, löst sich schon in sehr verdünnten Auflösungen von ätzenden Alkalien auf und wird bei der Gerberei gänzlich beseitigt. Die darauf folgende Netz- oder Schleimhaut bildet nach der Bereitung des Leders die sogenannte Narbe desselben. Unter der Netzhaut liegt die eigentliche Haut, der Körper des Leders, ein dichtes Gewebe von unendlich vielen zarten Fasern. Diese ist es, welche sich durch Kochen in eine Gallerte (Leim) auflösen läßt, durch den Gerbeproceß aber im Wasser unauflöslich und unverwesbar gemacht, in Leder verwandelt wird. Eigentlich ist jede Haut zur Lederfabrikation geeignet. Doch sind einige zu klein, um die Behandlung zu lohnen; bei andern aber sind die Haare mehr werth als das Fell, und solche werden als Pelzwerk verbraucht. Die Felle der verschiedenen Thiere finden auch verschiedene Anwendung, die sich nach ihrer Beschaffenheit richtet. Die Häute von Stieren, Ochsen und Kühen liefern das stärkste Leder, welches meist zu Sohlenleder verwendet wird, die Kuhhäute sind dünner und grobkörniger. Noch dünner sind die Kalbshäute; sie sind aber auch weicher und elastischer und werden daher zum Oberleder der Stiefeln, Schuhe u. s. w. gebraucht

Die Schafhäute geben Leder von noch geringerer Stärke für Buchbinderarbeiten, Waschleder und gefärbtes Leder; die Häute von Lämmern und jungen Ziegen feines Handschuhleder. Die Häute der ausgewachsenen Ziegen sind stärker und werden zu echtem Saffian und Maroquin bearbeitet. Hirsch- und Rehhäute werden zu Handschuhen, Kleidungsstücken, Decken u. s. w. verwendet. Pferdehäute liefern nur ein dünnes Leder, dessen man sich zu Brandsohlen und einigen Sattlerarbeiten bedient. Die Haut von Hunden gewährt ein zwar dünnes, doch gutes und zähes Leder; das aus Schweinshäuten aber ist, obwol dicht und derb, doch zu dünn, um es zu etwas Anderm als zu einigen Buchbinder- und Sattlerarbeiten zu benutzen. An allen Häuten nennt man die Seite, auf welcher die Haare saßen, die Narbenseite, die innere aber die Fleischseite oder die Aasseite. Je nach der Bereitungsart, welche im Gerben angewendet wird, nennt man das Leder lohgahr oder sämischgahr. Bei dem lohgahren Leder wendet man, nachdem die Häute gewaschen und durch das Kalken oder Schwitzen von den Haaren und der Oberhaut befreit sind, eine sauere Beize an, wodurch die Häute geschwellt (aufgelockert) werden. Dann setzt man sie der Verbindung mit dem Gerbstoffe (s. d.) aus, zu welchem sie eine große Anziehungskraft haben. Dieser Gerbstoff findet sich in den Rinden, Früchten und Samenschalen vieler Bäume und Sträucher, namentlich in den Galläpfeln und Knoppern, der Rinde der Eiche, Birke, Kastanie u. s. w., im Heidekraut, dem Preiselbeeren- und Heidelbeerenstrauch u. m. dgl., in größter Menge aber im Catechu, dem Extracte aus dem Holze der Mimosa Catechu. Mit diesem Gerbstoff wird nun das Leder entweder in den Einsetzgruben oder in Lohbrühen behandelt, dann gereinigt, getrocknet, gehämmert und gekrispelt. Die zu färbenden Ledersorten werden dann noch in der Brühe oder mit der Bürste gefärbt und hierauf appretirt. Abweichend ist die Behandlung der Maroquins und Saffiane (s. d.). Die Weißgerberei liefert das alaun- oder weißgahre Leder. Hier werden die Felle gleichfalls wie oben enthaart, dann, um den Kalk zu entfernen, in die Kleienbeize gebracht und mittels wiederholten Durchziehens durch ein laues Wasserbad, in welchem Alaun und Kochsalz aufgelöst sind, alaungahr gemacht, die getrockneten Felle dann durch das Stollen wieder weich gemacht und allenfalls durch das Einbrennen mit Talg mit einem geringen Fettgehalt versehen. Das Handschuhleder wird in dem sogenannten Gerbebrei aus Weizenmehl, Eidotter, reinem Alaun und Kochsalz gahr gemacht, wodurch es zugleich das zu seiner Geschmeidigkeit nöthige Fett erhält, worauf es auch mit der Brühe oder dem Pinsel gefärbt wird. Zu dem sämischgahren Leder werden die Häute gereinigt, kommen dann in die Kleienbeize, worauf sie gehörig ausgewunden werden. Dann werden die einzelnen Felle mit der flachen Hand reichlich mit Thran eingerieben, wie Knäuel aufgewunden und in den Walktrog gebracht. Die Walke dauert zwei bis drei Stunden, worauf die Felle geschwungen und dann noch sechs bis acht mal gewalkt werden, wobei sie etwa drei bis vier mal wieder Öl erhalten. Dann kommen die Felle in die Wärmkammer, wo sie gähren und mit dem Öle eine vollständige Verbindung eingehen. Das überschüssige Öl wird durch ein warmes Pottaschenlaugebad beseitigt; dann werden die Felle gestollt und das Handschuhleder noch überdem gebimst, geweißt oder gegelbt. Auch das sämischgahre Leder wird, aber nur in der Brühe, gefärbt. Zu manchen Arbeiten bedarf man sehr dünnes Leder, und dies erhält man durch Spalten desselben. Die eigens dazu erbauten Lederspaltmaschinen bestehen aus einem Messer, welchem das Leder entgegengeführt wird, das sich dann straff auf zwei große Cylinder aufrollt, wobei zugleich Regulatoren angebracht sind, welche eine genaue Bestimmung der Lederdicke möglich machen.

Ledru-Rollin (Philippe), ein franz. Advocat, welchen die Julirevolution von 1830 in die politische Laufbahn führte und die Februarrevolution von 1848 vorübergehend zu einem Mitregenten von Frankreich erhob. Er wurde 1808 zu Paris geboren, widmete sich dem Rechtsstudium und war einer der jüngsten pariser Advocaten, als er zur Zeit des Juniaufstandes von 1832 ein rechtliches Gutachten gegen die Folgen des Belagerungszustandes verfaßte, welchen die Regierung Ludwig Philipp's über Paris verhängt hatte. Seitdem stand er bei der radicalen Partei in großem Ansehen. Zwei Jahre später gab er über die Vorfälle der Straße Transnonain in den Apriltagen 1834 eine Denkschrift heraus, die sehr viel Aufsehen machte. Advocat am Cassationshofe, plaidirte er sodann in vielen politischen Processen und vertheidigte unter Andern Dupaty vor dem Pairshofe, welchem das Quenisset'sche Attentat überwiesen war. Im J. 1841, nach dem Tode des ältern Garnier-Pagès, wurde L. zu Le-Mans in die Deputirtenkammer gewählt, wo er, wie sein Vorgänger, auf der äußersten Linken saß und die radicale Schattirung vertrat, welche in der Journalistik an der „Réforme" ihr Organ hatte. Er betheiligte sich demnach sehr lebhaft bei der reformistischen Bewegung von 1847 und befand sich auch bei dem Bankete zu Lille, wo die Gesundheit des Königs nicht ausgebracht wurde. In der

Sitzung vom 24. Feb. 1848 erhob er sich auch mit zuerst gegen den Antrag der Regentschaft und drang auf Appellation ans Volk. Zum Mitgliede der Provisorischen Regierung ernannt, wurde L. mit dem Portefeuille des Innern beauftragt und nachher von der Nationalversammlung in den interimistischen Regierungsausschuß der Fünfmänner gewählt. Auf diesem höchsten Staatsposten zeigte er gegen Sobrier, Blanqui und andere Demagogenhäupter die größte Schwachköpfigkeit und trug überhaupt für revolutionäre Maßregeln eine äußerst terroristische Stimmung zur Schau, die der officielle „Moniteur" vergebens zu bemänteln und zu mildern suchte. Ohne alle persönliche Energie und unzweifelhaft viel geeigneter für die Ausfechtung parlamentarischer Debatten als für die Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten, verlor L. sehr bald einen Theil seiner Popularität in der Volksmasse und wurde ein Gegenstand des Hasses und der Besorgniß bei der Bourgeoisie. In Folge des Juniaufstandes von 1848 von der Staatsgewalt entfernt, vermochte er blos theilweise seinen Einfluß dadurch wieder zu gewinnen, daß er die Principien der socialistisch-demokratischen Partei ergriff. Nur sein Rednertalent, welches seit dem Febr. 1848 sehr an Stärke und Glanz zugenommen hatte, war Ursache, daß ihn jene Partei, die keine sonderlichen Wortführer in der Nationalversammlung hatte, zu ihrem Koryphäen erwählte. Obschon von drei Departements zur legislativen Versammlung abgeordnet, saß er in derselben nur etliche Tage. Die mislungene Junimeuterei von 1849 hemmte seine politische Laufbahn und zwang ihn, eine Zufluchtsstätte in England zu suchen. Den Schutz, den er dort gefunden, vergalt er mit einer Art von Schmähschrift: „De la décadence de l'Angleterre" (2 Bde., Par. 1850; deutsch, Lpz. 1850).

Lee heißt in der Schiffersprache die Seite, wohin der Wind bläst, im Gegensatze von der Luvseite; daher die Ausdrücke leewärts und luvwärts. Unrichtig gebraucht man dieses Wort in der Zusammensetzung mit Segel. Leesegel sind nämlich Segel, die bei gemäßigtem, aber günstigem Winde an der Wind- oder Luvseite die Raasegel verbreitern und nur unter Umständen in Lee gebraucht werden; es sind geliehene, folglich Leihsegel.

Lee (Samuel), einer der bedeutendsten engl. Orientalisten und Sprachkenner, geb. 14. Mai 1783 zu Longnor in der Grafschaft Salop von armen Ältern, kam, nachdem er den ersten Elementarunterricht erhalten, zu einem Zimmermann in die Lehre, wo er seinen Durst nach Kenntnissen zu befriedigen suchte, indem er in den wenigen Freistunden alle Bücher las, die ihm in die Hände kamen. Namentlich zogen ihn philologische Studien an und er erlernte mit unsäglicher Anstrengung die alten und einige neuere Sprachen. Durch einen Zufall wurden seine wissenschaftlichen Bestrebungen einem reichen Gönner bekannt, durch den L. die Mittel erhielt, in Cambridge zu studiren. Hier widmete er sich besonders den orient. Sprachen mit solchem Erfolg, daß ihm 1819 eine Professur der arab. Sprache übertragen wurde. Später erhielt er die einträgliche Stelle eines Kanonikers zu Bristol und 1833 die königl. Professur der hebr. Sprache zu Cambridge. Die Universität Halle ertheilte ihm 1822 das Ehrendiplom eines Doctors der Theologie. Er starb 16. Dec. 1852 zu Barlay in Herts. L.'s „Grammar of the Hebrew language" (2. Aufl., Lond. 1831) übertraf die bis dahin in England gangbaren Werke dieser Art an Vollständigkeit und Gründlichkeit. Seine Übersetzung des Buchs Hiob (3 Bde., Lond. 1837) ist von einem reichhaltigen Commentar begleitet. Von seinen übrigen auf das Studium der Bibel bezüglichen Schriften sind noch „Hebrew, Chaldaic and English dictionary" (Lond. 1840), „Sermons on the study of the holy scriptures" (1830) und „Events and times of the visions of Daniel and St.-John" (Lond. 1851) in England sehr geschätzt. Für den Oriental translation found übersetzte er die „Travels" des Ibn-Batuta (Lond. 1833) aus dem Arabischen. Daneben besorgte L. neue Ausgaben des syrischen Alten (Lond. 1823) und Neuen Testaments (Lond. 1816) oder der sogenannten Peschito, der Bibel in malayischer, in pers. und hindostan. Sprache, der Psalmen und Evangelien in koptischer und arab. Sprache u. s. w. im Auftrage der londoner Bibelgesellschaften.

Lee (Sophia und Harriet), zwei engl. Schriftstellerinnen, waren die Töchter John L.'s, Schauspielers am Coventgarden-Theater. Sophia, geb. zu London 1750, zeigte früh Neigung zu literarischen Beschäftigungen, trat aber erst in ihrem 30. J. mit dem Lustspiel „The chapter of accidents" hervor, welches auf dem Haymarket-Theater mit Beifall gegeben wurde und ihr so viel eintrug, daß sie in den Stand gesetzt ward, in Verbindung mit ihrer jüngern Schwester, Harriet, geb. 1756, eine Töchterschule in Bath zu eröffnen. Auch hier fand sie Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten und veröffentlichte 1784 einen Roman „The recess, or a tale of other days", den man als Vorläufer der historischen Schule in der Novellistik betrachten kann. Weniger Erfolg hatte das Trauerspiel „Almeyda, queen of Grenada" (1796). Verdienten Ruf

gewannen hingegen die beiden Schwestern durch die von ihnen herausgegebenen „Canterbury tales“ (5 Bde., Lond. 1797—1805), die noch jetzt mit Vergnügen gelesen werden. Die meisten dieser Erzählungen sind von der Feder Harriet's, darunter „Kruitzner, or the German's tale“ (einzeln gedruckt Lond. 1823), worauf Byron sein Trauerspiel „Werner“ gegründet hat. Im J. 1803 zog sich Sophia mit einem für ihre bescheidenen Wünsche hinreichenden Vermögen von der Leitung der Schulanstalt zurück und ließ bald darauf „The life of a lover“, eine schon früher von ihr geschriebene Novelle, im Druck erscheinen. Ihr Lustspiel „The assignation“ kam 1807 in Drury-Lane zur Aufführung, konnte aber, da man persönliche Anspielungen darin zu entdecken glaubte, nur ein mal gegeben werden. Im J. 1812 ließ sie sich in Clifton nieder, wo sie 13. März 1824 starb. Harriet schrieb außer den „Canterbury tales“ zwei Romane „The errors of Innocence“ (5 Bde., 1786) und „Clara Lennox“ (1797), das Lustspiel „The new peerage“ (1787) und die Dramen „The mysterious marriage“ (1798) und „The three strangers“, nach einem deutschen Original bearbeitet (1835). Sie war mit der Siddons, John Kemble und den andern Heroen des engl. Theaters zu Anfange dieses Jahrhunderts befreundet, die sie Alle überlebte. Im Alter von 95 J. starb sie zu Clifton 1. Aug. 1851.

Leeds, Hauptort des West-Riding der engl. Grafschaft York, der Mittelpunkt der engl. Tuchfabrikation und des Tuchhandels, am Flusse Aire, durch den großartigen Kanal von Liverpool, sowie durch mehre Eisenbahnen mit den vornehmsten Plätzen Großbritanniens verbunden, hat gegenwärtig mit Hunslet und den übrigen dazu gehörigen Umgebungen 190000 E., während es 1773 nur 17000 zählte. Der alte Theil der Stadt ist eng und unregelmäßig gebaut, schmutzig und finster, der neuere dagegen sehr freundlich, mit schönen Plätzen und Gebäuden geziert. Die nach der Aire, auf welcher kleine Seeschiffe von 70 Tonnen bis zur Stadt gelangen können, führende breite Hauptstraße (Briggate) hat so viel Verkehr wie nur irgend eine Straße in London. Durch die vielen Kuppeln und 100 F. hohen Schornsteine der Färbereien und Fabriken gewährt L. von weitem das Ansehen einer asiat., mit Minarets geschmückten Stadt. Nach L. bringen die Weber das breite, feine Tuch (broad-cloth), theils weiß, theils schon in der Wolle gefärbt, welches sie auf besondern Tuchmärkten wöchentlich zwei mal in zwei ungeheuern, eigens dazu eingerichteten Hallen feilbieten. Außerdem hat L. jährlich acht bedeutende Ledermärkte. Neben den Tuchfabriken sind die Fabriken für Segeltuch, Steingut, Glas, Teppiche, wollene Decken, grobe Leinwand, Papier, Bürsten, Senf, irdene und Eisenwaaren die bedeutendsten. Die ganze Umgegend von L. und Bradford (s. d.) ist eine große Tuchmanufactur mit mehr als 60 großen Wollfabriken und über 5000 kleinen selbständigen Hauswebern, die in der Regel ein kleines Besitzthum mit einem Streifen Landes, eine Kuh u. s. w. haben. Überhaupt herrscht hier, da die Wollenmanufactur weniger Schwankungen als die Baumwollenindustrie unterworfen ist, mehr Wohlstand unter der Arbeiterclasse als in den andern Fabrikstädten. Unter den benachbarten Eisenwerken liefert das Low-Moor-Iron-Company-Work viele Kanonen, Kugeln, Ketten und Anker. In L. ist auch reichlich für geistige Bildung gesorgt. Die Stadt hat eine von Dr. Pristley gestiftete Stadtbibliothek mit einer guten Auswahl der besten wissenschaftlichen Werke, eine philosophisch-literarische Gesellschaft mit einem jährlichen Einkommen von 456 Pf. St., eine Literary-Institution, eine Mechanic-Institution u. s. w. Schon unter Wilhelm dem Eroberer war L. vorhanden. Es besaß ein festes Schloß, welches 1139 vom König Stephan belagert wurde und das Gefängniß Richard's II. 1399 bildete. Karl I. gab der Stadt Privilegien und Karl II. eine Charte, die noch jetzt Gültigkeit hat. — Der Leeds-Liverpoolkanal, der großartigste und bewunderungswürdigste von ganz England, 1770—1816 mit einem Kostenaufwande von 2 Mill. Pf. St. erbaut, ist 28 M. lang und hat, über die Berge von Yorkshire geleitet, 90 Schleußen, 135 Aquäducte und Brücken und sieben Seiten- oder Zweigkanäle.

Leemans (Conradus), ausgezeichneter holl. Archäolog, geb. 28. April 1809 zu Zalt-Boemel in Geldern, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung seit 1822 zu Leyden, wohin sich sein Vater, nachdem er 25 J. lang als Arzt prakticirt, zurückgezogen hatte, studirte daselbst seit 1826 Theologie, wurde aber durch Reuvens bald ganz der Archäologie gewonnen. Im J. 1830 nahm er als freiwilliger Jäger der Leydenschen Universität Theil an dem Kriege, sowie auch 1831 an dem Feldzuge gegen Belgien. Nachdem er seine Studien vollendet, promovirte er 1835. Nach Reuvens' Tode wurde ihm vorläufig die Direction des Museums der Alterthümer übertragen, bis er im Nov. 1835 die definitive Anstellung als erster Conservator erhielt. Es gelang ihm in einem geeigneten Gebäude die bisher in mehren Localen zerstreuten Antiquitäten zu vereinigen und die reiche Sammlung gehörig geordnet dem Publicum zugänglich zu machen. Im

J. 1839 wurde er zum Director des Museums ernannt. L. hat sich viel mit dem ägypt. Alterthum beschäftigt und behufs dieser Studien mehre Reisen nach Paris (1829) und nach London (1831, 1836, 1837) unternommen. Als Früchte derselben sind die vortreffliche Ausgabe von Horapollo's „Hieroglyphica" (Leyd. 1835) und die „Aegyptische Monumenten van het Museum van Oudheden te Leyden" (Heft 1—13, Leyd. 1835—52) zu betrachten. Auf demselben Gebiete bewegen sich auch „Papyri Graeci musei Lugduni-Batavensis" (Bd. 1, Leyd. 1843); „Description raisonnée des monuments Égyptiens du musée etc. à Leyde" (Leyd. 1840); „Monuments égyptiens portant des légendes royales" (Leyd. 1838). Das röm. und griech. Alterthum betreffen: „Animadversiones ad musei Lugduni-Batavensis inscriptiones graecas et latinas" (Leyd. 1842); „Romeinsche Oudheden de Rosseon" (Leyd. 1842); „Romeinsche Oudheden te Maastricht" (Leyd. 1843); „De Gangles, eene grieksche beschilderde Drinkschaal" (Leyd. 1844); „Mededeeling over de Schilderkunst der Ouden" (Leyd. 1850) u. s. w. Auch gab L. eine Beschreibung der asiat. und amerik. Alterthümer im leydener Museum (Leyd. 1842) heraus.

Leer, ein Marktflecken und Amtssitz in der hannov. Landdrostei Aurich oder Ostfriesland, an der für kleine Seeschiffe fahrbaren Leda, die eine Viertelmeile von da in die Ems mündet, hat drei Kirchen, eine Synagoge, ein Waisenhaus, zwei Hospitäler, gegen 7000 E. und sehr viel Gewerbfleiß in Leinweberei, Garnspinnerei und Strumpfwirkerei, außerdem auch Tabacks-, Licht-, Seifen- und Essigfabrikation, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, sowie Pferdemärkte, Schiffswerfte, Seeschiffahrt und Handel, besonders mit Leinwand. An der Mündung der Leda liegt das Dorf Leerort, ehemals eine Festung, bei deren Bestürmung 1514 Heinrich I. von Braunschweig-Wolfenbüttel fiel.

Leere (vacuum) nennt man einen Raum, in welchem sich kein Körper befindet. Ob es absolut leere Räume geben könne, ist ein philosophisches Problem. Die ältere Philosophie nahm vor Anfang der Körperwelt das Dasein der absoluten Leere an. Die Erfahrung hat indeß erwiesen, daß z. B. die früher als leer angenommenen Zwischenräume zwischen den Himmelskörpern von einer feinen Materie erfüllt sein müssen, welche die Fortpflanzung des Lichts vermittelt und die Ursache mancher Abweichungen in der Bewegung der Himmelskörper ist. Darüber aber, was vor Entstehung der Körper war, über die Begrenzung der Welt, über die Zwischenräume der kleinsten Körpertheilchen, welche die atomistische Theorie als leer annimmt, kann natürlich nur die Speculation Auskunft ertheilen. Im engern Sinne heißt Leere ein von Luft leerer Raum, wie er durch die Luftpumpe und jede andere Pumpe erzeugt wird und überall entsteht, wenn man das einen Raum Erfüllende aus demselben entfernt, ohne der Luft Zutritt zu gestatten. Dabei wird aber die Gleichheit des Drucks aufgehoben, und zur Erzeugung einer Leere ist also eine dem gegenwirkenden Luftdruck wenigstens gleiche Kraft nöthig. Dieses veranlaßte früher zu der Annahme, daß die Natur einen unbedingten Abscheu vor der Leere (**Horror vacui**) habe. Torricelli zeigte zuerst am Barometer, daß dieser Widerstand nur bis zur Höhe des Luftdrucks selbst reiche. Nach ihm heißt der über dem Quecksilber im Barometer befindliche luftleere Raum die **Torricelli'sche Leere**. — Sehr häufig kommt es vor, daß man bei einem zu untersuchenden Körper, ohne daß man das genaue Maß der Dicke oder der innern Weite (Lichtenweite) seiner Höhlung zu wissen braucht, doch davon überzeugt sein muß, ob dieses Maß innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen liege, also weder zu groß noch zu klein sei. Hierzu dienen die **Leeren**, von denen man für jede Art der zu untersuchenden Körper zwei Stück haben muß. Durch die sogenannte große Leere muß der Körper durchgehen, durch die kleine Leere aber nicht, weil er sonst zu groß oder zu klein wäre. Ebenso muß die große Leere, welche als Lichtenmaß dienen soll, in die zu prüfende Höhlung nicht hineingehen, die kleine aber gerade noch hineinpassen.

Leeuwarden, die Hauptstadt und ehemalige Residenz des Erbstatthalters der niederl. Provinz Friesland, an der Ee, inmitten eines schönen Wiesenlandes und am Zusammenflusse mehrer Kanäle, von welchen sie durchschnitten ist und durch welche sie mit Harlingen, Franeker und Dokkum in Verbindung steht, ist gut gebaut, hat breite und gerade Straßen und war früher festungsartig umwallt. Die Wälle sind aber jetzt meist in Spaziergänge verwandelt. Die Stadt hat ein königl. Palais, Prinzenhof genannt, zwölf schöne Kirchen, worunter die zu St.-Jakob mit den Grabmälern mehrer oranischen Prinzen, ein schönes Stadthaus, ein Landhaus, ein Zuchthaus für 800 Sträflinge, eine lat. Schule, viele Fabriken, ansehnliche Leinweberei, Papiermühlen, Pferdehandel und zählt 25000 E. L. wurde schon 1190 ummauert, erhielt 1490 von Herzog Albrecht ein Schloß, ward 1504 Sitz des Raths von Friesland und 1559 auf kurze Zeit Sitz eines Bischofs.

Lefèbre, auch Lefèvre (Tanegui), gewöhnlich **Tanaquil Faber** genannt, ein gelehrter franz. Humanist, geb. zu Caen 1615, begab sich, um einem geistlichen Amte, für das man ihn bestimmt hatte, zu entgehen, anfangs nach Paris, wo ihn Richelieu, dem er vorgestellt wurde, als Inspector der Druckerei im Louvre anstellte, und nach dessen Tode nach Langres. Hier machte er sich mit der Lehre der Reformirten bekannt und trat zu Preuilly in Touraine zur Kirche derselben über, worauf er eine theologische Professur bei der Akademie zu Saumur erhielt. In Saumur kam er mit dem ihm vorgesetzten Consistorium wegen zu milden Urtheils über die Dichterin Sappho in einen solchen Conflict, daß er seine Stelle niederzulegen sich entschloß und bereits eine von dem Kurfürsten von der Pfalz ihm angebotene ehrenvolle Anstellung in Heidelberg angenommen hatte, als er durch Anstrengung und Arbeit erschöpft 12. Sept. 1672 starb. Er war ein Mann von vortrefflichem Charakter, von hoher Bildung und gründlicher Gelehrsamkeit, welche Vorzüge auch auf seine berühmte Tochter, Anna Dacier (s. d.), übergingen. Man hat von ihm Ausgaben des Lucian und Longin mit lat. Übersetzungen; auch gab er Phädrus, Lucrez, Älian, Eutrop, Justin, Terenz, Horaz, Virgil, Apollodor, Anakreon und Sappho heraus. Seine lat. Übersetzungen sind sehr gut, seine Übersetzungen ins Französische hingegen etwas steif. Von seinen eigenen Werken sind zu nennen: „Epistolae criticae" (Saumur 1659 und öfter); „Les vies des poëtes grecs" (Saum. 1665); „Méthode pour commencer les humanités grecques et latines" (Par. 1731).

Lefebvre (François Josephe), Herzog von Danzig und franz. Marschall, der Sohn eines Müllers zu Ruffach im Elsaß, wurde 25. Oct. 1755 geboren und als Waise von seinem Oheim, einem Pfarrer, erzogen. Er trat 1773 in die franz. Garden, erhielt 1788 den Grad eines Sergeant und rettete, wiewol der Volkssache ergeben, als solcher 21. Juli 1789 den Offizieren dieses Corps das Leben. Nach Auflösung der Garden ging er in das Bataillon „Les filles St.-Thomas" über, in welchem er die Militärinstructionen leitete. Mit einer Abtheilung dieser Truppe deckte er eines Tages den Rückzug der königl. Familie in die Tuilerien mit Lebensgefahr, und 1792 rettete er die Discontokasse vor Plünderung. Dieses Betragen verschaffte ihm den Grad eines Hauptmanns, in welcher Eigenschaft er nun in die active Armee eintrat. Nachdem er im Sept. 1793 zum Generaladjutanten aufgestiegen, wurde er als ein durch Tapferkeit und Geschick ausgezeichneter Offizier im Dec. zum Brigadegeneral, 1794, nach den Gefechten bei Lambach und Giesberg, zum Divisionsgeneral erhoben. Er befehligte hierauf in den Armeen im Wasgau, an der Saar, der Mosel, besonders an der Sambre und Maas und führte gewöhnlich die Avantgarde. In der Schlacht bei Fleurus errang er als General des rechten Flügels den Sieg. Hierauf unter den Befehl Kleber's (s. d.) gestellt, betheiligte er sich an den Gefechten am Rhein. Im J. 1796 hielt er anfangs die Östreicher mit einem Theil der Rhein- und Moselarmee im Schach und besiegte dieselben dann in der Schlacht bei Altenkirchen, wo er das Centrum befehligte. Nach der Einnahme von Frankfurt trat er in die Sambre- und Maasarmee zurück und übernahm, als Hoche (s. d.) gestorben, zu Ende des J. 1797 provisorisch den Oberbefehl. Im J. 1799 führte er in der Armee Jourdan's (s. d.) ein 8000 Mann starkes Corps, mit welchem er gegen 30000 Östreicher das Gefecht bei Stockach aushielt. Schwer verwundet kehrte er nun nach Paris zurück und erhielt das Commando der 17. Militärdivision, deren Sitz in der Hauptstadt war. In der Revolution vom 18. Brumaire (s. d.) unterstützte er Bonaparte, mehr aus militärischem Gehorsam denn als Theilnehmer an der Intrigue. Nachdem Bonaparte das Commando der 17. Militärdivision an sich gerissen, erhielt L. den Befehl über die Directorialgarde. An der Spitze derselben drang er 19. Brumaire in den Rath der Fünfhundert, holte den bedrohten Präsidenten Lucian Bonaparte heraus und trug hiermit sehr viel zum Erfolge des Streichs bei. Der Erste Consul gab ihm hierauf wieder das Commando der 17. Militärdivision, und 1800 wurde er im Senate Prätor, welche Würde er bis zur Restauration behielt. Am 19. Mai 1804 erhob ihn der Kaiser zum Marschall und im folgenden Jahre ertheilte er ihm den Befehl über die Nationalgarden mehrer östlichen Departements. Im Feldzuge von 1806 gegen Preußen übernahm L. ein Commando in der großen Armee, befehligte 24. Oct. die Gardeinfanterie in der Schlacht bei Jena und deckte dann den Rücken des Heeres bis zur Schlacht bei Eylau. Napoleon übertrug ihm jetzt die Leitung der Belagerung von Danzig, stellte die poln. und die sächs. Armee wie das bad. Contingent unter seinen Befehl und erhob ihn nach der Einnahme der Stadt, 26. Mai 1807, zum Herzog von Danzig. Im J. 1808 befehligte L. das fünfte Armeecorps in Spanien. Er gewann 31. Oct. die Schlacht bei Durango, nahm Bilbao und schlug 7. Nov. die engl. Armee unter Blake auf den Höhen

von Guenes. Nachdem er 10. Nov. die Schlacht bei Espinoza geliefert, nahm er 5. Dec. Segovia. Im Feldzuge von 1809 gegen Östreich commandirte er die bair. Armee, unterdrückte die Insurrection in Tirol und betheiligte sich an den Schlachten bei Eckmühl und Wagram. Im russ. Feldzuge von 1812 führte er die franz. Garden. Nach dem Einrücken der Verbündeten in Frankreich 1814 gab ihm der Kaiser den Befehl über den linken Flügel der Heerestrümmer. Nachdem er zu Montmirail, Arcis-sur-Aube und Champ-Aubert mit der höchsten Aufopferung gekämpft, unterwarf er sich nach der Abdankung Napoleon's den Bourbons und wurde dafür 4. Juni 1814 zum Pair erhoben. Da er diese Würde während der Hundert Tage nicht niederlegte, so verlor er dieselbe mit der zweiten Restauration. Schon im folgenden Jahre jedoch bestätigte ihn Ludwig XVIII. als Marschall, und 5. März 1819 trat er in die Pairskammer zurück. Er starb zu Paris 14. Sept. 1820, nachdem seine zwölf Söhne vor ihm in das Grab gestiegen. L. glänzte nicht durch große Geisteseigenschaften, war aber ein unterrichteter, kluger und bescheidener Charakter. Seine Witwe starb 76 J. alt 28. Dec. 1835 und hinterließ ihren Nichten ein Vermögen von 15 Mill. Frcs.

Lefebvre-Desnouettes (Charles, Graf), franz. Generallieutenant, geb. 1775 zu Paris, nahm schon als Schüler heimlich mehrmals Militärdienste, wurde aber vom Vater wieder losgekauft. Beim Ausbruche der Revolution trat er in eine Legion Freiwilliger, stieg durch seltene Tapferkeit von Stufe zu Stufe und war 1804 bereits Oberstlieutenant des 18. Dragonerregiments, das er besonders in der Schlacht von Austerlitz mit Auszeichnung führte. Im Sept. 1806 wurde er Brigadegeneral und dem Könige von Westfalen beigegeben. Im J. 1808 ernannte ihn Napoleon zum Divisionsgeneral und Obersten der reitenden Gardejäger. L. ging hierauf zur Armee nach Spanien, schlug während der Belagerung von Saragossa 23. Juni einen Theil des span. Heeres bei Epila, fiel aber in die Hände der Engländer, die ihn nach England als Kriegsgefangenen schafften. Indessen entfloh er und wohnte hierauf dem Feldzuge von 1809 gegen Östreich bei. Auf dem Rückzuge aus Rußland 1812 war er einer der Begleiter des Kaisers. Im Feldzuge von 1813 focht er in der Schlacht bei Bautzen, und als sich der Nachtrab des Feindes auf den Höhen hinter Reichenbach 22. Mai setzte, warf er denselben mit dem General Colbert an der Spitze der poln. Lanciers. Dem General Thielmann, der sich im Sept. mit einem östr.-russ. Streifcorps im Rücken der franz. Armee zeigte, wurde er von Dresden aus mit einem Cavaleriecorps entgegengesendet. L. trieb den Feind 24. Mai aus der Gegend von Altenburg nach Böhmen zurück, wurde aber schon am 28., nachdem sich Thielmann mit dem Kosackenhetman Platow vereinigt, aus Zeitz vertrieben und mußte sich über Weißenfels zurückziehen. Im Feldzuge von 1814 in Frankreich zeichnete sich L. bei Larothière und im Gefecht bei Brienne aus. Nach der ersten Abdankung des Kaisers escortirte er denselben bis nach Roanne und wurde hierauf als Befehlshaber eines Gardejägerregiments bestätigt. Auf die Nachricht von der Landung Napoleon's eilte er von Paris zu diesem Regiment nach Flandern und versuchte an der Spitze desselben auf dem Wege nach der Hauptstadt auch die übrigen Garnisonen zum Abfall zu bewegen. Er drang in Gemeinschaft mit den beiden Generalen Lallemand 10. März 1815 zu Lafère ein, um sich des Geschützdepôts und der Besatzung zu bemächtigen, was jedoch der Maréchal-de-Camp d'Aboville zu verhindern wußte. Am folgenden Tage erschien er zu Compiègne vor der Kaserne des Jägerregiments Berri und foderte dasselbe zum Verlassen der königl. Sache auf. Allein auch hier wurde er durch den Major Lainez abgewiesen, und seine Truppe, deren Muth bereits gesunken war, verließ ihn und zerstreute sich. L. entfernte sich nun verkleidet aus Compiègne und verbarg sich mit den Gebrüdern Lallemand bei dem General Rigault, wo er die Ankunft des Kaisers erwartete. Für seine Ergebenheit wurde er während der Hundert Tage zum Pair erhoben. Er übernahm hierauf den Befehl einer Division und kämpfte bei Fleurus und Waterloo. Nach der zweiten Abdankung Napoleon's gelang es ihm, nach Amerika zu entkommen. Im Mai 1816 verurtheilte ihn ein Kriegsrath zum Tode. Anfang 1822 schiffte sich L. in einem amerik. Hafen ein, um aus Belgien seine Gemahlin abzuholen, erlitt jedoch Schiffbruch und kam im Angesicht der europ. Küsten um.

Lefort (Franz Jak.), der Günstling Peter's des Großen von Rußland, geb. 1656 zu Genf, wo sein Vater, der aus einem alten schott. Geschlecht stammte, Kaufmann war, erlernte in Hamburg die Handlung, ging aber aus Neigung zum Soldatenstande in seinem 14. J. heimlich nach Marseille und trat hier in franz., 1674 in holl. Kriegsdienste, die er indeß wieder verließ, um 1675 über Archangel nach Moskau zu gehen. Hier wurde er anfangs Secretär des dän. Gesandten. Doch sehr bald trat er beim Zar Feodor in Dienste, befehligte von 1676—81 eine Compagnie, lernte 1682 den jungen Zar Peter Alexejewitsch kennen und gewann durch einen

Zufall dessen Gunst. Einen besonders großen Dienst leistete er dem Zar bei einem Aufruhr der Strelitzen 1688, deren verrätherischen Entwurf er vereitelte. Nachdem Peter den Thron bestiegen, zeigte sich L.'s Einfluß mit jedem Tage wirksamer. Er bildete namentlich das Kriegswesen aus, indem er es auf franz. Fuß organisirte, legte den Grund zu der russ. Seemacht und suchte den Gewerbfleiß und die Landescultur durch Hereinziehung deutscher und franz. Handwerker und Künstler zu heben, sowie er das Militärwesen durch Gewinnung fremder Offiziere emporbrachte. Im J. 1694 wurde er Großadmiral und Generalissimus des russ. Heeres und 1697 Gouverneur von Nowgorod. Auf der Reise, welche Peter der Große 1697 ins Ausland unternahm, war L. der Erste der russ. Gesandtschaft, in deren Gefolge sich der Zar incognito befand. Als Peter die während seiner Abwesenheit ausgebrochene Empörung der Strelitzen durch seine schnelle Rückkehr beschwichtigt, vollzogen der Zar, L. und Mentschikow die Hinrichtung der Schuldigen mit eigener Hand. Bald nachher starb L. 1699. Er hatte einen umfassenden und sehr gebildeten Verstand, eine scharfe Beurtheilungskraft, viel Gegenwart des Geistes, eine unglaubliche Geschicklichkeit, Diejenigen zu prüfen, die er brauchen wollte, und nicht gewöhnliche Kenntnisse von der Stärke und Schwäche des russ. Reichs. Seinen Tod beschleunigte er durch Ausschweifungen.

Lefranc (Jean Jacques), Marquis de Pompignan, franz. Dichter, geb. 10. Aug. 1709 zu Montauban, war anfangs Generaladvocat, dann Ehrenpräsident der Steuerkammer zu Montauban, wandte sich aber später nach Paris. Er besaß gründliche gelehrte Kenntnisse, von denen er in seiner Übersetzung der Tragödien des Äschylus und der „Georgica" Virgil's Proben ablegte, und war ein sehr ehrenhafter Charakter. Neben seinen „Poésies sacrées" (Par. 1734; neue Aufl., 1825), die den gerühmten Oden Rousseau's nicht nachstehen, schrieb er eine durch reine und elegante Diction ausgezeichnete Tragödie „Didon" (Par. 1734) und auch einige Opern. Doch weder seine Talente noch sein Charakter vermochten ihn gegen die Verfolgungen der Encyklopädisten, namentlich Voltaire's, zu schützen, die er bei seinem Eintritte in die Akademie, 1760, dadurch gegen sich aufgeregt hatte, daß er gegen deren dem Christenthum feindliche Richtung gesprochen. Er sah sich genöthigt, seine Stelle niederzulegen, verließ Paris und starb auf seinem Landgute 1. Nov. 1784. Die beste Sammlung seiner sämmtlichen Werke erschien 1813 (2 Bde., Par.).

Legal (lat.; Gegentheil: illegal), gesetzlich oder gesetzmäßig, heißt eine Handlung, wenn sie mit einem Gesetze zusammenstimmt, ihm angemessen ist, und **Legalität** diese Zusammenstimmung und Angemessenheit. Ist das Gesetz, wie z. B. das Rechtsgesetz und die positiven Gesetze des Staats, so beschaffen, daß es blos bestimmte äußere Handlungen vorschreibt oder verbietet, ohne sich um die Beweggründe zu bekümmern, so ist Legalität von Moralität verschieden; eine Handlung kann vollkommen legal sein, ohne moralisch zu sein, und in diesem Sinne bedient man sich des Ausdrucks Legalität gewöhnlich. Wo aber das Gesetz, wie dies bei dem Sittengesetze der Fall ist, sich auf die Gesinnung selbst, auf die Triebfedern und Beweggründe erstreckt, da ist die wahre Legalität selbst Moralität.

Legat oder **Vermächtniß** (legatum) nennt man die Form, Jemandem etwas von seiner Verlassenschaft zuzuwenden, ohne ihn zum eigentlichen Erben zu machen und ohne die Verbindlichkeit eines Erben. Dies kann geschehen in einem Testamente neben der Einsetzung eines Erben, in einem Codicill und nach röm. Recht auch durch eine mündlich dem Erben gegebene Anweisung. Der das Vermächtniß empfängt, heißt Legatar. Gegenstand eines Vermächtnisses kann Alles sein, worüber überhaupt eine Verfügung möglich ist, also Sachen, Geld, Rechte u. s. w. Eine Schuld kann erlassen (legatum liberationis) und eine Foderung zugestanden (legatum debiti), auch eine Foderung des Testators an einen Dritten (legatum nominis) vermacht werden. Damit aber die Erben nicht zu sehr mit Legaten belastet würden, wurde bestimmt (lex Falcidia), daß ihnen wenigstens der vierte Theil der Verlassenschaft bleiben müsse, und daher wird den Legatarien, wenn den Erben dieses Viertheil nicht bleibt, verhältnißmäßig so viel abgezogen, als zur Ergänzung desselben nöthig ist. Übrigens bietet das Verhältniß der Legatarien zu dem Nachlaß und zu den Erben der Gesetzgebung Stoff zu sehr vielen Bestimmungen, die indeß die neuern Gesetzgebungen möglichst zu vereinfachen gesucht haben. Vgl. Roßhirt, „Die Lehre von den Vermächtnissen" (2 Bde., Heidelb. 1835).

Legaten (legati) hießen bei den Römern die mit einer politischen Sendung (legatio) Beauftragten, die Gesandten, die regelmäßig der Senat aus seiner Mitte wählte. Wurde, was in der spätern Zeit der Republik häufig geschah, vom Senat einem Senator die Erlaubniß ertheilt, in

Privatgeschäften eine Provinz mit den Vorrechten eines röm. Beamten, also auf Kosten der Provinzialen zu bereisen, so hieß dies legatio libera. Gegen den Misbrauch, der damit namentlich hinsichtlich der langen Dauer solcher Reisen getrieben wurde, traten Cicero und Cäsar beschränkend auf. In der republikanischen Zeit nannte man Legaten die weder in die Reihe der Legionsoffiziere noch der Magistrate gehörigen nächsten Gehülfen der Feldherren ebensowol wie der Statthalter, die gewöhnlich von diesen selbst unter Genehmigung des Senats gewählt und für kriegerische wie für Friedensgeschäfte nach Gutdünken verwendet wurden, in welchen sie dann im Auftrag ihres Obern handelten. In derselben Weise dauerten in der Kaiserzeit in den Provinzen (s. d.) des röm. Volks die Legaten als Gehülfen der Proconsuln fort. In den kaiserlichen Provinzen galt der Kaiser selbst als Proconsul, und hier führten die wirklichen Statthalter (praesides provinciarum) als seine Stellvertreter den Titel legati Caesaris; doch war ihre Jurisdiction selbständig, nicht wie bei jenen vom Proconsul mandirt. Auch bei den Heeren hießen in der Zeit der Kaiser, die selbst als Imperatoren (s. d.) den Oberbefehl über die ganze militärische Macht hatten, die Feldherren der einzelnen Heere, als vom Kaiser Beauftragte, Legaten. — Die röm. Curie gibt den Titel **Legaten** noch gegenwärtig nicht nur ihren Bevollmächtigten, sondern auch vielen Erzbischöfen. Schon seit dem 4. Jahrh. pflegte das Oberhaupt der röm. Kirche Agenten an die fürstlichen Höfe abzufertigen, die sein Interesse vertreten mußten und den Namen **Apocrisiarier** führten. Eine besondere Befugniß stand ihnen nicht zu; erst seit der Mitte des 11. Jahrh. erhielten sie als päpstliche Legaten eine besondere Bestimmung, durch welche sie die Organe der päpstlichen Politik wurden. Die Päpste Leo IX. und Victor II. sandten Legaten mit dem allgemeinen Auftrage, die Kirchen zu visitiren (ad visitandas ecclesias), aus, und seit Gregor VII. erhielt dieser Gebrauch eine dauernde Einrichtung. Mit jenem allgemeinen Auftrage und ausgerüstet mit unumschränkten Vollmachten, erlaubten sich diese Legaten bald die mächtigsten Eingriffe in die Rechte der Bischöfe und Landeskirchen. Sie beriefen Concilien, führten auf denselben den Vorsitz, und der kräftigsten Unterstützung der Päpste gewiß, arbeiteten sie mit desto größerm Erfolge auf die Vernichtung der bischöflichen Gewalt hin, in je größerer Anzahl sie die verschiedenen Kirchenprovinzen durchzogen. Sie durften ihren Unterhalt (procuratio) von den Kirchen fordern; da sie aber, wie die Päpste, über die Beneficien disponirten, benutzten sie diese Befugniß nicht selten zu großen Gelderpressungen. Die Habsucht mancher ging so weit, daß sie oft Vicelegaten dahin sandten, wohin sie nicht selbst gehen konnten, um die Erpressungen auszuführen, während diese Vicelegaten auch für sich bedeutende Procurationen in Anspruch nahmen. Oft wurden von den Päpsten noch Legaten für einzelne Geschäfte ausgesendet; sie hießen **Delegati** oder delegati judices. Wegen ihres Verhaltens wurden die Legaten vom Volke gehaßt. Mehrmals vergriff sich die aufgeregte Leidenschaft der Masse an ihrer Person oder verfolgte sie mit Spott, während Fürsten nicht selten öffentliche Anklagen gegen sie erhoben. Mit der Kirchenreformation des 16. Jahrh. kam dieses Legatenwesen in Abnahme. Jetzt unterscheidet man in der kath. Kirche noch dreierlei Legaten. Die **Legaten a latere** werden nur zur Vollziehung sehr wichtiger Aufträge an große Höfe vom Papste gesendet, sind Cardinäle und Vertraute des Papstes (darum auch die Bezeichnung a latere, d. h. von der Seite des Papstes) und erhalten sehr ausgedehnte Vollmachten. Die Provinzen des Kirchenstaats, denen diese Legaten als oberste Befehlshaber auch mit weltlicher Gerichtsbarkeit vorstehen, heißen darum **Legationen**. Die zweite Classe sind die **Legati missi**, d. h. abgeordnete Gesandte, heißen aber jetzt gewöhnlich apostolische Nuntien (s. d.). Die **Geborenen Legaten** (legati nati oder ex officio) waren sonst schon vermöge ihres Rangs und ihrer Würde Legaten durch päpstliches Privilegium, standen aber den Legaten a latere an Macht und Ansehen nach und wurden nicht besonders ernannt. Jetzt ist der Titel legatus natus nur noch ein Ehrentitel einzelner Erzbischöfe, namentlich der von Salzburg, Gran und Prag.

Legende (legenda) hieß in der alten röm.-kath. Kirche ein Buch, das die täglichen Lectionen (s. d.) enthielt, die beim Gottesdienste vorgelesen zu werden pflegten. Sodann wurden die Erzählungen von dem Leben der Heiligen und Märtyrer, sowie die Sammlungen solcher Erzählungen Legenden genannt, weil man aus ihnen in den Metten und in den klösterlichen Speisesälen vorlas und sie überhaupt zur Erbauung zu lesen anempfahl. Auch in die Breviarien nahm man dergleichen Legenden auf, um sie an den Namenstagen der Heiligen und Märtyrer vorzulesen. Unter den mittelalterlichen Legendensammlungen genoß die von dem genuesischen Erzbischof Jacobus de Voragine in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. veranstaltete, die den Namen „**Legenda aurea**" (auch „**Historia Lombardica**") führt, vorzügliches Ansehen. Das umfassendste und werthvollste Werk über die Geschichten der Heiligen aber haben

im 17. und 18. Jahrh. die sogenannten Bollandisten (s. d.) in ihren „Acta sanctorum" (s. d.) geliefert. Die Art und Weise nun, wie wundergläubiger Sinn, aufgeregte Phantasie, kirchliche Begeisterung, bisweilen auch frommer Betrug gerade in der Legende neben der wahren Geschichte sich geltend gemacht, ja diese häufig überwuchert und zurückgedrängt haben, sowie der wesentliche Antheil, welchen die mündliche Überlieferung an der Entstehung und Fortbildung der Legenden nahm, haben die Veranlassung dazu gegeben, daß man, im Gegensatz gegen die verbürgte geistliche Geschichte, die geistliche Sage überhaupt mit dem Namen Legende bezeichnete, der denn auch zu ihrer Unterscheidung von der weltlichen Sage und dem Märchen dient. Die Legende in diesem Sinne des Worts, als geistliche oder kirchliche Sage, die übrigens der röm. nicht nur, sondern auch der griech. Kirche angehört, reicht mit ihren Anfängen bis an die ältesten Zeiten des Christenthums hinauf, und Christus sowol selbst, als Maria, Johannes der Täufer, die Apostel und andere Personen der evangelischen Geschichte sind schon früh Gegenstand der Legende geworden. Namentlich aber haftete sie an der Jungfrau Maria und an den spätern Heiligen, Blutzeugen, gottseligen Männern und Frauen. So entwickelte sie sich in einer unendlichen Menge von wunderbaren Erzählungen reichlich, ja über alles Maß hinaus in denjenigen Zeiten des Mittelalters, in welchen der Mariencultus (s. Maria) und der Dienst der Heiligen (s. d.) zu ihrer höchsten Bedeutung und weitesten Ausbreitung gelangten. Aus der geistlichen Literatur Griechenlands und Roms, besonders aus der letztern, fand die Legende auch in die nationale Poesie der christlichen Völker Eingang. Bei den Deutschen war dies, obwol einzelne Beispiele legendenhafter Dichtungen schon in älterer Zeit sich finden, doch vornehmlich seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. der Fall. In diese selbst gehören die Kaiserchronik, in welcher die Legende einen sehr bedeutenden Bestandtheil ausmacht, Werner's 1173 gedichtetes „Marienleben" (gedruckt in Hoffmann's „Fundgruben", Bd. 2) u. A. m. Die Verfasser dieser Gedichte waren Geistliche. Aber wie schon aus derselben Zeit die Legende vom heil. Oswald und eine unvollständig erhaltene Erzählung von Pilatus von Laien herrühren, so bot, als in der nächstfolgenden Blütezeit der mittelhochdeutschen Poesie die Pflege der Dichtkunst vornehmlich auf Männer des weltlichen Standes überging, auch diesen die Legende den Inhalt für größere epische Dichtungen. So bearbeitete Hartmann von Aue (s. d.) die Legenden von „Gregorius", Konrad von Fußesbrunnen die von der „Kindheit Jesu", Rudolf von Ems die von „Barlaam und Josaphat", Reinbot von Durne die vom „Heiligen Georg". Aus den spätern Jahren des 13. Jahrh. verdienen namentlich Konrad's von Würzburg (s. d.) „Alexius" und „Silvester", des Bruder Hug von Langenstein „Marter der heil. Martina" und von einem unbekannten Verfasser ein „Passionale" (herausgegeben von Hahn, 1845), in welchem die Geschichte der Maria und der Apostel behandelt ist, Erwähnung. Neben einer großen Anzahl gereimter längerer und kürzerer Legenden, die, größtentheils ohne poetischen Werth, vom 14.—16. Jahrh. entstanden, kamen auch prosaische Bearbeitungen, wie in Hermann's von Fritzlar um 1343 abgefaßtem Buche „Von der Heiligen Leben", auf und verdrängten jene allmälig. Im 16. Jahrh. endlich, als der Protestantismus in den Gang der deutschen Literatur gewaltig eingriff, verschwand die Legende aus der deutschen Poesie oder ging in die sittlich-lehrhafte, auch in die komische Erzählung über, in welcher Weise sie namentlich von Hans Sachs mit glücklicher naiver Gemüthlichkeit behandelt worden ist. Auf den reichen Schatz von Poesie sowol als auf den religiösen und sittlichen Gehalt, der neben vielem für unsern Sinn wenigstens Abgeschmackten, ja Widrigen in der Legendenliteratur verborgen lag, machte in neuerer Zeit zuerst Herder wieder aufmerksam und führte durch eigene glückliche Versuche und durch Belehrung über den poetischen Charakter der Legende dieselbe wieder in die neuere poetische Literatur ein. Viele deutsche Dichter haben seitdem aus der kirchlichen Sage schöpfend, seltener frei erfindend, Legenden theils in der Form der poetischen Erzählung, theils der Romanzen gedichtet. An Herder schloß sich L. Th. Kosegarten in seinen „Legenden" nicht ohne Erfolg an; mehr im Sinne des Katholicismus wurde die Legende von den Dichtern der romantischen Schule behandelt. Meisterhaft in Hans Sachs' Ton ist Goethe's Legende von St.-Peter und dem Hufeisen, während durch die Art, wie Langbein u. A. die Legenden als scherzhafte Erzählungen bearbeiteten, meist der ursprüngliche Charakter dieser Dichtform herabgewürdigt und zerstört wurde. Unter den Holländern zeichnete sich in der neuern Zeit J. van Lennep als Legendendichter aus. Eine Sammlung von Heiligenlegenden neuerer deutscher Dichter mit literarischen, kirchlichen und artistischen Nachweisungen von Rousseau, die „Purpurviolen der Heiligen, oder Poesie und Kunst im Katholicismus" (Bd. 1—6, Ffk. 1835—36) ist unvollendet geblieben. Vgl. Genthe, „Die Jungfrau M., ihre Evangelien und ihre Wunder" (Halle 1852).

In der Münzkunde versteht man unter **Legende** die Inschrift der Münzen. Die ältesten griech. wie röm. Münzen haben entweder gar keine Legende oder nur eine in wenigen, meist einzelnen Buchstaben bestehende, weshalb die Bestimmung der Zeit und des Orts, denen sie angehören, mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Aller Legenden entbehren namentlich die Münzen griech. Städte, welche bestimmte und bezeichnende Typen haben, wie z. B. die von Selinus mit dem Eppichblatt, die von Theben mit dem Schilde, die von Rhodus mit der Rose u. s. w., und es werden dieselben von den franz. Numismatikern médailles parlantes genannt. Die aus einzelnen Buchstaben bestehenden Legenden sind meist Abkürzungen von Städtenamen. Die ältesten vollständigen Legenden finden sich auf Münzen von Syrakus, Rhegium, Pästum und Messana. Im Allgemeinen läßt sich als Grundsatz annehmen, daß mit der Abnahme der Blüte und Macht der Staaten und Städte die Legenden ihrer Münzen sich verlängerten, während zur Zeit der höchsten Macht auch in den Legenden die größte Einfachheit herrschte. Die Legende ist in der Regel auch noch gegenwärtig von der linken zur rechten Hand zu lesen. Die sogenannte scriptura retrograda, wo die Legende von der rechten zur linken Hand gelesen werden muß, auf Münzen Großgriechenlands, Etruriens, Spaniens u. s. w., und das sogenannte Bustrophedon, wo die Legende erst von der linken zur rechten, dann aber von der rechten zur linken Hand läuft, sind nur Ausnahmen. Bisweilen nehmen die Legenden die Hauptseite, bisweilen die Rückseite, oft auch beide Seiten ein, entweder als Umschrift, kreisförmig, oder in geraden Linien verschiedener Richtung, die, je nach der Länge der Legende, mehre Zeilen bilden. Zuweilen schließen sie, ein Viereck bildend, die Typen ein, wie z. B. auf Münzen von Thasos und der Arsaciden. Oft auch stehen die Legenden beider Seiten in Verbindung und müssen zusammen gelesen werden.

Legendre (Adrien Marie), berühmter franz. Mathematiker, geb. zu Paris 1752, wurde frühzeitig Professor der Mathematik an der Militärschule zu Paris und bereits 1783 Mitglied der Akademie. Nachdem sich zwischen den Astronomen Englands und Frankreichs Zweifel über die genaue Ortsbestimmung der Sternwarten von Greenwich und Paris erhoben, wurde er 1787 nebst Cassini und Méchain von Seiten der franz. Regierung beauftragt, einen Breitengrad zwischen Dünkirchen und Boulogne auszumessen, während engl. Mathematiker Dasselbe an einem andern Orte thaten. Die Resultate dieser Messungen wurden von den franz. Gelehrten in dem „Exposé des opérations, faites en France en 1787" (Par. 1792) mitgetheilt. Im J. 1808 würde L. von der kaiserlichen Regierung zum lebenslänglichen Vorsteher der Universität, nach der zweiten Restauration zum Ehrenmitgliede der Commission für den öffentlichen Unterricht und 1816 zum Examinator der in die Polytechnische Schule Aufzunehmenden ernannt. Weil er bei der Besetzung einer Stelle in der Akademie nicht für den ministeriellen Candidaten gestimmt hatte, verlor er 1824 die ihm bewilligte Pension von 3000 Frcs. Er starb 9. Jan. 1833. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: „Éléments de géometrie" (Par. 1790 und öfter), ein treffliches Werk; „Mémoires sur les transcendantes elliptiques" (Par. 1794); „Essai sur la théorie des nombres" (Par. 1798), nebst einem Suppementbande (Par. 1816); „Nouvelle théorie des parallèles" (Par. 1803); „Nouvelles méthodes pour la détermination des orbites des comètes etc." (Par. 1805); „Exercices de calcul intégral" (Par. 1807). Besonders verdient machte er sich außerdem durch seine tiefgedachten Untersuchungen über die Attraction der elliptischen Sphäroide. Auch seine Methode der Bestimmung der Kometenbahnen erregte durch die Schärfe und Tiefe, mit welcher sie gedacht und ausgeführt ist, bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen.

Legion (legio) hieß bei den Römern die größte Heerabtheilung. Sie war in der ältesten Königszeit 3000 Mann zu Fuß (pedites) stark, zu denen jede der alten drei Tribus 1000 Mann stellte. Dazu kamen noch 300 Reiter (equites), deren Zahl erst sehr spät vermehrt wurde, in zehn turmae, jede zu drei decuriae, vertheilt. In der frühern Zeit der Republik war die gewöhnliche Zahl einer Legion 4200 Mann; in der spätern stieg sie auf 5—6000 Mann. Unter den ersten Kaisern rechnete man 6100 Fußgänger und 726 Reiter auf eine Legion; die Zahl minderte sich wieder, als die röm. Macht sank. Unter Romulus bestand das röm. Heer überhaupt nur aus einer Legion. Mit dem Wachsthum des Staats und der Bürgermenge mehrte sich die Zahl; im 4. und 3. Jahrh. v. Chr. wurden gewöhnlich vier Legionen ausgehoben; im zweiten Punischen Kriege trieb die Nothwendigkeit bis zur Aushebung von 23 Legionen; unter Tiberius bestanden ihrer 25. Sie waren durch Nummern bezeichnet und berühmt ist insbesondere die zehnte Legion Cäsar's. Beinamen erhielten sie namentlich in der Kaiserzeit, von Gottheiten entlehnt, wie Apollinaris, oder von Kaisern, z. B. Augusta, oder ehrende, wie pia, fide-

ns, fulminatrix u. s. w. In der ältern Zeit zerfiel die Legion in Heerhaufen, **Manipuli** genannt, deren jeder nachher aus zwei centuriae oder ordines bestand. Wahrscheinlich im dritten Punischen Kriege wurden je drei Manipuli zu einer **Cohorte** vereinigt, deren zehn die Legion bildeten. Die alte Eintheilung der Legionssoldaten nach dem Alter und der Bewaffnungsart, wonach außer den Leichtbewaffneten (seit dem zweiten Punischen Kriege velites genannt) unter den Schwerbewaffneten die hastati, principes, triarii ihre besondern Manipeln bildeten, verschwand zur Zeit der Bürgerkriege. In der Legion zu dienen kam lange nur dem civis zu; das 45. Jahr war die Grenze für den Felddienst. Auch die ärmern Bürger vom niedrigsten Census (capite censi) sowie die Freigelassenen (libertini) waren vom Legionendienst ausgeschlossen, bis im Jugurthinischen Krieg durch Marius die Erstern, im Bundesgenossenkrieg die Letztern in die Legionen aufgenommen wurden. Durch Augustus wurden Provinzialen in großer Zahl in die Legionen aufgenommen, aus denen endlich die Italer ganz schwanden. Die Civität wurde nicht selten bei der Aufnahme ertheilt, war aber kein Erfoderniß mehr. Seit Probus kamen sogar Barbaren in die Legion. Während in früherer Zeit, obwol jedem Bürger eine Zahl von Feldzügen oblag, die Legionen in der Regel, von der nur durch anhaltenden gefährlichen Krieg Ausnahmen entstanden, alljährlich entlassen und durch Aushebung neu gebildet wurden, begann man schon in den letzten Zeiten der Republik die Legionen auch nach Beendigung des Feldzugs zusammenzuhalten und durch Aushebung nur zu ergänzen. Dieses wurde Regel durch Augustus, und es trat nun für den Legionssoldaten die Entlassung (missio) erst nach der Beendigung der festgesetzten fortlaufenden 16 Dienstjahre ein. Das stehende Heer, das die Legionen auf diese Weise bildeten, lag in den Provinzen vertheilt, während die Cohorten der Prätorianer (s. d.), die keine Legion bildeten, in Italien blieben. Neben den Legionen dienten seit der Unterwerfung Italiens die ital. Bundesgenossen (socii und nomen Latinum) in Cohorten und Turmen, sodaß zu jeder Legion ungefähr die gleiche Zahl von Bundestruppen kam. (S. **Lateiner**.) Doch diese Absonderung mußte aufhören, als die Bundesgenossen zur Civität und damit in die Legionen kamen. Seitdem wurde von den durch die Provinzialen gestellten, in Cohorten getheilten Hülfstruppen (auxiliares) der Legion die gleiche Zahl zugegeben. Die regelmäßigen obersten Offiziere der Legion unter den Feldherren oder deren Legaten hießen **Tribunen**. In früherer Zeit gab es deren bei jeder Legion gewöhnlich sechs, seit Cäsar einen für jede Cohorte. Von ihnen und dem Feldherrn wurden, wenigstens in der ältern Zeit, die **Centurionen**, zwei für jede Manipel, ausgezeichnet durch den Weinrebenstock, den sie trugen, gewählt, unter denen der centurio primi pili oder primipilus den höchsten Rang hatte. Jeder Centurio wählte wieder zwei niedere Offiziere, optiones oder subcenturiones, und einen, später zwei Fahnenträger (signifer). Unteroffiziere waren die **Decurionen**. Als Feldzeichen der Legion galt, wenigstens seit Marius, allgemein der Adler (aquila); aber auch die Unterabtheilungen hatten ihre Feldzeichen (signa); vexilla hießen früher nur die Fähnlein der Reiter und Bundesgenossen, später auch die der kleinern Legionsabtheilungen. (S. **Fahne**.) — In neuern Zeiten kam der Name **Legion** zuerst in Frankreich unter Napoleon wieder auf für Truppencorps unbestimmter Anzahl und verschiedener Gattung, die bei Anfang eines Kriegs errichtet und nach Beendigung desselben wieder aufgelöst werden. Von dieser Art waren die Englisch-deutsche und die Russisch-deutsche Legion im franz. Befreiungskriege. (S. auch **Fremdenlegion**.)

Legiren heißt zwei oder mehre Metalle durch Schmelzung miteinander verbinden. Das Product dieses Verfahrens nennt man eine Legirung und diese hat sehr oft eine von den einzelnen Metallen ganz verschiedene Beschaffenheit und führt dann auch ganz andere Namen. So ist z. B. das Stückgut oder Glockengut eine Legirung von Kupfer und Zinn, das Tomback eine Legirung von Kupfer und Zink, das Messing von Kupfer mit mehr Zink u. s. w. Oft aber bleibt auch, und dies ist bei den edeln Metallen der Fall, der Name des edlern Metalls der Legirung eigen und wir nennen das Gold selbst dann noch Gold, wenn in der Legirung ³/₄ Kupfer und ¹/₄ Gold enthalten ist. Die Legirung wird meistentheils härter, als die zu derselben angewendeten Metalle an und für sich waren, und diese Eigenschaft ist es, welche die Legirungen bei den edeln Metallen in Aufnahme gebracht hat. Das Gold nämlich ebenso wie das Silber sind in ihrem gediegenen Zustande sehr weich und würden durch den häufigen Gebrauch sich sehr bald abschleifen. Man versetzt deshalb das Gold sowol als das Silber mit einer gewissen Menge von Kupfer, welche in jedem Staate gesetzlich bestimmt ist und welche hinreicht, den aus der Legirung gearbeiteten Gegenständen die gehörige Dauer zu geben. Bei den Silberscheidemünzen ist in neuerer Zeit der Kupferzusatz gewöhnlich sehr stark, um der Münze dadurch einen größern Raumgehalt zu geben und dem Verlorengehen vorzubeugen. Doch prägen manche Staaten,

z. B. England, Rußland, Frankreich u. s. w., ihre Silberscheidemünze auch aus feiner Legirung. Die Feinheits- oder Gehaltsbestimmung wird in Deutschland beim Golde nach Karaten, beim Silber nach Lothen gegeben. 24karätiges Gold ist rein, 18karätiges hält 18 Theile Gold und 6 Theile Zusatz (von Kupfer allein, oder Kupfer und Silber), 6karätiges, sogenanntes Galanteriegold, 6 Theile Gold und 18 Theile Zusatz u. s. f. 16löthiges Silber ist rein; 12löthiges, sogenanntes Tafelsilber, hält, auf die Mark von 16 Loth, 12 Loth Silber und 4 Loth Kupfer, 8löthiges aber 8 Loth Silber und 8 Loth Kupfer. In England bestimmt man das Silber nach Pfunden zu 12 Unzen zu 20 Pfennigen und das Gold nach Pfunden zu 24 Karat zu 4 Grän; in Frankreich Gold und Silber nach Tausendtheilen. Die Legirung des Goldes nennt man rothe **Karatirung**, wenn der Zusatz nur aus Kupfer besteht, weiße, wenn blos Silber, gemischte endlich, wenn Silber und Kupfer zugleich zugesetzt ist. Ein anderer Zweck der Legirung bei dem edeln Metalle ist die Veränderung der Farbe, wodurch das sogenannte Gold à quatre couleurs entsteht, mittels dessen man sehr schöne Schmucksachen verfertigt. Hier gibt das Gold mit starkem Kupferzusatze die rothe, mit starkem Silberzusatze die grüne, mit noch stärkerm die hellgelbe, mit Stahlzusatz die graue Farbe. — Im Recht versteht man unter **Legiren** eine testamentarische Verfügung eines Theils vom Haupterbe zu Gunsten einer dritten Person. (S. **Legat**.)

Legitim und Legitimität. Legitim (vom lat. lex) ist Das, was durch das Gesetz berechtigt ist, **Legitimität** also der Zustand, wo die Gesetzlichkeit, das gesetzlich festgestellte Recht herrscht. Vorzugsweise bedient man sich dieser Ausdrücke in Beziehung auf die Berechtigung der Staatsregierungen zum Regieren. Der in Gemäßheit der Verfassung eines Staats zur Regierung Berechtigte, in Erbmonarchien also der nach dem Thronfolgegesetz zunächst Berufene, heißt der legitime Regent, im Gegensatze zum Usurpator, als welcher Derjenige zu betrachten ist, der sich durch irgend eine unrechtmäßige Gewalt oder auch durch List und Betrug der Regierung bemächtigt hat. Auch die Eroberung erscheint als Usurpation, solange sie durch keinen Abtretungsvertrag geheiligt ist, und es erwachsen gerade in diesem Falle sehr schwierige völkerrechtliche Streitfragen. Endlich kann selbst ein durch den Willen des Volkes an die Spitze Gestellter als Usurpator erscheinen, wenn dieser Volkswille der Verfassung des Landes nach nicht berechtigt war, solche Verfügung zu treffen. Unter solchem Gesichtspunkte haben die 1830 durch den Ausspruch der Deputirtenkammer Frankreichs ihrer Thronrechte verlustig erklärten Bourbons diesen Regierungswechsel aufgefaßt, daher fortwährend sich für die allein legitime Dynastie Frankreichs, den König Ludwig Philipp aber und ebenso natürlich den jetzigen Kaiser Ludwig Napoleon für einen Usurpator erklärt. Ihre Anhänger nennen sich deshalb auch **Legitimisten**. Die strengen Legitimisten verlangen die Wiedereinsetzung der Bourbons lediglich im Namen und auf Grund des göttlichen Rechts oder des Erbrechts, von welchem abzugehen sie dem Volke unter keinen Umständen das Recht einräumen. Eine neuere, mehr das Interesse der gestürzten Dynastie als das Princip ins Auge fassende Fraction derselben würde zufrieden sein, wenn der letzte Sprößling dieser Dynastie, der Graf von Chambord, durch den Willen des franz. Volkes (also nach dem Grundgesetz der Volkssouveränetät) auf den Thron gerufen würde. Der Graf von Chambord selbst hat sich aber entschieden gegen letztere Ansicht erklärt. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts sprach man viel von dem Princip der Legitimität und verstand darunter die Tendenz der europ. Mächte, namentlich der Heiligen Allianz, das Recht der Regierungen sowol zur Regierung als in der Regierung gegen alle Usurpation und revolutionäre Gewalt zu schützen.

Legitimation und legitimiren kommt in der doppelten Bedeutung von beglaubigen und von gesetzmäßig machen im juristischen Sprachgebrauch vor. In letzterer Beziehung heißen Kinder legitimirt, welche, obwol außer der Ehe erzeugt, doch vom Staate für legitime, d. h. in gesetzmäßiger Ehe geborene, erklärt werden. In ersterm Sinne spricht man von Legitimation der Gesandten, Bevollmächtigten u. s. w. Abgeleitet hiervon ist die Bedeutung von Nachweis gewisser rechtlicher Eigenschaften. So muß der Kläger im Processe die Legitimation zur Sache hinsichtlich seiner oder seines Gegners beibringen, wenn dieser oder er selbst nicht der ursprünglich Verpflichtete oder Berechtigte war.

Legouvé (Gabriele Marie Jean Baptiste), franz. Dichter, geb. zu Paris 23. Juni 1764, widmete sich unter günstigen äußern Verhältnissen nach beendigten Studien der Literatur, zeigte aber in seinen ersten Versuchen große Mittelmäßigkeit. Dahin gehörten die „Essais de deux amis", welche er 1786 mit Laya herausgab. Ausdauernder Fleiß entwickelte indeß seine Anlagen, und mit der Zeit glückte es ihm, den Gegenstand zu finden, der seinen Talenten angemessen war. Im J. 1792 ließ er eine Tragödie „La mort d'Abel" aufführen, worin er Geßner's

Gedichte vielfach benutzt hatte. Sie fand, ungeachtet der heftigen Kritik von Laharpe, Beifall, ebenso wie sein im letzten Act nach Shakspeare's „Richard III." gearbeiteter „Epicharis, ou la mort de Néron" (1793), worin er den Muth hatte, sich Anspielungen auf Robespierre zu erlauben. Eine hinsichtlich der Anordnung und Ausführung tadellose Tragödie ist „La mort de Henri IV" (1806). Wirkliches Verdienst erwarb sich L. durch einige beschreibende Gedichte, in denen er zwar Delille, doch mit Glück nachahmte und feine und zarte Empfindungen auszudrücken wußte. Unter seinen Lehrgedichten zeichnet sich besonders „Le mérite des femmes" (Par. 1801 und öfter) aus, welches ihn zum Liebling der Frauen machte. Außer diesem sind zu erwähnen „La sépulture", „Les souvenirs" und „La mélancholie", welche 1798 erschienen. In demselben Jahre wurde L. Mitglied des Instituts und einige Jahre vor seinem Tode Suppléant Delille's als Professor der röm. Dichtkunst am Collége de France. Während der J. 1807—10 leitete er die Redaction des „Mercure de France". Seine letzten Lebensjahre waren sehr traurig, da ein unglücklicher Fall eine Geisteszerrüttung zur Folge hatte. Er starb im Irrenhause 20. Oct. 1812. Seine „Oeuvres" sammelten Bouilly und Malo (3 Bde., Par. 1826).

Legrand (Marc Antoine), franz. Schauspieler und Lustspieldichter, geb. 17. Febr. 1673, war als Schauspieler nicht ohne Talent, doch von so häßlicher Gestalt, daß er wiederholt ausgezischt wurde, wobei er sich jedoch durch Bonmots zu helfen wußte. Er schrieb mehre Lustspiele, die zu ihrer Zeit viel Aufsehen erregten und unter dem Titel „Théâtre de L." (4 Bde., Par. 1731 und öfter) gesammelt erschienen. Drei derselben: „L'aveugle clairvoyant", „Le galant coureur" und die meisterhafte phantastische Posse „Le roi de Cocagne", haben sich auf dem Repertoire erhalten. Er führte ein sehr leichtes Leben und starb in Paris 1728. Nächst Molière war L. der größte Meister im humoristischen Volksstil.

Leguminosen, Hülsenfrüchtler oder **Schmetterlingsblümler** nennt man eine große natürliche Pflanzenfamilie der Phanerogamen, welche durch Schmetterlingsblumen und Hülsenfrüchte ausgezeichnet ist und gegen viertehalbtausend Arten umfaßt, wohin z. B. Bohnen, Wicken, Güster, Robinie und Wolfsbohne gehören. Sie sind über alle Welttheile vom Äquator bis zu den Polen verbreitet; doch nehmen sie von den Polen nach den Wendekreisen hin an Masse bedeutend zu. Wichtig sind sie wegen ihrer höchst mannichfaltigen und größtentheils sehr bedeutenden Anwendung in der Ökonomie, Technologie, Heilkunde u. s. w. und interessant noch außerdem durch die zierlichen, schönen und selbst prachtvollen Gestalten und Farben vieler Arten. Als Hauptbestandtheile finden wir zuckerartige, süße Stoffe, Satzmehl, einen erothaltigen Stoff (Legumin), der mit Kalksalzen ein dickes Coagulum bildet, ferner Gummi, fettes Öl, balsamisch-harzige Säfte, Farbestoffe (z. B. Indigo), Gerbstoff, bittern Extractivstoff, einen bitterscharfen, emetisch-purgirenden Stoff (Cathartin oder Cytisin) und endlich bei einigen auch einen narkotischen Stoff. (S. **Hülsenfrüchte.**)

Lehde nennt man ein Grundstück, welches wegen Erschöpfung oder Unergiebigkeit nach längerer Bebauung sich selbst überlassen wird und verwildert. Die Lehden werden gewöhnlich nur noch zum Schaftrieb benutzt, am vortheilhaftesten aber immer in Forst umgewandelt, wenn dies, wie in den meisten Fällen, möglich ist.

Lehm, in Süddeutschland auch Leimen, nennt man eine Erdart, die aus einer Mischung von Thon und Sand und zwar im Verhältniß von mindestens 40 Proc. des letztern zusammengesetzt ist. Der Lehm ist ein Product der Verwitterung und entsteht durch Auflösung von Thonschiefer und Sandstein. Er enthält gewöhnlich außer seinen Hauptbestandtheilen noch Kalk, Eisenoxyd, Braunstein und Alkalien. **Lehmboden** heißt jeder Boden, welcher bei großem Sandgehalt doch noch mehr als 30 Proc. Thon enthält. Strenger Lehmboden wird er genannt, sobald der Thongehalt mehr als 50 Proc. beträgt; milder, wenn weniger. Der sandige Lehmboden enthält 30—40 Proc. Thon, wohingegen der lehmige Sandboden in die Classe der Sandboden gehört und unter 30 Proc. Thon besitzt. Die Lehmboden, mit Ausnahme der eisenschüssigen, galligen und kalten, sind die für die Cultur geeignetsten, die eigentlichen Weizen- und Gerstenboden, auch für Taback, Raps und die meisten Handelsfrüchte vorzugsweise befähigt. Nicht selten sind sie undurchlassend, daher kalt, dann aber gewöhnlich durch Drainirung (s. d.) leicht zu entwässern. Ihre Bearbeitung ist mehr oder weniger schwierig, je nachdem sie sich mehr dem Thone oder dem Sande nähern. Der Lehm wird auch als Baumaterial vielfach verwandt und der Lehmbau ist allenthalben verbreitet. Der Lehm wird dazu durch Anfeuchten und Durchtreten möglichst zubereitet, nicht selten auch mit Häckſel, Kuhhaaren, Flachsacheln u. dgl. als Bindemittel versetzt. Abgesehen von seiner Verwendung zum Ausguß von Fußböden, Estrichen und Tennen, geschieht seine Verwendung zur Herstellung von Mauerwerk in dreifacher Weise. Entweder

wird ein aus Holzgefüge bestehendes Fachwerk gestakt, d. h. mit dünnen eingeklemmten oder geflochtenen Stäben, Holzspalten, verbunden und auf beiden Seiten mit gebundenem Lehm dicht überstrichen; oder es wird der Lehm in Formen gepreßt, welche, an der Sonne getrocknet, die **Lehmsteine** oder **Lehmpatzen** liefern, mit denen man dann mauert wie mit gebrannten Steinen; oder endlich wird der Lehm in mauerdicke Formen gestampft. (S. **Pisébau**.) Der Lehmbau ist sehr wenig kostspielig, gewöhnlich aber nicht dauerhaft genug. Auch zur Dachbedeckung kann man den Lehm verwenden. Die **Lehmschindeln**, welche aus Lehm mit eingeknetetem Langstroh angefertigt werden, haben den großen Vorzug, sehr leicht, dauerhaft und namentlich feuersicher zu sein; man wendet sie daher vielfach zur Dachung von Ökonomiegebäuden an. Der Lehm von alten Mauern ist eins der vorzüglichsten Düngungsmittel, die es gibt, und zwar wegen des Überflusses an löslichen und hauptsächlich salpetersauern Salzen, den er sich durch lange Berührung und Durchdringung mit atmosphärischer Luft angeeignet hat. Lehm von Kaminwänden, mit vielen Rußbestandtheilen vermischt, äußert in dieser Hinsicht die ausgezeichnetste Wirkung.

Lehmann (Joh. Georg), verdienter Chartograph, geb. 11. Mai 1765 in der Johannismühle bei Baruth, der Sohn eines armen Müllers, genoß einen ziemlich mangelhaften Schulunterricht und lebte dann als Mühlknappe, wurde aber mit Gewalt in das Militär eingestellt. Sehr bald schwang er sich jedoch zum Compagnieschreiber empor und erlangte in Dresden die Vergünstigung, die Kriegsschule besuchen zu dürfen. Es wurden ihm mehre topographische Arbeiten übertragen, deren Ausführung dem General von Langenau so wohl gefiel, daß er L. zum Sergeanten bei seinem Regimente machte. Doch seine Vorliebe zu rein topographischen Arbeiten vermochte ihn dahin, 1793 seinen Abschied zu nehmen, worauf er ohne Beihülfe eines Landmessers eine Fläche von 26 □M. des Erzgebirgs und mehre Rittergüter aufnahm. Der Mangel an Instrumenten sowol als an geeigneter Hülfsleistung führte ihn auf die Erfindung eines zweckmäßigern Meßtisches und ließ ihn zugleich eine Menge von praktischen Erfahrungen und Vortheilen beim Gebrauche dieses Apparats finden. Diese Erfahrungen gab nach seinem Tode Fischer und nachher Becker unter dem Titel „Das Aufnehmen mit dem Meßtische im Sinne der L.'schen Lehrart" (neue Aufl., Dresd. 1825) heraus. Dieses Werk enthält zugleich die Theorie der sogenannten Lehmann'schen Methode, Berge so in die Plane zu zeichnen, daß man im Stande ist, nach der Zeichnung die Böschungen derselben, ihre Flachheit oder Steilheit zu bestimmen. Später wurde L. Straßenaufseher im wittenbergischen Kreise und 1798 Offizier und Lehrer an der Ritterakademie in Dresden. Im J. 1806 kam er zum sächs. Quartiermeisterstabe, wo er sich bei Jena durch seine Terrainkenntniß und seinen militärischen Scharfblick auszeichnete, 1807 als Hauptmann und Quartiermeister zur Belagerung von Danzig und später zur Blockade von Graudenz. Von hier ging er mit dem Generalstabe nach Warschau. Seine Kränklichkeit führte ihn 1809 nach Dresden, wo er als Major und Director der Plankammer 6. Dec. 1811 starb. Von seinen Planen sind die berühmtesten die von Warschau und Dresden und das topographische Blatt der Umgegend von Dresden.

Lehnin (in ältern Urkunden Lenyn), Marktflecken und Rentamt mit 1400 E. im zauchbelziger Kreise des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, zwei M. von Brandenburg, in der Nähe eines Sees, ist durch die schöne Ruine der vom Markgrafen Albrecht dem Bär gestifteten und von seinem Sohne Otto I. völlig zu Stande gebrachten Abtei **Himmelpfort am See** merkwürdig, in welcher seit 1180 mehre Markgrafen von Brandenburg aus dem askanischen Hause begraben liegen und welche Joachim II. 1542 in ein Amt verwandelt hat. Zu verschiedenen Zeiten und auch neuerdings ist die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Ort gelenkt worden durch die von dem Mönche **Hermann von Lehnin**, angeblich um 1234, in lat. Sprache in 100 leonischen Versen verfaßte Weissagung (Vaticinium Lehninense). Das Manuscript soll von dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, welcher aus der Klosterruine ein Schloß bauen wollte, in einer alten Mauer gefunden worden sein. In derselben wird der Untergang des askanischen Hauses in Brandenburg und das Aufkommen des hohenzollerschen daselbst beklagt, jeder Regent des letztern Hauses charakterisirt, die Zeit des Untergangs desselben angeblich bestimmt und dann die Einheit Deutschlands und die Wiederherstellung der kath. Kirche prophezeit. Die erste sichere Spur des Gedichts fällt in das J. 1693. Zuerst herausgegeben wurde es in Lilienthal's „Gelehrtem Preußen" (Königsb. 1723) und seitdem öfter, zuletzt wieder von W. Meinhold mit metrischer Übersetzung: „Die Weissagung des Abts Hermann von L." (Lpz. 1849 und 1853), von Rösch (Stuttg. 1849), Gieseler (Erf. 1849), Guhrauer (Bresl. 1850), M. Heffter in seiner „Geschichte des Klosters L." (Brandenb. 1851). Nachdem es bereits 1746 und wiederum 1847 von Wilken widerlegt wor-

den, wurde es in neuester Zeit zu Parteizwecken benutzt, wie z. B. in Bouverot's „Extrait d'un manuscrit rélatif à la prophétie du frère de L." (deutsch von W. von Schütz, Würzb. 1847); in Boost's „Die Weissagung des Mönchs Hermann zu L." (Augsb. 1848). Eine vorurtheilsfreie Kritik hat in dem Gedicht ein spätes Machwerk erkannt, welches nicht sowol eine Prophezeiung der Zukunft als eine in mysteriöse Verse gebrachte Geschichte der Vergangenheit enthält. Über den Verfasser aber hat man sich nicht einigen können. Man schwankt zwischen dem Kammergerichtsassessor Seidel (gest. 1695 in Berlin), dem Consistorialrath Fromm (gest. 1688 zu Prag), Nikolaus von Zitzwitz, Abt von Huysburg (1692), und dem Jesuiten Fr. Wolf, welcher 1685—86 Kaplan bei der östr. Gesandtschaft in Berlin war.

Lehnsatz, s. Lemma.

Lehn und Lehnswesen. Nachdem das Lehnswesen oder Feudalwesen (s. d.) seit dem 10. Jahrh. in Deutschland zu höherer Bedeutung gelangt, waren sämmtliche im Lehnsverbande befindliche Personen vom Könige abwärts in sieben Abstufungen, die sogenannten Heerschilde, eingetheilt. Vermöge der Lehnsverbindung war zunächst der Kriegsdienst, der früher den Freien oblag, Lehnsdienst geworden, sodaß die Kaiser und Landesherren ihre Kriege meist nur durch ihre Vasallen und Aftervasallen führten. So mußten auch die Reichsvasallen den König der Deutschen auf dem Römerzuge begleiten. Das Lehnswesen entwickelte sich insofern weiter, als nicht blos Grundstücke zu Lehn gegeben, sondern auch die höchsten Ämter und Rechte lehnbare Sachen wurden, wodurch sich die frühere Stellung der Beamten, namentlich der Grafen, veränderte, indem diese nun ihr Amt als lehnbares Eigenthum vom Kaiser erhielten und so auch Rechte wie die Regalien erwarben. Selbst die hohe Geistlichkeit ward in den Lehnsverband gezogen. Das Lehnswesen untergrub indessen die alte german. Verfassung, indem die alten unabhängigen Freien in dienstbare, persönlich abhängige Leute umgeschaffen, das freie Grundeigenthum in getheiltes und belastetes umgestaltet und die früher wählbaren Beamten in Herren, die ihr Amt als erbliches Eigenthum erhielten, verwandelt wurden. Bei diesen veränderten Grundlagen konnte die alte freie Verfassung nicht mehr fortgedeihen, es entwickelte sich vielmehr die Lehnsherrschaft; und insoweit beruhte auch die Verfassung des Deutschen Reichs auf dem Lehnswesen. Dieses oder das Lehnssystem, das Lehnsinstitut, ist nämlich diejenige dem bürgerlichen und öffentlichen Leben zur Grundlage dienende Form und Einrichtung, vermöge welcher Gewalten, Rechte und Grundstücke lehnseigenthümlich vom Vasallen besessen werden, sodaß dieser seinem Herrn nach Lehnrecht zu besonderer Treue und verschiedenen Diensten, namentlich Kriegsdiensten, verpflichtet ist. Mit dem Ausgange des Mittelalters gerieth das Lehnswesen in Verfall, indem neue Lehen seltener errichtet, der Lehnskriegsdienst durch das neu sich bildende Kriegswesen ersetzt und Ämter wie auch öffentliche Gewalten immer weniger unter der Form des Lehns ertheilt wurden. In der neuern Zeit bestand daher das Lehnswesen nur noch darin, daß Grundstücke unter der Form des getheilten Eigenthums besessen wurden, was auf ihren Erwerb, ihre Vererbung, ihre Verpfändung u. s. w. von Einfluß war. Die neuesten Gesetzgebungen haben auch diesen Überrest des Lehnswesens in den meisten Staaten vollends vertilgt oder doch seine rechtlichen Wirkungen beseitigt. Die wichtigste gemeinrechtliche Quelle des **Lehnrechts** sind die sogenannten Libri feudorum, die in der Lombardei im 12. Jahrh. nach und nach entstanden und theils Constitutionen einzelner deutscher Kaiser über das Lehnrecht, theils Gewohnheitsrechte verschiedener Lehnshöfe, namentlich des mailändischen, enthalten. Diese Quellensammlung wurde dem Corpus juris civilis als decima collatio einverleibt und von den Glossatoren glossirt. Die ältern deutschen Lehnrechtssammlungen haben gegenwärtig fast nur noch geschichtliches Interesse; dagegen wurden in späterer Zeit in mehren deutschen Staaten besondere Lehnsgesetze gegeben, die zugleich auch die unmittelbare Anwendbarkeit der Libri feudorum aufheben, wie in Preußen, Baiern und Baden.

Eine Sache, deren nutzbares Eigenthum Jemandem unter der Bedingung einer dem Obereigenthümer zu erweisenden besondern Treue gegen den von ihm zu leistenden Schutz erblich in Besitz und Genuß, jedoch mit der Möglichkeit des Anheimfalls, überlassen ist, wird ein Lehn (feudum) genannt. Wesentliche Erfodernisse desselben sind sonach das getheilte Eigenthum hinsichtlich der Lehnssache (dominium directum und utile) und die gegenseitige Lehnstreue, nämlich die des Vasallen oder Lehnsmannes und die des Herrn. Wirklich lehnsfähige Sachen sind außer den Grundstücken gewisse Ämter und Rechte; doch wurde im Mittelalter dieser Begriff sehr weit ausgedehnt. Wer ein Lehen als Herr bestellen oder als Vasall erwerben will, muß gewisse Eigenschaften und Fähigkeiten besitzen oder lehnsfähig sein; namentlich muß er als Herr berechtigt sein, sich Lehnskriegsdienste versprechen zu lassen. Die Erfodernisse auf Seiten des-

sen, der ein Lehn empfangen will, ergeben sich im Allgemeinen daraus, daß das Lehnsinstitut ein kriegerisches und ehrenvolles Institut war; daher galten in der Regel alle Die für lehnsunfähig, die keine Waffen führen durften oder konnten, sowie Ehrlose. Doch gab es auch einzelne **Weiberlehen** neben den die Regel bildenden **Mannslehen**. Ist der Lehnsherr oder der Vasall eine juristische Person, z. B. eine Stadt, so bedarf sie für die verschiedenen Lehnshandlungen eines Vertreters, der in jenem Falle Prodominus, in diesem Provasall oder Lehnsträger heißt. Eine zeither allodiale Sache wird durch die **Belehnung** oder Investitur (s. d.) in Lehn verwandelt; ausnahmsweise kann dies aber auch durch die Verjährung geschehen. Die Belehnung wird stets vom Herrn oder durch eine ihn vertretende Behörde vorgenommen. Will daher Jemand sein Allod (s. **Allodium**) so in Lehn verwandeln, daß er im Besitz und Genuß der Sache bleibt, also in der Lehnsverbindung als Vasall aufzutreten beabsichtigt, so muß er seine allodiale Sache zunächst seinem künftigen Herrn überlassen oder sie ihm auftragen. Ist dies geschehen, so empfängt er sie sodann durch die Belehnung als Lehn vom Herrn zurück. So entstandene Lehen heißen **aufgetragene** (feuda oblata). Gehörte aber der Gegenstand schon als Eigenthum Demjenigen, der ihn einem Andern zum Nutzeigenthum als Lehn überläßt, so heißt das Lehn ein **gegebenes** (feudum datum). Der Vertrag zwischen dem Herrn und Vasallen hinsichtlich des Lehns heißt der **Lehnsvertrag**. Erst durch die Belehnung, die eine gerichtliche feierliche Handlung ist, geht jedoch das Lehnseigenthum auf den Vasallen über, der zugleich auch die Lehnstreue in der Regel eidlich angeloben muß. Es kann auch zugleich auf mehre Vasallen das Lehnseigenthum an einer Sache übertragen werden, und dann ist eine gemeinschaftliche Belehnung oder **Coinvestitur** vorhanden. Über die erfolgte Belehnung wird von Seiten des Herrn eine Urkunde, der **Lehnsbrief**, ausgestellt. Die Rechte des Lehnsherrn faßt man unter dem Ausdruck der **Lehnsherrlichkeit** zusammen, die von der **Lehnshoheit** zu unterscheiden ist, indem letztere als ein Ausfluß der Staatsgewalt erscheint. Dem Lehnsherrn steht vor allem das Recht auf die **Lehnstreue** von Seiten des Vasallen zu, die der Treue, die sich Verwandte schuldig sind, zu vergleichen ist. Schwere Verletzungen der Lehnstreue erscheinen als Felonie (s. d.). Die Folge der Felonie ist der Verlust des Lehns für den Vasallen und seine Descendenten, sodaß das Lehn für so lange dem Herrn anheimfällt, bis ohne begangene Felonie die zur Lehnsfolge fähigen Agnaten des Vasallen zur Succession in das Lehen gelangt sein würden. Der Herr kann aber auch die Folge der Felonie, also den Verlust des Lehns, in eine Geldstrafe oder **Lehnsemende** verwandeln oder **Lehnspardon** ertheilen, d. h. die begangene Felonie verzeihen. Als ein Ausfluß der Lehnstreue erscheint der **Lehnsdienst**, den aber nur der Herr vom Vasallen zu verlangen berechtigt ist. Derselbe war früher zunächst Kriegsdienst, und man unterschied wieder den Lehnskriegsdienst, der in offenem Felde geleistet wurde, und den, der in der Vertheidigung einer Burg (**Burglehn**) bestand. Außer diesen Diensten konnte sich der Herr aber auch noch verschiedene andere Arten von Lehnsdiensten versprechen lassen, die bald in gewissen Dienstleistungen am Hofe des Herrn, namentlich bei feierlichen Familienereignissen, bald in allerhand andern Prästationen bestanden. Als eine Art Lehnsdienst erschien früher auch die Verbindlichkeit des Vasallen, im **Lehnsgericht** des Herrn (Mannengericht) als Lehnsschöffe zu erscheinen und zu handeln. Mit der Errichtung besonderer stehender Behörden als **Lehnshöfe** ist aber diese Art des Lehnsdienstes in Wegfall gekommen und ebenso hat, wie schon bemerkt, der Lehnskriegsdienst seit der veränderten Art des Kriegführens aufgehört. Da aber die Vasallen für ihre Güter, in besonderer Rücksicht auf den von ihnen zu leistenden Kriegsdienst, die Steuerfreiheit erwarben, so hat, seitdem die Lehnskriegsdienste allmälig in Wegfall gekommen sind, ein langer Kampf und Streit darüber zwischen ihnen und den Landesherren oder Staatsregierungen stattgefunden, ob die Vasallen ein entsprechendes Äquivalent für die nicht mehr geleisteten Kriegsdienste zu zahlen haben oder nicht und ob die Steuerfreiheit ihrer Güter nur gegen Entschädigung aufgehoben werden könne oder nicht. Der Herr hat ferner das Recht auf die Ertheilung einer **Eventualbelehnung** und Anwartschaft. Jene ist die Belehnung, vermöge welcher der Herr das von dem Vasallen besessene Lehn einem Andern unter der Voraussetzung des Anheimfalls in Lehn gibt, sodaß der Eventualbelehnte bis dahin weder den Besitz noch Genuß des Lehns hat. Durch die Ertheilung der Anwartschaft wird Dasselbe bezweckt, nur daß sie auf einem bloßen Vertrag und keiner Belehnung beruht.

Der Vasall hat in Folge des dominium utile (nutzbares Eigenthum) im Wesentlichen dieselben Rechte an der Lehnssache, die dem vollen Eigenthümer zustehen, nur daß er bei der Veräußerung und Verpfändung beschränkt ist. Die Veräußerung des Lehns, selbst die nur theilweise, war dem Vasallen auf das strengste verboten und, wenn sie erfolgte, als Feloniefall mit

dem Verluste des Lehns selbst bedroht. Dies hatte im Mittelalter seinen Grund darin, daß das Lehnswesen die Grundlage des öffentlichen Lebens, namentlich des Kriegsdienstes war, sodaß es dem Herrn nicht gleichgültig sein konnte, ob er Diesen oder Jenen zum Vasallen hatte. Wo jenes Verhältniß noch besteht, kann der Vasall nur dann das Lehn veräußern, wenn er dazu die ausdrückliche Einwilligung nicht nur des Herrn, sondern auch der lehnsfolgefähigen Agnaten erlangt hat, indem diesen durch die Veräußerung ihre Successionsrechte entzogen werden. Hierbei ist noch zu bemerken, daß das dominium utile am Lehn auf den neuen Erwerber nicht schon durch die außergerichtliche Übergabe der Lehnssache übergeht, sondern erst durch die Investitur, die also hier dieselben Wirkungen hat, aber auch dieselben Formen voraussetzt, wie bei der Errichtung eines Lehns aus Allod. Unter ähnlichen Voraussetzungen kann auch ein Lehn in freies Eigenthum verwandelt, allodificirt werden. Als eine Art erlaubter Veräußerung des Lehns von Seiten des Vasallen erscheint die **Afterbelehnung** oder diejenige Belehnung, durch welche mit Beibehaltung des bestehenden Lehnsverhältnisses dieses für einen Andern so begründet wird, daß er als Vasall (Aftervasall) des Vasallen erscheint. Wie der Vasall in Bezug auf die Veräußerung des Lehns beschränkt ist, so findet dies auch rücksichtlich der Schuldenbelastung statt. Die Schulden nämlich, welche der Vasall macht, haften der Vermuthung nach nur auf seinem Allodialvermögen und nicht auf seinem Lehn, sodaß es eines besondern rechtlich anerkannten Grundes bedarf, wenn eine Schuld des Vasallen aus dem Lehn bezahlt werden oder die Natur der **Lehnsschuld** annehmen soll. Eine solche ist nämlich dann vorhanden, wenn ein Gesetz eine gewisse Art von Schulden als Lehnsschulden anerkennt (gesetzliche Lehnsschulden). Der Grund dafür ist in der Regel die Verwendung des Geldes zum Besten des Lehns oder eine andere Billigkeitsrücksicht, weshalb z. B. die Begräbnißkosten des letzten Vasallen als gesetzliche Lehnsschulden gelten. Schulden des Vasallen können aber auch dadurch zu Lehnsschulden werden, daß sie der Herr und die Agnaten als solche anerkennen, ihnen also die Eigenschaft und Wirkung von Lehnsschulden beilegen (verwilligte Lehnsschulden). Hierbei kommt es noch darauf an, ob jene zugleich auch dahin ihre Zustimmung geben, daß das Lehn für die fragliche Schuld verpfändet oder mit einer Hypothek belastet werde oder nicht. Eine eigene Art Lehnsschulden kann auch dadurch begründet werden, daß der Vasall für die Einwilligung der Agnaten in die Veräußerung des Lehns, oder dafür, daß sie sich verbindlich machen, wenn ihnen das Lehn kraft der Erbfolge anfallen sollte, dasselbe an die Allodialerben abzutreten, jenen, den Agnaten, ein Capital aussetzt, welches sie entweder statt des Lehns eintretenden Falls zur freien Verfügung aus dem Lehn ausgezahlt erhalten, oder den Zinsengenuß davon so beziehen, daß sie in dieses Recht so succediren, wie in das Lehn selbst succedirt wird (**Lehnsstamm**). Hinsichtlich der Wirkungen der Lehnsschulden endlich sind dieselben insofern verschieden, als sie bald nur dann aus dem Lehn bezahlt werden, wenn kein hinreichendes Allodialvermögen vorhanden ist, bald unbedingt. Sodann werden sie in der Regel aber auch nur aus den Früchten des Lehns oder dem Ertrage desselben bezahlt, wenn nicht deshalb ein Pfandrecht am Lehn bestellt ist; nur im letztern Falle kommt es also zur Subhastation des Lehns, während außerdem blos Sequestration desselben eintritt. Noch ist die Sonderung des Lehns vom Allod zu erwähnen. Diese wird dann nöthig, wenn das zeither in der Person des Vasallen Vereinte auf Verschiedene kommt, sodaß der Eine das Lehn, ein Anderer das Allod erhält, z. B. wenn das Lehn dem Herrn anheimfällt, oder wenn es auf Jemand vererbt wird, der das Allodialvermögen nicht erhält. Bei dieser Auseinandersetzung ist in Betracht zu ziehen, daß die Vermuthung für die allodiale Eigenschaft der Pertinenzen streitet und daß hinsichtlich der Vertheilung der Früchte, der Erstattung der Lehnsverbesserungen oder Lehnsverschlechterungen die gemeinrechtlichen Grundsätze zumeist zur Anwendung kommen. Das Lehn hört auf Lehn zu sein, wenn das dominium directum mit dem dominium utile vereint wird, und dies kann so geschehen, daß der Herr zu seinem dominium directum noch das dominium utile hinzuerwirbt (Consolidation), oder, was der gewöhnlichere Fall ist, daß der Vasall zu seinem dominium utile noch das dominium directum erlangt (Appropriation).

Le Hon (Charles, Graf von), belg. Staatsmann, geb. 1790 aus einer bürgerlichen Familie zu Tournai, studirte die Rechtswissenschaften und gewann als Advocat durch gründliche Kenntnisse und Gewandtheit in den gerichtlichen Verhandlungen bald solchen Einfluß, daß er 1825 zum Mitgliede der zweiten Kammer der Generalstaaten des damaligen Königreichs der Niederlande gewählt wurde. In dieser Stellung schloß er sich den Gegnern der damaligen Regierung an, ohne jedoch an der belg. Revolution von 1830 unmittelbaren Antheil zu nehmen. Noch in demselben Jahre von seiner Vaterstadt zum Mitgliede des Congresses erwählt und von der Pro-

visorischen Regierung ins diplomatische Comité gezogen, stimmte er fortwährend mit der als Doctrinaires bezeichneten gemäßigten Partei, deren Werk die Constituirung des neuen Königreichs Belgien nach innen wie nach außen war. Nachdem er Mitglied der Deputation gewesen, die dem Herzoge von Nemours die belg. Krone antragen sollte, wurde er vom Regenten im März 1831 zum Gesandten Belgiens am franz. Hofe ernannt, eine Stelle, die er ununterbrochen bis 1842 begleitete, wo der Bankrott seines Bruders, eines Notars in Paris, in den er mit verwickelt war, ihn nöthigte, seine Entlassung zu nehmen und sich ins Privatleben zurückzuziehen. Die mehrfachen Auszeichnungen, die ihm auf diesem Posten sowol vom franz. Hofe wie von seinem Könige, der ihn 1836 in den Grafenstand erhob, zu Theil wurden, beweisen, daß er seine schwierigen Amtsgeschäfte zur Zufriedenheit beider Regierungen erfüllte. Doch hat man ihm den Vorwurf gemacht, daß er als eifrigster Vertreter des innigsten Bündnisses zwischen Belgien und Frankreich häufig mehr auf die Ansichten des franz. Cabinets eingegangen sei als auf die seiner eigenen Regierung, besonders bei den Unterhandlungen über den Vertrag der 24 Artikel. Seit dem 13. Jan. 1847 ist L. Mitglied der zweiten Kammer und bekennt sich entschieden zu den Grundsätzen des Liberalismus. Die nahe Verbindung jedoch, in die seine in Paris lebende Familie mit dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 getreten ist, hat ihm manches patriotische Herz entfremdet.

Lehrfreiheit im engern Sinne (im Unterschiede von Preßfreiheit, welche sich auf die Verbreitung wissenschaftlicher Lehren durch das gedruckte Wort bezieht) ist die den Lehrern an Schulen, Universitäten und Kirchen (den Predigern) eingeräumte Freiheit, unbeschränkt durch äußern Zwang alles Dasjenige vorzutragen, was sie für wahr und ihren Zuhörern oder Schülern für zuträglich halten. Wie weit eine solche von Seiten des Staats und der Kirche zu gestatten sei, ist eine sowol in der Theorie als in der Praxis, namentlich in Deutschland, sehr verschiedenartig gelöste Streitfrage. Die kath. Kirche, in natürlicher Consequenz ihres Princips der Unfehlbarkeit und Einheit, hat jederzeit die Lehrfreiheit ihrer Geistlichen und Lehrer auf das engste Maß beschränkt oder eigentlich ganz ausgeschlossen, indem sie strenge Unterordnung derselben unter ihre eigenen Lehren foderte. Noch in jüngster Zeit ward solche Strenge gegen die Hermesianische Lehre und ihre Anhänger, gegen Bolzano in Prag, gegen Lacordaire in Frankreich u. A. in Anwendung gebracht. Die protest. Kirche verfuhr in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens nicht viel weniger ängstlich gegen die Freiheit der kirchlichen und wissenschaftlichen Lehre, und Abweichungen von dem Buchstaben der Symbolischen Bücher auf der Kanzel oder dem Katheder wurden von ihr und den ihr dazu den weltlichen Arm leihenden protest. Regierungen oft aufs härteste geahndet. In der engl. Kirche hat sich auch diese Strenge so ziemlich erhalten, wogegen die Freiheit der Überzeugung und der Lehre in England ihre natürliche Äußerung und Befriedigung in der freigegebenen Bildung neuer religiöser Gemeinschaften findet. Für den deutschen Protestantismus, der von jeher schon wegen seiner territorialen Zerrissenheit zu keiner recht festen und einheitlichen kirchlichen Gestaltung, ebenso wenig aber zur vollen Entwickelung des Princips individueller Überzeugung in der Form freier Sektirung gelangen konnte, war die Freiheit der Kanzel und des theologischen Katheders eine nicht so leicht zu lösende Frage. Hier schwankte man vielfach zwischen größter Duldung und härtester Beschränkung hin und her. Für jene gab Friedrich II. von Preußen, für diese sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. das einflußreichste Beispiel. Diese Schwankungen haben bis auf die neueste Zeit fortgedauert. Die Entfernung Bruno Bauer's und Strauß' vom theologischen Katheder, Wislicenus', Rupp's, Uhlich's u. A. von der Kanzel wegen ihrer für unverträglich mit den Grundlehren des positiven Christenthums erachteten Ansichten sind die denkwürdigsten Beispiele von Beschränkung der Lehrfreiheit in dieser Beziehung aus der jüngsten Vergangenheit, wobei noch das zu bemerken, daß Bauer und Strauß nicht sowol wegen ihrer akademischen Vorträge als wegen ihrer Schriften entsetzt wurden. Die Frage der Lehrfreiheit theologischer Universitätslehrer, sowol im Allgemeinen als in Beziehung auf den besondern Fall, ward bei dieser Gelegenheit mehrfach und von verschiedenen Standpunkten aus verhandelt; so in den beiden Schriftchen von Gruppe: „Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit" (1842) und „Lehrfreiheit und Preßunfug" (1843), welche beide für die Regierungsmaßregeln stimmen, und in der Gegenschrift von Räbiger: „Lehrfreiheit und Widerlegung der kritischen Principien von B. Bauer" (1843), ganz besonders aber in den auf Erfodern der Regierung von den sechs evang.-theologischen Facultäten der preuß. Universitäten abgegebenen Gutachten über den Bauer'schen Fall (im Druck erschienen Berlin 1842); dann wieder, einige Jahre später, in den von den sogenann-

ten Protestantischen Freunden, Uhlich u. A., und ihren Gegnern gewechselten Streitschriften, sowie in den Verhandlungen der protest. Synoden der östlichen preuß. Provinzen (seit 1844).

Auch dem philosophischen Lehrstuhl blieb seine Freiheit nicht immer unverkümmert, zumal da, wo sein Gebiet mit dem der Theologie sich berührte. Besonders bekannt in dieser Hinsicht sind aus dem vorigen Jahrhundert die Verfolgungen gegen Christ. Wolf, der unter Friedrich Wilhelm I. aus Halle und ganz Preußen weichen mußte, nach Friedrich's d. Gr. Thronbesteigung aber zurückgerufen ward, und gegen Fichte, der auf Andringen der kurfürstl. sächs. Regierung von seinem Lehramt in Jena entfernt ward, dagegen in Berlin Aufnahme und Anstellung fand. Eine ähnliche gegen den Theologen Paulus wegen seines Rationalismus beabsichtigte Maßregel hatte Herder als weimarischer Generalsuperintendent glücklich abgewendet. In neuerer Zeit erregte großes Aufsehen die Entfernung Vischer's in Tübingen von seinem Lehrstuhle der Ästhetik. Man warf ihm vor, er habe pantheistische Ansichten gelehrt. Wie vom religiösen, so hat die Lehrfreiheit auch vom politischen Standpunkte aus öfter Beschränkungen erfahren müssen. So verfielen in den zwanziger Jahren in Paris die geschichtlichen Vorlesungen Guizot's, die philosophischen Cousin's, beide als zu freisinnig, in den dreißiger Jahren in Berlin die Vorträge von Gans über neuere Geschichte einem Regierungsverbot; so durfte Biedermann in Leipzig von 1846—48 nicht über Staatsrecht lesen und Prutz mußte 1847 seine in Berlin vor einem größern Publicum begonnenen Vorlesungen über neuere Literatur wegen ihrer politischen Beimischung auf Befehl der Behörde einstellen. Auf den östr.-deutschen Universitäten war bis 1848 der Lehrvortrag in den meisten Fächern so wenig frei, daß die Lehrer gehalten waren, entweder streng an bestimmte Lehrbücher sich zu binden, oder ihre Vorlesungshefte zur vorherigen Prüfung einzureichen. Seit 1848 ist hier etwas mehr Freiheit eingetreten. Von Bundes wegen ward eine Beschränkung der Lehrfreiheit auf den Universitäten erstrebt durch den Beschluß vom 19. Sept. 1819, der die Einsetzung von Regierungscommissarien zur Überwachung der akademischen Vorträge und die Entfernung akademischer Lehrer wegen „Verbreitung verderblicher, der öffentlichen Ordnung und Ruhe feindseligen oder die Grundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen untergrabender Lehren" verfügte, sowie durch die Erklärung vom 11. Dec. 1823, worin die Bundesversammlung „der hohen Weisheit sämmtlicher Bundesregierungen mit vollem Vertrauen die Fürsorge anheimstellte, daß nicht auf ihren Schulen und Universitäten die neuen Bundeslehren und Theorien Eingang fänden und dadurch von den eigentlichen Verhältnissen des Bundes falsche Ansichten verbreitet würden". Auf den Schulen ist natürlich das Maß der Lehrfreiheit jederzeit viel enger gesteckt gewesen als auf den Universitäten. Hier hat man nicht selten neben dem Verbieten Dessen, was nicht gelehrt werden sollte, auch noch positiv auf die Richtung des Unterrichts von gewissen religiösen oder politischen Gesichtspunkten aus einzuwirken versucht. Wol das Ärgste in dieser Hinsicht war die Art, wie Napoleon I. die Unterweisung in der Anhänglichkeit an seine Person und seine Regierungsmaximen zu einem Zwangsgegenstand des Unterrichts in den Schulen machte.

Eine befriedigende Lösung der Frage der Lehrfreiheit ist nur möglich auf dem Boden vollständiger Culturfreiheit einerseits und vollständiger Unterrichtsfreiheit andererseits. Diese letztere hat man daher auch wol öfter selbst als Lehrfreiheit oder als „Lehr- und Lernfreiheit" bezeichnet; indessen ist doch zwischen ihr und Dem, was man gewöhnlich unter Lehrfreiheit versteht, noch zu unterscheiden. Wo Freiheit des Unterrichts für Jedermann besteht, wo ferner jede Religionsgesellschaft unabhängig und unbeschränkt sich als solche constituiren kann, da ist der Freiheit wissenschaftlicher und religiöser Überzeugung und ihrer Verbreitung durch die mündliche Lehre ein weiter Raum geöffnet, innerhalb dessen ihr keine andere Schranke zu stecken sein wird als die, welcher auch die Preßfreiheit unterliegt, nämlich das allgemeine Strafgesetz. Namentlich erledigt sich damit der Theil der Frage, welcher von jeher zu den meisten Scrupeln Anlaß gegeben hat, wie weit Lehrfreiheit zu gestatten sei in religiösen Dingen. Wo es keine Staatskirche gibt, da braucht der Staat sich auch nicht darum zu sorgen, was auf den Kanzeln und den theologischen Lehrstühlen der verschiedenen Kirchen oder kirchlichen Sekten gelehrt werde, kann vielmehr diese Sorge ruhig den leitenden Organen dieser Gemeinschaften selbst überlassen. Finden diese für nothwendig, die Lehrfreiheit in ihrem Bereich zu beschränken, so kann dies doch, da ihnen keine äußere Gewalt zur Seite steht, nur mit freier Zustimmung der Gemeinschaftsgenossen geschehen, und außerdem steht ja einem jeden von diesen, wenn er sich durch solche Verfügungen beengt fühlt, der Austritt aus einer solchen Gemeinschaft offen. Was die sonstigen Gebiete der Lehrfreiheit betrifft, insbesondere das politische, so wird man dem Staate allerdings das Recht einräumen müssen und auch unbedenklich einräumen können, daß er für seine Lehranstal-

ten gewisse Lehrnormen festsetze und auf deren Beobachtung halte, sobald nur daneben jedem Einzelnen und jeder Gemeinschaft freisteht, ebenfalls Lehranstalten und zwar von jedem Einfluß des Staats (die Unterordnung unter die allgemeinen Strafgesetze natürlich ausgenommen) unabhängige zu errichten. Nur eine solche principielle Lösung der Frage über Lehrfreiheit könnte den langen Streit zu einem wirklich allen berechtigten Foderungen genugthuenden Austrag führen. Jede andere, entweder auf blos persönlicher Duldung, Freisinnigkeit und Wohlmeinendheit oder gar auf parteilicher Einseitigkeit beruhende Maßnahme wird immer nur den einen Theil befriedigen, den andern aber unterdrücken und erbittern, wird eine stete Unsicherheit, ein stetes Schwanken in der Praxis der Behörden und in dem Entwickelungsprocesse des geistigen Lebens der Nation herbeiführen.

Lehrgedicht oder **didaktisches Gedicht**. Es ist oft in Frage gestellt worden, ob die didaktische Poesie als besondere Dichtungsart mit dem Begriffe und Wesen der Dichtkunst bestehen könne. Soll nämlich das Wesen eines Gedichts und seine eigentliche Absicht in Belehrung liegen, so läßt sich damit eine reine, freie Begeisterung und der wahre Zweck der Poesie kaum vereinigt denken, das Werk muß nothwendigerweise zu einem Erzeugnisse der Reflexion werden, das nur mit dem äußern Schimmer der Poesie ausgeschmückt ist. Soll aber das Wesen eines Gedichts nicht in der Belehrung bestehen, so ist jedes Gedicht mehr oder weniger didaktisch zu nennen und eine besondere didaktische Dichtungsart gar nicht anzunehmen. Will man indeß einzelne Gedichte mit einigem Rechte didaktisch nennen, so würden es diejenigen sein, bei welchen überhaupt ein Zweck zu lehren hervortritt, sie mögen übrigens epische oder dramatische Form haben, und solche, in denen weder ein epischer noch ein dramatischer Stoff zum Grunde liegt, sondern gewisse Wahrheiten, in dem Spiegel der poetischen Begeisterung aufgefaßt, in Allegorien, Visionen u. s. w. lyrisch dargestellt werden. Die Gedichte der letztern Art gehören zu den ältesten Denkmälern der Poesie, z. B. das Buch Hiob und große Theile der alttestamentlichen Propheten; vortreffliche Sachen finden sich auch in dieser Gattung unter Schiller's lyrischen Dichtungen, wie z. B. „Die Glocke", „Der Spaziergang" u. s. w. Dagegen kündigt in der Regel das Entstehen und die Ausbildung der eigentlich sogenannten Lehrpoesie schon den Verfall der Poesie eines Volkes oder das Schwanken zwischen Poesie und Reflexion an. Dies zeigen des Lucrez poetische Darstellung des Epikurischen Systems in dem Gedichte „De rerum natura"; die am meisten durch poetische Einzelheiten, besonders durch Episoden und Bilder glänzenden „Georgica" des Virgil, welche fast allen spätern didaktischen Dichtern zum Muster gedient haben; Ovid's „Ars amandi", die jedoch ins Scherzhafte übergeht, und des Horaz „Ars poetica"; die engl. Lehrgedichte eines Davies, Dyer, Akenside, Dryden, Pope, Young und Darwin, die französischen eines Racine, Boileau, Dorat, Lacombe und Delille und die deutschen eines Opitz, Haller, Hagedorn, Cronegk, Uz, Dusch, Lichtwer, Tiedge, Neubeck, Rückert u. A. Überhaupt gibt es fast keinen so unpoetischen Gegenstand, den man nicht in Lehrgedichten behandelt hätte. Außer dem größern Lehrgedichte rechnet man zur didaktischen Poesie auch die beschreibenden Gedichte, die poetische Epistel, die sogenannte Äsopische Fabel und die Parabel, sowie auch die Satire und gewisse Arten des Epigramms.

Lehrsatz oder **Theorem** (theorema) nennt man in dem Systeme der Erkenntnisse einen Satz, welcher aus den Grundsätzen einer Wissenschaft erwiesen oder bewiesen, d. h. durch Schlüsse abgeleitet ist. So sind z. B. alle Sätze der Arithmetik und Geometrie, die Axiome und Grundsätze ausgenommen, Lehrsätze, weil sie sich durch lückenlose Folgerungen und Beweise aus jenen ableiten lassen. In den empirischen Wissenschaften nennt man Lehrsätze wol auch solche Sätze, die sich durch eine hinlängliche Anzahl von übereinstimmenden Thatsachen belegen lassen.

Leibeigenschaft oder **Leibeigenthum** besteht darin, daß Jemand nebst seinen Nachkommen einem Herrn zu Diensten und Abgaben, am häufigsten in Rücksicht auf ein Grundstück, ohne jedoch Eigenthumsrechte an demselben zu haben, so verpflichtet ist, daß dadurch gewisse Rechte der bürgerlichen Freiheit verloren gehen. Die Leibeigenschaft entsteht durch Geburt, wobei das Kind dem Stande der Mutter folgt, durch Verheirathung und durch freiwillige Ergebung, zuweilen auch durch die Niederlassung unter Leibeigenen nach dem Sprüchwort: „Die Luft macht eigen." Die Leibeigenen heißen Eigene, Hauseigene, Bluteigene, Eigenbehörige, Gutseigene und Eigenarme, der Herr des Leibeigenen der Erb- oder Leibherr. Unter den Deutschen, sowie auch unter andern Nationen entstanden die Leibeigenen ursprünglich aus den Gefangenen, die man im Kriege machte, und fremden Sklaven, die man durch den Handel mit Ausländern an sich brachte, und denen beiden man bei der Menge vorhandenen Landeigenthums Land zutheilte unter der Bedingung, daß sie Frohnen und Zinsen leisteten. Zum Theil aber entstand die Leib-

eigenschaft auch durch freiwillige Ansiedelung mittels Vertrags und durch Eroberung. In Folge der Leibeigenschaft darf der Leibeigene weder den ihm anvertrauten Hof noch seinen Wohnort verlassen, und der Herr kann ihn zurückfodern, wenn er sich in ein Verhältniß begibt, das ihn unfähig macht, seine Pflichten zu erfüllen. Seine Kinder können ohne Einwilligung des Leibherrn keine andere Lebensart wählen als die, worin sie geboren sind. Kein Leibeigener und keine Leibeigene darf sich ohne Vorwissen des Erbherrn verehelichen, und für die Einwilligung des Letztern muß noch überdies der Bedemund (Frauenzins, Klauenthaler, Hemdschilling, Busengeld oder Busenhuhn) entweder in Geld oder in natura entrichtet werden. Der Leibeigene ist körperlichen Strafen und Züchtigungen unterworfen; kann von dem Herrn von seinem Gute vertrieben werden, was man die Abäußerung nennt; muß die auf seiner Person haftenden ungemessenen Zinsen und Dienste und den Eid der Unterthänigkeit (Erbeid) leisten. Er konnte auch in den Staaten, wo die Leibeigenschaft in ihrer ganzen Strenge herrschte, auf den Todesfall über seinen Nachlaß nichts anordnen, da Alles dem Leibherrn gehörte, während in manchen Provinzen der Leibherr nur einen Theil aus dem Nachlasse des Leibeigenen erhielt. Im Übrigen aber sind die Leibeigenen nicht etwa den Sklaven gleichzuachten. Sie stehen unter den Gerichten, können Vermögen erwerben, haben Familienrechte, können Processe führen, Zeugniß ablegen u. s. w. Auch muß der Herr für ihren Unterhalt sorgen, wenn sie sich nicht selbst ernähren können. Nach den Graden der Strenge unterscheidet man die strengste Leibeigenschaft, wie sie in Deutschland nur in den ehemaligen wendischen Landen, z. B. der Lausitz, Pommern und Mecklenburg, und in Holstein vorkam; die mittlere Leibeigenschaft bei den Eigenhörigen in Westfalen und einigen angrenzenden Ländern (s. **Hörigkeit**), und die gelindeste, auch Erbunterthänigkeit genannt, welche z. B. in der sächs. Oberlausitz bestand. Die härteste Leibeigenschaft bestand in Holstein und Mecklenburg, in welchem erstern Lande sie sich erst nach 1597 ausbildete, während sie früher gar nicht vorhanden war. Die Leibeigenschaft wird durch Freilassung aufgehoben, wofür der Leibeigene seinem Herrn eine gewisse Summe, das Freikaufsgeld, zu bezahlen hat. Die Freilassung ist entweder eine freiwillige und stützt sich dann auf einen Vertrag, oder eine gezwungene, die durch die Obrigkeit erfolgt, wenn z. B. der Herr den Leibeigenen mishandelt, bei welcher letztern auch das Freikaufsgeld wegfällt. Seit dem Ende des 18. Jahrh. ist die Freilassung in den einzelnen deutschen Staaten durch Gesetze erfolgt, und zwar theils so, daß der Herr für alle hinweggefallenen Rechte entschädigt wurde, theils so, daß die persönlichen Folgen der Leibeigenschaft ohne Entschädigung verschwanden. Die letzten Reste der Leibeigenschaft in Deutschland wurden 1832 in der sächs. Oberlausitz und 1848 in den östr. Ländern getilgt. In Rußland hob bereits der Kaiser Alexander die Leibeigenschaft in Livland und Esthland auf; doch der Abschaffung dieses Verhältnisses im ganzen russ. Reiche stellen sich noch unauflösliche Schwierigkeiten und die gewichtigsten Bedenken entgegen. Indessen ist in neuerer Zeit auch hier die Leibeigenschaft durch feste Gesetze gemildert und beschränkt worden. Das russ. Volk, der gemeine Mann, d. h. der Bebauer des Feldes, der Viehzüchter, Holzhauer, Kleinkrämer, der Zimmermann, Maurer und gemeine Handwerker, die Dienerschaft in hundert Abstufungen, als Kutscher, Kosacken, Vorreiter, Kammerdiener und das ganze dienende Heer in den niedern Graden: sie alle gehören dem Stande der Leibeigenen an. Man darf übrigens mit dem Begriffe der Leibeigenschaft in Rußland nicht zugleich den der Armuth und des Elends verbinden. Viele Leibeigene, sowol von den Kron- als Privatbauern, sind sogar Millionäre oder haben wenigstens große Capitale und fühlen sich in ihrer Lage so zufrieden, daß sie nicht einmal das ihnen von mancher Gutsherrschaft gewährte Recht der Loskaufung gegen eine mäßige Summe in Anspruch nehmen. Sie zahlen gern den jährlichen Obrok, wie die Abgabe der Leibeigenen heißt, oder leisten ihre Zahlung in Naturallieferungen, in einer gewissen Zahl Haselhühner, Weißfische, Schaffelle u. s. w. Ein Adelsmarschall in jedem Kreise nimmt zufolge einer Bestimmung des Kaisers Nikolaus ihre Rechte wahr und schützt sie gegen grobe Mishandlungen. Immer aber ist ihre größere oder geringere Abhängigkeit durch die Humanität oder Tyrannei ihrer Gebieter bedingt, und nur eine Macht steht den Letztern entschieden nicht mehr zu, nämlich die, sie willkürlich zu verkaufen und so die Bande der Ehe nach Willkür zu lösen. Der Leibeigene selbst ist an sein Grundstück gebunden und nur mit demselben veräußerlich. Das Gut kann mit allen Seelen verkauft und verpachtet werden, nicht aber der Leibeigene ohne das Gut.

Leibgedinge, Leibgut oder Leibzucht nennt man im Allgemeinen ein nur für das Leben eines Menschen bedungenes Verhältniß, eine Nutznießung, Rente u. s. w., insbesondere, als Witthum (dotalitium, douaire), das einer Witwe nach manchen deutschen Particularrechten

und Statuten zustehende Recht, nach ihres Mannes Tode aus dessen Lehnsgütern gewisse lebenslängliche Renten, meist die vierfachen Zinsen ihrer eingebrachten Mitgift, zu genießen. Oft wird der Witwe ein Grundstück zum Leibgedinge angewiesen, wovon sie den Nießbrauch hat.

Leibniz (Gottfr. Wilh., Freiherr von), einer der größten Gelehrten und scharfsinnigsten Denker aller Zeiten, wurde 6. Juli 1646 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Professor der Rechte war. Als Schüler der dasigen Nikolaischule hatte er Jak. Thomasius zum Lehrer, und schon in seinem 15. J. bezog er die Universität. Er hatte die Jurisprudenz als Berufswissenschaft gewählt, aber frühzeitig zog ihn unter seinen vielseitigen Studien besonders die Philosophie an. Bereits 1663, noch vor seinem Abgange auf die Universität zu Jena, schrieb er die von einer genauen Kenntniß der scholastischen Philosophie zeugende Abhandlung „De principio individui" (wieder herausgegeben von Guhrauer, Bresl. 1837), in welcher er sich für den Nominalismus erklärte. In Jena wirkte besonders der Unterricht des Philosophen und Mathematikers Erh. Weigel anregend auf ihn ein. Obwol er nach der Rückkehr in seine Vaterstadt durch die Abhandlungen „Specimen difficultatis in jure" (1664), „De conditionibus" (1665) und „De arte combinatoria" (1666) glänzende Proben seines Scharfsinns und seiner Kenntnisse gab, wurde ihm doch wegen Miswollen der ältern Glieder des Spruchcollegiums, die seine große Jugend zum Vorwande nahmen, die juristische Doctorwürde verweigert. Er verließ deshalb sein Vaterland, um nie dahin zurückzukehren, und promovirte in Altdorf mit der Abhandlung „De casibus perplexis in jure" (1666). Eine Professur, welche man ihm dort anbot, lehnte er ab; auch später hatte er nie Neigung zum akademischen Lehramte. Eine Gesellschaft von Rosenkreuzern und Alchymisten, unter welche er gerieth, konnte ihn nicht lange fesseln. Im J. 1667 lernte er den Baron J. Chr. von Boyneburg kennen, der, früher Minister des Kurfürsten von Mainz, damals in der Zurückgezogenheit lebte. Mit diesem ging er nach Frankfurt und von hier nach Mainz, wo er sich dem Kurfürsten Joh. Philipp von Schönborn durch die ihm gewidmete reformatorische Abhandlung „Methodus nova docendae discendaeque jurisprudentiae (1668) empfahl. Auch arbeitete L. für Boyneburg mehre publicistische Schriften aus. So 1669 bei Boyneburg's Gesandtschaft nach Polen das „Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo" und ebenso, als die ehrgeizigen Plane Ludwig's XIV. Deutschland immer mehr bedrohten, das „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reiche auf festen Fuß zu stellen". Namentlich gehört ihm das Project, Ludwig's XIV. Ehrgeiz von Deutschland auf Ägypten abzulenken. Er wurde 1672, obgleich Protestant, zum Rath beim höchsten Gerichte des Kurfürsten ernannt und ging dann, angeblich als Führer des jungen von Boyneburg, nach Paris, wo er für Ludwig XIV. das „Consilium Aegyptiacum" schrieb. Nach engl. und franz. Geschichtschreibern soll Bonaparte bei seiner ägypt. Expedition von 1798 die wieder aufgefundenen, an Ludwig XIV. gerichteten Denkschriften L.'s benutzt haben, was sich indessen als unhaltbar erweist. (Vgl. hierüber Guhrauer, „Kurmainz in der Epoche von 1672", 2 Bde., Hamb. 1839). Jener politische Plan L.'s in Bezug auf Ägypten scheiterte zwar, doch blieb der Aufenthalt L.'s in Paris, von wo aus er auch London besuchte, von großem Einflusse auf seine wissenschaftliche Ausbildung. Durch die persönliche Bekanntschaft mit Huyghens, Wallis, Boyle, Oldenburg und Newton, seinem nachherigen Nebenbuhler, wurde er namentlich auf tiefere mathematische Studien geführt, deren glänzendes Resultat die große Erfindung der Differentialrechnung (s. d.) war. Das Anerbieten, der pariser Akademie als Pensionär beizutreten, schlug er aus, weil es an die Bedingung des Übertritts zum Katholicismus geknüpft war. Dagegen erhielt er von dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg eine Rathsstelle mit Pension und der Erlaubniß willkürlicher Verlängerung seines Aufenthalts im Auslande. Im J. 1676 folgte er dem Rufe als Bibliothekar und Rath des Herzogs von Hannover. In Hannover, wo er nun bis an das Ende seines Lebens blieb, eröffnete sich ihm ein überaus vielseitiger Geschäftskreis, dem selbst ein solcher Kopf wie der seinige nicht ohne Zersplitterung seiner Kräfte genügen konnte. So nahm er z. B. an den Verhandlungen des Nimwegener Friedens durch die Schrift „Caesarini Furstenerii de jure suprematus ac legationis principum Germaniae" (1677) Theil. Später wurde er beauftragt, die Geschichte des Hauses Braunschweig zu schreiben, und reiste deshalb, um die nöthigen Urkunden zu sammeln, 1687 nach Wien und Italien. Die Früchte dieser umfassenden historischen Arbeiten waren der „Codex juris gentium diplomaticus" (2 Bde., Hannov. 1693—1700), die „Scriptores rerum Brunsvicensium illustrationi inservientes" (3 Bde., Hannov. 1707—11), die „Accessiones historicae" (2 Bde., Lpz. und Hannov. 1698—1700) und endlich die „Annales imperii occidentis Brunsvicensis", die erst

Pertz aus L.'s Handschrift herausgegeben hat (2 Bde., Hannov. 1843—45). Damit verband er etymologische Forschungen („Collectanea etymologica", Hannov. 1717), für welche er seine durch die Jesuiten bis nach China reichenden Verbindungen benutzte. Sein durch die Verwandtschaft der Häuser Hannover und Brandenburg unterstützter Einfluß machte es ihm möglich, in Berlin durch Friedrich I. 1700 eine Akademie der Wissenschaften zu stiften, deren erster Präsident er war. Etwas Ähnliches versuchte er ohne Erfolg in Dresden, ebenso in Wien. Gleichzeitig mit seinen historischen Arbeiten beschäftigte er sich eifrig mit dem durch die damaligen Verhältnisse begünstigten Plane einer Vereinigung der protest. und kath. Kirche, für welche sich der Herzog von Hannover, Ernst August, sehr interessirte. Er correspondirte darüber bis 1694 mit Pelisson und Bossuet und entwarf ein conciliatorisches „Systema theologicum" (zuerst gedruckt Par. 1819; deutsch von Räß und Weis, Mainz 1820; franz. von Broglie, Par. 1846), und nur die Consequenz des Katholicismus, der noch mehr Concessionen verlangte, als L. ohnedies zu machen geneigt war, ließ ihn diese Bestrebungen aufgeben. Daß er Kryptokatholik gewesen, ist indessen längst widerlegt. (Vgl. G. F. Schulze, „Über die Entdeckung, daß L. ein Katholik gewesen", Gött. 1827). Sein persönlicher Ruhm war so fest begründet worden, daß er sich die letzten Jahre seines Lebens mit Ehren und äußern Vortheilen überhäuft sah. Er wurde nicht nur in Hannover zum Geh. Justizrath und Historiographen, sondern auch von Wien aus zum Freiherrn und Reichshofrath mit 2000 Fl. Pension ernannt. Ebenso gab ihm Peter d. Gr., mit dem er 1711 eine Zusammenkunft in Torgau hatte, den Titel eines Geh. Raths und einen Jahrgehalt von 1000 Rubeln. Nur die Streitigkeiten mit Newton's Anhängern über die Priorität der Erfindung der Differentialrechnung, über welche die königl. Societät zu London ein keineswegs unparteiisches Urtheil sprach, trübten seine letzten Lebensjahre. Vgl. „Commercium epistolicum Dr. J. Collins et aliorum de analysi promota jussu regiae societatis in lucem editum" (Lond. 1712). L. starb an einem Gichtanfall zu Hannover 14. Nov. 1716. Seiner Leiche folgte Niemand als sein treuer Verehrer Joh. G. von Eccard. Die berliner Akademie und die londoner Societät ignorirten seinen Tod, während Fontenelle in Paris ihm eine glänzende Lobrede hielt. Seine Ruhestätte fand er in der neustädter Hofkirche zu Hannover, wo man ihm später ein schlichtes Monument mit der Aufschrift: Ossa Leibnitii setzte; doch ist man neuern Untersuchungen zufolge zweifelhaft geworden, ob er wirklich hier begraben worden. Sein Denkmal am Waterlooplatze in Hannover trägt am Fries der Kuppel die von Heyne angegebene Inschrift: Genio Leibnitii. Das Haus in Hannover, wo er wohnte und starb, kaufte 1844, um es vor dem Niederreißen zu bewahren, der König Ernst August. L. war von mittlerm Wuchse, mager, aber von fester Gesundheit; seine Gesichtsbildung war ausdrucksvoll; unermüdete Thätigkeit erhielt ihn immer heiter. Er arbeitete mit erstaunlicher Leichtigkeit. Für seine ausgebreitete Lectüre bediente er sich nur kleiner Zettel zu kurzen Excerpten, die er aber wegen seines vortrefflichen Gedächtnisses nicht wieder ansah. Im Umgange war er bescheiden. Seine Schriften sind oft Muster weltmännischer Feinheit; jedoch hat man ihm Zorn, Geldliebe und Eitelkeit zum Vorwurf gemacht. Sein Hauswesen vernachlässigte er; verheirathet war er nie. Vgl. über sein Leben, außer den ältern Schriften von Fontenelle (1716), Bailly (1769), J. G. von Eccard (1779), Jaucourt (1757), Kästner (1769) u. A., besonders Guhrauer, „G. W. Freiherr von L. Eine Biographie" (2 Bde., Bresl. 1842; mit Nachträgen 1846; englisch von Mackie, Boston 1845). Nach dem Gesagten ist es kaum zu verwundern, daß L. kein einzelnes Werk hinterlassen hat, dessen innere Vollendung der Größe seines Geistes entspräche. Seine meisten wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich die mathematischen und philosophischen, sind kurze Aufsätze, die er in Zeitschriften, wie den „Acta eruditorum", „Miscellanea Berolinensia", „Journal de Trévoux" und „Journal des savants", veröffentlichte; Vieles sprach er nur ganz gelegentlich in seinen überaus zahlreichen Briefen aus. Gesammelt wurden dieselben von Kortholt (4 Bde., Lpz. 1734—42), Gruber (2 Bde., Hannov. und Gött. 1745), Michaelis (Gött. 1755), Veesenmeyer (Nürnb. 1788), Feder (Hannov. 1815) und Cousin im „Journal des savants" (1844). Unter seinen philosophischen Schriften sind nur zwei von größerm Umfange, der „Essai de Theodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal" (2 Bde., Amst. 1710; herausgegeben von Jaucourt, 2 Bde., Amst. 1747; lat., Tüb. 1771; deutsch, Mainz 1820) und die gegen Locke gerichteten „Nouveaux essais sur l'entendement humain", die erst 50 J. nach L.'s Tode von Raspe in den „Oeuvres philosophiques de feu Mr. L." (Amst. und Lpz. 1765) herausgegeben wurden. Die erste, aber sehr unvollständige Sammlung seiner Werke unter-

nahm Ludw. Dutens (6 Bde., Genf 1768). In neuerer Zeit ist auch nach Raspe's Ergänzungen Manches geschehen, um L.'s Arbeiten vollständig zugänglich zu machen; außer dem schon Erwähnten sind zu nennen: „L.'s deutsche Schriften" (herausgegeben von Guhrauer, 2 Bde., Berl. 1838—40) und die Sammlung aller philosophischen Schriften L.'s von Erdmann (Berl. 1840).

Um L.'s Bedeutung als Philosoph kurz zu bezeichnen, muß daran erinnert werden, daß im 17. Jahrh. einerseits durch Galilei, Cartesius u. A. die ersten Versuche einer den hergebrachten scholastischen Formalismus überschreitenden Naturerklärung gemacht worden waren, andererseits das kirchliche Dogma, gestützt auf den Begriff der Offenbarung, als etwas Unantastbares dastand. Die Fortschritte der Physik und Mechanik hatten die Hoffnung erregt, innerhalb der Körperwelt werde sich Alles aus mechanischen Ursachen erklären lassen; nur über das Verhältniß zwischen Leib und Seele, d. h. zwischen materiellen und immateriellen Substanzen, konnte der Mechanismus keinen Aufschluß geben und jeder physische Zusammenhang zwischen beiden schien unbegreiflich. L. nun war mit den Versuchen der mechanischen Naturerklärung ganz einverstanden; aber schon frühzeitig sprach er aus, daß der Mechanismus tiefer liegende Gründe habe und daß man von der Mathematik rückwärts zur Metaphysik gehen müsse. Die Annahme eines physischen Einflusses (influxus physicus) zwischen Leib und Seele, dann zwischen allen Substanzen überhaupt, verwarf er ebenfalls; nur wollte er nicht eine fortwährende Reihe von Wundern zugeben, die das sogenannte System des Occasionalismus (s. d.) nöthig mache. So wurde er auf die Grundgedanken seiner **Monadologie** und die Annahme der **prästabilirten Harmonie** geführt. Monaden sind ihm die letzten einfachen, durchaus keine Theile habenden Substanzen, die allem Zusammengesetzten zu Grunde liegen. Sie können nur durch ein Wunder, d. h. durch Schöpfung oder Vernichtung entstehen oder vergehen; sie sind das wahrhaft Seiende, alles Übrige nur Erscheinungen, die aus ihnen resultiren. Namentlich also sind Raum und Zeit nichts Reelles, sondern nur Bezeichnungen einer gewissen Ordnung der Monaden; ebenso wenig ist aber die Materie identisch mit dem Raume. Jede Monade hat in sich ein inneres Princip ihrer Veränderungen; ihr wesentliches Merkmal ist diese innere Activität, die nicht durch die Einwirkungen anderer Monaden hervorgerufen, sondern nur in ihren Äußerungen gehemmt werden kann. Die allgemeinsten Ausdrücke für diese innere Activität sind Vorstellung und Bestrebung (perception und appetition); beide können aber verworren oder deutlich, bewußt oder unbewußt sein. Dadurch unterscheiden sich von den gleichsam ganz rohen Monaden (monades nudae) die Seelen der Thiere und der Menschen; Gott, die monas monadum, ist die ursprüngliche Monade. Die Ableitung der übrigen Monaden aus Gott, also die Schöpfung, versucht L. nirgends auf speculativem Wege aufzuklären; höchstens bezeichnet er sie durch das Bild einer Ausblitzung (Effulguration) aus Gott. Ebenso wenig kann die Art genügen, wie L. sich über das Verhältniß der Erscheinungen zu den Monaden und ihren innern Veränderungen erklärt. Die Erscheinungen sind entweder wie die unorganisirten Körper bloße Aggregate, wobei L. verschiedene Wendungen macht, die Materie bald auf eine Art von Repulsion (Antitypie), bald auf ein den Monaden von Gott besonders zugesellites materialisirendes Band (vinculum substantiale) zurückzuführen; oder sie bestehen, wie die organisirten und beseelten Körper, ins Unendliche hin immer wieder aus Organismen, deren jeden Gott besonders hervorgebracht hat. Die zusammengesetzten Organismen haben jeder seine mit ihrem Körper einmal für immer verbundene Centralmonade, sodaß es in diesem Sinne keinen eigentlichen Tod, sondern nur Umwandelungen der Lebensformen gibt. Einen ursachlichen Zusammenhang, eine eigentliche Einwirkung einer Monade auf die andere leugnete L. gänzlich, namentlich für das Verhältniß zwischen der Seelenmonas und dem Leibe. Daß die Bewegungen des Körpers den Vorstellungen und Willensacten der Seele entsprechen und umgekehrt, hat nach ihm seinen Grund in der von Gottes Macht und Weisheit ein für alle mal angeordneten (prästabilirten) Harmonie, vermöge deren die Veränderungen der einzelnen Monaden sich correspondiren wie der Gang gleichgestellter Uhren. Diese Harmonie dehnte L. so weit aus, daß er behauptete, jede Monade spiegele von ihrem Standpunkte aus, also innerhalb mehr oder weniger enger Schranken, das ganze Universum ab. Während er diese kühnen Hypothesen meist nur in Umrissen andeutete (vgl. vorzüglich „De primae philosophiae emendatione et de notione substantiae", 1694; „Système nouveau de la nature et de la communication des substances" nebst den „Éclaircissements" dazu, 1695; „Monadologie", gewöhnlich „Principia philosophiae ad principem Eugenium" genannt, 1714), war er dagegen sehr ausführlich, wo es galt, den religiösen Glauben gegen die Einwürfe des Skepticismus zu vertheidigen, wie sie damals namentlich Bayle mit vielem Scharfsinn geltend machte. Aus diesem Bestreben entstand die Theodicee.

Während nämlich Bayle aus dem Dasein des Übels und des Bösen gegen die Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes argumentirt, schließt L. umgekehrt: weil Gott allweise, allgütig und allmächtig ist, müsse angenommen werden, daß die vorliegende Welt unter den unendlich vielen möglichen Welten die beste sei, weil sie sonst Gott nicht gewählt und hervorgebracht haben würde. Gegen diesen Optimismus (s. d.) streite auch das Übel und das Böse nicht; denn das metaphysische Übel gehöre als nothwendige Schranke zu dem Wesen endlicher Dinge, das physische Übel aber und das moralische (das Böse) seien unvermeidliche Folgen davon. Wie sehr übrigens L. auch bereit war, alle theologischen Streitfragen mit einer großen Behutsamkeit und Schonung kirchlicher Lehrsätze zu behandeln, so war er doch nicht im geringsten gemeint, die wissenschaftliche Forschung einem blinden Glauben zum Opfer zu bringen. Philosophie und Offenbarung standen in seinen Augen zwar in keinem unausgleichbaren Widerstreit, aber es waren ihm doch ganz getrennte Gebiete. Die Philosophie als Wissenschaft hielt er für möglich zu demselben Grade von Evidenz zu bringen wie die Mathematik, und die allgemeine Gültigkeit Dessen, was er „ewige Wahrheiten" nannte, war ihm ganz unabhängig von dem Wechsel der Meinungen oder irgend einem Willen, selbst dem Gottes; daher übte er an der Lehre der Cartesischen Schule: gewisse Sätze seien deshalb wahr, weil Gott es so gewollt habe, oft eine beißende Kritik. Hierin liegt auch eigentlich sein Gegensatz zu Locke, den er in seinen „Nouveaux essais" mit viel mehr Hochachtung behandelt, als dies von der neuern speculativen Philosophie zu geschehen pflegt. Rücksichtlich der Frage über die Freiheit des Willens war er, gestützt auf den Satz des Widerspruchs und den des zureichenden Grundes, die er für die Grundpfeiler aller Philosophie erklärte, ein entschiedner Gegner des indeterministischen Freiheitsbegriffs und führte seine Ansicht in dem Streite mit dem Engländer Clarke siegreich durch. Ethische Begriffe hat er fast nur gelegentlich berührt. Spinoza wird von ihm häufig bekämpft, doch nirgends nach seiner tiefern Bedeutung gewürdigt. L.'s allgemeine Sprache oder „Charakteristik" sollte eine praktische Symbolik (allgemeine Begriffe oder Ideen) sein, also verschieden von Dem, was Andere unter einer allgemeinen Sprache verstanden haben. Da L. seine eigenthümlichsten Gedanken meist nur aphoristisch und fragmentarisch, wie er es gerade für den vorliegenden Fall am passendsten fand, vorgetragen hatte, so rühren die Versuche, sie in systematischer Form zusammenzuordnen, meist von seinen Anhängern her. Neben Chr. Wolf (s. d.) sind in dieser Beziehung besonders zu nennen: G. Bernh. Bilfinger oder Bülfinger, „Dilucidationes philosophicae de deo, anima et mundo" (3. Aufl., Tüb. 1746), „De origine et permissione mali" (Fkf. und Lpz. 1724) und „De harmonia animi et corporis praestabilita" (Fkf. und Lpz. 1723); Gottfr. Ploucquet, „Primaria monadologiae capita" (Berl. 1745) und viele andere logische und metaphysische Arbeiten. Vgl. Ludovici, „Entwurf einer vollständigen Historie der L.'schen Philosophie" (2 Bde., Lpz. 1737); L. Feuerbach, „Darstellung, Entwickelung und Kritik der L.'schen Philosophie" (Ansb. 1837); Zimmermann, „Leibniz und Herbart. Eine Vergleichung ihrer Monadologie" (Wien 1849).

Leibrenten (lat. vitalitium, franz. rentes viagères, engl. annuities upon lives) nennt man die Einkünfte eines Capitals, das unter der Bedingung dargeliehen wird, daß der Anleiher dem Gläubiger lebenslängliche und zwar höhere als sonst übliche Zinsen zahlt, mit des Letztern Tode aber das Capital erbt. Die Absicht von Seiten des Gläubigers hierbei ist, während seines Lebens nicht blos die Zinsen des Capitals, sondern auch das Capital selbst soviel wie möglich zu verzehren und dabei doch persönlich gedeckt zu bleiben. Bei Errichtung des Leibrentenvertrags und bei Bestimmung, wie groß die Rente sein soll, hat der Anleiher Rücksicht zu nehmen auf Alter, Leibes- und Gesundheitszustand des Darleihers, weil natürlich der Jüngere und Gesunde geringere Zinsen erhält als der Alte, Gebrechliche und Kränkliche, indem der Tod des Letztern, also der Verfall des geliehenen Capitals, früher zu erwarten ist als der des Erstern. Auch ihre Berechnung gründet sich, wie bei der Lebensversicherung überhaupt, auf die Sterblichkeitslisten (s. **Mortalität**), unter denen die von Deparcieux die vorzüglichsten sind. Die Leibrenten geben in der That ein Mittel an die Hand, durch welches einzelne Personen sich vor der relativen Armuth sichern, manche sogar in eine solche Lage sich setzen können, daß sie ihren gewohnten Aufwand zu vergrößern und statt eines hinreichenden Auskommens sich Überfluß für ihre Lebenszeit zu verschaffen im Stande sind, wobei aber allerdings auf die Erben nicht Rücksicht genommen wird. Wo deshalb solche Geschäfte sehr häufig sind, da nähren sie im bedauerlichsten Grade den Egoismus der lebenden Generation zum Schaden der Nachkommenschaft. (S. **Anleihen**, **Tontine** und **Lebensversicherung**.)

Leicester (sprich Lest'r), eine der mittlern Grafschaften Englands, zwischen Nottingham,

Lincoln, Northampton und Warwick, zählt auf 38 QM., wovon 36⅙ nutzbar sind, 235000 E. Der Boden, wellenförmig, nur hier und da von Höhen durchzogen, die jedoch selbst in dem unebensten Districte, dem Charnwood Forest, südlich von Loughborough, höchstens 800 F. hoch aufsteigen, ist für den Ackerbau, vorzüglich aber durch die ausgedehnten Hutungen und vortrefflichen Wiesen für die Viehzucht geeignet, im Norden und Westen reich an Steinkohlen, auch nicht unergiebig an Eisen, Blei und Galmei, an sehr gutem Kalk, an Schiefer u. s. w. L. wird in der Mitte vom Soar, einem Zuflusse des Trent, an der Südgrenze vom Welland und Avon bewässert und vom Unions-, Leicester-, Ashby- und andern Kanälen, sowie von mehren Eisenbahnen durchzogen. Das langgehörnte Leicesterrind, eine Spielart des lancasterschen, liefert die Milch zu dem ausgezeichneten und in großer Menge ausgeführten Käse, besonders dem um Melton Mowbray verfertigten Stilton. (S. **Huntingdon.**) Das treffliche Leicesterschaf liefert durchschnittlich 6 Pf. Langwolle und die Hammel sind wegen ihres Fleisches berühmt. Auch die Pferde von L. werden sehr geschätzt. Außerdem ist L. der Hauptsitz der Wollenstrumpfmanufactur und treibt mit deren, sowie mit den Erzeugnissen der Viehzucht einen bedeutenden Handel. Die Grafschaft zerfällt in sechs Hundreds, enthält 216 Kirchspiele und schickt sechs Mitglieder in das Parlament. Der bedeutendste Ort ist die Hauptstadt **Leicester**, ein Borough im Mittelpunkte der Grafschaft, am Soar und Leicesterkanal, eine der ältesten Städte Englands, mit 60700 E., einem Rathhause, fünf Kirchen, einer Börse, einem Theater und vielen Alterthümern. Sie bildet den Hauptsitz der Weberei von wollenen Strumpfwaaren, Hosenzeugen, Mützen und Handschuhen; auch verfertigt man daselbst Baumwollen- und halbseidene Waaren. Die Stadt ist die röm. Station Ratä im Lande der Coritani, ward schon 680 Bisthum, 914 mit Mauern und Gräben umschlossen, später Sitz der mächtigen Grafen von L., dann der Herzoge von Lancaster. In den J. 1414, 1425 und 1450 wurden daselbst Parlamente gehalten. In der 1413 gestifteten, jetzt verfallenen Abtei starb 1530 der Cardinal Wolsey, und während des Bürgerkriegs kämpfte L. gegen die Stuarts und bestand eine schwere Belagerung durch den Prinzen Ruprecht. Unter den andern Orten der Grafschaft sind bemerkenswerth: **Loughborough**, am Soar und Unionskanal, mit 12000 E., Wollen-, Baumwollen-, Bobbinet- und Spitzenmanufactur, Wollen- und Steinkohlenhandel; **Hinckley**, mit 10000 E., ein Hauptmarkt für grobe wollene Strümpfe und Ausfuhrort von Steinkohlen, Schiefer, Ziegeln und Holz; **Melton Mowbray**, sowol durch seinen großen Viehmarkt, den besuchtesten Englands, als durch die dortigen Fuchsjagden berühmt, und zwar in letzterer Beziehung als Hauptquartier der Leicesterjäger, deren Verein von dem Orte den Namen trägt; **Bosworth**, ein nur kleines Städtchen, aber berühmt durch das benachbarte Schlachtfeld, auf welchem 1485 Richard III. Krone und Leben durch den Grafen von Richmond, nachherigen König Heinrich VII., verlor.

Leicester (Rob. Dudley, Graf von), der Günstling der Königin Elisabeth von England, geb. 1531, war der Sohn des Herzogs von Northumberland (s. d.), welcher die Johanna Gray (s. d.) auf den engl. Thron setzte. In Folge der Ereignisse, die seinen Vater aufs Schaffot brachten, sollte der junge Dudley ebenfalls dieses Schicksal erleiden, allein die Königin Maria liebte und begnadigte ihn. Die Königin Elisabeth (s. d.), die er schon im Tower hatte kennen lernen, schenkte hierauf dem schönen, verführerischen Hofmanne sehr offen und unzweideutig ihre Gunst, und Dudley war ehrgeizig und unverschämt genug, dieses Verhältniß in jeder Weise auszubeuten. Gleich mit der Thronbesteigung seiner Gönnerin wurde er zum Oberstallmeister und ungeachtet seiner Geistesbeschränktheit zum Geh. Rath erhoben und dabei mit Gütern und Gnaden überhäuft. Dudley hoffte sogar auf die Hand der Königin, intriguirte deshalb gegen die Vermählungsanträge von Seiten Östreichs und Frankreichs und brachte wahrscheinlich auch seine Gemahlin, Amy Robsart, die er 1550 geheirathet, durch Gift aus der Welt. Elisabeth trug 1564 die Hand ihres Günstlings der Königin Maria Stuart von Schottland an und ernannte ihn zugleich zum Grafen von L. und Baron von Denbigh, brach aber bald selbst diese gewiß nicht ernstlich gemeinten Unterhandlungen ab. Als Maria Stuart 1568 in England Schutz suchte, schien sich L. ihrer anzunehmen und das Complot zu deren Vermählung mit dem Grafen von Norfolk zu unterstützen. Indeß verrieth er, da ihm die Intrigue gefährlich wurde, seine Mitschuldigen an Elisabeth und gesellte sich Denen bei, welche den Untergang Maria's betrieben. Ernstlicher sah sich L. von dem Zorne Elisabeth's bedroht, als dieselbe durch den franz. Hof erfuhr, daß er heimlich mit der Witwe des Grafen Devereux von Essex, den er überdies vergiftet haben sollte, vermählt sei. Aber auch diesmal gelang es dem gewandten Hofmanne, die Königin durch Schmeicheleien aller Art zu besänftigen. Sie ernannte ihn 1585 zum Oberbefehlshaber der Hülfsvölker, die sie den Niederlanden gegen Spanien zu Hülfe schickte,

und versah ihn überdies mit geheimen Instructionen, welche wol auf die Unterwerfung der Generalstaaten unter das Scepter der Königin abzielen mochten. L. benahm sich in seiner schwierigen Stellung mit grenzenloser Anmaßung und Willkür. Er zwang die Niederländer, daß sie ihn im Febr. 1586 zum Generalstatthalter und Befehlshaber ihrer Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande erhoben, und zeigte sehr deutlich, daß er nach der unumschränkten Herrschaft strebte. Unfehlbar würde er seinen Zweck erreicht haben, hätte ihm nicht der kluge Johann von Oldenbarneveldt, damals Großpensionär von Holland, entgegen gearbeitet. Da L. unfähig war, sowol im Felde wie durch Unterhandlungen für die Staaten irgend einen Vortheil zu gewinnen, so wuchsen das Mistrauen und die Unzufriedenheit gegen ihn, zumal da er das gemeine Volk zum Aufruhr gegen die Behörden zu bringen suchte. Die Königin misbilligte zwar die Mittel, die L. anwendete, keineswegs, fand aber am Ende, daß ihr Günstling zu der Rolle, die er spielen sollte, zu ungeschickt sei, und rief ihn im Dec. 1587 nach London zurück. Ungeachtet seines geringen Talents vertraute sie ihm hierauf doch den Oberbefehl über das Heer, welches die Hauptstadt während der Gefahr der span. Invasion schützen sollte, und gewiß hätte England diese Wahl sehr verderblich werden müssen, wäre der Herzog von Parma im Stande gewesen, seine Streitkräfte von Holland aus überzusetzen. Die Königin wollte ihren Günstling im Augenblicke der Gefahr sogar zum Generalstatthalter von England und Irland ernennen, was jedoch Burleigh und Hatton zum Glück noch verhinderten. L. starb während des Freudentaumels über den Untergang der span. Armada (s. d.) 4. Sept. 1588. Obschon er bei seinen Lebzeiten die Königin unumschränkt beherrscht, ungestraft beleidigt, die höchsten Würden an sich gerissen und den Staat geplündert hatte, schien er doch sogleich vergessen. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als die Königin seine Güter öffentlich versteigern ließ, um die Summen zurückzuerhalten, die er ihr schuldete. Sein unmittelbarer Nachfolger in der Gunst war sein 21jähriger Stiefsohn, Graf Robert von Essex. Aus einem geheimen, wahrscheinlich unehelichen Verhältnisse mit der Witwe des Lord Sheffield, aus dem Hause Douglas, hinterließ L. einen Sohn, Namens Rob. Dudley. Den Verdacht, als habe er seine erste Gemahlin vergiftet, hat Walter Scott zum Gegenstande seines Romans „Kenilworth" gemacht.

Leich ist ein altdeutsches Wort, das ursprünglich Gesang überhaupt bedeutete, dann aber im Gegensatze gegen das eigentliche Lied gebraucht wurde, ebenso wie im Französischen Lais (s. d.) im Gegensatz gegen chanson und im Latein des Mittelalters canticum oder modus im Gegensatz gegen hymnus oder carmen. Die Form des Leich in dieser Bedeutung wurde schon in die althochdeutsche Poesie nach dem Muster der Sequenzen des lat. Kirchengesangs, d. h. der Texte, die man im 9. Jahrh. den früher textlosen Modulationen der Jubilation des Halleluja unterzulegen anfing, eingeführt; sie wurde auch von den mittelhochdeutschen Dichtern aufgenommen und ausgebildet und scheint im 15. Jahrh. außer Gebrauch gekommen zu sein. Während das eigentliche Lied eine und dieselbe Strophenform durchweg festhält, bestehen die der Melodie untergeordneten Leiche, die durchcomponirt waren, aus verschiedenen, in Zahl der Zeilen, Reime und Silben voneinander unabhängigen Systemen oder Reimreihen, in welchen ebenso wol wie in ihren Unterabtheilungen oder Reimsätzen die durch die Wiederholung der Melodiesätze bedingte Zweitheiligkeit vorherrscht. Ursprünglich und vorzüglich waren die Leiche religiösen Inhalts; doch erscheint ihre Form auch frühzeitig für Gedichte weltlichen Inhalts angewendet, namentlich für Lob- und Klaggesänge, dann auch für Liebesgedichte. Auch die Reihen und Tänze, die im 13. Jahrh. in der mittelhochdeutschen Poesie aufkamen, unterschieden von den eigentlichen Tanzliedern, sind in der Leichform gedichtet. Vgl. Lachmann, „Über die Leiche der deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrh." im „Rheinischen Museum" (1829); Wolf, „Über die Lais, Sequenzen und Leiche" (Heidelb. 1841).

Leichdorn, s. Hühnerauge.

Leichenhaus oder Leichenhalle nennt man ein Gebäude, welches dazu bestimmt ist, die Leichen außerhalb der Wohnung lebender Personen aufzunehmen, bis sie beerdigt werden können. Da die beginnende Fäulniß, deren Eintritt durch den Geruch sich bemerklich macht, lange Zeit als das einzige und noch jetzt als das sicherste Kennzeichen des Todes gilt, auch diese sich nach vielerlei Umständen, z. B. Todesursache, Beschaffenheit der Atmosphäre u. s. w., zu sehr verschiedener Zeit nach wirklich erfolgtem Tode äußert; da man ferner durch angebliche oder wirkliche Beispiele von lebendig Begrabenen eingeschüchtert wurde und andererseits es nicht räthlich finden konnte, alle Leichen bis zu dem Zeitpunkte, wo die Verwesung eintritt, in der Nähe anderer Menschen verweilen zu lassen; so hat man seit dem vorigen Jahrhundert angefangen, Gebäude zu errichten, in denen man nach vollendeten Begräbnißfeierlichkeiten die Lei-

chen einstellt, um sie, sobald die Verwesung bemerkbar wird, der Erde zu übergeben. Durch an Händen und Füßen des Todten angebrachte Klingelzüge sollen die angestellten Wärter, auch selbst wenn sie schlafen, von jeder etwaigen Bewegung der Leichname in Kenntniß gesetzt werden. Der nöthigste Apparat zur Wiedererweckung Scheintodter muß vorhanden und ein Arzt baldigst zu erlangen sein. In dem Zimmer, in welchem die Leichname stehen, soll stets eine gemäßigte Temperatur herrschen, um theils die Verwesung nicht aufzuhalten, theils einem wieder Erwachenden weder durch Kälte noch durch Hitze zu schaden. Das erste Leichenhaus in Deutschland wurde auf Hufeland's Vorschlag 1792 in Weimar errichtet. In neuerer Zeit fürchtet man sich jedoch weniger vor dem Lebendigbegrabenwerden, seitdem Bouchut zeigte, daß der wirkliche Tod durch stethoskopische Untersuchung des fehlenden Herzschlags sicher nachgewiesen werde. Daher hat sogar die pariser Akademie die Errichtung von Leichenhäusern zu diesem Zweck als unnöthig bezeichnet. Vgl. Schneider, „Medicinisch-polizeiliche Würdigung der Leichenhallen" (Freiburg 1839); Schwabe, „Das Leichenhaus in Weimar" (Lpz. 1834); Bouchut, „Die Todeszeichen und die Mittel, vorzeitige Beerdigungen zu verhüten" (aus dem Franz. von Dornblüth, Erlang. 1851).

Leichenreden gehören zu den sogenannten Casualreden (s. d.) und sind entweder förmliche Predigten, oder Grabreden (Parentationen), oder Abdankungen. Die Leichenpredigt behandelt mehr allgemeine Wahrheiten, die an Gräbern sich aufdrängen, während es die Grab- oder Standrede mit der Persönlichkeit des zu Bestattenden zu thun hat und die Abdankung ihrem ursprünglichen Sinne nach eigentlich nur den Dank für die Theilnahme am Leichenzuge ausspricht. Leichenreden waren schon bei Griechen und Römern gebräuchlich, obgleich meist zum Lobe der Verstorbenen. In der alten Kirche zeichneten sich auf diesem Gebiete Eusebius, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa und Ambrosius aus.

Leidenschaft ist die eingewurzelte Disposition zu gewissen Trieben oder Begierden, welche durch eine lange und allmälige Steigerung eine solche Herrschaft in der Seele erlangt haben, daß die geringsten Veranlassungen zu einem erneuerten Hervortreten derselben genügen und so das Seelenleben in seinem gesunden Gleichgewichte gestört wird. Die Leidenschaft hindert an der Ausübung der höhern Willensthätigkeit, macht den Menschen unfrei, raubt die ruhige Besinnung und den unbefangenen Blick in die Welt, obgleich sie in Beziehung auf ihr eigenes Ziel den Verstand schärft. Denn der Verstand oder die Überlegung zeigt sich erfahrungsgemäß allemal am stärksten auf der Grundlage und im Umfange der gerade erregten Triebe thätig und wird daher durch ausschließliche Verwendung in dieser einseitigen Richtung von allen übrigen Richtungen, in denen er ebenfalls wirksam sein sollte, gewaltsam und krankhaft abgelenkt. Die Steigerungsgrade, innerhalb deren sich eine Leidenschaft auszubilden pflegt, bezeichnet man als **Neigung**, **Hang** und **Sucht**, je nachdem der leidenschaftliche Trieb nur auf directe oder auch schon auf indirecte Veranlassung wiederkehrt, oder in einem steten Halbbewußtsein zugegen ist. Die Leidenschaften zerfallen in solche des Verlangens und des Abscheus. Die Grundrichtungen, innerhalb deren sich die Leidenschaften des Verlangens ausbilden, sind Genußsucht, Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht. Das Menschenleben pflegt ihnen in dieser successiven Ordnung ausgesetzt zu sein, sodaß die Jugend sich vorzüglich gegen die erste, das Alter gegen die letzte zu schützen hat. Leidenschaften des Abscheus sind Rachsucht, Neid u. dgl. Es gibt aber viele Übergänge und Combinationen, z. B. Spielwuth als Combination von Genußsucht und Habsucht, Eifersucht als Combination von Liebe und Rachsucht u. dgl. Ferner können Leidenschaften mit moralischen Anlagen in Verbindung treten, ja die letztern selbst zur Leidenschaft werden. So gibt es eine leidenschaftliche Vaterlandsliebe, Religiosität, Freundschaft. Auch die leidenschaftliche Liebe der Geschlechter, sobald sie eine ethische Neigung für das ganze Leben ist, gehört in diesen Rang. Ersteigt die Leidenschaft einen so hohen Grad, daß sie sich jedes Mittels zu ihrer Befriedigung, auch der unmoralischen bedient, so heißt sie ein Laster, wie z. B. Geiz, Ehrsucht. Wird ihr der Gegenstand ihrer Befriedigung dauernd entzogen, so kann der gequälte Zustand der Seele leicht in Geistesstörung übergehen, wobei dann das die Seele gänzlich gefangen nehmende Bild des Ziels, an welchem sie allein hängt, als fixe Idee hervortritt. (S. **Geisteskrankheiten**.) Am leichtesten führen unbefriedigter Ehrgeiz und verschmähte Liebe dem Irrenhause zu. Man umfaßt die Leidenschaften mit den Affecten (s. d.) zusammen unter dem Begriff der **Gemüthsstörungen** (perturbationes animi), indem diese beiden in einem ähnlichen Verhältnisse stehen wie chronische zu acuten Krankheiten. Denn während der Affect rasch kommt und rasch wieder vergeht, brennt die Leidenschaft als eine unaufhörliche Quelle von Begehrungen einer gewissen Art in steter langsamer Steigerung in der Seele fort. Durch Unbefriedigung

wird die leidenschaftliche Begierde momentan zur Höhe des Affects gesteigert, aber nicht nachhaltig genährt. Vielmehr besteht ihre Nahrung theils in häufiger Befriedigung, theils in den Empfindungen und Begriffen, welche die Hoffnung auf baldige Befriedigung beständig aufs neue erregen und wach halten. Zur Bekämpfung und Abschwächung der Leidenschaften dient Alles, was die Aufmerksamkeit von den ihnen Nahrung gebenden Gegenständen ablenkt, also angespannte Thätigkeit, Richtung aller Kräfte auf die Ausführung großer und interessanter Zwecke, Vermeidung aller Veranlassungen zur Wiederaufregung.

Leier, die **deutsche Leier** (lira tedesca) oder die **Bauernleier** (lira rustica oder pagana), ganz verschieden von der Lyra (s. d.) der Alten, besteht aus einem länglichen Kasten, der auf einer Seite dem untern Theil einer Geige ähnlich ist. In den Seitenwänden desselben befindet sich eine Art Klaviatur, die aus 10—12 Tasten besteht, durch welche die zwei Saiten, die innerhalb des Kastens liegen, verkürzt werden und einen Tonumfang von 10—12 diatonischen Stufen bilden. Zwei andere Saiten erklingen dazu unverändert im Einklang oder in einer Quinte gegeneinander. Alle vier Saiten werden durch ein mit Kolophonium bestrichenes Rad intonirt, welches mittels eines Griffs gedreht wird, während die Finger der linken Hand die Tasten bewegen. — Die **Leierorgel**, der **Leierkasten** oder die **Drehorgel** ist eine kleine, in einem Kasten befindliche Orgel ohne Klaviatur, aber inwendig mit einer Walze versehen, welche von außen durch eine an der Seite befindliche Kurbel umgetrieben wird. Auf dieser Walze befinden sich kleine Stifte, die durch Berührung die Ventile öffnen und die darüber befindlichen kleinen Holzpfeifen ertönen lassen.

Leihbibliotheken sind solche Büchersammlungen, welche dem größern Publicum zu leihweisem Gebrauch gegen eine bestimmte Zahlung für das einzelne Buch oder gegen fortlaufendes Abonnement offen stehen. Seit die eigentliche Unterhaltungsliteratur im Laufe des vorigen Jahrhunderts in immer größern Massen erschien, die Zahl der Leser sich immer mehr vergrößerte und jeder Einzelne auch mehr der Lectüre sich zuwandte, war es nur den Wenigsten noch möglich, sich den eigenen Lesebedarf selbst anzuschaffen. So legten denn meist Buchhändler Sammlungen der gangbarsten Neuigkeiten von allgemeinem Interesse an, welche von dem Publicum eifrig benutzt wurden und dem Unternehmer reichlichen Gewinn abwarfen. Der Einfluß der Leihbibliotheken ist seit etwa 70 J. ein sehr bedeutender und fortwährend im Wachsen. Auf der einen Seite haben sie eine gewisse Bekanntschaft mit der Literatur in sehr weiten Kreisen verbreitet, andererseits aber auch ziemlich nachtheilig gewirkt. Indem nämlich die Unternehmer sich theils an die wohlfeilsten Erscheinungen hielten, theils vorzugsweise auf den Geschmack der ungebildeten Menge speculirten, konnten zahllose Erscheinungen der schlechtesten Art, besonders auf dem Gebiete des Romans, durch die Leihbibliotheken nicht nur weite Verbreitung, sondern überhaupt erst eine Existenz erlangen. In Rücksicht auf die Nachtheile, welche hierdurch für Bildung und Sittlichkeit der großen Masse unstreitig hervorgingen, hat man in neuerer Zeit fast überall die Leihbibliotheken obrigkeitlicher Beaufsichtigung unterworfen und zugleich auch dahin zu wirken gesucht, daß diese Anstalten neben der sogenannten belletristischen Lectüre auch Werke ernstern und belehrenden Inhalts, wie geschichtliche, biographische, geographische, naturwissenschaftliche u. s. w. Schriften enthalten. Eine sehr schätzbare Art von Leihbibliotheken sind die an vielen Orten in den letzten Jahren entstandenen **Volksbibliotheken**, welche, nicht auf den Vortheil der Unternehmer ausgehend, ihren Lesern gegen eine geringe Abgabe nur wirklich bildende Bücher bieten.

Leihhaus, **Leihbank** oder **Lombard** nennt man die öffentlichen Anstalten, bei welchen Jedermann gegen hinlängliches Pfand Geldsummen auf kurze Zeit gegen billige Zinsen vorgestreckt erhalten kann, um nicht dem Wucherer in die Hände zu fallen. Die Leihbank gibt Scheine aus, auf welchen der Tag der Verpfändung, die Summe des empfangenen Geldes, der Name des Verpfänders, das Folium des Leihbankbuchs und das Verzeichniß der Pfänder enthalten ist. Wer sich mit einem solchen Scheine bei der Leihbank meldet und den darauf als geleistet bemerkten Vorschuß zurückzahlt, erhält die Pfänder ausgeliefert, wenn nicht der wahre Eigenthümer den Verlust des Scheins der Leihbank angezeigt hat. Nach Verlauf der bedungenen Schuldzeit werden die nicht eingelösten Pfänder nach vorheriger Bekanntmachung öffentlich versteigert. Der Überschuß wird nach Abzug der Zinsen und aller Kosten dem Eigenthümer ausgeantwortet oder, wenn er sich binnen einer gewissen Zeit nicht meldet, den Gesetzen gemäß gewöhnlich den Armen- oder andern wohlthätigen Anstalten zugewendet. Das erste eigentliche Leihhaus legte der Minorit Barnabas zu Perugia im Kirchenstaate 1464 an. Nachher wurden die Leihhäuser in der Lombardei eingeführt und durch Lombarden, die während des Kriegs

der Guelfen und Ghibellinen auswanderten, in andere Länder verbreitet. In Deutschland wurde das erste Leihhaus zu Nürnberg 1498 gegründet. Der Zinsfuß solcher Anstalten ist immer höher als der landesübliche, wegen der verhältnißmäßig kostbaren Administration, die mit so vielen kleinen Schuldposten und übeln Zahlern zu schaffen hat. Wie jede nützliche Anstalt, so kann auch diese sehr gemisbraucht werden. So zu leichtsinnigem Borgen, wo etwa vor Maskeraden u. s. w. die nothwendigen Mobilien einer Familie versetzt werden; sodann auch, um gestohlene Güter schnell abzusetzen, was um so leichter möglich, jemehr das Leihhaus zur Schonung verschämter Bedrängter die Anonymität begünstigen muß. Vgl. Beugnot, „Des banques publiques de prêt sur gages et de leurs inconvénients" (Par. 1829).

Leim ist der Name einer stickstoffhaltigen, daher beim Verbrennen wie Haare oder Horn riechenden, in heißem Wasser leicht auflöslichen, beim Erkalten gelatinirenden, stark klebenden Substanz, welche sich in der Natur nicht fertig gebildet vorfindet, sondern aus der Substanz der Sehnen, Knorpel und Häute des thierischen Körpers durch Kochen mit Wasser entsteht; denn der Vogelleim und andere ihrer Klebrigkeit wegen Leim genannte Substanzen sind ganz anderer, meist harziger Natur. Die reinste Form des Leims ist die, welche die Schwimmblasen des Störs und Hausens (Hausenblase) liefern. Dieser Leim wird **Fischleim** genannt und dient, außer zur Anfertigung von Gelées, zur Anfertigung von engl. Pflaster u. dergl., auch zur Herstellung der **Leimfolie**, dünner, durchsichtiger, häufig gefärbter biegsamer Leimplatten, die zu Visitenkarten oder auch beim Durchzeichnen benutzt werden. Der gewöhnliche **Tischlerleim** ist entweder Lederleim oder Knochenleim. Zur Herstellung des erstern benutzt man Thierhäute, meist die Abfälle oder zum Gerben nicht anwendbare Stücke. Aus Pergamentabfällen bereitet man den Pergamentleim, der nicht eingedampft und getrocknet, sondern sogleich in Lösung als Zusatz zu Wasserfarben, beim Vergolden von Holzrahmen u. dergl. benutzt wird. Aus Knochen stellt man durch Extraction derselben mit Wasserdämpfen den Knochenleim dar. Überall, wo sich viel Gerbereien, große Abdeckereien u. s. w. befinden, wird viel Leim producirt; in Deutschland vorzüglich in Nördlingen und Reutlingen. Auch ist der russ. Leim berühmt. Die bindende Kraft des Leims kann durch einen Zusatz von Bleiweiß erhöht werden, wie in dem sogenannten russ. oder eschweger Knochenleime. Solcher Leim ist aber nur zum Binden, nicht als Appreturmittel für Baumwollenwaare u. s. w. oder als Bindemittel für Farben anwendbar. Zu langes und öfteres Erhitzen färbt den Leim immer dunkler und raubt ihm am Ende durch Zersetzung seine bindende Kraft. Außer den genannten Anwendungen als Verbindungsmittel für Holz und Papier, als Appretur, als Farbeverdickungsmittel wird farbloser Leim auch zur Darstellung von Gelées verwendet. Die Knochenbouillontafeln sind nichts als Leim, und concentrirte Fleischbrühen verdanken ihre Eigenschaft, beim Erkalten zu gelatiniren, nur dem aufgelösten Leim. Reiner Leim ist nach vielfachen Versuchen an Thieren nicht nährend, wird es aber durch Verbindung mit andern thierischen Substanzen, und demnach sind die Meinungen über die nährende Kraft der Fleischbrühen (s. d.) zu berichtigen. Mit Zucker und Gummi vermischt, bildet der Leim den **Mundleim**; mit Zuckersyrup eingedampft liefert er das Material zu den Auftragewalzen der Buchdrucker, sowie zu Spielereien, wie den sogenannten Pygmäengesichtern.

Lein (Linum) ist der Name einer Pflanzengattung, welche sich durch fünf Kelchblätter, fünf Blumenblätter, fünf am Grunde ein wenig verwachsene Staubgefäße, fünf Griffel und eine zehnfächerige Kapsel mit einsamigen Fächern unterscheidet. Die dazu gehörigen Gewächse besitzen insgesammt ölige Samen und sehr zähe und feste Stengelschalen, aus denen ein mehr oder minder feines, festes Gespinnst verfertigt werden kann. Es wird jedoch nur der **gemeine Lein** (L. usitatissimum) wegen der Beschaffenheit seiner Fasern allgemein als Gespinnstpflanze angebaut. Derselbe wächst im Orient und in Südeuropa unter der Saat wild, ist einjährig, treibt einzelne 2—3 F. hohe aufrechte Stengel und trägt blaue Blumen mit gewimperten, aber drüsenlosen Kelchen. Man unterscheidet zwei Sorten: den **Schließ- oder Dreschlein**, der höher ist, kleinere Blüten und Kapseln trägt, welche letztere nicht von selbst aufspringen, und dunklere Samen bringt; dann den **Spring- oder Klanglein**, der niedriger und ästiger ist, größere Blüten und Kapseln hat, die bei der Reife von selbst aufspringen, und hellere Samen trägt. Der Springlein gibt einen feinern, weißern, weichern, aber kürzern Bast und wird darum weniger als der Dreschlein angebaut. Von beiden gewinnt man die Bastfäden als Flachs (s. d.) und die Samen (**Leinsamen**), welche einen wichtigen Handelsartikel ausmachen. Die Samen werden zur Ölgewinnung (**Leinöl**), sowie in der Medicin verwendet, indem ihre Oberhaut, wenn man diese im Wasser einweicht oder kocht, eine große Menge Schleim hergibt, der in vielen Fällen treffliche Dienste leistet. Das Leinöl wird zu **Leinölfirniß** eingekocht, der zur Bereitung von

Druckschwärze, Ölfarben und Lacken Anwendung findet. Der Leinsamen kommt in Fässern besonders aus Liv- und Kurland, Polen, Lithauen und Preußen. Den zu Öl bestimmten Samen nennt man **Schlaglein**. Als Saatlein schätzt man den russischen am meisten, der aus Riga bezogen wird. Der **Leinbau** ist ein wichtiger Zweig des Ackerbaus. Namentlich wird ihm in neuester Zeit von Seiten der Regierungsbehörden große Aufmerksamkeit gewidmet, weil von der Gewinnung eines vorzüglich guten Leins der schwunghafte Betrieb der Leinwand- und Spitzenfabrikation abhängt. Im blühendsten Zustande befindet sich der Leinbau in Belgien und zwar in den Provinzen Südbrabant, Hennegau, West- und Ostflandern, wo der schönste Lein von ganz Europa gezogen wird. Der Ertrag einer einzigen Ernte des Leins übersteigt hier nicht selten den Werth des Bodens, auf welchem die Ernte gemacht wurde, indem von dem gewonnenen Lein die berühmten brüsseler Spitzen gefertigt werden, wozu das Pfund Flachs fast mit 1000 Thlrn. bezahlt wird. Namentlich thut sich in Erzielung dieses wichtigen Spinnmaterials das Dorf Rebegue hervor.

Leine, ein größtentheils dem Königreich Hannover angehöriger Zufluß der in die Weser fallenden Aller, entspringt mitten auf dem Eichsfelde, unweit der Stadt Worbis im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, fließt erst zwei M. westwärts nach Heiligenstadt, dann im Ganzen gegen Norden über Göttingen und Nordheim, durch das Braunschweigische, hierauf durch das Hannoverische über Alfeld, Gronau, Elze, Hannover, Neustadt und mündet bei Bodmer zwischen Celle und Verden, nach einem Laufe von 22 M., auf welchem sie rechts bei Nordheim die Ruhme mit den Harzflüßchen Oder und Söse, dann die vom Harze über Hildesheim fließende, schädlichen Pechstein und viele Kupfer- und Vitrioltheile mit sich führende Innerste, links die Ilme von Eimbeck her und andere kleine Wasser aufnimmt. Das obere Thal der Leine ist meistens breit, aber von Nordheim bis Alfeld eng und abschüssig, worauf es sich wieder ausweitet. Unterhalb Elze tritt sie in die Ebene, wo sie flache, oft sumpfige Ufer hat und bei Neustadt den **Leinemoor** bildet. Bei Göttingen wird sie flößbar und fördert starke Holzflöße nach der Stadt Hannover, wo sie schiffbar wird. Da der Verkehr auf ihr für Hannover von Bedeutung ist, so hat man ihre Flußbahn in neuerer Zeit wesentlich verbessert. Von ihr trug im ehemaligen Königreich Westfalen das **Leinedepartement** seinen Namen, welches das göttingische Gebiet und Theile von Grubenhagen, Hildesheim, Braunschweig und Niederhessen, das hamelnsche Quartier von Kalenberg und die Herrschaft Spiegelberg, zusammen 63 QM. mit 221200 E. umfaßte und zur Hauptstadt Göttingen hatte.

Leiningen, mediatisirtes deutsches Grafenhaus und eines der ältesten. Bereits 1220 erlosch es im Mannsstamme. Die Erbtochter Lukardis vermählte sich mit dem Grafen Simon von Saarbrück. Ihr Sohn, Friedrich von Hardenburg, wie er sich nach einer seiner Burgen nannte, nahm, nachdem die leiningischen Besitzungen auf ihn übergegangen, wieder den Namen eines Grafen von L. an. Friedrich's Sohn, Simon, erhielt 1228 die Grafschaft Dachsburg in den Vogesen in Lehn. Die Grafen Friedrich V. und Joffried von L. theilten 1317 ihre Besitzungen und gründeten die beiden Hauptlinien des Hauses, die **Friedrich'sche Linie** und die **Joffried'sche**. Friedrich V. vermählte sich mit Marie von Blois, der Witwe des Herzogs Rudolf von Lothringen und Enkelin des Königs Philipp von Frankreich. Unter seinem Urenkel wurde die Landgrafschaft Leiningen zur gefürsteten Grafschaft erhoben. Die Friedrich'sche Linie erlosch im Mannsstamme mit dem Grafen Hesso 1467, worauf dessen Schwester, die Witwe des Grafen Reinhard von Westerburg, sich des größten Theils der brüderlichen Besitzungen bemächtigte und, indem sie für sich und ihre Nachkommen den Namen der Grafen von L. annahm, die Gründerin des Hauses **L.-Westerburg** wurde. Die Joffried'sche Linie erlangte aus der Hinterlassenschaft Hesso's die Grafschaft Dachsburg und nannte sich nun **L.-Dachsburg**. Graf Emich's IX. Söhne theilten die väterlichen Besitzungen und gründeten die Linien L.-Hardenburg-Dachsburg und L.-Dachsburg-Heidesheim-Falkenburg. Die erstere wurde 1779 in den Reichsfürstenstand erhoben, verlor aber im Luneviller Frieden ihre Besitzungen in der alten Grafschaft L. im Worms- und Speiergau, die Grafschaft Dachsburg und die Besitzungen auf dem linken Rheinufer, zusammen etwa 12 QM., und wurde dafür durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 durch Besitzungen im Mainzischen, Würzburgischen und in der Rheinpfalz entschädigt, während gleichzeitig der Fürst, der eine Stimme auf der wetterauischen Grafenbank gehabt hatte, eine Virilstimme im Reichsfürstenrathe zugesichert erhielt. Die neuen Besitzungen, zusammen gegen 25 QM., wurden in ein neues Fürstenthum Leiningen vereinigt, durch die Rheinbundsacte von 1806 aber sämmtlich als Standesherrschaft der Oberhoheit Badens unterworfen, bis 1810 in Folge der Territorialveränderungen ein Theil davon (5 QM.)

unter bair. und ein kleiner Theil, jedoch ohne Standeshoheitsrechte, unter großherzoglich hess. Oberhoheit kam. Der gegenwärtige Standesherr, Fürst **Karl**, welcher zu Amorbach residirt, geb. 12. Sept. 1804, folgte seinem Vater Emich Karl 4. Sept. 1814 unter Vormundschaft seiner Mutter Victoria, geb. Prinzessin von Sachsen-Koburg, die sich nachmals mit dem Herzoge von Kent (s. d.) verheirathete, durch den sie Mutter der Königin Victoria wurde. Die besondern standesherrlichen Verhältnisse des Fürsten wurden in Baden durch die Verordnung vom 22. Mai 1823 bestimmt. Er lebte theils in München und London, theils auf Reisen und war vom 9. Aug. bis 5. Sept. 1848 Präsident des Reichsministeriums. Die Linie **L.-Dachsburg-Heidesheim-Falkenburg** zerfiel 1658 in die Unterlinien Heidesheim, Dachsburg und Guntersblum. Die erste erlosch im Mannsstamme 1766, die andere 1709, die letzte, welche 1774 ebenfalls im Mannsstamme erlosch, blüht noch in der Nebenlinie fort, welche das jetzige gräfliche Haus L. bildet, das in die Nebenzweige **L.-Guntersblum** und **L.-Heidesheim** zerfällt, die sich aber nach den Gütern, die sie durch den Reichsdeputationshauptschluß zur Entschädigung erhielten, **L.-Billigheim** und **L.-Neudenau** nennen. Auch sie, früher Mitglieder des wetterauischen Grafencollegiums, wurden durch die Rheinbundsacte als Standesherren der Oberhoheit Badens unterworfen. Der Standesherr von L.-Billigheim ist Graf **Theodor**, geb. 26. Jan. 1794, großherzoglich bad. Generalmajor, welcher seinem Vater, Wilhelm Karl (geb. 5. Juli 1737), dem Stifter dieser Speciallinie, 26. Jan. 1809 succedirte. Der Standesherr von L.-Neudenau ist Graf **August**, geb. 20. Jan. 1805, Sohn des Grafen Wenzel (gest. 15. Jan. 1825), welcher diese Linie begründete. Beider Linien Confession ist die katholische, während alle andern Linien sich zur evang. Kirche bekennen. Das gräfliche Haus **L.-Westerburg** theilte sich seit 1695 in die Speciallinien **Alt-L.-Westerburg** und **Neu-L.-Westerburg**. Jene besitzt die Standesherrschaft Ilbenstadt unter großherzoglich hess. Hoheit und die Hälfte der Grafschaft Westerburg und der Herrschaft Schadeck, dieses die andere Hälfte von Westerburg und Schadeck, unter nass. Hoheit. Standesherr in Alt-L.-Westerburg ist Graf **Friedrich**, geb. 20. Mai 1806, dessen Bruder Graf **Karl**, geb. 11. April 1819, wegen seiner Betheiligung an der ungar. Revolution 10. Oct. 1849 zu Pesth hingerichtet wurde, in Neu-L.-Westerburg Graf **Christian**, geb. 10. Febr. 1812, östr. Feldmarschallieutenant, Divisionär und Militärcommandant zu Krakau, welcher seinem Oheim, dem Grafen **August** (geb. 19. Febr. 1770, gest. 9. Oct. 1849), östr. Geh. Rath und Feldmarschallieutenant, succedirte.

Leinpfade heißen die längs der Flüsse hinlaufenden Wege, bestimmt für Menschen und Pferde, welche die Schiffe zuberg, d. h. gegen den Strom, an Seilen ziehen. Sie werden entweder dicht am Flusse blos hierzu angelegt oder sind zugleich Kunst- und Vicinalstraßen.

Leinster (sprich Lenstr), die südöstliche Provinz Irlands, grenzt im N. an Ulster, im W. an Connaught und Munster, im S. an den St.-Georgskanal und im O. an die Irische See. Die Küste ist weniger eingebuchtet als in den übrigen Theilen der Insel; die wichtigsten Baien sind die von Dundalk und Dublin, die Hafenbaien von Wexford und Waterford. Berglandschaften finden sich im Osten, hauptsächlich in der Grafschaft Wicklow, südlich von Dublin, in deren romantischen Berggruppen der Lugnaquilla 2500 F. hoch aufsteigt, und im Westen, wo an der Grenze von Munster die Slieve Bloom, die Knockmeledown und Galtees langgestreckte Bergketten bilden, und im Süden, wo die Berge von Kilkenny und, auf der Grenze von Carlow und Wexford, die Blackstairberge sich erheben. Dagegen breiten sich im Norden und im Innern unabsehbare, selten von Hügel- und Berggruppen unterbrochene Ebenen aus, die theils mit ergiebigen Ackerfeldern und herrlichen, stets frischgrünen Wiesen, theils aber auch mit ausgedehnten, erst in neuerer Zeit theilweise trockengelegten Sümpfen, Moor- und Torfgründen bedeckt sind. Die meisten Seen finden sich im Nordwesten, wie der Derreveragh, Hoyle, Ennel und der vom Shannon durchflossene Ree. Die bedeutendsten Flüsse sind der Shannon an der Grenze gegen Connaught, mit dem Inny und der Brosna, der Slaney und der Barrow mit dem Nore im Süden, im Osten die Ovoca in Wicklow, die Liffey bei Dublin, der Boyne mit dem Blackwater in East-Meath. Außer ihnen fördern den Binnenverkehr der Königs- und der Große Kanal, welche beide, die Mitte der Provinz durchschneidend, den Shannon mit Dublin verbinden, von welcher Hauptstadt seit neuerer Zeit auch die große nach Limerick führende Eisenbahn ausgeht. Von den 352⅘ QM. des Gesammtareals kommt fast ein Siebentel auf völlig unproductives Bergland, Moore und Seen. Die Provinz hatte 1841 eine Bevölkerung von 1,973731 E., 1851 nur von 1,667771 E., was eine Abnahme von mehr als 15 Proc., aber immer noch eine geringere als in einer der drei andern Provinzen ergibt. Neben Ackerbau und Viehzucht beschäftigt die Einwohner hauptsächlich Leinen-, Wollen- und Baumwollenfabrika-

tion, Brauerei, Brennerei, Torfstich, Handel mit Leinwand, Schlachtvieh, Fleisch, Mehl und Butter. Haupthäfen sind Dublin (s. d.), zugleich der bedeutendste Fabrikort, Dundalk und Werford. L. zerfällt in die zwölf Grafschaften Louth, East-Meath, Dublin, Wicklow, Werford, Carlow, Kilkenny, Kildare, Queen's County, King's County, West-Meath und Longford.

Leinwand, s. Linnen und Linnenindustrie.

Leipzig, die zweite Stadt des Königreichs Sachsen und Hauptstadt des gleichnamigen Kreisdirectionsbezirks (63,14 QM. mit 430000 E.), im nordwestlichsten Theile des Landes, nur 2—3 Stunden von der preuß. Grenze entfernt, liegt in einer großen und fruchtbaren Ebene, die durch die Elster, Pleiße und Parthe mit ihren Armen, welche die Stadt zum Theil berühren und sich in ihrer Nähe vereinigen, reichlich bewässert und durch den anmuthigen Wechsel von Feldern, Wiesen und Wäldern, wie durch eine Menge freundlicher, stark bevölkerter und wohlhabender Dörfer mit vielen Sommerwohnungen der Städter belebt wird. Die Stadt zerfällt in die innere Stadt, die Vorstädte und die neuen Anbaue. Die innere Stadt, die nur 1035 Ruthen im Umfange hat, war früher befestigt, doch sind die Festungswerke, deren Abtragung 1784 begann, bis auf wenige Spuren verschwunden; dasselbe Schicksal haben auch die vier Thore, mit Ausnahme des Petersthors, gehabt. In administrativer Hinsicht zerfällt die innere Stadt in vier Viertel (Grimmaisches, Hallesches, Ranstädter und Petersviertel) und entsprechend die Vorstadt in die Grimmaische oder Dresdener, die Hallische, die Ranstädter und die Peters- oder Zeitzer Vorstadt. Hierzu kommen noch, außer der erst im 18. Jahrh. angelegten und meist von der niedern Classe bewohnten Johannisvorstadt, die Friedrichstadt und die Marienstadt, deren Bau erst 1834 begonnen wurde, sowie die neuen Anbaue vor dem Zeitzer Thore und auf der Westseite der Stadt (den ehemaligen Reichel'schen und Rudolf'schen Gärten), deren Ursprung aus noch späterer Zeit datirt. Die eigentlichen Vorstädte sind von der innern Stadt durch die rings um dieselbe herumführenden Promenaden getrennt, welche, aus schönen Linden- und Kastanienalleen und diese begleitenden Parkanlagen bestehend und stets mit Sorgfalt und Kunstsinn gepflegt, L. zur besondern Zierde gereichen. Eine andere große und freundliche Gartenanlage ist das Johannisthal, seit 1832 auf einer als Sandgrube benutzten Landstrecke im Südosten vor der Stadt entstanden und in fortwährender Vergrößerung begriffen. Unter den öffentlichen Plätzen sind hervorzuheben: der Marktplatz im Innern der Stadt, ein regelmäßiges Viereck von 450 F. Länge und 242 F. Breite bildend und von 5—6 Stock hohen Häusern (meist im Renaissancestil) umschlossen; der benachbarte Börsenplatz (Naschmarkt); der Augustusplatz, zwischen der innern Stadt und der Grimmaischen Vorstadt und den Promenaden, der, von großen und modernen Gebäuden umgeben, zu den schönsten Punkten L.s gehört; der Königsplatz vor dem Petersthore, mit dem Standbilde König Friedrich August's I. (gest. 1827) von Öser; der Roßplatz; der Theaterplatz, mit dem 10. Aug. 1851 errichteten Standbilde Hahnemann's von Steinhäuser. Während die neuen Anbaue, zum großen Theil auch die Vorstädte, in Bezug auf Anlage und Architektur einen regelmäßigen und durchaus modernen Charakter tragen, gibt es in der innern Stadt noch manche krumme und enge Gäßchen, obwol mehre Straßen, wie die Grimmaische, Ritter-, Nikolai-, Reichs-, Katharinen-, Hain-, Universitäts-, Petersstraße, der Brühl, der Neumarkt, ziemlich breit und gerade sind und von vielen durch Höhe und Solidität ausgezeichneten Gebäuden eingefaßt werden. Zur Zeit der Messen erscheinen die meisten der genannten Straßen, aus denen die Parterrewohnungen jetzt fast ganz durch Kaufläden verdrängt sind, außerordentlich belebt; außer der Messe kann das zunächst nur von der Grimmaischen Straße gelten. In den Vorstädten hinterlassen namentlich die Königsstraße, Dresdener, Tauchaer und Salomonstraße einen angenehmen Eindruck. Ein Kranz zum Theil schöner und ansehnlicher Häuser zieht sich in den Vorstädten längs der Promenaden hin. Die Contore und Verkaufslocale der bedeutendsten Handelshäuser befinden sich meist in der innern Stadt, namentlich in dem Theile, wo sich der Meßverkehr concentrirt; in einem andern Theile (besonders dem Grimmaischen Viertel der innern Stadt, der Königsstraße, Querstraße, Dresdener Straße in der Vorstadt) der Buchhandel. Die Gesammtzahl der Häuser beläuft sich auf 2300. Die Straßen sind äußerst reinlich gehalten, wenn auch nicht gerade schön gepflastert; Trottoirs für den Fußgänger ziehen sich seit einem Jahrzehnd wenigstens in der innern Stadt fast allenthalben an den Häusern hin. Der Unrath findet durch ein sehr kostspieliges Kloakensystem seinen Abzug. Durch Röhrenleitungen wird die ganze innere Stadt und ein Theil der Vorstädte von der Wasserkunst aus mit fließendem Wasser versehen. Die Stadt und die Vorstädte sind durchweg mit Gas, die neuen Anbaue durch Öllampen oder Hydrocarbürlampen beleuchtet. Die Gasbereitungsanstalt ward 1837—41 von Commissionsrath Blochmann aus Dresden ange-

legt. Wol keine Stadt Deutschlands hat während der letzten 20 J. sich so vollständig verändert wie L. Auch die Bevölkerung vermehrte sich mit dem steigenden Wachsthume der Stadt und belief sich 1. Dec. 1852 auf 66686 E., mit Ausnahme von 1620 Reformirten, 1285 Katholiken, 306 Deutschkatholiken, 50 Griechen und 350 Juden der luth. Confession angehörig.

An Bauwerken, die sich durch Größe oder sonst in architektonischer Beziehung auszeichnen, ist L. nicht reich. Unter den kirchlichen Gebäuden wurden die Hauptkirchen, die Thomaskirche 1496 und die Nikolaikirche 1525 eingeweiht, die letztere 1785—96 erneuert und mit Gemälden von Öser geziert. Sonst haben sie nichts Ausgezeichnetes, ebenso wenig wie die Universitäts- oder Paulinerkirche, die 1240 erbaut, 1544 erneuert wurde und 1841 ein Grabdenkmal des 1307 in der Thomaskirche ermordeten Markgrafen Diezmann von Meißen erhielt. Die neue katholische Kirche wurde nach Heideloff's Entwurfe in rein gothischem Stil 1847 vollendet. Die übrigen fünf Kirchen luth. Confession sind ohne Bedeutung, ebenso wie die der Reformirten und der Griechen. Die Erbauung einer Synagoge wurde 1853 beschlossen. In der innern Stadt ist das Rathhaus am Markte, 1556 von Lotter erbaut, ein stattliches Gebäude; aus derselben Zeit (1549) stammt die Pleißenburg, die ehemalige Citadelle von L., die seit 1818 theilweise umgebaut, gegenwärtig zur Kaserne dient und deren Thurm seit 1790 zur Sternwarte benutzt wird. Das ansehnlichste Gebäude L.s ist unstreitig das an der Fronteseite 152 Ellen lange Augusteum, mit seinen Umgebungen der Sitz der Universität, 1831—36 nach Schinkel's Entwürfen von Geutebrück aufgeführt, mit prächtiger Aula und im Giebel mit Reliefs von Rietschel geschmückt. Unter den übrigen zur Universität gehörigen Gebäuden sind noch das Fridericianum, 1843 von Geutebrück erbaut, und das ganz zu Zwecken der Vermiethung benutzte Mauricianum (seit 1849) in der Grimmaischen Straße zu nennen. Von öffentlichen Gebäuden machen sonst noch die Erste und die Dritte Bürgerschule (1852 eingeweiht), das Gewandhaus (1740 von Schmiedlein aufgeführt), die Börse auf dem Naschmarkte (1648—80), die 1834—36 erbaute Deutsche Buchhändlerbörse in der Ritterstraße, der von Pötzsch ausgeführte großartige Sächsisch-Bairische Bahnhof, das Postgebäude am Augustusplatze (1836—38 nach Geutebrück's Plane erbaut), das Wagegebäude, das Georgenhaus, das im Herbste 1853 zur Vollendung gelangende Zollhaus in der Nähe der seit 1849 im Bau begriffenen umfänglichen Lagerhäuser, einen angenehmen Eindruck. Der Bau einer Fleischhalle wurde 1853 begonnen. Unter den Privatgebäuden dürfte vor allen das auf Kosten des Dr. Härtel 1832—33 von Hermann erbaute sogenannte Römische Haus mit schönen Fresken (jetzt im Besitze des Buchhändlers Baumgärtner) zu erwähnen sein; ferner die Centralhalle, ein von Pötzsch 1849—50 erbautes großartiges Restaurationslocal, in dessen Räumen 1850 eine allgemeine deutsche Industrieausstellung abgehalten wurde; die ebenfalls von Pötzsch (1847) ausgeführte Freimaurerloge in der Elsterstraße; die Officinen von Brockhaus und Teubner; Lurgenstein's und Reichel's Gärten an der Promenade; Purfürst's Haus; das Hôtel de Pologne; mehre für Zwecke kaufmännischen Verkehrs bestimmte Häuser, wie die Tuchhalle, Kaufhalle, Leinwandhalle u. s. w. Unter den Gärten sind der Löhr'sche (jetzt Keil'sche) und der Gerhard'sche (früher Reichenbach'sche) von Interesse. Letzterer wird wegen eines Denkmals Poniatowski's, welcher hier 19. Oct. 1813 in der Elster ertrank, vielfach von Fremden besucht. Der früher sehr berühmte Bose'sche (später Reimer'sche) Garten, sowie die Reichel'schen und Rudolf'schen Gärten sind jetzt bebaut. Der Friedhof zu St.-Johannes, welcher, wie auch der 1845 angelegte Neue Gottesacker, in großer Ordnung gehalten und von den Einwohnern mit vieler Liebe gepflegt wird, enthält eine Menge Denkmäler berühmter Verstorbener (z. B. von Spohn, Pölitz, Gellert u. s. w.). Der erste, älteste Theil ist 1850 abgeräumt worden. Vgl. Gretschel, „Der Friedhof bei St.-Johannes" (Lpz. 1836); Heinlein, „Der Friedhof zu L." (Lpz. 1844). Denkmäler von hoher künstlerischer Bedeutung besitzt L. nicht. Außer den bereits genannten sieht man in den Promenaden nahe dem ehemaligen Grimmaischen Thore auf dem sogenannten Schneckenberg das durch Goethe's Gedicht bekannte Denkmal Gellert's von Öser; etwas weiter einen Denkstein zur Erinnerung an den Bürgermeister K. Wilh. Müller (gest. 27. Febr. 1801), den Begründer der Parkanlagen und einen um die Stadt im Allgemeinen hochverdienten Mann. In der Nähe der Thomasschule ließ Mendelssohn-Bartholdy 1843 J. Seb. Bach ein hübsches Denkmal, vor derselben die Geschwister Podlesky ihrem Lehrer Hiller einen Denkstein setzen. Zwischen Bürgerschule und Roßplatz erhebt sich seit 1850 das Standbild Thaer's, von Rietschel entworfen und in Erzguß ausgeführt.

L. ist Sitz der Kreisdirection für den leipziger Kreis, mit welcher die Kirchen- und Schuldeputation, sowie die Prüfungscommissionen für Schulamtscandidaten und Theologen verbun-

den sind; ferner eines Appellationsgerichts, des Kreisamts, des Oberpostamts, des Staatstelegraphenbureau, des Kreissteuerraths des zweiten sächs. Steuerkreises nebst der königl. Kreisabschätzungscommission für Fabrikgewerbe, des Hauptsteueramts, der Lotterie-Hauptexpedition und einiger andern Staatsbehörden. Der Stadtrath besteht aus Bürgermeister, Vicebürgermeister, sieben besoldeten und zwölf unbesoldeten Stadträthen. Die hauptsächlichsten städtischen Behörden sind: das Stadtgericht, in vier Sectionen (für streitige Rechtssachen; das Handelsgericht; für freiwillige Gerichtsbarkeit, besonders Kauf- und Hypothekenwesen; für Vormundschaftssachen); das Vereinigte Criminalamt der Stadt L.; die Polizei; das Landgericht des Raths zu L., für die der Stadtgemeinde zugehörigen 27, theilweise sehr volkreichen Ortschaften (worunter das durch seinen in den September fallenden und zum Volksfest gewordenen Jahrmarkt bekannte Städtchen Taucha), welche zusammen 1. Dec. 1852 von 17662 E. bewohnt waren. Die Übergabe der städtischen Gerichtsbarkeit an den Staat wurde bereits 1851 beschlossen. Für den städtischen Haushalt müssen jährlich verhältnißmäßig sehr bedeutende Summen (1851 über 540000 Thlr.) aufgebracht werden. Unter den zur Förderung der gemeinen Wohlfahrt getroffenen Anstalten sind noch zu erwähnen: die sehr gut organisirten Feuerlöschanstalten; das 1826 eingerichtete Pfand- und Leihhaus, mit welchem eine Sparkasse verbunden ist; der Fiacreverein seit 1844; mehre Kleinkinderbewahranstalten; die Pestalozzistiftung 1846 für Erziehung armer und verwahrloster Kinder, deren Gebäude und Gartenanlagen 1853 vollendet werden; die städtische Anstalt für Arbeitsnachweisung seit 1844; die städtische Speiseanstalt u. s. w. Privatinstitute sind: die Heilanstalt für arme Augenkranke, 1820 vom Professor Ritterich gestiftet, seit 1823 als klinisches Institut benutzt; das Orthopädische Institut, 1831 begründet; die homöopathische Berathungsanstalt; die gut eingerichtete Schwimmanstalt von Neubert, seit 1843. Die Armenanstalt ließ 1853 mit einem Kostenaufwand von 72000 Thlrn. ein neues stattliches Armenhaus erbauen.

Am meisten haben unstreitig die Messen, welche L. nächst Hamburg zur bedeutendsten Handelsstadt Deutschlands und zu einem der wichtigsten Handelsplätze der civilisirten Welt überhaupt erheben, zur Verbreitung des Namens der Stadt bis in die entlegensten Gegenden der Erde beigetragen. Abgesehen von den Gelehrten und Beamten, da in L. der Adel und das Militär sehr zurücktreten, durchdringt die übrige Einwohnerschaft mehr oder weniger der Handel als das belebende Princip. Schon seit dem Ende des 12. Jahrh. hatte L. privilegirte Märkte, die aber vor dem 15. Jahrh. noch keine Messen waren. Der Jubilate- oder Ostermesse und der Michaelismesse fügte Friedrich der Sanftmüthige 1458 die Neujahrsmesse hinzu. Letztere wurde zuerst 1466 von Kaiser Friedrich III. bestätigt; alle drei Messen bestätigte sodann 1497 Kaiser Maximilian I., der auch 1507 der Stadt das Stapel- und Niederlagsrecht verlieh. Alle Anfechtungen, die L. deshalb erfahren mußte, trugen nur dazu bei, durch wiederholte kaiserl. Bestätigungen seine Privilegien zu befestigen, während gleichzeitig die Entwickelung des gesammten deutschen Handels die Hebung des Verkehrs wesentlich förderte. Auch das Kipper- und Wipperwesen und die Drangsale des Dreißigjährigen Kriegs vermochten nur momentan den Aufschwung des Handels niederzuhalten. Zwar verlor die Stadt im ersten Viertel des 18. Jahrh. ihr Stapelrecht; dagegen überflügelte L. in dem letzten Viertel dieses Jahrhunderts Frankfurt a. d. O., das damals mit seinen Messen eine gefährliche Concurrenz bildete. Wie seitdem russ. und poln. Juden in großer Anzahl, so besuchten seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch Engländer und Franzosen viel häufiger als früher insbesondere die Ostermesse. Die Continentalsperre wirkte auf die inländischen Fabriken und Manufacturen gar nicht unvortheilhaft. Dagegen äußerten die Ereignisse des J. 1813, die Theilung Sachsens, die Prohibitivmaßregeln des Auslandes, das Absperrungssystem Preußens und die Elbschiffahrt höchst nachtheiligen Einfluß insbesondere auf den leipziger Handel. Noch mehr thaten dies die eingeführten Accisefixationen, sodaß die Klagen des Handelsstandes immer lauter wurden. Allein seit dem Anschlusse Sachsens an den Deutschen Zollverein 1833 und der Eröffnung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, durch deren Bau der erste Anstoß zur Anlegung größerer Eisenbahnen in Deutschland gegeben wurde, und der sich 1840 die Magdeburg-Leipziger und 1842 die Sächsisch-Bairische Eisenbahn und 1851 eine Verbindungsbahn anschlossen, hat sich der Meßverkehr in L. nicht nur zu seiner frühern Höhe wieder gehoben, sondern fast vervierfacht, sodaß, wenn man früher den Umsatz einer Ostermesse zu 20 Mill. Thlr. anschlug, derselbe gegenwärtig auf 70 Mill. angenommen werden kann. In den letzten Jahren hat sich auch der Verkehr mit Amerika lebhafter zu entwickeln begonnen. Inwiefern die neuesten Veränderungen im deutschen Zollwesen von 1853 auf L.s Handelsverkehr einwirken werden, läßt sich noch nicht er-

messen. Der Handel selbst theilt sich in den Vertrieb der Landesproducte und inländischer Manufacturen und in den Zwischenhandel. Die erstern anlangend, so sind außer den Erzeugnissen der städtischen Industrie namentlich Zinn, Blech, Smalte, Alaun und andere Producte des Mineralreichs, Porzellan, Leinwand, Kattun, Spitzen u. s. w., vorzüglich Leder und Tuch, sowie Wolle und Pferde diejenigen Artikel, in denen die bedeutendsten Geschäfte gemacht werden. Der dreitägige Wollmarkt (seit 1826), der im Juni abgehalten wird, ist sehr besucht. Mit der Ölbörse (seit 1842) wurde 1853 eine Productenbörse vereinigt. Den Zwischenhandel beschäftigen hauptsächlich Colonial-, Seiden- und Rauchwaaren, für die L. ein Hauptstapelplatz ist, sowie Weine. Hierzu kommen noch nicht unbedeutende Speditions- und sehr ansehnliche Commissions- und Wechselgeschäfte. Den Geschäftsverkehr erleichtert außer manchen andern Einrichtungen die 1838 begründete, an die Stelle der frühern Discontokasse getretene Bank. (S. Banken.) Übrigens theilt sich der Handelsstand in die Kaufmannschaft, die nur Grossohandel treibt, und die Anfang des 17. Jahrh. entstandene Kramerinnung, die allein zum Detailhandel berechtigt ist. Wichtigere Handelsangelegenheiten verhandeln beide gemeinschaftlich; auch ist ihnen die Börse gemeinschaftlich. Unter der Kramerinnung steht die von ihr 1831 gestiftete Handelsschule.

Einen wesentlichen Theil des leipziger Handels macht der Buchhandel aus, der, nachdem er sich von der eigentlichen Buchdruckerei gesondert, im Anfange des 16. Jahrh. sich von Frankfurt a. M. in Folge von Censurbedrückungen hierher übersiedelte, sodaß nun L. der Hauptstapel- und Commissionsplatz des gesammten deutschen und zum Theil auch ausländischen Buch-, Kunst- und Musikalienhandels wurde. Die Buchhändler bilden einen eigenen Stand und theilen sich in Verlags-, Sortiments- und Commissionshändler. Einen neuen Haltpunkt gewann der Buchhandel in L. durch den 1825 zu Stande gebrachten Allgemeinen Börsenverein der deutschen Buchhändler, dem auch die Musikalienhandlungen sich angeschlossen haben. Die Zahl der Buchhandlungen in L. belief sich 1716 auf 17, 1828 bereits auf 77; 1853 gab es 154 Buch- und Musikalienhandlungen. Mehre der Verlagsgeschäfte gehören zu den bedeutendsten und namhaftesten Deutschlands; so außer dem Etablissement von F. A. Brockhaus (s. d.), welches nicht allein Verlags-, Commissions- und ausländischen Sortimentshandel, sondern auch Buchdruckerei, Schriftgießerei und Buchbinderei in sich vereinigend, ohne Zweifel das großartigste Deutschlands ist, Baumgärtner's Buchhandlung, Breitkopf und Härtel, W. Engelmann, Friedr. Fleischer, die Hinrichs'sche Buch- und Landkartenhandlung, Bernh. Tauchnitz, Karl Tauchnitz, B. G. Teubner, F. Ch. W. Vogel, L. Voß, die Weidmann'sche Buchhandlung, eine der ältesten Deutschlands und L.s insbesondere, ferner T. O. Weigel, J. J. Weber, G. Wigand, O. Wigand. Unter den Kunsthändlern sind Del Vecchio, R. Weigel und die Englische Kunstanstalt (Payne), unter den Musikalienhandlungen Breitkopf und Härtel und F. Hofmeister die namhaftesten. Wie bedeutend allein das Commissionsgeschäft ist, geht schon daraus hervor, daß gegenwärtig über 1900 auswärtige Firmen von 77 leipziger Commissionären besorgt werden. Von besonderer Wichtigkeit für den Buchhandel (s. d.) ist die Ostermesse (Buchhändlermesse), weil während derselben auf der Börse die jährlichen Rechnungen ausgeglichen werden. Für diesen Zweck wird sie stets Mittwoch vor Cantate eröffnet und durchschnittlich von 250 auswärtigen Buchhändlern besucht; über 1000 Handlungen sind durch ihre Commissionäre vertreten, welche für jene die Zahlungen leisten. Die zahlreichen Buch-, Musikalien- und Kunsthandlungen haben nicht nur eine große Anzahl von Schriftstellern, Correctoren u. s. w. nach L. gezogen und zahlreiche journalistische Unternehmungen hervorgerufen, sondern auch in den zunächst damit in Verbindung stehenden Industriezweigen einen für andere Orte ganz ungewöhnlich lebhaften Betrieb erzeugt. Mehre Verlagshändler, wie z. B. Brockhaus, Breitkopf und Härtel, Teubner, Tauchnitz, O. Wigand sind zugleich im Besitz großer Officinen, die sich meist auch große Verdienste um die Druckerei erworben haben. Überhaupt zählte man (Anfang 1853) 34 Buchdruckereien mit 81 gangbaren Pressen und 45 gangbaren Maschinen, welche zusammen etwa 650 Setzer und Drucker beschäftigten. Die bedeutendste darunter ist die von Brockhaus mit 24 Pressen und 9 Maschinen (worunter zwei Doppelmaschinen). Nächst dieser sind Teubner, Breitkopf und Härtel, K. Tauchnitz, B. Tauchnitz, O. Wigand und Hirschfeld zu nennen. Die umfassendsten Papiergeschäfte machen Flinsch und Sieler und Vogel. Neun Etablissements beschäftigen sich mit Schriftschneiden, Schrift- und Stereotypengießerei; der Notenstich wird durch neun, der Notendruck durch vier Anstalten besorgt. Der Buchbindereien finden sich in L. 90. Die Kupfer- und Stahlstecherei wird in 16, die Lithographie in 25 Ateliers geübt. Unter den sechs xylographischen Instituten sind die von J. G. Flegel, Fr. Kretzschmar und C. Laufer am vortheilhaftesten bekannt. Die in den beiden Auctionsanstalten von H. Hartung und T. O. Weigel abgehaltenen Bücherauctionen, sowie die Kunst-

auctionen (namentlich Kupferstiche und Handzeichnungen) unter Leitung von R. Weigel haben unter Gelehrten und Kunstfreunden des In- und Auslandes schon seit langer Zeit einen weitverbreiteten Ruf. Eine Bildungsanstalt für Buchhändlerlehrlinge wurde 1853 errichtet. Hervorragende Fabriken und Manufacturen besitzt sonst L. nicht. Zu nennen sind nur zwei Kammgarnspinnereien, von denen das 1830 von den Gebrüdern Hartmann begründete, 1841 einem Actienvereine überlassene und bis auf 11000 Spindeln erweiterte Etablissement zu Pfaffendorf alle ähnlichen Deutschlands übertrifft; ferner eine Waggonfabrik und eine Eisengießerei, letztere begründet von K. und G. Harkort, einem der bedeutendsten Handelshäuser L.s. Eine Runkelrübenzuckerfabrik besteht seit 1852 zu Mockau, eine Stunde von der Stadt. Die Seidenmanufacturen vermochten sich aller Bemühungen ungeachtet niemals lange zu halten; ebenso die Gold- und Silbergespinnstfabriken. Nur die Wachstuchfabriken behaupten sich auf einer bedeutenden Höhe. Dasselbe gilt von den Pianofortefabriken, deren man im Jan. 1853 16 zählte, darunter Breitkopf und Härtel schon seit einem Jahrhundert bekannt. Die Erzeugnisse der Fabriken in künstlichen Blumen (wie Reichardt u. Comp.) und Stickereien (Hietel) und Parfümerien finden guten Absatz. Von nicht geringer Bedeutung für L. und seine nächste Umgebung sind die Tabacksfabriken, Ölraffinerien, die Fabrikation von ätherischen Ölen, Liqueuren u. s. w.; Bierbrauerei wird mit Erfolg betrieben. Die eigentlich städtischen Gewerbe werden von Einzelnen fabrikmäßig betrieben. Zur Hebung eines zeitgemäßen Fortschritts auf diesem Gebiete haben die Polytechnische Gesellschaft (seit 1824), welche seit 1829 eine Sonntagsschule unterhält, sowie der Kunst- und Gewerbverein nicht wenig beigetragen.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten steht die **Universität** obenan, die der durch die Uneinigkeiten zwischen Böhmen und Deutschen 1409 herbeigeführten Auswanderung einer großen Anzahl prager Studenten unter Anführung von Otto von Münsterberg und Johann Hofmann ihre Stiftung verdankt. Die vom Kurfürsten Friedrich dem Streitbaren und dessen Bruder Wilhelm hierzu nachgesuchte päpstliche Einwilligung gab Alexander V. unterm 9. Sept. 1409. Als eigentlicher Stiftungstag wird der 4. Dec. 1409 angenommen, und Otto von Münsterberg war der erste Rector. Die Gesammtheit der Lehrer und Studirenden wurde in vier Nationen: die sächsische, meißnische, fränkische (nachher bairische) und polnische, geschieden. Die Universität wurde zunächst ausgestattet mit dem Großen und Kleinen Fürstencollegium (Petrinum), zu welchen später das Frauencollegium kam, und der Besoldung für 20 Magistri, bis zu diesem Behufe die Dörfer Hohenheida, Gottscheina und Merkwitz übergeben wurden; auch erhielt sie 1413 durch Papst Johann XXIII. sechs Kanonikate. Die medicinische Facultät wurde zwar 1415 gestiftet, aber erst 1438 mit zwei Professoren besetzt. Der Reformation widersetzte sich die Universität mit großer Hartnäckigkeit. Der Kurfürst Moritz wurde gleichsam ihr zweiter Stifter, indem er ihr nicht nur die Besitzungen des Paulinerklosters schenkte, sondern auch fünf Dörfer und reiche Einkünfte aus den eingezogenen Gütern der Klöster auf dem Petersberge und zu Pegau. Auch wurde für arme Studirende durch die erste Begründung des Convictoriums (in dem 1853 über 250 Studirende beköstigt wurden) und einer Menge Stipendien gesorgt. Namentlich sorgte König Friedrich August I. für bessere Ausstattung der Universität. Sie hat vier Jahrhunderte ihres Bestehens hindurch bis auf die letzten Jahre herab sich den Ruf einer der ausgezeichnetsten deutschen Hochschulen bewahrt und zählt unter ihren Lehrern und Schülern eine große Zahl gefeierter Namen. Ihre Verfassung unterlag vorzüglich seit 1830, wo die Aufhebung der Nationen erfolgte, nachdem bereits 1829 zur bessern Verwaltung eine Rentverwalterei eingesetzt worden war, vielfachen Umgestaltungen, den letzten 1850. Außer den Privatdocenten zählte Anfang 1853 die theologische Facultät acht ordentliche und zwei außerordentliche Professoren, worunter Winer, Krehl, Großmann, Tischendorf und Tuch; unter acht ordentlichen und fünf außerordentlichen Professoren der juristischen Facultät befinden sich Namen wie Albrecht, Günther, Schilling, Marezoll, Hänel, von Wächter, Weiske; in der medicinischen Facultät, die 11 ordentliche und 10 außerordentliche Professoren zählt, lehren Weber, Wunderlich, Jörg, Radius, G. Günther, Bock, Rüte. In der philosophischen Facultät, aus 19 ordentlichen und 14 außerordentlichen Professoren bestehend, sind die Philologie durch Klotz, Nitzsch, Westermann, die Geschichte durch Wachsmuth und Flathe, die Philosophie durch Weiße und die Herbartianer Hartenstein und Drobisch, die Astronomie durch Möbius und d'Arrest, die Mathematik durch Drobisch, die Mineralogie durch Naumann, die Zoologie durch Pöppig, die orient. Philologie durch Fleischer, Brockhaus und Seyffarth, die Chemie durch Erdmann, die Staatswissenschaften durch Roscher und Bülau, die Botanik durch Mettenius auf ausgezeich-

nete Weise vertreten. Namhafte und schwer zu ersetzende Verluste erlitt die Universität in den letzten Jahren theils durch die Abberufung von der Pfordten's, Harleß' und des Physikers W. Weber, theils durch den Tod Hermann's, durch den namentlich das Studium der Philologie mehre Decennien hindurch zu hoher Blüte gelangt war, theils 1850 durch die Entsetzung von Haupt, Mommsen und Jahn. Die Zahl der Studirenden, die noch im zweiten und dritten Decennium dieses Jahrhunderts 1300 betrug, ist fortwährend im Sinken begriffen; im Sommer 1845 besuchten noch 864 Studirende (darunter 269 Ausländer) die Vorlesungen, Anfang 1853 nur 794 (worunter 241 Ausländer). Das Vermögen der Universität ist sehr bedeutend; die Vermächtnisse zu Stipendien, Freitischen u. s. w. betragen allein über 740000 Thlr. Zur Universität gehören außer der Bibliothek (mit 150000 Bänden und 2000 Handschriften) das anatomische Institut, die Sternwarte mit Bibliothek und Instrumentensammlung, der physikalische Apparat, das chemische Laboratorium (nach dem Muster des gießener eingerichtet), das naturhistorische Museum im Augusteum, der botanische Garten, die archäologische Sammlung, das pharmakognostische Museum, die Entbindungsschule oder das Trier'sche Institut, die 1853 ein ansehnliches neues Gebäude erhielt, das mit dem städtischen Jakobshospitale verbundene klinische Institut, das medicinisch-poliklinische Institut, das chirurgisch-poliklinische Institut und das Institut für Augenheilkunde.

Neben der Universität bestehen in L. noch zwei Gymnasien, die Nikolaischule und die Thomasschule. Letztere (gegenwärtig unter Stallbaum), welche unter ihren frühern Rectoren Namen wie J. H. Ernesti, Geßner, J. A. Ernesti, J. F. Fischer zählt, nimmt in der Geschichte der humanistischen Bestrebungen einen ehrenvollen Platz ein. Ihre Cantoren waren seit länger als einem Jahrhundert stets berühmte Componisten, wie J. Seb. Bach, Doles, Hiller, Schicht, Weinlig und gegenwärtig Hauptmann. Unter den drei Bürgerschulen wurde die sogenannte Erste Bürgerschule (1400 Schüler) 1804 unter Direction Gedike's eröffnet und hat seitdem vielen andern als Muster gedient. Die zweite Bürgerschule (mit 1000 Schülern) wurde 1838, die dritte (mit 1600 Schülern) 1848 eingerichtet. Von ihrem gegenwärtigen Director, K. Vogel, wurde mit derselben 1834 eine höhere Realschule verbunden. Außerdem bestehen noch zwei Freischulen (Rathsfreischule, seit 1792, und Wendler'sche Freischule, seit 1788, zusammen mit 1070 Schülern), eine Armenschule mit 1600, die Schule am Waisenhause mit 175, die am Arbeitshause für Freiwillige mit 160 Schülern, einige Privatinstitute und eine röm.-kath. Bürgerschule. Ein Privatunternehmen ist das Moderne Gesammtgymnasium von Hauschild. Das Taubstummeninstitut wurde 1778 von Sam. Heinicke, eine Sonntagsschule von der Loge Balduin zur Linde 1816 begründet. Unter den Vereinen zur Förderung der Wissenschaft und wissenschaftlichen Bildung steht die am Geburtstage von Leibniz, 6. Juli 1846 eröffnete Königl. sächs. Akademie der Wissenschaften obenan, neben welcher zunächst die Fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft der Wissenschaften zu nennen ist. Sonst bestehen noch zu L. eine astronomische (seit 1844) und eine pädagogische Gesellschaft (seit 1848); ferner die Leipziger ökonomische Societät, gestiftet vom Grafen Hohenthal 1765; die Deutsche Gesellschaft; die Deutsche morgenländ. Gesellschaft; die 1784 von Chr. Dan. Beck (s. d.) gebildete Philologische Gesellschaft, die 1809 zum königl. philologischen Seminar erhoben wurde; die Naturforschende Gesellschaft, seit 1824; die Griech. Gesellschaft, 1793 von G. Hermann gestiftet; die Historisch-theologische Gesellschaft, 1814 von Illgen begründet; die Medicinische Gesellschaft, seit 1829 u. s. w. Die Vereine der leipziger Advocaten und der Schriftstellerverein wurden 1842, der ärztliche Verein 1844, der Gabelsberger Stenographenverein 1846 gestiftet. Unter den übrigen öffentlichen Instituten für geistige Bildung ist vor allen außer der schon genannten Universitätsbibliothek noch die Stadtbibliothek zu erwähnen. In dem schönen Saale des Gewandhauses aufgestellt, zählt sie über 80000 Bände und 2000 Handschriften und erfuhr 1837 durch das Vermächtniß der Pölitz'schen Bibliothek (26000 Bände) eine ansehnliche Bereicherung. Die bei ihr befindliche Münzsammlung wurde 1853 versteigert. Die Münzsammlung der Universität hat 1851 durch Acquisition der Posern-Klett'schen Sammlung eine äußerst werthvolle Vermehrung erhalten. Die im Juni 1851 begründete Volksbibliothek zählte Ende 1852 bereits 1031 Bände. Die 23 größern und kleinern Leihbibliotheken L.s besitzen zum Theil Journalcirkel; in dem literarischen Museum der Centralhalle ist (seit 1851) eine reiche Auswahl von Zeitungen und Zeitschriften ausgelegt. Unter den fünf Musikleihanstalten ist die mit einem Musiksalon verbundene von C. A. Klemm die umfangreichste.

Für künstlerische Bildung wirkt zunächst die königl. Akademie für Malerei und Zeichenkunst, gegründet 1764, gegenwärtig unter Direction G. Jäger's; mit ihr verbunden ist die königl.

Baugewerkenschule. Große Kunstsammlungen hat L. nicht aufzuweisen. Das städtische Museum (seit 1848) in der Ersten Bürgerschule zählt an 100 Bilder fast ausschließlich neuer Meister. Die vorzüglichsten Privatgalerien sind die H. Schletter's, des Hofraths Keil und des Barons Speck-Sternburg (zu Lützschena). Sonst bestehen noch für Zwecke der Kunst in L. ein Kunstverein, welcher alle zwei Jahre eine Ausstellung von Gemälden lebender Künstler hält, und ein Verein von Kunstfreunden. Eine permanente Kunstausstellung unterhält der Kunsthändler Del Vecchio in der Kaufhalle. Theater und namentlich Musik finden vielleicht nirgends mehr Antheil als in L. Ein stehendes Theater erhielt die Stadt 1817, das unter der Direction Küstner's (s. d.) bis 1828 seine Glanzperiode feierte. Unter der Direction Wirsing's wurde neben demselben 1853 noch ein geschmackvolles Sommertheater in Gerhard's Garten errichtet. Berühmt sind die großen Concerte im Gewandhaus, welche 1743 vom Kaufmann Zehmisch begründet wurden, hauptsächlich in die Ausführung großer classischer Musiken ihren Ruhm setzen und den ausgezeichnetsten Künstlern Gelegenheit geben, ihre Talente zu zeigen. Eine vortreffliche musikalische Bildungsanstalt erhielt L. in dem 1843 durch Mendelssohn-Bartholdy gestifteten Conservatorium der Musik, welches, von tüchtigen Musikern (wie Hauptmann, Becker, David, Rietz, Moscheles, Dreyschock) geleitet, sich im In- und Auslande bereits des besten Rufs erfreut. Musikalische Unterhaltung und Bildung bezwecken noch der Musikverein Euterpe, die Singakademie, der Philharmonische Verein, der Pauliner- oder Universitäts-Sängerverein, der Zöllner'sche und viele andere Gesangvereine. Sieben concessionirte Musikchöre besorgen die Concerte u. s. w. in den zahlreichen öffentlichen Vergnügungslocalen. Unter letztern sind vor allen die Centralhalle, das Schützenhaus, das Tivoli, das Odeon durch die Größe und Eleganz ihrer Räumlichkeiten ausgezeichnet. Unter den Kaffeehäusern ist das Café français, unter den Weinstuben der aus der Volkssage und Goethe's „Faust" berühmte Auerbach's Keller auch von Fremden viel besucht. Ein reizender Spaziergang in unmittelbarer Nähe der Stadt ist das Rosenthal. Die theils der Gegend wegen, theils historisch, theils als Vergnügungsorte, theils sonst merkwürdigsten Orte und Punkte in den Umgebungen L.s sind Gohlis mit Schiller's Hause, Möckern, Wahren und Stahmeln; Lützschena, eine Besitzung des Freiherrn von Speck-Sternburg, mit Park, Gemäldegalerie und großartigem Ökonomiebetrieb; Lindenthal und Breitenfeld; Eutritzsch, Schönfeld, Abtnaundorf mit Park und St.-Thekla; der Heitere Blick und Taucha; Reudnitz und Volkmarsdorf; Paunsdorf, Sommerfeld und Machern mit Park; Zweinaundorf mit Park; der Thonberg, Stötteritz mit einer Irrenanstalt; Probstheida, Meusdorf, Wachau und Liebertwolkwitz, Güldengossa, Störmthal und Cröbern; Connewitz, Lößnig, Dölitz und Markkleeberg; Raschwitz, Ötzsch und Zöbigker; Schleußig, Groß- und Kleinzschocher, Knauthain und Eythra mit Park; Lindenau, Plagwitz und Schönau; Leutsch, die Bürgeraue im Rosenthale, Ehrenberg und Böhlitz. Einige der genannten Dörfer, wie namentlich Reudnitz, Volkmarsdorf, Neuschönfeld, Neusellerhausen, Anger und Krottendorf, hängen nicht blos unmittelbar mit der Stadt, sondern auch wieder unter sich selbst zusammen, tragen theilweise ein städtisches Ansehen und sind außerordentlich bevölkert. Diese wie noch mehre andere der Stadt zunächst liegende Dörfer zählen über tausend, einige sogar mehre Tausend Einwohner, die zu einem großen Theile ihren Verdienst als Arbeiter in der Stadt finden. Vgl. Gretschel, „L. und seine Umgebungen" (2. Aufl., Lpz. 1836).

König Heinrich I. soll am Zusammenflusse der Pleiße und Parthe eine Burgwart angelegt haben, welche Veranlassung zur Anlage eines Dorfes wurde. Den Namen soll der Ort von Lip oder Lipa haben, welches im Slawischen soviel als Linde bedeutet. Erst 1015 wird derselbe und zwar als Stadt erwähnt, worunter man sich jedoch weiter nichts als einen befestigten Ort zu denken hat. Hundert Jahre später soll der Markgraf Konrad L. zur Stadt erhoben haben. die Kaiser Heinrich II. dem Bischof von Merseburg geschenkt habe. Unter Markgraf Otto dem Reichen (1156—89), der der Stadt die Jubilate- und Michaelismesse verlieh, hob sich L. immer mehr, sodaß es bereits 5—6000 E. zählte. Desto mehr hatte es unter Dietrich dem Bedrängten (1197—1221) zu leiden, der, 1216 zu einem nachtheiligen Vergleiche mit der Stadt genöthigt, sich zwei Jahre nachher durch List derselben bemächtigte und, um die Bürger im Zaum zu halten, drei feste Schlösser anlegen ließ. Schon unter Markgraf Heinrich dem Erlauchten (1221—63) fing L. an, sich als Handelsstadt zu regen. Unter seinem Nachfolger, Dietrich von Landsberg (1263—83), blühten bereits Handel und Gewerbe. Unter Diezmann und Friedrich dem Gebissenen nahmen die leipziger Bürger den rühmlichsten Theil an dem Kampfe derselben gegen den Markgrafen von Brandenburg 1292 und gegen Adolf von Nassau 1307. Im Laufe des 14. Jahrh., wo auch der dasige Schöppenstuhl zu größerm Ansehen im Auslande gelangte,

entwickelte die Stadt ihre innern Kräfte mehr und mehr, während sie zugleich nach außen sich vergrößerte und ihr Besitzthum und ihre Rechte vermehrte. Schon zu Anfange des 15. Jahrh. scheint die eigentliche Stadt ihren noch gegenwärtigen Umfang gehabt zu haben und schon jetzt nahm sie Theil am Welthandel. Das wichtigste Ereigniß für sie in dieser Zeit war die Begründung der Universität, die seitdem nicht wenig zu ihrem Ruf und Aufblühen beigetragen hat. Der Hussitenkrieg und der Bruderkrieg brachten der Stadt den Vortheil, daß sich der Handel immer mehr unter ihre schützenden Mauern flüchtete. Auch erhielt sie 1459 noch eine dritte Messe, die Neujahrsmesse. Nach der Theilung Sachsens 1485, wo L. der Albertinischen Linie zufiel, nahm es in Folge der durch die Gunst seiner Fürsten, des Kaisers und Papstes erlangten zahlreichen Privilegien und Rechte einen immer höhern Aufschwung. Es wurde 1488 das Oberhofgericht daselbst fester begründet, durch Kaiser Maximilian der Stadt 1507 das Stapel- und Niederlagsrecht und durch Kaiser Karl V. 1521 die Meßfreiheit in unbedingterm Maße als früher zu Theil. Das 1519 in der alten Pleißenburg zwischen Luther, Eck und Karlstadt gehaltene sogenannte Leipziger Colloquium leistete der weitern Verbreitung der evangelischen Lehre ungemeinen Vorschub, obschon namentlich die Lehrer der Universität zum Theil mit großer Erbitterung sich derselben widersetzten. Der Herzog Georg der Bärtige glaubte die neue Lehre mit dem Schwerte ausrotten zu können; mehre Bürger wurden enthauptet, viele schimpflich aus der Stadt verwiesen; doch schon 1537 sah er sich veranlaßt, dem Rathe zu gestatten, die Güter der von den Mönchen verlassenen Klöster an sich zu kaufen, und kaum war er gestorben, als unter seinem Bruder, Heinrich dem Frommen, 1539 die Einführung der Reformation rasch in L. vor sich ging, der jedoch die Universität erst später sich anschloß. Im Schmalkaldischen Kriege hatte L. 1547 eine Belagerung durch den Kurfürsten Johann Friedrich zu erdulden, bei der die Vorstädte gänzlich eingeäschert wurden. Dafür widmete der neue Kurfürst Moritz, wie der Stadt selbst, so insbesondere der Universität eine besondere Sorgfalt. Die Festung wurde verstärkt, der Bau der neuen Pleißenburg begonnen, ein Consistorium 1550 errichtet und bald sah man auch die Vorstädte wieder aus der Asche erstehen. Vieles Ungemach brachten unter der Regierung des Kurfürsten August und seiner Nachfolger, Christian's I. und II., die kryptocalvinistischen Händel über die Stadt. Obschon Johann Georg I. der Stadt mit ganz besonderer Huld zugethan war, die er ihr durch eine Menge Privilegien bewies, so vernichtete doch das Unglück, welches sie im Dreißigjährigen Kriege traf, wo sie wiederholt (1631, 1632, 1633, 1637 und 1642) belagert und genommen und von den Kaiserlichen wie von den Schweden mit gleicher Härte behandelt wurde, ihren Wohlstand gänzlich, zu dem sie sich in der nachfolgenden langen Ruhe nur langsam wieder zu erheben vermochte. Seit der Mitte des 17. Jahrh. fing der Buchhandel an, sich von Frankfurt a. M. mehr und mehr nach L. zu wenden. Im J. 1690 fand daselbst die Münzconferenz statt, die an der Stelle des zinnischen den leipziger Münzfuß annahm. Die Einwanderung vieler franz. Flüchtlinge in L. in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes veranlaßte 1707 die Begründung einer ref. Kirche. König August I. ertheilte 1701 und 1711 dem Rathe die ansehnlichsten Privilegien, der, wie dieser dafür sich dem Könige sehr willfährig bewies, zugleich auch das Wohl der Stadt durch zweckmäßige Einrichtungen förderte. Prächtige Privatgebäude stiegen unter August's I. Regierung empor und die Stadt gewann ein ganz anderes Ansehen. Der Siebenjährige Krieg war wieder von den traurigsten Folgen für L. begleitet; nicht nur, daß es von Friedrich d. Gr. mit schweren Contributionen belegt wurde, noch viel nachtheiligere Wirkungen hatten für die Stadt die Münzwirren, welche durch die Massen des von Ephraim, Itzig und Comp., den Pächtern der leipziger Münze, geschlagenen schlechten Geldes veranlaßt wurden. Indeß auch von den Lasten dieses Kriegs erholte sich L. in der Zeit des nachfolgenden Friedens durch Betriebsamkeit und glückliche Conjuncturen sehr bald wieder; auch gewann die Messe immer mehr an Bedeutung. Der Krieg von 1806 und was sich daran knüpfte, gab dem Handel in L. eine ganz andere Richtung. Abgesehen von der Beschlagnahme der engl. Waaren, die mit 7 Mill. Fres. wieder erkauft werden mußten, hoben die Messen sich während der folgenden Jahre bedeutend. Die größten Leiden brachte über L. der Französisch-Russische Krieg. Ungeheuere Scharen franz. und mit Frankreich verbündeter Kriegsvölker gingen seit dem März 1812 durch die Stadt, die den Einquartierungen fast erlag. Am 31. März 1813 wurde sie zuerst von Kosacken und andern russ. Truppen besetzt, die aber, bis auf eine geringe Besatzung, 30. April wieder abzogen, worauf 2. Mai, nach der Schlacht bei Lützen, ein Corps Franzosen unter General Lauriston die Stadt besetzte, dem 4. Mai das Corps des Marschalls Ney folgte. Seitdem hatte L. bis zur Völkerschlacht ununterbrochen franz. Besatzung. Großen Schrecken verbreitete der franz. Befehlshaber, Herzog von Padua,

über die Stadt, als er 21. Juni dieselbe in Belagerungszustand erklärte, die Ablieferung aller Waffen und die Errichtung einer Bürgergarde von 8000 Mann befahl, die den Wachdienst in der Stadt verrichten mußte und erst unter dem russ. Gouvernement aufgelöst wurde. Am 11. Juli erschien Napoleon in L. und musterte Nachmittags das Militär auf dem Markte, worauf 17. Juli der Belagerungszustand aufgehoben wurde. Nachdem der Herzog von Padua die Stadt verlassen, langte 29. Sept. Marmont mit seinem Corps daselbst an und es wurde nun die Stadt möglichst verpalissadirt. Am 11. Oct. traf Augereau ein und am 14. Napoleon mit dem Könige von Sachsen, doch nahm Ersterer sein Hauptquartier in Reudnitz. Die Völkerschlacht vom 16. — 18. Oct. (s. d.) brachte furchtbare Schreckenstage über die Stadt; Oberst Prendel wurde Stadtcommandant in L. Nach 1815 erholte L. sich sehr bald wieder von den Drangsalen, die es bestanden. Man sorgte nicht nur für die äußere Verschönerung der Stadt, man versuchte auch hier und da den Anfoderungen der Zeit einige Zugeständnisse zu machen und errichtete unter Anderm 1817 die Communrepräsentantschaft. Doch waren unter störenden Einflüssen der Handel und der Wohlstand L.s immer mehr zurückgegangen. So erschien das J. 1830, wo bei der Jubelfeier der vor 300 J. übergebenen Augsburger Confession ängstliche Polizeimaßregeln gegen die Studirenden zu großen Störungen der Ruhe Veranlassung gaben und eine gereizte Stimmung zunächst gegen die Polizei, dann auch gegen die Verfassung und Verwaltung des Raths u. s. w. erzeugten, die 4. Sept. in offenen Tumult übergingen, der sich mehr oder weniger bald über das ganze Land verbreitete. (S. Sachsen.) In Folge dieser Ereignisse ward 5. April die alte städtische Regierung aufgelöst und durch einen neuen Magistrat ersetzt, worauf 9. Oct. auch die neuen Stadtverordneten an die Stelle der bisherigen Communrepräsentanten traten. Ein durch einen geringfügigen Umstand hervorgerufener Aufstand, 30. Aug. 1831, wurde durch das Einschreiten des Militärs bald gedämpft. Allmälig beruhigt, von der Cholera verschont, nahm L. seit dem Anschlusse Sachsens an den Deutschen Zollverein 1833 und in Folge der Anlegung von Eisenbahnen einen höhern Aufschwung als jemals. Handel und Gewerbe blühten, viele zweckmäßige Einrichtungen wurden gemacht, die Einwohnerzahl vermehrte sich bedeutend und die Stadt verschönerte sich nicht nur, sondern erweiterte sich schnell durch neue Anbaue außerhalb der Vorstädte, ja selbst über das Weichbild hinaus. Es wurde 1839 das Jubelfest der vor 300 J. in L. eingeführten Reformation und 1840 das Jubelfest der vor 400 J. erfundenen Buchdruckerkunst unter den größten Feierlichkeiten begangen. Eine durch die Maßregeln gegen die auch in L. von der röm.-kath. Kirche sich ausscheidenden Deutschkatholiken, sowie durch eine Bekanntmachung der in Evangelicis beauftragten Minister in Beziehung auf den Symbolzwang der protest. Kirche hervorgerufene Misstimmung der Bürger ließ es 12. Aug. 1845 bei der Anwesenheit des Prinzen Johann zu einem Auflaufe des niedern Volkes kommen, das bei ruhigem Gewähren zu Unordnungen überging, die das Einschreiten des Militärs, den Gebrauch der Feuerwaffen und auf diese Weise den Tod mehrer unschuldiger Personen herbeiführten. Vom 20.—27. Oct. 1847 tagten hier die Deputirten der deutschen Bundesstaaten zur Aufstellung eines allgemeinen deutschen Wechselrechts. Die Bewegungen des J. 1848 berührten auch L.; außer Volksversammlungen, politischen Festmahlen und Demonstrationen wirkten zahlreiche politische Vereine in verschiedener Richtung. Namentlich entwickelte Robert Blum (s. d.) eine große agitatorische Thätigkeit, weshalb auch die Nachricht von dem Tode desselben eine nicht geringe Aufregung verursachte. Neue Unruhen entstanden im Mai 1849. Bei dem Versuche, in der Nacht auf den 7. Mai Barrikaden zu errichten, kam es zwischen den Tumultuanten und der Communalgarde zu blutigen Zusammenstößen; doch war die Ruhe 7. Mai wiederhergestellt. (S. Sachsen.) Vgl. Gretschel, „Beiträge zur Geschichte L.s" (Lpz. 1836); Dolz, „Versuch einer Geschichte L.s" (Lpz. 1818); Große, „Geschichte der Stadt L." (2 Bde., Lpz. 1840—42).

Die Gegend von L. ist wiederholt der Kampfplatz großer Schlachten gewesen, was in der Wichtigkeit der an Hülfsquellen für den Krieg so reichen Stadt und ihrer Lage als Knotenpunkt vieler Hauptstraßen sowol, als in der Beschaffenheit des dortigen Terrains seinen Grund hat, in welchem sich durch die Gewässer der Elster, Pleiße und Parthe starke Vertheidigungslinien finden, während die allgemeine Terrainbildung die Aufstellung und Bewegung großer Truppenmassen aller Waffen begünstigt und in den vielen Dörfern Stützpunkte für das Gefecht bietet. Drei Hauptschlachten sind es besonders, welche hier geliefert worden sind, von denen zwei dem Dreißigjährigen Kriege angehören, die letzte aber die sogenannte Völkerschlacht gegen Napoleon war.

Schlacht von Leipzig oder Breitenfeld 7. Sept. 1631. König Gustav Adolf (s. d.) von

Schweden war durch langwierige Unterhandlungen mit den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, welche Bedenken trugen, sich ihm gegen das Reichsoberhaupt anzuschließen, aufgehalten worden, sodaß er Magdeburg nicht mehr Hülfe bringen konnte. Nach dem Falle der unglücklichen Stadt überschritt er die Elbe und bezog ein festes Lager bei Werben, das Tilly, nach einem vorhergehenden Gefechte bei Burgstall, vergeblich angriff. Dieser wandte sich dann nach Sachsen, wo er feindselig auftrat, L. eroberte und dadurch das Bündniß des Kurfürsten mit dem Könige beschleunigte, das 1. Sept. 1631 zu Stande kam. Jetzt brach Gustav Adolf zum Angriff auf, vereinigte sich bei Düben mit den Sachsen und marschirte gegen Tilly, welcher, besonders durch Pappenheim bestimmt, aus seinem Lager zwischen Eutritzsch und Möckern vorrückte, um den Feind in einer Stellung zwischen Seehausen und Breitenfeld zu erwarten. Pappenheim mit 2000 Reitern recognoscirte dessen Anmarsch und ließ sich in ein Gefecht ein, aus welchem er sich nur durch nachgesandte Verstärkungen ziehen konnte. Die Schweden überschritten hierauf den Loberbach und formirten ihre Schlachtordnung den Kaiserlichen gegenüber. Die Stärke der Letztern betrug 32000 Mann mit 26 (nach Andern 36) Geschützen. Sie hatten zwei Treffen gebildet (nach Andern nur eins, was aber wol erst im Vorrücken geschehen ist), das Fußvolk in tiefen Tertien im Centrum, die Reiterei auf beiden Flügeln, eine Reserve hinter der Mitte, das Geschütz in einer Batterie von 13 Stück auf dem rechten Flügel, die übrigen vertheilt, fünf Regimenter Kroaten vorgeschoben. Der König ließ ebenfalls in zwei Treffen aufmarschiren. Das schwed. Heer nahm den rechten Flügel ein: seine Infanterie in der neuen beweglichen Brigadestellung (Pikenier- und Musketierabtheilungen gemischt, letztere auf den Flügeln, zwei Haufen vorgeschoben), die Cavalerie in Geschwadern, zwischen denen Musketiertrupps aufgestellt waren. Die Sachsen, durch einen Zwischenraum von den Schweden getrennt, bildeten den linken Flügel und waren auch in zwei Treffen formirt, ihre Infanterie in Tertien. Die Stärke des vereinigten Heeres betrug etwa 37000 Mann mit 100 Geschützen, wobei 16000 Sachsen mit 42 Geschützen. Eine Kanonade eröffnete 7. Sept. um 9 Uhr die Schlacht. Tilly hatte den Wind für sich, welcher den Staub der frischgepflügten Felder den Schweden ins Gesicht trieb. Dies veranlaßte den König zu einer Linksschwenkung, in welcher er von Pappenheim mit der Cavalerie des linken Flügels attakirt wurde. Die schwed. Reiterei unter Banér ging ihm entgegen, unterstützt durch das Feuer der ihr zugetheilten Musketierpelotons. Pappenheim wurde geworfen, erneuerte zwar sieben mal mit größter Heftigkeit seine Angriffe, sah sich aber nach zweistündigem Kampfe in die Flucht geschlagen. Unterdessen hatte Tilly vergeblich das Centrum und den linken Flügel der Schweden angegriffen, weil er, sein eigenes Geschütz maskirend, durch das feindliche großen Verlust litt. Er wandte sich jetzt gegen die Sachsen und schlug sie nach kurzem Widerstande aus dem Felde. Dadurch war die linke Flanke der Schweden entblößt. Horn, der hier commandirte, ließ jedoch schnell eine Flanke bilden und erhielt Verstärkung vom Könige, mit welcher er den Angriff Tilly's zurückwies. Das hier zum ersten male angewandte Pelotonfeuer (statt des bisher üblichen schwachen Gliederfeuers) und eine im entscheidenden Moment demaskirte Batterie sollen vorzüglich dazu gewirkt haben. Die kaiserl. Reiterei wurde auch hier geworfen, fast zu derselben Zeit, als Pappenheim's letzter Angriff scheiterte. Der König ließ nun seine auf dem rechten Flügel disponibel gewordenen Truppen links schwenken, drängte die feindliche Reserve zurück und nahm das schwere Geschütz, das auf Tilly's Fußvolk gerichtet wurde. Dies schlug sich noch eine Weile mit heldenmüthiger Ausdauer, und der greise Feldherr, entschlossen hier zu sterben, gerieth selbst in Lebensgefahr und wurde nur durch den Herzog von Sachsen-Lauenburg gerettet. Mit vier alten wallonischen Regimentern hielt er noch den Wald bei Lindenthal bis zur Dunkelheit und trat dann mit kaum 600 Mann den Rückzug an. Der Verlust an Todten und Gefangenen betrug 10000 Mann, außerdem 100 Fahnen und Standarten und alles Geschütz und Gepäck. Die Schweden sollen 1500 Mann, die Sachsen doppelt soviel verloren haben. Dieser Sieg über den bisher unbezwungenen Tilly sicherte die Fortdauer des Protestantismus im nördlichen Deutschland und öffnete dem Könige den Weg in das Land seiner Gegner, vornehmlich der Liga. Ein einfacher Würfel ist auf dem höchsten Punkte des Schlachtfeldes unweit Breitenfeld zum Denkmal gesetzt. Vgl. „Erinnerung an die Schlacht von Breitenfeld und deren Feier 1831" (Lpz. 1831); Heilmann, „Das Kriegswesen der Kaiserlichen und Schweden im Dreißigjährigen Kriege, nebst den Schlachten von Breitenfeld und Lützen" (Lpz. 1850); La Roche, „Der Dreißigjährige Krieg vom militärischen Standpunkte aus beleuchtet" (3 Bde., Schaffh. 1848—52).

Die zweite Schlacht von Breitenfeld 2. Nov. 1642. Torstenson, der schwed. Oberfeldherr, hatte vergeblich Neutralitätsunterhandlungen mit Sachsen gepflogen. Er marschirte daher

Anfang Oct. 1642 aus Schlesien über Bautzen, Torgau nach L., um dies, verstärkt durch Königsmark, zu belagern. Ein kaiserl. Heer unter dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, mit den Sachsen vereinigt, rückte zum Entsatz heran, und es kam fast auf derselben Stelle wie 11 J. vorher, nur in umgekehrten Fronten, zur Schlacht. Der linke Flügel der Kaiserlichen wurde zuerst angegriffen und total geschlagen, worauf Torstenson seinem bedrängten andern Flügel Hülfe unter dem Pfalzgrafen Karl Gustav, nachherigen Könige von Schweden, sandte. Dieser drängte die Kaiserlichen zurück, ihre Reiterei ergriff die Flucht, und nur das Fußvolk hielt noch Stand, wurde aber endlich nach einem harten Kampfe „Pike gegen Pike" durch Wrangel geworfen. Die Schlacht hatte kaum drei Stunden gedauert. Bemerkenswerth ist noch das strenge Gericht, welches der Erzherzog über das Regiment halten ließ, welches zuerst feldflüchtig geworden war. (S. **Decimiren**.)

Am folgenreichsten für das Geschick von Deutschland und ganz Europa war die Reihe von Gefechten und Schlachten vom 14.—20. Oct. 1813, unter welchen man die vom 16.—18. Oct. die **Völkerschlacht von Leipzig** genannt hat. Die verbündeten Mächte hatten nach dem Waffenstillstande drei Heere aufgestellt, deren Streitkräfte denen der Franzosen bedeutend überlegen waren; auch hatte der Zutritt Östreichs wegen der Lage von Böhmen Napoleon's Operationsbasis an der obern Elbe viel von ihrer Wichtigkeit geraubt. Dennoch wollte er sie nicht aufgeben, indem er an dem Zusammenwirken seiner Feinde zweifelte und sie mit concentrirter Macht einzeln zu schlagen hoffte. Er gewann auch einen Sieg bei Dresden (s. d.), aber seine Feldherren wurden bei Großbeeren (s. d.), an der Katzbach (s. d.), bei Kulm (s. d.) und Dennewitz (s. d.) besiegt, und er selbst mühte sich vergebens, einen Hauptschlag herbeizuführen. Ende September fingen die Operationen der Verbündeten nach dem für den Herbstfeldzug entworfenen Plane an sich zu entwickeln. Ihr Operationsobject war aus strategischen Gründen die Gegend von L., weil dies ziemlich in der Mitte hinter der feindlichen Basis lag, die Verbindung mit dem Rheine und den Elbfestungen abschnitt, die eigenen Operationslinien deckte und ein höchst günstiges Gefechtsfeld für große Heeresmassen darbot. Die schles. Armee unter Blücher brach 26. Sept. aus der Gegend von Bautzen auf und erzwang sich durch das Treffen von Wartenburg 3. Oct. den Elbübergang; die Nordarmee unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden überschritt 4. Oct. gleichfalls die Elbe, während sich die große Armee unter Schwarzenberg von Böhmen gegen das Erzgebirge in Bewegung setzte. Auf die Meldung hiervon ließ Napoleon drei Armeecorps mit dem vierten Cavaleriecorps nach Chemnitz aufbrechen und übertrug deren Commando dem Könige von Neapel. Die Nachricht von dem Treffen bei Wartenburg bestimmte ihn, sich gegen die schles. Armee zu wenden, um diese über die Elbe zurückzuwerfen. Als er aber durch Murat in der Nacht vom 5. zum 6. Oct. Kunde von dem weitern Vorrücken der großen Armee im Erzgebirge erhielt, beschloß er, Dresden zu verlassen, seine Hauptmacht zwischen Torgau und L. zusammenzuziehen und gegen Wittenberg vorzubringen. Er befahl daher den noch bei Dresden stehenden Truppen nach Wurzen aufzubrechen; er selbst verließ Dresden 7. Oct. Zwei Armeecorps unter Gouvion St.-Cyr, welche gegen die böhm. Grenze vorgeschoben waren, erhielten Befehl, sich nach Dresden zu ziehen, was Napoleon keineswegs aufzugeben gedachte. Der König von Sachsen verließ seine Hauptstadt ebenfalls 7. Oct. und begab sich nach L. Die schles. Armee, deren Hauptquartier am 8. in Düben war, wich einer Schlacht aus und überschritt am 11. die Saale bei Halle; die Nordarmee ging bei Alsleben und Rothenburg über. Napoleon war am 10. in Düben angekommen; er hoffte, die beiden genannten Armeen zum Rückzug über die Elbe zu verleiten. Beim Anmarsch seiner Truppen wurde allerdings die Blockade von Witttenberg aufgehoben und die Franzosen überschritten hier am 11. die Elbe; auch Dessau wurde von ihnen angegriffen und Alles schien auf eine Diversion gegen Berlin zu deuten. Aber die Gewißheit, daß die schles. Armee nicht über die Elbe, sondern über die Saale gegangen sei, und die Meldungen des Königs von Neapel, daß die böhm. Armee L. bedrohe, bewogen den Kaiser, das weitere Vordringen in jener Richtung aufzugeben und seine Truppen 13. Oct. gegen L. in Marsch zu setzen, wobei er wieder seine Meisterschaft in der Zeitberechnung, alle seine Streitkräfte im entscheidenden Augenblicke zu vereinigen, bekundete. König Murat war unterdessen vor der böhm. Armee nach kleinern Gefechten bis in die Gegend von L. zurückgewichen, wo er sich zur Deckung der Stadt aufstellte nnd sein Hauptquartier zu Wachau nahm. Von der böhm. Armee standen 12. Oct. die Corps von Wittgenstein, Kleist und Klenau ihm gegenüber (Hauptquartier Borna) die Avantgarde des russ.-preuß. Corps unter Pahlen bis Cröbern vorgeschoben. Das dritte östr. Corps lagerte bei Zeitz, das zweite, die Reserven nebst den russ. und preuß. Garden bei Altenburg. Wittgenstein erhielt den

Befehl, am 13. eine gewaltsame Recognoscirung zu unternehmen, um des Feindes Kräfte und seine Absicht kennen zu lernen. Dieser hatte jedoch seinen linken Flügel zurückgezogen, und es kam der Abend heran, ehe man ihn erreichte, sodaß der Angriff unterblieb. Am 14. aber wurde derselbe in zwei Colonnen, 40000 Mann stark, gegen Murat's von Markkleeberg bis Liebertwolkwitz aufgestellte Truppen, etwa 50000 Mann, unternommen. Dies führte zu dem großen **Reitergefecht bei Liebertwolkwitz**, in welchem eine Masse Schwadronen im wüthenden Handgemenge durcheinander geriethen und König Murat fast gefangen worden wäre. Eine zuletzt unternommene Colonnenattake der franz. Kürassiere und Dragoner schlug fehl und die Reitergefechte endigten damit. Die östr. Infanterie war unterdessen zum Sturm auf Liebertwolkwitz gegangen, welches jedoch von den Franzosen behauptet wurde. Der Kampf dauerte hier bis zur Dunkelheit, während er auf den andern Punkten schon früher abgebrochen worden war.

Die übrigen östr. Corps waren indessen nach Weißenfels und Lützen marschirt, um Verbindung mit Blücher's Armee zu suchen und dann einen allgemeinen Angriff auf den Feind bei L. zu unternehmen. Napoleon, der 14. Oct. noch während des Gefechts in L. eingetroffen war, ließ die ihm folgenden Truppen in die für die erwartete Schlacht bestimmten Stellungen rücken und hielt am 15. über sie Revue. Fürst Schwarzenberg, welcher den Oberbefehl über das verbündete Heer nun auch in Anwesenheit der Monarchen von Östreich, Rußland und Preußen führte, gab für den 16. Oct. die Disposition aus, nach welcher das dritte Corps (Gyulay) von Markranstädt gegen L. vorrücken, mit der Blücher'schen Armee Verbindung suchen und durch seinen Angriff den der übrigen Colonnen erleichtern sollte. Das zweite Corps (Meerveldt) war von Zwenkau her zum Angriff auf Connewitz bestimmt, um von hier die Hauptstellung des Feindes in den Rücken zu nehmen, gegen welche Wittgenstein mit seinen drei Corps vorgehen sollte. Die Reserven und Garden (auf Befehl des Kaisers) wurden über Rötha auf das rechte Ufer der Pleiße gezogen. Die Stärke der böhm. Armee betrug, da das erste Corps (Colloredo), die zweite leichte Division (Bubna) und die russ. Reservearmee unter Bennigsen noch zurück waren, etwa 134000 Mann.

Die schles. Armee, etwa 60000 Mann stark, sollte sich über Schkeuditz zum Angriff gegen L. in Bewegung setzen. Es wurde dabei auf die Nordarmee, 50000 Mann, gerechnet; diese hatte aber bei dem Petersberge bei Halle Halt gemacht und kam nicht. Napoleon's Bemerkung über den Kronprinzen von Schweden: „Il ne sera que piaffer", bestätigte sich wiederum. — Im Ganzen war die Disposition Schwarzenberg's darauf berechnet, den Franzosen ihre Rückzugslinien abzuschneiden; aber nur eine völlige Unkenntniß des Terrains konnte zwischen Elster und Pleiße eine solche Truppenzahl anhäufen, wo sie keinen Raum fand, sich zu bewegen und zu entwickeln. Napoleon hatte, treu seinem alten Grundsatze, möglich viel Truppen zu einem entscheidenden Schlage zusammenzubringen, den Marsch seiner noch entfernten Corps beschleunigt; er hoffte noch im letzten Augenblicke auf einen Sieg. Doch war er in Unkenntniß über seine Gegner, namentlich über die schles. Armee; sonst würde er sich vielleicht bei dem täglich enger werdenden Kreise, den die Gegner um ihn schlossen, nicht so lange bei L. aufgehalten haben.

Der 16. October. Die Waffenhandlungen dieses Tages waren: 1) die Schlacht von Wachau; 2) das Gefecht bei Connewitz; 3) das Gefecht bei Lindenau; 4) die Schlacht von Möckern, letztere selbständig von der schles. Armee geliefert. Napoleon hatte seine Streitkräfte aufgestellt, wie folgt: das achte Armeecorps (Poniatowski) staffelweise zwischen Markkleeberg und Dösen bis Connewitz; das zweite (Victor) zu beiden Seiten von Wachau; das fünfte (Lauriston) zwischen Wachau und Liebertwolkwitz; vier Divisionen junger Garde (unter Mortier und Oudinot), hinter diesen eine Division alter Garde (Curial) als drittes Treffen; das vierte Cavaleriecorps (Kellermann) hinter dem rechten Flügel bei Dösen; die erste Division alter Garde (Friant) bei Propstheida, hinter ihr die Gardecavalerie (Nansouty), hinter dieser das fünfte Cavaleriecorps (Milhaud). Das elfte Armeecorps (Macdonald), noch in Marsch, kam erst um 11 Uhr mit dem zweiten Cavaleriecorps (Sebastiani) bei Holzhausen an; das erste Cavaleriecorps (Latour-Maubourg) wurde im Trabe von Schönfeld nach Meusdorf gezogen und das neunte Armeecorps (Augereau) hinter Zuckelhausen aufgestellt. Nördlich von L. befand sich das sechste Armeecorps (Marmont) bei Breitenfeld, das vierte (Bertrand) bei Eutritzsch, zwei Divisionen des dritten (Souham) bei Mockau, und zu diesen unter Ney's Commando stehenden Truppen gehörte auch das dritte Cavaleriecorps (Arrighi). Die dritte Division des dritten und das ganze siebente Armeecorps (Reynier) waren noch auf dem Anmarsch von Delitzsch und Düben. — Die böhm. Armee kämpfte nach Schwarzenberg's Disposition auf drei getrennten Gefechtsfeldern: auf dem rechten Ufer der Pleiße Wittgenstein unter Barclay de Tolly's Ober-

commando gegen die franz. Hauptmacht, zwischen Pleiße und Elster Meerveldt gegen Poniatowski bei Connewitz, zwischen Elster und Luppe Gyulay gegen Bertrand, welcher diese einzige Rückzugsstraße decken mußte. Die Entscheidung lag bei Wachau. Zum Angriff auf die franz. Stellung theilte Wittgenstein seine Truppen in vier Colonnen: unter Klenau, Gortschakow, dem Prinzen von Würtemberg und Kleist; zwischen der zweiten und dritten Colonne hielt Pahlen mit 3000 Pferden die Verbindung. Der Vormarsch dieser Colonnen wurde bei frühem Morgen angetreten, ebenso der des zweiten Corps, zu welchem sich Schwarzenberg begab, gegen Connewitz, und des dritten gegen Lindenau. Das vierte franz. Corps rückte dem letztern schleunigst entgegen, um diesen wichtigen Punkt zu behaupten. Nachdem sämmtliche Truppen sich zum Angriff formirt hatten, eröffneten bei Wachau 48 russ. Geschütze der dritten Colonne (Prinz von Würtemberg, die Schlacht und drei Bataillone nahmen das schwach besetzte Dorf. Die Franzosen fuhren dagegen auf dem Anhöhenzuge östlich von Wachau 100 Geschütze auf, deren Feuer von verheerender Wirkung war. Wachau wurde wieder genommen und es entspann sich um das Dorf und um ein Erlenwäldchen ein sehr blutiges Gefecht, das bis 3 Uhr fest stand. Die russ. Infanterie behauptete trotz ungeheuerer Verluste den ihr angewiesenen Raum, weil die Reserven von jenseit der Pleiße noch nicht heran waren. Gleichzeitig wurde von der vierten Colonne (Kleist) um Markkleeberg gekämpft und ein vergeblicher Angriff auf die Höhen nach Wachau hin unternommen; später erst rückte die zweite Colonne (Gortschakow) bei Liebertwolkwitz in das Gefecht, welcher Ort von der ersten Colonne (Klenau) angegriffen, aber durch die Franzosen glänzend vertheidigt wurde. So wüthete die Schlacht schon auf allen Punkten, als der Kaiser Napoleon auf dem Felde eintraf; bald nachher erschienen auch gegenüber die drei verbündeten Monarchen auf dem Wachberge. Napoleon, für seinen rechten Flügel besorgt, zog mehr Truppen dahin und die Garden näher an seine Hauptstellung. Das Gefecht bei Connewitz, gegen die Brücken und das Dorf gerichtet, war blutig, aber unentschieden geführt worden, weil das Terrain den Gebrauch des Geschützes hinderte, ebenso bei Lindenau. Jetzt ergriff Napoleon die Offensive. Er beabsichtigte mit einem Massenangriff der Cavalerie, unterstützt vom zweiten Corps und der Garde, die Mitte der Verbündeten zu durchbrechen, gleichzeitig aber ihren rechten Flügel durch das elfte Corps und zweite Cavaleriecorps zu umgehen. 8000 Pferde unter Murat wurden dazu vereinigt und die Geschützreserve herbeigezogen. Die Verbündeten ließen bei diesen drohenden Anstalten ihre Reserven vorrücken. Das elfte Corps war unterdessen gegen den Colmberg bei Liebertwolkwitz gerückt und hatte diesen nach einem heftigen Gefechte genommen und mit Geschütz besetzt, wodurch die erste Colonne (Klenau) zurückgedrückt wurde. Auch die zweite Colonne mußte, vom fünften Corps und den Garden gedrängt, weichen, ebenso Pahlen's Cavalerie. Der Kampf entbrannte nun um das Niederholz und den Universitätswald, während das Geschützfeuer von beiden Seiten an Furchtbarkeit zunahm. Gegen den linken Flügel hin gewannen die Verbündeten jedoch durch eine glänzende Attake der östr. Kürassiere Terrain, und ein Theil von Markkleeberg wurde festgehalten. Jetzt setzte sich die große Cavaleriemasse unter Murat in Bewegung. Ihr Anrann traf auf die gelichteten Bataillone des Prinzen von Würtemberg; die große Batterie wurde genommen, die russ. Gardecavalerie geworfen und der Schwarm der Verfolgung kam bis auf einige Hundert Schritt dem Hügel nahe, wo die verbündeten Monarchen hielten. Indessen warf sich ihnen Orlow Denisow mit den Gardekosacken entgegen; zwei reitende Batterien überschütteten sie mit Kartätschen; mehre Cavalerieregimenter eilten herbei. Die franz. Schwärme wurden geworfen, eine Regimentscolonne auf die andere gestürzt, sodaß die ganze Masse im vollen Lauf bis an ihre Batterien zurückgetrieben ward, deren eine auf Freund und Feind Feuer gab. So war der große Angriff gescheitert, und die Reserven der Verbündeten, 20—30000 Mann frische Truppen mit 80 Geschützen, betraten jetzt das Schlachtfeld (auch die östr. war auf das rechte Pleißeufer beordert worden). Der Angriff des fünften Corps auf Güldengossa und des elften auf Seifertshain schlugen ebenfalls fehl. Napoleon hatte seine letzten Kräfte vergebens aufgeboten; er konnte nicht mehr auf Sieg, für den er in L. bereits die Glocken hatte läuten lassen, rechnen. Das Tirailleur- und Artilleriefeuer wurde bis zur Dunkelheit fortgesetzt; der Colmberg, Wachau, Liebertwolkwitz und der dortige Anhöhenzug blieben in den Händen der Franzosen. Bei Connewitz hatte Meerveldt fruchtlos den Übergang zu forciren gesucht und war dabei gefangen worden. — Unabhängig von diesen Gefechten wurde nördlich von L. die **Schlacht von Möckern** geschlagen. Marmont mit dem sechsten Corps, auf die (jedoch ausbleibende) Mitwirkung des dritten rechnend, hatte sie angenommen und sich bei dem Anmarsch der schles. Armee in eine Defensivstellung, den linken Flügel an Möckern und die Elster, den rechten an den Rietzschkebach bei Eutritzsch gelehnt, gezogen. Die Schlacht begann

um Mittag durch einen Angriff auf die franz. Vortruppen, welche nach einigem Widerstande wichen. Möckern war der wichtigste Punkt, weil er die nächste Straße nach L. deckte. Daher wurde das Dorf zunächst angegriffen und mehrmals genommen und verloren, worauf ein mörderischer Kampf zuletzt um jedes Haus entbrannte. Das York'sche Corps und die Russen rückten indessen im freien Felde gegen die Hauptstellung vor und gewannen besonders durch kühn ausgeführte Bayonnetattaken immer mehr Terrain. Möckern wurde endlich völlig erobert. Auf dem andern Flügel aber schwankte die Schlacht, bis sie durch einige gelungene Attaken der preuß. Cavalerie im Centrum entschieden wurde. Die geschlagenen Franzosen zogen sich, zum Theil in voller Flucht, auf Leipzig zurück; Gohlis und Eutritzsch aber blieben besetzt. Das sechste Corps stellte sich bei Schönfeld wieder auf.

Der 17. October verging von beiden Seiten im Allgemeinen ruhig. Napoleon hatte den gefangenen General Meerveldt an den Kaiser von Östreich abgeschickt und hoffte auf Unterhandlungen, deren Ausbleiben ihn endlich von der Nothwendigkeit des Rückzugs überzeugte. Er befahl daher, Bertrand's Corps bei Lindenau zu verstärken, und ließ in der Dunkelheit die Truppen südlich von L. sich näher an die Stadt ziehen. Die Verbündeten beabsichtigten, die Ankunft des ersten östr. Armeecorps, der zweiten leichten Division, der russ. Reservearmee und der Nordarmee abzuwarten, um dann die Schlacht, um 100000 Mann stärker als die Franzosen, zu erneuern. Dazu wurde Schwarzenberg's Heer in drei Colonnen: unter Bennigsen, Barclay de Tolly und dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, getheilt; die Ermüdung der angekommenen Truppen ließ aber den Angriff auf den 18. Oct. verschieben. Nur bei der schles. Armee fiel noch ein Gefecht vor, in welchem Gohlis und Eutritzsch genommen wurden. Zu dieser Zeit traf das siebente franz. Corps (Reynier), bei welchem sich die Sachsen befanden, bei L. ein und stellte sich zwischen Schönfeld und Abtnaundorf auf, Fronte gegen die Parthe. Auch die Nordarmee langte nun endlich an und lagerte bei Breitenfeld. — In Leipzig herrschte Ungewißheit und Verwirrung. Es waren weder Anstalten zu kräftiger Vertheidigung der Stadt noch zur Erleichterung des Rückzugs durch Überbrückung der Gewässer getroffen. Die franz. Armee hatte aber in der Nacht und am frühen Morgen des 18. Oct. ihre neue Stellung genommen, sodaß der rechte Flügel unter Murat sich von Connewitz bis Dölitz an die Pleiße lehnte, das Centrum bei Probstheida einen ausspringenden Winkel bildete, der linke Flügel unter Ney Fronte nach Norden zwischen Paunsdorf und Gohlis stand, im Rosenthale an die Pleiße gestützt. Der rechte Flügel der Schwarzenberg'schen Armee stand vor Paunsdorf, der linke vor Markkleeberg, das zweite Corps wie am Tage vorher bei Connewitz, ebenso das dritte vor Lindenau; die schles. Armee von Gohlis bis Mockau an der Parthe, wo die Nordarmee am 18. Nachmittags mit ihr zusammenstieß und sich bis vor Paunsdorf erstreckte.

Der 18. October. Die rechte Flügelcolonne der verbündeten böhm. Armee (Platow's Kosackencorps, die Division Bubna, die russ. Reservearmee und das vierte östr. Corps von Klenau), unter Bennigsen brach früh auf, fand den Colmberg verlassen und vertrieb die Franzosen aus den nur noch schwach besetzten vorliegenden Dörfern, auch aus Liebertwolkwitz. Holzhausen wurde nach tapferer Gegenwehr erst gegen 2 Uhr Nachmittags erstürmt, worauf auch Zuckelhausen verlassen werden mußte. Das elfte franz. Corps (Macdonald) im Centrum sah sich der Überflügelung ausgesetzt und zog sich nach Stötteritz; das fünfte (Lauriston) näherte sich Probstheida, um das zweite (Victor) bei dessen Vertheidigung zu unterstützen. — Die zweite Colonne (das Wittgenstein'sche und Kleist'sche Corps, die russ. Grenadiere und die Garden) unter Barclay de Tolly, welcher die Monarchen folgten, fand Wachau verlassen, drängte die franz. Vortruppen gegen Probstheida zurück und wartete dann, unter gegenseitigem Geschützfeuer, die dritte Colonne ab. Diese, nur Östreicher (das erste Corps, Colloredo, noch drei Divisionen und die Reservecavalerie), unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, sollte sich anfangs mehr defensiv verhalten, schloß sich aber nun dem allgemeinen Vorrücken an, wodurch der Kreis um L. immer enger wurde. Sie hatte heftige Kämpfe bei Dösen und Dölitz zu bestehen, wozu das dritte Corps (Gyulay) herbeigezogen wurde, das bisher bei Lindenau gefochten. Hier drangen die Franzosen, wie oben gesagt, mit Verstärkung vor, um die Rückzugslinie zu öffnen, und diese wurde ihnen nicht länger streitig gemacht, jedenfalls ein großer militärischer Fehler, der aber wahrscheinlich durch politische Rücksichten (Meerveldt's Unterhandlung) veranlaßt worden ist. Nördlich von L. war das russ. Corps unter Langeron (der Nordarmee von Blücher durch Übereinkunft zugewiesen) gegen die Parthe gerückt, und Ney hatte seine Truppen in eine neue Stellung zurückgezogen, Schönfeld als Stützpunkt seines linken Flügels stark besetzt. Hier fand nun der Übergang der Sachsen zu den Verbündeten statt, erst der leichten Reiterbrigade, fast gleich-

zeitig auch der würtemb. Cavalerie und Nachmittags der sächs. Infanterie und Artillerie. — Die Nordarmee hatte nun auch die Parthe überschritten, während Langeron Schönfeld angriff. Von der schles. Armee erhielt das russ. Corps von Sacken Befehl, Pfaffendorf zu nehmen und gegen das Hallesche Thor von L. vorzurücken; das preuß. Corps von York folgte zur Unterstützung. Die Franzosen leisteten jedoch in dem Rosenthale, den Vorstädten und Gohlis den tapfersten Widerstand. So war der Stand der Dinge gegen 2 Uhr Nachmittags. Jetzt erschienen die Colonnen der Nordarmee von Taucha her und stießen gegen 3 Uhr mit der Division Bubna vor Paunsdorf zusammen, das nun erstürmt wurde. Dies war auch der Moment, wo die sächs. Infanterie und Artillerie zu den Verbündeten übertrat: etwa 3000 Mann mit 22 Geschützen, was für den Ausgang der Schlacht keine Bedeutung haben konnte, obwol dies franz. Berichte behaupteten. Die entstandene Lücke wurde schnell durch andere Truppen ausgefüllt; ein Cavalerieangriff derselben schlug jedoch fehl. Dagegen griff Klenau vergebens Stötteritz an. Probstheida, dessen Wichtigkeit für den Feind man erkannte, wurde von den Preußen nun auch angegriffen und im verzweifelten Kampfe mehrmals genommen und wieder verloren, trotzdem daß sich Prinz August von Preußen selbst an die Spitze der Sturmcolonnen setzte und die Russen zur Unterstützung in das Gefecht eingriffen. Napoleon zog seine Garden hierher und ordnete persönlich Alles an. Die Vertheidigung wurde mit glänzender Tapferkeit fortgesetzt; doch begann die Artilleriemunition zu fehlen. Der linke Flügel der Verbündeten hatte unterdessen Dölitz und Lößnig trotz Poniatowski's heldenmüthigen Widerstandes genommen. Die Angriffe auf Probstheida waren endlich aufgegeben worden und nur das Geschützfeuer wurde bis zur einbrechenden Dunkelheit fortgesetzt. Von der schles. Armee hatte Sacken noch immer vergeblich gekämpft; York erhielt Befehl, nach Halle zur Verfolgung der Franzosen, welche bereits auf dem Rückzuge waren, abzumarschiren. Um Schönfeld war unausgesetzt von Langeron gestritten worden; jetzt erhielt er Befehl, das Dorf um jeden Preis zu nehmen, was mit dem Verluste von 4000 Mann geschah. Das Vorrücken der Nordarmee, wobei Sellerhausen und Stünz genommen wurden, vollendete nun die kreisförmige Einschließung der Franzosen. Nur die Straße nach Weißenfels, schwach besetzt, blieb ihnen zum Rückzuge frei, welchen Napoleon bereits um 11 Uhr Mittags befohlen hatte. Das Bertrand'sche Corps war schon voraus; ihm folgten drei Cavaleriecorps, der Train, der große Artilleriepark und nach Einbruch der Dunkelheit Alles, mit Ausnahme der Truppen, welche die Vertheidigung der Vorstädte übernehmen sollten. Napoleon übernachtete in L.

Der 19. October. Die Verbündeten hatten zeitig Meldung vom Ausbruche der Franzosen erhalten. Bei Tagesanbruch fanden sie dieselben in verengter Stellung vor L. und trafen ihre Vorbereitungen zum Angriff der Stadt, in welcher die Noth und Verwirrung beim Durchmarsche und Auszuge der Truppen den höchsten Grad erreichte. Zwischen 8 und 11 Uhr wurden die Vorstädte, theilweise mit großem Verlust, erstürmt, während Napoleon vom Könige von Sachsen noch im letzten Momente mit trügerischen Vorspiegelungen Abschied nahm und sich dann mühsam durch das Gewühl seiner Soldaten Bahn brechen mußte. Die Verbündeten drangen nun von allen Seiten in die innere Stadt, wo der Kampf noch eine Zeit lang fortgesetzt wurde. Die Vertheidigung, wie tapfer sich auch die Franzosen und Polen schlugen, war jedoch plan- und hoffnungslos, und als endlich auch die Arrièregarde abziehen wollte, wurde sie durch die vorzeitige Sprengung der Elsterbrücke abgeschnitten. Für Übergänge war nicht gesorgt; die kleinen Brücken in den Gärten reichten nicht aus. Viele ertranken, unter ihnen Fürst Poniatowski (s. d.), welcher Tags vorher zum Marschall ernannt worden war; die Meisten fielen oder wurden mit Lauriston, Reynier u. s. w. gefangen. Macdonald entkam schwimmend. Gegen 1 Uhr hielten die verbündeten Monarchen ihren Einzug in L.; der König von Sachsen suchte vergeblich Unterhandlungen anzuknüpfen und wurde später (23.) gefangen nach Berlin geführt.

Die Stärke der Truppenmassen, welche in dieser Riesenschlacht gegeneinander gekämpft haben, ist wenig unter 500000 Mann mit 2000 Geschützen anzunehmen: Napoleon's Heer etwa 180000 Mann, das der Verbündeten fast 300000 Mann. Den Verlust der Franzosen schätzt man auf 68000 Mann (worunter 30000 Gefangene), den der Verbündeten auf etwa 48000 Mann, nämlich 20000 Russen, 14000 Östreicher, 14000 Preußen und 300 Schweden. Grenzenlos war das Elend und die Verwüstung in der Gegend von L.; der Schaden an Eigenthum ist über 3 Mill. Thlr. angeschlagen worden. L. selbst war mit Vernichtung bedroht, wenn die Verbündeten ihren Plan, Napoleon's Rückzug unmöglich zu machen, ausgeführt hätten. Die Verfolgung der geschlagenen Armee ermangelte der Energie; Rücksichten mancher Art mögen auch hier obgewaltet haben. An Napoleon's Niederlage bei L. knüpften sich Folgen von welt-

historischer Bedeutung und insbesondere für Sachsen (s. d.). Mehre Denksteine bezeichnen die merkwürdigsten Punkte der Schlacht. So die gußeiserne Spitzsäule (seit 1847) auf dem Monarchenhügel, das Denkmal des Fürsten Schwarzenberg, ein Würfel aus Stein unweit Meusdorf, der Napoleonstein unweit des Thonbergs, das Monument Poniatowski's in Gerhard's Garten. Ein Denkmal an die Schlacht wurde 1845 auf der ehemaligen Milchinsel innerhalb der Stadt errichtet. Auch bildete sich 1843 in L. ein Verein zur Feier des 19. October, der sich die Aufgabe stellte, das Gedächtniß der Völkerschlacht in möglichst treuer Überlieferung der Nachwelt zu erhalten und alle auf dieselbe bezüglichen Schriftstücke zu sammeln. Vgl. Odeleben, „Napoleon's Feldzug in Sachsen im J. 1813" (Dresd. 1816); Janj, „Denkwürdigkeiten der großen Völker- und Befreiungsschlacht bei L." (Lpz. 1845). Das neueste und beste Werk über diesen Gegenstand lieferte Aster: „Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im October 1813" (2 Bde., Dresd. 1852—53, mit Planen).

Leisewitz (Joh. Ant.), deutscher Trauerspieldichter, geb. zu Hannover 1. Mai 1752, studirte in Göttingen die Rechte und kam hier mit den meisten Mitgliedern des göttinger Dichterbundes in freundschaftlichen und literarischen Verkehr. Er wurde 1777 Landschaftssecretär in Braunschweig, 1790 Hofrath bei der geheimen Kanzlei, 1801 Geh. Justizrath, 1805 Präsident des Obersanitätscollegiums und starb zu Braunschweig 10. Sept. 1806. Als Staatsdiener erwarb er sich durch seine mit der strengsten Rechtschaffenheit verbundene und durch die gründlichsten Einsichten geleitete Thätigkeit ausgezeichnete Verdienste. Als Schriftsteller hat er sich durch ein einziges, aber höchst schätzbares, in Lessing's Art geschriebenes Trauerspiel „Julius von Tarent" (Lpz. 1776) einen bleibenden Ruhm erworben. Dasselbe Mistrauen in die eigene Kraft, vermöge dessen er alle Auffoderungen, auf der rühmlichst betretenen Bahn fortzuschreiten, unbeachtet ließ, scheint ihn auch bestimmt zu haben, die Handschrift einer fast vollendeten Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs zu vernichten.

Leiste oder **Leisten**, **Inguinalgegend** wird in der Anatomie die unterste, dicht über dem Schenkel liegende Bauchpartie genannt, an welcher sich als Grenze zwischen Unterleib und Bein eine schräg von der Hüfte zu den Geschlechtstheilen herablaufende Vertiefung (die Schenkelbuge) befindet. Diese Gegend ist deshalb von großer Wichtigkeit, weil sich an derselben zwei aus der Bauchhöhle herausführende Kanäle befinden, durch welche sehr oft Därme oder Netz, unter dem Namen von Brüchen, aus dem Bauche hervortreten. Der eine dieser Kanäle, **Leistenkanal** genannt, läuft schräg oberhalb der Schenkelbuge von außen und oben nach innen und unten gegen die Geschlechtstheile. Durch diesen Kanal tritt beim Manne der Samenstrang aus dem Hodensacke hinein in die Bauchhöhle, bei der Frau dagegen das runde Mutterband von der Seite der Gebärmutter heraus zu den äußern Geschlechtstheilen. Brüche (aus Darm oder Netz bestehend), welche durch den Leistenkanal und seine äußere Öffnung hervortreten, führen den Namen der (äußern oder innern) **Leistenbrüche**, kommen weit häufiger beim Manne als bei der Frau vor und ziehen sich bei ersterm sehr oft bis in den Hodensack herab. Der andere Kanal führt in der Mitte der Schenkelbuge gerade von oben, aus der Bauchhöhle, zum Oberschenkel herab, heißt **Schenkelkanal** und dient den großen Schenkelgefäßen zum Durchtritt. Die diesen Kanal passirenden Brüche nennt man **Schenkelbrüche**; sie finden sich am häufigsten bei Frauen. Dieser Leisten- und Schenkelbrüche wegen, welche bisweilen kleine Geschwülste darstellen, sodaß sie leicht übersehen werden können, ist jeder Schmerz in der Leiste, zumal wenn er mit Stuhlverstopfung, Übelkeit oder Erbrechen verbunden ist, nicht unbeachtet und ununtersucht zu lassen, weil sonst leicht Einklemmung und Brand des Bruchs zu Stande kommen könnte. Außer den Brüchen kommen auch noch meist entzündliche Anschwellungen der in der Leistengegend liegenden Lymphdrüsen (**Leistendrüsen**) vor und diese werden allgemein **Bubonen** genannt. Sie werden entweder von Krankheiten der Geschlechtstheile oder des Beins veranlaßt; auch rühren sie manchmal von Einlagerung einer krebsigen oder tuberculösen Masse her. Bisweilen hat eine **Leistengeschwulst** ihren Grund auch darin, daß der Hode, welcher beim kleinen Kinde (Embryo) in der Bauchhöhle liegt und allmälig durch den Leistenkanal in den Hodensack herabsteigt, in diesem Kanale liegen blieb. Ferner wird die Leistengegend manchmal der Sitz von Geschwülsten, welche Eiter enthalten, der von Entzündungen benachbarter Organe (des Hüftgelenks, Psoasmuskels) stammt. Auch könnte eine Ausdehnung (Aneurysma) der großen Schenkelpulsader eine pulsirende Geschwulst in der Leistengegend veranlassen. In dieser Gegend finden sich auch die **Kothfisteln** am häufigsten, d. h. Öffnungen, durch welche Koth aus dem Darme hervortritt und die in Folge eines eingeklemmten und brandig gewordenen Darmbruchs entstanden sind.

Leistenwein, s. **Frankenweine**.

Leitaccord kann im weitern Sinne ein jeder Septimenaccord heißen; vorzugsweise aber wird der auf der fünften Stufe (Dominante) der Dur- und Molltonart liegende so genannt.

Leiter bezeichnet in der Elektricitätslehre diejenigen Körper, welche die Eigenschaft besitzen, die Elektricität weiter zu führen und durch sich hindurch gehen zu lassen, zum Unterschiede von den sogenannten Isolatoren oder Nichtleitern, welche derselben den Durchgang nicht gestatten. Streng genommen sind eigentlich alle Körper Leiter, weil sie alle, wenn auch die sogenannten Isolatoren erst in längerer Zeit, die Elektricität durch sich hindurch lassen. Zu den gewöhnlich so genannten Leitern, welche die Elektricität schnell weiter führen, gehören die Metalle, das Wasser, die wässerigen Salzlösungen und die geschmolzenen Salze. Am besten leiten die Metalle und unter ihnen besonders das Silber; sehr schlecht leitet reines Wasser. Selbst das am wenigsten leitende Metall leitet noch mehr als Millionen mal besser als reines Wasser. Den Unterschied zwischen Leitern und Nichtleitern oder Isolatoren der Elektricität entdeckte zuerst Grey 1729. (S. **Elektricität.**) — Auch in Bezug auf die Wärme und den Schall redet man von der Leitung oder Fortleitung derselben durch Körper. So leiten die Metalle die Wärme besser als das Holz oder Glas; Wasser leitet den Schall schneller und besser als die Luft.

Leitereigen heißen alle Töne der natürlichen oder diatonischen Tonleiter, die also in jeder Tonart die bloße Vorzeichnung ergibt, wozu jedoch noch die erhöhte Septime in der aufsteigenden Molltonleiter zu rechnen ist.

Leith, s. **Edinburg.**

Leitha oder **Leytha**, ein rechter Nebenfluß der Donau, entsteht in Unteröstreich, 1¼ M. südlich von Wienerisch-Neustadt, aus der Vereinigung der vom Wiener Walde kommenden Schwarzau und der auf dem Wechselberge auf der steiermärkischen Grenze entspringenden Pitten, fließt dann theils nahe an, theils auf der ungar. Grenze in nordöstlicher Richtung über Bruck, zuletzt südostwärts nach Ungarn und ergießt sich nach einem 17 M. langen Laufe bei Ungarisch-Altenburg in den wieselburger Donauarm. Das rechte Ufer der Leitha wird von den Abfällen des größtentheils auf der ungar. Grenze hinziehenden **Leithagebirgs** begleitet, einem schmalen Ausläufer der steierischen Voralpen, der in seiner Nordostrichtung die Wasserscheide gegen den Ödenburger- oder Neusiedlersee bildet, zuletzt, von der Leitha durchbrochen, bei Haimburg an die Donau tritt und hier mit den Kleinen Karpaten die Donaupforte zwischen Fischament und Presburg darstellt. Das Gebirge ist nur 1500—2200 F. hoch, trägt aber schön geformte Bergkuppen, welche zumal aus der Ebene einen malerischen Anblick gewähren. Auf dem linken Ufer der Leitha breitet sich die östr. Ebene aus und zwar südwestlich von Neustadt, längs der Schwarzau, das **Steinfeld.** Als Grenzfluß war die Leitha (altdeutsch Litaha oder Litha) häufig Kriegsschauplatz. Am 13. Oct. 1146 siegten hier die Ungarn unter Geisa, nachdem sie das Leerfeld (Deserta Boiorum), d. i. die Gegend zwischen der Leitha, dem Neusiedlersee und Wieselburg, überschritten, über die Östreicher unter Herzog Heinrich Jasomirgott. Am 15. Juni 1246 wurden dagegen die Ungarn unter Frangipani, Neustadt gegenüber, von Friedrch dem Streitbaren, welcher fiel, und 21. Mai 1271 von Ottokar II. von Böhmen besiegt.

Leitmeritz oder **Leutmeritz** (böhm. Litomierczice), die Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft (von 11 QM. mit 60000 E.) des Böhmisch-Leippaer Kreises im Königreich Böhmen, in reizender Lage auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Elbe, über welche hier eine 1740 F. lange Brücke führt und die hier ihren Durchbruch des böhm. Mittelgebirgs beginnt. L. war sonst Hauptstadt eines gleichnamigen Kreises, der wegen seiner Schönheit und Fruchtbarkeit an Getreide, Wein und Obst der Garten oder das Paradies Böhmens genannt wurde, und ist jetzt Sitz einer Hauptmannschaft, eines Bezirksgerichts mit Elbzollgerichtsbarkeit, wie auch eines Bischofs und Domstifts. Es hat 4800 E., eine prächtige, 1054 gegründete Kathedrale, elf andere Kirchen, eine mit Mauern umgebene bischöfliche Residenz, ein Rathhaus mit einem denkwürdigen Archive, ein theologisches Seminar, ein Gymnasium, eine Haupt-, eine Stadt- und eine Mädchenschule, ein Dominicaner- und ein Kapuzinerkloster, drei Hospitäler u. s. w. Die Bewohner betreiben Obst-, Getreide- und Weinbau, Strohhutmanufactur, Cichorienkaffeefabrikation, Schiffahrt, Fisch-, besonders Lachsfang in der Elbe und Productenhandel, besonders mit Obst. Die Stadt ist zum Theil noch befestigt. Zur Deckung des Brückenkopfs aber werden seit 1852 auf der Anhöhe Pernay drei einzeln stehende Befestigungswerke erbaut, wozu noch andere Werke, Thürme und Verbindungslinien kommen sollen.

Leitrim, die nordöstlichste Grafschaft der irländ. Provinz Connaught, zwischen Sligo und Roscommon im W., den Provinzen Leinster und Ulster im S. und O., der Donegalbai im N. gelegen, zählte auf 31 QM., wovon 11⅓ auf Berge, Sümpfe und Wasser kommen, 1841 eine

Bevölkerung von 155297, 1851 nur von 111808 E., woraus sich eine Abnahme von 28 Proc. ergibt. Sie ist, besonders im Norden, gebirgig, hat gute Bergweiden, nirgends mehr Waldungen, in den Thälern und Ebenen meist fruchtbaren, aber ohne Sorgfalt bebauten Boden und reichliche Bewässerung durch den Shannon, der hier aus dem See Clean entsteht und den See Allen durchströmt, sowie durch den Bonnet und die Seen Melvin und Macnean. Kartoffeln, Hafer und Flachs bilden die Haupternten. Schafe werden weit weniger gezogen als Rindvieh und der Gewinn an Butter ist beträchtlich. Die Industrie beschränkt sich auf die Erzeugung grober Leinwand und Töpferwaaren. Die Grafschaft hat zum Hauptort Carrick on Shannon, einen unbedeutenden Flecken von kaum 2000 E., am Shannon, mit einer Brücke von elf Bogen, einer Burgruine und großen Leinwandbleichen. Nahe oberhalb liegt der alte zerfallene Flecken Leitrim mit 300 E. und einer benachbarten Steinkohlengrube.

Leitton (lat. subsemitonium modi, franz. note sensible) heißt die siebente Stufe der Dur- und Molltonleiter, da ihr ein Streben nach Auflösung in die Octave des Grundtons innewohnt. Sie erscheint in den meisten Fällen als große Terz des Dominantenaccords, öfters auch als Vorhalt vor der Octave des Grundtons.

Lekain (Henri Louis), einer der berühmtesten tragischen Schauspieler, geb. 14. April 1728 zu Paris, widmete sich anfangs dem Berufe seines Vaters, welcher Goldschmied war, genoß aber dabei den Unterricht im Collège Mazarin, wo er bei den Schauspielen, welche die Schüler zu Ende des Schuljahrs aufführten, das Geschäft des Soufflirens übernahm. Als nach dem Frieden von 1748 die gesellige Unterhaltung in Paris neues Leben erhielt, verband sich L. mit einigen jungen Leuten zu einem Privattheater, das bald Aufsehen erregte. Hier sah ihn 1750 Voltaire, der, entzückt über L.'s Spiel, sich seiner annahm. Zwar rieth er L. anfangs ab, Schauspieler zu werden; da aber dieser hierzu fest entschlossen war, so nahm er ihn in sein Haus, ließ ihn nebst dessen Freunden auf seinem Privattheater spielen und unterzog sich mit Eifer der weitern Ausbildung desselben. Nach sechs Monaten erlangte er für ihn die Erlaubniß, auf dem Théâtre français aufzutreten. Ungeachtet des großen Beifalls, den sich L. hierbei erwarb, wurde er doch erst nach anderthalb Jahren Mitglied dieser Bühne. L.'s Zeitgenossen, die ihn in seinen glänzendsten Leistungen sahen und nicht, wie Marmontel, feindselig gegen ihn gesinnt waren, rühmen einstimmig das tiefe Studium, das er in allen Theilen seiner Kunst zeigte, sein richtiges Urtheil und vor allem die rege Empfänglichkeit seines Gefühls. Bis ans Ende seiner Laufbahn überstimmte die Bewunderung den Neid. Das Geberdenspiel, worin er Meister war, erhöhte die Täuschung. Er war die Seele der Bühne, sobald er auftrat, und seine gemessene Declamation gab den Mitspielenden den Ton an. Voltaire nannte ihn den einzigen wahrhaft tragischen Schauspieler. Er genoß hohe Achtung, wozu sein edles Wesen nicht weniger beitrug als seine Kunstgaben. Den höchsten Beifall erntete er in seiner letzten Darstellung als Vendôme in Voltaire's „Adelaide“. Ein entzündliches Fieber brachte ihm 1778 den Tod. Vgl. Talma, „Réflexions sur L. et sur l'art théâtral“ (Par. 1825), der auch L.'s „Mémoires“ herausgab.

Lelĕwel (Joachim), einer der einflußreichsten Schriftsteller und der bedeutendste Geschichtsforscher Polens in neuerer Zeit, geb. 21. März 1786 zu Warschau, stammte aus der erst im 18. Jahrh. nach Polen eingewanderten Familie der Lölhövel. Er machte in dem Collegium nobilium der Piaristen daselbst seinen Schulcursus, studirte dann in Wilna und wurde 1809 Lehrer der Geschichte am Lyceum zu Krzemieniec in Volhynien. Nachdem ihn der russ. Feldzug in seiner literarischen Thätigkeit unterbrochen, erhielt er 1814 eine Anstellung bei der Universität zu Wilna, worauf er 1816 Professor der Geschichte an der neuerrichteten Universität zu Warschau und Custos der Nationalbibliothek wurde. Sehr bald an dieselbe Professur nach Wilna zurückberufen, erwarb er sich allgemeine Achtung, wurde aber, geheimer Verbindungen verdächtig, 1824 seiner Stelle entsetzt. Darauf zum Deputirten an dem warschauer Landtage gewählt, zeigte er sich durch Wort und Schrift als einer der Hauptbeförderer der poln. Revolution von 1830. An ihn schloß sich der Kreis von Jünglingen an, durch welche die Revolution zum Ausbruch kam. L. war einer der Abgeordneten an den Großfürsten Konstantin, eines der ersten Mitglieder der Vollziehungsbehörde und Stellvertreter des Cultusministers in der Provisorischen Regierung. Unzufrieden mit dem Dictator Chlopicki, indem er, diesem entgegen, an die Stelle des Nationalconvents eine volksthümliche Regierung gestellt wissen wollte, suchte er im Vereine mit Andern den Dictator zu stürzen und wurde, als Chlopicki die Dictatur niedergelegt, zum Mitglied der Nationalregierung erwählt. Zugleich blieb er Präsident des patriotisch-demokratischen Clubs, wodurch er sich aber in den Verdacht eines zweideutigen Charakters setzte. Als die Polen unterlagen, wanderte L. unter fremdem Namen durch Deutschland nach

Belgien und von da nach Paris, wo er eifrigst für die Sache Polens arbeitete, bis gegen Ende 1832 auf Anregung des russ. Gesandten ihm der fernere Aufenthalt daselbst versagt wurde. Mit Bewilligung des Ministeriums und unter der Bedingung, nicht nach Paris zu kommen, begab er sich auf Lafayette's Landsitz Lagrange, ward aber im März 1833 wegen angeblich verletzten Versprechens verhaftet und sodann aus Frankreich verwiesen. Er ging nun nach Brüssel, wo er einige Zeit hindurch an der neuerrichteten Universität Vorträge hielt. Die Zahl seiner Schriften, die meist von tiefen Forschungen zeugen, ist außerordentlich groß. Dieselben beziehen sich hauptsächlich auf alte Geographie und Geschichte, sowie auf poln. Geschichte und Literatur. So schrieb er: „Die skandinavische Edda" (Wilna 1807); „Rückblick auf das Alterthum der lith. Völker" (Wilna 1808); „Forschungen über den Chronisten Matthäus Cholewa" (Wilna 1811); „Forschungen auf dem Gebiete der alten Geographie" (Warsch. 1818); „Entdeckungen der Karthager und Griechen auf dem Atlantischen Ocean" (Warsch. 1821). Seine „Dzieje polski" (Warsch. 1829), eine Geschichte Polens, welche an die Erinnerungen der Vorzeit anknüpfend die ernstesten Mahnungen für die Gegenwart enthält und mächtig gewirkt hat, setzte er fort in der „Polska odradzająca się" (Brüss. 1843), enthaltend die Geschichte der poln. Revolution von 1830 und 1831, von welchem Werke eine franz. Bearbeitung, vervollständigt durch einen neuen Theil: „Considérations sur l'état politique de l'ancienne Pologne et sur l'histoire de son peuple" (2 Bde., Par. 1844), erschien. Letzteres ist das Gediegenste, was über Polen geschrieben worden. Hieran schließt sich eine „Geschichte Lithauens und Kleinrußlands bis zur Union mit Polen" (Par. 1839); sodann „Die ursprüngliche Gesetzgebung Polens" (Warsch. 1828); „Sprach- und Verfassungsdenkmale von Polen und Masovien im 13., 14. und 15. Jahrh." (Warsch. 1824); „Ältere poln. Bibliographie" (2 Bde., Warsch. 1823—26); „Geschichte Polens unter Stanislaus August" (deutsch von Drake, Braunschw. 1831); „Über Pytheas" (deutsch, Lpz. 1838); „Kleinere Schriften geographisch-historischen Inhalts" (deutsch von Neu, Lpz. 1836); „Polen des Mittelalters", enthaltend größere Abhandlungen alterthümlichen, juridischen, bibliographischen Inhalts (3 Bde., Posen 1846—51); „Rozbiory dziel" (kritische Abhandlungen, Posen 1844) u. s. w. Außerdem erschienen noch selbständig: „Numismatique du moyen âge" (2 Bde., Par. 1836, mit Atlas), „Études numismatiques" (Brüss. 1840) und neuerdings die von außerordentlicher geographischer Gelehrsamkeit und Forschung zeugende „Géographie du moyen âge" (4 Bde., Berl. 1852, mit Atlas) und die „Géographie des Arabes" (2 Bde., Par. 1851). L. lebt seit Jahren beständig in Brüssel. Er ist ein Charakter von antiker Festigkeit, von republikanischer Gesinnung und Reinheit, ein von seiner Nation hochverehrter Patriot und ein durch Kenntnisse, Fleiß und Tiefe der Anschauung ausgezeichneter Gelehrter ersten Rangs.

Lely (Peter), nach dem Beinamen seines Vaters, eines westfäl. Kriegsmanns, also genannt, eigentlich aber **van der Faes** heißend, wurde 1618 zu Soest geboren und, da sich seine Talente für die Malerei früh offenbarten, von seinem Vater nach Harlem zu Grebber in die Lehre geschickt. Er übertraf in der Darstellung von Landschaften und Historien schon nach wenigen Jahren seinen Lehrmeister. Der Porträtmalerei aber, seinem eigentlichen Fache, wurde er erst in England entgegengeführt, wohin er mit dem Prinzen Wilhelm II. von Oranien ging, und zwar 1641, dem Todesjahre von van Dyck, dessen Meisterwerke ihn mächtig anzogen. Dennoch war er in seinen Bildnissen, deren er eine sehr große Menge gemalt hat, wesentlich verschieden von seinem berühmten Vorbilde. Ihm fehlte die Naturwahrheit, durch welche der Meister eine solche Gewalt zu üben wußte. Ein phantastisches Streben nach Originalität gab seinen Damenporträts, die er besonders häufig malte, etwas Allgemeines, wenngleich nicht Unschmeichelhaftes. Doch konnte er sich in verschiedenen Männerbildnissen allerdings zu einer charaktervollen Darstellung erheben, wovon das Porträt Karl's I., dessen Hofmaler er wurde, und mehre andere Zeugniß ablegen. Nach dem Tode dieses Fürsten trat L. in Cromwell's Dienste, der aber in seinen Porträts von dem Maler ausdrücklich naturgetreue Wirklichkeit verlangte. Karl II. erhob ihn zum Ritter und Kammerherrn, und er konnte nun bei einem glänzenden Gehalte ein dem van Dyck'schen ähnliches, von Lebensgenüssen aller Art begleitetes Künstlerleben führen, welches er aber mit einer gewissen Strenge und Bedächtigkeit, nicht mit jenem Anfluge genialen Leichtsinns that. L. starb 1680. Sein bedeutendes Kunstcabinet, welches er gesammelt hatte und dessen mit P L gestempelte Zeichnungen sich noch in den Händen mancher Sammler befinden, wurde nach seinem Tode mit 26000 Pf. St. verkauft.

Lemaître (Frédéric), franz. Schauspieler und Dramaturg, geb. im Juli 1798 zu Havre, trat zuerst in Paris am Odéon auf, wo er die Rollen der Vertrauten in classischen Tragödien

ziemlich unbemerkt spielte. Vom Odéon ging er ans Ambigu-comique und verschaffte diesem Boulevardtheater einen starken Zulauf durch die Virtuosität, welche er im „Cartouche“, im „Cocher de fiacre“ und in einigen andern Stücken dieses Schlags entwickelte. Er betrat hierauf die Bühne der Porte St.-Martin, wo sein Talent sich zur höchsten Meisterschaft ausbildete und besonders nach der Julirevolution von 1830 in zahlreichen Rollen aufs glänzendste hervortrat. Die romantischen Theaterkritiker hatten guten Grund, ihn als den ersten Schauspieler seiner Zeit, als den franz. Garrick zu preisen, denn er ist in der That die lebendige Incarnation des neuern franz. Dramas. Junge oder Alte, Edelleute oder gemeine Leute, Possenreißer oder Goldmacher, Künstler oder Lumpensortirer, Lakaien oder Minister, alle Alter, alle Stände, alle Masken hat er vorgenommen und nach seinem Bilde umgeschaffen. Welche Rolle er aber auch spielen mag, immer reißt er zuletzt mit unwiderstehlicher Gewalt hin. Er erschüttert, rührt, macht lachen zum Bersten, macht ächzen vor Entsetzen: so mannichfach wirkungsvoll zeigen ihn seine großen Rollen, so fürchterlich wahr geht er in das Innerste ihrer Affecte und Leidenschaften ein. Selbst in die dramatischen Gliederpuppen bringt er Athem, Blut, Leben, Pulsschlag hinein. Seine Stimme dröhnt, ritzt oder kost, sein Auge funkelt oder lächelt, seine Geberde stillt oder schürt die Flamme des Aufruhrs. Wenn er auftritt, lebt und webt Alles um ihn herum, das Gemeine veredelt sich, das Platteste erhebt sich zu einer überraschenden Höhe, denn kein Schauspieler beherrscht seine Rollen mit solcher übersichtlichen Gewalt und solcher Bravour. Er belebt und erwärmt jede Situation und gibt jedem Worte ein eigenes frisches Gepräge. Wenn ihn die Rolle nicht hebt, so hebt er die Rolle; sein bedeutendes Talent findet immer eine Spalte, durch die es hervorbricht; denn es ist die Leidenschaft selbst, die sich Luft macht. Im J. 1835, in Folge von Streitigkeiten mit seinem Theaterdirector, Harel, engagirte sich L. an dem kleinen Boulevardtheater der Folies dramatiques, wo er das von ihm selbst geschriebene berüchtigte Melodrama „Robert Macaire“ auf die Bühne brachte. Dieses Stück fand ungeheuern Zulauf, und der Held desselben, ein Lump von typischem Charakter und palpitirendem Zeitinteresse, erlangte durch L.'s vorzügliches Spiel sehr schnell eine solche Popularität, daß die Regierung sich bewogen fand, das Stück zu verbieten, nachdem es 72 mal hintereinander gegeben worden. Seitdem spielte L. an verschiedenen pariser Theatern, namentlich an den Variétés, wo er im Aug. 1852 im „Roi des drôles“ die Hauptrolle ausführte.

Lemanischer See, s. Genfersee.

Lemberg, poln. Lwów, die Hauptstadt des östr. Königreichs Galizien (und Lodomerien), am Bache Peltew in einem engen Kessel von Hügeln umschlossen, zählt mit den vier Vorstädten gegen 80000 E., darunter über 25000 Juden. Die Stadt ist größtentheils neu und gut gebaut und vortrefflich gepflastert, hat 23 Kirchen, neun Klöster, einen neuen Judentempel und ein schönes Rathhaus. Sie ist der Sitz der Statthalterschaft, des galiz. Oberlandesgerichts, des Generalcommandos und vieler anderer Behörden, eines kath., eines griech.-unirten und eines armen. Erzbischofs, eines evang. Superintendenten und eines Oberlandesrabbiners. Die daselbst 1784 gestiftete Universität (Alma Franciscea) wurde 1817 wiederhergestellt, zählt jetzt 35 Professoren, gegen 1000 Studirende und hat eine öffentliche Bibliothek mit 40000 Bänden, 350 Handschriften und etwa 10000 Münzen. Außerdem besteht daselbst: das berühmte von Ossolinski (s. d.) gegründete Institut mit einer besonders für die poln. Literatur wichtigen Bibliothek von 75000 Bänden, 1500 Handschriften, 6000 Stück Münzen, Medaillen u. s. w.; ferner ein röm. und ein griech.-kath. Seminar, eine technische Akademie, zwei Obergymnasien, eine Realschule, ein Taubstummen- und ein Blindeninstitut, eine Sparkasse und Creditanstalt, endlich ein vom Grafen Skarbek erbautes Theater für abwechselnd deutsche und poln. Vorstellungen. In der nach dem Muster der St.-Peterskirche in Rom gebauten Dominicanerkirche ist das von Thorwaldsen gearbeitete Denkmal der Gräfin Dunin-Borkowska sehenswerth, nicht minder der Sandberg mit seinen schönen Parkanlagen und den letzten Resten der alten Löwenburg, von der die Stadt ihren Namen erhielt, sowie die im Bau begriffene Citadelle am Wronowskischen Hügel. Die Industrie der Stadt, die lange schmachtete, hat sich in neuerer Zeit wieder gehoben, ebenso der Commissions- wie der Speditionshandel, der sich ganz in den Händen der Juden befindet. L. wurde von Lew oder Leo Danielowicz, Fürsten von Halicz, 1259 gegründet und nahm seinen Aufschwung, nachdem Halicz, die frühere Hauptstadt des Landes, von den Tataren verwüstet worden war. Im J. 1348 wurde es von Kasimir d. Gr. erobert und war nun die Hauptstadt der poln. Provinz Rus. Es vertheidigte sich muthig gegen feindliche Überfälle der Tataren 1525, der Russen und Kosacken 1656, gegen Rakoczy 1657, gegen die Türken 1672, sowie auch gegen die Schweden unter Karl XII. 1704. Durch die erste Theilung

Polens fiel es endlich 1772 an Östreich. In den Unruhen von 1848 erlitt es 2. Nov. ein Bombardement, das bedeutenden Schaden anrichtete. Das an jenem Tage am meisten beschädigte Universitätsgebäude soll in ein ruthenisches Nationalmuseum umgewandelt werden.

Lemercier (Nepomucène Louis), franz. Dichter und Dramatiker, geb. zu Paris 21. April 1773, trat, noch nicht 15 J. alt, mit seiner ersten Tragödie „Méléagre" auf, welche gefiel und gute Hoffnungen von ihm erregte. Größern Beifall fand indeß sein „Lévite d'Ephraïm", der 1795 zur Aufführung kam. Nachdem er seine Studien beendigt, entschied er sich ganz für die literarische Laufbahn. Unter seinen Tragödien steht „Agamemnon" (1796), worin er die Gesetze der classischen Dramaturgie beobachtete, am höchsten; in den folgenden: „Ophis" (1798), „Isule et Orovère" (1803), „Baudouin empereur" (1808), „La démence de Charles VI" (geschrieben 1806, gedruckt 1814), deren Aufführung die Censur verbot; „Frédégonde et Brunéhaut" (1816), „Charlemagne" (1818), „Clovis" (1820), „Louis IX en Égypte" (1821) und „Les martyrs de Souli" (1825), erlaubte er sich manche Neuerungen, weshalb sie keinen Beifall fanden. Die berühmteste seiner historischen Komödien ist „Pinto" (1800), die erst 1834 aufgeführt werden konnte und eine ungemeine Aufregung hervorbrachte; nächst ihr sind zu erwähnen: „Richelieu, ou la journée des dupes", die 1804—28 unter ministeriellem Siegel lag, „L'ostracisme, ou la comédie grecque" (1808) und „Christ. Colomb" (1809). Unter seinen übrigen Lustspielen, die kein großes Glück machten, nennen wir nur „Le corrupteur" (1822), welchem die köstliche Tragikomödie „Dame Censure, ou la corruptrice" (besonders gedruckt 1826) vorangestellt ist. Auch schrieb er ein Drama „Richard III et Jeanne Shore" (1824) und die Melodramen „Les deux filles spectres" (1827) und „Les serfs polonais" (1830). Auch die Zahl seiner epischen und didaktischen Gedichte ist groß; unter ihnen zeichnen sich aus die philosophische Satire „La Panhypocrisiade" in 20 Gesängen (Par. 1819—32), „L'Atlantiade, ou la théogonie Newtonienne" in sechs Gesängen (Par. 1812), „Les ages françaises" in 15 Gesängen (Par. 1803) und „Les chants héroïques des montagnards et matelots grecs, traduits en vers français" (2 Bde., Par. 1824—25). Außer politischen und andern Broschüren schrieb er noch „Alminty, ou le mariage sacrilège" (Par. 1833) und den „Cours analytique de littérature générale" (4 Bde., Par. 1817). L. wurde 1810 Mitglied des Instituts und starb zu Paris 8. Juni 1840.

Lemgo, Stadt im Fürstenthum Lippe-Detmold, an der Bega, mit 4033 E., war früher bedeutender und gehörte zur Hansa. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die beiden fürstlichen Häuser, der Annenhof und der Lippehof, zu erwähnen. Die Stadt hat ein Gymnasium, ein Jungfrauenstift für zehn adelige und bürgerliche Jungfrauen, mit einer Äbtissin an der Spitze, das zu Anfange des 14. Jahrh. gestiftet wurde, ein Beguinenhaus und ein Waisenhaus. Ein besonderer Industriezweig ist das Schneiden von Meerschaumpfeifenköpfen.

Lemierre oder **Lemière** (Ant. Marin), franz. Schauspieldichter, geb. zu Paris 12. Jan. 1723, war der Sohn eines Sporers, der für die Erziehung desselben kein Opfer scheute, und zog, nachdem er seine Studien beendigt, die Aufmerksamkeit des Generalpächters Dupin auf sich, der ihn unter dem Titel eines Secretärs zu sich nahm. Er concurrirte mehrmals um den Preis bei der Akademie und sah auch sechs seiner Gedichte gekrönt. Sein erstes Trauerspiel „Hypermnestre" ließ er 1758 aufführen und erntete damit, trotz der beißenden Kritik Fréron's, außerordentlichen Beifall. Seine spätern Trauerspiele machten weit weniger Glück; die besten unter ihnen sind „La veuve du Malabar" (1770); „Barnevelt" (1784), beide eigentlich blos bürgerliche Trauerspiele, und sein letztes „Guillaume Tell", das bei der ersten Aufführung mit Kälte aufgenommen, kurz vor dem Ausbruche der Revolution ein Lieblingsstück des Publicums, von den Kritikern aber der rauhen und harten Verse wegen mit Recht getadelt wurde. Außerdem hat er mehre beschreibende und Lehrgedichte verfaßt, die an schönen Einzelnheiten reich sind, was besonders von den Gedichten „La peinture" (Par. 1769) und „Les fastes, ou les usages de l'année" (Par. 1779) gilt. Manches Anmuthige enthalten auch seine „Pièces fugitives" (Par. 1782). Erst 1781 erhielt er eine Stelle in der Akademie. Durch die Gräuel der Revolution förmlich betäubt, starb er, nachdem er fast alle Mittel zu seinem Unterhalte verloren, zu St.-Germain-en-Laye 4. Juli 1793. Seine „Oeuvres" gab Perrin (3 Bde., Par. 1810) heraus

Lemma oder **Lehnsatz** nennt man einen Satz, den man aus einem andern Gebiete der Untersuchung als Glied des Beweises für einen Satz entlehnt, also als schon bewiesen oder wenigstens als Ausdruck einer Thatsache voraussetzt. Was in der einen Wissenschaft als Lehnsatz vorkommt, wird also in einer andern Lehrsatz (s. d.) sein. So bedient sich z. B. die Mechanik

der Lehrsätze der Geometrie, die analytische Geometrie der Lehrsätze der Algebra, die Psychologie der Lehrsätze der Metaphysik u. s. w. als Lehnsätze. Lemmata unterscheiden sich daher von willkürlichen oder versuchsweise gemachten Annahmen oder Hypothesen (s. d.). Ebenso ist ein Lemma nicht zu verwechseln mit einem Dilemma (s. d.).

Lemnius (Simon), eigentlich Lemchen, ein beißender Satiriker, geb. zwischen 1510—20 zu Margadant in Graubünden, kam 1533 auf die Universität nach Ingolstadt und ging dann nach Wittenberg, wo er sich insbesondere mit Melanchthon befreundete, dem er, als 1535 wegen der Pest die Universität nach Jena verlegt wurde, dahin folgte und mit welchem er auch wieder nach Wittenberg zurückkehrte. Ein gescheidter Kopf, aber von feurigem Geiste, ließ er sich zu so vielen Anstößigkeiten verleiten, daß man seinem Wunsche, eine Professur in Wittenberg zu erhalten, allenthalben Hindernisse in den Weg legte. Am meisten schadete er sich durch die Herausgabe einer Sammlung von Epigrammen (Witt. 1538), in welchen er nicht nur mehre Wittenberger verspottete, sondern auch den Erzbischof-Cardinal Albrecht, Luther's Feind, als Beschützer der Wissenschaft pries. Hierüber erzürnt, begnügte sich Luther nicht mit der Wegnahme der noch vorhandenen Exemplare und der Bestrafung des Druckers, sondern veranlaßte sogar des Herausgebers Relegation von der Universität. Dieser war inzwischen nach Basel gegangen. Kaum hatte er hier das Relegationspatent gelesen und von Luther's heftiger Strafpredigt wider ihn gehört, als er seine Epigramme, mit einem zweiten Buche vermehrt, aufs neue herausgab (1538), in welchem letztern er sich die gröbsten Ausfälle auf Luther und seine andern Gegner erlaubte und Schmähungen mit Obscönitäten abwechseln ließ. Camerarius schrieb dagegen seine ernste und würdige „Elegias hodoiporikas", veranlaßte aber L. dadurch nur zu einer „Apologia", in der er seine ersten Epigramme in Schutz nahm und neue heftige Angriffe auf Luther machte. Diese Apologie gehört unter die größten literarischen Seltenheiten; noch seltener aber ist die von L. unter dem Namen Lucius Pisaeus Juvenalis herausgegebene „Monachopornomachia", in welcher er, wie er schon längst gedroht hatte, wenn man ihm keine Ehrenerklärung gäbe, „die Gräuel des wollüstigen Wittenberg" aufdecken wollte. Diese schmutzige Schrift ist Luther dedicirt und eine Art Komödie der niedrigsten Art, worin Venus, Luther, Jonas, Spalatin, deren Frauen mit ihren Liebhabern und einigen Nebenpersonen die unzüchtigsten Gespräche führen. Nichtsdestoweniger gelang es L., 1540 an dem neuerrichteten Gymnasium zu Chur in Graubünden als Lehrer angestellt zu werden, wo er indeß 24. Nov. 1550 an der Pest starb. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir noch seine „Amorum libri IV" (1542) und seine Übersetzung der „Odyssee" (2 Bde., Bas. 1549).

Lemnos, die nördlichste Insel im Ägäischen Meere, zwischen Tenedos und Thasos, jetzt Stalimene genannt und zum türk. Ejalet Dschesair gehörig, mit einem Areal von 12 □M. und ungefähr 8000 griech. E., ziemlich unfruchtbar und holzarm, aber reich an gutem Weine, war schon im Alterthume berühmt durch die sogenannte Terra Lemnia oder Siegelerde (s. d.), die theils als Heilmittel, theils als Farbestoff gebraucht wurde und noch jetzt ausgeführt wird. In einem feuerspeienden Berge, dem Mosychlos, der aber nicht mehr thätig ist, war der Sage nach die Werkstätte und der Lieblingsaufenthalt des Vulcan, der daher auch den Beinamen Lemnius erhielt, wie überhaupt die ganze Insel viele wundersam gebaute Höhlen und selbst ein Labyrinth hatte. Auch erzählt man, daß hier die Weiber einst in einer Nacht alle Männer ermordet, mit Ausnahme der Hypsipyle, die ihren Vater verschonte, und daß Philoktet wegen seiner Wunde am Fuße hier längere Zeit verweilen mußte. Vgl. Rhode, „Res Lemnicae" (Bresl. 1829). Die Hauptstadt der Insel heißt jetzt Lemnos, im Alterthume Myrina, hat etwa 1000 E. und ist der Sitz eines griech. Bischofs.

Lemoine oder Lemoyne ist der Name mehrer berühmter franz. Künstler. — **Lemoine** (François), geb. 1688 in Paris, wurde 1718 Mitglied der Akademie, ging 1724 nach Italien und erhielt 1736 die Stelle als erster königl. Maler. In einem Anfalle von Schwermuth nahm er sich 4. Juni 1737 das Leben. Er gilt für einen der letzten franz. Maler der Zeit Ludwig's XIV., die sich noch einigermaßen vor dem gänzlichen Versinken in hohle Eleganz und Manier zu bewahren wußten, obschon er sich durchaus nicht völlig frei davon erhielt. Sein berühmtestes Werk ist der Plafond des großen Saals in Versailles, die Apotheose des Hercules darstellend; überhaupt waren ihm ausgedehnte Deckengemälde die liebste Aufgabe. — **Lemoine** (Jean Bapt.), geb. in Paris 1704, gest. 1778, war einer der besten franz. Bildhauer des vorigen Jahrhunderts, doch mehr durch Feuer und Leben, als durch Gemessenheit und Reinheit der Formen ausgezeichnet. Bei Ludwig XV., den er mehrmals zu Pferde und zu Fuß darstellte, genoß er besondere Gunst. Als seine Hauptarbeiten gelten die Monumente Mignard's, Crebillon's, Fleury's u. A. in Paris.

Lemontey (Pierre Edouard), franz. Rechtsgelehrter, Geschichtschreiber und Dichter, geb. zu Lyon 14. Jan. 1762, trug bei der Zusammenberufung der Generalstaaten 1789 durch ein. kleine Schrift wesentlich dazu bei, daß den Protestanten die bürgerlichen Rechte zurückgegeben wurden. Als Abgeordneter des Rhônedepartements in der Nationalversammlung schloß er sich der constitutionell-monarchischen Partei an und suchte, soviel er vermochte, die ausschweifenden Maßregeln der Demagogen zu mäßigen. Auch gelang es ihm, eine Menge abwesender Gelehrten, Künstler und Reisender, die man den Emigrationsgesetzen unterwerfen wollte, zu retten. Bei den Verhandlungen über Ludwig XVI. benahm er sich ebenso menschlich als brav. Während der Schreckensherrschaft hielt er sich in der Schweiz auf und kehrte erst nach dem Sturze der Bergpartei nach Frankreich zurück. Später zog er sich eine Zeit lang ins Privatleben zurück und bereiste Italien. Nachdem er wieder in Paris seinen Aufenthalt genommen, übertrug ihm in Verbindung mit zwei andern Gelehrten 1804 die Regierung die Censur der Theaterstücke, was ihm vielen Tadel erregte. Nach der Restauration wurde er Generaldirector des Buchhandels und 1819 Mitglied der Akademie. Er starb zu Paris 26. Juni 1826. Von seinen Opern machte „Palma, ou le voyage en Grèce" während der Revolution großes Glück; unter seinen Schriften nennen wir den in Sterne's Geist geschriebenen Roman „La famille du Jura, ou Irons-nous à Paris" (Par. 1804), verfaßt bei Napoleon's Thronbesteigung, und den meisterhaften „Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV" (Par. 1818), der einen Vorläufer seiner trefflichen „Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV" (2 Bde., Par. 1832) bildete, die er auf Anregung Napoleon's mit Benutzung der geheimen Staatsarchive schrieb, weshalb sie erst nach der Julirevolution gedruckt werden konnte. Letzteres Werk ist in seinen „Oeuvres" (5 Bde., Par. 1829) nicht mit enthalten.

Lemur, gewöhnlich in der Mehrzahl **Lemüres**, war bei den Römern die allgemeine Benennung für die abgeschiedenen Seelen der Verstorbenen, von denen man die guten als Hausgötter oder Laren (s. d.) verehrte, die bösen hingegen als nächtliche Gespenster und Poltergeister fürchtete, die unstät umherirrten und die Lebenden vielfach beunruhigten. (S. Larve.). Um nun letztere zu versöhnen und aus den Häusern zu verbannen, wurde jährlich in den Mitternachtsstunden des 9., 11. und 13. Mai das Fest der Lemurien, die Lemuria, gefeiert, das ursprünglich Remuria geheißen haben soll, zu Ehren des vom Celer erschlagenen Remus, um dessen Geist zu beschwichtigen. Beim Schweigen der Nacht ging nämlich der Hausherr barfuß und leise zu einem Brunnen, wehrte durch eine symbolische Bewegung mit den Fingern die Schatten ab, wusch sich drei mal die Hände in demselben, ging dann wieder zurück, nahm schwarze Bohnen in den Mund und warf diese, ohne sich dabei umzusehen, neun mal über den Kopf hinter sich, jedesmal mit den Worten: „Diese Bohnen streue ich euch, mit ihnen kaufe ich mich und die Meinigen los." Hierauf wusch er sich nochmals die Hände, schlug an ein hohles kupfernes Gefäß und sagte dabei neun mal in bittendem Tone: „Manes exite paterni", d. h.: Zieht von dannen, ihr Seelen meiner Vorfahren! Nun konnte er sich umsehen, und mit diesem Acte war die Feier vollendet. Eine genaue Beschreibung dieser Ceremonie gibt uns Ovid im fünften Buche seiner „Fasti".

Lena, einer der drei großen Ströme Sibiriens, im Gouvernement Irkutsk, dessen Quelle von der Mündung 350 M. entfernt ist, hat eine Länge von 600 und ein Stromgebiet, welches 37600 □M. umfaßt. Er entspringt im Baikalgebirge, im Westen des Baikalsees, hat bei Kirensk noch eine Seehöhe von 1100 F. und bei Jakutsk, wo er in die völlige Niederung tritt, von 350 F. und fließt von hier sehr langsam, in breiter, zum Theil seichter Strömung, dem nördlichen Eismeere zu. Ein breites, aus unzähligen Mündungsarmen bestehendes Deltaland liegt hier dem Flusse vor, der unter 73° n. Br., in starrer arktischer Region, der großen Inselgruppe Neusibirien gegenüber, mündet. Unter den Nebenflüssen der Lena zeichnet sich zur Rechten der Witim, die Olekma und der Aldan, zur Linken der Wilui aus, sämmtlich schiffbare, breite und wasserreiche Ströme. Die die Lena umwohnenden Völker, z. B. Buräten, Tungusen und Jakuten, nähren sich besonders vom Fischfange. An den Ufern des Flusses findet man häufig Mammuthzähne und Mammuthknochen, indem ungeheuere Massen des gefrorenen Uferschlamms durch das Hochwasser des Sommers mit hinabgerissen und so die Gebeine jener kolossalen Thiere von untergegangenen Geschlechtern blosgelegt werden, welche in der Vorzeit ihre Nahrung in diesen öden Gegenden fanden.

Lenau, s. Niembsch von Strehlenau.

Lenclos (Anne, genannt Ninon de), eine durch ihre Galanterie bekannte Französin, wurde

15. Mai 1616 zu Paris aus adeliger Familie geboren. Ihre Ältern starben zeitig; schon mit 15 J. sah sich Ninon frei und Herrin ihrer Handlungen. Sie hatte sich selbst durch Lectüre, namentlich aus den Werken Montaigne's, gebildet, besaß viel Geist, Witz und Geschmack, tanzte, sang und spielte das Klavier und war sehr bald von Anbetern und Heirathslustigen umschwärmt. Indeß beschloß Ninon, sich im Lebensgenusse keine andern Fesseln als die der Klugheit anzulegen. Sie wählte einen Liebhaber nach ihrem Geschmack und gab ihn auf, wenn er ihr nicht mehr gefiel. Der Cardinal Richelieu soll zuerst ihre Gunst genossen haben. Demselben folgten in chronologischer Ordnung Coligny, Villarceaux, der Marquis von Sévigné, der große Condé, der Herzog de Larochefoucauld, der Marschall d'Albret, der Marschall d'Estrées, d'Effiat, Gourville, Lachâtre und noch in Ninon's hohem Alter die Abbés Gédoyn und Châteauneuf. Da sie von ihren Liebhabern nie Geschenke nahm, auch dieselben aus Eitelkeit oder Leidenschaftlichkeit nicht verrieth, sondern aus Hang zur Sinnlichkeit einfach verließ, so blieben alle die angesehenen und berühmten Männer, die sich nacheinander ihrer Gunst erfreuten, ihre Freunde. In ihren übrigen Lebensverhältnissen benahm sie sich mit Würde und großer Redlichkeit. Um gänzlich sorgenlos zu sein, lieh sie ihr Vermögen auf Leibrenten und bezog so ein jährliches Einkommen von 8—10000 Livres. Bis in ihr hohes Alter blieb ihr Haus ein Sammelplatz aller geistreichen und liebenswürdigen Personen des Hofs und der Stadt, und junge Leute, die freilich oft ihrer Verführung unterlagen, besuchten ihre Gesellschaften, um sich Geschmack und Weltbildung anzueignen; auch die Gelehrten und Dichter erschienen und zogen sie bei ihren Werken zu Rathe. Scarron las ihr seine Romane, St.-Evremont seine Gedichte, Molière seine Komödien, Fontenelle seine Gespräche, Larochefoucauld seine philosophischen Betrachtungen vor. Als die Königin Christine von Schweden nach ihrer Abdankung nach Paris kam, wollte sie nur zwei Besuche abstatten, nämlich der Ninon und der Akademie. Ungeachtet die Ninon im Rufe der Unbeständigkeit und auch der Irreligiosität stand, suchten doch oft die achtbarsten Frauen ihren Umgang, ja ihre Freundschaft. Auch die Frau von Maintenon war und blieb aus früherer Zeit ihre Freundin. Ninon war die Mutter zweier Söhne geworden. Der eine, Namens Laboissière, starb 1732 als Marinebeamter zu Toulon, der andere soll sich in seine eigene Mutter verliebt und nach der Entdeckung des Geheimnisses erstochen haben. Ninon starb 17. Oct. 1706. Sie vermachte dem jungen, bei ihr eingeführten Voltaire 2000 Livres zum Ankauf von Büchern. Man schreibt ihr eine kleine Schrift „La coquette vengée" (1649) und mehre in den Werken St.-Evremont's enthaltene Briefe zu. Ihr Leben beschrieben Damours und Lebret; Douxmenil gab „Mémoires pour servir à l'histoire de Mad. de L." (Par. 1751) heraus.

Lengerke (Alex. von), einer der ausgezeichnetsten landwirthschaftlichen Schriftsteller Deutschlands, geb. 30. März 1802 zu Hamburg, unternahm, anfangs für den Marinedienst bestimmt, eine Reise nach Nordamerika und Westindien, deren Unannehmlichkeiten ihm jedoch die Lust zu dem gewählten Berufe raubten. Er erlernte hierauf mehre Jahre hindurch die Landwirthschaft in Schlesien, diente dann zwei Jahre in Holstein als Verwalter und erkaufte, nachdem er Deutschland durchreist und eine Zeit lang zu Rostock in dem Hause Karsten's, seines Lehrers, gelebt hatte, das Gut Wiesch bei Wismar, was er bald in einen trefflichen Culturzustand versetzte. Um jedoch einen größern Wirkungskreis zu erlangen, übernahm er eine Pachtung in Holstein, nach deren Ablauf er sich in Lübeck niederließ. Als Früchte einer abermaligen Durchwanderung Deutschlands erschienen die „Reise durch Deutschland in besonderer Beziehung auf Ackerbau und Industrie" (Prag 1839) und die „Landwirthschaftliche Statistik der deutschen Bundesstaaten" (2 Bde., Braunschw. 1840). Schon vorher hatte er sich durch mehre Schriften, wie die „Darstellung der schlesw.-holst. Landwirthschaft" (2 Bde., Berl. 1826), das „Landwirthschaftliche Conversations-Lexikon" (4 Bde., Prag 1835—38; Supplementb., Braunschw. 1842), die „Darstellung der mecklenb. Pferdezucht" (Berl. 1840) und die „Anleitung zum praktischen Wiesenbau" (2. Aufl., Prag 1844) einen geachteten Namen erworben. Er ward deshalb 1841 als Professor der Landwirthschaftswissenschaft am Carolinum und Ökonomierath nach Braunschweig berufen, von wo er 1842 als Landesökonomierath, ordentliches Mitglied und Generalsecretär des Landesökonomiecollegiums zu Berlin in den preuß. Staatsdienst überging. In dieser Stellung redigirt L. die von dem Präsidium des Collegiums herausgegebenen „Annalen der Landwirthschaft in den königl. preuß. Staaten", während er zugleich die Ergebnisse seiner amtlichen Reisen in den „Beiträgen zur landwirthschaftlichen Statistik des preuß. Staats" (Bd. 1—4, Berl. 1844—52) niederzulegen begonnen hat. Die durch jene Behörde hervorgerufenen allseitigen Berichte über die Zustände und Verhältnisse der ländlichen Arbeiter stellte er in dem Werke „Die ländliche Arbeiterfrage" (Berl. 1849) zusammen; auch

gab er die „Verhandlungen" des 1850 zu Berlin abgehaltenen landwirthschaftlichen Congresses (Berl. 1850) heraus. Im J. 1852 begründete er eine „Landwirthschaftliche Jahresschrift", sowie mit Mentzel einen „Landwirthschaftlichen Kalender", der bereits sehr verbreitet ist. L.'s Leistungen im Gebiete der landwirthschaftlichen Statistik gehören zu den vorzüglichsten Deutschlands; aber auch seine technischen Monographien, wie „Die Heckenzucht" (2. Aufl., Berl. 1847), „Der Maisbau" (2. Aufl., Berl. 1851), „Preußens Kardenbau" (Berl. 1852), haben allgemeine Anerkennung gefunden.

Lengerke (Cäsar von), verdienter Exeget, zugleich auch bekannt als deutscher Dichter, Bruder des Vorigen, geb. 30. März 1803 zu Hamburg, besuchte das Johanneum daselbst und widmete sich erst zu Breslau, dann zu Halle dem Studium der Theologie und der orient. Sprachen. Nachdem er hier 1824 promovirt und 1828 die Würde eines Licentiaten der Theologie erworben hatte, habilitirte er sich 1829 zu Königsberg, wo er 1831 zum außerordentlichen, 1835 zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt wurde und sich 1836 die theologische Doctorwürde erwarb. Seine Lehrvorträge, welche sich vorzugsweise auf das Alte Testament erstreckten, erfreuten sich eines zahlreichen Besuchs, erweckten ihm aber wegen der freien wissenschaftlichen Forschung, die er in denselben, wie auch in seinen Schriften bethätigte, vielfache Angriffe von Seiten der orthodoxen Partei. Zugleich suchte man seine politische Gesinnung anzugreifen und denuncirte ihn wegen eines poetischen Grußes an Joh. Jacobi dem Ministerium, welches, um L.'s Lehrthätigkeit ein Gegengewicht zu setzen, dessen wissenschaftlichen Gegner Hävernick aus Rostock nach Königsberg berief. Obgleich ihm durch Letztern kein Abbruch geschah, suchte doch L. in Folge von Verstimmungen mancher Art um Versetzung in die philosophische Facultät nach, die auch 1843 durch Ernennung zum Professor der orient. Sprachen erfolgte. Im J. 1851 entschloß er sich endlich seine gänzliche Entlassung zu nehmen. Außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften und einigen zum Theil sehr dankenswerthen kleinern Schriften über syrische Literatur sind als L.'s Hauptwerke zu betrachten: die Commentare über den Propheten Daniel (Königsb. 1835) und die Psalmen (2 Bde., Königsb. 1846), sowie auch die geschichtlich-archäologische Arbeit „Kenáan" (Bd. 1, Königsb. 1843), in welchen Schriften er sich als ein tüchtiger Kenner des Orients und gründlicher wie unbefangener Forscher bewährt. Von Jugend auf der Poesie zugeneigt und nicht ohne Befähigung für dieselbe, veröffentlichte er unter Anderm „Bilder und Sprüche" (Königsb. 1844), „Lieder" (Königsb. 1840), sowie „Gedichte" (2. Aufl., Königsb. 1838) und eine Gesammtausgabe seiner „Gedichte" (Danzig 1843). Hierzu kamen später „Weltgeheimnisse" (Königsb. 1851) und „Lebensbilder" (Königsb. 1852), eine gesichtete Sammlung seiner Poesien. Mehre seiner Lieder sind componirt und haben in die Volksliederbücher Eingang gefunden.

Lenglet du Fresnoys (Nicolas), franz. Schriftsteller, geb. 4. Oct. 1674, studirte in Paris und machte schon als Student durch einige Schriften Aufsehen. Im J. 1705 wurde er erster Secretär des Kurfürsten von Köln, Jos. Clemens von Baiern, der zu Lille residirte, gab jedoch, um ohne allen Zwang seinen Studien leben zu können, diese Stelle auf und war später selbst durch die glänzendsten Anerbietungen nicht zu bewegen, sich von irgend Jemand abhängig zu machen. Wiederholt mußte er seiner Schriften wegen in der Bastille sitzen. Beim Lesen eines Buchs eingeschlafen, fiel er vom Stuhle in den Kamin und starb 18. Jan. 1755. Aus der großen Menge seiner über die verschiedenartigsten Gegenstände sich verbreitenden Schriften sind zu nennen: die treffliche, nach den Proceßacten gearbeitete „Histoire de Jeanne d'Arc" (2 Bde., Par. 1753—54); „Histoire de la philosophie hermétique" (3 Bde., Par. 1742); „Méthode pour étudier le géographie" (10 Bde., Par. 1716; 4. Aufl., 1768); „Méthode pour étudier l'histoire" (Par. 1713; 12 Bde., 1735; beste Aufl. von Drouet, 15 Bde., 1772); „Tablettes chronologiques de l'histoire universelle" (Par. 1744; neue Aufl., 2 Bde., 1778) und von seinen Unterrichtsschriften die „Géographie des enfants" (Par. 1736; 15. Aufl., 1817).

Lenné (Peter Joseph), einer der ausgezeichnetsten Landschaftsgärtner der neuern Zeit, wurde 29. Sept. 1789 zu Bonn geboren, wo sein Vater, Joseph L., seiner Zeit als Landschaftsgärtner bekannt, kurfürstlicher Hofgärtner und Vorstand des botanischen Gartens war. Der junge L. besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, machte aber, durch die Stellung seines Vaters auf die Botanik hingewiesen, die üblichen Lehrjahre der praktischen Gärtnerei durch und ging dann 1811 zu seiner weitern naturwissenschaftlichen Ausbildung nach Paris. In die Heimat zurückgekehrt, unternahm er 1812 eine Reise durch Deutschland und die Schweiz, um die besten Gartenanlagen dieser Länder kennen zu lernen. Zu Wien widmete er sich mit allem Eifer der Botanik und erhielt hier 1814, unter Verleihung des Titels als kaiserl. Garteningenieur, den Auf-

trag, einen Plan zur Vergrößerung und Verschönerung des Gartens von Laxenburg zu entwerfen, der auch später wirklich ausgeführt wurde. Als er sich 1815 nach Bonn zurückgewendet hatte, beschäftigte ihn der Entwurf eines Plans zur Verwandelung der damals zerstörten Festungswerke zu Koblenz in Anlagen und zur Erweiterung der Stadt, wonach auch die dortige Schloßstraße ihre Ausführung erhalten hat. Im Frühjahr 1816 ward er nach Potsdam berufen und hier unter Andern vom Fürsten von Hardenberg mit der Anlage eines Pleasureground zu Klein-Glienicke beauftragt, der noch gegenwärtig den Hauptschmuck dieses Landsitzes bildet. Es fand diese Anlage in so hohem Grade den Beifall des Königs, daß er L. von nun an sein vollstes Vertrauen schenkte. Zunächst hatte L. den Lustgarten am Schlosse in Potsdam, dann Sanssouci und die Pfaueninsel umzuschaffen, hierauf 1826 die Erweiterung und Arrondirung von Sanssouci durch die südlich und nordwestlich nach dem Belvedere zu gelegenen Anlagen zu bewirken. In dieselbe Zeit fällt die Schöpfung von Charlottenhof und die Anlage der Russischen Colonie. Seit 1833 entstanden unter L. auf dem Babertsberge die großartigen Gartenanlagen für den Prinzen von Preußen, die jetzt mit denen von Glienicke in Zusammenhang stehen. Da es wünschenswerth schien, die vielen ältern und neuern Schmuckplätze in der Nähe Potsdams durch landschaftliche Anlagen in Verbindung zu setzen, entwarf L. bereits 1833 den Plan zu einem solchen Unternehmen, an dessen Ausführung seit 1840 ununterbrochen gearbeitet wird. Der leitende Gedanke dabei ist, die Havel als einen See mit einem riesigen Park in einer Ausdehnung von zwei Meilen vom Karlsberg bei Baumgartenbrück bis zur Pfaueninsel zu umgeben. Während der Jahre von 1820—30 wurden unter L.'s Leitung die Anlagen in Charlottenburg, ebenso die von Schönhausen umgestaltet, von 1832—40 die Verwandelung des Thiergartens bei Berlin in einen Volksgarten durchgeführt. Hierzu kommen noch die Anlage des Zoologischen Gartens und seit 1844, nachdem das von L. bereits 1839 ausgearbeitete Project eines Schiffahrtskanals auf der Südseite der Stadt zur Ausführung gelangt, einige ansehnliche Erweiterungen des Thiergartens. Überall hat L. sein Augenmerk auf Landescultur und Landesverschönerung gerichtet und ist als der Begründer eines dem deutschen Leben zusagenden, von Nachahmungen freien Gartenstils anzusehen. Im J. 1832 wurde auf L.'s Vorschlag die unter seiner Leitung stehende Landesbaumschule und die Gärtnerlehranstalt zu Berlin gegründet. In Anerkennung der Verdienste L.'s erhielt 1839 eine Straße Berlins seinen Namen, sowie auch 1848 seine Büste inmitten der Gärten von Sanssouci aufgestellt ward.

Lennep (Joh. Dan. van), ein namhafter holländ. Philolog, geb. 1724 zu Leeuwarden, erhielt zu Franeker und später zu Leyden seine wissenschaftliche Bildung, wurde 1752 Professor der alten Sprachen zu Gröningen und zuletzt zu Franeker, wo er 1771 starb. In seiner Ausgabe des Koluthus (Leeuward. 1747; neuer Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823), sowie in der von Valckenaer vollendeten Bearbeitung der „Epistolae" des Phalaris (2 Bde., Gröning. 1777; neuer Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823) vermißt man bei außerordentlicher Belesenheit und Gelehrsamkeit die gehörige Kürze in der Darstellung, während das aus seinen Vorlesungen von Scheid herausgegebene „Etymologicum linguae Graecae" (2 Bde., Utr. 1790) reich an sonderbaren Hypothesen ist. — **Lennep** (Dav. Jak. van), zu derselben Familie gehörig, geb. 15. Juli 1774 zu Amsterdam, welcher anfangs die Rechtswissenschaften studirte, später der Philologie sich widmete und 1799, als Nachfolger des nach Leyden berufenen Wyttenbach, eine Stelle am Athenäum seiner Vaterstadt erhielt, die er ehrenvoll 54 J. hindurch behauptet hat. Auch zeichnete er sich seit 1838 als Mitglied der Stände durch seine Reden aus, sowie er sich überhaupt um den Aufschwung der holländ. Beredtsamkeit sehr verdient gemacht hat. Unter seinen in exegetischer Hinsicht sehr werthvollen Arbeiten sind zu erwähnen: die Vollendung der von de Bosch begonnenen Ausgabe der „Anthologia Graeca" (5 Bde., Utr. 1795—1822), die Bearbeitung der „Heroiden" des Ovid (Amst. 1807; 2. Aufl., 1812) und der „Theogonie" des Hesiod (Amst. 1843), desgleichen die in holländ. Versen verfaßte Übersetzung der „Werke und Tage" des Hesiod (Amst. 1823). Er starb vielbetrauert 10. Febr. 1853. — Sein Sohn, **Jan van L.**, geb. zu Amsterdam 25. März 1802, empfing seine Bildung theils in seiner Vaterstadt, theils in Leyden, wo er die Rechte studirte. Vor allem indeß zog ihn die Dichtkunst an, und schon seine „Akademischen Idyllen" fanden allgemeinen Beifall. Einen insbesondere ergiebigen, ihm angemessenen Stoff fand er in den Legenden und Sagen seines Vaterlandes, die er höchst poetisch aufzufassen und in den gefälligsten Formen wiederzugeben wußte. Hierher gehören seine drei größern Dichtungen „Het huys ter Leede en Adegild", „Jacoba en Bertha" und „De strijd med Vlaanderen". Eine deutsche Übersetzung seiner „Holland's romantische Geschichte" lieferte Lerz (11 Bde., Aachen 1840—43). Die politischen Ereignisse von 1830 begei-

sterten ihn zu einer Menge höchst populär gewordener Gedichte. Von seinen Romanen gehören mehre, wie „De Roos van Dekama" (Amst. 1837; deutsch, 3 Bde., Aachen 1837) und „Haarlems Verlossing", zu dem Besten, was die holländ. Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Er ist einer der Hauptbeförderer des zwischen Holland und Belgien seit vier Jahren bestehenden Literatenvereins, der abwechselnd in einem der beiden Staaten alljährlich zusammentritt.

Lenoir (Alex.), einer der gelehrtesten Antiquare Frankreichs, geb. zu Paris 26. Dec. 1761, machte seine Studien im Collège Mazarin, dann auf der Kunstakademie zu Paris und widmete sich später unter des Hofmalers Doyen Leitung der Malerei. Während der Revolution, als roher Vandalismus viele der schönsten, in Klöstern und Palästen aufbewahrten Kunstwerke zu vernichten anfing, machte L. dem damaligen Maire von Paris, Bailly, den Vorschlag, die gefährdeten Kunstschätze in ein großes Nationalmuseum zu vereinigen. Mit der Ausführung dieses Unternehmens beauftragt, durchreiste er zu diesem Zwecke ganz Frankreich, rettete, selbst zuweilen mit Lebensgefahr, was zu retten war, und brachte so das berühmte Museum der franz. Kunstdenkmale in der Straße des Petits-Augustins zusammen. Als nach der Restauration 1816 dieses Nationalmuseum, welches L. unter dem Titel „Musée des monuments français" (8 Bde., Par. 1800—22) beschrieb, aufgelöst und das darin Gesammelte den frühern Besitzern zurückgegeben wurde, ward er zum Aufseher der Kunstschätze der Kathedrale von St.-Denis ernannt und starb zu Paris 10. Juni 1839. Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: „Essais sur les hiéroglyphes des Égyptiens" (4 Bde., Par. 1809—22); „Histoire des arts en France, prouvée par les monuments" (Par. 1811); „Observations sur la peinture sur verre et sur ses différents procédés" (Par. 1824).

Lenormand (Marie Anne), eine in den vornehmsten Kreisen bekannt gewordene Kartenschlägerin und Wahrsagerin in Paris, die mit Gewandtheit und Schlauheit die vulgäre Neugierde zu täuschen verstand, war zu Alençon 1772 geboren und wurde daselbst bei den Benedictinerinnen erzogen. Schon frühzeitig fing sie an, aus Kaffeesatz, Karten u. s. w. wahrzusagen. Noch vor dem Ausbruche der Revolution kam sie nach Paris, wo sie während der Schreckenszeit gefangen gesetzt wurde. Ganz besonders war ihr die Kaiserin Josephine zugethan. Sie kam deshalb auch bald in Ruf, lebte während der ersten Jahre der Kaiserregierung auf großem Fuß und wurde von den achtbarsten Damen sehr häufig besucht, bis sie sich in politische Umtriebe einließ und deshalb 1809 des Landes verwiesen wurde. Hierüber erzürnt, schrieb sie „Souvenirs prophétiques d'une Sibylle sur les causes de son arrestation, le 11 décembre 1809", eine Prophezeiung des Sturzes des Welttyrannen und seines Anhangs und des Triumphs der Legitimität, die sie aber erst nach der Restauration, 1814, herausgab. Im J. 1818 selbst vom Kaiser Alexander aufgesucht, lebte sie später eine Zeit lang in Brüssel, dann wieder in Paris, wo sie 1843 starb. Viel Aufsehen erregten ihre „Mémoires historiques et secrètes de l'impératrice Josephine" (2 Bde., Par. 1820), welche interessante Nachrichten über diese enthalten.

Lenotre (Andr.), ein um die Vervollkommnung der Gartenkunst äußerst verdienter Mann, geb. 1613 zu Paris, wo sein Vater Oberaufseher des Gartens der Tuilerien war, knüpfte bei dem Maler Simon Vouet, dessen Leitung er übergeben wurde, mit Lebrun das engste Freundschaftsbündniß, widmete sich sehr bald ausschließend dem Studium der Gartenkunst und zeigte sein Talent zuerst im Schlosse Vaux, am glänzendsten aber in der Anlegung der Gärten zu Versailles, wofür ihn Ludwig XIV. nicht glänzend genug zu belohnen wußte. Nach der Vollendung der Anlagen zu Versailles wurden durch ihn die Gärten zu Chantilly, St.-Cloud, Meudon, Sceaux, in den Tuilerien, zu Fontainebleau und die herrliche Terrasse zu St.-Germain theils verschönert, theils geschaffen. Amiens verdankt ihm den schönen Spaziergang Autri. Im J. 1678 reiste er nach Rom, wo er von Papst Innocenz XI. mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde. Er starb zu Paris 1700.

Lénström (Karl Julius), schwed. Schriftsteller, geb. 1811 zu Gefle, studirte seit 1830 Theologie zu Upsala, wo er nach Vollendung seiner Studien durch Atterbom zum Docenten der Literaturgeschichte berufen wurde. Nachdem er hier auch eine Zeit lang die Professur der Ästhetik vertreten und Dänemark und Deutschland durchreist hatte, erhielt er die Priesterweihe und 1843 die Stelle eines Lectors der Philosophie am Gymnasium seiner Vaterstadt. Seit 1846 wirkte er als Propst und Pfarrer einer Gemeinde in Westmanland. L. ist einer der productivsten Schriftsteller Schwedens. Zuerst machte er sich 1835 in der „Zeitung des schwed. Literaten-Vereins" durch scharfe Beurtheilungen in einer eigenthümlichen lebhaften Darstellung literarisch bekannt. Gleich schonungslos urtheilte er in seinem Blatte „Eos" (Ups. 1839—40), das, weil er in demselben manche Mängel des schwed. Universitätswesens bloßgelegt, ein Hinderniß

seiner akademischen Beförderung wurde. Von nicht geringem Einfluß war sein „Försök till Lärobok i Ästetiken" (Stockh. 1836), die erste populäre Behandlung des Stoffs in Schweden, welcher die „Konst-Theoriernas Historia" (2 Bde., Ups. 1839), sowie zahlreiche akademische Dissertationen und kleinere Schriften über Gegenstände der Ästhetik folgten. Unter denselben sind besonders hervorzuheben: „Om den Nyromantiska Skolan i Frankrike" (Ups. 1835); „Thorild's ästhetiska Åsigter" (Ups. 1837); „Lars Fornelius" (Ups. 1838); „Stjernhjelm" (Ups. 1838); „Bidrag till den Svenska Ästhetikens Historia" (Ups. 1840); „Om Konstens förhållande till Religionen" (Ups. 1842) u. s. w. Einen Beitrag zur Kenntniß der schwed. Mundarten bot L. in dem „Ordbok öfver Helsinge-Dialecten" (Ups. 1841). Das „Handbok i Poesiens Historia" (2 Bde., Örebro 1840), sowie die „Svenska Poesiens Historia" (2 Bde., Örebro 1839—40), eine mehr räsonnirende als streng wissenschaftlich Darstellung, die „Allmän Konst-Historia" (Stockh. 1848) und „Sveriges Litteratur- och Konst-Historia" (Ups. 1841) sind die ersten und zwar sehr gelungenen Versuche, die in Schweden auf diesem Gebiete gemacht wurden. Für die skandinavischen Sympathien wirkte L. durch sein „Svensk Laesebog med Sproglaere" (Kopenh. 1843), welche viel dazu beigetragen hat, die schwed. Belletristik in Dänemark in weitern Kreisen bekannt zu machen. Auch betheiligte er sich an der Zeitschrift „Brage og Idun", die mehre gehaltreiche ästhetische und literarhistorische Aufsätze von L. enthält. Erwähnung verdienen noch „Svensk Anthologi" (3 Thle., Örebro 1840—41) und „Brage" (Stockh. 1847), eine Sammlung von Meisterstücken der Beredtsamkeit. Als Dichter versuchte sich L. unter Anderm in „Sigurd och Brynhilda" in 24 Gesängen (Ups. 1836), bei dem ihm Tegnér's „Frithiofsaga" zum Muster diente, dem Schauspiel „Nero" (Gefle 1838) und den „Lyriska förstlingar" (Gefle 1837). Daneben hat sich L. durch mehre sehr geschätzte Arbeiten auch als einen tüchtigen und gelehrten Theologen bewiesen. Dahin gehören das „Lärobok i Dogm-Historien" (Örebro 1843); „Lärobok i allmänna och Svenska Kyrko-Historien" (Gefle 1843); „Lärobok i theologiska Praenotierna" (Ups. 1845) u. s. w. Außerdem hat L. noch mehre Missionsschriften, Lehrbücher und zahlreiche Gelegenheitsschriften veröffentlicht.

Lento bezeichnet in der Musik das langsamste Zeitmaß und fodert einen dem des Adagio (s. d.) ähnlichen Vortrag.

Lentulus, der Name einer patricischen Familie des röm. Geschlechts der Cornelier (s. **Cornelius**), wird zuerst bei der Belagerung des Capitols durch die Gallier 390 v. Chr. erwähnt, indem ein Lucius Cornelius L. allein von den Senatoren dazu auffoderte, sich durch den Feind zu schlagen, nicht ihm den Frieden abzukaufen. — Aus der spätern Zeit der Republik ist besonders **Publius Cornelius Lentulus Sura** bekannt, der, nachdem er 75 Prätor, 71 Consul gewesen war, 70 mit 63 Andern wegen seines unsittlichen Lebens durch die Censoren aus dem Senat gestoßen wurde. In der abergläubischen Hoffnung, er sei nach Cinna und Sulla der dritte Cornelier, dem die Herrschaft über Rom beschieden sei, verband er sich 63 v. Chr. mit Catilina (s. d.) und stand, als dieser die Stadt verlassen hatte, an der Spitze der in Rom zurückgebliebenen Verschworenen. Durch seine Unentschlossenheit wurde die Ausführung des Plans, Rom anzuzünden und die Gegner zu ermorden, hinausgeschoben, und die Unvorsichtigkeit, mit der er sich mit den allobrogischen Gesandten einließ, trug vornehmlich dazu bei, daß Cicero ihn und die andern Häupter der Verschwörung zur Untersuchung ziehen konnte. Mit ihnen erlitt dieser L., nachdem er die Prätur, die er in diesem Jahre zum zweiten mal bekleidete, niedergelegt hatte, den Tod durch Henkershand im Gefängniß. — **Publius Cornelius Lentulus Spinther**, dem der Vorige, nachdem er seine Theilnahme an der Verschwörung eingestanden, zur Obhut übergeben wurde, war damals curulischer Ädil, wurde 60 Prätor und war als Consul 57 für die Rückberufung Cicero's thätig. Im J. 49 schloß er sich als eifriger Optimat an Pompejus, dem er früher verfeindet gewesen, floh vor Cäsar aus Asculum und begab sich, nachdem ihn dieser aus Corfinium mit Domitius frei entlassen hatte, zum Pompejus, starb aber bald nach dessen Ermordung. — **Lucius Cornelius Lentulus Crus** trat 61 v. Chr. als Ankläger des Clodius (s. d.) auf. Mit Cajus Marcellus stand er als Consul 49 dem Cäsar entgegen und wirkte dahin, daß dessen Friedensbedingungen verworfen wurden; dann floh er zum Pompejus, dem er nach der Schlacht bei Pharsalus nach Ägypten folgte, wo ihn die Räthe des Ptolemäus tödten ließen. — In der Kirche ist noch ein **Publius Lentulus**, Vorgänger des Pilatus, durch einen Brief ebenso merkwürdig als berühmt geworden, den er an den röm. Senat geschrieben haben soll. Der Brief, der eine Prosopographie Jesu enthält, ist entschieden unecht.

Lenz (Jak. Mich. Reinhold), deutscher Dichter, bekannter als durch eigene Arbeiten durch seine enge Verbindung mit Goethe, war der Sohn eines angesehenen Geistlichen in Livland,

geb. zu Seßwegen 12. Jan. 1750. Nachdem er in Königsberg studirt und sich kurze Zeit in Berlin aufgehalten hatte, ging er 1771 als Führer eines jungen Adeligen nach Strasburg. Hier trat er sehr bald in den Kreis ein, dessen Hauptmitglieder der Actuarius Salzmann, Goethe und Jung-Stilling waren. Er verfaßte mehre dramatische Dichtungen und ästhetisch-kritische Aufsätze; durchgehends aber zeigte sich auch schon die später mehr und mehr überhand nehmende Excentricität seines ganzen Wesens. Zum vollen Ausbruch kam dieselbe, als L. ein Jahr später in Sesenheim Friederike Brion (Goethe's Friederike) kennen lernte und von der verzehrendsten, unerwiderten Leidenschaft zu ihr ergriffen wurde. Vor der geistigen Zerrüttung, die ihn bereits bedrohte, rettete ihn jetzt noch die Beschäftigung mit Plautus und Shakspeare und die thätige Theilnahme an einer von Salzmann 1775 gegründeten Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache. Am weimar. Hofe, wohin er sich im Frühjahre 1776 begab, konnte er trotz Goethe's, Herder's und Wieland's freundschaftlichen Bemühungen bei seiner alle Schranken geselliger Formen überspringenden Ungebundenheit nicht ausdauern. Nach dem Elsaß zurückgekehrt, verfiel er in völligen Wahnsinn. Im Jan. 1778 kam er im schrecklichsten Zustande zu dem Pfarrer Oberlin nach Waldbach. Da auch ein Aufenthalt bei Schlosser in Emmendingen keine Heilung brachte, wurde er 1779 von einem Bruder in die Heimat geholt. Von seinen letzten Lebensjahren wissen wir fast nur, daß er 24. Mai 1792 in Moskau im tiefsten äußern und innern Elend starb, doch verließ ihn das Gefühl und der Stolz seines geistigen Reichthums nie ganz. Seine „Gesammelten Schriften", die alle einen bedeutenden, aber nicht zur Klarheit und Ordnung durchgedrungenen Geist verrathen und zu den interessantesten Denkmälern der Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur gehören, gab Tieck heraus (3 Bde., Berl. 1828). Vgl. Stöber, „Der Dichter L. und Friederike von Sesenheim" (Bas. 1842).

Lenz (Heinr. Friedr. Emil), verdienter Physiker, geb. 12. Febr. 1804 zu Dorpat, studirte daselbst anfangs Theologie, nachher aber Physik. Nachdem er 1823—26 als Physiker O. von Kotzebue auf seiner Reise um die Erde begleitet hatte, wurde er 1828 als Adjunct und 1834 als Akademiker in die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg berufen. Daneben lehrte er als Professor der Physik an der Universität und dem pädagogischen Hauptinstitut, auch ward er für die mathematisch-physikalischen Fächer Lehrer der Großfürsten Konstantin, Nikolai und Michail Nikolajewitsch, sowie der Großfürstinnen Olga und Alexandra Nikolajewna. Auf wissenschaftlichem Gebiete hat er sich durch zahlreiche Specialuntersuchungen, die meist in den „Mémoires" und „Bulletins" der petersburger Akademie abgedruckt sind, einen ehrenvollen Namen erworben. — **Lenz** (Robert), Bruder des Vorigen, geb. 23. Jan. 1808 zu Dorpat, studirte daselbst Theologie, widmete sich aber dem Lehrfach an der Domschule zu Reval. Im J. 1831 ging er nach Berlin, wo er sich ausschließlich dem Studium des Sanskrit zuwendete. Als Frucht desselben erschien von ihm eine Ausgabe von Kalidasas' Drama „Urvasi" (Berl. 1833), der zunächst ein „Apparatus criticus" (Berl. 1834) folgte. Das Material zu letzterm Werke hatte ihm ein mehrmonatlicher Aufenthalt zu London geliefert. Nach Petersburg zurückgekehrt, ward er zum Adjuncten der Akademie ernannt; er starb aber schon 30. Juli 1836. Sein literarischer Nachlaß ist in die Bibliothek des Asiatischen Museums übergegangen.

Lenzen, das alte Lunkini, eine Stadt in der Priegnitz des Regierungsbezirks Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, eine halbe Stunde von der Elbe, mit 3100 E., ist geschichtlich merkwürdig wegen der Niederlage der Redarier durch die Deutschen unter König Heinrich I. in der mörderischen Schlacht 929. — **Lenzener Wische** heißt die fruchtbare Marschgegend an der Elbe, mit bedeutender Rindvieh- und Pferdezucht.

Leo ist der Name von zwölf röm. Päpsten. — **Leo I.** oder der Große (s. d.) regierte von 440—461. — **Leo II.** verbesserte als Kenner der Musik den Gregorianischen Gesang und bestätigte das über seinen Vorgänger Honorius, einen Monotheleten, ausgesprochene Anathema. — **Leo III.**, 795—816, floh, von einer röm. Partei gemishandelt, zu Karl d. Gr., der im J. 800 in der Peterskirche zu Rom eine Synode veranstaltete, um die Verbrechen untersuchen zu lassen, deren L. angeschuldigt wurde. Die Synode erklärte aber, daß das Haupt der Kirche über jedes Urtheil erhaben sei. L. reinigte sich zugleich freiwillig durch einen Eid und wurde durch Karl in seine Rechte wieder eingesetzt. Aus Dankbarkeit dafür und weil Karl auch die Pipin'sche Schenkung bestätigt und vermehrt hatte, krönte L. seinen Beschützer und Gönner zum Kaiser (25. Dec. 800). L. hat mehre Briefe hinterlassen. — **Leo IV.**, 847—855, war einer der Päpste, bei deren Wahl die kaiserl. Bestätigung umgangen wurde, doch nur, weil Rom damals gerade von den Sarazenen bedroht wurde. Er gelobte dem Kaiser Lothar Treue und Gehorsam; dennoch beseelte ihn ein ehrsüchtiges Streben. Auch er hat Briefe und Predigten hinterlassen

zwischen ihm und seinem Nachfolger Benedict III. soll die angebliche Päpstin Johanna (s. d.) gelebt haben. — **Leo V.**, erwählt 907, regierte nur 40 Tage und wurde von dem Papste Christoph vertrieben, der schon nach sieben Monaten im Gefängnisse starb. — **Leo VI.**, 928—929, und **Leo VII.**, 936—939, lebten in den stürmischen Zeiten der Theodora und Marozia. — **Leo VIII.**, 963—965, wurde von Kaiser Otto I. statt des lasterhaften Johann XII. zum Papste erhoben, sprach dem Kaiser und dessen Nachfolgern mittels einer merkwürdigen Urkunde das Recht zu, den Papst einzusetzen und die Bischöfe zu investiren, konnte aber doch nur durch die Macht Otto's auf dem röm. Stuhle erhalten werden. — **Leo IX.**, 1049—54, vorher Bruno, Erzbischof von Toul, Verwandter von Kaiser Konrad II. und Heinrich III., wurde durch des Letztern Einfluß in Worms gewählt und begann auf Hildebrand's Rath den Kampf gegen Simonie und Ehe der Geistlichkeit in den Synoden zu Rom (1049 und 1051), Rheims, Mainz (1049), Vercelli, Sipontum (1050) und Mantua (1052), in welchen er den Vorsitz führte. Im Kampfe mit den Normannen wurde er geschlagen und gefangen genommen (1053); er starb 1054. Von ihm sind noch Briefe, Predigten und Decretalen vorhanden. — **Leo X.** (s. d.) regierte von 1513—21. — **Leo XI.**, zuvor Alexander Octavian von Medici, Erzbischof und Cardinal von Florenz, geb. 1535, zum Papste gewählt 1. April 1605, starb schon nach 27 Tagen. — **Leo XII.**, vorher Annibale della Genga, geb. 1760 zu Genua (nach Andern zu Genga), Papst von 1823—29, war vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl als Nuntius seines Vorgängers Pius VII. vielfach thätig. Als solcher residirte er in Deutschland zu Augsburg und Köln. Im J. 1807 sandte ihn Pius an Napoleon nach Paris, dann 1814 bei der Restauration in Frankreich an Ludwig XVIII. Im J. 1816 wurde er Cardinal und 28. Sept. 1823 zum Papste erwählt. Er war zwar ein Freund der Wissenschaften und enthaltsam, aber von einem streng römischen, unduldsamen Sinne beseelt. Schon in seiner Antrittsbulle verdammte er die Freimaurerei und die Bibelgesellschaften, gab den Jesuiten das frühere Collegium zurück (1824), schrieb (1825) ein Jubeljahr aus, ordnete dabei das Gebet um Ausrottung der Ketzer an, verwarf das Gesuch der Schlesier um Aufhebung des Cölibats, lebte mit den Höfen von Frankreich und Östreich in Spannung und vollzog die Beatification des Minoriten Julianus, der einst gebratene Vögel habe fortfliegen lassen. Dem röm. Volke und den Cardinälen war er wegen seiner Strenge und seines selbständigen Regiments so verhaßt geworden, daß bei seinem Tode (10. Febr. 1829) Niemand trauerte.

Leo I. oder der Große, Papst 440—461, nach Einigen in Rom, nach Andern in Toscana geboren, wurde von den Päpsten Cölestinus I. und Sixtus III. in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen und 440 des Letztern Nachfolger auf dem Heiligen Stuhle. Er war der erste Papst, welcher die Idee des röm. Primats klar erfaßt hatte und, begünstigt durch mancherlei Umstände, sowie durch das Gesetz Valentinian's III. von 445, zu realisiren strebte. In dem langwierigen Streite über die Naturen in Christo zeigte er dogmatischen Scharfsinn und Takt; sein „Brief an Flavian, Bischof von Konstantinopel" entschied auf dem Concil zu Chalcedon (s. d.), und überhaupt übten seine Schriften auf die abendländische Dogmatik großen Einfluß. Als 451 Attila Rom bedrohte, wählte der Kaiser Valentinian III. ihn zu seinem Gesandten, um mit Attila über den Frieden zu unterhandeln, den er auch zu Stande brachte. Als jedoch 455 der Vandale Genserich Rom überfiel und es plündern ließ, vermochte er von diesem weiter nichts zu erlangen, als daß kein Mord begangen, die Stadt nicht angezündet wurde und die drei vornehmsten Kirchen ungeplündert blieben. Er starb 461. Seine Werke, die in 96 Predigten, 41 Briefen und einigen Abhandlungen bestehen, wurden zu Venedig (3 Bde., 1755—57) herausgegeben. Vgl. Arendt, „Leo der Große und seine Zeit" (Mainz 1835).

Leo X., Papst 1513—21, geb. zu Florenz 1475, hieß eigentlich Giovanni von Medici und war der zweite Sohn Lorenzo's von Medici. Er erhielt in seinem siebenten Jahre die Tonsur, studirte unter der Leitung des Chalkondylas und Politian die Schriften der alten Philosophen und wurde schon 1488 zum Cardinal ernannt, trat jedoch erst 1492 als Mitglied des heiligen Collegiums ein. Da er sich der Wahl Alexander's VI. zum Papste widersetzt hatte, vertauschte er Rom mit Florenz, bis die Vertreibung seiner Familie ihn nöthigte, nach Bologna zu flüchten. Im J. 1499 besuchte er Venedig, Deutschland und Frankreich, dann kehrte er nach Rom zurück, wo er den Vergnügungen einer ausgesuchten Gesellschaft lebte und sich besonders mit Musik und schöner Literatur beschäftigte. Erst 1505 begann seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Von Papst Julius II. wurde er zum Statthalter von Perugia ernannt und 1511 unter dem Titel eines Legaten von Bologna an die Spitze des päpstlichen Heeres in der Heiligen Ligue wider Frankreich gestellt. In der Schlacht von Ravenna, 1512, wurde er

von den Franzosen gefangen. Nach seiner Freilassung kehrte er nach Bologna zurück, wo er als Legat die Verwaltung übernahm. Hierauf wirkte er kräftig mit zur Wiederherstellung der Mediceer und blieb in Florenz, bis Julius' II. Tod ihn nach Rom rief, wo er 1513 unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Stuhl bestieg. Sofort ernannte er zwei der vorzüglichsten Schriftsteller seiner Zeit, Bembo und Sadolet, zu päpstlichen Secretären. Seiner auswärtigen Politik gelang es, die Verhältnisse mit Frankreich friedlicher zu gestalten und Ludwig XII. sogar dahin zu bringen, daß er im Dec. 1513 dem Lateranconcilium beitrat. Nun wandte er seine ganze Sorgfalt auf Förderung der Literatur und der Wissenschaften. Er stellte die Universität zu Rom wieder her, stattete sie mit Gütern und Freiheiten aus und berief die ausgezeichnetsten Männer zu Lehrern, gründete unter des Janos Laskaris Leitung ein eigenes Collegium zur Herausgabe griech. Schriftsteller und lud die Besitzer alter Handschriften in allen Ländern ein, sie ihm zur Bekanntmachung mitzutheilen, in Folge dessen auch die fünf ersten Bücher der „Annalen" des Tacitus zum Vorschein kamen. Um ein Bündniß zwischen Frankreich, Spanien und Östreich zu hindern, begünstigte er die Aussöhnung der Könige von England und Frankreich und gab sich aus Rücksicht auf seine Nepoten den Schein, selbst Ludwig's XII. Plan auf Mailand zu befördern. Dennoch drohte neuer Krieg mit Frankreich, als nach Ludwig's XII. Tode Franz I. 1515 den Thron bestiegen hatte. Allein L. schloß mit dem jungen Könige zu Viterbo schnell Frieden und beredete ihn bald darauf bei einer Zusammenkunft in Bologna zur Aufhebung der Pragmatischen Sanction, sowie zur Abschließung eines Concordats, durch welches die Früchte des Kostnitzer und Baseler Concils für Frankreich verloren gingen. Um die Macht seines Hauses zu vergrößern, benutzte er 1516 einen Vorwand, den Herzog von Urbino zu entsetzen, und belehnte seinen Neffen Lorenzo mit dem Herzogthum. Ungern sah er in demselben Jahre die kriegführenden Mächte sich versöhnen. Den vertriebenen Herzog von Urbino, der sich 1517 wieder in Besitz seines Landes gesetzt hatte, nöthigte er sehr bald von neuem zu einer Verzichtleistung. In demselben Jahre ließ er den Cardinal Petrucci, der einer Verschwörung gegen L.'s Leben sich sehr verdächtig gemacht hatte, ungeachtet des ihm gegebenen sichern Geleites erdrosseln; Andere, deren Schuld nicht erwiesen war, wurden gefoltert, ihrer Würden entsetzt und verwiesen. Seine Prachtliebe mußte seine Finanzen erschöpfen; sich Geld zu verschaffen, besonders auch zur Vollendung der Peterskirche, ließ er der Christenheit Ablaßbriefe verkaufen. Dieser Misbrauch gab bekanntlich den ersten Anstoß zur deutschen und schweizerischen Reformation (s. d.). Anfangs schien L. auf den Widerspruch Luther's (s. d.) wenig zu achten, und als er endlich nicht mehr schweigen konnte, ging er nur allmälig zu härtern Maßregeln über, die nun freilich nichts mehr fruchteten. Während offener Krieg in der Kirche ausgebrochen war, bemühte er sich vergeblich, gegen den türk. Kaiser Selim, der sich Ägyptens bemächtigt hatte, alle christlichen Monarchen zu einem Kreuzzuge zu vereinigen. Nach dem Tode Lorenzo's, der nur eine Tochter hinterlassen hatte, vereinigte L. Urbino mit den päpstlichen Besitzungen; der Cardinal Giulio de Medici aber übernahm die Regierung von Florenz. Wiewol inzwischen die Reformation in Deutschland fortschritt, so genoß doch Italien der äußern Ruhe. Dieser Zustand erlaubte L., seinem Geschmack an prachtvollen Schauspielen zu folgen, den Künsten und Wissenschaften Unterstützung angedeihen zu lassen und zugleich für die Vergrößerung der Macht seiner Familie thätig zu sein. Dabei verlor er den Plan, die Macht Frankreichs in Italien zu brechen, nie aus den Augen. Zu dem Ende schloß er 1521 einen Bund mit dem deutschen Kaiser zur Wiedereinsetzung der Familie Sforza in Mailand und nahm ein Schweizerheer in Sold. Der Krieg begann; Parma und Piacenza wurden genommen und von dem Papste dem Kirchenstaate einverleibt; die Verbündeten zogen ohne Widerstand in Mailand ein und besetzten das Gebiet des Herzogs von Ferrara, gegen den, als einen Bundesgenossen Frankreichs, L. den Bannstrahl geschleudert hatte. L. war in Rom beschäftigt, die erfochtenen Siege zu feiern, als ihn 1. Dec. 1521 der Tod ereilte. Ein unbefangenes Urtheil kann ihm Gutmüthigkeit, feine Geschmacksbildung und weltliche Gewandtheit nicht absprechen, muß ihn aber auch üppiger Prachtliebe und jenes Mangels an Sinn für das Göttliche anklagen, der, wie bei vielen ital. Humanisten der damaligen Zeit, an frivolen Unglauben streifte. Vgl. Roscoe, „Life and pontificate of L. X." (4 Bde., Liverp. 1805; 6 Bde., Lond. 1806; deutsch von Glaser, 3 Bde., Lpz. 1806—8; ital. von Bossi, 12 Bde., Mail. 1818).

Leo, byzantinische Kaiser, s. **Byzantinisches Reich**.

Leo (Heinr.), deutscher Geschichtschreiber, geb. 19. März 1799 zu Rudolstadt, besuchte das dasige Gymnasium und bezog im Herbst 1816 die Universität zu Breslau, um Medicin zu studiren. Die auf der Reise in Berlin gemachte Bekanntschaft mit Ludw. Jahn riß ihn auf eine

neue Bahn. Wie die meisten Jünger des damaligen Liberalismus, wendete er sich der Bestimmung des Schulmannes zu. Er verließ Breslau im Sommer 1817, reiste mit Wolfg. Menzel durch das Riesengebirge nach Dresden und setzte dann seine Studien in Jena fort, sich besonders der historischen Seite der alten Literatur zuwendend. Gleichzeitig nahmen ihn persönliche Verbindungen mit Turnern und Demagogen und später der Umgang mit Karl Follenius in Anspruch. Durch Reisig wurde er zur Übersiedelung nach Göttingen bestimmt, wo er sich seit Ostern 1819 hauptsächlich mit dem quellenmäßigen Studium des Mittelalters beschäftigte. Nachdem er sich in Jena die philosophische Doctorwürde erworben, ging er 1820 zu seinem Freund G. von Tucher nach Erlangen, wo er die Abhandlung „Über die Verfassung der lombard. Städte" (Rudolst. 1820) schrieb und sich habilitirte. Vorzugsweise kam es ihm darauf an, sich aus dem Rufe der burschenschaftlichen Demagogie zu bringen. In der Hoffnung, daß die in Baiern überstandene Prüfungszeit dieses bewirkt, ging er nach Berlin, wo er ein eifriger Zuhörer Hegel's war. Mit Unterstützung der verwitweten Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt machte er zu Ostern 1823 eine Reise nach Italien. Nach der Rückkehr habilitirte er sich in Berlin und gab seine „Entwickelung der Verfassung der lombard. Städte" (Hamb. 1824) heraus. Ein Ruf nach Dorpat, den er 1825 ablehnte, bewirkte, daß er zum außerordentlichen Professor ohne Gehalt ernannt wurde. Um endlich zu einer Besoldung zu kommen, nahm er 1826 eine Collaboratorstelle an der Bibliothek an. Überhäufte Arbeiten, sowie Unzufriedenheit mit seiner persönlichen Lage erzeugten eine solche Gereiztheit seiner Stimmung, daß er im Nov. 1827 sich plötzlich von Berlin entfernte und von Leipzig aus um seinen Abschied anhielt, worauf er nach Jena ging. Durch Vermittelung seiner Freunde erhielt er 1828 eine außerordentliche Professur der Geschichte in Halle, die 1830 zu einer ordentlichen erhoben wurde. Eine Frucht seiner Studien in Berlin waren die „Vorlesungen über die Geschichte des jüd. Staats" (Berl. 1828), deren Richtung und Auffassung er später selbst als eine irrige erkannte. Größern Beifall gewannen sein „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" (Halle 1830) und die von ihm für die Heeren-Ukert'sche Sammlung bearbeitete „Geschichte der ital. Staaten" (5 Bde., Hamb. 1829—30), denen sich seine „Zwölf Bücher niederländ. Geschichten" (2 Bde., Halle 1832—35) in rühmlicher Weise anschlossen. Dagegen sprach er in seinen „Studien und Skizzen zur Naturgeschichte des Staats" (Halle 1833) bereits mit großer Entschiedenheit Meinungen aus, die denen des Tages schroff entgegentraten. Auch wurde er Mitarbeiter an dem „Berliner politischen Wochenblatt". Hauptsächlich war es die in Halle in gewissen Cirkeln herrschende religiöse Richtung, die großen Einfluß auf ihn gewann. Sie machte sich schon in seinem „Lehrbuch der Universalgeschichte" (6 Bde., Halle 1835—44; Bd. 1—6, 2. Aufl., 1839—50; 3. Aufl., Bd. 1—3, 1849—53), dem er einen „Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte" (4 Bde., Halle 1838—40) folgen ließ, sehr bemerkbar. Auch die Streitschrift „Hr. Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten" (Lpz. 1836) verrieth diesen Geist. Noch mehr trat derselbe hervor in dem „Sendschreiben an J. Görres" (Halle 1838) und in der Schrift „Die Hegelingen" (Halle 1838; 2. verm. Aufl., 1839). Seitdem ist ein gewaltiger Sturm gegen L. losgebrochen. Daß hierbei manches falsche und allzu harte Urtheil mit unterlief, ist nicht zu verwundern. Zu der unwürdigen Sprache, mit der man ihn angegriffen, hat Ruge in seiner Besprechung des „Sendschreibens an Görres" den Ton angegeben. Übrigens hat sich L. auch durch Forschungen im Gebiete der altgerman. Sprache sehr verdient gemacht. Dahin gehören seine „Altsächs. und angelsächs. Sprachproben" (Halle 1838), „Beowulf" (Halle 1839), die „Rectitudines singularum personarum" (Halle 1841) und „Die Malbergische Glosse" (Heft 1 und 2, Halle 1842—45). Neuerdings hat sich L., neben seinen historischen Arbeiten, vorwiegend den Studien über celtische Sprache und celtisches Alterthum zugewendet, wovon namentlich seine „Ferienschriften" (Bd. 1 und 2, Halle 1847—52) Zeugniß ablegen.

Leo (Leonardo), ein ausgezeichneter Componist, geb. zu Neapel 1694, nach Andern 1701, gest. 1742 als Kapellmeister am Conservatorio St.-Onofrio und erster Organist bei der königl. Kapelle zu Neapel, hat den Ruhm, nebst Pergolesi, Piccini, Jomelli, Sacchini, Hasse, Traetta und andern seiner Schüler die neapolitan. Schule über ganz Europa verbreitet zu haben. Er übertraf alle seine Vorgänger und galt, da er alle Gattungen der Composition in einem gleich vollendeten Grade ausbildete, für einen der größten Meister Italiens. Ungeachtet er besonders für das Leidenschaftliche, Große und Erhabene geschaffen war, so gelang ihm doch das Naive, Zarte und Scherzhafte nicht minder, wie dies seine komische Oper „Il ciod" (Das heißt) beweist. Übrigens war er der erste Componist, der sich in seinen komischen Opern der Form der Rondos bediente. Als seine vorzüglichsten Operncompositionen erwähnen wir „Sofonisba"

(1718), „Olimpiade", „La clemenza di Tito" (1735) und „Achille in Sciro" (1740); ferner die beiden Oratorien „Santa Elena al calvario" und „La morte d'Abele" und unter seinen Kirchenstücken das „Ave Maria" und ein „Miserere", welches sich durch erhabenen Stil, harmonische und contrapunktische Vollendung, durch Adel und Klarheit der Schreibart auszeichnet.

Leoben, die Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft im brucker Kreise des östr. Herzogthums Steiermark, an der Mur, die schönste Stadt in Obersteiermark, mit 2200 E., Sitz eines Landes- und Bezirksgerichts, einer Berghauptmannschaft, welcher die Bergcommissariate zu Voitsberg und Cilli untergeordnet sind, mit zwei Klöstern, einem Gymnasium, einer Hauptschule, einer 1849 errichteten montanistischen Lehranstalt, einer Handels- und Gewerbekammer für den brucker Kreis, einer Zollegstatt und Hauptniederlage des steiermärkischen Roheisens. Der Ort ist sehr betriebsam, hat drei Eisen- und einen Kupferhammer, einen Drahtzug, ein Steinkohlenwerk am Münzenberg und erheblichen Eisenhandel. Ein Marmordenkmal erinnert an den hier 18. April 1797 zwischen Östreich und der franz. Republik abgeschlossenen Präliminarfrieden, welchem sechs Monate nachher der Friede zu Campo-Formio (s. d.) folgte. Laut dieses Präliminarfriedens erhielt Frankreich Belgien und den Rhein; außerdem trat Östreich in Italien alles Land bis an den Oglio ab. Dagegen sollte es die Terra firma von Venedig bekommen, Letzteres aber durch die drei päpstlichen Legationen entschädigt und aus den übrigen ital. Ländern eine Republik gebildet werden.

Leobschütz, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln und Hauptort des preuß. Antheils der dem Fürsten von Liechtenstein gehörigen Fürstenthümer Jägerndorf und Troppau, unweit der Zinna, mit 7000 E., hat ein Schloß, drei kath. und eine evangel. Kirche, ein kath. Gymnasium und ein Waisenhaus und ist Sitz der fürstlichen Regierung und eines Fürstenthumsgerichts. Außer starken Getreide- und Flachsmärkten machen Garnhandel und Leinwand-, Strumpf- und Tuchmanufactur die Hauptnahrung des Orts aus. Der Kreis L. zählt auf nahe 13 QM. gegen 75000 E., ist also einer der volksdichtesten in Oberschlesien.

Leochares, ein Erzgießer und Bildhauer der neuattischen Kunstschule, die durch Praxiteles ihr charakteristisches Gepräge erhielt, arbeitete in der Zeit von der 104.—111. Olympiade. Als sehr reizvoll wird sein Ganymed, vom Adler emporgetragen, geschildert, von dem Plinius erzählt, daß man in der behutsamen Weise, womit der Vogel den Ganymed trägt, bemerken kann, wie ersterer zu wissen scheine, wen er trage. Müller hält die Statue im Pio-Clementinum III. 49 für eine sichere Nachbildung. Mit andern Zeitgenossen zusammen wird L. als Arbeiter am Grabmal des Mausolus genannt. An Bildnißstatuen hatte man von ihm die des Amyntas, Philipp, Alexander, der Olympias und Eurydice aus Gold und Elfenbein. Auch bildete er einen Apoll, der im Kerameikos dem des Kalamis gegenüber aufgestellt war.

Leon, ein span. Königreich, im nordwestlichen Theile Spaniens, wird im N. durch Asturien, im O. durch Altcastilien, im S. durch Estremadura und im W. durch Portugal und Galicien begrenzt und nimmt einen Flächenraum von 944 QM. ein, der von nicht mehr als ungefähr 1,100000 Menschen bewohnt wird. L. ist ein gebirgiges Land und wird in der Mitte in seiner ganzen Breite vom Duero durchflossen. Es ist größtentheils nicht sehr fruchtbar und nichts weniger als gut angebaut. In den ältesten Zeiten war es abwechselnd von Römern, Gothen und Sarazenen beherrscht, bis die Spanier dieselben vertrieben und ein eigenes Königreich hier gründeten, das 1065 mit der Krone Castilien (s. d.) vereint, nach Alfons' VIII. Tode wieder davon getrennt, 1218 jedoch aufs neue damit verbunden wurde und seitdem die Schicksale dieses Reichs theilte. (S. **Spanien**.) Es wird in administrativer Hinsicht in die fünf Provinzen Leon, Valladolid, Palencia, Zamora und Salamanca eingetheilt. Die bedeutendsten Städte sind Valladolid und Salamanca. — Die **Provinz Leon**, die nordwestlichste von allen, zwischen Asturien, Galicien, Palencia, Valladolid und Zamora gelegen, zählt auf 277⅞ QM. 289000 E., ist im Norden gebirgig, im Süden wellenförmig-eben, im Osten von Flüssen des Duerogebiets, der Pisuerga mit dem Carrion, der Esla, der Cea, dem Orbigo u. a., im Westen von solchen des Minhogebiets, namentlich dem Sil durchströmt und eine der bewässertsten Gegenden Spaniens. Der Hauptreichthum des ziemlich bewaldeten Gebirgs sind die Viehweiden; im Süden gewinnt man Getreide, Gemüse, etwas Wein, viel Hanf und Flachs. Die Industrie beschränkt sich auf Wollenmanufactur, eigene Gerbereien, Papierfabrikation und Eisenwerke. Die Hauptstadt **Leon**, die Legio septima gemina der Römer, von der das Königreich den Namen erhalten hat, an der Bernesja und dem Torio, mit 8000 E., ist der Sitz eines Bischofs und einer gelehrten Schule, hat einschließlich der Kathedrale 13 Kirchen, die mit ihren vielen Thürmen der Stadt ein großartiges Aussehen geben, und ein prächtiges Rathhaus. Unter den Klö-

stern war das des heiligen Isidro berühmt, weil hier lange Zeit die Könige des Landes beigesetzt wurden. In gewerblicher Hinsicht ist nur der Handel mit Arzneipflanzen von Bedeutung.

Leon oder **Isla de Leon**, eine zur span. Provinz Sevilla gehörige, mit der Landzunge, auf deren nordwestlicher Spitze die Stadt Cadiz (s. d.) liegt, drei M. lange Insel im Atlantischen Ocean, nordwestlich von der Straße von Gibraltar, wird vom Festlande nur durch den schmalen Meeresarm von San-Pedro getrennt, über welchen die Brücke del Suaza führt, welche die Insel mit dem Festlande verbindet.

Leonardo da Vinci, das Haupt der florentin. Malerschule, geb. 1452 in dem Flecken Vinci bei Florenz, war der uneheliche Sohn eines Notars. Schon in früher Jugend beschäftigten ihn Malerei, Plastik, Anatomie, Architektur, Geometrie, Mechanik, Poesie und Musik; zugleich war er neben dieser geistigen Vielseitigkeit einer der schönsten, gewandtesten und stärksten Menschen seiner Zeit. Aus seiner Jugend werden mehre künstlerische und besonders mechanische Schwänke erzählt, die von Anfang an auf eine geniale und überreiche Natur hindeuten. Seinen Lehrer, den Maler und Bildhauer Andrea del Verrocchio, übertraf er sehr bald; ein Engel, welchen L. in dessen „Taufe Christi" hineingemalt, soll dem Lehrer sogar die Palette gänzlich verleidet haben, indem er seine Arbeit weit übertroffen sah. Ein phantastisches Ungethüm und ein Medusenhaupt waren L.'s erste Arbeiten; dann werden zwei Cartons, Neptun im Sturm und der Sündenfall, die beide nicht mehr vorhanden sind, vorzüglich gerühmt. Im J. 1482 berief ihn der Herzog von Mailand, Lodovico Maria Sforza, in seine Dienste, zunächst nur als Musiker und Improvisator. Doch bald stiftete L. eine große Kunstakademie und zog die mailänd. Maler an sich, um ihrer ganzen Schule bald eine neue Richtung zu geben. Für seine Schüler schrieb er seinen „Trattato della pittura"; weit mehr aber wirkte er durch sein großes Beispiel. Er verfertigte das kolossale Modell einer Reiterstatue des Franc. Sforza, welches von den Zeitgenossen als Wunderwerk gepriesen wurde, aber zu Grunde gegangen ist. Besser, obwol noch traurig genug, war das Schicksal des weltberühmten Abendmahls in dem Refectorium der Dominicaner von Sta.-Maria delle Grazia, über welches mehre unerwiesene Anekdoten gehen, wie z. B. daß L. in dem Judaskopfe den Prior des Klosters porträtirt, daß er den Christuskopf, weil er die Göttlichkeit desselben für unerreichbar erkannt, unvollendet gelassen u. s. w. Leider ist dieses herrliche Frescogemälde, von dem wir indeß mehre alte treffliche Copien besitzen, durch Vernachlässigung sehr beschädigt worden; doch läßt sich noch sehr wohl die Schönheit der Composition, der Gruppirung und der Einzelnheiten erkennen. Bewundernswürdig sind von dem Künstler die verschiedenen Charaktere der Apostel bezeichnet, in deren Mitte sich die göttliche Christusgestalt wie eine Sonne unter den Sternen hervorhebt. Einen kostbaren Kupferstich des Abendmahls lieferte Rafael Morghen. Derselbe ist jetzt seltener geworden, dafür der gute Stich von F. Wagner der verbreitetste. Die Originalcartons der einzelnen Köpfe, welche L. vor der Ausführung im Großen entworfen hatte, existiren noch, und zwar der Christuskopf in der mailänder Brera, zehn Apostelköpfe in der großherzoglichen Sammlung zu Weimar, drei andere im Privatbesitz in England. In einem guten Carton des Mailänders Bossi ist L.'s Composition des Abendmahls in der Größe des Originals mit Hülfe jener Köpfe reproducirt. Das Werk gehört der Leuchtenbergischen Galerie an. Napoleon ließ von dem Mosaicisten Raffaeli eine Copie ebenfalls in der Originalgröße anfertigen. Dasselbe ist jetzt zu Wien in der ital. Nationalkirche aufgestellt. Auch einige Porträts, worunter das unter dem Namen La bello ferronière, fallen in die mailänd. Zeit L.'s; ebenso die ehemals in Kassel befindliche Carità, welche vielleicht aus Gründen der Decenz über eine Leda gemalt war, als solche in die Sammlung des Königs von Holland kam und bei deren Versteigerung mit verkauft wurde. Passavant hält sie nur für ein Bild aus der Schule des Meisters mit Benutzung eines Entwurfs zu einer Leda von ihm selbst, der ebenfalls in der erwähnten Sammlung sich befand und nicht mit zum Verkauf kam. Außerdem malte L. in der gedachten Zeit mehre Madonnen. Außer der Malerei verbreitete L.'s Thätigkeit sich auch über mancherlei andere Unternehmungen von erstaunlichem Umfange. Er leitete das Wasser der Adda nach Mailand, zog den schiffbaren Kanal von Mortesana nach den Thälern von Chiavenna und dem Veltlin durch eine Strecke von 200 Miglien u. s. w. Nach der Eroberung Mailands 1499 kehrte er nach Florenz zurück, wo er den Auftrag erhielt, eine der Wände in dem großen Saale der Rathsversammlung zu verzieren. Bei dieser Gelegenheit fertigte er, mit Michel Angelo wetteifernd, einen Carton, der, den Sieg der Florentiner unter ihrem Anführer Niccolo Piccinino darstellend, zu seinen ausgezeichnetsten Arbeiten gehörte; leider ist der Carton verloren und nur eine Reitergruppe daraus in einem Edelinck'schen Stich erhalten. Andere Werke derselben Epoche sind der Carton der heil. Anna (in London), die Anbetung der

Könige (braune Untermalung, in Florenz) und das herrliche Porträt der Mona Lisa, gewöhnlich Gioconda genannt. Als Leo X. 1513 den päpstlichen Stuhl bestieg, begab sich L. im Gefolge des Herzogs Giuliano de' Medici nach Rom, wo er die Modestia und Vanitas (in der Galerie Sciarra) und den Christus unter den Schriftgelehrten (in London) malte. Im J. 1516 berief ihn Franz I. nach Frankreich, wo er wahrscheinlich nur noch die Vierge aux rochers (im Louvre, doch hält Waagen nicht dies Exemplar, sondern ein 1850 in der Galerie des Grafen von Suffolk in Charlton gefundenes für das Original) malte und schon 1519 starb, nicht aber in den Armen des Königs Franz, wie gewöhnlich angegeben wird. Bedauernswerth ist das schlimme Schicksal, welches die verhältnißmäßig nicht zahlreichen, wirklich von ihm ausgeführten Werke verfolgt und die drei vorzüglichsten darunter der Nachwelt ganz oder großentheils entzogen hat. Es lag in L. eine Ungeduld und eine Unzufriedenheit mit seiner Darstellungskraft gegenüber seinen Idealen, welche ihn an der ruhigen Production hemmte. Sein Wahlspruch war: „Vogli sempre quel che tu debbi" (Wolle immer, was du sollst). Beim Anfange einer Arbeit so furchtsam, daß er gleich einem Anfänger zitterte, stieg seine Unzufriedenheit mit seinem Werke immer mehr, bis er es meist noch vor der Vollendung aufgab. Und doch sind seine Werke in jeder Beziehung unvergleichlich. Die Grundlage seines Schaffens war eine unermüdliche Beobachtung der Menschen im ernsten wie im komischen Ausdrucke; allein dieser Neigung zum Naturalismus hielt eine große und tiefe Empfindung, ja eine zarte Schwärmerei die Wage; hoher Schwung der Gedanken und ein innerer Drang nach göttlicher Schönheit traten vollendend hinzu. Außer den genannten gehören zu seinen berühmtesten Werken eine Leda (in der Sammlung des Fürsten Kaunitz in Wien), Johannes der Täufer (sonst im pariser Museum) und das Bild des Herzogs Lodovico Maria Sforza (in der dresdener Galerie). Fast nicht minder schätzbar als die Gemälde sind seine Schriften. In seinem „Trattato della pittura" (Par. 1651; beste Ausg. von Manzi, 2 Bde., Rom 1817) hat er die Lehren vom Lichte, vom Schatten, von den Reflexen und hauptsächlich von den Hintergründen mit der tiefsten Einsicht abgehandelt. Außer dieser Abhandlung ist von ihm nur noch das „Fragment d'un traité sur les mouvements du corps humain" gedruckt; doch die Ambrosianische Bibliothek in Mailand besitzt mehre Handschriften von ihm, die zum Theil nach Paris wanderten; sieben andere sollen an den König Philipp von Spanien gekommen sein. Von L.'s Handzeichnungen und Studien gab Caylus eine Sammlung heraus unter dem Titel: „Recueil des têtes de caractère et de charge etc." (Par. 1730), wovon auch ein deutscher Nachstich vorhanden ist. Auch sind noch zu erwähnen die von Gerli gestochenen „Dessins de Leon. de V." (Mail. 1784), Amoretti's „Osservazioni sopra i disegni di Leonardo" (Mail. 1784) und die von Chamberlaine herausgegebenen „Imitations of original designs by Leon. da V." (Lond. 1796). Vgl. Brown, „The life of Leon. da Vinci" (Lond. 1828). Des Grafen von Gallenberg „Leon. da Vinci" (Lpz. 1834) ist nur eine Bearbeitung von Amoretti's Hauptschrift, der „Memorie storiche su la vita etc. di Leon. da Vinci" (Mail. 1804). Vgl. Fumagalli, „Scuola di Leon. da Vinci in Lombardia" (Mai 1811). Unter L.'s frühern Nachahmern sind Lorenzo di Credi und G. A. Soliani, unter seinen mailänd. Schülern Bern. Luini (s. d.), Marco d'Oggione, G. A. Beltraffio, Franc. Melzi und Cesare da Sesto zu nennen; Gaudenzio Ferrari stand unter seinem Einfluß.

Leonhard (Karl Cäsar von), Geh. Rath und Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität zu Heidelberg, geb. zu Rumpenheim bei Hanau 12. Sept. 1779, wurde durch Privatunterricht zur akademischen Laufbahn vorbereitet und studirte 1797—99 in Marburg, dann in Göttingen, wo Blumenbach ihm die Vorliebe für die mineralogischen Wissenschaften einflößte. Bereits 1800 wurde er Assessor bei der Landkassen- und Steuerdirection in Hanau. Neben seinen Berufsgeschäften strebte er fortwährend nach weiterer Ausbildung in den mineralogischen Wissenschaften. Zu diesem Behufe unternahm er 1803 eine Reise nach Sachsen; auch bereiste er 1805 Franken, Baiern, Östreich, Salzburg und Schwaben. Als das Fürstenthum Hanau 1810 an den Großherzog von Frankfurt abgetreten wurde, war L. Kammerrath. Dalberg ernannte ihn sofort zum Generalinspector der Domänen; doch verwaltete er diese Stelle nur einige Monate, da er in Folge der bei dem Liquidationsgeschäfte zwischen Hanau und Frankreich erregten Unzufriedenheit der franz. Behörden schon in den ersten Tagen von 1811 suspendirt wurde. Hierauf lebte er den Wissenschaften, bis sich der Großherzog von dem Unrechte, welches L. zugefügt worden, überzeugte, ihn 1812 zum Geh. Rath ernannte und ihm die Generalverwaltung der Detroidomänen übertrug. Da L. nach der Restauration in Hessen keine seinen Erwartungen entsprechende Anstellung fand, so nahm er 1814 seine Entlassung aus dem Staatsdienste und folgte 1816 einem Rufe an die Akademie der Wissenschaften nach

München. Dort lebte er ausschließend im Dienste der Wissenschaft und erfreute sich der besondern Huld des Königs, der ihn bereits 1814 wegen der Verdienste, die er sich um das bair. Heer bei der Schlacht von Hanau erworben, mit dem Commandeurkreuze des Ordens der bair. Krone belohnt hatte. Im J. 1818 folgte er indeß dem Rufe auf den neu begründeten Lehrstuhl für Mineralogie und Geologie an die Universität zu Heidelberg, wo er fortan wirkte. L. ist der fruchtbarste deutsche Schriftsteller im Gebiete der Mineralogie und Geognosie. So sehr er sich auch, besonders in seiner „Charakteristik der Felsarten" (3 Bde., Heidelb. 1824), in der meist auf eigene Beobachtungen deutscher Gebirge gegründeten Streitschrift „Die Basaltgebilde" (Stuttg. 1832) und in der „Agenda geognostica" (2. Aufl., Heidelb. 1839) als tüchtigen Beobachter gezeigt hat, liegt doch sein Hauptverdienst in seinen systematischen und populären Werken, von denen besonders die letztern als unübertroffen bezeichnet werden können. Seine hierher gehörigen Hauptwerke sind: „Topographische Mineralogie" (3 Bde., Fkf. 1805—9); „Grundzüge der Oryktognosie" (2. Aufl., Heidelb. 1833); „Handbuch der Oryktognosie" (2. Aufl., Heidelb. 1826); „Grundzüge der Geognosie und Geologie" (3. Aufl., Heidelb. 1839); „Lehrbuch der Geologie und Geognosie" (2. Aufl., Stuttg. 1849) und endlich seine unter dem Titel „Geologie, oder Naturgeschichte der Erde" (4 Bde., Stuttg. 1836—45) erschienenen und ins Französische, Englische und Holländische übersetzten populären Vorlesungen. Mit Bronn zusammen gibt L. seit 1830 das „Jahrbuch für Mineralogie" heraus. Ein umfassendes Werk über „Hüttenerzeugnisse als Stützpunkte zoologischer Hypothesen" steht von ihm zu erwarten. Er ist als Geolog der neuern Schule zugethan und sein mineralogisches System schließt sich den chemischen zunächst an. An Darstellungsgabe wird er von keinem neuern Schriftsteller dieser Fächer übertroffen. — **Leonhard** (Gustav), Sohn des Vorigen, geb. zu München 22. Nov. 1816, bildete sich zu Heidelberg unter Anleitung von Bronn, Gmelin und Muncke, besonders aber unter seinem Vater für Mineralogie und Geognosie aus. Unter seinen Schriften sind, außer mehren Bearbeitungen engl. Werke, besonders zu nennen: „Handwörterbuch der topographischen Mineralogie" (Heidelb. 1843); „Geognostische Skizze des Großherzogthums Baden" (Stuttg. 1846); „Die quarzführenden Porphyre" (Stuttg. 1851).

Leonĭdas, König von Sparta, bestieg nach dem Tode seines Vaters Anaxandrides 491 v. Chr. den Thron und erhielt, als der Perserkönig Xerxes (s. d.) mit einem ungeheuern Heere Griechenland bedrohte, den Oberbefehl über die aus 300 Spartanern und ungefähr 6000 Mann Hülfsvölkern bestehende Vertheidigungsmacht, die er 480 v. Chr. nach Thermopylä (s. d.) führte und dort so geschickt aufzustellen wußte, daß die Perser, als sie, bei diesen Engpässen angelangt, die Größe der ihnen entgegenstehenden Hindernisse erkannten, den L. durch die lockende Verheißung der Herrschaft über ganz Griechenland für sich zu gewinnen suchten. Als man diesen Vorschlag zurückwies, sandte Xerxes einen Herold mit der Auffoderung an die Griechen, ihre Waffen auszuliefern. „Er komme und hole sie!" war die Antwort des Spartanerkönigs. Drei mal wurde das von den Persern nun versuchte Eindringen in die Engpässe mit großem Verluste zurückgewiesen. Zu derselben Zeit hatte aber der verrätherische Grieche Epialtes eine auserlesene Truppe von 10000 Persern auf einem geheimen Wege über die Gebirge geführt, die nun im Rücken des L. erschienen, der, als er Alles verloren sah, mit den 300 Spartanern, 700 Thespiern und 400 Thebanern den in Masse eindringenden Persern sich entgegenwarf und den Sieg ihnen so lange streitig machte, bis er und die Seinen mit ihren Leichnamen den Kampfplatz deckten. — Außerdem sind unter dem Namen **Leonidas** zwei griech. Epigrammendichter bekannt, von denen der eine, aus Tarent gebürtig, um 270 v. Chr., der andere, aus Alexandrien, von 59—127 n. Chr. lebte. Die von Beiden noch vorhandenen Gedichte finden sich in der griech. Anthologie und sind von Meinecke (Lpz. 1791) auch besonders herausgegeben worden.

Leoninische Verse heißen nach einem Dichter des Mittelalters, Namens Leo, oder, wie Andere meinen, nach Papst Leo II., die zu jener Zeit nicht ungewöhnlichen Hexameter und Pentameter, in denen Mitte und Schluß sich reimen. Die ersten Spuren solcher, freilich ganz ungesuchter Reime finden sich zwar schon hier und da bei den alten röm. Dichtern, namentlich bei Ovid; aber in den Zeiten des Mittelalters wurden häufig sehr umfangreiche Gedichte in solchen Versen künstlich abgefaßt, die nur in einzelnen Fällen für den Scherz sich eignen, im Allgemeinen jedoch als eine geschmacklose Spielerei zu betrachten sind.

Leoninischer Vertrag (societas leonina oder Löwengesellschaft) heißt ein Gesellschaftsvertrag, wo ein Theilnehmer allen Nachtheil allein trägt und der andere allen Nutzen allein zieht. Eine solche Übereinkunft ist als Gesellschaftsvertrag nach den Rechten ungültig, da sie vielmehr eine Schenkung ist.

Leonische Waaren, auch Lyonische Waaren, heißen Borten, Tressen und sonstige Geflechte, sowie Flittern, Plättchen u. s. w., bei welchen man statt des echten Gold- oder Silbergespinnstes Kupferdraht anwendet, dem ein gold- oder silberähnliches Ansehen gegeben ist. Die Waaren haben ihren Namen entweder nach der Stadt Leon in Spanien oder, was wahrscheinlicher ist, nach der Stadt Lyon in Frankreich, wo dieselben noch gegenwärtig in vorzüglicher Güte fabricirt werden, während Leon als Fabrikstadt nie in Ruf gewesen ist. Auch in Deutschland werden diese Waaren sehr gut gemacht, z. B. zu Roth, Schwabach, Allersberg in Baiern, zu Wien, Mannersdorf, Schwaz und Stanz im Kaiserthum Östreich, zu Freiberg in Sachsen, in Hamburg, Berlin, Magdeburg und an andern Orten. Zur Bereitung bedient man sich des Kupfers, das jedoch vorzüglich rein und durch mehrmaliges Umschmelzen und Ziehen vollkommen gleichmäßig gemacht sein muß. Den Goldschein gibt man diesem Kupfer entweder durch unmittelbare Vergoldung mit Plattgold oder durch Cementation.

Leontium, eine durch Schönheit und Geist gleich ausgezeichnete Hetäre (s. d.) in Athen, war die Schülerin und Freundin des Epikur und seines vertrauten Schülers Metrodorus und soll eine scharfsinnige Schrift im reinen attischen Stile zur Vertheidigung der Lehre Epikur's gegen Theophrast verfaßt haben. Ihre Vorzüge hat der Dichter Hermesianax (s. d.) in mehren erotischen Liedern, die den Namen der L. führen, geschildert.

Leopard (Felis Leopardus) ist eine mit Augenflecken versehene Katzenart, die zu den Raubthieren gehört, über ganz Afrika, Persien und Vorderindien ausgebreitet ist und ohne den 2 F. langen Schwanz etwa 3 F. mißt. Auf dem ledergelben Grunde des Fells stehen reihenweise (etwa in zehn Reihen) gestellte zahlreiche braune Flecke, die, ohne eigentlichen Augenpunkt zu haben, durch Ringe eingeschlossen sind, welche aus mehren zusammenfließenden schwarzen Punkten bestehen und etwas eckig sind. Der Leopard lebt mehr in den Wäldern, ersteigt mit Leichtigkeit die Bäume und greift den Menschen nur gereizt oder aus Hunger an. In Menagerien ist er häufig zu sehen, wo er oft als Panther gezeigt wird, der aber viel seltener ist und vielleicht auch nur eine Spielart des Leoparden bildet, da der geringfügige Unterschied hauptsächlich in der Färbung besteht. Es gibt mehre Spielarten des Leoparden, die aber alle schöne geschmeidige Form, Zierlichkeit, Leichtigkeit und dennoch auch Kraft der Bewegungen zeigen und überhaupt die schönsten unter den Katzenarten sind. Sie lassen sich zähmen und erweisen sich dann gutmüthig und geduldig. Bei den Römern wurden oft ganze Heerden Panther in den Thierkämpfen vorgeführt; so unter Pompejus auf ein mal 410 Stück, unter Augustus 420, unter Probus 200. Allein dies waren jedenfalls Leoparden.

Leopardi (Giacomo, Graf), ital. Dichter und Literat, geb. aus einer alten Familie der Mark Ancona zu Recanati 29. Juni 1798, war von Jugend auf kränklich, körperlich verbildet und äußerst reizbar. Im väterlichen Hause erzogen, gab er sich mit größtem Eifer dem Studium der alten classischen Literatur hin. Ein Autodidakt in der griech. Sprache, brachte er es in der Kenntniß derselben, sowie in der Auffassung des Geistes des classischen Alterthums frühzeitig zu einer großen Vollkommenheit. Die Anschauungen, welche er sich von der Alten Welt bildete, dienten dem Schmerze, den ihm der klägliche Zustand des neuern Italien verursachte, zur Folie. Sein Gesang an Italien (Rom 1818) machte in dieser Beziehung sogleich den tiefsten Eindruck. Eine Frucht philologischer Studien waren seine Bemerkungen über das von Ang. Mai und J. Zohrab 1818 bekannt gemachte „Chronicon" des Eusebius (Rom 1823). Es folgten die Verse an Ang. Mai bei Gelegenheit der Auffindung der Bücher Cicero's „De republica", die zu dem Ausgezeichnetsten gehören, was die Lyrik der Italiener aufzuweisen hat. Zu Ende des J. 1822 besuchte L. Rom, wo er philologischen Studien lebte und einen Katalog der Barbarini'schen Bibliothek anfertigte. Der Plan des preuß. Gesandten, des Geh. Staatsraths Niebuhr, für L. eine Professur in Berlin zu erlangen, zerschlug sich sowol wegen des Dichters körperlicher Leiden, wie auch wegen seiner Anhänglichkeit an die Heimat. Die erstern nahmen so zu, daß er nach seiner Rückkehr nach Recanati sich genöthigt sah, seinen philologischen Studien fast ganz zu entsagen. Von dieser Zeit an ist es, wo der Schmerz über seine unglücklichen Verhältnisse, welche durch Mishelligkeit mit seinem Vater, der die politischen und literarischen Grundsätze des Sohnes nicht billigte, noch verschlimmert wurden, eine Bitterkeit in ihm erzeugte, welche, identificirt mit der Trauer über die Gesunkenheit seiner Nation, auch in seinen Gedichten sich kund gibt. Sein Ruhm verbreitete sich indeß immer mehr. Im J. 1825 besuchte er Oberitalien und verweilte längere Zeit in Mailand, dann in Florenz. Hierauf erschien die erste Sammlung seiner Canzonen (Bologna 1826), der er eine Sammlung vermischter Auf-

sätze unter dem Titel „Operette morali" (Mail. 1827) folgen ließ. Genöthigt, von der Feder zu leben, gab er eine Blumenlese aus den Dichtern und Prosaikern Italiens und Petrarca's lyrische Gedichte mit einem vortrefflichen Commentar heraus; dann veranstaltete er eine gewählte Sammlung seiner „Canti" (Flor. 1831). In fast hülflosem Zustande ging er 1833 auf Veranlassung seines Freundes A. Ranieri nach Neapel. Hier begann er mit dessen Hülfe eine Sammlung seiner Schriften, wovon indeß nur der erste Band, die lyrischen Gedichte enthaltend, erschien. L. starb in Ranieri's Armen, der ihn beim Einbruch der Cholera aufs Land nach Portici führen wollte, 14. Juni 1837 an der Brustwassersucht. Eine Übersetzung seiner „Lyrischen Dichtungen" gab Kannegießer (Lpz. 1837) heraus.

Leopold I., deutscher Kaiser, 1658—1705, der zweite Sohn Kaiser Ferdinand's III. und der Maria Anna von Spanien, geb. 1640, wurde 1655 zum Könige von Ungarn, 1658 zum Könige von Böhmen und 18. Juli desselben Jahres, trotz aller Gegenbemühungen Ludwig's XIV. von Frankreich, der die Kaiserkrone für sich selbst zu gewinnen suchte, zum deutschen Kaiser gewählt. Ursprünglich für den Dienst der Kirche erzogen, fand er in der Jugend Vergnügen an geistlichen Übungen, sowie später in der Beschäftigung mit Sprachen und Wissenschaften, und nicht ohne Absicht unterstützte sein Oberhofmeister, Fürst Portia, um statt seiner zu regieren, diesen Hang zur Zurückgezogenheit. Wie friedliebend indessen L. auch war, sollte doch gerade seine lange Regierung eine Kette von Unruhen, Kämpfen und Kriegen sein. Gleich anfangs hatte das kaiserl. Cabinet durch unkluge Einmischung in die Wirren Siebenbürgens sich in einen Krieg mit der Pforte verwickelt. Die Türken brachen 1662 in Ungarn ein, eroberten Großwardein und Neuhäusel und streiften bis Mähren und Schlesien. L. erlangte endlich auf dem Reichstage zu Regensburg (1663), wo er persönlich erschien, von den deutschen Fürsten Hülfe. Selbst Schweden und Frankreich sandten Truppen und die ital. Staaten und der Papst Geldbeiträge, sodaß es nun Montecuculi (s. d.) gelang, die Türken 1. Aug. 1664 in der Schlacht bei St.-Gotthard an der Raab aufs Haupt zu schlagen. Statt diesen Sieg zu benutzen, gestattete der Kaiser in dem 10. Aug. zu Vasvar auf 20 J. abgeschlossenen Waffenstillstande, daß der von der Pforte begünstigte Prätendent Apafi Fürst von Siebenbürgen bleiben und die Pforte Großwardein und Neuhäusel behalten durfte. Der Krieg erneuerte sich, als L. zur Erweiterung seiner Souveränetät in Ungarn gewaltsame Maßregeln ergriff. Zwar wurden die geheimen Unterhandlungen einiger Magnaten mit den Türken entdeckt, und es büßten die Grafen Nadasdy, Zriny, Frangipani und Tettenbach 1671 mit dem Tode; allein der erbitterte Kampf der national-protest. Ungarn mit den deutsch-kath. Anhängern des Hauses Östreich brach endlich 1682 unter E. Tökely (s. d.) in offenen Aufruhr aus. Von den Empörern zu Hülfe gerufen und von Ludwig XIV. angereizt, stürmten die Türken 1683 mit einem Heere von 200000 Mann unter dem Großvezier Kara Mustapha durch Ungarn bis vor Wien, das sie vom 14. Juli bis zum 12. Sept. belagerten. Während nun Graf Starhemberg mit der Besatzung und den Bürgern, trotz Hunger und Seuchen, die Stadt tapfer vertheidigte, rückte ein von den sächs. und bair. Kurfürsten geführtes Reichsheer und ein 26000 Mann starkes poln. Corps unter Johann Sobieski (s. d.) zum Entsatze heran, die, im Verein mit den Kaiserlichen unter dem Herzoge Karl von Lothringen, 12. Sept. bei Wien am Kalenberge über die Türken einen so entscheidenden Sieg erfochten, daß diese bald darauf Ungarn räumen mußten. Auch in den nachfolgenden Kämpfen war der Kaiser meist glücklich, und als Karl von Lothringen die Türken bei Neuhäusel und nach der Eroberung von Ofen bei Mohacz 1687 geschlagen, Prinz Eugen endlich die Schlacht bei Zenta an der Theiß 11. Sept. 1697 gewonnen, folgte 29. Jan. 1699 der Friede von Carlowicz, durch welchen Slawonien, Siebenbürgen und das übrige Ungarn in die Hände des Kaisers kam. Unterdeß hatten auch die Ungarn selbst, namentlich durch die fortdauernd blutigen Maßregeln ermüdet, unter denen die sogenannte Schlachtbank zu Eperies (s. d.) besonders berüchtigt geworden, 1687 auf dem Reichstage zu Presburg sich dem Kaiser unterworfen und in die Verwandelung ihres Wahlkönigreichs in ein Erbkönigreich des Hauses Östreich gewilligt. Nicht so glücklich bestand L. die mehrfachen Kriege mit Ludwig XIV. Der erste 1672, von L. und dem Deutschen Reiche in Verbindung mit Spanien und Brandenburg unternommen, um den von Frankreich und England angegriffenen Holländern beizustehen, wurde anfangs durch Lobkowitz' Einwirkung, trotz der schrecklichen Verwüstungen, die er den deutschen Ländern rechts und links vom Rheine brachte, nur lau geführt, bis endlich Montecuculi die Franzosen 1675 bei Saßbach schlug, über den Rhein drang und sogar in Frankreich selbst einfiel. Aber der Friede von Nimwegen (1679) brachte dem Reiche durch L.'s schlaffe Nachgiebigkeit doch nur Länderverlust; namentlich kamen Freiburg im Breisgau und Lothringen in die Hände der Franzosen. Nicht

zufrieden mit diesen Erwerbungen behielt Ludwig XIV. (s. d.) nicht nur viele Städte, die er herausgeben sollte, sondern errichtete auch die sogenannten Reunionskammern, nach deren Ausspruche er viele Ortschaften, ja ganze deutsche Fürstenthümer in Besitz nahm. Das Reich, das ohne Thatkraft, und L., der mit den Türken beschäftigt, waren beiderseits froh, als Ludwig XIV. gegen Überlassung des bisherigen Raubes einen zwanzigjährigen Stillstand der Reunion verwilligte. Doch schon 1688 erneuerte Ludwig XIV. den Kampf wegen der pfalz-simmernschen Hinterlassenschaft, verheerte die Pfalz und drang bis Schwaben vor. Da vereinigten sich endlich, auf Wilhelm's von Oranien Anregung, der Kaiser, das Reich, England, Holland, später auch Spanien und Savoyen zu dem sogenannten Coalitionskrige (1688—97), der am Rhein, in den Niederlanden, in Italien, an den Pyrenäen und auf dem Meere meist glücklich gekämpft wurde und mit dem Frieden zu Ryswijk (s. d.) 1697 endigte. Einen dritten Krieg, den Spanischen Erbfolgekrieg (s. d.), unternahm L. 1701, um seinem zweiten Sohn Karl die Thronfolge von Spanien zu verschaffen, die ihm Ludwig XIV. für seinen Enkel Philipp von Anjou streitig machte. In Verbindung mit England, Holland, Preußen und dem Deutschen Reiche, das er gleichfalls in diesen Privatkrieg seines Hauses verwickelte, siegte zwar L. anfangs durch Eugen bei Carpi und Chiari; bald aber wurde der röm. König Joseph am Rhein zurückgedrängt, der Markgraf von Baden in mehren Gefechten geschlagen, Tirol erobert und die Schlacht bei Hechstädt verloren. Zu gleicher Zeit hatten die Ungarn unter Rakoczy und Caroli aufs neue sich erhoben und solche Fortschritte gemacht, daß sie schon die östr. Lande bedrohten. Indessen begann bereits das Kriegsglück L.'s durch Marlborough's und Eugen's Siege bei Donauwörth und Hochstädt (1704) wieder zu steigen, als er 5. Mai 1705 an der Brustwassersucht zu Wien starb. L. war von Wuchs unansehnlich, der Blick düster und kummervoll, das Gesicht durch eine große herabhängende Unterlippe entstellt. Mit treuer Gatten- und Vaterliebe vereinigte er bigotte Frömmigkeit und Mildthätigkeit, aber auch Intoleranz, steife Förmlichkeit und Härte bei Bestrafung politischer Vergehungen. Er war in Wissenschaften und Sprachen unterrichtet, betrieb die Musik mit Vorliebe und förderte eifrig die Gründung der Universitäten zu Innsbruck, Olmütz, Halle und Breslau. Den Jesuiten als deren Zögling sehr ergeben, ließ er sich von ihnen, sowie früher von seinen Ministern leiten, bis durch Lobkowitz, der es mit Ludwig XIV. hielt, sein Vertrauen getäuscht wurde, worauf er selbst die Leitung der Geschäfte übernahm. Einfach, in strenger Zurückgezogenheit, lebte er unter ängstlicher Beobachtung einer unwandelbaren Tagesordnung nach den strengen Gesetzen der span. Hofetikette. Aber alle Zweige der Staatsverwaltung kamen bei der Verzögerung, der alle Sachen unterworfen waren, weil der Kaiser Alles selbst entscheiden wollte, in den größten Verfall. Er erhob während seiner Regierung 13 gräfliche Häuser in den Reichsfürstenstand, ertheilte dem Hause Braunschweig-Hannover die neunte Kurwürde und erkannte den Kurfürsten von Brandenburg als König an. Unter ihm erhielt der Reichstag immerwährende Dauer, der hiermit zu einem Congresse von Abgesandten ohne Entscheidung verschrumpfte. Für sein Haus erwarb er nach dem unerwarteten erblosen Ableben des Erzherzogs Franz Sigmund von Tirol diese Grafschaft mit einer reichen Baarschaft an Geld, mit welcher er die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor, welche Ferdinand III. an Polen verpfändet hatte, wieder einlöste. Von seinen drei Gemahlinnen hatte er mehre Söhne, von denen ihn zwei, Joseph I. (s. d.), sein Nachfolger, und Karl VI. (s. d.), der 1711 Kaiser wurde, überlebten.

Leopold II., deutscher Kaiser, 1790—92, einer der besten Fürsten des östr. Hauses, geb. 5. Mai 1747, wurde nach seines Vaters, des Kaisers Franz I. Tode 1765 Großherzog von Toscana, welches Land er 25 J. lang mit Sorgfalt und Weisheit regierte. Er traf die nützlichsten Einrichtungen, hob die Landwirthschaft, förderte Gewerbe und Handel, verbesserte die Landstraßen, schaffte 1787 die Inquisition ab, legte Besserungshäuser an und wirkte durch sein vortreffliches Criminalgesetzbuch wohlthätig auf die Sittlichkeit seiner Unterthanen. Früher als sein Bruder Joseph, aber behutsamer als dieser, unternahm er Reformen in Kirchensachen. (S. Ricci.) Auch hatte er mit seinem Minister Gianina den vollständigen Entwurf einer repräsentativen Regierungsverfassung ausgearbeitet, die er Toscana geben wollte. Der Tod Kaiser Joseph's II. rief ihn in einer Zeit zur deutschen Kaiserwürde und auf den Thron der östr. Länder, wo die Staatsverhältnisse nach innen und außen sehr verwickelt waren. Eine verständige Mitte zwischen Nachgiebigkeit und Strenge haltend, gelang es ihm sehr bald, die Ruhe im Innern seiner Staaten wiederherzustellen. Die empörten Niederländer, welche sich L.'s Vorschlägen nicht gutwillig fügten, wurden durch ein Heer, welches 3. Dec. 1791 Brüssel einnahm, zum Gehorsam gebracht; doch bewilligte ihnen L. ihre alten Vorrechte und die Wiederherstellung vieler

von Joseph aufgehobenen kirchlichen Einrichtungen. Ebenso dämpfte er die Bewegungen der Ungarn durch Mäßigung und Festigkeit. Mit Preußen, welches Östreich damals bedrohte, schloß er 27. Juli 1790 die Reichenbacher Convention und in Folge derselben bald darauf mit der Türkei einen Waffenstillstand, auf welchen 4. Aug. 1791 der Friede zu Szistowa in Bulgarien folgte, worin Östreich alle seither gemachten Eroberungen an die Türkei zurückgab. Nach Wiederherstellung des Friedens begann L. sogleich für seine Unterthanen durch Verbesserung der Justiz, der Polizei und der öffentlichen Erziehung zu sorgen. Doch in Folge der Vorfälle in Frankreich gleich andern Fürsten von der Besorgniß vor dem Eindringen revolutionärer Ideen nach Deutschland erfüllt, führte er in seinen Staaten eine geheime Polizei ein und beschränkte die von Joseph II. gestattete Preßfreiheit. Die Fortschritte der Französischen Revolution und die Theilnahme an Ludwig's XVI. Schicksal veranlaßten ihn und den König von Preußen endlich zur Zusammenkunft zu Pillnitz 27. Aug. 1791, auf welcher beide Monarchen die Absicht öffentlich aussprachen, für die Befreiung des Königs von Frankreich aus seiner unfreiwilligen Abhängigkeit auf alle Weise wirken zu wollen. Nach dem 7. Febr. 1792 zwischen ihm und Preußen zu diesem Zwecke geschlossenen Schutz- und Trutzbündniß starb L. jedoch unerwartet 1. März 1792. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Franz II., als Kaiser von Östreich Franz I. (s. d.).

Leopold I. (Georg Christian Friedr.), König der Belgier, der Sohn des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg und Bruder des verstorbenen Herzogs Ernst III. von Sachsen-Koburg und Gotha, des Herzogs Ferdinand von Sachsen-Koburg-Kohary, der verwitweten Herzogin Victoria von Kent und der geschiedenen Großfürstin Konstantin, wurde 16. Dec. 1790 geboren und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem durch die Vermählung seiner Schwester Juliane mit dem Großfürsten Konstantin das koburgische Haus mit Rußland in Verbindung getreten, wurde der Prinz als General im russ. Heere angestellt, und als sein Bruder Ernst 1808 eine Reise nach Rußland unternahm, hatte er in dessen Abwesenheit Theil an den Regierungsgeschäften und begleitete sodann den Kaiser Alexander auf den Congreß nach Erfurt. Nur die äußersten Drohungen Napoleon's konnten ihn bewegen, 1810 seine Stelle im russ. Heere niederzulegen. Hierauf widmete er sich den Angelegenheiten seines Hauses, den Künsten und Wissenschaften; unter Anderm unterhandelte und schloß er 1811 zu München mit dem besten Erfolge einen Grenzvertrag mit Baiern ab. Im J. 1812 besuchte er Wien und bereiste dann Italien und die Schweiz. Als aber 1813 die Lage der Dinge in Deutschland sich änderte, ging er im Febr. nach Polen zum Kaiser Alexander und blieb nun beim russ. Heere bis zur Einnahme von Paris. Während des Feldzugs entwickelte er, besonders bei Lützen, Bautzen, Leipzig und Kulm, ebenso viel Feldherrntalent als persönliche Tapferkeit. Er begleitete 1814 die Monarchen nach England und begab sich im Febr. 1815 zum Congreß nach Wien. Von hier ging er, nach Napoleon's Rückkehr von Elba, zur Rheinarmee, hielt sich nach der zweiten Einnahme von Paris einige Zeit daselbst auf und wandte sich dann nach Berlin. Hier traf ihn eine Einladung, nach England zu kommen. Die brit. Thronerbin, Auguste Charlotte, geb. 7. Jan. 1796, welche anfangs mit dem Prinzen von Oranien sich vermählen sollte, liebte ihn, und bereits 16. März 1816 zeigte eine Botschaft des Prinz-Regenten den beiden Parlamentshäusern die nahe Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen L. an, der durch die Parlamentsacte vom 27. März 1816 naturalisirt wurde, nebst einem Jahrgehalt von 50000 Pf. St. den Titel eines Herzogs von Kendal, den Rang vor allen brit. Herzogen und Großbeamten, die Würde eines brit. Feldmarschalls erhielt und als Mitglied in den Geh. Rath eintrat. Die Vermählung fand 2. Mai 1816 statt; aber nur zu bald zerstörte der Tod seiner Gemahlin im Kindbette, 5. Nov. 1817, die Hoffnungen, welche die Briten auf L. gebaut hatten. Er lebte hierauf in stiller Zurückgezogenheit abwechselnd in London und auf seinem Landsitze Claremont. Nachdem ihn wiederholt die Griechen eingeladen hatten, sich an die Spitze ihrer Regierung zu stellen, wurde ihm 3. Febr. 1830 von den drei zur Pacification Griechenlands verbündeten Höfen die Würde eines souveränen Erbfürsten Griechenlands angetragen, der er aber, nachdem er sie 11. Febr. mit einigem Vorbehalt angenommen, 11. Mai wieder entsagte, indem er sich auf die Unzufriedenheit des griech. Volkes mit den von den Mächten getroffenen Verfügungen berief. L. lebte nun wieder zurückgezogen vom öffentlichen Leben, bis ihn 4. Juni 1831 der belg. Nationalcongreß zum Könige der Belgier erwählte. Zwar nahm er die Krone 26. Juni zuerst nur bedingungsweise, 12. Juli aber unbedingt an und wurde hierauf in Brüssel, nachdem er die Constitution beschworen, 21. Juli 1831 als König inaugurirt. (S. **Belgien**.) Bei dieser Gelegenheit verzichtete er, solange er Souverän von Belgien sei, auf seine engl. Pension mit dem Vorbehalte, daß die brit. Regierung die Fortzahlung der von ihm festgesetz-

ten und der von seiner Gemahlin legirten Pensionen und die Unterhaltung des Hauses und Parks von Claremont übernehme. Hierauf vermählte er sich 1832 zum zweiten male mit der Prinzessin Luise (geb. 3. April 1812), der Tochter Ludwig Philipp's, Königs der Franzosen, mit der er, nachdem der erstgeborene Sohn bald wieder verstorben, den Kronprinzen **Leopold**, **Herzog von Brabant**, geb. 9. April 1835, den Prinzen **Philipp**, **Graf von Flandern**, geb. 24. März 1837, und die Prinzessin Marie Charlotte, geb. 7. Juni 1840, zeugte. Als Monarch hat sich L. fortwährend, troß vielfältiger Verwickelungen, im vollsten Maße des ihm von der Nation geschenkten Vertrauens würdig bewiesen. Strenges Festhalten an den Principien, welche die Constituirung der belg. Nationalität begründeten, sowol in Bezug auf die innere Verfassung als auf die gegen die europ. Mächte übernommenen Verpflichtungen; eifriges Bemühen, die sittliche und materielle Entwickelung und Kräftigung des anfangs so vielfach zerklüfteten Landes zu fördern; würdevolles und besonnenes Benehmen in verschiedenen kritischen Zeitpunkten, besonders 1838, als es sich um die Ausführung des Vertrags der 24 Artikel und die Aufgebung des deutschen Luxemburg handelte, sodann im J. 1848, wo er die edle Erklärung erließ, daß er zurücktreten wolle, wenn die Nation in ihm ein Hinderniß zu ihrer Wohlfahrt fände, und endlich in den nach dem 2. Dec. 1851 mit Frankreich entstandenen Differenzen; sicheres Erfassen der Volksstimmungen und weise Berücksichtigung derselben, und dieses Alles verbunden mit einer durch edeln Ernst gemäßigten Liebenswürdigkeit im Umgang, hat ihm nicht nur die fast ungetheilte Achtung des Auslandes erworben, sondern auch im Inlande, seit 1848 zumal, eine Popularität begründet, wie sie wol selten in neuern Zeiten einem Fürsten zu Theil ward, und die um so höher anzuschlagen ist, als L. den geräuschvollen Kundgebungen der Volksgunst stets eher auszuweichen geneigt schien, als Gelegenheiten dazu zu bieten. Sein Hofstaat beschränkt sich auf die unentbehrlichsten Elemente, und von einem sogenannten Hofeinflusse haben die Belgier nichts zu befürchten. Die königl. Familie lebt meist in stiller Häuslichkeit auf dem Landsitze Laeken (s. d.) oder auf der umfangreichen Privatdomäne Ardenne in der Nähe von Dinant. Die Civilliste des Königs beläuft sich, ohne die dem Kronprinzen im Juni 1853 zuerkannte Dotirung von 500000 Fr., auf 2,751322 Fr. und wird zum großen Theil zur Förderung gemeinnütziger und wohlthätiger Zwecke, sowie zur Hebung von Kunst und Wissenschaft verwendet. Das Privatvermögen des Königs ist durch die Decrete des franz. Präsidenten vom Jan. 1852, die Güter der Familie Orléans betreffend, auf eine merkliche Weise geschmälert worden. Der im Oct. 1850 eingetretene Tod der in jeder Hinsicht hochverehrten Königin Luise ließ in ihrer Familie wie im Lande eine lange empfundene Lücke zurück. Nachdem die politische Volljährigkeit des Kronprinzen Leopold 9. April 1853 im ganzen Lande festlich begangen worden, unternahm der König mit demselben eine Reise durch Deutschland nach Berlin und Wien, wo er allenthalben mit Achtung und Auszeichnung empfangen ward. Zu Wien kam hierbei die Verlobung des Herzogs von Brabant mit der Erzherzogin Marie Henrica Anna (geb. 23. Aug. 1836), Tochter des 1847 verstorbenen Erzherzogs Palatin Joseph Anton zu Stande, eine Verbindung, der von den Belgiern einiges politische Gewicht beigelegt wird.

Leopold (Karl Friedrich), Großherzog von Baden von 1830—52, geb. zu Karlsruhe 29. Aug. 1790, war der älteste Sohn des Großherzogs Karl Friedrich (s. d.), gest. 1811, aus dessen zweiter Ehe mit Karoline, Freiin Geyer von Geyersberg, welche später zur Reichsgräfin von Hochberg (s. d.) erhoben wurde. Er führte vor seiner Anerkennung als großherzoglicher Prinz von Baden den Titel eines Grafen von Hochberg, erhielt eine gute Erziehung und studirte in Heidelberg, wo er mit besonderer Liebe historischen Studien oblag. Schon sein Vater hatte für den Fall des Aussterbens der ältern Linie das Successionsrecht der jüngern (zähringisch-hochbergischen) festgesetzt. Diese Bestimmung wurde 1806 unter agnatischem Beitritt zum Familienstatut erhoben, in Folge dessen der Großherzog Karl Ludwig Friedrich 1817 seinen drei Halboheimen, den Grafen Leopold, Wilhelm und Maximilian, als ebenbürtigen Nachkommen seines Großvaters aus zweiter Ehe, das Successionsrecht in den bad. Landen sicherte und ihnen als großherzoglichen Prinzen von Baden das Prädicat Hoheit ertheilte. Nachdem dieses Erbfolgerecht die Gewährleistung beim Deutschen Bunde erhalten hatte, vermählte sich der Prinz 25. Juli 1819 mit seiner Cousine Sophie Wilhelmine, geb. 21. Mai 1801, der Tochter des Königs Gustav Adolf IV. von Schweden. Durch den Großherzog Ludwig, seinen Halbbruder, von aller Theilnahme an den Regierungsgeschäften ängstlich zurückgehalten, lebte er in dem Kreise seiner Familie den Studien, bis er nach Jenes Tode 30. März 1830 den großherzoglichen Thron bestieg. Ein neuer wohlthuender Geist durchdrang sofort den ganzen Organismus des Staatslebens. Erleichterungen aller Art wurden dem Bürger wie dem Landmanne

zu Theil und bald auch, wiewol mit rücksichtsvoller Schonung, die der öffentlichen Meinung anstößigen frühern Räthe der Krone entfernt und durch Männer wie Böckh, Winter und Nebenius ersetzt. Zwar trat die Politik des Bundestags dem weitern Fortschritt der freisinnigen Entwickelung Badens hemmend in den Weg; allein auch die reactionäre Zeitströmung, die den Jahren der Bewegung folgte, konnte nicht hindern, daß außer zahlreichen materiellen Reformen und einem musterhaften Staatshaushalt das badische Verfassungsleben mehr Selbständigkeit und Bewegung bewahrte als in den meisten andern Staaten Deutschlands. L. war der erste deutsche Fürst, der bereits vor den Ereignissen von 1848 die alte bundestägliche Politik verließ und durch eine Reihe verständiger Concessionen den öffentlichen Geist zu befriedigen suchte. Daß in der Revolution von 1848 Baden heftiger erschüttert war, erklärt sich mehr durch die äußere Lage des Landes und einzelne Persönlichkeiten als durch wirkliche Ursachen begründeter Unzufriedenheit. Großherzog L., wie er in den Märztagen 1848 mit dem Beispiel freisinniger Reformen vorangegangen war, gab auch im Laufe der Erschütterung die zahlreichsten Beweise von echtem Wohlwollen, edler Uneigennützigkeit und, wo es der allgemeinen deutschen Sache galt, von rühmlicher Aufopferung particulärer und dynastischer Interessen. Gleichwol ergriff im Frühjahr 1849 die allgemeine deutsche Revolution am gewaltigsten Baden, das durch rührige revolutionäre Agitatoren am meisten unterwühlt war und wo selbst die Treue der Truppen in der herrschenden Zügellosigkeit zusammenbrach. (S. **Baden**.) Nach den Soldatenmeutereien in Rastadt und dem Aufruhr vom 13. Mai, der ursprünglich weniger politische Motive hatte, als vielmehr aus der allgemeinen Zuchtlosigkeit entsprang, verließ Großherzog L. Karlsruhe und begab sich erst nach Ehrenbreitstein, dann nach Mainz, bis durch preuß. und Bundestruppen die Revolution (Ende Juni) niedergeworfen ward. Selbst in diesen wilden Tagen hörte die Person des edeln Fürsten nie auf, populär und geehrt zu sein, und als nach dem Ende des Rausches L. nach Karlsruhe zurückkehrte (Aug.), gab sich allenthalben ein aufrichtiges Bestreben kund, dem schwer gekränkten Fürsten die Zeit des Unheils vergessen zu machen. Selbst jetzt hielt er sich innerhalb der Grenzen der wiederhergestellten Verfassung, milderte, wo er konnte, die Acte strenger Ahndung und zeigte sich von dem Ungestüm und der Leidenschaft, die sonst restaurirten Regierungen eigen, überall frei. Ein anfangs unscheinbares Gichtleiden, das den Großherzog seit 1851 heftiger heimsuchte, setzte indessen seinem Wirken bald ein Ziel. Nachdem er schon im Febr. 1852 seinen zweiten Sohn, den Prinzen Friedrich, zum Stellvertreter ernannt, starb er 24. April 1852. Von seinen sieben Kindern ist der älteste Sohn, der gegenwärtige Großherzog **Ludwig**, geb. 15. Aug. 1824, ein von Natur sehr begabter Prinz, seit Jahren körperlich und gemüthskrank, sodaß die Regentschaft mit Zustimmung der Agnaten an den zweiten Sohn **Friedrich Wilhelm Ludwig**, geb. 9. Sept. 1826, überging, der deshalb auch 1853 den Titel als Prinz-Regent erhielt. Von L.'s beiden übrigen Söhnen ist Prinz Wilhelm, geb. 18. Dec. 1829, in preuß., Prinz Karl, geb. 9. März 1832, in östr. Militärdiensten. Außerdem hinterließ der Großherzog L. drei Töchter: Alexandrine, geb. 6. Dec. 1829, seit 1842 mit dem regierenden Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha vermählt; Marie, geb. 20. Nov. 1834, und Cäcilie, geb. 20. Sept. 1839. Der älteste Bruder L.'s ist der als Präsident der ersten Kammer der Stände und als thätiger Beförderer landwirthschaftlicher Interessen bekannte Markgraf **Wilhelm** (s. d.); sein jüngerer Bruder **Maximilian**, geb. 1796, ist Generallieutenant; seine Schwester Amalie, geb. 1795, ist die Gemahlin des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg. Von der ältern Linie lebt noch die Witwe des 1818 verstorbenen Großherzogs Karl Ludwig Friedrich, **Stephanie**, Madame de Beauharnais und Adoptivtochter des Kaisers Napoleon, geb. 1789, nebst ihren drei Töchtern: **Luise**, geb. 1811, vermählt 1830 mit dem Prinzen Gustav von Wasa, seit Aug. 1844 geschieden; **Josephine**, geb. 1813, seit 1834 vmählt mit Karl, Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, und **Marie**, geb. 1817, vermählt 1843 mit William Alexander, Herzog von Hamilton und Brandon.

Leopold II. (Joh. Jos. Franz Ferd. Karl), Großherzog von Toscana seit 1824, Erzherzog von Östreich, geb. zu Florenz 3. Oct. 1797, ist der zweite Sohn des Großherzogs Ferdinand III. In zarter Jugend mußte er die Heimat verlassen, als sein Vater, 1799 durch Frankreichs Heere verdrängt, sich nach Wien begab, wo dessen Gemahlin, Luise Amalie, die Tochter Ferdinand's I. von Neapel, 1802 starb. Nachdem sein Vater für das im Luneviller Frieden abgetretene Stammland das säcularisirte Erzbisthum Salzburg als Kurfürst in Besitz genommen, folgte er demselben nach Salzburg, und als auch diese neuen Besitzungen seines Hauses im Presburger Frieden 1805 an Östreich und Baiern abgetreten werden mußten, nach Würzburg, indem mit diesem zum Großherzogthum erhobenen Fürstenthume sein Vater für die Abtretung

Salzburgs entschädigt wurde. Sorgfältig gebildet und mit der vaterländischen wie mit der deutschen Literatur vertraut, kam der Prinz 1814 nach Florenz zurück. Im J. 1817 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie Anna, der Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen, und 17. Juni 1824 folgte er seinem Vater in der Regierung. Die weisen Verwaltungsgrundsätze seines Großvaters, Leopold's I., als deutscher Kaiser Leopold II. (s. d.), hatten Toscana zu einem der blühendsten Länder Italiens gemacht und wurden vom Vater auf den Sohn fortgeerbt. Unter den Regierungen Italiens war daher vor den Ereignissen von 1848 die Regierung L.'s die thätigste in materiellen Verbesserungen, sowie die freisinnigste und duldsamste in politischer und literarischer Hinsicht. Als die politische Bewegung seit 1847 ganz Italien ergriff, ward indessen auch Toscana mit fortgerissen und befand sich unter den ersten, welche den Foderungen der Zeit nachgaben. (S. **Toscana**.) Die weitern Vorgänge, das Fortschreiten der demokratischen Partei, die Verwickelung in die ital. Kriegswirren, die Aufnöthigung eines republikanischen Ministeriums (1848), die dadurch veranlaßte Flucht L.'s aus Florenz führten freilich das vorher so friedliche und glückliche Toscana in eine ganz entgegengesetzte Richtung hinein. Zwar verlor die revolutionäre Partei von selbst allen Halt und L. konnte unter dem Jubel der Bevölkerung in die Residenz zurückkehren; aber auf seine Stimmung und den politischen Gang der Regierung blieben die Ereignisse von 1848 und 1849 von entscheidendem Einfluß. Das Land ward von östr. Truppen occupirt. Mit den extravaganten Neuerungen wurde auch mancher wirkliche Fortschritt beseitigt, dem militärischen und jesuitischen Einfluß vollkommen nachgegeben und ein Rückschritt eingeleitet, der die wohlthätigen Schöpfungen vieler vorausgegangenen Jahrzehnde gefährdete. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (gest. 24. März 1832) vermählte sich L. 7. Juni 1833 in zweiter Ehe mit der Prinzessin Antonie von Neapel, geb. 19. Dec. 1814. Seine Tochter erster Ehe, Auguste, geb. 1. April 1825, ist seit 1844 mit dem Prinzen Luitpold von Baiern vermählt. Aus zweiter Ehe sind ihm zwei Töchter und drei Söhne geboren worden: Isabelle, geb. 1834, seit 1850 mit Franz de Paula, Prinzen von Sicilien, Grafen von Trapani, vermählt; der Erbgroßherzog **Ferdinand**, geb. 10. Juni 1835; Erzherzog Karl, geb. 1839; Prinzessin Luise, geb. 1845; Erzherzog Ludwig, geb. 1847. Des Großherzogs Antheil an Wissenschaft und Literatur bekundet neben manchen andern Erscheinungen die von ihm noch als Erzherzog vorbereitete Ausgabe der „Opere di Lorenzo de Medici" (4 Bde., Flor. 1825), welche sowol hinsichtlich der Correctheit des Textes als der Pracht der Ausstattung rühmliche Erwähnung verdient.

Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau, als Feldherr unter dem Namen des **alten Dessauers** im Andenken, geb. 3. Juli 1676, der Sohn Johann Georg's II., wurde als Erbprinz mit großer Nachsicht, aber kräftig erzogen und bewies schon in früher Jugend bei ungestümer Leidenschaftlichkeit und gebieterischem Trotze die größte Ausdauer in jeder körperlichen Übung und Abhärtung und zugleich unwiderstehlichen Hang zum Militär. Bereits 1688 ernannte ihn Kaiser Leopold zum Oberst und Chef eines Reiterregiments. Als er aber 1693 nach dem Tode seines Vaters, welcher preuß. Generalfeldmarschall und Gouverneur von Berlin war, unter der Vormundschaft seiner Mutter die Regierung übernahm, zog er es vor, in die Kriegsdienste des Kurfürsten von Brandenburg zu treten, der ihm das Regiment seines Vaters verlieh. Eine leidenschaftliche Neigung zu der Tochter des Apothekers Föse veranlaßte jedoch seine Mutter, ihn auf Reisen zu schicken. Er besuchte Deutschland und Italien, gab sich überall wilden Vergnügungen und Leidenschaften hin und kehrte 1695 wieder nach Dessau zurück. Der Krieg, der in den Niederlanden von Preußen, als Verbündetem Östreichs, gegen Ludwig XIV. geführt wurde, rief ihn sogleich zu seinem Regimente. Als Oberst nahm er an der Eroberung von Namur Theil, wurde zum Generalmajor ernannt und trat endlich, da er mündig geworden, 1698 die Regierung seines Landes an. Bald darauf heirathete er, trotz der Misbilligung Aller, Anna Luise Föse, erlangte später, als sie ihm zwei Söhne geboren, vom Kaiser die Erhebung der Mutter und der Kinder in den Reichsfürstenstand und lebte mit ihr ununterbrochen in der glücklichsten Ehe. Als Regent beschäftigte ihn die Verbesserung der Verwaltung und Bewirthschaftung seines Landes. Er führte genaue Aufsicht, legte neue Dörfer und Vorwerke an, begann die Errichtung der Elbdämme und eine Menge anderer Bauten, verordnete eine mäßigere Gerichtstaxe im Lande und trug große Sorge, den Zustand des Volkes zu verbessern. Dieser schönen Wirksamkeit gegenüber zeigte er aber auch die ihm eigenthümliche Gewaltsamkeit und Härte. In der Meinung, er müsse der Alleinbesitzer aller in seinem Fürstenthume gelegenen Rittergüter und anderer einträglicher Grundstücke sein, zwang er die adeligen Gutsbesitzer bald mit Gewalt, bald durch Quälereien, ihm ihre Güter für den von seiner Kammer bestimmten Tax-

werth zu überlassen. Auch die Juden durften nur gegen ein hohes Schutzgeld in Dessau wohnen. Auf diese Weise kam aller Grund und Boden in seine Hände, und sein Fürstenthum bot die im 18. Jahrh. noch neue Erscheinung eines Landes ohne Adel. Große Sorgfalt bei gleicher Gewaltsamkeit des Verfahrens widmete er auch dem Soldatenwesen. Sein Regiment zu Halberstadt, durch unablässige Übung geschult, zeichnete sich in strenger Zucht, pünktlicher Ordnung und genauer Abrichtung aus. Er führte bei demselben zuerst den Gleichschritt und später die eisernen Ladestöcke ein, Erfindungen, die sich bald in die übrigen Theile der preuß. Armee verbreiteten. Im Jan. 1701 führte er zur Unterstützung Östreichs im Spanischen Erbfolgekriege zwölf Bataillone preuß. Fußvolk an den Niederrhein. Hier zeichnete er sich unter dem General von Heyden 1702 bei den Belagerungen von Kaiserswerth, Venloo, Stephanswerth und Roermonde aus und rettete 1703 unter dem Oberbefehle des kaiserl. Feldmarschalls Styrum in dem Treffen bei Hochstädt durch seinen meisterhaften Rückzug das Heer vom Untergange. Im nächsten Jahre zum General der Infanterie ernannt, führte L. Eugen 12000 Mann Preußen zu, gab in der zweiten Schlacht bei Hochstädt 1704 den Ausschlag zu dem vollständigen Siege und eroberte zuletzt durch einen eigenmächtigen blutigen Angriff die Festung Landau. Im J. 1706 nahm er mit 8000 Mann an Eugen's Feldzug in Italien Theil, überschritt siegreich den Oglio, kämpfte tapfer bei Cassano, half durch seinen Heldenmuth die Schlacht bei Turin und diese Stadt selbst gewinnen und wohnte den Eroberungen von Novara, Mailand und Pizzighetone thätig bei. Nach Berlin zurückgekehrt, hatte er anfangs Mühe, den König, der über die großen Truppenverluste unwillig war, zu versöhnen. Doch gelang ihm dies und er eilte 1707 aufs neue nach Italien, nahm an Eugen's Einfall in die Provence Antheil, half Toulon berennen und eroberte Susa, kehrte aber, über die Lauheit, mit welcher der Herzog von Savoyen die Führung des Kriegs betrieb, unwillig nach Deutschland zurück. Im J. 1709 machte er als Freiwilliger mit dem Kronprinzen den Feldzug in den Niederlanden mit, erhielt aber bald auf Eugen's Fürsprache den Oberbefehl über die in engl. und holl. Solde stehenden preuß Truppen, eroberte mit denselben Douay und Aire und nahm 1711 an Marlborough's glücklichen Operationen bei Arras gegen Villars Antheil. Hierauf wurde L. im Dec. 1712 Feldmarschall und wirklicher Geh. Kriegsrath. Unterdessen war Friedrich Wilhelm I. zur Regierung gelangt, der noch mehr als sein Vorgänger sein Vertrauen in den Kriegsangelegenheiten auf L. stellte. Als Karl XII. von Schweden 1715 den Krieg mit Preußen wegen Pommern veranlaßte, erhielt L. den Oberbefehl über 25000 Mann Preußen und 8000 Sachsen. Er eroberte erst Rügen, dann Stralsund und bereitete auf diese Weise seinem König einen vortheilhaften Frieden vor. Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's I. schenkte ihm zwar Friedrich II. nicht gleiche Gunst, benutzte aber gern und oft seine Erfahrung und Einsicht. Derselbe übertrug ihm während des ersten schles. Feldzugs die Deckung der brandenb. Lande wider Hannover und 1742 das Commando in Oberschlesien. Im Jan. 1745 schlug L. die Östreicher bei Neustadt in Schlesien, dann bei Jägerndorf und erfocht mit 34000 Mann den Sieg bei Kesselsdorf über die mit den Östreichern verbündeten Sachsen, worauf Dresden in preuß. Hände fiel und der Krieg durch den Dresdener Frieden beendigt wurde. Kurz zuvor war seine Gemahlin, mit der er neun Kinder erzeugt hatte, gestorben. Tiefgebeugt durch diesen Verlust zog er sich in seine Residenz Dessau zurück, einzig mit der Sorge um sein Land und mit der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, beschäftigt, und starb daselbst 7. April 1747. Seine Sitten waren sehr rauh, aber bei der biedern Aufrichtigkeit und heitern Leutseligkeit seines Charakters war er doch bei seinen Unterhanen wie beim Heere äußerst beliebt Vgl. über sein Leben Varnhagen von Ense's „Biographische Denkmale" (Bd. 2, 2. Aufl., Berl. 1845). Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Leopold Maximilian, geb. 1700, gest. 1751.

Leopold Friedrich Franz, Herzog von Dessau 1751—1817, der Enkel des Vorigen, geb. 10. Aug. 1740, ein Sohn des Fürsten Leopold Maximilian, diente in den ersten Jahren des Siebenjährigen Kriegs in der preuß. Armee, nahm aber wegen Kränklichkeit seines Oheims, des Prinzen Dietrich, der während seiner Minderjährigkeit seit 1751 das Land regierte, den Abschied und trat, nachdem er volljährig erklärt worden, 20. Oct. 1758 die Regierung selbst an. Um sein durch die Kriegslasten bedrücktes Land zu unterstützen, verkaufte er sein Silbergeschirr und bezahlte die Kriegssteuer aus eigenem Vermögen. Nach dem Frieden bereiste er viele Länder Europas und trat überall mit Gelehrten und Künstlern in ein enges Verhältniß. Trefflich gebildet, mit Erfahrung und Menschenkenntniß bereichert, kehrte er zurück, vermählte sich 1767 mit Luise Henriette Wilhelmine von Brandenburg-Schwedt, einer durch Geistesbildung wie durch Schönheit ausgezeichneten Prinzessin, und suchte nun den reichen Schatz seiner Kennt-

nisse zum Wohle und zur Verschönerung seines Landes anzuwenden. Unter seiner Theilnahme wurde 1774 das Philanthropin errichtet, 1785 die Stadtschule in Dessau und 1803 die in Zerbst völlig neu eingerichtet, 1786 eine Bildungsanstalt für die weibliche Jugend in Dessau und 1806 eine zweite in Zerbst begründet. Auch wurden ein Schulmeisterseminar, eine Pastoralgesellschaft und die Buchhandlung der Gelehrten (1781—87) gestiftet. Er beförderte Künste und Wissenschaften, berief mehre auswärtige Künstler und bewirkte durch das Hinweisen auf die Antike und Natur in der Bau- und Gartenkunst eine völlige Umwälzung des Geschmacks. Eine Kapelle und ein Theater wurden errichtet und die Kupferstechergesellschaft des Baron von Brabeck in die Chalkographische Gesellschaft verwandelt (1796—1806). Dabei verschönerte er das Land durch Kunststraßen, Brücken und andere nützliche Anlagen, bemühte sich, allen Verbesserungen des Landbaus Eingang zu verschaffen, und suchte der Verarmung durch eine Brandkasse und eine Witwenkasse vorzubeugen. Eine gleiche Sorgfalt widmete er dem ihm 1798 zugefallenen dritten Theile des Fürstenthums Anhalt-Zerbst. Dabei wurden alle Schulden bezahlt, die Abgaben verringert und das Fürstenthum zu einem Wohlstande erhoben, dessen sich wenig andere Länder in Deutschland damals erfreuten. Durch sein männliches und festes Benehmen gewann er die besondere Achtung Napoleon's, was seinem Lande viele Erpressungen ersparte. Im J. 1807 trat er dem Rheinbunde bei und nahm den herzogl. Titel an. L. starb 9. Aug. 1817. Ihm folgte, da der Erbprinz Friedrich 27. Mai 1814 bereits verstorben, in der Regierung sein Enkel Leopold Friedrich (s. d.).

Leopold Friedrich, Herzog von Anhalt-Dessau, seit 1817, seit 1853 auch von Anhalt-Köthen, der Enkel des Vorigen, geb. zu Dessau 1. Oct. 1794, erhielt eine sorgfältige Erziehung und folgte nach der Schlacht bei Leipzig in Begleitung seines Bruders Georg den Verbündeten nach Paris, wo er vom Scharlach- und Nervenfieber befallen ward. Während seiner Krankheit starb sein Vater. Er kehrte nun in die Heimat zurück und ging von da auf den Congreß zu Wien. In Berlin verlobte er sich 1816 mit der Prinzessin Friederike (geb. 30. Sept. 1796, gest. 1. Jan. 1849), der Tochter des Prinzen Ludwig von Preußen; doch erfolgte die Vermählung erst 18. April 1818. Inzwischen war 9. Aug. 1817 sein Großvater verstorben, dem er nun in der Regierung folgte. Der Herzog wußte sich die Liebe seines Volkes zu erwerben und dieselbe durch stete Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der Zeit zu bewahren. Sehr viel wirkte er namentlich für die Verbesserung des Schulwesens, für Kunst und Wissenschaft, für bessere Gestaltung des Gerichtswesens, für Hebung des Verkehrs, für das Armenwesen und milde Stiftungen. Jeden unnöthigen Aufwand vermeidend, verwendete er selbst sein bedeutendes Privatvermögen vielfach zum Besten des Landes. Dennoch blieben in den stürmischen Jahren 1848 und 1849 auch in Dessau politische Mishelligkeiten nicht aus, und der Herzog sah sich genöthigt, eine constitutionelle Verfassung zu verleihen (29. Oct. 1848), die jedoch im J. 1850 wieder aufgehoben ward, während eine ständische Repräsentation an deren Stelle trat. Nach dem Absterben der Linie Anhalt-Köthen (1847) übernahm bereits der Herzog L. als Senior des Hauses Anhalt auch die Regierung von Köthen, und am 7. Mai 1853 kam ein Vertrag mit der Linie Anhalt-Bernburg zu Stande, wonach die Vereinigung der Herzogthümer Dessau und Köthen und mithin der Übergang des letztern an die dessauische Linie ins Werk gesetzt ward. Der Erbprinz **Friedrich Leopold Franz Nikolaus** wurde 29. April 1831 geboren und verlobte sich 1853 mit der Prinzessin Antoinette von Sachsen-Altenburg. Außerdem hat der Herzog noch zwei Töchter: **Agnes**, geb. 1824, vermählt seit dem 28. April 1853 mit dem Erbprinzen Ernst von Sachsen-Altenburg, und **Marie**, geb. 1837. Der Bruder des Herzogs L., **Georg**, geb. 1796, hat sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einer Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt, die ihm eine Tochter, Luise, geb. 1826, hinterließ, 1831 in morganatischer Ehe mit Therese von Erdmannsdorff verheirathet, die zur Gräfin von Raina erhoben wurde. Der zweite Bruder, **Friedrich**, geb. 1799, vermählte sich 1832 mit der Prinzessin Maria, der Tochter des Prinzen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 1814, mit der er drei Töchter: Adelheid, geb. 1833, vermählt 1851 mit dem regierenden Herzoge Adolf von Nassau, Bathildis, geb. 1837, und Hilda, geb. 1839, zeugte. Ein dritter Bruder, **Wilhelm**, geb. 1807, ist morganatisch vermählt mit einer Gräfin von Stolberg. Die ältere Schwester des Herzogs, **Auguste**, geb. 1793, ist mit dem regierenden Fürsten Günther von Schwarzburg-Rudolstadt vermählt, die jüngere, **Luise**, geb. 1798, ist Witwe des Prinzen Gustav von Hessen-Homburg.

Leopold (Paul Alexander), Fürst zur Lippe, geb. zu Detmold 6. Nov. 1796, der Sohn des Fürsten Friedrich Wilhelm Leopold, wurde nach dem Tode seines Vaters (1802) unter der Leitung seiner geistreichen Mutter Pauline, die während seiner Minderjährigkeit regierte, sorgfältig

erzogen. Nachdem er sich im April 1820 mit der Prinzessin Emilie von Schwarzburg-Sondershausen (geb. 1800) vermählt, übernahm er 4. Juni die Regierung, führte mehrfache Verbesserungen ein, ordnete den Staatshaushalt und sorgte mit Umsicht für die Bedürfnisse der Kirchen und Schulen (S. **Lippe-Detmold**.) Nach einer humanen und gerechten Regierung starb er 1. Jan. 1851, und es folgte ihm von seinen acht Kindern der Erbprinz Paul Friedrich Emil Leopold, geb. 1. Sept. 1821, der gegenwärtig regierende Fürst, der seit 17. April 1852 mit Elisabeth (geb. 1. Oct. 1833), der Tochter des Prinzen Albert von Schwarzburg-Rudolstadt, vermählt ist. Von seinen Brüdern sind zwei, Prinz Woldemar (geb. 1824) und Prinz Hermann (geb. 1829), im preuß. Militärdienste; ein noch lebender Bruder des verstorbenen Fürsten Leopold, Prinz Friedrich, ist königl. hannov. Oberst des fünften Cavalerieregiments.

Leopold (Maximilian Julius), Prinz von Braunschweig, jüngster Sohn des Herzogs Karl von Braunschweig und Bruder des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, geb. zu Wolfenbüttel 10. Oct. 1752, genoß eine treffliche Erziehung unter Anleitung des nachmaligen Abts Jerusalem und machte in Strasburg seine akademischen Studien. In Lessing's Begleitung bereiste er sodann Italien. Als Neffe Friedrich's d. Gr. wurde er 1776 Chef eines Infanterieregiments zu Frankfurt a. d. O., wo er nach beendigtem Bairischen Erbfolgekriege, dem er beiwohnte, seit 1779 seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Durch seine Herzensgüte, werkthätige Theilnahme für Alles, was das öffentliche Wohl erheischte, und seine Bereitwilligkeit zur Linderung jedweder Noth erwarb er sich in Frankfurt die allgemeinste Verehrung. Eine durchaus edle, leicht erregbare Natur, setzte er sich indeß keck über die Schranken der Convenienz hinweg, was ihm wiederholt strengen Tadel von Seiten Friedrich's d. Gr. zuzog. Hauptsächlich ihm und seinem Regiment hatte man 1780 die Erhaltung der Dämme zu danken, wodurch die Vorstädte vor der Überschwemmung gerettet wurden. Gleiche Thätigkeit zeigte er bei mehren Feuersbrünsten, welche in dieser Zeit die Stadt betrafen. Auch stiftete er in Frankfurt eine Schule für arme Kinder der Soldaten seines Regiments. Beim Aufgange des Eises ertrank der edle Prinz 27. April 1785 in den Fluten der Oder noch innerhalb der Dammvorstadt von Frankfurt am rechten Ufer des Stroms. Die Sage läßt ihn als Opfer der Menschenliebe fallen, als er bemüht gewesen, in einem Kahn die von Wasserfluten und Eisschollen bedrohten Bewohner der untern Dammvorstadt zu retten, und ein Monument von Stein mit seinem Standbilde am rechten Oderufer auf dem Damm erinnert noch gegenwärtig an sein heldenmüthiges Unternehmen. Dagegen hat G. W. Keßler in Raumer's „Historischem Taschenbuch“ (Neue Folge, Jahrg. 5, Lpz. 1844) nach Aussagen von Augenzeugen und aus andern Umständen nachgewiesen, daß an gedachtem Tage gar Niemand in Gefahr und zu retten war, daß der Prinz vielmehr in einer Anwandelung von Verwegenheit mit zwei Leuten seines Regiments den Versuch gemacht habe, auf einem Kahne durch die Lücke der eingestürzten Brücke, durch die der Strom mit furchtbarer Gewalt sich stürzte, hindurchzufahren, und daß er hierbei seinen Tod gefunden.

Leopold (Karl Gustaf af), schwed. Dichter, geb. zu Stockholm 1756, kam als Kind nach Norrköping, wohin sein Vater versetzt wurde, und erhielt hier durch einen Franzosen seinen ersten Unterricht, besuchte dann die Schule zu Söderköping und seit 1773 die Universität zu Upsala, die er aber dürftiger Umstände wegen bald wieder verlassen mußte. Nach Norrköping zurückgekehrt, lernte ihn der Professor Lidén kennen und bestimmte ihn zum künftigen Aufseher der Bibliothek, die er der Universität zu Upsala geschenkt hatte. L. ging nun 1781 nach Greifswald, wo er als Doctor der Philosophie promovirte, und wurde 1782 Rathsbibliothekar in Stralsund. Im J. 1784 erhielt er die ihm versprochene Stelle zu Upsala. Als bald nachher der König Gustav III. sein Drama „Helmfeld“ in eine Oper umgestaltet zu sehen wünschte, unterzog sich L. dieser Arbeit zur größten Zufriedenheit des Königs und kam dadurch seit 1786 in dessen nähere Umgebung. Er wurde Mitglied der neuerrichteten schwed. Akademie, 1787 Bibliothekar zu Drottningholm, 1789 Secretär des Königs und 1790 als Gesellschafter desselben nach Finnland berufen. Nach Gustav's III. Ermordung unter der vormundschaftlichen Regierung wegen jakobinischer Grundsätze vor Gericht gestellt, fand L. es für gerathen, nach seiner Freisprechung sich nach Linköping zurückzuziehen, bis der junge König Gustav IV. Adolf ihn zum Kanzleirath erhob. Nach der Revolution von 1809 wurde er in den Adelsstand erhoben und 1818 Staatssecretär. Doch alle diese Auszeichnungen konnten ihm keinen Trost für schwere häusliche Leiden geben. Seine Frau verfiel in Schwermuth, die in völlige Apathie überging und auch er wurde von dieser Krankheit befallen, erblindete seit 1822 völlig, und als seine Frau gestorben, folgte er ihr im Nov. 1829 im Tode nach. L. hat sich, mit Ausnahme des Epos, fast in allen Dichtungsarten versucht. Er war der Hauptvertreter der franz. Geschmacksrich-

tung und wurde deshalb hart von der Gegenpartei angegriffen, ließ sich jedoch wenig in literarische Streitigkeiten ein. Nach Kellgren's (s. d.) Tode stand er ohne Nebenbuhler da, und seine Trauerspiele „Odin" (1760) und „Virginia" (1799) stehen noch gegenwärtig in hohem Ansehen. Er selbst veranstaltete eine Sammlung seiner Schriften (3 Bde., Stockh. 1814), welche nach seinem Tode (Stockh. 1831—33) vervollständigt wurde.

Leotychides, König von Sparta, aus der Familie des Prokles, regierte nach dem Sturze des Demaratus seit 491 v. Chr. zugleich mit Kleomenes (s. d.) und dann mit Leonidas (s. d.). Er trug wesentlich zum Seesiege über die Perser bei Mykale 479 v. Chr. bei, wurde aber bei einem gegen die wortbrüchigen Thessalier unternommenen Zuge der Bestechlichkeit angeklagt und endete, nachdem er 22 J. dem Staate gedient hatte, 466 v. Chr. im Exil.

Lepanto, die Hauptstadt einer gleichnamigen Eparchie der griech. Provinz Ätolien-Akarnanien, von den Neugriechen **Epakto**, von den Türken Ainabekti oder Ainabachti genannt, liegt an dem den Peloponnes von dem übrigen Hellas trennenden **Meerbusen von Lepanto** oder von Korinth, eine Meile nordöstlich von dessen durch die sogenannten Kleinen Dardanellen oder die Schlösser Kasteli Rumelias und Kasteli Moreas (dem Antirrhion und Rhion der Alten entsprechend) vertheidigten schmalen Eingang aus dem westlichern Meerbusen von Patras. Die Stadt ist ein schlecht gebauter Handelsort, am Abhange eines Hügels, auf welchem das alte Schloß steht, Sitz eines griech. Erzbischofs, mit 3000 E. und einem Hafen. L. ward auf und aus den Ruinen des alten **Naupaktos** erbaut, eines wichtigen Hafenplatzes im westlichen oder Ozolischen Lokris, angeblich benannt von der Ausrüstung der zur Eroberung des Peloponnes bestimmten Flotte der Herakliden, berühmt durch eine benachbarte, der Aphrodite geweihte Grotte, in welcher heirathslustige Witwen die Göttin um einen zweiten Ehemann anflehten. Im J. 455 v. Chr. wurde Naupaktos durch die Athener den Lokrern entrissen und mit Messeniern und Heloten besetzt, welchen die Spartaner freien Abzug gewährt hatten. Im Peloponnesischen Kriege war es eine Flottenstation der Athener und mehrmals Kriegsschauplatz. Später gehörte es den Achäern, dann den Ätoliern, die hier 217 v. Chr. mit Philipp von Macedonien Frieden schlossen. Im Mittelalter wurde die Stadt vom byzant. Kaiser Emanuel den Venetianern überlassen und von diesen so stark befestigt, daß sie 30000 Türken 1477 vier Monate lang vergeblich belagerten und erst Bajazeth II. sie 1499 mit einem Heere von 150000 Mann zur Übergabe zwingen konnte. Am berühmtesten ist L.s Name durch den großen Seesieg geworden, den 7. Oct. 1571 die ital.-span. Flotte unter Don Juan d'Austria (s. **Johann von Östreich**) über die Türken bei den Curzolarischen Inseln, nördlich am Westeingang des Meerbusens von Patras, erfocht, der aber nach L. benannt wird, weil die türk. Flotte ihre Station daselbst gehabt hatte. Diese letztere bestand aus 250 Galeeren, 70 Fregatten und Brigantinen; die ital.-span. aus 210 Galeeren, 25 Transportschiffen und sechs Galeassen. Noch vereinigten sich mit der span. Hauptflotte eine von den Venetianern gesandte Hülfsflotille und einige päpstliche Galeeren. Die Türken verloren an 150 Schiffe; 130 davon wurden im Triumph nach Messina geführt, die übrigen vernichtet. Mehr als 15000 Türken wurden in der Schlacht getödtet und 5000 christliche Sklaven in Freiheit gesetzt. Doch auch die Christen verloren über 5000 Mann an Todten und Verwundeten.

Lepelletier (Louis Michel), Graf von St.-Fargeau, Generaladvocat und Präsident des Parlaments zu Paris, geb. 29. Mai 1760, wurde 1789 vom Adel zu Paris zur Versammlung der Generalstaaten gesendet, wo er sich, obschon außerordentlich reich, der beginnenden Staatsumwälzung leidenschaftlich ergeben zeigte. Im Auftrage der Versammlung entwarf er den allgemeinen Theil eines neuen Strafgesetzbuchs, in welchem die Todesstrafe nur auf die Häupter politischer Parteien beschränkt war. Diese merkwürdige Arbeit kam 22. und 23. Mai 1791 zur Verhandlung, fand aber damals noch sehr heftigen Widerspruch. Im Processe des Königs stimmte er für dessen Hinrichtung ohne Aufschub und Appellation. Dieses Votum und seine revolutionäre Berühmtheit überhaupt wurden die Ursache seines Todes. Ein Gardesoldat, Namens Paris, stieß ihm 20. Jan. 1793 in einer Restauration, nachdem er ihn über seinen Namen und sein Votum befragt, den Säbel in den Leib. Der Mörder entfloh und wurde niemals aufgefunden. Der Convent decretirte L. die Ehre des Pantheons und erklärte seine einzige Tochter zum Adoptivkind der Nation. Sein Leichenbegängniß geschah mit großem Pomp und seinen Namen legte man einer Straße bei. Auch mit seiner Büste wurde bei revolutionären Aufzügen, bei dem Feste der Vernunft und selbst im Convente viel Unfug getrieben. — **Lepelletier** (Felix), Graf von St.-Fargeau, des Vorigen jüngerer Bruder, geb. 12. Juli 1769, war beim Ausbruche der Revolution Adjutant des Prinzen von Lambesc und ein sehr heftiger Gegner

der Bewegung. Nach des Bruders Tode zeigte er sich jedoch als eifriger Jakobiner und verwickelte sich sogar 1796 in die Verschwörung Babeuf's, wurde aber freigesprochen. Nach dem Attentat vom 3. Nivôse (24. Dec. 1800) gegen den Ersten Consul bemächtigte man sich seiner und verbannte ihn bis 1805 nach Italien. Während der Hundert Tage schickte ihn das Wahlcollegium von Dieppe in die Deputirtenkammer, wo er großes Aufsehen machte, indem er Napoleon als den Retter des Vaterlandes proclamirte. Mit der zweiten Restauration mußte er deshalb mehre Jahre im Auslande leben. Er ist der Herausgeber der „Oeuvres" seines Bruders (Brüss. 1821), die neben mehren juristisch-publicistischen Schriften auch den erwähnten Strafgesetzentwurf enthalten. Einem andern Zweige dieser Parlamentsfamilie gehört an der **Baron Felix L. d'Aulnay**, geb. 1782. Er war unter dem ersten Kaiserreich Präfect, seit 1827 Mitglied der Deputirtenkammer und von 1843—48 deren Vicepräsident. Im J. 1849 wurde er von dem Depart. Seine-Oise in die Legislative gewählt, wo er mit der Majorität stimmte. — Sein Neffe **Octave L. d'Aulnay**, früher Requêtenmeister im Staatsrath, ward nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1852 in den Gesetzgebenden Körper erwählt.

Lepidus ist der Name einer röm. Familie, die zu dem altpatricischen Geschlecht der Ämilii gehörte. — Am bekanntesten sind: **Marcus Ämilius L.**, der 78 v. Chr. als Consul den Versuch machte, die Einrichtungen Sulla's umzustürzen, und mit einem Heere gegen Rom rückte, aber von Catulus und Pompejus geschlagen, im J. 77 nach Sardinien floh, wo er starb. — Sein gleichnamiger Sohn, der Triumvir **Marcus Ämilius L.**, erklärte sich als Prätor im J. 49 für Cäsar, der, da er selbst nach Spanien eilte, Rom unter seine Obhut stellte und durch ihn zum Dictator ernannt wurde. Cäsar gab ihm 48 das diesseitige Spanien als Provinz, machte ihn dann zu seinem Magister Equitum und 46 auch zu seinem Collegen im Consulat. Für das J. 44 war ihm das narbonensische Gallien und Spanien zur Provinz gegeben. Mit der Zusammenziehung seines Heeres beschäftigt, weilte er noch vor Rom, als Cäsar ermordet wurde, und Antonius, der ihm die Würde des Pontifex Maximus verschaffte, wußte nun ihn und seine Truppen zu benutzen. Im Mutinensischen Kriege, 43 v. Chr., unterstützte L. von Gallien aus den Antonius unter der Hand; doch bald vereinigte er sich offen mit ihm. Als Octavian sich auch mit Antonius verband, wurde L. gegen Ende October mit in das Triumvirat aufgenommen, in welchem er bei seiner Charakterschwäche und dem Mangel an staatsmännischen und kriegerischen Talenten nur eine untergeordnete Rolle spielen konnte. Bei der Theilung der Provinzen nach der Schlacht bei Philippi wurde er von Octavian und Antonius, die ihn als Consul 42 zur Bewachung von Italien zurückgelassen hatten, nicht befragt; doch gaben sie ihm 40 die anfangs vorenthaltene Provinz Afrika. Auch bei der Erneuerung des Triumvirats 37 blieb er in demselben, obwol er weder bei der zweiten Theilung zu Brundisium 40, noch bei dem Vergleich mit Sextus Pompejus zu Misenum 39 zugezogen worden war. Im J. 36 endete seine öffentliche Wirksamkeit. Er war, als der Krieg gegen Sextus Pompejus von neuem ausbrach, auf Octavian's Auffoderung nach Sicilien übergegangen, hatte nach des Pompejus Flucht acht Legionen desselben, die in Messana lagen, an sich gezogen, und im Vertrauen auf diese Macht wollte er seinen Anspruch auf Sicilien gegen Octavian mit gewaffneter Hand durchsetzen. Als es aber zum Kampfe kommen sollte, wurde er von seinen Soldaten verlassen, die Octavian gewonnen hatte. L. mußte sich dem Octavian ergeben, behielt jedoch sein Vermögen und auch die Pontifexwürde und starb 13 v. Chr. An der Verschwörung, die sein gleichnamiger Sohn, den er mit seiner Gemahlin Junia, einer Schwester des Marcus Brutus, gezeugt hatte, gegen das Leben des Octavian nach der Schlacht bei Actium anzettelte und die derselbe mit dem Tode büßte, hatte der Vater keinen Theil genommen.

Lepra, s. Aussatz.

Lepsius (Karl Pet.), deutscher Alterthumsforscher, geb. zu Naumburg an der Saale 2. Juni 1775, besuchte die dasige gelehrte Schule und studirte die Rechte in Leipzig und in Jena (1793—96), worauf er in Naumburg Advocat und 1798 Mitglied des Magistrats wurde. In letzterer Eigenschaft erwarb er sich bei den Kriegsdrangsalen, welche die franz. Invasion im Oct. 1806 über Naumburg brachte, große Verdienste. Nach seiner Ernennung zum königl. sächs. Finanzprocurator für den thüring. Kreis 1812 gab er die Magistratsstelle auf und beabsichtigte, sich blos der juristischen Praxis zu widmen. Nach der lützener Schlacht aber und vor und nach der Schlacht bei Leipzig sah er sich wieder zur Vertretung der Interessen Naumburgs veranlaßt, die er zuerst in Naumburg selbst, dann nach seiner Anstellung bei dem Generalgouvernement in Leipzig mit vieler Umsicht wahrnahm. Bei der Verlegung genannter Behörde nach Dresden wurde er Mitglied des für den thüring. Kreis bestellten Centralhülfsausschusses und

führte von 1814—16 dessen Directorium. Nachdem Naumburg an Preußen übergegangen war, wurde er zuerst 1816 Director des Inquisitoriats, vertauschte aber 1817 diese Stelle mit der eines Landraths des Kreises Naumburg. Zunehmende Kränklichkeit bewog ihn, 1841 seine Entlassung zu nehmen, die er mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths erhielt. Seitdem lebte er historisch-antiquarischen und archäologischen Forschungen, sowie der Vermehrung und Ordnung seiner zum Theil sehr reichhaltigen Sammlungen. Aus der großen Zahl seiner Arbeiten sind hier zu nennen die größern Abhandlungen: „Über das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg" (Naumb. 1822); „Über die Schlösser Rudelsburg und Saaleck" (Naumb. 1824); „Geschichte des Moritzklosters zu Naumburg" (Naumb. 1835); „Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg vor der Reformation" (Naumb. 1846). Als Theile des Werks von Puttrich: „Über die mittelalterlichen Baudenkmale in Sachsen und Thüringen", erschienen die Abhandlungen „Über die Stadtkirche und Schloßkapelle zu Freiburg an der Unstrut" (Lpz. 1839) und „Über den Dom zu Naumburg und andere mittelalterliche Bauwerke dieser Stadt" (Lpz. 1841). Ein besonderes Verdienst hat er sich durch die 1820 bewirkte Stiftung des Thüringisch-Sächsischen Alterthumsvereins erworben. Er unterzog sich drei Jahre lang der Leitung desselben, besorgte die Geschäftsführung und schrieb außer vielen Aufsätzen in den Mittheilungen des Vereins die Jahresberichte desselben, bis der Verein 1823 nach Halle verlegt wurde. L. starb 23. April 1853. Er war nicht nur als Gelehrter, sondern auch als Beamter und Mensch ein ausgezeichneter Charakter.

Lepsius (Karl Rich.), einer der ausgezeichnetsten Ägyptiologen, Sohn des Vorigen, geb. zu Naumburg 20. Dec. 1813, empfing die erste Bildung im älterlichen Hause und dann von 1823—29 in der Landesschule Pforte. Er studirte Philologie in Leipzig, dann in Göttingen und begann schon hier die nachher in Berlin unter Bopp fortgesetzten Studien der vergleichenden Sprachkunde. Im J. 1833 erwarb er sich durch die Abhandlung „De tabulis Eugubinis" in Berlin die philosophische Doctorwürde und begab sich in demselben Jahre zur weitern Betreibung seiner linguistischen und archäologischen Arbeiten nach Paris, wo ihm die Empfehlung A. von Humboldt's die beste Aufnahme bei den franz. Gelehrten bereitete. Hier schrieb er seine „Paläographie als Mittel der Sprachforschung" (Berl. 1834; 2. Aufl., Lpz. 1842) und erhielt dafür vom franz. Institute den Volney'schen Preis. Eine zweite paläographische Abhandlung „Über die Anordnung und Verwandtschaft der semitischen, ind., altpers., altägypt. und äthiopischen Alphabete" sendete er von dort 1835 an die berliner Akademie, wo sie gelesen und dann in deren Schriften gedruckt wurde. Im folgenden Jahre erschien sie besonders mit einer dritten Abhandlung „Über den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der indogerman., semit. und der kopt. Sprache" (Berl. 1836). Von Paris ging er Ende 1835 nach Italien. Den Winter verlebte er in Turin und Pisa und kam erst im April 1836 nach Rom, wo er mit Bunsen in die engste Verbindung trat, sich dem Archäologischen Institute anschloß und seine eigenen Studien vorzugsweise den Alterthümern Ägyptens zuwendete. Große Aufmerksamkeit erregten schon L.'s „Lettre à Mr. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique" (Rom 1837) und seine folgenden, in den Abhandlungen des Archäologischen Instituts gedruckten Schriften über die Architekturstile der Ägypter und mehre ägypt. Kunstdenkmäler. Einen weitern Schritt in dieser Bahn bezeugten sodann die „Auswahl der wichtigsten Urkunden des ägypt. Alterthums" (Lpz. 1842) in 23 Tafeln und das „Todtenbuch der Ägypter nach dem hieroglyphischen Papyrus in Turin" (Lpz. 1842) in 79 Tafeln. Seine Anwesenheit in Italien benutzte er außerdem zu Forschungen über die etrur. und oscische Sprache, deren Überreste er in den „Inscriptiones Umbricae et Oscae" mit einem erläuternden Commentar (Lpz. 1841) herausgab. Hieran schließen sich die zwei Abhandlungen „Über die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien" und „Über die Verbreitung des ital. Münzsystems von Etrurien aus" (Lpz. 1842). In England, wohin L. von Rom aus 1838 in Geschäften des Instituts gereist war, fand er Bunsen wieder, mit dem er den Plan zu einem großen historisch-antiquarischen Werke über Ägypten entwarf, das er auch sofort in Angriff nahm, dessen Vollendung aber von der ägypt. Reise, die er zuvor unternehmen sollte, abhängig gemacht wurde. Aber statt einer Einzelreise ward L. mit der Oberleitung einer ägypt. Expedition beauftragt, welche der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen auf die Fürsprache Humboldt's, Bunsen's, des Ministers Eichhorn und der Akademie der Wissenschaften beschlossen hatte. Zunächst ging L. im Sommer 1842 nach London, wo er bis Mitte Sept. 1842 verweilte. In Alexandrien fand sich sodann die ganze Expedition zusammen. Die Theilnehmer waren die beiden Hieroglyphenzeichner Gebrüder Weidenbach, der Architekt Erbkam, die beiden Maler Frey und Georgi und

der Gypsformer Franke, denen sich noch aus wissenschaftlichem Interesse der jetzige Legationsrath H. Abeken, sowie die beiden Engländer Bonomi (Zeichner) und Wild (Architekt) unabhängig anschlossen. Die Expedition, welche der Vicekönig Mehemed-Ali auf das zuvorkommendste begünstigte, war in jeder Beziehung eine der glücklichsten. Im Anfang des J. 1846 kehrte L. zurück und wurde nun zum ordentlichen Professor in Berlin ernannt, 1850 aber zum Mitgliede der dortigen Akademie der Wissenschaften erwählt. Zugleich begann er in einer Reihe umfassender Arbeiten die Resultate seiner Forschungen bekannt zu machen. Von dem großen, auf königl. Kosten herausgegebenen Prachtwerke „Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien" waren bereits im J. 1853 41 Lieferungen mit 410 Tafeln in groß Folio erschienen; eine „Vorläufige Nachricht" (in Quart) gibt eine Übersicht des Werkes und der wichtigsten Ergebnisse der Expedition. Zu diesen ist besonders die genaue Erforschung des ältesten Reichs der Ägypter, vor dem Einfall der Hirtenvölker (etwa 4000—2000 v. Chr.), zu rechnen, sowie ferner die erste gründliche und wissenschaftliche Untersuchung des fernen Äthiopien, von der zweiten Katarakte des Nil bis hinauf an den Blauen Strom und in das Sennaar. Hieran schließen sich eine Menge einzelner fruchtbarer Entdeckungen, wie: Beobachtungen über den Bau der Pyramiden; die Feststellung des Labyrinths; die Auffindung alter, um 30 F. über dem jetzigen Wasserstand erhabener Nilhöhen an der dritten Katarakte, der Grenze des alten Reichs; die Aufstellung einer neuen Ansicht über den Sinai u. s. w. Für die wissenschaftliche Behandlung der ägypt. Geschichte lieferte L. im ersten Bande seiner „Chronologie der Ägypter" (Bd. 1, Berl. 1849) die Grundlagen, auf denen er in den folgenden Bänden und in einem ägypt. Königsbuche (als umfassendes Verzeichniß sämmtlicher aus den Denkmälern bekannter Könige) fortbauen wird. Neben dem tiefern Eindringen in die Sprache und Hieroglyphik des alten Ägypten, dessen grammatikalische und lexikalische Resultate bald zu erwarten sind, hat L. auch die Ergebnisse seiner Forschungen über die Ursprachen am höhern Nil, deren Reste noch in der Nuba- und Bedjasprache leben, in Aussicht gestellt. Ebenso legte er in einer in der Akademie der Wissenschaften gelesenen Abhandlung „Über den ersten ägypt. Götterkreis" (Berl. 1851) den Grund zu einer wissenschaftlich-kritischen Behandlung der ägypt. Götterlehre. In neuester Zeit gewährte er durch die „Briefe aus Ägypten, Äthiopien und der Halbinsel des Sinai" (Berlin 1852) dem größern Publicum eine unterhaltende und belehrende Übersicht über seine Reise. Endlich ist auch durch diese Reise der ägypt. Sammlung des Neuen Museum zu Berlin ein bedeutender Gewinn an Originaldenkmalen und Gypsabgüssen zugegangen.

Leptis hießen zwei von den Phöniziern gegründete Städte an der Nordküste von Afrika, die beide unter karthag., später unter röm. Herrschaft kamen. Die eine, Leptis parva genannt, lag nördlich von der kleinen Syrte, im heutigen Tunis; die andere, Leptis magna, östlich vom heutigen Tripolis, wo noch der Name eines Orts Lebeda und weitläufige Ruinen aus der röm. Zeit an sie erinnern.

Lerche (Alauda) ist der Name einer über Europa, Nordafrika und Nordasien verbreiteten Vögelgattung aus der Abtheilung der körnerfressenden Kegelschnäbler. Das Gefieder ist gelblich- oder bräunlich-aschgrau, die einzelnen Federn sind hell gesäumt, der Schwanz ist kurz und der Nagel der Hinterzehe spornähnlich verlängert, gerade oder schwach gebogen und fast länger als die Zehe selbst. Der Flug der Lerchen ist flatternd, aber ausdauernd; ihr Aufenthalt ist am Boden, wo sie nisten und ihre Nahrung suchen. Sie leben in Monogamie, aber gesellschaftlich, wandern in großen Zügen oder kleinern Gesellschaften und sind durch ihren Gesang ausgezeichnet, ertragen jedoch die Gefangenschaft weniger gut als verwandte Vögel. Die **Feldlerche** (A. arvensis), welche schon im Februar mit ihrem Gesange erfreut, hat einen ungemein großen Verbreitungsbezirk, dessen Grenzen Portugal und Kamtschatka, das nördliche Schweden und der Atlas ausmachen. Durch Kraft des Gesangs, Annehmlichkeit des Tons, Mannichfaltigkeit des Liedes und Unermüdlichkeit im Singen übertrifft sie alle andern einheimischen Singvögel. Sie vermag in so enger Spirale aufzusteigen, daß sie senkrecht emporzusteigen scheint, und bis zu solcher Höhe, daß das geübteste Auge sie nicht mehr entdeckt, und dennoch dringt dabei ihr Gesang kräftig bis in die tiefen Regionen. Im Herbste, wo sich Tausende zusammengesellen, um die Felder zu durchstreifen und den Wegzug vorzubereiten, erliegen sie den großartigsten Verfolgungen durch Netze, da ihr wohlschmeckendes Fleisch überall als Leckerbissen gilt. Die Anzahl der allein im nördlichen Deutschland gefangenen Lerchen erreicht jährlich viele Millionen; Holland und andere Küstenländer allein liefern dem Markte von London jährlich an drei Mill. Lerchen. Besonders bedeutend ist der Lerchenfang in der Gegend zwischen Leipzig, Wittenberg und der Saale, sowie in Thüringen. Nach einer alten Meinung gelten beson-

ders die um Leipzig gefangenen Lerchen, von denen jährlich viele Tausende versendet werden, für die fettesten. Nur durch ihre große Fruchtbarkeit entgeht die Lerche der völligen Ausrottung, denn sie erzieht im Sommer zwei, oft drei Bruten, die zusammen wol 10—12 Junge ausmachen. Die **Haidelerche** oder **Baumlerche** (A. arborea), welche kleiner ist und eine rundliche Holle auf dem Kopfe und auf der zweiten, dritten und vierten Schwanzfeder einen endständigen weißen Fleck hat, gibt den öden Haiden des nördlichen Deutschland durch ihren melancholischen, flötenden und des Nachts stundenlang ertönenden Gesang einen eigenen Reiz. Die **Haubenlerche** (A. cristata), kenntlich durch die spitzige Federhaube des Kopfes und die unterseits röthlichgelben Flügel, findet sich häufig an den Heerstraßen und kommt im Winter bei uns in die Dörfer und Städte.

Lerchenfeld (Maximilian, Freiherr von), bair. Staatsmann, geb. zu München 1779, studirte zu Ingolstadt, ging 1806 als bair. Gesandter an den würtemb. Hof, schied jedoch 1808 wieder aus der diplomatischen Laufbahn und wurde nacheinander Generalcommissar zu Ansbach, Nürnberg, Innsbruck und Würzburg. An der Begründung der bair. Verfassung nahm L. in den J. 1815—18 lebhaften Antheil und zwar im liberalen Sinne. Von 1817 bis zum Regierungsantritt des Königs Ludwig 1825 verwaltete er das Finanzministerium; dann erhielt er den Gesandtschaftsposten beim Bundestage. Die unter dem Ministerium Wallerstein eingetretenen Differenzen riefen ihn 1833 noch ein mal an die Spitze des Finanzministeriums, das er bis 1835 verwaltete, worauf er als Gesandter nach Wien ging. Er starb zu Haynersreuth bei Bamberg 17. Oct. 1843. L. war ein der Reform zugeneigter Charakter, brachte aber nicht selten die Verbesserungen am unrechten Orte an. Er suchte als Finanzminister durch Abzüge von den Gehalten der untern Administrativbeamten Ersparnisse zu machen, während er die Besoldung der höhern Staatsbeamten erhöhte. Gegen die öffentliche Meinung beobachtete er aus Grundsatz eine gewisse Gleichgültigkeit. — **Lerchenfeld** (Gustav, Freiherr von), des Vorigen ältester Sohn und ebenfalls bair. Minister, wurde 1801 geboren. Er studirte die Rechte und fungirte mehre Jahre als Bezirksrichter in der Pfalz und als Appellationsgerichtsrath in Oberfranken, bis er mit dem Tode seines Vaters den Staatsdienst verließ und in Besitz des Ritterguts Haynersreuth trat. Nach dem Rücktritt des Königs Ludwig wurde L. bei der Neubildung des Ministeriums im März 1848 an die Spitze der Finanzverwaltung berufen, welches Amt er jedoch 15. Nov. mit dem Portefeuille des Innern vertauschte. Doch schon 20. Dec. 1848 legte L. seine Verwaltung und zwar mit Verzicht auf eine Stelle im Staatsrathe und Pension nieder. Der unerwartete Rücktritt dieses durch Rechtschaffenheit und gemäßigten Liberalismus ausgezeichneten Charakters erregte großes Aufsehen. Seitdem hat sich L. nur als Mitglied der bair. Abgeordnetenkammer am öffentlichen Leben betheiligt.

Lerida, eine Provinz des Königreichs Spanien, welche den westlichen Theil Cataloniens umfaßt und 198000 E. zählt, ist im Norden und Osten von Zweigen und Vorstufen der Pyrenäen erfüllt, hat dagegen im Südwesten beträchtliche Ebenen, wird vom Segre und seinen Zuflüssen Noguera Pallaresa und Noguera Ribagorzana, vom Llobregat und von zahlreichen Kanälen bewässert und hat sehr fruchtbaren Boden, welcher Getreide, Hanf, Flachs, Öl, Wein, Obst jeder Art und Küchengewächse hervorbringt. Die feste Hauptstadt Lerida, am rechten Ufer des Segre mit herrlicher Umgebung, alterthümlich und unregelmäßig am Abhange eines Bergs erbaut, auf welchem die Citadelle steht, ist der Sitz der Provinzialbehörden und eines Bischofs, hat eine Kathedrale, drei Pfarrkirchen, ein Collegium, anmuthige Promenaden und zählt 17000 E., die wenig Industrie und einigen Productenhandel treiben. An die Römerzeit erinnern mehre Alterthümer, an das Mittelalter der Palast der alten Könige von Aragonien. L. ist nämlich das alte Ilercla am Sicoris, eine feste und durch Handel reiche Stadt der Ilergeten, deren letzte Fürsten, Mandonius und Inclibilis, 206 v. Chr. von Scipio besiegt wurden. Cäsar eroberte die Stadt und schlug daselbst des Pompejus Legaten, Afranius und Petrejus, 49 v. Chr. Unter der westgoth. Herrschaft hielt man daselbst 524 ein Concil ab. Im J. 713 eroberten L. die Araber und 1117 wurde hier der Almoravide Abdallah von Cordova durch die Christen besiegt und L. eingenommen. Nachdem Raimund von Aragonien die Stadt 1149 erobert, ward sie zur königl. Residenz und zum Sitz des Bischofs von Roda und Balbastro erhoben. Von den Franzosen wurde L. 1642 eingenommen, 1646 und 1647 dagegen vergeblich belagert, 1707 aber erstürmt und geplündert. Nach einer vierwöchentlichen Belagerung mußte sich L., nachdem die Spanier unter O'Donnel 23. April bei dem nahen Dorfe Margalet vom franz. General Hébert geschlagen worden waren, 13. Mai 1810 an die Franzosen unter Suchet ergeben.

Lerminier (Jean Louis Eugène), franz. Philosoph und Publicist, geb. 29. März 1803,

studirte in Strasburg und Paris und bereiste dann Deutschland zu literarischen Zwecken. Im J. 1827 wurde er Doctor der Rechte und Advocat und 1828 eröffnete ihm Guizot die „Revue française", für welche er unter Anderm zwei große Artikel über Gans' „Erbrecht" und Savigny's „Geschichte des röm. Rechts" schrieb. Seine „Introduction générale à l'histoire du droit" (Par. 1829) ging aus einem Cursus von Privatvorlesungen hervor. Nachdem er als Anhänger der St.-Simonistischen Schule einige Zeit am „Globe" gearbeitet, wandte er sich zu den Anhängern des von Drouineau gestifteten Neochristianismus und fiel dann, gleichfalls nur für kurze Zeit, dem Fourierismus zu. Hierauf unternahm er 1831 eine Reise nach Italien und wurde nun von Broglie zu der für ihn besonders errichteten Professur der Rechtsgeschichte am Collége de France ernannt. Seine Vorlesungen ließ er unter dem Titel „Philosophie du droit" (2 Bde., Par. 1831) drucken, ein Werk, welches, ohne tiefern Gehalt zu besitzen, wenigstens anregend wirkte. Nachdem L. längere Zeit im Interesse der Doctrinaires geschrieben, schlug er plötzlich um und trat in verschiedenen Journalen, z. B. in der „Revue des deux mondes", im „National" und in „Le monde", feindselig gegen diese Schule auf. Auch in den „Lettres philosophiques à un Berlinois" (Par. 1833), wo alle philosophirenden Richtungen in Frankreich einer beißenden Kritik unterworfen wurden, verfuhr er mit seinen Gönnern und Lehrern, Guizot und Cousin, sehr übel. In den Vorlesungen „De l'influence de la philosophie du 18me siècle sur la législation et la sociabilité du 18me siècle" (Par. 1833) schlug er sodann noch entschiedener die demokratische Richtung ein. Im J. 1839 verließ er indessen plötzlich auch diese Bahn. Er wurde von Molé zum Requêtenmeister ernannt und warf sich nun dem Conservatismus in die Arme. Die allgemeine Entrüstung über diese Apostasie war so groß, daß seine Vorlesungen suspendirt werden mußten, um ihn vor öffentlichen Beschimpfungen zu sichern. Im J. 1849 sah er sich gezwungen, seine Professur am Collége de France niederzulegen, die bereits 1848 kurze Zeit aufgehoben worden war. Er versuchte jetzt vergebens sich wieder an der Tagespolitik und Journalistik zu betheiligen und kündigte die Herausgabe eines Tageblattes „La liberté" an, wovon nur der Prospectus erschien. Seine beiden Schriften: „Au-delà du Rhin" (2 Bde., Par. 1835) und „Études d'histoire et de philosophie" (2 Bde., Par. 1836) enthalten vermischte Aufsätze über Literatur, Politik, Religion u. s. w., die zuerst in der „Revue des deux mondes" erschienen, deren thätiger Mitarbeiter er noch ist. Sein neuestes Werk ist die „Histoire des législateurs et des constitutions de la Grèce antique" (2 Bde., Par. 1852).

Lermontow (Michail Jurjewitsch), russ. Dichter, ein Nachfolger Puschkin's, stammt aus einer angesehenen adeligen Familie und ward 1811 geboren. Seine erste Bildung erhielt er im älterlichen Hause, kam aber schon früh ins Pagencorps, von wo aus er als Offizier in die Garde trat. In Folge eines Gedichts, das er auf den Tod Puschkin's fertigte, wurde er 1837 von der Garde entfernt und nach dem Kaukasus geschickt, wo er die vier letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Im J. 1841 fiel er, kaum 30 J. alt, im Duell. Man hielt ihn in der vornehmen Welt, in welcher er lebte, für blasirt, weil deren raffinirte Genüsse, die er bis zum Überdruß durchgekostet, für ihn nichts Verlockendes mehr hatten. Er liebte es, auf wildem Pferde durch die Steppe zu jagen oder im Schlachtenlärm den Lebensüberdruß zu verscheuchen, der ihn zuweilen beschlich. Im Kampfe suchte er weder Ruhm noch Auszeichnung, sondern nur Zerstreuung und Aufregung. Mit ganzer Seele und Leidenschaft aber versenkte er sich in die großartige Gebirgswelt des Kaukasus, die ihn zu seinen herrlichsten Gesängen begeisterte, und die er bis in die kleinsten Züge mit einer Wahrheit, Kraft und Treue geschildert hat, wie kein Dichter vor ihm. L. gehört zu den rein subjectiven Dichtern, da seine eigene Persönlichkeit den Hauptinhalt seiner poetischen Schöpfungen bildet und mit wenigen Ausnahmen auch da, wo er fremde Personen und Zustände schildert, sein eigenes Denken und Empfinden überall hervortritt. Zu seinen besten Erzeugnissen gehören: „Lied vom Zaren Iwan Wassiljewitsch", „Der Tscherkessenknabe", „Ismail-Bei" u. s. w. Sein in Prosa geschriebenes Werk „Der Held unserer Zeit" ist ein vielgelesener, in jeder Hinsicht ausgezeichneter Roman. Eine kleine Sammlung der Gedichte L.'s erschien schon 1840 zu Petersburg; eine dritte Auflage seiner sämmtlichen Werke ebendaselbst 1852. Einzelne seiner Gedichte wurden ins Deutsche übersetzt von Lippert, Wolfsohn u. A. Eine Gesammtausgabe derselben erschien in Bodenstedt's Übersetzung unter dem Titel „Michail L.'s poetischer Nachlaß" (2 Bde., Berl. 1852). Von dem erwähnten Romane sind ebenfalls mehre deutsche Übersetzungen vorhanden.

Lernäische Schlange oder Hydra von Lerna, vom Typhon und der Echidna erzeugt, hauste in dem Sumpfe Lerna im Peloponnes und verwüstete die umliegende Gegend. Sie hatte nach Diodor 100, nach Simonides 50, nach Andern neun oder gar blos sieben Köpfe, von wel-

chen der mittelste unsterblich war; auch soll sie einer Sage zufolge geflügelt gewesen sein. Als Hercules vom Eurystheus den Auftrag bekommen, sie zu tödten, verband er sich zu diesem Zwecke mit dem Jolaos, verjagte sie aus ihrem Lager mit seinen Pfeilen, ergriff sie mit den Händen und fing an, ihr die Köpfe abzuhauen. Aber zu seinem Erstaunen kamen an der Stelle jedes abgeschlagenen Kopfs zwei neue hervor. Außerdem schickte Hera der Hydra noch einen ungeheuern Krebs zu Hülfe, welcher den Hercules an den Füßen verwundete. Doch Hercules erschlug denselben und befahl darauf dem Jolaos, einen nahegelegenen Wald in Brand zu stecken. Mit den glühenden Bränden fuhren nun Beide jedes mal über die Stelle eines abgehauenen Kopfs der Schlange hin, wodurch die Wunden ausgebrannt wurden, sodaß kein neuer Kopf hervorwachsen konnte. So schlug Hercules der Hydra nach und nach alle Köpfe ab, selbst den unsterblichen, welchen er in die Erde vergrub und mit einem großen Felsstücke bedeckte. Seine Pfeile aber tauchte er in das giftige Blut des Ungeheuers.

Leroux (Pierre), franz. Publicist und Philosoph der demokratisch-socialistischen Schule, geb. zu Berri bei Paris 1798, war zuerst Setzer und Corrector in einer pariser Buchdruckerei und wurde darauf verantwortlicher Herausgeber des liberalen „Globe", welchen Guizot, Cousin, Dubois, Rémusat u. A. redigirten. Als der „Globe" das Organ und Eigenthum der St.-Simonistischen Schule ward, blieb L. unter den Mitarbeitern dieses Blattes und erhob sich bald zu einem bedeutenden Mitgliede der neuen Sekte. (S. **St.-Simonismus**.) Bei dem ersten Schisma, das in derselben ausbrach, folgte er Bazard, und nach dessen Tode (1832) sagte er sich von der St.-Simonistischen Sache und Sekte ganz los, um ein eigenes philosophisches System zu begründen, welches sich an die sogenannten socialistischen Ideen anlehnte. Die ersten Umrisse davon finden sich in seinen bemerkenswerthen Aufsätzen für die „Encyclopédie nouvelle", die er mit seinem Freunde Jean Reynaud unternahm und mehre Jahre hindurch dirigirte. Sodann gab er die „Réfutation de l'eclectisme" (Par. 1839) und das Werk „De l'humanité" (2 Bde., Par. 1840) heraus, welches letztere die ausführlichste, wenn auch nicht in der Form eines Systems abgeschlossene Darstellung seiner philosophischen Ansichten enthält. L. definirt die Philosophie überhaupt als die natürliche Entwickelung des menschlichen Geschlechts, die Lehre vom Fortschritt, und diese Lehre läuft in seiner logischen Gedankenfolge auf einen ziemlich abstracten Communismus hinaus, der das trinitarische Princip zur philosophischen Grundlage und die Gruppirung der Körperkraft, des Geistes und des Charakters zur Anwendungsformel hat. Es ist ziemlich die Fourieristische Idee, freilich ohne Phalanstère, indem L. meint, die Ausführung seines Systems erfodere keine absolute Veränderung der jetzigen Gesellschaftsformen und Lebensverhältnisse. Nachdem er die „Encyclopédie nouvelle" an Jean Reynaud überlassen, gründete er im Nov. 1841 mit L. Viardot und George Sand die „Revue indépendante", für die er indessen nur wenige Aufsätze schrieb. Später ging er von Paris nach Boussac, einem Städtchen der Marche, und dirigirte daselbst von 1845 an die „Revue sociale", die er selbst druckte und worin er ebenfalls seinen Platonischen Communismus entwickelte. In dieser Stellung überraschte ihn die Februarrevolution von 1848. Von dem Depart. Seine zum Mitgliede der Constituirenden, dann der Legislativen Versammlung gewählt, hielt er in derselben mehre sorgfältig ausgearbeitete Reden, unter andern eine, in der er die Theorie der Trias und des Circulus auseinandersetzte, welche eine gewisse Berühmtheit behalten hat. L. war der Urheber von dem Paragraphen des Wahlgesetzes, welcher die wegen Ehebruch Verurtheilten von der Volksrepräsentantenwürde ausschloß. Die letzte Rede, welche er kurz vor dem Staatsstreiche des 2. Dec. 1852 hielt, handelte von der Rehabilitirung der Frauen und ihrer Gleichstellung mit den Männern. Übrigens stimmte er stets mit der Bergpartei, die an ihm einen Hauptredner besaß, und betheiligte sich auch bei der Redaction des neu gegründeten demokratischen Journals „La république", in welchem er einen berühmten Federkrieg mit Proudhon führte. L. hat mit einem Anonymus eine franz. Übersetzung von „Werther's Leiden" von Goethe geliefert (Par. 1834; 3. Aufl., 1849), die George Sand mit einleitendem Vorwort versah und die sich durch merkwürdige Treue und Eleganz auszeichnet, obschon L. das Deutsche nicht versteht. Jedenfalls ist L., wenn auch ein weitschichtiger Schriftsteller, doch ein redlicher Forscher, beachtenswerther Denker und im Ganzen ein Mann von unbestreitbarem Talent. — **Leroux** (Jules), sein Bruder, Schriftsetzer und Nationalökonomist, war Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung von 1849 für das Depart. Creuse. Außer mehren Gelegenheitsschriften lieferte er Beiträge für die „Encyclopédie nouvelle" und die „Revue indépendante", betheiligte sich auch als Mitarbeiter und Setzer bei der „Revue sociale", die sein Bruder in Boussac herausgab.

Leroy de St.-Arnaud (Jacques Arnaud), franz. Marschall, geb. zu Paris 20. Aug. 1801, von einer angesehenen Bürgerfamilie, trat 1816 in die königl. Leibgarde, aus welcher er als Unteroffizier ins 49. Linienregiment versetzt wurde. Er hatte seit mehren Jahren den activen Dienst aufgegeben, als er 1831 ins 64. Linienregiment eintrat und bald nachher zum Lieutenant ernannt wurde. Im J. 1836 ging er in die Fremdenlegion über und nun begann für ihn eine glänzende Laufbahn, die ihn zu den höchsten Stellen und Würden bei der Armee erhob. Nachdem er 1837 zum Capitän und Ritter der Ehrenlegion, 1840 zum Bataillonschef ernannt worden, diente er ein Jahr lang bei den Zuaven und wurde 1842 Oberstlieutenant des 53. Infanterieregiments, 1844 Oberst. Jeder seiner afrik. Feldzüge, im Lande der Kabylen und in den Gebirgen des Atlas, war durch glänzende Waffenthaten bezeichnet, die ihm 1846 das Commandeurkreuz der Ehrenlegion verschafften. Im J. 1847 erhielt er das Patent eines Brigadegenerals und wurde an den Obergouverneur von Algier angewiesen, der ihm das Commando der Division von Konstantine übertrug. Mit großer Geschicklichkeit und Energie leitete er die Militäroperationen in dem letzten Feldzuge gegen die Kabylen. Sodann 1851 zum Divisionsgeneral ernannt, erhielt er im Juli das Commando der zweiten Division der Armee von Paris, und im October desselben Jahres erfolgte seine Ernennung zum Kriegsminister. Als solcher verordnete er die zur Durchsetzung des Staatsstreichs vom 2. Dec. 1852 nothwendigen Maßregeln, die auch den entschiedensten Erfolg hatten. Ein kaiserl. Decret vom 1. Jan. 1853 ertheilte ihm die Marschallswürde. Er verheirathete sich im März 1848 mit einem Fräulein Trazegnies d'Ittre, aus einer der ersten Familien Belgiens. Sein Bruder, **Louis Adolphe L. de St.-Arnaud**, geb. zu Paris 1802, und sein Halbbruder mütterlicher Seite, **Jean Louis Victor Adolphe Forcade Laroquette**, geb. 1812, sind Advocaten und gegenwärtig Staatsräthe.

Lesage (Alain René), franz. Dichter, geb. zu Sarzeau auf der Halbinsel Rhuys (Depart. Morbihan) 8. Mai 1668, verlor früh seine Ältern und kam durch die Nachlässigkeit seines Oheims um sein nicht unbeträchtliches Erbe. Seine Studien machte er bei den Jesuiten zu Vannes, die ihn später auf einem ihrer Meierhöfe in der Bretagne anstellten. Im J. 1692 kam er nach Paris, in der Absicht, seine philosophischen und juristischen Studien zu machen und irgend ein Unterkommen zu suchen. Seine persönlichen und geistigen Annehmlichkeiten erleichterten ihm seine Plane. Er fand Zutritt zu den besten Gesellschaften und gewann die Neigung einer Dame höhern Standes, die ihm ihre Hand anbot. Doch löste sich dieses Verhältniß und er heirathete 1695 die Tochter eines pariser Bürgers. L. ließ sich in die Liste der Parlamentsadvocaten einschreiben, doch aus Neigung für die Literatur gab er nach wenigen Jahren die Advocatur ganz auf. Seinen Lebensunterhalt gewährte ihm lediglich der Ertrag seiner Schriften; denn an den Pensionen des Hofs hatte er nie einen Antheil. Doch fand er in dem Abbé von Lyonne einen Freund, der, begeistert für span. Sprache und Literatur, L. das Spanische lehrte und ihm auch eine kleine Pension von 600 Livres gab. Da er mit seinen theatralischen Arbeiten bei dem Théâtre français auf zu große Schwierigkeiten stieß, so schrieb er meist für die kleinern Theater. Sein „Crispin rival de son maître" fand außerordentlichen Beifall, ebenso später sein „Turcaret" (1709), eine bittere Satire gegen die Financiers damaliger Zeit. Man bot ihm 100000 Frcs., wenn er das Stück nicht zur Aufführung bringe; L. aber ließ sich trotz seiner Armuth davon nicht abhalten. Noch größern Ruhm erwarb er sich durch seine bis jetzt noch unübertroffenen komischen Romane. Dahin gehört: „Le diable boiteux" (4. Aufl., Par. 1737; deutsch, Pforzh. 1842) und vor allem „Gilblas de Santillane" (2 Bde., Par. 1715; 4 Bde., 1735; deutsch, Pforzh. 1842). Die Idee zu ersterm gab ihm der span. Roman Velez de Guevara's: „El diabolo cojuelo", ohne daß man ihm eigentlich eine Nachahmung des span. Originals beimessen kann. Seine spätern Werke, bestehend in Vaudeville's, komischen Opern, Intermezzi, Divertissements, Possen u. s. w., finden sich in dem „Théâtre de la foire" und in der „Petite bibliothèque des théâtres". Auch sind noch von ihm „Les aventures de Guzman d'Alfarache" (2 Bde., Par. 1732), ein trefflicher niedrig-komischer Roman nach dem Spanischen des Aleman (s. d.), und der Roman „Le bachélier de Salamanque" (2 Bde., Par. 1738), der indeß weniger gelungen, zu erwähnen. In seinem Alter betrübte es ihn sehr, daß zwei seiner Söhne wider seinen Willen Schauspieler wurden; doch verzieh er Beiden, hingerissen von der Künstlerschaft des ältesten, der als Schauspieler sich Montménil nannte. In der letzten Zeit seines Lebens empfand L. einen merkwürdigen Einfluß der Sonne auf seinen Körper. Wenn sie aufstieg, fühlte er sich wohl; wenn aber der Tag sich zu neigen begann, fiel er in einen Zustand der Abspannung, welcher bis zum Wiederanbruche des Tags dauerte. Er starb 17. Nov. 1747. Eine Ausgabe seiner „Oeuvres complètes" erschien in Paris 1830.

Lesbŏnax, ein griech. Rhetor im 1. Jahrh. n. Chr., wahrscheinlich aus Mitylene auf Lesbos gebürtig und in der dortigen Rednerschule gebildet, verfaßte mehre Schriften, von denen nur zwei im Geiste der alten Attiker geschriebene Declamationen oder Kunstreden, die eine vom Korinthischen Kriege, die andere ein Aufruf der Athener zum Kriege gegen Sparta, auf uns gekommen sind, welche sich in den Sammlungen der „Oratores Graeci“ von Reiske, Bekker und Sauppe befinden und von Orelli (Lpz. 1820) besonders herausgegeben worden sind.

Lesbos, eine Insel im Ägäischen Meere, an der asiat. Küste, 12¼ QM. groß, jetzt nach der ehemaligen Hauptstadt Mitylene auch Metelino und von den Türken Midilli genannt, in dem nördlichen Winkel des Archipelagus, mit 50000 meist griech. Bewohnern, erhielt der Sage nach ihren Namen von Lesbos, einem Sohne des Lapithes, der auf den Rath des Orakels eine Colonie hierher geführt hatte, die anfangs Pelasgia hieß, und war reich an Marmor und Edelsteinen, an Holz, Getreide, Wein, Oliven und Feigen, die noch gegenwärtig für die vorzüglichsten gelten. Unter den neun ehemals blühenden Städten waren besonders Mytilene oder Mitylene (s. d.), Pyrrha, Methymna, Arisba, Eressus und Antissa berühmt; jetzt zählt man daselbst etwa 120 Flecken und Dörfer. Aus einer unbedeutenden Monarchie erhob sich L. zu einer mächtigen Demokratie und machte hierauf nicht blos auf dem festen Lande und dem ehemaligen Gebiete von Troja Eroberungen, sondern widerstand auch den Athenern 606 v. Chr. in dem sogenannten Sigeischen Kriege. Dann wurde es von Samos und darauf von den Persern beunruhigt, deren Oberherrschaft es endlich anerkennen mußte, bis es nach der Schlacht bei Mykale 479 v. Chr. das pers. Joch wieder abwarf und Athens Bundesgenosse wurde. Während des Peloponnesischen Kriegs trennte es sich mehrmals von Athen, wurde aber immer wieder zum Gehorsam zurückgebracht. Namentlich reizte ein vornehmer Bürger von Mitylene aus Privatrache, indem er diese Stadt eines Bündnisses mit den Spartanern beschuldigte, die Athener 427 zu einem Kampfe gegen die Insel, welcher die Schleifung der Mauern von Mitylene, die Wegnahme der Schiffe und Tödtung von 1000 der reichsten Einwohner zur Folge hatte. Außerdem wurde L. mit Ausnahme des Gebiets von Methymna, das damals gegen Athen die Waffen nicht ergriffen hatte, in 3000 Theile zerstückelt, von denen 300 dem Dienste der Götter geweiht, die übrigen aber unter athen. Bürger vertheilt und von diesen an die alten Eigenthümer verpachtet wurden. Dennoch erholten sich die Städte auf L. bald wieder. Die Lesbier selbst waren im Alterthume ihrer Ausschweifungen wegen übel berüchtigt, standen aber zugleich in dem Rufe der feinsten Lebensart und hoher Geistesbildung. Besonders berühmt war die lesbische Schule der Musik, deren Ursprung man mit der Sage von Orpheus in Verbindung setzte, und vor Allen zeichneten sich darin Arion von Methymna und Terpander von Antissa aus, sowie unter den lyrischen Dichtern Alcäus und Sappho als die vornehmsten genannt werden. Auch wurden die Weisen und Philosophen Pittakus, Theophrast und Theophanes und der Geschichtschreiber Hellanikus hier geboren, und auswärtige Gelehrte wählten sie zu ihrem Aufenthaltsorte, wie Epikur und Aristoteles, welche eine Zeit lang Vorlesungen daselbst hielten. Vgl. Plehn, „Lesbiacorum liber“ (Berl. 1826); Zander, „Beiträge zur Kunde der Insel L.“ (Hamb. 1827). In der Mitte des 14. Jahrh. wurde L. von den Byzantinern der genues. Familie Gateluzo abgetreten, die auch Imbros, Lemnos, Samothrace und Thasos gewann, und deren letzter Herzog, Nicolas, 1462 die Insel an Mohammed II. verlor. Im J. 1690 und 1698 erfochten die Venetianer und 21. Juni 1821 die Griechen bei L. Seesiege gegen die Türken. Die Hauptstadt der Türken ist gegenwärtig Castro mit 10000 E., zwei Häfen und zwei Castellen, sowie mit nicht unbedeutendem Schiffbau und Seehandel.

Lescot (Pierre), ein berühmter Architekt des 16. Jahrh. (wahrscheinlich von 1510—78), außerdem Abt von Clugny und Kanoniker der Kathedrale zu Paris, ist bekannt als Erbauer des Louvre, der noch heute in der erhaltenen westlichen Façade des Hofs als höchstes Prachtdenkmal der franz. Architektur gilt. Auch baute L. das Haus Franz' I. in den Champs-Élysées und entwarf die Zeichnung zur Fontaine des innocents, woran Jean Goujon die Reliefs bildete, wie überhaupt die innige Freundschaft mit diesem geschickten Bildhauer, der auch am Louvre thätig war, eine große Einheit und Harmonie zwischen dem constructiven und ornamentalen Theil der L.'schen Bauten bewirkte.

Lesen und Lesemethoden. Lesen heißt: Zeichen in Laute übertragen; denn selbst beim Stilllesen findet unbewußt eine solche Übertragung, die man eine Belebung nennen könnte, statt. Die dabei in Anwendung kommenden Zeichen können die allermannichfaltigsten sein: Hieroglyphen, geometrische Figuren, Zahlen, geographische Darstellungen u. dgl.; die gewöhnlichsten

sind jedoch die Buchstaben, die Bestandtheile des geschriebenen oder gedruckten Wortes. Die Erlernung dieser Geschicklichkeit ist dem civilisirten Menschen ebenso eigenthümlich, wie die articulirte Sprache und die Schrift; man hat diese Erlernung zu allen Zeiten möglichst zu erleichtern sich bemüht, namentlich in Deutschland seit Erfindung der Buchdruckerkunst. Den ersten Schritt dieser Art that schon ums J. 1534 Valentin Ickelsamer, indem er es versuchte, das Lesen ohne Buchstabiren zu lehren. Einen andern Weg betrat zu Anfange des 18. Jahrh. der Verfasser eines bei J. C. Weigel in Nürnberg erschienenen Abc-Buchs: „Neuerfundener Lustweg in allerlei schönen Künsten und Wissenschaften, welcher besteht in einer besondern Erfindung, wie die zarte Jugend, durch Beispiele gewisser darzu bequemen Bildern, ganz spielend den ersten Haubtgrund des Abc und Buchstabirens erlernt, und selbige dadurch fast ohne Lehrmeister in gar kurzer Zeit zum völligen Teutsch und Lateinisch Lesen und Schreiben perfectionirt werden könne". Hübsche Bilder erläutern hier die Laute, bisweilen in recht witziger und sinniger Weise. Doch fand schon damals die „zornerweckende" Buchstabir- und Sillabirmethode entschiedene Gegner in J. G. Zeidler (um 1700), dem Prediger Venzky (1721), J. J. Hecker in Berlin und dem pseudonymen Nachsinner (1735). Ja selbst der berühmte Philolog M. Geßner achtete es nicht unter seiner Würde, in dieser Angelegenheit mitzusprechen (1756) und Vorschläge zu einer Verbesserung der Methode des ersten Leseunterrichts zu machen. Basedow wirkte trotz seiner bekannten „gebackenen Buchstaben" wenig für die Verbesserung des Leseunterrichts, und auch Pestalozzi erklärt sich in seiner „Anweisung zum Buchstabir- und Lesenlernen" (1801) noch für die altherkömmliche Methode. Erst der scharfsinnige L. H. F. Olivier, angeregt von Wolke's Bestrebungen, stellte (1808) der alten Buchstabir- oder **Nominalmethode**, wie man sie später nannte, die **Laut- oder Lautirmethode** entgegen und brach damit dem Bessern offenbar die Bahn. Denn so gewiß auch schon manche Schulmänner vor ihm diese Methode ahnten oder mehr oder weniger deutlich auffassen und selbst beim Unterrichte anwenden mochten, gebührt doch Olivier sicher das Verdienst, dieselbe wissenschaftlich begründet zu haben; und eben hierin liegt das Bedeutende und Dankenswerthe seiner Leistung. Zeichen und Laut traten bei ihm in ein richtigeres Verhältniß zueinander, indem man beim Benennen oder Aussprechen der Buchstaben jedem Consonanten den unerlaßlich nöthigen Hülfslaut eben nur in einem mehr hauch- als tonähnlichen e zugesellt, wie etwa das b oder p hörbar wird am Ende der Wörter „Traube" oder „Tulpe", und daher die Buchstaben alle nach gleicher Analogie benennt, wodurch allerdings die unmittelbare Verbindung derselben untereinander und mit eigentlichen Vocalen sehr erleichtert wird. Die von Olivier eingeschlagene Bahn verfolgten mit verschiedenen Modificationen: Stephani, der die Lautmethode zuerst in die Volksschule einführte; Krug, der für das Physiologische der Sprache mehr als irgend einer seiner Vorgänger geleistet hat; Zeller, Pöhlmann, der zwischen der alten (Buchstabir-) und neuen Methode zu vermitteln suchte, und Graser, der mit G. L. Schulze (in seiner „Legographologie"), Graßmann, Scholz, Harnisch und Steen den ersten Leseunterricht mit dem Schreibunterricht verbunden wissen wollte. Dieser letztere Weg und vielleicht auch der Einfluß der Grundsätze Jacotot's (s. d.) waren es wol, die in der neuesten Zeit auf die einfachste Lesemethode führten, welche man, weil sie mit dem ganzen Worte anfängt und von diesem ausgeht, die **Wortmethode** zu nennen pflegte, obgleich sie die Lautmethode in sich einschließt. Sie charakterisirt sich als die einfachste und natürlichste, welche das Kind auf dem leichtesten, Geist und Gemüth weckenden und angenehm beschäftigenden Wege in überraschend kurzer Zeit zur Lesefertigkeit führt. Sie beruht auf der rechten Anschauung und übt zugleich fortwährend die productive Kraft. Ihr Hauptvertreter, der Schuldirector Vogel in Leipzig, erprobte sie zuerst in der dortigen Bürgerschule, und seine Bilderfibel, „Des Kindes erstes Schulbuch" (Lpz. 1842; 7. Aufl., 1852), hat weite Verbreitung gefunden und eine Menge Nachahmungen veranlaßt, unter denen jedoch nur die von A. Böhme in Berlin (1846) eine selbständige genannt zu werden verdient. Mehr nach Jacotot'schen Grundsätzen modificirt erscheint diese Methode in den Fibeln von Thomas, Gittermann u. A. Daß auch bei dieser, wie bei jeder, auch der besten Methode, der tüchtige Lehrer die Hauptsache bleibt, versteht sich von selbst. Eine gute Zusammenstellung auf dem Gebiete der Methodik des Leseunterrichts findet man in Diesterweg's „Wegweiser zur Bildung für Lehrer" (2 Bde., 4. Aufl., Essen 1851).

Lesghier oder **Dido**, ein Volk des Kaukasus (s. d.), welches in vielen Stämmen den größten Theil des in neuerer Zeit wegen der Kriege mit den Russen bekannt gewordenen Landes Daghestan (s. d.) bewohnt. Die L. sind Urbewohner ihres kahlen, von furchtbaren Abgründen und tiefen Schluchten zerrissenen, wenig fruchtbaren Gebirgslandes. Von jeher den Verheerungen des Kriegs ausgesetzt, haben sie sich in große Dörfer (Aoule) zusammengezogen, die nicht selten

mehre Tausend Einwohner zählen. Gewöhnlich sind diese Ortschaften an schwer zugänglichen Stellen erbaut, sodaß sie leicht in Festungen umgewandelt werden können. Der wilde Muth und die Geschicklichkeit der L. in der Führung der Waffen bewirkt zudem, daß die Russen bisher jeden Schritt Landes nur durch die blutigsten Opfer erkämpfen konnten. Unter den 15 Stämmen und Herrschaften, in welche das lesghische Volk zerfällt, sind am wichtigsten und zahlreichsten: das Khanat von Avarien (diese lesghischen Avaren sind von denen der Völkerwanderung gänzlich verschieden) mit der jetzt zerstörten Hauptstadt Chunsach; die Bundesgenossenschaft von Dargo; Ober- und Unter-Karakaitah; das Khanat von Kasikumyk mit sehr gewerbfleißigen Einwohnern. Die hier verfertigten Tuche und Waffen, die Filzmäntel und Silberarbeiten sind berühmt im ganzen Kaukasus. Man schätzt die L. gewöhnlich auf 400000 Seelen, wovon nur etwa 72000 den Russen wirklich unterworfen sein mögen. Vom Christenthume, das wiederholt in Daghestan eingeführt, aber nie recht einheimisch wurde, sind bei den L. nur wenige Spuren übrig geblieben. Der herrschende Glaube des Landes ist der von Schamyl (s. d.) in neue Formen gefaßte Islam. Ursprünglich mögen die L. eine und dieselbe Sprache gesprochen haben, die aber durch die Trennung und Absonderung des Volkes in mehre Mundarten zerfiel, welche sich im Laufe der Zeit zu besondern Sprachen ausbildeten. Die unter den L. wohnenden **Kubatschi** sprechen eine nach Wurzeln und grammatischen Formen von den lesghischen ganz verschiedene Sprache. Die Kubatschi nennen sich selbst Frengis und behaupten von Europäern abzustammen. Sie sind unter den Gebirgsvölkern wegen ihrer Geschicklichkeit in Verfertigung von Waffen bekannt.

Lesseps (Jean Bapt. Barthélemy, Baron de), der Reisegefährte Lapeyrouse's (s. d.), wurde 1765 zu Cette geboren. Er hatte bereits seinen Vater, der franz. Generalconsul zu Petersburg war, fünf Jahre als Viceconsul unterstützt, als er 1785 von Ludwig XVI. den Auftrag erhielt, Lapeyrouse auf dessen Reise als Dolmetscher zu begleiten. Nachdem die Expedition an der südlichen Spitze von Kamtschatka angelangt, wurde L. 29. Sept. 1787 abgeschickt, um die Resultate der bisher glücklich abgelaufenen Reise zu Lande nach Frankreich zu bringen. Nach einem Zuge durch unwirthbare Gebiete langte er 22. Sept. 1788 zu Petersburg an, übergab die Depeschen dem franz. Gesandten Ségur und setzte seine Reise nach Versailles fort. Hier war er einige Zeit der Gegenstand der höchsten Neugierde, zumal er auf den Wunsch des Königs die Kleidung eines Kamtschadalen anlegte. Er ging hierauf als Consul nach Kronstadt, später nach Petersburg, wo er noch 1812 war. Napoleon ließ ihn nach dem Einzuge in Moskau zu sich rufen und übertrug ihm die Einrichtung eines Verwaltungsraths. Nach der Restauration schickte ihn Ludwig XVIII. als Chargé d'affaires nach Lissabon und ernannte ihn später zum dortigen Consul, bis er dieses Amt 1823 an Hyde-de-Neuville abtrat. L. starb zu Paris 6. Mai 1834. Von ihm erschienen „Observations sur la Sibérie et le Kamtschatka" (2 Bde., Par. 1790). — **Lesseps** (Ferdinand de), des Vorigen Sohn, war seit 1839 Generalconsul zu Barcelona und zeigte hier seit 1841 eine außerordentliche, gegen die Regentschaft Espartero's gerichtete Thätigkeit. Seine Feinde beschuldigten ihn sogar, daß er den Aufstand im Nov. 1842 angezettelt und die verhängnißvolle Krisis, in welche Spanien darüber verfiel, herbeigeführt habe. Man glaubte, die franz. Regierung würde das Benehmen ihres Agenten misbilligen; allein L. empfing bald nachher den Orden der Ehrenlegion. Im Aug. 1844 wurde er auf das Gerücht, der Vicekönig Mehemed-Ali von Ägypten habe seine Regierung niedergelegt, an Lavalette's Stelle als Generalconsul nach Alexandrien geschickt. Im J. 1849 zum bevollmächtigten Gesandten und außerordentlichen Botschafter der franz. Republik in Rom ernannt, knüpfte er nach dem ersten misglückten Angriffe gegen diese Stadt durch einen Theil des franz. Expeditionscorps mit den Häuptern der dortigen Republik Unterhandlungen an, welche von der franz. Regierung nicht genehmigt wurden. L. ward abberufen und fiel seitdem bei Ludwig Napoleon in Ungnade. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er die zwischen ihm und den Häuptern der röm. Republik gewechselten Noten und vertheidigte sein diplomatisches Benehmen in mehren Broschüren, wie: „Mission à Rome, mai 1849"; „Réponse au ministère et au conseil d'état, août 1849." — **Lesseps** (Matthieu, Graf de), ein Verwandter der Vorigen, geb. 1774, wurde 1792 franz. Geschäftsträger in Marokko, 1799 Consul zu Cadix, dann in Ägypten und 1806 zu Livorno. Im J. 1808 wurde er Präsident des Jonischen Senats, und als Napoleon 1815 von Elba zurückkehrte, erhob ihn derselbe zum Grafen und ernannte ihn zum Präfecten des Depart. Cantal. Ludwig XVIII. gab ihm 1817 eine diplomatische Sendung nach Marokko; 1827 aber erhielt er das Generalconsulat in Syrien, später das zu Tunis, wo er 28. Dec. 1832 starb. — **Lesseps** (Charles de), ebenfalls dieser Familie angehörig, franz. Publicist, war

zuerst Secretär bei Mauguin, als dieser in der liberalen Opposition eine Rolle spielte und das Journal „Le commerce" dirigirte. L. wurde bald Oberredacteur dieses Journals und begann 1840 gegen die Befestigungswerke von Paris einen langen journalistischen Feldzug. Als 1844 der Marquis von Lamisier den „Commerce" ankaufte, legte L. die Redaction dieses Blattes nieder und gründete ein neues Organ, den „Esprit public", der an den Traditionen des alten „Commerce" festhielt. Im J. 1846 schickte ihn das Depart. Lot-Garonne in die Deputirtenkammer, wo er auf der äußersten Linken saß. Der „Esprit public" ging ein und L. wurde nur um so hitziger gegen das Ministerium Guizot. Nach der Februarrevolution von 1848 ernannte ihn die Provisorische Regierung zum Staatsrath, welches Amt ihm jedoch von der Constituirenden Versammlung nicht belassen ward. Später redigirte er zu Agen ein demokratisches Journal und wurde 1851 als Theilnehmer an einem republikanischen Complot im Süden von Frankreich verurtheilt.

Lessing (Gotthold Ephraim), der Reformator der deutschen Nationalliteratur und des geistigen Lebens in Deutschland überhaupt, war 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der sächs. Oberlausitz geboren, wo sein Vater als erster Prediger lebte. Der erste Unterricht, den der regsame Knabe durch seinen ernsten und gelehrten, streng lutherisch-orthodoxen Vater erhielt, war hauptsächlich religiösen Inhalts; durch einen spätern Hauslehrer Mylius knüpfte sich jedoch die Verbindung mit dessen seiner Zeit als Freigeist viel genanntem Bruder an. Von der Stadtschule in Kamenz kam L. 1741 auf die Fürstenschule zu Meißen, wo er fünf Jahre zubrachte, schon damals große Selbständigkeit in eifrigen, frei gewählten Studien verrathend. Die alten Sprachen und Mathematik waren seine Hauptbeschäftigung, neben welcher jedoch auch die deutsche Dichtkunst schon berücksichtigt wurde. Im J. 1746 bezog er die Universität zu Leipzig. Statt jedoch nach dem Willen seiner Ältern Theologie zu studiren, fand er blos an Ernesti's Vorlesungen Gefallen; außerdem beschäftigte er sich mit den verschiedensten Wissenschaften. Er suchte durch Leibesübungen seine körperliche Kraft und Gewandtheit zu erhöhen, machte Bekanntschaft mit Schauspielern, namentlich mit der berühmten Schauspieldirectorin Neuber, die seinen „Jungen Gelehrten" auf die Bühne brachte, und nahm Theil an der ästhetischen Wochenschrift „Ermunterungen". Eine dauernde Freundschaft schloß er mit C. F. Weiße. Aus dieser Zeit stammt neben mehren Dramen die Mehrzahl seiner kleinen Anakreontischen Gedichte, obwol er selbst weder von Liebe noch von Wein viel zu genießen hatte. Die Unzufriedenheit der strengen Ältern mit dieser Lebensweise veranlaßte eine kurze Rückkehr nach Kamenz. Nach nochmaligem, durch mancherlei Unannehmlichkeiten verleidetem Aufenthalte in Leipzig folgte L. 1750 seinem Freunde Mylius nach Berlin. Hier ließ er „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" erscheinen, sowie seine Gedichte unter dem Titel „Kleinigkeiten". Doch noch in demselben Jahre ging er nach dem Wunsche seiner Ältern nach Wittenberg, wo er mit einem jüngern Bruder studirte und Magister wurde. In diese Zeit fallen mehre seiner Übersetzungen, z. B. von des Spaniers Huarte „Prüfung der Köpfe"; ferner eine Kritik der „Messiade" und zahlreiche gelehrte Abhandlungen. Im J. 1753 ging er wieder nach Berlin und redigirte hier den gelehrten Theil der „Vossischen Zeitung", ließ auch seine „Kleinen Schriften" (2 Bde.) und die „Theatralische Bibliothek" (2 Stück) erscheinen. Während eines streng zurückgezogenen Aufenthalts in Potsdam 1755 vollendete er das Trauerspiel „Miß Sara Sampson", mit welchem er nicht nur das bürgerliche Drama in Deutschland einführte, sondern dem deutschen, bisher ganz von franz. Mustern abhängigen Drama überhaupt eine ganz neue Bahn anwies. Der Plan, mit einem leipziger Kaufmanne eine große Reise zu unternehmen, wurde der Kriegsunruhen wegen nur bis Holland ausgeführt; durch einen unangenehmen Proceß mußte er auch die Erfüllung der von seinem Begleiter eingegangenen Verpflichtungen erzwingen. Von da an bis 1760 lebte L. theils in Leipzig, theils in Berlin und trat mit E. von Kleist und Gleim, später mit Ramler, Fr. Nicolai und Moses Mendelssohn in enge Verbindung. In Gemeinschaft mit den beiden Letztern begann er die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und die „Literaturbriefe"; außerdem dichtete er seine „Fabeln" und begann die erst 1772 als „Emilie Galotti" vollendete „Virginia". Nachdem er 1760 von der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin zum Mitgliede gewählt worden, ging er als Secretär des Generals Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien, nach Breslau. Theils die Absicht, die bis dahin stets geflohene Gebundenheit eines bestimmten Berufs, theils der Wunsch, neue und bedeutende Lebensverhältnisse kennen zu lernen, scheinen ihn zu diesem Schritte bewogen zu haben. Die schönste Frucht dieses bis 1765 bestehenden Verhältnisses war L.'s vollendetstes Drama „Minna von Barnhelm", nach Goethe's Urtheil „die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch

temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that". Der Aufenthalt in Breslau verstrich fast ohne alle Verbindung mit den ältern Freunden in einer reichen Abwechselung angestrengter Thätigkeit und des angeregtesten geselligen Lebens. Daß aber letzteres, namentlich das ihm oft zum Vorwurf gemachte Hazardspiel nie die Oberhand gewann, bewies L. selbst, indem er 1766 zur Überraschung auch seiner nächsten Freunde sein Meisterwerk „Laokoon, oder über die Grenzen der Poesie und Malerei" erscheinen ließ. Dieses Werk, auch in stilistischer Beziehung classisch, hat bis auf den heutigen Tag den nachhaltigsten Einfluß auf die Kritik sowol der redenden als der bildenden Künste, ja auf Geist und Richtung der gesammten Alterthumswissenschaft geübt. Damit hingen nahe zusammen mehre kleine Abhandlungen, unter denen die „Wie die Alten den Tod gebildet" (1769) obenan steht. Diese Richtung von L.'s Thätigkeit führte etwas später seinen Streit mit dem anmaßlichen und ungründlichen Klotz (s. d.) herbei. Nach zwei in Berlin unzufrieden verlebten Jahren folgte L. einer Einladung nach Hamburg, um an der dort beabsichtigten Herstellung eines Nationaltheaters sich zu betheiligen. Aber die Unfähigkeit der Unternehmer und die Uneinigkeit der Schauspieler vereitelten seine großen Plane, denen wir seine „Dramaturgie" (2 Bde., 1768) verdanken, ein Werk, welches auf seinem Gebiete, namentlich in dem Kampfe gegen die franz. und für die engl. Schaubühne ebenso bedeutend wirkte als der „Laokoon" auf dem seinigen. Noch weniger als jenes theatralische Unternehmen glückte der mit J. J. C. Bode entworfene Plan einer Buchhandlung für Gelehrte, wozu L. das praktische und ökonomische Geschick durchaus nicht besaß. Mit seiner Lage in Hamburg höchst unzufrieden, gerieth er auf den Gedanken, nach Italien zu gehen, sich dort nach Winckelmann's Vorgang festzusetzen und nur noch über archäologische und Kunstgegenstände lateinisch zu schreiben. Indessen hielt ihn hiervon ein Ruf des Erbprinzen Ferdinand von Braunschweig ab, der ihn an die Spitze der Bibliothek in Wolfenbüttel stellte, „mehr damit L. die Bibliothek, als daß die Bibliothek ihn nutze". Im April 1770 trat er dieses Amt an, nachdem er noch in Hamburg eine Verbindung mit einer trefflichen Frau, der Witwe König, geknüpft hatte, die er im Herbst 1776 heirathete, aber schon nach kaum anderthalb Jahren im Wochenbett verlor. In Wolfenbüttel beschäftigte er sich fast ausschließend mit Ausbeutung der dortigen literarischen Schätze. Gleich anfangs that er einen bedeutenden Fund an der lange verloren geglaubten Schrift des Berengar von Tours über die Abendmahlslehre gegen Lanfranc. In den J. 1774 und 1778 gab er die „Wolfenbüttelschen Fragmente eines Ungenannten" heraus, als deren Verfasser erst später H. S. Reimarus (s. d.) bekannt wurde, und gerieth so auf den Boden theologischer Kämpfe. Gleich entfernt von einem blinden Wortglauben wie von seichter Aufklärerei wurde er ein Hauptbegründer der freiern theologischen Wissenschaft, obschon er selbst nur Leiden und Kämpfe davontrug. Sein Hauptgegner, der orthodoxe Pastor Joh. Melch. Götze in Hamburg, veranlaßte L.'s geistvollen „Antigötze". Mit der Censur hatte er in Folge dieser theologischen Polemik mancherlei Kämpfe zu bestehen, denen wir aber auch seinen „Nathan der Weise" (1779) verdanken, welches Drama L.'s Glaubensbekenntniß in dramatischer Form enthält. In Verbindung steht damit „Ernst und Falk, Gespräche über die Freimaurerei" (1778). Seine letzte literarische Arbeit war „Die Erziehung des Menschengeschlechts" (1780), die den Keim zu Herder's und allen spätern Werken über Philosophie der Geschichte enthält. Ein neuerer Versuch, ihm die Autorschaft dieses Werkes abzusprechen, ist durchaus mislungen. Noch in seinen spätern Lebensjahren suchte man L. von Wolfenbüttel wegzuziehen; so von Manheim aus, wo der Kurfürst Karl Theodor 1776 eine Akademie der Wissenschaften und ein Nationaltheater der Deutschen errichtete. L. unternahm 1777 nur eine Reise dahin, womit die Sache ruhen blieb. Auch für die von Joseph II. beabsichtigte Akademie der Wissenschaften interessirte er sich so lebhaft, daß er 1775 nach Wien reiste, wo er eine sehr ehrenvolle Aufnahme fand und von wo aus er mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien ging. In der letzten Zeit seines Lebens nahmen seine Gesundheit, frühere Heiterkeit und Geselligkeit merklich ab, meist in Folge der Anfechtungen, die er auf theologischem Gebiete erfuhr. Seit Anfang Februar an Engbrüstigkeit gefährlich leidend, erlag er in Braunschweig am Abend des 15. Febr. 1781 einem heftigen Anfalle dieses Übels. Im J. 1796 wurde ihm auf dem Bibliothekplatz zu Wolfenbüttel durch einige Freunde ein einfaches Denkmal errichtet; das Postament zu einer trefflichen Bildsäule von Rietschel wurde im Herbst 1852 zu Braunschweig aufgestellt. In seiner Vaterstadt erhält seit 1826 ein Barmherzigkeitsstift sein Andenken. Seine „Sämmtlichen Schriften" erschienen zuerst in Berlin 1771—94 (30 Bde.) und sodann daselbst 1825—28 (32 Bde.); eine musterhafte Ausgabe derselben besorgte K. Lachmann (13 Bde., Berl. 1838—40); nicht alle Werke enthält eine neuere Ausgabe (10 Bde., Lpz. 1842).

L.'s Verdienste in fast allen Zweigen geistiger Thätigkeit sind ganz unberechenbar, und wenn sie jetzt zum Theil weniger in die Augen fallen, so liegt dies nur daran, daß das Meiste, was er angeregt, bereits zum geistigen Gemeingut aller Gebildeten geworden ist. Obgleich kein eigentlich dichterischer Genius, wie er selbst am bestimmtesten ausgesprochen, hat er doch umfassender als irgend einer seiner Zeitgenossen für die Wiederherstellung der deutschen Dichtung gewirkt. Seine frühern Dramen und kleinern Gedichte stehen freilich auf dem Standpunkte ihrer Zeit; doch auch sie weisen schon auf ein höheres Ziel hin. Als entschiedene Muster aber wirkten seine vier großen Dramen, die, frei von der Unwahrheit und unnatürlichen Regelrechtigkeit der franz. Dramen, Freiheit der Form mit einer bis dahin ungeahnten Tiefe des Inhalts verbinden. In „Miß Sara Sampson" und „Emilie Galotti" sind besonders sittliche, in „Minna von Barnhelm" vaterländische, im „Nathan" religiöse Grundgedanken wirksam. Würdig stehen diesen Leistungen zur Seite seine kritischen Werke über Dichtkunst, vor allem die „Dramaturgie", dann die Abhandlungen über Fabeln und Epigramme, die zuerst wieder eine gesunde Methode für derartige Untersuchungen anwendeten. Vieles hierher Gehörige ist in seinen andern Werken, namentlich im „Laokoon" zerstreut. Überall dringt L. auf freie Entwickelung des angeborenen Talents, als dessen einzige Führerin er die Natur und die aufmerksame Betrachtung wahrhaft großer Muster anerkennt. Aber seine Thätigkeit beschränkte sich nicht hierauf. Selbst im Besitz einer unermeßlichen Gelehrsamkeit und Belesenheit, war er der Erste, der auf den Mangel an Geist und Leben in der herkömmlichen Gelehrsamkeit hinwies und seine gelehrten Werke mit dem regsten geistigen Leben erfüllte. So hauchte er, hier mit Winckelmann gemeinsam wirkend, der Alterthumskunde, namentlich der Behandlung der alten Kunst, ein ganz neues Leben ein; so beschäftigte er sich schon ernstlich mit den Schätzen der mittelalterlichen deutschen Poesie; so regte er auf theologischem Gebiete ein ganz neues Leben an und fand noch nebenher Zeit zu den verschiedensten und abgelegensten Untersuchungen, wie z. B. „Über das Alter der Ölmalerei". Systematiker war L. nirgends und man ist sicherlich zu weit gegangen, wenn man ihm ein eigenes philosophisches System zuschreiben wollte. Als Kritiker ist L. darin unübertroffen, daß er, bei manchen Irrthümern im Einzelnen, die eine spätere, auf seinen Schultern stehende Zeit leicht verbessern konnte, nirgends blos verneinend zu Werke ging, sondern stets zugleich aufbaute oder doch wenigstens die klarsten Fingerzeige zum Aufbauen gab, wodurch seine Schriften noch für die Gegenwart eine unerschöpfliche Fundgrube geistiger Anregung werden. Daß er bei dem großen Umfange seiner Thätigkeit fast nichts zum völligen Abschlusse gebracht hat und oft rein fragmentarisch verfuhr, kann einen wirklichen Tadel nicht begründen. Hierzu kommt noch bei ihm die wunderbare Vollendung der prosaischen Darstellung, die, stets voll Leben und Leichtigkeit, auch für die trockensten Gegenstände Interesse erweckt und doch nirgends oberflächlich über das Wesen der Sachen hinweggeht. Am allerhöchsten aber steht L. als Schriftsteller und als Mensch durch seinen unbestechlichen und unerschütterlichen Wahrheitssinn, der sich sein ganzes Leben hindurch gleich blieb. Freilich erscheinen seine polemischen Schriften dadurch bisweilen hart und tief einschneidend; aber er versöhnt durch das stets bereite Bekenntniß eigener Irrthümer und dadurch, daß seine Angriffe nur der Sache, nie der Person gelten. L.'s persönlicher Charakter war bei seinen Lebzeiten mancherlei Verunglimpfungen ausgesetzt, jedoch mit Unrecht, wie dies das Zeugniß seiner Freunde und mehr noch sein eigener, nach seinem Tode veröffentlichter Briefwechsel beweist. Ein trefflicher Sohn, Bruder, Gatte und Freund, echter Protestant, unbekümmert um äußere Güter, oft in bedrängten Lagen, wich er nie von der strengsten Rechtlichkeit, verfolgte aber auch schonungslos fremdes Unrecht. An heitern Lebensgenüssen nahm er gern Theil und gab sich ihnen in einzelnen Pausen seiner angestrengten Thätigkeit ganz hin, ohne sich je von ihnen beherrschen zu lassen. Vgl. „L.'s Leben nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlässe" (herausgegeben von dessen Bruder Karl Gotthelf L., 2 Bde., Berl. 1793); Fr. Schlegel, „L.'s Gedanken und Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert" (3 Bde., Lpz. 1804), und desselben Abhandlung „Über L." in den „Charakteristiken und Kritiken" (Bd. 1, Königsb. 1801); Schink, „L.'s Leben und Charakteristik" (Berl. 1825), als erster Band von L.'s „Sämmtlichen Schriften"; Guhrauer, „L.'s Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert" (Berl. 1842). Ein durchaus treffliches Buch ist Danzel's „G. E. L., sein Leben und seine Werke" (Bd. 1, Lpz. 1850), das von Guhrauer vollendet wird. — L.'s jüngerer Bruder, Karl Gotthelf L., geb. 10. Juli 1740, gest. 17. Febr. 1812 als Münzdirector in Breslau, hat sich theils durch die Herausgabe von seines Bruders Nachlaß, theils durch einige Lustspiele bekannt gemacht.

Lessing (Karl Friedr.), unter den deutschen Malern der Gegenwart einer der größten, wurde

15. Febr. 1808 zu Wartenberg in Schlesien geboren. Sein Vater, ein Neffe von Gotth. Ephraim L. und Kanzler der Standesherrschaft Wartenberg, leitete mit Umsicht und Strenge die Erziehung seiner Kinder, die er auch in den Freistunden zur Beobachtung der Natur, insbesondere zum Studium der Pflanzenwelt anhielt. Dieses Verfahren stimmte mit den Neigungen des Sohnes überein, und derselbe verfiel um so eher darauf, sich nachbildend zu versuchen, als ihm zur Aneignung und Beherrschung des Werks wenig Anlage, zur Aneignung der Formen aber das glücklichste Auge, zur Beherrschung derselben das reichste Talent verliehen war. Im J. 1820 kam er auf das kath. Gymnasium in Breslau, wo sich zu seinen botanischen Nebenstudien mineralogische gesellten. Die eigentlichen Schulkenntnisse erfuhren dabei freilich Zurücksetzung, sodaß L. nach zwei Jahren noch immer in Quarta saß. Die Lehrer suchten daher den Vater zu einer Bestimmung über die Laufbahn des Sohnes zu veranlassen, wie sie durch die bisherige Entwickelung deutlich vorgezeichnet zu sein schien. Doch wünschte dieser die ideale Richtung des jungen L. wenigstens mit einem möglichst naheliegenden praktischen Beruf zu vereinigen und schickte ihn auf die Bauakademie nach Berlin, damit aber in die Prüfungszeit des Kampfes zwischen Neigung und Kindespflicht. Der Zeichnenunterricht bei Rösel und Dähling gewann bald über die Bauakademie den Sieg, und eine Reise nach Rügen weckte in L. den Landschafter so auf, daß er nun die Hausordnung seiner Großmutter durch tagesfrühe Excursionen störte. Der Vater warnte indessen vor dem Malerleben ohne ein erwiesenes glänzendstes Talent und deutete auf das Bauführerexamen. Aber L. bestand nicht einmal die voraufgehende Abiturientenprüfung, kämpfte in seiner ernsten, verschlossenen Weise den innern Streit redlich durch, schrieb seinen Entschluß kurz an den Vater, warf sich mit Kraft und Ernst auf die Übung seiner Kunst und setzte bereits 1825 durch sein erstes Bild: Kirchhof mit Leichensteinen und Ruinen, seine Lehrer und das Publicum in Erstaunen. Der Kunstverein zahlte dafür das Doppelte des gefoderten Preises. Der Vater ließ sich bewegen, nach Berlin zu kommen, und söhnte sich mit den Bestrebungen des Sohnes aus. Dieser erlangte bald darauf die Bekanntschaft W. Schadow's und folgte demselben nach Düsseldorf. Hier begann bei L. das Figurenzeichnen, und eine Menge von Compositionen, deren eine die andere drängte, deutete im voraus den Historienmaler an. L.'s schöpferische Phantasie ließ es selten zur Beendigung der Entwürfe kommen. Im J. 1829 führte L. im Gartensaal des Grafen Spee zu Haltorf die Schlacht bei Iconium aus, zur Vollendung eines Bildercyklus aus dem Leben Friedrich's des Rothbarts, den Cornelius, als dieser mit seinen Schülern nach München zog, unabgerundet zurückließ. L. leistete hier bereits Außerordentliches. Um diese Zeit wandte sich die düsseldorfer Schule dem Romantisch-Sentimentalen zu. Die Balladendichter wurden gelesen und nur aus ihnen, vielfach nicht ohne Übergriffe in das Gebiet der Dichtkunst, die Stoffe genommen und verarbeitet. Als Sohn seiner Zeit nahm L. an dieser Richtung Theil; aber die Tiefe seines Sinnes und die Strenge und der Ernst seines Wesens sicherten ihn vor deren Verirrungen und bewahrten ihm seine Selbständigkeit. Sein berühmtes Trauerndes Königspaar (gestochen von Lüderitz) darf keineswegs eine Illustration des Uhland'schen Gedichts, seine Lenore (lithographirt von Jentzen) nicht eine bloße Übersetzung der Bürger'schen Ballade genannt werden. Beide Werke sind selbständige malerische Behandlungen des auch in der Poesie zum Ausdruck gekommenen Stoffs, ohne daß man sich zu verhehlen braucht, daß die Lectüre der Dichter den Maler auf diese Stoffe hingeführt hat. Andererseits ist der Räuber und sein Kind ein Bild dieser Gattung, welches umgekehrt ebenso wol zu einer Ballade anregen möchte. Mit F. von Üchtritz hatte L. schon früher historische Studien getrieben, wobei ihn vorzüglich die Geschichte Böhmens anzog. Das Resultat davon waren die Entwürfe zur Hussitenpredigt und zum Huß auf dem Concil zu Kostnitz 1831. An der Ausführung hinderte ihn vor der Hand seine Militärverpflichtung, der er nicht ohne Lust nachkam. In dieser und der nächsten Zeit malte L. eine Anzahl der herrlichsten Landschaften, in denen elegische, ernste Stimmungen vorwalten. Dahin gehören: ein Klosterkirchhof im Winter, mit einem offenen Grabe, in welches ein dumpfbrütender Mönch hineinschaut; ein Motiv aus der Eifel; eine Waldlandschaft, worin ein Geistlicher mit seinem Ministranten; eine Spätherbstlandschaft u. s. w., Bilder, welche von hochpoetischer Naturauffassung zeigen und von hinreißender Wirkung sind. In der Wahrheit des darin entfalteten Naturlebens bilden die L'schen Landschaften einen würdigen Schauplatz für die historischen Personen, welche in ihrer körperlichen Existenz demselben entwachsen zu sein scheinen, während sie mit ihrer geistigen in dem culturgeschichtlichen Entwickelungsproceß der Menschheit wurzeln. Gleiches bezeugt schon die Hussitenpredigt (im Besitz des Königs von Preußen; lithographirt von H. Eichens, gestochen von Hoffmann), die 1836 als Bild vollendet wurde. Alle Abstufun-

gen des Gefühls, das der Moment gibt, von der rohen Demüthigung des blutgierigen Fanatikers bis zur weichen, sehnsüchtigen Andacht des edeln, begeisterten Jünglings finden sich hier mit höchster Lebenswahrheit dargestellt. Das Bild machte auch 1837 in Paris großes Aufsehen und brachte L., der schon seit 1832 Mitglied der berliner Akademie war, das Kreuz der Ehrenlegion. Landschaften füllen bei L. immer die Lücke bis zur nächsten historischen Production oder gehen nebenher. So entstanden eine große Felsenlandschaft, ein Eichenwald im Spätherbst, ein See in der Vertiefung eines eingefallenen Kraters. Andere Landschaften (darunter die berühmte tausendjährige Eiche (radirt von Steifenhand), sowie das Figurenbild: Ezzelin von Mailand im Gefängnisse, den zwei Mönche zum Rücktritt zur Kirche bereden wollen, kamen ins Städel'sche Institut zu Frankfurt a. M. Nachdem L. noch die Gefangennehmung des Papstes Paschalis II. durch Kaiser Heinrich V. gemalt, ging er an seinen Huß vor dem Concil zu Kostnitz. Dieses Bild zog auf der Ausstellung von 1842 zu Berlin ungemein die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich und muß in der That für eins der edelsten Werke deutscher Kunst gelten. L. hat hierin eine Gewalt der Individualisirung entwickelt, wie sie kaum entschiedener innerhalb der Grenzen der Malerei möglich schien. Das Bild ist ebenfalls in das Städel'sche Institut nach Frankfurt gekommen. Nach einigen Landschaften und Wiederholungen begann L. dann ein anderes Gemälde in größerm Maßstabe aus der Geschichte Huß', das denselben auf seinem Gange nach dem Scheiterhaufen darstellt. Der größte Reichthum der Motive und Affecte ward wiederum in diesem wunderbaren Bilde entfaltet. Dabei ist die Composition trotz der vielfachen Gliederung auf den ersten Blick klar, und die Zeichnung und Charakteristik der Gestalten zeugen von der feinsten psychologischen Beobachtungsgabe. Dieses Meisterwerk, welches 1850 beendigt wurde, ging für hohen Preis nach Neuyork. Dieselbe Bestimmung erhielt ein großes Gemälde, welches den Künstler 1853 beschäftigte: die Verbrennung der päpstlichen Bannbulle durch Luther.

Leßmann (Dan.), deutscher Roman- und Novellendichter, geb. 18. Jan. 1794 zu Soldin in der Neumark, besuchte das joachimsthaler Gymnasium in Berlin und studirte daselbst Medicin. Im J. 1813 trat er als Freiwilliger in das preuß. Heer, wurde bei Lützen verwundet und nach seiner Herstellung, sowie von neuem 1815 bei den Feldlazarethen angestellt. So fand er Gelegenheit zu einem längern Aufenthalt in Paris. Nach dem Frieden setzte er anfangs seine Studien in Berlin fort, bis er 1819 sich nach Wien wendete, wo er sehr bald als Hauslehrer in das Haus des Grafen O'Donnel trat, mit dem er später nach Italien und nach Ungarn ging. In dieser Zeit beschäftigte er sich vorzüglich mit geschichtlichen Studien. Seit 1824 nach Berlin zurückgekehrt, begann er seine schriftstellerische Thätigkeit, die sich besonders seit 1827 bedeutend steigerte. Größern Beifall als seine lyrischen Gedichte („Venus Amathusia", Berl. 1824, und „Gedichte", Berl. 1830) fanden seine „Novellen" (4 Bde., Berl. 1828—29) und einige größere Werke: „Luise von Halling, Briefe aus Südspanien" (2 Bde., Berl. 1827), „Biographische Gemälde" (2 Bde., Berl. 1829—30) und das „Wanderbuch eines Schwermüthigen" (2 Bde., Berl. 1831—32). Am 1. Sept. 1831 trat er in gewohnter heiterer Stimmung eine Fußreise nach Leipzig an, wurde aber nach einigen Tagen unweit Wittenberg erhängt gefunden; alle Nachforschungen haben nur einen freilich psychologisch räthselhaften Selbstmord wahrscheinlich gemacht. Aus seinem Nachlaß erschien „Die Heidenmühle" (2 Bde., Berl. 1833). L. zeichnet sich unter den neuern Novellisten durch Leichtigkeit und Gewandtheit der Darstellung vortheilhaft aus; eine tiefere poetische Bedeutung seiner Leistungen mag der große Umfang seiner Thätigkeit, die auch mehre Übersetzungen umfaßt, verhindert haben.

L'Estocq (Joh. Herm.), Günstling der Kaiserin Elisabeth von Rußland, geb. 1692 zu Celle im Hannoverischen, war der Sohn eines franz. Réfugié und lernte von seinem Vater, einem Barbier, die Wundarzneikunst. Im J. 1713 begab er sich nach Petersburg, wo er bald als Wundarzt in die Dienste Peter's d. Gr. trat und sich dessen Vertrauen erwarb, aber auch bald wegen leichtfertiger Streiche nach Kasan verbannt wurde. Katharina I. rief ihn nach Peter's Tode zurück und ernannte ihn zum Wundarzt an dem Hofe ihrer Tochter Elisabeth. Mit unverbrüchlicher Treue seiner Gebieterin zugethan, bot er ihr schon nach dem Tode Peter's II. seine Dienste an, wenn sie sich auf den Thron zu setzen beabsichtige; doch wurden damals seine verwegenen Plane verworfen. Als sich jedoch 11 J. später, 1740, zur Zeit des unmündigen Iwan und seiner die Regierung verwaltenden Mutter Anna neue Gelegenheit darbot, fand sein Antrag Gehör. Gewandt und staatsklug leitete er das kühne Unternehmen und verlor selbst in den gefahrvollsten Augenblicken nie seine Ruhe und Kaltblütigkeit. Nachdem Elisabeth 24. Nov. 1741 den Thron bestiegen, ernannte ihn die neue Kaiserin zum Wirklichen Geh. Rath, ersten Leibarzt

und Director sämmtlicher medicinischer Anstalten; der König von Polen aber erhob ihn in den Grafenstand und übersandte ihm sein Bildniß, um es gleich einem Orden zu tragen. Doch nach dem Willen der Kaiserin mußte sich L. auch in Angelegenheiten mischen, die außer seinem Wirkungskreise lagen. Dadurch und durch seine Freimüthigkeit vermehrte er die Zahl seiner Feinde und Neider, denen es endlich gelang, ihn hinwiederum der Kaiserin als strafbar darzustellen. So wurde er 1748 verhaftet und in die petersburger Festung gebracht, um gerichtet zu werden. Anfangs ertrug er diesen Wechsel des Glücks mit Gleichmuth und Heiterkeit; als er aber durch die Folter zum Geständniß gebracht werden sollte, bekannte er sich für schuldig. Er wurde nun 1753 aller Ehrenstellen und Güter beraubt und nach Uglitsch verbannt, wo er drei Jahre zubrachte, hierauf nach Ustjug-Weliki, wo er neun Jahre unter Aufsicht lebte. Seine dritte Gemahlin, Maria Aurora, geb. Freiin von Mengden, theilte das Schicksal ihres Gemahls mit musterhafter Aufopferung. Als Peter III. den Thron bestieg, wurde L. zurückberufen und erhielt seine Ehrenstellen wieder. Auch Katharina II. ließ ihm seinen Gehalt, entfernte ihn aber von allen Geschäften. Er starb 1767, ohne Kinder zu hinterlassen.

Lesueur (Eustache), einer der berühmtesten Maler der Franzosen, geb. zu Paris 1617, erhielt den Unterricht in der Zeichnenkunst von seinem Vater, einem Bildhauer, und kam dann in die Schule Simon Vouet's. Er zeichnete sich bald durch mehre Gemälde in ital. Stil aus; allein sein Ruhm wurde erst durch seine Gemälde für die Karthäuser in Paris völlig gegründet. In 22 Bildern, die in neuerer Zeit auch lithographirt erschienen (Par. 1822—23), stellte er (1649—51), die Hauptscenen aus dem Leben des heil. Bruno, des Stifters dieses Ordens, dar. Zu gleicher Zeit malte er für die Goldschmiedgilde die Predigt des Apostels Paulus zu Ephesus, ein Gemälde, welches der Kirche Notre-Dame zum Geschenk gemacht wurde; dann eine Magdalena und den heil. Laurentius; 1651 zwei Vorstellungen aus dem Leben des heil. Martin und andere Bilder. Unter seine vorzüglichsten spätern Arbeiten gehören die Scenen aus dem Leben des Amor und die Musen nebst Apollo. Er starb 1655. Zu anhaltendes Studium, zu angestrengter Fleiß und der Neid seiner Kunstgenossen hatten seine Lebenskräfte aufgezehrt. Daß er eine so hohe Stufe der Vollkommenheit in seinen Gemälden erreichte, ist um so bewundernswürdiger, als er nie sein Vaterland, ja kaum Paris verlassen, sich also nur nach den wenigen daselbst vorhandenen Vorbildern der Antike und der ital. Schule gebildet hat. Rafael studirte er vornehmlich nach den Kupferstichen des Marc Anton. Zu der Reinheit der Formen, welche das Resultat dieser Studien war und ihn von dem kalten, manierirten Pomp mancher damaliger franz. Künstler freihielt, kam bei ihm noch eine gemüthliche Wärme, ein Hauch innern Lebens, der jenen fast durchgängig fehlt. Entschieden schwach ist er nur, wenn energisches Handeln, sinnlich-glühendes Dasein dargestellt werden sollen, während er durch Einfachheit und Tiefe Lebrun und Poussin hinter sich läßt. L. war von sanftem, redlichem Charakter und wurde deshalb von Jedermann geachtet, obgleich die Eifersucht Lebrun's seinen Ruhm bei Lebzeiten nie ganz emporkommen ließ.

Lesueur (Jean François), Componist, ein Nachkomme des Vorigen, geb. 15. Febr. 1763 bei Abbeville auf dem Lande, machte seine Studien in der Musikschule der Kathedrale zu Amiens und war dann zuerst bei den Kathedralen zu Seez und Dijon angestellt. Im J. 1784 wurde er an der Kirche des Innocents und 1786 an Notre-Dame in Paris Musikdirector, wo er sehr bald Sacchini's Freundschaft gewann und sich sowol durch seine großartigen und geistreichen Compositionen als durch die Trefflichkeit, wie er sein Orchester leitete, die allgemeinste Anerkennung erwarb. Neigung und Sacchini's Rath zogen ihn zu Arbeiten für das Theater hin, und als seine erste Oper „Télémaque" mit großem Erfolge gegeben worden, legte er 1788, um sich ganz der theatralischen Musik zu widmen, seine Stelle an Notre-Dame nieder und lebte unter den angestrengtesten Arbeiten bis 1792 bei einem Freunde und Gönner, Bochard de Champagny. Nach vielen Hindernissen gelang es ihm 1793, seine Oper „La caverne" in die Scene zu bringen, die, besonders durch ihre im größten Stil verfaßten Chöre, den glänzendsten Beifall erhielt. Hierauf erhielt er eine Anstellung als Professor der Musik an dem Nationalinstitute und schrieb nun mehre Musiken zu republikanischen Festen. Später verlor er zwar durch Intrigue seine Stelle, doch wurde er durch Napoleon wieder in dieselbe eingesetzt. Im J. 1798 componirte er „Paul et Virginie", „La mort d'Adam" und „Les bardes", welches letzte Werk, sein vollendetstes, ihm die Zuneigung Napoleon's in einem solchen Grade erwarb, daß ihn derselbe zum Kapellmeister und Nachfolger Paesiello's ernannte und ihm eine goldene Dose mit der Inschrift „Der Kaiser der Franzosen dem Componisten der Barden", schenkte. Bei der Restauration beließ man ihn in dieser Stelle und gab ihm den Titel Surintendant. Mit Cherubini,

Mehul, Langlé und Rigal arbeitete L. an dem von Catel herausgegebenen Werke „Sur les principes élémentaires de musique" (Par. 1816), und außerdem schrieb er „Essai sur la musique sacrée" (Par. 1787) und „Lettres et réponse à Gaillard, sur l'opéra de la mort d'Adam etc." (Par. 1801). In der Zurückgezogenheit starb er zu Chaillot 6. Oct. 1837.

Leszczynski, eine angesehene, aus Böhmen stammende adelige Familie in Polen, der mehre um ihr Vaterland sehr verdiente Männer angehören. **Rafael L.** erhielt, nachdem er den größten Theil von Europa bereist hatte, von Sigismund III., der ihm sehr wohlwollte, mehre Castellaneien und Starosteien, wurde Wojewode von Belz und bemühte sich, im Felde und im Rathe das Wohl Polens zu fördern. Er war einer der Gebildetsten seiner Landesgenossen und einer der eifrigsten Anhänger der Reformation. In mehren Sprachen und den Wissenschaften sehr erfahren, schrieb er mehre lat. Gedichte und Reden und starb 1636 zu Wlodawa. Den Ruhm der Familie bewahrte sein Enkel **Rafael L.**, Großschatzmeister und General von Großpolen, gest. 1703, von dem ein historisches Gedicht „Chocim" (1673) herrührt, und dessen Sohn, der König Stanislaw (s. d.), mit welchem die Familie ausstarb. Die einzige Tochter des Letztern, **Maria L.**, geb. 1703, wurde 1725 die Gemahlin Ludwig's XV. Sie erwarb sich, da sie am franz. Hofe von aller Politik sich fern hielt, sowie durch ihre Sittenreinheit und Herablassung allgemeines Wohlwollen und starb 1768.

Letalität (letalitas) oder **Tödtlichkeit** ist ein Ausdruck, welcher besonders in der gerichtlichen Medicin bei der Beurtheilung von Körperverletzungen und Vergiftungen gebraucht wird. Da die Entscheidung über ein Verbrechen zum großen Theile von dem Erfolge desselben abhängt, so ist es für den Richter von der größten Wichtigkeit, zu wissen, inwieweit eine Verletzung an einem todten Körper als Ursache des Todes desselben zu betrachten ist. Das Gesetz fodert daher häufig den Gerichtsarzt zur Beantwortung der Frage auf, ob eine Verletzung tödtlich oder nicht tödtlich gewesen. Die Erledigung dieser Frage erfodert eine genaue Untersuchung des vorliegenden Falls und eine darauf, mit Hinzuziehung der Erfahrung, welche ähnliche Fälle geliefert haben, gegründete rationelle Beurtheilung. Diese ist oft sehr schwierig und setzt einen hohen Grad von Scharfsinn voraus, während sie zugleich auf der andern Seite eine hohe Verantwortlichkeit in sich schließt. Feste Regeln für die Beantwortung derselben aufzustellen, dürfte sehr schwer sein. In neuerer Zeit hat man besonders wegen Vereinfachung und Milderung der Criminalgesetze dahin arbeiten müssen, die Lehre von der Letalität zu vereinfachen. Die Hauptschwierigkeit bei diesem Geschäfte gab der Umstand, daß eine und dieselbe Verletzung in manchen Fällen unleugbar den Tod des Verletzten herbeiführte, in andern jedoch diese Folge nicht nach sich zog. Es entstand daher die Frage, welche Verletzungen in jedem Falle, also unbedingt (absolut), und welche nur in manchen Fällen oder bedingt (relativ) tödtlich wären. Daher die Eintheilung in unbedingt tödtliche Verletzungen, welche in sich selbst die zureichende Ursache des darauf erfolgten Todes haben, und bedingt tödtliche, welche nicht für sich allein, sondern in Verbindung mit andern bei ihnen obwaltenden Umständen den Tod verursachen, denen also nur ein Antheil an dem erfolgten Tode zugeschrieben werden kann. Zu den unbedingt tödtlichen Verletzungen gehören alle diejenigen, durch welche sowol nach physiologischen Lehrsätzen als nach chirurgischen Erfahrungen die Fortdauer des Lebens unmöglich gemacht wird; zu den bedingt tödtlichen diejenigen, bei denen die Erfahrung zu dem Schlusse berechtigt, daß sie in einem anders gestalteten Falle das Leben nicht beeinträchtigt haben würden. Bei letztern ist aber wieder die Tödtlichkeit entweder eine nothwendige, wenn die Beschaffenheit des verletzten Individuums, wobei Alter, Geschlecht, allgemeine Körperconstitution, momentaner Körper- und Gemüthszustand u. s. w. zu berücksichtigen sind, oder eine zufällige, wenn Umstände, welche außerhalb des Verletzten liegen, z. B. mangelhafte Kunsthülfe, ungeeigneter Transport u. s. w., die Gefährlichkeit der Verletzung so hoch steigern, daß der Tod als die Folge davon anzusehen ist. Die verschiedenen Abstufungen, welche sämmtlich auf den Urtheilsspruch des Richters nach criminalrechtlichen Grundsätzen Einfluß haben müssen, sind die sogenannten Grade der Tödtlichkeit. Doch sind diese Grade von vielen neuern Gesetzgebungen wieder aufgegeben worden, indem nur die Frage gestellt wird, ob die Verletzung eine Ursache des Todes gewesen sei, wobei alle Zufälligkeiten der Individualität oder der äußern Umstände nur als Milderungsgründe beachtet werden. Nicht selten werden in schwierigen Fällen Entscheidungen über Letalität ganzen Gesellschaften von Gelehrten, ärztlichen Collegien, namentlich Facultäten auf Hochschulen überwiesen. Vgl. Finger, „Die Beurtheilung der Körperverletzungen" (Wien 1852).

Lethargie (lethargus) nennt man eine Art der Schlafsucht, die in einem anhaltenden tiefen Schlafe besteht, aus welchem der Kranke nur schwer erweckt werden kann, und in welchen er,

sobald er sich selbst überlassen bleibt, sofort wieder versinkt. Die Lethargie ist ein Symptom bei Typhuskranken, bei bösartigen Wechselfiebern, Gehirnkrankheiten und andern Nervenkrankheiten, bei Erschöpfung nach bedeutenden Nervenkrankheiten, bei narkotischen Vergiftungen, namentlich nach übermäßigem Genusse geistiger Getränke, bei alten Leuten, bei Erfrierenden u. s. w. Die Behandlung muß sich nach der Grundkrankheit richten; stürmisches Erwecken ist manchmal von schädlichen Folgen. Im gemeinen Leben nennt man Lethargie figürlich den Zustand geistiger Unthätigkeit.

Lethe (griech.), Strom der Vergessenheit in der Unterwelt. Aus ihm tranken die Seelen der Verstorbenen, ehe sie in die elyseischen Gefilde kamen, um jede Erinnerung an vergangene Leiden zu tilgen.

Letronne (Jean Antoine), ausgezeichneter franz. Alterthumsforscher, geb. 25. Jan. 1787 zu Paris, wurde noch im zarten Alter von seinem Vater, einem unbemittelten Künstler, in das Atelier von David gebracht, sollte dann, da er eine überwiegende Neigung für die Wissenschaften zeigte, die Polytechnische Schule besuchen, wurde aber durch den Tod seines Vaters daran behindert und fand jetzt in dem Anerbieten Mentelle's, bei dessen geographischen Arbeiten hülfreiche Hand zu leisten, eine wesentliche Unterstützung. Nachdem er mehre Jahre hindurch mit Anstrengung dieser Beschäftigung sich gewidmet, unternahm er von 1810—12 eine größere Reise durch Italien, die Schweiz und Holland. Nach der Rückkehr erhielt er im Verlaufe der Zeit mehre Ämter und Würden, namentlich die Professur der Geschichte und Archäologie an dem Collége de France und die Direction der damals königl. Bibliothek, 1840 die Oberaufsicht über die Archive Frankreichs, später die Administration des Collége de France, und nahm nun mit der ausdauerndsten Liebe und dem glücklichsten Erfolge seine frühern Studien wieder auf, sodaß viele wichtige Punkte der Archäologie, Numismatik, der alten Geschichte und Geographie durch seine Untersuchungen theils Aufklärung, theils Berichtigung gefunden haben. Er starb 13. Dec. 1848 zu Paris. L.'s Hauptwerke, die seinen Namen auf lange Zeit in der Geschichte der Alterthumswissenschaft bewahren werden, sind die „Recherches pour servir à l'histoire de l'Égypte pendant la domination des Grecs et Romains" (Par. 1823), der „Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte" (Bd. 1 und 2, Par. 1842—48, mit Atlas) und die „Diplomes et chartres de l'époque Mérovingienne sur papyrus et sur velin" (Par. 1844, Fol.). Andere minder umfängliche Arbeiten sind: „Essai critique sur la topographie de Syracuse" (Par. 1813); „Recherches géographiques et critiques sur le livre de mensura orbis terrae composé par Dicuil" (Par. 1814); „Observations critiques et archéologiques sur l'objet des représentations zodiacales qui nous restent de l'antitiquité" (Par. 1824); „Considérations sur l'évaluation des monnaies grecques et romaines" (Par. 1817); „Tabulae octo numorum, ponderum, mensurarum apud Romanos et Graecos" (Par. 1825); ferner „Materiaux pour l'histoire du christianisme" (Par. 1833); „La statue vocale de Memnon, considérée dans ses rapports avec l'Égypte et la Grèce" (Par. 1833); „Analyse critique du recueil d'inscriptions grecques et latines de M. le comte de Vidua" (Par. 1828), sowie die aus einer Handschrift der königl. Bibliothek wiederhergestellten „Fragments des poëmes géographiques de Scymnus, de Chio et du faux Dicéarque" (Par. 1840). Auch betheiligte er sich bei der neuen Ausgabe von Rollin's Werken (30 Bde., Par. 1820) und begleitete diese mit werthvollen historischen Erläuterungen, welche unter dem Titel „Éclaircissements historiques faisant suite aux oeuvres de Rollin" (Par. 1825) erschienen. Weniger bedeutend, obgleich häufiger wieder aufgelegt, ist sein „Cours élémentaire de géographie ancienne et moderne" (zuerst Par. 1814). Außerdem enthalten mehre Zeitschriften viele werthvolle Aufsätze von ihm.

Letten, ein Mineral der Gattung Thon, von dünnschieferigem Gefüge, aschgrau bis ins Schwärzliche aussehend, fühlt sich fettig an und kommt theils im Steinkohlengebirge, theils im Alluvionsboden, besonders an den Ufern größerer Flüsse und Seen vor; der Letten wird zu Töpfergeschirr, zu Dammanlagen, Ausschlag von Wasserbehältern u. dgl. verwandt. In Norddeutschland versteht der Landwirth unter Letten einen Lehm mit ungefähr 45 Proc. Sand, welcher jedoch außerdem reich an Grant und Kies, daher wenig gebunden, durchlassend und im Sommer trocken ist.

Lettern, s. Schriften.

Lettres de cachet nannte man die berüchtigten Verhaftsbefehle der Könige von Frankreich vor der Revolution. Die königl. Schreiben (Lettres royaux), die in den geringfügigsten Dingen erlassen werden mußten, zerfielen überhaupt in **Lettres patentes**, d. h. offene, und in

Lettres de cachet, d. h. versiegelte Briefe. Die erstern wurden immer auf Pergament geschrieben, trugen die Namensunterschrift des Königs und die Contrasignatur eines Ministers, waren nicht zusammengefaltet, sondern nur am Rande umgebogen und hatten das große Staatssiegel beigedruckt. Alle Verordnungen, Gnadenbriefe, Privilegien u. dgl., die aus der Staatskanzlei hervorgingen und vom Parlament einregistrirt werden sollten, besaßen diese Form. Die Lettres de cachet oder closes hingegen wurden entweder im Namen oder im Auftrage des Königs auf Papier geschrieben und mit dem kleinen königl. Siegel zugeschlossen, sodaß man den Inhalt ohne Öffnung nicht erkennen konnte. Der Gebrauch solcher Schreiben, die außer der Signatur des Ministers keiner Controle unterlagen, war besonders seit der Regierung Ludwig's XIV. äußerst ausgedehnt. Der Hof gab hierdurch den Behörden, Corporationen und Individuen nicht nur sein Gutachten zu erkennen, sondern bediente sich gewöhnlich der Briefe, um ohne Aufsehen und Verantwortung in die Justiz, die Verwaltung, in die persönlichen Interessen oder das Schicksal von Individuen einzugreifen. Misfällige Personen wurden auf diese Weise aus der Hauptstadt oder dem Lande verwiesen, oder ohne Urtheil und Recht in der Bastille (s. d.) oder einem andern Staatsgefängniß untergebracht, wo sie nicht selten, theils weil man dies wollte, theils weil man sie vergaß, ihr ganzes Leben hindurch schmachten mußten. Der Lieutenant général der Polizei besaß gewöhnlich im voraus ausgefertigte Lettres de cachet, in welche er nur den Namen des zu Verhaftenden einschrieb. Häufig war indeß diese Verhaftung eine königl. Gnade, indem dadurch der Betroffene der Justiz entzogen wurde. Ein Decret der Nationalversammlung vom 23. Juni 1789 machte auch dieser geheimen Hofjustiz ein Ende. Vgl. Mirabeau, „Des lettres de cachet et des prisons d'état" (Par. 1782); „Mémoires sur la bastille" (Lond. 1783); Arnould und du Pujol, „Histoire de la bastille" (Par. 1843).

Letzte Ölung, s. Ölung.

Leubus, eine vormals berühmte Cistercienserabtei im wohlauer Kreise des Regierungsbezirks Breslau in der preuß. Provinz Schlesien, am rechten Ufer der Oder, deren Abt einer der ersten Stände des Fürstenthums Wohlau war, wurde 1053 durch Kasimir I., König von Polen und Herzog von Schlesien, gestiftet und dem Benedictinerorden gewidmet, von Herzog Boleslaw aber 1175 mit Cisterciensermönchen aus dem Kloster Pforta in Sachsen besetzt. Das prächtige, ein schönes Viereck bildende Abteigebäude, in seiner jetzigen Gestalt aus den J. 1684—1720 herrührend, umfaßt den mehr durch Pracht und Schönheit seiner Verhältnisse als durch den Kunstwerth seiner Frescomalereien und Bildhauerarbeiten ausgezeichneten Fürstensaal nebst der Klosterkirche, die reich an Denkmälern hier bestatteter Fürsten und Prälaten, sowie an Gemälden des kunstreichen Willman ist. Nach der Aufhebung des Klosters 1810 wurde ein Domänenamt, 1817 ein königl. Provinziallandgestüt von 80 Hengsten und 1830 eine Provinzialirrenanstalt hierher verlegt. Das neben dem Kloster liegende **Dorf-Leubus** mit 1500 E., sowie der Ort **Städtel-Leubus** mit 600 E. haben sehr ergiebige Weinberge.

Leuchtenberg, eine Standesherrschaft von 4 QM. mit 6500 E., in der bair. Oberpfalz, zum alten Nordgau gehörig, mit dem Städtchen Pfreimdt als Hauptort, war früher eine gefürstete Landgrafschaft mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage und hat ihren Namen von dem alten Bergschlosse Leuchtenberg im gleichnamigen Flecken, dem Stammsitze der Landgrafen von L., die 1646 mit Adam Maximilian im Mannsstamme erloschen. Obschon nun bereits 1502 der Herzog Heinrich von Mecklenburg auf die Hälfte der Landgrafschaft durch den Kaiser Maximilian I. die Anwartschaft erhalten hatte, so wurde doch 1647 der Herzog Albrecht, als der Gemahl der Schwester des letzten Landgrafen, mit der ganzen Landgrafschaft belehnt, die er indeß nachher an seinen Bruder, den Kurfürsten Maximilian von Baiern, abtrat, der sie seinem zweitgeborenen Sohne Maximilian Philipp überließ. Als dieser 1707, während der Kurfürst von Baiern in der Reichsacht war, kinderlos verstarb, wurde der Fürst von Bamberg mit der Landgrafschaft beliehen, die indeß 1714 wieder an Kurbaiern kam. Nach dem Tode des letzten Kurfürsten von Baiern 1777 entstand ein Streit, in dem der Kaiser Joseph die Landgrafschaft für ein eröffnetes Reichslehn erklärte; doch behauptete sich Baiern im Besitz derselben. Der König von Baiern, Maximilian Joseph, trat sie 1817 nebst einem Theile des Fürstenthums Eichstädt, zusammen 10½ QM. mit 24000 E., an seinen Schwiegersohn, Eugen Beauharnais, den ehemaligen Vicekönig von Italien, ab, der nun den Titel Herzog von Leuchtenberg und Fürst von Eichstädt annahm und für diese Besitzung der Krone Baiern die 5 Mill. Frcs. überließ, welche das Königreich beider Sicilien ihm als Entschädigung für seine Dotation in Neapel zahlte. Dem Herzoge wurde, sowie seinen Nachfolgern in der Standesherrschaft nach dem Rechte der Erstgeburt, das Prädicat Königliche Hoheit, den übrigen Mitgliedern der

Familie der Titel Fürsten und Fürstinnen von L. mit dem Prädicate Durchlaucht zugestanden. Auch erhielt das Haus L. den Rang unmittelbar nach den Gliedern der königl. Familie und für den Fall des Erlöschens des bair. Mannsstamms die Rechte der Nachfolge. Vgl. Wittmann, „Geschichte der Landgrafen von Leuchtenberg" (3 Thle., Münch. 1851—52).

Leuchtenberg (Eugen, Herzog von), **Fürst von Eichstädt**, zur Zeit des franz. Kaiserreichs Vicekönig von Italien, geb. 3. Sept. 1781, war der Sohn des 1794 guillotinirten Vicomte Beauharnais (s. d.) und der Josephine Tascher de la Pagerie, der nachherigen Kaiserin der Franzosen. Eugen folgte dem Vater im Alter von 12 J. zur Rheinarmee, ging nach dessen Tode zum General Hoche und wohnte nach der Verheirathung seiner Mutter mit Bonaparte den Feldzügen in Italien und der Expedition nach Ägypten bei. Er stieg schnell zu den höchsten militärischen Ehren und wurde 1805, nach Errichtung des Kaiserthrons, zum franz. Prinzen und Vicekönig von Italien erhoben. Nach Beendigung des östr. Feldzugs von 1805, in welchem er sich auszeichnete, vermählte ihn der Kaiser 14. Jan. 1806 mit der Prinzessin Auguste von Baiern; ein Jahr darauf ernannte er ihn zum Prinzen von Venedig und adoptirte ihn als Sohn und Erben des Königreichs Italien. Obschon des Vicekönigs politische Gewalt sehr beschränkt, seine Lage ziemlich schwierig war, mußten die Italiener doch seine Einsicht und Mäßigung anerkennen. Im Feldzuge von 1809 vermochte er anfangs gegen den Erzherzog Johann von Östreich wenig auszurichten; doch gewann er 14. Juni das Treffen bei Raab. Auch zeigte er in der Schlacht bei Wagram seine militärischen Talente. Nach der Scheidung seiner Mutter ernannte ihn der Kaiser zum Nachfolger des Fürsten Primas als Großherzog von Frankfurt. Im russ. Feldzuge von 1812 befehligte er das dritte Armeecorps mit Ruhm. Seiner und Ney's Thätigkeit auf dem Rückzuge hatte Frankreich wenigstens die Erhaltung der Trümmer des Heeres zu verdanken. Nach Napoleon's und Murat's Abgange übernahm er den Oberbefehl und zeigte in der unglücklichen Lage kriegerische Geschicklichkeit wie Festigkeit des Charakters. Am 2. Mai 1813 entschied er durch die Umgehung des rechten feindlichen Flügels den Sieg in der Schlacht bei Lützen und den Rückzug der Verbündeten. Von Dresden aus schickte ihn Napoleon nach dem bedrohten Italien, wo er sich nach dem Beitritt Östreichs zur Coalition, selbst nach Murat's Abfall, aufs geschickteste zu vertheidigen wußte. Nach dem Sturze Napoleon's schloß er 23. April 1814 mit dem Grafen Bellegarde eine Convention, nach welcher Östreich Mantua und die Lombardei überliefert wurde. Vergebens boten ihm die verbündeten Mächte auch jetzt das Großherzogthum Genua an. Er begab sich mit seiner Familie zunächst nach Paris, wo er die franz. Marschallswürde ablehnte, dann nach München und nach Wien, wo er dem Congresse beiwohnte. Bei Napoleon's Rückkehr ging er nach Baireuth, nahm aber an den Begebenheiten von 1815 keinen Antheil. Im Vertrage von Fontainebleau, 11. April 1814, waren ihm für seine Dotationen in Italien Entschädigungen im Betrage von 20—25 Mill. Frcs. ausgeworfen worden; der Congreß bestimmte aber, daß er seine Dotationen in der Mark Ancona behalten und vom Könige beider Sicilien 5 Mill. Frcs. empfangen sollte. Er überließ diese Summe der Krone Baiern und erhielt dafür von seinem Schwiegervater, dem Könige Maximilian Joseph, die Landgrafschaft Leuchtenberg und das Fürstenthum Eichstädt. Er starb zu München 21. Febr. 1824 und hinterließ das Andenken eines redlichen, äußerst wohlwollenden Charakters. Vgl. Aubriet, „Vie politique et militaire d'Eugène Beauharnais" (2. Aufl., Par. 1825); Vaudoncourt, „Histoire politique et militaire du prince Eugène" (3 Bde., Par. 1827). — Seine Gemahlin, **Amalie Auguste**, die älteste Tochter des Königs Maximilian Joseph von Baiern, geb. 21. Juni 1788, zeigte sich als Vicekönigin ebenso tugendhaft und charaktervoll wie später. Besonders erwarb sie sich große Verdienste um die sorgfältige Erziehung ihrer Kinder. Sie starb 13. Mai 1851. Aus ihrer Ehe gingen, außer vier Söhnen, vier Töchter hervor: Josephine, geb. 1807, die Gemahlin des Königs Oskar von Schweden; Eugenie, geb. 1808, Gemahlin des Herzogs Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, gest. 1847; Amalie, geb. 1812, die Witwe des Kaisers Dom Pedro von Brasilien, deren einzige Tochter 4. Febr. 1853 zu Funchal auf der Insel Madeira starb; Theodelinde, geb. 1814, seit 1841 die Gemahlin des Grafen Wilhelm von Würtemberg. — Der älteste Sohn, **Karl Aug. Eugen Napoleon**, Herzog von L., durch Vermählung mit der Königin Donna Maria königl. Prinz von Portugal, wurde zu Mailand 9. Dec. 1810 geboren. Der Prinz erhielt die ausgezeichnetsten Lehrer und machte besonders in der Mathematik große Fortschritte. Im J. 1826 besuchte er die Universität München. Zufolge der Vermählung seiner Schwester mit dem Kaiser Dom Pedro begleitete er dieselbe 1829 nach Brasilien und erwarb sich die Liebe seines Schwagers. Während der Revolution in Belgien wünschte ihn eine Partei auf dem belg. Throne zu sehen; doch scheiterte das Project an dem Wi-

derstande des franz. Hofs. Auch wies ihn die franz. Regierung 1832 aus Frankreich, als er zu Paris mit seiner Schwester, der Kaiserin von Brasilien, und deren Stieftochter, Donna Maria, eine Zusammenkunft halten wollte. Auf den Wunsch des sterbenden Kaisers Dom Pedro wurde dem Prinzen nach dem längst gehegten Plane 1834 die Hand der jungen Königin Donna Maria (s. d.) von Portugal angetragen. Er feierte seine Vermählung zu Lissabon 25. Jan. 1835, starb aber schon 28. März 1835 an der Halsbräune. — **Max Eugen Jos. Napoleon**, nach dem Tode seines Bruders **Herzog von L.**, wurde 2. Oct. 1817 zu München geboren. Unter der Fürsorge seiner Mutter erhielt er eine treffliche Erziehung. Sein Oheim, der König Ludwig von Baiern, sandte ihn 1837 zu dem großen Cavaleriemanöver, das der Kaiser Nikolaus von Rußland bei Wosnosensk veranstaltete. Hier wurde er von der kaiserl. Familie mit Auszeichnung aufgenommen, und als 1838 die Kaiserin von Rußland mit ihrer Familie in Kreuth bei Tegernsee eintraf, knüpfte sich das Verhältniß noch enger. Der Prinz reiste 16. Oct. nach Petersburg ab und verlobte sich 4. Nov. mit der Großfürstin Maria Nikolajewna, der ältesten Tochter des Kaisers. Die Vermählung fand hierauf 14. Juli 1839 statt und am nächsten Tage erschien ein kaiserl. Manifest, das dem Herzoge, dem Adoptivenkel Napoleon's, das Prädicat Kaiserliche Hoheit beilegte. Zugleich wurde die junge Herzogin reich ausgestattet und ihr Gemahl zum russ. Generalmajor erhoben. Nach einem mehrjährigen Lungenleiden, das er sich auf einer Forschungsreise in den Ural zugezogen, starb der Herzog 20. Oct. (1. Nov.) 1852 zu Petersburg. Aus seiner Ehe entsprangen: Maria Maximilianowna, geb. 1841; Nikolaus Maximilianowitsch, geb. 1843; Eugenia Maximilianowna, geb. 1845; Eugen Maximilianowitsch, geb. 1847; Sergei Maximilianowitsch, geb. 1849; Georg Maximilianowitsch, geb. 1852. Diese Kinder sind sämmtlich griech. Religion und führen den Titel Kaiserliche Hoheit. Als Mitglieder des kaiserl. russ. Hauses ist ihnen 1852 der Zuname Romanowski vom Kaiser verliehen worden. Der Herzog war Freund und Kenner der Mineralogie, besaß große hierauf bezügliche Sammlungen und hat auch mehre Abhandlungen mineralogischen Inhalts geschrieben, welche unter den Publicationen der münchener und petersburger Akademie, deren Mitglied er war, veröffentlicht wurden. Sein ältester Sohn Nikolaus führt den Titel Prinz Romanowski, Herzog von L., Fürst von Eichstädt und hat als solcher einen Sitz in der bair. Reichsrathskammer. Die Besitzungen der L.'schen Familie im Kirchenstaate sind 1845 um ungefähr 20 Mill. Fres. der päpstlichen Regierung überlassen worden, wogegen die Herrschaft Tambow in Rußland erworben wurde. Die zahlreichen Sammlungen der L.'schen Familie in München und Eichstädt, worunter eine kostbare Gemäldegalerie, sollten 1853 nach Petersburg gebracht werden.

Leuchtgas. Bei der Zersetzung von Pflanzenstoffen vereinigt sich ein Theil ihres Kohlenstoffs mit einem Theile ihres Wasserstoffs zu gasförmigen Verbindungen. (S. **Gas.**) Geht die Zersetzung bei höherer Temperatur vor sich und enthalten jene Pflanzenstoffe (z. B. Harze, Fette) viel Kohle, so entsteht das sogenannte Doppelt-Kohlenwasserstoffgas, das farblos ist, mit stark leuchtender Flamme brennt und darum Leuchtgas genannt wird. Die Zersetzung der Pflanzen bei niederer Temperatur, z. B. in Sümpfen, Bergwerken, Kellerräumen, bildet dagegen das einfache Kohlenwasserstoffgas, auch Sumpfluft oder Grubengas (s. d.) genannt. Das Leuchtgas erhält man, indem man Körper, die viel Kohlenstoff und Wasserstoff, aber nur wenig Sauerstoff enthalten, in verschlossenen Gefäßen glüht. Im Großen geschieht dies in den Gasbereitungsanstalten, die das Product in eigenen Behältern (Gasometern) ansammeln, um es als Mittel der Beleuchtung (s. **Gasbeleuchtung**) zu benutzen. Auch die leuchtende Flamme der Kerzen und Lampen beruht darauf, daß das Leuchtgas, welches sich hier entwickelt, im Augenblicke seiner Erzeugung verbrennt.

Leuchtkugeln sind Geschosse, welche aus belagerten Festungen in der Nacht auf das Vorterrain geworfen werden, um die Bewegungen und Arbeiten des Feindes übersehen zu können. Das Wichtigste ist bei ihnen der möglichst hell brennende Leuchtsatz, welcher sich in einem zwillichenen Beutel befindet, der durch das sogenannte Brandkreuz die kugelförmige Gestalt erhält. Dieses besteht aus einer eisernen Platte, an welche vier Arme geschmiedet sind, die sich über derselben vereinigen und an dieser Stelle ein Loch zur Aufnahme des Zünders haben. Sie werden nach dem Gewicht des gleich großen Hohlgeschosses benannt. Da sie ihrer Construction wegen nur mit geringen Ladungen geworfen werden dürfen, auch die Kugelgestalt nicht ganz regelmäßig sein kann, so ist die Wahrscheinlichkeit, sie auf einen bestimmten Punkt zu bringen, nicht sehr groß. Auch kann wegen ihrer Lage am Boden der Erleuchtungskreis nur beschränkt sein. Aus diesem Grunde sowie in Rücksicht auf ihre kurze Brennzeit (vier bis sechs Minuten) hat man in neuester Zeit in mehren Artillerien Versuche gemacht, das elektrische Licht in Verbindung

mit Hohlspiegeln zur Erleuchtung entfernter **Punkte** anzuwenden. Man erreichte damit auch meist sehr günstige Resultate. Über die Leuchtkugeln bei Lustfeuerwerken s. **Feuerwerk**.

Leuchtthurm nennt man ein hohes, an gefährlichen Küstenpunkten errichtetes Gebäude, wo in der Nacht ein Feuer unterhalten wird, um die Schiffenden vor gefährlichen Punkten im Fahrwasser zu warnen. Der berühmteste unter allen Leuchtthürmen des Alterthums war der zu Alexandria, der nach der kleinen Insel, auf welcher er stand, **Pharus** hieß, welcher Name später mit Leuchtthurm überhaupt gleichbedeutend wurde. Der Pharus von Alexandria gehörte zu den sogenannten sieben Wunderwerken und wurde von Sostrates aus Knidos erbaut. Seine Vollendung fällt in das J. 283 v. Chr.; seine Höhe wird auf 550 F. angenommen. Er blieb bis etwa 1317 stehen und die Geschichte hat es uns nicht aufbehalten, welche furchtbare Begebenheit dieses Denkmal menschlicher Kühnheit zerstörte. Ein gleich berühmter Leuchtthurm des Alterthums war der ebenfalls zu den sieben Wundern gezählte Koloß (s. d.) zu Rhodus, der in seiner rechten Hand ein leuchtendes Kohlenbecken hielt. Zu den berühmtern Leuchtthürmen neuerer Zeit gehört der zu Cordouan auf einer Felsbank der Garonne, die nur zur Zeit der Ebbe trocken ist, 150 F. hoch, angefangen unter König Heinrich II., aber erst nach 26 J. vollendet. Fast noch merkwürdiger durch die Schwierigkeiten, die sich seiner Gründung entgegenstellten, ist der Thurm auf **Eddystone**, einer Klippe im engl. Kanale, 14 M. von dem Kriegshafen Plymouth entfernt. Nachdem dieser Thurm bereits mehrmals untergegangen, befahl die Königin Anna einen Neubau, den John Rudyerd 1706—8 ausführte; doch 3. Dec. 1755 wurde das Werk abermals bis auf die Fundamente ein Raub der Flammen. Hierauf wurde ein Massivbau beschlossen und John Smeaton übertragen, der an dem Thurme, den man meist zum Modell für andere Leuchtthürme genommen hat, allen Schmuck vermied, ihm eine breite Basis und runde Form gab und ihn mit sanfter Krümmung nach innen verjüngt zulaufen ließ. Würdig reiht sich demselben an der im Frith of Forth auf dem Felsen Inch-Cape oder Bell-Rock stehende Leuchtthurm. Wo Leuchtthürme sich nicht anbringen lassen, werden Schiffe verankert, die bei Tage eine Flagge entfalten, bei Nacht eine Laterne erheben. Um aber in der Nähe der Küste durch das bloße Erscheinen eines Feuers bestimmen zu können, an welchem Punkte das Schiff sich befinde, bedurfte es mannichfacher Anordnungen, um die Feuer voneinander unterscheiden zu können. Zunächst kam man dabei auf die Idee, das Licht zu färben. Wenn nun aber auch farbiges Glas der Laterne auf kurze Distanzen die Färbung überträgt, so gelingt dies doch nicht für die Ferne. Deshalb nahm man, von dem Thurme mit nur einer Laterne ausgehend, zu zwei Feuern seine Zuflucht, von denen das eine zu ebener Erde, das andere hoch oben brannte. Auch erfand man das Drehfeuer (revolving light), bei welchem ein Uhrwerk das Lampensystem im Kreise bewegt, und suchte ihm noch dadurch Abwechselung zu geben, daß verschiedene Lampen durch farbige Glasscheiben gedeckt wurden. Eine andere Anordnung ist die, daß ein Blechschirm, von der Uhr getrieben, die Lampe deckt. Hieran reiht sich das Flashing oder Blitzlicht, welches plötzlich auftaucht und im Moment verschwindet; ferner das Intermitting oder aussetzende Feuer, welches auf einem Riem ohne Ende von der Erde im Thurme langsam in die Höhe steigt und dort verschwindet, um nach einem Umlaufe wiederzukehren. Außerdem hat man auf niedern Thürmen das Hafenfeuer, welches nur zur Stunde des hohen Wassers oder der Flut entzündet wird, und die Leitfeuer (leading lights), um auf engen Strömen den Lootsen in Stand zu setzen, auch in der Nacht zu segeln.

Leucippus, der Stifter der atomistischen Schule in der griech. Philosophie und Vorgänger des Demokrit, nach Einigen aus Abdera, nach Andern aus Elea, nach noch Andern von Milet gebürtig, lebte 510 v. Chr. Sein Lehrer soll Parmenides der Eleat gewesen sein. Ohne Zweifel wurde sein System durch die eleatische Lehre hervorgerufen. Die Eleaten leugneten nämlich die Wirklichkeit der Bewegung, den leeren Raum und überhaupt die Vielheit der Dinge, indem sie Alles, was ist, für Eins, dieses eine Seiende für unveränderlich und alle Veränderungen für bloßen Schein erklärten. Dagegen nahm L. zweierlei Principien, nämlich das Volle und ein Leeres, an. Das Volle bestand in einer zahllosen Menge so kleiner Körperchen, daß sie sinnlich nicht wahrgenommen werden können. Diese sind an und für sich untheilbar, unveränderlich und undurchdringlich, folglich relativ einfache Grundkörper. Ihre gemeinsame Grundeigenschaft ist Figur und aus der Mannichfaltigkeit der Figuren wird die Mannichfaltigkeit der durch sie gebildeten Erscheinungen oder Körper erklärt. Durch ihre verschiedene Figur oder Gestalt aber sowie durch örtliche Lage und Ordnung unterscheiden sie sich voneinander. Diese unendliche Vielheit des Untheilbaren setzte nun ein Trennendes voraus, und dieses war das Leere, in

welchem sich die Atome bewegen. Wie weit L. selbst diese Grundbestimmungen des Atomismus ins Einzelne verfolgt habe, ist uns ganz unbekannt; wahrscheinlich ist die weitere Ausbildung dieser Lehre erst durch Demokrit (s. d.) erfolgt.

Leuk, franz. Loueche, Hauptort des Bezirks gleiches Namens im schweiz. Canton Wallis auf dem rechten Ufer der Rhône, ist berühmt durch die zwei Stunden davon entspringenden Mineralquellen. Diese, gegen 20 an der Zahl, kommen in einem von der Dala, einem wilden Gebirgswasser, durchströmten Thale zu Tage, welches 4500 F. über dem Meere am Fuße der Gemmi liegt, und gehören sämmtlich, da sie nur geringe Verschiedenheiten in der Temperatur und Mischung zeigen, in die Classe der eisenhaltig-salinischen Schwefelwasser, werden besonders gegen veraltete Hautkrankheiten und Unterleibsübel und sowol innerlich als äußerlich angewendet. Man benutzt vorzüglich die Lorenzo- oder Hauptquelle (40° R.), das Goldbrünnlein, die Kotzgülle (von ihrer Erbrechen erregenden Eigenschaft so genannt) und die Quelle hinten im Thale. Die Bäder nimmt man theils in Privathäusern, theils in öffentlichen Badeanstalten, deren vier vorhanden sind, welche das bis auf 30° oder 29° R. abgekühlte Wasser durch Röhren zugeleitet bekommen. In diesen Badeanstalten sind zu allen Arten von Bädern Vorrichtungen getroffen; zu den ganzen Bädern sind große Bassins vorhanden, in welchen sich die Curgäste, in dicke wollene Bademäntel gehüllt, ohne Unterschied des Geschlechts befinden. Dabei unterhält man sich, da man nach den ersten Bädern 4—6 Stunden im Wasser bleibt, liest, frühstückt auf schwimmenden Tischen und trinkt Mineralwasser. Die Bäder zu L. gehören zu den ältesten in der Schweiz, und eine Badeanstalt scheint schon im 12. Jahrh. bestanden zu haben. Allgemein benutzt wurden die Thermalquellen aber erst im 16. Jahrh., nachdem der Cardinal Matthias Schinner 1501 ein großes Gebäude hatte aufführen lassen, welches jedoch mit den nachher entstandenen Anlagen im 18. Jahrh. durch eine Lavine zerstört wurde. Jetzt sind nur sehr wenige steinerne Häuser da zu finden, obwol eine starke gemauerte Brustwehr gegen die Lavinen, welche nur im Frühjahre zu fürchten sind, schützt. Der Badeort (jetzt **Baden** genannt) und die Gemeinde L. haben zusammen 1600 E. Für die gewöhnlichen Badevergnügungen ist nur wenig gesorgt, und die großartigen Schönheiten der wilden Alpennatur müssen dieselben ersetzen. Nördlich von dem Bade erheben sich das Plattenhorn, das Rinderhorn und der Altels, östlich der Gletscher Schneitschnur und westlich finstere Waldungen, welche man das Holzthal nennt, sodaß man nur auf zwei Wegen dahin gelangen kann, von denen die bequemere Fahrstraße von L. her im Thale herauf, die andere aus dem Kanderstegerthale über den hohen Gemmi an dem einsamen Daubensee vorüberführt.

Leukadia, auch **Leukas**, eine Insel im Ionischen Meere, an der Küste von Akarnanien, nördlich von Cephalonia, 8½ QM. groß. Die südliche Spitze derselben, jetzt Cap Ducato, auf welcher ein Apollotempel stand, in der Nähe der ehemaligen Hauptstadt Leukas, wurde von den Alten der **Leukadische Fels** genannt, von welchem man jährlich unter großen Feierlichkeiten einen Verbrecher, gleichsam um alle Sünden des Volkes zu sühnen, ins Meer stürzte, ohne daß jedoch derselbe umkam, da ihn ein umgehangenes Federkleid, woran der Sage nach sogar lebendige Vögel befestigt waren, sanft in die Tiefe trug und aufgestellte Fahrzeuge dort aufnahmen, worauf er aber das Land für immer verlassen mußte. Auch Andere wagten freiwillig, um sich von Liebesqualen zu befreien, diesen gefahrvollen Sprung, dem man die Kraft der Heilung zuschrieb, fanden aber meist in den Wellen den Tod, wie die Königin Artemisia von Halikarnaß und Sappho (s. d.). — Gegenwärtig heißt die Insel **Lefkadha** oder **Santa-Maura**; sie hat etwa 20000 E. und gehört zu den Ionischen Inseln. Hauptstadt ist das feste **Amaxichi** oder **Amakuki** an der Nordspitze der Insel, vom festen Lande nur durch einen schmalen seichten Kanal getrennt, der von den alten Korinthern angelegt worden sein soll. Das bei der Stadt befindliche Fort Santa-Maura ist mit jener durch einen Viaduct verbunden, der, ein Werk der Venetianer, auf 366 Bogen ruhend, in gerader Richtung durch die Bai geht und früher als Wasserleitung zum Fort diente. Die Stadt hat 6000 E., zwei Häfen, treibt nicht unbedeutenden Handel und Schiffahrt und ist der Sitz eines griech. Bischofs. Am 29. Jan. 1825 wurde sie fast gänzlich durch ein Erdbeben zerstört; überhaupt sind Erdbeben eine Plage der Insel, und in Folge eines solchen entstand auch nahe bei derselben die kleine Insel Lauderdale's Rock.

Leukorrhöe, auch **Weißer Fluß** oder das **Weiße** genannt (fluor albus, franz. fleurs blanches), bezeichnet einen Ausfluß weißlicher (oder auch gelblicher, grünlicher) schleim- oder eiterartiger Stoffe aus den weiblichen Geschlechtstheilen. Derselbe stammt von einer katarrhalischen oder geschwürigen Entzündung dieser Theile her und kann bald mehr in den äußern Partien derselben, bald in der Mutterscheide, bald in der Gebärmutter selbst seinen Sitz und Ursprung

haben, oder auch mehre dieser Theile zugleich befallen. Unterschieden wird dies nur durch eine genaue Untersuchung mittels des Mutterspiegels (speculum uteri), welche hier um so unerlaßlicher ist, da die Leukorrhöen die häufigste Krankheit in den mannbaren Jahren des weiblichen Geschlechts sind (in manchen Ländern fast die Hälfte, ja zwei Drittel aller Frauen), da ferner von ihnen eine Menge anderweiter Beschwerden und sogar üble Nachkrankheiten entstehen (ganz abgesehen von der Widerlichkeit und gemüthlichen Rückwirkung eines solchen Zustandes), und da endlich auch die Behandlung in der Regel nur mittels des speculum eine gründlich heilende werden kann. Mit Unrecht verhehlen daher viele Frauen diesen Zustand dem wissenschaftlichen Arzte und ziehen sich oft durch Quacksalbereien noch größeres Übel zu. Die Ursachen der Leukorrhöen sind mannichfaltig. Manche sind unschädliche Begleiter der Menstruation oder des Wochenbetts bei gewissen Frauen; andere entstehen durch örtlich reizende Ursachen (z. B. durch Madenwürmer, durch den Dampf der Kohlentöpfe, durch Reibungen); andere durch syphilitische Ansteckung; manche durch allgemeinere Ernährungskrankheiten (besonders durch Blutmangel oder Tuberkeldyskrasie, oder Unterleibsvenosität, oder gestörte Hautausdünstung, oder Krebskrankheit u. s. w.). Daher ist denn auch die Bedeutung und die Behandlung der Leukorrhöen höchst verschieden. Keineswegs kann ein und dasselbe Mittel, am allerwenigsten ein inneres, sogenanntes specifisches, bei allen Arten derselben passen. Dagegen sind meist unentbehrlich: die Sitzbäder (kalt oder lau, schleimig oder adstringirend oder sonst arzneihaltig), die Einspritzungen (ebenso verschieden); oft sind auch Einpinselungen oder Bestreichen und Betüpfen der wunden und aufgelockerten Flächen mittels Metallsalzen unentbehrlich. Oft kann daneben eine allgemeinere Behandlung nöthig werden, z. B. durch allgemeine laue oder kalte Bäder (Fluß-, Seebäder, Mineralbäder), oder durch innere Curmittel (namentlich Mineralwässer oder Abführungen oder Stahlmittel u. s. w.). Alles dies kann nur ein erfahrener Arzt, der sich speciell mit Frauenkrankheiten befaßt, unterscheiden und feststellen. Vgl. Heilmann, „Der weiße Fluß oder Mutterkatarrh" (Nordh. 1836); Blatin und Nivet, „Traité des maladies des femmes qui déterminent les fleurs blanches" (Par., 1842); Siméon, „Mémoire sur la leucorrhée et son traitement" (Par. 1851).

Leuktra, ein Flecken in Böotien, südwestlich von Theben, auf dem Wege von Thespiä nach Platää, wurde berühmt durch die siegreiche Schlacht, welche die Thebaner unter Epaminondas (s. d.) gegen den Spartanerkönig Kleombrotus 371 v. Chr. hier gewannen und womit sie den mächtigen Einfluß, den Sparta Jahrhunderte hindurch über ganz Griechenland ausgeübt hatte, brachen. In neuester Zeit hat man auf dem Felde von Parapunghia noch den Altar und die Reste des Heiligthums gefunden, welches die Thebaner damals als Siegeszeichen ihren Schutzgöttern errichteten. Eine Beschreibung mit Beziehung auf die Schlacht gibt Leake in den „Travels in Northern Greece" (Bd. 2, Lond. 1835).

Leumund. Die Leumundserforschung, d. h. die Erörterung des bisherigen Lebenswandels eines Angeschuldigten und seines moralischen Charakters durch Zeugenabhörungen, ist ein wichtiger Act des Untersuchungsprocesses. Schon das alte deutsche Recht gab viel auf den guten oder übeln Ruf, der dem Angeklagten vorherging, und im franz. und engl. Strafprocesse werden noch gegenwärtig häufig Zeugen als Leumundszeugen vernommen. Die im deutschen Strafprocesse statt dessen häufig angewendete Einfoderung von Berichten der Ortsbehörden oder Pfarrer ist nur ein ungenügendes Ersatzmittel.

Leupoldt (Joh. Mich.), Professor an der Universität zu Erlangen, geb. 11. Nov. 1794 zu Weissenstadt im Fichtelgebirge, besuchte bis 1814 das Gymnasium zu Baireuth und dann die Universität zu Erlangen, wo er 1821 als außerordentlicher und 1826 als ordentlicher Professor angestellt wurde. Sein Hauptstreben ging von Anfang an immer deutlicher dahin, der Medicin als besonderm Zweige der angewandten Anthropologie im vollsten Sinne des Worts zu einer tiefern, sicherern und allseitigen Begründung und in organisch-lebendigem Zusammenhange mit ihrer Geschichte, sowie unter gleichmäßigerer Benutzung der näher mit ihr zusammenhängenden Natur- und Geisteswissenschaften zu einer umfassendern Fortentwickelung zu verhelfen. Nächstdem galt sein Streben insbesondere der Psychiatrie. Im Interesse dieser letztern durchreiste er, um die Irrenanstalten kennen zu lernen, namentlich Deutschland wiederholt in allen Richtungen. In der neuesten Zeit kämpfte er gegen einen einseitigen Anschluß der Medicin an die empirischen Naturwissenschaften, während er die Selbständigkeit des praktischen Charakters der Medicin gewahrt wissen wollte. In den letzten Jahren nahm er auch regen Antheil an den Bestrebungen für Armenpflege, Rettungshäuser u. dgl. Von seinen von philosophischem Geiste durch-

drungenen Schriften sind zu erwähnen: „Heilwissenschaft, Seelenheilkunde und Lebensmagnetismus" (Berl. 1821); „Grundriß der Physiologie des Menschen" (Berl. 1822); „Grundriß der allgemeinen Pathologie und Therapie" (Berl. 1823); „Allgemeine Geschichte der Heilkunde" (Erl. 1825); „Über Leben und Wirken und über psychiatrische Klinik in einer Irrenheilanstalt" (Nürnb. 1825); „Paieon, oder Popularphilosophie der Heilkunde und ihrer Geschichte" (Erl. 1826); „Eubiotik, oder Diätetik des physischen oder psychischen Menschenlebens" (Berl. 1828); „Von einem neuen Alexandria und einem neuen Galen" (Münch. 1828); „Rede über eigenthümliche Anfoderungen der Gegenwart an die Universitätsbildung in besonderer Beziehung auf eine germanisch-christlich-anthropologische Medicin" (Erl. 1830); „Über den Entwickelungsgang der Psychiatrie" (Erl. 1833); „Die gesammte Anthropologie, neu begründet durch allgemeine Biosophie und als zeitgemäße Grundlage der Medicin im Geiste germanisch-christlicher Wissenschaft" (2 Bde., Erl. 1834); „Lehrbuch der Psychiatrie" (Lpz. 1837); „Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten" (Erl. 1842); „Zur Charakteristik der Medicin der Gegenwart" (Erl. 1846); „Lehrbuch der Theorie der Medicin oder der allgemeinen Biologie, Anthropologie, Hygieine, Pathologie und Therapie" (Erl. 1851); „Über ärztliche Bildung und Bildungsanstalten" (2. Aufl., Erl. 1853).

Leuthen, ein Dorf in Niederschlesien, zwei M. westlich von Breslau und ebenso weit von Neumarkt, wurde berühmt durch die 5. Dec. 1757 von Friedrich d. Gr. gegen den Prinzen Karl von Lothringen gewonnene Schlacht. Nach dem Siege bei Roßbach eilte der König mit 28 Schwadronen Cavalerie und neun Bataillonen Infanterie nach Schlesien, um den Fortschritten der Östreicher Einhalt zu thun. Unterwegs erfuhr er den Fall von Schweidnitz, die Niederlage des Herzogs von Bevern bei Breslau, die Übergabe dieser Festung an den Prinzen Karl und daß dieser mit 92000 Mann dicht unter den Kanonen Breslaus ein starkbefestigtes Lager bezogen habe. Diese Nachrichten beugten indeß den Muth des Königs so wenig, daß sie im Gegentheile seinen Entschluß, den Feind anzugreifen, nur noch mehr befestigten. In Parchwitz am 28. Nov. angelangt, gewährte er seinen durch die angestrengten Eilmärsche äußerst ermüdeten Truppen einige Ruhetage, zog während derselben die Trümmer des Bevern'schen Corps an sich und marschirte hierauf 4. Dec. mit seiner nunmehr auf 33000 Mann angewachsenen Armee dem Feinde weiter entgegen nach Neumarkt. Hier erfuhr er, daß der Prinz Karl, um den Krieg mit einem Schlage zu beendigen, seine feste Stellung an der Lohe verlassen habe und ihm muthig entgegenrücke, entschlossen, das Glück der östr. Waffen zum ersten male in völlig freiem Felde zu erproben. Nichts konnte dem König erwünschter sein. Von Borna aus erblickte er am 5. nach einem leichten Reiterscharmützel die feindliche Schlachtlinie. Der Prinz hatte sein Heer mit dem rechten Flügel hinter Niepern und die Mitte hinter Frobelwitz und L. aufgestellt; der linke Flügel zog sich von letzterm Dorfe an bis über Sagschütz hinaus, von wo er mit einer hakenförmigen Krümmung bis an die Teiche von Gohlau reichte. Des Königs Plan war schnell gefaßt. Mit Anwendung der in der alten Kriegskunst schon bekannten schrägen Schlachtordnung griff er mit seinem rechten Flügel zunächst den feindlichen linken an und suchte ihn zu umgehen, während er seinen linken zurückgelehnt behielt. Dann ging die Armee im Vorrücken immer rechts, während der Vortrab die Östreicher aus den Dörfern vor ihrer Linken vertrieb. Das Manöver wurde mit der schönsten Präcision ausgeführt und bald war der Feind überflügelt, umgangen und seine Linke gänzlich geschlagen. Vergebens ließ Daun seine Reserveregimenter anrücken; ehe sie sich ordnen konnten, wurden sie überflügelt, von der Artillerie in den Rücken gefaßt und auseinandergeschmettert. Jetzt wollte Karl von Lothringen mit aller Anstrengung wenigstens das Centrum behaupten und ließ deshalb von den Truppen einen ausspringenden Winkel formiren, dessen äußerste Spitze das Dorf L. bildete. Eine starke Batterie wurde hier aufgefahren und der Kern der Reserve in das Dorf und besonders in den von einer Mauer umgebenen Kirchhof postirt. Aber nach einem halbstündigen blutigen Kampfe, in welchem jedes Haus, jede Hecke, jede Mauer erstürmt werden mußte, wurde endlich von der Garde unter Möllendorf der Kirchhof erobert und das Feuer zum Schweigen gebracht, worauf die Östreicher das Dorf fliehend verlassen mußten. Jetzt griff nun auch der bisher zurückgezogene linke Flügel der Preußen den feindlichen rechten an, der, um der Gefahr des Aufrollens zu entgehen, sich genöthigt sah, in großer Verwirrung und von der preuß. Cavalerie lebhaft verfolgt, über das Schweidnitzer Wasser sich zurückzuziehen. Ein Versuch der östr. Feldherren, zwischen Frobelwitz und Sara sich noch ein mal festzusetzen, wurde durch die ungestüme Tapferkeit des Generals Wedell vereitelt, der die bestürzten, völlig entmuthigten Östreicher in der Flanke und im Rücken angriff und ihnen 4000 Gefangene abnahm. Die Resultate dieses Siegs waren

21500 Gefangene, worunter 307 Offiziere, 134 Kanonen, 4000 Wagen und 59 Fahnen, die fast gänzliche Auflösung der östr. Armee und die Wiedereroberung Schlesiens, mit Ausnahme von Schweidnitz. Die Östreicher hatten 7000, die Preußen 3000 Todte und Verwundete.

Leutschau (ungar. Löcse), königl. Freistadt im zipser Comitat, wurde schon 1245 unter Bela IV. erbaut und war lange die blühendste und reichste Stadt, sowie eine der bedeutendsten Festungen Oberungarns. Die vielfachen Belagerungen und Stürme, welche sie unter Bocskay, Bethlen, Tököly, Rakoczy und bei andern innern Kämpfen bestand, verminderten allmälig ihre alte Herrlichkeit. Doch gehört sie wegen ihrer reizenden Lage und ihrer schönen und alterthümlichen Gebäude noch heute zu den bemerkenswerthesten Städten Ungarns. Von ihren öffentlichen Gebäuden sind namentlich zu nennen die sehr alte kath. Kirche mit einer berühmten Orgel, das Comitatshaus und das Stadthaus. L. besitzt ein kath. und ein luth. Gymnasium, eine 1585 errichtete Buchdruckerei, ein Militärerziehungshaus u. s. w. Die Bevölkerung von 6000 Seelen ist durchgehends deutscher Nationalität und treibt nächst Handel und Gewerbe auch beträchtlichen Feld- und Gartenbau. Die leutschauer Erbsen bilden in ganz Ungarn einen bedeutenden Handelsartikel; auch eine eigenthümliche Art hier gefertigten Honigbiers ist sehr gesucht. L. ist Hauptort und Sitz der Behörden des Comitats Zips.

Leutze (Emanuel), ein ausgezeichneter Geschichtsmaler der düsseldorfer Schule, wurde 1816 in einer kleinen Stadt Süddeutschlands geboren und bald darauf von seinem auswandernden Vater mit nach Philadelphia genommen. Er war noch jung, als der Vater zu kränkeln anfing. Sein beständiges Wachen am Krankenbette ließ ihn auf Übungen mit dem Zeichenstift verfallen, woraus sich endlich der feste Entschluß, Maler zu werden, entwickelte. Nach dem Tode des Vaters beschäftigte er sich zunächst mit dem Porträtiren, zugleich den Unterricht eines mittelmäßigen Zeichnenlehrers benutzend. Anfänglich machte er kein Glück und auch die Unternehmung, in Washington die Bildnisse berühmter Staatsmänner herauszugeben, blieb ohne sonderlichen Erfolg. Dies und andere Prüfungen brachten bei ihm Erschlaffung und Mangel an Selbstvertrauen zu Wege, welche hauptsächlich durch das Gefühl genährt wurden, seiner Phantasie nicht mit der Hand folgen zu können. Noch von diesem Zustande beherrscht, malte er indessen, gewissermaßen als eine Allegorie desselben, eine Hagar in der Wüste, charakteristisch genug noch ohne den Engel, der die Quelle in der Wildniß zeigt. Durch eine Krankheit seiner Mutter nach Philadelphia zurückgerufen, malte er, außer einigen Porträts, auch einen Indianer, in die untergehende Sonne schauend. Dies war ein glücklicher Wurf, in Folge dessen ein Kunstfreund, Hr. Carey, ihm so viele Bestellungen verschaffte, daß er eine Reise nach Europa unternehmen konnte. Im J. 1841 langte er in Amsterdam an, ging aber gleich nach Düsseldorf, wo er das Glück hatte, von Lessing selbst unterwiesen zu werden, da die Akademie, bei welcher er seinen Cursus machen wollte, überfüllt war. Sein erstes Bild, Columbus vor dem Concil zu Salamanca, erhielt den Beifall der Kenner und wurde vom düsseldorfer Kunstverein angekauft. Nicht geringeres Glück machte der darauf folgende Columbus in Ketten, der dem Künstler auf der brüsseler Ausstellung die Medaille eintrug und dann vom amerik. Kunstverein angekauft wurde. Im Juni 1843 ging L. nach München, um die Werke von Cornelius und Kaulbach zu studiren. Hier vollendete er ein Bild, Columbus vor der Königin, und schöpfte Genuß und Anregung aus einem sechsmonatlichen Aufenthalt in der Schwäbischen Alp. Ebenso studirte er zu Venedig die Werke von Tizian und Veronese, während Rom und die antike Welt seiner Bewunderung ferner lagen und fast nur Michel Angelo einen bedeutenden Eindruck auf ihn machte. Er malte während seines röm. Aufenthalts die in Amerika landenden Normänner, welches Bild nach Neuyork abging. Im J. 1845 verließ L. Rom und wandte sich über Pisa, Genua, Mailand und die Schweiz nach Düsseldorf zurück, wo er sich verheirathete und für die Dauer seinen Wohnort aufschlug. Fast alle seine Bilder nehmen den Weg nach Amerika. Cromwell und seine Tochter, die Flucht der Puritaner, der Hof der Königin Elisabeth, der Bilderstürmer, Heinrich VIII. und Anna Boleyn, Columbus' Empfang in Barcelona u. s. w. waren die hauptsächlichsten Stoffe, die er bisher bearbeitete. Großes Aufsehen erregte sein 1852 beendetes Gemälde: Washington's Übergang über den Delaware.

Levaillant (François), berühmter franz. Reisender und Ornitholog, wurde 1753 zu Paramaribo im holländ. Guiana von franz. Ältern geboren. Weder wissenschaftlich noch für ein sonstiges Gewerbe sich bildend, schweifte er fortwährend in den Wäldern umher, wo er Vögel aufsuchte, um sie auszustopfen. Mit einer nicht unansehnlichen Sammlung Naturalien kam er 1778 nach Amsterdam. Hier lernte ihn der Kaufmann Temmingk kennen, der ihm die Sammlung abkaufte und 1780 nach dem Cap schickte, von wo aus er ins Innere Afrikas eindringen

sollte. L. blieb fünf Jahre in Afrika. Doch ging die Sammlung, welche er auf seinem ersten Ausfluge von 1780—83 angelegt, auf dem Wege nach Holland größtentheils verloren, da das Schiff, welches sie trug, von den Engländern verbrannt wurde. Sein zweiter Ausflug von 1783—85 hatte glücklichere Resultate, und wenn auch Temmingk Ursache haben mochte, mit L. nicht ganz zufrieden zu sein, da dieser eine große Menge Vögel in Paris verkaufte und jenem nur die Doubletten gab, so war doch das Ergebniß der Reise L.'s für die Naturgeschichte bedeutend genug. Nach seiner Rückkehr ließ er die „Voyage dans l'intérieur de l'Afrique par le Cap de Bonne-Espérance pendant 1780—83“ (Par. 1790; 2. Aufl., 1798, mit 20 Kpfrn.) und dann die „Second voyage dans l'intérieur de l'Afrique dans 1783 — 85“ (Par. 1795; 2. Aufl., 1803) erscheinen. Jene hatte, da L. nicht einmal seine Muttersprache richtig zu schreiben verstand, sein Vater, diese Baron und Legrand d'Aussy redigirt. Beide Werke wurden von Reinh. Forster ins Deutsche übersetzt (Berl. 1799). Mit Unrecht hat man L. in Bezug auf Forschung und Entdeckung offenbare Lüge zum Vorwurf gemacht. Trotz seiner Leistungen erhielt er nie eine Anstellung und wurde auch nicht Mitglied der Akademie. In seinem hohen Alter mußte er noch das Unglück erfahren, daß der Mann seiner Tochter vergiftet starb und er deshalb in Untersuchung gezogen wurde. Von aller Schuld freigesprochen, starb er zu Sézanne in der Champagne 1. Dec. 1824. Von seinen Werken sind noch zu erwähnen: „Histoire naturelle des oiseaux d'Afrique“ (6 Bde., Par. 1798—1812); „Histoire naturelle d'une partie d'oiseaux nouveaux et rares de l'Amérique et des Indes“ (Par. 1801—4); „Histoire naturelle des cotingas et des todiers“ (Par. 1804); „Histoire naturelle des perroquets“ (2 Bde., Par. 1801—5).

Levāna, eine röm. Göttin, welche unter die Dii natalitii gehörte. Ihrem Einfluß schrieb man es zu, daß der Vater das neugeborene Kind aufhob und somit aufziehen wollte. Deshalb betitelte Jean Paul sein geistreiches Buch über die Erziehung „Levana“.

Levante, ital. il levante, d. h. das Morgenland, ein in ganz Europa verbreiteter geographischer Begriff, der im weitern Sinne alle von Italien aus nach Osten liegenden Länder am Mittelländischen Meere bis zum Euphrat und Nil umfaßt, also die europ. Türkei, Griechenland und die Jonischen Inseln, Kleinasien, Syrien und Ägypten, deren Haupthandelsplätze (Konstantinopel, Smyrna, Skanderun oder Alexandrette, Aleppo und Alexandria) deshalb von den Italienern Scale di levante, von den Franzosen Echelles du levant (d. h. Staffeln des Morgenlandes) genannt werden. Im engern Sinne versteht man indessen unter Levante die Küsten Kleinasiens, Syriens und Ägyptens. Der dahin betriebene Handel wird vorzugsweise der **Levantische Handel** genannt, weshalb auch der arab. Kaffee, weil er über die Häfen dieser Küsten fast einzig bezogen wird, **Levantischer Kaffee** heißt. Vgl. Depping, „Histoire du commerce entre le Levant et l'Europe“ (Par. 1832).

Leverrier (Urbain Jean Joseph), franz. Astronom, geb. zu St.-Lo 11. März 1811, Sohn eines Domänenbeamten, erhielt seine erste Schulbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und ging sodann nach Caen, um sich für die Polytechnische Schule vorzubereiten. Nachdem er 1829 im ersten Examen durchgefallen, besuchte er das Collége Louis-le-Grand, gewann den mathematischen Preis und wurde in die Polytechnische Schule aufgenommen. Zwei Jahre lang als Ingenieur bei der Tabacksverwaltung angestellt, befand er sich in der Alternative, entweder in die Provinz zu gehen oder seine Laufbahn aufzugeben. Er zog den letztern Entschluß vor, trat als Lehrer am Collége Stanislas ein und gab 1836 „Mémoires sur le phosphore“ heraus, die seinen Ruf zuerst begründeten. Im J. 1846 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt, wurde er von Arago auf die Spur eines noch unsichtbaren und unbekannten Planeten gebracht, dessen Vorhandensein er durch lange Berechnungen nachwies und mathematisch bestimmte. Man wollte diesem Planeten den Namen Leverrier geben; aber der Neid trug den Sieg davon; der Planet wurde Neptun genannt. (S. **Planeten.**) Diese Entdeckung verschaffte L. das Kreuz der Ehrenlegion und eine Professur der Astronomie an der Facultät zu Paris. Obgleich er durchaus kein Politiker, schickten ihn doch die Wähler des Depart. Manche, von dem Ruhme ihres Landsmanns eingenommen, im Mai 1849 in die Gesetzgebende Versammlung. Am 25. Jan. 1852 ward er von Ludwig Napoleon zum Senator erhoben.

Levesque (Pierre Charles), franz. Geschichtschreiber, geb. 1736 zu Paris, lernte in seiner Jugend die Kupferstecherkunst, besuchte aber dann aus Liebe zu der Wissenschaft das Collége Mazarin. Nach vollendeten Studien mußte er indessen wieder einige Jahre von der Kupferstecherkunst leben und konnte nur die Mußestunden auf seine weitere Ausbildung verwenden. Als Anhänger der Encyklopädisten wurde er mit Diderot bekannt und erhielt durch dessen Em-

pfehlung die Professur der schönen Wissenschaften an der Cadettenschule in Petersburg. Hier lernte er mit großem Eifer und in kurzer Zeit die russ. Sprache, studirte die Quellen der russ. Geschichte und gab, als er 1780 nach Frankreich zurückgekehrt, eine „Histoire de Russie" (7 Bde., Par. 1782; neue Aufl., 8 Bde., 1800; 4. Aufl., fortgesetzt von Maltebrun und Depping, 1812) heraus. Sie war das erste Werk, welches die bisher in Frankreich fast ganz unbekannte russ. Geschichte behandelte; auch verdient sie das Lob lehrreicher Gemeinnützigkeit und anspruchslos gefälliger Darstellung. Bald darauf wurde L. Mitglied der Akademie der Inschriften und Professor am Collége Royal, auch nachher Mitglied des Instituts. Er starb zu Paris 12. Mai 1812. Von seinen übrigen historischen Werken sind noch zu nennen: „La France sous les cinq premiers Valois" (4 Bde., Par. 1787); „Histoire critique de la république romaine" (3 Bde., Par. 1807); „Études de l'histoire ancienne et de l'histoire de la Grèce" (5 Bde., Par. 1811). Auch übersetzte er den Thucydides (4 Bde., Par. 1795—97).

Leviāthan heißt in der talmudischen Sage der Fisch, den einst der Erzengel Gabriel überwältigen wird.

Levita (Elias), eigentlich **Elia Levi Ben-Ascher**, zubenannt **Bachur**, einer der größten hebräischen Grammatiker unter den Juden und durch seine Leistungen der Lehrer der gesammten christlichen Welt, wurde um 1472 im südlichen Deutschland oder in Italien von einer deutschen Familie geboren. Er wendete sich früh dem Studium der heiligen Schriften, der hebr. Sprache und der Masora zu. Von Padua, wo er schon 1504 lehrte, ging er 1509, nachdem er bei der Eroberung der Stadt alle seine Habe eingebüßt hatte, nach Venedig und von da 1512 nach Rom, wo Cardinal Egidio sein Schüler und Gönner wurde. In Rom traf ihn 1527 abermals das Unglück, nach der Eroberung der Stadt von den Kaiserlichen ausgeplündert zu werden, worauf er wieder nach Venedig ging. Die Einladungen weltlicher und geistlicher Fürsten, selbst die des Königs von Frankreich, schlug er aus; doch folgte er 1540 dem Rufe des Paul Fagius nach Isny, wo er mehre Schriften verfaßte und druckte. Indeß kehrte er doch nach wenigen Jahren zu seiner Familie nach Venedig zurück, wo er 1549 starb. Seine wichtigsten Schriften sind „Bachur", eine hebr. Grammatik (1518); „Meturgeman", ein Wörterbuch über das Targum (1541) und „Masoret Ha-Masoret" (1538; deutsch von Semler, 1772). Noch bei seinen Lebzeiten wurden fast alle seine Werke ins Lateinische übersetzt, von Münster, Fagius u. A.

Leviten hießen bei den Juden im weitern Sinne alle Nachkommen des Levi (eines der zwölf Söhne Jakob's), die einen besondern israelit. Stamm ohne Ackerbesitz bildeten; im engern Sinne aber die Mitglieder dieses Stamms, welche nicht zu der Familie Aaron's gehörten. Sie hatten die Priester bei allen denjenigen heiligen Handlungen im Tempel zu unterstützen, die nicht am Altare und mittels des heiligen Geräths verrichtet wurden. Ihr Einkommen bestand in dem Zehnten, und statt des Stammgebiets waren ihnen 35 in den Stämmen zerstreut liegende Städte zugewiesen. Übrigens scheint die völlige Ausbildung des Leviteninstituts und die Eintheilung in vier Classen erst unter David erfolgt zu sein. — Analog hießen und heißen noch jetzt bei den Katholiken die Diakonen, welche dem Priester beim Gottesdienste helfen, **Leviten**. — Das dritte Buch Mosis heißt **Leviticus**, weil es vornehmlich die Verordnung für die Priester und Leviten enthält.

Levitschnigg (Heinrich, Ritter von), einer der namhaftesten östr. Dichter, geb. 25. Sept. 1810 zu Wien, wo sein Vater als Sachwalter wirkte, widmete sich, durch Privatunterricht vorbereitet, erst zwei Jahre dem Studium der Rechte, dann ein Jahr dem der Medicin, trat aber im Nov. 1830 als Cadet bei dem Dragonerregiment König Ludwig von Baiern ein und machte mit diesem im Frühjahr 1831 den Marsch nach Italien mit. Im Jan. 1832 ward er Unterlieutenant im dritten oguliner Grenzregiment. Des monotonen Grenzdienstes bald überdrüssig, trat er mit Beibehaltung des Offizierscharakters im Juli 1834, da er die Versetzung in ein Linienregiment nicht erlangen konnte, ganz aus dem Militär und lebte zu Wien, wo er die Koryphäen des östr. Parnasses kennen lernte. Er gab sich nun selbst dichterischen Versuchen hin und schrieb Liebeslieder, später, nachdem er durch Feuchtersleben und Huber die Poesie des Orients kennen gelernt, Ghaselen für die „Wiener Zeitschrift". Zahlreiche Beiträge zu Taschenbüchern und Zeitschriften, Gedichte, Novellen und kritische Aufsätze entstanden in den folgenden Jahren, bis er endlich mit dem romantischen Gedicht „Rustan" (Stuttg. 1841) zum ersten mal in einem selbständigen Werke vor das Publicum trat. Diesem folgten „Gedichte" (Wien 1842) und die beiden Trauerspiele „Lord Byron" und „Löwe und Rose", die später in Foglar's „Verworfenen Schauspiele" (Pesth 1847) gedruckt erschienen. Seit März 1845 bis April 1849 redigirte L. das Feuilleton der „Pesther Zeitung". In diese Zeit fallen: „West-Östlich" (Wien 1847), wel-

ches Werk, außer einem Cyklus erotischer Stanzen, auch „Die letzte Fee", ein romantisches Gedicht, enthält, und „Märchen" (Pesth 1847), eine phantastische, an prächtigen Episoden reiche Dichtung. Später veröffentlichte er „Brennende Liebe" (Wien 1852); „Soldatenfibel" (Wien 1852); „Kossuth und seine Bannerschaft" (2 Thle., Pesth 1850); „Der Montenegriner, oder Christenleiden in der Türkei" (Pesth 1853). Wie viele östr. Dichter, weiß L. seinem Talente zu gewandter und anmuthiger Darstellung durch rhetorischen Schmuck und Bilderreichthum einen Glanz zu geben, hinter dem sich ein tieferer Gehalt nicht verbirgt.

Levkoi (Matthiola) heißt eine zu den Kreuzblümlern (Cruciferen) gehörende Pflanzengattung, welche stielrunde oder zusammengedrückte Schoten und eine aus zwei aufrechten, aneinander liegenden Plättchen bestehende Narbe besitzt; die äußere Seite der Narbenplättchen erhebt sich in einen Buckel oder ein Horn. Es sind Kräuter oder Halbsträucher, welche, in den Ländern am Mittelländischen Meere einheimisch, meistens mit einem aus Sternhaaren bestehenden weißlichen oder graulichen Überzuge versehen sind und Blütentrauben von oft sehr angenehmem Geruche tragen. Der **Winterlevkoi** (M. incana), auch **Stockveil** genannt, wird wegen des äußerst angenehmen Geruchs seiner vielfarbigen und oft gefüllten Blüten sehr häufig und allgemein in zahlreichen Spielarten cultivirt. Gleichfalls häufig und allgemein wird der **Sommerlevkoi** (M. annua), der nur einjährig ist, der **kahle Levkoi** oder **Levkoi mit dem Lackblatte** (M. glabra), der sich durch kahle grüne Blätter auszeichnet, und der **Fensterlevkoi** (M. fenestralis), der aus Kreta stammt, niedrig ist und sich wegen seiner in einer gedrängten straußartigen Traube stehenden Blumen schön ausnimmt, in Gärten und vor Fenstern gezogen. Die drei letztern sind vielleicht nur durch Cultur entstandene und standhaft bleibende Abarten der ersten Art.

Lewald (Joh. Karl Aug.), deutscher Belletrist, geb. 14. Oct. 1792 zu Königsberg in Preußen, sollte nach dem frühen Tode seines Vaters von den Gymnasialstudien zur Kaufmannschaft übergehen. Da es ihm aber hierzu an Neigung fehlte, so folgte nun eine Reihe abenteuerlich-genial verlebter Jahre, worüber seine „Aquarelle aus dem Leben" (4 Bde., Manh. 1836—37) Manches mittheilen. Neuere Sprachen, Kunstgeschichte, auch Ölmalerei wurden eifrig betrieben. Als Secretär im russ. Hauptquartier machte er den Freiheitskrieg mit und eine ähnliche Stelle bekleidete er dann bei der Generaldirection der russ. Spitäler in Deutschland. In dieser Zeit durchreiste er ganz Deutschland, sowie Theile von Frankreich und Polen. Nach Auflösung des genannten Verhältnisses hielt er sich in Breslau auf und betrieb im Umgange mit Schall und Holtei dramatische Studien, als deren erstes Product er das Lustspiel „Der Großpapa" unter dem Namen Kurt Waller aufführen und später drucken ließ. So erwachte eine frühere Neigung zum Theater aufs neue. Im J. 1818 trat er zu Brünn zum ersten male als Schauspieler auf und verlebte von da an neun Jahre theils als Schauspieler, theils als technisches Mitglied der Theaterdirectionen in Brünn, München, Nürnberg, Bamberg, an welchen beiden Orten er die Oberleitung der Bühnen hatte, dann noch vier Jahre als Leiter des Scenischen an dem neuen Stadttheater zu Hamburg. Doch ruhte auch in dieser Zeit seine literarische Thätigkeit nicht, die er theils der Abfassung eigener „Novellen" (3 Bde., Hamb. 1831—33), theils dramatischen Arbeiten, theils journalistischen Unternehmungen zuwendete. Überdruß an dem deutschen Theater, welches seinen Reformplanen Hindernisse in den Weg stellte, bestimmte ihn, 1831 nach Paris zu gehen, von wo er jedoch schon nach neun Monaten bei Annäherung der Cholera in die Vaterstadt seiner Gattin, nach München, zurückkehrte. Nach mehrfachen Reisen, namentlich in Tirol und Italien, verlegte er seit dem Herbst 1834 seinen Wohnsitz nach Stuttgart, ohne jedoch seiner frühern Reiselust zu entsagen. Einen bedeutenden Theil seiner Zeit widmete er dem 1835 von ihm begründeten Journal „Europa, Chronik der gebildeten Welt", welches sich eines guten Erfolgs erfreute. Daneben erschienen von ihm zahlreiche selbständige Schriften, theils Romane und Novellen, theils Reisehandbücher über München, Tirol, die Schweiz, den Rhein und Italien, theils dramaturgische Werke. Im J. 1841 verlegte L. seinen Wohnsitz nach Baden-Baden, woselbst er noch fünf Jahre die Redaction der „Europa" leitete, welche 1846 F. G. Kühne in Leipzig übernahm. L. reiste hierauf nach Wien, befand sich 1848 und 1849 in Frankfurt und widmete sich der Politik und der Theilnahme an politischen Blättern. Nach Stuttgart zurückgekehrt, übernahm er die Mitredaction der conservativen Zeitung „Deutsche Chronik" und erhielt zugleich eine Anstellung als Regisseur des königl. würtemberg. Hoftheaters. Eine seit früher Jugend genährte Richtung führte ihn in letzter Zeit in den Schoos der kath. Kirche. Seine „Gesammelten Werke" gab er in einer Auswahl heraus (12 Bde., Lpz. 1844—45). L. zeigt in seinen frühern Schriften ein reiches, vielseitiges und anmuthiges Talent, welches auch unbedeutenden Stoffen Leben und Anziehungskraft zu verleihen weiß. Seine

Sprache ist bei aller Glätte und Feinheit von gesuchter Künstelei frei, seine Übersetzungen gehören zu den besten Leistungen in diesem Fache; doch ist nicht zu verkennen, daß sich L.'s vielbewegtes Leben in der Flüchtigkeit seiner schriftstellerischen Leistungen oft merklich abspiegelt.

Lewald (Fanny), deutsche Schriftstellerin, eine Verwandte des Vorigen, ist 24. März 1811 zu Königsberg in Preußen geboren und israel. Herkunft. Ihr Vater, Kaufmann und Stadtrath, ein geistig bedeutender Mann, der großen Einfluß auf ihre Entwickelung übte, stellte ihr die Wahl der Religion frei. Sie ließ sich in ihrem 17. Lebensjahre taufen, fand aber schon während des Confirmandenunterrichts Grund, diesen Schritt zu bereuen. Ihre Erziehung war einfach und verständig. Seit ihrem 14. J. hörte zwar aller Unterricht auf, dafür aber ward ihr vielfache geistige Anregung. Im J. 1831 machte sie mit ihrem Vater die erste größere Reise durch Deutschland und Frankreich, auf welcher sie die lebhaftesten Eindrücke von dem damaligen Liberalismus empfing; in den nächsten Jahren verbrachte sie längere Zeitabschnitte in Breslau und Berlin. Zuerst 1834 hatte sie zur Unterhaltung einer kranken Schwester Märchen geschrieben; aber erst ihr Vetter, August L., machte sie auf ihre Begabung aufmerksam und veröffentlichte 1841 ihre erste Novelle „Der Stellvertreter" in der „Europa". Jetzt entschloß sie sich mit Zustimmung ihres Vaters zu eigentlich schriftstellerischer Thätigkeit. Es erschienen ohne ihren Namen: „Clementine" (Lpz. 1842); „Jenny" (Lpz. 1843); „Eine Lebensfrage" (Lpz. 1845); „Das arme Mädchen", letztere Novelle in der „Urania". Im Frühjahr 1845 trat sie eine Reise nach Italien an, welche besonders durch die enge Befreundung mit Therese von Lützow (s. d.) und Adolf Stahr bedeutsam für sie wurde, obgleich sie schon im Oct. 1846 durch den plötzlichen Tod ihres Vaters nach Hause zurückgerufen wurde. Seitdem hat sie mit geringen Unterbrechungen in Berlin gelebt und folgende Schriften, sämmtlich unter ihrem Namen, verfaßt: „Ital. Bilderbuch" (Berl. 1847); „Prinz Louis Ferdinand" (3 Bde., Bresl. 1849); „Erinnerungen aus dem J. 1848" (2 Bde., Braunschw. 1850); „Liebesbriefe" (Braunschw. 1850, aber schon 1845 entstanden); „Dünen- und Berggeschichten" (2 Bde., Braunschw. 1851); „Reisetagebuch durch England und Schottland" (2 Bde., Braunschw. 1852) und einen seit Jahren vorbereiteten Roman: „Wandlungen" (3 Bde., Braunschw. 1853). Außerdem erschienen noch mehre Novellen von ihr in Taschenbüchern, sowie anonym die in elf Tagen verfaßte meisterhafte Persiflage der Gräfin Hahn-Hahn: „Diogena, Roman von Iduna Gräfin H. H." (2. Aufl., Lpz. 1847). Fanny L. wendet ihr unverkennbares Talent hauptsächlich auf die Darstellung der höhern gesellschaftlichen Kreise der Gegenwart und der in ihnen zum Vorschein kommenden sittlichen Conflicte. Es schimmert dies sogar durch, wenn sie, wie in „Louis Ferdinand", ihren Stoff der Vergangenheit entlehnt. Sie vertritt dabei eine entschieden politisch-liberale Auffassungsweise, die ungeachtet sehr gewandter, ja glänzender Darstellung und ernster psychologischer Studien zuweilen den harmonischen und wohlthuenden Eindruck in ihren Schriften stört.

Lex, d. i. Gesetz, hieß bei den Römern anfangs nur ein von den Curiat- und Centuriatcomitien ausgegangener Beschluß, der auch populiscitum genannt wurde; nach der Gleichstellung der Tributcomitien gab man aber auch einem von diesen ausgegangenen Beschlusse, plebiscitum, den Namen lex. Das Gesetz wurde in Vorschlag und vor die Comitien von einem Magistrat gebracht, nach dessen Namen man es dann auch benannte, z. B. Lex Licinia, Cornelia u. s. w. Den Comitien gingen die Bekanntmachung des Inhalts (promulgatio) und Concionen zuvor, in denen für und wider gesprochen wurde; bei den Comitien (s. d.) foderte der Magistrat das Volk zur Entscheidung durch Annahme oder Verwerfung. Der Theil des Gesetzes, der die Bestimmung gegen Verletzung desselben enthält, hieß sanctio legis, und ein Gesetz, das solche Sanction hatte, lex perfecta, dem sie mangelte, lex imperfecta. In der Kaiserzeit haben Senatsconsulte und die Constitutionen der Kaiser gleiche Kraft mit den leges, doch bedienten sich Augustus und seine nächsten Nachfolger noch häufig der Form der Volksgesetzgebung; in der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. wurde die Anwendung derselben seltener und nach Nerva kommt kein Beispiel einer lex mehr vor.

Lexikon (griech.) nannten die Alten im Allgemeinen jedes Wörterbuch, dergleichen zuerst von den Griechen theils zur Erklärung alter und seltener oder sinnverwandter Wörter, z. B. von Hesychius, Pollux, Suidas und Ammonius, theils zur Erläuterung einzelner Schriftsteller oder ganzer Classen derselben, z. B. des Homer vom Sophisten Apollonius, des Hippokrates von Erotianus, des Plato von Timäus, der Redner von Harpokration, theils endlich zur Unterscheidung der Ausdrücke des attischen und gemeinen Dialekts, z. B. von Herodianus, Möris u. A., verfaßt wurden. (S. **Glossarium**, **Onomastikon** und **Wörterbuch**.) Daher heißt die Lehre oder Wissenschaft von der gehörigen Zusammenstellung des Sprachschatzes **Lexikologie**, die Übersicht der literarischen Erscheinungen auf diesem Felde aber **Lexikographie**.

Lexington, die älteste und eine der bedeutendsten Städte im nordamerik. Staate Kentucky, 18 M. von Cincinnati, mit 12000 E., ist der Sitz der Transsylvaniauniversität mit Bibliothek und anatomischem Theater und hat mehre schöne öffentliche Gebäude, sowie ansehnliche Fabriken in Wolle, Baumwolle, Hanf und Eisen. — **Lexington**, ein kleiner Ort im Staate Virginien, ist wegen der nicht weit davon befindlichen natürlichen Felsenbrücke über den Bach Cedar-Creek bekannt. — Bei **Lexington** im Staate Massachusetts fiel 19. April 1775 die für die Amerikaner siegreiche Schlacht mit den Engländern vor.

Leyden, eine große, schöne, jetzt zum Gouvernement Südholland der niederl. Provinz Holland gehörige Stadt, mit geräumigen Straßen und vielen breiten Kanälen, am Alten Rhein, hat gegen 38000 E. Eine der schönsten Straßen in ganz Europa ist die sogenannte Breite Straße. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die hooglandsche oder St.-Pancraskirche, mit dem Grabe des in der Belagerung von 1574 berühmten Bürgermeisters Pieter Adriansz van der Werff; die Peterskirche, mit den Grabmälern Boerhaave's, Pet. Camper's, Scaliger's, Spanheim's und Meermann's, und das Rathhaus, mit des Lukas von Leyden, des Cornelis Engelbrechtsen, van Bree u. A. trefflichen Gemälden. Von der Alten Burg, einem vormaligen Schlosse auf einem kleinen Hügel, genießt man einer vorzüglichen Aussicht über die ganze Stadt. Einen beträchtlichen Nahrungszweig bildeten ehemals die hiesigen Buchdruckereien und Tuchfabriken, und noch gegenwärtig ist L. der Hauptplatz für die Wolle und wollene Waaren. Eine Hauptzierde der Stadt ist die Universität, die 1575 zur Entschädigung der Bewohner für die während der Belagerung von 1574 erduldeten Drangsale gestiftet wurde. Sie zählt 500 Studirende und ist im Besitz einer kostbaren Bibliothek mit seltenen Handschriften, einer reichen Naturaliensammlung, eines trefflichen anatomischen Cabinets, eines anatomischen Theaters und eines botanischen Gartens. Sehr reich und interessant ist das Niederländische Museum für Archäologie. L. ist das alte Lugdunum Batavorum und hieß im Mittelalter Lugduin oder Leydis. Die furchtbarste Noth litt die Stadt, als sie vom 31. Oct. 1573 bis 24. März 1574 von den Spaniern belagert und bald nachher blockirt wurde, bis der Prinz Wilhelm von Oranien mittels des Durchstechens der Dämme von Nordholland 3. Oct. 1574 die Feinde zur Aufhebung der Belagerung zwang. Am 12. Jan. 1807 flog ein mit 40000 Pf. Pulver beladenes Schiff, welches in der Stadt lag, in die Luft, wodurch die zu beiden Seiten des Kanals stehenden Häuser zusammenstürzten und eine Menge Menschen ihr Leben verloren.

Leydener Flasche oder besser **Kleist'sche Flasche**, auch **Verstärkungsflasche** genannt, wurde 1745 von Kleist in Kamin in Pommern und bald darauf auch von Cunäus in Leyden erfunden. Sie besteht jetzt gewöhnlich aus einem cylindrischen Glase, das außerhalb und innerhalb bis auf einen oder einige Zoll vom Rande mit Staniol belegt ist. Der frei gebliebene Rand wird erwärmt mit Schellackfirniß oder mit Siegellack überzogen, um die Eigenschaft des Glases, Feuchtigkeit auf seiner Oberfläche niederzuschlagen, zu vernichten. Wird dem innern Beleg Elektricität mitgetheilt, so bindet sie auf dem äußern die entgegengesetzte, und in Folge dieser Bindung läßt sich eine große Menge Elektricität anhäufen, welche dann bei Herstellung einer leitenden Verbindung zwischen beiden Belegen sich plötzlich durch einen erschütternden Schlag ausgleicht. (S. **Elektricität**.) Eine Verbindung mehrer Flaschen, sodaß ihre innern Belege einerseits und ihre äußern andererseits in Verbindung stehen, heißt eine **Elektrische Batterie**.

Leyen (von und zu der), ein mediatisirtes deutsches fürstliches Geschlecht, das seinen Stammbaum bis zur Mitte des 12. Jahrh. hinaufzuführen vermag und dessen Stammschloß zur Leyen an der Mosel im Trierschen liegt, wurde vom Kaiser Ferdinand III. 1653 in den Freiherrnstand erhoben. **Karl Kaspar von und zu der L.** erhielt 1705 die Reichsherrschaft Hohengeroldseck in der Ortenau am Schwarzwald in Lehn und deshalb 1711 einen Sitz im schwäb. Grafencollegium, worauf er noch in demselben Jahre in den Reichsgrafenstand aufgenommen wurde. In Folge seines Beitritts zum Rheinbund erhielt der Graf 1806 den Fürstentitel und die Souveränetät in der Grafschaft Hohengeroldseck, bis er durch die Wiener Schlußacte 1815 als Standesherr der Staatshoheit Östreichs unterworfen wurde, das sie 1819 an Baden abtrat. Außer Hohengeroldseck (s. **Geroldseck**), das auf 2,25 □M. 4550 E. zählt, besitzt die Familie noch in den Rhein- und Moselgegenden Fachbach und Nievern (unter Nassaus Hoheit), Ahrenfels in der preuß. Rheinprovinz, die Herrschaften Waal (wo sie residirt), Schwabdießen und Hurlach in Baiern, zusammen 8 □M. mit 20000 E. Der gegenwärtige Standesherr ist Fürst **Erwin**, geb. 3. April 1798, der seinem Vater Philipp 1829 folgte, vermählt seit 1818 mit Sophia Gräfin von Schönborn-Buchheim, mit der er zwei Söhne, **Philipp**, geb. 1819, und Franz, geb. 1821, und eine Tochter Amalie, geb. 1824, zeugte.

Leyser (Augustin von), einer der einflußreichsten Rechtslehrer des 18. Jahrh., geb. 1683 zu Wittenberg, wurde, nachdem er mehre Reisen, namentlich auch nach England und Italien unternommen hatte, daselbst 1708 außerordentlicher Professor der Rechte. Im J. 1712 ging er als ordentlicher Professor nach Helmstedt, kehrte indeß 1729 als Ordinarius nach Wittenberg zurück, wo er 1752 starb. Sein Hauptwerk sind die „Meditationes ad Pandectas" (11 Bde., 1718—47), die Abhandlungen über alle Zweige der Rechtswissenschaft enthalten, belegt mit Erkenntnissen der Facultäten zu Helmstedt und Wittenberg, in welchen große Belesenheit auch in andern Zweigen der Wissenschaften, aber freilich keine antiquarisch-juristische Gelehrsamkeit anzutreffen ist. Sie wurden nach seinem Tode von Höpfner fortgesetzt (2 Bde., 1774—80) und von Hartleben und J. E. D. Müller commentirt. L.'s Ansichten, in welchen er oft den gangbaren Meinungen entgegentrat, hatten bis in die neuere Zeit auf die Rechtspflege einen großen Einfluß.

L'Hassa, d. h. Götterwohnung, die volkreiche Hauptstadt Tibets, hat einen Umfang von zwei Stunden, ist aber nicht, wie sonst die chines. Städte, mit einer Ringmauer eingeschlossen. In den Vorstädten liegt eine große Anzahl mit hohen Bäumen bepflanzter Gärten, welche der Stadt eine reizende Einfassung verleihen. Die Hauptstraßen sind sehr breit und ziemlich reinlich, voll unglaublichen Schmutzes aber die Vorstädte. Die Häuser sind hoch und meist aus Stein und Ziegeln, nur wenige aus Erde erbaut. Alle aber werden mit solcher Sorgfalt weiß angestrichen, daß sie desselben Stoffs scheinen. Eine der Vorstädte hat einen Bezirk aufzuweisen, dessen Häuser ganz aus Rinds- und Schafshörnern bestehen. Diese seltsamen Bauten sind von großer Festigkeit und gewähren dem Auge keinen ungefälligen Anblick. Der Palast des Dalaï-Lama (s. d.) verdient in jeder Rücksicht den Ruf, den er genießt. An der Nordseite der Stadt liegt ein felsiger, kegelförmiger Berg inmitten eines breiten Thals, auf dem jener Palast des leiblichen Gottes erbaut ist. Der prächtige Bau besteht aus einer Vereinigung mehrer nach Größe und Schönheit verschiedener Tempel. Der im Mittelpunkte, vier Stockwerke hoch, alle übrigen beherrschend, endigt mit einer ganz von Goldplatten bedeckten Kuppel und ist von einer weiten Vorhalle umgeben, deren Säulen gleichfalls vergoldet sind. Hier hat der Dalaï-Lama seinen Sitz. Von der Höhe des Heiligthums herab sieht er, wie seine zahllosen Verehrer an großen Festtagen in der Ebene einherziehen und am Fuße des göttlichen Bergs sich zur Erde niederwerfen. Die Paläste zweiten Rangs, die um den großen Tempel gruppirt sind, werden von den Lamas verschiedener Orden bewohnt, die dem lebenden Buddha zu dienen haben.

L'Hombre, eins der geistreichsten und interessantesten Kartenspiele, deshalb auch das königl. Spiel genannt, wurde von den Spaniern, wie Einige behaupten, bald nachdem sie die Spielkarten kennen gelernt, nach Andern erst um 1430 erfunden und binnen kurzer Zeit zum Nationalspiele. Durch die Spanier lernten es die Mauren kennen, und Franz I. soll es aus Spanien nach Frankreich gebracht haben, von wo aus es später auch im übrigen Europa Eingang fand. Dasselbe wird mit franz. Karten, in welchen die Achten, Neunen und Zehnen fehlen, gespielt, und zwar von drei Personen; doch vereinigen sich gewöhnlich vier zu einer Partei, von denen dann Der, welcher dem Kartengeber gegenüber sitzt, Moor genannt, nicht mitspielt. Die Combinationen des L'hombrespiels haben die Mathematiker sehr viel beschäftigt; so wurde unter Andern von Klügel in Halle die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf dasselbe angewandt.

L'Hôpital (Michel de), Kanzler von Frankreich, geb. 1505 zu Aigueperse unweit Riom im Depart. Puy-de-Dôme, war der Sohn eines angeblich jüd. Arztes, der im Dienste des Connétable Karl von Bourbon stand. Während der Verbannung dieses Prinzen ging auch der junge L. nach Italien und studirte zu Padua die Rechte. Er erhielt hierauf das Amt eines Auditors der Rota zu Rom, kehrte aber 1534 auf Veranlassung des Cardinals Grammont nach Paris zurück. Nach dem Tode des Cardinals beschäftigte er sich drei Jahre als Advocat und bekam dann zu Paris die Stelle eines Parlamentsraths, die er jedoch bald aus Unzufriedenheit mit seinen Collegen niederlegte. Im J. 1547 sendete ihn der Hof auf das Concil zu Trient, das damals nach Bologna verlegt worden war. Nach dem Sturze seines Gönners, des Kanzlers Olivier, ernannte ihn Margarethe von Valois zu ihrem Hauskanzler, und durch den Einfluß des Herzogs Karl von Guise, Cardinals von Lothringen, wurde er 1554 Oberintendant der Finanzen. Er verwaltete dieses Amt mit ungewöhnlicher Treue und setzte sich dadurch in große Achtung. Mit der Thronbesteigung Franz' II. gelangte er in den Staatsrath, nahm jedoch bald darauf die Stelle eines Kanzlers der Margarethe von Valois (Tochter Franz' I., Herzogin von Berri) an. Katharina von Medici, als sie 1560 für den unmündigen Karl IX. das Staatsruder ergriff, ernannte ihn zum Kanzler von Frankreich. Als ein Mann von universeller Bildung, mildem

Charakter und tiefer politischer Einsicht, sollte er den gänzlich zerrütteten Staat ordnen und die Leidenschaften der Parteien unterdrücken. In der That suchte er durch ein gemäßigtes Verfahren, sowol gegen die Hugenotten wie gegen die Guisen und Katholiken, den Bürgerkrieg beizulegen und den Parteigeist zu brechen. Er stimmte die Königin-Mutter für die Protestanten, widersetzte sich der Einführung der Inquisition, hob die Todesstrafe gegen die Ketzer auf und eröffnete das Religionsgespräch zu Poissy. Indessen war der Riß in der Nation zu tief, als daß eine solche Vermittelungspolitik hätte wirksam sein und Anerkennung finden können. Man nannte ihn von kath. Seite einen Calvinisten oder Atheisten. Schon nach dem Frieden zu Amboise 1563 verlor er selbst seinen Einfluß auf Katharina, die sich den Guisen zuwendete und die Ausrottung der Ketzer im politischen Interesse beschloß. Auch die Reformen, welche L. im Justiz- und Verwaltungswesen vornehmen wollte, scheiterten an der Zerrissenheit und der Auflösung aller Staatsverhältnisse. Nachdem ihn die Königin-Mutter aus dem Staatsrath ausgeschlossen, legte er 1568 sein Kanzleramt nieder und verließ einen Hof, der auch mit seinen Sitten in Widerspruch stand. Auf dem kleinen Landgute Vignay bei Estampes lebte er nun fortan einer stillen wissenschaftlichen Muße. Er war so arm geblieben, daß er sowol für sich wie zur Ausstattung seiner einzigen Tochter um Unterstützung bitten mußte. Ehe die Metzeleien in der Bartholomäusnacht von 1572 begannen, ließ die Königin-Mutter sein Haus durch eine Abtheilung Soldaten besetzen, um ihn gegen die Wuth des kath. Pöbels zu schützen. Inmitten des Bürgerkriegs starb er 13. März 1573. Sein in der Kirche zu Vignay errichtetes Grabmal, das man während der Revolution ins Pantheon schaffen wollte, wurde 1836 durch eine Nationalsubscription erneuert. L. hinterließ schöne lat. Poesien, Memoiren, Reden und mehre Manuscripte juristisch-publicistischen Inhalts, die unter dem Titel „Oeuvres" von Dufey (5 Bde., Par. 1824) herausgegeben wurden. Neuerdings gab Dupin der Ältere „Harangue du chancelier de L'Hôpital sur un budget du XVIme siècle" heraus.

Li ist der Name des chines. Landmaßes, welches zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Länge hatte. Jetzt besteht ein Li in 360 Schritten, und 200 solcher Li gehen auf einen Grad des Äquators. Die Japaner haben, sowie ihre ganze Cultur, auch dieses Längenmaß von den Chinesen erhalten und sprechen es Ri aus.

Lianen ist ein zuerst in den franz. Colonien aufgekommener, dann auch in die deutschen Reisebeschreibungen tropischer Länder aufgenommener Ausdruck, der durch das deutsche Wort **Schlingpflanzen** vollständig ersetzt wird. Man versteht darunter alle Gewächse mit einem sehr langen, biegsamen, windenden, flatternden oder wankenden Stengel oder Stamm, die an Blumen und Sträuchern der Wälder emporsteigen und öfters noch über deren Kronen hin fortwuchern. In nordischen Ländern ist diese Pflanzenform nicht häufig; doch zeigt z. B. die in Hecken nicht seltene gemeine **Waldrebe** (Clematis Vitalba), wenn sie sich selbst überlassen bleibt, diese Form und besonders das in den Wäldern wachsende deutsche **Geisblatt** oder der gemeine Jelängerjelieber (Lonicera Periclymenum), dessen Stengel die Stämme der Waldbäume fest umschlingt. In den heißen Gegenden sind dagegen die Lianen häufig und bringen in das Bild einer tropischen Landschaft einen vielfach wechselnden und um so schönern Zug, als gerade viele dieser Schlingsträucher durch Menge und Pracht ihrer Blumen auffallen. Sie erschweren zwar die Zugänglichkeit der Wälder, sind aber als natürliche, oft kaum zerreißbare Seile den Eingeborenen von großem Nutzen. Manche Arzneipflanzen, Vanille, Sassaparille u. s. w. sind wahre Schlingpflanzen. Botanisch genommen, gehören sie zu den verschiedensten Pflanzenfamilien. In europ. Gärten sind sie nicht häufig anzutreffen, denn sie verlangen meist sorgfältige Abwartung im Glashause und sind keineswegs alle mit Leichtigkeit zum Blühen zu bringen.

Liard war ursprünglich der Name einer franz. Silbermünze, welche seit der Mitte des 16. Jahrh. namentlich unter Franz I. und Heinrich IV. ausgeprägt wurde. Später wurde der Liard zur Kupfermünze und für Frankreich und Lothringen ausgeprägt. Er trug die Aufschrift: Liard de France oder Liard de Lorraine und hatte den Werth von drei Deniers, also den des vierten Theils eines Sou.

Lias- (sprich Leias) **Formation** wird die untere, in Deutschland, England und Frankreich fast stets dunkel gefärbte Abtheilung der Juragruppe genannt. Wegen dieser von Bitumen herrührenden dunkeln Färbung der meisten Gesteinsschichten dieser Formation wird sie neuerlich oft auch unter der Benennung **Schwarzer Jura** von dem darüber liegenden braunen und weißen Jura unterschieden. Ihre Zusammensetzung ist in Deutschland gewöhnlich folgende: a) bituminöser Mergelschiefer (Liasschiefer), zuoberst; b) bituminöser dunkler Kalkstein (Liaskalk, früher auch Gryphitenkalk genannt), in der Mitte; c) Sandstein, zuweilen eisenschüssig

(Liassandstein), zu unterst. Sie enthält außerordentlich viel, oft sehr schöne Versteinerungen, meist von Meerthieren, doch an manchen Orten auch von Landpflanzen herrührend. Am meisten charakteristisch sind darunter die Saurier (Ichthyosaurus, Plesiosaurus, Mysteriosaurus u. s. w.), Ammoniten, Belemniten, Pesidonomien, Trigonien, Gryphiten, Terebrateln und Pentakriniten. Aus dem bituminösen Liasschiefer wird an einigen Orten Asphalt gewonnen.

Libanius, ein gebildeter und geistreicher asiat.-griech. Sophist des 4. Jahrh. n. Chr., war aus Antiochia in Syrien gebürtig und begab sich aus Eifer für die Wissenschaften nach Athen. Hierauf errichtete er zu Konstantinopel, nachdem man ihn von einer bereits zugesagten öffentlichen Lehrstelle daselbst durch Intrigue entfernt hatte, eine Privatschule, die er aber, von dem Hasse der übrigen Sophisten verfolgt, auch wieder aufgeben mußte. Um 340 n. Chr. wendete er sich nun nach Nikomedien, wo er ebenfalls mit ähnlichen Cabalen zu kämpfen hatte, bis er nach fünfjährigem Aufenthalte zuletzt zu Konstantinopel unter dem Schutze und der Gunst der Kaiser Julianus, Valerius und Theodosius Sicherheit und Ruhe fand, die am Ende seines Lebens um 393 n. Chr. durch häusliches Unglük noch getrübt wurde. Von seinen überaus zahlreichen, großentheils noch vorhandenen Schriften, in denen man ein ziemlich treues Abbild antiker Kunstform und Anmuth entdeckt, erwähnen wir besonders seine Reden, Declamationen, rhetorischen Vorübungen, Erzählungen, die Inhaltsanzeigen zu den Reden des Demosthenes und Briefe. Die Reden und Declamationen wurden am vollständigsten von Reiske (4 Bde., Altenb. und Lpz. 1791—97), die Briefe von J. C. Wolf (Amst. 1738) herausgegeben, eine neu aufgefundene Rede von Siebenkees in den „Anecdota Graeca" (Nürnb. 1798), eine Declamation von Boissonade in den „AnecdotaGraeca" (Bd. 1, Par. 1829). Vgl. Petersen, „Commentationes de Libanio" (Kopenh. 1827—28).

Libănon, bei den Griechen und Römern Libanus, bei den Hebräern Libanon, bei den Arabern noch jetzt Dschebel-Libân (d. h. Weißes oder Schneegebirge, wegen des fast beständigen Schnees der höchsten Theile, vielleicht auch wegen der weißen Kalkfelsen), ein Gebirge in Syrien, gehört zu dem Gebirgssystem, das in der Gruppe des Sinai und Horeb auf der Halbinsel zwischen den Meerbusen von Suez und Akaba beginnt und sich von da an nordwärts durch das Peträische Arabien, Palästina und Syrien im engen Sinne parallel mit der Ostküste des Mittelländischen Meeres hinzieht, um sich im Hintergunde des Meerbusens von Skanderun oder Alexandrette an den Taurus anzuschließen. Der Libanon, der den mittlern höchsten Theil dieses Gebirgssystems bildet, steigt ungefähr unter 33⅓° n. Br. aus dem Thal des Nahr-Kasmieh oder Nahr-el-Thani (des Leontes der Alten), welches ihn von den Bergen Galiläas trennt, empor, zieht sich dann in einer durchschnittlichen Breit von ungefähr 4 M. und in einer mittlern Höhe von ungefähr 7000 F. in einer Länge von mehr als 20 M. nach N. hin, östlich nach Cölesyrien, westlich in das Mittelländische Meer sich jäh abdachend, bis er unter 34¾° n. Br. noch steiler zur Dschunie, d. h. Ebene, einer Verlängerung der Küstenfläche, abfällt. Der mittlere Theil des Gebirgs, der eigentliche Dschebel-Libân der Araber, bildet ein sechs M. langes von S. nach N. ansteigendes Plateau, das südlich den 7776 F. hohen Dschebel-Sanin und nördlich den 8796 F. hohen Dschebel-Makmel zu Eckpfeern hat. Am Fuße des letztern Berges zieht die Straße von Tripolis nach Damascus über den Libanon, in ihrem Scheitelpunkt eine Höhe von 7154 F. erreichend. Etwa 1300 F. unter diesem Punkte befindet sich unweit Bischerre, rings um eine kleine Kapelle der Maroniten, in einer sonst von aller Vegetation fast ganz entblößten Gegend, der letzte Rest jener großartigen Cedernwaldungen, die einst zu des Landes Zierde und Seemacht vielfach ihre Stämme lieferten der berühmte Cedernhain, jetzt nur noch ein kleines Wäldchen, welches nach Russegger und Dieterici (vgl. des Letztern „Reisebilder aus dem Morgenlande", 2 Bde., Berl. 1853) etwa 300 Stämme, darunter ungefähr zwölf ganz alte, zählt. Die centralen Theile des Gebirgs bestehen aus Bergkalk, der aber hier nicht die dieser Formation gewöhnlich eigenthümlichen spitzen, kegelförmigen Gipfel bildet und stockartige Lagerstätten von Eisenstein von ungeheuerer Ausdehnung führt; ihm ist Kohlensandstein aufgelagert mit Steinkohlenlagern, von denen einige in Anbau stehen. Beide Felsgebilde sind häufig von Dioritgängen durchsetzt, welche in denselben höchst interessante Veränderungen im Schichtensysteme bedingen. Die Gehänge des Libanon bilden Kreide, Kreidemergel und Braunkohlensandstein oder Molasse. Das Gebirge ist vielfach zerklüftet, mit Steingerölle und Felsblöcken bedeckt, wenig bewaldet, enthält zahllose jähe Abgründe, grauenvolle Schluchten, viele Quellen, Bäche und kleine Flüsse, aber auch viele fruchtbare wenngleich enge Thäler und wird überall, wo es angeht, von den fleißigen Bewohnern mit künstlichen Culturterrassen, mit Weizen- und Tabacksfeldern, Obst- und Olivengärten und Weinpflanzungen auf den mit Dörfern

und Klöstern bedeckten Ausläufern der Berge und den untern Regionen versehen. Obschon im Libanon einige Steinkohlenlager abgebaut werden, so sind es doch nicht die Schätze des Mineralreichs, welche den Reichthum dieses Gebirgs ausmachen; dieser besteht vielmehr in den ungeheuern Maulbeerbaumpflanzungen auf dem westlichen Abhang des Gebirgs. Diese Pflanzungen gewähren die Mittel zu einer höchst ausgedehnten Seidenzucht, welche die bedeutendste Hülfsquelle der Bewohner des Gebirgs bildet. Östlich parallel mit dem Libanon läuft die Bergkette des **Antilibanon**, der Dschebl-el-Wast oder el-Schark der Araber, der das Nordende der großen westarab. Gebirgskette bildet, die sich von der Straße Bab-el-Mandeb nordwärts längs des Rothen Meeres, dann, parallel mit der vom Sinai ausgehenden Kette, auf der Ostseite des Peträischen Arabien bis zum Antilibanon zieht, der unter 33½° n. Br. sich schnell aus den niedern Bergebenen dieser westarab. Kette erhebt und wie der Libanon bis zu 34½° n. Br. erstreckt. Er hat ziemlich dieselbe durchschnittliche Breite, erreicht den letztern aber nicht in seiner mittlern Höhe. Da er außerdem erst von einem ziemlich hohen Plateau aus sich erhebt, so erscheint er im Vergleich zu dem vom Meere aufsteigenden Libanon noch viel kleiner. Dagegen ist sein Culminationspunkt, der Große Hermon, bei den Arabern Dschebel-el-Scheikh oder Dschebel-el-Teldsch (d. h. Schneeberg), den zum ersten male 1852 der Missionar Porter bestiegen hat, höher als der Libanon, angeblich 9000 F hoch und den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt. Zwischen Libanon und Antilibanon zieht sich die schmale Thalebene von Beka, das alte Cölesyrien hin. In der Gegend von Baalbek hat dieses Thal seinen Scheitelpunkt, von wo aus es nach N. und nach S. abfällt und wo der Orontes (jetzt Nahr-el-Asi) und Leontes entspringen, von denen jener nach N., dieser nach S. zwischen den beiden Bergketten in der Thalebene fließt. Auf der Ostseite des Antilibanon beginnt das große Plateau von Syrien.

Die Anzahl der Gebirgsbewohner des Libanon wird auf 400000 Seelen geschätzt. Die Hauptstämme sind die Ansarieh oder Anseiris, etwa 60000 Seelen, im nördlichsten Theile des Gebirgs wohnhaft, von unbekannter Abstammung, arabisch redend, sich zu keiner bestimmten Religion bekennend und, außer der Tributzahlung an die osmanische Pforte, in Unabhängigkeit lebend; ferner die Drusen (s. d.), theils im N., theils im S., und die christlichen Maroniten (s. d.) im S. Die beiden letztern sind die herrschenden Stämme. Beide leben unter Oberhoheit der Pforte, in zwei voneinander abgesonderten Staaten, deren jeder unter einem Kaimakam (Emir) steht und welche zusammen an die türk. Regierung jährlich 3500 Beutel (etwa 109375 Thlr.) Tribut zahlen, sonst aber fast ganz unabhängig sind. Beide Kaimakamate zusammen zerfallen in 24 Districte oder Mukatâ, von welchen jedem ein Mukatadschi vorgesetzt ist, der unter Beistand eines Wekil die specielle Verwaltung leitet. In diesen Districten liegen über 700 größere und kleinere Ortschaften nebst einer großen Anzahl von Klöstern. Die wichtigsten Städte sind Beirut, Tarabläs oder Tripolis, Saida oder Sidon, Dar-el-Kamar und Tschessin. Eine organisirte Kriegsmacht haben beide Staaten nicht; jedoch ist jeder Waffenfähige in Kriegsfällen dem allgemeinen Aufgebote mit Flinte, Pistolen und langem Messer gerüstet sich zu stellen verpflichtet, sodaß alsdann nicht unbeträchtliche Streitkräfte zusammenkommen, im letzten Kriege die Maroniten 70000, die Drusen gegen 30000 Mann gestellt haben sollen. Außer dem Feldbau und der starken Seidencultur wird noch Jagd und Fischerei, sowie Ziegen- und Schafzucht, in einigen Ortschaften auch Seidenfabrikation betrieben. Der Handel ist besonders nach den Küstenstädten und nach Damascus gerichtet, aber durch die zwar ziemlich betretenen, jedoch schlechten und zum Theil gefahrvollen Wege und Saumpfade sehr erschwert. Die langjährigen Fehden zwischen den Drusen und Maroniten glaubte die Pforte 1842 durch bewaffnetes Einschreiten und durch Einsetzung des Omar-Pascha als türk. Administrators des Libanon beilegen zu können. Die Willkürherrschaft desselben hatte aber die Vereinigung beider Stämme zu offenem Aufstande gegen die Türken zur Folge. Nach ihrem Siege bei dem Dorfe Ehden, unterhalb des Cedernhains, 13. Oct. 1842, gab die Pforte den Vorstellungen der Großmächte nach, rief Omar-Pascha mit seinen Truppen ab, bestimmte durch ein Gesetz vom 7. Dec. 1842 die Anordnung der beiden Kaimakamate und machte auch 1844 auf das weitere Drängen der Großmächte durch Halil-Pascha den Maroniten mehre Concessionen. Aber schon im April 1845 brach die offene Fehde zwischen beiden Stämmen wieder aus und wurde mit der größten Erbitterung geführt, anfangs zum Vortheil der Christen. Seitdem sich aber die Truppen des türk. Paschas mit den Drusen verbunden hatten, erlitten die Maroniten eine Niederlage nach der andern und schon nach zwei Monaten waren 170 ihrer Dörfer niedergebrannt, 1000 der Ihrigen getödtet, ebenso viele ins Elend gejagt. Auf die Vorstellungen der Großmächte schritt die Pforte abermals bewaffnet ein. Ein Heer von

12000 Mann rückte in den Libanon, 40 Drusen- und Maronitenhäuptlinge wurden eingefangen, darauf die Entwaffnung vorgenommen und im Frühjahr 1846 dem Lande eine neue Verfassung verliehen. Jedem der beiden Kaimakame wurde nämlich eine permanente Rathsversammlung beigegeben. Diese sollte aus Glaubensgenossen aller im Libanon wohnenden Sekten (aus zwei Maroniten, zwei Drusen, zwei unirten, zwei nichtunirten Griechen, zwei Türken und einem Metuali) bestehen, sollte besoldete Mitglieder haben, sich vorzugsweise mit Steuervertheilung, Schlichtung von Civilprocessen, Einleitung von criminalgerichtlichen Untersuchungen u. dgl. beschäftigen, sich nur mit den ihnen vom Kaimakam ausdrücklich zugewiesenen Geschäften befassen und keine directen Eingaben annehmen dürfen. Inzwischen dauerten die Streitigkeiten zwischen Drusen und Maroniten unausgesetzt fort und fanden auch durch die Ende 1847 von Seiten der Großmächte erneuerten Versuche keine Erledigung, indem sich gerade hier zu verschiedene Interessen kreuzen und der kath. Klerus als Grundeigenthümer vieler Klöster, die verschiedenen Religionsparteien, die reichen Grundbesitzer, die türk. Beamten, die verschiedenen Cabinete der europ. Mächte u. s. w. ihre besondern Vortheile verfolgen.

Libation, vom lat. libare, d. h. den Göttern zu Ehren etwas Weniges ausgießen oder überhaupt darbringen, hieß bei den Römern eine Art Opfer, besonders Trankopfer, welches im Allgemeinen darin bestand, daß man Wein auf den Altar der Götter ausgoß und zugleich einen Kuchen auf denselben legte und einen kleinen Theil davon verbrannte. Diese Sitte fand auch bei den häuslichen Mahlzeiten statt, indem man den Laren etwas Speise in das auf dem Herde brennende Feuer warf, und sogar bei Leichenfeierlichkeiten, bei denen die Libation erst am neunten Tage nach der Verbrennung oder Beerdigung namentlich mit Milch, Wein oder Blut vollzogen wurde. Der Opferpriester selbst mußte den Wein, womit er das Opferthier besprengte, vorher kosten, und dasselbe geschah auch von Denen, die den Dienst beim Opfer verrichteten.

Libau, nächst Mitau die wichtigste Stadt Kurlands, am Ausfluß des Libauschen Sees in die Ostsee, ist zwar als See- und Handelsstadt immer noch bedeutend, doch bei der zunehmenden Seichtigkeit des Hafens in letzter Zeit etwas zurückgekommen; indeß dürfte sie, wenn die längst projectirte Kanalverbindung mit dem Memelstrom mittels der Windau zur Ausführung käme, gewiß bald wieder ihre alte Bedeutung gewinnen, indem sie durch jene Wasserstraße in unmittelbaren Verkehr mit den westlichen hanf- und getreidereichen Provinzen Rußlands treten würde. Die Stadt hat einen 1821 errichteten Leuchtthurm, ein von dem kurländ. Adel sehr besuchtes Seebad, vier Kirchen, eine Synagoge, zwei Armenhäuser, ein Hospital, ein Waisenhaus, ein Rathhaus, ein Theater, meist hölzerne Häuser und über 12000 E. Im J. 1841 liefen in den Hafen 165 Kauffahrteischiffe ein und 189 aus, während zehn Jahre früher 329 Schiffe gelandet und 339 ausgelaufen waren. Hanf- und Leinsamen bilden die Haupthandelsartikel. Östlich von L. liegt das Dorf Eckau, wo die Preußen 18. Juli 1812 die Russen schlugen.

Libell (libellus) eigentlich eine kleine Schrift, hieß bei den Römern jede Klagschrift, welche der Kläger dem Prätor überreichte, in welchem Sinne man noch gegenwärtig von einem Klaglibell spricht. Ferner erhielten diesen Namen die Bittschriften an die Kaiser und Sendschreiben derselben an den Senat, sowie deren öffentliche Verordnungen an das Volk. Im neuern Sprachgebrauch pflegt man das Wort Libell im Sinne von libellus famosus, als gleichbedeutend mit Schmähschrift oder Pasquill (s. d.), zu nehmen. Nach engl. Recht versteht man unter Libell besonders eine entweder wörtlich begangene oder durch die Presse verbreitete Injurie, die im Wege einer Civilklage verfolgt wird, der man indeß den Beweis der Wahrheit entgegenstellen kann. Liegt jedoch dabei eine Auffoderung zum Friedensbruch vor, so ist Grund vorhanden, eine Criminalklage einzuleiten.

Libellen oder Wasserjungfern ist der Name einer bekannten Gruppe von netzflügeligen Insekten oder Neuropteren, die früher nur eine Gattung ausmachte, jetzt aber in mehre Gattungen zerfällt worden ist, von deren Arten eine Anzahl in Deutschland, zumal längs der Flüsse und Bäche, sich aufhält. Ein langer, schlanker, gegliederter Leib, vier gleichgroße, durchsichtige und mit vielen Netzadern versehene Flügel, kurze Fühler, welche kürzer oder kaum länger sind als der Kopf und öfters eine prächtige metallisch-grüne oder blaue Färbung zeichnen sie aus. Als kühne und sehr gefräßige Raubthiere verfolgen sie in schnellem Fluge alle schwächern fliegenden Insekten, besonders Frühlingsfliegen (Phryganeen), Florfliegen u. s. w., nähren sich aber niemals von Pflanzensäften. Auch ihre Larven, welche im Wasser leben, durch Luftgefäße athmen und meist 10—11 Monate in diesen Zustande verharren, sind da ebenso gefräßig und überfallen andere Wasserlarven und selbst ganz junge Kaulpadden. Die Färbung bietet bei den Libellen unzuverlässige Merkmale zur Bezeichnung der Arten, da sich Männchen und Weib-

chen oft in der Färbung gar nicht gleichen. Den Menschen sind sie niemals schädlich, sondern durch den Insektenfang eher nützlich. Die Gattung eigentliche Libelle (Libellula) zeichnet sich durch sehr große, vorn zusammenstoßende Augen und die in der Ruhe horizontal ausgebreiteten Flügel aus. Dahin gehört die bei uns häufige plattleibige Libelle (L. depressa), deren Flügel farblos sind und der Hinterleib bei den Männchen oben bläulich, unten gelbgefleckt und bei den Weibchen bräunlich ist. Die vierfleckige Libelle (L. quadrimaculata) unterscheidet sich von voriger durch die in der Mitte mit einem schwarzbraunen Flecke gezeichneten Flügel; sie ist sehr häufig und macht zuweilen in Scharen große Wanderungen, wie die Zugheuschrecken. In Polen und Ungarn, über welche Länder sie zufällig vor dem Eintreffen der Cholera in unerhört großen Wanderschwärmen zog, gerieth sie deshalb in Miscredit. Die Gattung Wasserjunger (Agrion) hat vorn zwischen den Augen einen freien Raum und trägt die Flügel in der Ruhe aufgerichtet. Die sehr häufige gemeine Wasserjungfer (A. Virgo) hat gefärbte Flügel, deren Farbe aus Stahlblau in Grün und Braun übergeht; dagegen sind die Flügel der blauen Wasserjungfer (L. Puella) farblos und der Körper ist blau, grau, grün oder röthlich.

Libelt (Karl), einer der wenigen Schriftsteller Polens auf dem Gebiete der reinen Philosophie, geb. 1806 in Posen, erhielt die Schulbildung auf dem kath. Mariengymnasium daselbst, studirte hierauf Philologie, namentlich aber Philosophie und Mathematik auf der Universität Berlin mit einem solchen Eifer und Erfolg, daß er bereits im zweiten Jahre des Universitätscursus den Preis für die lateinisch geschriebene Abhandlung „De pantheismo" davontrug. Im J. 1829 zum Doctor der Philosophie promovirt, ging er nach Paris, Ende 1830 nach Warschau, wo er als Artillerist in die Reihen der Nationalarmee eintrat und in derselben bis auf den Fall von Warschau mit Auszeichnung kämpfte. Als Artillerieoffizier und mit dem Kreuz „Virtuti militari" geschmückt, kehrte er wieder nach Posen zurück, und da unter den damaligen Verhältnissen an eine öffentliche Anstellung als Lehrer nicht zu denken war, so widmete er sich der Landwirthschaft. Erst nach mehren Jahren wandte er sich wieder dem wissenschaftlichen Beruf zu, indem er 1840 nach Posen ging, die Redaction der eben aufblühenden literarischen Zeitschrift „Tygodnik literacki", hierauf die des „Krok" übernahm und hierdurch zum Hauptbeförderer und Träger der schriftstellerischen Thätigkeit im Großherzogthum Posen wurde. Im J. 1846 in Folge der entdeckten demokratischen Verschwörung verhaftet und mit vielen Andern wegen Hochverraths unter Gericht gestellt, harrte er in dem Zellengefängniß in Berlin seines Schicksals, als die Märzrevolution von 1848 ihm und den übrigen Leidensgenossen die unerwartete Freiheit gab. L. fand ein neues Feld für seine Thätigkeit zunächst als Mitglied des Nationalcomité in Posen, dann als Mitglied des slawischen Congresses in Prag, ferner als Abgeordneter der aufgelösten zweiten preuß. Kammer und für kurze Zeit als Mitglied des Frankfurter Parlaments. Nach dieser fruchtlosen politischen Thätigkeit ließ er sich wieder in Posen nieder und gründete und redigirte die demokratische Zeitung „Dziennik polski", welche aber nach einjähriger Existenz wegen der neuen Preßgesetze 1850 aufgegeben werden mußte. In dieser Zeit setzte er die Herausgabe seiner seit Jahren verbreiteten und zum Theil schon früher veröffentlichten Schriften fort. Es erschienen: „Wyklad matematyki dla szkól gimnazyalnych" (Mathematik für Gymnasien; 2 Bde., Posen 1844); „Filozofia i krytyka" (Bd. 1—5, Posen 1845—50); „Gesammelte kleinere Schriften" (Bd. 1, Posen 1849); „Dziewica Orleanska" („Die Jungfrau von Orléans", Posen 1847), im Gefängniß geschrieben; „Estetyka" (Posen 1851). L. hat sich seitdem wiederum der Landwirthschaft hingegeben und sucht die Thätigkeit des Gutsbesitzers mit der des Schriftstellers zu theilen. Seine Schriften zeichnen sich durch eine große Klarheit, Schärfe des Geistes, gründliche Bildung und einen blühenden Stil aus. Fußend auf deutscher Philosophie, sucht er jedoch nach einem neuen, dem slawisch-polnischen Geiste entsprechenden Standpunkte, und insofern steht er als selbständiger Denker da.

Liber war ursprünglich der Name eines altital. Gottes der Anpflanzung und Befruchtung, dann bei den Römern ein Beiname des Bacchus. Er wurde gemeinschaftlich mit der Ceres und **Libera**, die man bald zur Ariadne, bald zur Semele, bald zur Persephone machte, verehrt. Das Fest desselben in Rom, **Liberalia** genannt, fiel auf den 17. März. An diesem Tage erhielten die Jünglinge die männliche Toga, was feierlich durch den praetor urbanus mit einem Opfer auf dem Capitol vollzogen wurde.

Liberal (lat.) heißt eigentlich freigebig, billig, gütig, vorurtheilslos und wird auch bisweilen in diesem Sinne, weit häufiger aber in der Bedeutung von freisinnig, nach Freiheit strebend, gebraucht. Als politischen Parteinamen finden wir die Bezeichnung **Liberale**, im Gegensatz zu **Servile**, zuerst in Spanien gebraucht. Am ausgebreitetsten ist aber die Anwendung dieser

Ausdrücke in Deutschland geworden, wo man namentlich in der Zeit von den Befreiungskriegen bis zum J. 1848 die Verfechter freierer Ideen in Staat, Kirche und Wissenschaft, die mehr oder weniger mit dem Bestehenden in Opposition geriethen, insbesondere die Anhänger des modernen engl.-franz. Verfassungswesens Liberale zu nennen pflegte. Auf politischem Gebiete entfaltete diese liberale Partei, gegenüber den sogenannten Conservativen (s. d.), ihre Wirksamkeit vornehmlich in den Ständesälen und in der Presse der kleinern deutschen Staaten. Als ihre Wortführer galten hier: Rotteck, Welcker, Itzstein, Duttlinger, Sander, Bassermann, Mathy in Baden; Jordan, Wippermann, Schwarzenberg, Eberhard in Kurhessen; Gagern, Jaup, Hallwachs in Hessen-Darmstadt; Uhland, Pfizer, Römer in Würtemberg; Behr, Eisenmann, Schüler, Closen, Thon-Dittmar, Willich in Baiern; Todt, Braun, Watzdorf in Sachsen; Steinacker in Braunschweig; Stüve, Freudentheil, Detmold in Hannover u. s. w. In den letzten Jahren vor 1848 schied sich vieler Orten aus der liberalen Partei eine radicale aus, welche in ihren politischen Foderungen weiter ging als jene, zum Theil auch nur in der Form ihrer Opposition. Nach dem Ausbruch der Bewegung von 1848 trat dieser Gegensatz schärfer hervor. Die Liberalen standen zwar, weil sie dem Volke als Vorkämpfer seiner Rechte bekannt waren, anfangs mit in erster Linie, kamen sogar in den meisten deutschen Staaten für einige Zeit ans Ruder der Regierung, wurden aber, da sie als Monarchisch-Constitutionelle sich den weitergehenden Wünschen der Demokraten und Republikaner widersetzten, von diesen Letztern als Zurückgebliebene angefeindet und mit dem Namen **Altliberale** bezeichnet. Im Allgemeinen ist seitdem der Parteiname liberal und **Liberalismus** etwas außer Gebrauch gekommen, indem neue Parteistellungen und damit auch neue Namen der Parteien sich gebildet haben. Vgl. Krug, „Geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit" (Lpz. 1823); Gambihler „Geschichte und Politik des Liberalismus" (Nürnb. 1831).

Liberia heißt ursprünglich eine freie Negercolonie, seit 1847 eine Negerrepublik an der Pfeffer- oder Körnerküste Ober-Guineas. Die Republik erstreckt sich vom Mana über Cap Mesurado hinaus bis zur Mündung des Großen Sestros. Im Westen ist sie von der brit. Colonie Sierra-Leone nur durch den bisher als ein Hauptmarkt des Sklavenhandels berüchtigten Gallinasdistrict getrennt; im Osten grenzt sie an die nordamerik. Negercolonie Maryland-in-Liberia. Die Küstenlänge beträgt 76, die mittlere Breite des Landes gegen 9 M., das Areal also nahe 700 □M. Die Colonie L. verdankt ihre Entstehung den Bemühungen der nordamerik. Unionsstaaten, ihren freigelassenen Sklaven eine gesicherte und behagliche Existenz zu verschaffen, und zwar zunächst des 31. Dec. 1816 auf Anregung Caldwell's und unter Vorsitz des Congreßmitgliedes Henry Clay (s. d.) in Washington gestifteten „Colonisationsvereins zur Ansiedelung freier Farbigen der Vereinigten Staaten". Nach dem ersten wegen der schlechten Wahl einer ungesunden Niederlassungsstelle mislungenen Versuche gewann der Verein durch einen mit den eingeborenen Negerhäuptlingen auf der Grenze der Sierra-Leone- und Pfefferküste 15. Dec. 1821 geschlossenen Vertrag einen östlich vom Cap Mesurado gelegenen Küstenstrich von 28 M. Länge und etwa 9 M. Breite. Der Verein gewährte den farbigen Ansiedlern unentgeltliche Überfahrt, ein Geschenk von 30 Acres Land, Dach und Fach, sowie Ackergeräthe. Nur zwei Weiße ließ man in der Colonie zu, den Hauptagenten und einen Arzt, um den Farbigen Gelegenheit zu geben, ihre Angelegenheiten ungehindert selbst zu ordnen. Anfangs hatte man mit Gefahren und Hindernissen aller Art zu kämpfen, besiegte sie jedoch durch Muth und Ausdauer und zog 25. April 1822 die amerikan. Flagge auf Cap Mesurado auf. Der Colonie gab man den an ihren Ursprung und Zweck erinnernden Namen Liberia. Die an jenem Cap erbaute Hauptstadt **Monrovia**, benannt nach dem Unionspräsidenten Monroe, erhielt 1824 steinerne Häuser, ein Fort, Kapellen, Schulen, ein Hospital und bald auch eine Druckerei. Man begann auch das Land zu bebauen, machte durch Unterhandlungen mit den Häuptlingen am St.-Pauls oder Mesuradoflusse neue Gebietserwerbungen und baute nach Ankunft neuer Ansiedler eine zweite Stadt, **Caldwell** am Mesurado. Indem die Einwanderung zunahm, entstanden ferner neue Ansiedelungen am Cap Monte, wo zugleich der bis dahin lebhaft betriebene Sklavenhandel abgeschafft wurde, und in dem neu erworbenen Bassalande. In letzterm ward 1834 an der Mündung des St.-John die Stadt **Edina** gegründet, zu Ehren Edinburgs, dessen Bürger eine Beisteuer nach L. geschickt hatten. Mehre benachbarte Häuptlinge erkannten sehr bald die Vortheile, welche eine engere Verbindung mit L. ihnen gewähren würde, und ließen sich in den neuen Staat aufnehmen; andere Häuptlinge begannen Feindseligkeiten, die mit ihrer Unterwerfung endeten. Im J. 1835 sandte ein von jungen Leuten Pennsylvaniens gebildeter Colonisationsverein zur

Gründung einer neuen Colonie an der Bassabucht und dem St.-John's-River, Edina gegenüber, 128 sorgfältig auserlesene und in Handwerken geschickte Farbige herüber, welche Bassa-Cove anlegten. Im J. 1839 betrat nun L. die Bahn einer geregelten politischen Organisation. Eine durch ein Comité entworfene und vom nordamerik. Hauptverein gut geheißene Constitution wurde im April 1839 förmlich zum Staatsgrundgesetz erhoben. Danach ward die gesetzgebende Gewalt einem Gouverneur und einem aus Volksvertretern gewählten Rathe, die richterliche Gewalt einem Obertribunal übertragen, die Sklaverei und der Sklavenhandel untersagt, das Petitionsrecht gestattet, jeder Weiße von der Erwerbung von Grundeigenthum ausgeschlossen u. s. w. Der neue Gouverneur Buchanan und der gesetzgebende Körper L.s wandten nun zunächst ihr Augenmerk auf die Organisation des Postwesens, der Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten und bald war die Staatsmaschine in regelmäßigem Gange. L. zählte damals 9 Ortschaften, 21 Kirchen mit 30 Geistlichen, 10 Wochen- und mehre Sonntagsschulen, 4 Druckereien, die zwei Zeitungen herausgaben, und konnte 50000 Morgen fruchtbaren Landes zur Verfügung der Colonisten stellen; doch betrug die Gesammtzahl der aus Nordamerika eingewanderten und den Bevölkerungskern bildenden freien Farbigen schwerlich mehr als 4000 Seelen. Im J. 1841 starb Buchanan und sein Nachfolger Roberts traf zweckmäßige Anordnungen zur Erweiterung des öffentlichen Unterrichts, brachte nach Beilegung der Streitigkeiten unter den benachbarten Negerfürsten 1843 ein Freundschaftsbündniß mit denselben und die Abschaffung des Sklavenhandels auf ihrem Gebiete zu Stande und schloß zugleich mit dem Beherrscher des Landes Kruh, welches von 30—40000 betriebsamen Negern, den besten Seeleuten und unentbehrlichen Lootsen der ganzen Küste, bewohnt wird, einen Vertrag ab, wodurch nicht nur dem Sklavenhandel vorgebeugt, sondern auch dem Staate L. ein weiter Wirkungskreis und die Ausfuhr seiner Producte gesichert wurde. Im J. 1845 ward das ganze Land Klein-Bassa in die Gemeinschaft L.s aufgenommen. Da die Briten die aufgelegten Zölle und Steuern nicht zahlen wollten, weil kein Privatverein solche zu erheben berechtigt sei, so erklärte sich 29. April 1847 L. als Republik für unabhängig, gab sich eine freisinnige Verfassung und zog 24. Aug. die Nationalflagge auf. Die Verwaltung wurde einem Präsidenten auf zwei Jahre (der erste war der frühere Gouverneur Roberts, ein Mulatte), einem Vicepräsidenten, einem Staatssecretär und einer Zollbehörde, die gesetzgebende Gewalt zwei Kammern, nämlich einem Senate und einem Volks- oder Repräsentantenhause, die richterliche einem von der legislativen eingesetzten Obertribunal und Untergerichten übertragen. Für die ersten Wahlen vom 27. Sept. 1847 wurde das Landesgebiet in die drei Grafschaften Mesurado, Bassa und Sinu eingetheilt, von denen jede zwei Mitglieder in den Senat, die erste vier, die zweite drei und die dritte einen Repräsentanten wählte, mit der Bestimmung, daß bei späterer Zunahme der Bevölkerung auf je tausend Seelen mehr ein Abgeordneter kommen sollte. Alle Bewohner der Republik genießen volle bürgerliche und politische Freiheit, welche selbst den eingeborenen Einwanderern zu Theil wird, die sich den Staatsgesetzen unterwerfen. Der Schulbesuch der Kinder ist gesetzlich vorgeschrieben, Sklaverei und Sklavenhandel wie der Verbrauch und Handel mit spirituösen Getränken gänzlich verboten, die Presse frei. Der Präsident muß wenigstens 35 J. alt, 5 J. im Lande ansässig sein und ein Einkommen von 500 Dollars haben. Die Wahlfähigkeitserfodernisse sind bei einem Senator ein dreijähriger Aufenthalt im Lande, ein Alter von 25 J., ein jährliches Einkommen von 200 Dollars, bei einem Repräsentanten ein zweijähriger Aufenthalt im Lande, ein Alter von 23 J. und ein Einkommen von 50 Dollars. Anerkannt wurde die Republik von Nordamerika schon 1847, von England 1848, von Frankreich 1849, später von Belgien und Preußen. England schloß zugleich einen auf völliger Gegentheiligkeit beruhenden Handelstractat ab und schenkte der Republik einen Kriegskutter von vier Kanonen. Frankreich schenkte ihr Waffen und half mit einem Kriegsdampfboot in Begleitung einer amerikan. Corvette und einer engl. Kutterbrigg den Hauptort des Sklavenhandels Neu-Sestros sowie Tradetown erobern und zerstören. In den letzten Jahren befestigten sich die Staatseinrichtungen und nahmen ihren geregelten Fortgang. Indeß vermehrte sich die aus Nordamerika eingewanderte Stammbevölkerung nur spärlich, sodaß sie 1851 auf nicht mehr als 10000 E. geschätzt wurde. Die Aufmunterungen und Bemühungen der Unionsstaaten, die Auswanderungslust rege zu machen, scheitern im Ganzen an der Apathie der Farbigen und an dem Mangel des Gefühls für die Würde eines freien Bürgers. Gleichwol hat die Colonisation von L. mehr als alle Geschwader und Küstenblockaden auf die Unterdrückung des Sklavenhandels eingewirkt und zugleich die Civilisation unter die Barbarenvölker Guineas getragen. Fortwährend reihen sich neue Stämme unter den Staat L. Nach einem von der

nordamerik. Regierung veranlaßten officiellen Berichte vom 14. Sept. 1850 wohnt eine einheimische Bevölkerung von 300000 Seelen auf den Gebieten von L. und Maryland. Mehr als 50000 Eingeborene haben das Englische gelernt, und 1849 waren schon 20 Schulen, die auch von Negern aus den Nachbarländern besucht werden, mehre Gesellschaften zu guten Zwecken, ein Schullehrerseminar und 28 Kirchen vorhanden. Das Klima ist nicht übermäßig heiß (zwischen 16 und 24° R.) und im Ganzen gesund. Der Ackerbau wird fleißig, jedoch noch nicht im großen Maßstabe betrieben. Der Kaffeebaum, welcher hier wild wächst, gibt einen reichlichen Ertrag, ebenso der Cacao. Auch der Anbau von Zuckerrohr, Baumwolle und von Handelsproducten ist mit Erfolg versucht worden, und Nahrungspflanzen wie Cassave, Yams, Kartoffeln, Pfeilwurz und Reis gedeihen vortrefflich. Der Handel gewinnt immer mehr an Ausdehnung. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Palmöl, Elfenbein, Goldstaub, Camwood oder rothes Farbholz, Wachs, Häute, Schildpatt, Reis.

Östlich von der Republik L. und zu beiden Seiten des Cap Palmas liegt das oben erwähnte zweite Colonialgebiet **Maryland-in-Liberia**, von dem Flusse Groß-Sestros ostwärts bis zum San-Pedro oder St.-Andreasflusse, der unter 5° n. Br. und 11° 38′ ö. L. mündet. Diese Colonie verdankt ihren Ursprung dem 1831 entstandenen Colonisationsverein des nordamerik. Staates Maryland, dessen Zweck dahin ging, alle Mittel, welche Maryland für das gemeinsame Werk der Negercolonisation in Guinea aufbringen würde, zu vereinigen und auf dasselbe zu verwenden, jedoch unter dem Patronate des ursprünglichen Hauptvereins. Das etwa 50 M. südöstlich vom Cap Mesurado liegende Palmenkap wurde zum Niederlassungsort einer zweiten, außerhalb L.s Grenzen zu gründenden Colonie erwählt und dieselbe 1833 unter der Leitung des Dr. Hall gegründet, mit der Bestimmung, später ein freier Staat zu werden. Mehre Stämme der Eingeborenen stellten sich unter den Schutz der mit Energie auftretenden Colonisten. Von 1837 datirt die moralische und politische Existenz der Marylandcolonie, indem man den Farbigen selbst die Regierung übertrug und ein Gesetzbuch promulgirte. Bereits 1841 war sie in vollem Gedeihen, und die Zahl der Colonisten belief sich auf 500 Seelen. Im J. 1843 wurde der District Fishtown angekauft, der einen vortrefflichen Hafen enthält. Dieser wichtigen Erwerbung folgte 1846 die der Districte Tabu, Tahoc, Groß- und Klein-Bereby, Bassa und Garraway, wodurch Maryland eine Küstenausdehnung von 28 M. erhielt. Die zur Selbsterhaltung der Colonie erfoderlichen Mittel wurden, wie in L., durch Erhebung von Einfuhrzöllen und eine Patentsteuer herbeigeschafft. Der regelmäßige Handelsverkehr nahm nun einen neuen Aufschwung und hat seitdem glücklichen Fortgang gehabt. Die Zahl der Eingewanderten belief sich 1850 auf 804 Personen. Der unmittelbare und mittelbare Einfluß der Colonie erstreckt sich aber auf mehr als 100000 Eingeborene. Die Begründung der höchst interessanten Marylandcolonie hat verhältnißmäßig sehr geringe Kosten verursacht; in dem Zeitraume von 1831 – 50 sind nicht mehr als 285964 Dollars verausgabt worden und überdies noch 57143 Dollars abzuziehen, welche der Colonisationsverein mit seinen Handelsgeschäften auf der afrik. Küste verdient und zu Colonisationszwecken verwendet hat. Mittels der Summe von 228821 Dollars also sind 800 Personen über das Meer befördert und angemessen untergebracht, ist die Ansiedelung einer viel größern Anzahl vorbereitet und das Licht der Civilisation unter ganze Völkerschaften verbreitet worden. Vgl. Ritter in den „Monatsberichten“ der berliner Gesellschaft für Erdkunde (1841); Gurley „Report on Liberia to the senate of the United States, 14. Sept. 1850“ (Washington 1851); Ungewitter „Portfolio für Länder und Völkerkunde“ (Pesth und Wien 1853).

Liberius, Papst von 352—366, gehörte während des Streits der Arianer (s. d.) zu den Bischöfen, welche wegen ihrer Weigerung, die Verurtheilung des Athanasius (s. d.) auf den Synoden zu Arelate (353) und zu Mailand (355) zu unterschreiben, abgesetzt und verbannt wurden. Um seine Würde wieder zu erlangen, unterzeichnete er 358 nacheinander zwei semiarianische, im Sinne des Eusebius von Nikomedien gefaßte Glaubensformeln. Er gilt als ein Heiliger der röm.- und griech.-kath. Kirche; jene hat ihm den 27. Aug., diese den 23. Sept. geweiht.

Libertas hieß bei den Römern die Freiheit. Der Vater desjenigen Tiberius Sempronius Gracchus, der im zweiten Punischen Kriege, 214 v. Chr., als Proconsul bei Benevent siegte, erbaute ihr einen Tempel auf dem Aventinus, den sein Sohn mit einem Gemälde schmückte, das Bezug auf seinen vornehmlich durch bewaffnete, nachher mit der Freiheit beschenkte Sklaven (Volones) erfochtenen Sieg hatte. Verschieden davon ist das Atrium libertatis, die Halle der Freiheit, ein Gebäude, das wahrscheinlich zum Gebrauch für die Censoren bestimmt war

und gegen das Marsfeld hin lag. Asinius Pollio baute dasselbe unter Augustus von neuem auf und gründete in ihm die erste öffentliche Bibliothek zu Rom. Auf Münzen wird die L. eine längliche Mütze in der Hand haltend oder diese frei emporhebend, dargestellt, im linken Arme eine Lanze oder ein Füllhorn.

Libertin pflegt man einen leichtsinnigen, vergnügungssüchtigen, nach nichts Höherm strebenden Menschen zu nennen, und im schlimmern Sinne einen Wüstling, der blos so viel Rücksichten gegen Andere nimmt, als sein Vortheil erheischt.

Libitina, die Leichengöttin, war eine altital. Gottheit, aus deren Tempel alles zur Beerdigung Nöthige gekauft oder gemiethet, auch die dazu erfoderlichen Personen, wie Todtenwäscher, Todtengräber und Klageweiber, genommen werden mußten. In die Schatzkammer derselben, die sich in dem ihr geweihten Haine befand, wurden nach Anordnung des Königs Tullius alle bei Todesfällen üblichen Abgaben entrichtet. Auch hielt man in ihrem Tempel, der sich ebenfalls in jenem Haine befand, ein Verzeichniß der Verstorbenen.

Libretto (italienisch, eigentlich ein kleines Buch) ist der Kunstausdruck für den einer Oper zu Grunde liegenden Text. In Italien und Frankreich fast nie, in Deutschland in den seltensten Fällen ist derselbe eine unabhängige und selbständige Dichtung, sondern der Componist wählt vielmehr den Stoff, und unter seiner fortwährenden Einwirkung, die oft bis in das Einzelnste geht, arbeitet der Verfasser des Textes diesen aus. So erklärt es sich, daß man es allmälig ganz aufgegeben hat, an einen Operntext die Foderung dichterischen Werths zu stellen, oft aber auch nicht einmal gesunden Menschenverstand in diesen Texten findet. Ein sehr fruchtbarer Lieferant solcher Texte in Frankreich ist Scribe (s. d.) mit seinen Hülfsarbeitern. In Deutschland war Schikaneder (s. d.) lange Zeit in diesem Fache äußerst thätig; von ihm ist namentlich der Text zu Mozart's „Zauberflöte". Ungleich höher stehen die Librettos von Fr. Kind zu Weber's „Freischütz" und von Helmina von Chezy zu dessen „Euryanthe". Eine wesentliche, vielleicht erfolgreiche Neuerung ist es, daß R. Wagner (s. d.) die Texte zu seinen Opern selbst dichtet und dies als grundsätzliche Foderung hinstellt. Vgl. Wagner „Oper und Drama" (Lpz. 1852).

Libri-Carrucci della Sommaia (Guillaume Brutus Icile Timoléon, Graf), franz. Mathematiker und Bibliograph, Sohn eines ital. Abenteurers und Falsarius, geb. zu Florenz 2. Jan. 1803, widmete sich frühzeitig dem Studium der Mathematik und wurde Professor an der Universität Pisa, Mitglied der Akademien von Turin und Berlin und Correspondent des Institut de France. Nach 1830 gezwungen, Toscana zu verlassen, wo er sich in die Politik gemischt hatte, kam er als Flüchtling nach Frankreich, fand dort an Arago einen Gönner, den er später aufs gehässigste angriff, wurde 1833 als Franzose naturalisirt und bald nachher zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, zum Professor der Analyse an der Sorbonne, zum Oberinspector des öffentlichen Unterrichts, Oberaufseher der Staatsbibliotheken, Redacteur des „Journal des savants" u. s. w. ernannt. Dabei war er einer der stärksten Bibliomanen, schrieb Kataloge für Bücherauctionen und fand Mittel, für sich eine Bibliothek zu sammeln, welche Incunabeln aller Art und die größten typographischen Seltenheiten in so reichem, unerschöpflichem Vorrathe enthielt, daß mehre öffentliche Versteigerungen, die er für eigene Rechnung veranstaltete und wovon jede 30—40000 Thlr. einbrachte, seine Sammlung keineswegs ärmer machten. In Folge dieser merkwürdigen Erscheinung einer Büchersammlung, die trotz allen Ausverkaufs beständig voll blieb, hatten sich in den letzten Jahren der Regierung Ludwig Philipp's gegen L. verschiedentliche Anklagen von zahlreichen, in den Staatsbibliotheken verübten Bücherdiebstählen erhoben, worauf eine Untersuchung eingeleitet ward, welche indessen das Guizot'sche Ministerium niederschlagen ließ, um einen seiner unterthänigsten Günstlinge nicht in Ungelegenheiten zu bringen. Aber nach der Februarrevolution von 1848 wurde die Untersuchung in Abwesenheit des Angeklagten, der sich nach England geflüchtet, wieder vorgenommen und die Klage des Staatsprocurators an den Assisenhof der Seine verwiesen, welcher den Inculpirten 22. Juni 1850 zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilte wegen Entwendung von gedruckten Büchern, Handschriften und Autographen aus den öffentlichen Sammlungen. Dieser Proceß machte gewaltiges Aufsehen und veranlaßte eine Menge Schriften für und gegen den Verurtheilten. Die merkwürdigste darunter ist eine Abhandlung von P. Mérimée: „Le procès Libri" in der „Revue des deux mondes" (1852), die von Gerichts wegen belangt wurde und dem Verfasser Gefängnißstrafe zuzog, weil er, einem Bücherdiebe zu Gefallen die franz. Magistratur auf eine unerhörte Weise gehöhnt und gelästert. L. selbst hat sich in mehren Broschüren zu vertheidigen gesucht, als: „Réponse au rapport de Mr. Boucly" (1848), „Lettre à Mr. de Falloux" (1849), „Lettre à Mr. le ministre de la justice" (1850),

mochte sich aber doch nicht zur Umstoßung des Contumazerkenntnisses stellen. Er schrieb zahlreiche Aufsätze für die „Revue des deux mondes", das „Journal des débats" u. s. w.; auch hat man von ihm eine „Histoire des sciences mathématiques en Italie depuis la renaissance des lettres jusqu'à la fin du XVIIme siècle" (4 Bde., Par. 1838—41).

Liburnia hieß im Alterthume und noch im Mittelalter eine Landschaft in Illyrien zwischen Istrien und Dalmatien, bis zum Adriatischen Meere, das auf dieser Seite auch das **Liburnische Meer** genannt wurde, und umfaßte den westlichen Theil des heutigen Kroatien und den nördlichen Dalmatiens, nebst einer Anzahl der an der Küste liegenden kleinern Inseln.

Libussa, eigentlich **Libuscha**, der nationalen Sage zufolge die Gründerin Prags, war die jüngste Tochter des Krok, der, ein Nachkomme des Feldherrn Samo, als Richter bei den Böhmen in großem Ansehen stand und um 700 starb. Nach seinem Tode unterwarfen sich die Böhmen der Regierung seiner Tochter L., die durch Schönheit wie durch Klugheit, Reichthum an Kenntnissen und männlichen Charakter sich auszeichnete. Um ihr Ansehen zu befestigen, wählte sie einen böhm. Herrn zu Stadiz, einem Dorfe an der Bila, Namens Przemysl, zu ihrem Gemahl, mit dem sie nun gemeinschaftlich regierte und durch Gesetze, die sehr lange in Geltung blieben, den Zustand des Landes regelte. Sie starb um 738. Die Sage schildert sie als begeisterte Seherin; auch soll sie die Bergwerke des Landes entdeckt haben.

Libyen war der früheste Name von Afrika, wie er schon bei Homer erscheint, und man verstand darunter bald in engerer Bedeutung den nördlichsten Streifen, der über Ägypten bis zur Einfahrt des Arabischen Meerbusens reicht, gegen das Atlasgebirge hin sich abspitzt und namentlich wegen der wilden Thiere gefürchtet war, bald in weiterer Bedeutung diesen ganzen Erdtheil, soweit überhaupt die Alten Kunde von ihm hatten, die, wie wir wissen, sich nur auf die Nord- und Westküste und einen Theil des Nillandes erstreckte, während das Innere und der Süden von Herodot das Land der Äthiopier genannt wird. Einer spätern Eintheilung zufolge zerfiel L. in das äußere, welches die Landschaften Cyrenaica und Marmarica umfaßte, und in das innere, südlich und südwestlich von Cyrenaica aus, endlich in Libya Mareotis, zwischen Ägypten und den Syrten. — **Libysche Wüste** ist die große sandige und wüste Region, die sich quer durch Afrika zieht und im engern Sinne Sahara (s. d.) genannt wird.

Licentiat (lat.) bezeichnet auf Universitäten Einen, der sich durch die vorgeschriebene Prüfung die Erlaubniß erworben hat, Vorlesungen zu halten. Gewöhnlich ist jedoch die Licentiatenwürde da, wo sie noch ertheilt wird, nur ein akademischer Ehrengrad, der zwischen Baccalaureus und Magister oder Doctor steht. Nur die theologischen Facultäten einiger Universitäten creiren noch Licentiaten, die damit das Recht erlangen, theologische Vorlesungen zu halten.

Licenzen oder **Freibriefe** waren ein Nothbehelf bei der Handelssperre, welche Napoleon's I. Decrete und die Geheimrathsverordnung des brit. Cabinets so weit ausdehnten, daß fast aller Seehandel aufgehört haben würde, wenn nicht beide Mächte einzelne Ausnahmen gestattet hätten. England fing damit an, indem es im Nov. 1808 an Schiffe aller Nationen, mit Ausnahme der franz., auf ein Jahr gültige Licenzen ertheilte, unter der Bedingung, Getreide in England einzuführen, seit 1809 aber nur unter der Bedingung gab, engl. Fabrik- und Colonialwaaren auszuführen. Hierauf verkaufte auch Frankreich Licenzen, vorzüglich um Marinebedürfnisse zu erhalten. Endlich bewilligte England 2. Sept. 1810 selbst denjenigen nichtfranz. Schiffen Licenzen, welche schon mit franz. Freibriefen versehen waren, unter der Bedingung, mit einem Drittel ihrer Ladung engl. Waaren auszuführen, wogegen sie ebenso viele franz. Waaren einführen durften. Frankreich ertheilte ebenfalls Licenzen, um franz. Waaren aus- und dagegen Colonialwaaren (auf amerik. Schiffen) einzuführen. Rußland ertheilte seit 1811 Licenzen zum Handel mit England, Schweden seit 1812. Mit dem Sturze des Continentalsystems (s. d.) fielen die Licenzen von selbst weg. — In den Klöstern heißen **Licenzen** die von den Äbten den Mönchen zugestandenen Dispensationen von einem bestehenden Gesetze oder Gebrauche für einzelne Fälle; daher auch der Ausdruck licentiren. — In der fränkischen Gesetzgebung wird oft auch eine **Licentia maritalis** erwähnt. Dieselbe bestand in dem Eheconsens, welchen die Herren ihren Leibeigenen gegen Erlegung einer bestimmten Abgabe ertheilten. Noch jetzt wird der Erlaubnißschein, welchen Militärpersonen zur Vollziehung eines Ehebündnisses von ihren Vorgesetzten vor dem Aufgebote vorlegen müssen, oft Licenzschein genannt.

Lichnowsky, eine jetzt fürstliche, in Östreich und Preußen begüterte Familie, leitet ihren Ursprung her aus dem Hause Granson in Hochburgund. Sie erhielt 1702 die Würde der Freiherren von L. und Edlen Herren von Woschütz und wurde 1. Jan. 1721 in den böhm., 1727 in den Reichsgrafenstand erhoben. In Folge der Heirath des Reichsgrafen Leop. von L. mit Gräfin

Maria Barbara Cajetana von Werdenberg, Herrin von Odrau, der letzten ihres Stamms, nahm das Haus L. 1740 auch den Namen der Grafen von Werdenberg an. Im J. 1773 erhielten die L. die preuß., 1824 die östr. Fürstenwürde nach dem Rechte der Erstgeburt. Die Besitzungen der Familie umfassen im östr. Schlesien die Allodialherrschaft Grätz (4 QM. mit 7900 E. in einer Stadt und 19 Dörfern), im preuß. Schlesien die bevorrechteten Majoratsherrschaften Kuchelna, Grabowka, Krzyzanowitz und Bolatitz (zusammen 6⅓ QM. mit 13800 E. in 26 Dörfern). — Fürst **Eduard Maria L.**, geb. 19. Sept. 1789, rühmlichst bekannt als der Verfasser der freilich unvollendet gebliebenen „Geschichte des Hauses Habsburg" (Bd. 1—8, Wien 1836—44), succedirte seinem Vater, dem Fürsten Karl L., 15. April 1814 und starb 1. Jan. 1845 zu München, mit Hinterlassung von fünf Söhnen, von denen der dritte, **Robert**, geb. 7. Nov. 1822, den geistlichen Stand wählte und Geh. Kämmerer des Papstes und Domherr des Metropolitencapitels zu Olmütz ist. Der Erstgeborene, Fürst **Felix L.**, welcher dem Vater succedirte, wurde 5. April 1814 geboren, kam frühzeitig in preuß. Militärdienst, nahm aber 1838 aus diesem seine Entlassung. Er trat nun in die Dienste des span. Prätendenten Don Carlos, der ihn zum Brigadegeneral und zu seinem Generaladjutanten ernannte. Nach der Rückkehr aus Spanien schrieb er „Erinnerungen aus den J. 1837—39" (2 Bde., Ffs. 1841—42), die ihn 1841 mit dem Bruder des Generals Montenegro in ein Duell verwickelten, in welchem er schwer verwundet wurde. Wieder genesen, machte er 1842 eine Reise nach Portugal, über die er in dem Werke „Portugal, Erinnerungen aus dem J. 1842" (Mainz 1843) berichtete. Auf der Rückkehr wurde er in Barcelona als früherer carlistischer Heerführer von dem Volke insultirt und der Wuth desselben nur dadurch entzogen, daß man ihn festnahm. Später von der span. Regierung in Freiheit gesetzt, kehrte er nach Schlesien zurück, wo er zum Landesältesten und Deputirten der vier südlichen und östlichen Kreise Schlesiens ernannt und zum Director der Koseler Wilhelmsbahn erwählt wurde. Nach Auflösung des ersten preuß. Landtags von 1847, an dem er in der Herrencurie lebhaften Antheil nahm, lebte er abwechselnd zu Wien und Berlin. Im J. 1848 von Ratibor in die Deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt gesendet, gehörte er zu den bedeutendsten Rednern der Rechten. Als solcher bekannt, fiel er während des frankfurter Aufstandes 18. Sept. 1848 auf der Bornheimer Haide nebst dem General Auerswald (s. d.) als Opfer eines fanatisirten Pöbelhaufens. Vgl. Köstlin, „Auerswald und Lichnowsky" (Tüb. 1853). Ihm folgte sein jüngerer Bruder, Fürst **Karl L.**, geb. 19. Dec. 1820, im Majorat als Chef des Hauses. — Der Bruder des obenerwähnten Fürsten Eduard L., Graf Wilh. Adolf L., gest. 1836, hatte zum Sohne den Grafen **Wilhelm Karl L.**, geb. 1792, der östr. Feldmarschallieutenant und gegenwärtig Festungscommandant zu Verona ist.

Licht nennen wir die objective Ursache der Sichtbarkeit der Gegenstände, welche sie dem Auge, sofern dasselbe gesund und im Besitz seiner natürlichen Fähigkeiten ist, wahrnehmbar macht. Man unterscheidet in Bezug auf das Licht selbstleuchtende und dunkle Körper. Die erstern haben die Quelle des Lichts in sich selbst, z. B. die Sonne, die Firsterne, die brennenden Körper; die letztern werden nur dadurch sichtbar, daß sie erleuchtet werden, d. h. von einem andern selbstleuchtenden Körper Licht erhalten. Für die Erde ist die Sonne die wichtigste Lichtquelle. Ferner unterscheidet man unter den dunkeln wieder durchsichtige und undurchsichtige Körper, von denen erstere das auf sie fallende Licht hindurchlassen, letztere nicht. Von Theorien über das Licht sind besonders zwei ausgebildet worden, die **Emanations- oder Emissionstheorie** und die **Undulations- oder Vibrationstheorie**. Erstere, welche Newton zum Urheber hat, nimmt an, daß das Licht aus materiellen, wiewol ausnehmend feinen Theilen bestehe, welche von jedem selbstleuchtenden oder erleuchteten Körper ausgehen und in das Auge gelangen. In neuerer Zeit ist diese Theorie von Biot, Brewster und Laplace vervollständigt worden und sie reicht aus, viele Erscheinungen des Lichts ziemlich einfach und ungezwungen zu erklären. Die zweite Theorie, zuerst von Huyghens aufgestellt, erklärt die Erscheinungen sowie die Fortpflanzung des Lichts ganz auf ähnliche Art, wie der Schall erklärt wird, nämlich durch die Vibrationen oder Schwingungen einer den Raum erfüllenden sehr dünnen und elastischen Flüssigkeit, die man Äther genannt hat. Die selbstleuchtenden Körper vibriren und setzen dadurch den Äther, der sie umgibt, in Schwingungen; diese treffen die Sehnerven, versetzen auch diese in ähnliche Vibrationen und bewirken so die Empfindung des Sehens. Die Verschiedenheit der Farben wird durch die verschiedene Dauer oder Schnelligkeit der Ätherschwingungen erklärt, und zwar entsprechen der violetten Farbe die schnellsten, der rothen die langsamsten Schwingungen; nach Fresnel's Berechnung kommen auf eine Secunde beim violetten Licht 764 Billionen, beim rothen 488 Billionen Schwingungen. Diese Theorie, schon im vorigen Jahrhundert von Euler vertheidigt, wurde in

neuerer Zeit nach längerer Vernachlässigung von Young, Fraunhofer, Fresnel, Ampère, Poisson, Neumann und Cauchy weiter ausgebildet. Sie allein zeigt sich im Stande über alle Erscheinungen, welche das Licht darbietet, vollständigen Aufschluß zu geben und ist daher mit Recht auch die jetzt allein geltende. Das Licht pflanzt sich mit einer außerordentlich großen Geschwindigkeit fort; es durchläuft in der Secunde einen Raum von 42000 M., sodaß es, um von der Sonne zur Erde zu gelangen, nur 8¼ Minute und, um vom Monde zur Erde zu gelangen, nur wenig mehr als eine Secunde Zeit gebraucht. Die Geschwindigkeit des Lichts läßt sich sowol durch astronomische Beobachtungen (Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, Aberration) als auch durch physikalische Apparate messen. Solange das Licht in einem und demselben Mittel (Stoffe) sich bewegt, pflanzt es sich geradlinig fort. An der Grenze zweier verschiedenen Mittel erleidet es theils eine Zurückwerfung oder Reflexion, indem es in das erste Mittel, in welchem es sich bis dahin bewegte, wieder zurückkehrt, oder es tritt in abgeänderter Richtung in das zweite Mittel ein (es wird gebrochen). Die Brechung des Lichts oder die Ablenkung von seiner ursprünglichen Bahn beim Übergange aus einem Mittel in ein anderes entsteht dadurch, daß die Elasticität des Äthers in beiden Mitteln verschieden ist. (S. **Brechung der Lichtstrahlen.**) Da die verschiedenfarbigen Lichtstrahlen, welche das farblose Sonnenlicht bilden, eine verschiedene Brechung erleiden, so müssen dieselben z. B. bei der Brechung in einem dreiseitigen Glasprisma voneinander getrennt werden. (S. **Farbe.**) Wenn Lichtwellen, welche von einem Punkte ausgegangen sind, aber etwas verschiedene Wege zurückgelegt haben, wieder in ihren Richtungen nahe zusammenfallen, so können sie sich entweder verstärken oder auch ganz oder nur zum Theil aufheben. (S. **Interferenz des Lichts.**) Wenn die Schwingungen in einem Lichtstrahle alle in parallelen Ebenen geschehen, so heißt das Licht polarisirt. (S. **Polarisation des Lichts.**) Gewisse Körper (z. B. gebrannte Austerschalen) leuchten, wenn sie dem Lichte ausgesetzt gewesen sind, noch eine Zeit lang im Dunkeln. (S. **Phosphorescenz.**) In Bezug auf die chemischen Wirkungen des Lichts s. **Daguerreotypie** und **Photographie.** Auch auf die Vegetation übt das Licht einen bedeutenden Einfluß aus, indem unter seiner Einwirkung in den grünen Pflanzentheilen die Kohlensäure zerlegt und Sauerstoff ausgeschieden wird. Moser fand, daß, wenn man z. B. ein Petschaft auf eine Silberplatte in einem völlig dunkeln Zimmer setzt, beim nachherigen Anhauchen auf der Silberplatte ein Bild des Petschafts entsteht und schrieb diese Wirkung einer Gattung von Lichtstrahlen zu, welche zwar auf unsere Netzhaut keinen Eindruck, wol aber auf der Silberplatte eine Änderung erzeugen sollten und mit dem Namen des **latenten Lichts** bezeichnet wurden. Die erwähnte Erscheinung hat aber ihren Grund nicht in einer solchen Lichtwirkung, sondern in einer Adhäsion von Gasarten an den Oberflächen fester Körper. — Das **Licht** in der Malerei bestimmt nach seiner Stärke auch den Schatten und die Farben. (S. **Beleuchtung** und **Schatten.**) **Abgedämpftes Licht** ist dasjenige, welches dunkler ist als das Hauptlicht im Bilde. Dies geschieht dadurch, daß entweder ein Gegenstand dem Auge entfernter oder dem Lichtstrahl in weniger gerader Richtung ausgesetzt ist, wo das Licht nur streift, wodurch Schlagschatten entstehen. — **Lichter** in der Mehrzahl heißen in der Malerei diejenigen Stellen, welche das einfallende Licht in seiner vollen Stärke empfangen. Die Anordnung und Vertheilung der Lichter im Gemälde hängt mit der Perspective zusammen.

Lichten heißt in der Schiffsprache überhaupt etwas in die Höhe heben; vorzugsweise bedient man sich aber dieses Ausdrucks dann, wenn man den Anker aus dem Grunde heben will. Auch nennt man ein auf eine Sandbank gerathenes oder aus andern Gründen erleichtertes und wieder flott gewordenes Schiff gelichtet, wenn es im **Lichterschiffe** oder **Leichterfahrzeuge** (in Ost- und Westpreußen Bordinge genannt) einen Theil seiner Ladung abgegeben hat.

Lichtenberg, ein Fürstenthum von etwas über 10 □M. mit 31000 E., auf dem linken Rheinufer an der Nahe und Blies, zwischen dem bair. Rheinkreise und der preuß. Provinz Rheinland gelegen, früher die Herrschaft Baumholder genannt, wurde in Folge des Wiener Congresses 1816 von Preußen an den Herzog von Sachsen-Koburg abgetreten, der das Ländchen 5. März 1819 zu einem Fürstenthum erhob, das er nach der alten pfälz. Burg Lichtenberg benannte. Seit 1821 wurde L. durch einen Landrath repräsentirt; allein die Julirevolution und die Bewegungen in Rheinbaiern veranlaßten auch in L. seit 1831 Unruhen, besonders in der Stadt St.-Wendel, sodaß endlich preuß. Truppen einrücken und die Ordnung herstellen mußten. Dies veranlaßte den Herzog von Sachsen-Koburg, L. durch die Verträge vom 6. und 26. Juni 1834 mit allen Souveränetätsrechten wieder an Preußen abzutreten. Die Übergabe erfolgte 15. Aug. 1834; im folgenden Jahre wurde es dem Regierungsbezirke Trier einverleibt. Als Entschädigung gewährte Preußen dem Herzoge eine jährliche Rente von 80000 Thlrn.

Lichtenberg (Georg Christoph), gleichberühmt als gelehrter Physiker wie als witziger Schriftsteller, wurde 1. Juli 1742 in Oberramstädt bei Darmstadt geboren. Die Unvorsichtigkeit einer Wärterin war Schuld, daß er einen sehr verwachsenen Körper bekam. Im J. 1763 bezog er die Universität zu Göttingen, wo er sich viel mit Astronomie beschäftigte und 1770 eine Professur erhielt. Bei wiederholten Besuchen in England hatte er sich einer ausgezeichneten Aufnahme zu erfreuen; er brachte einen ausgezeichneten physikalischen Apparat zusammen, der später in den Besitz der Universität überging, und machte mehre wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektricität, wie er auch als öffentlicher Lehrer eingreifend wirkte. Dabei blieb ihm kein anderes Feld geistiger Thätigkeit fremd. Seine scharfen satirischen Angriffe gegen die verschiedensten Zeitrichtungen zogen ihm vielfache literarische Kämpfe zu; so mit Lavater wegen dessen Bekehrungsversuch an Mendelssohn und wegen der Physiognomik; doch fand hier später völlige Versöhnung statt. Einen andern Streit mit Voß über die Aussprache des Griechischen rief L.'s Schrift „Über die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenland (1782) hervor. Treffliche Aufsätze lieferte L. seit 1778 zum „Göttingischen Almanach", worin auch zuerst Theile seiner „Ausführlichen Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche mit Copien derselben von Riepenhausen" (Lief. 1—4) erschienen. Mit G. Forster gab er das „Göttingische Magazin der Literatur und Wissenschaft" heraus. In seinen letzten Jahren hypochondrisch und fast menschenscheu, starb er 24. Febr. 1799. Ein Denkzeichen wurde 1842 an L.'s hundertstem Geburtstage feierlich an seinem Geburtshause befestigt. Eine wunderbare Vereinigung seltenen Scharfsinns und poetischer Anschauungsweise gab seinem Geiste die in der deutschen Literatur seltene humoristische Richtung; sein persönlicher Charakter war durchaus achtbar und liebenswürdig. Seine satirischen und scherzhaften Aufsätze sind gesammelt in L.'s „Vermischte Schriften" (9 Bde., Gött. 1800—5; 6 Bde., 1844—45).

Lichtenstein (Ulrich von), ein mittelhochdeutscher Dichter, aus ritterlichem steiermärk. Geschlecht, geb. 1199 oder 1200, starb 1275 oder 1276. In seinem „Frauendienst", welchen zuerst L. Tieck theils in Bearbeitung, theils in Übersetzung (Stuttg. und Tüb. 1812) bekannt machte, gibt er eine Darstellung seines Lebens von 1211—55, in Strophen, die aus vier Reimpaaren bestehen, abgefaßt, welchen er seine Lieder, seinen Leich (s. d.) und mehre „Büchlein" oder Liebesbriefe eingeflochten hat; das Gedicht ist eine poetisch wenig, für die Sittengeschichte seiner Zeit höchst werthvolle Arbeit. Außer diesem besitzen wir noch ein kürzeres, in kurzen Reimpaaren 1257 von L. verfaßtes Gedicht, von ihm selbst Frauenbuch genannt, das in der Weise eines Gesprächs die unter Männern und Frauen eingerissene Verderbniß beklagt und, wie jenes, wichtig ist für die Kenntniß des höfischen und ritterlichen Lebens jener Zeit. Beide sind am besten herausgeg. von Lachmann, mit historischen Anmerkungen von Karajan (Berl. 1841); die lyrischen Gedichte hat auch von der Hagen in seine „Minnesinger" (Bd. 4) aufgenommen.

Lichtenstein (Mart. Heinr. Karl), Geh. Medicinalrath und ordentlicher Professor an der Universität zu Berlin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Director des Zoologischen Museum, geb. zu Hamburg 10. Jan. 1780, studirte in Jena und dann in Helmstedt, wo er 1802 als Doctor der Medicin promovirte. Im Begriff, zu seiner weitern Ausbildung nach Wien zu gehen, erhielt er den Antrag, den holl. General Janssens, der zum Gouverneur der Capcolonie ernannt war, als Erzieher seines Sohnes und Hausarzt zu begleiten. Gegen Ende 1802 am Cap angelangt, fand er Gelegenheit, die innern Gegenden der Colonie kennen zu lernen. Im J. 1804 beim Ausbruche des Kriegs mit England nahm er die Stelle eines Chirurgien-Major beim Bataillon hottentottischer leichter Infanterie an und wurde 1805 als Regierungscommissar zu den Betjuanen gesandt. Als die Colonie von den Engländern erobert wurde, kehrte er mit dem General Janssens nach Europa und gegen Ende 1806 nach Deutschland zurück, wo er nun abwechselnd in Braunschweig, Helmstedt, Göttingen und Jena lebte und seine Sammlungen und handschriftlichen Materialien ordnete. Im J. 1810 begab er sich nach Berlin, begann dort bei der neu gestifteten Universität Vorlesungen zu halten und wurde 1811 ordentlicher Professor der Zoologie. Im J. 1813 übernahm er das Zoologische Museum, welches unter seiner Leitung eins der größten des Continents geworden ist, in wissenschaftlicher Hinsicht aber auf den ersten Rang Anspruch machen darf. Als Zoolog widmete er sich hauptsächlich der Ornithologie, jedoch schrieb er auch viele Abhandlungen über Thiere anderer Classen. Seine „Reisen im südlichen Afrika" (2 Bde., Berl. 1810—11) sind naturhistorisch wichtig.

Lichterschiff, s. Lichten.

Lichtfreunde heißen die in der Kirche seit 1841 auftretenden Verfechter der freiern rationalistischen Richtung gegenüber der im Staate und in der Kirche sich geltend machenden

strengen Orthodoxie, weil sie, wie sie sagten, nach Erkenntniß und Fortschritt, nach Licht und geistiger Freiheit strebten. Hiernach gaben sie sich selbst ihren Namen, den aber ihre Gegner als Spottnamen gebrauchten und für ihren Gegensatz ausbeuteten. Als sich die Lichtfreunde zu Vereinen constituirten, wählten sie den Namen **Protestantische Freunde**; sie waren die Vorläufer der Freien Gemeinden (s. d.).

Lichtmesse, ein um 542 zum Gedächtniß der Darbringung Christi im Tempel und der Reinigung Maria's vielleicht an die Stelle des abgeschafften heidnischen Volksfestes der Lupercalien eingesetztes Kirchenfest, welches auf den 2. Febr. fällt, hat seinen Namen von den Kerzen, welche an diesem Tage für das ganze Jahr geweiht und mit Anspielung auf die Worte des Simeon: „Ein Licht, zu erleuchten die Heiden," in feierlicher Procession umhergetragen werden. In Rom verrichtet der Papst selbst das Weihamt in der Kapelle des Quirinals. — **Tag der Lichte** hieß in der alten Kirche auch das Tauffest Christi oder die Epiphania (s. d.).

Lichtscheu (photophobia) nennt man den Zustand der Augen, in welchem diese vom Lichte unangenehm afficirt werden und der Kranke daher sich gegen das Eindringen desselben zu schützen sucht. Dieses Übel beruht auf krankhafter Überempfindlichkeit der zur Iris (s. **Auge**) führenden Empfindungsnerven, kann daher bis zur Neuralgie sich steigern und ist eben deshalb meist mit Verengung der Pupille verbunden. Das Übel ist meist ein Symptom anderer Augenübel, besonders von Entzündungen der Augen, oder auch von Krankheiten anderer Organe, z. B. Blutcongestionen nach dem Gehirn, Unterleibskrankheiten. Am meisten und hartnäckigsten beobachtet man die Lichtscheu bei skrophulöser Augenentzündung, wo sie selbst dann oft in hohem Grade vorhanden, wenn die Entzündung nur schwach ist. Man muß dieses Übel durch Bekämpfung der Grundkrankheit zu heben suchen; als örtliche Mittel dienen manchmal Narkotika (z. B. Opium, Stechapfel). In der Regel, obschon nicht in jedem Falle, ist Abhaltung des Lichts vom Auge anzurathen, bis dasselbe nach beseitigter Grundkrankheit (z. B. der Entzündung) nach und nach wieder an Licht gewöhnt werden darf. Ein leichterer Grad der Lichtscheu, welcher häufig vorkommt, ist die sogenannte **Augenschwäche** (asthenopia), wo das Sehvermögen eigentlich ganz unversehrt ist, der Patient aber, sobald er die Augen einigermaßen (besonders durch Lesen, Sticken u. dgl.) anstrengt, Flimmern nnd Schwanken der Sehobjecte bemerkt und nichts mehr erkennen, nichts fixiren kann. Gegen solche Überempfindlichkeit sind bekannte Linderungsmittel verfinsterte Zimmer, Lichtschirme, violette, blaue und grüne Brillen. Diese machen aber das Auge immer empfindlicher, wogegen ländlicher Aufenthalt, Sehen ins Freie, Vermeiden des Lesens und Schreibens zum Ausheilen des Auges besser zu dienen pflegen.

Lichtwer (Magnus Gottfr.), ein bekannter deutscher Fabeldichter, geb. in Wurzen 30. Jan. 1719, studirte in Leipzig und Wittenberg die Rechte und trat dann an letzterm Orte als Privatdocent auf, bis ihn Kränklichkeit nöthigte, die akademische Laufbahn aufzugeben. Er ging hierauf nach Halberstadt, wurde daselbst später preuß. Regierungsrath und Mitglied der Landesdeputation und lebte hier bis zu seinem Tode 7. Juli 1783. Sein Hauptwerk sind die „Vier Bücher Äsopischer Fabeln" (Lpz. 1748), von denen viele noch jetzt zu den bessern Arbeiten in dieser Gattung gehören. Ein unrechtmäßiger, von Ramler vielfach veränderter Abdruck derselben (1761) hatte einen heftigen literarischen Streit zwischen L. und Ramler zur Folge, an dem auch Lessing Theil nahm. L.'s Lehrgedicht in fünf Büchern „Das Recht der Vernunft" (Lpz. 1758), Wolf'sche Philosophie enthaltend, ist unbedeutend. Seine „Schriften" wurden von Pott, L.'s Enkel, und Cramer (Halberst. 1828) herausgegeben.

Licinius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das schon in den ersten Zeiten der Republik sich hervorthat. Ein Cajus Licinius befindet sich unter den ersten Volkstribunen 493 v. Chr.; Publius Licinius Calvus war der erste Plebejer, der 400 zum Consulartribunat (s. **Tribun**), Cajus Licinius Calvus der erste Plebejer, der 368 zur Würde des Magister Equitum gelangte. Am meisten aber leuchtet in jener Zeit wegen des Antheils, den er an der endlichen Gleichstellung des plebejischen Standes mit dem patricischen hatte, **Cajus Licinius Calvus** hervor, dem, weil er als sorgsamer Landwirth keine wilden Schossen, stolones, duldete, der Beiname **Stolo** gegeben wurde. Mit Cajus Sextius im Volkstribunat verbunden, das sie zehn Jahre hintereinander, von 376—67, immer wieder erhielten, setzte er endlich die wichtigen Gesetze durch, die nach ihm **Licinische Gesetze** genannt wurden, von denen das eine künftighin nur Consuln als oberste ordentliche Magistrate zu wählen gebot und die eine Stelle im Consulat den Plebejern zusicherte, das zweite den Besitz an Staatsland auf 500 jugera, sowie die Stückzahl des auf Staatsweiden zu haltenden Viehs beschränkte, das dritte die Schuldenlast der Plebs durch Abschreibung der gezahlten Zinsen vom Capital und Festsetzung von Terminen

für Abzahlung des Übrigen milderte, das vierte, schon 368 durchgegangene die Wahl von Decemviri sacrorum, unter denen Plebejer sein sollten, anordnete. Er bekleidete das Consulat selbst zwei mal in den J. 364 und 361; 357 wurde er wegen Übertretung seines eigenen Ackergesetzes angeklagt und verurtheilt. — In späterer Zeit sind namentlich die Familien der Crassus (s. d.) und Lucullus (s. d.) aus dem Licinischen Geschlecht, dessen Namen auch der den Lucullern befreundete Dichter Archias erhielt, berühmt geworden; andern Familien desselben gehörten an: **Cajus Licinius Macer**, der als Volkstribun 73 v. Chr. sich als heftigen Feind der Optimaten zeigte, nach der Verwaltung einer prätorianischen Provinz 66 wegen Erpressungen angeklagt wurde und aus Schmerz über seine Verurtheilung, die Cicero als Prätor aussprach, starb. Er gehörte zu den röm. Geschichtschreibern, welche Annalisten genannt werden. Sein Sohn **Cajus Licinius Macer Calvus**, geb. 82, Ankläger des Publius Vatinius, den Cicero vertheidigte, ein Freund des Catullus, starb früh, ausgezeichnet als Redner und Dichter; **Lucius Licinius Murena**, 65 Prätor, wurde 63 angeklagt, weil er sich bei der Bewerbung um das Consulat durch gesetzwidrige Mittel die Stimmen verschafft habe, aber namentlich auf Cicero's Vertheidigungsrede hin freigesprochen, und bekleidete das Consulat 62 mit Decimus Junius Silanus. — **Licinius** hieß auch ein röm. Kaiser. Aus niederm Stand in Dacien geboren, schwang er sich im Kriegsdienst empor, wurde 307 n. Chr. von Galerius zum Augustus erhoben, 323 aber durch Konstantin d. Gr. besiegt und 324 getödtet.

Lictoren (lictores) waren bei den Römern öffentliche Diener der höhern, mit Imperium bekleideten Magistrate, denen sie die Fasces vortrugen. Ihre Einführung, nach dem Beispiele der Etrusker, wird dem Romulus zugeschrieben. Beim Ausgehen schritten die Lictoren dem Magistrat in einer Reihe, einer nach dem andern, voran, machten ihm durch das Gedränge Platz und achteten darauf, daß ihm die gebührende Ehrerbietung erwiesen wurde. Auch die Vollziehung der vom Magistrat ausgesprochenen peinlichen Strafe kam ihnen gewöhnlich zu; sie banden dem Verbrecher die Hände, strichen ihn mit Ruthen und enthaupteten ihn mit dem Beile. Gewöhnlich waren sie aus der niedern Volksclasse, oft Freigelassene der Magistrate, denen sie dienten, aber stets freie Leute.

Liebe. So bekannt auch das Gefühl, welches durch dieses Wort bezeichnet wird, so ist es doch wegen der Mannichfaltigkeit der Objecte, auf welche es gehen, der Formen und Gestalten, die es annehmen, und der verschiedenartigen Gemüthszustände, mit denen es sich verknüpfen kann, nicht ganz leicht, seinen Begriff scharf zu umgrenzen. Das erste Charakteristische für die Liebe ist jedenfalls, daß das Gemüth des Liebenden an einen bestimmten Gegenstand dergestalt gefesselt und gebunden wird, daß der Verlust des letztern schmerzlich empfunden werden würde, also die Anhänglichkeit; und diese kommt beinahe überall vor, wo ein geistiges Leben sich regt, selbst, bei den Thieren und gilt sehr häufig auch unbelebten und unbeseelten Gegenständen. Im Menschen verknüpft sie sich leicht mit der Illusion, in dem geliebten Gegenstande wohne ein eigenes geistiges Leben, welches den Gefühlen des Liebenden entspreche. Die Liebe beseelt auch das Unbelebte und Todte und macht es zum Gegenstande ihrer Sorge, ihrer Unterhaltung, eine Form der Liebe, die sich in der Naturanschauung der Kinder und kindlicher Menschen und in der dichterischen Beseelung der Natur sammt den Gefühlen, die ihr zu Grunde liegen, zu erkennen gibt. Ist der Gegenstand der Liebe selbst beseelt und belebt, so sind es vorzugsweise die Gefühle der Befriedigung in dem geistigen Verkehre, sowie die sympathetischen Gefühle, auf denen Liebe beruht, wiewol auch hier die Phantasie des Liebenden oft ein geistiges Leben in den Geliebten hineindichtet, welches nicht in ihm liegt. Wie vielfach nun die Veranlassungen sind, welche die Menschen aneinander knüpfen, einen dem andern zum Bedürfniß machen und sympathetische Gefühle in ihnen erwecken, so vielfach sind die Quellen der Liebe, und es kann nicht auffallen, daß im Verkehr der Menschen sich der ganze Reichthum eines höher entwickelten geistigen Lebens, die ganze Verschiedenheit der Bildungsgrade, Individualitäten und Charaktere in die allgemeine Form dieses Naturgefühls ergießt. So zeigt sich die Liebe schon innerhalb der Familie sehr verschieden als Ältern-, Kinder-, Geschwister-, Verwandtenliebe. Andere Bestimmungen erhält sie, wo sie sich auf die größern Gebiete des Stamms, des Volkes, des Vaterlandes ausdehnt; noch andere, wo sie sich in dem engern Kreise der Geschlechtsliebe und Freundschaft concentrirt. Die **Geschlechtsliebe** namentlich, die den natürlichen Instinct zu ihrer Grundlage hat, aber zur Liebe erst dann wird, wenn sich das Verlangen auf ein bestimmtes Individuum des andern Geschlechts beschränkt und die damit verbundenen Gefühle im Unterschiede von flüchtigen, desultorischen Neigungen (der bloßen Verliebtheit) einen Grad von Beharrlichkeit und Dauer gewinnen, ist nicht nur ein reicher Gegenstand dichterischer Schilderungen, son-

dern auch in der Wirklichkeit in den verschiedenen Formen, die sie annimmt und die bei beiden Geschlechtern verschieden sind, eins der wichtigsten Merkmale für die Gestaltung des ganzen gesellschaftlichen und sittlichen Lebens. (S. **Minne, Familie** und **Ehe.**) Auf je engere Kreise sich die Liebe beschränkt, desto intensiver wirkt sie, und so hängt die Geschlechtsliebe entschieden an der Existenz des Individuums, seinem Besitze und Genusse, und dadurch unterscheidet sie sich dem Begriffe nach von der Freundschaft, die auf der Beurtheilung und Achtung der fremden Persönlichkeit beruht und nicht an den ausschließenden Besitz gebunden ist. Es kann Liebe ohne Achtung und Achtung ohne Liebe geben; in der Freundschaft verknüpft sich Beides. Überhaupt ist die Liebe blos als solche nicht frei von der Rückbeziehung der Begierden und Gefühle auf die eigene Person des Liebenden; sie ist eine Verschmelzung des eigenen Ich mit einem fremden, wirklichen oder phantasirten; sie gibt daher das eigene Ich auch nicht auf, sondern sucht es durch den Besitz des fremden zu beglücken. Wo sie daher das eigene Ich vergißt, sich für ein fremdes aufopfert, da ist sie schon mehr als bloße Liebe; sie wird Wohlwollen, uneigennützige Hingabe des eigenen Wollens an ein fremdes. Was man gewöhnlich Liebe nennt, ist oft ein wunderbares und geheimnißvolles Gewebe aus diesen verschiedenen Elementen, und gerade darum gehört die Liebe zu den stärksten und mächtigsten Triebfedern des Lebens. Wie jedes Gefühl, welches im geistigen Leben tiefe oder weitverbreitete Wurzeln hat, kann die Liebe zur Leidenschaft werden, vorzüglich, wo ihr die Befriedigung durch Besitz und Gegenliebe versagt bleibt, während sie im Gegenfalle, wie z. B. in der Ehe, einem ruhigen und vertraulichen Gemüthszustande Platz macht, der als solcher den poetischen und romantischen Reiz heftiger und rasch wechselnder Gemüthsbewegungen verliert. Die Arten der Liebe, welche keinen in der Erfahrung nachweisbaren Gegenstand haben, wie die Liebe zu Gott, zur Wahrheit, zur Tugend u. s. w., setzen voraus, daß dem Gegenstande des Glaubens oder den Producten des höhern Denkens eine Realität beigelegt werde, die sie als ein Object der Liebe erscheinen lasse, daher hier dicht neben den höchsten Erhebungen des Geistes eine reiche Quelle von Täuschungen und Schwärmereien liegt, von der auch andere Arten der Liebe nicht frei zu sein pflegen.

Liebenstein, ein Dorf im Herzogthum Sachsen-Meiningen, zwischen Eisenach und Meiningen, in einer der schönsten Gegenden des Thüringerwalds, am südlichen Abhange des Inselsbergs, 937 F. über dem Meere, besitzt eine Mineralquelle, deren Wasser (7° R.) zu den stärksten erdig-salinischen Eisenwassern gehört, klar und farblos ist und einen angenehmen zusammenziehenden Geschmack hat. Man braucht die Quelle besonders zu Bädern bei Schwäche der festen Theile und fehlerhafter Blutmischung und den Krankheiten, welche aus diesen Übeln entstehen. Schon im Anfange des 17. Jahrh. war L. als Curort bekannt und wurde namentlich vom Herzog Kasimir von Sachsen-Koburg sehr bevorzugt, verfiel aber später wieder, bis der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen 1800 es als Privateigenthum an sich brachte und durch viele zur Annehmlichkeit und zum Nutzen der Badegäste dienende Einrichtungen aufs neue den Ruf des Bades hob. Nach seinem Tode nochmals gesunken, ist es neuerdings seit Errichtung einer Kaltwasserheilanstalt wieder sehr in Aufnahme gekommen und verschönert worden. Zu den interessantesten Punkten der Umgegend gehören die Ruinen der im Bauernkriege zerstörten Burg Liebenstein, die berühmte Höhle bei Altenstein, der Inselsberg, Reinhardtsbrunn, Schnepfenthal, die Wartburg u. s. w. Vgl. Schlegel, „Die Mineralquelle zu L." (Meining. 1827).

Lieber (Franz), Professor der Geschichte und der Staatsphilosophie am Staatscollegium zu Columbia in Südcarolina, Mitglied des franz. Nationalinstituts, geb. zu Berlin 18. März 1800, studirte Medicin in der königl. Pépinière, als der Krieg gegen Napoleon 1815 wieder ausbrach. Er sollte als Compagniechirurg in die Armee eintreten; doch lag dies nicht in seinem Wunsche, vielmehr trat er mit einem seiner Brüder unter die freiwilligen Jäger des Regiments Kolberg. Er focht in den Schlachten von Ligny und Waterloo und ward 20. Juni beim Sturm auf Namur schwer verwundet. Nach der Rückkehr nach Berlin 1816 wurde er ein eifriger Schüler Jahn's, während er sich zugleich mit großem Eifer von neuem für die Universität vorbereitete. Im J. 1819 als Demagog verhaftet, wurde ihm nach viermonatlicher Gefangenschaft bedeutet, daß er zwar keines Verbrechens schuldig befunden sei, aber dennoch auf keiner preuß. Universität studiren und nie auf irgend eine Anstellung rechnen könne. Er ging nach Jena, wo er promovirte. Im J. 1820 wurde ihm zwar erlaubt, in Halle zu studiren, jedoch mit dem Bescheide, daß er weder in Schule noch Kirche je auf eine Anstellung rechnen dürfe. Obgleich er nun hier sehr zurückgezogen lebte, so dauerten die polizeilichen Behelligungen doch fort, was ihn endlich bewog, nach Dresden zu gehen. Im Herbst 1821 reiste er zu Fuße durch die Schweiz nach Marseille, wo er sich als Philhellene nach Griechenland einschiffte. Jedoch nach mehren

Monaten großer Entbehrungen sah er sich genöthigt, nach Italien zurückzukehren, wo er in Rom im Hause Niebuhr's die freundlichste Aufnahme fand. Hier schrieb er das „Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland im J. 1822" (Lpz. 1823). Mit Niebuhr reiste er nach Deutschland zurück, wo er aber troß aller Versicherungen, in den preuß. Staaten ruhig leben zu können, von der Polizei verfolgt und 1824 nach Köpenick gebracht wurde, bis ihn Niebuhr's Einfluß wieder in Freiheit setzte. Hierauf gab er unter dem Namen Franz Arnold seine „Wein- und Wonnelieder" (Berl. 1825) heraus. Als er indeß erfuhr, daß ein neuer Arrest ihm drohe, entfloh er im Sept. 1825 nach England und lebte ein Jahr in London, wo er sich durch Unterricht erhielt. Im J. 1827 ging er nach den Vereinigten Staaten und hielt hier in mehren Städten öffentliche Vorlesungen über Gegenstände der Politik und Geschichte; auch gründete er in Boston eine Schwimmschule nach den Grundsätzen des Generals von Pfuhl, dessen gelehriger Schüler in der Schwimmanstalt zu Berlin er gewesen war. Er gab hier die in Amerika sehr geschätzte „Encyclopaedia Americana" (13 Bde., Philad. 1829—33) heraus, wobei er das „Conversations-Lexikon" zu Grunde legte. Im J. 1835 erhielt er eine Professur der Geschichte und Staatsphilosophie zu Columbia in Südcarolina, wo er als Lehrer und Schriftsteller eine große Thätigkeit entwickelte. Von allen Deutschen in Amerika ist er Der, dessen Ruf sich am meisten verbreitet hat; seine Werke tragen einen durchaus eigenthümlichen Charakter, weil sie das Resultat deutscher Gelehrtheit und philosophischen Geistes, durchdrungen von engl. Sinn und amerik. Freiheit, sind. Von seinen vielen Werken erwähnen wir nur seine „Letters to a gentleman in Germany, written after a trip from Philadelphia to Niagara", welche in England unter dem Titel „The etranger in America" erschienen; „Reminiscences of an intercourse with Niebuhr the historian" (deutsch von Thibaut, Heidelb. 1837); „Essay on labour and property"; „On anglican and gallican liberty" (deutsch von Mittermaier); „Essay on subjects of penal law and on uninterrupted solitary confinement at night and labour by day"; „Legal and political hermeneutics or principles of interpretation and construction in law and politics"; „On international copyright". Seine beiden Hauptwerke sind ohne Zweifel seine „Political ethics" (2 Bde.) und „On institutional selfgovernment or discourses on civil freedom" (Columb. 1853). Seine Werke werden als Autorität citirt, und man weist oft auf sie hin in den Gerichtshöfen. Im J. 1844 besuchte er Europa. Er gab gab während dieses Besuchs einige deutsche Schriften heraus, unter Anderm „Bruchstücke über Gegenstände der Strafkunde" (Hamb. 1845). Als er Deutschland 1848 abermals in seiner Ferienreise besuchte, ließ er hier seine Schrift: „Über die Unabhängigkeit der Justiz und die Freiheit des Rechts" (Heidelb. 1848) erscheinen. Von L.'s vielen und mannichfaltigen engl. Schriften sind noch zu erwähnen: „Character of the gentleman", die eine sehr ausgebreitete Anerkennung gefunden hat, und „The vocal sounds of Laura Bridgman, the blind deafmute at Boston, compared with the elements of phonetic language", welches in den „Smithsonian contributions" gedruckt wurde, eine Schrift von Wichtigkeit für den Erforscher des Sprachursprungs.

Liebeshöfe (Cours d'amour, Cordi d'amore), insofern man darunter eigentliche, besonders weibliche Gerichtshöfe mit anerkannt richterlicher und executiver oder auch nur sittenrichterlicher Gewalt verstehen will, hat es nie gegeben. Mit noch größerer Unkritik hat man diese Minnegerichte in der Provence zur Blütezeit der Troubadourspoesie suchen wollen, in welcher doch ein solch öffentliches Preisgeben des Namens der Geliebten für die gröbste Unsitte angesehen worden wäre. Aus den Gedichten der Troubadours läßt sich nur so viel beweisen, daß manchmal Liebende ihre Zwistigkeiten dem Urtheile eines Schiedsrichters, meist eines berühmten Minnesängers, aber mit Berücksichtigung der Heimlichkeit, unterwarfen; daß bei gelegentlichen Vereinen oder Zusammenkünften von Damen, Rittern und Sängern an den Höfen von Fürsten und Dynasten außer mancherlei andern poetischen Unterhaltungen mitunter auch Fragen aus der Erotik vorgelegt und abgehandelt wurden, worunter man aber nichts Anderes als gewöhnliche Gesellschaftsspiele, wie sie dem spitzfindigen und streitsüchtigen Geiste der Zeit angemessen und willkommen waren, verstehen darf, und daß diese höfischen, der Poesie und der Lebenslust gewidmeten Gesellschaften selbst von den Troubadours bisweilen cort genannt wurden. Ebenso irrig hat man die in Nordfrankreich und Flandern üblichen Puys d'amour für Liebeshöfe im obigen Sinne gehalten, während sie in der That anfänglich blos geistliche Brüderschaften, besonders zu Ehren Unser Lieben Frau und später auch literarische Gesellschaften waren, woraus sich die Chambres de rhétorique und die Kammern der Redderykers bildeten. Wol aber wurde in den Gedichten des Mittelalters, besonders seitdem die allegorische Richtung in der Poesie vor-

herrschend geworden, mit dem Gott Amor, den man als König der Liebe darstellte und als solchem einen Hofhalt oder ein Parlament gab und förmliches Minnegericht halten ließ, und seinem Minnehof allegorisch gespielt; auch wurden in mehren Städten Süd- und Nordfrankreichs solche allegorische Festspiele von einem Prince d'amour oder einer Court amoureuse öffentlich dargestellt; ja es wurde eine Sammlung von Liebesregeln und Aussprüchen über Liebeshändel („Regulae amoris et amoris varia judicia" des Kaplans Andreas aus dem 14. Jahrh.) und endlich sogar ein förmliches Liebesgesetzbuch mit Liebestribunalen (die famösen „Arrêts d'amour et parlament d'amour" des Martial d'Auvergne aus dem 15. Jahrh.) gemacht und von Juristen mit ironischer Gelehrsamkeit commentirt. Aber aus alle Dem folgt höchstens, daß die Sitte fortbestand, mehr zum geselligen Vergnügen als mit richterlichem Ernste gewisse vorgelegte Liebesfragen oder Liebesstreitigkeiten in geselligen Kreisen und höfischen Cirkeln besonders unter dem Vorsitze von Damen zu verhandeln, welche unter dem Einflusse jener poetischen Allegorien mehr oder weniger den Schein jener eingebildeten Gerichtshöfe und selbst den Namen der Minnehöfe annahmen. Urkundlich läßt sich nur eine Court amoureuse, wahrscheinlich am Hofe König Karl's VI. von Frankreich und seiner Gemahlin Isabelle von Baiern abgehalten, nachweisen; aber auch dieser so spät erst vorkommende Liebeshof war offenbar nur ein allegorisches Festspiel. Vgl. Diez, „Beiträge zur Kenntniß der romantischen Poesie" (Heft 1, Berl. 1825).

Liebesmahl oder **Agape** hieß in der ersten christlichen Kirche das in einer wirklichen, gemeinschaftlich gehaltenen Abendmahlzeit bestehende Bundesmahl Jesu (1. Kor. 11, 20). Die reichern Christen brachten aus Bruderliebe (ἀγάπη) die Gaben für ihre armen Glaubensbrüder mit, daher der Name Agape, und alle speisten zusammen, zum Zeichen der Gleichheit vor Gott und der brüderlichen Gemeinschaft. Man begann und schloß mit Gebet und sang während der Mahlzeit geistliche Lieder. Indeß wurde schon im 1. und im 2. Jahrh. wegen der Verfolgungen die eigentliche Abendmahlsfeier von den Liebesmahlen getrennt. Justin gedenkt in seiner Beschreibung der Abendmahlsfeier (Apol. 1, 65) der Agapen jedoch nicht; Ignatius dagegen weist auf die gemeinsame Feier des Liebes- und Abendmahls hin und gebraucht selbst (Epist. ad Smyrn.) den Ausdruck Agape für Abendmahl. Gewöhnlich ging die Feier des Liebesmahls der Feier des Abendmahls (s. d.) voran. In den Perioden der Verfolgungen aber, in welchen die Christen oft vor Tagesanbruch ihren Gottesdienst halten mußten, folgte das Liebesmahl meist in den Abendstunden nach dem Abendmahl; nur am Gründonnerstage schien man die alte Sitte beibehalten zu haben. Späterhin behielt man die Trennung beider Feierlichkeiten bei und neben den Armen wurden die Geistlichen besonders bedacht. Das Liebesmahl artete dann im 3. und 4. Jahrh. in ein gewöhnliches Gastmahl aus, welches Familien bei dem Tode ihrer Angehörigen, Gemeinden an den Jahrestagen ihrer Märtyrer anzustellen pflegten, und bei welchem Geistliche und Arme gewöhnlich Gäste waren. Die Heidenchristen fanden nun in dem Liebesmahl das Opfermahl wieder; Völlerei wurde dabei gebräuchlich; Concilien wirkten der Beibehaltung der Agapen entgegen, verboten den Geistlichen die Theilnahme an denselben und verwiesen sie endlich ganz aus der Kirche. Das geschah schon von dem Concil zu Laodicea (363). Ambrosius verbot sie in der Kirche von Mailand (386). Um das J. 392 bestanden sie fast in dem größten Theile des Abendlandes nicht mehr. Augustin setzte ihre Abschaffung in Afrika auf dem Concil zu Hippo (395) durch; doch mußten noch späterhin Synoden, z. B. zu Orléans 536 und zu Konstantinopel 692, die Unterlassung jener Gastmähler einschärfen. Die Brüdergemeine hat die Liebesmahle erneuert und hält sie bei feierlichen Gelegenheiten unter Gesang und Gebet mit mäßigem Genusse von Thee und Weizenbrot (Liebesbrot) in ihren Versammlungssälen.

Liebestrank, bei den Griechen **Philtron**, hieß ein aus theils ekelhaften, theils sogar schädlichen Substanzen des Thier- und Pflanzenreichs bereitetes Zaubermittel, das nach der noch hier und da spukenden abergläubischen Vorstellung der alten Nationen die Kraft hatte, die Liebe auf einen bestimmten Gegenstand zu lenken. Das Wahre an der Sache ist, das man wol den physischen Trieb zum andern Geschlechte durch Mittel erregen kann, welche eine specifische Wirkung haben und deshalb Aphrodisiaca genannt werden, daß aber die wirkliche psychische Neigung sich nicht durch physisch wirkende Mittel auf einen bestimmten Gegenstand wenden läßt.

Liebeswahnsinn, s. **Erotomanie**.

Liebfrauenmilch, ein rheinhess. Rieslingswein, welcher rings um die Kirche des Liebfrauenstifts in Worms, großentheils auf dem Schuttboden früherer großer Vorstädte, und in dem sogenannten Kapuzinergarten wächst. Derselbe ist einer der beliebtesten Weine, der sich mehr durch Lieblichkeit als durch Feuer und Geist auszeichnet, auch einen geringen Erdgeschmack hat. Das Stück davon wurde schon mit 1500 Fl. bezahlt.

Liebig (Justus, Freiherr von), einer der größten Chemiker und einflußreichsten Naturforscher der Gegenwart, wurde 12. Mai 1803 zu Darmstadt geboren. Die natürliche Vorliebe des Knaben für Naturwissenschaft veranlaßte den Vater, ihn vom Gymnasium zu Darmstadt 1818 in die Apotheke zu Heppenheim bei Darmstadt zu bringen, wo er aber nur zehn Monate blieb. Hierauf studirte er 1819—22 in Bonn und Erlangen. Durch ein Reisestipendium unterstützt, setzte er vom Herbst 1822—24, gleichzeitig mit Mitscherlich (s. d.), seine Studien in Paris fort, wo es ihm gelang, Alex. von Humboldt's Aufmerksamkeit durch seine der franz. Akademie vorgelegte Arbeit über Knallsäure auf sich zu ziehen und durch diese näher mit Gay-Lussac (s. d.) in Berührung zu kommen. Humboldt's Einfluß führte ihn dem Lehrfache zu und trug viel dazu bei, daß er schon 1824 außerordentlicher und 1826 ordentlicher Professor der Chemie in Gießen wurde. In dieser Stellung entwickelte L. nun länger als ein Vierteljahrhundert eine ungemeine Thätigkeit, begründete, durch die Regierung unterstützt, das erste Musterlaboratorium in Deutschland und erhob die kleine Universität zu einem Centralpunkte des chemischen Studiums, in welchem nicht nur die jungen Chemiker Deutschlands, sondern auch die des Auslandes, namentlich Englands, unter seiner Leitung die praktische Weihe empfingen. Wie seine Wirksamkeit überhaupt den Anstoß gab zu dem neuen Leben, das fortan die Wissenschaft der Chemie durchdrang, so geschah es auch durch seinen Einfluß, daß man überall dem Studium derselben mehr Rücksicht und Mittel als früher widmete, und die neu errichteten und zweckmäßig ausgestatteten Laboratorien (z. B. in Göttingen, Leipzig) können insofern wol als mittelbare Schöpfungen seiner Bestrebungen angesehen werden. Außer mehrfachen äußern Anerkennungen seiner Verdienste ward L. 1845 vom Großherzoge Ludwig II. von Hessen, ohne darum nachgesucht zu haben, in den erblichen Freiherrenstand erhoben. Nachdem L. kurz vorher einen Ruf nach Heidelberg an Gmelin's Stelle abgelehnt, nahm er im Herbst 1852 eine Professur an der Universität zu München mit der Stelle eines Conservators des dortigen chemischen Laboratoriums an, womit sich ihm ein neuer bedeutender Wirkungskreis öffnete.

Außer den „Annalen der Chemie und Pharmacie", die alle seine neuern praktischen Arbeiten enthalten, von denen die meisten auch in die „Annales de chimie et de physique" übergegangen sind, und dem 1836 mit Poggendorf begonnenen „Wörterbuch der Chemie" (Bd. 1—5, Braunschw. 1837—51; Supplem., Bd. 1, 1850—52) sind besonders zu erwähnen: seine Bearbeitung der neuen Auflage des chemischen Theils von Geiger's „Handbuch der Pharmacie" (Heidelb. 1839), dessen organisch-chemischer Theil auch ins Französische und Englische übersetzt ist und als selbständiges Handbuch der organischen Chemie betrachtet werden kann; sodann die wichtigen Schriften: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur" (Braunschw. 1840; 6. Aufl., 1846) und „Die Thierchemie oder organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie" (Braunschw. 1842; 3. Aufl., 1846). Ferner sind zu nennen seine auch in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten „Chemischen Briefe" (3. Aufl., Heidelb. 1851), die außerordentlich viel dazu beitrugen, nicht nur das Interesse für die Chemie insbesondere, sondern auch für die übrigen Zweige der Naturwissenschaften in weitern Kreisen zu erwecken. L.'s Leistungen sind in allen Theilen der Chemie bedeutend; doch ist sein Hauptverdienst in der organischen Chemie zu suchen. Er verbesserte die Methode der organischen Analyse, untersuchte die Knallsäure, fast alle wichtigern organischen Säuren, das Schwefelcyan und dessen Zersetzungsproducte, die Oxydationsproducte des Alkohols, mit Wöhler zusammen die Harnsäure und ihre Zersetzungsproducte, das Bittermandelöl und dessen Verbindungen. Seine neuern Untersuchungen erstreckten sich über Harn, über die Bestandtheile der Flüssigkeiten des Fleisches, über einige Ursachen der Säftebewegung im thierischen Körper; auch sind hier seine neuen Methoden der Bestimmung des Harnstoffs und Kochsalzes im Harn zu erwähnen. Diese Arbeiten führten ihn zu umfassenden theoretischen Ansichten über organische Radicale und die Natur der organischen Säuren, über die Processe der Gährung und freiwilligen Zersetzung, sowie über die Metamorphosen in der organischen Natur überhaupt. In neuerer Zeit hat sich L. vorzugsweise mit der Anwendung dieser und mannichfacher, aus neuen Beobachtungen geschöpfter Resultate auf den chemischen Theil der Pflanzen- und Thierphysiologie und einer totalen Reform der in diesen Disciplinen und den damit zusammenhängenden angewendeten, der Agricultur und Pathologie, beschäftigt und in den beiden obenerwähnten Werken seine Ansichten hierüber niedergelegt. Die Aufnahme dieser Schriften zeigte, daß sie ihren Hauptzweck, die Nothwendigkeit einer Reform und die Richtung dieser anzudeuten und zu erneuter lebendiger Thätigkeit in diesen Fächern anzuspornen, nicht verfehlt haben. Der Einfluß seiner Lehren auf die Agricultur namentlich ist unverkennbar, und es haben England und in Deutschland insbesondere Sachsen verstanden, die von ihm entwickel-

ten Grundsätze praktisch anzuwenden. Die sächs. Landwirthschaft hat sich dadurch, besonders durch die Bemühungen Stöckhardt's (in Tharand) auf eine Stufe gehoben, wie in keinem andern Lande Europas, Schottland nicht ausgenommen. Das ganze Wesen L.'s mit seiner äußerst einnehmenden Persönlichkeit, seiner feurigen und rücksichtslosen Begeisterung für den als richtig anerkannten Zweck, selbst seine große Reizbarkeit machen ihn ganz geeignet zur Erfüllung einer anregenden und treibenden wissenschaftlichen Mission. Wenn hierbei auch manches Einzelinteresse nicht berücksichtigt, manche Persönlichkeit empfindlich verletzt, mancher Übergriff in nicht ganz bekannte wissenschaftliche Felder versucht ward und manche Ansichten und Consequenzen nach seinem eigenen Ausspruche Abänderungen erfahren dürften, so können doch dadurch die unermeßlichen Verdienste L.'s um die Wissenschaft selbst wie um deren Anwendung und Einwirkung auf die praktischen Lebensgebiete im Ganzen durchaus nicht geschmälert werden.

Liechtenstein, ein souveränes Fürstenthum, der kleinste unter den deutschen Bundesstaaten, wird westlich vom Rhein, östlich von Vorarlberg und südlich von dem Schweizercanton Graubündten begrenzt und ist aus der Herrschaft Vaduz, jetzt Liechtenstein genannt, und der Grafschaft Schellenberg zusammengesetzt. Es umfaßt 2½ QM. mit 6400 E., die sich zur kath. Kirche bekennen. Die Verwaltung ist in den Händen eines Oberamts, das die Justizpflege in erster Instanz versieht und an dessen Spitze ein Landvoigt steht, der nebst einem Rentmeister und einigen andern Beamten zugleich das Kameral-, Finanz- und Forstwesen besorgt. Für Justizsachen findet von dem Oberamte Berufung auf die fürstliche Hofkanzlei zu Wien statt, woselbst der Fürst für gewöhnlich residirt, und als dritte Instanz ist seit 1816 das Appellations- und Criminalobergericht in Innsbruck bestimmt, weshalb auch die östr. Landesgesetze als geltend für L. erklärt sind. Ebenso ist L. im Juni 1852 dem östr. Zoll- und Steuergebiet beigetreten. Die Geistlichkeit steht unter dem Bischofe von Chur. Der Fürst hat Theil an der 16. Stimme des Deutschen Bundestags und im Plenum eine eigene Stimme. Das Bundescontingent beträgt 55 Mann, die zum elften Heerhaufen stoßen. Die Staatsform ist monarchisch mit ständischer Verfassung. Eine Constitution nach dem Muster der in den östr.-deutschen Staaten früher bestehenden landständischen Verfassung erhielt L. durch den Fürsten Johann 9. Nov. 1818. Die Einkünfte des Fürstenthums betragen 5000 Gldn., die der Domänen 17000 Gldn. Die Hauptstadt ist Vaduz, jetzt Liechtenstein genannt, unweit des Rhein, mit 700 E. und einem Schlosse auf einem Felsen. Außer diesem souveränen Fürstenthume besitzt das Haus L. an standesherrlichen und Vasallenbesitzungen ein Areal von 104 QM. in Östreich, Mähren, Schlesien, der Lausitz, Ungarn und Steiermark mit 600000 E. und 1,480000 Gldn. Einkünften.

Das Haus L. ist eins der ältesten Geschlechter Östreichs, ausgezeichnet in dessen Geschichte durch Männer von hohem Verdienst. Des Grafen Hartmann IV. Söhne, Karl und Gundakar, die beide, jener 1618, dieser 1623, in den Fürstenstand erhoben wurden, stifteten die Karl'sche und die Gundakar'sche Linie. Karl, der zur kath. Kirche zurücktrat, erhielt vom Kaiser Matthias 1614 das Fürstenthum Troppau und von Ferdinand II. 1623 Jägerndorf. Sein Enkel, **Joh. Adam**, kaufte 1699 und 1708 von den Grafen von Hohenembs die reichsunmittelbaren Herrschaften Vaduz und Schellenberg. Mit ihm starb 1712 diese Linie aus und das Majorat nebst allen Besitzungen derselben fiel an Gundakar's Enkel, **Ant. Florian**, der 1713 für sich und 1723 für seine Nachkommen Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhielt, nachdem Kaiser Karl VI. Vaduz und Schellenberg unter dem Namen Liechtenstein zu einem unmittelbaren Reichsfürstenthume erhoben hatte. Eine Nebenlinie bildete **Phil. Erasmus**, geb. 1664, gest. 1704, nebst seinen Nachkommen. Als 1748 der Stamm Ant. Florian's erlosch, erbte dessen Neffe, des Phil. Erasmus Sohn, **Jos. Wenceslaw Lorenz**, der große Reformator des östr. Artilleriewesens, das Majorat und die Güter des Hauses, die nach seinem kinderlosen Ableben 1772 an die Söhne seines Bruders Emanuel, **Franz Joseph** und **Karl Borromäus** (gest. 1789), fielen, welche die beiden noch blühenden Linien stifteten, von denen die ältere das Fürstenthum L. besitzt, nebst dem größten Theile der Güter in Östreich und Schlesien, die jüngere im Besitze des Karl'schen Majorats ist. **Joh. Joseph** von der ältern Linie, geb. 25. Juni 1760, zeichnete sich in den franz. Kriegen am Rhein und in Italien durch Tapferkeit und Glück aus, schloß 1805 den Frieden zu Presburg und überließ 1806, weil Napoleon ihn aus Wohlwollen ohne sein Wissen zu Paris in den Rheinbund aufgenommen hatte, das Fürstenthum L. seinem noch unmündigen dritten Sohne, Karl Joh. Anton. In der Folge, 1814, übernahm er von seinem Sohne das Fürstenthum wieder und trat 1815 dem Deutschen Bunde bei. Er starb zu Wien 20. April 1836. Sein ältester Sohn und Nachfolger war **Aloys** (s. d.), der gegenwärtig regierende Fürst. Brüder desselben sind die Prinzen **Franz** von L., geb. 25. Febr. 1802, östr.

Feldmarschallieutenant und Commandant des 13. Armeecorps zu Pesth; **Karl von L.**, geb. 14. Juni 1803, Oberstwachtmeister; **Friedrich von L.**, geb. 21. Sept. 1807, Feldmarschallieutenant und Divisionär in Italien; **Eduard von L.**, geb. 22. Febr. 1809, ebenfalls Feldmarschallieutenant und Divisionär in der östr. Armee. Im Besitz der Secundogenitur ist der Prinz Karl, geb. 23. Oct. 1790, östr. General der Cavalerie und erster Oberstshofmeister des Kaisers.

Lied (franz. chanson, ital. canzone) ist eine der lyrischen Form angehörende Dichtungsart, deren Charakter auf der Darstellung nur eines Gefühls beruht, welches die Seele des Dichters bewegt. Das subjectiv wahrgenommene Gefühl wird in der ästhetischen Form objectivirt und wirkt daher unmittelbar wieder auf das Gefühl und nur mittelbar auf das Vorstellungsvermögen. Der Ton des Liedes wird durch die Beziehung des Gefühls auf ein Gut angeregt, dessen Besitz und Genuß man ersehnt, oder das man besitzt, oder welches der Phantasie nur lebhaft vorschwebt. In der Form muß das Lied sich auch für den Gesang eignen durch die gleichmäßige Abtheilung einfacher, gleichgeordneter Strophen. Einförmigkeit in Beobachtung der Abschnitte, geringe Verschlingung der Zeit, Vollendung des Gedankens mit jedem Verse, leichtes, fließendes Silbenmaß, Gedrängtheit und Wohllaut des Rhythmus, Wohlklang und Wechsel des Reims und Rundung und Beugsamkeit des ganzen Gedichts sind hier erfoderlich. Man theilt das Lied in das geistliche und das weltliche ein. Das erstere wurde von Männern, die durch Innigkeit und Tiefe des Gefühls ausgezeichnet waren, mit besonderm Fleiße bearbeitet. Unter ihnen ragen hervor: Luther und viele seiner begeisterten Zeitgenossen, Dach, Flemming, P. Gerhard, Gellert, Uz, Klopstock, Kramer, Lavater, Novalis u. A. Das weltliche Lied zerfällt in so viel Arten, als verschiedene Zustände, Vorgänge und Naturscenen aufregen können. Demnach gibt es Wiegen-, Kinder-, Schul-, Liebes-, Trink-, Kriegs-, Tanz-, Volkslieder u. s. w. Außer den gemüthlichen und trefflichen, aber fast sämmtlich namenlosen Dichtern des 16. und 17. Jahrh. zeichneten sich in Deutschland in der neuern Zeit besonders in der Liederform aus: Goethe, Gleim, Voß, Weiße, Hölty, Bürger, Arndt, Körner, Rückert, W. Müller, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Geibel u. A. Die Alte Welt hat ihrem Charakter gemäß von wirklicher Liederdichtung nur wenig aufzuweisen; wie die lyrische Poesie überhaupt, konnte auch das Lied erst in der Gefühlstiefe des christlichen Zeitalters sich entwickeln. Die Composition eines Liedes, sei es geistlich oder weltlich, muß sich genau nach der Stimmung der Poesie richten und, soll es gelungen sein, ganz mit derselben verschmelzen, sodaß es nicht möglich ist, eine andere Melodie von gleichem Werthe auf denselben Text zu erfinden. Kein Tonsatz bedarf so vieler Bestimmtheit des Ausdrucks als das anspruchslose Lied; und dabei muß die Melodie eines Liedes auch leicht sangbar, höchst faßlich und von keinem großen Umfange sein. Was der Blume der Duft, ist dem Liede die Melodie, welche die Harmonie in sich tragen, nicht aber durch ihren Schmuck veredelt werden soll. Wahrheit und Schönheit ist rechtes Erfoderniß der Melodie, und vereinigt das ganze Lied Gefühl und Wahrheit im Ausdruck, Geist und Leben und Anmuth, so ist von Seiten des Tonsetzers allen Anfoderungen Genüge geschehen. Die vorzüglichsten deutschen Liedercomponisten der neuern und neuesten Zeit sind: Hiller, Reichardt, Schulz, Himmel, Beethoven, Konr. Kreutzer, Fr. Schubert, K. M. von Weber, Spohr, Methfessel, Bernhard, Mühling, Kücken, Reissiger, Mendelssohn, Löwe, Curschmann, Bank, Zöllner, Schumann u. A.

Liederspiel, eine Gattung des Schauspiels mit Gesang, unterscheidet sich von der Operette (s. Oper) dadurch, daß alle darin vorkommenden Gesangstücke entweder aus allgemein bekannten Liedern oder Melodien mit neuen Texten bestehen, oder daß sich der Componist doch wenigstens darauf beschränkt, nur leicht faßliche Melodien in Form des Liedes anzubringen, weshalb hier auch nur eine durchaus einfache Instrumentalbegleitung stattfinden darf. Der erste Versuch dieser Art in Deutschland nach dem Muster des franz. Vaudeville (s. d.) war Reichardt's „Liebe und Treue"; doch ungleich berühmter wurde Himmel's „Fanchon, das Leiermädchen". Seitdem wurden ähnliche Arbeiten, fast ausschließend heitern Inhalts, meist nach franz. Mustern in großer Anzahl geliefert und mit vielem Beifall aufgenommen. Zu den besten gehören die Originalarbeiten von L. Schneider. Gelungene Versuche mit sentimentalen Liederspielen machte von Holtei (s. d.), dessen „Lenore" darunter das bedeutendste ist.

Liedertafeln oder **Liederkränze** nennt man die Männergesangvereine neuester Zeit, die durch die Lieder- und Gesangsfeste einen auch für das öffentliche und das Volksleben bedeutsamen Charakter gewonnen haben. Der Ursprung dieser Vereine fällt viel früher, als man nach dem ersten Anschein anzunehmen geneigt sein mag. Denn sieht man auch ab von jenen Meister- und Minnesängergesellschaften, die im Grunde doch auch Männergesangvereine waren, so be-

stand doch nachweislich schon um 1673 zu Greiffenberg in Hinterpommern eine Gesellschaft, die nach Einrichtung und Tendenz das unverkennbarste Vorbild der heutigen Liedertafeln war. Dieselbe blieb indeß, wie es scheint, ohne weitern allgemeinen Einfluß, und erst mit der Begründung der berliner Liedertafel durch Zelter (s. d.) 1809, sowie durch einen ähnlichen Verein in Zürich durch Nägeli war das Signal gegeben für das allgemeine kräftige Erblühen dieses Zweigs musikalischer Kunst, der durch den Aufschwung des deutschen Nationalgefühls seit 1814 bedeutend gefördert wurde. Allenthalben entstanden unter verschiedenen Namen Vereine für den Männergesang und die bedeutendsten Componisten widmeten dem neuen Zweige ihre Kräfte. Namentlich trugen die akademischen Sängervereine, deren Mitglieder von der Universität nach allen Richtungen sich zerstreuten, zur Verbreitung des Männergesangs bei. Sie waren es auch hauptsächlich, die durch Einrichtung einer regelmäßigen Kirchenmusik die Veranlassung gaben, den Männergesang für die höchsten, ernstesten Kunstgattungen zugänglich zu machen. Unter den Componisten hat Klein (s. d.) vor Allen das Verdienst, einer der Ersten gewesen zu sein, welche Kraft und Begeisterung dem religiösen Männergesange widmeten. Ihm folgten Andere. Psalmen, Hymnen und Motetten entstanden, mit und ohne Instrumentalbegleitung, bis endlich Löwe (s. d.) es unternahm, selbst ganze Oratorien für bloße Männerstimmen zu schreiben. Man blieb aber bei der gesonderten Wirksamkeit der einzelnen Vereine nicht stehen. Austausch und Wechselwirkung fanden statt. Die Liedertafeln ganzer Kreise vereinigten sich zu größern Aufführungen, an denen das Volk den regsten Antheil nahm und vor denen die ältern großen, in ihrer Herstellung weit schwerfälligern Musikfeste immer mehr in den Hintergrund traten. Indeß haben diese Liederfeste, wie die selbständige Ausbildung des Männergesangs überhaupt, auch ihre Gegner gefunden. Zugeben muß man allerdings die Einseitigkeit dieser Ausbildung; auch mag es wahr sein, daß an der übergroßen Anzahl dieser Liederfeste Ostentation und Modesucht keinen geringen Antheil haben. Ebenso gewiß aber ist, daß sie dem vorlauten Hervortreten des persönlichen Elements, wie es im Virtuosenthum zum Übermaße ausgebildet und selbst den Musikfesten nicht fremd blieb, in sich selbst, wie durch das erregte Interesse entgegenzutreten geeignet sind. Was Eitles und Übertriebenes an ihnen ist, das wird die Zeit abschleifen und zurückweisen. Wenn es aber die Aufgabe der ganzen Kunst ist, bildend und veredelnd die Gesammtheit der Gesellschaft zu durchdringen, so hat die Tonkunst in den Liederfesten sicher eins der zuverlässigsten und unmittelbarsten Mittel zur Lösung dieser hohen Aufgabe gefunden. Die wahre Volksthümlichkeit der Liedertafeln und der von ihnen ausgehenden Musikfeste hat sich je länger je mehr durch ihre Einwirkung auf das öffentliche Leben gezeigt. So wurde das deutsche Interesse für Schleswig-Holstein hauptsächlich durch das große Musikfest in Würzburg 1847 erweckt. In den Jahren der politischen Bewegung zurückgetreten, ist die Regsamkeit der Liedertafeln jetzt wieder im Wachsen.

Liegnitz, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Schlesien, unweit des Zusammenflusses des Schwarzwassers und der Katzbach, freundlich zwischen Gärten und reizenden Promenaden gelegen, hat mit den Vorstädten über 18000 E. Die Stadt ist der Sitz der Regierungsbehörden, eines Kreisgerichts, eines Dominial-Rentamts und einer königl. Salzfactorei. Sie hat eine Ritterakademie mit Bibliothek und Sammlungen, von Kaiser Joseph I. 1708 gestiftet, die mit Vorbehalt der adeligen Freistellen 1810 zu einer Gymnasialbildungsanstalt für die höhern Stände überhaupt erweitert wurde; sodann ein evang. Gymnasium, eine Gewerbschule, ein Taubstummeninstitut und verschiedene wissenschaftliche, gewerbliche, musikalische und gemeinnützige, sowie wohlthätige Vereine und Anstalten. Unter den öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswerth: das königl. Schloß (jetzt Sitz der Regierungsbehörden), das 1835 zum Theil abbrannte, aber wieder aufgebaut ward; das Hauptsteueramt, die Landschaft und das Rathhaus; aus neuerer Zeit: das Theater, das Postgebäude und der Bahnhof. Außerdem hat L. eine kath. Kirche mit der Gruft der letzten piastischen Herzoge von Liegnitz und Brieg, zwei evang., eine altluth., eine christkath. Kirche, ein Irvingianisches Bethaus und eine Synagoge. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört auch das Minutoli'sche Institut der Vorbildersammlung für Gewerbtreibende, in den königl. Zimmern des Schlosses; ferner der schöne Kirchhof für alle christlichen Confessionen und der Wintergarten. Neben den gewöhnlichen Gewerben bestehen hier Fabriken in Tuch, Leder, Taback, eine Runkelrübenzuckersiederei und eine amerikan. Mühle. Ein Haupterwerbszweig ist jedoch der Gemüsebau in den Gärten der Vorstädte (Kräutereien genannt), deren Producte einen ausgebreiteten Handel unterhalten und einen Ertrag von jährlich 100000 Thlrn. abge-

ben. Ansehnlich sind auch die Getreide- und Viehmärkte. L. war seit 1164 Residenz der Herzoge des etwa 34 QM. umfassenden Fürstenthums L., die mit Georg Wilhelm, dem letzten schlesischen Herzoge aus dem Piastenstamme, 1675 ausstarben. Östreich nahm hierauf, ungeachtet der Erbansprüche Brandenburgs, das Fürstenthum und die Stadt in Besitz. Im J. 1241 (9. April) fiel unweit L. bei Wahlstatt (s. d.) die große Mongolenschlacht vor. Die Stadt ward dabei geplündert, die Burg jedoch widerstand. Im J. 1634 siegten hier die Sachsen unter Arnheim über die Kaiserlichen unter Colloredo und 1740 erfolgte die Besitznahme der Stadt durch die Preußen. Sodann schlug hier Friedrich II. 1760 die Östreicher unter Loudon (Pfaffendorf, Siegeshöh), und 1813 wurden in der Schlacht an der Katzbach, namentlich bei Wahlstatt, die Franzosen von Blücher geschlagen. Im J. 1824 erhielt Gräfin Aug. von Harrach (s. d.) von ihrem Gemahl Friedrich Wilhelm III. den Titel einer Fürstin von Liegnitz.

Liestal oder Liestall, der Hauptort des schweiz. Cantons Basel-Landschaft (s. **Basel**), an der Ergolz zwischen Weinbergen und Wiesen freundlich gelegen, ist der Sitz des Landraths, der Regierung, des Obergerichts des Cantons und einer in der neuern Zeit gestifteten Cantonalbibliothek. Es hat über 3000 E., die zum Theil durch Fabrikthätigkeit sich nähren.

Liéukiéu. Die Inselgruppe, welche sich zwischen Taiwan oder Formosa und Japan in nordöstlicher Richtung hinzieht, wird mit verschiedenen Namen bezeichnet, sowol von den Einheimischen wie bei den umwohnenden Völkern und den reisenden Europäern. Eine Abtheilung in der Nähe Formosas, welche aus sieben Inseln besteht, heißt **Madjiko-Sima** (Sima bedeutet Insel im Japanischen), eine andere führt gar keinen allgemeinen Namen, die dritte, die größte und zahlreichste, heißt bei den Insassen Liutschiu, wofür die gemeinen Leute auch Dutschu sagen, bei den Chinesen Liéukiéu, bei den Japanern Riukiu oder auch Okino-Sima. Bei den Europäern heißt sie Liquii: so bei dem Portugiesen Odoardo Barbosa, der sie (1518) zuerst erwähnt, dann auch Lequezo, Liqueo und führt noch manchen andern Namen, wovon jetzt der bei den Engländern gebräuchliche Lootschoo (sprich Lutschu) am bekanntesten ist. Es sind 36 Inseln, deren größte Groß-Liéukiéu genannt wird und der Sitz des Königs der ganzen Gruppe ist. Die Residenz, welche blos diesen Namen führt (Kingtsching oder Schéuli im Chinesischen, Siuri im Japanischen), bildet die bevölkertste Stadt der Insel, wozu der ungefähr eine deutsche Meile davon entfernte Hafenort Napakiang gehört, wo die europ. Schiffe gewöhnlich vor Anker gehen. Die L. gehören zu den hohen Inseln und sind mit Kalksteinfelsen umgeben. Sie werden sämmtlich von Bergrücken durchzogen, deren Gipfel 400 — 500 F. über den Meeresspiegel emporsteigen und theils erloschene, theils noch lebendige Vulkane sind. Das Klima ist gemäßigt und gesund. Schnee und Eis sind hier ganz unbekannt; beim neuen und vollen Monde ist es windig und regnerisch, zur übrigen Zeit fast immer schön und bei einem erquickenden Nordostwind die Atmosphäre rein und heiter. Diese glücklichen Naturverhältnisse äußern einen wohlthätigen Einfluß auf die Bewohner, die nach Sprache und physischer Beschaffenheit zu den Japanern gehören. Es sind liebenswürdige Leute, höflich, bescheiden, herzlich und ehrlich im hohen Grade. Es sollen auf diesen Inseln Geschichtsbücher vorhanden sein, welche über den Ursprung des Volkes und seiner Cultur Nachrichten enthalten; wie es scheint, ist letztere über diese Inseln nach Japan gekommen. Man findet hier dieselben Religionen wie in Japan und China; der **Buddhismus** ist die verbreitetste und soll bereits vor mehr als tausend Jahren Eingang gefunden haben. Ungefähr zu derselben Zeit fingen die Chinesen an, diese Inselgruppe, welche schon zu den Zeiten der Han und Wei im Mittelreiche bekannt war, häufig zu besuchen. Aber erst im Beginne der Mingdynastie, während der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., sandten die Herrscher der Liéukiéuinseln regelmäßige Gesandtschaften und bekannten sich dem Mittelreiche tributpflichtig. Seit der Mitte des 15. Jahrh. schickten die Gebieter der Liéukiéu auch nach Japan Gesandschaften, brachten dem Seogum Geschenke dar und trieben einen starken Handelsverkehr mit dem Lande. Ein Fürst von Satsuma, einem Lande und Herrschaft an dem südwestlichen Ende der japanischen Insel Kiusiu, gerieth (1609) in Kampf mit dem König der Liéukiéu und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Japans anzuerkennen. Seit der Zeit gehören die Bewohner der Inselgruppe zu den doppelt zinspflichtigen Völkern. Sie fügten sich dem gern, weil sie von dem Handelsverkehr mit den beiden Ländern China und Japan große Vortheile zogen. In den letzten Jahren haben die Japaner, aus Furcht, es könnten sich unter dem Namen der Liéukiéu ebenfalls Fremde ins Land schleichen, den Verkehr sehr beschränkt. Mit China hingegen hat der Handelsverkehr seit dem engl.-chinesischen Kriege sehr zugenommen. Die Liéukiéuinseln besitzen eine eigene Factorei zu Futschéu, der Hauptstadt des Kreises Fokien. Es kann nicht lange mehr dauern, so

wird auch diese Inselgruppe, aber wol nicht zum Glücke ihrer Bewohner, in nähere Beziehung zur angelsächsischen Raçe, zu England oder Nordamerika, gebracht werden. Der Besuch der Kriegs- und Handelsschiffe zu Napakiang mehrt sich mit jedem Jahre; auch hat sich bereits 1851 ein Missionar und Arzt, Dr. Bettelheim, daselbst niedergelassen, welcher die Kuhpockenimpfung einführte.

Lieutenant ist jetzt die unterste Rangstufe in den Offiziercorps, seit die Fähnrichs (bei der Cavalerie Cornets), mit Ausnahme der russ. und engl. Armee, als Offiziere eingegangen sind. Die Entstehung dieser militärischen Stelle fällt in die letzten Zeiten des Mittelalters. Bei der Organisation der geworbenen Kriegshaufen von Landsknechten oder Reitern wählte der Hauptmann (Rittmeister) jedesmal für sich zu gelegentlicher Stellvertretung einen **Locotenenten.** Als sich später eigentliche Offiziercorps bildeten, blieb diese Benennung, in Lieutenant französirt, für die nach dem Hauptmann (Capitän) oder Rittmeister rangirenden Offiziere. Bei den Franzosen wurde 1672 bei jeder Compagnie noch ein zweiter Lieutenant (Second- oder Sous-Lieutenant) angestellt, was die andern Heere in der Nothwendigkeit, die Offiziere zu vermehren, nachahmten. Gegenwärtig gibt es, nach den Armeen verschieden, bei jeder Compagnie, Escadron oder Batterie einen Premier-(Ober-) Lieutenant und zwei bis drei Second-(Unter-)Lieutenants.

Lievens (Jan), ein ausgezeichneter holl. Maler und Kupferstecher, geb. zu Leyden 1607, war der Schüler Georg van Schooten's und Peter Lastmann's. Schon in seinem 18. J. hatte er sich einen bedeutenden Ruf als Bildnißmaler erworben. Im J. 1630 ging er nach England, wo er die Bildnisse Karl's I. und der Königin und vieler Großen malte, kehrte aber 1641 nach Holland zurück. Zu Brüssel und Antwerpen sind mehre Kirchenbilder von ihm, und auf dem Stadthause zu Leyden eines seiner besten Werke, nämlich die Enthaltsamkeit des Scipio. Seine Handzeichnungen stehen in hohem Werthe und ebenso seine Kupferstiche, die zum Theil geätzt, zum Theil mit der kalten Nadel vollendet sind, nach Art der Rembrandt'schen Blätter. Sein Blatt, die Auferweckung des Lazarus, wird höher geschätzt als das von Rembrandt über denselben Gegenstand. Die Anzahl seiner Stiche beträgt etwa 60. Sein Todesjahr ist ungewiß.

Liewen, eine alte freiherrliche, in Livland und Kurland begüterte Familie, wurde in der einen Linie in Schweden in den Grafen-, in der andern in Rußland 1826 in den Fürstenstand erhoben. — **Joh. Heinr. Graf von L.,** geb. 1670, gest. 1719, war der beständige Begleiter König Karl's XII. von Schweden auf allen seinen Kriegszügen. — **Charlotte Karlowna, Fürstin von L.,** geb. von Bosse, die Witwe des russ. Generalmajors Andreas Romanowitsch von L., wurde als die Erzieherin der Kinder Kaiser Paul's I. 1794 Ehrendame der Kaiserin und 1799 Gräfin, bei der Thronbesteigung Kaiser Alexander's Obersthofmeisterin und bei der Krönung des Kaisers Nikolaus in den Fürstenstand erhoben. Sie starb 1828. — **Karl Andrejewitsch, Fürst von L.,** geb. um 1765, war in russ. Militärdiensten zum Generalmajor aufgestiegen, als er 1817 als Curator an die Spitze der Universität zu Dorpat trat. Er wurde 1826 Staatsrath, 1827 General der Infanterie und 1828 wirklicher Geh. Rath und Minister der Volksaufklärung. Im J. 1833 mußte er seine Ministerstelle an Uwarow abtreten und wurde nun zum kaiserl. Palastmarschall befördert. — **Christoph Andrejewitsch, Fürst von L.,** russ. Generallieutenant, früher Gesandter in Berlin und von 1813—34 in London, auf welchem Posten er sich bei den Verhandlungen über die Pacification Griechenlands und über die Trennung Belgiens sehr thätig bewies, starb zu Rom 1839. — Des Letztern Gemahlin, **Dorothea, Fürstin von L.,** geborene von Benkendorff, seit 1828 Ehrendame der Kaiserin, gehörte zu den politischen Celebritäten, indem sie wie früher in Berlin und in London, so auch in Paris, wo sie nach ihres Gemahls Tode ihren Aufenthalt nahm, in ihren Salons die interessanten Notabilitäten versammelte. — **Paul, Fürst von L.** war 1853 Collegienassessor, Kammerherr des Kaisers und zweiter Employé in der zweiten Abtheilung der kaiserl. Privatkanzlei.

Liga, franz. Ligue, bezeichnete in der politischen Sprache des 16. und 17. Jahrh. überhaupt ein vorübergehendes, oft aus sehr entgegengesetzten Interessen geschlossenes Bündniß und entsprach dem jetzt gebräuchlichen Worte Allianz (s. d.) oder Coalition (s. d.). Unter die berühmtesten Bündnisse dieses Namens gehört zuvörderst die zwischen dem Papste Julius II., dem Kaiser Maximilian I., dem Könige Ludwig XII. von Frankreich, dem Könige Ferdinand von Aragonien und mehren ital. Staaten im Dec. 1508 zu Cambray gestiftete Liga, welche die Demüthigung der Republik Venedig bezweckte. Der Papst gerieth jedoch wegen der Fortschritte Ludwig's XII. in Italien in große Furcht, sodaß er schon 1510 zurücktrat und im angeblichen Interesse der Kirche im Laufe des J. 1511 eine **Liga santa** zu Stande brachte, durch

welche die Franzosen aus Italien vertrieben werden sollten. Diesem Bündnisse zwischen dem Papste, den Schweizern, der Republik Venedig und dem Könige Ferdinand von Aragonien trat 1512 der König Heinrich VIII. von England und endlich sogar der Kaiser bei. Nachdem 1531 die vornehmsten protest. Fürsten zum Schutz ihres Religionsbekenntnisses den Bund zu Schmalkalden geschlossen, vereinigten sich 1538 zu Nürnberg die kath. Fürsten Deutschlands zu einem **Heiligen Bunde** oder einer **Liga santa**, um die „wahre christliche Religion und die Vollziehung der kaiserl. Reichstagsabschiede" aufrecht zu erhalten. Doch hatte vor der Hand dieser Bund, an dessen Spitze Baiern stand, während Östreich nur das politische Interesse im Auge behielt, keine Folgen. Als Heinrich III. von Frankreich im Frühjahre 1576 im Begriff stand, den Hugenotten freie Religionsübung und politische Rechte zu gewähren, benutzte der Herzog Heinrich von Guise (s. d.) die Erbitterung der Katholiken und stiftete 13. Febr. 1576 mit den zu Péronne versammelten Landständen der Picardie eine **Ligue**, welche die Herstellung und Vertheidigung der kath. Religion, die Erhaltung der Provinzialprivilegien und überhaupt den Schutz der einzelnen Mitglieder gegen jede angethane Beleidigung zum Zweck hatte. Alle Herren und Städte sollten zum Beitritt aufgefodert und die Widerspenstigen mit Feuer und Schwert verfolgt werden. Die Guisen betrieben diese Vereinigung indessen nicht aus religiösem, sondern aus politischem Interesse. Der Herzog Heinrich von Guise hegte den Plan, die protest. Prinzen von Geblüt, die Bourbons, von der Thronfolge mit Hülfe der katholischen Massen auszuschließen oder wol gar die herabgewürdigte herrschende Dynastie vom Throne zu stürzen. Heinrich III. begriff die Gefahr und trat der Ligue 6. Nov. 1576 auf dem Reichstage zu Blois bei, worauf sich der Bürgerkrieg wieder erneuerte. Der Herzog von Anjou, der Bruder des Königs, starb 10. Juni 1584 und dieser Umstand brachte das Haus Valois (s. d.) dem Erlöschen, aber den Bourbon Heinrich von Navarra, den spätern Heinrich IV. (s. d.), dem Throne näher. Der Herzog von Guise berief darum eine Versammlung der Ligue auf den 31. Dec. 1584 nach Joinville, wo auch der König von Spanien dem Bunde beitrat. Man beschloß, wenn Heinrich III. unbeerbt sterbe, den schwachsinnigen Cardinal Karl von Bourbon, den Oheim Heinrich's von Navarra, auf den Thron zu heben, mit dem die Guisen allerdings leichtes Spiel haben mußten. Der Cardinal veröffentlichte hierauf ein Manifest, in welchem er sich zum Thronfolger, die Guisen zu Generallieutenants des Reichs erklärte und dem Volke Befreiung von Abgaben und den Parlamenten Herstellung ihres Ansehens versprach. Die Macht der Ligue wurde bald dem Hofe so gefährlich, daß Heinrich III. und seine Mutter, Katharina von Medici (s. d.), 7. Juli 1585 zu Nemours einen Vergleich schlossen, in welchem sie den Beschlüssen der Ligue beitraten und die Protestanten völlig preisgaben. Während nun der Bürgerkrieg wieder entbrannte, stiftete ein Bürger, Rocheblond, ein Mitglied der großen Ligue, zu Paris die nach den Stadtvierteln benannte **Ligue der Sechzehner**, welche besonders den Pöbel entflammte und die Hauptstadt im Mai 1588 gegen den mit beiden Parteien unterhandelnden König in Aufstand brachte. Der König schloß zwar 19. Juli mit der Ligue einen Vertrag, nach welchem die Verbundenen den Namen einer Union annahmen; allein die Staatsgewalt blieb in den Händen der Guisen und auf dem zur völligen Ausgleichung nach Blois berufenen Reichstage hatten die Liguisten völlig die Oberhand. Heinrich III. suchte sich deshalb durch die Ermordung des Cardinals und des Herzogs von Guise zu helfen, worauf aber die Ligue der Sechzehner die Hauptstadt zu den Waffen rief und dem Könige den Gehorsam aufsagte. Als nach Heinrich's III. Ermordung Heinrich IV. als rechtmäßiger Nachfolger den franz. Thron behauptete, ernannte der zu Paris niedergesetzte Unionsrath den Bruder der ermordeten Guisen, den Herzog von Mayenne, zum Generallieutenant des Reichs und Anführer der liguistischen Streitmacht. Die Parteiungen im Innern des kath. Bundes, die Langsamkeit des Herzogs und die Thatkraft des Königs brachten jedoch die anfangs mächtige Sache der Liguisten in Verfall. Weil der König von Spanien nach dem Protectorat des Bundes, vielleicht gar nach der Krone von Frankreich strebte, entschloß sich der Herzog von Mayenne, den gefangenen Cardinal von Bourbon als Karl X. zum König von Frankreich zu proclamiren. Allein der Herzog verlor 14. März 1590 bei Ivry 10000 Mann nebst seinem ganzen Geschütz, und nun waren, obgleich sich auch im März 1591 der Papst Gregor XIV. für die Ligue erklärte, die Fortschritte Heinrich's IV. nicht mehr aufzuhalten. Nachdem derselbe im Juli 1593 zum Katholicismus übergetreten, öffnete ihm das unter der Tyrannei der Sechzehner seufzende Paris die Thore; ein Mitglied nach dem andern verließ jetzt den Bund. Die Lossprechung des Königs vom Bann gab der Ligue endlich den letzten Stoß, sodaß sich der Herzog von Mayenne im Jan. 1596 ebenfalls unterwerfen mußte. Vgl. Mignet, „Histoire de la Ligue" (5 Bde., Par. 1829). — Die Gewaltthätig-

keit gegen die freie Reichsstadt Donauwörth 1607 und andere Verletzungen des Vertrags zu Passau bewogen 4. Mai 1608 die vornehmsten protest. Fürsten Deutschlands in dem zu Ansbach gehörigen Kloster Ahausen zu einer Union zur Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer Territorien zusammenzutreten, die jedoch nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein sollte. Der Kurfürst Friedrich V. (s. d.) von der Pfalz galt später als das Haupt des Bundes. Dagegen betrieben die kath. Stände, vornehmlich die Bischöfe von Würzburg und Augsburg, Konstanz, Regensburg, der Propst von Ellwangen und Leopold von Steiermark einen Gegenbund, an dessen Spitze sich das eifrigste Mitglied, der Herzog und spätere Kurfürst Maximilian I. von Baiern, stellte. Diese heilige Liga, die das kath. Interesse aufrecht halten sollte und zu der auch Mainz, Trier und Köln traten, wurde 10. Juli 1609 zu München beschworen. Obschon das Schwert noch längere Zeit in der Scheide blieb, so war doch diese Spaltung Deutschlands der erste Schritt zum Dreißigjährigen Kriege (s. d.).

Ligarius (Quintus), ein röm. Senator und Anhänger des Pompejus, hielt sich seit 51 v. Chr. als Legat in Afrika auf und wurde hier von den bedrängten Pompejanern, die sich dahin flüchteten, zum Oberhaupt ihrer Partei erwählt. Obgleich er dies entschieden ablehnte, ward er dennoch durch den Sohn des von Rom aus nach Afrika zur Verwaltung der Provinz abgeschickten Lucius Älius Tubero der Widersetzlichkeit gegen Cäsar öffentlich angeklagt, von Cicero aber in der Rede „Pro Ligario“, welche schon die Alten zu den schönsten zählten, im Beisein des Cäsar selbst 47 v. Chr. siegreich vertheidigt. Völlig freigesprochen und begnadigt, nahm er indessen später an der Verschwörung gegen Cäsar Theil und fand bei dem Umsturze der Republik seinen Untergang.

Ligatur oder **Bindung** heißt die Verbindung zweier Noten von gleicher Tonhöhe zur Bezeichnung eines Zeitwerths, dessen Darstellung durch Eine Note entweder an sich unmöglich (z. B. fünf Achtel) ist, oder es dadurch wird, daß er in zwei verschiedene rhythmische Glieder, z. B. auf das letzte Viertel des einen und das erste des nächsten Taktes fällt. Im sogenannten strengen Satz spielt die Ligatur bei der Vorbereitung der Dissonanzen und den Vorhalten eine Hauptrolle. Bisweilen nennt man auch Ligatur das dichte Aneinanderschließen mehrer Noten ungleicher Höhe, die man aber richtiger geschleifte Noten nennt.

Ligne, ein altes Geschlecht in Belgien, das seinen Stammsitz in Hennegau hat. Herbrand, ein Nachkomme der souveränen Grafen von Elsaß, kam gegen 1090 nach Hennegau, heirathete Hermingarde, die Schwester Dietrich's von Leuze, und nahm nach den Zeichen seines Wappens den Namen Ligne an. Mehre Jahrhunderte hindurch hatte dieses Geschlecht, zu dessen Verzweigungen die Häuser Arenberg (s. d.), Chimay (s. d.) und Barbançon gehören, Barone aufzuweisen, die als Krieger, als Marschälle von Hennegau und als Ritter des Goldenen Vließes sich hervorgethan. Kaiser Maximilian I. verlieh in einem Diplom von 1479 seinem Rath und Kämmerer Johann, Baron von L., für sich und seine Nachkommen das Prädicat Vetter in allen von den Kaisern von Östreich und Souveränen der Niederlande an sie zu richtenden Schreiben, Briefen und Patenten. **Anton von L.**, der große Teufel genannt, erhielt 1513 durch ein Patent König Heinrich's VIII. von England und ein Diplom des nachmaligen Kaisers Karl V. die Würde eines Fürsten von Mortagne. Später (1544) ernannte der Kaiser dessen Sohn, **Jakob von L.**, Fürsten von Mortagne, zum Grafen. Durch eine Bulle vom 20. März 1601 wurde von Kaiser Rudolf II. der Graf **Lamoral von L.**, Enkel des Vorgenannten, Fürst von Epinoy, Souverän von Fagnolles, zum Fürsten des röm. Reichs für sich und seine Nachkommen beiderlei Geschlechts erhoben. Die Vermählung seines Sohnes, **Florenz von L.**, mit Luise von Lothringen 1608 brachte das Fürstenthum Amblise und andere beträchtliche Besitzthümer des lothring. Hauses an die Familie. Nach Florenz folgten sich in gerader Linie Fürst **Claude Lamoral**, Generalgouverneur von Mailand, gest. 1679; **Heinrich Ludwig Ernst**, Gouverneur von Limburg, gest. 1702; **Claude Lamoral II.**, Vicekönig von Sicilien, Grand von Spanien erster Classe, gest. 1766. — Letzterer war der Vater des berühmten östr. Feldmarschalls **Karl Joseph, Fürst von L.**, welcher sich als geistreicher Schriftsteller und Weltmann bekannt machte und 29. Mai 1735 zu Brüssel geboren wurde. Schon sein Vater und Großvater waren Feldmarschälle in östr. Diensten. Auch er trat 1752 in ein östr. Dragonerregiment, stieg 1756 zum Hauptmann und zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege vielfach aus. Nach der Schlacht bei Hochkirch wurde er Oberst. Kaiser Joseph II., als er die Regierung antrat, ernannte ihn zum Generalmajor und 1771 zum Generallieutenant. Im Bairischen Erbfolgekriege führte er unter Loudon die Avantgarde. Nach dem Frieden erweiterte er seine Bildung durch literarische Studien, bereiste Italien, die Schweiz und Frankreich, machte an den Höfen durch sein geist-

reiches und liebenswürdiges Wesen Glück und Aufsehen und stand mit den hervorragendsten Geistern seiner Zeit, wie Rousseau, Voltaire, Laharpe, Friedrich d. Gr., in literarischer Verbindung. Auf mehren diplomatischen Sendungen nach Petersburg gewann er auch die Gunst der Kaiserin Katharina II. und wurde von derselben mit dem Titel eines russ. Feldmarschalls und einem Landgute in der Krim beschenkt. Der Kaiser Joseph verlieh ihm 1788 die Würde eines Großmeisters der Artillerie und schickte ihn an den Fürsten Potemkin, dem er in der Belagerung von Oczakow beistand. Im folgenden Jahre führte er ein östr. Armeecorps unter Loudon und befehligte mit Ruhm die Artillerie bei der Belagerung von Belgrad. Der Tod des Kaisers Joseph setzte seiner militärischen Laufbahn für immer ein Ziel. Obgleich er den Aufstand der Niederländer öffentlich misbilligte, blieb er doch dem Kaiser Leopold verdächtig, zumal da sein ältester Sohn auf der Seite der Patrioten stand. Nachdem er diesen Sohn 14. Sept. 1792 in dem Feldzuge der Verbündeten in der Champagne verloren, wurde er auch bei der Eroberung Belgiens durch die Franzosen aller seiner Güter beraubt. Die lange Zeit, die er nun ohne alle öffentliche Thätigkeit zubrachte, widmete er fortan mit Eifer literarischen Beschäftigungen. Im J. 1807 ernannte ihn der Kaiser Franz I. zum Hauptmann der Gardetrabanten und 1808 zum Feldmarschall, ohne ihm jedoch ein Commando zu übertragen. Als Bonaparte 1803 die Sequestration der zahlreichen Güter des Hauses L. aufhob, übertrug der Fürst seine Rechte an seinen Sohn Ludwig Lamoral, gest. 10. Mai 1813. Von Seiten des Deutschen Reichs erhielt er zur Entschädigung und als gefürstete Reichsgrafschaft die vormalige Abtei Edelstetten, die er 1804 an den Fürsten Esterhazy verkaufte. Zur Zeit des Congresses in Wien (1814) hielt sich der Fürst daselbst auf. Er starb zu Wien 13. Dec. 1814. Im Umgange war er geistreich, witzig, geschwätzig und äußerst gutmüthig; seine zahlreichen Schriften, die für die Zeitgeschichte nicht ganz unwichtig sind, tragen denselben Charakter. Unter dem Titel „Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires" (34 Bde., Wien und Dresd. 1795—1811) gab er eine Sammlung seiner Schriften heraus, an welche sich die „Oeuvres posthumes" (6 Bde., Wien und Dresd. 1817) anschließen. Außerdem erschien von ihm „Vie du prince Eugène de Savoie" (Weim. 1809), welche Schrift er scherzweise dem Prinzen Eugen selbst zuschrieb; ferner „Lettres" (2 Bde., Weim. 1812) und „Philosophie du catholicisme, avec une préface par Ph. Marheineke" (Berl. 1816). Frau von Staël gab des Fürsten „Lettres et pensées" (2 Bde., Par. 1809), Maltebrun „Oeuvres choisies" (2 Bde., Par. 1809) heraus. Die militärischen Werke wurden vom Grafen Albert von Pappenheim ins Deutsche übersetzt (2 Thle., Sulzbach 1815). — Der gegenwärtige Fürst, **Eugen Lamoral von L.**, Fürst von Amblise und Epinoy, geb. 28. Jan. 1804, ist der Enkel des Vorigen und seit 1836 in dritter Ehe mit der Prinzessin Hedwig Lubomirska vermählt. Bei der Trennung Belgiens von Holland gedachte ihn eine Partei auf den belg. Thron zu setzen; allein er ging auf den ihm gemachten Antrag nicht ein und zeigte sich überhaupt der neuen Ordnung der Dinge nicht sehr gewogen, bis er 1838 den Auftrag annahm, Belgien bei der Krönung der Königin von England zu vertreten. Von 1842—48 war er Gesandter König Leopold's am franz. Hofe und von 1848—49 bekleidete er den diplomatischen Posten an den ital. Höfen. Im J. 1851 ward er Mitglied des belg. Senats, der ihn 1852 zum Präsidenten ernannte. Von seinen vier Söhnen ist der älteste, Prinz Heinrich (geb. 1824), seit 1851 mit der Tochter des Grafen Talleyrand verheirathet. Die gewöhnliche Sommerresidenz des Fürsten ist das prächtige Lustschloß Bel-Oeil in Hennegau.

Ligny, ein etwa 4 M. von Charleroi gelegenes belg. Dorf, welches der Schlacht den Namen gegeben hat, die hier Napoleon 16. Juni 1815 der preuß. Armee lieferte, während zu gleicher Zeit in einiger Entfernung der Marschall Ney die brit. Armee bei dem Weiler Quatre-Bras (s. d.) zurückhielt. Napoleon, der sich bei Eröffnung des Feldzugs von 1815 seinen Gegnern nicht gewachsen fühlte, hatte den Plan gefaßt, dieselben einzeln zu überwältigen. Während die Russen und Östreicher nach dem Rhein zuzogen, standen die Preußen und Briten schon in Belgien und zwar wegen Schwierigkeit der Truppenverpflegung in sehr ausgedehnten Cantonnirungen. Die brit.-braunschw.-niederl. Armee unter Wellington, dessen Hauptquartier 14. Juni Abends zu Brüssel war, zählte 104000 Streiter mit 250 Kanonen. Dieselbe war in drei Corps getheilt. Das erste unter dem Prinzen von Oranien (s. **Wilhelm II.**) hatte sein Hauptquartier zu Braine-le-Comte; das zweite unter Hill zu Brüssel; das dritte, welches die Cavalerie vereinigte, unter Uxbridge zu Grammont. Bei der Annäherung Napoleon's gedachte Wellington seine Armee zu Quatre-Bras, zwei Stunden von dem linken Flügel der Preußen, zu concentriren. Die 120000 Mann starke preuß. Armee unter Blücher, der sein Hauptquartier zu Namur hatte, war in vier Corps getheilt. Das erste unter Ziethen zog sich an der Sambre hin und

hatte sein Hauptquartier zu Charleroi. Das zweite stand unter Pirch in der Gegend von Namur; das dritte unter Thielmann in der Gegend von Dinant an der Maas; das vierte unter Bülow hielt, in weiter Entfernung, Lüttich besetzt. Wie die brit. Armee zu Quatre-Bras, sollte sich die preußische zu Fleurus concentriren. Die franz. Armee lehnte am Abende des 14. Juni ihren linken Flügel an das rechte Ufer der Sambre, hatte ihr Centrum zu Beaumont, ihren rechten Flügel vor Philippeville. Ney befehligte den linken Flügel, der aus dem ersten Corps unter Erlon und dem zweiten unter Reille bestand. Im Centrum befanden sich das sechste Corps unter Lobau, das dritte unter Vandamme, vier Cavaleriecorps unter Grouchy und die Garden. Der Graf Gérard bildete mit dem vierten Corps und einem Detachement Cavalerie den rechten Flügel. Soult versah den Dienst eines Generalmajors des franz. Heeres, das 122000 Streiter mit 350 Kanonen zählte. Als Napoleon die Absicht Wellington's und Blücher's erkannte, faßte er den Entschluß, über die Preußen, die ihm zunächst standen, unverweilt herzufallen. Am 15. Juni bei Tagesanbruch setzte sich die franz. Armee in Bewegung, überschritt die Sambre, warf die preuß. Vorhut und besetzte Thuin, Charleroi, Gosselies und Gilly. Wellington, in der Meinung, Napoleon richte seine Hauptmacht gegen ihn, unternahm am 15. keine Bewegung, so dringend ihn auch Blücher auffoderte. Allein gegen Mitternacht, als des Kaisers Plan klar geworden, ließ Wellington seine Corps nach Quatre-Bras abgehen und schon am Morgen des 16. hatte der Prinz von Oranien daselbst Stellung genommen. Blücher hatte seine drei nächsten Corps in der Nacht vom 15. zum 16. zusammengezogen. Er nahm seine Stellung zwischen St.-Amand und Sombref und gedachte diese beiden Dörfer, sowie Ligny und Bry zu behaupten. Sein rechter Flügel zu Bry stand demnach Quatre-Bras sehr nahe; sein linker zu Sombref war ungefähr 2½ Stunden vom Corps des Prinzen entfernt. Nach den „Mémoires, écrits à St.-Hélène" erhielt Ney in der Nacht vom 15. zum 16. von Napoleon den Befehl, mit Anbruch des Tags sich auf dem Plateau von Quatre-Bras zu befinden, dort eine gute Stellung zu nehmen und jede Unterstützung der Preußen durch die Briten zu verhindern. Erlon sollte sich mit dem ersten Corps im Rücken Ney's, bei Frasnes, aufstellen, um von hier aus nach Befinden den Marschall zu unterstützen oder auch auf den Ruf des Kaisers im entscheidenden Momente dem rechten Flügel des preuß. Heeres in die Flanke oder den Rücken zu fallen. Gegen 10 Uhr am Morgen des 16. begann Napoleon seine Streitkräfte zu ordnen. Sein linker Flügel, den das dritte Corps bildete, stand vor Fleurus; im Centrum war das vierte Corps; Grouchy mit der Cavalerie bildete den rechten Flügel. Die Garde und Kürassiere standen in zweiter Linie; das sechste Corps bildete die Reserve. Gegen 2 Uhr Nachmittags befahl der Kaiser eine Frontveränderung. Das Centrum und der rechte Flügel mußten ihre schräge Stellung verlassen und vorgehen, sodaß nun die Franzosen den Preußen parallel standen. Auch scheint es, als habe Napoleon dem ersten Corps unter Erlon zu gleicher Zeit den Befehl ertheilt, statt nach Frasnes, nach Bry, gegen die rechte Flanke der Preußen, anzurücken. Der Kaiser hoffte von der Fronteveränderung, die später sehr getadelt wurde, den größten Erfolg. „In drei Stunden", sagte er zu Gérard, „kann das Kriegsgeschick entschieden sein. Wenn Ney den Auftrag gut ausführt, wird uns keine Kanone der preuß. Armee entkommen; wir fassen die Preußen en flagrant délit". Gegen 3½ Uhr Nachmittags begann die Schlacht. Während Grouchy mit der Cavalerie den linken Flügel der Preußen beschäftigte, griff Vandamme das Dorf St.-Amand an, das wiederholt genommen und verloren wurde und endlich zum Theil in den Händen der Franzosen blieb. Ebenso hartnäckig vertheidigten die Preußen das sehr vortheilhaft gebaute Dorf L. gegen das vierte Corps unter dem Grafen Gérard. Vergebens hatte schon Gérard seine Division geopfert, als Napoleon gegen 5 Uhr das Anrücken der Garden auf L. befahl. Allein zu gleicher Zeit gerieth der linke Flügel der Franzosen in große Unruhe, indem sich in dessen Rücken ein starkes Corps zeigte, welches man für eine Abtheilung des brit. Heeres hielt. Erst nachdem Napoleon mit Zeitverlust sich überzeugt, daß dies das Corps Erlon's sei, eilten die Garden gegen L., und nun mußten die Preußen der Übermacht weichen. Blücher räumte nach einer letzten Anstrengung, bei welcher er beinahe umkam, L. und trat, von der Dunkelheit begünstigt, den Rückzug an. Die Preußen hatten 20000 Mann und 25 Kanonen, die Franzosen 6—7000 Mann verloren. Napoleon hatte nur 60000 Mann im Gefecht gehabt, denn sein sechstes Corps erreichte erst beim Einbruche der Nacht Fleurus und sein erstes unter Erlon blieb unthätig, weil dasselbe, nachdem es im Rücken der Armee eingetroffen, wieder nach Frasnes zurückkehren mußte und auf diese Weise weder bei Quatre-Bras noch bei L. mitwirken konnte. Diesen Misgriff, dessen wahre Ursache im Dunkel geblieben ist, empfand besonders Ney schmerzlich. Derselbe erwartete den ganzen Morgen des 16. Juni hindurch mit dem ungefähr 18000 Mann starken Corps die

Ankunft Erlon's zu Frasnes und rückte, nachdem er um 11 Uhr nochmals die dringendste Weisung erhalten, gegen Quatre-Bras vor, wo ihm der Prinz von Oranien bereits mit 25000 Mann zuvorgekommen war. Dessenungeachtet unternahm er den Angriff und setzte sich zu Quatre-Bras fest, mußte aber, da eine Division des brit. Heeres nach der andern eintraf und er ohne Unterstützung blieb, allmälig kämpfend bis Frasnes zurückweichen, wo er Stand hielt. Der Verlust betrug hier auf beiden Seiten ungefähr 5000 Mann und unter den Gefallenen befand sich auch der Herzog Friedrich Wilhelm (s. d.) von Braunschweig. Napoleon erlangte durch seinen Sieg nicht die gehofften strategischen Erfolge; er hatte weder die Preußen vernichtet noch ihre Vereinigung mit dem brit. Heere unmöglich gemacht. Blücher zog sich mit dem ersten und zweiten Corps auf Wavre zurück, wohin ihm auch nach Mitternacht sein drittes, wenig beschäftigt gewesenes Corps unter Thielmann folgte. Sei es, daß sich Napoleon über die errungenen Vortheile täuschte oder daß er zu geschwächt war, erst am 17. schickte er Grouchy und Vandamme mit 35000 Mann zur Verfolgung der Preußen ab. Wichtig für die Folge war es, daß sich dieses Corps auf den Weg nach Lüttich, statt nach Wavre (s. d.), wendete und so die Preußen längere Zeit aus dem Gesichte verlor. Als Wellington den Ausgang der Schlacht bei L. vernahm, zog er sich ebenfalls an den Wald von Soigne zurück und nahm 18. Juni, nachdem er sich mit Blücher verständigt, die Schlacht von Waterloo (s. d.) an, welche das Schicksal Napoleon's und Europas entschied.

Ligue, s. Liga.

Liguōri (Alfonso Maria de), der Stifter der Liguorianer oder Redemptoristen (s. d.), geb 26. Sept. 1696 zu Neapel, widmete sich anfangs der Rechtswissenschaft, trat aber 31. Aug 1722 zum Priesterthume über. Er schloß sich sehr bald an die in Neapel errichtete Glaubenspropaganda an, erlangte als Prediger einen großen Ruf und beschäftigte sich als Missionar mit dem Unterrichte des Landvolks. Indem er in des Papstes Willen den Willen Gottes erkannte und verehrte und den wahren kath. Glauben in der völligen und unbedingten Unterwerfung unter des Papstes Gebote fand, stiftete er 1732, mit Genehmigung des Papstes Clemens XII., in der Einsiedelei Sta.-Maria zu Villa Scala, in dem Principato citeriore, einen klösterlichen Verein, dessen Theilnehmer sich Glieder des Ordens vom Erlöser (il santo redentore) nannten und zum Dienste des wahren kath. Glaubens, sowie zum Jugendunterricht sich verpflichteten. Dadurch wurde seine Stiftung dem Jesuitenthume sehr nahe verwandt. Im J. 1762 ward L. von Clemens XIII. zum Bischof von Sancta Agatha Gothici in dem Principato ulteriore ernannt. Da er alt, kränklich, durch Fasten und Selbstpeinigung erschöpft, seine Geschäfte als Bischof nicht mehr glaubte erfüllen zu können, entband ihn auf sein Ersuchen 1775 Pius VI. von dem bischöflichen Amte. L. zog sich nun in den Hauptsitz der von ihm gestifteten Congregation zu Nocera de Pagani zurück und starb daselbst 1. Aug. 1787. Er wurde von Pius VII. beatificirt (5. Sept. 1816) und 26. Mai 1839 von Gregor XVI. kanonisirt. Zu seinen Schriften, die meist in das Deutsche übersetzt und in den Übersetzungen in neuerer Zeit oft wieder erschienen sind, gehören außer mehren kleinern Werken: „Theologia moralis" (Neap. 1755), „Institutio catechistica" (Bassano 1768) und „Homo apostolicus" (Vened. 1782). Vgl. Jeancard, „Vie du b. Alph. L." (Löwen 1829; deutsch, Regensb. 1840).

Ligurien, das Land der Ligurer, eines Volkes, von dessen Abstammung wir nur wissen, daß es weder den Iberern noch Celten angehörte. In viele kleine Völkerschaften getheilt, wohnten die Ligurer in ältester Zeit im südlichen Gallien und im nördlichen Italien vom Busen des Mittelmeers viel weiter landeinwärts als später, wo sie durch die Celten zurückgedrängt wurden, ja im Westen der Rhône, wo sie mit Iberern gemischt gewohnt hatten, ganz untergingen. Im Osten der Rhône waren ligurische Stämme, namentlich die Salyer oder Salluvier noch lange Zeit den Massiliern gefährlich, bis sie von den Römern 125 v. Chr. unterworfen wurden und ihr Land den Anfang der gallischen Provinz bildete. In Italien blieb das Land südlich vom obern Po, wo die Ananen wohnten, ligurisch, und noch nördlich desselben saßen im Cisalpinischen Gallien (s. d.) an den Cottischen Alpen Ligurer, die Tauriner; auch hatten sich ligurische Stämme beim Sinken der etrurischen Macht im nördlichen Etrurien verbreitet. Die Letztern, sowie die Bewohner der Seeküste wurden von den Römern schon zwischen dem ersten und zweiten Punischen Kriege ziemlich unterworfen; gegen die übrigen aber, namentlich die Bewohner der Seealpen und Apenninen, hatten sie über 50 J. zu kämpfen, ehe die Unterwerfung, nach 150 v. Chr., beendet wurde. Als Landesname erhielt L. erst durch Augustus, der die neunte Region Italiens so benannte, scharfe Grenzen; nämlich westlich gegen das narbonensische Gallien hin den Fluß Varus (Var) und die Alpen bis zum Berg Vesulus (Viso), nördlich gegen

das Transpadanische Gallien den Padus (Po) bis gegen Placentia (Piacenza), östlich gegen das Cispadanische Gallien einen Zweig des Apennin am Flusse Trebia und gegen Etrurien den Fluß Macra, der im Osten des Portus Lunä (Golfo di Spezia) mündet, südlich das Meer. An diesem lagen Nicäa (Nizza) und Portus Herculis Monöci (Monaco), massilische Niederlassungen, und Genua; im Innern Dertona (Tortona), Aquä Statiellorum (Acqui), Polentia (Pollenza) und Asta (Asti). Als Producte des Landes waren Vieh, Holz, Marmor bedeutend; die Einwohner werden als trügerisch und räuberisch, zugleich als unverdrossen und genügsam, kräftig, gewandt und tapfer geschildert; als treffliche Krieger, namentlich für den leichten Krieg, waren sie von den Karthagern, denen Ligurer in dem Sicilischen und dem ersten Punischen Kriege für Sold dienten, und später von den Römern geschätzt.

Ligurische Republik nannte sich die Republik Genua (s. d.), als dieselbe 1797 während der franz. Invasion ihre aristokratische mit einer demokratischen Verfassung vertauschen mußte. Der genuesische Staat hatte bei den Eroberungen Bonaparte's in Italien und der Bildung neuer Freistaaten eine strenge Neutralität beobachtet. Indessen sah sich die Regierung durch die Drohungen des franz. Obergenerals genöthigt, mit demselben 6. Juni 1797 eine Convention zu schließen, nach welcher eine neue, nach dem Muster der Republik Frankreich gebildete Staatsverfassung eingeführt wurde. Der neue Staat nahm den Namen der Ligurischen Republik an, weil sein Gebiet dem altröm. Ligurien (s. d.) entsprach. Freiheit, Gleichheit und Volkssouveränetät sollten als die Grundsätze der Verfassung gelten. Das Territorium wurde in 25 Jurisdictionen getheilt. Wer 25 J. alt und in die Register einer Gemeinde eingetragen war, hatte das Recht, in den Primärversammlungen an der Wahl der Bürger Theil zu nehmen, die ihrerseits den Gesetzgebenden Körper wählten. Der Gesetzgebende Körper zerfiel in den Rath der Alten und in den Rath der Sechziger. Der letztere hatte die Initiative in der Gesetzgebung, der erstere, dessen Mitglieder das Alter von 40 J. erreicht haben mußten, die Entscheidung. Die Verwaltung führte ein von den Räthen gewähltes Directorium von fünf Mitgliedern, dem ein Ministerium zur Seite stand. Außer einer Landmacht von 2000 Mann sollte der Staat auch eine Seemacht und eine Bürgermiliz errichten. Ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich sicherte das Bestehen der Republik nach innen und außen. Schon 1802 aber wurde diese Verfassung insofern geändert, als an die Stelle des Directoriums eine einzelne Magistratsperson unter dem Titel eines Dogen (s. d.) trat. Im J. 1805 endlich verlangte die Ligurische Republik durch den Mund ihres Dogen, mit dem franz. Kaiserreiche vereinigt zu werden. Ihr Territorium wurde in drei Departements verwandelt und die Vereinigung durch einen Senatusconsult vom 16. Vendémiaire des J. XIV bestätigt. Der Wille Napoleon's hatte hingereicht, diese Veränderung zu bewirken; die vorangegangene Vereinigung Piemonts mit Frankreich und der Krieg mit England machten sie allerdings nothwendig.

Liguster (Ligustrum), auch **Rainweide** oder **Hartriegel** genannt, ist eine zur Familie der Oleaceen gehörende Pflanzengattung, welche Sträucher und Bäumchen mit kleinem, schwach vierzähnigem Kelche, vierspaltiger, trichteriger Blume, zwei aus der Röhre vorragenden Staubgefäßen und zweifächerigen Beeren umfaßt. Die Blätter sind gegenständig, ganzrandig und die Blüten weiß, in endständigen Rispen. Der gemeine Liguster oder gemeine Hartriegel (L. vulgare) ist ein 5—15 F. hoher, in Gebüschen und an Waldrändern des mittlern und südlichern Europa wildwachsender Strauch mit abfallenden, kahlen, lanzettigen Blättern und erbsengroßen, schwarzen, selten weißen, gelben oder grünen Beeren. Die Blüten riechen stark und widrig-süßlich; die gelind zusammenziehenden Blätter waren sonst in der Heilkunde gebräuchlich und die unangenehm schmeckenden Beeren, welche vielen Vögeln zur Nahrung dienen, werden zum Roth-, Blau- und Schwarzfärben gebraucht. Das harte Holz dient zu Drechslerarbeiten und zu hölzernen Nägeln für die Schuhmacher. Auf diesem Strauche, wie auch auf Hollunder (Syringa), lebt die Raupe des schönen **Ligusterschwärmers** (Sphinx Ligustri), der zu den größten Abendschmetterlingen Deutschlands gehört.

Liliaceen (Liliacĕae) ist der Name einer zu der Abtheilung der Monokotyledonen gehörenden Pflanzenfamilie, welche ziemlich groß ist, viele der beliebtesten, durch Schönheit und Wohlgeruch ihrer Blumen ausgezeichnete Gartenpflanzen enthält, und von deren Arten die größte Anzahl dem wärmern Theile der gemäßigten Zone eigen ist. Es sind krautartige Gewächse, mit zwiebeliger oder knollig-faseriger Wurzel, selten Sträucher und Bäume, wie mehre Arten der Aloë und die Yukka. Der Stengel zeigt sich einfach oder oben ästig, blattlos, wie bei Taglilien, Hyacinthen und mehren Arten des Lauchs, oder mehr oder minder stark beblättert, wie bei Lilien, Tulpen, Tuberosen und Kaiserkronen. Die meist großen, gewöhnlich schön gefärbten

Blumen mit sechsblätteriger, sechsspaltiger oder sechszähniger Blütenhülle stehen einzeln oder in Ähren, Trauben, Dolden, Blütenköpfen oder Rispen und enthalten sechs den Zipfeln der Blütenhülle gegenständige Staubgefäße und einen Stempel mit oberständigem Fruchtknoten und einem einzigen Griffel. Viele Lilien gedeihen im freien Lande, andere aber, zumal die aus Tropenländern stammenden, verlangen einen Platz im Glashause und besonders umsichtige Behandlung, wenn sie zum Blühen gebracht werden sollen. Man besitzt mehre Prachtwerke über diese Gewächse; eins der gelungensten ist Rédouté's „Les liliacées" (8 Bde., Par. 1802—16).

Lille, niederl. **Ryssel**, die Hauptstadt des franz. Norddepartements, in Flandern, eine der wichtigsten Festungen Europas, an der Eisenbahn von Paris nach Belgien, zwischen der Lys und der schiffbaren Deule, die durch die Stadt fließt, zählt gegen 80000 E. Die Stadt ist gut gebaut, besonders in dem neuern Theile. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen: die alte Moritz-, die Stephans- und die Peterskirche, das schöne 1430 gebaute Rathhaus, die prächtige Kornhalle, das große Hospital, das Schauspielhaus, das Zeughaus, die Armenanstalt für 800 Kinder und die großartige Hauptwache. L. ist der Sitz der Departementalbehörden, einer Militärdivision, eines Tribunals der ersten Instanz, eines Handelsgerichts, einer Handelskammer und eines Gewerberaths. Es hat eine Börse, eine Münze, eine Akademie und Gesellschaft der Literatur und schönen Künste, ein Communal-College, eine Zeichen- und Malerschule, eine Wundarzneischule, eine schöne Bibliothek mit 24000 Bänden, einen botanischen Garten, eine Gemäldegalerie. L. besitzt ferner wichtige Fabriken in wollenen Zeugen, Leinwand, Spitzen, Baumwolle, Taback, Leder, Papiertapeten, Glas und Fayence, Zuckerraffinerien, Ölraffinerien, Branntweinbrennereien, große Baumwollenspinnereien, Kattundruckereien, Garn- und Leinwandbleichen und Batistmanufacturen. In der Nähe der Stadt befinden sich mehr als zweihundert Ölmühlen. Der Handel mit Colonialwaaren, Getreide und Öl ist bedeutend, und die Tulpenzucht wird hier beinahe so stark wie in Harlem getrieben. Die Citadelle, das Werk Vauban's, der Gouverneur von L. war, ist ein Meisterstück der Befestigungskunst. L. wurde 863 von Balduin I., Grafen von Flandern, erbaut und bestand anfangs nur aus einem Schloß, das von seiner Lage zwischen den zwei Flüssen die Insel, l'isle (später Lille) genannt wurde. Mit wenigen Unterbrechungen gehörte es fortwährend den flandrischen Grafen und deren Nachfolgern aus dem Hause Burgund und Östreich bis 1667, wo es Ludwig XIV. eroberte, der es auch im Aachener Frieden behielt. Zwar wurde es 1708 vom Prinzen Eugen nach einer hartnäckigen Belagerung erobert; doch mußten es die Östreicher in Folge des Utrechter Friedens von 1713 wieder an Frankreich zurückgeben. Im J. 1792 wurde L. von den Östreichern beschossen, doch ohne Erfolg, da die Einwohner selbst die Stadt tapfer vertheidigten.

Lilliput ist bei Swift in „Gulliver's Reisen" und bei einigen andern Satirikern der Name eines erdichteten kleinen Ländchens, dessen Bewohner, die **Lilliputer**, nicht größer als ein Daumen sein sollten. Die Dichtung scheint eine Nachahmung der bei den alten Dichtern vorkommenden Pygmäen (s. d.).

Lilly (William), ein berühmter engl. Astrolog, geb. 1602 zu Diseworth in der Grafschaft Leicester, ging in früher Jugend nach London, wo die Noth ihn zwang, in Dienste zu treten. Er wurde 1624 Buchhalter eines Kaufmanns, der nicht schreiben konnte, und heirathete nach dessen Tode die Witwe, die ihm ein Vermögen von 1000 Pf. St. zubrachte. Seit 1632 beschäftigte er sich mit der Astrologie und verschaffte sich eine Abschrift der „Ars notoria" von Cornelius Agrippa (s. d.), aus welcher er die Lehre von den magischen Kreisen und den Geisterbeschwörungen schöpfte. Bald nachher erhielt er von dem Dechant des Capitels zu Westminster die Erlaubniß, gemeinschaftlich mit einem Hofuhrmacher und einem Manne, der sich auf den Gebrauch der Wünschelruthe verstehen wollte, einen verborgenen Schatz in der Westminsterabtei zu suchen. Sie gingen in nächtlicher Stunde ans Werk, wurden aber durch einen heftigen Sturm abgeschreckt, den L. später höllischen Geistern zuschrieb, die er gebannt haben wollte. Seit 1644 gab er bis zu seinem Tode jährlich seinen „Merlinus Anglicus" heraus. Während des Bürgerkriegs trat er auf die Seite des Parlaments und wußte seine astrologischen Weissagungen mit großer Schlauheit auf die Leichtgläubigkeit seiner Zeitgenossen zu berechnen. Er wurde 1648 mit Booker, einem andern Astrologen, in das Lager bei Colchester geschickt, um das Kriegsvolk durch Weissagungen zu ermuthigen, und erlangte so großen Ruf, daß man ihm für seine Dienste ein Jahrgeld gab. Der König von Schweden, dessen er in seinem astrologischen Almanach rühmend gedacht hatte, schenkte ihm 1659 eine goldene Kette. Nach der Restauration wurde er auf Befehl des Parlaments verhaftet, weil man Kenntniß von den Geheimnissen der Republikaner bei ihm vermuthete; auch wurde er über Diejenigen befragt, die bei Karl's I. Hinrichtung waren

gebraucht worden. Bald nachher erhielt er Begnadigung und zog sich in die ländliche Einsamkeit zurück, wurde aber 1666 wieder zu einem Verhöre vorgeladen, weil man aus einigen Hieroglyphen in seinem Almanach geschlossen hatte, daß er über die Ursachen des großen Brandes in London unterrichtet wäre; aber er wollte von diesem nichts wissen, wiewol er versicherte, das Ereigniß vorausgesehen zu haben. Seine Lebensgeschichte ist ein sehr unterhaltendes Buch, worin er schlau zwischen Wahrheit und Lüge hindurchzusteuern weiß und selten dieser sich mehr hingibt als nothwendig ist, um seinen Ruf als Astrolog zu bewahren. Er starb 9. Juni 1681.

Lilybäum hieß bei den Alten die westliche Landspitze Siciliens, jetzt Capo Boeo bei der Stadt Marsala; von der nächsten afrik. Spitze Cap Bon ist es 15 M. entfernt, sodaß die Erzählung der Alten, ein besonders scharfsichtiger Mann habe von L. aus die aus dem noch entferntern Hafen von Karthago laufenden Schiffe zählen können, als eine Fabel erscheint. Die Karthager gründeten bei L. um 350 v. Chr. eine Stadt, die den gleichen Namen trug und vorzüglich mit griech. Einwohnern bevölkert wurde. Stark befestigt und mit vortrefflichem, jetzt aber herabgekommenem Hafen galt sie ihnen als Hauptstützpunkt ihrer Herrschaft in Sicilien. Im ersten Punischen Kriege wurde sie von den Römern belagert, aber erst im Frieden ihnen überliefert, und lange blieb sie als bester Übergangsort nach Afrika im Wohlstand.

Lima, die Hauptstadt des ehemaligen span. Vicekönigreichs Peru und gegenwärtig der südamerik. Republik Peru, liegt an der Küste des Stillen Meeres in einem ziemlich wohlangebauten Thale von mildem Klima, am Rimac, der eine Meile unterhalb der Stadt mündet, und zählt 80000 E. Sie ist von einer durch 34 Basteien flankirten Mauer aus Backsteinen umgeben, wird von geraden Straßen durchschnitten, deren aus Holz und Backsteinen oder Lehm gebaute Häuser wegen der Erdbeben selten mehr als ein Stockwerk haben. Außer den mehr durch ihre Überladung mit edeln Metallen und Steinen als durch edle Bauart merkwürdigen 65 Kirchen zählt sie wenig Gebäude von Bedeutung; die ansehnlichsten sind das Regierungsgebäude, der erzbischöfliche Palast, das Universitätsgebäude, das Andreashospital, die Münze, das Theater und der Circus für die Stiergefechte. Dagegen ist sie durch eine Menge wissenschaftlicher Anstalten berühmt, obgleich dieser Ruhm jetzt mehr in dem Namen als dem innern Werth derselben besteht. Es gibt hier eine 1553 von Karl V. gestiftete Universität, die älteste in ganz Amerika, fünf Gymnasien, eine Schiffahrtsschule, mehre andere Unterrichtsanstalten und drei öffentliche Bibliotheken, worunter die Nationalbibliothek die reichste ist; auch ist L. der Sitz eines Erzbisthums, des ältesten in Südamerika, sowie des Congresses und der obersten Regierungsbehörden der Republik. Die Stadt ist die reichste im ganzen span. Südamerika, obschon ihr Reichthum seit der Republikanisirung desselben und dem Versiegen der metallischen Hülfsquellen des Landes gegen früher bedeutend abgenommen hat; doch ist sie noch immer der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels, der sowol landeinwärts mit den innern Provinzen Perus als mit allen Häfen der Südsee und Europas über Callao (s. d.) betrieben wird. L. wurde 1535 von den Spaniern unter Pizarro gegründet, die ihm den Namen Ciudad de los Reyes gaben. Von 1582 bis 1828 wurde es mehr als 20 mal von Erdbeben heimgesucht; am furchtbarsten aber geschah dies 28. Oct. 1746, wo in wenigen Stunden fast die ganze Stadt vernichtet lag. Noch schlimmer erging es bei dieser Gelegenheit dem alten Callao, das nebst allen im Hafen liegenden Schiffen vom Meere verschlungen wurde, sodaß sich von seinen 4000 E. nur zwei retten konnten. Unweit von der Stelle des letztern wurde 1747 das Städtchen Bellavista erbaut, mit einem Fort zur Deckung der Bai, in welcher gegen Südwesten die durch jenes Erdbeben vom Festlande losgerissene Felsinsel San-Lorenzo liegt. Bei derselben gehen alle aus den südamerikan. Häfen kommenden Schiffe vor Anker, und in Bellavista selbst hat man neuerdings eine Marinewerkstätte und eine Eisengießerei angelegt.

Liman wird, besonders im Gegensatz zur Delta- und Haffbildung, die eigenthümliche, oft zu einem breiten Meeresarm erweiterte Mündung eines Flusses genannt, der gewöhnlich noch zahlreiche kleine Inseln und Werder vorliegen. Diese Form kommt besonders häufig im nördlichen und südlichen Rußland bei den arktischen Strömen und bei den Flüssen des Schwarzen und Asowschen Meeres vor. So bilden Kuban, Don, Dniepr und Bug, ferner Onega, Dwina, Mesen, Petschora, Ob, Taz, Jenisei und Katanga solche Limane, und auch der Ostseefluß, die Newa, sowie die beiden Flüsse des Großen Ocean, der Anadir und Amur, sind als Flüsse mit Limanen zu betrachten, während die Deltabildung besonders den Hauptzuflüssen des Mittelmeeres und außerdem dem Rhein, der Donau und den Flüssen des Kaspischen und Aralsees, sowie einigen südasiat. Strömen eigen ist.

Limburg, ein ehemaliges Herzogthum, grenzte nördlich und östlich an Jülich, westlich und

südwestlich an das Hochstift Lüttich, von dem es durch die Maas geschieden wurde, und südöstlich an Luxemburg. Außer den Gebieten der Ämter Baelen, Herve, Montzen, Walhorn, Sprimont begriff es noch unter dem Namen Pays d'Outremeuse die Grafschaften Daelhem, Falkenberg und Rolduc. Im J. 1530 trat auch die lüttticher Stadt Mastricht hinzu. Durch den Münsterschen Frieden wurde L. zwischen den Generalstaaten und Östreich so vertheilt, daß Daelhem und Falkenberg an erstere fielen. Nach der Vereinigung der Niederlande mit Frankreich 1794 bildeten die Ämter Limburg und Daelhem und ein Theil Lüttichs das Depart. Durthe, während die übrigen Theile des Landes nebst andern Stücken Lüttichs und Gelderns zum Depart. der untern Maas geschlagen wurden. Nach 1814 bildete letztgenanntes Departement unter dem Namen L. die dritte Provinz des Königreichs der Niederlande. Im J. 1830 schloß sich dieselbe mit Ausnahme von Mastricht der belg. Revolution an und blieb mit Belgien vereinigt, bis 1839 Seitens des Königs der Niederlande die Annahme des Tractats vom 15. Nov. 1831 erfolgte, wodurch eine Theilung der Provinz Limburg in der Weise vorgenommen ward, daß der auf dem rechten Ufer der Maas liegende Landstrich nebst der Stadt und Festung Mastricht, sowie die Ämter Weerdt, Haelen, Horn, Kessel, Horst und andere auf dem linken Ufer an Holland zurückfielen. Zur Entschädigung für den 1839 von den Niederlanden an Belgien abgetretenen Theil des zum Deutschen Bunde gehörigen Großherzogthums Luxemburg wurde das holl. L., ausschließlich der Gemeinden Mastricht und Venloo, mit Luxemburg als deutsches Bundesland verbunden. — Die holl. Provinz L., eingeschlossen zwischen Nordbrabant, Geldern, Rheinpreußen und den belg. Provinzen L. und Lüttich, zählt auf 40 □M. gegen 197000 meist kath. E. Es ist im Allgemeinen fruchtbares Land, hat aber gegen Norden, westlich von der Maas, viele Haide- und Torfgegenden. Die Städte sind Mastricht (s. d.), Roeremonde (6000 E.), die Festung Venloo (6130 E.), Weert und Sittard; an Dorfgemeinden bestehen 120. Die belg. Provinz L., die kleinste Provinz des Königreichs Belgien, begrenzt von Nordbrabant, holl. L., Lüttich, Südbrabant und Antwerpen, umfaßt ein Areal von 241315 Hectaren (44 □M.), wovon gegen 75000 noch unangebaut sind, mit 188198 E. in 199 Dorfgemeinden und vier Städten, nämlich der Hauptstadt Hasselt mit 9784, St.-Truyen (St.-Trond) mit 11009, Tongern mit 6555 und Maaseyk mit 4498 E. Hauptindustriezweige sind Branntweinbrennereien, Zuckersiedereien und Strohhutfabriken. Ackerbau und Viehzucht stehen in schönster Blüte. Im Mittelalter bestand L. als besondere Grafschaft, als deren erster Inhaber 1071 Heinrich, Schwiegersohn Friedrich's von Luxemburg, Herzogs von Nieder-Lothringen, genannt wird. Dessen Sohn, Erbe beträchtlicher Güter im Luxemburgischen, wurde von Kaiser Heinrich IV. zum Herzog von Nieder-Lothringen erhoben und scheint auch von da ab den Titel eines Herzogs von L. geführt zu haben. Im J. 1282 trat Adolf, Nachfolger seines Oheims Waleram III., seine Rechte auf L. an Herzog Johann I. von Brabant ab. Waleram's Schwiegersohn, Herzog Reinold I., Graf von Geldern, legte Ansprüche ein; allein die denkwürdige Schlacht von Woeringen (1288) entschied den Streit zu Gunsten Brabants, mit dessen Geschichte L. von nun an verflochten wird.

Limburg, früher Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, später zum lüttticher Gebiet geschlagen und jetzt zum Bezirk Verviers der letztgenannten belg. Provinz gehörig, mit den Ruinen eines ehemals festen Schlosses, liegt malerisch auf dem Gipfel eines steilen Felsens am Vesdrefluß, zählt nur noch 1763 E. und besitzt nicht unansehnliche Fabriken in feinen Tuchen. Am bekanntesten ist es durch den nach ihm benannten **Limburger Käse**, der sehr weit versendet, aber mehr noch im benachbarten Städtchen Herve bereitet wird.

Limburg an der Lahn, die Hauptstadt eines Kreisamts im Herzogthum Nassau, links an der von einer Brücke aus dem J. 1315 überspannten Lahn gelegen, Sitz der Kreisbehörden, des kath. Landesbischofs und seines Capitels, zählt 3500 E., hat außer dem malerisch auf einem Felsvorsprunge sich erhebenden Dome, einem der schönsten des 13. Jahrh., noch vier andere Kirchen, ein kath. Priesterseminar und eine Realschule. Die Stadt ist sehr alt und besitzt eine interessante handschriftliche Chronik über ihre Geschichte. Diese **Limburger Chronik** ist nach einer nicht hinlänglich beglaubigten Angabe von Johann Gensbein, Schreiber der Stadt L. verfaßt, welcher 1336 das Werk begonnen und noch 1402 im Alter von 85 J. gelebt haben soll. Georg und Adam Emmel lieferten Fortsetzungen. Später wurde sie von Johann Mechtel bis 1612 fortgeführt, der einen Tilemann Emmel als Verfasser des ersten Theils nennt. Die Chronik ist von besonderer Wichtigkeit für die Sittengeschichte des 14. Jahrh. und hat mehre in jener Zeit gangbare Volkslieder aufbewahrt. Herausgegeben wurde sie zuerst unter dem Titel „Fasti Limpurgenses" (Worms 1617), dann wieder von Faust unter demselben Titel (Wetzlar 1720), nochmals 1747, zuletzt aber von Vogel: „Die Limburger Chronik mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen" (Marb. 1826; neue Aufl., 1828).

Limbus, d. i. Gürtel oder Umgrenzung, heißt nach röm.-kath. Lehrbegriffe einer der Aufenthaltsorte abgeschiedener Seelen in der Unterwelt. Er zerfällt in zwei voneinander getrennte Theile, in den limbus patrum und den limbus infantum. In jenem, welcher auch Abraham's Schoos genannt wird, befanden sich die heiligen Menschen des Alten Bundes; in diesem befinden sich die ungetauften Christenkinder. Jener ist seit der Höllenfahrt Christi leer und geschlossen; dieser füllt sich nach der entgegengesetzten Meinung der Dogmatiker entweder bleibend zur Verdammniß oder von ihr übergehend zur Seligkeit.

Limerick, eine Grafschaft der irländ. Provinz Munster, durch den Shannon von Clare getrennt, zählt auf 49¾ Q.M., wovon 6¼ auf Unland kommen, 300000 E., ist, außer an der Süd-, West- und Nordostgrenze, flach und hat großentheils sehr guten, fruchtbaren Boden, namentlich am Shannon, dem fast alle Gewässer zufließen, unter denen aber keins von Bedeutung ist. Man erntet hier viel Weizen und Hafer, zieht und mästet das beste Rindvieh Irlands, sowie auch Schafe und Hammel. Die Hauptstadt **Limerick**, außer welcher nur noch Rathkeale nennenswerth ist, im Hintergrunde der 15 M. langen Mündungsbucht des Shannon, mit Dublin und Cork, sowie mit Waterford durch Eisenbahnen verbunden, ist in flacher Gegend theils am linken Ufer, theils auf einer Insel des Shannon erbaut, besteht aus drei durch Brücken verbundenen Theilen, den beiden ältern engen und schmutzigen, Irishtown und Englishtown, und der Neustadt Perrytown oder Newtown Perry mit breiten und schönen Uferstraßen, hübschen Häusern und herrlichen Kaufläden. Sie zählte ohne ihre Umgebung 1841 nur 48300, 1851 fast 55300 E., hat viele gute öffentliche Gebäude, unter welchen sich die Gerichtshalle, das Zollhaus, die Börse, die Leinwandhalle, das neue Grafschaftsgefängniß, das Hospital und der bischöfliche Palast auszeichnen; ferner einen Flußhafen mit vortrefflichen Anlagen, der sich auch für Seeschiffe eignet. Sie ist der Sitz eines anglikanischen und eines kath. Bischofs, hat vier kath. Kirchen, drei Mönchsklöster, ein Nonnenkloster mit einer Mädchenschule, eine anglikanische Kathedrale, vier protest. Bethäuser und Kapellen für Presbyterianer, Independenten, Quäker und Methodisten und ansehnliche Wohlthätigkeitsanstalten. Nicht unbedeutend ist die Fabrikation von Leinwand, feinen ledernen Handschuhen (Limerick gloves), Schuhmacherarbeiten, Branntwein (Whisky) und in der nächsten Umgebung von vortrefflichem Papier. Die Hauptartikel der ausgebreiteten Ausfuhr sind außer den genannten Fabrikaten Getreide, Butter, Salzfleisch, Schinken, Speck, Ochsenhäute und Tücher, die der Einfuhr Zucker, Rum, Taback, Wein, Salz, Leinsaat, Bauholz, Steinkohlen und Torf. Die eigene Schiffahrt der Stadt ist beträchtlich. L. wurde im 9. Jahrh. vom Norweger Ivor gegründet und noch im 12. Jahrh. gab es normännische Könige daselbst. Es war ehemals ein bedeutender Kriegsplatz, wurde 1174 von den Engländern, 1651 von den Parlamentstruppen nach tapferm Widerstande erobert, 1690 vergeblich von König Wilhelm III. belagert und ergab sich erst 1691 an den General Ginckel nach einer für die Katholiken vortheilhaften Capitulation, den sogenannten Artikeln von L.

Limfjord, Liimfjord oder **Lymfjord**, ursprünglich eine Meerenge, welche den nördlichsten Theil der dän. Halbinsel Jütland, fast das ganze Stift Aalborg, zur Insel machte, im 12. Jahrh. auf der Westseite durch eine Sandbank verschlossen und so in einen gegen 20 M. langen Seearm oder Fjord verwandelt, aber ebendort 1824 bei dem Kirchspiele Harbö-öre und 1825 bei dem nördlichern Dorf Agger durch eine Sturmflut der Nordsee wieder eröffnet wurde, mit welcher mittels des Aggerkanals noch jetzt die Verbindung stattfindet. Im Innern erweitert sich der Fjord zu beträchtlichen Bassins, mit zerrissenen Küsten, mehren Landzungen und Inseln, z. B. der 6¼ QM. großen Insels Mors, im Amte Thisted, mit der Hafenstadt Nykjöbing. Bis zum L. drang Kaiser Otto I. 965 vor, und eine Stelle, der Halbinsel Thyt gegenüber, erhielt den Namen Ottensund von des Kaisers Gegenwart oder, als Bezeichnung einer Uferstelle, Ottensand. Noch jetzt führt eine schmale Stelle im westlichen Theile des Fjord, südwestlich von Mors, diesen Namen, den freilich Andere von der gegenüberliegenden Odde, d. h. Landzunge, von Thyholm ableiten und als Oddesund erklären. Im J. 1085 muß der L. im Westen offen gewesen sein, da damals die Flotte Knut's des Heiligen von hier gegen England auslaufen sollte, die bei den Kirchspielen Fischbek und Lumlum stationirte.

Limmat heißt der Ausfluß des Zürichersees. Dieser klare und ziemlich breite Fluß durchströmt die Stadt Zürich und nimmt unterhalb derselben die Sihl auf, ein aus dem Canton Schwyz kommendes Bergflüßchen. Bei Windisch unweit Brugg im Canton Aargau ergießt sich die L. in die Aar. Sie hat starken Fall und ein felsiges Bett, wodurch die Schiffahrt müh-

sam wird. Die letztere, die nie sehr bedeutend sein konnte, hat in Folge der längs des Flusses herziehenden ersten schweiz. Eisenbahn noch bedeutend abgenommen.

Limoges, die Hauptstadt des franz. Depart. Ober-Vienne und der ehemaligen Provinz Limousin, auf einem Hügel und im Thale der dreifach überbrückten Vienne, ein unregelmäßig, eng und unfreundlich gebauter Ort, mit schmutzigen, abhängigen Straßen, über welche die Dächer weit hinragen, erst in neuerer Zeit durch Niederreißung der alten Thürme und Mauern zur Anlage von schattigen Boulevards mit vielen Fontänen und durch andere Änderungen etwas freundlicher geworden, ist der Sitz eines Bischofs, eines Appellationshofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts, zählt 30000 E. und hat eine sehr schöne, am Ende des 13. und Anfange des 14. Jahrh. aus Granit erbaute, aber nicht vollendete Kathedrale. Außer dieser zeichnet sich noch durch ihren kühnen Glockenthurm die Michaeliskirche aus. L. besitzt ferner eine Universitätsakademie mit zwei Facultäten, ein Lyceum, ein theologisches Seminar, eine anatomische und eine Hebammenschule, eine Realschule, ein Taubstummeninstitut, ein Museum für Naturgeschichte, mechanische Künste und Alterthümer, eine Gesellschaft für Ackerbau und eine Societät für Wissenschaften und Künste. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind noch: der bischöfliche Palast aus Granit mit herrlichen Terrassengärten, die öffentliche Bibliothek mit 12000 Bänden, die Präfectur, das Theater, das Cavaleriequartier, die Hospitäler, die Pépinière Bardy; von den mittelalterlichen Bauten das Templerhaus, das Grab des Herzogs Waifar von Aquitanien und die schöne Fontäne d'Aigoulène. Merkwürdig sind auch die unterirdischen Keller und Gewölbe in der Stadt, oft mehre übereinander. Im Juni werden hier die Pferderennen für die 23 nächsten Departements gehalten. L. hat berühmte Tuch-, Kasimir- und Porzellanfabriken, bedeutende Buchdruckereien und starken Buchhandel, betreibt Eisenhammerwerke, fertigt außerdem Baumwollen-, Wollen- und Halbwollenwaaren (Droguets), Packleinwand (Limoges genannt), sogenanntes Englisches Leder (Cuirs de laine) und Talglichter, bildet den Stapelplatz für den Handel zwischen Paris und Toulouse, Lyon und Bordeaux und treibt mit den genannten Industrieerzeugnissen, sowie mit Vieh, Getreide, Kastanien, Wein, Branntwein, Liqueur, Salz, Eisen, Messing und Porzellanerde einen ansehnlichen Handel. Dagegen hat die im 14. bis zum 18. Jahrh. hier blühende Kunst des Emaillirens, die Verfertigung der unter dem Namen **Limosinen** oder **Emaux de Limoges** (Opus Lemovicinum, Cuprei Lemovicenses) berühmten Emaillearbeiten ganz aufgehört. L. ist das Augustoritum der Römer, im Lande der gallischen Lemovices, war zur Kaiserzeit eine der schönsten Städte Galliens, ein Knotenpunkt mehrer Hauptstraßen, hatte ein Amphitheater und weist noch jetzt Überreste aus der Römerzeit auf. Später erhielt die Stadt den Namen Lemovica. Sie ist einer der ältesten Mittelpunkte des Christenthums in Gallien, blieb dem Katholicismus beständig treu, lieferte der Kirche vier Päpste und 60 Heilige und besaß vor der großen Revolution über 40 Klöster.

Limonen heißen die Früchte des **Limonenbaums** oder **Citronenbaums** (Citrus medica), von denen man außer zahlreichen Unterspielarten drei Hauptvarietäten unterscheidet: 1) echte Citronen oder Cedrate, die einen säuerlichen Saft enthalten; 2) Limonen oder Sauercitronen, welche einen sehr sauern Saft enthalten und in Deutschland allgemein unter dem Namen Citronen (s. d.) verkauft werden; 3) Limetten oder Süßcitronen, welche einen süßlichen, faden oder bitterlichen Saft enthalten. Obgleich wir nun für die Sauercitronen den Namen Limone nicht beibehalten haben, so nennen wir doch das aus Wasser, Zucker und Citronensaft bereitete Getränk wieder **Limonade**, dagegen den mit dem Safte der Citronen (Limonen) bereiteten Syrup **Citronensyrup**. Die Limonade ist ein kühlendes Getränk, das auch bei Fiebern und in hitzigen und fauligen Krankheiten dem Kranken gereicht wird.

Limosin (Leonard), berühmter franz. Emailmaler in der Mitte des 16. Jahrh., der auch in der Glasmalerei sehr Tüchtiges leistete. Namentlich malte er 1553 für die Kapelle des Parlamentshauses zu Paris zwei Fenster, in denen er Heinrich II. und Katharina von Medici darstellte. Seinen eigentlichen Ruhm erwarb er durch jene Erzeugnisse der Kunst, die unter dem Namen Limosinen eine so große Verbreitung gefunden haben. L. wurde von Franz I. zum Director der Manufactur zu Limoges (s. d.) ernannt, welche durch ihre Emaillen so berühmt geworden ist. Er malte nach den vorzüglichsten Meistern seiner Zeit, ihre Schöpfungen auf Gefäße, Medaillons, Cameen u. s. w. übertragend. Zu seinen besten Leistungen gehören zwei Darstellungen der Passion, mit Cameen und Medaillons umgeben. Sie finden sich bei Landon abgebildet. Das Museum zu Paris besitzt den Triumph der Diana, das Porträt Heinrich's II. u. A.; die berliner Kunstkammer eine Madonna und Boas unter den Schnittern. Überhaupt haben die Kunstkammern häufig Limosinen aufzuweisen.

Limousin oder Limosin, eine ehemalige Grafschaft und Provinz im mittlern Frankreich, zwischen der Marche im N., Auvergne im O., Guienne im S. und W. gelegen, in Ober-L. im Südosten und Nieder-L. im Nordwesten getheilt, entspricht im Ganzen den zwei jetzigen Departements Ober-Vienne und Creuse und hatte zur Hauptstadt Limoges (s. d.). Die Limousins beschäftigen sich mehr mit Viehzucht und Gewerben als mit Ackerbau und sind als ein rechtschaffenes, sanftes, thätiges und geistreiches Gebirgsvolk bekannt. Die Limousinische **Mundart**, voll Anmuth und Natürlichkeit, bündig, reich an Sinnsprüchen, in satirischen Gesprächen sich gefallend, aber der Würde ermangelnd, verbreitete sich in den Landschaften Marche, Touraine, Berri, Ober-Poitou, Périgord, Angoumois und Saintonge.

Limpurg, eine Grafschaft im würtemberg. Jaxtkreise, gehörte sonst den Grafen von L., ist aber jetzt zur Hälfte dem Staate anheimgefallen, zur Hälfte im Besitz mehrer Standesherren. Sie besteht aus den beiden Haupttheilen Gailborf und Sontheim. Die Grafen von L. bekleideten das Reichserbschenkenamt, das nach ihrem Erlöschen 1713 an die Grafen von Althann überging. Vgl. Prescher, „Geschichte und Beschreibung der Reichsgrafschaft L." (2 Bde., Stuttg. 1789).

Lincoln, nach Yorkshire die größte, in Bezug auf Fruchtbarkeit und Landwirthschaft die erste Grafschaft Englands, zählt auf 123¼ QM., wovon über 108 auf Ackerfelder, Wiesen und Hutungen kommen, über 400000 E. und zerfällt in die drei Districte Lindsey, Kesteven und Holland, welche zusammen 33 Hunderte und 629 Kirchspiele enthalten. Lindsey reicht vom Foß Dyke, einer Bucht des Wash, und dem Flusse Witham nordwärts bis an den Humber und umfaßt die volle Hälfte der Grafschaft, indem dazu auch die längs der Küste von der Trent, Idle und Don gebildete Insel Ancholme gehört, eine beträchtliche Strecke Marsch- und Fen- oder Sumpflandes. Kesteven, meist trocken und fruchtbar, nimmt den südwestlichen, Holland den südöstlichen Theil am Wash ein. Der letztere District hat fast nur Marsch- und Moorboden, jener nahe am Meere, dieser weiter landeinwärts, und erfodert gegen die Einbrüche des Meeres und die Überschwemmungen der Flüsse Glen, Welland u. a. mächtige Uferbauten. An einigen Stellen sind die Marschen und Fens oder Moorgründe noch in ihrem ursprünglichen Zustande, an den meisten aber ist es gelungen, sie durch Entwässerungsgräben und Drainagewerke zu den fruchtbarsten Gefilden und trefflichen Viehweiden zu machen. Jenseit der Fens erhebt sich der Boden zu schwachen Wellenformen, besonders im nördlichen Theile von L. Von landschaftlichen Schönheiten findet sich freilich hier keine Spur, und außerdem ist das Wasser salzig, das Klima feucht und ungesund. Dagegen hat L. reichliche Ernten an Weizen, Hafer, Gerste, Kohl, Turnips u. s. w. und liefert mehr Rind- und Schöpsenfleisch als irgend eine andere engl. Grafschaft. Das Lincolnschaf ist ungehörnt, hat langes Vließ und weißen Kopf und liefert mit dem von Kent und Leicester die beste engl. Langwolle. Auch die Federvieh-, namentlich die Gänsezucht ist sehr ansehnlich. Dagegen sind die ehemaligen Fabriken fast gänzlich eingegangen, die Manufacturen von sehr geringer Bedeutung. Unter den genannten Flüssen ist der Witham von Boston bis nach der Haupstadt L. schiffbar gemacht, und von dort führt der Foß Dyke oder die Foßnavigation in die Trent, sodaß eine für den innern Verkehr sehr wichtige Wasserstraße zwischen dem Wash und Humber stattfindet, welche durch mehre Seitenkanäle erweitert wird. Auch ward 1848 die Eisenbahn von L. nach Hull eröffnet, welche mit denen von Boston, Nottingham uud andern in Verbindung steht. — Die Hauptstadt **Lincoln**, City und Hauptort eines Bezirks von 42000 E., sowie Sitz eines anglikanischen Bischofs, am Witham, an und auf einem Hügel gelegen, das Lindum oder Lindum Colonia der Römer, im Ganzen eng gebaut, wiewol im obern Stadttheile viele schöne Gebäude enthaltend, ist ein gut erhaltener Ort des Mittelalters, gleichsam ein Propfreis sächsischer Alterthümer auf röm., normann. auf sächsische, ein verkörperter Auszug der engl. Geschichte. Besonders merkwürdig ist die Stadt durch ihre auf dem steilen Hügel herrlich gelegene Kathedrale, nach dem Dom von York die größte Englands, 1086—1283 im normann.-goth. Stile in Gestalt eines Doppelkreuzes erbaut, mit zwei 180 F. hohen viereckigen stumpfen Vorderthürmen und einem 300 F. hohen Mittelthurm, welcher eine große Glocke, den „großen Tom von L." enthält. Über der Hauptthür sitzen elf normann. Könige von Stein in Lebensgröße, während dieselbe Seite mit unzähligen Verzierungen von Pfeilern, Laubwerk, Thieren und Menschenköpfen geschmückt ist. Das Innere ist ausgezeichnet durch einen schönen Chor mit herrlichem Schnitzwerk aus dem 14. Jahrh., eine mächtige Orgel, viele Grabmäler, schlanke goth. Pfeiler, sowie durch herrliche Statuen. Außer der Kathedrale ist ein altes Thor, Newport-Gate, merkwürdig, eines der interessantesten und am besten erhaltenen Römerwerke in England. Auch stehen noch die Ringmauern des röm. Castrums, und im Hofe des Kreuzgangs der Kathedrale sieht man ein aus-

gegrabenes Römerbad mit schöner Mosaik. Nach den Römern, in den stürmischen Zeiten der Heptarchie und der normann. Einfälle war L. die Residenz der Könige von Mercia, doch datirt seine Bedeutung erst aus der Zeit Wilhelms des Eroberers, des Erbauers der festen Wilhelmsburg, deren Größe und Stärke die noch vorhandenen Trümmer bezeugen. L. hatte zur Zeit seiner Blüte mindestens 50 Kirchen, jetzt nur elf; der Sprengel des Bischofs war der weiteste und einer der reichsten in England. Von allen diesen Herrlichkeiten ist verhältnißmäßig nur wenig geblieben. Gleichwol ist L. fortwährend durch seine Kamelotmanufactur und seinen Handel mit Getreide, Vieh, Wolle, Knochenmehl und Kohlen ein bedeutender Ort.

Lind (Jenny), eine der ausgezeichnetsten Sängerinnen und edelsten Künstlerinnen unserer Zeit, wurde 6. Oct. 1821 zu Stockholm geboren. Ihre Mutter hatte dort eine Lehranstalt für Kinder errichtet, wobei der Vater, von Natur sehr begabt, mitwirkend thätig war. Da ihre Ältern ohne Vermögen waren, sahen sie sich genöthigt, ihre ganze Thätigkeit diesem Erwerbszweige zuzuwenden, und so fand sich für Jenny keine Anregung von außen, die ihre sich wunderbar früh entwickelnde Hinneigung zur Tonkunst zu rechtfertigen schien. Schon in ihrem dritten Jahre lebte sie fast nur im Gesang und eine jede Melodie, die an ihr Ohr schlug, wurde mit Sicherheit von ihr aufgefaßt und mit solcher Reinheit wiedergegeben, daß das Kind damals bereits die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Diese Leidenschaft wuchs mit den Jahren, bis es endlich im neunten Jahre ein glücklicher Zufall fügte, daß eine frühere Tänzerin, Frau Lundberg, das Kind hörte und, überrascht durch den Vortrag, die Stimme und das ganze Wesen desselben, Jenny's Ältern bestürmte, den Schatz, der ihnen anvertraut sei, nicht unbeachtet zu lassen, sondern ihn der Bühne zuzuweisen. Nach Überwindung von mancherlei Bedenklichkeiten wurde Jenny L. durch Aufnahme in die Theaterschule Stockholms für die Theaterlaufbahn bestimmt und von den Musiklehrern Croelius und Berg, einem sehr begabten Musiker, der, gleichwie der bedeutendste jetzt lebende schwedische Componist, Lindblad, mit dem sie später in musikalischem Verkehr stand, von dem hauptsächlichsten Einfluß auf sie war, ausgebildet. Nachdem sie schon öfters mit Glück komische Rollen, die für sie zum Theil geschrieben wurden, auf der schwed. Hofbühne ausgeführt hatte, versetzte sie im 16. J. als Agathe im „Freischütz“ das Publicum durch Gesang und Darstellung in Begeisterung. Doch so glänzend auch immer der Beifall war, der ihr fortan gezollt wurde, fühlte sie sich selbst noch nicht auf der Höhe, die sie zu erreichen sich vorgesetzt hatte, und so verließ sie ihre Vaterstadt 1841, um sich bei Garcia in Paris auszubilden. Obgleich der vielerfahrene Meister sich keinen großen Erfolg von dieser Schülerin versprach, zumal ihr Organ eine Zeit lang seine Spannkraft ganz verlor, so studirte doch die nimmer ruhende Sängerin so unaufhaltsam, daß Meyerbeer, als er sie kennen lernte und einige große Scenen von ihr singen hörte, ihr sogleich Anerbietungen für Berlin machte. Doch die Sehnsucht nach dem Vaterlande und ihr gegebenes Versprechen zogen sie nach einem Jahre nach Stockholm zurück. War sie früher der Liebling Stockholms gewesen, so war sie jetzt der Stolz ihrer Vaterstadt. Von dieser Zeit an datirt ihr europäischer Ruf. Auf Meyerbeer's Veranlassung kam sie im Oct. 1844 nach Berlin und fand eine Aufnahme, wie sie nur selten einer Sängerin zu Theil geworden war. Vier Monate blieb Jenny L. in Berlin und während dieser ganzen Zeit hielt nicht nur der unbeschreibliche Enthusiasmus des Publicums für sie aus, sondern steigerte sich mit jedem ihrer neuen Erfolge. Die glänzendsten Anerbietungen von London und Paris wurden ihr gestellt, doch zog sie es vor, im März 1845 ihre Heimat wieder zu besuchen. Im Sommer desselben Jahres folgte sie der Einladung zu den Festen am Rhein, die dort der König von Preußen zu Ehren der Königin Victoria veranstaltete. Bei dieser Gelegenheit trat die Künstlerin auch in Frankfurt a. M. und in Köln auf und übertraf alle Erwartungen. Vom Nov. 1845 bis Ende März 1846 erfüllte Jenny L. ihr neues fünfmonatliches Engagement an der königl. Bühne zu Berlin. Sie besuchte darauf Wien und fast alle größern Städte Deutschlands, überall denselben Enthusiasmus hervorrufend. Im J. 1847 betrat sie die londoner Bühne zum ersten male und verbreitete dort wie in vielen andern Städten Englands allgemeines Entzücken. Im Mai 1849 trat sie zu London zum letzten mal auf der Bühne auf, war bis 1850 in Norddeutschland und Schweden und ging im August über England nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo sie in Concerten, deren geschäftliche Leitung größtentheils Barnum besorgte, denselben Enthusiasmus erweckte wie in Europa. In Amerika vermählte sie sich 1851 mit dem talentvollen Pianisten und Componisten **Otto Goldschmidt**, geb. 1828 zu Hamburg, der, nachdem er in Leipzig auf dem Conservatorium der Musik unter Mendelssohn-Bartholdy in den J. 1843—46 studirt, sie in ihren Concerten in Amerika unterstützt hatte. Sie kehrte nach Europa zurück und nahm ihren zeitweiligen Aufenthalt in Dresden. Un

streitig gehört Jenny L. zu den bedeutendsten Erscheinungen, die jemals an dem musikalischen Kunsthimmel geglänzt haben. Gleich ausgezeichnet durch den Zauber der Stimme wie durch die Kunst des Gesangs und die Großartigkeit der dramatischen Darstellung, war eben die seltene Vereinigung aller dieser Eigenschaften, gehoben durch den Adel ihres ganzen Wesens, die Ursache ihres merkwürdigen Erfolgs. Ihr Vaterland verdankt ihr die Gründung mehrer wohlthätigen Institute. Jenny L. kann nicht treffender als mit folgenden Worten Mendelssohn-Bartholdy's geschildert werden: „Mir ist in meinem Leben keine so edle, so echte, so wahre Künstlerin begegnet, wie Jenny L. ist. Die Naturanlagen, das Studium und die innige Herzlichkeit habe ich nirgends so vereinigt gefunden, und wenn auch eine dieser Eigenschaften hier oder dort viel hervorragender aufgetreten sein mag, so glaube ich doch, daß die Verbindung von allen dreien noch nirgends so dagewesen". Vgl. Becher, „Jenny L., eine Skizze ihres Lebens" (2. Aufl., Wien 1846).

Lindau, eine ehemalige Freie Reichsstadt im bair. Kreise Schwaben, im Bodensee auf zwei Inseln erbaut, mit dem Lande durch eine 308 Schritt lange hölzerne Brücke und seit kurzem auch durch den imposanten Eisenbahn-Steindamm verbunden, früher das schwäbische Venedig genannt, zählt 3300 meist protest. E., die hauptsächlich Spedition, aber auch nicht unbedeutenden Handel mit Obst, Wein, Kirschgeist, Fischen, Getreide, Schmalz und Käse treiben. Der 1812 hier angelegte Maximilianshafen, welcher über 200 kleine Schiffe aufnehmen kann, ist der Centralpunkt des Verkehrs zwischen Baiern und der Schweiz und unterhält mit den andern wichtigen Bodenseestädten eine lebhafte Dampfschiffahrtsverbindung. L. soll aus dem alten gegen die Vindelicier erbauten Castrum Tiberii entstanden sein; schon im 8. Jahrh. geschieht seiner urkundlich Erwähnung. Zu Rudolf's von Habsburg Zeiten war es bereits längst Freie Reichsstadt; 1803 kam es an Östreich, dann an den Fürsten von Bretzenheim, 1806 aber an Baiern. Der Hafen wird gegenwärtig noch ein mal so groß gemacht; hart an demselben erhebt sich der Bahnhof der Ludwigs-Südnordbahn, welche bis October 1853 eröffnet wird und das regste Leben hierher bringen dürfte.

Lindberg (Jak. Christian), gelehrter dän. Theolog, geb. zu Ripen in Jütland 1797, beschäftigte sich auf der Universität nächst der orient. Literatur, durch des Bischofs Münter Rath und Vorbild angetrieben, zugleich mit Numismatik und Epigraphik; auch lernte er die Form- und Holzschneidekunst, um selbst die Figuren zu seinen antiquarischen Arbeiten zu fertigen. Ausgezeichnete Proben seiner Studien lieferte er in seinen Untersuchungen über die punischen Münzen von Concana (Kopenh. 1824), in der Doctordissertation „De inscriptione Melitensi Phoenico-Graeca" (Kopenh. 1828), in den Beiträgen zu Falbe's „Beschreibung des alten Karthago", sowie in einer Reihe trefflicher Abhandlungen über kufische und buidische Münzen und in der „Lettre à Bröndsted sur quelques medailles cufiques" (Kopenh. 1830) u. s. w. Unter seinen Arbeiten zur Förderung des hebr. Sprachstudiums zeichnet sich besonders seine „Hebraisk Grammatik" (Kopenh. 1822; 2. Aufl., 1828) durch eine reiche Beispielsammlung der Formen aus. Derselben folgte außer mehren Hülfsbüchern zur Erlernung des Hebräischen auch das „Analytisk hebraisk-dansk Haandlexikon" (Kopenh. 1835). Außerdem war er ein fleißiger Mitarbeiter an der von Grundtvig und Rudelbach herausgegebenen „Theologisk Maanedsskrift" (1825—28). Die Sache des symbolisch-historischen Christenthums führte L. mit großer Wärme und einer für den Theologen seltenen Kenntniß der dän. Gesetzgebung in mehren polemischen Schriften, unter welchen „Hvad er Christendom i Danmark?" (Kopenh. 1826) und „Beleuchtung des Urtheils des königl. Oberlandesgerichts in der Grundtvig'schen Sache" (1826) besonders hervorzuheben sind. Eine andere Broschüre über den obwaltenden kirchlichen Streit verwickelte ihn 1829 in einen Tendenzproceß, der aber 1830 damit endigte, daß der Generalfiscal, welcher die Sache für die Regierung führte, abgewiesen, L. hingegen freigesprochen wurde. Die von ihm 1832 gegen den Prediger Visby als falschen Lehrer erhobene Anklage zog ihm einen zweiten Proceß zu, dessen Ausgang war, daß die Klage formell als Injurie betrachtet und auf das Reale nicht eingegangen wurde. Auf denselben bezieht sich L.'s Schrift „Trykkefriheden eller Indlaeg, Domme og Bilag i Sagen: Generalfiskalen contra J. C. Lindberg" (Kopenh 1830). Die von L. herausgegebene „Nordische Kirchenzeitung" (1833—40) enthält von ihm interessante Beiträge zur Darstellung des kirchlichen Lebens jener Zeit, sowie dogmatisch-kritische Abhandlungen, die seine Richtung scharf bezeichnen. Von seiner neuen Übersetzung der Bibel sind nur sieben Hefte (1837—43) erschienen. Auch ist er der Herausgeber einiger ascetischer Schriften, wie „Zions Harpe" (Kopenh. 1831) und „Rosen Kjaeden" (Kopenh. 1843). Im J. 1844 wurde er als Prediger zu einer Gemeinde auf der Insel Falster berufen.

Linde (Tilia) ist eine zur ersten Ordnung der dreizehnten Classe des Linné'schen Systems gehörige Pflanzengattung, welche sich besonders durch das große, längliche, dem Blütenstiele der Doldentraube unterwärts angewachsene, netzaderige, gelbliche Deckblatt auszeichnet. Die hierzu gezählten Pflanzen sind sämmtlich Bäume, welche in Europa und dem angrenzenden Theile von Asien, noch reichlicher aber in Nordamerika wachsen. Das Holz ist leicht, zähe, gleichmäßig weich, aber dauerhaft und daher zu Schnitzwerken sehr geeignet. Die Kohle wird häufig zu Zahnpulvern, in der Heilkunde aber auch innerlich als Heilmittel bei putriden und andern Krankheiten, ferner zum Zeichnen und zum Schießpulver gebraucht. Die sehr schleimige innere Rinde (Bast) wird zu Seilen, Matten und allerlei Flechtarbeit, sowie als Heilmittel bei Wunden und Geschwüren verwendet. Die Blätter dienen als Viehfutter; doch sollen die Kühe danach eine schlechte, talgartige Butter geben. Die gelblichen Blüten, welche in der Heilkunde als gelind schweißtreibendes und krampfstillendes Mittel benutzt werden, besitzen einen mehr oder minder starken angenehmen Geruch und enthalten einen trefflichen Honig, der von den Bienen eifrig gesucht wird. Die Deckblätter sind adstringirend und sollten nicht zugleich mit zum Thee genommen werden. Die ölreichen Samen hat man zur Bereitung einer Art Chocolade empfohlen. In Deutschland kommen nur zwei Arten der Linde vor, die **kleinblätterige Linde** (T. parvifolia), auch Steinlinde, Berglinde oder Winterlinde genannt, deren Blätter unterseits seegrünlich und außer einem Bärtchen in den Nervenwinkeln kahl sind und die **großblätterige Linde** (T. grandifolia), auch Wasser- oder Sommerlinde genannt. Die Blätter derselben sind unterseits blaß-grasgrün und zottig-flaumig behaart; die Blüten entwickeln sich um 14 Tage früher und die Nußhülsen sind größer als bei der kleinblätterigen Art. Von beiden, besonders aber von letzterer, hat man mehre Varietäten, von denen die sogenannte **Kapuzenlinde** besonders erwähnenswerth ist. Sie galt lange Zeit blos in Böhmen auf dem Kirchhofe des von den Hussiten zerstörten Klosters Sedlecz für einheimisch, zeichnet sich durch eine merkwürdige Verwachsung der beiden Grundlagen des Blattes zu einer Art Kapuze aus und bot vormals im Munde des Volkes einen reichen Stoff zu Fabeln. Außerdem ist bei uns in Anlagen noch die schöne, in Ungarn und Siebenbürgen einheimische **Silberlinde** (T. argentea), die sich durch die unterseits silberweißen Blätter unterscheidet und die in Nordamerika einheimische **amerikanische Linde** (T. glabra), deren Blüten fünf vor den Blumenblättern stehende Schuppen enthalten, öfters angepflanzt.

Linde (Justin Timotheus Balthasar von), fürstl. liechtensteinischer Bundestagsgesandter, geb. zu Brilon im Herzogthume Westfalen 7. Aug. 1797, studirte in Münster, Göttingen und in Bonn, wo er sich 1820 habilitirte und zugleich außerordentliches Mitglied des Spruchcollegiums wurde. Im J. 1823 ging er als außerordentlicher Professor der Rechte und Beisitzer des Spruchcollegiums nach Gießen und wurde daselbst 1824 ordentlicher Professor und 1826 zugleich Rath im Kirchen- und Schulrathscollegium. Hierauf erfolgte 1829 seine Berufung nach Darmstadt als Ministerialrath in das Ministerium des Innern und der Justiz, mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths, und 1832 wurde er zugleich Director des neugeschaffenen Oberstudienraths. Im J. 1834 ward er Kanzler der Universität zu Gießen, jedoch mit Beibehaltung seiner bisherigen Ämter. Noch in demselben Jahre erfolgte seine Ernennung zum Mitgliede des Bundesschiedsgerichts, 1833 aber zum Mitgliede des Staatsraths und 1836 zum Geh. Staatsrath. Die namhaftesten seiner juristischen Schriften sind: die „Abhandlungen aus dem deutschen gemeinen Civilprocesse" (2 Bde., Bonn 1823—29), das „Lehrbuch des deutschen gemeinen Civilprocesses" (6. Aufl., Bonn 1842) und das auf fünf Bände berechnete „Handbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes", von dem aber bis jetzt nur der vierte und fünfte Band: „Über die Lehre von den Rechtsmitteln" (Gieß. 1831—40), erschienen sind. Wie er sich durch diese Arbeiten den Ruf eines ausgezeichneten Germanisten und Processualisten erwarb, so fand er auch als Docent seines klaren Vortrags und seiner juristischen Gelehrsamkeit wegen großen Beifall. In politischen Kreisen machte sich L. bekannt durch seine Thätigkeit als Mitglied der ersten Kammer, durch seine publicistische Wirksamkeit, namentlich durch eine Schrift über das Unterrichtswesen (Gießen 1839) und die Broschüre „Staatskirche, Gewissensfreiheit und religiöse Vereine" (Gießen 1845), sowie durch seine Theilnahme an den wiener Ministerialconferenzen von 1834. In allen diesen öffentlichen Stellungen machte er sich nicht nur als entschiedener Vertreter des vormärzlichen Systems, sondern auch als eifriger Verfechter der ultramontanen Interessen geltend. Für Hessen insbesondere konnte er bis 1848 mit du Thil als der bedeutendste und wirksamste Repräsentant der herrschenden Politik gelten. Aus eben diesem Grunde durch die Revolution von 1848 außer Thätigkeit gesetzt, ward er durch einen

westfäl. Bezirk sowol in die Deutsche Nationalversammlung als in das erfurter Parlament gewählt, vermochte jedoch nicht in diesen beiden Versammlungen einen nennenswerthen Einfluß zu gewinnen. Erst als 1850 das Plenum des Bundes in Frankfurt wieder zusammentrat, gelangte er zu erneuerter einflußreicher Thätigkeit. Als Bevollmächtigter Liechtensteins trat er in den restaurirten Bundestag ein und hatte an dessen ersten Beschlüssen, namentlich in der kurhessischen Angelegenheit wesentlichen Antheil. In dieser Stellung wirkte er noch 1853.

Linde (Sam. Gottlieb), poln. Sprachforscher, geb. zu Thorn 1771, bezog, nachdem er in der Vaterstadt seine Vorbildung erhalten hatte, die Universität zu Leipzig und wurde hier auf Ernesti's Empfehlung 1792 als Lector der poln. Sprache angestellt. Nach einem kurzen Aufenthalte in Polen begab er sich nach Wien, wo ihn seine Neigung zur slaw. Literatur dem Grafen Ossolinski zuführte, der ihn zu seinem Bibliothekar machte und an dem er einen einsichtsvollen Führer in den Studien fand. Im J. 1803 wurde er von der preuß. Regierung als Rector des Lyceums und Oberbibliothekar nach Warschau berufen, welche Ämter er lange Jahre verwaltete. Hier gab er unter Beihülfe der ersten slaw. Sprachforscher sein berühmtes großes „Wörterbuch der poln. Sprache" (6 Bde., Warsch. 1807—14) heraus. Während der Revolution von 1831 hatte er als Director der Landesbibliothek und als Deputirter von Praga und Mitglied des Reichstags eine gefahrvolle Stellung. Bei Reorganisation des Schulwesens in Polen 1833 wurde er wieder zum Director des Gymnasiums zu Warschau und des Schulwesens für das Gouvernement Masovien ernannt; doch schon 1838 gab er seine öffentlichen Ämter auf. Außer dem Wörterbuch gab er noch heraus eine poln. Schrift „Über das lithauische Statut" (Warsch. 1816) und „Grundsätze der Wortforschung, angewandt auf die poln. Sprache" (Warsch. 1806). Auch übersetzte er ins Deutsche Ossolinski's Werk über „Kadlubek, ein historisch-kritischer Beitrag zur slaw. Literatur" (Warsch. 1822); Potocki's und Kollontaj's Werk „Vom Entstehen und Untergange der poln. Constitution vom 3. Mai 1791" (2 Bde., Warsch. 1793); Prazmowski's Abhandlung „Von den ältesten poln. Historikern"; Czacki's „Forschungen über Gallus und Kadlubek", sowie Lelewel's berühmte Abhandlung „Über Matthäus Cholewa", die 1822 in Warschau erschienen. Von seinen andern größern Schriften sind noch zu erwähnen: „Über die russ. Literatur" und „Ein geschichtlicher Grundriß der Literatur der slaw. Völkerstämme" (Warsch. 1825), wovon aber nur der erste Theil, enthaltend die russ. Literatur nach Gretsch, erschienen ist. L. starb 8. Aug. 1847 zu Warschau.

Lindenau (Bernh. Aug. von), als Staatsmann wie als Astronom gleich ausgezeichnet, geb. 11. Juni 1780 zu Altenburg, wo sein Vater Landschaftsdirector war, erhielt eine sehr zweckmäßige Erziehung und studirte seit 1794 in Leipzig die Rechte und Kameralia und zugleich Mathematik. Nachdem er 1798 zum Doctor der Rechte promovirt worden, trat er als Assessor ins Kammercollegium zu Altenburg, wo er sich aber als junger Mann in den Strudel der Vergnügungen reißen ließ, sodaß ihn nur der Tod einer geliebten Freundin wieder zu erheben vermochte. Von neuem wendete er sich 1801 mit allem Ernst den mathematischen Studien zu. Schon früher bekannt mit dem Baron von Zach, kam er zu diesem auf die Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha und übernahm 1804, als dieser das mittägliche Frankreich bereiste, die Direction dieses Instituts. Im J. 1805 trat er zwar wieder in das Kammercollegium ein; doch als Zach 1808 abging, wurde er wirklicher Director jener Sternwarte. Im J. 1809 arbeitete er für das pariser Dépôt général de la guerre an Triangulirungen in Thüringen und Franken, und 1812 machte er eine Reise durch Frankreich, Holland, einen Theil Spaniens und Italien. Im Freiheitskriege folgte er im März 1814 dem Großherzoge von Weimar, Karl August, als Oberstlieutenant und Generaladjutant nach Paris. Nach dem Frieden kehrte L. wieder auf seine Sternwarte zurück; doch die Nothwendigkeit einer Reform im altenburg. Kammercollegium bewirkte abermals seinen Rücktritt ins Geschäftsleben. Er wurde 1817 Vicekammerpräsident, 1818 Vicelandschaftsdirector in Altenburg und 1820 Geh. Rath und Minister in Sachsen-Gotha, wo er während der Regierung des körperlich und geistig entkräfteten letzten männlichen Sprößlings der goth. Speciallinie, des Herzogs Friedrich IV., mit Klugheit und Rechtlichkeit die schwierigsten Aufgaben löste. Nach dem Tode des Herzogs trat er 1825 für die Zeit der Gesammtverwaltung der streitigen Erblande als Gesammtminister in den Dienst der drei Herzoge von Hildburghausen, Meiningen und Koburg. Nach der Landestheilung 1826 zum Landschaftsdirector in Sachsen-Altenburg erwählt, ging er gleichzeitig als Geh. Rath in königlich sächs. Dienste, wurde 1827 Gesandter beim Bundestage, 1829 aber nach Dresden zurückberufen, wo er als Director der Commerziendeputation und Mitglied des Geh. Raths eintrat.

Auch erhielt er die Oberaufsicht der königl. Museen. Bei den Unruhen in Sachsen im Sept. 1830 bethätigte sich das allgemeine Vertrauen, welches das ganze Land in ihn setzte. Er wurde Cabinetsminister und nach Einführung der Constitution 1831 Staatsminister des Innern, gab jedoch 1834 das Portefeuille des Ministeriums des Innern ab. Seitdem führte er als Staatsminister den Vorsitz im Gesammtministerium. Im J. 1843 nahm er seine Entlassung aus dem königlich sächs. Staatsdienste und wählte sein Rittergut, den Pohlhof in Altenburg, zum Aufenthalte, um hier wieder seinen Lieblingsstudien zu leben. Wie er als Minister fortwährend zu Gunsten der Staatskasse auf seinen Gehalt verzichtet hatte, so verfügte er auch über seine Pension zur Unterstützung für Künstler und zur Verbesserung der Gehalte gering dotirter Prediger und Schullehrer im Königreich Sachsen und im Herzogthum Sachsen-Altenburg. Groß und allgemein anerkannt sind die Verdienste, die sich L. durch humane Mäßigung, freisinnige Denkart, vielerprobte Geschäftsthätigkeit und unerschütterliche Rechtlichkeit um das Königreich Sachsen erworben. Dabei blieb er seinem ursprünglichen Vaterlande Altenburg ununterbrochen der treueste und umsichtigste Leiter und Rathgeber. Aus dem öffentlichen Wirken schied L. im Laufe des J. 1848. Er legte im April das Präsidium der altenburg. Landschaft nieder, indem das beschlossene neue Wahlgesetz seinen Ansichten widersprach, und ebenso zog er sich als Abgeordneter zur Deutschen Nationalversammlung nach viermonatlicher Theilnahme aus der Paulskirche zurück, da der Gang der Dinge seiner humanen Mäßigung völlig widerstritt. Seitdem beschäftigte sich L. vornehmlich mit Ordnung seiner Sammlung von Kunstgegenständen, über welche die Schrift von Quandt und Schulz: „Beschreibung der im neuen Mittelgebäude des Pohlhofs befindlichen Kunstgegenstände", nähere Auskunft gibt. Unter L.'s Schriften, welche den gründlich gebildeten Astronomen bekunden, sind zu erwähnen: „Tables barométriques pour faciliter le calcul des nivellements et des mesures des hauteurs par le baromètre" (Gotha 1809); „Tabulae Veneris" (Gotha 1810); „Tabulae Martis" (Eisenb. 1811); „Investigatio nova orbitae a Mercurio circa solem descriptae" (Gotha 1813); „Geschichte der Sternkunde im ersten Jahrzehnd des 19. Jahrh." (Gotha 1811). Auch setzte er Zach's „Monatliche Correspondenz der Erd- und Himmelskunde" (1807—14) fort und gab mit Bohnenberger gemeinschaftlich die „Zeitschrift für Astronomie und verwandte Wissenschaften" (6 Bde., Tüb. 1816—18) heraus. Seit 1849 beschränken sich seine reinwissenschaftlichen Arbeiten auf einige kleinere geschichtlich-astronomische und physisch-mathematische Abhandlungen in Schumacher's „Astronomischen Nachrichten".

Lindenbrog oder Lindenbruch (Erpold), lat. auch Tiliobroga genannt, ein zu seiner Zeit berühmter Geschichtsforscher, geb. 1540 zu Bremen, gest. 1616 zu Hamburg, ist namentlich als Herausgeber der „Scriptores rerum Germanicarum septentrionalium" (Ffk. 1609 und 1630; 3. Aufl., vermehrt von J. A. Fabricius, Hamb. 1706), der „Chronik von des Kaisers Karl's d. Gr. Leben und Thaten" (Hamb. 1593) und der „Historia regum Daniae" (Leyd. 1594) bekannt. — Seine beiden Brüder zeichneten sich als Philologen aus; der ältere, **Heinrich L.**, welcher von 1570—1642 lebte, lieferte eine werthvolle Bearbeitung des Censorinus (Hamb. 1614 und Leyd. 1542); der jüngere, **Friedrich L.**, geb. 1575, gest. 1648, machte sich um die Erklärung und Kritik des Terentius, Statius, Ammianus Marcellinus, der Priapeïa u. s. w. verdient. Vgl. „Leben der berühmten Lindenbrogiorum" (Hamb. 1723).

Lindley (John), berühmter engl. Botaniker, Professor an der londoner Universität, wurde um 1790 geboren und widmete sich früh dem Studium der Pflanzenkunde. Nachdem er mit einigen Specialwerken, als „Rosarum monographia" (Lond. 1820), „Digitalium monographia" (Lond. 1821), „Orchidearum sceletos" (Lond. 1826) aufgetreten, veröffentlichte er seine „Introduction to the natural system of botany" (3. Aufl., Lond. 1839) und das „Natural system of botany" (Lond. 1835), in denen er das nach ihm benannte System entwickelte. Dasselbe nimmt sieben Tribus als natürliche Abtheilungen an und unterscheidet in der ersten die Dikotyledonen enthaltenden Tribus noch sieben Classen, wovon es jedoch bei Aufzählung der Familien nur zwei berücksichtigt. Zur leichtern Übersicht der Familien stellt es mehre unter Mittelgruppen zusammen und vereinigt sie wieder in höhern Gruppen. Von großem praktischen Werthe sind auch L.'s „Elements of botany" (Lond. 1841; 7. Aufl., 1852). Unter seinen übrigen, sehr zahlreichen Schriften heben wir noch hervor: „Collectanea botanica" (Lond. 1821); „Genera and species of orchideous plants" (3 Bde., Lond. 1830—33) nebst den „Illustrations of orchideous plants" (Lond. 1830—38, mit Kpfrn.) und dem „Sertum orchidaceum" (Lond. 1838); „Theory of horticulture" (Lond. 1844); „Flora medica" (Lond. 1844); „The vegetable kingdom" (Lond. 1846); „Medical and economical botany" (Lond.

1850); „A synopsis of British Flora" (Lond. 1829; 3. Aufl., 1841). Mit Hutton gab er die mit großem Fleiß zusammengestellte „Fossil flora of Great-Britain" (2 Bde., Lond. 1831—34) und mit Paxton das „Pocket botanical dictionary" (Lond. 1840) heraus, den er auch bei der Bearbeitung des seit 1850 unter dem Titel „Paxton's flower garden" erscheinenden Collectivums unterstützt. Außerdem redigirt der unermüdlich thätige Mann den botanischen Theil der „Gardener's chronicle". Viele von seinen Aufsätzen finden sich in den Memoiren der Horticultural society und andern periodischen Schriften zerstreut. Als Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft hat man eine Pflanzengattung aus der Familie der Bixaceen Lindleya genannt.

Lindner (Friedr. Ludw.), politischer Schriftsteller, geb. 23. Oct. 1772 zu Mitau in Kurland, studirte in Jena Medicin und ging, nachdem er daselbst die Doctorwürde erlangt, nach Wien und später nach Brünn, wo er in der Folge sich mehr und mehr von der Arzneikunst abgezogen fühlte. Nach mancherlei Wechsel der Verhältnisse, worin bald literarische Thätigkeiten, bald politische Richtungen ihn beschäftigten, kehrte er nach Deutschland zurück und lebte nun eine Zeit lang in Erfurt und dann in Weimar, wo er mit Bertuch in literarische Verbindung trat. Zum Professor der Geographie und Statistik in Jena ernannt, sah er sich bald bei der 1814 herrschenden Aufregung als ein fast unbedingter Verehrer Napoleon's vielfachen Anfeindungen ausgesetzt und zog sich deshalb in das Privatleben zurück. Das allgemeine Aufsehen, welches es machte, daß ein geheimes Bulletin Kotzebue's, das ihm 1817 zufällig zu Gesicht gekommen war und das er in Abschrift einem Freunde mitgetheilt hatte, im Druck erschien, nöthigte ihn, sich nach dem Elsaß, dem Geburtslande seiner Frau, zu wenden. Später nahm er seinen dauernden Aufenthalt in Stuttgart, wo er unter Anderm mit Cotta eine neue Zeitschrift „Die Tribune" unternahm. Gleichzeitig schien er im engsten Vertrauen eines deutschen Hofs zu stehen und dessen Interesse lebhaft zu fördern. Allgemein wenigstens war die Meinung, daß solchen Verhältnissen das „Manuscript aus Süddeutschland" entsprungen sei, welches 1820 mit fingirtem Druckort, herausgegeben von Georg Erichson, erschien und durch die Kühnheit der Ansicht und Sprache, sowie durch die Art der Mittheilungen das größte Aufsehen erregte. Reisen nach Frankreich und England gaben ihm neue politische Anregung. Indessen konnte er sich als isolirter politischer Schriftsteller auf dem künstlichen Standpunkte einer rein süddeutschen Politik unmöglich lange halten. Das Erscheinen der Sammlung seiner pikantesten Aufsätze unter dem Titel „Geheime Papiere" (Stuttg. 1824) mag vielleicht dazu beigetragen haben, seine Beziehungen in Würtemberg zu verändern, genug er verließ Stuttgart und nahm wieder eine Zeit lang seinen Aufenthalt im Elsaß. Von hier begab er sich 1825 nach München, wo er die Redaction der „Politischen Annalen" übernahm. Allmälig fing man an, sich zu überzeugen, daß L. eigentlich keiner politischen Partei, noch weniger einer Faction angehöre und nie Demagog gewesen sei. Wit, genannt Dörring, Görres und Börne griffen ihn hart an und überhäuften ihn zum Theil mit Schmähungen; doch trug dieses nur dazu bei, daß man sich in höhern Kreisen mit L. mehr und mehr aussöhnte. Man ließ ihn gewähren und sein Talent wurde anerkannt, ja die bair. Regierung ertheilte ihm selbst den Titel eines Legationsrathes. So kam es dahin, daß man L. sogar des Übertritts zum Servilismus beschuldigte. Wie dem aber auch sei, seine politischen Schriften werden immer als vorzügliche Publicationen gelten. Als 1832 die „Bair. Staatszeitung" begann, übernahm L. die Redaction derselben; doch bestand das Blatt nur kurze Zeit, worauf er wieder nach Stuttgart zurückkehrte. Hier ließ er noch die Schrift „Europa und der Orient" (Stuttg. 1839) und „Skythien und die Skythen des Herodot" (Stuttg. 1841) erscheinen und starb 11. Mai 1845.

Lindner (Friedr. Wilh.), ordentlicher Professor der Katechetik und Pädagogik zu Leipzig, geb. 11. Dec. 1779 zu Weida, studirte, auf der Stifts- und Klosterschule zu Zeitz vorgebildet, auf der Universität zu Leipzig anfangs hauptsächlich Philologie, später Theologie. Nachdem er seine pädagogische Laufbahn als Mitarbeiter am Tillich'schen Institut daselbst begonnen, wurde er 1804 Hülfslehrer, 1806 ordentlicher Lehrer an der neugegründeten Bürgerschule. Im J. 1808 habilitirte er sich bei der Universität, wo er jedoch erst 1815 eine außerordentliche Professur der Philosophie und 1825 die außerordentliche der Katechetik und Pädagogik erhielt. Im J. 1826 verlieh ihm die theologische Facultät zu Königsberg die Doctorwürde. Einen Ruf nach Dorpat 1828 und wiederholte Auffoderungen, vorzüglich seit 1833, eine Schulrathsstelle in Preußen anzunehmen, lehnte er aus Liebe zu seinem Vaterlande ab. Um die Organisation der leipziger Bürgerschule hat sich L. viele Verdienste erworben; sein Plan (1828) zu einer zweckmäßigen Organisation des gesammten Schulwesens in Sachsen kam aber in Folge der Er-

eignisse des J. 1830 nicht zur Ausführung. Im J. 1844 trat er in Folge von Differenzen mit dem Vorstande der Schule als Emeritus von dem Schulamte zurück. L.'s Verdienste um die Pädagogik sind sehr bedeutend. Er hat, einer der Ersten, in Gelegenheitsschriften und in seinen akademischen Vorträgen das Christenthum als Princip aller Erziehung, als die wahre Völkerpädagogik geltend zu machen gesucht und die genetische Methode für allen Unterricht empfohlen und ausgebildet. Von seinen hierher gehörigen Schriften sind hauptsächlich zu nennen die Dissertationen „De methodo genetica" (Lpz. 1808) und „De finibus et praesidiis artis paedagogicae secundum principia doctrinae christianae" (Lpz. 1825), sowie seine im Geiste der genetischen Methode bearbeiteten Lehrbücher über Religion, Gesang, Arithmetik, Geschichte, deutsche Sprache, die zum Theil mehre Auflagen erlebten. In seiner theologischen Wirksamkeit, die seit 1825 vorzüglich der praktischen Seite zugewendet war, zeigte er sich als symbolgläubiger Orthodox, doch keineswegs, wie man ihm vorgeworfen, als Mystiker. Sein Werk „Die Lehre vom Abendmahle nach der Schrift" (Lpz. 1831) erfuhr je nach dem theologischen Parteistandpunkte sehr abweichende Beurtheilungen. Seit 1808 war L. in die Freimaurerloge Apollo zu Leipzig aufgenommen und sehr bald zu allen wichtigen Ämtern befördert worden. Indessen gerieth er mit der deistischen Richtung des Ordens in Zwiespalt, suchte gegen dieselbe in besondern Vorträgen anzukämpfen und verließ endlich, da dies fruchtlos blieb, 1817 die Loge. Er schrieb nun das weitverbreitete und in mehre Sprachen übersetzte Werk „Mac Benac, er lebet im Sohn, oder das Positive der Freimaurerei" (Lpz. 1817), das ihm sehr viele Feinde unter den Freimaurern und mancherlei ungerechte Vorwürfe zuzog. — **Lindner** (Wilh. Bruno), Sohn des Vorigen, geb. zu Leipzig 1814, widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt von 1832—36 theologischen und philologischen Studien, worauf er zwei Jahre theils als Lehrer an einem Institut in Bönnigheim in Würtemberg, theils auf Reisen in der Schweiz, Italien und Deutschland zubrachte. Nach der Rückkehr habilitirte er sich 1839 als Privatdocent zu Leipzig und erhielt hier 1846 eine außerordentliche Professur der Theologie. Die theologische Doctorwürde ertheilte ihm 1850 die Universität Erlangen. Sein Hauptwerk ist das „Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Dogmengeschichte" (Bd. 1, Lpz. 1848). Die Schrift „Maria und Martha, die Kirche und die Innere Mission" (Lpz. 1852) hat vielfache Besprechung und Anfechtung gefunden. Als Volksschriftsteller versuchte er sich namentlich in einer Reihe „Erzählungen" (4 Bde., Lpz. 1852) für das christliche Volk.

Lindpaintner (Pet. Jos. von), Hofkapellmeister in Stuttgart, vorzüglicher Instrumental- und Operncomponist, wurde 8. Dec. 1791 zu Koblenz geboren, wo sein Vater als Tenorsänger am Hofe des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus angestellt war. Nach der Säcularisation folgte der Sohn dem Vater nach Augsburg, wo er bis in sein 16. J. das kath. Gymnasium besuchte. Für die Musik zeigte er bald so viel Neigung und Talent, daß ihn der Kurfürst nach München zu weiterer Ausbildung unter Winter's Leitung sendete. Dort schrieb er seine erste Oper „Demophoon" und mehre kirchliche Compositionen. Nach dem Tode seines Gönners nahm er die Stelle eines Musikdirectors am Isarthortheater an, widmete sich aber dessenungeachtet mit beharrlichem Fleiße unter des tüchtigen Contrapunktisten Graz' Leitung der Vollendung seiner Studien. Seine Stelle in München behielt er bis 1819, wo er nach Stuttgart als Hofkapellmeister berufen wurde. L. offenbarte als Componist zwar weniger Tiefe und Originalität, ist aber jedenfalls eines der fruchtbarsten, leichtschaffenden Talente und überhaupt einer der gewandtesten praktischen Musiker. Unbestreitbar sind insbesondere seine Verdienste um die Instrumentalmusik. Nicht nur wird seine Kapelle unter den trefflichsten Orchestern Deutschlands aufgezählt, sondern er hat auch dem Instrumentspiele wahren Vorschub geleistet, indem er ausübende Künstler mit Compositionen versah, die weit mehr künstlerischen Kern und schöne gerundete Form haben als die gegenwärtigen Virtuosencompositionen. Er hat eine große Anzahl Instrumentalwerke, Ouverturen, Solostücke und concertirende Symphonien für Blasinstrumente u. dgl. geschrieben, welche durch ausgebildete Form, Klarheit und Fluß der Ausführung wie durch reizvolle, musterhafte Instrumentation sich auszeichnen. In allen diesen Schöpfungen bewies er sich als ein productives Talent, das aus dem reichen Schatze des Vorhandenen neue Formen zusammenstellt, ohne den Stoff selbst wesentlich zu mehren oder der Kunst neue Bahnen zu erschließen. Gleiches gilt von seinen Opern, deren er eine nicht geringe Zahl geschrieben, wovon aber außer dem Ballet „Joko" nur „Der Vampyr" eine allgemeine Geltung sich erwarb. Später wurden noch „Die Genueserin", „Die Sicilianische Vesper" und „Der Lichtenstein" mit Beifall an verschiedenen Theatern, namentlich in Wien, Stuttgart und Hannover gegeben. Sein neuestes Werk „Giulia, oder die Corsen" soll in der Saison von 1853—54 zur Aufführung gelangen. Außer-

dem componirte L. die Musik zur „Elektra", zum „Geistersohn" (Ballet) und zum „Standhaften Prinzen" von Calderon. Auch verschiedene kirchliche Werke, Oratorien, Messen, Instrumentationen zu Marcellos' „Psalmen" und Händel's „Judas Makkabäus" hat er veröffentlicht und sich als Liedercomponist einen Namen gemacht. L. dirigirte 1850 das rheinische Musikfest und 1852 die philharmonischen Concerte in London.

Lindwurm, ein erdichtetes Ungeheuer, welches, gleich dem Drachen, dem Vogel Greif u. s. w., in den alten Rittergeschichten eine Rolle spielt, wird als eine Art Drache, Krokodil oder auch als eine große vierfüßige, geflügelte Schlange beschrieben. Einen solchen soll der Ritter St.-Georg erlegt haben.

Ling (Peter Henrik), gleich rühmlich bekannt als schwed. Dichter wie als Begründer der Heilgymnastik, wurde 15. Nov. 1776 zu Ljunga in Småland geboren und zu Wexiö erzogen. Nach langem und abenteuerlichem Umherirren in seinem Vaterlande, Deutschland und Frankreich, hier und da oft länger und in den dürftigsten Umständen verweilend, fand er endlich 1805 eine bleibende Stätte als Fechtmeister an der Universität in Lund. Seit 1813 war er in gleicher Stellung an der Kriegsakademie in Karlberg in Schonen thätig, wurde aber einige Jahre später als Vorsteher des neu gegründeten gymnastischen Centralinstituts nach Stockholm berufen, wo er 3. Mai 1839 starb. L.'s Ideal, das er bis an sein Ende mit ungeschwächter Kraft verfolgt, war die physische und geistige Regeneration seiner skandinavischen, insonderheit schwed. Landsleute. Es sollte die durch Cultur geschwächte und entnervte Nation durch methodisch ausgebildete Gymnastik nicht nur sich körperlich wieder kräftigen, sondern auch an der Gymnastik in Verbindung mit Gesang und Dichtkunst solchen Geschmack und solche Freude finden, wie es Sage und Geschichte von den eigenen Altvordern berichte. Dieser Gesichtspunkt bestimmte denn auch seine poetische Thätigkeit. Durch die Dichtungen „Gylfe" (Stockh. 1812) und „Asarne" (2 Thle., Stockh. 1816—26) wollte er seinem Volke Epen bieten, in denen es den vollständigen Ausdruck seines Nationalbewußtseins fände. Doch so wenig diesen beiden bedeutendsten und umfangreichsten seiner Gedichte ein inniges und warmes Gefühl, eine sehr lebendige, nur oft ins Riesenhafte und Ungeheuere ausschweifende Einbildungskraft abzusprechen, und so reich sie auch an einzelnen poetischen Schönheiten sind, machen sie doch in künstlerischer Hinsicht einen unbefriedigenden Eindruck; das Ziel, was der Dichter durch sie erstrebt, konnten sie bei ihrem vorwiegend allegorischen Charakter nie erreichen. Einen größern und nachhaltigern Erfolg erreichte er durch seine Heilgymnastik. Gestützt auf eine reiche praktische Erfahrung, vorbereitet durch deshalb unternommene sehr gründliche anatomische Studien, bildete er die Lehren der Gymnastik zu einem festgeregelten Systeme aus, durch welches er derselben eine besondere Anwendung als Heilmittel für innere wie äußere Krankheiten gab. Bald wurden zu diesem Zwecke in mehren schwed. Städten, namentlich in Stockholm, gymnastische Heilanstalten nach L.'s System errichtet, und auch in Deutschland ist man seit einigen Jahren diesem Beispiele (z. B. zu Wien, Berlin, Freiberg u. s. w.) gefolgt. L.'s eigenes Werk „Die allgemeinen Gründe der Gymnastik" erschien schwedisch erst nach seinem Tode (Ups. 1840) im Druck. Unter den in Deutschland über diesen Gegenstand bereits veröffentlichten Schriften verdienen besondere Erwähnung: Rothstein, „Die Gymnastik nach dem System des schwed. Gymnasiarchen L. dargestellt" (2 Bde., Berl. 1847—51); Derselbe, „Die gymnastischen Freiübungen nach dem Systeme L.'s" (Berl. 1853); Neumann, „Kurze Darstellung des Wesens der schwed. Heilgymnastik" (Berl. 1852).

Lingam heißt, im Sanskrit mit der Bedeutung Phallus (s. d.), bei den Indiern das Symbol der allgemeinen zeugenden und schaffenden Kraft der Natur, welches die Geschlechtstheile des Mannes und Weibes in ihrer Vereinigung darstellt. Die Verehrung des Lingam ist aber in Indien nicht alt, sondern in dem orgiastischen Siwadienste entstanden.

Lingard (John), engl. Geschichtschreiber, ward 5. Febr. 1771 zu Winchester geboren. Im Jesuitencollegium zu Douay erzogen, verbrachte er einige Zeit in Paris und lebte dann als kath. Priester zu Newcastle am Tyne in der Grafschaft Northumberland. Als Schriftsteller trat er zuerst mit der Schrift „Catholic loyalty vindicated" (1805) auf, worin er den Patriotismus seiner Glaubensgenossen gegen protest. Schriftsteller zu vertheidigen suchte. Dasselbe that er in den Streitschriften „Documents to ascertain the sentiments of British catholics in former ages" (Lond. 1812) und „Strictures on Dr. Marsh's comparative view of the churches of England and Rome" (Lond. 1815). Durch diese Streitigkeiten auf das Gebiet der Geschichte geführt, befestigte er sich leicht in einer Stimmung, mit welcher Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit nicht vereinbar waren, sobald das Parteiinteresse mit ins Spiel kam. Diese Richtung zeigte sich schon in seinen verdienstlichen, aus fleißiger Forschung hervorgegangenen „Antiquities

of the Anglo-Saxon church" (2 Bde., Lond. 1809; neue Aufl., 1845; deutsch, Bresl. 1847), entschiedener aber und beharrlich verfolgt trat sie hervor in seiner „History of England till the revolution of 1688" (8 Bde., Lond. 1819—25; 14 Bde., 1823—31; 5. Aufl, 10 Bde., 1849—50; deutsch von Salis, fortgesetzt von Berly, 14 Bde., Fkf. 1828—33). Die Absicht, die kath. Kirche und Geistlichkeit in England gegen protest. Geschichtschreiber zu vertheidigen, findet allerdings in den ersten Bänden dieses Werks weniger Gelegenheit, scharf hervorzutreten. Wo aber die Reformation als entscheidendes Moment in das Volksleben eintritt, wird die Parteilichkeit des Geschichtschreibers um so verführerischer, je größer seine Sachwaltergewandtheit ist und je gründlichere Kenntnisse dazu gehören, den unredlichen Darsteller zu erkennen. Nach Vollendung seines Werks besuchte L. das Festland und hielt sich einige Zeit in Rom auf, wo er große Auszeichnung genoß. Leo XII. bot ihm sogar den Cardinalshut an, den er jedoch ablehnte. In sein Vaterland zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit einer engl. Version des Neuen Testaments, welche 1836 erschien. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er zu Hornby bei Lancaster, wo er 13. Juli 1851 starb.

Lingen, eine Grafschaft im ehemaligen westfäl. Kreise, die in die obere und in die niedere Grafschaft zerfällt. Jene gehört zum Kreise Tecklenburg des preuß. Regierungsbezirks Münster; diese, 6 QM., zur hannov. Landdrostei Osnabrück. Die Grafschaft bildete früher einen Bestandtheil der Grafschaft Tecklenburg (s. d.) und wurde gewöhnlich als sogenannte Herrlichkeit den Nebenlinien des gräfl. Hauses zu Theil, bis sie, in Folge des Beitritts ihres Besitzers zum Schmalkaldischen Bunde und der Achterklärung desselben, durch Kaiser Karl V. als eröffnetes Reichslehn eingezogen und 1548 dem Grafen Maximilian von Büren in Lehn gegeben wurde. Die Vormünder der einzigen hinterlassenen Tochter des Grafen von Büren, die sich nachmals an den Prinzen Wilhelm I. von Nassau-Oranien vermählte, verkauften die Grafschaft wieder an Karl V., der sie nun 1555 sammt Burgund seinem Sohne, Philipp II., König von Spanien, überließ, welcher auch im Besitz blieb, bis der Prinz Moritz von Nassau-Oranien sich mit Gewalt ihrer bemächtigte. Zwar kam sie 1605—32 nochmals in die Hände der Spanier, doch nach dem Abzug derselben wieder an Nassau-Oranien. Nach dem Tode Wilhelm's III., Königs von England, erbte sie der König von Preußen, der sie wieder mit Tecklenburg vereinigte. Im J. 1809 wurde sie zum Großherzogthum Berg geschlagen und 1810 mit Frankreich vereinigt, 1814 wieder an Preußen zurückgegeben, das 1815 die niedere Grafschaft an Hannover abtrat.

Linguet (Sim. Nic. Henri), bekannt durch seine literarische Polemik wie durch seine Lebensschicksale, wurde 14. Juli 1736 zu Rheims geboren. Er studirte zu Paris die Rechte, ging 1751 mit dem Herzoge von Zweibrücken nach Deutschland und in der Folge mit dem Prinzen von Beauvau nach Portugal, wo er sich mit der span. Sprache und Literatur bekannt machte. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich erregte er Aufsehen durch eine „Histoire du siècle d'Alexandre" (Amst. 1762). Zugleich begann er Streitigkeiten mit den Ökonomisten und Philosophen jener Epoche, deren Abgeschmacktheiten er durch beißenden Witz und scharfe historische Kritik bekämpfte. In kurzer Zeit erschienen von ihm die „Histoire des révolutions de l'empire romain" (2 Bde., Par. 1766), „Théorie des lois civiles" (3 Bde., Par. 1767) und „Histoire impartiale des Jésuites" (Par. 1768). Durch diese Schriften, in denen er großen Reichthum des Wissens und Kühnheit und Schärfe der Ideen verrieth, zog er sich vollends den bittersten Parteihaß zu. Da ihn seine Feder nicht hinreichend nährte, war er am Parlament zu Paris Advocat geworden. Auch in dieser Eigenschaft machte er sich durch ausgezeichnete Proceßführung bekannt und erregte durch seine Erfolge und die Art, wie er seinen handwerksmäßigen Collegen begegnete, den Haß und Neid derselben, sodaß ihn das Parlament von der Liste der Sachwalter strich. Er nahm nun sein schon früher begonnenes „Journal de politique et de littérature" (1744—76; 1777—78 von Laharpe fortgesetzt) wieder auf, mußte jedoch seine scharfe Feder sehr bald niederlegen und Frankreich verlassen. L. ging zu Voltaire nach Ferney, der ihn aus Furcht gut aufnahm, und aus der Schweiz nach England, wo er seine berühmten und berüchtigten „Annales politiques, civiles et littéraires" (1777—92) herausgab. Schon nach einigen Jahren erhielt er durch Vergennes die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Er sah sich jedoch hier in seinem journalistischen Wirken so gehemmt, daß er freiwillig nach Brüssel auswanderte und dort die Annalen in einer in der That ausschweifenden Weise fortsetzte. Er griff alle Stände, alle Parteien an und zog sich mit seinem anonymen Mitarbeiter Mallet-du-Pan zahllose Feinde zu. Dennoch wagte er in Paris zu erscheinen, wurde aber durch eine Lettre du cachet in die Bastille gesteckt. Erst nach zwei Jahren erhielt er die Freiheit zurück. Er floh nach London und erwarb sich in hohem Grade die Gunst des Publicums

indem er durch die „Mémoires sur la bastille“ (Lond. 1783) die Geheimnisse des franz. Hofdespotismus enthüllte. Auch ließ er die Annalen wieder erscheinen, doch trat er jetzt so gemäßigt auf, daß die Zeitschrift keine Abnehmer mehr fand und dieser Industriezweig erloschen schien. Hierauf suchte er sich beim Kaiser Joseph II. beliebt zu machen und schrieb in dessen Verwickelungen mit den Holländern die „Considérations sur l'ouverture de l'Escaut“ (2 Bde., 1787) Der Kaiser ließ ihn nach Wien kommen und gab ihm Geld und ein Adelsdiplom mit der Erlaubniß, die Annalen zu Brüssel ungehindert fortzusetzen; auch wirkte er ihm eine sichere Reise nach Frankreich aus. L. erschien zu Paris und nahm einen Streit gegen den Herzog von Aiguillon wieder auf, dessen Proceß er früher geführt und den er eigentlich vom Schaffot errettet hatte. Er verlangte für seine Sachwalterschaft ein Honorar von 50000 Livres; das Parlament sprach ihm indeß nur die Hälfte zu. Nach seiner Rückkehr nach Brüssel vertheidigte er mit Eifer den Aufstand der Brabanter und mußte darum das Land verlassen. Er ging wieder nach Paris und griff hier in seinen Annalen, gegen das Volksinteresse, die Nationalversammlung höchst unwürdig an. Als der Convent zusammentrat, sah er bald, daß die Zeit des Federkriegs vorüber sei, und verbarg sich in der Umgegend von Paris. Allein die Jakobiner kundschafteten ihn aus und stellten ihn vor das Revolutionstribunal, das ihn zum Tode verurtheilte, weil er den Tyrannen zu London und Wien geschmeichelt und das Brot, das Nahrungsmittel des Volkes, beschimpft habe. In der That hatte er eine Abhandlung über die Schädlichkeit des Brotes als Nahrungsmittel geschrieben. Er starb 27. Juli 1794 mit großer Standhaftigkeit. Die Zahl seiner politischen, juristischen, schöngeistigen, philosophischen und physikalischen Schriften und Flugblätter ist außerordentlich groß.

Linguistik, s. Sprachenkunde.

Linie bezeichnet in der Mathematik die Ausdehnung in die Länge ohne Breite und Dicke. Die Linien sind entweder gerade oder krumm; die geraden Linien nennt man auch Linien der ersten, die krummen aber Linien der zweiten oder einer höhern Ordnung, je nachdem sie durch Gleichungen des zweiten oder eines höhern Grades dargestellt werden. Zu den Linien der zweiten Ordnung gehören blos die sogenannten Kegelschnitte. (S. Kegel.) — In der Geographie und Schiffahrtskunde versteht man unter der Linie den (irdischen) Äquator, daher der Ausdruck: die Linie passiren. Auch bezeichnet das Wort Linie ein Längenmaß, nämlich den zehnten oder zwölften Theil eines Zolls, je nachdem die Decimal- oder Duodecimaleintheilung gebraucht wird. — In der Taktik heißt Linie diejenige Aufstellung der Truppen, wo die gleichnamigen Abtheilungen (Rotten, Sectionen, Züge u. s. w.) nebeneinander stehen, im Gegensatz der Colonne (s. d.), wo sich die Abtheilungen hintereinander aufstellen. Die Linienstellung kommt sowol in geschlossener als zerstreuter Ordnung vor und heißt in letzterer Beziehung dann Blänker-, Schützen- (Tirailleur-) oder Flanqueurlinie. Ihr Vortheil ist, die meisten Waffen in Thätigkeit zu bringen, und insofern gibt sie der Infanterie durch die Salve die größte Feuerwirkung und ist für die Cavalerie entschieden die beste Form zur Attake. Die Artillerie hat keine andere Aufstellung zum Feuern als die in Linie. Es gab eine Zeit (im 18. Jahrh.), wo die Linie die alleinige Gefechtsformation in den Schlachten war, die Zeit der Lineartaktik. Aber weil bei ihr für Infanterie zum Angriff der Nachdruck, zur Vertheidigung die Widerstandsfähigkeit beschränkt ist und sie ein freies Terrain für ihre Bewegungen fodert, das man jetzt bei der veränderten (zerstreuten) Fechtart selten wählt, so findet bei dieser Truppengattung die Linie jetzt nur in Defensivstellungen Anwendung. Vielleicht, daß ihr die neuern weittragenden Gewehre wieder Geltung verschaffen. — Unter Linie versteht man noch: 1) im Gegensatze der Landwehr (s. d.) das stehende Heer (Linientruppen); 2) im Gegensatze der Garden (s. d.) die übrigen (sogenannten Feld-) Regimenter; 3) bei der Infanterie insbesondere die schwere Infanterie. — In der Befestigungskunst bezeichnet Linie zunächst die einzelnen Theile eines Festungswerks, z. B. eine Face, eine Courtine oder eine Flanke; zu einer solchen Festungslinie rechnet man nicht blos den Wallgang und die Brustwehr, sondern auch den vorliegenden Graben. Nächstdem nennt man aber auch Feldverschanzungen, sie mögen unter sich vollständig zusammenhängen oder abgesondert nebeneinander liegen, befestigte Linien oder auch blos Linien. Sie unterscheiden sich von verschanzten Lagern hauptsächlich dadurch, daß sie eine größere Frontelänge decken sollen als die letztern, deren Zweck vorzüglich die Deckung eines innern Raums ist. Diese Linien haben selten einen entschiedenen Werth, da sie eine große Menge Truppen zur Vertheidigung erfodern und doch umgangen werden können. Die Stollhofner Linien im Spanischen Erbfolgekrieg 1703, die Linien von Torres-Vedras 1811 vertheidigten sich siegreich; dagegen fielen die Weissenburger Linien 1793 nach hartnäckigem Kampfe.

Linienschiff nennt man ein Schiff, welches befähigt ist, sich vermöge der Anzahl seiner Geschütze und der Stärke seiner Bemannung in die Schlachtlinie zu stellen. Selten nur wird ein Linienschiff einem Convoy, wozu man lieber Fregatten erwählt, mitgegeben, häufig dagegen ist es auf Hauptstationen beschäftigt. Ein Linienschiff muß gut segeln, steuern und wenden, namentlich aber die Kanonen der untersten Batterie, die die schwersten sind, auch noch bei stürmischem Wetter gebrauchen können. Man hat Linienschiffe von 60—120 Kanonen, bei verschiedenen Nationen in verschiedene Rangordnungen getheilt; die Santissima Trinidad Spaniens, die bei Trafalgar focht, hatte sogar 140 Geschütze. England hat so viel Linienschiffe als die gesammten übrigen europ. Mächte zusammengenommen. Es sind daselbst auch bereits einige Dampflinienschiffe erbaut worden.

Liniensystem heißen in der Musik die fünf übereinandergezogenen Parallellinien, auf und zwischen welchen die Noten nach ihrer verschiedenen Höhe oder Tiefe gestellt werden. Im 16. und 17. Jahrh. benutzte man für das Klavier sieben solcher Linien, um keine sogenannten Hülfslinien zu gebrauchen; desgleichen wandte man in dem 18. Jahrh. sechs Linien für die Laute an. Für die einstimmigen Gesänge der kath. Kirche sind seit der ältesten Zeit bis gegenwärtig nur vier Linien üblich gewesen.

Linimente, s. **Einreibung**.

Link (Heinr. Friedr.), ausgezeichneter Naturforscher, geb. zu Hildesheim 2. Febr. 1769, besuchte das Andreanum seiner Vaterstadt und seit 1786 die Universität zu Göttingen, wo er Medicin studirte und 1788 einen Preis erhielt. Nachdem er 1789 als Doctor der Arzneikunde promovirt hatte, wurde er 1792 ordentlicher Professor der Naturgeschichte, Chemie und Botanik zu Rostock. Im J. 1797 begleitete er den Grafen von Hoffmannsegg auf dessen Reise nach Portugal. Hierauf war er seit 1811 Professor der Chemie und Botanik an der Universität zu Breslau, bis er 1815 dem Rufe nach Berlin folgte, wo er 1. Jan. 1851 als Geh. Medicinalrath, Professor und Director des botanischen Gartens starb. Als Schriftsteller hat L. nach mehren Richtungen gewirkt. Seine botanischen Werke sind Beweise gewissenhafter Forschungen, theils phytographischen, theils allgemeinern Inhalts, wie seine „Elementa philosophiae botanicae" (Berl. 1824) und die „Vorlesungen über die Kräuterkunde" (Bd. 1, Abth. 1 und 2, Berl. 1843—45), theils auf Physiologie der Pflanzen bezüglich, wie seine „Anatomisch-botanischen Abbildungen" (4 Hefte, Berl. 1839—42), die „Anatomie der Pflanzen" (Berl. 1843—47), „Anatomie der Pflanzen in Abbildungen" (Berl. 1843—49) und die „Jahresberichte über die Arbeiten für physiologische Botanik" (4 Bde., Berl. 1842—46). Den von ihm verwalteten botanischen Garten betreffen unter Anderm die „Enumeratio plantarum horti botanici Berolinensis" (2 Bde., Berl. 1821—22); die Beschreibung des „Hortus regius botanicus Berolinensis" (2 Bde., Berl. 1827—33); ferner die mit Otto veröffentlichten „Icones plantarum horti Berolinensis" (Bd. 1, Berl. 1828—31, mit 48 color. Tafeln) und „Icones plantarum rariorum horti Berolinensis" (Bd. 1 und 2, Berl. 1841—44). Als geistreichen Beobachter bewies sich L. in seinem vielgelesenen Werke „Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde" (2 Bde., Berl. 1820—22; 2. Aufl., 1834) und in der Fortsetzung desselben: „Das Alterthum und der Übergang zur neuern Zeit" (Berl. 1842). Beide Werke beruhen auf tiefen und vielumfassenden Vorstudien. In naturhistorischer Beziehung sind seine „Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal" (3 Bde., Kiel 1801—4) noch immer werthvoll.

Linköping, die Hauptstadt des schwed. Län gleiches Namens, welches auf 200 QM. 215000 E. zählt, Sitz des Landeshauptmanns und Bischofs von Ostgothland, in einer fruchtbaren Gegend am Stång, der nordwärts in den nahen See Roxen fließt und das Län in Ostan- und Westan-Stång theilt, ist regelmäßig gebaut. Die Stadt zählt 5000 E. und hat meistens hölzerne Häuser, schöne Märkte und offene Plätze. Sie besitzt drei Kirchen, darunter die Domkirche im goth. Stil aus dem 12. Jahrh., die schönste in Schweden, mit prächtigen Denkmälern und Gräbern berühmter Personen, früher mit drei Thürmen, jetzt nur mit einem; ferner ein Gymnasium mit einer Bibliothek von 30000 Bänden, worunter eine große Bibelsammlung, ein Münz-, Naturalien- und Antiquitätencabinet, und ein Schloß aus dem 15. Jahrh. L. ist eine der ältesten Städte Schwedens, war in der heidnischen Zeit eine Opferstätte, hieß altnordisch Longaköpungar, später Liongakiöping. In ihr wurden 1150 und 1153 Reichstage gehalten. Im J. 1567 ward die Stadt von den Dänen verbrannt und 28. Sept. 1598 kam daselbst der Waffenstillstand zwischen Herzog Karl und König Sigismund zu Stande, nachdem Letzterer 25. Sept. bei Stångebro, d. i. bei der Brücke des Stång, besiegt worden war. Im März 1600

wurde zu L. ein großer Reichstag gehalten und die Hinrichtung Gustav und Sten Baner's, Erich Sparre's und Thure Bjelke's vollzogen.

Links, linke Körperhälfte. Zieht man durch den menschlichen Körper eine Linie vom Scheitel senkrecht bis zum Fußboden (Mittellinie), so wird derselbe in zwei gleiche Seitenhälften getheilt, in eine rechte und eine linke, in deren jeder so ziemlich dieselben Organe (paarige) und zwar in derselben Entfernung von der Mittellinie sich befinden. Jedoch gibt es auch Organe, welche in der Mittellinie selbst ihre Lage einnehmen; sie sind unpaarig, bestehen dann aber gewöhnlich aus zwei gleichen Seitenhälften (sind unpaarig-symmetrisch). Nur wenige Theile des menschlichen Körpers gibt es, welche blos in einer Seitenhälfte gefunden werden und keine seitliche Symmetrie zeigen, wie der Magen und die Milz auf der linken, die Leber auf der rechten Seite. Am deutlichsten zeigt sich die seitliche Symmetrie an der äußern Oberfläche des Körpers; durch sie ist nicht nur die Schönheit unsers Körpers bedingt, sondern auch ein Gleichgewicht zwischen beiden Körperhälften und eine Übereinstimmung der Empfindung doppelt vorhandener Organe hergestellt. Bei der Mehrzahl der Menschen ist nun aber die rechte Körperhälfte stärker entwickelt und in ihren Bewegungen geübter als die linke. Der Grund dieses Überwiegens der rechten über die linke Körperhälfte liegt nur in der Gewohnheit, die erstere mehr in Gebrauch zu ziehen als die linke. Jedoch kann auch nicht verkannt werden, daß bisweilen, aber im Ganzen selten, die Unsymmetrie beider Seiten angeboren ist. — In der parlamentarischen Sprache pflegte man ursprünglich mit **links**, die **Linke** oder **linke Seite** die Oppositionspartei zu bezeichnen, im Gegensatz zur Regierungspartei oder zur Rechten. Diese Ausdrücke kamen zuerst in den franz. Kammern in Aufnahme und entsprachen der Sitzordnung, welche die politischen Parteien nahmen und gebräuchlich machten. In neuerer Zeit haben diese Ausdrücke in der politischen Sprache insofern eine erweiterte Bedeutung erhalten, als man mit links überhaupt die liberale oder gar radicale, mit rechts die conservative und selbst die reactionäre Partei zu bezeichnen pflegt.

Linlithgow oder **West-Lothian**, eine der kleinsten Grafschaften (Süd-) Schottlands, zählt auf 5¾ QM., wovon drei Viertheile Culturland bilden, 30000 E. Der Boden ist im Ganzen uneben, ohne gebirgig zu sein, am höchsten im Cairn-naple, der sich 1400 F. hoch erhebt, bewässert vom Avon und Amond, im Hügellande bewaldet und weidenreich, theilweise mit Moorgründen und Morästen bedeckt, namentlich im Südwesten, strichweise auch sandig oder thonig, überall aber, wo es möglich ist, fleißig und gut bebaut mit Flachs, Getreide, Gartenfrüchten und Kartoffeln. Das Klima ist ziemlich kühl. Man zieht Pferde und Rindvieh, beutet fast überall Steinkohlenlager aus, gewinnt Baisalz und Walkererde, bricht Quadersteine und Kalk, betreibt etwas Schiffbau, aber sonst nur wenig Manufacturen. Der Handel führt Kohlen, Kalk, Bausteine und Salz aus. Der Hauptort **Linlithgow**, ein Borough, mit Edinburg und Glasgow durch den Unionskanal und die Eisenbahn verbunden, an einem kleinen See gelegen, zählt 4200 E., welche hauptsächlich Leder und Schuhmacherarbeiten verfertigen, Leinweberei, Bleichen und Branntweinbrennerei unterhalten. Am nördlichen Ende liegen auf einer Anhöhe die Ruinen eines königl. Schlosses, welches von Eduard I. erbaut, von den Schotten zerstört, von Jakob V. und Jakob VI. wiederhergestellt und verschönert wurde, seit dem Brande von 1746 aber in Trümmer zerfallen ist. Von Robert Bruce wurde es 1311 erobert; 1542 ward daselbst Maria Stuart geboren, 1569 der Regent Murray ermordet und 1662 der Unionstractat verbrannt. Die angrenzende goth. Schloßkirche ist in neuerer Zeit wiederhergestellt worden. Unter den modernen Gebäuden zeichnen sich das Rathhaus und das Gefängniß aus. Eine Meile nördlich von L. liegt der geräumige und sichere Hafen **Boneß** oder **Borrowstowneß**, ein enger, unreinlicher Ort mit 3000 E., Steinkohlengruben, Schwefelsäure- und Salmiakfabriken und Kohlenausfuhr.

Linné (Karl von), einer der berühmtesten Naturforscher aller Zeiten, geb. zu Räshult in Småland 4. Mai 1707, war der Sohn eines armen Landpfarrers und verlebte seine erste Jugend unter dem Drucke großer Dürftigkeit. Auf der Schule zu Wexiö, die er von seinem zehnten Jahre an besuchte, um sich nach dem Wunsche seiner Ältern zum geistlichen Stande vorzubereiten, opferte er einer früh entwickelten Neigung zur Pflanzenwelt so viel Zeit, daß er in den gewöhnlichen Sprachstudien zurückblieb. Der Vater betrachtete ihn als ungerathenen, zur Theologie unfähigen Sohn und gab ihn zu einem Schuhmacher in die Lehre. Zum Glück hatte ein Hausfreund, Dr. Joh. Rothmann, Arzt zu Wexiö, L.'s aufstrebenden, den Erfahrungswissenschaften zugewandten Geist richtig erkannt. Derselbe rettete ihn der Wissenschaft, indem er den Vater bewog, der Neigung des Sohnes nachzugeben, und zugleich

sich erbot, ihn zu sich zu nehmen und während eines Jahres die Kosten seiner Erziehung zu tragen. Auch unterrichtete Rothmann selbst seinen jungen Schüler in der Physiologie und Botanik und gab ihm Tournefort's Werke in die Hände. Im J. 1727 bezog L. die Universität zu Lund, um Medicin zu studiren, und im folgenden Jahre ging er nach Upsala, wo er ebenfalls fleißig arbeitete, aber in großer Armuth schmachtete. Da gewann ihn der berühmte Theolog Olaf Celsius lieb, nahm ihn in sein Haus auf, stellte ihm seine Bibliothek zur Verfügung und machte ihn zum Gehülfen bei Bearbeitung seines Werkes über die biblischen Pflanzen. Auch empfahl ihn derselbe an Olaf Rudbeck, Professor der Botanik, dessen Gunst L. ohnehin schon durch eine Arbeit erlangt hatte, in welcher die Grundlagen des später vollendeten Sexualsystems (Botanik) entwickelt wurden. Von Rudbeck zwei Jahre später zum Aufseher des botanischen Gartens und Demonstrator gewählt und sonst kräftig unterstützt, machte L. so rasche Fortschritte in seiner Wissenschaft, daß er im 24. J. einen „Hortus Uplandicus" schrieb. Im Auftrage der Regierung durchreiste er nun Lappland allein, zu Fuß und Entbehrungen aller Art ertragend, vom Mai bis Nov. 1732. Das Ergebniß dieser beschwerlichen Reise legte er später in der „Flora Lapponica" (Amst. 1737) nieder. Bald nach der Rückkehr aus Lappland begab er sich nach Fahlun, wo er Mineralogie lehrte und seine spätere Gattin, die Tochter des Arztes Moräus, kennen lernte, die ihm die Mittel vorschoß, in Holland zu promoviren. Er erlangte in Harderwyck 1735 die Würde eines Doctors der Medicin und verlebte dann in Berührung mit van Royen, Gronov, Boerhaave und Joh. Burmann zwei Jahre theils in Leyden, theils in Hartekamp, wo ihm Georg Cliffort, ein reicher Bankier und Besitzer eines der schönsten Gärten jener Zeit, die Aufsicht über seinen Garten anvertraute. Der Aufenthalt in Holland trug viel zur Begründung von L.'s Rufe bei. Er gewann hier nicht allein die meisten Naturforscher für seine damals noch neuen und vom Herkömmlichen sehr abweichenden Ansichten, sondern fand auch Gelegenheit, durch Benutzung des überaus reichen, in Gärten und Sammlungen aufgehäuften Materials, die Grundzüge eines Systems der drei Naturreiche aufzustellen, welches dem Bedürfnisse der Zeit entsprach und fast von allen Seiten her mit Freude begrüßt wurde. In Holland war es, wo L. seine wichtigsten Werke mit überraschender Schnelligkeit nacheinander herausgab. In seinen literarischen Arbeiten entwickelte er eine einfache, leicht verständliche Methode des Sexualsystems, ersetzte die langen Phrasen durch Artennamen, stellte Gesetze für Nomenclatur der Organe und Gruppen auf, setzte eine glückliche Präcision an die Stelle der Unbestimmtheit der frühern Beschreibungen und führte diese Umwälzung gleichzeitig in allen drei Naturreichen durch. Zuerst erschien in Holland sein „Systema naturae" (Leyd. 1735), dann „Fundamenta botanica" (Leyd. 1736); „Genera plantarum" (Leyd. 1737); „Corollarium generum plantarum" (Leyd. 1737), mit Darstellung des Sexualsystems; ferner die oben erwähnte „Flora Lapponica", der „Hortus Cliffortianus" (Amst. 1737) u. s. w. L. besuchte hierauf England und 1738 Paris, wo er häufig mit Antoine und Bernard de Jussieu (s. d.) zusammenkam, von denen der Letztere ihn zu botanischen Excursionen bis nach Burgund veranlaßte. Er kehrte sodann, die in Holland und Frankreich erhaltenen Anerbietungen ausschlagend, über Göttingen nach Schweden zurück, wo man sich jedoch so wenig um ihn kümmerte, daß er nothdürftig von ärztlicher Praxis zu leben und endlich sogar als Schiffsarzt in die Flotte einzutreten sich genöthigt sah. Haller, früher sein Gegner, hatte ihn in Göttingen liebgewonnen und trug ihm nun die eigene Professur an; unglücklicherweise aber erhielt L. dieses Anerbieten erst nach seinem Eintritt in den Seedienst. Die Reichsräthe Tessin und Höpken nahmen sich indessen seiner an und führten ihn beim schwed. Hofe ein, wo er durch glückliche Behandlung von Brustkrankheiten die Gunst der Königin Ulrike Eleonore gewann und bald sehr bedeutende Praxis erlangte. Durch Verwendung seiner Gönner wurde er 1739 seines Amts als Flottenarzt entbunden, mit dem Titel eines königl. Botanikers zum Präsidenten der stockholmer Akademie erhoben und 1740 zum Anführer einer vom Reichsrath veranstalteten naturhistorischen Expedition nach Oland und Gothland ernannt. Er heirathete jetzt die Tochter des Prof. Moräus und sah auch seinen Wunsch nach einer ruhigen Stellung, welche ununterbrochene Forschung gestattete 1741, durch die Verleihung einer medicinischen Professur in Upsala erfüllt, welche er 1742 mit der botanischen Professur vertauschte. Vom Könige wurde er 1747 zum Leibarzte ernannt und 1757 in den Adelstand erhoben. Im J. 1762 nahm ihn die pariser Akademie der Wissenschaften in die Zahl ihrer acht auswärtigen Mitglieder auf. Bis wenige Jahre vor seinem Tode lebte er in ziemlich einförmiger Weise in Upsala, bewies aber während dieses Zeitraums eine fast beispiellose Thätigkeit, indem er außer einer Reihe neuer Auflagen seiner frühern Werke nacheinander Beschreibungen seiner naturhistorischen

Reisen durch Schweden, eine Flora (1745) und eine Fauna von Schweden (1746), den „Hortus Upsaliensis" (1748), eine „Materia medica" der drei Reiche (1749—52), seine berühmte „Philosophia botanica" (1751), die beschreibenden Verzeichnisse von mehren großen Naturaliensammlungen, besonders aber das Hauptwerk, die „Species plantarum" (Stockh. 1753) herausgab. Neben diesen umfänglichen Werken lieferte er noch an 200 akademische Gelegenheitsschriften und eine sehr große Zahl von wichtigen und sorgfältig gearbeiteten Abhandlungen, die in den Schriften der Societäten zu Stockholm, Upsala, Petersburg, London u. s. w. sich befinden. Auf Kosten der Regierung schickte er elf seiner besten Zöglige in entfernte Länder auf Reisen und erhielt schöne Sammlungen, welche er in seinem Museum zu Hammarby niederlegte. L. litt an der Gicht und wurde 1774 von einem leichten Schlagflusse getroffen, der sich 1776 wiederholte. So verbrachte er die letzten vier Jahre seines Lebens in trauriger Schwäche des Geistes und Körpers. Er starb 10. Jan. 1778.

L. gehört zu den großen Reformatoren der Wissenschaft, welche nur selten auftreten. Begabt mit einem logischen Verstande von seltener Schärfe, einer ungewöhnlichen Gabe der Beobachtung, Auffassung und Combination, löste er die schwierigste Aufgabe, die je ein Naturforscher sich gesetzt hat: die Anordnung eines für jene Zeit sehr großen, aber in der unglaublichsten Verwirrung daliegenden Materials, und mußte zu diesem Zwecke nicht allein fast jeden einzelnen dieser Gegenstände genau untersuchen, sondern leitende Grundsätze entdecken und sogar eine Kunstsprache erfinden, die nichts weniger als willkürlich, sondern auf Forschung und Erkenntniß beruhte. Ein größerer Botaniker als Zoolog wirkte dennoch L. sehr gedeihlich auch für die letztere Wissenschaft, die sich in noch weit größerer Verwirrung befand als die Pflanzenkunde. Daß L.'s systematische Anordnung beider Reiche, ungeachtet des Widerspruchs einiger theilweise sehr unwürdiger Gegner, vielen Beifall fand und endlich, mit Ausnahme Frankreichs, in allen Ländern angenommen wurde, folgte theils aus dem schwergefühlten Bedürfnisse einer umfassenden Anordnung überhaupt, theils aus der großen Faßlichkeit des L.'schen Systems. Wenn es lange nach L.'s Tode von Vielen versucht worden ist, des großen Forschers Verdienste herabzusetzen und ihm namentlich eine höhere und freiere Naturanschauung abzusprechen, so ist die spätere Zeit gerechter gewesen und hat erkannt, wie überall in L.'s Schriften geistreiche Andeutungen sich finden, aus welchen man auf ein tieferes Verständniß des innern Zusammenhangs der Organismen und Kenntnisse des Baus und der Lebensthätigkeiten der einzelnen schließen darf. Noch wird in Upsala L.'s Zimmer im ursprünglichen Zustande erhalten, und seine von Byström verfertigte Bildsäule ziert den einfachen Garten, während Karl XIV. Johann ihm zu Ehren 1819 in Råshult eine Schule errichtete. L.'s Herbarium enthielt über 7000 Arten, eine für jene Zeit sehr beträchtliche Menge. Es kam in den Besitz des Sohnes, der jedoch den Vater nur wenige Jahre überlebte. Die Witwe verkaufte nun die Sammlungen heimlich an den Briten Smith, die so nach England kamen, wo sie jetzt der Linné'schen Societät in London gehören. Vgl. Stöver, „Lebensbeschreibung Karl von L.'s" (Hamb. 1792); „L.'s Aufzeichnungen über sich selbst", mit Anmerkungen von Afzelius (Ups. 1823; deutsch von Lappe, Berl. 1826); Fée, „Vie de Charles de L." (Par. 1832); „Linnaei epistolae ad Jacquin", herausgegeben von Endlicher (Wien 1841). — Sein Sohn, Karl von L., geb. zu Fahlun 1742, seit 1760 Demonstrator am königl. Garten zu Upsala, 1763 außerordentlicher Professor der Medicin und Botanik daselbst, 1766 Substitut seines Vaters, 1778 Nachfolger desselben, gestorben 1783, lieferte mehre sehr brauchbare botanische Schriften, erweckte aber nicht die Hoffnung, daß er einst seinen Vater vollkommen ersetzen werde. Die Familie L.'s ist gegenwärtig ausgestorben.

Linnen und Linnenindustrie. Unter Linnen faßt man im Allgemeinen die Producte der Verarbeitung des Flachses und des im Wesentlichen der gleichen Behandlung unterliegenden Hanfs zusammen. Beide sind die Bastfasern von Pflanzenstengeln, welche nur durch eine weitläufige Reihe von Operationen im reinen spinnbaren Zustande dargestellt werden können (Flachs). Die Linnenindustrie zerfällt in die zwei großen Zweige der Garnspinnerei und der Linnenweberei. Das Spinnen der linnenen Garne (s. Garn) machte von Alters her eine Beschäftigung der Landleute in denjenigen Gegenden aus, wo das Material dazu, der Flachs, gezogen wird. Die einfachen Geräthe, deren man sich dazu bediente (die Handspindel und später das Spinnrad) gewährten den Vortheil, daß die Spinnerei auch von den Ärmsten als ein einen bescheidenen, aber sichern Erwerb lieferndes Geschäft ausgeübt werden konnte, zumal das erzeugte Garn großentheils von den Landleuten selbst zu Linnen verwebt wurde, also fast die ganze Industrie in denselben Händen vereinigt war. Noch jetzt sehen wir theilweise diesen Zustand in einigen Gegenden Deutschlands, namentlich Westfalen und einem großen Bezirke des König-

reichs Hannover, bestehen. Allein seit dem Beginn des großen Aufschwungs der Baumwollenverarbeitung gegen Ende des 18. Jahrh. (s. **Baumwollenindustrie**) wurden auch allmälig die Foderungen an die Erzeugnisse der mit jener nunmehr concurrirenden Linnenindustrie gesteigert. Mehr und mehr verlangte man nach feinern und vollkommenern Gespinnsten, nach feinern und schönern Geweben; und hinter diesen Anfoderungen mußten die erreichbaren Leistungen großentheils schon darum zurückbleiben, weil die Baumwollenspinnerei sich fortan eines bald sehr ausgebildeten Maschinensystems bediente, während die Flachsspinnerei nach wie vor Handarbeit, also zu sehr von der individuellen Handgeschicklichkeit abhängig blieb und der Vortheile des fabrikmäßigen Betriebs entbehrte. Maschinen auch zur Flachsspinnerei anzuwenden, lag nahe genug; aber die ganz verschiedenen Eigenschaften des Materials bedingten so völlig abweichende Constructionen dieser Maschinen, daß erst in den letzten Jahren vor 1800 die Engländer dahin gelangten, mit einigermaßen gutem Erfolge Maschinengarne aus Flachs hervorzubringen. Diese Industrie war anfangs so unbedeutend, daß Großbritannien noch fortwährend große Massen leinener Handgespinnste vom Festlande, namentlich aus Deutschland, einführte. Die durch Napoleon angeordnete Continentalsperre erschwerte den Verkehr und wirkte naturgemäß als ein kräftiges Aufmunterungsmittel für die brit. Maschinenspinnerei, welche im Stillen heranwuchs, während in Frankreich und Deutschland die gleichzeitig auftauchenden Versuche in diesem Fache nur sehr unvollkommene und äußerst eingeschränkte Erfolge hatten. Als daher nach wiederhergestelltem Frieden der Handel sich wieder freier bewegte, zeigte sich ein dem frühern ganz entgegengesetztes Verhältniß: Großbritannien, statt linnene Gespinnste und Gewebe von auswärts zu beziehen, gelangte bald dahin, seinerseits das Festland mit seinen derartigen Erzeugnissen zu überschwemmen und auf dritten Märkten, in Spanien, Westindien, Nord- und Südamerika, eine furchtbare Concurrenz gegen die deutsche Industrie zu eröffnen. Es dehnte nicht nur seine eigene Production von Rohflachs aus, sondern führte überdies ungeheuere Quantitäten desselben aus den Ostseeländern, aus Belgien, den Niederlanden und Deutschland ein, wogegen seine Ausfuhr an Garn und Geweben entsprechend stieg. Die Leinengarn-Einfuhr des Inselstaats sank in dem Zeitraume zwischen 1825 und 1849 von 6¼ Mill. Pf. auf 29600 Pf. herab; die Einfuhr an Flachs und Flachswerg hob sich dagegen in der Periode zwischen 1820 und 1849 von 376000 Ctrn. auf 1,807000 Ctr., und die Ausfuhr zwischen 1828 und 1849 von 50000 Pf. Garn auf 17¼ Mill. Pf., von 59½ Mill. Yards Leinwand auf 111¼ Mill. Yards. Die Preise der brit. Gespinnste und Gewebe stellten sich dabei immer niedriger; die Leistungen der dortigen Spinnereimaschinen erreichten qualitativ und quantitativ einen immer höhern Grad; die Linnenweberei wurde durch Anwendung der Dampfwebstühle, durch große Verbesserungen in der Appretur u. s. w. außerordentlich gehoben. Gegenwärtig beschäftigt die Flachsmaschinenspinnerei der vereinigten brit. Königreiche gegen 2 Mill. Feinspindeln. Frankreich empfing seit etwa 1805 die ersten und zwar unvollkommenen, von keinem dauernden Erfolge gekrönten Flachsspinnereianlagen (mit Maschinen) hauptsächlich durch Briten. Girard in Paris führte um 1810 und 1811 durch sinnreiche Erfindungen den Gegenstand der Vollkommenheit näher, konnte aber damit ebenso wenig in seiner Heimat als später in Östreich bestehen. Erst durch Einführung der neuern engl. Maschinensysteme und durch neuere Bemühungen franz. Mechaniker selbst kam in diesem Lande die mechanische Flachsspinnerei auf einen höhern Standpunkt, sodaß sie jetzt über 300000 Feinspindeln beschäftigt und die Garneinfuhr in dem Zeitraume zwischen 1842 und 1848 von 11⅓ Mill. Kilogrammes auf 407000 herabsank. Belgien besitzt noch bedeutende Handspinnerei für seine Garne zu Spitzen und Batist, daneben aber Maschinenspinnerei mit etwa 100000 Spindeln, und (1849) eine Garnausfuhr von 1½ Mill. Kilogrammes. Im Deutschen Zollvereine dagegen mögen gegenwärtig höchstens 60—70000 Spindeln (davon 49000 in acht schles. Spinnereien) vorhanden sein; in der östr. Monarchie 30—40000 Spindeln. Hier, wie überall auf dem Continente, datirt eine vollkommenere Einrichtung und Betriebsweise aus den Jahren zwischen 1830 und 1840, wo die neuern engl. Systeme eingeführt oder an die Stelle älterer und weniger brauchbarer gesetzt wurden. Großbritannien gegenüber befindet sich also das gesammte Deutschland noch auf einem sehr zurückgerückten Standpunkte in Ansehung der Linnenmaschinenspinnerei, und wir verdanken dies wenigstens zum Theil dem noch jetzt von Manchen hartnäckig gehegten Vorurtheile, daß Linnen aus Handgespinnst unbedingt besser seien als solche aus Maschinengespinnst, folglich die Briten mit ihren Erzeugnissen gar nicht unsere Linnenfabrikation untergraben könnten. In diesem Wahne hat man sich nicht eher stören lassen, als bis jene Untergrabung beinahe bis zum Ruin unserer Industrie gediehen war. Jetzt, wo unsere eigenen

Weber ohne Maschinengarn nicht mehr auszukommen wissen, liegt die schwierige Aufgabe vor, das während einer langen Reihe von Jahren Versäumte schleunigst nachzuholen. Die Maschinenspinnerei liefert aus gleich gutem Material entschieden einen gleichförmigern (also schönern) und eben deshalb festern Faden als durchschnittlich die Handspinnerei zu erzeugen vermag; gutes Handgespinnst findet indeß gegenwärtig als Einschuß in die Gewebe noch zweckmäßige Verwendung. Doch ist im Allgemeinen der Verdienst, welchen die Handspinnerei gewährt, so außerordentlich gesunken, daß dieser Umstand allein dem Jahrhunderte lang in Blüte gewesenen ländlichen Gewerbe in nicht ferner Zeit fast ein Ende machen muß. Der Gang bei der Verarbeitung des Flachses zu Garn ist kurz folgender: Der (zum Theil auf Maschinen, meist aber durch Handarbeit) fein ausgehechelte Flachs, welcher zu den feinen Gespinnsten gewöhnlich nicht in ganzer Länge, sondern auf zwei Theile abgerissen zur Verarbeitung kommt, wird auf einer ersten Maschine in ein langes, aus lose nebeneinander liegenden Fasern bestehendes Band verwandelt, welches auf zwei oder drei folgenden Maschinen verfeinert und in die Länge gestreckt, dann auf der Vorspinnmaschine weiter gestreckt und zu einem groben lockern Faden gedreht wird. Letztern bildet endlich die Feinspinnmaschine zu fertigem Garn, wobei das Spinnen entweder trocken, oder mit Hülfe von kaltem Wasser, oder mittels fast kochendheißen Wassers geschieht. Maschinen, welche feine Gespinnste erzeugen, arbeiten alle nach der letzterwähnten Weise. Gewebe von Flachs werden schon in den frühesten Zeiten bei den Ägyptern und Griechen erwähnt. Unter den jetzt gebräuchlichen linnenen Stoffen spielt die schlichtgewebte Leinwand die Hauptrolle. Ihr ähnlich, aber sehr fein und etwas locker gearbeitet ist der Batist (s. d.), dem gegenüber als das gröbste und dichteste Linnengewebe das Segeltuch (s. d.) steht. Gemusterte Linnenstoffe sind Damast (s. d.) und Drell.

Linos, aus Theben, ein berühmter Sänger und Tonkünstler des mythischen Zeitalters, dessen Leben man gewöhnlich um 1280 v. Chr. ansetzt, war der Sage nach ein Sohn des Apollo und Lehrer des Orpheus und Hercules in der Musik, wurde aber von Letzterm, weil er ihn wegen seiner Fehlgriffe der Verlachung preisgegeben, mit der Cither erschlagen, nach Andern von Apollo selbst, dem er sich im Citherspiele gleichzustellen wagte, getödtet.

Linse (Ervum Lens, oder richtiger wegen des oberwärts flachen Griffels Lathyrus Lens) ist eine zu den Hülsenfrüchten gehörende einjährige Culturpflanze, welche im Oriente und südlichen Europa unter der Saat wild wächst, jetzt aber in ganz Europa und zum Theil auch in den andern Erdtheilen allgemein angebaut wird. Der $\frac{1}{2}$—$1\frac{1}{2}$ F. hohe Stengel trägt gefiederte Blätter mit 6—8 Blättchenpaaren und nur die obern Blätter gehen in eine Wickelranke aus. Die Kelchzähne sind so lang oder noch länger als die Fahne der weißen, lilafarben geäderten oder hellbläulichen Blume. Man hat einige Varietäten, die sich durch Farbe und Größe der Samen unterscheiden, welche bald klein, bald groß, bald grünlich-, ocher- oder scherben-gelb, bald schwarz punktirt oder ganz schwarz sind. Die Varietät mit großem Samen ist unter dem Namen **Pfennigslinse** bekannt. Die Samen der Linse gewähren eine sehr nahrhafte und zugleich noch leichter verdauliche Speise als die Erbsen. Auch haben sie als Viehfutter großen Werth; besonders soll die Milch sehr fett danach werden. Oft wird den gekochten Linsen des Wohlgeschmacks wegen Essig zugesetzt; allein durch diesen werden auch die schon weich gekochten Linsen wieder hart und unverdaulicher. Das Mehl der Samen war sonst in der Heilkunde gebräuchlich, und noch jetzt dient in den Rheinländern ein aus Bier und Linsenmehl gekochter Brei als Volksmittel bei Knochengeschwüren.

Linse bezeichnet in der Optik ein Stück eines durchsichtigen Mittels (z. B. Glas), das auf beiden Seiten durch Theile von Kugel- (oder Cylinder-) Oberflächen begrenzt wird. Die beiden krummen Flächen, welche die Seiten der Linse bilden, brauchen übrigens nicht Stücke einer und derselben Kugeloberfläche zu sein, sondern können Kugeln von sehr verschiedenen Halbmessern angehören. Je nachdem die erhabene Seite der Kugelfläche oder die hohle vertiefte nach außen gewendet ist, nennt man die Fläche eine convexe oder eine concave. Anstatt durch eine gekrümmte Fläche kann die eine Seite einer Linse durch eine Ebene gebildet werden, also plan sein. Nach der Gestalt der beiden Seiten wird der Name der Linse gebildet: biconvexe Linse, wo beide Seiten convex, planconcav, wo eine Seite plan, die andere concav; convexconcav, wo die eine Seite convex, die andere concav. Eine convexe Krümmung der Flächen gibt den Linsen die Fähigkeit, die auf sie fallenden Lichtstrahlen convergent zu machen, oder sie wenigstens, wenn sie gar zu stark divergiren sollten, durch Verringerung ihrer Divergenz der Convergenz näher zu bringen, während concave Krümmungen gerade umgekehrt wirken und die auf sie fallenden Strahlen divergent machen. Welche Wirkung eine Linse hat, deren eine Seite convex, die an-

dere concav ist, hängt von der Größe der Krümmungen der beiden Seiten ab. Diejenige Seite, welche stärker gekrümmt ist, d. h. welche zu der Kugeloberfläche mit dem kleinern Halbmesser gehört, überwiegt in der Wirkung und bestimmt, ob die Linse in Bezug auf die Ablenkung der Lichtstrahlen denen mit convexen oder mit concaven Flächen zugezählt werden muß. Linsen mit convexen Oberflächen haben in Folge der vorhin erwähnten Einwirkung auf das Licht die Eigenschaft, von einem in nicht zu geringer Entfernung vor ihnen stehenden Gegenstande auf einem hinter ihnen befindlichen weißen Schirme ein Bild zu erzeugen, indem alle von einem Punkte des Gegenstandes ausgehenden Lichtstrahlen bei ihrem Durchgange durch die Linsen so gebrochen werden, daß sie weiterhin sich in einem Punkte durchschneiden und also in ihm ein Bild des Punktes, von dem sie ausgegangen, geben. Darauf gründet sich ihre Anwendung zu Objectiven der Fernröhre (s. d.), Mikroskopen (s. d.) u. s. w. Wenn der Gegenstand einer convexen Linse zu nahe steht, sodaß die von ihm ausgehenden Lichtstrahlen zu stark divergirend auf dieselbe fallen, so entsteht hinter ihr kein Bild des Gegenstandes mehr; die Lichtstrahlen werden dann nur weniger divergent gemacht und scheinen also einem hinter der Linse befindlichen Auge aus einer größern Entfernung herzukommen. Über achromatische Linsen s. **Achromatisch. Aplanatische** Linsen heißen aus zwei oder drei Linsen zusammengesetzte Linsen, welche alle von einem Punkte ausgehenden Strahlen wieder genau in einen Punkt vereinigen, was bei einer gewöhnlichen einfachen Linse wegen ihrer Kugelgestalt nicht ganz genau der Fall ist. Die convexen Linsen heißen auch wol Sammelgläser, die concaven Zerstreuungsgläser.

Linth, ein im schweiz. Canton Glarus durch die Vereinigung dreier Bäche am Fuße des Tödi entspringender Fluß, ist besonders durch das von Escher von der Linth (s. d.) ausgeführte hydrotechnische Unternehmen bekannt. Die Regulirung erfolgte durch den 19000 F. langen Molliserkanal, wodurch die Linth in den Wallenstädtersee geleitet wurde, den sie bei Wesen verläßt. Die Verbindung zwischen dem Wallenstädtersee und dem Zürichersee, in den sich die Linth unterhalb Grynau ergießt, wurde zum Schutz gegen frühere Überschwemmungen und gegen Versumpfung durch den 57000 F. langen **Linthkanal** hergestellt, wodurch zugleich der Cultur etwa 20000 Morgen gewonnen wurden. Das **Linththal** mit dem Schwefelbade Stachelberg, mit den Wasserfällen des Schreyenbachs, Fätschbachs und Dießbachs ist eine der reizendsten Gegenden der Schweiz.

Linz, die Hauptstadt des Kronlandes Östreich ob der Ens, in einer reizenden Gegend am rechten Ufer der Donau gelegen, über die hier eine 1700 F. lange Holzbrücke führt, zählt ohne die ansehnliche Garnison 28000 E. und ist Sitz der Statthalterei, des Militärobercommandos, eines Oberlandes- und eines Landesgerichts, eines Telegraphenamts und anderer Behörden, sowie eines Bisthums. L. macht auf den Fremden den Eindruck einer stillen Landstadt. Obgleich der Marktplatz, von der Donau aus aufsteigend und von hohen wohlgebauten Häusern umgeben, an Großartigkeit dem Graben zu Wien oder der Zeil in Frankfurt zur Seite steht, so herrscht doch eine um so auffallendere Stille auf demselben. In seiner Mitte steht die 1723 von Karl VI. errichtete Dreifaltigkeitssäule. Von öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen die Domkirche, 1670 erbaut, mit herrlicher Orgel; die 1726 erbaute Stadtpfarrkirche; die Kapuzinerkirche mit dem Marmorgrabmal des Grafen Montecuculi; die in einfachem, aber edelm Stile 1844 erbaute evang. Kirche; das Landhaus u. s. w. Im Schloß, welches oberhalb der Brücke an einem Abhange hoch hervorragt, hatte Leopold I. seine Residenz, als die Türken 1683 Wien belagerten. Jetzt ist es zu einer Strafanstalt eingerichtet. Von Anstalten für Wissenschaft, Unterricht und Erziehung bestehen in L. ein Lyceum, ein bischöfliches Seminar, ein Gymnasium, eine Normalhauptschule, eine Ober- und Unterrealschule, drei Musterschulen, ein Taubstummeninstitut, eine Privat-Blindenanstalt u. s. w. Unter den Vereinen und Gesellschaften ist der wissenschaftliche Verein zur Beförderung vaterländischer Interessen von einiger Bedeutung. Die Lycealbibliothek zählt 25000 Bände, worunter 500 Incunabeln; das Landesmuseum im Ständehause enthält eine Menge provinzieller Gegenstände, röm. Alterthümer, Holzschnitzbilder u. dgl. Die Zahl der Wohlthätigkeitsanstalten, worunter ein Irrenhaus und ein Gebärhaus, ist nicht gering. Die früher berühmte k. k. Ärarial-Wollenzeugmanufactur, in einem ungeheuern Gebäude, wurde in neuerer Zeit bis auf die Teppichweberei und die Schafwollenzeugdruckerei aufgehoben dagegen 1850 eine Ärarial-Cigarrenfabrik errichtet. Die Stadt ist sehr gewerbfleißig; es blühen hier Fabriken für Tuch und Kasimir, Baumwollenwaaren, Barchent, Leder, Spielkarten u. s. w. Der Handel ist sehr lebhaft; die Geschäfte in Wollenzeug, Teppichen, Baumwollenwaaren, Tuch, Leinen, Zwirn und Eisen, sowie die Spedition auf der Donau sind bedeutend. L. ist durch eine Pferdeeisenbahn mit Budweis einerseits und Gmunden andererseits, sowie durch tägliche

Dampfschiffahrt mit Wien und Regensburg verbunden. Die neue Befestigung von L. hat in der Geschichte dieser Kunst Aufsehen erregt und ist mehrfach nachgeahmt worden. Sie besteht in 32 sich gegenseitig deckenden Thürmen, die der Erzherzog Maximilian von Este 1803—36 erbaute und von denen 23 am rechten, 9 am linken Ufer der Donau liegen. Die höchste Stellung, der sogenannte Pöstlingsberg, hat fünf zu einer Befestigung verbundene Thürme und bildet so gleichsam die Citadelle des ganzen befestigten Lagers, welches L. zu einer strategischen Festung ersten Rangs erhebt. Von dem Pöstlingsberge, sowie vom Jägermaier und St.-Magdalena aus genießt man herrlicher Aussichten. Im Mittelalter gehörte die Stadt zu der Grafschaft Kyrnberg und kam 1140 mit der letztern an Leopold VI. von Östreich. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie vergebens belagert, im Östreichischen Erbfolgekriege aber 1741 von den Baiern erobert. Am 17. Mai 1809 hatte hier ein Gefecht zwischen einem östr. und einem würtemberg.-sächs. Corps zum Vortheil des letztern statt.

Lion wird in London jede Merkwürdigkeit des Tages, gleichviel ob Personen oder Dinge, genannt, und wer in kurzer Zeit viele dergleichen Merkwürdigkeiten sieht, heißt ein **Lionkiller**, Löwentödter. In Paris nennt man jetzt Lion, was man sonst Elégant, Incroyable, noch früher Roué, Muscadin, Petit-Maître nannte; auch gebraucht man das Wort Lion fast gleichbedeutend mit Dandy und Fashionable. Die pariser Löwen sind mit wenigen Ausnahmen Parvenus, reichgewordene Speculanten, sehr wenig mit Wissenschaft und Kunst, aber sehr viel mit Hunden und Pferden beschäftigte Bankierssöhne, oft auch äußerst zweideutige Individuen, die ihre Hülfsmittel sowol von galanten Damen als auch vom Spiel und andern Industrien ziehen. Sie glänzen weder durch Geist noch durch Originalität; sie arbeiten nichts, sie wissen nichts, sie sprechen schlecht, wenn auch laut, sie sind ein Auswuchs von jungen und ältern Gecken, wie sie in allen großen Hauptstädten mehr oder weniger zu finden sind. Unter den pariser Löwen ist von den deutschen Sitten das minder Lobenswerthe angenommen worden, z. B. das Rauchen auf allen Straßen, Spaziergängen, selbst in Gegenwart von Damen; sowie man auch von den engl. Sitten gerade das Unfeinste und Excentrischste angenommen hat: die Männerdiners, die Jockeymanieren und starke Wetten. In London gab lange ein eleganter Franzose, der 1852 gestorbene Graf d'Orsay, den Ton an; seine Worte waren Modeorakel, seine Kleidung war die allgemeine Norm, sein Wille das Gesetz der Fashion, kurz, er war der Lord Byron der Mode und in London von allen Ständen und von allem Volk gekannt, ja ein populärer Name. In Paris hingegen stand längere Zeit hindurch ein Engländer an der Spitze der guten Gesellschaft oder, um eigentlicher zu reden, der Classe, welche sich die Gesellschaft von gutem Tone nennt: **Lord Seymour**, der am meisten zum Ton der jetzigen pariser Jugend beigetragen hat. Jung, lebenslustig, verschwenderisch, nach Originalität haschend, sammelte er in Paris eine Menge junger und reicher Leute um sich, denen er ein Vorbild ward in ausgelassenen Sitten und Excessen. Das gemeine Volk selbst erstaunte über den Skandal; die Lastträger und Straßenkehrer zeigten mit Fingern auf den Ceremonienmeister der Frechheit und gaben ihm den Namen Lord Arcouille. Das Gegenstück, gleichsam die Weibchen von dieser Männerart, sind die sogenannten **Löwinnen** (lionnes), hin und wieder auch Tigerinnen und Pantherinnen genannt. Sie sind zu Paris in Aller Munde, empfangen die meiste Huldigung, sind oft nicht die Schönsten, selten die Gebildetsten und tragen nie den besten Namen, aber sie reiten gut, fehlen bei keinem Wettrennen, erhalten Besuche von Herren mit Sporn und Reitpeitsche, sprechen über Reitschulmethoden und Stallgegenstände wie ein Jockey von Piccadilly, kennen die Technik aller Pferdebressur und geberden sich wie moderne Amazonen. Mit jungen und alten Herren vertraulich, Handschlag auf Handschlag, der Orthographie und dem guten Stil weniger befreundet als den männlichen Kraftausdrücken und der feinen Cigarette, bilden diese anmuthlosen Frauen, selbst wenn sie bergab gehen, den Mittelpunkt sehr besuchter Modecirkel, wo sie herrschen und eine Heerde an ihrem Winke hängender Löwen um sich haben.

Liparische Inseln, bei den Alten auch Äolische Inseln genannt, zwölf an der Zahl, im Mittelländischen Meere, an der Nordseite Siciliens, gehören zur Provinz Messina des Königreichs beider Sicilien und haben etwa 20000 E. Die vorzüglichsten sind Lipari, Volcano, Panaria, Stromboli, Salina, Felicudi, Alicudi und Ustica. Alle scheinen durch ein unterirdisches Feuer entstanden zu sein; daher legten die alten Dichter hierher Vulcan's Werkstätte, sowie die Wohnung des Äolus. Sie sind reich an Wein, Rosinen, Korinthen, Feigen, Baumwolle, Rebhühnern, Kaninchen, Fischen, Bimsstein und Schwefel. **Lipari**, die größte, mit 15000 E. auf 5 QM., ist fruchtbar, besitzt heiße Bäder, und von dem vortrefflichen Malvasierwein, welcher

hier wächst, werden jährlich 2000 Fäßchen versandt. Der Handel auf Lipari mit Südfrüchten, hauptsächlich mit Weinbeeren und Feigen, ist beträchtlich. Das gleichnamige Städtchen auf Lipari mit 12000 E. ist der Sitz eines Bisthums und hat zwei Häfen und ein Castell auf einem hohen Berge. **Volcano** und **Stromboli** haben feuerspeiende Berge; besonders wirft der 2520 F. hohe Vulkan auf letzterer Insel das ganze Jahr hindurch Feuer und glühende Steine aus; in einem erloschenen Krater auf Volcano findet man Borsäure. Felicudi, die höchste unter den Inseln, erhebt sich bis 2862 F. über das Meer. Der weißliche Bimsstein, der sich in vielen Schichten in dem hohen, kegelförmigen Berge Campobianco findet, bildet einen Handelsartikel.

Lipinski (Karl), ausgezeichneter Violinspieler, geb. im Nov. 1790 zu Radzyn in Polen, erhielt den ersten Unterricht in der Musik von seinem Vater und widmete sich vorzugsweise dem Violoncellspiel mit so glücklichem Erfolg, daß er noch sehr jung die Concerte von Romberg und Lamare öffentlich spielte. Ein treffliches Muster war ihm der aus Wien gebürtige, in Lemberg als Beamter angestellte Kernes, der sich als Componist für das Violoncell, meist in äußerst schwierigen Productionen, auszeichnete und 1823 starb. Als Musikdirector beim lemberger deutschen Theater, 1810—14, vervollkommnete sich L. immer mehr im Violinspiel, wobei er den von dem gewöhnlich geltenden, verzierten und ital. Vortrage abweichenden Weg einschlug, der mehr auf Ton und Gehalt als auf tändelnden Schmuck führte. Um Spohr bei dessen Anwesenheit in Wien 1814 zu hören, legte er seine Directorstelle nieder und wurde durch diesen nur noch mehr bestärkt, daß die von ihm eingeschlagene, von Andern angefochtene Art des Spiels zur wahren Kunst führe. Zurückgekehrt in sein Vaterland lebte er hier privatisirend, bis er 1817 seine erste große Kunstreise nach Italien unternahm, um Paganini zu hören. Nachdem er mehre öffentliche Concerte in Oberitalien gegeben, traf er ihn in Piacenza und theilte mit ihm den Beifall des Publicums in zwei Doppelconcerten. Nach seiner Rückkehr nach Polen 1818 fand er auch hier gerechte Anerkennung und machte seitdem mehre Kunstreisen nach Ungarn, Deutschland und Rußland. Nachdem er den Titel eines ersten Violinspielers des Kaisers von Rußland erhalten hatte, ging er 1829 nach Warschau, wo er wieder mit Paganini zusammentraf. Er ließ sich in einen Wettkampf mit demselben ein und das Publicum theilte sich in zwei Parteien. Hierauf kehrte er nach Lemberg zurück, seine Zeit zwischen Spiel, Composition und Studium theilend. Im J. 1835 unternahm er eine größere Kunstreise durch Deutschland, Frankreich und Italien und 1840 wurde er als Concertmeister der königl. Kapelle nach Dresden berufen. Das Wesen seines Spiels beruht bei staunenerregender Sicherheit und Bravour in einer selten gehörten, oft bis auf die äußerste Grenzlinie des Schönen gesteigerten Mächtigkeit und Energie des Tons und in einer Kühnheit und Schwunghaftigkeit des Vortrags, die alle Stufen der Empfindungsscala von der rührendsten Zartheit bis zu dithyrambischem Gefühlsüberschwang mit gleichüberzeugender Wahrheit zur Darstellung bringt. Wenn auch L. keinen Anspruch auf einen classischen und fruchtbaren Tonsetzer macht, so stehen doch seine Compositionen höher als gewöhnliche Virtuosenmusik. Zwar sind sie vorzugsweise auf Geltendmachung der Kunst des Spielers berechnet, viele aber haben zugleich einen gewissen Kunstwerth, und sein „Militärconcert" gilt für einen Hauptprüfstein eines tüchtigen Geigers.

Lipogrammatisch oder **leipogrammatisch** nennt man literarische Arbeiten und Gedichte, in welchen gewisse Buchstaben absichtlich vermieden werden. So schrieb Lope de Vega eine Novelle ohne die Buchstaben L und A; auch gibt es von G. W. Burmann „Gedichte ohne den Buchstaben R" (Berl. 1788). Es sind unnütze Spielereien; denn die verdrießliche Mühe des Weglassens muß jeden gesunden Gang der Dichtung lähmen.

Lippe, unrichtig auch **Lippe-Detmold** genannt, ein souveränes deutsches Fürstenthum, mit einem Areal von 22 □M., ist, die 2 □M. umfassenden Enclaven abgerechnet, zum größten Theil von Preußen, an der östlichen Seite aber von der kurhess. Grafschaft Schaumburg, Hannover, der waldeckschen Grafschaft Pyrmont und Braunschweig begrenzt. Die Enclaven sind das Amt Lipperode, das Stift Kappel und die Bauernschaft Grevenhagen; die mit Preußen früher gemeinschaftliche sogenannte Gesammtstadt Lippstadt ist durch Vertrag vom Mai 1850 gegen eine Rente von 9000 Thlrn. völlig an Preußen übergegangen. Der Teutoburger Wald ist die Hauptgebirgskette, welche das berg- und waldreiche Ländchen von SO. nach NW. durchzieht. Die größte Naturwerkwürdigkeit desselben sind die Externsteine (s. d.). Die auf der nördlichen Seite des Teutoburger Waldes entspringenden Flüsse strömen der Weser, welche zum Theil die nördlichste Grenze des Landes ausmacht, die auf der südlichen dem Rheine zu. Von den Höhen dieses Gebirgs blickt man auf der einen Seite in das fruchtbare Thal der Werre und Bega, auf der andern aber in die Sandfläche der Senne, welche indeß die fortschreitende Cultur der neuern

Zeit ebenfalls angebaut hat. Der übrige Theil des Landes bietet eine beständige Abwechselung zwischen Wald, Wiese und Feld dar. Das Klima trägt den allgemeinen westfäl. Charakter an sich und muß eher rauh als mild genannt werden. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 106615, von denen bei weitem die Mehrzahl sich zur ref. Kirche bekennt, welche die herrschende ist. Nur in Lemgo ist die luth. Confession überwiegend. Die 2286 Katholiken haben in Detmold, Lemgo und im Amte Swalenberg Kapellen. Juden gibt es gegen 1069. Der Charakter des Volkes ist bieder und gut; Aufklärung und Bildung sind ziemlich allgemein verbreitet. Unter dem Bürger- und Bauernstande wird noch ziemlich allgemein das Plattdeutsche gesprochen. Die Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau. Obwol der Boden des Landes nicht übermäßig fruchtbar, so belohnt er doch den aufgewendeten Fleiß und läßt den Anbau der verschiedensten Getreidearten und Hülsenfrüchte zu. Besonders stark wird Flachs und Rübsamen angebaut. Ein mächtiger Hebel des Landbaus ist die Viehzucht, die durch die in Menge vorhandenen schönen Wiesen und Weideplätze sehr begünstigt wird. Eine besondere Aufmerksamkeit wurde schon von früher Zeit her der Pferdezucht zugewendet. Das fürstliche Gestüt zu Lopshorn erzieht die auch im Auslande durch ihre Dauerhaftigkeit und Schnelligkeit bekannten Senner. Mindere Sorgfalt verwendet man auf Veredelung der Schafzucht, wogegen die Schweinezucht in bedeutendem Umfange betrieben wird. In den zahlreichen Waldungen fehlt es nicht an Wild. Das lippesche Land gehört zu den holzreichsten in Deutschland und die Forstcultur wird sorgfältig beaufsichtigt. Die Salzquellen bei Uffeln sorgen reichlich für den Salzbedarf des Landes und gestatten zuweilen noch Exporte. Das Bad in Meinberg hat wieder bedeutend an Ruf gewonnen. Einen in großer Ausdehnung betriebenen Industriezweig besitzt das Land in der Leinweberei, verbunden mit dem Spinnen des von ihr consumirten Garns. Man webt feine Leinwand, Bielefelder Leinwand genannt, weil sie sonst meist von dem benachbarten preuß. Orte Bielefeld aus weiter versendet wurde, und grobe Leinwand, das sogenannte Leggelinnen. Ein vortreffliches Institut ist die 1826 in Lemgo errichtete Leggeanstalt, durch welche eine wirksame Controle über die Fehlerhaftigkeit des verfertigten Linnen geübt wird. Für die feine Leinwand ist kürzlich ein ähnliches Institut in Örlinghausen errichtet worden. Ein ganz eigenthümlicher Erwerbszweig der ärmern Bewohner des Ländchens ist das Ausziehen während des Sommers auf Arbeit ins Ausland, insbesondere auf Ziegelarbeit. Wie das Fabrikwesen, so ist auch der Handel von wenig Bedeutung; doch hat er sich in Folge des 1842 eingetretenen Anschlusses des Landes an den Deutschen Zollverein gehoben. Als für das Gemeinwohl segensreich wirkende Institute sind zu erwähnen: die 1752 errichtete, auf das Princip der Gegenseitigkeit begründete Landesbrandkasse; die 1804 begründete Sparkasse und Leihbank in Detmold; mehre Witwen- und Waisenkassen und die sogenannte Pflegeanstalt in Detmold, welche eine Bewahranstalt für kleine Kinder, ein Krankenhaus, ein freiwilliges Arbeitshaus und ein für das ganze Land bestimmtes Waisenhaus in sich schließt. Auch gibt es in Detmold eine im großen Stil eingerichtete Correctionsanstalt, das Strafwerkhaus, und ein Zuchthaus und in Brake eine gut eingerichtete Irrenanstalt. Der Volksunterricht wurde unter der Fürstin Pauline aufs zweckmäßigste gestaltet. Die Grundlage desselben bildet das 1791 errichtete Schullehrerseminar in Detmold. Für den höhern Unterricht bestehen zwei Gymnasien zu Detmold und Lemgo; in Detmold befindet sich eine reich ausgestattete öffentliche Bibliothek. Ein naturwissenschaftlicher Verein für das Fürstenthum wurde 1815, ein lippescher Sängerverein 1832 gestiftet; auch trat 1838 in Detmold der Verein zur Errichtung eines Denkmals für den Cheruskerfürsten Hermann zusammen. Ein gemeinschaftliches Oberappellationsgericht hat L. mit Braunschweig zu Wolfenbüttel. Die Staatseinkünfte betragen gegen 200000 Thlr., die Kammerrevenüen gegen 700000 Thlr., die Staatsschulden 325000 Thlr. Der Fürst participirt beim Deutschen Bunde an der Curiatstimme auf der 16. Stelle und hat im Plenum eine eigene Stimme. Das Bundescontingent beträgt, außer den Nichtcombattanten, 721 Mann Infanterie, die zum elften Heerhaufen stoßen. Residenzstadt ist Detmold (s. d.) mit 5177 E., nächst diesem Lemgo (s. d.) mit 4033 E. die bevölkertste.

Den Namen erhielt das Land wahrscheinlich vom Flusse Lippe. Die Vorfahren des gegenwärtigen Fürstenhauses gehörten bereits im 12. Jahrh. zu den begütertsten westfäl. Dynasten. Bernhard von der Lippe, der zuerst unter diesem Namen 1129 vorkommt, besaß schon die Stadt Lemgo. Sein Sohn, Bernhard II., war ein Freund Heinrich's des Löwen und fand sich mit einem zahlreichen Gefolge auf dem vom Kaiser Friedrich I. 1184 zu Mainz gehaltenen Reichstage ein. Bernhard III. erwarb 1230 mit seiner Gemahlin die Herrschaft Rheda. Simon I.,

dessen Enkel, erbte im 14. Jahrh. einen Theil der Grafschaft Swalenberg. Simon III., der die Grafschaft Sternberg erwarb, führte 1368 das Erstgeburtsrecht ein. Bernhard VIII., gest. 1563, nannte sich zuerst Graf von der Lippe. Sein Sohn, Simon VI., wurde der Stammvater des jetzigen lippeschen Hauses. Er theilte bei seinem Tode 1613 seine Besitzungen unter seine drei Söhne, von denen Simon VII. die Linie Lippe, Otto die Linie Brake und Philipp die Linie Bückeburg oder Schaumburg (s. **Schaumburg-Lippe**) stiftete. Nachdem die Brake'sche Linie 1709 erloschen, nahm Friedrich Adolf, Graf von der Lippe, die Länder derselben in Besitz, ohne auf die Rechte der bückeburg. Linie Rücksicht zu nehmen. Doch zufolge reichshofräthlicher Erkenntnisse von 1734 und 1737 und des Stadthagener Vergleichs von 1748 mußten dieselben zwischen beiden Linien getheilt werden. Auch wegen Ausübung der landeshoheitlichen Rechte in dem zum schaumburg. Antheile der eigentlichen Grafschaft Lippe gehörigen Amte Blomberg walteten zwischen den beiden Linien Streitigkeiten ob, die mehrmals und namentlich 1812 und 1818 Veranlassung zu Thätlichkeiten gaben und auf deren Ausgleichung Schaumburg-Lippe bei dem Deutschen Bunde antrug, dessen Austrägalgericht zu Ende 1838, abgesehen von einigen Nebenpunkten, ganz zu Gunsten von L. entschied. Der Stifter der Linie L. starb 1627 und es entstand nun wieder eine Nebenlinie des Hauses, L.-Biesterfeld, jetzt **L.-Sternberg-Swalenberg** genannt, gestiftet von Jodocus Hermann, die sich dann in die Äste **L.-Biesterfeld** und **L.-Weißenfeld** theilte. Ihm folgten in der Hauptlinie Hermann Adolf, gest. 1666; Simon Heinrich, gest. 1697; Friedrich Adolf, gest. 1718; Simon Heinrich Adolf, der 1720 von Kaiser Karl VI. die reichsfürstliche Würde erhielt, gest. 1734; Simon August, gest. 1782; Friedr. Wilh. Leopold, gest. 1802, dem vom Kaiser Joseph II. die reichsfürstliche Würde förmlich bestätigt wurde; Paul Alexander Leopold, gest. 1. Jan. 1851, der während seiner Minderjährigkeit bis 1820 unter der Vormundschaft seiner Mutter Pauline stand und dem der gegenwärtige Fürst Paul Friedrich Emil Leopold folgte. Durch den Beitritt zum Rheinbunde 1807 wurde L. zum souveränen Fürstenthum und als solches trat es dann dem Deutschen Bunde bei. Das J. 1830 ging an dem Fürstenthume ohne auffallende Bewegung vorüber. Was der Fürstin Pauline 1819 nicht gelungen war, kam, jedoch nicht so, wie damals beabsichtigt, 1836 zu Stande, wo das Land 6. April eine landständische Verfassung erhielt. Seitdem wurden die Landtage regelmäßig abgehalten und verflossen ohne besonderes Aufsehen, mit Ausnahme des Landtags von 1841, wo die Stände, besonders wegen des Militärbudgets, mit der Regierung in Differenzen kamen und sehr ungnädig entlassen wurden. Im J. 1842 ward das braunschw. Criminalgesetzbuch eingeführt; auch schloß sich in demselben Jahre das Fürstenthum dem Deutschen Zollverein an. Die Landesverfassung von 1836, die nur eine sehr beschränkte landständische Thätigkeit zuließ, wurde in Folge der Ereignisse von 1848 im demokratischen Sinne umgestaltet. Nach der Restauration des Bundestags bahnte man aber auch hier wie anderwärts die Herstellung der alten Formen an, wenn auch mit manchen Modificationen. Zu einer definitiven Verständigung zwischen Regierung und Ständen ist es indessen bis jetzt noch nicht gekommen.

Lippert (Phil. Dan.), der Herausgeber der „Daktyliothek", geb. zu Meißen 2. Sept. 1702, wurde von seinem Vater, einem Beutler, zu seinem Handwerke bestimmt, da er aber das Glaserhandwerk vorzog, 1719 nach Pirna in die Lehre gebracht. Als er die Wanderschaft antreten sollte, änderte eine von Jugend auf genährte Neigung zum Zeichnen den Plan. Er fand in der damals aufblühenden meißener Porzellanfabrik Arbeit und als Nebenbeschäftigung übte er sich in Federzeichnungen. Später wendete er sich nach Dresden, wo seine Methode des Planzeichnens so vielen Beifall fand, daß er 1738 beim Hauptzeughause und 1739 als Zeichenlehrer bei den königl. Pagen angestellt wurde. Die Bekanntschaft mit den Mischungen der meißener Porzellanmasse veranlaßte ihn, sich im Nachahmen alter Pasten zu versuchen. Er erfand eine eigene weiße Masse, nach der gewöhnlichen Ansicht eine Kalkerde mit Hausenblase gemischt, der er durch ein beigemischtes Fossil neben einer fast unzerstörbaren Dauer einen vorzüglichen Glanz zu geben wußte. Die Abdrücke in dieser Masse vereinigte er in seiner „Dactyliotheca", welche 3149 Abdrücke enthält, die in 57 Tabletten und in drei Bände vertheilt sind (Bd. 1 und 2, mit dem lat. Katalog von Christ, Lpz. 1755—56; Bd. 3, mit Register von Heyne, Fol.; deutsch, Bd. 1 und 2, von Thierbach 1767, und das Supplement 1768, 4.), ein Unternehmen, durch das er sich unbestrittene Verdienste erwarb. Er wurde 1765 Aufseher der Antiken bei der Akademie der Künste zu Dresden und starb daselbst 28. März 1785.

Lippi (Fra Filippo), ital. Maler, s. **Filippo**.

Lips (Joh. Heinr.), Maler, Zeichner und Kupferstecher, geb. 1758 zu Kloten in der Nähe

Zürichs, war anfangs zum Wundarzt bestimmt, wurde aber durch Lavater's Verwendung für die Kunst gewonnen, der ihn durch Schellenberg in Winterthur im Radiren und Ätzen unterrichten ließ. Schon im ersten Jahre lieferte L. gute Arbeiten. Auch seine Versuche im Ölmalen fielen nicht minder glücklich aus. Besonders aber erlangte er als Kupferstecher Ruf, namentlich durch seine vielen Arbeiten zu Lavater's „Physiognomischen Fragmenten". Als diese Arbeit beendigt war, reiste er 1782 nach Rom, um sich daselbst noch weiter auszubilden. Hier machte ihm Goethe 1786 im Namen des Herzogs von Sachsen-Weimar den Antrag, Director der Zeichenakademie zu Weimar zu werden. L. folgte diesem Rufe 1788, sah sich aber durch Krankheitsumstände genöthigt, 1794 in sein Vaterland zurückzukehren. Er lebte nun in Zürich und beschäftigte sich mit Zeichnen und Kupferstechen. Die Zahl seiner Stiche beläuft sich auf 1450. Unter den größern sind der heil. Sebastian nach van Dyck, das Bacchusfest nach Poussin und die Anbetung der Hirten nach Caracci die vorzüglichsten. Er starb 5. Mai 1817. — **Lips** (Jak.), Schüler des Vorigen und ebenfalls ein ausgezeichneter Kupferstecher, der sehr viel gearbeitet hat, starb 3. Mai 1833.

Lips Tullian, auch Phil. **Mengstein**, **Elias Erasmus Schönknecht** und der **Wachtmeister** genannt, einer der berüchtigtsten Raubmörder, geb. zu Strasburg 1675, war der Sohn eines Offiziers in lothring. Diensten und trat, zum Soldatenstande bestimmt, zuerst ebenfalls in lothring. Dienste. Später ging er in kaiserl. Dienste bei einem Dragonerregiment, welches in den Niederlanden stand, und wurde Wachtmeister. In Folge eines Duells mit einem Kameraden, den er tödtlich verwundete, floh er 1702 nach Prag und wurde hier in eine Diebsbande gezogen, mit der er sich nach Dresden wendete. Nachdem er mehrmals ergriffen, mit großer Verwegenheit sich aus der Haft befreit hatte, wurde er seiner vielfachen Räubereien und einiger Mordthaten wegen 1715 in Dresden hingerichtet.

Lipsius (Justus), eigentlich Joest Lips, ein berühmter Philolog und Kritiker des 16. Jahrh., geb. 18. Oct. 1547 zu Overyssche bei Brüssel, studirte, nachdem er den ersten Unterricht in Brüssel und Ath, dann bei den Jesuiten in Köln genossen hatte, zu Löwen die Rechte. Nebenbei widmete er sich mit Vorliebe der Alterthumskunde und begab sich 1567 zunächst nach Rom, wo er im Hause des Cardinals Granvella als Secretär Aufnahme und Schutz fand und während dieser Zeit die Bibliotheken und den Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten fleißig benutzte. Hierauf kehrte er nach Löwen zurück, wendete sich aber bald nach Wien, wo er mit Busbecq in Bekanntschaft trat. Er befand sich auf der Rückreise in seine Heimat, als er den durch die damaligen Kriegsbedrängnisse herbeigeführten Verlust seines Erbes erfuhr, daher er 1572 die ihm angetragene Professur der Beredtsamkeit und der Geschichte auf der Universität zu Jena annahm, nachdem er vorher scheinbar zum Protestantismus übergetreten war. Aber schon nach zwei Jahren verließ er in Folge heftiger Streitigkeiten mit seinen Collegen diese Stelle, ging wieder nach Löwen zurück, wo er mit Beifall Vorlesungen hielt, und bekam nun 1579 den Lehrstuhl der Geschichte zu Leyden. Hier wirkte er 13 J. lang, wurde aber wegen Intoleranz in seinen politischen und religiösen Grundsätzen, zumal da er sich auch in seinen Schriften „De una religione" und „Politicorum libri IV" als kath. Zeloten und ultramonarchischen Schriftsteller zeigte, zuletzt genöthigt, sein Amt, um dem allgemeinen Hasse zu entgehen, niederzulegen, worauf er, nachdem er sich wieder zur röm. Kirche bekannt hatte, zwei Jahre in Lüttich und Spaa lebte. Endlich erhielt er auf Empfehlung der Jesuiten abermals eine Anstellung in Löwen und noch kurz vor seinem Tode, welcher 23. März 1606 erfolgte, wurde er zum Historiographen des Königs von Spanien ernannt. Bei aller Ausschweifung, Eitelkeit und Unbeständigkeit im religiösen Glauben, den er dem jedesmaligen Aufenthaltsorte und den Verhältnissen, in denen er lebte, anzupassen wußte, besaß dieser auch durch sein vielbewegtes Leben merkwürdige Mann einen tiefeindringenden Verstand, großen Scharfsinn und außerordentliche Belesenheit. Er verschaffte der damals gesunkenen röm. Literatur ein bleibendes Übergewicht für die folgende Zeit. Seine schriftstellerische Thätigkeit, bei der man im Allgemeinen strenge Ordnung und Einheit vermißt, erstreckte sich theils auf Erläuterungen von Gegenständen aus dem öffentlichen und Privatleben der Alten, theils auf Erörterung einzelner Punkte der Theologie und alten Philosophie, namentlich der stoischen. Ein wesentliches Verdienst aber erwarb er sich um die Kritik und sachliche Erklärung der lat. Classiker, des Plautus, Valerius Maximus, Vellejus Paterculus, Livius, des Philosophen und Tragikers Seneca und vor allen andern des Tacitus, den er vollständig im Gedächtnisse hatte und zum Muster seiner eigenen Darstellung wählte, deren lästige Geschraubtheit und Affectation von seinen Nachahmern, die man Lipsianer nannte, noch überboten wurde. Aus der großen Zahl seiner Schriften heben wir aus den Ausgaben der ge-

nannten Schriftsteller die zunächst zur Kritik gehörenden „Variarum lectionum libri III" (Antw. 1569), ferner „Antiquarum lectionum libri V" (Antw. 1575; 2. Aufl., Leyd. 1596) und „Epistolicarum quaestionum libri V" (Antw. 1577) hervor; sodann das an herrlichen Ideen reiche Werk „De constantia in publicis malis" (Antw. 1584; deutsch von Dillenius, Lpz. 1802). Sehr zahlreich endlich sind auch seine Briefe, die zum Theil durch ihn selbst als „Epistolae selectae" (2 Bde., Leyd. 1586—90) und von Burmann gesammelt erschienen (5 Bde, Amst. 1727). Seine „Opera omnia" erschienen in acht Bänden (Antw. 1585; 2. Aufl., 4 Bde., 1637) und in vier Bänden (Wesel 1675). Vgl. Miräus, „Vita Lispsii" (Antw. 1609).

Liptau, ungar. Liptó, Comitat im diesseitigen Donaukreis, nördlich an Galizien und die árvaer, östlich an die zipser, südlich an die gömörer und sohler, westlich an die turóczer Gespanschaft grenzend, hat auf einem Flächenraum von 42½ QM. 13 Flecken, 127 Dörfer und 32 Pußten mit fast 80000 E., die durchgehends der slav. Nationalität, aber der Confession nach zu fast gleichen Hälften der röm.-kath. und der luth. Kirche angehören. Der Waagfluß, der hier entspringt, durchströmt das Comitat in seiner ganzen Länge. Außer dem Waagthal ist das Land durchaus gebirgig; es wird von den Karpaten nicht nur rings umschlossen, sondern auch in mehren Richtungen durchsetzt. Das Gebirge erreicht hier seine bedeutendste Höhe: den Tátra mit der 7598 F. hohen Krywanspitze, den Gyömbérberg, 6170, den Königsberg, 5000 F. hoch. Die gebirgige und waldige Beschaffenheit und das sehr kalte Klima lassen den Feldbau nicht gedeihen; hingegen ist die Weide ausgezeichnet, und namentlich gewährt der Liptauer Käse nicht nur in Ungarn, sondern auch im benachbarten Östreich einen bedeutenden Handelsartikel. Nächst andern Metallen wird in den bóczaer und magurkaer Gruben auch gediegenes Gold gefunden. L.s Hauptreichthum bilden aber seine ausgedehnten Waldungen, deren Holz auf der Waag in Flößen in die untere Gegend verführt wird. Der Handel mit Holz und Holzwaaren ist die Hauptbeschäftigung und die bedeutendste Erwerbsquelle für die Bevölkerung, welche außerdem noch viel Leinwand und Kotzen verfertigt und ausführt. Die fast ganz Europa durchwandernden, gewöhnlich **Hornáken** genannten Drahtbinder und Kesselflicker gehören größtentheils dem liptauer Comitat an.

Liqueur, ein aus dem lat. liquor gebildetes franz. Wort, welches ursprünglich Flüssigkeit bedeutet, nennt man gewöhnlich feine, über gewürzhaft riechenden Substanzen abgezogene und mit geläutertem Zuckersyrup versüßte oder mit Essenzen und Quintessenzen, d. h. spirituösen Extracten kalt vermischte feinere Branntweine. Man hat einfache und doppelte Liqueurs, sogenannte Crèmes, Öle, Ratafias, Rosoglios, Elixire, Aquavits u. s. w. Die besten Liqueurs in Deutschland liefern Danzig, Stettin, Berlin, Breslau, Hamburg, Dresden, Manheim, Wien, Triest u. s. w. — **Liqueurweine** nennt man die dickflüssigen, süßen Weine, die gewöhnlich aus angewelkten oder edelfaulen Beeren gekeltert werden, z. B. die Muscate, die Strohweine u. s. w. Sie verdanken diesen Namen ihrem Reichthum an Alkohol und dem nicht zerlegten Zucker. Liqueur heißt auch der Zusatz von Zuckersyrup, welchen die moussirenden Weine erhalten.

Liquid (aus dem Lateinischen), d. i. flüssig, heißt eine erwiesene und verfügbare Schuld oder Foderung. **Liquidiren** heißt im Handel: das Abrechnen der gegenseitigen Foderungen, aber auch das Einstellen der Zahlungen, wozu jene Abrechnung erfoderlich ist, die Aufgabe des Geschäfts, und zwar auch im Concurswesen; im Gerichtsstile: das Berechnen der Kosten. Die betreffende Abrechnung selbst, im Gerichtswesen die Kostenrechnung, heißt **Liquidation**. **Liquidationstermin** nennt man die gerichtliche Vorladung, bei welcher eine Liquidation einzureichen ist. **Liquidant** ist der Gläubiger, welcher seine Foderung sammt den Belegen einreicht; **Liquidat**, dessen Schuldner; **Liquidator**, der Gerichtsbeamte, welcher die Richtigkeit einer bezüglichen Foderung prüft.

Liquor anodynus (liquor anodynus mineralis Hoffmanni) oder **Schwefelähtergeist** (spiritus sulfurico-aethereus), auch **Liquor** schlechthin genannt, ist ein sehr gebräuchliches Arzneimittel, das aus Schwefeläther und höchst rectificirtem Weingeist besteht. Es ist sehr flüchtiger Natur, verbreitet sich daher auch rasch im Blute und wirkt hier dem Weingeist ähnlich, doch rascher, daher vorzüglich schnell belebend, erregend und erquickend auf das Nervensystem, weshalb es bei Ohnmachten, Schlagflüssen, Lähmungen, Schwindel und Krämpfen innerlich wie äußerlich, sowol allein als auch mit andern Arzneien verbunden angewendet wird. Die Bereitung desselben lehrte Friedr. Hoffmann (s. d.). Daher rührt auch der Name **Hoffmann'sche Tropfen**, welcher jedoch nicht mit den **Hoffmann'schen Magentropfen** (einer bittern Tinctur) und dem **Hoffmann'schen Lebensbalsam** (einer Auflösung feiner ätherischer Öle in Weingeist) verwechselt werden darf.

Lira, in der Mehrzahl **Lire** (aus dem lat. libra, Pfund), heißt die Rechnungs- und Münzeinheit der nördlichen ital. Staaten. Sie ist eine Silbermünze, wurde früher in 20 Soldi zu 12 Denari und wird jetzt in 100 Centesimi eingetheilt. Im östr. Italien (Lombardei und Venedig) ist die **Lira austriaca** (östr. Lira) dem östr. Drittelconventionsgulden oder dem Zwanzigkreuzer gleich; 60 solche Lire = 1 köln. Mark fein Silber; 1 Lira = 7 Sgr. preuß. oder 24¼ Kreuzer süddeutscher Währung. Man prägt in Silber einfache Lire, Stücke zu 3 Lire, zu 6 Lire (Scudi), halbe und Viertellire; in Gold Stücke zu 40 Lire (Sovrani) und zu 20 Lire. Im Königreich Sardinien ist die **Lira nuova** (neue Lira) dem franz. Franken gleich (52 derselben = 1 köln. Mark fein Silber) oder = 8 Sgr. oder 28 Kr. süddeutscher W. Man prägt in Silber einfache Lire, Stücke zu 2 Lire, zu 5 Lire (Scudi), halbe und Viertellire; in Gold Stücke zu 10 Lire, zu 20 Lire (Doppie), zu 40, 50, 80 und 100 Lire. Die unter der frühern franz. Herrschaft in Italien eingeführte **Lira italiana** war gleichfalls nichts Anderes als der franz. Frank; sie ist noch in Modena und Parma im Gebrauche. Im Großherzogthum Toscana gehen 62 toscan. Lire (**Lire di Toscana**) auf die köln. Mark fein Silber, und eine solche Lira ist = 6¾ Sgr. oder 23¾ Kreuzer südd. W. Man prägt in Silber einfache Lire, halbe Lire, Stücke zu 10 Lire (Dene), zu 5 Lire, zu 6⅔ Lire (Francesconi), zu 3⅓ Lire (Franceschini) und zu 1⅔ Lire (Fiorini); in Gold Stücke zu 133⅓ Lire. Im Herzogthum Lucca gehen 69⅓ Lire auf die köln. Mark fein Silber und eine solche Lira ist = 6 Sgr. = 21 Kreuzer südd. W. = ¾ Frank oder sard. Lire.

Liscard, kleiner Ort in der engl. Grafschaft Chester, in der Nähe der Mersey gelegen, ist wegen einer 1846 von Harold Littledale nach den neuesten Verbesserungen erbauten großartigen Meierei bemerkenswerth, welche Dampfmaschinen, Stallungen, Scheunen, Dünggruben für Guano, Milchkammer, Hühnerhof, Schlachthaus, Schmiede, Wagnerwerkstätte und andere Einrichtungen umfaßt.

Liscow (Christian Ludw.), der bedeutendste Satiriker und beste Prosaist der Deutschen vor Lessing, geb. 26. April 1701 zu Wittenburg im Mecklenburgischen, studirte in Jena die Rechte und war um 1730 Hauslehrer in Lübeck. Später lebte er in Hamburg, wo er enge Freundschaft mit dem Dichter Fr. von Hagedorn schloß; dann begleitete er einen Adeligen nach Frankreich und England. Seit 1740 fungirte er als preuß. Legationssecretär in Mainz; doch Misverhältnisse halber mit seinem Chef trat er 1741 als Privatsecretär des Ministers Brühl in sächs. Dienste, wurde hierauf als Secretär im Staatsdienste angestellt und 1745 Kriegsrath. Um dieselbe Zeit heirathete er eine Witwe, mit welcher er das Gut Berg vor Eilenburg erhielt. Was über seinen politischen Einfluß in dieser Zeit erzählt wird, scheint rein erdichtet. Im J. 1749 wurde er in den Proceß gegen den bei den sächs. Finanzen beschäftigten Schotten Bishopfield verwickelt. Nicht sowol eine Strafe für erwiesene Vergehen als für seine Freimüthigkeit scheint die Verurtheilung zu sechsmonatlichem Gefängniß, das jedoch erlassen wurde, und Amtsentsetzung gewesen zu sein. Seitdem lebte er mit kurzer Unterbrechung still auf seinem Gute, wo er 30. Oct. 1760, vom Schlage getroffen, am Schreibtische starb. Seine Papiere wurden wahrscheinlich vernichtet. Er ließ seit 1735 verschiedene satirische Schriften erscheinen, die er 1739 ohne Nennung seines Namens in der „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften" vereinigte; die neue von Müchler besorgte Ausgabe derselben (3 Bde., Berl. 1806) ist mangelhaft. An der Echtheit der 1803 von Pott herausgegebenen Schrift „Über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit" zweifelt man. Mehre der echten Schriften sind gegen Literaten jener Zeit, namentlich gegen den Professor Philippi in Halle gerichtet; allgemeinern Inhalts und deshalb besonders geschätzt ist seine Abhandlung „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten". Alle Arbeiten von L. zeichnen sich durch seltene Reinheit der Sprache und Kraft der Darstellung aus; noch höher stehen sie durch die in ihnen an den Tag gelegte gerade Gesinnung. In der Anwendung der Ironie ist er vollendeter Meister. Er hat das unbestreitbare Verdienst, viele Wahrheiten zuerst furchtlos ausgesprochen zu haben, die bald darauf allgemein verbreitet wurden, und in dieser Beziehung gebührt ihm in der Geschichte der deutschen Literatur ein ausgezeichneter Platz. Vgl. Helbig, „Christian Ludw. L." (Dresd. 1844).

Lissa, poln. Leszno, eine Stadt im Kreise Fraustadt des preuß. Regierungsbezirks Posen, unweit der schles. Grenze gelegen, dem Fürsten Sulkowski gehörig, hat 10000 E., die fast zur Hälfte Juden sind, drei evang. und eine kath. Kirche, ein Schloß, ein Gymnasium, einige Fabriken und zahlreiche Windmühlen. Nachdem viele von den im 16. Jahrh. vom Kaiser Ferdinand I. vertriebenen Böhmischen Brüdern bei der Familie Leszczynski Schutz gefunden und sich in dem Gute derselben, Leszczynko, niedergelassen hatten, wurde dieses um 1548 mit dem Namen

Lissa zur Stadt erhoben. Während des Dreißigjährigen Kriegs fanden sich zu L. viele neue böhm. und schles. Flüchtlinge ein, und nunmehr ward der Ort der Hauptsitz der böhm. Brüdergemeinden in Polen und einer der Haupthandelsplätze Polens. Hier hatten die Böhmischen Brüder ihre berühmteste Schule, an der Comenius (s. d.) eine Zeit lang Rector war, ihr Seminar, ihre Druckerei und ihr Archiv; auch war L. der Sitz der Senioren. Später mannichfachen Bedrückungen, besonders von Seiten der Jesuiten, ausgesetzt, traten die Einwohner von L. während des poln.-schwed. Kriegs auf die Seite Karl's X. Gustav. Bei dem Rückzuge desselben wurde 1656 die ganze Stadt von den Polen eingeäschert; ebenso wurde sie von den Russen 1707 gänzlich verbrannt, weil sie auf der Seite ihres Wohlthäters, Stanislaw Leszczynski, gewesen war. Außerdem verheerten wiederholte Feuersbrünste 1767 und 1790 die Stadt, und ihre Fabriken, unter denen früher besonders die Tuchfabriken bedeutend waren, verfielen; doch hob sie sich bald wieder und treibt noch gegenwärtig, vornehmlich durch Juden, einen nicht unbeträchtlichen Handel. — Lissa, ein Pfarrdorf mit 800 E. und einem Schlosse, im Kreise Neumarkt des Regierungsbezirks Breslau in der preuß. Provinz Schlesien, an der Weistritz, 1½ M. westlich von Breslau und unweit des Dorfes Leuthen, ist deshalb bemerkenswerth, weil nach ihm nicht selten die Schlacht bei Leuthen benannt wird.

Lissabon (Lisboa), die Haupt- und Residenzstadt von Portugal, in der Provinz Estremadura, am rechten Ufer des hier 1¼ M. breiten Tejo, vier M. von seiner Mündung, liegt auf drei Hügeln in einer romantischen Gegend und gewährt von der Seeseite einen großartig-schönen Anblick, sodaß sie in Hinsicht ihrer Lage mit Konstantinopel und Neapel verglichen werden kann. Sie ist mit den Vorstädten Junqueira und Alcantara über eine M. lang und ½ M. breit, offen, ohne Mauern und Thore und hat blos auf dem höchsten Hügel ein jetzt verfallenes Castell; dagegen wird der schöne, breite und sichere Hafen durch die vier an dem Flusse liegenden starken Forts San-Juliao, Torre-do-Bugio, Belem und San-Sebastian beschützt. Viele Straßen sind wegen der bergigen Lage sehr uneben; die schönsten befinden sich längs des Tejo. Namentlich hat der westliche Theil der Stadt, o Mejo, der von dem Erdbeben 1. Nov. 1755 am härtesten getroffen wurde, gerade und regelmäßige Straßen, schöne Häuser und prächtige Plätze, während im östlichen Theile, der von dem Erdbeben verschont blieb, krumme und winkelige Gassen und fünf bis sechs Stockwerk hohe, altmodische Häuser sich finden. Prachtgebäude findet man unter den Privathäusern nicht und die Wohnungen der Großen zeichnen sich nur durch ihren Umfang aus. Obgleich in neuern Zeiten für die öffentliche Sicherheit der Stadt Manches gethan und Straßenbeleuchtung eingeführt worden ist, so bleibt doch sowol in Hinsicht der Sicherheits- wie der Wohlfahrtspolizei viel zu wünschen übrig. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus der Commerzplatz mit der Bildsäule König Joseph's I. und der Rocio oder Roscioplatz, wo sonst die Autos da Fé gehalten wurden und dessen eine Seite der in neuem Stile erbaute Inquisitionspalast einnimmt. Unter den Kirchen ist die sogenannte Neue Kirche die schönste und das prächtigste von allen Gebäuden, die seit dem Erdbeben aufgeführt worden sind. Auch die Patriarchalkirche, auf einer Anhöhe, ist im Innern äußerst prachtvoll und enthält einen reichen Schatz und viele Kostbarkeiten. Die Kirche des heil. Rochus, in welcher die von Johann V. erbaute Kapelle sich befindet, deren Wände mit Mosaiken von kostbaren Steinen geziert sind, die Kirche zum heil. Herzen Jesu und die Jesuiter- und San-Loretokirche sind Denkmäler einer mehr originellen als schönen Baukunst. Überhaupt gibt es in L. 40 Pfarrkirchen und noch immer eine bedeutende Anzahl Klöster. Die Stadt ist Sitz der höchsten Reichscollegien, eines Patriarchen und eines Erzbischofs. Die Zahl der Einwohner wurde 1841 auf 241500 angegeben und mag sich jetzt auf 300000 belaufen. Unter ihnen sind viele Ausländer, Neger, Mulatten, Creolen und 30000 Galegos oder Galicier, die aus dem span. Galicien hierher kommen und als Last- und Wasserträger, überhaupt mit groben Arbeiten ihren Unterhalt verdienen. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört auch die vier M. lange und an einer Stelle 210 F. hohe, 1743 vollendete Wasserleitung, welche das Wasser auf 35 kühnen Bogen von Marmor über das Thal von Alcantara führt. Sie widerstand der Gewalt des Erdbebens von 1755, obgleich die Schlußsteine sich einige Zoll in die Tiefe senkten. Noch sind anzuführen die königl. Paläste Bemposta und Necessidades, das St.-Jakobshospital, wo jährlich an 16000 Kranke, und das Findelhaus, worin jährlich 1600 Kinder aufgenommen werden. Unter den wissenschaftlichen Anstalten besitzt die Stadt die königl. Akademie der Wissenschaften, mehre gemeinnützige und gelehrte Gesellschaften, eine Erziehungsanstalt für den Adel, mehre Seminarien, eine Handelsschule, mehre Unterrichtsanstalten für das Seewesen und das Landheer, einen botanischen Garten, eine Sternwarte, ein königliches Naturaliencabinet und mehre öffentliche Bibliotheken, worunter sich die

80000 Bände starke königl. Bibliothek auszeichnet. Die Einwohner unterhalten nur wenige Fabriken, ja es sind nicht einmal hinreichende Handwerker für das Bedürfniß der Stadt vorhanden. Dagegen hat sie bedeutenden Schiffbau auf den Werften und ist der Mittelpunkt des gesammten portug. Handels, der sich beinahe nach allen europ. Ländern und nach den außereurop. Besitzungen der Portugiesen erstreckt. Man zählt hier gegen 300 portug. und über 200 ausländische, vorzüglich engl. Handelshäuser. Die reizenden Umgebungen der Stadt werden durch eine überaus große Zahl Landhäuser, Quintas, verschönert. In der Nähe liegen der befestigte Flecken Belem, das Lustschloß Ramalhao und das zwei Stunden von L. entfernte Queluz, von 1755—1807 der gewöhnliche Aufenthaltsort der königl. Familie.

L., im Alterthum Olisippo oder Ulisippo, als röm. Colonie und Municipalstadt Felix Julia, von den Westgothen Olisippona, von den Arabern Lischbuna oder Aschbuna genannt, fiel den Letztern 712 in die Hände, ward 843 von den Normannen heimgesucht, im 10. Jahrh. von Ordogno III. erobert und geschleift, doch bald wieder von den Mauren aufgebaut. Den Mauren entriß es 1092 König Sancho von Leon und im Anfang des 12. Jahrh. Don Henrico. Aber auch Letzterer verlor es wieder, bis endlich 25. Oct. 1147 Alfons I. mit Hülfe von deutschen, flandrischen, engl. und franz. Kreuzfahrern nach viermonatlicher Belagerung die Stadt eroberte und diese wieder zu einer christlichen machte. Das schon seit dem 5. Jahrh. daselbst errichtete Bisthum der Erzdiöcese Merida wurde 1148 wiederhergestellt, 1390 zu einem Erzbisthum und 1716 zu einem Patriarchat erhoben. Unter den christlichen Königen wuchs der Umfang und die Bedeutsamkeit der Stadt rasch. Im 14. Jahrh. wurde sie von Ferdinand I. mit festen Mauern und 77 Thürmen umgeben, 1373 jedoch der feigen Bevölkerung durch Heinrich von Castilien entrissen. Von Emanuel zur Residenz erhoben und zum Ausgangspunkt der portug. Seeexpeditionen gemacht, blühte L. zu dem bedeutendsten Handelsorte Europas, zu einem Weltmarkte empor, sank aber wieder seit der Einnahme und den Blutgerichten des Herzogs Alba (1580) unter der Herrschaft der Spanier, die erst 1640 vertrieben wurden. Öfter durch Erdbeben heimgesucht, ward die Stadt durch ein heftiges Erdbeben 1755 größtentheils zerstört und verlor dabei an 20000 ihrer Einwohner. Im J. 1807 wurde sie von den Franzosen besetzt, aber schon 1808 durch die Engländer befreit und durch feste Linien gegen die Franzosen geschützt. Seit 1815 bis jetzt ist L. als Hauptstadt häufig der Schauplatz von Parteikämpfen und Revolutionen gewesen, welche dem Wohlstande, namentlich der Entwickelung des Handels bedeutend geschadet haben. (S. **Portugal**.) — Die berühmten **Linien von Lissabon**, welche Wellington 1809 und 1810 errichtete, eine Reihe der furchtbarsten Befestigungswerke, quer über das Gebirge von Cintra bis an den Tejo sich erstreckend, beginnen einige Meilen nördlich vom Cap Roca, an der Mündung des Zizandro, ziehen ostwärts nach Torres Vedras, daher auch die **Linien von Torres Vedras** genannt, und dann südostwärts nach Alhandra am Tejo, in einer Längenerstreckung von 5½ M. Man benutzte die steilen Felsen, schnitt die noch zu erklimmenden Höhen senkrecht ab und legte sehr starke Werke an, sodaß die erste Linie von 32, die zweite von 65 Werken gebildet wurde. Auch das Flußufer von Alhandra bis Lissabon abwärts wurde stark befestigt. Von dieser Linie wich Masséna 10. Oct. 1810 mit einem Heere von 78000 Mann zurück.

List (Friedrich), deutscher Nationalökonom und Publicist, war 6. Aug. 1789 in Reutlingen geboren und widmete sich theils theoretisch, theils praktisch dem Verwaltungsfache, in welchem er auch mehre Jahre angestellt war. Im Herbst 1817 ward er als Professor der Staatswirthschaft und Staatspraxis nach Tübingen versetzt, fühlte sich aber in dieser Stellung wenig behaglich. Er war von Natur zum akademischen Lehrer wenig geeignet und fand sich auch schon damals von den materiellen Fragen der deutschen Handels- und Industriewelt mehr angezogen als von dem Lehrstuhle. L. nahm daher 1819 seine Entlassung, nachdem er schon vorher thätig gewesen als Consulent des deutschen Handelsvereins, für den er bis 1821 durch Reisen und schriftstellerische Arbeiten eifrig wirkte. Inzwischen von seiner Vaterstadt zum Abgeordneten in die würtemb. Kammer erwählt, sah er sich wegen einer lithographirten Petition, welche eine Reihe von Misständen der Verwaltung und Rechtspflege rügte, in Anklagestand versetzt. Auf Verlangen der Regierung erfolgte darum im Febr. 1821 seine Ausschließung aus der Ständeversammlung und der Gerichtshof zu Eßlingen verurtheilte ihn 6. April 1822 zu einer zehnmonatlichen Festungsstrafe. L. begab sich nach dem Elsaß in der Hoffnung, eine Milderung oder Aufhebung dieses Urtheils zu erlangen; aber nachdem er sich dritthalb Jahre hindurch im Elsaß und der Schweiz aufgehalten, kehrte er im Herbst 1824 doch in die Heimat zurück. Er ward hier auf den Asperg gesetzt und erst im Jan. 1825 entlassen, um nach Amerika auszuwandern, wo er sich in Pennsylvanien ansiedelte. Hier nahm er seine nationalökonomischen Studien wie-

der auf und schrieb die „Outlines of a new system of political economy" (Philad. 1827). Er griff darin die herrschende Theorie A. Smith's an, warf derselben irrthümliche Verwechselung von Tauschwerthen und productiven Kräften vor und setzte deren Kosmopolitismus die Grundzüge einer nationalen Volkswirthschaftslehre entgegen. Zugleich faßte L. schon damals das erst im Entstehen begriffene Eisenbahnwesen im großen Stile auf, beschäftigte sich mit dem Gedanken, ein großes nationales Transportsystem zu gründen, und setzte sich in diesem Sinne auch brieflich mit deutschen Fachmännern in Verbindung. Eine glückliche Entdeckung von Kohlenflötzen gab ihm außerdem materiell eine ganz unabhängige Stellung, indem er einen Theil der Grundstücke an sich brachte und sich mit mehren Capitalisten zum Anbau der Gegend verband. Eine Eisenbahn und zwei Städte (Port-Clinton und Tamaqua) entstanden in dem vorher wüst liegenden Landstriche. Doch im Hintergrunde aller seiner Plane lag nur Deutschland, und er ergriff daher bereitwillig die Gelegenheit, nach Europa zurückzukehren. Schon längere Zeit mit den bedeutendsten amerik. Staatsmännern in Verbindung, ward er 1830 zum Consul der Vereinigten Staaten in Hamburg ernannt, welche Stelle er übrigens nie antrat. Er verweilte einige Zeit in bestimmten Aufträgen zu Paris, suchte auch in Frankreich für das Eisenbahnwesen und seine Handelsansichten Propaganda zu machen und kehrte dann, trotz mancher Widerwärtigkeiten, mit dem Entschlusse nach Amerika zurück, sich wieder dauernd in der Alten Welt anzusiedeln. Jetzt mit dem wenig einträglichen Ehrenamte des amerik. Consulats in Leipzig betraut, reiste er 1832 mit den Seinigen nach Europa und lebte erst eine Zeit lang in Hamburg, dann seit 1833 in Leipzig, unermüdlich beschäftigt mit den verschiedenartigsten Entwürfen. Mit Unglauben und Mistrauen angehört, bekämpfte er die kleinbürgerlichen Vorurtheile gegen das Eisenbahnwesen, regte nicht nur zum Bau der Bahn zwischen Leipzig und Dresden an, sondern verfolgte auch zuerst den großen Gedanken eines Eisenbahnnetzes, als Grundlage eines nationalen Transportsystems. Die Schrift „Über das sächs. Eisenbahnsystem, als Grundlage eines deutschen Eisenbahnsystems" (Lpz. 1833), das „Eisenbahnjournal" (1835 und 1836) und das Buch „Über ein deutsches Nationaltransportsystem" (Altona 1838) verdanken diesem Bestreben ihre Entstehung. Obwol er mannichfach angefeindet und für seine Bemühungen nur dürftig belohnt ward, während zugleich in Amerika ein Theil seines erworbenen Vermögens zu Grunde ging, verlor er doch Muth und Eifer nicht, in Deutschland für das Eisenbahnwesen unermüdlich zu agitiren, und sah seine Bestrebungen meistens auch mit praktischem Erfolge gekrönt. Zu Ende 1837 begab sich L. nach Paris, nahm hier die nationalökonomischen Studien mit neuem Eifer auf und behandelte die wichtigsten dahin einschlagenden Fragen in einer Reihe von größern Aufsätzen in der „Allgemeinen Zeitung". Aus diesen Aufsätzen entstand das „Nationale System der politischen Ökonomie" (Bd. 1, Stuttg. 1841), womit er nach seiner Rückkehr nach Deutschland hervortrat. In lebhafter Polemik gegen das A. Smith'sche System, herausfodernd und im Ton eines beredten Agitators, führte er die Ansicht durch, daß eine jede Nation vor allem ihre eigenen Hülfsquellen zum höchsten Grade der Selbständigkeit und harmonischen Entwickelung bringen, die eingeborene Industrie durch Schutz nöthigenfalls unterstützen und den nationalen Zweck einer dauernden Entwickelung productiver Kräfte überall dem pecuniären Vortheil Einzelner vorziehen müßte. Die Bewegung und das Interesse benutzend, welche die Schrift erregte, suchte L. die deutschen Industriellen zu einer größern Association und gemeinsamer Verfolgung ihrer Interessen anzuregen. Er nahm seinen Wohnsitz in Augsburg, gründete das „Zollvereinsblatt" (1843) und sprach und stritt nun für Erweiterung des Zollvereins, Aufrichtung eines nationalen Handelssystems, Gründung einer deutschen Flotte. Im Herbst 1844 ging er nach Östreich und Ungarn und fand dort bei den verschiedensten Parteien lebhafte Anerkennung. Zugleich schrieb er über die ökonomische und politische Lage Ungarns einige Aufsätze, die als ein bleibendes Denkmal seiner praktischen Voraussicht gelten dürfen. In dieser Weise unablässig thätig, nicht ohne Schroffheit und Einseitigkeit, aber anregend, frisch und von einer merkwürdigen geistigen Elasticität, wurde L. allmälig eine Macht im öffentlichen Leben Deutschlands, die durch Anfeindung der Gegner nicht mehr verdrängt werden konnte. Im J. 1846 machte er eine Reise nach England, um den in einer Denkschrift über eine Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland entwickelten Gedanken praktisch zu verfolgen, kehrte aber ohne Ergebniß nach Deutschland zurück. Tief verstimmt und körperlich leidend, suchte er in den Alpen Erholung, kam aber nur bis Kufstein, wo er, von Krankheit und Trübsinn überwältigt, 30. Nov. 1846 sein Leben durch einen Pistolenschuß endete. Sein tragisches Ende erwarb ihm jetzt die häufig versagte Anerkennung. Man lernte den Werth eines Mannes kennen, der weder als Gelehrter noch als Systematiker, sondern eben nur als Agitator zu beurtheilen war und den bei

seinem Streben der uneigennützigste Patriotismus leitete. Seine „Gesammelten Schriften" nebst Biographie hat Häusser aus seinem Nachlasse herausgegeben (3 Bde., Stuttg. 1850—51).

Lista y Aragon (Don Alberto), ausgezeichneter span. Dichter und Mathematiker, wurde 15. Oct. 1775 in Triana, einer Vorstadt von Sevilla, geboren. Seine armen Ältern nährten sich durch den Betrieb einer Seidenbandfabrik, und auch er mußte diese Profession erlernen und sie selbst noch in den ersten Jahren seiner Studien betreiben. Er studirte auf der Universität zu Sevilla und machte namentlich in der Mathematik so bedeutende Fortschritte, daß er in seinem 15. J. zum Professor der Mathematik an der Lehranstalt der Gesellschaft der Landesfreunde zu Sevilla ernannt wurde und in seinem 20. an dem nautischen Collegium von San-Elmo daselbst. Im J. 1803 erhielt er den Lehrstuhl der Philosophie an dem Collegium von San-Isidoro, 1806 den von der Gesellschaft der Landesfreunde gegründeten der schönen Wissenschaften und 1807 die Professur der Rhetorik und Poetik an der Universität zu Sevilla. Auch erhielt er zugleich mit der Priesterweihe eine kleine Pfründe. Sowol durch seinen mündlichen Unterricht als auch durch seine trefflichen Lehrbücher trug er wesentlich zur Bildung der Jugend bei. In Folge der franz. Invasion verlor er seine Stellung in Sevilla. Als Afrancesado mußte er 1813 das Vaterland verlassen und erst 1817 durfte er dahin zurückkehren, wo er im folgenden Jahre eine Anstellung als Lehrer der Mathematik zu Bilbao fand. Im J. 1820 ging er nach Madrid, um die Redaction der Zeitschriften „El censor" und „El imparcial" zu übernehmen. Im J. 1821 gründete er ein Erziehungsinstitut zu Madrid, welches ihm aber durch Chicane verleitet wurde, sodaß er sich nach Bayonne begab. Sodann redigirte er 1828 die „Gazeta de Bayona" und 1830 die „Estafeta de San-Sebastian". Nachdem er sich nach Unterdrückung dieser Journale nach Paris und London begeben hatte, kehrte er endlich 1833 wieder ins Vaterland zurück und wurde zum Redacteur der „Gazeta de Madrid" ernannt. Im J. 1837 resignirte er jedoch auf diese Stelle und nahm eine Professur der höhern Mathematik zu Madrid an. Auch half er das Athenäum zu Madrid mit begründen. Im J. 1838 übersiedelte L. nach Cadiz, theils aus Gesundheitsrücksichten, theils um die Direction des dort neu errichteten Collegiums von San-Felipe Neri zu übernehmen, die er bis 1840 führte. Sodann lebte er in Sevilla. Er starb daselbst 1848. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: „Poesías" (Madr. 1822 2. Aufl., 2 Bde., 1837; in einer Auswahl in Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas"); Trozos escogidos de los mejores hablistas castellanos en prosa y verso" (2 Bde.), eine Mustersammlung der span. Poesie und Beredtsamkeit; „Tratado de matemáticas puras y mixtas", das in Spanien verbreitetste Lehrbuch über alle Theile der mathematischen Wissenschaften, und „Curso de historia universal", eine Bearbeitung von Ségur's „Histoire universelle", mit vielen Zusätzen und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt. Auch schrieb er einen Supplementband zu Mariana's und Miñana's „Historia de España" und „Elementos de historia antigua" (Madr. 1845). Als lyrischem Dichter ist es ihm wie Keinem gelungen, die altspan. Glut, Üppigkeit und Farbenpracht mit dem geläuterten Geschmack, der Reflexionstiefe und der eleganten Form der Modernen zu vereinen. Die Natur hatte ihn mit lebendiger Phantasie, tiefem Gefühl und feinem Sinne für das Schöne ausgestattet, und er bildete diese Anlagen durch Studium der Classiker des Alterthums und des Vaterlandes aus. Seine Nachahmungen des Horaz sind vortrefflich. Selbst in demjenigen Gebiete der altspan. Lyrik, worin sie unübertroffen dasteht, nämlich der geistlichen Gefühlspoesie, hat er des Alten Würdiges in seinen „Poesías sagradas" geleistet. In seinen „Poesías filosóficas" findet sich echte Lebensweisheit und milde Humanität im Blütengewande der Dichtung. Seine Sonette sind nicht nur durch Vollendung in der Form und im Ausdruck, sondern auch durch Prägnanz des Gedankens und epigrammatische Pointe ausgezeichnet, und selbst seine „Poesías amorosas y anacreónticas" überraschen durch geistreiche Anmuth und durch den Reiz des Versbaus. Endlich ist er auch als Kritiker ausgezeichnet durch die für die Geschichte des span. Dramas wichtigen „Lecciones de literatura dramática española" (Madr. 1839) und „Ensayos literarios y criticos" (2 Bde., Sevilla 1844), eine Sammlung kleiner kritischer Aufsätze.

Liszt (Franz), der größte Klavierspieler und nächst Paganini wol der größte Virtuos der neuern Zeit überhaupt, wurde 22. Oct. 1811 in dem ungar. Orte Raiding geboren. Sein Vater, ein Rechnungsofficiant des Fürsten Esterhazy, war selbst hinlänglich musikalisch gebildet, um die erste Entwickelung des jungen Talents zu leiten. Im neunten Jahre spielte L. zum ersten male öffentlich und erregte allgemeines Staunen. Durch die Unterstützung der Grafen Amadé und Sapary wurde der Vater in Stand gesetzt, nach Wien zu gehen, wo Czerny den Unterricht des jungen L. übernahm und auch Salieri sich für ihn interessirte und ihn in der Harmonik

unterwies. Nach 18 Monaten eifriger Studien trat er auch hier mit dem glänzendsten Erfolge auf. Darauf ging der Vater mit ihm nach Paris, um ihn im Conservatorium seine Bildung vollenden zu lassen, wo er indeß von Cherubini als Ausländer abgewiesen wurde. Doch das Talent des jungen Künstlers brach sich selbst Bahn. Er spielte vor dem Herzog von Orléans und bald war der geistreiche, kecke Knabe der Liebling der pariser Welt. Künstler, Gelehrte, hohe Personen, Damen huldigten ihm, und wol mag es nur der Strenge des Vaters, der auf unablässiges Üben drang, zuzuschreiben sein, wenn der Knabe nicht geistig unterging. Nachdem er zwei mal nach England gereist war, wo er viel Aufsehen erregte, wurde 1825 eine Oper, „Don Sanche", von ihm in der Académie royale aufgeführt, die jedoch keinen nachhaltigen Erfolg hatte. Nach einem Ausfluge in die Schweiz 1827 unternahm L. eine dritte Reise nach England; doch seine wankend gewordene Gesundheit veranlaßte den Vater, ihn in die Bäder von Boulogne zurückzuführen. Hier starb der Vater. Obwol von diesem Schlage erschüttert, erhob sich L. doch bald zum vollsten Genusse der erlangten neuen Freiheit. Anfangs schwelgend in romantischen Phantasien, die in der excentrischen Romantik der franz. Literatur reiche Nahrung fanden, vertiefte er sich bald ganz in religiöse Schwärmereien; ebenso plötzlich in das Gegentheil umschlagend, gab er sich dem fortreißenden Strudel weltlicher Eindrücke hin. Offen allen Eindrücken der Außenwelt, entflammt von der Julirevolution, schrieb er eine „Symphonie révolutionnaire", die er aber nicht veröffentlichte. So vom Wogenschlag der Gefühle und Eindrücke umhergeworfen, ohne Ziel und Stützpunkt, hörte er Paganini, und der durch diesen erregte Eindruck scheint ihn endlich in eine feste Richtung geführt zu haben. Ein Paganini des Pianoforte zu werden, wurde die Aufgabe seines Lebens, die er auch, insofern ein solcher Vergleich zulässig, erfüllt hat. Was die Compositionen L.'s betrifft, so ist hier freilich der schaffende Künstler vom Virtuosen überflügelt worden. Seine Compositionen besitzen nur einen bedingten Werth: sie haben die Technik des Pianospiels mächtig gefördert, neue Wirkungs- und Ausdrucksmittel erschlossen, überhaupt das Mechanische, die Virtuosität, auf eine vor ihm kaum geahnte Höhe gebracht. Auch in der Vocalcomposition zeigte er sich stets effectvoll (z. B. einer „Festcantate", 1845 zu Bonn aufgeführt; „Das deutsche Vaterland" von Herwegh, für vier Männerstimmen u. s. w.), doch nicht gerade reich und gesund in der Erfindung. Indeß muß man L. als Virtuosen zugestehen, daß er nicht blos seine Compositionen, sondern auch die Anderer trefflich zu spielen weiß. Bach, Händel, Beethoven und Weber fanden in ihm einen beredten Interpreten ihrer Werke, mag auch dieser große Vorzug durch den Vorwurf geschmälert werden, daß er den Werken derselben zuweilen Gewalt angethan. Als Primavistaspieler hat ihn Keiner je erreicht. L. hat von England bis Italien und von Petersburg bis Lissabon ganz Europa besucht und aller Orten die größten Triumphe gefeiert. Als Director eines Orchesters besitzt er die seltene Kunst, dasselbe zu beleben und zu begeistern, und die Hofkapelle in Weimar, zu deren Leiter er seit 1848 ernannt worden, ist durch ihn zu einer der bedeutendsten in Deutschland in kurzer Zeit heraufgebildet worden. Auch als geistreicher Schriftsteller machte er sich durch die Abhandlungen über „Chopin" (Lpz. 1852), „Lohengrin et Tannhäuser de Rich. Wagner" (Lpz. 1851; deutsch, Köln 1852); „De la Fondation-Goethe à Weimar" (Lpz. 1851), sowie durch eine Anzahl Journalaufsätze über Gegenstände der Literatur und Kunst rühmlichst bekannt. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß L. seine eminente Begabung nicht blos für sich ausbeutete, sondern, wo es irgend einen großen oder wohlthätigen Zweck zu erreichen, ein Unglück zu mildern, ein nützliches Institut zu gründen, ein Denkmal zu errichten galt, stets mit seinem Talent und offener Hand sich betheiligte.

Litanei hieß in der alten christlichen Kirche jedes Gebet ohne Unterschied, daher auch das Lied und das Absingen desselben, ja der ganze Gottesdienst überhaupt. Später aber bezeichnete man mit jenem Ausdrucke vorzugsweise feierliche, besonders an Buß- und Festtagen gebräuchliche Gebete, die mit Responsorien (s. d.) verbunden waren, namentlich mit dem Gesange: Herr erbarme dich! Erst seit dem 5. Jahrh. gebrauchte man die Litanei als Bußgebet zur Abwendung allgemeiner Übel, z. B. bösartiger Krankheiten, Überschwemmungen, Erdbeben u. s. w. Als Verfasser berühmter Litaneien werden in der alten Kirche Ambrosius, Mamertus, Gregor d. Gr. u. A. genannt. Bei besondern Gelegenheiten wurden auch feierliche Buß- und Bittandachten mit Processionen gehalten, bei welchen das Volk barfuß ging und Litaneien sang. Solche Processionen mit Litaneien ordnete Mamertus, Bischof von Vienne, auf Veranlassung einer entstandenen Landplage für die drei Tage vor Himmelfahrt an. Seine Litanei heißt in der kath. Kirche die **kleinere Litanei**. Gregor d. Gr. erweiterte diese Feierlichkeit durch neue Ceremonien und stellte aus den vorhandenen Litaneien eine neue, die **größere Litanei** (litania septifor-

mis oder major), zusammen, bestimmte für sie den 25. April und ordnete überhaupt die Stationen für den wöchentlichen Gebrauch der Litaneien an. Seine größere Litanei wurde in der abendländischen Kirche das Muster für die Abfassung dieser Buß- und Bittgebete, die man aber auch schon zu seiner Zeit an die Engel, an die Maria und andere Heilige zu richten pflegte. Die Reformation hat die Litaneien in der protest. Kirche beibehalten, aber ihnen eine evang. Einrichtung gegeben; hier werden sie in der Regel nur an Bußtagen, früher auch in Zeiten allgemeiner Noth, abwechselnd vom Geistlichen gesprochen und von der Gemeinde gesungen. — Bei den Herrnhutern heißt die Sonntags Vormittags der Predigt vorangehende Betstunde Litanei.

Lit de justice hieß ursprünglich der erhabene Sitz, auf welchem die alten Könige von Frankreich, umgeben von ihren Baronen und Pairs, Gericht hielten. Nachdem sich die Parlamente (s. d.) zu stehenden Gerichtshöfen ausgebildet, erschien der König mit den Pairs in außergewöhnlichen Fällen, z. B. bei Rechtssachen der großen Vasallen, Mündigkeitserklärungen, Staatsangelegenheiten, und gab persönlich seinen Willen zu erkennen. Diese feierliche Sitzung behielt den Namen Lit de justice und hatte keine üble Bedeutung. Als jedoch die Parlamente eine politische Gewalt geltend machten und nicht selten die Eintragung der Edicte des Hofs in ihre Protokolle verweigerten, so bedienten sich die Könige solcher Sitzungen auch, um das sogenannte Enregistrement, welches die übliche Form der Gesetzpromulgation war, zu erzwingen. In diesen Fällen hatten die Sitzungen den Charakter und die Bedeutung von Staatsstreichen. Der König erschien in der Sitzung mit seinen Hofbeamten und ließ sich unter einem Thronhimmel auf einem aus fünf Kissen gebildeten Sitze nieder. Der Kanzler hielt dabei den Vortrag, leitete die mündliche Abstimmung, die jedoch ohne Discussion vor sich ging, und befahl im Namen des Königs die Einregistrirung der beliebten Verordnungen. Besonders berühmt ist das Lit de justice von 1626, wo der Generaladvocat Servin zu den Füßen Ludwig's XIV. starb, indem er seine Vorstellungen anbrachte; das von 1663, in welchem Ludwig XIV. mit der Reitpeitsche und in Sporen erschien, und das von 1787, in welchem der Vorschlag zur Versammlung der Generalstaaten (s. **États-généraux**) gemacht wurde.

Literarisches Eigenthum, die übliche, obwol nicht ganz richtige Bezeichnung derjenigen Rechte, welche der Verfasser eines Schriftwerks (analog beim künstlerischen Eigenthum der Urheber eines Kunstwerks) an demselben hat und welche er, soweit es nutzbare Rechte sind, auf Andere übertragen kann. Der Begriff des literarischen Eigenthums ist von höherer Wichtigkeit erst, seitdem durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die mechanische Vervielfältigung eines Schriftwerks mittels Drucks in so ausgedehntem Maße möglich ward, und stellt sich am schärfsten an dem Gegensatze des Nachdrucks (s. d.) heraus; insoweit aber jene Rechte auf einen Andern, speciell den Verleger, übertragen werden, führt dies zu der Lehre vom Verlagsrecht (s. d.).

Literat (vom lat. literatus, d. i. Gelehrter) ist ein Name, mit dem man in neuerer Zeit angefangen hat, solche Schriftsteller zu bezeichnen, welche ohne amtliche Stellung oder sonstige bestimmte Lebensthätigkeit nur für und von literarischer Thätigkeit leben, namentlich wenn sich dieselbe auf Tagesschriftstellerei, Romane, publicistische Broschüren und Theilnahme an Zeitschriften beschränkt, nicht aber sich zu umfassenden wissenschaftlichen Werken erhebt. Derartige Schriftsteller gab es in Deutschland zuerst gegen Ende des 17. Jahrh. Ihre Zahl aber hat namentlich seit dem dritten und vierten Jahrzehnd dieses Jahrhunderts so zugenommen, daß auch seitdem erst der Name Literat für sie in Gebrauch gekommen ist. So förderlich es auf der einen Seite ist, wenn sich frische Kräfte ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit widmen und durch ihre unabhängige Stellung namentlich eine unumwundene Besprechung der Tagesfragen möglich machen, kann doch auch nicht verkannt werden, daß viele Literaten nur aus Scheu vor ernstern Pflichten und gründlicher Bildung zu dieser Laufbahn bestimmt wurden. Namentlich aber kamen Schriftsteller, die ihr Talent anfangs überschätzten, oft schnell in ökonomische Bedrängnisse, die ihrer unabhängigen Stellung ein Ende machten und sie jede zahlende Partei vertreten ließen. Vgl. Hitzig, „Über belletristische Schriftstellerei als Lebensberuf" (Berl. 1838).

Literatur bezeichnet im weitesten Sinne die Gesammtheit aller schriftlichen Denkmale, in welchen die geistige Bildung und Entwickelung des Menschengeschlechts niedergelegt ist. Bei dem unendlichen Umfange, welchen das Wort in diesem Sinne hat, wird die gesammte Literatur in zahlreiche Unterabtheilungen nach verschiedenen Zeiten oder verschiedenen Völkern, oder den verschiedenen Gattungen der Schriftwerke zerlegt. Man unterscheidet eine Literatur des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit; eine Literatur der Griechen, Römer, Deutschen u. s. w.; eine prosaische und poetische, eine wissenschaftliche Literatur u. s. w. Die literarischen Erzeugnisse eines einzelnen Volkes, in welchen dessen Eigenthümlichkeit besonders klar hervor-

tritt, also namentlich seine Dichtungen, umfaßt man mit dem Namen Nationalliteratur. Bei dem fortschreitenden Entwickelungsgange aller Zeiten und aller Völker muß jede Darstellung der Literatur, wie weit oder eng dieselbe sei, geschichtliche Form annehmen, und es entsteht so die Wissenschaft der **Literaturgeschichte**. In frühern Zeiten beschränkte sich dieselbe meist darauf, die einzelnen Schriftsteller und ihre Werke chronologisch zu verzeichnen. So schrieb J. F. Reimmans seinen „Versuch einer Einleitung in die historiam literariam" (6 Bde., Halle 1713). Seit Anfang dieses Jahrhunderts hat man erkannt, daß eine wirkliche Geschichte der Literatur vor allen Dingen eine Darstellung des geistigen Lebens in seinem Fortschritte sein muß, an welche sich die Aufzählung von Schriftstellern und Schriften nur wie die nähern Belege anschließt. Werke von allgemeinem Umfange haben in diesem Sinne verfaßt: Joh. Gottfr. Eichhorn („Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten", 2. Aufl., 12 Bde., Götting. 1818 fg.), Wachler („Handbuch der Geschichte der Literatur", 3. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1833) und Gräße („Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit" (Bd. 1—3, in mehren Abtheilungen, Lpz. 1837—53).

Lithauen, früher ein dem poln. Reiche unterworfenes Großherzogthum, bestand vor der Theilung Polens aus drei Ländermassen: 1) aus dem eigentlichen L. oder Litwa, welches die Wojewodschaften Wilna und Troki bildete; 2) aus dem Herzogthum Samogitien (s. d.) und 3) aus dem lithauischen Rußland oder den Wojewodschaften, die L. in früherer Zeit den Russen abgenommen hatte, nämlich dem alten Polesien, Schwarzrußland oder Nowogrodek und Weißrußland oder Minsk, Mcisclaw, Witebsk, Smolensk, Polozk und poln. Livland. Durch die Theilung Polens ist jener beinahe 5000 □M. umfassende Länderstrich zwischen Rußland und Preußen so getheilt worden, daß Rußland daraus die fünf Gouvernements Wilna, Grodno, Mohilew, Witebsk und Minsk bildete, während die preuß. Erwerbungen von L. gegenwärtig den Hauptbestandtheil des ostpreuß. Regierungsbezirks Gumbinnen ausmachen. Die Lithauer, wozu auch die Letten in Livland, die Kuren in Kurland und die alten Bewohner Ostpreußens gehören, sind wahrscheinlich slaw. Ursprungs, der sich freilich im Laufe der Zeit durch Vermischungen der Lithauer mit andern Völkerstämmen sehr verwischt hat. Sie kamen früh in Kämpfe mit Rußland, dem sie anfangs gehorchten, von dem sie sich jedoch schon im 12. Jahrh. losrissen. Um 1235 wird Ringold als erster Großherzog von L. genannt. Ein Jahrh. später erlangte das Land eine hohe Bedeutung. Der Großfürst Gedimin nahm den Russen 1320 ganz Volhynien, Kijowien (Kiew), Sewerien (Nowgorod Sewersk) und Czerniechovien (Tschernigow) ab, und sein Nachfolger Olgerd stand sogar drei mal vor den Thoren Moskaus. Der Sohn des Letztern, Jagello, das Haupt des Jagellonenstamms, vereinigte 1386 L. mit dem poln. Reiche, dessen Thron er bestieg, in der Art, daß das Wahlrecht der lithauischen Großfürsten den poln. Königen zustehen solle, während unter Sigismund August 1569 auf dem Reichstage zu Lublin von beiden Völkern einmüthig beschlossen wurde, daß beide Länder von nun an für immer Ein Land ausmachen sollten. Durch die Theilungen Polens, besonders durch die beiden letzten von 1793 und 1795, wurde jenes Verhältniß indeß wieder aufgehoben, worauf dann die Abtretungen an Rußland und Preußen erfolgten. Das Klima in L. ist gemäßigt und gesund, die Luft rein, das Land flach und von vielen Sümpfen, Haiden und Sanddünen durchzogen, doch auch mit ergiebigen Stellen für den Landbau. Die Düna, der Dniepr, Niemen, der Przypiec und Bug sind fischreiche Ströme. Berühmt sind die kleinen, doch starken und muthigen lithauischen Pferde, nicht minder die Elenthiere und Auerochsen, die es noch in den hiesigen Wäldern, besonders in der Bialowiczer Haide (s. d.) gibt, wo auch viele Bären, Wölfe, Lüchse, Füchse, wilde Schweine, Biber, Adler, Schildkröten u. s. w. hausen. Unter den Sümpfen zeichnen sich die Moräste von Pinsk und Rokitno aus, grauenvolle Wüsteneien, wo der Reisende auf einer Strecke von 130 Werst nur Himmel, Schlamm und Schilf zu sehen bekommt, indem fast keine menschliche Seele in dieser Wildniß wohnt. Getreide-, Flachs- und Hanfbau, Viehzucht, Bienenzucht und Jagd bilden die Haupterwerbsquellen des Volkes.

Lithium, ein metallisches Element, dessen Oxyd, das **Lithion**, an Kieselsäure gebunden, 1817 von Arfvedson in dem Mineral Petalit entdeckt wurde. Es findet sich in der Natur nicht häufig. Außer im Petalit kommt es vor im Spodumen, Amblygonit, Triphyllin, Lepidolith, Turmalin; in sehr vielen Mineralwässern ist es in sehr geringer Menge gefunden worden: so in dem von Karlsbad, Franzensbad, Pyrmont, Marienbad, Kissingen, Hofgeismar, Bilin, Hall in Östreich, Kreuznach, Klausen in Steiermark u. s. w. Das reine Lithium ist fast unbekannt. Das Lithion oder **Lithiumoxyd** ist ein Alkali und dem Natron und Kali sehr ähnlich, in Wasser

aber weniger leicht löslich. Es reagirt stark alkalisch, schmeckt scharf und brennend und zerstört die Oberhaut der Zunge sogleich. Die Lithionsalze sind alle in Wasser löslich und zeichnen sich im Allgemeinen durch leichte Schmelzbarkeit aus. Das Lithion bildet nicht, wie die übrigen Alkalien, mit Kohlensäure und Schwefelsäure sauere Salze und mit schwefelsauerer Thonerde keinen Alaun. Durch die Schwerlöslichkeit des kohlensauern Salzes macht es gewissermaßen den Übergang von den Alkalien zu den alkalischen Erden. Übergießt man die löslichen Salze des Lithion mit Weingeist und zündet denselben an, so wird die Flamme purpurroth gefärbt. Dieselbe Färbung ertheilen die leicht schmelzbaren Salze der Spitze der Löthrohrflamme.

Lithochrömie, die Kunst, mit Ölfarben auf Stein zu malen und dann auf Leinwand die Gemälde abzudrucken, wurde von Malapeau in Paris erfunden und fand seit 1823 in Frankreich viel Beifall, ohne jedoch Wesentliches zu leisten. Eine ähnliche Erfindung ist Senefelder's Mosaikdruck. Gegenwärtig wird die Lithochromie in sehr ausgedehntem Grade namentlich zu glänzend verzierten Titelblättern, sowie zur Darstellung architektonischen und decorativen Schmucks angewendet, ja man stellt durch dieselbe auch landschaftliche und Figurengemälde mit der größten Vollkommenheit dar. Man benutzt dazu jetzt aber für dasselbe Bild mehre Platten, für jede Farbe eine besondere, deren Anzahl bis zu 40—50 steigt. Die Farben werden nacheinander mit genau eingepaßter Form auf dasselbe Blatt gedruckt. Franz Weishaupt in München und Engelmann und Sohn in Mühlhausen haben große Verdienste um die Ausbildung dieser Kunst. Zahn's großartiges Werk, welches die Wandmalereien in Herculanum und Pompeji wiedergibt, wird in dieser Weise ausgeführt. Gruner in London hat gleichfalls neuerdings ein größeres Farbendruckwerk („Specimens of ornamental art") herausgegeben. Doch sind die schwierigsten und schönsten Blätter darin in der vortrefflichen Anstalt von Winckelmann und Söhne in Berlin unter Storch's Leitung verfertigt. Dieses Institut hat es überhaupt am weitesten in der **Chromolithographie** oder dem Farbensteindruck, wie man das Verfahren jetzt nennt, gebracht. Doch leistet auch Lindemann-Frommel in München höchst Ausgezeichnetes darin.

Lithographie, s. Steindruck.

Lithophänie heißt die 1827 in Frankreich erfundene Kunst, bildliche Darstellungen dergestalt in weiche Porzellanplatten hineinzuarbeiten, daß sie, gegen das Licht gehalten, dieselben in ihren Schatten und Lichtwirkungen wiedergeben, wonach die Platten durch Brennen gehärtet werden. Das gewöhnlichere Verfahren indessen bedeckt eine Glasplatte mit einem Wachsüberzuge von einem Viertelzoll Dicke und arbeitet das Bild mit dem Modellirstäbchen hinein. Die tiefen Stellen geben natürlich nachher die Licht-, die erhöht stehenbleibenden die Schattenstellen. Dann nimmt man durch Übergießen eine Form von Gyps, mittels welcher man nun zahlreiche Abgüsse in Porzellan (Biscuit) gewinnt. Man pflegt diese Bilder, wie sie aus der Form hervorgehen, ans Fenster zu hängen, benutzt sie auch zu Lichtschirmen und wendet das Verfahren für Ampeln und dergleichen an. Neuerdings hat man auch (indeß wenig ansprechende) colorirte Darstellungen zu Stande gebracht, sowie auch statt des Porzellans Gutta-Percha von allen möglichen Farben genommen.

Lithotomie und **Lithotritie**, s. Stein und Steinoperation.

Liturgik nennt man die Lehre von der mechanischen Verarbeitung und Benutzung der Producte des Mineralreichs, also mit Ausschluß der Hüttenkunde, obgleich der Name diese Beschränkung nicht gibt. Sehr brauchbar ist Blum's „Lithurgik" (Stuttg. 1840). Über Liturgik in kirchlicher Beziehung s. Liturgie.

Litisdenunciation ist diejenige processualische Handlung, durch welche die eine Partei, in der Regel der Beklagte, einen Dritten, an den sie Regreßansprüche hat, von dem erhobenen Rechtsstreite in Kenntniß setzt und ihn zur Unterstützung in der Vertheidigung des ihr bestrittenen Rechts auffodert. Dies ist dann unbedingt nothwendig, wenn der betreffenden Partei eine Sache, die sie von einem Dritten erworben hat, von einem Vierten wieder evincirt werden soll; hier kann der Besitzer nur Ersatz von seinem Vormanne fodern, wenn er ihm „litem denuncirt" hat.

Litoräle, d. i. Küstenland, heißt vorzugsweise das ehemals ungar. jetzt kroatische Küstenland, das sich in einer Länge von ungefähr sechs Meilen am Adriatischen Meere an der nördlichsten Küste Dalmatiens von Fiume im Norden bis Novi im Süden hinzieht und 6½ QM. mit 50000 E. enthält. Die Hauptstadt ist Fiume (s. d.). Als Freihäfen sind zu erwähnen die Städte Buccari und Porto Ré mit 1700 E. und zwei Castellen, die den Hafen schützen. Das Litorale gehörte früher zu dem Militärdistricte von Kroatien. Kaiser Joseph II. schlug es 1776

zu Ungarn und übergab es einer Civilregierung, um den Handel und den Abzug der ungar. Landeserzeugnisse zu befördern. Von 1809—14 stand es unter franz. Herrschaft und machte einen Theil der illyrischen Provinzen aus. Im J. 1814 kam es wieder an Östreich, doch wurde es erst 1823 von neuem mit Ungarn vereinigt. Als jedoch die Reichsverfassung von 1849 die Trennung Kroatiens und Slavoniens von Ungarn aussprach und diese beiden Königreiche zu einem eigenen Kronlande vereinigte, wurde demselben auch das Küstenland und die Stadt Fiume mit ihrem Gebiete einverleibt als ein eigenes kroatisches Comitat, das jedoch bald darauf mit dem Gerichtsbezirk Delnicze und andern Gebietstheilen auf 22½ QM. mit 87000 E. erweitert wurde.

Litotes (griech.), eigentlich Geringfügigkeit, heißt eine rhetorische Figur, nach welcher man einen scheinbar verkleinernden Ausdruck wählt, um die Sache desto mehr hervorzuheben, z. B. „nicht ungeübt" statt „sehr erfahren", „nicht häßlich" statt „angenehm". Häufig bedient man sich der Litotes aus Bescheidenheit, besonders im Gebrauche der Deminutiva, bisweilen auch in der Ironie. (S. **Meiosis**.)

Litre heißt die Einheit der jetzigen franz. Hohlmaße für trockene und flüssige Dinge. Der Litre hat den Inhalt eines Kubik-Decimètre (Kubik-Zehntelmètre) und ist daher = $^1/_{1000}$ Kubikmètre = 50,4124378 alte pariser Kubikzoll. Er wird eingetheilt in 10 Decilitres zu 10 Centilitres à 10 Millilitres. Der Kilolitre hat 10 Hectolitres zu 10 Decalitres à 10 Litres. Für Getreide dient besonders der Hectolitre von 100 Litres = 1,8195 preuß. Scheffel oder hamburger Faß = 1,6259 wiener Metzen = 1,4556 preuß. Eimer = 1,7666 wiener Eimer; 1 Litre = 0,8733 preuß. Quart = 0,7066 wiener Maß.

Litta (Pompeo, Graf), ital. Geschichtschreiber, aus dem Familienzweige Litta-Biumi, wurde 27. Sept. 1781 zu Mailand geboren. Nach Vollendung seiner akademischen Studien trat er 1804 als gemeiner Soldat in den franz. Militärdienst, wurde bald nach der Schlacht von Austerlitz Lieutenant in der Gardeartillerie, dann nach der Schlacht bei Wagram Capitän der Artillerie. Später erfolgte seine Ernennung zum Commandanten der Küstengarde zu Ancona mit dem Grade eines Bataillonschefs. Nachdem er 1814 ins Privatleben zurückgekehrt, gab sich L. mit Eifer und Ausdauer dem Studium der Geschichte, besonders der vaterländischen, hin. Im J. 1819 begann er sein berühmtes und im großartigsten Stile angelegtes Werk „Famiglie celebre italiane" zu veröffentlichen und setzte dasselbe ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode fort, der 17. Aug. 1852 erfolgte. Im Ganzen erschienen 75 Hefte in 155 Lieferungen in groß Folio, welche die Geschichte von 75 berühmten ital. Adelsgeschlechtern enthalten. Seine Darstellung zeichnet sich durch historische Genauigkeit und correcte Sprache aus. Wegen der Kostbarkeit des Werkes kam dasselbe nicht in den Buchhandel und wurde nur auf dem Wege der Subscription verbreitet. Die ersten Hefte wurden in der Druckerei Giulio Ferrari's zu Mailand gedruckt; dann errichtete L. in seinem eigenen Hause eine Druckerei zur Veröffentlichung seines Werkes. In der lombard. Revolution von 1848 ernannte die Provisorische Regierung zu Mailand den harmlosen Gelehrten zum Kriegsminister, dann zum General der mailänder Nationalgarde; doch wußte L. keine dieser Stellungen schon wegen seines vorgerückten Alters dem Drang der Verhältnisse entsprechend auszufüllen. Durch Charakterfestigkeit und Schlichtheit erwarb und bewahrte er sich jedoch die Achtung und Liebe seiner Mitbürger aller Parteien. Ein lombard. Schriftsteller, Giuseppe Ambrosoli, ist im Begriff eine ausführliche Biographie L.'s zu veröffentlichen. — Das Geschlecht Litta gehört zu den reichsten, doch nicht zu den ältesten und berühmtesten Adelsfamilien der Lombardei.

Littrow (Jos. Joh. von), verdienter Astronom, geb. 13. März 1781 zu Bischof-Teinitz in Böhmen, kam aus der Schule seines Geburtsorts 1794 auf das Gymnasium zu Prag und bezog 1799 die dortige Universität. Schon 1801 versuchte er sich als Schriftsteller und gab im Verein mit mehren Schulcollegen eine belletristische Zeitschrift: „Die Propyläen", heraus. Im folgenden Jahre diente er einige Monate in der von Erzherzog Karl errichteten böhm. Legion. Die damals in der Blüte stehende Naturphilosophie beschäftigte ihn eine geraume Zeit, bis er endlich die Hoffnung aufgab, auf diesem Wege zu einem fördernden Resultate zu gelangen. Er hatte sich der Reihe nach in der Rechtsgelehrsamkeit, der Arzneikunde und selbst der Theologie umgesehen, ohne jedoch an einem dieser Fächer bleibendes Behagen zu finden. Im J. 1803 wurde er Erzieher der beiden jungen Grafen Rénard in Schlesien. Hier widmete er sich anfangs der schönen Literatur, später der Mathematik und Astronomie. Obschon er diese Wissenschaften beinahe nur als Autodidakt kennen lernte und aller Fürsprache entbehrte, erhielt er doch schon 1807 die Professur der Astronomie an der Universität zu Krakau. Durch die Kriegsereig-

nisse verscheucht, folgte er 1810 einem Rufe in gleicher Eigenschaft an die Universität zu Kasan, wo er die Sternwarte gründete. In dieser Zeit wurde er zum Mitgliede der petersburger Akademie der Wissenschaften ernannt. Klima und andere Verhältnisse bewogen ihn 1816, einen Ruf als Codirector der Sternwarte in Ofen anzunehmen. Im J. 1819 ward L. zum Director der wiener Sternwarte ernannt. Er reorganisirte sofort diese damals gänzlich veraltete Anstalt vollkommen und sorgte, als er die Hoffnung aufgeben mußte, ein neues Gebäude zu erhalten, 1825 durch völligen Umbau des alten für möglichst zweckmäßige Unterbringung der angekauften Instrumente. Seine Vorlesungen wurden alljährlich von vielen, zum Theil der Schule längst entwachsenen Zuhörern des In- und Auslandes besucht. Seine seltene Gabe des Vortrags kam ihm auch bei den Versammlungen deutscher Naturforscher in Hamburg, Breslau, Jena, Bonn und Wien sehr zu statten, wo seine Reden immer nachhaltigen Beifall ernteten. L. entfaltete in Wien eine vielseitige Thätigkeit. Durch seine Schriften über Versorgungsanstalten war er zu einer Autorität auch in diesem Fache geworden. Die bald nach seinem Tode errichtete kaiserl. Akademie der Wissenschaften verdankt zum großen Theile ihm die Vorbereitung ihrer Gründung. Er veranlaßte durch seine theoretischen Untersuchungen den Optiker Plößl zur Ausführung der seither so gesuchten dialytischen Fernröhre und lieferte in vielen Zweigen der Wissenschaft originelle Arbeiten von dauerndem Werthe. Im J. 1837 wurde er in den östr. Adel erhoben. Er starb 30. Nov. 1840. Unter seinen Schriften, von denen mehre wiederholte Auflagen und Übersetzungen erlebten, ist die bekannteste „Die Wunder des Himmels" (4. Aufl., Stuttg. 1853), die zu den besten populären Darstellungen der Astronomie gehört und außerordentliche Verbreitung gefunden hat. Außerdem sind besonders zu erwähnen: „Theoretische und praktische Astronomie" (3 Bde., Wien 1822—26); „Höhenmessungen durch Barometer" (Wien 1823); „Analytische Geometrie" (Wien 1823); „Elemente der Algebra und Geometrie" (Wien 1827); „Anleitung zur Berechnung der Leibrenten und Witwenpensionen" (Wien 1829); „Über Lebensversicherungen" (Wien 1832); „Dioptrik" (Wien 1830); „Chorographie" (Wien 1833); „Gesammte Mathematik" (Wien 1838); „Gnomonik" (2. Aufl., Wien 1838) u. s. w. L.'s umständliche Biographie findet man in seinen „Vermischten Schriften" (Stuttg. 1846), einer interessanten Sammlung schönwissenschaftlicher Aufsätze. — **Littrow** (Karl Ludw. von), ältester Sohn des Vorigen, geb. 18. Juli 1811 zu Kasan, stand seinem Vater seit 1831 als Gehülfe zur Seite und folgte ihm als Director der wiener Sternwarte 1842, nachdem er sich bereits durch mehre gediegene Leistungen, namentlich durch eine Bearbeitung der Hell'schen Beobachtung des Venusdurchgangs von 1769 der gelehrten Welt bekannt gemacht hatte, nach welcher Encke seine berühmte Bestimmung des Abstands der Sonne von der Erde berichtigte. Er lieferte zur neuen Ausgabe des Gehler'schen „Physikalischen Wörterbuchs", an der auch sein Vater mitgearbeitet hatte, das reichste Verzeichniß verläßlicher geographischer Positionen, welches wir bisher besitzen, und redigirte mehre zum Theil völlig umgearbeitete neue Auflagen von Werken seines Vaters. Die „Annalen der wiener Sternwarte" sind unter seiner Leitung zu einem der wichtigsten astronomischen Jahrbücher geworden, da nicht nur die wiener Beobachtungen seit jener Zeit zu den genauesten gehören, sondern in jenen Annalen auch sonstige sehr bedeutende Beiträge für die Wissenschaft erschienen. Im J. 1847 wurden W. Struve und er zu Beurtheilungscommissaren über den trigonometrischen Anschluß von Rußland und Östreich ernannt. Im J. 1850 trug er als Dekan nach Kräften zur bleibenden Einführung der damals in Östreich versuchten Institutionen deutscher Hochschulen bei. Zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften bekunden sein ernstes, oft von schönen Erfolgen begleitetes Streben. — Sein jüngerer Bruder, **Heinrich von L.**, geb. 26. Jan. 1820 zu Wien, Hauptmann in der k. k. Marine, hat sich in den letzten Kriegsjahren rühmlich hervorgethan und als Dichter, sowie als Mitarbeiter an politischen Blättern mit Glück versucht.

Liturgie (λειτουργία) nennt man überhaupt die Gesammtheit der Formen und der festgesetzten Einrichtungen des öffentlichen Gottesdienstes. Im engern Sinne aber führen diejenigen Formulare und Bücher den Namen Liturgien, welche das bei dem öffentlichen Gottesdienste zu befolgende Ritual enthalten, also die Kirchenagenden oder Kirchenordnungen. Die Verwalter dieses Rituals heißen Liturgen, ein Ausdruck, der von den Prytaneen in die Tempel überging, später aber ausschließlich im kirchlichen Sinne gebraucht wurde. In der praktischen Theologie dagegen heißt die Wissenschaft, welche sich mit der Behandlung und Verwaltung des öffentlichen Gottes- oder Kirchendienstes, dessen Anordnungen und Einrichtungen beschäftigt, Liturgik. Sie zerfällt ihrem Wesen nach in drei Theile: 1) in den dogmatischen Theil, der sich

im Allgemeinen mit der Untersuchung und Belehrung über die Natur und das Wesen des öffentlichen Cultus der Christen nach der in der Heiligen Schrift enthaltenen Anleitung, wie mit der Entwickelung allgemeiner liturgischer Grundsätze beschäftigt; 2) in den historischen Theil, der den christlichen Cultus nach seiner Bildung unter den verschiedenen christlichen Parteien und Völkern unter dem Einflusse des bei ihnen geltenden Lehrbegriffs, aber auch nach seinem Bestehen im Ganzen und Einzelnen behandelt; 3) in den praktischen Theil, welcher die Anwendung der gefundenen Grundsätze nach der gegenwärtigen Beschaffenheit des christlichen Cultus lehrt. Die wichtigsten Hülfswissenschaften der Liturgik sind die kirchliche Archäologie, Psychologie und Ästhetik; in ihrer Behandlung setzt sie ebenso viel Geschmack als Sinn für die Religion und Kenntniß des menschlichen Herzens voraus. — In der ältesten Kirche stand den Bischöfen die Befugniß zu, die Liturgie in ihren Diöcesen zu bestimmen, und Filialkirchen nahmen gewöhnlich die Liturgie der Mutterkirchen an. Allmälig aber war man darauf bedacht, eine Gleichheit in der Form des Gottesdienstes zu erzielen, und so erließen auch Kirchenversammlungen die hierzu nöthigen Verordnungen. Die ersten Spuren dieser Einrichtung finden wir in den Kirchen von Spanien und Frankreich. War nun auch die Ordnung des Gottesdienstes mit einzelnen Formularen bis zum 4. Jahrh. schon lange feststehend geworden, so kamen nun bestimmte Gebetsformulare hinzu, und seit der Mitte des 4. Jahrh. bildeten sich vollständige Liturgien aus, deren Ursprung man in den von Aposteln oder Apostelschülern gegründeten Kirchen von den Stiftern herleitete. Keine dieser Liturgien, mit Ausnahme der in den Apostolischen Constitutionen enthaltenen, hat sich unverändert erhalten. Die wichtigsten alten Liturgien suchte neuerdings Bunsen in der Schrift „Hippolytus und seine Zeit" (2 Bde., Lpz. 1853) in authentischer Form zusammenzustellen. Die Römer leiteten ihre Liturgie von Petrus, die Mailänder von Barnabas und Ambrosius, der sie indessen nur vervollkommnete, die Alexandriner von Markus ab. Mit der Theilung des röm. Reichs bildeten sich Nationalliturgien, die in den einzelnen Reichen oder von bestimmten Nationen gebraucht wurden. Aus ältern Liturgien entstanden neue, die der dogmatischen Entwickelung entsprachen. Im 5. Jahrh. war die Liturgie von Basilius dem Großen fast im ganzen Oriente verbreitet. Neben ihr fand aber auch von Konstantinopel aus die Liturgie des Chrysostomus Eingang, die noch in der griech. Kirche gebräuchlich ist. Seit dem 6. Jahrh. waren die Päpste unablässig bemüht, eine Gleichheit im Cultus der ihnen unterworfenen Kirchen herbeizuführen, und zu diesem Zwecke erschienen im Laufe der Zeit eine bedeutende Menge von Sacramentarien oder liturgischen Büchern. Hierher gehört namentlich die älteste Sammlung liturgischer Vorschriften in der röm. Kirche, aufgestellt von Leo I. in dessen „Sacramentarium"; ferner das Sacramentarium von Gelasius II. und der Meßkanon von Gregor I. Auch für einzelne kirchliche Handlungen verfaßte man liturgische Bücher, die man je nach ihrer Bestimmung mit den Namen Antiphonarium, Lectionarium, Baptisterium, Evangeliarium, Orationale, Psalterium, Sequentiale u. s. w. bezeichnete. Das Wort Sacramentarium im angegebenen Sinne vertauschte man auch mit dem Worte Officium und den Ausdruck officialis liber gebrauchte man in gleicher Bedeutung mit unserm Ausdrucke Agende. In Klöstern wurde der Ausdruck Officien für die durch die Klosterregeln bestimmten Gebete und kirchlichen Übungen gewöhnlich. Die allgemeine Einführung der röm. Liturgie konnten die Päpste, die darin ein Band der Einheit für die ganze Kirche fanden, nicht völlig überall und nur allmälig erlangen, und selbst noch jetzt herrscht keine vollständige Übereinstimmung in der Liturgie der kath. Kirche, indem in den verschiedenen Ländern und geistlichen Orden noch mannichfache, zum Theil sehr bedeutende Abweichungen vorkommen. Die in der kath. Kirche noch gebräuchlichen liturgischen Bücher sind: das Missale, Brevier, Martyrologium, Ritual, das bischöfliche und päpstliche Ceremonial. In der protest. Kirche ward Luther auch Reformator der Liturgie, indem er den Gottesdienst vereinfachte. Dazu halfen auch die neuen Kirchenordnungen, welche in verschiedenen Ländern und Städten, z. B. in Braunschweig von Bugenhagen, in Hessen durch den Landgrafen Philipp, in Sachsen durch Herzog Heinrich u. s. w., erschienen. Eine Gleichheit in der Liturgie ward aber auch hier nicht erzielt, wie die alten und neuen Agenden (s. d.) in der luth. wie in der ref. Kirche beweisen.

Liutprand oder **Luitprand**, einer der wichtigsten Quellenschriftsteller für die deutsche Geschichte, ein Italiener, geb. um 922, bildete sich am Hofe König Hugo's und trat nach dessen Vertreibung 945 in die Dienste seines Nachfolgers Berengar, in dessen Auftrage er als Gesandter nach Konstantinopel ging, bei dem er aber doch um 955 in Ungnade fiel, worauf er sich nach Deutschland wendete. Hier lebte er in Frankfurt a. M., bis er 961 Kaiser Otto I. auf seinem Zuge nach Italien folgte. Er wurde hierauf Bischof von Cremona und war 963 auf

der großen Synode zu Rom. Am bekanntesten wurde er indeß durch seine abermalige Gesandtschaft an den Hof zu Konstantinopel 968 im Auftrage Kaiser Otto's I., die den Zweck hatte, dem Kaiser den Besitz von Unteritalien zu sichern und dessen Sohn mit Theophania, der Tochter des Kaisers Nicephorus, zu vermählen, aber erfolglos blieb. L. starb um 970. Seine „Antapodosis, i. e. retributio" in sechs Büchern, die er theils in Italien, theils zu Frankfurt schrieb, reicht von 886—948, abgesehen von dem von Einigen für unecht gehaltenen Anhange. Nächstdem schrieb er „De rebus gestis Ottonis Magni imperatoris" und „De legatione Constantinopolitana". Einige andere ihm beigelegte Schriften scheinen unecht. Er schöpfte seine Nachrichten aus eigener Anschauung und den Berichten von Augenzeugen. Obschon seine Glaubwürdigkeit wiederholt in Zweifel gezogen worden ist, so muß man ihm doch in Beziehung auf seine Nachrichten über deutsche Angelegenheiten das Lob der Treue und Zuverlässigkeit zugestehen; weniger aber kann man dies in Betreff seiner Mittheilungen über Italien. Sein Stil ist lebendig, die Sprache incorrect. Die neueste und beste Ausgabe seiner sämmtlichen echten Werke besorgte Pertz in den „Monumenta Germaniae historica" (Bd. 3, Hannov. 1839). Vgl. Köpke, „De vita et scriptis Liutprandi" (Berl. 1842).

Livadien heißt jetzt nach der Stadt Livadia oder Lebadea im alten Böotien, am Fuße des Helikon, das alte Hellas (s. d.) oder Mittelgriechenland. Es wird begrenzt im N. von Thessalien und Epirus, im S. vom Meerbusen von Korinth und Ägina, im O. vom Ägäischen und im W. vom Jonischen Meere, umfaßt die alten Landschaften Attika, Megaris, Böotien, Phocis, Lokris, Doris, Ätolien und Akarnanien und bildet jetzt den nördlichen, continentalen Theil des Königreichs Griechenland (s. d.).

Liverpool, nach London die größte Handelsstadt Großbritanniens, der Bevölkerung nach die dritte Stadt Englands, in der Grafschaft Lancaster, am rechten Ufer der schiffbaren und hier zwei engl. M. breiten Mersey, drei engl. M. von deren Ausfluß in das Irische Meer, steigt, umgeben von einer Menge freundlicher Landhäuser, amphitheatralisch an einem sanften Abhange empor. Sie zählt 255000, mit der Bevölkerung der aus Dörfern zu Vorstädten gewordenen und mit ihr verbundenen Orte und den zum Hafen gehörigen Seeleuten nahezu 400000 E., die vorzüglich von Handel und Schiffahrt leben, aber auch Gewerbe aller Art betreiben: Schiffbau, Uhren- und Chronometerfabriken, Reepschlägereien, Segelmachereien, Eisengießereien, Anker- und Kettenschmieden, Stahlwerke, Dampfschiff- und Dampfkesselfabriken, Glas-, Tabacks-, Bleiweiß-, Vitriol- und Pfeifenfabriken, Ölmühlen, Salz- und Zuckerraffinerien, Schiffbrotbäckereien und viele andere industrielle Anstalten, die sich zunächst auf den Bedarf der Stadt und den Verbrauch des Handels und seiner Marine beziehen. Die einzige Baumwollenspinnerei der Stadt ist 17. Mai 1853 abgebrannt. Mit allen wichtigen Häfen Großbritanniens und des gegenüberliegenden Irland, sowie mit dem continentalen Europa, mit Nord-, Süd- und Centralamerika, mit West- und Ostindien und China ist L. durch Dampf- und Packetbootverkehr, mit den großen Fabrikstädten des Inlandes durch Kanäle oder Eisenbahnen in Verbindung gebracht. Nach Manchester, dessen Hafen es gleichsam bildet, führt eine der fünf hier sich vereinigenden Eisenbahnen, ein höchst kunstreiches Werk, die erste Bahn, welche in England (seit 1830) zur Beförderung von Reisenden mit Dampfkraft verwendet wurde. Außerdem führt nach Manchester ein Seitenzweig des Bridgewaterkanals und nach Leeds der berühmte Leeds- und Liverpoolkanal, der großartigste und bewunderungswürdigste in England. Durch die ausgedehnten Verbindungen mit Amerika, auf welches L. seiner geographischen Lage nach mehr als London hingewiesen ist, und als Hafen der fabrikreichen Grafschaften Lancaster und York bildet es den Hauptplatz für die Einfuhr von Baumwolle und andere amerik. Erzeugnisse, und die Tonnenzahl der hier einlaufenden Schiffe ist stärker als in London. Zugleich hat L. nebst London den stärksten Verkehr mit China und ist daher noch ein Haupthafen für chines. Rohseide und Thee. Unter allen Häfen Großbritanniens hat es ferner den stärksten Seeverkehr mit Irland, dessen Schlachtvieh, Speck, Salzfleisch, Mehl, Butter und Leinwand größtentheils in die Mersey einlaufen. Der Handelsverkehr in L.s Hafen hat sich zwischen 1818—43 vervierfacht und ist seitdem in stetem Zunehmen begriffen. Die Hafenbewegung weist 1848 nicht weniger als 12222 eingelaufene und 13626 ausgelaufene Schiffe, jene mit 2,706793, diese mit 2,779419 Tonnen, zusammen 25848 Schiffe mit 5,486212 Tonnen Gehalt und eine Rohzolleinnahme von 3,481796 Pf. St. nach. Auch ist neuerdings für die Rhederei die Überfahrt von Auswanderern sehr wichtig geworden. Schon 1846 besaß die Stadt 1406 eigene Segelschiffe mit 380808 Tonnen und 55 Dampfschiffe mit 6200 Tonnen Gehalt; ihre Zahl hat sich

seitdem um ein Namhaftes vermehrt. Der eigene Schiffbau würde in L. ebenfalls gewaltig zunehmen, wäre hinreichender Raum für Werfte vorhanden. Der Hafen, d. i. die der Verschlammung und Versandung, dem Wechsel von Ebbe und Flut und der Gewalt der Winde ausgesetzte Mündung der Mersey, machte die Anlage von Docks nothwendig. Der 1710 eröffnete trockene Dock, zugleich der erste seiner Art in England, welcher übrigens 1825 zum Behuf des Aufbaus des neuen Zollhauses ausgeschüttet wurde, eröffnete die Reihe der nach und nach bis in die neueste Zeit fortgesetzten künstlichen Hafenwerke, Meisterstücke der Wasserbaukunst, denen L. seinen massenhaften Seehandel, seine Macht und Stärke verdankt und denen kein Land der Erde etwas Gleiches aufzuweisen hat. Gegenwärtig zählt L. zwölf Docks, die sich mit ihren Granitdämmen und kolossalen Mauern, ihren ausgemauerten Bassins und Wasserkufen drei engl. M. weit am Flußufer hinabziehen und eine Fläche von 180 Acres einnehmen, ungerechnet die seit 1844 durch eine Actiengesellschaft am südlichen Ufer der Mersey, auf dem Gebiete von Cheshire erbauten großartigen Docks, deren Anlage das Dörfchen Birkenhead bereits zu einer Stadt von 40000 E. erhoben hat. L.s schönste Docks sind der Clarence-, der Wellington-, besonder aber der Prinz Albert's-Dock, dessen Bau 1 Mill. Pf. St. kostete. Den Docks benachbart sind Waarenschuppen und großartige Waarenspeicher, die zum Theil 12—13 Stockwerke haben. Zwischen den die Docks umgebenden Mauern und dem Flusse befindet sich gewöhnlich ein Kai oder Spaziergang (Parades) mit Aussicht auf die Mersey und das Ufer von Cheshire. Der schönste Stadttheil ist der östliche, mit dem Wallgarten auf dem Mount pleasant, einem der besuchtesten Spaziergänge, von welchem aus man die Stadt selbst, den Hafen und die Landhäuhäuser übersehen kann. Im Innern der Stadt befinden sich breite, luftige Straßen und große Plätze; doch münden auch enge, finstere und schmutzige Seitengäßchen ein, wo der Kleinhandel sich bewegt und das Elend seine Lumpen ausbreitet. Ein volles Fünftel der Bevölkerung wohnt in engen, dunkeln und feuchten Kellern oder in sogenannten Höfen (Courts), kleinen Plätzen, die, nach allen vier Seiten zugebaut, meist überwölbten Zugang haben. Fast immer von einer dichten Menschenmenge durchwogt ist die beinahe drei Viertelstunden lange Schottlandsstraße (Scotland road), eine Doppelreihe von Kaufläden und Schenken. L. hat 162 Kirchen, Kapellen, Bethäuser und Synagogen. Die Kirchen sind aber insgesammt einfach, schmucklos und neu. Am ausgezeichnetsten ist noch die St.-Paulskirche (von 1769) mit Säulenportal und Kuppel und die 1732 auf der Stelle einer alten Burg erbaute, aber 1821 völlig umgeformte St.-Georgskirche, deren Dach, Thüren, Fenster, Pfeiler, Kanzel, Galerie und Emporkirchen ganz aus Gußeisen bestehen. Die ansehnlichsten Gebäude sind außerdem: das Zollhaus (1839), das außer den andern für das Zollwesen bestimmten Räumen noch die Post-, Dock-, Accise- und Stempelbureaus einschließt; das Stadt- oder Rathhaus (Townhall), ein stolzer Bau, 1797 im schönsten griech. Geschmack aus Quadern errichtet; die Börsenhalle in demselben Baustile, 1807 nach dem Plane des Markusplatzes zu Venedig erbaut; der prächtige Verkaufsbazar oder St.-Johnsmarkt mitten in der Stadt, die größte der zahlreichen Kaufhallen, für Fleisch, Fische, Gemüse, Butter u. s. w. bestimmt und 1822 erbaut. Andere dem Handel gewidmete großartige Gebäude sind: die Getreidebörse, die königl. Bank, die Unionsbank, die Nord- und Südwalesbank von 1841, die Zweigbank von England und die Sparkassenanstalt. Für die Unterbringung der Güter ist seit 1841 ein großes Waarenhaus oder vielmehr eine Reihe von Waarenhallen in der Waterloostraße erbaut, das größte in ganz England. Es bedeckt eine Fläche von 5 Acres, worauf früher 150 Wohnhäuser standen. Für die 1850 vollendete imposante Eisenbahnstation in der Tithebarnstraße wurden 1849 an 500 Häuser und eine Kirche angekauft und niedergerissen. Der Rechtspflege und deren Vollstreckung dient der Neue Assissengerichtshof von 1844, das im vorigen Jahrhundert nach Howard's System aufgeführte Stadtgefängniß und die beiden Strafanstalten Kirkdale und Bridwell. Daß L. im Getreibe des Handels auch Literatur, Kunst und Wissenschaft pflegt, beweisen das 1799 eröffnete Athenäum, ein schönes Gebäude, worin man alle engl. Zeitschriften und eine Bibliothek von 20000 Bänden findet; das Lyceum, eine ähnliche Anstalt von 40000 Bänden; das Museum mit reicher Sammlung alter Gemälde, seltener Thiere und Mineralien, Gypsabdrücken von Antiken u. s. w.; die immerwährende Gemäldeausstellung; das Königliche Institut, wo die schönen und die mathematischen Wissenschaften gelehrt werden; die Mechanic institution, die ein jährliches Einkommen von 70000 Pf. St. hat, und viele andere gelehrte Vereine; ferner das Collegiatinstitut zur Bildung der arbeitenden Classe und dessen Versammlungslocale zu Vorträgen über alle Zweige des Wissens; der zoologische und botanische Garten, den man für den schönsten und reichsten in England hält; zwei Schauspielhäuser und das Amphitheater, eigentlich Volkstheater. Um das Elend des Paupe-

rismus zu mildern, hat L. Wohlthätigkeitsanstalten jeder Art gegründet. Es besitzt mehre Armenhäuser, ein Arbeitshaus für 2000 Arme und ein am 25. Dec. 1830 eröffnetes Nachtasyl für obdachlose Arme und Fremde, das erste in England. Ferner schwimmende Hospitäler für kranke Matrosen, acht Krankenhäuser, worunter eins mit einer besondern Abtheilung für Seeinvaliden, deren Frauen und Kinder; ein Irrenhaus, eine Taubstummenanstalt, zwei Blindeninstitute u. s. w. Die jetzigen städtischen Einkünfte betragen 320000 Pf. St.; die Ausgaben für Kirchen, Armenschulen, Markthallen, Straßenerweiterungen u. s. w. beliefen sich in dem Zeitraume von 1801—50 auf 1,600000 Pf. St.

L., ursprünglich ein kleines Fischerdorf, erhielt 1173, ein Jahr nach der Eroberung Irlands, den ersten Freibrief von Heinrich II., den zweiten 1207 von Johann, den dritten 1227 von Heinrich III., worin dieser den Ort „für ewige Zeiten" zu einem freien Flecken erklärte und die Errichtung einer Kaufmannsgilde verfügte. Noch 1561, unter Elisabeth, zählte L. nur 138 Haus- und Hüttenbesitzer, welche 12 Schiffe von zusammen 223 Tonnen Gehalt mit 75 Matrosen besaßen. Im J. 1644 wurde die kleine Stadt mit einer dicken, hohen Erdmauer und einem 12 F. breiten Graben umgeben und sonst nach Möglichkeit befestigt; aber 26. Juni ward „das Krähennest" von den Royalisten unter Prinz Ruprecht erobert, der Alles, was sich widersetzte, über die Klinge springen ließ. Erst mit der Erhebung zum Kirchspiele 1699 und der Eröffnung des ersten Docks trat die Wichtigkeit des Platzes zu Tage, der sich nun nach allen Richtungen erweiterte. Im J. 1710 besaß L. 84, 1723 schon 131 Schiffe; im J. 1700 zählte es 5000 E., 1730 schon 12000, 1760 bereits 26000, 1773 aber 34400, 1790 gegen 56000 E. Von 1801—21 stieg die Einwohnerzahl von 77700 auf 119000, von 1821—41 auf 225000 und mit Einschluß des ganzen Kirchspiels, sowie von 13000 Seeleuten auf 309000 E. In diesem Verhältnisse schreitet auch die Bevölkerung noch fort, nur daß sich dieselbe jetzt mehr über die benachbarten Dörfer verbreitet und diese zu großen Flecken anschwellt. Die nächste Veranlassung zu solch kolossaler Entwickelung gab der Umstand, daß, als die span. Assientocompagnie durch den Spanischen Erbfolgekrieg verhindert wurde, den span. Colonien die benöthigten Negersklaven zu liefern, sich die liverpooler Kaufleute des Sklavenschleichhandels bemächtigten, der von Jamaica aus nach Cuba betrieben wurde. So war L. der erste Hafen Englands, welcher Sklavenschiffe ausrüstete. Daran knüpfte sich von selbst ein Schleichhandel mit Waaren nach dem span. Amerika, welches der von der span. Regierung um schweres Geld zum ausschließlichen Import privilegirten Calescompagnie Alles und Jedes mit einem Gewinn von 300 Proc. abkaufen mußte. In Folge dessen eröffneten die Negerschiffe L.s den engl. Manufacturen, namentlich denen von Manchester, ungeheuere Märkte, führten Sklaven nach den Antillen und brachten den Ertrag in Rum, Zucker, Taback, Gold und Juwelen nach Europa. Die Blüte dieses Handels dauerte bis 1740, von welcher Zeit an die zunehmende Wachsamkeit der span. Regierung ihn erschwerte, ohne ihn vernichten zu können. Man berechnet, daß von 1730—70 gegen 2000 Negerschiffe den Hafen L.s verließen und im Verlaufe von elf Jahren 304000 Sklaven nach den Antillen lieferten, die um 16 Mill. Pf. St. verkauft wurden und den Rhedern die Hälfte als Überschuß gewährten. Im J. 1771 liefen nur 106 Schiffe, von zusammen 110000 Tonnen, auf den Negerhandel aus; die Concurrenz hatte bereits den Vortheil geschmälert. Als 1787 der Kreuzzug der Humanität gegen den Sklavenhandel begann, wurden die Kaufherren L.s bereits wenig davon betroffen. Ihre Speculationen hatten sich bereits so entschieden einem andern Gegenstande zugewendet, daß 1806, wo Wilberforce im Parlamente die Abschaffung des Negerhandels auswirkte, der ganze Tonnengehalt der liverpooler Negerschiffe nicht über 25000 betrug. Von jetzt an geschehen die großen Unternehmungen sämmtlich im Interesse der Manufacturen nach der Neuen Welt. Durch das Monopol einer mächtigen Compagnie vom ostind. und chines. Handel ausgeschlossen, versammelte L. in seinen Docks den Handel Englands mit den Vereinigten Staaten, welcher durch die gleichzeitigen ungeahnten Erfolge von deren Baumwollencultur und von Manchesters Maschinen-Baumwollenindustrie zu dem großartigsten Austausch des rohen Products gegen Fabrikate desselben Stoffs erwuchs und bald mehr als die Hälfte von L.s Geschäften ausmachte, die seit der Aufhebung des Monopols der Ostindischen Compagnie außer Amerika, Europa und Ostindien auch China und Australien in ihren Bereich gezogen haben.

Liverpool (Charles Jenkinson, Baron Hawkesbury, Graf von), brit. Staatsmann, geb. 10. Mai 1727 in der Grafschaft Oxford, der Sohn des Obersten Jenkinson, studirte auf der Universität zu Oxford, machte sich zeitig als Dichter und Publicist bekannt und erhielt bei Lord Bute, dem Günstlinge Georg's III., die Stelle eines Privatsecretärs. Da er das Vertrauen

Bute's erwarb, erhob ihn derselbe nach dem Eintritt ins Ministerium 1761 zum Unterstaatssecretär. Zugleich trat Jenkinson für den Flecken Cockermouth ins Parlament, wo er mit lebhafter Beredtsamkeit die Politik seines Gönners vertheidigte. Er wurde hierauf Schatzmeister der Artillerie, dann Secretär des Schatzes, legte aber dieses Amt nieder, als 1765 an Grenville's Stelle Rockingham die Leitung der Geschäfte übernahm. Als das wirksamste und gefürchtetste Mitglied der Camarilla, welche den König umgab, mußte er fortan den Haß und den Spott der patriotischen Partei erdulden. Unter der Verwaltung Grafton's wurde er 1766 wieder Schatzsecretär, 1767 Lord der Admiralität und 1772 unter dem Ministerium North Viceschatzmeister von Irland. Seinem geheimen Einfluß schrieb man ganz besonders das Verfahren und den Krieg gegen die nordamerikan. Colonien bei, und 1778 übernahm er auch das Departement des Kriegs, das er unter heftigen Debatten bis 1782, wo sich das Cabinet auflöste, behielt. Unter der Verwaltung Pitt's wurde er Kanzler des Herzogthums Lancaster, 1786 Baron Hawkesbury und Präsident des Handelsraths, 1796 aber Graf von L. Kränklichkeit halber mußte er 1801 sein Amt niederlegen. Er starb 17. Dec. 1808. Unter Anderm gab er eine Sammlung der Friedensverträge von 1648—1783 heraus (3 Bde., Lond. 1785). — **Liverpool** (Rob. Banks Jenkinson, Graf von), des Vorigen Sohn, geb. 7. Juni 1770, war gleich dem Vater durch Talent und Kenntnisse ausgezeichnet. Nachdem er seine Studien zu Oxford vollendet, ging er auf Reisen und wohnte in Frankreich den ersten Ereignissen der Revolution bei. Nach der Rückkehr kam er 1791 ins Unterhaus und zeigte sich hier als gemäßigter Tory und Anhänger der Regierung. Im J. 1796 wurde er Geh. Rath und Mitglied des Handelsraths. Als solcher vertheidigte er mit großer Gewandtheit die Politik des Ministeriums Pitt. In dem Ministerium Addington übernahm Lord Hawkesbury, wie er damals hieß, die auswärtigen Angelegenheiten, nach der Unterzeichnung des Friedens von Amiens aber das Departement des Kriegs und der Colonien. Als Pitt 1804 wieder ans Staatsruder trat, übertrug ihm derselbe die Verwaltung des Innern, welche er auch bis zum Tode seines Freundes und Meisters 1806 führte. An dem Ministerium Grenville nahm er keinen Theil, wol aber fiel ihm 1807 unter Portland die Verwaltung des Innern nochmals zu, und 1809 wurde er nach dem Streite zwischen Castlereagh und Canning der Nachfolger des Letztern im Departement des Auswärtigen. Noch bei Lebzeiten seines Vaters ward er (1808) Peer und folgte ihm bald darauf in dem Titel eines Grafen von L. Als nach Perceval's Ermordung 1812 die Reorganisation des Ministeriums vor sich ging, trat er als erster Lord des Schatzes an die Spitze der neuen Verwaltung. Der Eintritt Caming's 1815 veränderte zwar den politischen Charakter dieses Cabinets, jedoch sicherte man dessen Bestand, indem man die Lösung der Hauptfragen im Innern, z. B. die Katholikenemancipation, fallen ließ. L. handelte die lange ereignißreiche Zeit hindurch, in welcher er der Verwaltung seinen Namen lieh, mit großer Mäßigung und Gewissenhaftigkeit und erwarb sich dadurch das Zutrauen der Parteien. Einen Stoß erlitt jedoch seine Popularität, als er 1820 den Proceß der Königin Karoline (s. d.) vor das Parlament brachte. Ein Schlagfluß, der ihn im Febr. 1827 traf, machte ihn für die Geschäfte unfähig, sodaß er Canning das Staatsruder überlassen mußte. Er starb kinderlos auf seinem Landgute Combewood 4. Dec. 1828. Die Würden gingen auf seinen Bruder **Charles Cecil Cope Jenkinson** über, geb. 29. Mai 1784, der unter dem Ministerium Peel von 1841—46 das Amt eines königl. Oberhofmeisters (Lord Steward) bekleidete. Mit seinem 3. Oct. 1851 ohne männliche Nachkommenschaft erfolgten Tode erloschen sämmtliche Titel der Familien.

Livia Drusilla, die Gemahlin des Kaisers Augustus, war die Tochter des Livius Drusus Claudianus, der durch Adoption wahrscheinlich des Marcus Livius Drusus (s. d.), der 91 v. Chr. das Volkstribunat bekleidete, aus dem Geschlecht der Claudier in das der Livier getreten war und, 43 geächtet, sich nach der Schlacht bei Philippi selbst den Tod gab. Augustus, von ihrer Schönheit gefesselt, heirathete sie, nachdem er seine eigene Gemahlin Scribonia verstoßen und den ersten Gemahl der L., Tiberius Claudius Nero, der mit ihr den nachmaligen Kaiser Tiberius und den Nero Claudius Drusus (s. d.) zeugte, gezwungen hatte, sich von ihr zu scheiden. Stolz, schlau und herrschsüchtig übte sie auf Augustus großen Einfluß, der nach dem Tode der Octavia, des Agrippa und Mäcenas noch wuchs. Ihr Streben war, die Nachfolge ihren Söhnen, nach Drusus' Tode (9 v. Chr.) dem Tiberius zu sichern, und sie scheute kein Mittel, um dies zu erreichen. Schon der Tod des Marcus Claudius Marcellus, des Eidams und Neffen des Augustus, 23 v. Chr., wurde ihr Schuld gegeben. Julia (s. d.), die Tochter des Kaisers von der Scribonia, wurde auf ihr Anstiften 2 v. Chr. verbannt. Die Söhne derselben, Lucius und Cajus Cäsar, räumte sie 2 und 4 n. Chr. durch Gift hinweg, worauf sie den Augu-

stus bewog, durch Adoption den Tiberius in das Julische Geschlecht aufzunehmen. Den Agrippa Postumus, den Sohn der Julia, der zugleich adoptirt worden war, traf im J. 7 Verbannung. Von Augustus, an dessen Tod im J. 14 sie ebenfalls Schuld gehabt haben soll, wie sie ihn, bis die nöthigen Vorkehrungen für Tiberius als Nachfolger getroffen waren, verheimlichte, wurde sie durch sein Testament, das sie und Tiberius zu Haupterben ernannte, in das Julische Geschlecht aufgenommen und daher hieß sie nun Julia Augusta. Tiberius selbst wagte, obwol feindselig gegen sie gesinnt, nichts gegen sie zu unternehmen. Sie half ihm 19 n. Chr. den Germanicus (s. d.), ihren Enkel von Drusus, aus dem Wege räumen und blieb mächtig, bis sie 86 J. alt 29 n. Chr. starb. — Ihre Enkelin **Livia** oder **Livilla**, eine Tochter des Drusus, war erst an Cajus Cäsar, dann an Drusus, des Tiberius Sohn, verheirathet, den sie, mit Sejanus (s. d.), ihrem Buhler, verbunden, im J. 23 ermordete; später wurde sie in des Sejanus Sturz verwickelt und 31 n. Chr. hingerichtet.

Livingston (Edward), ein berühmter Staatsmann und Rechtsgelehrter der Vereinigten Staaten, stammte aus der alten schott. Familie, die im 17. Jahrh. zum Theil an die Ufer des Hudson auswanderte, und wurde 1764 in der Colonie Neuyork geboren. Sein Vater war daselbst Mitglied eines Gerichtshofs, verlor aber das Amt, weil er mit seiner zahlreichen Familie die Rechte der Colonien gegen das Mutterland vertheidigte. Edward, der jüngste von neun Geschwistern, verlebte seine Jugend unter den Eindrücken des Freiheitskampfes und widmete sich erst mit Eintritt des Friedens einem regelmäßigen Rechtsstudium. Er hatte sich bereits mehre Jahre zu Neuyork als Advocat bewährt, als ihn 1794 seine Mitbürger zum Congresse schickten. Hier gehörte er der Partei der Demokraten an, und als seine Partei mit der Präsidentschaft Jefferson's die Oberhand gewann, wurde er 1802 Staatsanwalt für Neuyork und zugleich erste Magistratsperson für die Stadt gleiches Namens. In letzterer Eigenschaft bewies er besonders Muth und Hingebung, indem er auf seinem Posten verharrte, während die Bevölkerung vor dem Gelben Fieber floh. Durch diese Katastrophe in seinem Vermögen zurückgekommen, wanderte er um 1804 nach Louisiana aus, dessen Abtretung an die Vereinigten Staaten sein Bruder mit Frankreich verhandelt hatte. Er widmete sich dem Landbau, trat zugleich zu Neuorleans als Advocat auf und erwarb sich große Verdienste um die städtische Gesetzgebung. Während der Invasion der Engländer vertauschte er die Feder mit dem Schwerte, wurde Adjutant seines Freundes Jackson und zeichnete sich beim Angriff vom 22. Dec. 1814, sowie im Treffen vom 8. Jan. 1815 rühmlich aus. Mit dem Frieden widmete er sich wieder der Advocatur. Im J. 1821 erhielt er von der Gesetzgebenden Versammlung Louisianas den Auftrag, einen Strafcodex zu entwerfen. Bereits hatte er diese Arbeit vollendet, als ihm 1824 das Manuscript durch eine Feuersbrunst vernichtet wurde; erst nach zweijährigen Anstrengungen gelang es ihm, den Entwurf wiederherzustellen. Dieses einfache, auf brit. und franz. Recht gegründete Gesetzbuch ist auch theilweise von Brasilien, von der Republik Guatemala aber ganz angenommen worden und zeichnet sich besonders durch die Abschaffung der Todesstrafe und Einführung des Pönitentiarsystems aus. L. wurde nun mehrmals als Abgeordneter zum Congreß geschickt, und nachdem Jackson zur Präsidentschaft gelangt, erhielt er 1831 das Amt eines Staatssecretärs. In dieser Eigenschaft nahm er an den Kämpfen für den Zolltarif und gegen das Bankprivilegium den lebhaftesten Antheil. Im J. 1833 ging er als bevollmächtigter Minister nach Paris, wo er mit großem Eifer die Schuldfoderung der Vereingten Staaten ordnete. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr starb er 23. Mai 1836 auf seinem Landgute Montgomery. — Sein älterer Bruder, **Rob. L.**, geb. 1746, war beim Ausbruche der Zerwürfnisse mit dem Mutterlande Advocat zu Neuyork. Als Mitglied des ersten Congresses unterzeichnete er die Unabhängigkeitserklärung der Colonien. Im J. 1780 trat er in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und nach Annahme der Constitution erhielt er das Amt eines Kanzlers der Union. Als solcher nahm er 30. April 1789 Washington zum ersten male den Präsidenteneid ab. Im J. 1801 ging er als Bevollmächtigter nach Frankreich und brachte bei dem Ersten Consul die Abtretung Louisianas an die Vereinigten Staaten zu Stande. Hier lernte er seinen Landsmann Fulton (s. d.), den Erfinder der Dampfschiffahrt, kennen und führte denselben 1805 nach den Vereinigten Staaten zurück, wo die Erfindung sogleich Anwendung fand. Auch machte sich L. sehr verdient um die Einführung der Merinos, die Hebung des Ackerbaus, wie um die Verbreitung wissenschaftlicher Bildung. Er starb 26. März 1813.

Livius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, von welchem ein Zweig den Beinamen Drusus (s. d.) führt. Außer diesem ist namentlich **Marcus Livius** bekannt, der, weil er als Censor den Salzpreis erhöhte, den Beinamen **Salinator** erhielt. Er war 219 v. Chr. mit

Lucius Ämilius Paulus Consul, schlug die Illyrier, wurde aber darauf wegen ungerechter Vertheilung der Beute von dem Volke angeklagt und verurtheilt. Vom Lande, wohin er tief beleidigt gegangen war, rief man ihn zurück, um ihm für das J. 207 das Consulat zu übertragen, das er mit Widerstreben annahm, aber zum Wohl des Staats führte, indem er den Hasdrubal, der seinem Bruder Hannibal zu Hülfe kam, am Metaurus mit seinem Collegen Cajus Claudius Nero vereinigt besiegte. Als er mit demselben 204 Censor war, brach nicht nur die frühere Feindschaft zwischen Beiden aus, sodaß sie die censorischen Strafen gegeneinander anwendeten, sondern L. versetzte auch, um den früher erlittenen Schimpf zu rächen, alle Tribus der röm. Bürger mit Ausnahme einer einzigen, die nicht für seine Verurtheilung gestimmt hatte, in den Strafzustand der Ärarier. Sein Freigelassener war Livius Andronicus (s. d.).

Livius (Titus), einer der vorzüglichsten röm. Geschichtschreiber, geb. zu Padua 59 v. Chr., kam unter Augustus, dessen beständigen Schutzes er sich später erfreute, nach Rom und kehrte nach dem Tode desselben wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er 18 n. Chr. starb und noch im 15. Jahrh. ein prachtvolles Denkmal erhielt. Ein bleibendes Denkmal aber setzte er sich selbst durch seine röm. Geschichte, die den Zeitraum vom Beginn der Stadt bis zum Tode des Drusus (10 v. Chr.) umfaßt und deren Ausarbeitung ihn über 20 J. beschäftigte. Dieses Geschichtswerk, wenn auch sein Verfasser an politischer Einsicht, an gründlicher Sachkenntniß, an kritischer Benutzung der Quellen andern Historikern des classischen Alterthums nachsteht, gehört doch rücksichtlich seiner anmuthigen und kunstvollen, von edler Humanität und gesundem Gefühl für das Sittliche durchdrungenen, in reiner und wohlklingender Sprache dahinfließenden Darstellung zu den Meisterwerken röm. Literatur, dessen Glanz einzelne Mäkeleien, wie schon im Alterthume des Asinius Pollio für uns kaum verständlicher Vorwurf der „Patavinität", nicht zu trüben vermögen. Das Werk bestand ursprünglich aus 142 Büchern, die man später wieder nach Dekaden, d. h. Abtheilungen von zehn Büchern, bezeichnete, von denen aber nur im Ganzen 35 Bücher, nämlich die zehn ersten und das 21.—45. sich erhalten haben, während von den übrigen Büchern nur kurze Inhaltsanzeigen oder Auszüge, die sogenannten „Argumenta" oder „Epitomae", vorhanden sind, die man dem Florus zuschreibt und die in neuerer Zeit von Freinsheim (s. d.) zur Verfertigung seiner Ergänzungen oder „Supplementa" benutzt worden sind. Die Bemühungen der spätern Gelehrten, das Werk des L. in seiner Vollständigkeit herzustellen, sind nur zum Theil von Erfolg gewesen, da bis jetzt nur die fünf letzten Bücher aus einer Handschrift der Bibliothek des Klosters Lorsch bei Worms durch Sam. Grynäus (Bas. 1531) und in neuester Zeit Stücke von einzelnen Büchern, namentlich das 33. Buch aus einer bamberger Handschrift, zuletzt von Kreyssig (Meiß. 1839), und ein Stück des 91. Buches aus einer vaticanischen Handschrift, zuletzt von Niebuhr (Rom 1820), bekannt gemacht worden sind; das neuerdings von Pertz (Berl. 1848) als Livianisch herausgegebene Fragment scheint den Historien des Sallust anzugehören. Nach der ersten Ausgabe (Rom 1469) wurden die Werke des L. am besten bearbeitet von J. F. Gronov (3 Bde., Leyd. 1645 und Amst. 1679), Clericus (10 Bde., Amst. 1710), Drakenborch (7 Bde., Amst. und Utr. 1730—46; wieder abgedruckt, 15 Bde., Stuttg. 1820—28) und von Alschefski (Bd. 1—3, Berl. 1841—46). Unter den Handausgaben nennen wir die mit einem „Glossarium Livianum" versehene Ausgabe von A. W. Ernesti (5 Bde., Lpz. 1769; zuletzt verbessert von Kreyssig, Lpz. 1823—27), die von Stroth und Döring (7 Bde., Gotha 1796—1813), von J. Bekker (3 Bde., Berl. 1829—30), die kleinere Ausgabe von Alschefski (4 Bde., Berl. 1842—43) und die von Weissenborn (6 Bde., Lpz. 1850—51). Eine treffliche Einleitung zur Lectüre des L. bietet Fabri's und Heerwagen's Ausgabe des 21. und 22. Buches (Nürnb. 1852). Gute deutsche Übersetzungen besitzen wir von Konr. Heusinger (5 Bde., Braunschw. 1821) und Örtel (8 Bde., 3. Aufl., Stuttg. 1844). Vgl. Lachmann, „De fontibus historiarum T. Livii" (2 Abth., Gött. 1822—28); Söltl, „Titus L. in seiner Geschichte" (Münch. 1832); Alschefski, „Über die kritische Behandlung des L." (Berl. 1839).

Livius Andronicus, der Vater der dramatischen und epischen Poesie unter den Römern, ein geborener Grieche, wahrscheinlich aus Tarent und später Freigelassener des Marcus Livius Salinator, dessen Kinder er unterrichtet haben soll, lebte in der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. und verfaßte nach griech. Mustern in einer noch ziemlich rauhen und ungebildeten Sprache und in dem altröm. saturninischen Versmaße außer einer Übersetzung der „Odyssee" und andern epischen Dichtungen namentlich eine große Anzahl von Trauerspielen, welche in Rom auf die Bühne gebracht wurden. Die Bruchstücke, die wir noch besitzen, sind zuletzt von Bothe in den „Poetae scenici Latini" (Bd. 5, Halberst. 1823) gesammelt und von Düntzer (Köln 1835) besonders

herausgegeben worden. Vgl. Osann, „De Livii Andronici vita“ in den „Analecta critica“ (Berl. 1816); Döllen, „De vita Livii Andronici“ (Dorp. 1838).

Livland oder Liefland, von den Liven, den ursprünglichen Bewohnern und Beherrschern dieses Landes, so benannt, war ehemals ein selbständiges Herzogthum, welches jetzt das russ. Gouvernement Livland bildet, während in früherer Zeit auch Esthland (s. d.) und ein Theil von Kurland (s. d) zum Bereich jenes Herzogthums gehörten. Die Ostsee, Esthland, der Peipussee, Pskow, Witebsk und Kurland begrenzen das heutige L. Die Bewohner sind gegenwärtig Livländer, d. h. Deutsche und Russen, als die Herren des Landes, welche sich in den Adel und die Bürgerschaft theilen, und Letten und Esthen oder die auf den Dörfern wohnenden, zwar nicht mehr leibeigenen, aber doch noch zu schwerem Frohndienst verpflichteten Bauern. Man unterscheidet in L. nach diesen beiden fortwährend in Streit lebenden Völkerschaften ein eigentliches Lett- und ein Esthland, wovon jenes den südlichen und westlichen, dieses den nördlichen und östlichen Theil L.s ausmacht. Die Esthen sind finnischen Stamms (s. Finnen); die Letten, mit den Lithauern und Kuren eins, gehören dem preuß.-lithauischen Zweige des slaw. Stamms an, dem sie sich freilich auch im Laufe der Zeit in Sitten und Sprache um ein Beträchtliches entfremdet haben. Auch ein kleiner Rest der Liven, der Urbewohner des Landes, wohnt hier und ist ebenfalls finnischen Stamms. Die herrschende Religion ist die protestantische; außerdem zählt auch die ref., kath. und griech. Kirche einige Bekenner. L. umfaßt 854½ QM. und hat 814100 E. Es leben also auf der QM. nur 954, sodaß L. zu den sehr dünn bevölkerten Ländern Europas gehört. Das Gouvernement ist gegenwärtig in fünf Kreise getheilt: Riga, Wenden, Dorpat, Pernau und die Insel Ösel mit der Stadt Arensburg, und zählt elf Städte, nämlich die Hauptstadt Riga (s. d.) mit dem Hafen und der Festung Dünamünde, Schlock, Wenden, Wolmar, Lemsal, Fellin, Walk, Werro, Pernau, Dorpat (s. d.) und Arensburg. Das Land ist längs der Küste flach und sandig, im Innern höher, meistentheils fruchtbar und hat in der Gegend von Wenden und Dorpat freundliche, oft malerische Hügel. Der höchste Punkt des Landes ist der über 1000 F. hohe Muna Mäggi, d. h. Eierberg, südlich von Werro, und der ausgedehnteste See nach dem Peipus, von dessen Wasserfläche über 21 QM. zu L. gehören, ist der 5 QM. große Wirzjärw, den der Embachfluß durchströmt. An dem See von Burtnek, im westlichen Theile, südlich von Salisburg, findet man fossile Knochen und Korallen. Sein Spiegel liegt 130 F. über der Ostsee und das nördliche Ufer ist 480 F. hoch und fällt steil wie eine Wand ab. Das Land hat beträchtliche Waldungen, Sägemühlen, Glashütten und Ziegeleien, erzeugt viel Getreide, besonders Roggen und Gerste, sowie Hanf und Flachs; besonders berühmt ist der rigaer Leinsamen. Das Mineralreich gewährt Kalk, Gyps, Alabaster, Marmor, Flintensteine; auch an Torf ist kein Mangel. L. ist reich an schönen Ruinen, die aus der Zeit der livländ. Schwertritter stammen. Besonders zeichnet sich an solchen alten Baudenkmalen die Gegend von Wenden aus, die von den Deutschen im Lande die Livländische Schweiz genannt wird. Berühmt sind hier Wenden, Nurmis, das Aathal mit der Gutmannshöhle und die drei Rittersitze Kremon, Segewold und Treiden mit ihren herrlichen Ruinen und neuen Prachtbauten. Auch die am Dünastrom gelegenen Güter Ascheraden und Kokenhusen, der Festensee mit seinen malerischen Umgebungen, Schloß Hochrosen, Karkus und Heiligensee mitten im Lande und die Strandgegenden bei Neubad, Pernigel und Sophienruhe sind durch ihre herrliche Lage berühmt. L. wurde dem übrigen Europa erst durch bremer Kaufleute bekannt, die 1158 auf ihrer Fahrt nach Wisby auf Gothland an die livländ. Küste verschlagen wurden. Dreißig Jahre später war schon der Augustinermönch Meinhard zur Bekehrung der dasigen Bewohner thätig. Bischof Albrecht baute um 1200 die später so bedeutende Stadt Riga, gründete 1201 den Orden der Livländischen Schwertritter, der sich später mit dem Deutschen Orden verband (1237—1520) und nach kurzer Occupation des Landes von Seiten Dänemarks ganz L., Kurland, Semgallen und Esthland unterwarf. Die Kämpfe mit Iwan Wasiljewitsch II. brachen die Macht des Ordens, der 1561 nur noch Kurland nebst Semgallen als Lehn der poln. Krone behielt, während Esthland schwed. und L. poln. Schutzprovinz wurde. Nach dem Tode des letzten Heermeisters des Deutschen Ordens, Gotthard Kettler, der schon als weltlicher Herzog regiert hatte, wurde L. wechselsweise von Rußland, Polen und Schweden beansprucht. Im J. 1660 verband der Friede zu Oliva L. mit Esthland als schwed. Provinz und 1721, im Frieden zu Nystadt, kamen beide Länder zu gleicher Zeit an das russ. Reich, welches später auch Kurland und Semgallen, die dritte der Ostseeprovinzen, mit sich zu vereinigen wußte. Vgl. de Bray, „Essai sur l'histoire de la L.“ (3 Bde., Dorp. 1817); Merkel, „Die freien Letten und Esthen“ (Riga 1820); Bienenstamm, „Geographischer Abriß von Esthland, L. und Kurland“

(Riga 1826); Kohl, „Die deutsch-russ. Ostseeprovinzen Kurland, Esthland und L." (Stuttg. 1840); Kruse, „Necrolivonica" (Dorp. 1842); Derselbe, „Urgeschichte der Ostseeprovinzen" (Moskau 1846).

Livorno, die erste Handelsstadt Italiens und nach Florenz die wohlhabendste Stadt des Großherzogthums Toscana, früher zum Gebiete von Pisa gehörig, jetzt ein eigenes Gouvernement und mit der Insel Gorgona eine Gemeinde bildet und auf 1⅕ QM. 85000 E. zählt, liegt am Mittelländischen Meere, in einer niedrigen, durch Kunst trocken gelegten Gegend, hat etwa ¾ St. im Umfange und wird zum Theil von Kanälen durchschnitten, auf denen die Waaren bis zu den Magazinen gelangen können. Die Straßen sind gerade und gutgepflastert, aber eng und durch die hohen Häuser dunkel. Die schönste Straße ist die Strada Ferdinanda, welche, die kolossale Piazza d'Armi durchschneidend, sich mitten durch die Stadt bis zum Hafen zieht. Die Häuser sind von Stein gebaut; doch fehlt es, da die Blüte der Stadt erst aus neuerer Zeit datirt, den großherzoglichen Palast ausgenommen, an Palästen, wie man sie in andern ital. Städten findet. Zwischen der Stadt und den sie umgebenden Vorstädten ist ein schöner Spaziergang, gli Sparti genannt; der beliebteste Spaziergang aber ist die Ardenza an der Meeresküste. Der Hafen, die Darsena, ist nicht groß, aber sicher, die Rhede sehr geräumig. Letztere wird durch zwei feste Thürme auf Felsenklippen im Meere und durch ein Castell geschützt und hat auch einen Leuchtthurm. Um den Hafen zieht sich ein gemauerter Molo von 600 Schritt Länge. Auf dem Platze vor dem Hafen steht die kolossale Marmorstatue des Großherzogs Ferdinand I. Den Hafen und die Rhede, wo die meisten Schiffe liegen, verbindet eine Brücke. Die Stadt hat außer ihren sieben Pfarrkirchen auch protest., griech. und armenische Bethäuser, eine Synagoge und eine Moschee, sowie mehre Theater, ein Arsenal und außerhalb der Stadt eine vortreffliche Quarantäneanstalt mit drei Lazarethen. Unter den Einwohnern befinden sich etwa 5000 Juden, die im Besitze großer Freiheiten sind, aber in einem besondern Quartier wohnen, ferner Griechen, Armenier und Türken. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs und besitzt zahlreiche wissenschaftliche und gemeinnützige Anstalten. Sie hat große Salz-, Tabacks- und schön eingerichtete Ölmagazine, Korallenfabriken, Rosogliobrennereien, Gerbereien, Färbereien, Papier- und Tabacksfabriken. Die Korallenfabriken allein liefern jährlich für mehr als 400000 Gldn. Waaren. Der Handel, der besonders stark nach der Levante geht, ist meist in den Händen der Ausländer, namentlich der Engländer; die Armenier und Juden machen die Mäkler. Im Besitze des Freihafenrechts dehnt L. den Kreis seines Einfuhrgeschäfts auf einen großen Theil des Kirchenstaats aus, wie es andererseits nahezu ausschließlich den ganzen Verkehr Toscanas mit dem Auslande vermittelt. Auch der Commissions-, Speditions- und Wechselhandel ist sehr wichtig. Die Schiffswerfte liefern größtentheils nur Fahrzeuge für die Küstenschiffahrt. Mit gutem Trinkwasser wird die Stadt von Pisa aus versehen, wohin zu diesem Behufe täglich kleine Schiffe gehen. L. war gegen Ende des 13. Jahrh. noch ein offener Flecken; erst seit der Zerstörung des Hafens von Pisa fing es an sich zu heben, besonders nachdem es 1421 an Florenz gekommen. Alessandro von Medici befestigte die Stadt und baute eine Citadelle; Cosmo I. erklärte den Hafen für einen Freihafen. Seitdem hob sich die Stadt mehr und mehr, bis sie unter dem Großherzog Ferdinand I. zu Anfange des 17. Jahrh. sich zur bedeutenden Stadt emporschwang. Zur Zeit der franz. Herrschaft war L. die Hauptstadt des Departements des Mittelländischen Meeres. In der Nähe der Stadt liegt der Monte Nero, ein reizender Hügel mit mehren Villen und einem Kapuzinerkloster, dessen reich geschmückte Kirche ein berühmter Wallfahrtsort ist.

Livre (Libra Gallica), eine franz. Silbermünze, welche ihren Ursprung aus den Resten röm. Gebräuche herleitet, die aus den altgallischen in der Karolinger Gesetze übergingen. Die Libra Gallica berechnete man zu 20 Solidi, eine Rechnung, die auch für Deutschland Geltung hatte, welches später statt der 20 Solidi 20 Schillinge berechnete. In dem neuern franz. Münzwesen wurde diese Rechnung beibehalten, und es gingen auf die Livre 20 Sous (zu 12 Deniers), wie in Italien 20 Soldi auf die Lira. Die **Livre Tournois** (Livre von Tours) war bis 1795 die Einheit des franz. Rechnungs- und Münzwesens, wurde aber dann durch den Franc verdrängt, welcher etwas besser ist, indem 80 Francs = 81 Livres Tournois. Auf die köln. Mark fein Silber gingen 54 Livres Tournois, und eine solche Livre war = 7 Sgr. 9⁷⁄₁₀ Pf. preuß. Cour. oder 27⅓ Kreuzer süddeutsche Währung. Die früher in Paris geprägte **Livre Parisis** war = 1¼ Livre Tournois. In den Provinzen hatte man noch einige abweichende Livresorten als bloße Rechnungseinheiten. — **Livre** ist ferner der franz. Name des Gewichtspfundes. Es existirten in Frankreich verschiedene Gewichtspfunde; das wichtigste war die Livre des par. Mark-

gewichts (Poids de marc) von 2 Marcs, welche = 489,5058 franz. Grammes = 0,9790 deutsche Zollpfund = 1,0466 preuß. Pf. = 0,8741 wiener Pf. Bis Ende 1839 führte das halbe Kilogramme (dem deutschen Zollpfunde gleich) den Namen **Livre usuelle** oder erlaubtes Pfund.

Livrée wurde in Frankreich zunächst die Kleidung genannt, welche der König bei großen Hoflagern seiner Dienerschaft, sowie der der Königin und der Prinzen unentgeltlich liefern ließ. Da die Ausgabe dafür später zu großen Summen sich steigerte, so hörte die unentgeltliche Lieferung auf, der Name blieb aber für die Kleidung der Bedienten.

Llanos werden im Norden Südamerikas die großen, zum Theil mit üppigem Graswuchs, zum Theil aber auch mit Flugsand bedeckten Ebenen genannt, welche, gewöhnlich von einem kräftigen Hirtenvolke, den **Llaneros**, bewohnt, zahlreichen Heerden aller Arten Thiere zum Aufenthalt dienen. Sie sind den südlichen Pampas (s. d.) und den nordamerik. Savannen (s. d.) ähnlich, meist horizontal, sodaß das Auge keinen Gegenstand als das weidende Vieh, hier und da eine Fächerpalme oder eine kleine Erhöhung durch Flötzschichten, auf welche sich bei Überschwemmungen die Thiere retten, zu erblicken im Stande ist. Sie liegen im Gebiete von Venezuela und erstrecken sich vom südlichen Fuße des Caracasgebirgs, welches der Nordküste parallel läuft, bis an den Orinoco. Uneigentlich nennen ältere und nichtspan. Schriftsteller wol auch jene großen Ebenen Llanos, die in der Mitte Südamerikas, z. B. am Marañon, Rio-Negro, Ucayale, sich ausdehnen und theilweise sehr weit westlich reichen, wie die von Gonzalo Ximenes Quesada 1541 entdeckten Llanos de San-Juan, die aber insgesammt nichts weniger als Steppen, sondern mit dichten hochstämmigen Urwäldern überzogen sind.

Llorente (Don Juan Antonio), span. Geschichtschreiber, geb. 1756 zu Rincon del Solo bei Calahorra in Aragonien, machte seinen philosophischen Cursus zu Tarragona und trat 1770 in den geistlichen Stand. Im J. 1776 erhielt er die Würde eines Baccalaureus der Rechte, sehr bald aber eine geistliche Pfründe zu Calahorra und 1779 mit Dispensation die priesterliche Weihe. Trotz seiner zum Theil weltlichen Studien wurde er von dem Heiligen Gericht 1785 zum Geschäftsträger und 1789 zum ersten Secretär der Inquisition ernannt, jedoch als angeblicher Anhänger der franz. revolutionären Grundsätze 1791 in seinen Sprengel zurückgesendet, wo er sich namentlich emigrirter franz. Geistlicher annahm. Nachdem Don Manuel Abad la Sierra Großinquisitor geworden, hatte L. in dessen Auftrage den Plan zu einer Reform des Inquisitionstribunals auszuarbeiten, den er nach Abad la Sierra's baldigem Sturze, als Jovellanos Minister der Justiz geworden, diesem in Madrid vorlegte. Jovellanos unterstützte die Sache; man wollte das Verfahren vor den Inquisitionstribunalen öffentlich machen, und Alles kam jetzt darauf an, den Herzog von Alcudia (s. d.) für das Unternehmen zu gewinnen. Plötzlich aber wurde Jovellanos gestürzt und die Inquisition blieb, wie sie war. Man fing Briefe von L. auf, legte den unschuldigsten Ausdrücken einen falschen Sinn unter, verurtheilte ihn zu einmonatlicher Einsperrung in ein Kloster und entsetzte ihn seiner Stelle als Bevollmächtigter des Heiligen Officiums. So lebte L. in Ungnade, bis man ihn 1805 nach Madrid zurückrief, worauf er 1806 Kanoniker an der Hauptkirche in Toledo und 1807, nachdem er seine adelige Abkunft bewiesen, Ritter des Karlsordens wurde. Im J. 1808 ging er auf Murat's Befehl nach Bayonne, wo er an der Entwerfung der neuen Verfassungsurkunde für Spanien Theil nahm. Deshalb von den Ultras verfolgt, mußte er nach der Restauration die Flucht ergreifen. Verbannt lebte er nun bis 1822 in Frankreich. Allein der Haß der Finsterlinge gegen den armen Greis, der einst franz. Emigrirte freigebig unterstützt hatte, ging zuletzt so weit, daß die pariser Universität ihm verbot, die Zöglinge einer Pensionsanstalt im Spanischen zu unterrichten. Nachdem endlich durch die von ihm herausgegebenen „Portraits politiques des papes" der Grimm der Curialisten gegen ihn sich aufs höchste gesteigert, mußte er im strengen Winter von 1822 binnen drei Tagen Paris und in kürzester Zeit Frankreich verlassen. Man gestattete ihm nicht einmal einen Rasttag. So starb er erschöpft kurz nach seiner Ankunft in Madrid, wo er, da damals noch die Cortes von 1821 geboten, sehr ehrenvoll aufgenommen wurde, 5. Febr. 1823. Sein Hauptwerk ist die „Histoire critique de l'inquisition d'Espagne" (4 Bde., Par. 1815—17; deutsch von Höck, Gmünd 1819—21). Nächstdem sind noch zu erwähnen seine „Noticias historicas de las tres provincias bascongadas" (5 Bde., Par. 1806—8), seine „Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution d'Espagne, avec des pièces justificatives" (3 Bde., Par. 1815—19), unter dem Namen R. Nelleto (Anagramm von Llorente), ein wichtiger Beitrag zur Aufklärung der Katastrophe in Spanien von 1808, und seine „Selbstbiographie" (Par. 1818). Auch gab er mehre gedruckte und ungedruckte Werke des Las Casas in franz. Übersetzung heraus (Par. 1822).

Lloyd (Henri), ein berühmter Parteigänger und Taktiker, geb. 1729 in der engl. Grafschaft Wales, wo sein Vater Landprediger war, trat sehr jung in brit. Militärdienste, nahm aber dann, da er sich keine Offizierstelle kaufen konnte, seine Entlassung und wurde Führer der Söhne des Herzogs von Drummond. Als Freiwilliger wohnte er mit ihnen 1745 der Schlacht bei Fontenoi bei; dann machte er mit ihnen eine Reise durch Deutschland. Nach einem längern Aufenthalte in Östreich, wo ihm seine taktischen Kenntnisse und sein militärischer Blick bald Gönner erwarben, wurde er Adjutant des Generals Lascy. Er machte einen Theil des Siebenjährigen Kriegs mit und stieg bis zum Oberstlieutenant. Händel, die er sich durch seinen rauhen Charakter zuzog, hinderten seine weitere Beförderung. Er verließ die östr. Dienste, trat unter die preuß. Fahnen und wurde Generaladjutant des Herzogs von Braunschweig. Nach dem Hubertusburger Frieden nahm er seinen Abschied und erhielt dann mehre geheime diplomatische Sendungen. An der Verbindung König Georg's III. mit einer mecklenburg. Prinzessin hatte er großen Antheil und erhielt dafür eine jährliche Pension von 500 Pf. St. Als später der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausbrach, begab er sich nach Petersburg, wo ihm Katharina II. ein Commando übertrug. Insbesondere zeichnete er sich bei der Belagerung von Silistria 1774 aus. Plötzlich aber verließ er die russ. Dienste, da man wol der zweideutigen politischen Rolle, welche er sein ganzes Leben hindurch spielte, auf die Spur kam. Er trieb sich nun wieder wie früher umher, besuchte Italien, Spanien und Portugal. In Gibraltar gab er dem Commandanten Elliot Rathschläge zur Vertheidigung dieses Platzes, deren Benutzung demselben so großen Ruhm erwarb. Hierauf beschäftigte er sich in England mit Ausarbeitung seiner Memoiren, die ihm jedoch von dem Ministerium im Manuscript um ziemlich hohen Preis abgekauft wurden. Kurz darauf verließ er sein Vaterland von neuem und lebte nun als Privatmann bei Huy an der Maas. Hier starb er 19. Juni 1783. Sogleich erschien ein engl. Commissar, der unter dem Vorwande einer Schuldfoderung seine sämmtlichen Papiere in Beschlag nahm, unter denen sich ein völlig ausgearbeiteter Plan zu einer Landung fremder Truppen in England befand. Dennoch ist dieses Werk (1798) gleich einigen andern von ihm später im Druck erschienen. Seine unvollendete „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs" (2 Bde., Lond. 1781) diente Tempelhoff als Grundlage des größern Werks und wurde auch von Jomini in dem „Traité des grandes opérations militaires" benutzt.

Lloyd Austriaco oder der Östreichische Lloyd. Der unter diesem Namen (I. R. Privilegiato Lloyd Austriaco) in Triest bestehende Verein ging aus dem Bedürfnisse der dortigen Seeversicherungskammern hervor, für die Verwaltung ihrer gemeinschaftlichen Interessen ein gemeinsames Organ zu besitzen. Bis 1833 besorgte diese Geschäfte eine Commission. In diesem Jahre aber kam Karl Ludwig von Bruck (s. d.), damals Secretär der Aziende Assicuratrice, der bedeutendsten Kammer, die außer Feuerversicherungen auch Seeversicherungen übernahm, auf den Gedanken, an die Stelle der ungenügenden Commission einen umfassendern Verein zu setzen, der, aus Vertretern von Versicherungskammern und Kaufleuten gebildet, durch Agenten auf fremden Plätzen und Correspondenzen interessante Nachrichten für Triests Handel und Schifffahrt sammeln, Register über die Schiffe führen, vorzugsweise aber alle das Versicherungswesen betreffenden Angelegenheiten in den Kreis seiner Wirksamkeit ziehen sollte. Die auf den angedeuteten Wegen gesammelten Daten wurden zuerst nur den Theilnehmern des Vereins in einem Lesesaale, später hingegen auch, soweit sie sich dazu eigneten, dem größern Publicum durch eine Zeitung, die in Rücksicht auf das ähnliche Institut zu London den Namen „Giornale del Lloyd Austriaco" erhielt und deren ital. Ausgabe bald (1836) eine deutsche folgte, bekannt gemacht. Zur Zeit, als diese Einrichtung getroffen wurde, waren die Verbindungen Triests mit der Levante, nämlich mit den Ionischen Inseln sowie mit den Häfen Griechenlands und der Türkei, höchst mangelhaft. Sie wurden durch Segelschiffe unterhalten, welche Briefe, Waaren und Reisende sehr langsam und unregelmäßig beförderten. Mit Korfu und Patras bestand eine Paketverbindung durch kaiserl. Segelschiffe; allein auch diese ließ viel zu wünschen übrig. Aus türk. Häfen und aus Ägypten bekam Triest die neuesten Nachrichten häufig über Livorno und Marseille, ja nicht selten erfuhr man hier zuerst über London, was in Alexandrien vorgefallen. Dieser Übelstand gab Anstoß zu dem Plane, eine Dampfschiffahrt zu errichten, den Bruck entwarf und zunächst mit dem ihm befreundeten K. Regensdorff besprach. Letzterer übernahm es, aus England die nöthigen Notizen herbeizuschaffen. Als die Vorarbeiten weit genug gediehen und beschlossen worden war, die neue Dampfschiffahrt als eine zweite Abtheilung des Östreichischen Lloyd, der den Schutz des Staatskanzlers Fürsten von Metternich genoß, ins Leben treten zu lassen, wurde dem Hause Rothschild in Wien der Vorschlag gemacht, mit Hülfe

seiner bedeutenden Mittel die Ausführung des Unternehmens möglich zu machen. Das genannte Bankhaus ging darauf ein, unter der Bedingung, daß sich der hochgeachtete Chef des Großhandlungshauses Reyer und Schlick in Triest, Franz Th. von Reyer, an die Spitze stelle. Dies geschah auch; von Reyer, als Präsident, wählte nun sechs Directoren, unter denen sich natürlich auch von Bruck befand, und 9. April 1837 wurde die erste Generalversammlung der Actionäre gehalten. Am 12. April traf das erste in London erbaute Dampfschiff in Triest ein und unternahm am 16. Mai die erste Fahrt nach Konstantinopel. In demselben Jahre wurden auch die beiden Dampfer angekauft, mit denen eine engl. Gesellschaft bisher die Fahrten zwischen Triest und Venedig unterhalten hatte, und das damit verbundene Privilegium auf den Lloyd übertragen. Aus diesen Anfängen und dem ursprünglichen Einlagecapital von anderthalb Mill. Gldn. C.-M. gegründet, gab die Dampfschiffahrtsgesellschaft des Östreichischen Lloyd ihrer Wirksamkeit von Jahr zu Jahr erweiterte Ausdehnung, indem sie nach und nach die vorzüglichsten Küstenpunkte des Adriatischen Meeres, sowie die bedeutendsten Hafenstädte der Levante und 1849 auch Alexandrien in den Bereich der von ihr unternommenen Fahrten zog. Verträge, welche sie mit der östr. Regierung, die ihr den Postdienst auf den betreffenden Linien übertrug, sowie später mit der engl. Peninsular and Oriental Company und der franz. Gesellschaft der Messageries nationales abschloß, gewährten manche Vortheile und Erleichterungen. Der bedeutendste Fortschritt wurde jedoch durch das 1852 getroffene Übereinkommen gemacht, wodurch die östr. Regierung sich mit der Gesellschaft über die Podampfschiffahrt verständigte: ein der Initiative von Bruck's zu dankendes Unternehmen, welches dem Handel und Verkehre der Provinzen, die der genannte Fluß durchströmt, wesentlichen Vorschub leisten wird. Um die für eine so vielfach erweiterte Thätigkeit nöthigen Mittel herbeizuschaffen, wurde das Einlagecapital auf 3 Mill. Gldn. C.-M. erhöht und eine Anleihe abgeschlossen, deren Maximalbetrag auf 4 Mill. steigen kann. Nach dem Rechenschaftsbericht vom 12. Mai 1852 beliefen sich die Einnahmen 1851 auf 2,922515 Gldn., die Ausgaben (mit Einschluß einer Zahlung von 240000 Gldn. an die Actionäre als Betrag von 4% Zinsen und 4% Dividende) auf 2,876555 Gldn. Es wurden im Ganzen 1128 Reisen gemacht und 550336 M. zurückgelegt; die Zahl der Passagiere betrug 222118, die der Briefe 522644, das Gewicht der Waaren 473027 Ctr., der Werth der beförderten Gelder 48,036560 Gldn. Die Gesellschaft besaß mit letztem Dec. 1852 56 Dampfer, theils vollendet und im Dienste, theils im Bau begriffen (darunter neun Schraubendampfer), mit einer Gesammtkraft von 9080 Pferden und einem Gesammtgehalte von 26775 Tonnen. Im J. 1853 stand die Gesellschaft im Begriffe, für die Bedürfnisse dieser Flotte ein großartiges Arsenal sammt Dock zu erbauen. Die dritte Abtheilung des Östreichischen Lloyd, welche als solche erst seit dem J. 1849 besteht und ebenfalls auf Actien begründet ist, umfaßt unter dem Namen der Literarisch-artistischen Abtheilung die großen Lesesäle im neuen Börsengebäude (Tergesteum), eine Buchdruckerei mit einem xylographischen Atelier und eine Kunstanstalt zur Verfertigung von Stahl- und Kupferstichen. Im Verlage dieser Section werden mehre Zeitungen und Zeitschriften herausgegeben und die deutsche Literatur und Wissenschaft verdankt derselben manche schätzenswerthe Bereicherung. Jede dieser drei Abtheilungen des Östreichischen Lloyd wird von einem eigenen Vorstande und nach besondern Statuten geleitet; die gemeinsamen Angelegenheiten aber besorgt die Centraldelegation, welche aus je zwei Mitgliedern jedes einzelnen Vorstandes besteht. Die erste Abtheilung umfaßt gegenwärtig 29 Versicherungskammern, welche alle Zweige des Assecuranzwesens in den Kreis ihrer Wirksamkeit ziehen und an deren Spitze eine aus fünf für die Dauer eines Jahres gewählten Abgeordneten gebildete Commission sich befindet. Die zweite (Dampfschiffahrtsgesellschaft des Östreichischen Lloyd) wird von einem aus fünf Directoren bestehenden Verwaltungsrath geleitet, welcher der jährlich stattfindenden Generalversammlung der Actionäre verantwortlich ist. In ähnlicher Weise ist auch die dritte Section organisirt, deren Dauer vorläufig bis Ende 1854 festgesetzt ist.

Lloyd's Kaffeehaus, eine Restauration im Börsengebäude zu London, die schon zu Anfange des 18. Jahrh. der Versammlungsort der vornehmsten Kaufleute, Versicherer und Versicherungsmäkler war. Der lebhafte Verkehr und die Anstalten zur Unterstützung desselben machten später eine Theilung der Zimmer nöthig. Nur einige derselben sind dem Publicum geöffnet und dienen, wie ursprünglich, als Kaffeehaus, zu den andern haben nur die Abonnenten Zutritt. Die genauesten Listen über Ankunft und Abgang von Schiffen in allen Theilen der Welt werden daselbst gehalten; auch wird eine Classification aller engl. Schiffe zum Behuf der Versicherung fortwährend geführt, nach welcher man sich in allen engl. Häfen in und außer Europa richtet. Die Gesellschaft hat Agenten in allen nur einigermaßen bedeutenden Häfen, welche ihr

von jedem den Handel und die Schiffahrt betreffenden Ereignisse im Bereiche ihres Wirkungskreises Mittheilung machen, die sofort angeschlagen und, sofern sie wichtig ist, durch die „Lloyd's list" veröffentlicht wird. Dieselbe erschien anfangs wöchentlich, seit dem J. 1800 aber täglich. Durch die Feuersbrunst, welche 10. Jan. 1838 die londoner Börse verzehrte, wurden auch die von der Lloyd'schen Anstalt benutzten Räume zerstört. In dem seit 28. Oct. 1844 eröffneten neuen Börsengebäude hat sie jedoch ihren frühern Platz wieder eingenommen.

Lobau (Georges Mouton, Graf von), Marschall von Frankreich, wurde 21. Febr. 1770 zu Pfalzburg in Lothringen geboren. Eigentlich für den Handelsstand bestimmt, trat er 1792 in ein Bataillon Freiwilliger, bei welchem er durch riesenhafte Gestalt und unerschütterlichen Muth Aufsehen erregte. Noch in demselben Jahre wurde er Lieutenant und Hauptmann in diesem Bataillon und im Oct. 1793 wählte ihn der gelehrte General Meusnier, der die Moselarmee commandirte, zu seinem Adjutanten. Nach dem Tode desselben trat er 1796 in das Heer von Italien. Im J. 1798 wurde er Adjutant des Generals Joubert, der nach Bonaparte's Abgang das Heer in Italien befehligte. Als die franz. Truppen nach Genua zurückgedrängt wurden, leistete er als Oberst eines Regiments die wichtigsten Dienste. Unter den härtesten Entbehrungen wußte er die Kriegszucht aufrecht zu erhalten und dem Feinde jeden Fuß Landes streitig zu machen. Am 11. April 1799 entriß sein Regiment im Gefechte bei Verreira den Östreichern sechs Fahnen. Kurz darauf wurde er beim Angriffe auf das Fort Guezzi gefährlich verwundet. Im Frühjahre 1805 ernannte ihn Napoleon im Lager zu Boulogne zum Brigadegeneral und bald nachher zu seinem Adjutanten. In dieser Eigenschaft begleitete er den Kaiser in den Feldzügen von 1805 und 1806. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er zum Divisionsgeneral und Generalinspector der Infanterie erhoben. Sein rauher, soldatischer, unbeugsamer Charakter zog ihm zwar oft große Unannehmlichkeiten zu, doch schadete ihm diese Eigenthümlichkeit bei Napoleon wenig. Im Dec. 1807 erhielt er den Befehl über das Beobachtungscorps an den Pyrenäen. Im folgenden Jahre führte er eine Division im Heere Bessières' in Spanien und nahm 14. Juli Medina del Rio-Secco. Nachdem er 10. Nov. in das Corps Soult's getreten, schlug er die Spanier bei Germonal. So bahnte er die Einnahme von Burgos an und den Weg nach Madrid. Im Feldzuge von 1809 zum Heere nach Deutschland berufen, drang er 21. April mit dem 17. Infanterieregiment über die brennende Isarbrücke bei Landshut und verhinderte durch diese kühne That die Vereinigung des Generals Hiller mit dem Erzherzoge Karl, worauf Napoleon den Sieg bei Eckmühl erfocht. Der Heldenmuth, den Mouton in der Schlacht bei Aspern 21. Mai bewies, trug wesentlich bei zur Rettung des großentheils auf der Insel Lobau zusammengedrängten franz. Heeres und brachte ihm den Titel eines Grafen von Lobau. Im russ. Feldzuge von 1812 leitete er an des Kaisers Seite als Aide-Major-General die Bewegungen der ungeheuern Infanteriemassen. Auf dem Rückzuge war er einer der Wenigen, die Napoleon zur Organisation eines neuen Heeres nach Frankreich begleiteten. Im Feldzuge von 1813 kämpfte er bei Lützen und Bautzen; nach der Schlacht bei Kulm übernahm er den Befehl über die Trümmer des geschlagenen Corps. Mit dem Marschall Gouvion St.-Cyr in Dresden eingeschlossen, gerieth er bei der Capitulation desselben in östr. Gefangenschaft. Erst nach dem Pariser Frieden wurde er freigelassen und lebte nun ohne Anstellung. Während der Hundert Tage erhob ihn der Kaiser zum Pair und gab ihm das Commando der ersten Militärdivision. In der Schlacht bei Waterloo befehligte er auf dem rechten Flügel das sechste Armeecorps. Nach der verzweifeltsten Anstrengung war er noch zuletzt beschäftigt, die Trümmer des Heeres auf dem Schlachtfelde zu sammeln, und fiel dabei in die Hände der Engländer. Aus Frankreich verbannt, lebte er fortan in Belgien, bis er 1818 die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt. Nach einem langen Privatleben wählte ihn 1828 das Depart. Meurthe in die Kammer, wo er sich freisinnig aussprach. Während der Revolution von 1830 gehörte er zu der Municipalcommission, welche dem Herzog von Orléans die öffentliche Gewalt überlieferte. Er wurde dafür zum Pair erhoben und 26. Dec. gab ihm der König Ludwig Philipp an Lafayette's Stelle den Befehl über die Nationalgarde in Paris, was ihm die Feindschaft der republikanischen Partei erweckte. Am 30. Juli 1831 endlich empfing er für die Dienste, die er der neuen Dynastie geleistet, den Marschallsstab. Viele Spöttereien zog er sich zu, als er im Mai 1832 bei einem Volksauflaufe sich der Wasserspritzen statt der Waffen bediente. Er starb zu Paris 21. Nov. 1838. „Mon Mouton, c'est un lion", pflegte Napoleon von ihm zu sagen.

Löbau, wend. Lubi, Stadt im budissiner Kreisdirectionsbezirke des Königreichs Sachsen, die älteste Stadt unter den frühern Sechsstädten der Oberlausitz, am Löbauer Wasser und am Fuße des 1371 F. hohen Löbauer Bergs gelegen, zählt (mit Tiefendorf) 3900 E. Der Ort

hat zwei deutsch-evangel. und eine wend. Kirche und eine treffliche, seit 1818 aus einem Lyceum hervorgegangene Bürgerschule. Außer daß die Sächs.-Schlesische Eisenbahn, an welche sich die Löbau-Zittauer anschließt, L. sehr nahe berührt, münden hier sechs Chausseen und mehre Communicationsstraßen, sodaß die Stadt hierdurch zum Mittelpunkte eines sehr bedeutenden Verkehrs wird. Ein Mineralbrunnen in der Nähe der Stadt hat seine Heilkräfte so vielfach bewährt, daß ein Badehaus errichtet ward. Die Erwerbsquellen der Stadt sind, außer den gewöhnlichen Gewerben, Färberei, Handel mit Getreide und Production von Leinwand, Tuch, engl. Garnen, Farbewaaren und Strümpfen, welche letztere indessen größtentheils auswärts gefertigt werden. Den Bergkrystallen, welche hier gefunden werden, hat man den Namen **Löbauer Diamanten** gegeben.

Lobe (Johann Christian), Componist und musikalischer Schriftsteller, geb. zu Weimar 1797, entwickelte sehr früh ein auffallendes Talent zur Tonkunst, erhielt Unterricht im Flöten- und Violinspiele und machte solche Fortschritte, daß er im 13. J. in die weimarische Hofkapelle als Violinist eintreten konnte. In seiner weitern Fortbildung widmete er sich mit Eifer dem Studium der neuern Sprachen und vervollkommnete sich in der Theorie der Tonkunst durch fleißiges Studium der besten Werke, während er als Mitglied des Orchesters der Instrumentirungskunst besondere Aufmerksamkeit widmete. Als ausgezeichneter Virtuos auf der Flöte ließ er sich auf diesem Instrumente 1819 in Wien, Berlin und andern Orten mit Beifall hören. Zahlreiche Versuche in der Composition führten ihn endlich der Oper zu. Es entstand zunächst die Oper „Wittekind", welche 1821 in Weimar aufgeführt wurde. Nachdem er mehre Werke für die Kammer herausgegeben, führte er 1830 mit vielen Erfolg zu Weimar die von Gehe gedichtete Oper „Die Flibustier" auf. Noch größern Beifall fand 1833 daselbst eine dritte Oper: „Die Fürstin von Granada", welche auch in den folgenden Jahren in Leipzig, Kassel u. s. w. über die Bühne ging. Außer verschiedenen Orchesterwerken und Compositionen für die Flöte und Pianoforte wurden von ihm noch die Opern „Der rothe Domino" (1837) und „Der König und Pächter" (1844) in Weimar mit Erfolg aufgeführt. Im J. 1842 legte L. seine Stelle als Mitglied der Kapelle zu Weimar nieder, erhielt den Professortitel und erweiterte ein schon früher errichtetes Institut für den höhern Musikunterricht. Sodann wandte er sich 1846 nach Leipzig, wo er die Redaction der von Fr. Rochlitz 1798 gegründeten „Musikalischen Zeitung" übernahm, die er bis 1848 fortführte. Seitdem lebt L. in Leipzig als Schriftsteller, Componist und Lehrer der Theorie vielfach beschäftigt. L. ist ein sehr talentvoller Tonkünstler, der namentlich durch seine theoretischen Werke bereits vielfache Verdienste um die Kunst sich erworben hat.

Lobeck (Christian Aug.), einer der gediegensten und scharfsinnigsten Philologen und Alterthumsforscher der neuesten Zeit, geb. 5. Juni 1781 zu Naumburg, wurde auf dasiger Domschule, deren Rectorat sein Vater bekleidete, vorgebildet und widmete sich dann seit 1797 auf den Universitäten zu Jena und zu Leipzig neben der Theologie mit besonderer Vorliebe den altclassischen Studien. Im J. 1802 habilitirte er sich zu Wittenberg, erhielt daselbst 1807 das Conrectorat und 1809 das Rectorat an dem Lyceum und bald darauf auch eine außerordentliche Professur an der Universität. Nach der Auflösung der letztern 1814 folgte er dem Rufe als ordentlicher Professor der alten Literatur und Beredtsamkeit nach Königsberg, wo er noch gegenwärtig, obschon er 1852 sein 50jähriges Jubiläum feierte, mit Auszeichnung wirkt und große Verdienste um die Belebung und den Anbau der Philologie in Ost- und Westpreußen sich erworben hat. Von seinen Ausgaben und grammatischen Schriften, die für die tiefere Kenntniß der griech. Sprache dem Gehalte nach von höchster Bedeutung sind, erwähnen wir die in sprachlicher Hinsicht vortrefflichen Bearbeitungen des „Ajax" von Sophokles (Lpz. 1810; 2. Aufl., 1835) und des Phrynichus (Lpz. 1820); die „Paralipomena grammaticae Graecae" (2 Bde., Lpz. 1837), deren Inhalt vorzugsweise die griech. Wortbildung betrifft; „Rhematicon, sive verborum Graecorum et nominum verbalium technologia" (Königsb. 1846); „Pathologiae linguae Graecae elementa" (Bd. 1, Königsb. 1853), welcher „Pathologiae sermonis Graeci prolegomena" (Lpz. 1843) vorausgegangen waren. Auch vermehrte er den zweiten Band der zweiten Auflage von Buttmann's „Ausführlicher griech. Sprachlehre" (Berl. 1839) mit Zusätzen. Eine außerordentliche Belesenheit, die selbst die spätesten Zeiten der griech. Literatur umfaßt, erregt in diesen Werken ebenso sehr Bewunderung, wie die kritische Schärfe und Feinheit, welche diese aufgehäuften Massen grammatischer Bemerkungen überall durchdringt. Auch auf dem Felde der griech. Mythologie, besonders in Erörterung der alten Mysterien, hat L. sorgfältige Untersuchungen angestellt, in umfassender Weise und mit erschöpfender Ausführlichkeit in dem „Aglaophamus, seu de theo-

logiae mysticae Graecorum causis" (2 Bde., Königsb. 1829), worin zugleich die Bruchstücke der Orphiker eine neue Würdigung erfahren haben.

Loebell (Joh. Wilh.), deutscher Geschichtschreiber, geb. zu Berlin 15. Sept. 1786, ging, durch Familienverhältnisse zurückgehalten, erst spät zu den wissenschaftlichen Studien über, denen er anfangs zu Heidelberg und dann auf der neuen Universität zu Berlin oblag. Indem er sich für das Lehrfach bestimmte, widmete er sich hauptsächlich der Philologie unter Wolf und Böckh; doch erst nachdem er eine Reihe Jahre in Breslau privatisirt hatte, wurde er Lehrer der Geschichte an der dasigen Kriegsschule. Seitdem machte er die Geschichte zu seinem Hauptstudium. Im J. 1823 ward er Lehrer und dann Professor der Geschichte an der Cadettenanstalt zu Berlin, 1829 aber außerordentlicher, zwei Jahre nachher ordentlicher Professor der Geschichte zu Bonn. Im J. 1852 erfolgte seine Ernennung zum Geh. Regierungsrath. In der Literatur hat sich L. besonders durch die neue Bearbeitung der Becker'schen „Weltgeschichte" bemerklich gemacht und diesem Werke, das in seinen von Becker und Woltmann bearbeiteten Theilen nicht blos mannichfacher Berichtigung und Vermehrung, sondern völliger Umschmelzung bedurfte, in der fünften, sechsten und siebenten Auflage (14 Bde., mit der Fortsetzung von Menzel, Berl. 1836—38) seine Vollendung gegeben. Später begann er eine eigene Behandlung der allgemeinen Geschichte unter dem Titel: „Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen" (Bd. 1, Lpz. 1846). Im J. 1835 machte L. eine Reise durch Belgien, über die er in den „Reisebriefen" (Berl. 1837) berichtete. In seinem Werke „Gregor von Tours und seine Zeit" (Lpz. 1839) betrachtete er die Entwickelung der romanisch-german. Staatsverhältnisse im ersten Jahrh. nach der Entstehung des großen Frankenreichs, unter Gesichtspunkten, die später von Andern bei fortgesetzten Forschungen als die rechten anerkannt worden sind. Seitdem veröffentlichte L. noch „Grundzüge einer Methodik des geschichtlichen Unterrichts" (Lpz. 1847).

Löben (Otto Heinr., Graf von), als belletristischer Schriftsteller unter dem Namen **Isidorus Orientalis** bekannt, geb. 18. Aug. 1786 zu Dresden, wo sein Vater Cabinetsminister war, zeigte früh sichtbare poetische Anlage und Neigung. Durch gründlichen häuslichen Unterricht und durch den Besuch der Universität zu Wittenberg, seit 1804, hauptsächlich nach classischen Mustern ausgebildet, hielt er sich seit 1807 abwechselnd in Heidelberg, wo er einen Kreis gleichgesinnter Freunde fand, in Wien, Berlin und Nennhausen bei Fouqué auf. Den Freiheitskrieg machte er mit als Lieutenant im Banner sächs. Freiwilliger. Nach dem Frieden lebte er in Dresden bis zu seinem Tode, 3. April 1825. Er schrieb den Roman „Guido" (1808); „Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers" (Manh. 1808); „Gedichte" (Berl. 1810); „Arkadion, ein Schäfer- und Ritterroman" (2 Bde., Berl. 1811—12); „Lotosblätterfragmente" (2 Bde., Bamb. 1817); „Ritterehr und Minnedienst" (Berl. 1819); „Die Irrsale Klotar's und der Gräfin Sigismunde" (Altenb. 1821); „Erzählungen" (2 Bde., Dresd. 1822); „Der Pilger und die Pfalzgräfin, ein Ritterlied" (Heidelb. 1825) u. s. w. Ein entschiedener Anhänger der romantischen Dichterschule, theilen seine Schriften deren Mängel und Vorzüge. Letztere zeigen sich namentlich in den lyrischen Gedichten und einer wohllautenden, bilderreichen Sprache; weniger befriedigen Inhalt und Anlage seiner phantastischen Erzählungen.

Lobenstein, die Hauptstadt der Herrschaft und des Fürstenthums gleiches Namens, früher die Residenz der erloschenen Linie Reuß-Lobenstein, an der Lemnitz, gehört jetzt unter die Linie Reuß-Ebersdorf. (S. Reuß.) Sie hat ein fürstliches Schloß mit Garten, eine alte Burg und gegen 3400 E., die sich zum Theil mit Leinweberei beschäftigen.

Lobkowitz, ein altes böhm. Geschlecht, angeblich aus dem 9. Jahrh., benannt nach dem von ihm im kaurzimer Kreise erbauten Schlosse Lobkowitz, theilte sich 1440 in die **Peter-Popel'sche** und die **Hassensteinische Linie** ab, welche letztere zu Anfange des 17. Jahrh. erlosch. Die erstere spaltete sich unter den Enkeln des Stifters wieder in die jüngere **Linie zu Bilin**, welche 1722 ausstarb, und in die ältere **Linie zu Chlunetz**, deren Gründer Wladislaw I. war. Der Sohn des Letztern, Wladislaw II., erhielt von Kaiser Maximilian II. die unmittelbare Reichsherrschaft Neustadt an der Waldnab im Nordgau, die später 1641 unter dem Namen Sternstein zur gefürsteten Grafschaft erhoben, 1807 aber an Baiern verkauft wurde. Wladislaw's II. Sohn, Zdenko Adalbert, erhielt 1624 die Reichsfürstenwürde und sein Sohn Wenzel Eusebius 1653 wegen Sternstein Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe. Das 1646 von Kaiser Ferdinand III. erkaufte Herzogthum Sagan in Schlesien wurde 1786 an den Herzog Peter Biron von Kurland veräußert, dagegen die Majoratsherrschaft Raudnitz im rakonitzer Kreise in Böhmen von Kaiser Joseph II. zum Herzogthum erhoben. Durch die Enkel des erwähnten Wenzel Eusebius, Philipp und Georg, theilte sich das Geschlecht wieder in eine ältere Linie und eine

jüngere Linie, die noch bestehen und beide, außer der Fürstenwürde, den Titel eines Herzogs von Raudnitz führen. Die ältere Linie besitzt das Herzogthum Raudnitz, das Majorat Bilin (2 QM. mit 10000 E.), die Herrschaften Chlumetz, Liebshausen mit der Sommerresidenz Eisenberg, Mühlhausen, Enzowan, Eisenberg-Neundorf u. s. w., zusammen etwa 38 QM. mit 450000 Gldn. Einkünften, die jüngere zu Horzin residirende die Allodialherrschaft Melnik nebst den Gütern Schopka und Skuhrow (2,7 QM. mit 8900 E.), die Herrschaften Drhowl, Cizowa und Sedlitz (2,9 QM. mit 7500 E.), zusammen etwa 10 QM. mit 150000 Gldn. Einkünften. Das gegenwärtige Oberhaupt der ältern Linie ist der Fürst **Ferdinand von L.**, Oberst-erblandschatzmeister in Böhmen, geb. 13. April 1797. Von seinen vier Brüdern ist Prinz **Joseph von L.**, geb. 17. Febr. 1803, Feldmarschallieutenant und Divisionär beim 9. Armeecorps. Chef der jüngern Linie ist Fürst **Georg von L.**, geb. 14. Mai 1835, der 1842 seinem Vater, Aug. Longin, unter der Vormundschaft seiner Mutter folgte.

Die Familie zeichnete sich bis zur Schlacht am Weißen Berge ebenso durch feurige Vertheidigung der alten Verfassung und Freiheit Böhmens wie nachher durch Anhänglichkeit an das Kaiserhaus aus. Historisch merkwürdige Mitglieder derselben sind: **Bohuslaw L.**, aus der Linie Hassenstein, geb. 1462, gest. 1510. Er war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und machte sich um die böhm. Literatur und Cultur in hohem Grade verdient. Eine Auswahl seiner Oden, Elegien und Briefe gab K. Winaricky (Prag 1832) heraus. Vgl. Cornova, „Der große Böhme Bohuslaw L." (Prag 1808). — **Wenzel Eusebius, Fürst von L.** that sich als einflußreicher, vielgeltender Minister Kaiser Leopold's I. (s. d.) hervor. Obgleich sein unmittelbarer Vorgänger, Fürst Auersperg, 1668 als des Einverständnisses mit Frankreich verdächtig aus seinem Amte entlassen wurde, so zeigte doch auch er im Laufe seiner Ministerherrschaft sehr bald politische Sympathien für Ludwig XIV. und namentlich, vielleicht im Bewußtsein der Schwäche des Kaisers und der hülflosen Schwerfälligkeit des Deutschen Reichs, Abneigung gegen jeden ernsten kriegerischen Zusammenstoß mit Frankreich. Da er sich durch rücksichtslose Freimüthigkeit und kühnen Witz und Spott viele Feinde am Hofe gemacht, ja die Kaiserin selbst beleidigt hatte, so benutzte man seine beharrliche Weigerung, sich in den Krieg der Holländer, welche Ludwig XIV. angegriffen hatte, zu mischen, um ihn bei dem Kaiser als einen im franz. Solde stehenden Verräther zu verdächtigen. Er wurde 1674 auf sein Gut Raudnitz verwiesen, wo er 24. April 1677 starb. — **Georg Christian, Fürst von L.**, geb. 1702, war frühzeitig Generalgouverneur in Siebenbürgen und focht glücklich gegen die Türken. Mit weniger Glück führte er zu Anfange des Östreichischen Erbfolgekriegs in Oberöstreich und Böhmen den Oberbefehl; doch siegte er später bei Braunau und schloß Belleisle in Prag ein. Bekannt ist sein Benehmen in der Schlacht bei Sorr im zweiten schles. Kriege, wo er im Augenblicke der um sich greifenden Muthlosigkeit den Fliehenden sich entgegenwarf und drei Hauptleute, die fliehend sich retten wollten, niederstieß. Er erhielt später ein Commando in Italien und starb 1753 zu Wien. — **August Longin, Fürst von L.**, geb. 15. März 1797, widmete sich unter der Leitung des damaligen böhm. Oberstburggrafen Kolowrat dem Staatsdienste und wurde, nachdem er seine Tüchtigkeit in mehren Stellungen als Beamter in Böhmen bewährt hatte, Gouverneur des Königreichs Galizien. Als solcher erwarb er sich durch seine milde und kluge Administration, besonders zur Zeit der einbrechenden Cholera und des poln. Kriegs, um diese Provinz große Verdienste. Da indeß die Diplomatie an der Humanität L.'s, mit welcher er die nach Galizien geflüchteten Polen behandelte, Anstoß nahm, so wurde er 1832 aus Galizien abgerufen. Hierauf ward er einige Zeit bei der Hofkammer verwendet, dann zum Hofkanzler der politischen Hofstelle ernannt, und nach der Pensionirung des Finanzministers Grafen Klebelsberg, als man aus dem technischen Ressort des Finanzministeriums, dem Münz- und Bergwesen, eine selbständige, eigene Hofstelle gebildet hatte, ihm die Präsidentschaft derselben übertragen. In dieser Stellung wirkte er vielfach segensreich, indem er nicht nur den in einzelnen Zweigen so sehr vernachlässigten Bergbau zu heben wußte, sondern auch das technische Ausmünzungsverfahren zweckmäßiger regelte. Ihm verdankt auch das neue Münzgebäude in Wien seine musterhafte Einrichtung. Er starb zu Wien 17. März 1842.

Lobositz, ein Städtchen in Böhmen mit 1500 E., im böhm.-leippaer Kreise, am linken Ufer der Elbe und an der böhm.-sächs. Eisenbahn, wurde durch die Schlacht vom 1. Oct. 1756 geschichtlich, in welcher Friedrich d. Gr. den Sieg über die Östreicher davon trug. Die Östreicher wollten nämlich die bei Struppen, unweit Pirna, eingeschlossenen Sachsen befreien. Sogleich rückte Friedrich d. Gr., nachdem er ihre Absicht erfahren, ihnen entgegen. Die Östreicher unter

dem Feldmarschall Browne zählten 70000 Mann, die Preußen 24000 Mann. Bei L. trafen beide Armeen zusammen. Schon hatten die Preußen nach sechsstündigem unausgesetzten Kampfe alle ihre Munition verschossen und wurden unmuthig, als der Prinz von Bevern sie von neuem ermuthigte und mit ihnen zum Bayonnetangriff überging, durch den die Östreicher endlich zurückgedrängt und aus L., das man in Brand steckte, vertrieben wurden.

Loccum, ein protestantisches Stift im hannov. Fürstenthum Kalenberg, früher ein Kloster, besteht aus dem Marktflecken Wiedensahl mit 700 E. und drei Dörfern, darunter Loccum mit 1400 E. und einer Gelehrtenschule, die im Besitz einer schönen Bibliothek ist. Der Abt von L. ist der erste Prälat auf dem kalenberg. Provinziallandtage und Mitglied der ersten Kammer der Stände des Königreichs. Vgl. Weidemann, „Geschichte des Klosters L.", fortgesetzt und herausgegeben von Köster (Gött. 1822).

Locke (John), einer der scharfsinnigsten engl. Denker, geb. 29. Aug. 1632 zu Wrington in der Grafschaft Somerset, studirte seit 1651 zu Oxford, wo er aber statt der scholastischen Philosophie, welche damals dort gelehrt wurde, sich mit dem Studium der Classiker beschäftigte, bis Descartes' Werke ihm ein neues Licht in der Philosophie eröffneten. Die Schwäche seiner Gesundheit nöthigte ihn, das eifrig betriebene Studium der Medicin, zu welchem ihn Bacon's empirische Methode veranlaßt hatte, aufzugeben. Nachdem er mehre Reisen gemacht hatte, übernahm er die Erziehung des nachmaligen Grafen Shaftesbury. Durch ihn, der in der Folge Großkanzler von England wurde, erhielt er einen ansehnlichen Posten, den er aber verlor, als jener 1673 in Ungnade fiel. Seiner Gesundheit wegen begab er sich 1677 nach Montpellier und von da nach Paris, wo man ihn mit großer Auszeichnung aufnahm. Hier vollendete er seinen „Essay concerning human understanding" (Lond. 1690; franz. von Coste, 5. Aufl., 1750; deutsch von Tennemann, 3 Bde., Lpz. 1795—97), ein Werk, welches von genauer und unbefangener Beobachtung und scharfsinniger Analyse des geistigen Lebens zeugt. Sein Hauptzweck war, die Entstehung der menschlichen Begriffe zu untersuchen, um dadurch einen Haltepunkt für die Kritik der hergebrachten metaphysischen Lehren zu gewinnen. Indem er alle angeborenen Begriffe leugnete, suchte er nachzuweisen, daß die Quellen unserer Begriffe entweder Sensation, d. h. sinnliche Empfindung, oder Reflexion, d. h. die Fähigkeit des Geistes, seiner eigenen Thätigkeiten sich bewußt zu werden, also äußere oder innere Erfahrung seien, daher er nicht sowol strenger Sensualist, als vielmehr Empiriker ist, weil er kein demonstratives Wissen anerkennt, welches nicht auf Erfahrung und Induction beruht. Seine Untersuchungen über Raum und Zeit, die Begriffe der Substanz, der Freiheit, des Selbstbewußtseins und andere mehr sind auch jetzt noch überaus lehrreich. Durch den Einfluß dieses Werkes wurde die empirische Richtung, welche schon durch Bacon unter den Engländern eingeschlagen worden war, in der engl. Philosophie herrschend, zugleich aber auch eine bessere empirische Psychologie begründet. In Frankreich nahm seine Ansicht vorzüglich Jean Leclerc an; 's Gravesande verbreitete sie durch Compendien in Holland; später wurde sie durch Condillac (s. d.) und Andere im 18. Jahrh. in Frankreich allgemein herrschend. Im J. 1679 kehrte L. wieder in sein Vaterland zurück; als aber sein Gönner Shaftesbury von neuem in Ungnade fiel, begleitete er denselben 1683 nach Holland. Er hatte kaum ein Jahr England verlassen, als man ihn dort beschuldigte, in Holland Pasquille gegen die engl. Regierung in den Druck gegeben zu haben, worauf er seine Stelle im Christ-Collegium zu Oxford verlor. Nach dem Tode Karl's II. wollten seine Freunde, unter Andern der berühmte William Penn, sich für ihn verwenden; er aber antwortete: man bedürfe keiner Verzeihung, wenn man keine Verbrechen begangen habe. Darauf wurde er in das gegen die Regierung gerichtete Unternehmen des Herzogs von Monmouth verwickelt, obgleich er nicht in der geringsten Verbindung mit demselben stand. König Jakob II. verlangte sogar von den Generalstaaten, daß sie ihn ausliefern sollten, sodaß L. nun genöthigt war, sich zu verbergen, bis seine Unschuld anerkannt sein würde. Nach der Entthronung Jakob's II. kehrte L. 1689 in sein Vaterland zurück. Vermöge seines Rufs hätte er auf wichtige Staatsämter Anspruch machen können; doch begnügte er sich mit einer untergeordneten, aber einträglichen Stelle im Ministerium der Colonien. Da indeß die Luft Londons seiner Gesundheit nachtheilig zu sein schien, so legte er 1700 seine Stelle nieder und begab sich auf die sechs Stunden von der Stadt entfernte Besitzung eines Freundes, wo er seine übrigen Tage verlebte. Hier hatte er das Vergnügen, den Sohn seines Freundes zu erziehen und seine Ansichten über Erziehung mit dem größten Erfolge gekrönt zu sehen. Er starb 28. Oct. 1704 und wurde zu Oates in der Grafschaft Essex begraben. L. stand in seinem Vaterlande ebensowol wegen seines patriotischen Eifers als wegen seiner Philosophie in Ansehen. Von seinen Schriften sind noch

zu erwähnen seine drei Briefe „Über Religionsbuldung", seine „Gedanken über die Erziehung" (deutsch, Braunschw. 1788) und der „Tractat über die bürgerliche Verfassung". Wie diese Schriften sämmtlich Vorläufer der neuern Zeit sind, so brach er auch durch die Schrift „Das vernünftige Christenthum" dem Deismus die Bahn. Er behauptete unter Anderm, in der geoffenbarten Religion sei nichts enthalten, was irgend mit den Begriffen der Vernunft im Widerstreite wäre; auch hätten Jesus und seine Apostel keinen andern Glaubensartikel gelehrt, als an Jesus, den wahren Messias, zu glauben. Da L. eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten aller Völker besaß, so erhielt er schon 1670 den Auftrag, eine Constitution für die nordamerikan. Colonie Carolina zu entwerfen, die sich aber als nicht brauchbar erwies. Er war in jeder Hinsicht ein edler Mensch und von der äußersten Gutmüthigkeit. Die vollständigste und beste Gesammtausgabe seiner vielfach wieder aufgelegten Schriften ist die in 10 Bänden (Lond. 1801 und 1812). Ein Nachkomme seiner Schwester, Lord King, gab aus Familienpapieren L.'s Leben heraus (Lond. 1829).

Lockhart (John Gibson), engl. Literat, geb. um 1790 zu Glasgow, der Sohn eines schott. Geistlichen von guter Familie, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt, dann in Oxford und ward hierauf Advocat in Edinburg. Doch fühlte er sich mehr zur Literatur hingezogen, wozu seine Freundschaft mit John Wilson, dem Redacteur von „Blackwood's magazine", viel beitrug. Die ersten Schriften, mit denen er hervortrat, waren überaus gelungene Übersetzungen altspanischer Balladen („Ancient Spanish ballads", 4. Aufl., Edinb. 1853), eine neue Ausgabe von Motteux' Übertragung des „Don Quixote" und eine vorzüglich geschriebene Biographie des Cervantes. Besonderes Talent für die Satire zeigte er in „Peter's lettres to his kinsfolk", einer Reihe von Personenschilderungen aus der edinburger Gesellschaft, die nicht wenig Skandal verursachten. Im J. 1818 wurde L. bei Walter Scott eingeführt, mit dem er in seinen literarischen Neigungen und noch mehr in seinen politischen Grundsätzen übereinstimmte und der ihm 1820 seine älteste Tochter zur Frau gab. Hierauf veröffentlichte er seinen „Valerius" (3 Bde., Lond. 1821), einen den ersten Zeiten des röm. Kaiserreichs entnommenen Roman, der sich durch reiche Erfindungsgabe und graphische Darstellung auszeichnet. Hierauf folgten: „Adam Blair" (1822), ein schott. Sittengemälde, „Reginald Dalton" (3 Bde. 1823), eine Schilderung des socialen Lebens der Gegenwart, und „Matthew Wald" (1824), der schwächste von seinen Romanen. Im J. 1825 übernahm L. wegen Erkrankung Gifford's die Redaction der „Quarterly review", der er noch vorsteht und die seine Übersiedelung nach London veranlaßte. Als Leiter dieser großartigen conservativen Zeitschrift übt er nicht allein literarischen, sondern auch bedeutenden politischen Einfluß aus, und seine Wirksamkeit wurde unter dem Ministerium Peel durch Verleihung der einträglichen Sinecure eines Auditeurs des Herzogthums Lancaster anerkannt. Von seinen eigenen Artikeln in der „Quarterly review" verdient ein Nekrolog seines Mitarbeiters Theodor Hook (s. d.) Erwähnung, der 1852 für die „Railway library" unter dem Titel „Life of Theodore Hook" abgedruckt ward. Außerdem schrieb L. ein sehr geschätztes „Life of Robert Burns" (Edinb. 1828; 5. Aufl., Lond. 1853). Das berühmteste Werk L.'s ist jedoch die Biographie seines Schwiegervaters: „Life of Sir Walter Scott" (7 Bde., Edinb. und Lond. 1838), in dem er durch die ihm zu Gebote stehenden Materialien in den Stand gesetzt wurde, ein Charaktergemälde zu liefern, dem sich wenige Schriften dieser Art an Interesse und Vollständigkeit vergleichen können. Die Gattin L.'s, Sophia, starb zu London 17. Mai 1837; sein einziger Sohn, Walter Scott L., der als Erbe des abbotsforder Majorats den Namen Lockhart-Scott angenommen hatte, starb 10. Jan. 1853.

Locle, ein stadtähnliches großes Dorf im Schweizercanton Neuenburg, unweit Lachaux-de-Fonds (s. d.), in einem hohen und rauhen Gebirgsthale gelegen, zählt 6900 E., die sich vornehmlich mit Fertigung von Uhren, auch mit Herstellung anderer Metallwaaren beschäftigen. Die Frauen betreiben die Spitzenklöppelei. Der Bied, ein Bach, der das Thal durchfließt, verliert sich in einiger Entfernung vom Orte in einem Felsen. Zu Anfange dieses Jahrhunderts wurde dieser Abfluß durch Treibung eines 800 F. langen Stollens geregelt, sodaß der Biedbach bequemern Abzug in den Doubs findet, der hier die Schweizergrenze gegen Frankreich bildet. Merkwürdig sind die in der Nähe des Felsspaltes liegenden unterirdischen Mühlen von Cul-des-Roches, vier Mühlen, die in einer Felswand übereinander liegen und durch das über 100 F. fallende Wasser getrieben werden.

Locomotive wird im Gegensatze zu den stehenden Dampfmaschinen, wie man sie in Fabriken, zum Wasserheben u. s. w. gebraucht, eine Dampfmaschine genannt, welche sich selbst fort-

bewegt und ihr angehängte belastete Wagen mit großer Geschwindigkeit zu ziehen im Stande ist. Man bedient sich bekanntlich der Locomotiven oder Dampfwagen fast ausschließlich als Fortschaffungsmittel auf Eisenbahnen; nur ausnahmsweise und mit im Ganzen ungenügendem Erfolge sind sie auf gewöhnlichen Straßen versucht worden. (S. **Dampfwagen**.) Damit eine Dampfmaschine als Locomotive brauchbar werde, muß sie selbst auf einem Wagen angebracht sein und in dem möglich kleinsten Raume die erfoderliche große Kraft entwickeln. Daher wird sie mit zwei horizontal oder schief liegenden Dampfcylindern versehen, deren Kolben durch directe Verbindung ihrer Stangen mit den Treibrädern, unter Vermeidung des bei stehenden Dampfmaschinen so gewöhnlichen Balanciers, jene Räder umdrehen. Der Dampfkessel und seine Heizung sind auf rascheste Erhitzung des Wassers berechnet, namentlich mittels zahlreicher durch den Wasserraum gelegter Feuerröhren; und man läßt den Dampf mittels hoher Spannung arbeiten, ohne ihn nach ausgeübter Wirkung zu condensiren, indem man vielmehr den gebrauchten Dampf zur Beförderung des Zugs in den (wegen seiner geringen Höhe sonst nicht stark genug ziehenden) Schornstein leitet. Die ungeheuere Geschwindigkeit, mit welcher eine Locomotive unter sehr beträchtlicher Belastung arbeiten muß, wirkt außerordentlich zerstörend auf deren Mechanismus, obschon dieser in möglichster Solidität ausgeführt wird. Man kann daher erfahrungsmäßig annehmen, daß bei starkem Eisenbahnbetriebe von je drei vorhandenen Locomotiven stets eine in der Reparaturwerkstätte steht. Streng genommen gehören zu den Locomotiven auch die Schiffsdampfmaschinen (s. **Dampfschiff**), und daher mag hier des seit kurzem von Ericsson (einem Schweden) in Nordamerika gemachten Versuchs Erwähnung geschehen, die Dampfmaschinen der Schiffe durch eine von erhitzter Luft getriebene Maschine zu ersetzen. Diese (**calorische Maschine** genannt) hat im Allgemeinen ihres Baus große Ähnlichkeit mit einer Dampfmaschine; aber die Kolben ihrer Cylinder werden nicht durch Dampf, sondern durch die Kraft bewegt, welche von atmosphärischer Luft bei ihrem durch Erhitzung hervorgerufenen Ausdehnungsbestreben ausgeübt wird. Es kommt nun wesentlich darauf an, dem zur Wirkung bestimmten Luftvolumen sehr schnell einen bis etwa zum Anfang des Glühens steigenden Hitzegrad zu ertheilen und dagegen nach vollbrachter Kolbenschiebung ebenso schnell ihm die inwohnende Wärme fast ganz zu entziehen, um die hiermit verbundene Zusammenziehung des Volumens zu erlangen. Der Erfinder wendet hierzu ein sehr sinnreiches Mittel an, welches darin besteht, daß er die kalte Luft durch eine glühendheiße dicke Lage von Drahtsiebblättern zu streichen nöthigt und umgekehrt die heiße Luft durch ähnliche kalte Drahtsiebe ziehen läßt. Die zur Erhitzung dienenden Feuerungen sind nur klein; die Cylinder müssen dagegen bedeutend größer sein als bei einer Dampfmaschine, da eine hohe Spannung der heißen Luft nicht zu erreichen ist. Die Probefahrten mit dem ersten Ericsson'schen Schiffe haben ziemlich befriedigende Resultate ergeben und namentlich dargethan, daß gegen Dampfmaschinen eine ansehnliche Ersparung von Brennmaterial stattfindet. Ericsson's Erfindung ist von einigen Seiten her für den verstorbenen Amtmann Prehn in Lauenburg vindicirt worden, der aber vielleicht nur eine ähnliche calorische Maschine entworfen, keinenfalls dieselbe ausgeführt hat. An Planen, Maschinen durch erhitzte Luft zu betreiben, hat es schon in früherer Zeit nicht gefehlt.

Locus communis, d. i. Gemeinplatz, heißt schon in der philosophischen und rhetorischen Sprache der Römer ein allgemeiner Begriff, z. B. Freiheit, Seelenruhe, oder eine Behauptung über denselben, z. B.: „Freiheit ist die Grundlage aller Tugend." (S. **Topik**.) — Mit **Locus classicus** bezeichnet man eine Haupt- oder Beweisstelle aus irgend einem Buche.

Lodi, Hauptstadt der Provinz Lodi und Crema (21⁷/₁₀ QM. mit 220000 E.) im lombard. Gebiete des Lombard.-Venet. Königreichs, der Sitz eines Bischofs, eines Landesgerichts, einer Collegialprätur, einer Handels- und Gewerbekammer und eines Postamts, liegt vier M. südöstlich von Mailand, am rechten Ufer der Adda, über welche eine 100 Klafter lange Brücke führt, auf einer Anhöhe in einer sehr fruchtbaren Gegend, ist gut gebaut, hat mehre große Paläste und 19 meist reich verzierte Kirchen. Der große Marktplatz ist mit Bogengängen geziert. Neben dem Dom mit gothischer Façade verdienen die angeblich von Bramante erbaute Kapelle Incoronata mit Fresken, schönen Gemälden von Castillo Piazza und einer neuerlich restaurirten Kuppel, sowie die von dem Welfenanführer Fissiraga 1287 erbaute Kirche San-Francesco Erwähnung. Außerdem sind zu nennen der bischöfliche Palast, das große und schöne Theater und das von Barnabo Visconti erbaute, jetzt in ein Hospital umgewandelte Castell. Die Stadt hat mit den acht Vorstädten gegen 20000 E., ein bischöfliches Seminar, ein Lyceum, zwei Gymnasien, ein berühmtes Englisches Damenstift, eine öffentliche Bibliothek, ein Bürgerspital, ein Arbeits- und Versorgungshaus, zahlreiche Seidenfilatorien, eine große chemische Productenfabrik.

Vor allem berühmt aber sind die hiesigen Majolica-Arbeiten und die **Parmesankäse**, die nicht in Parma, sondern lediglich in und um L. verfertigt (daher auch eigentlich Formaggio Lodigiano, auch Formaggio di grana genannt) und weithin versendet werden. Die Viehzucht ist sehr bedeutend; wenigstens 30000 Kühe werden zum Behufe der Käsebereitung in der Umgegend gehalten. Die in der Nähe bei San-Colombano gebauten Weine der Brianza gehören zu den besten der Lombardei. Drei Miglien westlich von der Stadt liegt **Alt-Lodi** oder **Lodi vecchio**, welches die Mailänder 1158 zerstörten. Dies war die alte Stadt Laus Pompeji, benannt vom Vater des großen Pompejus, der sie in ein röm. Municipium verwandelte. Das jetzige L. verdankt seine Entstehung einem von Kaiser Friedrich Barbarossa nach der Zerstörung Mailands 1162 angelegten Castell. Der Kaiser wurde daselbst 1159 und 1160 mehrmals angegriffen und der Ort 1167 durch den lombard. Städtebund belagert und zum Beitritt gezwungen. Am 5. April 1454 wurde daselbst ein Friede zwischen Mailand und Venedig geschlossen. Für die Literaturgeschichte ist L. wichtig, weil hier das älteste Manuscript von Cicero's rhetorischen Schriften vom Bischof Landriani (1418—27) gefunden wurde. In neuerer Zeit wurde es geschichtlich denkwürdig durch den Sieg Bonaparte's am 10. Mai 1796 über die Östreicher unter Beaulieu. Diese hatten L. geräumt und standen in einer furchtbaren, von 30 Kanonen vertheidigten Stellung, zu der nur die enge Brücke führte. Bonaparte griff die Brücke in geschlossener Colonne an, ließ die ganze Artillerie vorrücken und suchte endlich im Sturmschritt die Brücke zu nehmen, doch das östr. Geschütz streckte ganze Reihen nieder und das Blutbad war gräßlich. Schon wankten die Franzosen und der Sieg schien für die Östreicher entschieden, als Berthier, Massena, Cervoni und Lannes sich an die Spitze der Colonne stellten, über die Brücke drangen und die östr. Batterien nahmen. Nachdem sich beide Heere mit größter Erbitterung geschlagen, erschien Augereau an der Spitze seiner Division und der Sieg war entschieden. Die Östreicher hatten gegen 3000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, die Franzosen gegen 12000 Mann verloren.

Lodomerien ist der lat. Name des früher selbständigen Fürstenthums Wladimir mit der Hauptstadt gleiches Namens in Volhynien (s. d.). Der östr. Kaiser nahm nach der ersten Theilung Polens wieder den Titel König von Galizien und Lodomerien an, den schon Andreas II. von Ungarn im 13. Jahrh. geführt hatte.

Löffelkraut (Cochlearia) ist eine zur Familie der Cruciferen gehörende Pflanzengattung, die sich durch weiße Blumen und die vielsamigen, im Umfange rundlichen oder elliptischen, durch die äußerst stark gewölbten Klappen aufgetriebenen oder kugeligen Schötchen auszeichnet, auf deren Scheidewand der Griffel stehen bleibt. Es sind kahle, meist einjährige oder zweijährige, selten ausdauernde, mehr oder minder beißend-scharf schmeckende Kräuter mit endständigen, einfachen, zuweilen rispigen Trauben. Sie enthalten hauptsächlich ein flüchtiges scharfes Öl und sind zum Theil als die vorzüglichsten antiskorbutischen Heilmittel bekannt. Dazu gehört besonders das gebräuchliche Löffelkraut (C. officinalis), welches am Meeresstrande im nördlichen und mittlern Europa und in Binnenländern an Salinen wächst, auch in Gärten sich leicht cultiviren läßt, ½—1 F. hoch wird und langgestielte, breit-eirunde Wurzelblätter und eirunde, eckig-gezähnte Stengelblätter besitzt, deren obere mit tief herzförmigem Grunde den Stengel umfassen. Das frische Kraut, welches beißend-scharf riecht und ebenso schmeckt, ist als ein äußerst wichtiges Mittel gegen den Skorbut berühmt, dient auch gegen Krankheiten des Mundes und des Zahnfleisches und wird im Norden als Salat gegessen. Das in Kamtschatka einheimische **längलichblätterige Löffelkraut** (C. oblongifolia) und einige nordasiatische und nordamerikanische Arten besitzen gleiche Eigenschaften. Im südlichen Europa wird das **waidblätterige Löffelkraut** (C. glastifolia) auf gleiche Weise gebraucht. Zu dieser Gattung gehört auch der Meerrettig (s. d.).

Löffler (Josias Friedr. Christian), bekannt als aufgeklärter Theolog und Kanzelredner, geb. zu Saalfeld 18. Jan. 1752, war zuerst Prediger an der Heiligengeistkirche zu Berlin und seit 1778 preuß. Feldprediger. Im J. 1782 wurde er außerordentlicher Professor und Prediger zu Frankfurt an der Oder und 1787 ordentlicher Professor, 1789 aber Generalsuperintendent in Gotha, wo er nun theils als praktischer Theolog, theils durch seine Schriften bis zu seinem Tode erfolgreich wirkte. Er starb zu Gamstädt bei Gotha 4. Febr. 1816. Besondere Erwähnung verdienen seine „Predigten" (4 Bde., Jena 1797—1805) und sein „Magazin für Prediger" (7 Bde., Jena 1803—13). Seine „Kleinen Schriften" wurden in drei Bänden gesammelt (Weim. 1817—18).

Loffoden oder **Lofodden**, eine aus sechs größern und einigen kleinern Eilanden bestehende Inselgruppe, von der Küste des nördlichen Norwegen zwischen 67 und 69° n. Br. durch den

Westfjord getrennt, gebirgig und felsig wie das gegenüberliegende Festland, mit schneebedeckten Bergen, zum Theil mit etwas Hafer, Gerste und Kartoffeln bestellten Thälern und sommergrünen Matten, ohne Bäume und schwach bevölkert, sind durch gefährliche Meeresströmungen und starke, altberühmte Fischerei bekannt. Die südlichste Insel heißt Röst, dann folgen Varöe, Moskenäs, Flagstad und die beiden größten: Ostvaage und Westvaage. Letztere hat zehn M. im Umfang, trägt die hohen Berge Himmeltind, Guratind und Siötind und ist eine der fruchtbarsten. Im weitern Sinn werden auch die drei nördlicher gelegenen großen Inseln Hindöen, Langöen und Andöen zu den Loffoden gerechnet. Zwischen Mosköe und Moskenäs ist der berüchtigte Malstrom (s. d.) oder Mosköestrom. Der Mittelpunkt des Fischfangs, dessen tausendfache Mühen und Gefahren eine sichere und unerschöpfliche Ausbeute belohnt, ist vor allen die Doppelinsel Vaage, wohin sich aus dem ganzen alten Halogalande, dem norweg. Norden, mehr als die Hälfte aller Männer zur Fischerei einfindet, wie schon zu Olaf's des Heiligen Zeit (1020), unter dem die Vaageflotte berühmt war, und wo der gute König Eystein (1120) eine Kirche und Hütten für Fischer erbauen ließ. Die wichtigsten Fischarten sind der Skrey (eine Art großer Dorsche), der Hering, der Lachs und der Amhios; außerdem fängt man viele Hummern und Austern. Die Zahl der zur Zeit des Fischfangs an den Loffoden zusammenströmenden Leute beträgt über 15000 und man rechnet, daß hier jährlich gegen 20 Mill. Stück Skrey gefangen und außerdem 30—40000 Tonnen Leber nebst einer Menge Laich gewonnen werden. Die kalte, trockene Luft sichert diesen nördlichen Gegenden das Privilegium des Fischtrocknens. Auf den Loffoden soll man noch heute in den scharfen Gesichtszügen, hervorstehenden Backenknochen, schwarzen Haaren und dem untersetzten Wuchse der Einwohner einen fremdartigen Stempel erkennen, der auf Vermischung der skandinav. Einwanderer mit frühern lappischen Einwohnern hinweist. Vgl. Lessing, „Reise durch Norwegen nach den Loffoden" (Berl. 1831).

Log oder **Logg** nennt man des Seemanns Wegmesser. Ein Quadrant von Holz, mit einem Radius von etwa 7—8 Zoll beschrieben, wird auf seiner Peripherie mit einem so schweren Bleistreifen beschwert, daß er nicht schwimmt, aber auch nicht sinkt. Ausgehend von seinen drei Ecken, vereinigen sich drei Leinchen in eine einzige, auf eine Rolle gewickelte, die durch Knoten und Marken in eine solche Anzahl von Fußen getheilt ist, daß sich dieselben zu 15 Secunden so verhalten, wie eine Seemeile zu einer Stunde. Wirft man nun dieses Bretchen über Bord, so wird es, sich senkrecht stellend, ziemlich nahe an dem Orte verbleiben, an dem man es auswarf; um aber noch sicherer zu gehen, läßt man ein Ende der Leine, etwa der Schiffslänge gleich, auslaufen und wenn diese Marke durch die Hand geht, das 15 Secunden haltende Sandglas umkehren. Sobald dieses ausgelaufen, gibt der dasselbe Handhabende das Signal und die Leine wird angehalten, worauf die Anzahl der Knoten den Lauf des Schiffs in einer Stunde ergibt, wenn des Windes Kraft als gleichmäßig wirkend angenommen wird. Bei veränderlichem Winde wird alle halbe, sonst nur alle Stunden geloggt. Woltmann's Flügel ist gleich den von Braubach und Bouguer vorgeschlagenen Instrumenten sehr complicirt; dagegen verdient Massey's Patent-Logg, dessen Uhrwerk von Windmühlenflügeln, die durch die Schnelligkeit des Schiffs bewegt werden, in Bewegung erhalten wird, während es dem Schiffe nachschwimmt, alle Anerkennung. Das zu demselben Zwecke von Clement construirte **Sillomètre** ist ein Stromquadrant oder hydrometrischer Pendel, dessen Wirkung auf einer Scala abgelesen wird. Für Dampfschiffe hat Russel ein besonderes Logg erfunden. Der sogenannte **Regeling-Logg** ist auf das Princip gegründet, daß, wenn ein schwimmender Körper eine bestimmte Zeit gebraucht, eine bestimmte Distanz neben dem segelnden Schiffe zu durchlaufen, diese Zeit sich zu einer Stunde, die durchlaufene Distanz aber zu einer Seemeile in Proportion setzen läßt.

Logarithmische Linie oder **Logistische Linie** heißt diejenige transscendente krumme Linie, bei welcher die Ordinaten die Logarithmen der Abscissen sind, oder umgekehrt. Auf der Seite der positiven Abscissen und Ordinaten entfernt sich die Curve fortwährend von der Abscissenachse; auf der Seite der positiven Abscissen und negativen Ordinaten nähert sie sich der Ordinatenachse unaufhörlich, ohne sie aber je zu erreichen, und diese ist daher hier ihre Asymptote; auf die Seite der negativen Abscissen erstreckt sich die Linie gar nicht. Nimmt man die Coordinaten so, daß die Abscissen die Logarithmen der Ordinaten sind, so ergibt sich die merkwürdige Eigenschaft, daß die Subtangente der Curve für alle Punkte derselben eine unveränderliche Größe und dem sogenannten Modulus der Logarithmen gleich ist.

Logarithmus bezeichnet in der Mathematik denjenigen Exponenten, welcher irgend einer (absoluten) Zahl entspricht, sobald dieselbe als Potenz einer gewissen angenommenen Grundzahl betrachtet wird, was immer und bei jeder Zahl möglich ist, sobald nur die Grundzahl von 1

verschieden und der Begriff der Potenzen im weitesten Sinne (s. Potenz) genommen wird. Nimmt man z. B. 2 als Grundzahl, so ist 1 der Logarithmus von 2, 2 der Logarithmus von 4, 3 der Logarithmus von 8, 4 der Logarithmus von 16 u. s. w.; die Logarithmen aller dazwischen liegenden Zahlen, z. B. 3, 5, 6, 7, und überhaupt der meisten Zahlen sind gebrochene und zwar irrationale Zahlen. Sollen die Logarithmen mit den zugehörigen Zahlen zugleich wachsen, was für die bequeme Anwendbarkeit nöthig ist, so muß die Grundzahl größer als 1 sein; der Logarithmus von 1 ist stets Null, der Logarithmus der Grundzahl ist stets 1 und die Logarithmen aller Zahlen zwischen 1 und der Grundzahl sind echte Brüche, die Logarithmen der echten Brüche aber sind negativ. Die Verbindung zwischen den Zahlen und den für eine gewisse Grundzahl ihnen entsprechenden Logarithmen heißt ein **Logarithmensystem**. Das gewöhnliche und unserm Zahlensystem genau entsprechende, daher für die Anwendung bequemste ist das von dem Engländer Briggius ersonnene und nach ihm benannte Brigg'sche oder gemeine System, wo die Grundzahl 10 ist, folglich 1 der Logarithmus von 10, 2 der Logarithmus von 100, 3 der Logarithmus von 1000 u. s. w. Aus dem früher Gesagten erhellt, daß in diesem Systeme die Logarithmen aller Zahlen zwischen 1 und 10 größer als 0, aber noch nicht 1 sein werden, also echte Brüche; so ist z. B. der Logarithmus von 6 = 0,7781513. Ebenso betragen die Logarithmen der Zahlen zwischen 10 und 100 mehr als 1, aber weniger als 2 u. s. w., und es ist z. B. der Logarithmus von 95 = 1,9777236. Im Allgemeinen enthält der Logarithmus jeder Zahl nach diesem Systeme ein Ganzes weniger, als die Zahl Ziffern hat, jedoch ohne Rücksicht auf die Decimalstellen, welche sie etwa enthält; umgekehrt kann man jedem Logarithmus sogleich ansehen, wieviel Stellen die zugehörige Zahl hat, nämlich eine Stelle mehr als der Logarithmus Ganze enthält. Aus diesem Grunde nennt man die ganze Zahl eines Logarithmus die Kennziffer oder Charakteristik; der beigefügte Decimalbruch heißt die Mantisse. Die Logarithmen aller zwischen 0, 10, 100, 1000 u. s. w. liegenden Zahlen sind in Tabellen gebracht, deren Gebrauch in der Rechenkunst, besonders bei großen Zahlen, von sehr vieler Bequemlichkeit ist. Das Verfahren hierbei ist einfach und leicht. Soll man zwei oder mehre Zahlen multipliciren, so sucht man ihre Logarithmen auf und addirt dieselben; hat man zwei Zahlen zu dividiren, so subtrahirt man ihre Logarithmen; soll eine Zahl auf eine gewisse Potenz erhoben werden, so multiplicirt man den Logarithmus der erstern mit dem Exponenten der Potenz; soll aus einer Zahl eine Wurzel gezogen werden, so dividirt man den Logarithmus jener Zahl durch den Wurzelexponenten; am Schlusse sucht man in allen Fällen in den Tafeln die dem erhaltenen Logarithmus entsprechende Zahl auf, welche die gesuchte sein wird. In frühern Zeiten hat man die Logarithmen nur auf mathematische Rechnungen angewendet und bei Rechnungen im gemeinen Leben unbeachtet gelassen; allein sie sind ihrer großen Vortheile wegen allen Denen, welche mit großen Rechnungen zu thun haben, besonders auch Kaufleuten zu empfehlen. Schon bei jedem Reguladetri-Exempel sind sie anwendbar, z. B. bei folgendem: Wenn 4607 Stück 12904 Thlr. kosten, so werden 8159 Stück $\left(\frac{8159 \times 12904}{4607}\right)$ Thlr. kosten. Um hier nicht die umständliche Multiplication und Division zu haben, addirt man den Logarithmus von 8159 zum Logarithmus von 12904 und zieht den Logarithmus von 4607 von der Summe ab. Sucht man nun die erhaltene Differenz in den logarithmischen Tabellen auf, so ist die dazu gehörige Zahl die gesuchte Zahl der Thaler. Als Erfinder der Logarithmen wird gewöhnlich der schott. Lord Joh. Napier, Baron von Merchiston, angesehen, welcher 1614 in Edinburg logarithmische Tafeln (von ihm Kanon der Logarithmen genannt) herausgab. Um dieselbe Zeit und ohne von ihm zu wissen, berechnete übrigens auch Jobst Byrg in Deutschland eine Art von logarithmischen Tafeln („Arithmetische und geometrische Progreß-Tabulen", Prag 1620). Briggius gab 1618 eine Probe seines neuen logarithmischen Systems mit der Grundzahl 10 heraus. Außerdem haben sich besonders Ursinus und Kepler, sowie später Vlacq, Sharp, Gardiner u. A. durch Berechnung genauer Logarithmentafeln verdient gemacht; die vollständigsten aber sind auf Anordnung der republikanischen Regierung Frankreichs unter Leitung von Prony berechnet worden. Unter den fast zahllosen Ausgaben logarithmischer Tafeln haben in Deutschland die von Vega die meiste Verbreitung. Außer den Logarithmen der Zahlen enthalten die logarithmischen Tafeln immer noch die der sogenannten trigonometrischen Linien.

Logau (Friedr. Freiherr von), deutscher Dichter, geb. aus altadeligem Geschlecht 1604 in Schlesien, war Kanzleirath des Herzogs Ludwig IV. von Liegnitz und seit 1648 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, bei der er wegen seiner satirischen Gedichte den Namen der Verkleinernde führte. Er starb zu Liegnitz 25. Juli 1655. Jugendliche Liebesgedichte waren ihm während des Dreißigjährigen Kriegs verloren gegangen; in späterm Alter ließen ihm seine Ge-

schäfte nur Zeit zur Abfassung von Epigrammen, die er unter dem Namen Salomon von Golaw herausgab (Bresl. 1638); eine zweite Sammlung führt den Titel „Deutscher Sinngetichte Drey Tausend" (Bresl. 1654) und gehört zu den größten bibliographischen Seltenheiten. Seine Gedichte kamen bald in gänzliche Vergessenheit; doch gab ein Ungenannter 1702 einen Theil derselben neu heraus. Bekannter wurden sie erst wieder, als Ramler und Lessing eine umfassende Auswahl derselben mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgaben (Lpz. 1759), die dann Ramler mit Änderungen nochmals herausgab (2 Bde., Lpz. 1791). Die erste Ausgabe ist in Lessing's „Werken" (herausgegeben von Lachmann, Bd. 5) wiederholt. Unter der großen Anzahl von L.'s Epigrammen ist sehr Vieles kaum mittelgut, Anderes mehr Spruchgedicht als Epigramm; doch finden sich darunter auch viele treffliche und treffende, echte Epigramme, besonders von echt vaterländischer Gesinnung belebt. Vers und Sprache sind ganz nach L.'s Vorbild, Opitz, gestaltet. Vgl. W. Müller, „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." (Bd. 6); Hoffmann von Fallersleben, „Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit" (Lpz. 1843). — Ein Sohn des Epigrammatikers, **Balthasar Friedr. von L.**, geb. 1645, gest. 1702, war ebenfalls Dichter und wird als Gönner und Freund anderer Dichter gerühmt. — **Georg von L.**, gest. 1553, gehört zu den besten lat. Dichtern seiner Zeit.

Loggia oder franz. Loge hat in der ital. Baukunst mehre Bedeutungen. Zunächst bezeichnet es eine von mehren Seiten freistehende offene Bogenhalle, wie z. B. die Loggia de' Lanzi in Florenz, von der die Feldherrenhalle in München eine Nachahmung, die Loggia de' Banchi in Genua u. s. w. Ferner versteht man darunter einen Bogengang längs der Seite eines Gebäudes, so am Vatican, der die von Rafael mit Gemälden geschmückten Logen besitzt. Dann führt diesen Namen das große, aus mehren Abtheilungen bestehende mittlere Prachtfenster im Hauptstockwerk eines Gebäudes, wie solche besonders an den altvenetian. Palästen mit Vorliebe behandelt zu sein pflegen. Endlich heißt auch so die kleine luftige, meist auf allen Seiten freie Halle auf dem Dache eines Gebäudes. Logen nennt man auch in den Schauspielhäusern die meist abtheilungsweise wie Gemächer abgeschlossenen, nach vorne offenen und mit einer Brüstung versehenen Sitzplätze, die sich in zwei bis vier Reihen übereinander im Halbkreise der Bühne gegenüber hinziehen. Überhaupt nennt man auch andere vorzüglich zum Zu- oder Ausschauen bestimmte Gemächer Logen, von den Sitzen der Fürsten in den Kirchen herab bis zum Guckzimmerchen eines Thürwarts (Portierloge). Endlich pflegt man auch die Versammlungen sowie die Versammlungsörter der Freimaurer mit dem Worte Loge zu bezeichnen.

Logier (Joh. Bernh.), bekannt durch seine Lehrmethode der Musik, wurde in einer franz. Réfugiéfamilie 1780 zu Kaiserslautern in der Pfalz geboren und erhielt den ersten musikalischen Unterricht durch seinen Vater, einen tüchtigen Geiger und Orgelspieler. Nach seiner Ältern Tode wollte ihn sein Vormund einer andern Bestimmung zuführen; allein der junge Künstler entfloh zu einem Oheim nach Marburg und wurde von einem Engländer, der ihn in einem Concerte hörte, 1805 mit nach England genommen und von diesem mehre Jahre hindurch gleich einem Sohne behandelt. Wie früher auf der Flöte, so bildete er sich in England auf dem Pianoforte aus. Hierauf wurde er in dem Musikchore eines Regiments im nördlichen Irland angestellt, für welches er Mehres componirte. Nebenbei beschäftigte er sich mit Musikunterricht, was ihn auf die Vereinfachung und Regelung führte, die seinem System zu Grunde liegt. Später fand er als Organist eine Anstellung zu Westport. Bei dem Unterricht seiner Tochter, deren unfügsame Hände allen seinen Bemühungen zu trotzen schienen, kam er auf die Erfindung des Chiroplast (s. d.), der so wesentliche Dienste leistete, daß nach sechs Monaten die Tochter den Vater an der Orgel vertreten konnte. L. ließ sich sodann in Dublin nieder, um sein Lehrsystem öffentlich einzuführen, wozu er durch Vorlesungen und durch ein Patent auf seinen Chiroplast bereits vorgewirkt hatte. Er nahm eine Anzahl Schüler auf, die noch gar keinen Unterricht genossen, und stellte nach drei Monaten eine Prüfung mit diesen an, die so gut ausfiel, daß von nah und fern Lehrer sich bei ihm einfanden, sein System kennen zu lernen, nach welchem nun in Liverpool, Manchester, Glasgow und 1816 auch in London durch Sam. Webbe, der sich nebst Kalkbrenner mit L. vereinigte, Akademien eingerichtet wurden. Im J. 1822 folgte L. einer Einladung der preuß. Regierung nach Berlin, errichtete hier ebenfalls eine Akademie und erhielt den Auftrag, eine Anzahl Lehrer in seinem Systeme zu unterrichten, um dasselbe in dem preuß. Staate zu verbreiten. Drei Jahre darauf kehrte er nach London zurück; er starb 1846 zu Dublin. Seine Lehrmethode geht hauptsächlich dahin, mehre Schüler gleichzeitig im Klavierspiel zu unterrichten, womit zugleich Harmonielehre verbunden wurd. Wie nun für jenes im Chiroplast, so hatte er auch für letztere in einem gewissen schematischen Verfahren ent-

sprechende ähnliche mechanische Unterstützungsmittel gefunden. Daß diese Mittel vorzugsweise für die Elementar- und mechanische Bildung von Werth seien, bei einseitiger Anwendung aber mehr Dressur als wahre Bildung zuwege bringen müssen, ist gewiß; ebenso gewiß aber ist, daß durch dieselben die mechanische Ausbildung erleichtert und abgekürzt und Zeit und Mühe für die höhere Ausbildung gespart wird. Jedenfalls bleibt ihm das Verdienst, zur Förderung der Methodik durch Vereinfachung und systematische Planmäßigkeit einen bedeutenden Anstoß gegeben zu haben. Seine anfangs geheim gehaltene Lehrart hat er in dem „System der Musikwissenschaft" (Berl. 1827) niedergelegt.

Logik, Wissenschaft vom Denken, Denklehre, bezeichnet den Theil der Wissenschaft vom menschlichen Erkennen, welcher sich mit den Formen des Denkens beschäftigt, abgesehen vom Inhalt Dessen, was durch sie erkannt wird. Die Logik wird daher auch eine formale Wissenschaft genannt. Das Erkennen ist nämlich ein zusammengesetzter Proceß, welcher aus Eindrücken der Sinne seinen Anfang nimmt, aber sowol seine Vollendung als auch seine Sicherheit der hinzutretenden Function des Denkens als einer von innen heraus wirksamen oder spontanen Thätigkeit verdankt. Es ist für die Gründlichkeit einer exacten Naturerkenntniß ebenso wichtig, mit den Wirkungsformen dieser Thätigkeit im genauesten Detail vertraut zu sein, als mit dem Bau und der Einrichtung der Sinnorgane. Die strenge Handhabung der Gesetze des Denkens verleiht sämmtlichen Wissenschaften ihre Festigkeit, ihren systematischen Zusammenhang und ihre consequente Übereinstimmung mit sich selbst. In diesem Gesichtspunkte hat die allgemeine Sitte ihren Ursprung, das Studium der Logik als einer Vorbereitungswissenschaft oder wissenschaftlichen Methodenlehre dem Studium der einzelnen Fächer des Wissens vorhergehen zu lassen. Ein äußerlicher Nutzen der Logik liegt außerdem in ihrer Anwendung auf jede Art von Controverse, sowol in Beziehung auf die Widerlegung eines Gegners als auf die Beweisführung für eigene Behauptungen. Eine gewandte Orientirung in den Denkformen läßt uns die Schwächen des zu widerlegenden Raisonnements theils rascher entdecken, theils schärfer formuliren und auf einen schlagenden Ausdruck bringen, sowie sie im Aufbau der eigenen Beweisgründe die Vorsicht schärft. Wird die Logik nach dieser Seite hin als eine geistige Angriffs- und Vertheidigungskunst ausgebildet, so ist sie **Dialektik** (s. d.). Von dieser Art war ihr Ursprung im Alterthume bei den Sophisten (s. d.), Megarikern, Plato und selbst noch zum Theil bei Aristoteles, welcher der heutigen logischen Wissenschaft ihre Begründung und in einem wesentlichen Theile ihre Vollendung gegeben hat, weshalb der letztere nach ihm den Namen der Aristotelischen Logik trägt. In den heutigen Bearbeitungen der Logik ist die dialektische Rücksicht als ein sich von selbst verstehender Nutzen mehr zurückgetreten, theils gegen metaphysische Rücksichten, theils gegen das Bedürfniß, den Inhalt der Aristotelischen Wissenschaft durch ein Eindringen in den psychologischen Mechanismus des Denkprocesses tiefer zu begründen und so die Aristotelische Anatomie der Denkformen durch eine Physiologie der Denkkraft zu ergänzen und zu unterstützen. Daher behandeln Viele von den Neuern die Logik im engsten Zusammenhange mit der Psychologie und nach psychologischer Methode, während Andere ihren Zusammenhang mit der Psychologie vernachlässigen und dagegen ihr enges Verhältniß zur Metaphysik als die wichtigste Seite ihres Studiums hervorheben. Die Verwandtschaft der Logik mit der Metaphysik machte sich besonders in Folge der Kant'schen Reform in den philosophischen Wissenschaften geltend. Nachdem man nämlich seit Kant und durch Kant zur Erkenntniß gelangt war, daß der Mensch in den Gesetzen des eigenen Denkens ein getreues Vorbild der Grundverhältnisse der Erfahrungswelt von vorn herein besitze, so erhöhte dieser Umstand den Werth der Logik um ein Bedeutendes. Man konnte nicht umhin, den bloßen Formen des Denkens fortan auch eine gewisse inhaltsvolle Bedeutung zuzugestehen, zwar nicht in Beziehung auf den speciellen Stoff der Erfahrungswelt, wol aber in Beziehung auf die allgemeinen Gesetze, denen dieser Stoff unterworfen ist. Die Logik blieb daher in dieser Hinsicht nicht mehr eine blos formale oder subjective, sondern wurde zu einer zugleich in den Inhalt der Erfahrung eingreifenden oder objectiven Wissenschaft. Hegel ist in dieser Richtung so weit gegangen, die Logik mit der Metaphysik gänzlich in Eins zu schmelzen. Die Hegel'sche Logik ist eine Wissenschaft des Universums, unter welche alle Dinge ohne Ausnahme fallen, inwiefern sie gemäß den allgemeinen und nothwendigen Gesetzen alles Daseins, welche eben die allgemeinen Denkgesetze selbst sind, leben und existiren. Der Begriff bewegt sich nach Hegel wesentlich in den schon von Aristoteles festgesetzten Formen des Urtheils und des Schlusses, aber die Art seiner Bewegung oder des Übergangs seiner Momente ineinander ist eine eigenthümliche, von Hegel zuerst erfundene und wird mit Beziehung auf Platonische Dialoge (namentlich den „Parmenides") eine Dialektik der Begriffe

oder ein Umschlagen derselben ineinander genannt. Ähnliche Versuche einer Verschmelzung der Logik mit der Metaphysik sind von Bardili, Krause, J. J. Wagner, Schleiermacher, Baader u. A. gemacht worden. Eindringende Kritiken der Hegel'schen Logik, verbunden mit Versuchen zur Fortbildung und Umgestaltung derselben, sind enthalten in den logischen Arbeiten von Trendelenburg, Lotze, J. H. Fichte, Weise und Ulrici. Mitten in diesen Schwankungen der Wissenschaft hat sich als unveränderter und unzerstörbarer Kern die Aristotelische Grundlehre von den Formen der Begriffe, Urtheile und Schlüsse erhalten. Der wichtigste Theil derselben ist die in der ersten Analytik vorgetragene und dort zugleich mit einer bewunderungswürdigen Denkgewandtheit in Ausübung gesetzte Lehre von den Schlußfiguren. (S. **Syllogismus**.) Dieselbe wurde das Mittelalter hindurch von den Scholastikern (s. d.) aufs fleißigste gepflegt und geübt und blieb auch in neuer Zeit in einem Ansehen, welches durch Kant's berühmten Angriff („Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren", 1763) nur vorübergehend erschüttert wurde. Um die Logik als wissenschaftliche Methodenlehre haben sich in den letztverflossenen Jahrhunderten besonders Baco, Locke, Leibniz, Wolf, Lambert und Ploucquet verdient gemacht. Was Kant in seiner Vernunftkritik unter dem Namen einer **transscendentalen Logik** vortrug, enthält den ersten Keim von der durch Hegel ins Große ausgeführten metaphysischen Anwendung der Denkgesetze. Unter den neuesten Bearbeitungen der Logik im alten oder Aristotelischen Sinne verdienen Bachmann, Beneke, Lotze, Drobisch mit Auszeichnung genannt zu werden. Metaphysische Bearbeitungen gaben außer Hegel, Krause, J. J. Wagner unter Andern Trendelenburg, Ulrici. Rosenkranz schrieb „Die Modificationen der Logik, abgeleitet aus dem Begriffe des Denkens" (Lpz. 1846). In England hat die Logik neuerdings durch Whewell als eine „Philosophy of the inductive sciences" (2. Aufl., Lond. 1852) eine Bearbeitung erfahren.

Logistik heißt die Lehre von den Verhältnissen des Raums und der Zeit für taktische Bewegungen der Truppen, vorzüglich bei Märschen. Der Werth dieser Lehre ist nur relativ; denn wenn sie auch allgemeine Anhaltszahlen gibt und selbst die besondern Umstände in Bezug auf Truppenart, Beschaffenheit der Wege und Witterung berücksichtigt, so bleibt der Erfolg doch immer von so vielen Zufälligkeiten abhängig, daß ein genaues Übereinstimmen der Rechnung mit der Ausführung der Bewegung nicht zu erwarten ist.

Logographen heißen die ältesten griech. Geschichtschreiber, insofern sie die Sagen, besonders über die Gründung einzelner Städte, zuerst in Prosa aufsetzten, im Gegensatz der epischen Dichter. Fast alle, unter ihnen die vorzüglichsten, wie Kadmus, Dionysius und Hekatäus aus Milet, Charon von Lampsakos, Xanthus der Lydier, Pherecydes von Syros und Hellenikus von Mitylene, gehören nach Jonien und lebten am Ende des 6. und zu Anfange des 5. Jahrh. v. Chr., sodaß Herodot dann gleichsam von ihnen den Übergang zu den eigentlichen Geschichtschreibern bildet. Die Bruchstücke derselben gab Creuzer in den „Historicorum Graecorum fragmenta" (Heidelb. 1806), vollständiger unter demselben Titel Müller (Par. 1841) heraus.

Logogriph heißt seiner griech. Ableitung nach ein Buchstaben- oder Worträthsel, wobei ein Wort durch das Hinzusetzen oder das Wegnehmen eines oder mehrer Buchstaben jedesmal eine andere Bedeutung erhält, z. B. Greis, Reis, Eis u. s. w. Bei den alten Griechen war schon der **Griphos** beliebt, d. h. eine künstlich verschlungene und schwer aufzulösende Rede oder Frage, dergleichen man zum Scherz und zur Unterhaltung bei Tafel vorlegte, worauf gewöhnlich Derjenige, der die richtige Deutung gab, mit einem Kranze belohnt wurde, während er im Gegentheil ein mit einem salzigen Getränke angefülltes Gefäß ohne abzusetzen austrinken mußte.

Logos, das griech. ὁ λόγος, d. i. Vernunft, ausgesprochenes Wort. In der Religionsphilosophie zu Christi Zeit war Logos ein Kunstausdruck, der im Allgemeinen ein vor Anfang der Schöpfung aus Gott hervorgegangenes Wesen bezeichnete. Die spätere Platonische Philosophie, wie sie zu Christi Zeit besonders in Alexandrien blühte und wie sie in den Schriften des jüdischen Philosophen Philo zu finden ist, verstand unter Logos den von Ewigkeit her gedachten Gedanken Gottes von sich selbst (an dem er als an dem gegenständlichen Nicht-Ich das Selbstbewußtsein seines Ich hatte), der aus Gott herausgetreten und wesentlich geworden sei, den von Ewigkeit gezeugten Sohn Gottes, den Abglanz der göttlichen Vollkommenheit, den Schöpfer der Welt und das alle Menschen zur Weisheit, Tugend und Wissenschaft erleuchtende Wesen. Im Neuen Testamente kommt der Ausdruck Logos nur beim Johannes vor und bezeichnet ein göttliches Wesen, den vor Anfang der Dinge von Gott gezeugten Sohn, der dann die Welt erschaffen und alle Zeitalter erleuchtet habe. Dieser Logos sei in Christo Mensch geworden oder in ihm in menschlicher Gestalt erschienen. In den Schriften des Apostels Paulus findet sich zwar nicht das Wort Logos, wol aber die Sache und seine Vorstellung fällt mit der des Johan-

nes zusammen. Auch die gelehrten Rabbinen Palästinas hatten die Vorstellung vom göttlichen Wort, nach Zoroaster's Lehrtypus, aufgenommen und selbst in den alten gnostischen Systemen steht der Logos mit in der Reihe der aus Gott vor Anfang der Dinge hervorgegangenen geistigen Zeugungen oder der Äonen.

Lohe nennt man eine bei den Pflanzen, besonders bei Feld- und Gartengewächsen, namentlich bei Obstbäumen vorkommende Krankheit, bei welcher die Blätter zusammenschrumpfen und absterben. Da diese letztern wie vom Feuer versengt aussehen, so bezeichnet man die Krankheit auch als das Versengen der Blätter. Besonders ist die Lohe, welche vorzüglich eine Folge anhaltender Trockenheit ist, dem Weinstocke sehr schädlich, da solche Reben die Trauben nicht zur Reife bringen.

Lohengrin heißt nach dem Namen des Haupthelden ein mittelhochdeutsches Gedicht, das in zehnzeiligen Strophen um 1300 von einem unbekannten Dichter verfaßt, aber nur in späterer Bearbeitung erhalten ist. Es schließt sich an den zweiten Theil des Gedichts vom Wartburgkrieg (s. d.) an und der mythisch gewordene Wolfram von Eschenbach, der in diesem gegen Klingsor auftritt, ist als Erzähler der Geschichte dargestellt. Dem Inhalt nach ist in ihm die Sage vom Schwanenritter, die auch Konrad von Würzburg zum Gegenstand eines Gedichts machte und deren verschiedene Fassungen in den „Deutschen Sagen" von den Brüdern Grimm (Bd. 2, S. 286) zusammengestellt sind, mit der vom Graal (s. d.) und mit sagenhaften Erzählungen von des deutschen Königs Heinrich I. Thaten verbunden; der Schluß enthält noch eine Übersicht der Begebenheiten von Heinrich's I. bis auf Heinrich's II. Zeit. L. selbst oder Loherangrin (gebildet aus dem Namen des Helden eines franz. zum karolingischen Sagenkreis gehörigen Gedichts, Garin le Loherain) ist Parzival's (s. d.) Sohn, wird durch Gott von dem Graal der Herzogin Elsan von Brabant als Kämpe gegen Friedrich von Telramunt zugesendet, der sie wider ihren Willen freien wollte, und auf einem Nachen, den ein Schwan zieht, wunderbar zu ihr geleitet. Nachdem Friedrich durch ihn gefallen, wird Elsan sein Weib; er hilft dem Kaiser Heinrich die Ungarn schlagen, zieht mit ihm nach Italien und siegt dort, von Petrus und Paulus im Kampf begleitet, vor Rom über die Sarazenen, die den Papst bedrängen. Als er nach Köln zurückgekehrt, fragt Elsan wider sein Verbot ihn um seine Herkunft; vergebens weigert er die Antwort. Als sie zum dritten mal in ihn dringt, erklärt er sich, zugleich aber, daß er sie nun verlassen müsse. Der Schwan erscheint wieder und mit Kummer scheidet er von ihr und seinen Knaben Lohengrin und Johann, um zum Graal nach Indien zu kehren. Herausgegeben ist der „Lohengrin" mit einer Einleitung von Görres (Heidelb. 1813). R. Wagner benutzte den Stoff zu einer Oper.

Lohenstein (Kasp. Dan. von), eines der Häupter der zweiten schles. Dichterschule, geb. 25. Jan. 1635 zu Nimptsch, studirte nach dem Besuch eines breslauer Gymnasiums in Leipzig und Tübingen die Rechte und bereiste dann Deutschland, die Schweiz und die Niederlande. Im J. 1666 wurde er würtemb.-ölsnischer Regierungsrath und später kaiserl. Rath und erster Syndikus in Breslau, wo er 28. April 1683 starb. Seine dichterischen Werke sind sechs Trauerspiele und „Blumen", d. h. lyrische Gedichte, theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts, großentheils Gelegenheitsgedichte. L. hatte das Bestreben, der Phantasie ihre Rechte in der Dichtung wieder einzuräumen, nachdem sie von Opitz und dessen Anhängern allzu sehr beschränkt worden war. Aber ohne einen gründlich gebildeten Geschmack, auf den namentlich die schwülstigen Italiener, wie Marino, gewirkt hatten, wußte er nicht Maß zu halten. Wenn auch nicht so lüstern, wie sein Zeitgenosse Hofmannswaldau (s. d.), so geht er doch, namentlich in seinen Trauerspielen, mit Vorliebe auf Darstellung des Schauderhaften und sogar des Widerlichen ein. Er häuft in ihnen Beweise einer ganz unstatthaften Gelehrsamkeit auf, während dieselben auf der andern Seite ein bedeutendes Talent L.'s beweisen. Ohne hervortretende Eigenthümlichkeit sind seine lyrischen Gedichte. Er fand bis in den Anfang des 18. Jahrh. so viele Nachahmer, daß der Name **Lohensteinianer** zum literarischen Parteinamen wurde. Gesammelt sind seine Dichtungen in seinen „Trauer- und Lustgedichten" (Bresl. 1680; Lpz. 1733). Von seinen prosaischen Schriften ist zu nennen „Arminius und Thusnelda, ein Heldenroman" (2 Bde., Lpz. 1689; umgeänderte Ausg., 4 Bde., Lpz. 1731). In der Anlage höchst mangelhaft, enthält dieser Roman neben theils schwülstigen, theils faden Partien manche werthvolle Einzelheiten, die ihn unter den Kunstromanen des 17. Jahrh. obenanstellen. Er wurde von L. unvollendet hinterlassen und erst von dessen Bruder, dann vom Pfarrer Wagner in Leipzig fortgeführt.

Lohgerberei oder **Rothgerberei** ist die Kunst, rohe Thierhäute mittels gerbstoffhaltiger Vegetabilien (s. **Gerbstoff**), namentlich Lohe (Eichen-, Fichten- und andere Rinden), Knoppern,

Galläpfel, Catechu, zu gerben, d. h. in Leder zu verwandeln, welches loh- oder rothgares Leder genannt wird. (S. Gerberei und Leder.)

Lohmann (Friederike), geb. Ritter, bekannt durch ihre zahlreichen Romane, wurde 25. März 1749 in Wittenberg, wo ihr Vater als Professor der Rechte lebte, geboren. Ihre erste Ehe mit dem Accisinspector Häbler in Zwickau wurde getrennt; sodann verheirathete sie sich mit dem Auditeur L. in Schönebeck bei Magdeburg. Sie starb in Leipzig 21. Dec. 1811. Ihre zahlreichen Romane und Novellen, z. B. „Gedichte und Aufsätze" (Dessau 1793) und „Klara von Wallburg" (2 Bde., Lpz. 1796) sind nicht ohne Geschick geschrieben und auf den Zeitgeschmack berechnete Rittergeschichten und Familiengemälde in Lafontaine's Art. — Noch zahlreicher sind die gleichartigen Arbeiten ihrer Tochter, **Emilie Friederike Sophie L.**, welche 1784 in Schönebeck geboren ward und 15. Sept. 1830 in Leipzig starb. Ein Theil ihrer Schriften erschien gesammelt unter dem Titel „Neueste gesammelte Erzählungen von E. F. S. L." (16 Bde., Lpz. 1828—32), mit einer Lebensbeschreibung der Verfasserin von Fr. Kind, und „Sämmtliche Erzählungen", mit einem Vorwort von Frau von Paalzow (18 Bde., Lpz. 1844).

Löhnung heißt, gleichbedeutend mit Gehalt, Sold, Tractament, der Geldbetrag, welcher den Truppen für ihre Dienstleistungen persönlich gezahlt wird. Gewöhnlich geschieht dies monatlich und pränumerando, bei den Gemeinen meist in drei Raten. Die Höhe des Betrags ist nach dem Range und Dienstverhältniß bestimmt, aber in den einzelnen Heeren für die gleichen Rangstufen sehr verschieden. So erhält ein engl. Fähnrich (Offizier) Dasselbe, was ein russ. Oberst. In den Staaten des Alterthums, wo es ein Recht und nicht blos eine Pflicht der Bürger war, für das Vaterland zu streiten, gab es anfangs keinen Sold; die Einwohner waren in Athen wie in Rom nach dem Vermögen in die hinsichtlich der Ausrüstung und Bestimmung verschiedenen Kriegerclassen eingereiht. Dort unter Perikles, hier zur Zeit des Camillus wurde erst Sold, doch nur für gewisse Fälle eingeführt. Dagegen gab es schon frühzeitig und später überall Kriegshaufen, welche fremden Interessen für Geld dienten. Eine regelmäßige Löhnung wurde erst in den Heeren der neuern Zeit eingeführt, besonders als sie zu stehenden Heeren erwuchsen.

Löhr (Joh. Andr. Christian), verdienter Jugendschriftsteller, geb. zu Halberstadt 18. Mai 1764, mußte wegen Armuth seinem Lieblingswunsche, Medicin zu studiren, entsagen und widmete sich der Theologie. Doch sehr bald fehlte es ihm auf der Universität am Unentbehrlichsten. Abgehungert und im kalten Winter 1781—82 halberfroren, nahm sich endlich ein Menschenfreund seiner an, unterstützte ihn und verschaffte ihm eine Lehrerstelle am Waisenhause zu Halle. Letztere mußte er nach drei Jahren aufgeben und nahm nun eine Hauslehrerstelle in Gatterstädt bei Querfurt an, wo er den später als Schriftsteller bekannten Krug von Nidda zu seinem Schüler hatte. Zwei Jahre später wurde er Hauslehrer bei dem Director des hallischen Waisenhauses, dem Hofrath Madai, der ihn 1787 zum Prediger in Dehlitz am Berge ernannte. Im J. 1793 erhielt er eine Predigerstelle in Merseburg und kurz nach der Schlacht bei Lützen folgte er 1813 dem Rufe als Oberpfarrer in Zwenkau bei Leipzig, wo er 28. Juni 1823 starb. Wie als Prediger, so wirkte er noch mehr als Schriftsteller. Unter seinen meist in vielen Auflagen verbreiteten Schriften sind zu erwähnen: „Kleine Geschichten und Erzählungen für Kinder" (Halle 1799); „Kleine Erzählungen für Kinder" (Fkf. 1800); „Kleine Plaudereien" (3 Bde., Fkf. 1801—9); „Beschreibung der Länder und Völker" (4 Bde., Halle 1803); „Größere Weltgeschichte" (2 Bde., Lpz. 1811); „Das Fabelbuch der Kindheit und Jugend" (Lpz. 1815); „Gemeinnützige und vollständige Naturgeschichte" (5 Bde., Lpz. 1815—17); „Das Buch der Märchen" (2 Bde., Lpz. 1818—20); „Das Buch der Bilder" (3 Bde., Lpz. 1819—20); „Die Künste und Gewerbe des Menschen zum Behuf nützlicher Kenntnisse" (Lpz. 1819); „Des Dr. Martinus Katz- und Wachtelbüchlein" (Lpz. 1824). Auch gab er Vieles anonym und pseudonym heraus; unter dem Namen J. K. F. Müller die „Anweisung zur zweckmäßigen Behandlung des Obst- und Gemüsegartens" (2 Bde., Fkf. 1796) und „Der vollständige Monatsgärtner" (Fkf. 1797); unter dem Namen Karl Friedr. Schmidt „Der ehrliche Baum- und Küchengärtner" (Lpz. 1798) und als Philadelphus Alethes „Die kirchlichen Dinge" (Lpz. 1823).

Loir (Lidericus), ein Fluß im nordwestlichen Frankreich, hat seinen Ursprung im Depart. Eure-Loir (s. Eure), durchfließt in südwestlicher Richtung das ebenfalls nach ihm benannte Departement Loir-Cher, sowie Sarthe und Maine-Loire, und mündet links in die Sarthe nahe vor deren Vereinigung mit der Mayenne, einem Nebenflusse der Loire, 1 M. nördlich von Angers, nach einem Laufe von 37 M., auf welchem er rechts die Ozanne und Braye, links die Conie, den Long und die Meaulne aufnimmt, die Städte Bonneval, Châteaudun, Fréteval, Vendôme,

Les Roches, Château du Loir, Le Lude, La Flèche und Durtal berührt und von Château du Loir an 14 M. weit mittels 40 Schleußen schiffbar ist. — Das Depart. Loir-Cher, aus Theilen von Orléannais und einem kleinen Stücke von Touraine gebildet, hat ein Areal von 114 QM., zerfällt in die drei Arrondissements Blois, Romorantin und Vendôme, hat zur Hauptstadt Blois (s. d.) und zählt nur 261892 E. Fast durchweg flach und gegen Südwesten abgedacht, gehört es zum Bassin der Loire, welche als Hauptstrom das Innere durchfließt und hier den Cosson und Beuvron aufnimmt, während der Norden durch den Loir mit der Braye, der Süden durch den Cher mit der Sauldre bewässert wird. Loire, Loir und Cher sind schiffbar. Der südöstliche Landstrich, ein Theil der durch ihre Unfruchtbarkeit berüchtigten Sologne, bietet eine unabsehbare Ebene dar, die theils mit Moorgründen und zahlreichen Teichen, theils mit Tiefen und Sandschichten auf thoniger Unterlage bedeckt ist. An den Ufern des Cher ist der Boden kreidig, strichweise aus 40—50 F. tiefen Feuersteinbänken bestehend; der Nordosten, ein Theil der Landschaft Beauce (s. d.), hat fette schwarze Fruchterde. Das Klima ist mild und, wo keine Moräste sind, gesund. Man gewinnt Buchweizen und Getreide über den Bedarf, eine große Menge Wein, der zum Theil in Branntwein (Orléans genannt) verwandelt wird, außerdem viel Garten- und Hülsenfrüchte, Obst, Hanf- und Runkelrüben. Die Ackerfelder nehmen über 60, die Waldungen 12—13 QM. ein (ein Theil des großen Forstes von Orléannais). Die ausgedehnten Wiesen und Weiden werden zur Zucht von Rindvieh, Schafen und besonders auch von Pferden (Solognottes und Percheronnes) benutzt. An Geflügel, Kleinwild und Fischen ist Überfluß; die Goldkarpfen des Loir haben einen gewissen Ruf. Das Mineralreich liefert Eisen, etwas Blei, Kalk, Töpfererde und vorzüglich Feuersteine, die bei St.-Aignan in großer Menge gebrochen werden. Obgleich das Departement ein ackerbauendes ist, so zeigt doch auch die Industrie Lebhaftigkeit. Man findet außer dem Bergbau auf Eisen Glashütten, Kalköfen, Gerbereien, Branntweinbrennereien, Runkelrübenzucker-, Tuch-, Droguet-, Leder-, Handschuh- und Papierfabriken. Der Handel führt theils landwirthschaftliche, theils Industrieproducte aus, namentlich Wein, Branntwein, Hanf und Holz. Die Einwohner sind in der Bildung ziemlich zurück, doch gutmüthig und treu. Sie sprechen indessen besser französisch als andere, am reinsten in Blois, und wohnen ärmlich in weit voneinander liegenden Dörfern.

Loire (Liger), der größte Fluß in Frankreich, der das Herz des Landes mit dem Ocean in Verbindung setzt, umfaßt ein Stromgebiet von 2120 QM. und hat eine Stromlänge von 135 M. Der Fluß entsteht in der Centralmasse der Cevennen, in dem Hochlande von Velay, und zwar in einer Höhe von 4308 F., an dem 4806 F. hohen Gerbier des Jones im Depart. Ardèche, fließt die Hälfte seines Laufs von Süden gegen Norden, in einem anfangs wildromantischen und felsigen, weiterhin lieblichen Gebirgsthale, welches rechts von den Gebirgszügen des Mont-Pilat, Mont-Tarare, von Lyonnais, Charollais und Morvan, links von dem Forezgebirge und den Magdalenenkuppen begrenzt und von einigen Querketten derselben, die der Strom zu durchbrechen hat, durchsetzt wird. Sodann wendet sich der Lauf des Flusses von Nevers nordwestwärts über La Charité, Cosne, Gien nach Orléans, darauf in sanften Biegungen gegen Westen über Blois, Amboise, Tours, Saumur, Angers, Ancenis und Nantes und mündet, buchtenartig zu 20000 F. Breite erweitert, unweit Paimboeuf in das Atlantische Meer in einer flachen, theils sandigen, theils moorigen Strandgegend. Die Loire nimmt 41 Flüsse auf, darunter 13 schiffbare. Die bedeutendsten sind links der Allier, Cher, Indre, die Vienne mit der Creuse, der Thoué und die Sèvre Nantaise; rechts nur der Arroux und die Mayenne mit der durch den Loir verstärkten Sarthe. Die Loire selbst ist von Retournac im Depart. Ober-Loire bis Roanne im Depart. Loire 17 M. weit flößbar, von da an aber für Flußschiffe und bei Nantes für Seeschiffe, im Ganzen 103 M. weit schiffbar. Aber ihre Tiefe ist nicht überall und zu jeder Jahreszeit für die Schiffahrt genügend, vermindert sich sogar von Jahr zu Jahr. Denn der Fluß arbeitet fortwährend an der Erhöhung seines Bettes und der Bildung neuer Inseln und Bänke, indem er das durch sein bedeutendes Gefälle thalabwärts getragene Gerölle fallen läßt. In Folge dessen tritt die L. häufig über ihr Bett mit verheerenden Überschwemmungen, und es steigt auch die oceanische Flut, die sonst bis Ancenis verspürt wurde, 4½ M. oberhalb Nantes stromaufwärts. Wegen der Wichtigkeit der Wasserstraße, welche die L. darbietet, hat man seit 1822 den Seitenkanal (Canal latéral à la Loire) angelegt, der von Digoin an auf dem linken Ufer bis Briare, nahe unterhalb Chatillon, 27 M. weit durch fünf Departements geführt ist. Außerdem daß die L. den gemeinsamen Ausgangsweg für eine große Zahl von längern und kürzern natürlichen Schiffahrtslinien bildet, welche sich nord- und südwärts des Stroms mannichfach verzweigen, ist sie auch

durch die Kanäle von Berri und Montluçon mit dem obern Cher verbunden, sowie mit der Saône durch den Central- oder Kanal von Charollais, mit der Seine durch die Kanäle von Briare und Orléans, welche die L. bei den gleichnamigen Städten verlassen, sich bei Montargis vereinigen und unter dem Namen des Loingkanals längs des Loing zur Seine führen. Mittelbar ist sie durch diese Kanäle zugleich mit der Rhône und dem Rhein in Verbindung gesetzt. Außerdem führt eine sehr wichtige, mehrfach verzweigte Wasserstraße aus der Loire zu den Nordküsten, der über 50 M. lange Kanal von Nantes nach Brest. Die Wichtigkeit der Loire für Frankreich ergibt sich zugleich daraus, daß sie in der Geschichte des Landes oft als Grenzfluß erscheint: einst zwischen Aquitania und Gallia Lugdunensis, dann zwischen den Westgothen und Franken bis 507, dann in den Kriegen des Mittelalters gegen die Araber (Schlacht bei Tours 732) und gegen die Engländer (Belagerung von Orléans, 1429), in den Hugenottenkriegen und in der neuern Zeit bei dem Einfalle der Alliirten. Auch waren Gien, Orléans, Blois, Tours, Amboise und mehre Schlösser an der Loire zu verschiedenen Zeiten die Residenz fränk. und franz. Könige. Das **Tiefland der Loire**, welches vom Atlantischen Ocean golfähnlich sich ostwärts bis Nevers erstreckt, bildet eine wellenförmige, fruchtbare, blühende Ebene, die sehr sanft im Süden zu den Terrassen von Limousin und Bourbonnais, im Norden zu den Bergländern der Normandie und Bretagne aufsteigt, dort in Hügellandschaften von 4—600 F., hier in flachen Ebenen von 2—300 F. Höhe. Das Hauptthal und die Thäler der Nebenflüsse zeigen sich durchgängig von Hügeln, oft auch von Felsabhängen eingeschlossen, sind sehr fruchtbar, mit Feldern und Gärten, Reben- und Obstpflanzungen bedeckt, ermangeln aber der Wälder und meist auch der Wiesen. Auch die höhern Landschaften sind im Ganzen fruchtbar und gewähren bei dem mannichfaltigsten Anbau einen sehr freundlichen Anblick. Die unfruchtbaren Strecken liegen am mittlern Cher, an der mittlern Creuse, im Norden von Orléans, am Loir und an der obern Sarthe. Hier breiten sich äußerst dürre und öde Haidestrecken mit niedrigem Buschwerk oder sandigen Feldern aus. Die L. durchströmt zwölf Departements und sechs sind entweder ganz oder zum Theil nach ihr benannt, nämlich: die Depart. Loire, Ober-Loire, Unter-Loire, Saône-Loire (s. **Saône**), Maine-Loire (s. **Maine**) und Indre-Loire (s. **Indre**).

Das Depart. Loire, die alten Grafschaften Forez und Beaujolais und Theile von Lyonnais umfassend, ist 86½ QM. groß, zerfällt in die drei Arrondissements Montbrison, Roanne und St.-Etienne, zählt 472588 E. und hat zur Hauptstadt Montbrison, welche an Größe, Einwohnerzahl und Wichtigkeit der Stadt St.-Etienne bei weitem nachsteht. Mit Ausnahme des südöstlichen Theils, der zum Bassin der Rhône gehört und diesem Strome den Gier und die Diaume zusendet, bildet es ein weites Hochthal zu beiden Seiten der L., das im O. durch die Gebirge von Mont-Pilat, Mont-Tarare und Charollais, im W. durch das Forez- und Magdalenengebirge begrenzt, außer dem Hauptstrome von dessen Nebenflüßchen Furand, Coise, Gand und Sornin rechts, Bouson, Mare, Lignon, Aix und Tessonne links bewässert wird und außer den Ebenen Enfeurs, von Montbrison und Roanne ganz aus Bergland besteht. Ein steiniger Boden lagert auf und an den Bergen, ein nur theilweise fruchtbarer in den Thälern. Im Thale der L. ist das Klima mild und außer einer mit Teichen bedeckten Ebene im Mittelpunkte des Departements gesund, rauher dagegen in den Gebirgsgegenden. Getreide wird nur für den Bedarf, in großer Fülle dagegen Wein (Côte rôtie an der Rhône), vortreffliches Obst, besonders aber Kastanien (unter dem Namen Lyoner Maronen bekannt) und Welsche Nüsse, sowie Hanf gewonnen. Auf den guten Wiesenwachs stützt sich die mit großer Sorgfalt betriebene Rindviehzucht und die Bereitung von geschätzten Käsen (La Roche, Barassin). Ansehnliche Fichtenwälder liefern Holz, Kohlen, Terpentin und andere Forstproducte, das Mineralreich Granit, Porphyr, Marmor und Flintensteine, Eisen, Blei und außerordentlich viel Steinkohlen. Auch Mineralquellen finden sich zu St.-Galmier und im Dorfe St.-Alban. Die Industrie beschäftigt sich hauptsächlich mit Bergbau, Eisengießerei, Verfertigung von Eisen-, Stahl-, Blech-, Quincailleriewaaren aller Art und Waffen, wofür der Hauptort St.-Etienne ist, sodann auch mit Baumwollen-, Leinen-, Batist-, Seidenbandmanufacturen, Gerberei, Papier-, Tapeten- und Glasfabrikation. Die Production dieser Industrie bildet die Grundlage des beträchtlichen Handels, zu dessen Förderung zwei Eisenbahnen von St.-Etienne nach Lyon und Roanne angelegt sind, letztere mit einer Zweigbahn nach Montbrison.

Das Depart. **Ober-Loire** (Haute-Loire), fast im Mittelpunkte Frankreichs, aus Bestandtheilen von Languedoc, hauptsächlich aus Velay, und des Herzogthums Auvergne, sowie der Landschaft Forez gebildet, ist 90⅘ QM. groß, zerfällt in die drei Arrondissements Le-Puy, Yssengeaux und Brioude, zählt 304615 E. und hat zur Hauptstadt Le-Puy.

Von Zweigen der Cevennen und des Auvergnegebirgs, von welchen das gegen Norden gestreckte Forezgebirge die Thäler der Loire und des Allier trennt und die Margaridenkette die Westgrenze bildet, bietet es einen großartigen Wechsel von Bergen und Thälern dar und ist durch seine geologisch-vulkanischen Formationen und malerischen Naturschönheiten höchst ausgezeichnet. Weit und breit sind dürre Flächen, bedeckt mit vulkanischen Auswürfen, namentlich mit großen Lavamassen, die bedeutende Hügel und zum Theil 80 F. hohe Felsen und bei Denise einen 200 F. hohen Obelisken mit einer Kapelle auf der Spitze bilden, durchzogen von merkwürdigen Basaltbildungen, die z. B. bei dem Dorfe Espaille unweit Le-Puy, wo auch Geschiebe von Edelsteinen, Hyacinthen, Granaten und Sapphire sich finden, eine der herrlichsten Basaltcolonnaden, zum Theil von 60 F. hohen Säulen, darstellen. Auch zwei deutliche Krater sind nachweisbar im Süden und Norden von Le-Puy; der 80 F. tiefe See von Bouchet von ovaler Form und mit Lava- und Puzzolanufern, und der Krater von Bar, welcher trocken oder nur sumpfig ist. Die Loire im Osten und der Allier im Westen fließen nordwärts, jene mit der Borne, dem Auzon und Lignon, dieser mit der Dège, der Senouire und dem Alagnon. Der Sommer ist heiß, der Winter kalt und stürmisch; fast sechs Monate deckt Schnee die unfreundlichen Gebirgsgipfel. Die Temperaturdifferenz ist bei den bedeutenden Niveauunterschieden so groß, daß die Ernten in den verschiedenen Cantonen zwei Monate auseinanderfallen, daß in den untern Wein, in den obern kaum Roggen gedeiht. Der Boden ist in den Thälern und auf dem Hügellande sehr fruchtbar und erzeugt hinlänglich Getreide, Gartengewächse, Obst und namentlich viel Kastanien. Der Ackerbau hat indeß nur wenig Fortschritte gemacht; der Hauptreichthum des Landes ist die eifrig betriebene Viehzucht, besonders die Rindvieh-, Schaf- und Maulthierzucht. Das Mineralreich liefert viel Antimonium, auch Steinkohlen und vortreffliche Bausteine, Marmor, Wetz- und Mühlsteine. Eine kalte Mineralquelle befindet sich zu Langeac am Allier. Die Industrie ist im Ganzen nicht bedeutend; doch sind mehre Städte sehr gewerbfleißig, besonders in Seiden-, Spitzen- und Blondenmanufactur, in Papier-, Tuch- und Hutfabrikation u. s. w. Der Handel führt Fabrikate, hauptsächlich aber Maronen, Hülsenfrüchte, Schafe, Maulthiere und Breter aus. Jährlich wandern Tausende der Bewohner in das Innere Frankreichs, um als Bretschneider, Schornsteinfeger, Erdarbeiter u. s. w. ihr Leben zu fristen.

Das Depart. **Unter-Loire** oder **Nieder-Loire** (Loire inférieure), im westlichen Frankreich, aus dem südlichsten Theile der Bretagne gebildet, ist 124$^1/_4$ QM. groß, zerfällt in die fünf Arrondissements Nantes, Ancenis, Châteaubriant, Paimboeuf und Savenay, zählt 535664 E. und hat zur Hauptstadt Nantes (s. d.). Die Küste hat eine Länge von 24 Stunden, ist ganz flach, sandig oder moorig, erweitert sich durch Anschwemmung mehr und mehr, bietet im N. die Baien von Pennebe und Pembron zu beiden Seiten der Landspitze Piriac, in der Mitte den Mündungsbusen der Loire und im S. die Bai von Bourgneuf dar. Die Oberfläche des Departements ist sehr einförmig, besonders im NW. und S.; einige Hügel erheben sich im N., ziehen bis in die Nähe der Mündung der Loire und scheiden deren Bassin von dem der Vilaine. Die Loire durchströmt es von O. nach W., nimmt rechts den Erdre und Brivé, links die Sèvre Nantaise und den Achenau auf, d. i. den Abfluß des 1$^1/_3$ QM. großen Sees Grand-Lieu, des größten in ganz Frankreich. In die Vilaine fließen der Don und Isac. Das Klima ist mild, aber bei den vorherrschenden Seewinden feucht. Der Boden, theils aus Granit oder Schiefer, theils aus Alluvionen bestehend, ist fast überall mit fruchtbarer Erde bedeckt. Getreide, Gartenfrüchte, Kirschen und Kastanien werden in Menge gewonnen. Weinpflanzungen bedecken das ganze linke Ufer der Loire und die Seeküste, liefern aber nur ein mittelmäßiges Getränk, welches durch Obstwein ergänzt wird. Die Eichenwälder nähren mit ihren Eicheln eine große Menge Schweine, außer welchen viel Rindvieh, namentlich auch die geschätzten nantaiser Ochsen, sowie Pferde, Schafe, Geflügel und Bienen gezogen werden. Die Fischerei auf der Loire, dem Grand-Lieu und den Teichen, sowie an den Küsten, wo noch der Hummern- und Austernfang hinzutritt, ist von Bedeutung. Eisenlager sind weit verbreitet, Steinkohlen werden unter Andern bei Montrelais, schöner Granit, grauer Marmor, Schiefer und Kalkstein an verschiedenen Orten gebrochen und Seesalz in großer Menge gewonnen, namentlich in den Salzsiedereien von Le-Pouliguen, welche jährlich 7 Mill. Kilogrammes Salz produciren. Die Industrie beschäftigt sich mit Verfertigung von Eisenwaaren, Glas, Fayence, Baumwollenwaaren, Leinwand, Zwillich, Flanell, Tauen, Leder, Hüten, Papier, Korkpfropfen, Bürsten, Branntwein, Liqueur, und die Schiffswerfte liefern eine Menge Fluß- und Seeschiffe. Hinsichtlich des Handels ist das Departement eins der wichtigsten; seine Hauptstadt ist einer der bedeutendsten Handelsplätze in Frankreich und ganz Europa, rivalisirt in Handelsunterneh-

mungen mit Marseille und Bordeaux und sendet Kauffahrer nach allen Weltgegenden aus. Der innere Verkehr wird durch die Wasserstraße der Loire und mehrer ihrer Zuflüsse, durch den Kanal von Nantes nach Brest und neuerdings durch die Eisenbahn erleichtert, die auf dem nördlichen Ufer der Loire von Nantes über Tours und Orléans nach Paris führt.

Loiret, ein Departement im innern Frankreich, zu beiden Seiten der Loire, benannt nach dem nur etwa 10½ M. langen, aber schiffbaren Flüßchen **Loiret**, welches nahe außerhalb Orléans links in die Loire sich ergießt, umfaßt den östlichen Theil von Orléannais oder das eigentliche Orléannais, die östliche Sologne, Dunois und fast ganz Gâtinais orléannais. Es ist 121⁷⁄₁₀ □M groß, zerfällt in die vier Arrondissements Orléans, Gien, Montargis und Pithiviers, zählt nur 341029 E. und hat zur Hauptstadt Orléans (s. d.). Die Oberfläche ist im Ganzen einförmig flach; die Höhen des Waldes von Orléans trennen das Bassin der Loire von dem der Seine, werden aber durch die in den Kanal des Loing sich vereinigenden Kanäle von Orléans und Briare überschritten, wodurch eine künstliche Verbindung beider Stromgebiete und Wasserstraßen hergestellt ist. Der Boden ist strichweise schwer und fett, anderwärts leicht und sandig, überall mit Sorgfalt bebaut. Das Klima ist mild und angenehm. Man baut Getreide, namentlich Hafer, weit über den Bedarf, gewinnt viel Wein, besonders am Loireufer ziemlich guten Rothwein, außerdem Gartengewächse, sehr gutes Obst, Raps, Hanf, Flachs und in Gâtinais den besten franz. Safran. Die Waldungen, unter denen der Forst von Orléans in der Mitte, der Wald von Montargis im Osten die bedeutendsten sind, nehmen 18 □M. ein. Schöne Weideplätze und der starke Anbau von Futterkräutern begünstigen die Rinder- und Schafzucht. Mit großen Mengen von Geflügel versorgt man Paris, und die Flüsse und Teiche liefern Fische im Überfluß. Das Mineralreich bietet nur Bausteine und Töpferthon dar; Mineralquellen finden sich zu Segray. Neben der Landwirthschaft widmet man auch der Industrie große Aufmerksamkeit. Seit langer Zeit stehen die Zuckerraffinerien, Weinessig- und Branntweinfabriken von L. in Ruf. Dazu kommen Manufacturen in Wolle, Baumwolle, Papier, Papiertapeten, Leder, Fayence, Thonpfeifen, Stärke, Messerschmiedwaaren, Stecknadeln u. s. w. Der Handel mit Getreide, Mehl, Wein, Branntwein, Stabholz, Thonpfeifen, Zuckerformen und andern Fabrikaten ist sehr lebhaft und wird durch die Loire, die Kanäle und die Eisenbahn von Orléans nach Paris, nach Tours und Nantes, sowie durch die Südbahn nach Châteauroux befördert.

Loki ist in der Asenlehre die Personification des Feuers in seiner verderblichen Richtung, in Erdbeben u. s. w. Zwar war L. nicht vom Asengeschlecht, doch von uralter Zeit in Blutbrüderschaft mit Odin und unter die Asen aufgenommen. Schön von Ansehen und ausgezeichnet durch Kenntniß und List, bringt er die Götter oft in Verlegenheiten, aus denen er sie aber auch wieder herauszieht. Er ist das eigentlich bewegende Element in der skandinav. Mythologie. Durch seine Tücke veranlaßt er Baldur's Tod und wird dafür von den Göttern grausam gestraft. Zum Unterschiede vom **Utgarda-Loki**, einem König der Riesen, dessen Reich am äußersten Rande des Erdkreises liegt, wird er **Asa-Loki** genannt; doch fließen Beider Mythen zuweilen zusammen. Man kann ihn mit Prometheus vergleichen. Gleich diesem Abkömmling eines ältern Göttergeschlechts hatte er sich der neuen Dynastie angeschlossen; gleich ihm wird er von dieser verfolgt, an einen Felsen gefesselt, und gleich Prometheus sieht er im Geiste voraus, daß seinen grausamen Bedrückern einstiger Untergang bevorstehe. In später Erinnerung erhielt sich sein Name für den bösen Geist überhaupt, in Norwegen noch gegenwärtig Laake genannt.

Lokmân, ein arab. Weiser, dessen Zeitalter sich nicht genau angeben läßt, der aber schon in den ältesten Sagen der Araber und im Koran erwähnt wird. Er ist berühmt wegen seiner großen Weisheit und seines langen Lebens. Übrigens macht ihn die Sage bald zum König von Jemen, bald zum frommen Propheten unter den Aditen, bald zum misgestalteten abyssin. Sklaven. Seinen Namen führt eine kleine Sammlung arab. Fabeln, die sicher griech. Ursprungs sind und, wahrscheinlich durch eine syr. Übersetzung vermittelt, gegen das Ende des Mittelalters bei den Arabern bekannt wurden. Sie sind sehr geistlos und dabei in einer vernachlässigten Sprache abgefaßt. Zur Übung der Anfänger im Arabischen wurden sie häufig gedruckt, obwol sie sich wegen ihrer schlechten Sprache dazu wenig eignen. Die erste Ausgabe besorgte Erpenius (Leyd. 1615); unter den neuern Ausgaben sind die von Freytag (Bonn 1823), Rödiger (Halle 1830) und Schier (Dresd. 1831; 2. Aufl., 1839) zu erwähnen.

Lokri, eine einst bedeutende und durch ihren Gesetzgeber Zaleukus (s. d.) berühmte Stadt im Südosten von Bruttium, einer Landschaft Unteritaliens, lag nördlich vom Vorgebirge Zephyrium, daher sie den Beinamen Epizephyrii erhielt, und wurde von den Epiknemidischen Lokrern aus Griechenland bevölkert.

Lokris, ein Theil des eigentlichen Hellas oder Mittelgriechenlands, zerfiel in zwei getrennte Landschaften, deren Bewohner, die Lokrer, wieder in drei Völkerstämme sich schieden. Die eine Landschaft, am Korinthischen Meerbusen, von Phocis, Doris und Ätolien eingeschlossen, mit den Städten **Amphissa** und **Naupaktos**, wurde von den Ozolern oder Ozolischen Lokrern, einem wilden und räuberischen Volke, die andere, am Euböischen Meere gelegen, mit der Hauptstadt Opus, von den Opuntiern oder Opuntischen Lokrern bewohnt, und nördlich von diesen bis zu den **Thermopylen** saßen die Epiknemidier oder Epiknemidischen Lokrer, so genannt von dem Gebirge **Knemis**, an dessen Fuße die Stadt Knemides lag.

Lola Montez, s. **Montez**.

Lolch (Lolium) ist der Name einer Grasgattung, die sich durch eine zweizeilige, platt zusammengedrückte Ähre auszeichnet, deren Ährchen mit dem schmalen Rande an die Spindel der Ähre angelehnt sind. Der bei uns überall an Wegen, auf Wiesen und Triften wachsende **ausdauernde Lolch** (L. perenne) oder **engl. Raigras**, dessen Ährchen grannenlos und die Halme platt sind, wird ausschließlich zum Anlegen schöner Rasenplätze angesäet, da er aus der Wurzel neben dem 1—2 F. hohen Halme auch zahlreiche lange Blätterbüschel treibt und so einen schönen, gleichförmigen und sehr dichten Rasen bildet. Als Futtergras ist er nur den Pferden angenehm, doch auch insofern der Beachtung werth, als er auch in dem schlechtesten Boden gedeiht. Der **ital. Lolch** (L. italicum) oder **ital. Raigras** ist nur dadurch unterschieden, daß die jungen Blätter der Blätterbüschel zusammengerollt, dagegen bei dem erstern nur zusammengefaltet sind. Von ihm gilt übrigens ganz Dasselbe, was von dem vorigen gesagt wurde. Der **Taumel-Lolch** (L. temulentum), auch **Tollgerste** oder **Twalch** genannt, der sich unter den Saaten, besonders Hafer und Gerste, häufig findet, ist nur einjährig, ohne Blätterbüschel auf der Wurzel, am Halme unter der Ähre scharf und die Blüten der Ährchen sind begrannt. Dieses Gras ist seit alten Zeiten durch seine für narkotisch-giftig gehaltenen Samen berüchtigt, denen man eine Menge übler Zufälle zuschrieb, die man in Jahren des Miswachses nach dem Genusse des Brotes bei Menschen und nach der Fütterung mit Hafer bei den Pferden wahrnahm. Allein neuere Untersuchungen haben die völlige Unschädlichkeit dieses Grases und seiner Samen vollständig dargethan, und es führt seinen Namen nur noch zur Erinnerung an alte Vorurtheile.

Lollharden oder **Lollarden** war der Name eines mönchsartigen, freiern Vereins, der den Kranken und Todten seine Dienste widmete. Er bildete sich um 1300 zuerst in Antwerpen, wo einige fromme Leute zur Leichenbestattung sich verbanden, die wegen ihres mäßigen Lebens und ihres dürftigen Ansehens **Matemans**, nach ihrem Schutzheiligen **Alexiusbrüder** oder, weil sie in Zellen wohnten, **Celliten** (fratres cellitae) und von dem niederdeutschen Worte Lollen oder Lullen, d. i. leise singen, **Lollharden** genannt wurden, indem sie bei Leichenbegängnissen einen traurigen, dumpfen Gesang hören ließen und überhaupt bei einsamen Andachtsübungen viel sangen. Sie verbreiteten sich in den Niederlanden und in Deutschland und waren in dem damaligen, namentlich durch herrschende Seuchen hervorgerufenen Zeitelende in allen Städten willkommen. Indessen wurden sie bald von der Geistlichkeit und den Bettelmönchen, deren Einkünfte sie schmälerten, mit den ketzerischen Begharden (s. d.) in eine Classe geworfen und als solche verfolgt, bis ihnen Gregor XI. 1374 und 1377 eine bedingte Duldung gewährte. Obgleich die Lollharden ursprünglich nur einen Männerverein bildeten, so organisirten sich doch auch, wie namentlich in Köln, weibliche Genossenschaften, die gleichen Gesetzen folgten. Noch bis in das 18. Jahrh. gab es in den Niederlanden und in Köln fromme Brüderschaften, die von den Lollharden abstammten, aber von der ursprünglichen Bestimmung derselben ganz abgewichen waren. Wie in den Niederlanden und in Deutschland die Namen Lollharden und Begharden durch die Anhänger des Kirchenthums zu Spott- und Ketzernamen gestempelt worden waren, mit welchen man verschiedene Parteien, mildthätige Fromme und frömmelnde Heuchler, gemeinnützige Männer, wie die von Gerhard Groote aus Deventer gestifteten Kleriker des gemeinschaftlichen Lebens, und müßige Bettler belegte, so wurde auch in England den Jüngern Wicliffe's (s. d.), weil sie gegen die Päpste und die Geistlichkeit auftraten, der gebrandmarkte Name Lollharden (Lollards) gegeben.

Lombard, s. **Leihhaus**.

Lombardei hieß derjenige Theil Oberitaliens, der 568 von den Longobarden (s. d.) erobert und bis zum Untergange ihrer Herrschaft in Italien 774 besessen wurde. In den frühesten Zeiten bewohnten dieses Land die alten Gallier, die zur Zeit des Tarquinius Priscus sich hier festsetzten; dann eroberten es die Römer, die es unter dem Namen Gallia Cisalpina bis zur Auflö-

sung des weström. Kaiserreichs besaßen. Von ihnen kam es unter die Herrschaft erst des Odoacer 476—493, dann der Ostgothen 493—553, hernach der griech. Kaiser 553—568, ferner der Longobarden 568—774, die es zuletzt Karl d. Gr. überlassen mußten. Seit 843 entstand ein besonderes Königreich Italien, aus welchem sich aber bald unabhängige Herzogthümer und Markgrafschaften, wie Friaul, Mantua, Susa u. s. w., oder Republiken, wie Venedig, Genua und Mailand, bildeten. An Deutschland durch den Lehnsnexus gekettet, suchten sie im Mittelalter in heftigem Kampfe mit den röm. Kaisern, wiewol zum Theil vergebens, ihre Unabhängigkeit sich zu erringen. Unter sich uneinig, zerstückelt, ein Spielball der östr.-span. und der franz. Politik, gewannen die meisten ihre Selbständigkeit niemals. Seit Östreich die Herzogthümer Mailand und Mantua erworben, nannte man diese Provinzen die Östreichische Lombardei. Dieser Name verschwand, nachdem Napoleon aus diesen und andern Ländern 1797 die Cisalpinische, dann die Italienische Republik, endlich 1805 das Königreich Italien, dessen Beherrscher er selbst war, gebildet hatte. Durch den Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 und die Wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815 erhielt Östreich nicht nur seine alten lombard. Besitzungen zurück, sondern es wurde auch hiermit zugleich das oberital. Gebiet der ehemaligen Republik Venedig vereinigt, und diese Länder bilden seitdem unter dem Namen des Lombardisch-Venetianischen Königreichs (s. d.) einen Bestandtheil der östr. Monarchie.

Lombardisch-Venetianisches Königreich, ein Kronland der östr. Monarchie, begreift das Gebiet der vormaligen Republik Venedig in Italien, mit Ausnahme Istriens, welches zum Königreich Illyrien gehört, ferner die Herzogthümer Mailand östr. Antheils und Mantua, geringe Theile von Parma, Piacenza, Modena und dem päpstlichen Gebiete und die sonst zur Schweiz gehörigen Landschaften Veltlin (das obere Addathal), Worms (Bormio) und Cläven (Chiavenna). Es wird von der Schweiz, Deutschland, dem Adriatischen Meere, dem Kirchenstaate, Modena, Parma und den sardin. Staaten begrenzt, von den drei letztern größtentheils durch den Po im Süden und den Ticino im Westen getrennt und hat einen Flächeninhalt von 831 QM. mit der sehr dichten Bevölkerung von 5,008000 E., die größtentheils Italiener sind. Doch leben in den 41 Städten, sowie in den sogenannten Sieben Gemeinden (Setti communi) des Gebiets von Vicenza und den Dreizehn Gemeinden (Tredeci communi) des Veronesischen viele Deutsche, in den Küstengegenden Slowenen (Wenden und Krainer), wozu noch über 7700 Juden, wenige Griechen, Armenier und andere Fremde kommen. Bei weitem die Mehrzahl bekennt sich zur röm.-kath. Kirche; die Zahl der Griechen und Evangelischen ist verhältnißmäßig nur gering. Der Norden des Königreichs ist von Zweigen der Centralalpen, der Nordosten von solchen der Karnischen und Julischen Alpen erfüllt, deren höchste Spitzen der Monte della Disgracia (11316 F.) und Pizzo Scalino (10248 F.), beide auf dem gegen das Addathal vorspringenden Querrücken der Rhätischen Alpen, der Monte Tonale und Adamello (10296 F.) in der südlichen Fortsetzung des Orteles, der Monte Gavio (11028 F.) an der Quelle des Oglio, der Gletscher Marmolata (10800 F.) in den Trientiner Alpen und deren berühmteste Pässe der Splügenpaß und das Stilfser Joch sind. Außerdem erheben sich zwei isolirte Berggruppen, die Vericischen Hügel im Süden von Vicenza bis 1200 F. und die Euganeen (s. d.) im Südwesten von Padua bis 1830 F. Höhe, die meist vulkanischen Ursprungs sind. Das übrige Land ist eine mindestens 400 QM. große fast horizontale Ebene, die sich von dem Fuße der Alpen bis zum Po und vom Ticino bis an das Adriatische Meer erstreckt, ohne alle Unterbrechung als die der genannten zwei Berggruppen, auch ohne andere landschaftliche Schönheit als die, welche die Mannichfaltigkeit einer ausgedehnten Culturfläche darbietet, aber eben als solche eines der fruchtbarsten, gesegnetsten Gefilde Europas und reicher mit belebenden Wasseradern ausgestattet als irgend ein Land der Erde. Der durch Menschenhand beherrschte und vertheilte Flußreichthum des Landes spannt über dasselbe ein dichtes Netz von Wasseradern aus, welche, theils zu Schiffahrts-, theils zu Landwirthschaftszwecken benutzt, als Quellen des Segens und Wohlstandes von unendlichem Werthe sind. Die Hauptflüsse sind der Po (s. d.) mit seinen vielen von den Alpen herabströmenden Nebenflüssen, dem Ticino oder Tessino, der Olona, der Adda, dem Oglio und dem Mincio; ferner die Etsch oder Adige und die ebenfalls schiffbaren Küstenflüsse Brenta mit dem Bacchiglione, Piave, Livenza und Tagliamento. Alle münden in das Adriatische Meer, welches hier auch Meerbusen von Venedig genannt wird, flache Ufer und daher viele Moräste und Sümpfe (Lagunen), aber auch viele kleine Buchten, Häfen und Rheden bildet. Auch mit den herrlichsten Alpenseen ist das Land geschmückt, unter denen der Lago-Maggiore, der Comersee und der Gardasee die größten und berühmtesten sind. Das Klima ist, mit Ausnahme der höchsten Gebirgsgegenden, sehr gemäßigt, im Ganzen weit angenehmer und gesunder als in den

südlichern Theilen Italiens, jedoch nicht frei von empfindlicher Kälte und von Fröſten, sodaß hier die Pomeranzenbäume noch nicht ohne Schutz fortkommen. In Mailand, Padua und Venedig wird die mittlere Jahrestemperatur zu 10⅓ °R. angegeben, während sie im Gebirge auf 8 und 7° herabsinkt. Einzelne Gegenden, früher besonders die Sumpfstrecken bei Colico und Mantua und auch jetzt noch jene um Venedig, sind der Gesundheit nachtheilig und erzeugen Fieber. Hinsichtlich des Productenreichthums und der Bodencultur gehört das Königreich zu den vorzüglichsten Ländern Östreichs. Aus dem Mineralreich besitzt es einen großen Reichthum an Steinen und Erden, besonders an den herrlichsten Marmorarten, deren allein in der Nähe von Verona 45 an Farbe verschiedene gebrochen werden; ferner an Gyps, Alabaster, Kreide, guten Kalksteinen, Thon, Lehm, brauchbarer Porzellanerde, Dachschiefer, Granit, Quarz, Feldspath, Trachyt in den Euganeen, Sandsteinen und Breccien, Topfstein, Asbest, Porphyr, Achat, Jaspis, Chalcedon, Grünerde am Monte-Baldo und verschiedenen Farbenerden. An Metallen ist das Land arm. In den Provinzen Brescia, Bergamo und Como wird auf Eisen gebaut, doch mit nur mittelmäßigem Erfolg, zu Agordo auf Kupfer, zu Avronzo auf Galmei und Blei. Stein- und Braunkohlen sowie Torf sind vorhanden, werden aber wenig benutzt. An Mineralquellen ist Venedig reicher als die Lombardei. Berühmt sind dort die heißen Bäder der Euganeen, besonders zu Abano, Monte-Ortone und andern Orten, die warmen Schwefelquellen von Caldiero, die Sauerbrunnen von Recoaro, zu Rovero di Velo am Berge Civillina u. a.; hier die Quellen von Masino und San-Martino. Aus dem Pflanzenreiche gewinnt man an den Bergabhängen saftreiche Kräuter und Gräser, vortreffliche Medicinalpflanzen, Kräuter zu ätherischen Ölen und Wässern, allerlei Schwämme, Moose u. s. w., an den Seen, Flüssen und in den Sumpfniederungen Venedigs zahlreiche Sumpf- und auf dessen Inseln auch Salzpflanzen. Das reichste Pflanzenleben herrscht am Gardasee, wo die Agave, der Oleander, der Rosmarin u. s. w. im Freien fortkommen.

Die Landwirthschaft steht auf einer hohen Stufe. Es werden alle Getreidearten, besonders aber Mais, Weizen, sehr viel Reis, der ungeachtet des starken Verbrauchs zum Theil nach Deutschland ausgeführt wird, sowie Hülsenfrüchte und in den Berggegenden auch Kartoffeln gebaut. Der Wiesenbau ist besonders in der Lombardei ausgezeichnet und die Alpentriften nähren milchreiches Vieh. Der sehr ausgedehnte Gartenbau liefert die mannichfaltigsten und besten Gemüse, Melonen, Kürbisse, Spargel, Blumen u. s. w., die Obstcultur Orangen, Citronen, Feigen, Granatäpfel, Pfirsiche, Mandeln, Kastanien, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen u. s. f. Besonders ist die Riviera an der westlichen Seite des Gardasees durch die großen Anpflanzungen von Citronen- und Orangenbäumen berühmt, die jedoch gegen die Winterkälte geschützt werden müssen. Auch trifft man Oliven- und Lorberbäume am Gardasee, am Iseosee und anderwärts. Ansehnlich sind die Maulbeerpflanzungen, die jedoch während des Kriegs von 1848 und 1849 sehr gelitten haben, vornehmlich zu Dolo im Venetianischen, von wo Hunderttausende von jungen Bäumen versendet werden. Flachs wird am besten in der Lombardei, zu Crema, Cremona und Lodi, besserer Hanf dagegen im Venetianischen, bei Montagnana, Este und Cologna gezogen. Auch Ölsamen werden gebaut, und außerdem betreibt man die Ölgewinnung aus Traubenkernen, Lein- und Hanfsamen, Nüssen und vorzüglich aus Oliven, aus denen jährlich über 112000 Ctr. Öl gewonnen werden. Farbepflanzen zieht man wenig; dagegen ist der Weinbau erwähnenswerth. Die beste Weinsorte ist der am vorzüglichsten bei Verona und Brescia gebaute Vino-Santo, eine Art weißen Ausbruchweins, der sich mehre Jahre hält; ferner bei San-Colombano in der Nähe von Lodi die Weine der Brianza; bei Verona der Val-Policella, bei Brescia der starke Rivierawein vom Gardasee, der süße Weißwein von Breganza im Venetianischen, der Conegliano oberhalb Treviso. Die Waldungen nehmen 1,124200 Joche ein. Von den 7,900809 Jochen des ganzen Landes sind 6,251528 bebaut. Der Gesammtwerth der Naturalienproducte beläuft sich auf etwa 175 Mill. Gldn. Convent.-M., wovon fast zwei Drittel auf die Lombardei allein kommen. Aus dem Thierreiche hat das Land viel Rindvieh, das den reichsten Gewinn abwirft, weil hier die Käsebereitung sehr vollkommen und in großem Umfang betrieben wird. Berühmt ist der Käse von Lodi und Codogno oder der sogenannte Parmesankäse, dann der in Gorgonzola bei Mailand erzeugte, unter dem Namen Stracchino bekannte weiße Käse. Im J. 1848 erzeugte die Lombardei allein 166000 Ctr. Käse und 55000 Ctr. Butter. Auch zieht man Pferde, Esel und Maulthiere, Schafe von gemeiner, paduaner und span. Race, Ziegen und Schweine. Die Federviehzucht wird in der Lombardei stärker als im Venetianischen betrieben, wogegen letzteres viel mehr Was-

sergeflügel beherbergt. Bienenzucht besteht in mehren Gegenden. Bedeutend wichtiger aber ist die Seidencultur, die am meisten im lombard. Hügellande blüht und auch im Venetianischen allenthalben eine einträgliche Beschäftigung des Landmanns bildet. Die beste Seide gewinnt man in der Brianza bei Lodi, um Bergamo, Brescia, Como und Varese. Im J. 1848 erzeugte allein die Lombardei 4,800000 Ctr. Maulbeerblätter, woraus 12000 Ctr. Seidencocons oder 2,401000 Kilogrammes Seide gewonnen wurden. Die Jagd ist von keiner großen Bedeutung, desto ergiebiger dagegen die Fischerei in den Flüssen, Seen und im Adriatischen Meere, wo auch der Austernfang erheblich. Rücksichtlich der Gewerbthätigkeit des Volkes ist besonders die Seidenweberei sehr verbreitet und von großer Wichtigkeit. Die Lombardei besitzt 546, Venedig 140 Filatorien. Die der Qualität nach beste Seide liefern Bergamo und Mailand, wo die größten Seidenhändler sind, wiewol auch Como, Brescia, Verona, Mantua, Vicenza, Venedig und Udine viel Seidenstoffe fertigen und starken Seidenhandel treiben. Im J. 1825 war die Seidenproduction auf etwa 2 Mill., 1833 auf etwa 3 Mill., 1852 aber auf 5 Mill. Pf. amtlich geschätzt. Es scheint jedoch der Fortschritt der östr.-ital. Seidenindustrie mehr in der Quantität stattzufinden; in Bezug auf Qualität leisteten dagegen Piemont und Frankreich mehr. In den feinen Waaren beeinträchtigt daher die Concurrenz dieser Länder, in den geringern aber die der chinesischen und indischen Seide die östr.-ital. Seidenindustrie. Flachs-, Wollen- und Baumwollenspinnerei wird in mehren Gegenden betrieben, sowie auch gute Leinwand, Segeltuch, Tischzeug, Baumwollenstoffe, Wollenzeuge und besonders in Como feine Tücher fabricirt werden. Filz- und Seidenhüte liefern Mailand und Monza, türkische Kappen und Zwirnspitzen Venedig, Band- und Posamentierwaaren Mailand und Venedig, Amianthzeuge das Veltlin, Tischteppiche und Tapeten Brescia und seine Umgegend, Leder besonders Verona, Montagnana und Udine, gefärbtes und lackirtes Leder die Lombardei, Strohgeflechte und Strohhüte (die sogenannten Venetianer Hüte) Marostica und Angorano. Papierfabriken besitzt die Lombardei 82, Venedig 39. Unter den Metallarbeiten zeichnen sich die venetianischen Goldketten, die Bronzewaaren aus Mailand, die Metallwaaren von Treviso aus. Guten Stahl liefert Brescia, Armaturen Gardone, gewalzte Eisenbleche Donzo, Messerschmiedwaaren Mailand, Brescia und andere Orte, Bleiarbeiten Chioggia. Viele Eisenhammerwerke sind in den lombard. Thälern Camonica, Trompia u. s. w. Die Glasfabrikation ist in Venedig sehr alt, und es bestehen noch auf der Insel Murano mehre Glasfabriken, welche gewöhnliches Tafel- und Hohlglas, Glasperlen, gefärbte Glaspasten, unechte Edelsteine, geblasene Spiegel u. s. w. verfertigen. Holzwaaren werden allenthalben gefertigt: ausgezeichnete Tischlerarbeiten aus Eben-, Nußbaum-, Kastanien und Cypressenholz in der Lombardei, namentlich in Mailand und Bergamo; berühmte Violinen, Lauten und Flöten in Cremona; Schiffe auf den Werften von Venedig und in einigen Gegenden der Lombardei. Künstliche Blumen liefern Venedig und Vicenza, Darmsaiten Padua, Seife Verona, Venedig und Belluno, Chocolade Mailand und Venedig, Salami Verona, Porzellan und Fayence Mailand, Nove, Vicenza, Marostica und andere Orte, Theriak Venedig. Wachs- und Stearinkerzen, raffinirter Zucker, chemische Producte und Farben, Pomade, Essenzen, candirte Früchte, Nudeln und Würste werden an verschiedenen Orten verfertigt.

Der Handel vertreibt theils die Landesproducte, theils ist er Speditionshandel und wird durch gute Straßen, schiffbare Flüsse, zahlreiche Kanäle, Dampfschiffe, die auch die drei großen Seen und den Po befahren, die lombard.-venet. Ferdinandsbahn, von deren drei Hauptpunkten Venedig, Verona und Mailand Zweigbahnen in nördlicher Richtung auslaufen, sowie durch das Adriatische Meer und seine guten Häfen, namentlich Venedig und Chioggia, wesentlich gefördert. Die bedeutendsten Handelsplätze sind Mailand, Brescia und Bergamo, Venedig und Verona. Die Ausfuhr ist bedeutend stärker als die Einfuhr. In der Lombardei sind die Hauptgegenstände der Ausfuhr Seide, Seidenwaaren, Käse, Flachs, Garn, Zwirn, Getreide, Hülsenfrüchte, Reis, Wolle, Eisenwaaren u. s. w. Venedigs Handel, der meist die ganze früher bekannte Welt umfaßte, ist freilich von seinem Glanze gänzlich herabgekommen; aber seine vortheilhafte Lage, sein günstiges Fluß- und Kanalsystem und die 1851 erneuerte Erklärung der Stadt zu einem Freihafen sichern ihm noch immer eine gewisse Bedeutung. Für den Volksunterricht wie auch für die höhere wissenschaftliche Ausbildung ist in diesem Kronlande durch die östr. Regierung sehr viel gethan worden. Universitäten sind zu Padua und Pavia, die freilich in neuester Zeit der revolutionären Zustände wegen geschlossen wurden. Das ganze Kronland zählt 11 Akademien, d. h. höhere Special- und Kunstschulen, 20 theologische, 36 philosophische Lehranstalten, 88 Gymnasien (davon 64 allein in der Lombardei), 17 Specialschulen, 1208 Lehranstalten für allgemeinen Unterricht, 709 Haupt-, 5615 Trivial-, 1220 Mädchenschulen (davon in der Lom-

bardei 1152), 337 Wiederholungsschulen (in der Lombardei 328) und 37 Kleinkinderbewahranstalten. Von andern Bildungsanstalten bestehen in der Lombardei: das k. k. Institut der Wissenschaften, die Accademia fisico-medico-statistica und die k. k. Akademie der schönen Künste zu Mailand, die drei Athenäen der Wissenschaften zu Brescia, Salò und Bergamo, die Accademia Todini di belle arti zu Lovere am Iseosee, die Accademia Carrara di belle arti zu Bergamo, die Zeichenschule Malaspina und die öffentliche Malerschule zu Pavia und die Philharmonische Gesellschaft zu Cremona; im Venetianischen das k. k. Institut der Wissenschaften und die k. k. Akademie der schönen Künste zu Venedig, die Athenäen zu Venedig und Treviso, die Akademien der Wissenschaften und Künste zu Padua und Rovigo, die Accademia scientifica leteraria zu Bovolenta, die Accademia Olimpica zu Vicenza, die Akademie für Maler und Bildhauer zu Verona, die Gesellschaft des Handels, Ackerbaus und der Gewerbe zu Verona und die Ackerbaugesellschaft zu Udine. Den Jesuiten, welche 1848 das Reich verlassen mußten, wurde die Rückkehr in die ital. Provinzen bereits 1850 gestattet und ihnen ihre Erziehungshäuser wieder eingeräumt. Das Lombard.-Venet. Königreich, obschon mit dem östr. Staate verbunden, hatte bis zur letzten Revolution seine eigene Verfassung, wurde durch einen Vicekönig, der zu Mailand (s. d.), der Hauptstadt des Königreichs, seinen Sitz hatte, regiert und zerfiel in die Gubernialbezirke Mailand oder die eigentliche Lombardei und Venedig. In Folge der Revolution von 1848 hat aber das Kronland an Selbständigkeit nur so viel behalten, als ihm die in der Reichsverfassung vom 4. März 1849 und dem Patent vom 31. Dec. 1851 festgestellten Bestimmungen gewährleisten, wozu unter Anderm auch die im Ganzen aufrecht erhaltene frühere Gemeindeordnung gehört. Nach dem Patent vom 31. Dec. 1851 steht (unter Abhängigkeit der höchsten Behörden zu Wien) an der Spitze des ganzen Kronlandes die „Politische Landesstelle", bestehend aus dem Generalgouverneur des Königreichs (gegenwärtig noch Graf Radetzky zu Verona) und zwei Statthaltern für die zum Behuf der Verwaltung beibehaltene Eintheilung in das lombardische und das venetianische Gebiet (dort Graf Strassoldo in Mailand, hier Ritter von Toggenburg in Venedig). Die Civilsection des Generalgouvernements besteht aus einem Sectionschef, zwei Ministerialräthen, einem Sectionsrath und sechs Ministerialräthen. Jedes der Verwaltungsgebiete ist in Provinzen oder Delegationen eingetheilt, das lombardische Gebiet von 392⅗₂₀ QM. mit 2,726000 E. in 9, nämlich: Mailand, Bergamo, Brescia, Como, Cremona, Lodi, Mantua, Pavia und Sondrio (Veltlin), das venetianische von 433$^{17}/_{20}$ QM. mit 2,282000 E. in 8, nämlich: Venedig, Belluno, Padua, Rovigo (Polesina), Treviso, Udine, Verona und Vicenza. Die Verwaltung einer Provinz leitet und besorgt der Delegat, welcher seinen Sitz in deren Hauptstadt hat. In den einzelnen Districten, in welche jede Provinz zerfällt, werden die Verwaltungsangelegenheiten von Commissaren besorgt, die den Delegaten unmittelbar untergeordnet sind. In Bezug auf die Justizangelegenheiten ist die franz. Gerichtsverfassung, welche bisher beibehalten war, durch das neue Strafgesetzbuch der Monarchie vom 27. Mai 1852, das am 1. Sept. 1852 in Kraft trat, erloschen, nachdem schon durch die kaiserliche Verordnung vom 3. Jan. und das Patent vom 31. Dec. 1851 die Justizverwaltung umgestaltet worden war. Es bestehen zwei Oberlandesgerichte oder Appellationshöfe (Corti di appello), nämlich zu Mailand mit einem Senate zu Brescia und zu Venedig mit einem Senate zu Verona; ferner 17 Landesgerichte oder Justizhöfe (Corti di giustizia) in den Hauptstädten der 17 genannten Provinzen; sodann zwei Handelsgerichte (Tribunali mercantili) zu Mailand und Venedig; endlich 160 Bezirksgerichte oder Präturen, je 80 in jedem der zwei Gebiete. Davon sind 50 und zwar 26 in dem lombard., 24 im venetian. Gebiete zugleich Collegialgerichte oder Präturen erster Classe. Nach einem neuen kaiserlichen Patente vom 3. Mai 1853 steht indeß demnächst eine Neuorganisation der Präturen bevor, womit dann auch die innere Einrichtung und Geschäftsordnung der Gerichtsbehörden in Wirksamkeit treten wird. Das Lombard.-Venet. Königreich ist neben Ungarn dasjenige Kronland, welches in der jüngst verflossenen Zeit am meisten auf die Fortentwickelung des ganzen östr. Staatskörpers den entschiedensten Einfluß ausgeübt und zu seiner Erhaltung im kaiserlichen Staatencomplex die schwersten Opfer in Anspruch genommen hat. Noch im Sommer 1853 waren hier die Zustände der Art, daß nur die strengste Militärherrschaft die Ruhe aufrecht zu erhalten vermag. (S. Italien und Östreich.) Die letzte Grenzberichtigung erfolgte 1850, wo vermöge der Convention zwischen Östreich und Modena vom 8. Aug. 1849 der jenseit des Po, Brescello und Gualtieri gegenüber liegende Gebietstheil von Modena dem östr. Kaiserstaat, und zwar der lombard. Provinz Mantua, dagegen die bisherige östr. Gemeinde Nolo nebst demjenigen Theile des Gemeindegebiets von Gonzaga, welcher zwischen den Kanälen

Tagliata und Parmigiana am Zusammenfluß derselben liegt, dem Herzogthum Modena definitiv einverleibt wurde.

Lombardus (Petrus), einer der berühmtesten Scholastiker, stammte aus einem Flecken bei Novara in der Lombardei, woher er seinen Zunamen erhielt. Er war Abälard's Schüler, dann Lehrer der Theologie und seit 1159 Bischof zu Paris, wo er 1164 starb. In dem Werke, „Sententiarum libri IV" welches unzählige male commentirt wurde und bis auf die Reformation ein fast classisches Ansehen unter den Theologen hatte, stellte er die Aussprüche der Kirchenväter, besonders des Augustinus, über Dogmen unter gewissen Titeln zusammen, unter Hinzufügung der Einwendungen gegen dieselben und der Widerlegungen dieser Einwendungen durch kirchliche Autoritäten, jedoch ohne sich dabei ein Urtheil zu erlauben. Diese dogmatische Methode, welcher die Schule der Sententiarier folgte, konnte nicht verhindern, daß L. später in einzelnen aufgenommenen Sätzen der Kirche misfiel. Er stellte unter Anderm die Theorie von den sieben Sacramenten auf und erhielt von seinem Hauptwerke den Namen „Magister sententiarum". Seine Schriften gab Aleaume (Löw. 1546) heraus.

Loménie de Brienne (Etienne Charles de), Cardinal und franz. Minister, stammte aus dem nicht unberühmten Grafengeschlechte Brienne und wurde 1727 zu Paris geboren. Nachdem er seinem Bruder das Erstgeburtsrecht abgetreten, widmete er sich dem geistlichen Stande und erwarb sich eine hohe wissenschaftliche Bildung. Obschon er der Aufklärungsphilosophie anhing, wurde er doch 1760 Bischof zu Condom und 1763 Erzbischof zu Toulouse. Als solcher schien er sich mehr mit dem irdischen als dem himmlischen Wohlergehen seiner Untergebenen zu beschäftigen. Er baute den Kanal, der den Kanal Caraman bei Toulouse mit der Garonne verbindet, gründete Hospitäler, Arbeitsanstalten, Schulen und Klöster, deren Bewohner ein freies und nützliches Leben führten. In den Versammlungen des Klerus war er bemüht, den Eifer seiner Collegen eher zu hemmen als anzutreiben. Im J. 1766 ernannte ihn der Hof zum Mitglied der Commission, die mit der Reform der religiösen Orden beauftragt war. In dieser Eigenschaft hob er viele Klöster und ganze Orden auf und zeigte sich überhaupt dem Mönchswesen so abgeneigt, daß Klerus und Parlamente deshalb Klagen gegen ihn erhoben. Dabei bewährte er ein tüchtiges Verwaltungstalent. In der Versammlung der Notabeln von 1787 beklagte er sich heftig über die Verschleuderungen Calonne's (s. d.). Daher ernannte ihn der König bei der Verabschiedung dieses Ministers, obschon zögernd, an dessen Stelle zum Generalcontroleur der Finanzen. L. zeigte indeß sehr bald, daß er für dieses schwierige Amt weder die nöthigen Kenntnisse, noch Charakterfestigkeit, noch Gesundheit genug besaß. Er compromittirte die Krone nach allen Seiten und vermehrte durch Willkür und Leichtsinn die Unzufriedenheit und Gährung der Gemüther. Auf seine Veranlassung überwarf sich der König mit den Parlamenten und errichtete an deren Stelle die Cour plénière. Während dieser Wirren ließ sich L. 1788 noch zum Premierminister und zugleich zum Erzbischof von Sens ernennen. Seine unkluge Verwaltung unterlag endlich dem Hasse des Volkes wie des Adels und der Geistlichkeit. Einige Tage nach dem Erlasse, zufolge dessen der Schatz keine Baarzahlungen mehr machen sollte, mußte er 24. Aug. 1788 das Ministerium an Necker (s. d.) überlassen. Der König entschädigte ihn durch Verleihung mehrer Abteien und wirkte ihm bei Pius VI. den Cardinalshut aus. L. lebte nun zu Nizza und kehrte erst 1790 nach Paris zurück, um seine Schulden zu ordnen, die trotz seiner Einkünfte sehr groß waren. Bei dieser Gelegenheit leistete er den Eid als constitutioneller Priester, nahm aber keinen höhern Rang an als den eines Bischofs im Depart. Yonne. Die Streitigkeiten, in die er sich durch diesen Schritt mit dem päpstlichen Stuhle verwickelte, veranlaßten ihn 1791, den Cardinalshut zurückzuschicken. Der Papst entsetzte ihn hierauf auch seiner übrigen Würden und strafte ihn durch eine harte Allocution. Dessenungeachtet entging L. nicht den Verfolgungen der Revolutionsmänner und wurde 1793 zu Sens verhaftet, indeß wieder freigelassen. Nachdem er 15. Febr. 1794 nochmals eingezogen worden, fand man ihn am folgenden Morgen todt im Gefängnisse. Man glaubte, er habe selbst Hand an sich gelegt; doch, wie sich später ergab, hatten die ihn bewachenden Soldaten ihn während der Nacht gemishandelt und eine Menge Speisen und Getränke zu verschlingen genöthigt, sodaß er wahrscheinlich an einer Indigestion starb. — **Athanase Louis Marie de L., Graf von Brienne**, franz. Generallieutenant, geb. 1730, wurde zur Zeit, als sein älterer Bruder die Finanzen übernahm, Kriegsminister und trat mit demselben zugleich wieder zurück. Er starb 1794 unter der Guillotine.

Lommatzsch, eine kleine Stadt im Königreich Sachsen, in der Nähe von Meißen, an der Jahne, mit 2900 E., ist eine der ältesten Städte Sachsens, die schon zur Zeit der Eroberung

dieser slaw. Gegend durch König Heinrich I. erwähnt wird. Von ihr hat die Lommatzscher Pflege den Namen, die, etwa 10 □M. umfassend, wie sie schon in der frühesten Zeit wegen ihrer Fruchtbarkeit gepriesen, im Mittelalter des Landes Meißen große Korntenne genannt ward und noch gegenwärtig den fruchtbarsten Strich Sachsens bildet, dessen Bewohner auch deshalb eines hohen Wohlstandes sich zu erfreuen haben.

Lomonossow (Michael Wasiljewitsch), der Schöpfer der neuern Dichtersprache Rußlands und der Vater der neuern russ. Literatur, geb. 1711 in dem Dorfe Denissowskaja bei Cholmogory im Gouvernement Archangel, war der Sohn eines Kronbauern und mußte als Knabe seinem Vater beim Fischfang helfen. In der Winterzeit, wo es keine Arbeit gab, lernte er bei einem Kirchendiener lesen. Simeon's Übersetzung der Psalmen und die Bibel überhaupt erweckten in ihm zuerst den poetischen Geist und die Liebe zu den Wissenschaften. Als er hörte, in Moskau könne man Griechisch, Lateinisch, Deutsch und Französisch lernen, verließ er mit einem Fischwagen heimlich das väterliche Haus und ging in die Hauptstadt. Hier trat er in die Salkonospaskische Schule und erwarb sich durch seinen Fleiß und die Fortschritte, die er machte, Gönner, mit deren Unterstützung er zuerst Kiew und 1734 die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg besuchen konnte. Zwei Jahre später ging er nach Deutschland, wo er in Marburg Mathematik und zu Freiberg den Bergbau studirte. Zugleich machte er sich mit den deutschen Dichtern vertraut. Durch eine Ode lenkte er zuerst die Aufmerksamkeit der Kaiserin Anna auf sich. Schulden halber flüchtig geworden, gerieth er in Braunschweig unter preuß. Werber und mußte den Militärdienst antreten. Indeß gelang es ihm, zu entfliehen, und über Holland kehrte er 1741 nach Petersburg zurück, wo er Adjunct der Akademie und Director des mineralogischen Cabinets wurde. Im J. 1746 zum Professor der Chemie und 1751 zum Collegienrath ernannt, erhielt er 1752 auch ein Privilegium zur Errichtung einer Glasfabrik von bunten Glasperlen u. dgl. Hierauf übernahm er 1760 die Leitung der Gymnasien und Universität, wurde 1764 Staatsrath und starb 4. April 1765. Seine Leiche ließ die Kaiserin Katharina II. mit großer Pracht in der Klosterkirche des heil. Alexander Newski beisetzen. Über seinem Grabe ließ der Kanzler Graf Michail Larionowitsch Woronzow ein marmornes Denkmal errichten. Man hat von ihm zwei Bücher Oden und außerdem geistliche und weltliche Lieder, die „Petriade", ein unvollendet gebliebenes Heldengedicht auf Peter I. in zwei Gesängen, und Trauerspiele in franz. classischem Stile. Am wichtigsten wurde seine russ. Grammatik (deutsch, Lpz. 1764), in der er der russ. Sprache zuerst das Übergewicht über die Kirchensprache verschaffte. Auch schrieb er mehre Werke über Mineralogie, Metallurgik und Chemie. Die neueste Gesammtausgabe seiner Schriften veranstaltete Smirdin (3 Bde., Petersb. 1847); seine Biographie schrieb Polewoi. Ein Denkmal wurde ihm 1825 in Archangel errichtet.

London, die Hauptstadt Großbritanniens, an beiden Ufern der Themse, 13 M. von deren Mündung in die Nordsee gelegen, die größte und bedeutendste Stadt der Welt, welche als Herz des gesammten Verkehrs die entlegensten Völker durch denselben miteinander verbindet. Die Riesenstadt liegt in vier Grafschaften Englands: Middlesex, Surrey, Kent, Essex, und bildet außerdem in ihrer City (s. **Civitas**) noch eine eigene, selbständige Grafschaft. Ursprünglich bestand L. nur aus der City, dem jetzigen Mittelpunkte, die sich in einer Ausdehnung von kaum einer halben Meile am nördlichen Ufer der Themse zusammendrängt. Durch die eigenthümliche, über ein Jahrtausend lang wirksame Energie dieses Kerns und den Welthandel, der hier den günstigsten Punkt für sein Hauptcontor fand, dehnte es sich zu seinem beispiellosen Umfange aus und wächst noch fortwährend mit ungemeiner Schnelligkeit. L. hat bereits über 100 benachbarte und entferntere Dörfer und Städte verschlungen und raubt so jedes Jahr in allen Richtungen mehren Ortschaften ihre örtliche Selbständigkeit, Dörfer in Städte, Städte in grüne Landschaften, Parks und Gärten verwandelnd. Dabei blieb jedem in den großen Körper aufgenommenen Gliede seine communale Selbständigkeit, sodaß sich in dem einen Worte London bereits nicht weniger als 147 besondere Communen zusammenfassen. Neben dem gemeinsamen Namen behielten die einzelnen Theile auch ihre besondern Ortsnamen bei, die man amtlich und auf Briefen (z. B. „Paddington, London" oder „Kentishtown, London" u. s. w.) anwenden muß.

Die City ist die Kerngemeinde und eine wahre Mustersammlung von alten Gerechtigkeiten, Privilegien und Sonderbarkeiten aus den verschiedensten Zeiten. Sie wird von einem Gemeinderath regiert und verwaltet: einem jährlich gewählten Lord-Mayor, zwei Sheriffs, 26 Aldermen und 268 Common Councilmen, wozu auch die 81 Innungen, Gilden und Corporationen das Ihrige beitragen. Der Lord-Mayor ist das Haupt dieser merkwürdigen Corporation und gilt in seinem Reiche sogar mehr als das Staatsoberhaupt, das ohne vorgängige Anzeige

ebenso wenig in die City kommen darf wie officiell marschirendes Militär. In der City sind Häuser, Menschen, Geschäfte und Fuhrwerke aller Art am dichtesten zusammengedrängt. Doch ist die City, so befremdend es auch scheint, dennoch einer der gesundesten Theile L.s und das ganze L. wiederum die gesundeste unter allen großen Städten der Welt. L. ist somit der großartigste Beweis von der Macht der Civilisation, der Reinlichkeit, guter Nahrung und Arbeit über die von Natur ungesundeste Lage, über Nebel, Rauch, enge Häuser und dichte Bevölkerung. Der höchste Theil der City ist im Norden, und der Boden flacht sich allmälig nach der Themse zu ab. Alle Unreinlichkeit wird fortwährend durch mächtige Wasserstrahlen aus jedem Hause unter der Erde hin in hermetisch verschlossenen ungeheuern Eisenröhren fortgetrieben und die ununterbrochen ebbende und flutende Themse spült den Unflath ins Meer. Die Straßen, ohne Rinnsteine, und die Häuser, mit guter Ventilation, werden sorgsam rein gehalten. Das macadamisirte Straßenpflaster läßt nicht viel Staub aufkommen, der außerdem durch ganz L. vortrefflich durch Sprengen und Gießen niedergehalten wird. Die City ist der Sitz des Welt- und Großhandels und das Herz des Geldumsatzes aller Nationen. Hierbei tritt zugleich die Combination von Stadt und Land am ausgebildetsten hervor. Kein großer Kaufmann im ganzen brit. Reiche ist ohne ein Contor oder eine Agentur in der City; aber es gibt auch fast keinen großen Kaufmann, der in der City wohnt. Zwischen 9—11 Uhr bringen Omnibus, Dampfschiffe und Eisenbahnen die Kaufleute von ihren Villen und Familiensitzen, die sich in Gruppen, gleich Trauben, besonders an Eisenbahnstationen, angesetzt haben und immerfort an Zahl, Größe und Schönheit wachsen, in die City und zwischen 4—6 Uhr wieder hinaus ins Grüne, in die Familien. Durch die fortwährende Ebbe und Flut zwischen Stadt und Land stellt sich deren Einheit stets lebendig dar und wird durch Wohlfeilheit, Schnelligkeit und Organisation des Transports (season-tickets, Fahrbillets, die für längere Perioden immerwährend gelten und, wie beim Postverkehr zwischen Staaten, hier zwischen verschiedenen Compagnien zu gelten angefangen haben) immer weiter ausgebildet. In den letzten 30 Jahren ist viel zur Verschönerung der City gethan worden; namentlich seit 1852 hat der Gemeinderath angefangen, großartige Plane auszuführen. Die engsten Straßen werden erweitert, da der fabelhaft theuere Grund und Boden immer noch billiger ist als die Zeit, die bei Stauung des Verkehrs verloren geht. So wurden für Durchbrechung einer Hauptverkehrsader zwischen dem Osten und Westen und für die Anlage eines Centraleisenbahnhofs umfassende Vorarbeiten unternommen.

Die zweite Hauptstadt L.s ist **Westminster**, westlich von Temple-Bar (einem übriggebliebenen Thore der einst befestigten City), der Sitz der regierenden und obersten amtlichen Behörden, vornehmer Familien und des Handels und der Gewerbe für dieselben. Die Straßen sind hier größtentheils breit, palastreich und gerade, doch selten schön, da die Architektur bei aller Pracht nicht viel von Geschmack weiß. Als Gemeinde hat Westminster ebenfalls viel Eigenthümliches, locale Gesetze und besondere Gerichtsbarkeit (High Steward, High Bailiff, 16 Burgesses), doch nicht soviel Freiheiten als die City. Der dritte Haupttheil L.s, aus verschiedenen einzelnen Ortschaften zusammengewachsen, ist **Southwark**; es liegt gleichsam zwischen drei Ufern der Themse südlich, da dieselbe es in drei Richtungen, welche beinahe drei Seiten eines Vierecks bilden, umschließt. Southwark ist eine tiefe, ewig in Dampf und Rauch gehüllte Ebene und mit Dampfschloten und großartigen Fabriken und Manufacturen überfüllt, zwischen denen in großen Haupt- und engen Nebenstraßen hauptsächlich arbeitende Classen wohnen und in Pennytheatern, auf Nachtmärkten und in öffentlichen Vergnügungsorten ein selbständiges Volksleben entfalten. Es wird mit den Stadttheilen auf dem andern Ufer durch sieben großartige Brücken verbunden, die in großen breiten Straßen alle auf einen Hauptpunkt (den Obelisk und das Wirthshaus Elephant and Castle) zusammenlaufen, von da in verschiedenen Richtungen wieder auseinandergehen und in prächtige Gruppen von Villen und Landhäusern führen; so in südlicher Richtung nach dem prächtigen Parke von Sydenham (s. d.), wo der in einen Volkscultustempel verwandelte Krystallpalast schon vor seiner Vollendung eine neue, heitere, große Stadt hervorgerufen hatte. Der westliche Theil Southwarks heißt Lambeth. An Southwark und Lambeth schließen sich Newington, Bermondsey, Kennington, Walworth, Rotherhithe, Stockwell, Camberwell, Peckham und Peckham-Newtown, Hatcham, Deptford, Greenwich, Wandsworth, Clapham, Brixton u. s. w. in ziemlich ununterbrochenen großen Hauptstraßen (roads) an, welche je weiter, desto grüner, park- und palastreicher werden, besonders in und jenseit Camberwell, wo viele deutsche Citykaufleute ihre Familienwohnungen haben. Auf der andern Seite der Themse reihen sich an die City und Westminster durch Thäler, Hügel, Wiesen und Parks hin folgende Städte als Stadttheile L.s an (vom äußersten Westen und der Themse her): Klein-Chelsea,

Chelsea und Pimlico; weiter nördlich Kensington, Kensington-Newtown und Brompton; dann oberhalb des Hydeparks Bayswater, Paddington, Portland-Town, Kilburn und Hampstead; südlich vom Regentspark Marylebone; von hier aus im Norden ostwärts Highgate und Holloway, Kentish-Town, Camden-Town, Pancras, Somers-Town, Pentonville und Lower-Holloway; Islington, Horton, Haggerstone, Dalston und Shacklewell in einer großen Nordlinie von der City; im Osten derselben, von der Themse her, Whitechapel mit viel armen Deutschen, besonders Zuckersiedern (Klein-Deutschland), Limehouse, Poplar, Blackwall, Bethnal-Green, Stepney, Globe-Town, Bow, Stratford, Bromley, West-Ham, Hackney, Homerton und Clapton. Um in diese verwachsenen Städtemassen für amtliche und polizeiliche Zwecke einige Ordnung zu bringen, hat man sie in vier Divisionen getheilt. Die drei ersten fallen auf das nördliche Ufer der Themse um Westminster und die City herum: 1) Die Holborn-Division, den Westen von Westminster bis Paddington umfassend, daher auch West-End genannt, wiewol man damit mehr den bloßen socialen Gegensatz zur City, die nicht handelnde und arbeitende Vornehmheit, auch Westminsters, bezeichnet; 2) Finsbury, nördlich von der City, zum Theil mit der ärmsten, dichtesten Bevölkerung; 3) Tower-Hamlets (das ganze Ostende), von Schiffern, Hafenarbeitern, Lastträgern, Handwerkern und Fabrikarbeitern aller Art in großen Massen bewohnt. Die Surreyseite auf dem andern Ufer der Themse bildet 4) die Brixton-Division.

Da L. keine künstlichen Schranken hat, sondern sich immerwährend nach allen Seiten weiter ausdehnt, so kann der Umfang des Ganzen schlechterdings nie bestimmt angegeben werden. Man beschränkt sich daher am besten auf die Angabe, daß die meisten Plane L.'s eine Länge von 12, von Bow bis Hammersmith, und eine Breite von 9—10 engl. Meilen umfassen. Die Zahl der Häuser ward 1853 auf 260000, die der Einwohner auf 2⅓ bis 3 Mill. angegeben, wovon freilich Hunderttausende entweder nur einen Theil der Saison oder überhaupt gar nicht hier wohnen, sondern nur Absteigequartiere und Geschäftslocale haben. Im Allgemeinen haben die fabrikmäßig und einförmig aus Backsteinen gebauten und nicht mit Stuck überzogenen Häuser und Straßen mit ihren schmalen Schiebefenstern ein trauriges, geschmackloses Aussehen. Überdies ist jedes Haus sorgfältig verschlossen gehalten und mit dem unvermeidlichen Klopfer versehen, in der Regel auch noch durch ein eisernes Gitter und einen tiefen Abgrund, in welchem sich Küche, Keller u. s. w. befinden, von der Straße getrennt. Nur in den neuesten Stadttheilen haben sich Spiegelscheiben und gefälligere architektonische Formen Bahn gebrochen. Das heiterste Grün, der üppigste Epheu und der weißeste Sandstein oder Marmor vor den Thüren läßt auf einen Reichthum und eine Fülle im Innern schließen, die um so größer sein muß, da der Engländer es nicht liebt, nach außen hin zu prunken. Die große Menge öffentlicher Gebäude und Prachtpaläste hat mehr historische als architektonische Berühmtheit. Zu erwähnen sind hier besonders: der Buckinghampalast, zwischen dem Green- und St.-Jamespark, die londoner Residenz der Königin Victoria, für welche derselbe mit ungeheuern Kosten bereichert und vergrößert ward, ohne dadurch besonders an Geschmack zu gewinnen; der St.-Jamespalast, im Norden des St.-Jamesparks, ungemein zimmer-, hallen- und winkelreich, im Innern jedoch ebenfalls durch ungemeine Pracht Zeugniß gebend von der Herrlichkeit der Könige, die hier (seit 1695) zu residiren pflegten; Whitehall, nördlich von St.-Jamespark, ein kolossales langes Viereck, bis zu Karl I., der hier enthauptet ward, Residenz der Könige, jetzt das Quartier des Oberbefehlshabers der Armee (Horse Guards), am südlichen Ende (Downing-Street) mit den Bureaux des Ministeriums; der Kensingtonpalast, früher Residenz des Herzogs und der Herzogin von Kent, welche hier die Königin Victoria gebar, Marlborough-House, einst Wohnung des berühmten Feldherrn gleiches Namens, jetzt ein Museum mit Gemälden (Hogarth) und allerhand Raritäten und Sitz einer königl. Zeichenschule, neben St.-Jamespalast in der Straße Pall-Mall, die mit ihrer Nachbarschaft überhaupt so viel merkwürdige Häuser und Paläste, besonders prächtige Clubhäuser vereinigt, daß man hier herum den classischen Boden der londoner Geschichte, Aristokratie, Architektur und Kunst suchen muß; die Halle und Abtei von Westminster mit dem neuen Parlamentsgebäude, die großartigste, wenn auch nicht gelungenste Schöpfung goth. Stils, neben der Westminsterbrücke sich an die Themse anlehnend; das königl. Opernhaus, das Haymarket-Theater, die Nationalgalerie und das Haus des Staatsschatzes (Treasury). In der City ist der merkwürdigste Punkt vor der königl. Bank und der 1838 nach dem Brande im modernen Geschmacke erbauten Börse (Exchange) mit Lloyd's Kaffeehaus (s. d.), wo zehn der theuersten Straßen und Hauptverkehrsadern zusammenlaufen. Gegenüber der Bank steht das Mansion-House, Residenz des Lord-Mayors, nicht weit davon Guildhall, das Rathhaus der City, mit einem ungeheuern, 1852 restaurirten Saale, dessen Festlichkeiten zum

Theil historisch berühmt wurden. Sodann die Münze, das Generalpostamt, das Hauptzollhaus (Customhouse) an der Themse, das Haus der Ostindischen Compagnie (East-India-house) mit einem Museum asiatischer Merkwürdigkeiten und einer großen Bibliothek; ferner der Temple, am Eingange in der City durch Temple-Bar, ehemals Sitz der Tempelritter, jetzt juristischer Innungen. Am Ostende der City und der Themse erhebt sich breit aus seiner Tiefe der Tower (s. d.), einst Aufenthalt der Könige, dann unzähliger Opfer der Parteipolitik, jetzt eine Art abgeschlossener Festungsstadt, die ihre alten Gebräuche, Ceremonien und selbst Kleider noch beibehält. Von der Themse aus fallen noch das ungeheuere Somerset-House auf der Westminsterseite, jetzt besonders Sitz von Steuerbehörden, und weiter oben auf der Surreyseite der alterthümliche Palast des Erzbischofs von Canterbury, Lambeth-House, in die Augen.

Der Erziehungs-, Schul-, Armen-, Arbeits- und Gefängnißhäuser gibt es eine nicht mehr zu übersehende Menge. Wir nennen von letztern nur: Old-Bailey zur Aufbewahrung verurtheilter schwerster Verbrecher (Newgate-Gefängniß, City); das ungeheuere Sechseck des Gefängnisses für die zur Deportation verurtheilten Verbrecher (Penitentiary) an der Themse; das neue riesige Mustergefängniß (Model-prison) in Caledonian-Road, Lower Holloway, für einsame Haft, innerhalb eines Halbkreises in fünf Reihen auseinanderlaufend, und King's-Bench (s. d.) für Schuldgefangene. Die Armenpflege in L. bildet allein einen großen Staat mit mehr als 48000 Beamten und zahllosen Hospitälern, Arbeitshäusern, Almosen- und Lebensmittelvertheilungs-Anstalten (Suppe, Brot, Kohlen, Geld), milden Stiftungen nach allen Richtungen und für alle möglichen Bedürfnisse, Armenschulen u. s. w. Die hierher gehörigen Häuser, Anstalten und Gesellschaften werden auf mehr denn 6000 geschätzt. Unter mehr als 250 größern Hospitälern stehen die großen Prachtschlösser für invalide See- und Landsoldaten (in Greenwich und Chelsea) und das ungeheuere, auf der Themse liegende, zu einem Hospital für kranke Seeleute aller Nationen und beiderlei Geschlechts eingerichtete Kriegsschiff Dreadnought („Fürchte nichts") obenan. Zu den berühmtesten Anstalten dieser Art gehören außerdem: Bartholomäus-, Thomas-, Guy-, St.-Luke's und das Deutsche Hospital (Dalston); ferner Bedlam (Bethlehem, für Geisteskranke) und das Findlingshospital. In mehr als 40 Instituten werden Arzneien umsonst vertheilt. Die Zahl der Almosen- und Arbeitshäuser entspricht den Kirchsprengeln (parishes), deren jeder seine Armen erhalten muß, wodurch der Übelstand entsteht, daß arme Stadttheile das meiste, reiche das wenigste Armengeld zahlen müssen. Die Arbeitshäuser sind in den letzten Jahren so erweitert worden, daß sie an 300000 Personen aufnehmen können; doch wird der Zudrang mit jedem Jahre geringer. Sehr bedeutend sind in neuester Zeit die Schulhäuser und die Erziehungshäuser für arme Kinder geworden, in welchen die Kinder unentgeltlich wohnen, gekleidet und unterrichtet, bei Entlassung in ein bestimmtes Gewerbe noch ein mal besonders neu gekleidet und mit Geld versehen werden. Führen sich diese Zöglinge eine bestimmte Zeit untadelhaft auf, so erfolgen nicht unbedeutende Geldunterstützungen, namentlich für etwaige Etablirung. Alle diese Anstalten, zum Theil unglaublich umfangreich und mit bedeutenden Fonds, sind Schöpfungen energischer Privathumanität und erklären allein die überraschende sittliche und sociale Hebung der untersten Volksclassen. Als eine großartige antiquarische Curiosität ist das Christhospital (Blue-coat-school) zu nennen, wo 600 Söhne größtentheils wohlhabender Bürger erzogen und unterrichtet werden. Die Zöglinge der Anstalt gehen noch pfaffenartig gekleidet, aus der Zeit Heinrich's VI. Die gebildetern Arbeiterclassen helfen sich immer selbst durch Association, Spar- und Pennybanken, zahlreiche Institute, die sich durch Organisation und Tüchtigkeit der Verwaltung fast alle auszeichnen. Freilich beweisen die etwa 5000 Pfandleihanstalten (Häuser, die als Schild drei goldene Kugeln aushängen) immer noch, welche Massen sich hier nicht zur Regelung ihrer Häuslichkeit haben erheben können. Unter den auf 700 geschätzten Kirchen und Kapellen für gottesdienstliche Zwecke aller Confessionen, Sekten und Conventikel (die zum Theil auch auf freien Plätzen ihre Andacht verrichten) kommen die meisten und größten auf die City. Das kolossalste dieser Gotteshäuser ist die Paulskirche, auf einem der höchsten Punkte in der City, 510 F. lang, 200 F. breit und von einer 340 F. hohen und 145 F. im Durchmesser haltenden Kuppel überwölbt, durch deren Glasdach das Licht auf eine Fülle von Monumenten aus der Geschichte Englands herabfällt. Die St.-Stephanskirche gilt als das Meisterstück Wren's (s. d.), welchem Baumeister das neuere L. überhaupt seine Physiognomie verdankt. Demnächst sind zu erwähnen: die Westminsterabtei (s. d.), St.-Martin, St.-James, St.-Georg, St.-Mary-le-Bow (Bow church in Cheapside) mit einem berühmten Glockenwerke. Wer in-

nerhalb des Bereichs dieser Klänge geboren ist, heißt ein Cockney, londoner Stadtkind. Ferner: die Cripplegatekirche (City), mit einem Kunstwerk, das alle drei Stunden zweistimmig Arien und Choräle spielt, und St.-Saviours (Southwark), schon vor Wilhelm dem Eroberer gegründet, eine der merkwürdigsten Bauten; endlich die Kirche im Temple, eine interessante architektonische Curiosität. Eine prächtige kath. Kathedrale im Basilikenstil (in Holborn) war 1853 noch im Bau begriffen.

Die Kirche steht mit ungeheuerm Capital überall an der Spitze unzähliger frommer Gesellschaften, meist auch von Hospitälern, Schulen u. s. w. Die Gesellschaft zur Verbreitung der christlichen Religion (seit 1795) hat ihre Arme über die ganze Erde ausgestreckt. Die Bibelgesellschaft ließ bereits die Bibel in 158 Sprachen, die zum Theil vorher noch kein Alphabet hatten und weder geschrieben noch gedruckt werden konnten, übertragen. Auch die Anstalten und Associationen L.s für Wissenschaft, Kunst, Literatur, Gewerbe und Handel sind unzählbar geworden. Viele sind weltberühmt und haben sich über die ganze Erde verbreitet. Unter den großen Citybankiers ist seit dem J. 1825 nur selten ein Bankrott vorgekommen, und man hat berechnet, daß ohne sie auf der ganzen Erde keine Anleihe von nur 10 Mill. Pf. mehr gemacht werden kann. An der Spitze der Wissenschaft steht die 1828 durch Privatassociationen gegründete London-Universität mit dem Zwecke, die in Hochkirchlichkeit verkommenen Universitäten zu Oxford und Cambridge zu überholen. Diese Universität schließt die Theologie aus ihrem Kreise aus, damit Jedem die wirkliche Wissenschaft zugänglich werde. Die Gegenpartei gründete für den alten anglikanischen Cultus die Universität King's-College, welche Anstalt indessen bisher wenig Erfolg hatte. Auch Sion- und Gresham-College ruhen auf orthodoxer Grundlage, ersteres ganz ausschließlich. Unter den Gymnasien stehen Charterhouse-, Westminster-, Merchant-Tailor's- und die St.-Pauls-School oben an. Charakteristisch sind die zunftartigen Institute für bestimmte Wissenschaften: so die Inn's und Temple's (s. Inns of Court) für Jurisprudenz und zugleich juristische Praxis; die Anstalten für Apotheker, Ärzte und Chirurgen, worin Zunft- und Monopolzwang seit Jahren mit dem Bedürfnisse freier Entwickelung kämpfen. Die praktische Medicin und Chirurgie ist durch die Menge Hospitäler, die nirgends so reichlich und mannichfaltig versehen werden als hier, zu der höchsten Ausbildung und Virtuosität gekommen. Dasselbe gilt von allen Wissenschaften für das praktische Leben, namentlich allen Zweigen der Naturwissenschaften, für welche es so viele Associationen, öffentliche Lehranstalten, Vorlesungen, Sammlungen, Modellkammern, Experimente und Ausstellungen gibt, daß man die Zahl derselben nicht mehr ermitteln kann. Wir erwähnen: die Staatsanstalten für Land- und Seemilitärwissenschaften in Greenwich, Chelsea und Sandhurst; sodann die London Institution, die Mechanic's Institution, die Russell-Institution, die Königliche Schule für Zeichnenkünste (Government school of ornamental art, in Marlborough- und Somersethouse). Unter den gelehrten Gesellschaften und Instituten: die Königliche Gesellschaft für exacte Wissenschaften, eine der ältesten Gesellschaften der Art in Europa; die Königliche und die Neue Malerakademie; die Linné'sche Gesellschaft mit dem großartigsten Herbarium und einer Bibliothek mit den seltensten Werken; das Königliche Institut Großbritanniens, 1799 gegründet, um die strenge Wissenschaft praktisch zu machen, mit berühmten Modellen, physikalischem Cabinet und chemischem Laboratorium; die Zoologische Gesellschaft mit den reichsten zoologischen Gärten der Welt in Regentspark und den Surreygardens; die Gesellschaft zur Hebung der Künste, des Handels und der Manufacturen mit mehr als 6000 Mitgliedern, reichen Sammlungen von Modellen und physikalischen Instrumenten, durch jährliche Preisvertheilungen besonders förderlich; die Gesellschaft für Entdeckungen im Innern Afrikas, welche in Verbindung mit der Regierung und durch Deutsche (Overweg, Petermann u. s. w.) zum Theil überraschende Entdeckungen und Forschungen veranlaßt hat; die Geographische Gesellschaft; die Gartenbaugesellschaft mit prächtigem Garten in Regentspark, mehr als 18 Acres groß, worin die Acclimatisirung exotischer Gewächse mit großem Erfolge versucht wird; verschiedene andere botanische Associationen mit jährlichen Ausstellungen; die Geologische Gesellschaft, berühmt wegen ihrer Mineraliensammlung, mit einer kostbaren Bibliothek; die Königl. astronomische Gesellschaft mit ihrer berühmten Mustersternwarte zu Greenwich und ihrer Organisation magneto-elektrischer Uhren über das ganze Königreich; die Asiatische Gesellschaft (s. d.), welche einen großen Theil der Geschichte des alten Asien, besonders Assyriens, in Monumenten und unabsehbaren Massen von Keilschriften (gesammelt im Britischen Museum) ans Licht gezogen hat; die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse durch Vertheilung von Schriften (unter Lord Brougham); das Athenäum, die berühmtesten Gelehrten Englands in mehr als 1500 Mitglie-

dern zu einem Club vereinigend; das Polytechnische Institut mit seinen unentgeltlichen Vorlesungen von besonders praktischer Wirksamkeit.

Von den zahllosen Museen und Kunstsammlungen, deren sich hier mehr als irgendwo im Privatbesitz befinden, steht das Britische Museum (s. **British Museum**) als das großartigste und reichhaltigste auf der ganzen Erde da. Die Masse von Literatur, Kunst, Alterthum, Wissenschaft ist so groß, daß eine ganze gelehrte Gesellschaft durch beinahe 30jährige Arbeit nicht im Stande gewesen ist, nur die Namen aller Gegenstände in einen Katalog zu bringen. Das Lesezimmer des Museums wird von mehr als 25000 Personen benutzt. Das Britische Museum bietet mit seinem berühmten Eisengitter und den Orangenterrassen schon von außen den geschmackvollsten Anblick. Außerdem sind von Instituten dieser Art noch besonders berühmt: das Museum für ökonomische Geologie, seit 1851 in einem originellen Palaste ohne Thür, mit einer 40 F. breiten und 60 F. langen, durch Reihen dorischer Säulen in drei Abtheilungen geschiedenen Halle; die United service Institution, eine Sammlung von Gegenständen für praktische Kunst und Wissenschaft, besonders merkwürdig wegen der hier aufgehäuften Raritäten aus der Schlacht bei Waterloo und einer vollständig in Figuren ausgeführten Darstellung derselben; das Soane'sche Museum in 24 Sälen (Alterthümer aller Art mit dem berühmten Alabastersarkophag aus den Ruinen von Theben); das Museum der Künstlergesellschaft mit der vollständigsten Sammlung von Kunstwerken, welche die Entwickelung aller Künste im letzten Jahrhundert versinnlichen; das Museum der Wundärzte; das Medicinische Museum; Saull's geologisches Museum; das Museum londoner Alterthümer (besonders Münzen bis in die röm. Zeit); das Entomologische Museum, das Museum des königl. Instituts (Mineralien); das Zoologische Museum; das Museum der königl. Akademie (Rafael'sche Cartons, Rubens u. s. w.); die National-Galerie; die Vernon'sche Galerie (Marlborough-House, Werke englischer Künstler). Endlich eine Menge von Künstlergesellschaften, größtentheils in Pall-Mall. Noch sind anzuführen: das Colosseum (Regentspark), beinahe die Größe des Pantheons in Rom erreichend; das Cyklorama, das Diorama, Burford's Panorama, die Ägyptische Halle und viele andere beliebte und große Schaustellungen der Art. Der Hauptsitz der Literatur ist in der City, wo alle großen Zeitungen (in und um Fleetstreet) erscheinen und die größten Buchhändler des Reichs (besonders in Paternoster row hinter dem Paulskirchplatze, den „Lungen Londons") wohnen. Die Zahl der Buchhandlungen steigt über 1000, die der kleinen und Zeitungshandlungen über 6000. An Buchdruckereien gibt es über 700, wobei die Kunst- und lithographischen Officinen mitgezählt sind. Von den Theatern, deren es 18 Haupt- und große Bühnen gibt, außer den unzähligen sogenannten Penny-Theatern und einer beliebten Marionettenbühne, nennen wir nur: Her Majesty's für 2500—3000 Zuschauer; das Königl. ital. Opernhaus (Covent-Garden); Drury-Lane für 3600 Zuschauer; Haymarket; St.-James; Sadler's Well's, letzteres das einzige, wo die Kunst noch eine reine Stätte und Shakspeare classische Darsteller findet. Astley's Amphitheater mit seinen unvergleichlichen Pferdestücken ist einer der beliebtesten Vergnügungsorte. Unter den Musikvereinen und Concertsälen nehmen zwei Singakademien, die Musikhalle für 3000 Personen (Hanover Square Rooms), wo Mozart, Beethoven u. s. w. ihre Verehrung finden, und die Philharmonische Gesellschaft, die erste Stelle ein.

L. verdankt dem sorgfältigen Cultus von Parks und Squares (umgitterten und mit schönen Häusern umbauten Gartenparks), die sich zu Hunderten durch die Stadt vertheilen, ein gutes Theil seiner gesunden Luft und die Erquickung im Grünen, da namentlich die prächtigen, zum Theil meilengroßen Parks stets ohne Umstände zugänglich sind und sonnigen Rasen zum Spielen und schattige Ruhestellen unter den schönsten Bäumen bieten. Berühmt sind St.-James-, Green- und Hydepark, an deren drei engl. M. lange, zusammenhängende Ausdehnung sich die meisten Staatsgebäude und Paläste der Großen andrängen; Kensington-Gardens, Regentspark und im Ostende Victoriapark; ebenso der neue große Batterseapark im Westen der Surreyseite. Die Gärten für öffentliche Vergnügungen: Vauxhall- und Cremorne-Gardens, übertreffen an Größe, Pracht und Vielseitigkeit von Lustbarkeiten alle derartigen Institute auf der Erde. In vielen Squares, aber auch auf besondern freien Plätzen sind Monumente aufgestellt. So Fishstreet-Hill mit einer von Chr. Wren zum Andenken an das große Feuer errichteten dorischen Säule von 202 F. Höhe, innerhalb welcher 345 Marmorstufen auf einen großen eisernen Balcon führen, von welchem man den großartigsten Anblick von dem Leben und Treiben in der City und auf der Themse genießt; die Yorksäule vor St.-Jamespark, 124 F., die Statue 13 F. 6 Z. hoch; Trafalgar-Square mit der Nelsonsäule. Die übrigen Plätze nehmen

Könige, Königinnen, Minister und Lords ein, besonders oft und geschmacklos aber Wellington. Der Smithfield-Market in der City war Jahrhunderte lang historisch und als Viehmarkt (wo 1852 über 2,300000 Thiere zum Schlachten verkauft wurden) berüchtigt. Nach der endlich beschlossenen Entferung des Viehmarkts wird der Platz zur Aufnahme des großen Central-Eisenbahnhofs (nach Pearson's Entwurf) eingerichtet werden. An sonstigen großen Plätzen für Märkte fehlt es sehr, sodaß sich deshalb der Verkehr größtentheils in besondere große Hallen und in mehre Straßen geflüchtet hat. Wegen Entwickelung großartigen Volkslebens sind die „Nachtmärkte“ von New-Cut (Southwark) Whitecroßstreet (City), Seven Dials (Holborn) u. s. w. berühmt, und die Jahrmärkte (fairs) von Greenwich, Stepney, Chalk-Farm, Blackwall u. s. w.; ebenso der Fischmarkt von Billingsgate, der Fleischmarkt von Newgate, besonders der Blumen-, Früchte- und Gemüsemarkt von Covent-Garden, täglich mit den Früchten aller Jahreszeiten und Zonen versehen (besonders von der londoner Kunstgärtnerstadt Kew), und der Kohlenmarkt mit der Kohlenbörse, wo jährlich über 150 Mill. Scheffel Kohlen für In- und Ausland verkauft werden. An den Tunnel (s. d.) und die Docks (s. d.), die jedenfalls zu den größten Weltwundern gehören, schließen sich Magazine, Waarenlager und Weinkeller an, in denen zum Theil eine kleine Stadt Platz haben würde. Der Portweinkeller mit etwa 80000 Orhoft ist von Eisenbahnen durchzogen. Über ihm befindet sich die sogenannte Queen's pipe (Tabackspfeife der Königin), ein ungeheuerer Ofen, in dessen nie verlöschendem Feuer alle geschmuggelten und nicht zu rechter Zeit abgeholten Waaren, selbst Schinken, Handschuhe, Uhren u. s. w., Millionen an Werth, verbrannt werden, um die „inländischen“ Preise nicht zu drücken. Die Süd- und Nordseite L.s werden durch neun prächtige Themsebrücken, größtentheils Meisterwerke der Wasserbaukunst, verbunden: London-, Southwark-, Blackfriars-, Waterloo-, Hänge- (Hungerford), Westminster-, Vauxhall-, Battersea- und die neue Chelsea-Hängebrücke. Über diese Brücken hinweg sind jetzt sogar (1853) andere Brücken projectirt worden, um die Southwark-Eisenbahnhöfe mit dem Central-Eisenbahnhof zu verbinden. Die Londonbrücke ist ein Meisterstück von Bogenspannung; die Southwark- und Vauxhallbrücke sind als Producte der Eisengießerei merkwürdig; die Hängebrücke (suspension bridge) ebenfalls, besonders aber wegen der Construction von oben, von wo aus ungeheuere Eisenbogen den Grund der Brücke tragen, und wegen ihrer Verbindung mit dem Haupt-Pier der Themse (Platz zum Landen und Aufnehmen von Passagieren der Localdampfschiffe). Die neueste eiserne Hängebrücke (Chelseahospital) wird als das Vollendetste, was Baukunst und Bewältigung des Eisens betrifft, angesehen. Doch bleibt die Waterloobrücke mit ihren neun Bogen (jeder 120 F. in Spannung) und in ihrer Gesammtlänge von 1008 F., eine Schöpfung des Franzosen Dupin, würdig eines Sesostris und Cäsar, jedenfalls eine der großartigsten Bauten der Art in der Welt. L. wird mit jedem Jahre reicher an Privatpalästen und Clubhäusern. Letztere sind in Zahl und Pracht eine charakteristische Eigenthümlichkeit dieser Stadt. Wir nennen: Union-, United Service-, Athenäum-, Travellers-, Reform-, Carlton-, Naval- and Militaryclub (alle in Pall-Mall); Conservative-, County-Service-, University-Guards-, Parthenon-, Oriental-, Alfred-, Wyndham-, Boodle's-, White's-, Brooks-, Arthur's-, Garrick-, Oxford and Cambridge-Club und die Club-Chambres mit Palästen von fabelhafter Pracht und Bequemlichkeit im Innern. Viele Hunderte von Clubs bleiben ungenannt. Jeder Mann von Stand und Bildung in L. und im ganzen Lande ist Mitglied eines londoner Clubs. Zu den bekanntesten Privatpalästen gehören: Apsleyhouse, für mehr als 200000 Pf. St. zur londoner Residenz Wellington's eingerichtet; die Paläste der Herzoge von Northumberland, Bedford, Sutherland, des Grafen Spencer, der Marquis von Westminster und Lansdowne, Bridgewater- und Burlingtonhouse; viele Paläste um Parks herum in den Extremitäten und ziemlich ganz Westbourne-Terrace, wo die Aristokratie der City-Kaufleute wohnt; auch viele „Hallen“ der City-Innungen. Diese Paläste, allerdings im Stil nur in griech. und andern Formen umherirrend, verdrängen doch mehr und mehr den altengl. nüchternen Typus, wozu die Menge Baugesellschaften für Verbesserung der Wohnung und Heimat der Armen und „Arbeitenden“ das Ihrige beitragen. Zu den umfangreichsten, kühnsten Bauten gehört der Eisenbahnhof der großen Nordbahn (Kingscroß), auf welcher täglich 300 Züge laufen (mit 11000 Beamten). Mit den 12 Haupteisenbahnhöfen und mehr als 100 Stationen innerhalb L.s und über dessen Häuser und Straßen hin, den mehr als 12000 Omnibus, Cab's und Hackney's (zwei- und vierräderigen Miethwagen), den 300 Dampfböten, welche blos innerhalb der Stadt auf der Themse ununterbrochen hin- und herschießen, den Tausenden von Lastfuhrwerken, die sich stets in den Straßen drängen, den 15000 Booten, Fähren, Lastkähnen zum Laden,

Löschen und Überfahren, den 10—12000 großen Seeschiffen und etwa 8000 Küstenfahrern, die jährlich im Hafen von L. (Pool) und in den Docks aus- und einlaufen, den unzähligen Dampfschiffen, die sie aufs Meer und aus demselben schleppen: gewährt L. ein Bild des Weltverkehrs, der nicht mehr übersehen und geschildert werden kann. L. ist eben der Brennpunkt des Handels aller Nationen der Erde geworden, die auch größtentheils in einer Menge von Cityhäusern persönlich vertreten sind. Die Industrie, obgleich in riesigen Dampfanstalten vollständig vertreten und sich auf alle Zweige ausdehnend, tritt doch gegen den Handel zurück. Am bedeutendsten sind Bier- und Zuckerfabrikation, erstere weltberühmt und für die halbe Welt producirend, letztere besonders von deutschen Händen bedient. Es gibt 110 der größten Bierbrauereien, unter denen die Riesenanstalt von Barclay, Perkins und Comp., welche jährlich ziemlich 1 Mill. Fässer producirt. Die jährliche Ausfuhr und Spedition, im Ganzen mit der Einfuhr gleich, ward in den Jahren bis 1850 auf 60—65 Mill. Pf. St. geschätzt und erreicht, nach der Scala der Steigerung berechnet, in diesem Jahrzehnd den Werth von 100 Mill. Das Vermögen der City-Kaufleute, deren Wechsel, Waaren und Grundstücke sich in allen Theilen der Erde befinden, ist nicht angegeben. Ihre Baarschaft ist auf 300 Mill. Pf. St. geschätzt worden. Geld- und Creditverkehr der Erde haben in der Bank von England, der Börse und über 70 Privatbanken ihren Mittelpunkt gefunden. Die Ostindische Compagnie und unzählige Handels- und Actiengesellschaften, die Stock- und Kornbörse, Lloyds, die Verkaufshalle, über 50 Assecuranzcompagnien gehören zu den bedeutendsten Organen des innern Verkehrs und des Handels nach außen. Die Gas- und Wasserlieferungscompagnien sind die großartigsten und segensreichsten Institute für L. als Stadt. Die Gascompagnien, 12 an der Zahl, liefern für mehr als 100000 öffentliche und ⅓ Mill. Privatflammen Jahr aus Jahr ein, für jede Nacht, ohne Berücksichtigung des Mondscheins, die Brennluft. Neben den Gasröhren und elektrischen Drähten, mit welchen L. unten dicht durchzogen ist, laufen noch Hunderte von meilenlangen, dicken und dünnen eisernen Aquäducten der zehn Compagnien, welche jedes Haus (wenigstens in der City ohne Ausnahme) stets mit reinem Wasser versorgen und das schmutzige unter der Erde davontreiben. Hierin, wie im Straßenpflaster und dessen Reinlichkeit, ist L. musterhaft; eben so auch die Polizei, das Werk Peel's, welche Tag und Nacht das Privateigenthum schützt und bewacht (ohne besondere Nachtwächter) und den Fluß des Verkehrs gegen Störungen trefflich zu erhalten weiß. Zu öffentlichen Vergnügungen dienen besonders die Parks und freien Plätze, innerhalb aber die charakteristisch-engl. Publichouses, Coffee-Rooms und Hôtels, sowie allerhand Speiseanstalten und gelegentliche Schaustellungen. Die Discussion-Rooms (freie Versammlungen in öffentlichen Localen, welche in aller parlamentarischen Form über bestimmte Themata disputiren) machen dem Erholungstriebe der gebildeten Mittelclasse alle Ehre. Durch den Krystallpalast in Sydenham haben Erholung, Bildung und Genuß des Volkes eine Richtung und einen Brennpunkt gewonnen, um welchen man L. beneiden muß.

L. war schon zur Römerzeit vor Christi Geburt eine bedeutende Stadt, als welche es von den röm. Schriftstellern unter verschiedenen Namen (Augusta Trinobantum, Legio secunda Augusti, Lundinium, Londinium) erwähnt wird. Konstantin d. Gr. umgab es mit Mauern, die einen Raum von etwa zwei Meilen im Umfang in sich schlossen. Nach Einführung des Christenthums ward es Sitz eines Bischofs und unter Alfred d. Gr. Hauptstadt von dessen Reich. Als der Normanne Wilhelm England eroberte, fand er bereits viele Privilegien in L. (der City) vor, die er bestätigte und welche durch Jahrhunderte hindurch entweder freiwillig oder nach siegreichem Kampfe der Stadt aufrecht erhalten wurden. König Johann brachte 1210 die Freiheiten der Stadt in eine Verfassung, die noch jetzt die Grundlage bildet. Seuchen, Pestilenzen, Empörungen, Feuersbrünste haben L. mehr denn zwanzig mal verwüstet und entvölkert; aber jedesmal ging es gewaltiger und größer aus Asche und Tod hervor, wobei sich die City stets in ihrer Eigenthümlichkeit zu erhalten verstand. Gegen die span. Armada (1588) konnte sie schon 20000 Mann und 38 Schiffe stellen. Obwol unter Elisabeth L. und Westminster noch weit voneinander getrennte Städte waren, fühlte sich die Königin doch bereits durch die Größe der Stadt beunruhigt und suchte deren Vergrößerung durch Verbote zu verhüten. Sie ist seitdem zu einer wenigstens zehnfachen Ausdehnung angewachsen, ohne daß man sie fürchtet. Ihre Größe hebt sich eben dadurch wieder auf, daß sie Stadt und Land enger verbindet und mit den entferntesten Städten immer mehr zusammenwächst. Sie wird dadurch ein ganz neuer Lebensorganismus. Nachdem L. die große Pest von 1665, welche über 68000 Menschen wegraffte, und das große Feuer des folgenden Jahres, das 13200 Häuser zerstörte, überstanden hatte, gelangte es zu fortwährend steigender Entwickelung. Doch seine neueste Bedeutung, seine erstaunliche Ausdehnung als Stadt,

Handelsplatz und Weltcontor gewann es erst und gewinnt es immer mehr, seitdem Dampf, Elektricität, Reichthum und Unternehmungsgeist, praktische Wissenschaft und Massenbildung den Weltverkehr zu einer immer blühendern Wahrheit machen. Die geographische Lage Englands und seiner Hauptstadt gaben ihr von jeher eine natürliche Prädisposition dazu. Als Herz des Weltverkehrs hängt es bereits durch elektrische und eiserne Verkehrsadern mit allen Hauptplätzen der Erde in organischer Verbindung zusammen, der größten Entfernungen spottend. Eisenbahnen und Dampfschiffe wetteifern beinahe in Schnelligkeit und Regelmäßigkeit des Kommens und Gehens mit dem Herzschlage lebendiger Organismen. Dieser lebendige, productive Zusammenhang mit der ganzen Welt erklärt es auch, weshalb bei dem riesigen Wachsthume Armuth und Roheit immer mehr abnehmen. Seit dem großen Zuge nach Australien droht indessen England und besonders L. eine Gefahr ganz unerwarteter Art: es fehlt an Händen zur Besorgung der Maschinen und an Arbeitern; es fehlt unter den 2½ Mill. Bewohnern der einen Stadt an Menschen. Vgl. Allen, „History of London" (4 Bde., Lond. 1829); Cruchley's „Picture of London" (16. Aufl., London 1851); Seyffarth, „Führer durch London und Umgegend" (Lpz. 1851).

Londoner Conferenzen und Protokolle ist der Name, unter welchem mehre völkerrechtliche Verhandlungen der fünf Großmächte aus neuerer Zeit bekannt wurden. Zuvörderst gehören die Ministerialconferenzen hierher, welche seit 1826 über die Angelegenheiten Griechenlands (s. d.) zu London stattfanden. Sodann trat 1. Nov. 1830 zu London auf Einladung des Königs der Niederlande ein Congreß zusammen, um über die politische Trennung Süd- und Nordniederlands zu unterhandeln. Diese wichtige Conferenz, welche die Grenzen und die politische Stellung des Staats Belgien (s. d.) bestimmte, bestand aus den Bevollmächtigten Östreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands mit Hinzuziehung des niederl. Gesandten. In ihrer ersten Sitzung schon beschloß die Conferenz die Einstellung der Feindseligkeiten zwischen Niederländern und Belgiern, indem die Heere sich hinter die Linie zurückziehen sollten, welche vor der Zeit des Tractats vom 30. Mai 1814 die Besitzungen des souveränen Fürsten der Vereinigten Provinzen von den nach diesem Tractat und den 1815 geschlossenen Verträgen von Wien und Paris seinem Gebiete hinzugefügten Provinzen trennte. In ihrem Definitivprotokoll vom 20. Jan. 1831 stellte sie sodann folgende Grundlagen der Abgrenzung des belg. Gebiets von dem holl. fest: 1) Die Grenzen Hollands sollen das ganze Gebiet, alle Festungen, Städte und Orte umfassen, welche der vormaligen Republik der Vereinigten Staaten der Niederlande 1790 angehörten. 2) Belgien wird von dem ganzen übrigen Theile des Gebiets gebildet, welches in dem Vertrage von 1815 die Benennung „Königreich der Niederlande" erhielt, mit Ausnahme des Großherzogthums Luxemburg, welches einen Theil des Deutschen Bundes ausmacht und fortwährend ausmachen wird. 3) Die Verfügungen der Wiener Congreßacte in Beziehung auf die freie Schiffahrt der Flüsse behalten ihre Anwendung auf die Flüsse, welche das holl. und belg. Gebiet durchlaufen. 4) Hinsichtlich der Enclaven in den gegenseitigen Gebieten sollen durch die fünf Mächte solche Austauschungen und Anordnungen zwischen den beiden Ländern bewirkt werden, die ihnen den gegenseitigen Vortheil eines gänzlichen Zusammenhangs der Besitzungen und eine freie Verbindung zwischen den in ihren Grenzen begriffenen Städten und Flüssen sichern. 5) Belgien soll einen immerwährend neutralen Staat bilden, dagegen aber auch 6) sich in die innere und äußere Ruhe anderer Staaten keine Eingriffe erlauben. Der König der Niederlande nahm dieses, sowie ein Protokoll vom 27. Jan., welches die Finanz- und Handelsverhältnisse behandelte, an; allein Belgien protestirte gegen das erstere. Die Conferenz erklärte nun die aufgestellten Anordnungen für fundamentale und unwiderrufliche. Doch der Widerstand Belgiens und die Verhältnisse im übrigen Europa veranlaßten die Conferenz in dem Protokoll vom 26. Juni zu 18 den Belgiern günstigern Artikeln hinsichtlich der Abgrenzung. Diese wurden von der Provisorischen Regierung in Belgien angenommen, von dem Könige der Niederlande aber verworfen. Der Prinz von Oranien drang mit einem Heere in Belgien ein, und erst in Folge der Demonstrationen Englands und Frankreichs wurden die Feindseligkeiten eingestellt. Die Conferenz aber unterzeichnete ihr Schlußprotokoll 14. Oct. in Form eines Vertrags, in welchem sie, um den europ. Frieden zu sichern, eine definitive Ausgleichung zwischen Belgien und Holland in 24 Artikeln vorschlug, die, nachdem sie von der belg. Kammer und dem Senat angenommen worden, auch der König Leopold unterzeichnete, worauf dieser Vertragsentwurf als förmlicher Tractat zwischen dem Könige der Belgier einerseits und den fünf Mächten andererseits zu London 15. Nov. 1831 unterzeichnet wurde. So schien die große Frage wenigstens in Ansehung Belgiens entschieden; allein von Seiten der Niederlande

erhoben sich jetzt weit größere Schwierigkeiten. Der König machte der Conferenz das Recht streitig, einem selbständigen Staate und Souverän Gesetze vorzuschreiben. Nun hatten zwar Belgien, England und Frankreich den Vertrag vom 15. Nov. 1831 und einen zweiten in Betreff der zu schleifenden belg. Festungen schon am 31. Jan. 1831 zu London ratificirt; allein Östreich, Preußen und Rußland hatten dies nur mit Vorbehalt der nothwendigen Modificationen gethan. Diese Vorbehalte enthielten den Keim zu der später erfolgenden Trennung der Conferenz und zu den einseitig von England und Frankreich ergriffenen Maßregeln. In ihrem Protokoll vom 11. Juni 1832 erklärte die Conferenz, in keine Unterhandlungen sich einlassen zu können, welche den Verpflichtungen vom 15. Nov. 1831 gegen Belgien zuwiderliefen; und in Folge wiederholter Anregung Belgiens auf Räumung des belg. Gebiets von holl. Truppen erkannte sie in ihrem Protokoll vom 10. Oct. 1832 die Nothwendigkeit an, Zwangsmittel gegen Holland zu gebrauchen. Doch Östreich, Preußen und Rußland erklärten sich gegen alle Zwangsmittel und somit war die Conferenz in sich getrennt. An die Stelle der Conferenzprotokolle trat seit dem Oct. 1832 ein Notenwechsel, der die Sache nicht weiter brachte, bis das abermalige Einrücken des franz. Heeres im Dec. 1832 und die Einnahme der Citadelle von Antwerpen durch dasselbe, sowie die Blockade der Schelde und der holl. Küste durch eine franz.-engl. Flotte den Knoten durchschnitt. Der Londoner Vertrag vom 21. Mai 1833 machte diesen Zwangsmaßregeln ein Ende und setzte einen Status quo fest, der Belgien ziemlich günstig war. Hierauf machte die Conferenz nur schwache Versuche zur Fortsetzung der Unterhandlungen, die im Aug. 1833 abgebrochen wurden und nun längere Zeit ruhten, bis am Ende, nachdem Holland 1838 zur Annahme der 24 Artikel sich bereit erklärte, das Conferenzprotokoll vom 22. Jan. 1839 die Trennung und die übrigen damit verbundenen Fragen definitiv regulirte und nun zum Abschluß des Friedensvertrags führte, der 4. April 1839 von Seiten der Niederlande und 19. April von Seiten Belgiens unterzeichnet wurde. Eine dritte Londoner Conferenz fand zu London statt in der türkisch-ägyptischen Frage (1840), diesmal jedoch ohne Frankreich, welches, obgleich dazu eingeladen, seine Mitwirkung versagte. (Über die dort gefaßten Beschlüsse s. **Ägypten** und **Osmanisches Reich**.) Endlich haben 1851 abermals die fünf Mächte zu London ein Protokoll unterzeichnet, worin sie die Untheilbarkeit der dänischen Monarchie für ein europäisches Interesse erklären und in diesem Sinne eine gemeinsame Erbfolge für das Königreich selbst und die damit gegenwärtig verbundenen Herzogthümer Schleswig und Holstein festsetzen. (S. **Dänemark** und **Schleswig-Holstein**.)

Londonderry oder **Derry**, auch **Coleraine** oder **Krine** genannt, eine Grafschaft der irländ Provinz Ulster, hat ein Areal von 38¼ QM., wovon 11 QM. auf Bergland, Moor und Seen kommen. Die Oberfläche ist zum Theil flach, zum Theil bergig; die höchsten Punkte sind der Benyevenagh im Norden, der Slieve Gallion und die Berge Carntogher im Süden. Der östliche Theil ist durch den Bann mit dem Mayola und dem Clady, der westliche durch die Foyle mit dem Faughan und Roe bewässert, die beide in den Atlantischen Ocean fließen. Etwa zwei Fünftel des Landes bestehen aus Ebenen und Thälern und sind im Ganzen fruchtbar. Die Berggegenden sind großentheils wild und unfruchtbar, voll sumpfiger, unzugänglicher Schluchten. Die Haupterzeugnisse sind Hafer, Kartoffeln und Flachs, sowie Gerste und neuerdings auch Weizen. Zerstreute Gehölze gewähren mehr landschaftlichen Reiz als Nutzen. Die Viehzucht ist bei der Spärlichkeit der Weiden unbedeutend. Eisen findet sich fast überall, hier und da auch Kupfer, Blei und Steinkohle, aber der Bergbau fehlt. Die Industrie beschränkt sich auf Leinwandbereitung und etwas Baumwollen- und Tuchfabrikation. Die Grafschaft zählte 1851 191744 E., 30430 weniger als 1841, und schickt vier Mitglieder in das Parlament. Das Land wurde, soweit es nicht der Kirche oder Corporationen gehörte, von König Jakob I. den Compagnien von London überlassen, die es daher meist besitzen unter Pacht oder Erbpacht. Die Hauptstadt **Londonderry** oder **Derry**, in bergiger Gegend, am linken Ufer und eine halbe Meile oberhalb der Mündung des hier von einer mehr denn 1000 F. langen, in Amerika erbauten schönen Holzbrücke überspannten und für Schiffe von 300 Tonnen fahrbaren Foyle in den gleichnamigen Meerbusen gelegen, ist ein bedeutender und wohlhabender Hafenplatz Irlands und der Sitz eines kath. und eines protest. Bischofs. Die Stadt hat seit 1614 dicke bastionirte Mauern, die zu öffentlichen Spaziergängen dienen, vier breite Hauptstraßen, eine gothische Kathedrale von 1633, acht andere Kirchen und Kapellen, einen bischöflichen Palast, eine schöne Gerichtshalle mit einem Porticus, ein großartiges Grafschaftsgefängniß, ein Kranken- und ein gutes Armenhaus, eine Leinwandhalle und einen tiefen, breiten und sichern Flußhafen. Sie zählt 10000 fast durchweg protest. E., treibt lebhafte Schiffahrt, führt Leinwand, Salzfleisch nach Westindien und Amerika,

Getreide nach Liverpool aus und unterhält Leinwebereien, Bleichen und Gerbereien. L. ist eine uralte Stadt, die oft von Eroberung und Verheerung heimgesucht ward. Namentlich ist die Belagerung von 1688 denkwürdig, welche sie sieben Monate lang unter dem Bischof Walker und dem Major Baker gegen die ganze Streitmacht Jakob's II. aushielt. Der Borough Coleraine, 1 M. oberhalb der Mündung des Bann gelegen, einst Culraithin genannt, mit einem alten Schlosse, dem kleinen unsichern Hafen Portrush, zwei anglikan. Kirchen und fünf Kapellen, einer von der londoner Hibernian society erbauten Schule und 5000 E., unterhält starke Leinwandweberei, gute Bleichen, Lachsfang und Schiffahrt.

Londonderry (Charles William Vane, Marquis von), früher Sir Charles Stewart, brit. Staatsmann, wurde 17. Mai 1778 geboren, trat früh in das brit. Heer, durchlief schnell die untern Grade und zeichnete sich unter dem General Moore an der Spitze einer Husarenbrigade in Spanien aus. Später diente er unter Wellington, dessen Freundschaft er sich in hohem Grade erwarb, und ward seit 1813 oft in diplomatischen Angelegenheiten verwendet. So schloß er 1813 als brit. Bevollmächtigter die Convention von Reichenbach, folgte dann dem Heere der Verbündeten als Militärcommissar und unterzeichnete 1814 den Frieden von Paris. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er mit dem Titel Lord Stewart in den Peersstand erhoben. Zugleich erhielt er den Rang als Generallieutenant. Im J. 1819 heirathete er die schöne Lady Fanny Vane, eine reiche Erbin, und vertauschte in Folge dessen seinen Familiennamen Stewart mit dem ihrigen. Nach dem Tode seines Halbbruders Castlereagh (s. d.) wurde er Marquis von Londonderry und ging bald darauf als außerordentlicher Gesandter nach Wien, zerfiel aber wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Heilige Allianz mit den Ministern Liverpool und Canning und wurde zurückgerufen. Die kurze Verwaltung Canning's 1827 fand an ihm den heftigsten Gegner. Dem starrsten Torysmus ergeben, erklärte er sich auch im Unterhause 1829 gegen die Emancipation der Katholiken, ungeachtet das Toryministerium selbst die Maßregel beförderte. Seit 1830 sprach er eifrig gegen die politischen Bewegungen, welche die franz. Julirevolution nach sich zog, zugleich aber auch für den span. Prätendenten Don Carlos. Ganz besonders machte er sich den Whigs verhaßt durch die Bekämpfung der Reformbill. Als 1834 das Toryministerium Peel-Wellington das Staatsruder ergriff, ernannte ihn dasselbe zum brit. Gesandten in Petersburg. Die Opposition erhob sich indessen so energisch gegen diese Ernennung, daß sie stillschweigend zurückgenommen wurde. Im J. 1837 erhielt er jedoch den Titel eines Generals der Cavalerie und machte dann eine Reise über Petersburg, wo ihn der Kaiser Nikolaus sehr freundlich aufnahm, nach Konstantinopel und dem Orient. In neuester Zeit machte er sich hauptsächlich durch seine Bemühungen, die Freiheit Abd-el-Kader's, den er auf dem Schlosse Amboise besucht hatte, zu erlangen, bekannt, und der Briefwechsel, den er darüber mit Ludwig Napoleon führte, ist wol nicht ohne Einfluß auf die endliche Freilassung des Gefangenen geblieben. Ende 1852 wurde ihm der durch den Tod Wellington's erledigte Hosenbandorden verliehen. Von seinen Schriften ist die „History of the war in Spain" (Lond. 1829) für die Kriegsgeschichte nicht ohne Interesse, leidet jedoch an politischer Parteisucht. Derselbe Vorwurf trifft das sonst für die Geschichte der diplomatischen Verhandlungen nicht unwichtige Werk „Narrative of the late war in Germany and France" (Lond. 1833; deutsch, 2 Bde., Weim. 1836). Seine „Recollections of a tour in the north of Europe" (Lond. 1838), sowie die „Steam voyage to Constantinople" (Lond. 1842) enthalten viele anziehende Details, da Rang und Charakter dem Verfasser Zutritt zu Kreisen gaben, die dem gewöhnlichen Reisenden verschlossen bleiben.

Londonderry (Henry Robert Stewart, Marquis von), s. Castlereagh.

Longchamp, gegenwärtig eine Pächterei am rechten Ufer der Seine, bei dem Gehölz von Boulogne, westlich von Paris gelegen, war früher ein Nonnenkloster, welches Isabella, die Schwester König Ludwig's IX., stiftete, die auch darin 22. Febr. 1269 ihr Leben beschloß. Das Kloster führte den Namen Abbaye de l'humilité de Notre-Dame, und die Wunderkräfte, welche man den Gebeinen der daselbst ruhenden Isabella beimaß, veranlaßten Leo X. 1521, dieselbe selig zu sprechen. Seit Heinrich's IV. Zeit gab dieser Wallfahrtsort frommer Büßer, vorzüglich aus der vornehmen Welt, durch manchen Liebeshandel der Nonnen großes Ärgerniß. Namentlich wurden die Ostermessen daselbst wegen des schönen Gesangs der Nonnen von den vornehmen Ständen häufig besucht, bis der Erzbischof von Paris diese Musikfeste verbot. Nichtsdestoweniger blieb L. der Tummelplatz der vornehmen Pariser und reichen Briten, und es gehörte gleichsam zum guten Tone, am Mittwoch, Donnerstag und Freitag der Osterwoche in einer solennen Fahrt, nach Art der ital. Corsos, der sogenannten Promenade de Longchamp, sich

dort einzufinden und dabei den Luxus aufs höchste zu treiben. Allein in den ersten Jahren der Revolution, während welcher die Abtei L., wie alle Klöster Frankreichs, aufgehoben und demolirt wurde, erlosch der Glanz dieses Orts und mit ihm die Fahrt dahin. Erst zur Zeit des Directoriums kam letztere wieder in Aufnahme. Die damalige Regierung bemühte sich, einen neuen Glanz über diese Spazierfahrt zu verbreiten, welche nun eine wahre Zurschautragung der pariser Moden wurde. Was die Schneider und Modistinnen Neues ausgesonnen hatten, wurde hier vorgetragen und für die bevorstehende Saison tonangebend. Auch unter dem Kaiserreich und der Restauration blieb die Fahrt nach L. ein Fest der Mode. Seit 1830, und besonders seit 1848, hat L. viel von seinem frühern Glanze verloren, obschon die Fahrt an den genannten Tagen noch immer besteht. Diese erstreckt sich nicht mehr bis an die Stelle, wo einst die Abtei von L. stand, sondern beschränkt sich lediglich auf die große Avenue der Eliseischen Felder vom Concordienplatze an bis zum Triumphbogen der Sternbarrière. Auf dieser Strecke sieht man alsdann, zumal am Gründonnerstage, dem Haupttage der Fahrt, Alles vereinigt, was mit neuen Wagen, Reitpferden und Geschirren, mit neuen Moden, Livréen, Wappen und dergleichen Luxusartikeln paradiren oder speculiren will.

Longfellow (Henry Wadsworth), amerik. Dichter, ward 27. Febr. 1807 zu Portland im Staate Maine geboren und studirte in Bowdoin-College zu Brunswick, wo er 1825 promovirte. Schon als Student schrieb er einige Gedichte für die „United States' Literary Gazette", die ihm solchen Ruf erwarben, daß ihm 1826 trotz seiner Jugend die Professur der neuern Sprachen am Bowdoin-College angeboten wurde. Ehe er dieselbe jedoch antrat, unternahm er eine Reise nach Europa, auf der er drei Jahre zubrachte und Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland, Holland und England besuchte. Im J. 1829 kehrte er nach Amerika zurück, wo er mit Eifer den Pflichten seines Berufs oblag und die Mußestunden der Dichtkunst widmete. Im J. 1833 veröffentlichte er eine treffliche Übersetzung der Coplas des Don José Manrique, mit einer einleitenden Abhandlung über die span. Poesie, und 1835 den Roman „Outremer", der von allen poetischen Gemüthern Amerikas mit Begeisterung aufgenommen wurde und den Namen L.'s schnell berühmt machte. Als daher Ticknor 1835 den Lehrstuhl der neuern Sprachen und schönen Literatur in Cambridge, der ältesten und geachtetsten der amerik. Universitäten, aufgab, ward L. zu dem erledigten Posten berufen, wodurch er zu einer abermaligen Reise nach der Alten Welt veranlaßt wurde, um die Sprachen und die Literatur des nördlichen Europa zu studiren. Er verbrachte seit 1835 mehr als ein Jahr in Dänemark, Schweden, Deutschland und der Schweiz und begab sich dann zur Übernahme seiner Professur nach Cambridge, wo er sich jetzt dauernd niederließ. Im J. 1842 machte er jedoch zur Wiederherstellung seiner sehr angegriffenen Gesundheit einen neuen Ausflug nach Europa, namentlich nach Frankreich, Deutschland und England. Unterdessen hatte er seinen „Hyperion" (Cambr. 1839; neue Ausgabe mit Abbildungen von Birket Foster, Lond. 1853) geschrieben, einen auf deutschem Boden spielenden und in deutscher Manier gedichteten Künstlerroman. Hierauf folgten: „Voices of the night", eine Sammlung von Gedichten (1840); „Ballads and other poems" (1841), worunter der herrliche „Skeleton in armour" und eine Übertragung von Tegnér's „Kindern des Abendmahls"; ferner „The Spanish student", ein Drama (1842); „Poems on Slavery" (Cambr. 1843); „Poets and poetry of Europe" (Phil. 1845), in welchen er treffliche Übersetzungen namentlich deutscher Gedichte gab, und die Novelle „Kavanagh" (1849). Überhaupt ist in seinen Werken die Einwirkung europ. Muster nicht zu verkennen; so in der „Evangeline" (1850), einem idyllischen Epos, das sich durch seine wohlklingenden Hexameter auszeichnet. Auch der Stoff seiner neuesten Dichtung „The golden legend" (Boston 1851; 2. Aufl., 1852) ist dem „Armen Heinrich" Hartmann's von Aue entlehnt. Große Zartheit, malerischer und dramatischer Stil und eine tiefe Empfindung alles Edeln und Guten sind Eigenschaften, die man den Poesien L.'s nicht absprechen kann, welche allerdings mehr durch Anmuth und schwärmerische Romantik als durch kräftigen Schwung der Gedanken und frische Originalität fesseln. Seine Werke erschienen gesammelt in Bohn's „Miniature library" (2 Bde., Lond. 1851).

Longford, die nordwestlichste Grafschaft der irländ. Provinz Leinster, hat ein Areal von 19½ QM., ist im nördlichen Theile mit den eisen- und kohlenreichen Cairnclonhughbergen erfüllt, die mit den Morästen, dem Govnagh und andern Seen über 5 QM. einnehmen, im Übrigen eben und außer den jährlich überschwemmten Sumpfniederungen am Shannon fruchtbar. Man erntet vorzüglich Hafer. Doch ist die Viehzucht die Hauptnahrungsquelle; die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf Leinwandbereitung. Die Grafschaft zählte 1841 eine Bevölkerung von 115941, 1851 nur noch von 83198 E., was eine Abnahme von 28 Proc.

ergibt. Die Hauptstadt **Longford** ist ein freundlicher Ort am Camlin, in schöner Gegend, mit Artilleriekaserne, Gerichtshalle, Spital, Markthalle und 4000 E., welche Viehzucht, Leinwandmanufactur, Bleichen und Getreidemärkte unterhalten und viel Hafer nach Drogheda ausführen.

Longhi (Jos.), berühmter ital. Kupferstecher, geb. 13. Oct. 1766 zu Monza, der Sohn eines Seidenhändlers, bildete sich in der Kupferstecherschule des Florentiners Vicenzo Vangelisti zu Mailand und trieb zugleich die Malerei. Später ging er nach Rom, wo Morghen sein Freund wurde. Als er 1797 nach Mailand zurückgekehrt war, gab ihm Bonaparte den Auftrag, sein Bildniß, von Gros gemalt, in Kupfer zu stechen. Der Vicekönig von Italien ernannte ihn zum Professor an der Kunstakademie. L. starb zu Mailand 2. Jan. 1831. Kein gleichzeitiger Künstler verstand in seinen Stichen das Fleisch mit solcher Lebendigkeit wiederzugeben wie er. Er war Meister in jeder Art des Stichs, ordnete aber seine technische Wissenschaft stets dem Kunstzweck unter. In der freien Stichmanier, in welcher sich Radirung mit kalter Nadel verbindet, übertraf er selbst die frühern großen Meister; so in den Philosophen nach Rembrandt und in seinem Dandolo nach Mettrini. Seine nach Correggio gestochene Magdalena bringt mit außerordentlicher Treue die Durchsichtigkeit und Zartheit der Tinten des bewunderten Originals durch den Grabstichel zur Anschauung. Ebenso vortrefflich ist die nach Albani gestochene Galatea, wie sie in einer Muschel auf den Wellen schwimmt, die Vision des Hesekiel nach Rafael und sein „Sposalizio", d. i. Rafael's Vermählung der Heiligen Jungfrau. Seine letzte Arbeit, das Jüngste Gericht nach Michel Angelo in zwei Blättern nach des röm. Malers Minardi Zeichnung, blieb unvollendet. Durch seine „Teoria della calcografia" (Bd. 1, Mail. 1830), die aber ebenfalls unvollendet blieb, machte er sich auch als Schriftsteller rühmlich bekannt. Unter seine Schüler gehören P. Anderloni, Garavaglia, Felsing, Krüger, Gruner und Steinla.

Longinus (Dionysius Cassius), ein platonischer Philosoph und berühmter Rhetor aus der Mitte des 3. Jahrh. n. Chr., nach Einigen aus Emesa in Syrien, nach Andern aus Athen gebürtig, beschäftigte sich zu Alexandrien und Athen unter der Leitung der ausgezeichnetsten Gelehrten mit der griech. Literatur. In seinen spätern Jahren folgte er dem Rufe der Zenobia als Lehrer ihrer Kinder nach Palmyra, wurde zugleich in das Schicksal dieser aufrührerischen Königin mit verwickelt und auf Befehl des Kaisers Aurelianus als Hochverräther 273 n. Chr. enthauptet. Von seinen vielen Schriften ist nur noch die „Vom Erhabenen" vorhanden, worin er mit dem feinsten kritischen Gefühle das Wesen des Erhabenen in Gedanken und Schreibart durch Regeln und Beispiele trefflich erläutert. Nach der ersten Ausgabe Robortelli's (Bas. 1554) wurde sie von Morus (Lpz. 1769), von Toup mit Ruhnken's Anmerkungen (Orf. 1778; zuletzt 1806), von Weiske (Lpz. 1809) und Egger (Par. 1837) am besten bearbeitet, von Schlosser ins Deutsche (Lpz. 1781), von Boileau ins Französische übersetzt (Par. 1694 und öfter).

Long-Island, d. i. Lange Insel, ist der Name mehrer Inseln. Außer der nördlichsten Abtheilung der Hebriden (s. d.) ist die berühmteste die an der Südküste des nordamerik. Freistaats Neuyork (s. d.) gelegene Insel L., zugleich die größte atlant. Insel der Union, 26 M. lang, 48 QM. groß, reich an Häfen und Buchten. Sie bildet mit der gegenüber liegenden Küste den **Connecticut-** oder **Long-Island-Sund**, einen Golf, der eine sichere und bequeme Schiffahrt gewährt, an der Ostseite einen kaum 2 M. breiten Eingang hat und an der Südwestseite nur durch eine schmale, wegen ihrer Felsmassen und Stromschnellen gefährliche Durchfahrt, das sogenannte Höllenthor (Hellgate) mit dem East-River oder dem östlichen Mündungsarme des Hudson in Verbindung steht. Durch den letztern wird die Insel L. von der Stadt Neuyork, durch die Narrows, die enge Haupteinfahrt und Ausfahrt zum Meere, von der kleinern Insel **Staten-Island**, wie diese durch die Raritonbai vom Festlande getrennt. Beide Inseln zusammen haben gegenwärtig eine Bevölkerung von mehr als 750000 Seelen, wovon auf die Stadt Brooklyn (s. d.) 97000, auf Williamsburg 31000 kommen, zwei rasch aufblühende Ortschaften, welche gemeinschaftlich mit Neuyork als eine einzige Stadt betrachtet werden. Die Südküste von L., wo die von kleinern Eilanden eingeschlossene Bai von Jamaica sich befindet, ist flach, sandig und mit Salzsümpfen bedeckt, doch strichweise auch ergiebig an Getreide, besonders Mais. Die Nordküste ist bergig und hat fetten Boden, welcher Getreide und Futterkräuter trägt. Der östliche Theil spaltet sich in zwei große Landzungen, welche die Gardner's Bai umschließt, an deren Südküste der Hafen Sag-Harbour liegt. Außer Getreide wird viel Flachs und Hanf gewonnen, Rindvieh, Schafe und Pferde gezogen, Fische, Austern und Hummern gefangen. Der Garten- und Obstbau wird sehr gepflegt und die Baum- und Samenschulen auf L. sind im Stande, alle Staaten der Union mit Setzlingen und guten Sämereien zu versehen.

Auch werden auf L. im Sommer viele Plätze als Seebäder benutzt. Auf Staten-Island ist die Quarantäne von Neuyork.

Longobarden, in latinisirter, seit dem 12. Jahrh. üblicher Namensform, eigentlich aber **Langobarden**, eine wenig zahlreiche, aber sehr tapfere deutsche Völkerschaft suevischen Stamms, wohnte nach den ältesten Nachrichten um die Zeit von Christi Geburt an der Niederelbe und höchst wahrscheinlich an deren linkem Ufer, im heutigen Lüneburgischen, da, wo noch später der Bardangau, die Stadt Bardanwik (Bardowiek) und andere verwandte Ortsbenennungen als Erinnerung an sie gelten. Ihr Name selbst aber wird von der eigenen Volkssage, die ihre Geschichte von Anfang bis zu Ende so voll, frisch und duftend umrankt wie keines andern deutschen Stamms, mit einer schönen und uralten, in der Vorrede zu König Rothari's Gesetzen (im Juli 668) zuerst aufgezeichneten Dichtung auf ihre langen Bärte bezogen, was weder unmöglich noch unwahrscheinlich. Daneben ist unter allen andern versuchten Deutungen sprachlich zulässig nur noch die Ableitung von dem auch an sich schon nahe verwandten parta, barte, Streitaxt. In ihren alten Sitzen, wo ihnen östlich die Semnonen und vielleicht auch andere Sueven, südlich die Hermunduren, westlich die Cherusker, nördlich die Haruden und Chauken gewohnt zu haben scheinen, wurden sie heimgesucht und geschädigt durch Tiber auf dessen Zuge im J. 5 n. Chr. Darauf, im J. 17, wandten sie sich von Marbod zu Armin (Herman) und den Cheruskern und setzten wenig später den vertriebenen Italicus wieder als König bei den Cheruskern ein. Danach geschweigt die Geschichte ihrer auf lange Zeit.

Etwa im Laufe des 4. Jahrh. mag ihre Auswanderung begonnen haben, welche sie nach langen Fahrten und vielfachen Kämpfen mit den deutschen Oststämmen und den benachbarten slawischen und hunnischen Völkerschaften ins Donauland führte, wo sie mit dem oström. Reiche in nähere Berührung traten, das Christenthum nach dem arianischen Bekenntnisse annahmen und, lange bedrängt von mächtigen Nachbarstämmen, sich endlich durch Zertrümmerung des Reichs der Heruler (s. d.) um 512, dem sie zuvor zinspflichtig gewesen waren, und des Reichs der Gepiden (s. d.), 566 oder 567, zu Herren Pannoniens und zum mächtigsten und reichsten Volke jener Gegenden erhoben. Ihr König Alboin (s. d.), ein unternehmender, lange und weithin in Liedern gefeierter und, wie Chlodwig und Theodorich, zugleich auch mit politischer Einsicht begabter Heerführer, warf nun seinen Blick auf Italien, das durch den langen gothischen Krieg, durch Pest und Hungersnoth erschöpft und jetzt vom bedrängten Byzanz her kaum der Hülfe gewärtig, den Longobarden aber bereits bekannt war, da sie schon dem Narses ein Hülfsheer gegen die Gothen gesendet hatten. Im J. 569 drang Alboin in Italien ein und seine zuchtlosen Scharen überfluteten rasch den nördlichen, seitdem die **Lombardei** (s. d.) genannten Theil, bis in die Nähe von Rom, während er selbst mit großer Umsicht langsamer vorzudringen und vor allem die Nordgrenze mit den Alpenpässen zu gewinnen und zu sichern gedachte. So blieb die Eroberung von vornherein lückenhaft und die Küstenstriche wie die festen Städte Padua, Cremona, Mantua, Ravenna, Rom, Genua, Venetia u. s. w. widerstanden noch, theils mehre, theils viele Jahre, theils gänzlich. Das Hemmniß aber entsprang neben der Widerspenstigkeit der Großen aus dem durchgreifenden Mangel an innerer Einheit, da es namentlich an der Abgeschlossenheit des Stamms gebrach. Denn die Eroberung war den noch immer nicht sehr zahlreichen Longobarden überhaupt nur möglich geworden durch den Anschluß bedeutender Scharen aus verschiedenen Völkern: Bulgaren, Sarmaten, Pannoniern, Norikern, Alemannen, Sueven, Gepiden und Sachsen, die theils untereinander beständig haderten, theils von den Longobarden so zurücksetzend behandelt wurden, daß unter andern die 20000 Sachsen, weil ihnen versagt ward, nach eigenem Rechte zu leben, wieder heimzogen, ein alemannischer Herzog aber sogar in die Reihen des Feindes überging. Ja Alboin selbst unterlag diesem Zwiespalte. Er ward durch sein gepidisches Gefolge ermordet, was die Sage umgebildet hat in eine Blutrache seiner Gemahlin Rosamunde für ihren durch Alboin's Hand gefallenen Vater, den Gepidenkönig Kunimund, aus dessen zum Becher verarbeiteten Schädel zu trinken Alboin sie genöthigt habe. Gleichfalls ermordet ward nach achtzehnmonatlicher Regierung (575) sein aus einem der angesehensten Geschlechter durch Wahl auf den Thron erhobener Nachfolger Klegh; und noch höher stieg die Verwirrung, als nun die 35 Herzoge aus Habsucht die königl. Güter an sich rissen und den Thron erledigt ließen. Zehn J. lang (575—585) schwärmten die L. plündernd hinab nach Unteritalien und hinüber nach Gallien, obgleich selbst Oberitaliens Unterwerfung noch nicht vollendet war, bis empfindliche Niederlagen und drohende Gefahren von gallischer und byzantinischer Seite her sie zwangen, wiederum einen König zu wählen und denselben mit der Hälfte ihrer Güter auszustatten. Der neue König, Klegh's Sohn, Authari (585—590), wandte sich

nach vergeblichen Unterhandlungen mit den Franken und Byzantinern an die nordöstlich wohnenden Baiwarier und gewann in ihres Fürsten Tochter, der kath. Theodelinde, eine Frau, deren Einfluß von tief und heilsam wirkenden Folgen für das Reich ward.

Erst von jetzt ab, im 18. J. nach der Eroberung, beginnt die Bildung eines politischen Rechtszustandes. Es war nämlich bei der Besitznahme des Landes allerdings der Grundsatz der Dreitheilung zur Anwendung gekommen, welcher so häufig bei griech., ital. und deutschen Völkern in Beziehung auf Bodenverhältnisse durchbricht und namentlich auch für die dem röm. Heere in seinen Hospitien oder Quartieren zu entrichtenden Leistungen und Lieferungen durch kaiserl. Gesetze festgehalten wurde. So hatten die Römer selbst bei ihren Eroberungen, so später Odoacer und die Ostgothen und so auch nun die Longobarden den dritten Theil des Bodens oder des Ertrags beansprucht. Allein die Longobarden waren trotz ihres Christenthums noch so wild und unbändig, daß Narses ihr Hülfsheer wegen seiner unerträglichen Roheit hatte entlassen müssen. Und wenngleich eine planmäßige Verheerung des Landes und eine gänzliche Ausrottung seiner Bewohner oder gewisser Classen derselben weder in der Absicht noch in der Macht der Eroberer lag, so waren doch viele Orte und Gegenden des schon so tief erschöpften Landes gar zur Einöde geworden und die Habsucht hatte unbedenklich geraubt, wo und was sie fand. Ja selbst nach der erfolgten Unterwerfung und Niederlassung herrschte noch vielfach drückendste Willkür und Gewaltthätigkeit. Jetzt aber, bei dem so schwer und drohend gefährdeten Zustande des Reichs, ward es für König Authari ein Gebot der Selbsterhaltung, sich mit den alten röm. Bewohnern des Landes in rechtlicher Form und Festsetzung zu vergleichen. Deshalb ordnete er die Verhältnisse durch eine neue Dreitheilung, die natürlich wiederum, wie die ursprüngliche, auf Kosten der Besitzenden erfolgte, d. h. der alten senatorischen Familien oder des hohen und reichsten Grundadels, der städtischen Corporationen (zu denen namentlich die Curialen oder Decurionen gehörten) und der Kirche; während die Possessores oder die kleinern freien Grundeigenthümer, deren Anzahl schon unter der röm. Herrschaft sehr zusammengeschmolzen war, sich, wie in allen andern Staaten jener Zeit, immer mehr verminderten, bis sie zuletzt gänzlich unter den Colonen oder Hörigen verschwanden, für deren ökonomische Lage es gleichgültig war, ob sie einem röm. oder einem longobard. Herrn zinsten. Ferner nahm Authari den von der konstantinischen Familie und den spätern Kaisern geführten Titel Flavius an, wodurch er in die Ansprüche und Rechtsverhältnisse des röm. Herrschers eintrat, also den legitimen Besitz aller fiscalischen Rechte und alles herrenlosen Landes erlangte und Schutzherr seiner röm. Unterthanen wurde, während er als longobard. König nur der Erste seines Adels blieb. Demzufolge bildete sich nun auch ein königl. Hof mit den für diese neuen Verhältnisse erfoderlichen Beamten. Jedoch war die longobard. Verwaltung sehr einfach und daher viel wohlfeiler als die äußerst drückende römische, was von hoher Bedeutung wurde wegen der großen Verarmung des Landes, da bei dem Darniederliegen von Handel und Verkehr sich alle flüssigen Capitale nach den in ihrer Gewerbthätigkeit geschirmten Städten des byzantin. Reichs zogen. Daraus erklärt sich die Erscheinung, daß nicht selten sogar Römer zu den Longobarden flüchteten, um dem harten Drucke der röm. Bureaukratie zu entgehen. Leicht wurden die longobard. Behörden den Bedürfnissen beider Bevölkerungen angepaßt. Die Gastalden waren die unmittelbaren königl. Beamten, welche die Rechte des Fiscus wahrten, die Domänen verwalteten, auf diesen das Richteramt übten und die eigentlichen Vertreter der röm. Bevölkerung bildeten. Neben ihnen standen Herzoge (duces), die obersten Würdenträger der longobard. Staatsangehörigen, vom Könige auf Lebenszeit ernannt, als Heerführer, Richter (judices) und Verwalter. Beiden untergeordnet waren die sculdasii (Schultheißen) als Richter der einzelnen Bezirke und endlich diesen letztern wiederum mit blos polizeilicher Befugniß die decani und saltarii (Zehnt- und Holzgrafen). Die Verfassung der Städte blieb zunächst im Wesentlichen bestehen, indem aus der Aneignung des röm. Herrscherbegriffs auch die Oberhoheit und Schutzherrlichkeit über die Städte folgte, welche nun durch die Gastalden im Namen des Königs ausgeübt wurde, woneben jedoch auch die Bestrebungen der Herzoge und der Bischöfe einen sehr bedeutenden und wachsenden Einfluß übten. Aber die altröm. municipale Freiheit der Selbstverwaltung war vorlängst schon erloschen, bis auf geringe Trümmer, welche nebst den noch bestehenden Corporationen die schwachen Keime erhielten, aus denen sich später mit dem Wiedererwachen der städtischen Lebensbedingungen, mit dem Handel und Verkehre unter den verschiedenartigsten, schon gegen das Ende der longobard. Zeit erkennbaren Anregungen und Einflüssen ein neues, frisches Leben entwickelte, welches gerade in den oberital. Städten so frühe, so kräftige und so mannichfaltige Blüten trieb.

Die kirchlichen Verhältnisse waren durch den Einbruch der Longobarden in die größte Verwirrung gerathen, indem die kath. Bischöfe vor diesen arianischen Ketzern flüchteten, obschon die Longobarden keinen Unterschied machten in der Verheerung und Ausplünderung weltlicher und geistlicher Güter, aber doch keine Religionsverfolgung übten. Gleichwol ward gerade eben diese Noth die Ursache einer einheitlichen festen Gestaltung der Kirche Italiens und das Hauptbeförderungsmittel für die Entwickelung des Papstthums, dessen Grund durch Authari's Zeitgenossen, Gregor d. Gr. (590—604), für alle Zukunft gelegt wurde. Daraus folgte eine thatsächliche Machtstellung, die der andern im röm. Italien vorhandenen Macht, dem kaiserl. Statthalter in Ravenna gegenüber um so höher stieg, je mehr der nationale und confessionelle Gegensatz und Widerwille gegen Byzanz erstarkte. Auf solche Grundlage gestützt, erfaßte und löste Gregor seine Aufgabe durchaus in altröm. Geiste, mit bewundernswerther Einsicht, Kraft und Beharrlichkeit, sodaß durch ihn der Papst als der natürliche Vertheidiger und Hort der röm. Kirche und des röm. Staats erschien. Durch Rath und That unterstützte er überall, wo es galt, den Krieg gegen die Longobarden, und wo Gelegenheit sich bot, vermittelte er zwischen ihnen und dem Kaiser und benahm sich dabei wie eine selbständige Macht, ward auch als solche vom longobard. Könige behandelt. Die kaiserl. Behörden überwachte er, soweit er irgend vermochte, und suchte Übergriffen und Misbräuchen zu steuern. Vorzugsweise aber (und hier sogar nicht wählerisch in den Mitteln) war er bedacht auf die Ausbreitung der kath. Kirche und deren einheitliche Unterordnung unter den röm. Stuhl. Unter den Longobarden gewann der staatskluge Gregor eine eifrige Bundesgenossin an Theodelinden, die bereits ihren zweiten Gemahl Agilulf (gest. 615) vermochte, der kath. Geistlichkeit einen Theil ihres Vermögens und Ansehens zurückzugeben und seinen eigenen Sohn katholisch taufen zu lassen. Sie erbaute auch die prachtvolle Basilika Johannes' des Täufers zu Monza bei Mailand, in welcher später die longobard. Königskrone, von einem darin befindlichen Nagel des Kreuzes Christi die **Eiserne Krone** genannt, aufbewahrt wurde. Seitdem machte die Katholisirung der Longobarden rasche Fortschritte, zumal selbst ein Theil der longobard. Hülfsvölker, die Noriker und Pannonier, sich von Anfang zum Katholicismus bekannte und das Connubium oder die mit voller Gleichberechtigung gesetzlich erlaubte Verehelichung zwischen Longobarden und Römern förderlich entwickelte. Schon mit Aribert (gest. 663), einem Brudersohne Theodelindens, der auf die beiden mit ihrer Tochter Gundiberge vermählten Könige Ariowald (gest. 636) und **Rothari** (gest. 652) folgte, beginnt die Reihe der kath. Herrscher. Theodelindens Familie erhielt sich zwar durch Zustimmung des Volkes auf dem Throne bis 702, indem nur Grimoald, Herzog von Benevent (662—671), als Usurpator die Reihe unterbrach; allein Parteiungen, Widerspenstigkeit und Auflehnungen der Herzoge ließen das Reich weder im Innern zu fester Einheit erstarken, noch auch nach außen hin seine Grenzen erheblich erweitern. Nur Agilulf eroberte einige bisher noch unbezwungene Städte innerhalb des Reichsgebiets, darunter Padua, Cremona und Mantua, und Rothari unterwarf den Küstenstrich von Tuscien bis an die fränk. Grenze. Desto wichtiger dagegen ward durch ihre weitreichenden Folgen eine andere Unternehmung Rothari's, die Aufzeichnung des **longobardischen Volksrechts**, welche in lat. Sprache erfolgte und 22. Nov. 643 unter dem Namen Edictum promulgirt wurde. Später durch die Könige Grimuald (668), Liutprant (713—744), Ratchis (746), Aistulf (748—756) und Desiderius (756—768) revidirt, erweitert und fortgebildet, überlebte diese Gesetzgebung nicht nur den Untergang des longobard. Reichs um mehre Jahrhunderte, sondern es erwuchsen auch gerade aus dieser germanischen Grundlage und wiederum unter den Händen deutscher Männer die Anfänge des Rechtsstudiums und der Rechtswissenschaft im Mittelalter. Bis hinauf ins 10. Jahrh., in Otto's I. Zeit, lassen sich zu Pavia, dem Sitze des kaiserl. Pfalzgerichts, die deutlichen Spuren einer in ihren Anfängen meist deutsche Namen darbietenden Rechtsschule verfolgen, welche zu den Edicten der longobard. Könige die spätern Gesetze der Karolinger, der Herzoge Wido und Lantpert von Spoleto und der sächs. und salischen Kaiser sammelte und mit Hinzuziehung des durch die Entscheidungen des Pfalzgerichts gebotenen Materials revidirte, ordnete, ergänzte und erläuterte. Aus diesen Arbeiten entnahm sodann die Rechtsschule zu Bologna eine gegen Ende des 11. Jahrh. verfaßte systematische Sammlung (Liber Longobardae oder Lombardae) als Grundlage für einen Theil ihrer Vorlesungen. Nicht aber zu jenem Kreise gehört natürlich das im 12. Jahrh. aufgezeichnete **Longobardische Lehnrecht**, welches unter dem Namen Consuetudines oder Liber feudorum ebenfalls zu Bologna im Gebrauche war und durch das hohe Ansehen der bologneser Schule später auch in Deutschland Eingang und Geltung gewann. Vgl. Merkel, „Die Geschichte des Longobardenrechts"

(Berl. 1850). Rotharis' für die deutsche Rechtsgeschichte und namentlich für die Kenntniß des germanischen Familienrechts höchst wichtige Gesetzgebung war im Wesentlichen nach Inhalt und Form durchaus germanisch und galt zunächst auch nur für die deutschen Bewohner des Landes, aber für diese ohne allen Unterschied der Abstammung, als ein longobard. Reichsrecht, während in den andern germanischen Staaten die Angehörigen der verschiedenen Stämme je ihr eigenthümliches Recht als ein persönliches zu behalten und weiter zu vererben pflegten. Für die Staatsangehörigen röm. Abkunft blieb daneben wenigstens in civilrechtlichen Angelegenheiten und namentlich in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit das röm. Recht in Geltung. Erst im weitern Verlaufe der longobard. Gesetzgebung gewann mit der zunehmenden Verschmelzung beider Völkerschaften und mit der fortschreitenden Romanisirung des deutschen Theils auch das röm. und das kanonische Recht immer größern Eingang und einen umbildenden Einfluß auf die Bestimmungen des Volksrechts. Doch läßt sich noch in den viel später entstandenen localen Gesetzgebungen ein Vorwiegen bald des germanischen, bald des romanischen Bestandtheils erkennen, je nachdem Longobarden oder Römer den überlegenen Theil der Bevölkerung des Orts oder Landstrichs gebildet hatten. Der Romanisirung aber mußten die Longobarden trotz ihrer Kernhaftigkeit mit beschleunigter Bewegung verfallen, weil mehre mächtige Ursachen zusammenwirkten: die verhältnißmäßig geringe Anzahl des Volkes, das Connubium, die Annahme des kath. Bekenntnisses, die erhöhte politische Bedeutung, welche aus den fortwährenden Unruhen der röm. Bevölkerung erwuchs, weil auf sie zumeist wegen ihrer überlegenen Anzahl die kämpfenden Großen sich stützen mußten, die unter solchen Verhältnissen obsiegende lat. Sprache, vor welcher die deutsche schon im 10. Jahrh. vollständig verschwunden war, und endlich die überlegene röm. Bildung, der die Longobarden bald so weit nachgaben, daß sie selbst Kunst und Wissenschaft förderten und übten, wie schon allein Theodelindens Prachtbauten und die schriftstellerische Thätigkeit des Paulus Diaconus statt aller andern Beispiele zur Genüge beweisen. Von einer Literatur in ihrer deutschen Muttersprache ist nichts bekannt, da selbst ihre herrlichen, einst in Lieder gekleideten Sagen uns nur in lat. Fassung überliefert sind. Wir müssen deshalb auch unsere Kenntniß ihrer Sprache lediglich aus den vereinzelten deutschen Worten und Namen schöpfen, welche in den Gesetzen, Urkunden und Chroniken erscheinen, aus denen sich nur so viel ergibt, daß die longobard. Sprache zu den hochdeutschen gehörte und bereits Brechungen und Lautverschiebung, aber noch keinen Umlaut entwickelt hatte.

Nach einer zehnjährigen Zerrüttung, die auf das Erlöschen der Familie Theodelindens gefolgt war, erhielten die Longobarden wieder einen kräftigen König in Liutprant (713—744), der das Reich auf den Gipfel seiner Macht erhob, mit starker Hand die Empörungen im Innern niederdrückte und entschieden auf die Eroberung des gesammten Italiens hinarbeitete. Allein ihm gegenüber begann auch die seitdem getreulich festgehaltene machiavellistische Politik der Päpste mit allen Mitteln die staatliche Einigung Italiens zu hintertreiben und in Italien die Interessen mächtiger Fremdlinge einander gegenüberzustellen. Durch diese Politik und durch den Mangel eines festen Thronfolgerechts ging kaum ein Menschenalter nach seiner höchsten Blüte das longobard. Reich zu Grunde. Eben erst hatte Papst Gregor II. (715—731) mit Hülfe der Longobarden bei Gelegenheit des Bilderstreits thatsächlich die langerstrebte Unabhängigkeit vom oström. Kaiser gewonnen, als er sich mit den Herzogen von Spoleto und Benevent gegen ihren König verband, um diesen in seinen Eroberungen aufzuhalten. Liutprant überwältigte die Herzoge und gewährte dennoch dem Papste auf dessen politische und geistliche Vorstellungen sofort Frieden. Gregor III. (731—741) wiederholte 740 dasselbe Verfahren und wandte sich dann vor dem Zorne des gerüstet heranziehenden Königs an den fränk. Hausmeier Karl Martel, indem er diesem mit den Schlüsseln zum Grabe des heil. Petrus die Schutzherrschaft über Rom antrug. Beide, Gregor wie Karl, starben vor der Entscheidung, und Papst Zacharias (741—752) erlangte durch Unterhandlungen wiederum einen sogar vortheilhaften Frieden. Liutprant's Nachfolger, einen Herzog von Friaul, Ratchis (744—749), wußte er gar so weit zu bewegen, daß dieser nicht nur den wiederbegonnenen Eroberungskrieg, sondern selbst die Krone aufgab und als Mönch nach Monte-Casino ging. Dagegen befestigte er bald darauf die angemaßte fränk. Krone auf dem Haupte des Hausmeiers Pipin, indem er diesen durch den engl. Missionar Bonifacius, den Apostel der Deutschen, zum Könige salben ließ. Als dann des Ratchis unternehmender Bruder und Nachfolger Aistulf (749—756) den Gedanken der Eroberung von ganz Italien wieder aufnahm und auch die Oberherrschaft über Rom und Tribut von den Römern verlangte, ging Papst Stephan II. (III.), 752—757, selbst zu Pipin, salbte ihn nochmals nebst seinen Söhnen Karl und Karlmann und ernannte sie zu Patriciern der Römer, d. h.

nach der damaligen Bedeutung des Worts: er übertrug ihnen die Statthalterschaft im Herzogthume von Rom, welche seit einiger Zeit nur vom Papste abhängig war und durch ihn besetzt wurde. Pipin folgte der Bitte des Papstes und zwang den König Aistulf durch einen Heereszug (754), von weitern Eroberungen abzustehen, und durch einen zweiten (755) auch zur Herausgabe der bereits gewonnenen Städte, die er sodann mit unbestimmtem Ausdrucke dem Papste als Schenkung an die röm. Kirche und das röm. Reich (respublica) überließ: die sogenannte Pipin'sche Schenkung, aus welcher allmälig der Kirchenstaat erwachsen ist. Gegen Aistulf's Nachfolger, den Herzog von Tuscien, **Desiderius** (756—774), verband sich dann Papst Paulus I. (757—767) wiederum mit den Herzogen von Spoleto und Benevent und erlangte nach Besiegung dieser den Frieden aufs neue durch fränk. Vermittelung. Papst Stephan III. (IV.), 768—772, ward durch Desiderius von seinen innern Feinden befreit und auf dem Stuhle Petri befestigt, vergalt jedoch dem Könige diesen Dienst dadurch, daß er Feindschaft zu schüren suchte zwischen ihm und dem fränk. Königshause. Als nun wirklich unerwartet ein bitterer Haß zwischen beiden Königsfamilien ausbrach, weil Karl d. Gr. seine Gemahlin, des Desiderius Tochter, verstieß und heimsandte, Letzterer dagegen die Witwe und die von der Regierung ausgeschlossenen Kinder von Karl's verstorbenem Bruder Karlmann aufnahm, weigerte sich Papst Hadrian I. (772—795) zunächst die Kinder Karlmann's auf Begehren des Desiderius zu krönen und rief dann gegen den mit Heeresmacht heranziehenden Desiderius den König Karl selbst zu Hülfe, der auch im Herbste 773 in Italien erschien und im Mai des folgenden Jahres dem longobard. Reiche nach zweihundertundfünfjährigem Bestande durch die Eroberung Pavias ein Ende machte. Desiderius beschloß seine Tage in einem fränk. Kloster. Die Pipin'sche Schenkung ward dem Papste durch Karl bestätigt und vergrößert. Ein Aufstandsversuch einiger longobardischen Herzoge veranlaßte 776 einen neuen Heereszug Karl's, in Folge dessen nun auch die longobard. Reichsverfassung aufgehoben, die Herzogthümer eingezogen und in Grafschaften zerschlagen und das fränk. Verwaltungssystem eingeführt wurde. Endlich (803) ward auch formell die Eroberung legitimirt durch einen Vertrag des abendländischen Kaisers Karl mit dem morgenländischen Nicephorus, in welchem sie sich über die Herrschaft Italiens dahin verglichen, daß alle einst longobard. Gebiete nebst Rom, dem Exarchate (s. d.) mit Ravenna, ferner Istrien und einem Theile von Dalmatien zum abendländischen, dagegen die Inseln von Venetien, die Seestädte von Dalmatien, Neapel, Sicilien und ein Theil Calabriens zum morgenländischen Kaiserreiche gehören sollten. Vgl. Türk, „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte" (4. Heft: „Die Longobarden und ihr Volksrecht", Rost. 1835); K. Hegel, „Geschichte der Städteverfassung von Italien" (Bd. 1, Lpz. 1847), worin auch die einschlägige ital. Literatur nachgewiesen ist; Flegler, „Das Königreich der Longobarden in Italien" (Lpz. 1851).

Longolius (Christoph), eigentlich Longueil, einer der thätigsten Beförderer der classischen Literatur zu Anfang des 16. Jahrh., geb. 1488 zu Mecheln, wurde nach Vollendung seiner juristischen und philologischen Studien Parlamentsrath in Paris und bereiste mehre Länder, starb aber schon 1522 zu Padua. In seinen Schriften, besonders in seinen „Briefen" und „Reden" (Flor. 1524 und Par. 1533), die auch in der Gesammtausgabe seiner Werke (Par. 1530) enthalten sind, zeigte er eine übertriebene Nachahmung der Ciceronianischen Schreibart. Vgl. „Vita Longolii" (Lond. 1704). — Nicht zu verwechseln mit diesem ist **Paul Dan. L.**, ein um Wissenschaft und Schule verdienter Gelehrter des 18. Jahrh., geb. 1704 zu Kesselsdorf in Sachsen, gest. 1779 als Rector des Gymnasiums in Hof, der sich durch mehre Ausgaben alter Classiker, noch mehr aber durch seine „Sichere Nachrichten von Brandenburg-Kulmbach" (10 Bde., Hof 1731—62) und andere Werke auch als Geschichtsforscher einen Namen erwarb.

Longomontan (Christian Severin), ein bekannter Astronom, geb. 1562 in dem dän. Dorfe Lonborg, von welchem er auch den Namen erhielt, studirte in Wiburg und Kopenhagen und begab sich dann zu Tycho de Brahe, bei welchem er acht Jahre in der Uranienburg als dessen Gehülfe zubrachte. Auch begleitete er ihn nach Prag, verweilte aber hier nur kurze Zeit und kehrte dann in sein Vaterland zurück, um die Professur der höhern Mathematik in Kopenhagen zu übernehmen, wo er 1647 starb. Sein vorzüglichstes Werk ist die „Astronomia Danica" (Kopenh. 1622), in der er das ganze damals bekannte Gebiet der Wissenschaft zu umfassen suchte; doch ist dasselbe gleich seinen Planeten- und Mondstafeln vergessen. Obwol keineswegs ein Mann von gewöhnlichen Talenten, war er doch nicht im Stande, sich von den einmal hergebrachten Irrthümern auch nur im mindesten loszureißen; namentlich huldigte er der Astrologie und hielt z. B. die Kometen für Vorboten großer Unglücksfälle.

Longueville, s. Dunois und Longueville.

Longus, ein griech. Sophist und Erotiker, vielleicht aus dem 4. oder 5. Jahrh. n. Chr., ist der Verfasser eines Schäferromans: „Poimenica“ oder „Pastoralia“, in vier Büchern, welcher in einer anziehenden Darstellung und für jene Zeit noch ziemlich guten Sprache die Liebe des Daphnis und der Chloe erzählt. Außer der ersten Ausgabe von Junti (Flor. 1598), der von Villoison (2 Bde., Par. 1778), Schäfer (Lpz. 1803) und Seiler (Lpz. 1835) verdient die von Courier (Rom 1810; 2. Aufl., von Sinner, Par. 1830) eine besondere Erwähnung, weil darin zuerst eine bedeutende Lücke des ersten Buchs aus einer florentiner Handschrift ergänzt wurde, nach deren Benutzung man die betreffende Stelle mit Tinte überschüttet fand, wodurch Courier in einen Streit verwickelt wurde. Einen verbesserten Abdruck dieses Stückes gab zuletzt Eichstädt unter dem Titel „Supplementum Longi pastoralium“ (Jena 1811). Deutsche Übersetzungen lieferten Passow (mit griech. Texte, Lpz. 1811) und Jacobs (Stuttg. 1833).

Longwy, eine alte Stadt und starke Grenzfestung des franz. Depart. Mosel, am rechten Ufer des Chiers in den Ardennen, ist Kriegsplatz vierter Classe mit 4200 E., die Fayence, Thonpfeifen, Hüte, Strumpf- und Wollwaaren verfertigen und lebhaften Handel mit Speck und Schinken nach Paris treiben. Sie wurde im 13. Jahrh. mit der Grafschaft Bar vereinigt, bildete später den Hauptort der Grafschaft L., die man nachmals zum Herzogthum Lothringen schlug und ward in der Mitte des 17. Jahrh. von den Franzosen erobert und ihrer Werke beraubt. Im Nimwegener Frieden fiel L. 1679 an Frankreich und wurde seit 1680 von Vauban (als Gegenplatz gegen Luxemburg) in Form eines bastionirten Sechsecks befestigt, mit Ravelins, einem Hornwerk und zwei großen Lunetten als Außenwerken versehen. L. ward 23. Aug. 1792 durch Capitulation von den Preußen eingenommen, aber schon 23. Oct. wieder geräumt. Im J. 1815 schlossen es die Preußen unter Prinz Ludwig von Hessen-Homburg seit Ende Juni ein, mußten aber, durch die Ausfälle der Festungen Metz und Thionville genöthigt, wieder abziehen. Erst nach erhaltener Verstärkung kehrten die Preußen zurück und erzwangen 11. Sept. die Capitulation an den Prinzen August von Preußen.

Loos (Dan. Friedr.), Medailleur, geb. zu Altenburg in Sachsen 15. Jan. 1735, kam als hülflose Waise zu dem Hofgraveur Stieler in Altenburg, der sein Lehrer wurde, aus Besorgniß aber, sich von dem talentvollen Jünglinge übertroffen zu sehen, ihn absichtlich zurückhielt, sodaß L. endlich, 16 J. alt, davon ging. Kaum bekleidet, kam er nach Leipzig, wo der Münzstempelschneider Ludwig ihn in Arbeit nahm, absichtlich jedoch ihn verheimlichte. Allein sehr bald verriethen die neuen Stempel die kunstfertigere Hand des neuen Arbeiters, und die mit Ludwig unzufriedenen Behörden trugen L. dessen Stelle an, der sich aber weigerte, sie zu übernehmen, wenn Ludwig nicht beibehalten würde. Man gewährte seine Bitte; doch der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs machte den Arbeiten in der leipziger Münze überhaupt ein Ende. L. ging nun nach Göttingen, um nach England zu gelangen, wo er sein Glück zu finden hoffte. Eine Bande Falschmünzer, die ihn unter harten Androhungen in ihre Verbindung zu ziehen beabsichtigten, bewog ihn nach Helmstedt zu flüchten, wo er am Professor Häberlin einen Freund fand. In Folge eines Auftrags desselben kam er nach Magdeburg, wo er 1756 die Münzgraveurstelle erhielt. Allein ungeachtet seiner Thätigkeit befand er sich bei dem wenigen Nebenerwerbe als Familienvater in einer sehr gedrückten Lage. Als die magdeburger Münze aufgehoben wurde, kam er mit einem geringen Wartegelde nach Berlin. Später rückte er in die Stelle eines Medailleurs wieder ein; als Medailleur aber selbständig aufzutreten, wurde ihm verweigert. Da half ihm seine Kenntniß der Mechanik. Berliner Fabrikanten wünschten franz. Modebänder nachzuahmen, und L. erfand eine Maschine, die alle franz. Arbeit durch Schärfe und Dauer der geschmackvollsten Muster übertraf. Bald verschaffte ihm diese Industrie die Fonds für das kräftigere Betreiben des Medaillengeschäfts, sodaß er sich nunmehr ausschließlich in seiner Kunst bewegen konnte. Er wurde 1787 Mitglied des Senats der Akademie der Künste und starb 1. Oct. 1819. Seine Arbeiten trugen wesentlich dazu bei, die Medailleurkunst zu höherm Ansehen unter den Deutschen zu bringen. — Sein Sohn, **Gottfr. Bernh. L.**, geb. zu Berlin 6. Aug. 1774, seit 1806—12 Münzmeister, gest. als Münzrath und Generalwardein in Berlin 29. Juli 1843, begründete daselbst eine Medaillenmünzanstalt, die zahlreiche Medaillen auf die denkwürdigsten Männer und Begebenheiten der Zeit noch fortwährend liefert, welche in Hinsicht ihres Kunstwerths mit den gerühmtesten Kunstwerken des Auslandes wetteifern. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch die „Beiträge zur Kenntniß der im Handel vorkommenden Gold- und Silbermünzen“ (Berl. 1821), die „Sammlung einzelner Aufsätze über Gegenstände des Münzwesens und der Münzkunde“ (3 Hefte, Berl. 1822) und „Die Kunst, falsche Münzen zu erkennen“ (Berl. 1828).

Lootse, Lootsmann oder **Pilot** heißt in den Seestädten ein der Gegend und der Anfuhrt eines Hafens, einer Rhede oder Küste kundiger Steuermann, der die ankommenden und abgehenden Schiffe sicher ein- und auszubringen versteht, sodaß sie weder auf Sandbänke gerathen, noch an Klippen stoßen und Schaden nehmen. Das Lootsen ist sehr gefährlich und fodert Erfahrung und Kenntnisse, weshalb sich die Lootsen zuvörderst einer Prüfung unterwerfen müssen. Zu jeder Zeit stehen sie mit ihren Schaluppen bereit, um den Schiffen auf das gegebene Signal zu Hülfe eilen zu können. Sie haben dazu besondere Lootsen- und im Falle einer Strandung Rettungsboote, groß genug, um 20—30 Menschen zu fassen und inwendig mit Kork ausgefüttert oder mit Luftkasten versehen, sodaß sie, auch mit Wasser angefüllt, noch eine bedeutende Last tragen können. Gewöhnlich bilden die Lootsen vom Staate anerkannte Genossenschaften.

Looz und Corswarem, altes kath., von den Grafen von Henneberg abstammendes gräfliches, dann reichsfürstliches, später herzogliches Geschlecht, das sich seit dem 12. Jahrh. in sieben Linien theilte, von welchen sich nur die Linie Looz-Corswarem im jetzigen Belgien erhalten hat. Die Grafschaft Looz wurde nach Aussterben der Linie Looz im 14. Jahrh. von dem Hochstift Lüttich als heimgefallenes Lehn eingezogen und aller bis zu Ende des 18. Jahrh. von Seiten der andern Linien dagegen erhobenen Einsprüche ungeachtet nicht zurückgegeben. Wie schon 1734 der eine Zweig, so wurde 1778 der noch blühende Zweig zur herzoglichen Würde erhoben. Die Grafschaft war eine reichsunmittelbare und die Herren derselben wurden insbesondere durch Kaiser Friedrich II. 1241 als Reichsfürsten anerkannt und hatten Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Die in den Niederlanden mit Sequester belegten Besitzungen wurden dem Herzoge Karl, soweit sie nicht in den Besitz Anderer übergegangen waren, 1800 zurückgegeben. Für die verlorenen erhielt das Haus durch den Reichsdeputationshauptschluß das zum Theil aus den münsterschen Ämtern Wolbeck und Bevergen gebildete Fürstenthum Rheina-Wolbeck, 15 QM., welches jedoch schon 1806 durch die Rheinbundsacte mediatisirt und als Standesherrschaft dem Großherzogthum Berg untergeordnet, 1810 aber ohne weiteres dem franz. Kaiserreiche einverleibt wurde. Der Wiener Congreß stellte die Herzoge als Standesherren wieder her, und es kam das Fürstenthum Rheina-Wolbeck zum Theil unter preuß., zum Theil unter hannover. Hoheit. Der erwähnte Karl Herzog von L., gest. 1822, war wegen unstandesmäßiger Verehelichung durch seinen Vater Wilhelm Joseph in dessen Testamente von 1802 von der Erbfolge in dem Fürstenthum ausgeschlossen und sein jüngerer Bruder Joseph als Nachfolger ernannt und vom Könige von Preußen anerkannt worden. Zwar fing der Herzog Karl einen Proceß deshalb an, der aber zu nichts führte; dagegen blieb er im Besitz der belg. Besitzungen, die bei seinem Tode 1822 auf seinen Sohn **Karl Franz Wilhelm Ferdinand**, geb. 9. März 1804, übergingen, während Rheina-Wolbeck nach dem kinderlosen Ableben des Herzogs Joseph Arnold, geb. 14. Sept. 1770, gest. 30. Oct. 1827, und nach beendigtem Rechtsstreite dem weiblicherseits verwandten Grafen **Napoleon** Lannoy von Clervaux (geb. 17. Sept. 1807) zuerkannt wurde, den hierauf der König von Preußen 1840 zum Fürsten von **Rheina-Wolbeck** erhob.

Lope de Vega, s. Vega.

Lopez (Don Joaquin Maria), span. Minister, geb. 15. Aug. 1802 zu Villena in Alicante, wohin sich sein Vater, der Advocat in Madrid war, zurückgezogen hatte, machte seine philosophischen Studien in dem Collegium San-Fulgencio in Murcia und studirte dann die Rechte auf der Universität zu Orihuela. Sehr bald aber ging er nach Madrid, wo er sich unter die Zahl der Advocaten aufnehmen ließ. Er schloß sich 1820 den Constitutionellen mit solchem Eifer an, daß er 1823 flüchtig werden mußte, und lebte nun in Montpellier in großer Bedrängniß, bis er 1825 die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt. Als 1834 in Folge des Estatuto real die Cortes einberufen wurden, wählte ihn die Provinz Alicante zum Procurador, und als solcher trat er sogleich an die Spitze derjenigen Partei, welche die durch das Estatuto gezogenen Grenzen der politischen Freiheit auf alle Weise zu erweitern suchte, wobei ihn ganz besonders sein außerordentliches Rednertalent unterstützte. In den Cortes von 1835 vertrat er abermals die Provinz Alicante. Nach der Wiederherstellung der Constitution in Folge der Insurrection von La-Granja berief ihn Calatrava 11. Sept. 1836 als Minister des Innern an seine Seite. Allein L. konnte den politischen Agitator nicht ablegen, und mit Verwunderung sah man den Minister des Innern nicht selten den Radicalismus predigen. Als die Cortes eine Commission ernannten, welche außerordentliche Maßregeln zur Beendigung des Bürgerkriegs in Vorschlag bringen sollte, bestand er auf Errichtung eines Revolutionstribunals; doch seine Collegen wußten dies zu hintertreiben. Doch bald fühlte L., daß die Unpopularität, welcher das Ministerium Calatrava unterlag, auch auf ihn zurückfiel. Nachdem er wiederholt seine Entlassung verlangt hatte, erhielt er

diese 26. März 1837 und nahm nun wieder seinen Sitz als Deputirter ein, um sogleich dem Ministerium die heftigste Opposition zu machen. Für die Cortes von 1838 erwählte ihn die Provinz Madrid zum Deputirten. Auch 1842 vertrat er in den Cortes die Provinz Madrid. Im J. 1842 bildete er das Ministerium, welches aber sehr bald vom Regenten Espartero entlassen wurde. Sehr thätig, obgleich nur von seinem Versteck in Madrid aus, bewies er sich 1843 bei der Erhebung Spaniens gegen Espartero, worauf er nach dem Sturze desselben im Juli 1843 an die Spitze des Ministeriums trat, das sich jedoch unfähig bewies und noch in demselben Jahre der Verwaltung Olozaga Platz machen mußte. Seitdem lebte L. theils in der Verbannung, theils in das Privatleben zurückgezogen, da er sich durch seine Maßlosigkeit selbst politisch vernichtet hatte. Doch war er später wieder zum Deputirten erwählt worden.

Lopez y Portaria (Vicente), ausgezeichneter span. Maler, geb. 1772 zu Valencia, bildete sich theils bei dem Franciscaner P. Villanueva, theils bei seinem Vater und Großvater, die ebenfalls Maler waren, und ging dann nach Madrid. Als Director der Kunstakademie von Valencia wurde er 1802 dem Könige Karl IV. bekannt und erhielt den Titel eines Kammermalers. Ferdinand VII. berief ihn 1814 nach Madrid und übertrug ihm den Zeichenunterricht bei seiner zweiten und dritten Gemahlin, worauf L. allmälig zur Würde eines Generaldirectors der Akademien zu Madrid, Saragossa und Valencia emporstieg. Seine größte Stärke ist das Porträt in welchem er mit den besten Meistern wetteifert; doch haben auch seine Fresken, Temperabilder und Ölgemälde historischen Inhalts großen Werth. Die meisten derselben hat er für die Kirchen und Klöster in Valencia und Catalonien gemalt. Als die vorzüglichsten nennt man die Geburt des San-Vicente Ferrer, San-Antonio Abad, San-Tomas de Villanueva, San-Antonio de Padua, sämmtlich zu Valencia und in seiner Jugend gemalt. Die beiden in seinen spätern Jahren für die Kathedrale von Tortosa gemalten Ölbilder, der heil. Augustin und die Predigt des heil. Rufus (1832), werden für das Ausgezeichnetste gehalten, was er in dem Fache der Historie geleistet hat. Auch eine Virgen de los Desamparados, 1838 auf der madrider Ausstellung, wird besonders gerühmt.

Lorber (Laurus) ist der Name einer Pflanzengattung, die gegenwärtig nur eine einzige Art enthält, den edeln Lorber (L. nobilis), einen immergrünen, 20—30 F. hohen Baum, oder zuweilen nur 15 F. hohen Strauch, der in Kleinasien einheimisch, jetzt aber über alle Länder am Mittelländischen Meere verbreitet ist und auch bei uns häufig im Kalthause gezogen wird. Er trägt lanzettige, lederige, netzig-aderige, glänzende Blätter, blattwinkelständige Büschel von unansehnlichen Blüten, deren Blütenhülle gelblichweiß und viertheilig ist und in den männlichen und Zwitterblüten zwölf Staubgefäße enthält, und bringt ovale, etwa ½ Zoll lange, blauschwarze Beeren. Blätter und Beeren sind seit den ältesten Zeiten in der Heilkunde gebräuchlich. Die Blätter riechen und schmecken aromatisch, etwas bitter und adstringirend, enthalten ätherisches Öl und bittern Extractivstoff und waren früher als magenstärkendes und blähungstreibendes Mittel viel im Gebrauche, sind aber jetzt mehr als Küchengewürz allgemein benutzt. Die Beeren enthalten einen braunen, aus den beiden dicken Samenlappen bestehenden Kern, der außer ätherischem Öle einen eigenthümlichen flüchtigen, scharf- und bitterschmeckenden, kleberigharzartigen Stoff (Laurin) und ein doppeltes fettes Öl enthält und stark reizend, erhitzend und zugleich tonisch wirkt. Am häufigsten wird noch das ausgepreßte butterartige, grüne, zugleich die ätherischen Stoffe enthaltende Öl (Lorberöl), das jedoch meistentheils verfälscht ist, äußerlich angewendet. Bei den alten Griechen hieß der Lorber Daphne und war dem Apollo geheiligt. Beerentragende Zweige desselben wurden um die Stirn der siegenden Helden und Dichter gewunden, später auch um die der jungen Doctoren, woher der Name Baccalaureus (s. d.), und noch jetzt ist ein Lorberkranz, wenigstens sinnbildlich, das Ziel des Strebens für Dichter, Künstler und Krieger.

Lorch, ein ehemals berühmtes Kloster im würtemberg. Jaxtkreise, an der Rems auf einem Berge, an dessen Fuße der gleichnamige Flecken liegt, wurde von dem Herzoge Friedrich von Schwaben und dessen Gemahlin Agnes gestiftet, die hier, gleich mehren Hohenstaufen, ihre Begräbnißstätte haben. — **Lorch** oder **Lorich**, ein Flecken auf dem rechten Ufer des Rhein im nassauischen Amte Rüdesheim, früher zu Kurmainz gehörig, mit 1900 E. und einer alten schönen Kirche aus dem 12. Jahrh., hat trefflichen Weinbau. Der Ort soll das alte Laureacum sein und war im frühen Mittelalter eine wichtige Grenzfeste; auch bestanden daselbst ein eigenes Landgericht und ein Saalgericht. In der Nähe liegt die Ruine der Burg Sooneck mit ihrem schlanken Burgthurme, jetzt im Privatbesitz des Königs von Preußen.

Lord (entstanden aus dem angelsächs. hlâford, Brotherr), d. h. Herr, ist in England der

allgemeine Titel der Peers, im engern Sinn aber nur der niedrigsten Rangstufe derselben, der Barone; auch führen ihn im gewöhnlichen Leben die Söhne der Herzoge und Marquis und die ältesten Söhne der Grafen. In Schottland heißen alle Richter an den höhern Tribunalen Lords; in England ist dies zwar nicht der Fall, doch werden sie während der Ausübung ihrer Functionen mit diesem Titel angeredet. — **Lords der Admiralität** und **des Schatzes** nennt man die Mitglieder des Marine- und des obersten Finanzconseils. — **Lord-Mayor** ist der Titel für die jährlich neu zu wählenden Stadthäupter oder Bürgermeister von London, Dublin und York.

Lorenzstrom oder **St.-Lorenzstrom**, engl. **St.-Lawrence**, franz. **St.-Laurent**, der wasserreichste Strom Nordamerikas und einer der größten Ströme überhaupt, führt die ungeheuere Wassermasse der fünf großen Seen von Canada, welche auch die Lorenzoseenkette genannt werden, in nordöstlicher Richtung dem Atlantischen Ocean zu und hat, wenn man den 35 M. langen St.-Louis, den größten der in den Obern See fallenden Flüsse, als Quellstrom annimmt und jene Seen als Stromerweiterungen ansieht, eine directe Länge von 250, mit den Krümmungen aber von 460 M. und ein Gebiet von 25000 □M., wovon gegen 5000 □M. mit Wasser bedeckt sind. Die Süßwasserflächen jener Seen, die an Ausdehnung nur vom Kaspischen Meere übertroffen werden, liegen treppenförmig übereinander, der Obere See 580 F., der Huron und Michigan, welche nur eine Stufe bilden, 552 F., der Erie 522 F., der Ontario 212 F. über dem Meere. Das Bett des Obern Sees reicht 162 F., das des Ontario 215 F. unter den Spiegel des Atlantischen Ocean. Mit Stromschnellen und Wasserfällen stürzen die Wassermassen des einen in den andern und unter diesen ist der Fall des Niagara (s. d.), mittels dessen die Gewässer des Erie in den Ontario sich ergießen, der berühmteste und der großartigste der Erde. Der eigentliche St.-Lorenzstrom, der Abfluß des Ontariosees, bis zur Mündung 152 M. lang, 75 M. von derselben bereits aber zwei M. breit, wetteifert an Breite und Tiefe mit dem Amazonenstrom und trägt Kriegsschiffe 70, große Kauffahrteischiffe 80 M. stromaufwärts. Bei seinem Austritt aus dem Ontario, von wo er bis Montreal einst den Namen Cataraqui oder Iroquois (d. i. Irokesenstrom) führte, ist sein Bett so breit, daß man ihn den See der Tausend Inseln nennt, nach einer merkwürdigen Gruppe von 1692 zum Theil mit Hochwald bestandenen Eilanden, die drei M. unterhalb Kingston beginnt und bis nach Brockville 15 M. weit abwärts reicht. Weiter abwärts liegen abermals Eilande im Strom, der hier die Stromschnellen Long-Sault und Big-Pitch bildet, über welche die Schiffe pfeilschnell hinwegfliegen. Unterhalb Cornwall und St.-Regis, bis wohin das rechte Ufer des Lorenzstrom zu den nordamerik. Freistaaten gehört und wo der Strom ganz in das Gebiet von Britisch-Canada tritt, erweitert sich derselbe zu dem fast drei Stunden breiten **St.-Francissee**, an dessen Ende eine Reihe von Stromschnellen die Schiffahrt für große Fahrzeuge auf eine Strecke von vier bis fünf Stunden unterbrechen, während weiter unterhalb der Wasserfall des St.-Louissees durch den Kanal La Chine umgangen wird. Gleich nachher mündet von Norden her der mehr als 100 M. lange Ottawa und bildet mit dem Lorenzstrom mehre Inseln, auf deren einer die Stadt Montreal (s. d.) liegt. Von hier an erscheint der große Strom als ein majestätisches, nicht ferner gehemmtes Wasser, das auch für Schiffe von 600 Tonnen Gehalt fahrbar ist und jener Stadt, obwol sie 122 M. vom Ocean liegt, alle Vortheile eines Seeplatzes gewährt. Zehn M. abwärts bildet er den 6½ M. langen, 2⅔ M. breiten **St.-Peterssee** mit Spuren von Ebbe und Flut. Bei Quebec (s. d.) theilt er sich dann in zwei Arme, wodurch die Insel Orléans entsteht, 20 M. weiter aber die letzte, ungefährliche Stromschnelle Richelieu. Fünf M. unterhalb dieser wird sein Wasser durch Mischung mit der Salzflut des Meeres schon brakig, und nach weitern 18 M. seines Laufs, bei Kamuraska, einem wegen seiner Heilquellen vielbesuchten Platze, durchaus salzig. Als äußerste Endpunkte des Lorenzstroms bezeichnet man Cap Rosier im Süden und die Ansiedelung Mingan auf der Nordseite, oder auch Cap Chat und Monts Pelés. Hier geht er, nachdem er gegen 60 Nebenflüsse aufgenommen, unter welchen links der Ottawa und Saguenay, rechts der Richelieu oder Chambly, auch Sorel oder St.-John genannt, die wichtigsten sind, in einer 20 M. breiten Mündung in den **St.-Lorenzbusen**, der, im N. und W. vom Festlande, im O. von Neufundland, im S. von der Insel Cap Breton begrenzt, in seiner Haupterstreckung von Südwesten gegen Nordosten 110 M. lang und 50 M. breit ist, viele Inseln, wie Anticosti im N., Prinz Eduard oder St.-John im S., die Magdaleneninseln in der Mitte, die Phippiganinseln im W., umschließt und durch drei Meerengen mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung steht: die Straße von Belle-Isle im Nordosten, zwischen Labrador und Neufundland, nach einer vor derselben liegenden Insel benannt; die Südstraße zwischen Neufundland und Cap Breton, und Canso zwischen Cap Breton und Neuschottland.

Loreto, ein freundliches Städtchen in der Delegation Macerata des Kirchenstaats, auf einem anmuthigen, baumreichen Hügel, in sehr fruchtbarer Gegend, drei Miglien vom Adriatischen Meere und auf der Straße von Ancona nach Rom, der Sitz eines Bischofs, der zugleich Bischof zu Recanati ist, besteht aus einer einzigen langen Straße und hat gegen 8000 E., die ihre meiste Nahrung von den Fremden haben, welche jährlich zu dem in der Domkirche daselbst befindlichen Heiligen Hause (La casa santa) wallfahrten, in welchem angeblich Maria gewohnt hat, und welches die Engel 1291 aus Nazareth in Galiläa nach Tersate in Dalmatien, von da aber 1294 nach Italien hinüber in einen Lorberhain (Laureto) bei Recanati und endlich 1295 an seinen gegenwärtigen Ort gebracht haben sollen. Dieses Heilige Haus, welches mitten in der von Paul II. 1464 begonnenen und von Sixtus V. 1587 vollendeten prächtigen Kirche steht, ist von außen mit Marmor überzogen und aus Ebenholz und Backsteinen gebaut, 32 F. lang, 13 breit und 19 hoch und von innen und außen mit vielen Kostbarkeiten geziert. Es hat eine Thür und ein Gitter von Silber, hinter welchem Maria mit dem Jesuskinde abgebildet ist. Dasselbe war früher im Besitze eines ungeheuern Schatzes, der nach und nach durch die Freigebigkeit der Pilgrime entstanden war. Die Einkünfte des Hauses wurden ohne die Geschenke auf 30000 Scudi, die Zahl der jährlich herbeiströmenden Pilgrime auf 100000 berechnet. Unter andern Seltenheiten zeigte man in diesem Hause auch das Fenster, durch welches der Engel Gabriel zu Maria hereintrat, als er ihr die Geburt des Heilandes verkündigte. Merkwürdiger ist das Bild Rafael's, die Heiligen Jungfrau darstellend, die einen Schleier über das Jesuskind legt. Der Einfall der Franzosen in Italien 1797 gab Veranlassung, sowol die Schätze als auch das Heilige Haus in Sicherheit zu bringen. Jene sind größtentheils verschwunden, das Gnadenbild aber wurde 9. Dec. 1802 mit großer Feierlichkeit wieder an seine vorige Stelle gebracht. Vgl. Turselino, „Historia Lauretana" (Ven. 1727); Martonelli, „Teatro istorico della santa casa Nazarena della santa vergine Maria" (2 Bde., Rom 1732).

Loretten werden gegenwärtig in Paris die Weltdamen genannt, welche sonst femmes galantes oder auch femmes entretenues hießen. Diese Damen, sowie ein Theil der Schauspielerinnen und Operntänzerinnen, welche letztere im Allgemeinen unter dem Namen rats bekannt sind, haben ihre eigenen geselligen Kreise. Ihr Luxus ist noch immer groß, wenn auch nicht mehr so ungeheuer wie unter dem ancien régime, als die alten Ducs und Marquis neben ihren Frauen Maitressen in eigenen „Häuschen" und vor aller Welt hielten, noch wie zur Zeit des ersten Kaiserreichs. Man kennt jetzt keine Schauspielerin, die es wagte, nur von ferne zu einem Glanze und einem großen öffentlichen Leben aufzusehen, wie sie die berühmte Contat unter Ludwig XVI. und Mademoiselle Mars unter Napoleon I. hatten. Auch findet man jetzt in Vergleichung mit der frühern Zeit nur wenige unter den wirklichen Loretten die ihr eigenes Haus, oder wenigstens eine Etage in einem schönen Hause bewohnen und sich den ganzen Glanz einer üppigen Wirthschaft halten, wie es sonst nicht selten war. Unter den pariser Loretten ist die größte Menge feiner und schöner Frauengestalten. Bildung findet man da wenig, äußere Form mehr. Die Toiletten dieser Damen sind die reichsten und geschmackvollsten in Paris. Einige Loretten sind nicht mehr jung; sie ersetzen diesen Mangel durch Gewandtheit, Toilettenkunst, Liebenswürdigkeit und Menschenkenntniß. In keiner Hauptstadt Europa's ist diese Classe von Frauen zahlreicher als in Paris, wo manche auf kurze Zeit eine glänzende Rolle spielen und russ. oder deutsche Herren, vorzüglich aber reiche Engländer und Spanier an ihrem Siegeswagen zählen. Diese eigentlich classischen Loretten bewohnen meist das Quartier von Notre-Dame-de-Lorette, woher auch ihr Name stammt, welchen Alphonse Karr in seinen „Guêpes" zuerst in Umlauf gebracht hat. Sie sinken oder steigen oft seltsam rasch; wenige sind so klug und so glücklich auf die Zukunft zu denken und sich ein unabhängiges Loos zu sichern. Die dies nicht können oder wollen, sehen sich sehr oft genöthigt, zu den niedrigsten Geschäften der Straße herabzusteigen. Einige ältere Damen dieser Kategorie wissen ein kleines Capital aufzutreiben oder zu erübrigen, womit sie Bälle und Soiréen für russ. Bojaren und engl. Lords veranstalten. Der Ton in solchen Salons ist äußerst elegant; die Herren- und Damenwelt enthält dort stets eine Auswahl von Namen, Schönheit und Reichthum. Die Unterhaltung ist leicht, gefällig und frei, ohne je indecent zu werden. Muthwillig darf man gern sein und witzig, aber nie schlüpferig und locker von Zunge. Anstandshalber muß man ein Spiel mitmachen, wobei die geladenen Gäste weiter nichts merken, als daß sie ihr Geld verlieren.

Lorient oder **L'Orient**, eine große, schöne und befestigte Seestadt im franz. Depart. Morbihan, an der Südküste der Bretagne, an der Mündung des Scorf in die Bai von St.-Louis oder dem Mündungsbusen des Blavet, mit einer vortrefflichen Rhede, Hauptort eines Arron-

bissements, Kriegshafen und Flottenstation, Festung dritter Classe, Sitz einer Seepräfectur, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts und der Steuerdirection, hat breite, schnurgerade Straßen, sehr große schöne Plätze, angenehme Promenaden, einen großen und sichern Hafen, welchen herrliche Kais und das schönste Stadtviertel umgeben, eine Börse, ein Communal-Collége, eine Marineartillerie- und eine Navigationsschule mit einem Observatorium und mehre andere Schulen, große Schiffswerfte für die Staatsmarine, ein Marinearsenal, Depôts für die nach Ostindien und China gehenden Waaren, ein Seehospital, eine Artilleriekaserne, ein kleines, aber schönes Theater. Der Bagno ist aufgehoben worden und die sehr beträchtliche Marinebibliothek 1842 abgebrannt. Die 24000 E. unterhalten Colonial-, Getreide-, Wein-, Vieh-, Butter-, Wachs-, Honig- und Salzhandel, Hut- und Leinwandsfabriken, bedeutende Sardellenfischerei und Salzsiedereien. L. verdankt seinen Ursprung der Ostindischen Handelscompagnie, welche hier schon 1664 ein Etablissement errichtete, ward 1719 ein Kirchspiel, erhielt durch jene Compagnie seinen Hafen, aus dem sie ihren Handel nach dem Orient betrieb, zählte 1738 schon 14000 E. und ward darauf zur Stadt erhoben, 1744 befestigt und 1746 von den Engländern angegriffen. Der Hafen wurde von Ludwig XVI. 1783 dem Prinzen Guemené und 1786 dessen Gläubigern für 12½ Mill. Livres abgekauft und 1784 für einen Freihafen erklärt. Durch die große Revolution wurde der sehr bedeutende Handel der Stadt herabgedrückt. Am 23. Juni 1795 trugen hier die franz. Emigranten unter dem engl. Commodore Warren über die brester Flotte unter Villaret-Joyeuse einen Seesieg davon.

Lorinser (Karl Ignaz), preuß. Geh. Medicinalrath, geb. 24. Juli 1796 zu Nimes im böhm. Mittelgebirge, wo sein Vater Wundarzt war, zeigte schon als Knabe vorherrschende Neigung für Natur und Kunst, besuchte die Schule in Prag und studirte daselbst bis 1814, von wo an er seine Studien in Berlin fortsetzte und hier 1817 Doctor der Medicin wurde. Im folgenden Jahre erhielt er die Stelle eines Repetenten an der königl. Thierarzneischule in Berlin, habilitirte sich bald darauf bei der dortigen Universität und ging 1822 als Mitglied des Medicinalcollegiums nach Stettin. Im J. 1824 kam er als Regierungs- und Medicinalrath nach Köslin und 1825 in gleicher Eigenschaft nach Oppeln. Im J. 1841 wurde er zum Geh. Medicinalrath ernannt. Bei Gelegenheit seiner Entlassung aus dem Staatsdienst, die er sich aus Gesundheitsrücksichten 1850 erbat, erhielt er den Rothen Adlerorden zweiter Classe mit Eichenlaub. Seitdem lebt L., noch immer mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, zu Patschkau in Schlesien. L.'s Thätigkeit war vorzüglich auf das Studium der großen physischen Übel, namentlich der Epidemien, gerichtet, und in dieser Richtung hat er sich ohne Zweifel die anerkennungswürdigsten Verdienste erworben. Abgesehen von der „Encyklopädie der Thierheilkunde" (Berl. 1820) und der „Lehre von den Lungenkrankheiten" (Berl. 1823), die, obgleich Erstlingsarbeiten, doch zu ihrer Zeit mit vielem Beifall aufgenommen wurden, sind als seine Hauptwerke die „Untersuchungen über die Rinderpest" (Berl. 1831) und „Die Pest des Orients" (Berl. 1837) zu nennen. Das erstere Werk, das allgemein für classisch gilt, stellt die praktischen Regeln zu einem Verfahren auf, durch dessen Anwendung seitdem mehr als 20 mal nicht allein Schlesien, sondern auch das benachbarte Deutschland vor diesem den Wohlstand des Landmanns gefährdenden Übel bewahrt worden ist. Die Schrift über die Pest im Orient fußt zum großen Theil auf Erfahrungen, welche L. auf einer im Auftrage der Regierung 1829—30 nach Galizien, Ungarn, Siebenbürgen unternommenen Reise sammelte. In weitern Kreisen wurde L.'s Name bekannt durch zwei kleine Aufsätze, die eine allgemeine Aufregung im Publicum hervorriefen. Der erstere derselben, die Cholera (in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", 1831) betreffend, gab Veranlassung zu einem langen Federkriege unter den Ärzten; der andere, welcher unter dem Titel „Zum Schutze der Gesundheit auf Schulen" (Berl. 1836) erschien, hatte den sogenannten Lorinser'schen Schulstreit zur Folge, der in mehr als 70 Schriften, die sich theils für, theils gegen L. aussprachen, geführt wurde. Als Nutzen der Schrift über die Cholera ist die Aufhebung der Militärcordons zu betrachten, die bald nach ihrer Veröffentlichung erfolgte. Die zweite Schrift führte wenigstens zu dem Ergebniß, daß auf den preuß. Gymnasien Turnanstalten errichtet oder wiederhergestellt wurden. Sonst hat L. noch zu Gunsten der Mäßigkeitsbestrebungen ein Werkchen: „Der Sieg über die Branntweinpest" (Oppeln 1845), geschrieben.

Lornsen (Uwe Jens), der erste Anreger und Begründer der schlesw.-holstein. Bewegung, geb. 18. Nov. 1793 auf der Insel Sylt, wo sein Vater früher als Schiffscapitän, dann als Rathmann lebte. Im J. 1816 bezog er, um Jurisprudenz zu studiren, die Universität zu Kiel und im folgenden Jahre die zu Jena, wo er in der Burschenschaft eine hervorragende Rolle spielte. Nach beendigten Studien begab er sich 1820 nach Kopenha-

gen, wo er zunächst bei der schlesw.-holstein. Kanzlei eine Anstellung fand und bald nachher Chef eines der Secretariatscontors wurde. Im J. 1830 bewarb er sich um das Amt eines Landvoigts auf Sylt, das er auch im Herbst desselben Jahres erhielt. Die inzwischen ausgebrochene Julirevolution hatte in seinem Denken und Thun einen Umschwung hervorgebracht und demselben eine mehr praktisch-politische Richtung gegeben. Die Wiedergewinnung einer schlesw.-holstein. Verfassung ward von jetzt an das Ziel seiner Bestrebungen. Nachdem die zu diesem Behufe 1. Nov. 1830 zu Kiel abgehaltene allgemeine Landesversammlung nicht den erwarteten Erfolg gehabt, ließ er seine Schrift „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein" drucken, die schnell eine durch das ganze Land gehende Bewegung bewirkte. Der Regierung erschien die Sache so gefährlich, daß sie L. Befehl gab, sich unverzüglich auf seinen Posten zu begeben, wo er, kaum angelangt, verhaftet und auf die Festung Rendsburg gebracht wurde. Eine gegen ihn eingeleitete Untersuchung endete damit, daß ohne Anführung von Entscheidungsgründen und Gesetzesstellen ihn das schlesw. Obergericht zu Amtsentsetzung, einjähriger Festungsstrafe und Erstattung sämmtlicher Unkosten verurtheilte. Hiermit endete die kurze öffentliche Laufbahn eines Mannes, dessen Beredtsamkeit, großartiger Charakter und imponirende äußere Erscheinung ihn zu einen Volksführer bestimmt hatten, und dem es nur an Gelegenheit mangelte, durch diese Eigenschaften den größten persönlichen Einfluß auf das Volk zu gewinnen. Indeß wurde seine politische Wirksamkeit doch so nachhaltig und nachwirkend, daß er mit Recht für den eigentlichen Urheber der Emancipationsbestrebungen Schleswig-Holsteins gelten kann. Nach überstandener Festungsstrafe, im Juni 1832, begab er sich in seine Heimat Sylt; doch war durch die Strafe seine Gesundheit so tief erschüttert, daß er es für besser hielt, seine Heimat zu verlassen. Seiner Gesundheit wegen wählte er ein tropisches Klima und begab sich im Herbste 1833 nach Rio de Janeiro, wo er, fortwährend mit Schleswig-Holstein und dessen Verfassung beschäftigt, ein sieches und trauriges Leben führte. Von hier ging er im April 1837 über Marseille in die Schweiz. Schwer erkrankt verlebte er in und bei Genf einsam und verlassen mehre Monate in der düstersten Stimmung, bis ihn im März 1838 auf einem Landhause am Genfersee der Tod erlöste. Sein Werk „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins" wurde von Beseler herausgegeben (Jena 1841).

Lorrain, berühmter Landschaftsmaler, s. **Claude Lorrain**.

Lortzing (Alb. Gust.), beliebter Operncomponist, geb. 23. Oct. 1803 zu Berlin, wurde, da sein Vater, der früher Kaufmann war, 1810 zum Theater überging, sehr bald in Kinderrollen verwendet. Zugleich erhielt er Klavierunterricht und Unterweisung in der Harmonik. Schon als Knabe componirte er Lieder, Märsche und Sonaten. Später war er als Sänger und Schauspieler nacheinander bei den Bühnen zu Düsseldorf, Köln und seit 1826 zu Detmold engagirt. Hier, wo er sieben Jahre als Tenorbuffo und Bariton wirkte, componirte er auch das Liederspiel „Der Pole und sein Kind", das sich ziemlich verbreitete. Aufgemuntert durch diesen Erfolg schrieb er noch die Liederspiele „Der Weihnachtsabend", „Scenen aus Mozart's Leben", „Andreas Hofer", von denen jedoch nur die beiden ersten zur Aufführung kamen. Auch die Composition eines Oratoriums: „Die Himmelfahrt Christi", und eine neue Instrumentirung der Hiller'schen Oper „Die Jagd" fallen in diese Zeit. Im J. 1833 wurde er an der leipziger Bühne engagirt und hier scheint das rege und reiche Musikleben befruchtend und reifend auf sein Talent gewirkt zu haben. Zuerst schrieb er die Oper „Die beiden Schützen" (1837), welche eine sehr günstige Aufnahme fand, und dann in demselben Jahre „Zar und Zimmermann", die namentlich durch die Aufführung in Berlin sich verbreitete und bald auf allen Bühnen heimisch wurde. Nacheinander entstanden sodann die Opern „Caramo" (1839), „Hans Sachs" (1840), „Casanova" (1841), „Der Wildschütz" (1842), „Undine" (1845), „Der Waffenschmied" (1846), „Die Rolandsknappen" (1849). Der Grund des günstigen Erfolgs seiner Opern, gegenüber den zahlreich auftauchenden Opern anderer Componisten, ist vor allem in ihren praktischen Vorzügen zu suchen. Hierin hatte er, der im eigentlichsten Sinne auf der Bühne aufgewachsen war, einen bedeutenden Vortheil voraus. Seine Musik ist weder großartig imposant, noch besonders originell, noch auch sehr kunstreich; aber sie ist klar, leicht und gefällig, kurzweilig. In technischer Hinsicht wird sie durch leichteste Ausführbarkeit und eine lebendige Instrumentation unterstützt, die dem Sänger wie dem Hörer ihre Thätigkeit erleichtert. Die verbreitetste, in der That auch frischeste und vollendetste seiner Opern ist „Czar und Zimmermann". Im J. 1844 gab er seinen Wirkungskreis als Schauspieler und Opernregisseur auf und fungirte ein Jahr als Kapellmeister der leipziger Oper. In Folge einer Mishelligkeit mit dem Theaterdirector legte er diese Stelle nieder, privatisirte in Leipzig und folgte 1846

einem Rufe nach Wien als Theaterkapellmeister. Im J. 1848 trat er auch von diesem Posten zurück, wurde an mehrern kleinern Theatern, z. B. Jena, Lüneburg u. s. w. theils als Musikdirector, theils als Schauspieler verwendet und erhielt endlich 1850 die Kapellmeisterstelle am Friedrich-Wilhelmstädter Theater zu Berlin. Hier starb er jedoch plötzlich 20. Jan. 1851. Seine letzten Werke sind: „Ein Vaudeville", „Eine berliner Grisette", die Operette „Die Opernprobe" und eine „Jubelouverture" zur Eröffnung des Friedrich-Wilhelmstädter Theaters zu Berlin. Vgl. Düringer, „A. L.'s Leben und Wirken" (Lpz. 1851).

Löschen, Losen oder Lossen, auch Entlossen heißt in der Schiffersprache die Waaren aus dem Schiffe bringen. Gewöhnlich bedingt sich der Schiffer eine gewisse Zeit aus, in welcher ihm die Ladung vom Bord genommen werden muß, und diese Zeit heißt die **Lösch- oder Liegetage**; muß er wegen noch nicht vollendeter Löschung über die bedungene Zeit im Hafen oder auf der Rhede liegen, so erhält er für diese Überlöschtage eine gewisse Entschädigung. **Löschplatz** oder **Losplatz** heißt der gewöhnlich gepflasterte Platz am Ufer eines Flusses oder Hafens, wo man die Güter einladet, auch schwere Güter, Holz, Steine u. s. w. aufstapelt.

Löscher (Valent. Ernst), protest. Theolog und Kanzelredner, geb. 8. Jan. 1673 zu Sangerhausen, ein Sohn des nachherigen Professors der Theologie zu Wittenberg, Kasp. L., besuchte die Schule zu Zwickau, studirte in Wittenberg, lebte dann einige Zeit in Jena, wo er sich eifrig mit Numismatik beschäftigte, und wurde 1695 Adjunct der philosophischen Facultät in Wittenberg. Im J. 1698 kam er als Superintendent nach Jüterbogk, 1702 in gleicher Eigenschaft nach Delitzsch, 1707 als ordentlicher Professor der Theologie nach Wittenberg und 1709 als Pastor an die Kreuzkirche nach Dresden, wo er 8. Febr. 1747 starb. Er war in allen Theilen des gelehrten Wissens bewandert, seine Hauptfächer aber waren Philologie und Geschichte. Er verfocht die Reinheit der evang. Lehre, nahm an den pietistischen Streitigkeiten vielen Antheil und wurde deshalb häufig der orthodoxe Pietist genannt. Als seine vorzüglichsten Werke sind zu betrachten die „Ausführliche Historia motuum zwischen den Evangelisch-Lutherischen und Reformirten" (3 Bde., Fkf. und Lpz. 1707—24; 2. Aufl., 1723—27) und die „Vollständigen Reformationsacta und Documenta" (3 Bde., Lpz. 1720—29). Eine wichtige Erscheinung im Gebiete der theologischen Literatur war seine Zeitschrift „Altes und Neues aus dem Schatz theologischen Wissens" (1701 fg.), fortgesetzt unter dem Titel „Unschuldige Nachrichten."

Löserdürre oder **Rinderpest** heißt eine der gefährlichsten Krankheiten des Rindviehs, welche stets seuchenartig auftritt, und zwar in so hohem Grade ansteckend und bösartig, daß nur wenige Befallene mit dem Leben davonkommen. Glücklicherweise zeigt sie sich nur selten in Deutschland und scheint sich daselbst ohne Ansteckung von fremdem, aus Podolien, Ungarn, oer Ukraine u. s. w. kommendem Vieh nicht von selbst entwickeln zu können. Ihren ersten Namen hat die Seuche davon, daß der Löser- oder Blättermagen des Thieres dabei ganz hart und schwarz, wie verbrannt, erscheint. Von einer Heilung kann dabei nicht die Rede sein. Sobald die Krankheit auftritt, ist nur sofortige Tödtung anzurathen, damit die Gelegenheit zu fernerer Ansteckung so schnell als möglich getilgt werde. Da bei dem Erscheinen der Seuche sämmtliches Rindvieh einer Gegend auf dem Spiele steht, so sieht sich gewöhnlich die Landesbehörde veranlaßt, die ausgedehntesten Maßregeln gegen die Verbreitung zu treffen. Vgl. Lorinser, „Untersuchungen über die Rinderpest" (Berl. 1831).

Löserthaler oder **Juliuslöser** nennt man eine herzoglich braunschweig.-lüneburg. Silbermünze, welche unter dem Herzog Julius von 1574—88 geprägt wurde. Der Name rührt daher, weil der Herzog wünschte, daß jeder Unterthan einen solchen als Nothpfennig besitzen solle und demgemäß sich einen solchen lösen, d. h. einwechseln mußte. Um diese Einlösung Allen möglich zu machen, wurden die Löserthaler in verschiedener Größe, von 2—10 Reichsthaler an Werth, ausgeprägt. Der Verordnung nach mußte auf Erfodern jeder Unterthan seinen Löserthaler vorzeigen, den er nie verkaufen durfte. Im Falle der Noth sollten diese Stücke eingefodert und in kleines Geld umgemünzt werden können, wozu es aber nie gekommen ist. Sie sind nach der Reichsmünzordnung von 1571, also zu 14 Loth 4 Gr. ausgeprägt. Wie viel überhaupt ausgeprägt wurden, ist unbekannt; allein ihre Zahl mag nicht gering gewesen sein. Dessenungeachtet sind sie sehr selten geworden, was wol daher rührt, daß sie dem Umschmelzen ausgesetzt waren. Von den Raritätensammlern sind sie sehr gesucht. Auch der Herzog Heinrich Julius ließ solche Thaler schlagen, die sämmtlich zu 10 Reichsthalern ausgemünzt sind und zum Unterschiede von jenen Heinrichlöser genannt werden.

Löslich, s. **Auflösung**.

Losung, s. **Feldgeschrei**.

Lot, bei den Alten Oltis genannt, einer der bedeutendsten Nebenflüsse der Garonne, entspringt 2500 F. hoch im Departement und auf dem Gebirge Lozère im Ländchen Gevaudan, durchfließt, indem er anfangs den Namen Olt führt, in westlicher Richtung die Departements Lozère, Aveyron, Lot und Lot-Garonne und mündet in dem letztern bei Aiguillon rechts in die Garonne nach einem Laufe von 60 M., auf welchem er rechts die Coulagnes, Truyère und Selle oder Celle, links den Dourdou und die Diège aufnimmt und die Städte Mende, Espalion, Entraigues, Cahors und Villeneuve d'Agen berührt. Schiffbar ist er 39 M. weit und zwar von Entraigues an, wo er durch die Truyère verstärkt wird; aber bis Cahors, wo er aus dem Berglande von Rouergue in die Hügelebene von Guyenne tritt, ist die Schiffahrt wegen des felsigen Bettes sehr schwierig und gefahrvoll. Erst unterhalb Cahors wird sie mittels Schleußen erleichtert. — Nach dem Lot sind zwei Departements benannt: Das Depart. Lot, die Landschaft Quercy der alten Provinz Guyenne umfassend, ist 95¾ QM. groß, zerfällt in die drei Arrondissements Cahors, Figeac und Gourdon, zählt 296224 E. und hat zur Hauptstadt Cahors (s. d.). Hügelreihen, die sich von den Cevennen abzweigen, erfüllen den östlichen, ein Ausläufer des Gebirgs von Auvergne reicht in den nordwestlichen Theil des Landes und bildet die Wasserscheide zwischen der Dordogne im N. und dem Lot mit der Selle im S. Der Boden, größtentheils auf Kalksteinunterlage, ist im Ganzen fruchtbar, besonders in den Thälern, und sehr ergiebig an Getreide, Obst, Hanf, Taback, Safran und Trüffeln. An den Hügelgeländen wird viel Wein gebaut, dessen geschätzteste Sorten der Cahors und Grand-Constant sind und der großentheils in Branntwein verwandelt wird. Die Weiden sind mit zahlreichen Schafheerden bedeckt. Kleines Wildpret und Geflügel ist in Überfluß vorhanden, und der überall cultivirte Maulbeerbaum unterstützt die Seidenzucht. Die Berge liefern Eisen, Steinkohlen, Marmor, Alabaster, Kalkspath, Mühl- und Lithographirsteine; in den Thälern findet man Thon zu Schmelztiegeln, Walkererde und an mehren Orten Mineralquellen. Am rechten Ufer der Selle hat man ausgedehnte Lager von Knochen vorsündflutlicher Thiere entdeckt. Die Industrie beschäftigt sich mit Anfertigung von Wollenzeugen, Tuch, Strumpfwaaren; auch gibt es Eisengießereien, Gerbereien, Seide- und Leinwandmanufacturen. Der Handel ist beträchtlich und führt besonders Getreide, Mehl, Wein, Nußöl, Hanf, Leinwand und Eisen aus. — Das Depart. Lot-Garonne, aus Bestandtheilen der alten Provinzen Guyenne und Gascogne, nämlich aus Agénois und Bazadois, Condomois und Lemagne zusammengesetzt, ist 96⁷⁄₁₀ QM. groß, zerfällt in die vier Arrondissements Agen, Marmande, Villeneuve und Nerac, zählt 341345 E., worunter viele reformirte, und hat zur Hauptstadt Agen (s. d.). Es bildet eine wellenförmige Ebene, die nur im Süden durch einige Ausläufer der Pyrenäen ein hügeliges Ansehen erhält, ist in westlicher Richtung abgedacht und von der schiffbaren Garonne durchströmt, welche hier rechts den Lot, links den Gers und die schiffbare Baise aufnimmt. Die Fruchtbarkeit des Bodens zeigt sich sehr verschieden. In den Thälern und an den Hügelgeländen der Garonne und des Lot (über ⅓ des Landes) ist sie außerordentlich groß; Ober-Agénois aber hat einen undankbaren eisenhaltigen Thonboden, und im Südwesten nehmen etwa 12 QM. die Landes (s. d.) oder dürre Sandflächen ein, theils mit Morästen und stehenden Wassern, deren Ausdünstungen im Sommer die Luft verpesten, theils mit Fichten und Korkeichen bedeckt, nur hier und da mit Roggen und Hirse bestellt. Im Ganzen übersteigt indeß die Getreideernte bei weitem den Bedarf. Man gewinnt überdies guten Hanf, Obst, namentlich vortreffliche Pflaumen (die berühmten Backpflaumen von Agen), viel Wein, wie den rothen La Rocal, Buzet u. a., den weißen Clairac und Aiguillon, Taback, der, namentlich in Tonneins verarbeitet, einen gewissen Ruf hat. Der Anbau von Anis und Koriander wird im Großen betrieben. Die Waldungen bestehen hauptsächlich aus Fichten, Korkeichen und Kastanien. Die Weiden sind mit Rinder- und Schafheerden bedeckt; auch zieht man viele Esel, Maulthiere, Schweine und Geflügel, namentlich Truthähne und Gänse, die in Menge ausgeführt werden, sowie Bienen vorzüglich in den Landes. An Mineralien findet man Eisen, verschieden krystallisirten Kalkspath, Gyps, Mergel und viel Töpfererde. Die Industrie beschäftigt sich außer dem Eisenhüttenbetrieb mit Anfertigung von Branntwein, Korkpfropfen, Segeltuch, leichten Wollenzeugen, Baumwollenwaaren, Taback, irdenem Geschirr, Leder, Handschuhen, Glas, Tapeten und Papier. Man treibt gewinnreichen Handel mit Wein, Branntwein, Mehl, Hanf, Harz, Theer und Backpflaumen.

Lot, ein Enkel Tharah's, Sohn Haran's und Bruder der Sara, zog mit seinem Großvater und mit seinem Oheim Abraham, da sein Vater gestorben war, aus Ur in Chaldäa nach Ka-

naan, von da nach Ägypten, weiter von Mittag bis gen Bethel und wohnte endlich zu Sodom. Hier wurde er von Kedor-Laomer, König von Elam, gefangen genommen, doch von Abraham wieder befreit. Engel ermahnten ihn, aus Sodom, dem der Untergang drohe, mit seinem Weibe und seinen Töchtern wegzugehen. Der Herr gebot ihm und den Seinigen hierbei, sich nicht umzusehen. Sein Weib aber sah hinter sich und ward zur Salzsäule. L. zog dann nach Zoar, vollzog in der Trunkenheit Blutschande an seinen Töchtern und zeugte die Söhne Moab und Ammi, von welchen die Moabiter und Ammoniter abstammen.

Loth heißt überhaupt soviel als Gewicht, bezeichnet aber gewöhnlich eine Eintheilung des Pfundes. Das deutsche Pfund (s. d.) wird gewöhnlich in 32 Loth, letzteres selbst in vier Quentchen getheilt. Das an einem Faden befestigte Blei der Maurer und Zimmerleute, mit dem sie sich der senkrechten Richtung zu vergewissern pflegen, nennt man ebenfalls Loth oder **Bleiloth**, sowie auch das Senkblei der Schiffer. **Lothrecht** heißt daher soviel als senkrecht. Ferner bezeichnet man mit Loth ein Metallgemisch, welches zum Löthen (s. d.) dient.

Lothar I., röm. Kaiser, 840—855, ältester Sohn Ludwig's des Frommen, geb. um 795, erhielt, als sein Vater 817 zum ersten male das Reich Karl's d. Gr. unter seine drei Söhne Lothar, Pipin und Ludwig theilte, statt des bisher von ihm regierten Baiern die Mitregentschaft des Kaiserthums nebst dem kaiserl. Titel und bald darauf, 820, nach seines Vetters Bernhard's Tode, auch Italien, zu dessen Könige er 822 vom Bischof zu Mailand gekrönt wurde. (S. **Ludwig der Fromme.**) Nach des Vaters Tode wollte er als Kaiser die ganze Monarchie in Besitz nehmen. Da verbanden sich die beiden Brüder Ludwig und Karl und bei Fontenai in Burgund kam es zur Schlacht, in der L. geschlagen wurde. Indem er aber treulos die zu seiner Hülfe aufgestandenen Sachsen aufopferte und dadurch seine Brüder wieder versöhnte, erhielt er durch den Vertrag von Verdun 11. Aug. 843 außer der Kaiserwürde auch Italien wieder, nebst einem schmalen Landstrich zwischen Deutschland und Frankreich, der die Länder zwischen dem Rhein und der Schelde bis an die Nordsee und vom Ursprung der Maas bis zum Einflusse der Saône in die Rhône, dann längs dieser bis zum Mittelländischen Meere umfaßte und von L. seitdem den Namen Lothringen (s. d.) erhielt. Während jenes Kriegs und der Unterhandlungen kamen die Normänner zur See und plünderten ungestört die Küsten der Nordsee; die Araber landeten ebenfalls von Süden her und verheerten L.'s ital. Provinzen. Ebenso hatte der hohe, bisher der Königsgewalt unterworfene Klerus eine selbständige Stellung erlangt. Die großen Vasallen aber sorgten nur für Erweiterung ihrer Macht und ihrer Besitzungen und übten, nach L.'s Beispiel, Ungerechtigkeit, Treubruch, Willkür und Gewaltherrschaft. Von innern Vorwürfen gequält, an Geist und Körper krank, suchte der Kaiser, nachdem er vorher seine Staaten unter seine drei Söhne getheilt, Trost und Beruhigung als Mönch im Kloster Prüm, wo er 28. Sept. 855 starb. Sein ältester Sohn, Ludwig II. (s. d.), erhielt Italien, der mittlere, Lothar II., das sogenannte lothring. Reich und der jüngste, Karl, die Provence mit Lyon. (S. **Karolinger.**)

Lothar der Sachse, Graf von Suplinburg, Herzog der Sachsen und 1125—37 König der Deutschen und röm. Kaiser, war in Beziehung auf seine karolingischen Vorgänger der dritte, als Kaiser der zweite dieses Namens. Von Kaiser Heinrich V. nach des Herzogs Magnus Tode 1106 mit dem Herzogthum Sachsen beliehen, schloß er sich später an die mit den Gewaltschritten dieses Kaisers unzufriedenen Fürsten an, erhielt nach der Schlacht bei Warenstädt Verzeihung, nahm aber aufs neue an dem Kampfe gegen Heinrich V. beim Welfesholze Theil und verbreitete hierauf seine siegreichen Waffen über ganz Westfalen bis an den Rhein. Nach Heinrich's V. (s. d.) Tode wurde er, ungeachtet der Ansprüche, die Herzog Friedrich von Schwaben durch Verdienste, Macht und Ansehen auf die Krone hatte, in Folge der arglistigen Ränke des Erzbischofs Adalbert von Mainz, welcher das hohenstaufische Haus haßte, 1125 zum Kaiser gewählt, mußte aber diese Erhebung durch Bedingungen erkaufen, welche die Selbständigkeit des Reichs und die Kaiserrechte aufs nachtheiligste schmälerten. Er verzichtete nicht nur auf den Heimfall aller eingezogenen Lehen an die Kaiserkrone, sondern gelobte auch, die kirchlichen Wahlen völlig frei zu lassen, die Belehnung mit dem Scepter erst nach der Wahl unentgeltlich vornehmen und den Lehnseid nur mit Vorbehalt seiner anderweitigen kirchlichen Verhältnisse von dem Belehnten fodern zu wollen. Nach dem Antritte seiner Regierung schien es ihm vor allem nöthig, zur Hebung seines eigenen Ansehens die Macht der Hohenstaufen, seiner gefährlichsten Nebenbuhler, zu schwächen. In dieser Absicht foderte er von denselben die durch die Erbschaft Heinrich's V. an sie übergegangenen Reichsgüter zurück, welche das salische Kaiserhaus mit seinen Hausgütern vereinigt hatte. Herzog Friedrich weigerte sich, wurde für einen Reichsfeind erklärt und 1126 mit Krieg überzogen. Da L. indeß wohl einsah, daß er ohne eine mächtige

Beihülfe nichts gegen ihn ausrichten würde, so suchte er eine Verbindung mit dem welfischen Hause. Er vermählte seine elfjährige Tochter Gertrude, die einzige Erbin der suplinburg., nordheim. und altbraunschweig. Allodialgüter, mit Heinrich dem Stolzen, Herzog von Baiern, und verlieh demselben das Herzogthum Sachsen. Seitdem begann der so verderbliche Kampf zwischen den Welfen und den Hohenstaufen (s. d.). Glücklicher noch als gegen die Hohenstaufen war L. in seinen andern Unternehmungen. Er machte bei Gelegenheit des böhmischen Erbfolgestreits nach Wladislaw's I. Tode 1126 den Herzog von Böhmen, sowie den Herzog von Polen zu Vasallen, belehnte den Grafen Konrad von Wettin mit der Markgrafschaft Meißen und setzte den Herzog Konrad von Zähringen in die erledigte Grafschaft Burgund ein. Auch nahm er dem Landgrafen Hermann, der sein Feind war, Thüringen und gab es einem seiner Anhänger, dem Grafen Ludwig. Zudem verlieh er das obotritische Königreich nach dem Tode des Wendenkönigs Heinrich an den Dänenfürsten Knut und zwang dessen Vetter Magnus, der nach Knut's Ermordung sich des Reichs bemächtigt hatte, zur Lehnsunterwerfung. Bei der streitigen Papstwahl zwischen Innocenz II. und dem von dem normannischen Herzoge Roger von Apulien begünstigten Anaklet II. entschied sich L. für den Erstern und wurde zum Danke dafür erst auf einer Kirchenversammlung zu Lüttich, 22. März 1131, dann, als er im folgenden Jahre nach Italien zog, mit seiner Gemahlin Richenza, der Tochter Heinrich's des Fetten, Grafen von Nordheim, 30. April 1133 zu Rom gekrönt. Auch empfing er aus der Hand des Papstes die Mathildischen Erbgüter zu Lehn, ein Act, dem die Kirche später die Deutung gab, als ob L. vom Papste mit dem Kaiserthume belehnt worden sei. Indeß schon auf diesem Zuge trat er diese Güter nebst den ehemaligen Mathildischen Reichslehen mit Genehmigung des Papstes seinem Eidam, Heinrich von Baiern, ab, und im Lager vor Monza belehnte er 1132 Albrecht den Bären mit der Markgrafschaft Nordsachsen, dem nachmaligen Brandenburg. Nach Deutschland zurückgekehrt, vollendete er die Besiegung der Hohenstaufen, sodaß sie sich unterwarfen, worauf ihnen L. die streitigen Güter als Lehen zurückgab. Unterdessen hatte Roger von Sicilien, Anaklet's Beschützer, den Papst Innocenz zur Flucht genöthigt und die Sädte Salerno, Melfi, Troja, Capua und Benevent nacheinander bezwungen. Auf des Papstes dringende Bitten unternahm L. zu dessen Schutze im Aug. 1136 einen zweiten Zug nach Italien, auf welchem ihn auch Konrad der Hohenstaufe begleitete. Ohne große Mühe vertrieb er Roger aus Neapel nach Sicilien, belieh mit Innocenz gemeinschaftlich den Fürsten Rainulf mit dem Herzogthum Calabrien und Apulien und kehrte dann nach Deutschland zurück. Unterwegs übereilte ihn der Tod unweit Trient in einer Alpenhütte 3. Dec. 1137. Er wurde zu Königslutter im Braunschweigischen, das er gegründet, begraben. L. besaß persönliche Tapferkeit und männlichen Ehrgeiz, aber keinen Muth, der Kirche gegenüber das kaiserl. Ansehen und die Würde des Reichs aufrecht zu erhalten. Durch das Gesetz, das er seinem Eidam zu Liebe gab, daß größere durch Aussterben erledigte Lehen nicht ferner an Kaiser und Reich zurückfallen sollten, wurden dieselben unter den Verwandten erblich, dadurch aber der Grund zu der Staatenzersplitterung Deutschlands gelegt. Vgl. Gervais, „Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III.“ (2 Bde., Lpz. 1841—42); Jaffé, „Geschichte des Deutschen Reichs unter L. dem Sachsen“ (Berl. 1843). L.'s Nachfolger war Konrad III. (s. d.).

Löthen nennt man das Verfahren, mittels dessen man zwei Stücke Metall, ohne sie zu schmelzen, mit Hülfe eines dritten Metalls, des **Lothes**, so verbindet, daß ihre Vereinigung sowol luft- als wasserdicht ist und einen gewissen, aber nicht allzu großen Hitzegrad auszuhalten vermag. Für größere Hitzegrade bedient man sich des Nietens, oft aber auch des Zusammenschraubens. Damit das Löthen ungehindert vor sich gehe, muß dem Loth eine blanke Oberfläche dargeboten werden, indem es außerdem nicht haftet. Die metallische Oberfläche erhält man durch Überstreuen der zu löthenden Stelle mit Salmiak, Kolophonium oder Borax. Das Loth darf zu seinem Schmelzen in keinem Falle einen größern Hitzegrad verlangen als das leichtflüssigste der zu löthenden Metalle; es muß dünnflüssig sein, um in die feinste Fuge zu dringen, und nicht zu schnell erstarren, um die nöthige Zeit zu einiger Verbindung zu gestatten, und endlich muß es in seiner Farbe mit den zu löthenden Metallen übereinstimmen. Die Haltbarkeit der Löthung hängt von der Festigkeit des Loths ab. Das zum Löthen dienende Metallgemisch findet entweder in Form von dünnen Stangen oder kleinen Körnern Anwendung. Man hat leichtflüssiges, weiches Loth, Schnellloth, und strengflüssiges, Hartloth oder Schlagloth. Zu den Schnellothen gehören Zinn, Kupfer, Messing, Zink, Blei, Gold und Silber, ferner Schnellloth und Wismuthloth. Zu den Hartlothen gehören Gußeisen, Kupfer, Messingschlagloth, Argentanschlagloth,

Silberschlagloth, fein Gold, Goldschlagloth und Emaillirloth. Das Löthen selbst zerfällt nach der Art des Loths in Weichlöthen und Hartlöthen. Als Erwärmungsmittel dienen entweder Holzkohlen, die Flamme vor dem Löthrohre (s. d.) oder der glühende Löthkolben.

Lothian heißt die durch ihre Fruchtbarkeit berühmte Landschaft Schottlands zwischen dem Pentlandgebirge im S. und dem Forthbusen im N. Sie wird in die drei Grafschaften Ost-, West- und Mittel-Lothian (s. **Mid-Lothian**) oder Haddington-, Linlithgow- und Edinburgshire getheilt.

Lothringen, ehemals ein deutsches Herzogthum, bildet seit 1766 eine Provinz Frankreichs und die gegenwärtigen Departements der Maas, Mosel, Meurthe, Vogesen und einige Cantons von Niederrhein. Als es an Frankreich kam, war es im Norden vom Herzogthum Luxemburg und dem Kurfürstenthum Trier, im Osten vom Elsaß, im Süden von der Franche-Comté, im Westen von der Champagne begrenzt. Es umfaßte 479 □M. mit 1,200000 E. Die Vogesen schließen das Land im Osten ein und verzweigen sich über den südlichen Theil. Die Hauptflüsse sind Mosel, Maas, Meurthe, Saar, Seille und Ornain; die Saône berührt nur die Grenze. Die Bevölkerung ist deutschen Ursprungs; doch spricht dieselbe gegenwärtig französisch, mit Ausnahme des Strichs von den Vogesen bis Metz, der **Deutschlothringen** heißt. Das Land gewährt einen sehr malerischen Anblick, ist reich an Holz, Eisen, Steinbrüchen, Salinen und Mineralwässern, besitzt Weinbau, eignet sich aber mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau. Nächst dem Elsaß liefert es der franz. Armee die besten Pferde. Die industrielle Production der Bevölkerung beschränkt sich meist auf Eisen- und Glaswaaren und Fayence. Außer der alten Hauptstadt Nancy (s. d.) hat Luneville (s. d.) geschichtliche Berühmtheit. Übrigens ist das Land mit Denkmälern des Mittelalters bedeckt. Seine selbständige Geschichte beginnt mit dem Karolinger Lothar II., dem Sohne Kaiser Lothar's I., der 855 in der Theilung mit seinen Brüdern, Karl und Ludwig (s. **Karolinger**), die Länder zwischen Schelde, Rhein, Maas und Saône, das sogenannte **Lotharingische Reich** (Lotharii regnum), erhielt. Nachdem dasselbe fortgesetzt der Zankapfel des karolingischen Geschlechts gewesen und mehrmals zu Frankreich geschlagen worden, blieb es dem Haupttheile nach ein deutsches Lehn. Kaiser Otto I. gab das Herzogthum L. 953 seinem Bruder, dem Erzbischof Bruno von Köln. Um aber die Macht dieses großen Besitzes für immer zu brechen, mußte derselbe 959 das Land in zwei Herzogthümer theilen, über welche er mit sehr beschränkten Rechten als Erzherzog die Oberaufsicht führte. **Niederlothringen**, das Land zwischen Rhein, Maas und Schelde (Lotharingia Mosana oder Ripuaria), erhielt als Lehn ein Herzog Gottfried; **Oberlothringen**, das Land zwischen Rhein und Mosel bis an die Maas (Lotharingia Mosellana), bekam der Graf Friedrich von Bar als Herzogthum. Überdies löste man die großen Territorien Trier, Metz, Toul und Verdun ganz aus dem Feudalverbande, und dieselben gingen fortan nur von dem Kaiser zu Lehn. Niederlothringen oder Ostlothringen wurde im Laufe der Jahrhunderte an sehr verschiedene Häuser verliehen. Seit Heinrich II., gest. 1248, nannten sich die Herzoge von Niederlothringen nach dem Haupttheile ihres Landes Herzoge von Brabant (s. d.), und nach Philipp's I. Tode, der 1429 ohne Erben starb, fiel das Land an Burgund (s. d.).

Die Nachkommen Herzog Friedrich's von Oberlothringen starben 1046 aus, und der Kaiser verlieh hierauf das Land an den Grafen Albrecht von Elsaß, dem 1048 sein Bruder Gerhard folgte. Letzterer wird als der Stammvater der ganzen lothring. Dynastie betrachtet. Der letzte unmittelbare Sprößling seines gewaltigen und kriegerischen Geschlechts, Karl II., starb 1431 als Connétable von Frankreich und hinterließ eine Tochter Isabella, die mit Renatus von Anjou, dem Titulaturkönig von Neapel, vermählt war. Wiewol ein Neffe Karl's II., Anton Graf von Vaudemont, die weibliche Nachfolge streitig machte, verlieh doch der Kaiser Sigismund das Herzogthum an Isabella und Renatus von Anjou, und Anton wurde endlich zufrieden gestellt, indem sein Sohn Friedrich die Tochter Isabella's und Anjou's, Jolantha, heirathete. Dem Herzog von Anjou folgte 1453 dessen Sohn Johann II. und diesem 1470 sein Sohn Nikolaus, mit welchem 1473 das Geschlecht Anjou erlosch. Oberlothringen kam nun an die eigentliche Dynastie, an Renatus II., den Sohn Friedrich's von Vaudemont und Jolantha's, zurück, der darum als der Stifter des neuern lothring. Geschlechts angesehen wird. Unter ihm wurde das Land von Karl dem Kühnen (s. d.) von Burgund schrecklich verheert und Nancy 1475 erobert. Renatus mußte nach Lyon entfliehen, verband sich aber von dort aus mit den Schweizern, eroberte sein Land wieder und schlug 1477 Karl den Kühnen vor Nancy, wo derselbe auch blieb. Während Renatus dessen ältester Sohn, Anton, 1508 in Oberlothringen folgte, stiftete der jüngste, Claudius, in Frankreich eine ausgebreitete Nebenlinie, zu welcher die Herzoge

von Guise (s. d.), von Aumale, Elboeuf und Harcourt gehörten und die 1751 mit dem Prinzen Lambesc erlosch. Der Herzog Anton suchte die Ausbreitung der Reformation auf die drei Bisthümer einzuschränken und vernichtete bei Zabern das große Bauernheer, das vom Elsaß ins Land drang. Ihm folgte 1544 sein Sohn Franz I., der schon 1545 das Land seinem zweijährigen Sohne, Karl III., hinterließ. Während des Letztern Minderjährigkeit riß Heinrich II. von Frankreich die Bisthümer Metz, Toul und Verdun an sich. Der Sohn Karl's III., Heinrich II., folgte dem Vater 1608. Derselbe vermählte seine Tochter Nicola mit seinem Neffen, der ihm 1624 in der Regierung als Karl IV. folgte. Unter diesem schwachen Fürsten wurde das Land von den Franzosen furchtbar heimgesucht. Weil Karl IV. den Herzog Gaston von Orléans, den Bruder König Ludwig's XIII., unterstützte, eroberte der Cardinal Richelieu 1634 Oberlothringen, gab es zwar zurück, vertrieb aber 1642 den Herzog nochmals. Karl starb 1670 und Frankreich behielt und verwüstete das Land. Sein Sohn Karl V., berühmt als kaiserlicher General durch seine Thaten gegen die Türken, versuchte 1666 und 1667 sein Erbe von Ludwig XIV. ohne Erfolg wieder zu erlangen. Erst im Frieden zu Ryswijk 1697 erhielt Karl's V. ältester Sohn, Leopold Joseph Karl, das Land wieder zurück; doch mußte er die Festungswerke von Nancy und Bitsch schleifen und andere drückende Bedingungen eingehen. Ihn beerbte 1729 sein Sohn Franz Stephan IV., dessen Mutter, Charlotte von Orléans, die Bevölkerung als Vormünderin hart bedrückte. Im poln. Erbfolgekriege nahm Frankreich 1733 das Land nochmals in Beschlag und behielt es mit dem Herzogthume Bar, doch mit Ausnahme der Grafschaft Falkenstein, zufolge des Wiener Friedens von 1735 einstweilen für den König Stanislaus (s. d.) von Polen, der seine Regierung 1737 antrat. Franz Stephan aber, der sich mit der Erzherzogin Maria Theresia vermählte, erhielt von seinem Schwiegervater, Kaiser Karl VI., zur Entschädigung das Großherzogthum Toscana. Nach des Königs Stanislaus Tode, 22. Febr. 1766, wurde Oberlothringen für immer dem franz. Reiche einverleibt; doch war den Großen Sitz und Stimme auf den deutschen Reichs- und Kreistagen vorbehalten, welches Verhältniß erst der Friede zu Luneville 1801 aufhob.

Löthrohr. Die Metallarbeiter verschiedener Länder haben sich schon seit Jahrhunderten des Löthrohrs bedient, um das Loth (s. Löthen) durch verstärkte Hitze in Fluß zu bringen. Das einfachste und älteste Löthrohr ist ein hohles konisches Metallrohr, das an seinem dünnern Ende rechtwinkelig gebogen ist. Beim Gebrauche wird das stärkere Ende desselben in den Mund genommen und ein Luftstrom eingeblasen, welcher, zur Spitzenöffnung ausströmend, ganz wie der Wind eines Gebläses benutzt wird. Das Löthrohr kann also als eine durch den Mund gespeiste Gebläsevorrichtung im Kleinen betrachtet werden, und seine erhitzende Wirkung beruht auf ganz ähnlichen Principien wie die eines gewöhnlichen Gebläses. In dieser rohesten Anwendung war das Löthrohr von keiner Wichtigkeit für die Wissenschaft. Diese erhielt es erst, als es dem Beobachtungsgeiste des schwed. Mineralogen Hahn gelang, es zu einem für den Chemiker und Mineralogen, sowie für den Berg- und Hüttenmann überaus nützlichen Instrument zu machen. Die Anwendung des Löthrohrs erhielt seine Vollendung durch Berzelius, Harkort und Plattner. Der Ausdauer und Geschicklichkeit des Letztern ist es gelungen, die quantitative Löthrohrprobirkunst zu einer Vollkommenheit zu bringen, welche man früher für nicht möglich gehalten hatte. Zweck und Vortheil des Löthrohrs beruhen hauptsächlich darauf, daß es gestattet, selbst an sehr kleinen Proben eines Minerals, die oft nicht größer als ein Stecknadelkopf sind, entscheidende Versuche bezüglich der Eigenschaften und Bestandtheile schnell und auf einfache Weise ausführen zu können. Ein Löthrohrbesteck enthält außer dem Löthrohr noch eine kleine Öl- oder Weingeistlampe, einige kleine Zangen, Platinbleche und Platindrähte, ein paar Glasröhren, ein Stück Kohle, einen kleinen Achatmörser und einige Schächtelchen, in denen sich gewisse Salze, wie Borax, Phosphorsalz und Soda, befinden. Die Methode der Löthrohrprüfung ist wesentlich auf die Veränderung gegründet, welche die Körper beim Erhitzen für sich erleiden, sodann auf den Einfluß des dazu tretenden Sauerstoffs der atmosphärischen Luft, die oxydirend wirkt, ferner auf die Einwirkung von Kohle, mit welcher der erhitzte Körper umgeben wird und die eine Sauerstoff entziehende, reducirende oder desoxydirende ist, sowie endlich auf das Verhalten der Probe gegen Soda, Borax und Phosphorsalz. Das jetzt allgemein angewendete Löthrohr ist ungefähr einen Fuß lang, hat am einen Ende ein Mundstück aus Horn oder Elfenbein, am entgegengesetzten Ende einen kugelförmigen oder cylindrischen Behälter für die sich während des Blasens absetzende Feuchtigkeit und endigt in einem rechtwinkelig abstehenden, ungefähr anderthalb Zoll langen Seitenfortsatz, dessen kegelförmig zulaufende Spitze eine Öffnung von der Stärke einer feinen Nadel besitzt und häufig noch mit einem Platinhütchen

versehen ist. Mit diesem Instrument bläst man in die Flamme, indem man die Spitze je nach Umständen entweder ganz nahe an die Flamme oder theilweise in dieselbe bringt. Die Probe wird mit der linken Hand gehalten, entweder auf Kohle gelegt, oder an einem Häkchen von Platindraht oder vermittelst einer Platinzange. Soll eine starke oxydirende Hitze hervorgebracht werden, so wird die Spitze des Löthrohrs bis zu einem Drittel in die Flamme eingesenkt und stark geblasen, wodurch eine lange, spitzige Flamme, die **Oxydationsflamme** entsteht. Wird dagegen die Spitze des Löthrohrs der Flamme nur bis zum Saume genähert, so entsteht eine breite Flamme, deren Wirkung der Oxydationsflamme entgegengesetzt ist und **Reductionsflamme** genannt wird. In diesen beiden Flammen verhalten sich viele chemische Körper durchaus verschieden, sodaß die aufeinander folgende Anwendung der beiden Flammen in vielen Fällen zur Unterscheidung gewisser Körper ausreichend ist. Namentlich ist die Färbung, welche die Metalle dem Phosphorsalz und Borax ertheilen, in beiden Flammen eine verschiedene; so färbt z.B. Kupfer die Phosphorsalzperle in der Oxydationsflamme grün, in der Reductionsflamme roth.

Lotichius (Petrus), zum Unterschied von seinem Oheim gleiches Namens auch Secundus genannt, einer der berühmtesten neuern lat. Dichter, der Sohn eines Landmanns, geb. zu Schlüchtern im Hanauischen 2. Nov. 1528, studirte zu Marburg Medicin und dann in Wittenberg Philosophie, alte Sprachen, Beredtsamkeit und Poesie. Hierauf diente er unter den Truppen des Schmalkaldischen Bundes und machte dann als Führer einiger reichen Jünglinge Reisen durch Frankreich und Italien. In Padua promovirte er als Doctor der Medicin. Nachdem er 1557 zurückgekehrt, wurde er Professor der Medicin zu Heidelberg, wo er aber schon 7. Nov. 1560 starb, wie man sagt, an einem Liebestranke, der ihm in Bologna credenzt worden war. Seine lat. Gedichte, namentlich die Elegien, in denen er an Leichtigkeit und Anmuth mit seinem Vorbilde Ovid wetteifert, geben ihm einen Platz unter den größten lat. Dichtern der neuern Zeit. Die von ihm selbst veranstaltete Ausgabe derselben von 1551 ist sehr selten; später wurden sie von P. Burmann (2 Bde., Amst. 1754) und Kretschmar (Dresd. 1773) herausgegeben und von Kößlin ins Deutsche übersetzt (herausgeg. von Blume, Halle 1826). Vgl. Hage, „Vita Lotichii" (Lpz. 1603). — Nicht minder berühmt als lat. Dichter ist ein Brudersſohn von ihm, **Joh. Pet. L.**, geb. 8. März 1598 zu Nauheim, der in mehren Städten Deutschlands theils als praktischer Arzt, theils als Lehrer der Medicin rühmlichst wirkte und zuletzt als kaiserl. Rath und Historiograph 1669 zu Frankfurt a. M. starb. Von ihm besitzen wir eine nicht unbedeutende Anzahl von Gedichten, die unter dem Titel „Vade mecum, sive epigrammatum novorum centuriae duae" (Ffk. 1625) und „Poemata" (Marb. 1640) erschienen, eine „Bibliotheca poetarum" (4 Bde., Marb. 1625), historische und medicinische Schriften.

Lotophagen (griech.), d. h. Lotusesser, nannten die Alten einen im Norden von Afrika an der Küste von Cyrenaikon wohnenden friedlichen und gastfreien Volksstamm, der von den olivengroßen, honigsüßen Früchten des dort einheimischen Lotusbaums, von denen er hauptsächlich lebte, den Namen erhielt. Aus diesen Früchten bereiteten die Lotophagen auch Wein. Nach Homer's Dichtung nahmen sie den Odysseus, als er auf seinen Irrfahrten zu ihnen kam, mit seinen Gefährten gastfrei auf, auf welche letztere die Süßigkeit der Lotusfrucht eine solche Wirkung äußerte, daß sie ihr Vaterland darüber vergaßen. Gewiß ist dieser Lotus nichts Anderes als die Frucht des Lotus-Judendorns, die bei den Juden ebenfalls sehr berühmt war, sodaß sie selbst im Paradiese gegessen wurde und bei den heutigen Türken noch in nicht geringem Ansehen steht. Gleiches ist bei den Arabern der Fall, welche diese Frucht das „Obst des Schicksals" nennen, weil die Verstorbenen gleich nach dem Tode von den Huris damit bewirthet werden.

Lotos (lat. Lotus) nannten die Griechen verschiedene Fruchtpflanzen, deren Früchte als Speise dienten, und vorzüglich unterschieden sie den ägyptischen und cyrenischen Lotus. Der von Theophrast erwähnte Lotos ist der **Lotus-Judendorn** (Zizyphus Lotus), der im nördlichen Afrika, jetzt auch im südlichen Europa wächst, zur Familie der Rhamneen gehört und Steinfrüchte von der Größe der wilden Pflaumen mit fast kugeligem Kerne trägt. Diese wohlschmeckenden, süß-schleimigen Früchte, welche von den Arabern Nabk oder Nabka genannt werden, dienten schon in den ältesten Zeiten den Bewohnern Nordafrikas zur Speise und bilden noch jetzt dort zum Theil die Hauptnahrung der Armen. Wahrscheinlich lebten von diesen Früchten Homer's Lotophagen (s. d.). Bei den Indiern und Ägyptern, sowie bei Dioskorides, bezieht sich der Name Lotus auf mehre schöne Wasserrosen, namentlich bei den Ägyptern auf die blaue (Nymphaea caerulea) und die ägyptische Seerose (Nymphaea Lotus) und bei den Indiern (wie jedoch auch bei den Ägyptern) auf die prächtige **Nelumbo** (Nelumbium speciosum), welche in stehendem und langsam fließendem Wasser, besonders im Nil und Ganges wachsen und

bei diesen Völkern einen hohen Grad der Verehrung genossen. Die letztere, welche in der That, nach der Victoria regia, zu den imposantesten Wassergewächsen gehört, trägt sehr große, schön rosenrothe, aber auch weiß, gelb und selbst blau abändernde Blumen und einen sehr dicken kreiselförmigen Blütenboden, in dessen Höhlungen die Früchte (im Alterthum Ägyptische Bohnen genannt) eingesteckt liegen. Von ihr sowol als von der Ägyptischen Seerose wurden und werden noch die Wurzeln, Blatt- und Blütenstiele und die Früchte, aus denen zu Herodot's Zeiten, wie noch jetzt zuweilen, Brot bereitet ward, als wohlschmeckende Speise häufig gegessen. Als die schönste und heiligste Abart galt die rothblühende Nelumbo. Bei den Indiern ruht der Weltenschöpfer auf einem Lotos, und die Blume ist ihnen ein Sinnbild der Erde, insofern die Pistille auf den Berg Meru, die Staubfäden auf die Gipfel des Himalaja, die vier Hauptblätter des Kelchs auf die Cardinalpunkte deuten und die übrigen Blätter gleichsam die Erdtheile darstellen, welche rings um das heilige Land der Brahmanen gelagert sind. Auch bei den Ägyptern diente der Lotos als Sinnbild des Universums, und Harpokrates kam aus der geöffneten Lotosblume hervor. Die Pflanze war der Isis geweiht, insofern die schwarzen Früchte in der Größe von Haselnüssen für besonders nahrhaft gehalten wurden; den Priestern aber und den Pythagoräern blieb der Genuß dieser Früchte (Bohnen) untersagt.

Lotterie, Lotto. Man unterscheidet zwei Arten dieses Glücksspiels: die alte holländische oder Classenlotterie und die genuesische oder Zahlenlotterie (Lotto). Die **Classenlotterie** kam schon gegen Ende des Mittelalters auf, wurde aber anfangs und namentlich noch während des 16. Jahrh. gewöhnlich für wohlthätige Zwecke angestellt. So war in London die erste Ziehung 1569 und der Überschuß zum Unterhalte der Seehäfen bestimmt; in Paris 1572 zur Ausstattung armer Jungfrauen. Hier ist die Anzahl und Größe sowol der Einsätze (Loose) als auch der Gewinne planmäßig festgestellt; der Zufall entscheidet, welcher Gewinn (oder Niete) auf einen gewissen Einsatz treffen soll. Insgemein wird zur Erleichterung der Theilnahme die Ziehung aller zusammengehörigen Loose in mehre Zeitabschnitte verlegt, wo der Spieler alsdann auch den Betrag seines Looses ratenweise für jede Ziehung (Classe) entrichtet und zur Fortsetzung des Spiels bis ans Ende nicht gezwungen, sondern nur insofern gereizt wird, als die höchsten Gewinne erst in der letzten Classe gezogen werden. Der Vortheil des Unternehmers besteht in gewissen Procenten, die er von den auszuzahlenden Gewinnen in Abzug bringt; in Preußen $12\frac{1}{2}$ Proc. für die Anstalt, $3\frac{1}{2}$ für die Einnehmer. Für die nicht verkauften Loose muß die Anstalt mitspielen. Die neuere ist die genuesische oder **Zahlenlotterie**, das **Lotto** (während man die vorige Art schlechtweg Lotterie nennt). Hier werden jeweilig von 90 Zahlen fünf gezogen und die Spieler gehen durch Besetzung gewisser Nummern eine Art Wette ein, daß gerade diese herauskommen werden, entweder einfach oder untereinander combinirt. Wer nur auf eine Nummer wettet, der besetzt einen sogenannten Auszug; bei zwei, drei, vier, fünf Nummern spricht man von Ambe, Terne, Quaterne, Quinterne. Die Größe der Wahrscheinlichkeit für alle diese Fälle ist mathematisch sehr einfach zu berechnen und der Gewinn des Unternehmers beruht darauf, daß er die Spieler, wenn sie richtig gerathen haben, unter dem Verhältnisse dieser Wahrscheinlichkeit bezahlt. So müßte z. B. die Ambe eigentlich mit dem $400\frac{1}{2}$fachen Einsatze bezahlt werden; sie erhält aber in Baiern nur das 270-, in Östreich das 240fache. Bei der Quaterne ist die Wahrscheinlichkeit wie 1 zu 511038; sie wird aber in Baiern nur mit dem 64500fachen, in Östreich mit dem 60000fachen bezahlt. In der Regel ist etwa ein Drittel der gesammten Einsatzsumme Gewinn des Unternehmers. Diese Art Lotterie ist in Genua zuerst üblich geworden, wo bei Ergänzung des Großen Raths aus je 90 Namen fünf geloost wurden und die Spielsucht der Menschen sich darauf warf, auf diese zu wetten. Außerhalb Italien ahmte man die Einrichtung erst vor 100 Jahren nach: in Wien 1752, Berlin 1763.

Es ist leider unzweifelhaft, daß alle Geldlotterien vorzüglich von Solchen benutzt werden, die vernünftigerweise ihr Vermögen zu Rathe halten und keinen Groschen, geschweige denn viele Thaler auf Hazardspiele verwenden sollten. Im Canton Waadt wurden durchschnittlich von je 2007 Loosen nur 164 an reiche Leute, 934 aber an Arme, Fallite u. s. w. abgesetzt. „Es gibt", sagt Rau, „keine verderblichere Art, Staatseinnahmen aufzubringen, als eine Anstalt, welche vom Sparen abhält und an die Stelle des beharrlichen Fleißes die aufgeregte Gewinnsucht setzt, die Einbildungskraft durch die trügerischen Bilder eines leicht zu erlangenden Reichthums gefangen nimmt, die Classe der Lohnarbeiter am meisten verlockt und Tausende von Familien der Armuth, Unredlichkeit und dem sittlichen Verderben preisgibt." Und in der That stimmen in diesem Urtheile alle Nationalökonomen überein. Als zu Paris die Lotterie aufgehoben war, wurden im Jan. 1836 an 525000 Frcs. mehr in die Sparkasse gelegt als im Jan. 1835, wo

jene noch bestand. Nur der eine Grund mag für die Fortdauer der Staatslotterien angeführt werden, daß die Spielsucht ein unaustilgbares Laster ist, welches sonst zu den noch schlimmern ausländischen, Privat- oder Winkellotterien greifen würde. Der Staat als Lotterieunternehmer kann wenigstens Betrügereien auf diesem Felde verhüten, die Verlockungsmittel zum Spielen beschränken und den Gewinn auf eine gemeinnützige Weise verwenden, kurz, das, wie man glaubt, unvermeidliche Übel soviel als möglich verkleinern und zum Guten lenken. Übrigens sind die verschiedenen Arten der Lotterie in verschiedenem Grade schädlich. Je mehr das Spiel durch Kleinheit der Einsätze, Theilbarkeit der Loose u. s. w. auch den Ärmern zugänglich ist, je mehr es durch Häufigkeit der Ziehungen den Spieler geistig beschäftigt, desto verderblicher muß es wirken, also das Zahlenlotto viel mehr als die Classenlotterie. Bei der Zahlenlotterie ist der Einsatz, das Zu- und Abtreten fast beliebig; der Gewinn kann im günstigsten Falle ungeheuer sein und reizt daher die Phantasie gewaltig auf; allerlei scheinbar mathematische Combinationen, Traumdeutungen u. s. w. können die Seele des Spielers total gefangen nehmen, um so mehr, als die Ziehungen fast ununterbrochen fortdauern. Es ist bezeichnend, wie in der kath. Welt das Lotto immer besonders vielen Anklang gefunden hat (noch jetzt in Baiern, Östreich, ganz Italien), während die protest. Länder sich lieber mit Classenlotterien begnügten. In England ist das ganze Institut 1826 aufgehoben worden, in Frankreich 1836, in Hessen-Darmstadt 1832. Wo die Finanzen des Staats einen solchen Ausfall irgend vertragen können, sollte man dies überall nachahmen. Freilich betrug der reine Gewinn des Fiscus vom Lotterieregale in Preußen 1841 über 900000 Thlr., in Östreich 3,600000 Gldn. Conv., in Baiern (1832—34) jährlich 1,400000 Gldn. Rhein., in Sardinien über 1,700000 Lire, in Frankreich (1816—28) über 14 Mill. Fres.

Lotze (Rud. Hermann), deutscher Physiolog und Philosoph, geb. zu Bautzen 21. Mai 1817, studirte, auf dem Gymnasium zu Zittau vorbereitet, von 1834—38 zu Leipzig Medicin und Philosophie. Nachdem er 1838 in beiden Facultäten promovirt und sich 1839 sowol auf dem medicinischen wie philosophischen Katheder habilitirt, ward er 1842 zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der leipziger Universität ernannt, von wo er 1844 einem Rufe zum ordentlichen Professor der Philosophie nach Göttingen folgte. Als Philosoph gehört L. eigentlich keiner der herrschenden Schulen an. In seiner „Metaphysik" (Lpz. 1841) folgt er der Herbart'schen Eintheilung in Ontologie, Synechologie und Eidolologie; doch sucht er im zweiten Theile den auch von ihm in „Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften" (Lpz. 1842; 2. Aufl., 1848) vertretenen Gedanken zu rechtfertigen, daß das Organische eine Form der Vereinigung des Mechanischen sei. Unter seinen übrigen Schriften sind noch besonders hervorzuheben: „Logik" (Lpz. 1843); „Über den Begriff der Schönheit" (Gött. 1845); „Über Bedingungen der Kunstschönheit" (Gött. 1847); „Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens" (Gött. 1851); „Medicinische Psychologie" (Gött. 1852).

Loudon oder Laudon (Gideon Ernst, Freiherr von), einer der berühmtesten östr. Generale, geb. 10. Oct. 1716 zu Trotzen in Livland, war der Sprößling einer aus der Grafschaft Ayr in Schottland stammenden Familie, von der ein Zweig im 14. Jahrh. nach Livland ausgewandert war. Er trat 1731 als Cadet in russ. Dienste, wohnte der Belagerung von Danzig bei, zog mit dem Hülfsheere der Kaiserin Anna an den Rhein und wurde in dem Feldzuge gegen die Türken und Tataren Lieutenant. Nach dem Frieden 1739 verabschiedet, beabsichtigte er, in östr. Dienste zu treten, wurde aber auf seinem Wege über Berlin von einigen gleich ihm verabschiedeten Kameraden beredet, Friedrich II. seine Dienste anzubieten. Doch dem Könige, den er erst nach langem Warten zu sehen bekam, misfiel sein Gesicht und sein röthliches Haar, und mit der Äußerung: „La physiognomie de cet homme ne me revient pas", wies er ihn zurück. L. ging nun nach Wien, wo er im Dec. 1742 Hauptmann in dem Pandurencorps des Parteigängers Trenck (s. d.) wurde. Mit diesem machte er den Feldzug in Baiern und am Rhein mit. Bei Zabern wurde er, das einzige mal in seinem Leben, schwer verwundet und gefangen. Nach seiner Auswechselung focht er in dem zweiten Schlesischen Kriege in den Schlachten von Hohenfriedberg und Sorr gegen Friedrich II., wurde aber hierauf durch die Chicanen Trenck's, der ihn in seinen Proceß zu verwickeln suchte, veranlaßt, um seinen Abschied anzuhalten. In Wien, wohin er ging, bewies er durch Vorlegung der von Trenck im Elsaß und Baiern erhaltenen Ordres, daß dieser ihn verleumdet und die Gräuel in jenen Ländern, die er ihm aufbürden wollte, selbst begangen hatte. Ein Zweikampf zwischen ihm und Trenck wurde durch des Letztern Verhaftung abgewendet. Außer Dienst und ohne Vermögen mußte er in Wien sehr kümmerlich leben, bis seine Freunde ihm eine Majorsstelle in einem an der türk.-ungar. Grenze stationirten Regi-

mente verschafften. L. vermählte sich daselbst mit der Tochter eines kroat. Offiziers, Klara von Hagen, trat von der evang. zur kath. Confession über und widmete sich von jetzt an mit großem Eifer dem Studium der Mathematik und militärischen Geographie. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, strich ihn der commandirende General in Kroatien, Petazzi, ein Mann von gemeiner Gesinnung, eigenmächtig aus der Liste der Offiziere, die man von Wien aus zum Feldzuge beordert hatte. L., hierüber empört, ging nach Wien, fand aber hier Jedermann gegen sich eingenommen. Sein alter Freund Hochstetten, welcher jetzt bei der Hof- und Staatskanzlei angestellt war, verwandte sich indessen bei dem Fürsten Kaunitz für ihn, sodaß er als Oberstlieutenant bei einer Abtheilung leichter Truppen angestellt wurde, welche die Bewegungen der Reichsarmee unterstützen sollten. Noch ehe er aber abging, ward er zu der nach der Schlacht bei Lobositz gegen Friedrich geführten Hauptarmee versetzt. Bald zeichnete sich L. hier als kühner Führer aus. Bei Tetschen, Hirschfeld, in der prager Schlacht und besonders bei Verfolgung der Preußen nach der Schlacht bei Kollin erwarb er sich durch Muth und Einsicht allgemeines Vertrauen und bewies namentlich große Geschicklichkeit in Führung des kleinen Kriegs. Hierauf unter den Prinzen von Hildburghausen, der die Reichsarmee befehligte, gestellt, mußte er den Überfall in Gotha und die Niederlage bei Roßbach mit ansehen, ohne helfen zu können. Das Patent seiner Ernennung zum General, welches um diese Zeit vom wiener Hofe an ihn abgegangen, wurde zwar von den Preußen aufgefangen, aber mit einem glückwünschenden Schreiben Friedrich's II. ihm sogleich zugestellt. Schon ein Jahr darauf (1758) erhielt er in Folge der Befreiung von Olmütz, an der er wesentlichen Antheil hatte, den Theresienorden und wurde zum Feldmarschallieutenant befördert. Hierauf kämpfte er gegen Fouqué in den Engpässen von Braunau, streifte bis ins Brandenburgische und half den Sieg bei Hochkirch herbeiführen, den die Kaiserin mit seiner Erhebung in den Freiherrnstand belohnte. Auch entschied er allein 1759 durch sein Eingreifen im rechtzeitigen Momente den Sieg bei Kunersdorf (s. d.) und erhielt von jetzt an, zum Feldzeugmeister ernannt, ein eigenes Corps von 30000 Mann. Mit diesem gewann er gegen den tapfern Fouqué 29. Juni 1760 die Schlacht bei Landshut in Schlesien; auch erstürmte er Glatz und berannte Breslau, ohne jedoch diese von Tauenzien tapfer vertheidigte Festung einnehmen zu können. Nach der Schlacht bei Liegnitz deckte er den Rückzug der Daun'schen Armee meisterhaft. Im Feldzuge von 1761 fand er wenig Gelegenheit, sich auf dem Schlachtfelde zu zeigen. Dagegen führte er sehr geschickt die Unterhandlungen mit dem russ. Feldherrn Buturlin. Den Schluß dieses Feldzugs krönte er mit einer kühnen That, indem er 1. Oct. das stark besetzte Schweidnitz durch einen Handstreich nahm, ein Wagniß, für welches ihn der Hofkriegsrath in Wien Lust hatte, zur Rechenschaft zu ziehen. Nach dem Hubertusburger Frieden von der Kaiserin mit Geschenken und Ehrenbezeigungen überhäuft, besuchte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit Karlsbad, wo er mit Gellert innige Freundschaft schloß; auch begleitete er Joseph II. auf seiner Reise durch die neuerworbenen Provinzen Galizien und Lodomerien. Beim Ausbruch des Bairischen Erbfolgekriegs erhielt er, zum Feldmarschall erhoben, den Oberbefehl über eine eigene Armee. So wenig Gelegenheit er auch hier fand, sein Feldherrntalent zu zeigen, war er es doch vorzüglich, der die Preußen abhielt, etwas Entscheidendes zu unternehmen. Nach dem Frieden zu Teschen gab er sich der Beschäftigung mit den Wissenschaften hin, bis Joseph II., in seinem Feldzuge gegen die Türken unglücklich, sich entschließen mußte, den erfahrenen Krieger zu Hülfe zu rufen. Von diesem Augenblicke an wendete sich das Kriegsglück zu Östreichs Fahnen. Dubieza wurde genommen, ein türk. Heer unter den Mauern dieser Feste geschlagen, Belgrad erstürmt und Semendria besetzt. Für die Eroberung Belgrads schenkte der Kaiser ihm den aus Brillanten bestehenden und im kaiserl. Familienschatze aufbewahrten Stern des Theresienordens, den eigentlich nur der Monarch selbst als Großmeister tragen durfte und den Kaiser Leopold II. nach L.'s Tode von dessen Witwe für 50000 Gldn. einlöste. Auch wurde ihm, was seit Eugen in Östreich Keinem verliehen worden war, die unumschränkte Gewalt und der Titel Generalissimus ertheilt. Dieser Feldzug schloß L.'s kriegerische Laufbahn. Denn als unmittelbar darauf gegen Preußen ein östr. Heer in Mähren aufgestellt wurde, an dessen Spitze er trat, überraschte ihn der Tod im Hauptquartiere zu Neutitzschein in Mähren 14. Juli 1790. Außer seinem Feldherrntalent besaß L. rastlose Thätigkeit, Liebe zu den Wissenschaften, Mäßigkeit und Bescheidenheit.

Loudon (John Claudius), ausgezeichneter Botaniker, wurde 8. April 1783 zu Cambuslang in Lanarkshire geboren und bestimmte sich zum Kunstgärtner. Schon 1803 machte er sich durch seine „Observations on laying out public squares" bekannt, denen 1805 eine „Treatise on hothouses" folgte. Im J. 1809 pachtete er eine Farm in Oxfordshire, die er jedoch bald

wieder aufgeben mußte. Nach Veröffentlichung der „Treatise on the culture of wheat" (1812) unternahm er eine Reise durch Europa, namentlich nach Polen und Rußland. Nach der Rückkehr nach England widmete er sich ganz der Botanik und trug durch seine zahlreichen Schriften nicht wenig zur Popularisirung dieser Wissenschaft bei. Besonders nennenswerth sind die „Encyclopaedia of gardening (1822), „The greenhouse companion", „Encyclopaedia of agriculture" (1825), „Encyclopaedia of plants" (1829), „Arboretum Britannicum" (8 Bde., 1838) und „Encyclopaedia of trees and shrubs" (1842). Durch die kostspielige Herausgabe des „Arboretum" verwickelte sich L. in pecuniäre Verlegenheiten, die, in Verbindung mit einer schmerzhaften Krankheit, seine letzten Jahre trübten. Er starb zu Bayswater 14. Dec. 1843. — **Loudon** (J. W.), die Gattin des Vorigen, wandte sich nach ihrer Verheirathung (1830) gleichfalls botanischen Studien zu und veröffentlichte in diesem Fache eine Reihe hauptsächlich für das weibliche Publicum bestimmter Schriften, welche großen Anklang fanden. Darunter gehören „Botany for Ladies" (1842), „Glimpses of nature" (1844), „Year-book of natural history for young persons" (1842), „British wild flowers" (1846), „Gardening for Ladies" (8. Aufl., 1851) und besonders „The Ladies' flower garden" (4 Bde., 1849—50), ein Werk, das sich sowol durch zweckmäßige Anordnung als durch schöne Illustrationen empfiehlt.

Louisdor (franz., d. i. Gold-Ludwig), eine seit Ludwig (Louis) XIII. in Frankreich übliche Goldmünze, welche ihren Ursprung dem auch in Frankreich verbreiteten Unwesen, das Gold zu verfälschen, zu beschneiden u. s. w., verdankt. Die cursirenden Goldmünzen wurden damals eingewechselt und dagegen eine geänderte Goldmünze mit des Königs Brustbild ausgegeben. Ursprünglich trug der Revers ein aus vier oder acht Lilien zusammengesetztes Kreuz, unter Ludwig XV. aber meist ovale Schilde und seit Ludwig XVI. eckige Schilde. Die Münzen der beiden letzten Könige nennt man daher auch **Schildlouisdor**. Die Louisdor Ludwig's XVI., welche im Revers die Schilde mit den Lilien und den Ketten von Navarra führten, nennt man gewöhnlich **Louis neufs**. Von allen diesen Sorten gibt es auch doppelte Stücke, doubles Louis oder doublons. Die vier- und zehnfachen Louisdor dagegen sind als Medaillen zu betrachten (quadruples Louis oder pièces de dix Louis). Auch führen einzelne Louisdor Ludwig's XV. noch besondere Namen. Dahin gehören die Noailles, welche während der Minderjährigkeit des Königs vom Herzog von Noailles, dem Finanzdirector, ausgeprägt wurden; ferner der von 1723—26 geprägte Mirleton oder Mirliton, so genannt von der Farbe, welche der einer Pfirsichart ganz gleich gehalten wurde; der Chevalier oder das Malteserkreuz (croix de Malte), das von dem Kreuze des durch Ludwig XIV. 1693 gestifteten Ludwigordens den Namen hat; der L. L. (Louis aux deux Louis). Die Sonnenlouisdor (Louis au soleil) sind eine unter Ludwig XIV. geprägte Sorte. Seit 1795 traten mit der neuen Frankenwährung an die Stelle der frühern franz. Goldmünzen die 20- und 40-Francsstücke. — In Deutschland nennt man unpassend genug **Louisdor** gegenwärtig die verschiedenen deutschen und dän. Pistolensorten oder goldenen Fünfthalerstücke, wovon auch doppelte und hier und da in kleiner Menge halbe geschlagen werden. Diese Sorten werden in den nördlichen deutschen Staaten geprägt und laufen auch hier zumeist um in einem veränderlichen Preise gegen Silbergeld. In Bremen, wo Goldwährung herrscht, ohne daß man Goldmünzen prägt, bilden sie das eigentliche Courantgeld und die einfachen Stücke gelten daselbst 5 Thlr. bremisch oder einen Louisdor. Den Namen Louisdor gibt man vorzüglich den nichtpreuß. Stücken. Die bessern preußischen, die Friedrichsdor (s. d.), Friedrich-Wilhelmsdor, welche in den öffentlichen Kassen Preußens zu 5⅔ Thlr. Silbercourant angenommen werden, stehen höher im Preise, während die ebenso guten, aber nur in geringer Zahl ausgeprägten sächsischen (Augustdor), welche in den sächs. Kassen keine solche Aufnahme finden, den übrigen gleichgestellt werden. Je nach den Regenten heißen diese Stücke im Besondern: Wilhelmsdor, Christiansdor u. s. w. Man kann von denselben durchschnittlich 35¼ Stück auf die rauhe, 39½ Stück auf die feine Mark Gold rechnen, den Feingehalt zu 21 Karat 5 Grän.

Louisiana, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, umfaßt 2192 QM., grenzt im S. an den Golf von Mexico, wird im W. durch den Sabine von Texas, im N. durch den 33° n. Br. von Arkansas, im O. durch den Mississippi und weiterhin durch den Pearlstrom vom Staate Mississippi getrennt. Von dem Hauptstrome Mississippi, vor dessen Mündung eine ungeheuere Sand- und Schlammbarre liegt, zweigen sich auf der Westseite, unterhalb des Red-River, viele **Nebenarme, Bayous** genannt, ab (Atchafalaya, La Fourche und andere), welche den südwestlichen Theil von L. in eine Anzahl großer strom- und meerumflossener Inseln zertheilen. Der bedeutendste Nebenarm auf der Ostseite ist der Iberville, welcher durch die Seen Maurepas, Pontchartrain und Borgne mit dem Mexicanischen Golf in Verbindung steht und mit dem Atchafalaya das große Mississippidelta begrenzt. Ein großer Theil dieses Deltas ist

jährlich den Überschwemmungen ausgesetzt. Das angeschwemmte Uferland zu beiden Seiten des Stroms, auf eine weite Strecke durch Uferdämme, die sogenannten Levees, eingedeicht, ist überaus fruchtbar, mit vielen blühenden Pflanzungen, besonders Zuckerplantagen, bedeckt, welche der Gegend einen reizenden Anblick verleihen und jetzt jährlich für mehr als 10 Mill. Dollars Zucker liefern. Der südwestliche Landestheil ist, soweit er am Golf liegt, Seemarsch; weiter landeinwärts breiten sich schon die Prairien aus, die zum Theil bis 50 F. über die Flutmarke sich erheben. Der Boden zwischen dem Mississippi, Iberville und Pearl ist flach und liefert neben Zuckerrohr auch Baumwolle. Der Norden ist wellenförmig und bewaldet. Im Nordwesten tritt der Red-River in L. ein, der viele Seitenarme, Seen, Inseln und Sümpfe bildet, den Washita aufnimmt und ein fruchtbares Bottomland hat. Spätsommer und Herbst sind in L. heiß und ungesund; an der Küste und im Stromdelta erscheint alljährlich das Gelbe Fieber. Der Winter ist mild und angenehm, aber veränderlich, zuweilen sogar sehr rauh. Die Landwirthschaft ist die Hauptnahrungsquelle der Einwohner und der Plantagenbau allgemein. Der Zucker, seit 1751 hier angebaut, bildet das Hauptstapelproduct des Landes, das zweite die Baumwolle. Außerdem werden Reis, Mais, Südfrüchte, Wein und Taback in Menge gewonnen. Die dichten Waldungen im obern Theile des Landes liefern viel Holz, namentlich auch Kunsthölzer. Die Viehzucht ist nur in einzelnen Landstrichen bedeutend; die ausgedehnten Prairien des Binnenlandes ernähren große Heerden von Hornvieh, Pferden und Schweinen. Wilde Thiere, wie Bären, Wölfe, Damhirsche, Alligatoren und Stachelschweine, gibt es in Menge. Das Mineralreich liefert Eisen, Silber, Steinkohlen, Alaun, Salz, Mühlsteine, Kalk, Töpferthon. Der Kunstfleiß beschränkt sich bis jetzt fast allein auf die Veredelung der rohen Producte. Desto lebhafter ist der Binnen- und namentlich großartig der Seehandel. Der letztere wird fast lediglich von Neuorléans (s. d.) betrieben, welche Stadt für den Südwesten und Westen der Union Das ist, was Neuyork für den Osten. Die Ausfuhr besteht in Zucker, Baumwolle, Taback, Reis, Mais, Mehl, Pech, Theer, Terpentin, Hanf, Seilerwaaren, Stabholz, Schindeln, gesalzenem Schweinefleisch, Schinken, Fett, Talg und Häuten. Durch mehre Eisenbahnen, Kanäle und 30 Baaken wird der Handelsverkehr bedeutend unterstützt. Die Bewohner L.s sind eine Mischlingsrace aller Nationen, größtentheils aber Franzosen und deren Nachkommen, Spanier, Anglo-Amerikaner, Schotten, Irländer und Deutsche. Ihre Anzahl betrug 1810 erst 76556, 1840 bereits 352411, worunter 25502 freie Farbige und 168452 Sklaven; 1850 511974, worunter 255416 Weiße, 239021 Sklaven, 17537 freie Farbige. Die Mehrzahl bekennt sich zur kath. Kirche. Die Anzahl der Bildungsanstalten ist noch gering. Zu Neuorléans ward 1849 die Universität von L. gestiftet. Außerdem hat der Staat noch vier Colleges, in Baton-Rouge und St.-Charles seit 1838, das Centenary College zu Jackson und das Franklin College zu Opelousas seit 1839; ein kath. Seminar befindet sich zu Grand-Coteau. Nach der Constitution von 1812 und deren Revision von 1845 üben die gesetzgebende Gewalt ein Senat von 32 auf vier Jahre gewählten und alle zwei Jahre zur Hälfte ergänzten Senatoren und eine Kammer von wenigstens 70, höchstens 100 auf zwei Jahre gewählten Volksrepräsentanten. Die Legislatur versammelt sich, höchstens auf 90 Tage, wie früher zu Donaldsonville, so jetzt alle zwei Jahre zu Baton-Rouge, der Hauptstadt des Landes mit 4200 E., links am Mississippi, 30 M. oberhalb Orléans. Die vollziehende Gewalt hat der Gouverneur, welcher auf vier Jahre gewählt wird und einen Gehalt von 6000 Dollars bezieht. Stimmrecht hat jeder Weiße von 21 J., der zwei Jahre Bürger in den Vereinigten Staaten ist, zwei Jahre vor der Wahl im Staate und ein Jahr im Wahlbezirke, wo er stimmt, wohnhaft war. Das Land wurde 1541 von den Spaniern entdeckt, dann von den Briten besucht und seit 1682 von den Franzosen colonisirt und zu Ehren Ludwig's XIV. Louisiana benannt. Doch diese franz. Colonien in der Nähe des Mississippi gingen in Folge des ungesunden Klimas bald wieder ein. Hierauf erhielt 1712 Crozart, ein reicher franz. Kaufmann, für den Handel nach L. einen ausschließenden Freibrief auf 50 J., den er 1717 an Law (s. d.) abtrat, der nun eine Gesellschaft für den Handel am Mississippi errichtete, an deren Spitze er sich stellte. Im J. 1764 trat Frankreich L. bis an den Mississippi an Spanien ab, erhielt es jedoch 1802 zurück. Da aber das Land vermöge seiner Lage, seines Klimas und Bodens unter einer kraftvollen Regierung eine gefährliche Nachbarschaft für die Vereinigten Staaten werden konnte, so widersetzte sich der Congreß der Abtretung und erhielt, in Folge eines 30. April 1803 mit Frankreich durch Barbé-Marbois mit Livingston abgeschlossenen Vertrags, für eine Summe von 15 Mill. Dollars sowol die Souveränetät des Stadtgebiets Neuorléans als überhaupt des ganzen Landes auf den Fuß des bisherigen Besitzstandes Spaniens. Vgl. Barbé-Marbois, „Histoire de la L." (Par. 1828).

Loulé (Marquis von), Günstling Johann's VI. von Portugal, geb. zu Lissabon 1785, der älteste Sohn des Grafen Val de Reis, war von Jugend auf mit seinem nachherigen Gönner durch die engste Freundschaft verbunden. Im J. 1807 zum Marquis von L. erhoben, warb er als ein eifriger Anhänger Napoleon's ein Corps von 8000 Mann, das er dem Kaiser zuführte, der es zur Lusitanischen Legion erhob. Mit Auszeichnung focht er namentlich in den Schlachten bei Wagram und bei Smolensk. Während der Hundert Tage war er bei dem Könige Ludwig XVIII. in Gent. Später ging er nach Brasilien, wo ihn Johann VI. zu seinem Großstallmeister machte. Mit ihm kehrte er 1821 nach Portugal zurück, wo er in des Königs Gunst immer höher stieg, wegen seiner constitutionellen Gesinnungen aber den Haß der Absolutistenpartei, namentlich Dom Miguel's, in hohem Grade auf sich lenkte. Da er sich dem Projecte, den König unter die Controle des Familienraths zu stellen, aufs heftigste widersetzte, wurde er 1. März 1824 in seiner Wohnung ermordet. Sein Sohn, **Herzog von L.**, geb. 1801, vermählte sich, nachdem er 1826 die herzogliche Würde erlangt hatte, im folgenden Jahre mit der Infantin Anna da Jesus Maria von Portugal.

Loupe. Bringen wir einen kleinen Gegenstand sehr nahe vor unser Auge, so vermögen wir denselben nicht deutlich zu sehen, weil das Auge allein die von dem nahen Körper ausgehenden sehr divergirenden Lichtstrahlen nicht so weit brechen und so stark convergirend machen kann, daß das durch diese Brechung entstehende Bild deutlich auf der Netzhaut des Auges erscheint; es würde das Bild vielmehr erst weit hinter der Netzhaut entstehen. Stellen wir nun zwischen den Gegenstand und unser Auge eine convexe Glaslinse (s. Linse), die bekanntlich die Eigenschaft hat, alle auf sie fallenden sehr stark divergirenden Lichtstrahlen weniger divergirend zu machen, so muß es geschehen, daß die Glaslinse unserm Auge durch die Hinzufügung ihrer brechenden Kraft zu Hülfe kommt und bei passender Stellung gerade so weit, daß das Bild des betrachteten, dicht vor dem Auge befindlichen Gegenstandes durch die vereinte Wirkung der Brechung in der Loupe und im Auge wieder in voller Deutlichkeit auf der Netzhaut und außerdem auch noch vergrößert erscheint. Die Vergrößerung einer Linse hängt von ihrer Substanz und von der Krümmung ihrer Flächen ab; je stärker diese Krümmungen (d. h. je kleiner die Halbmesser der Kugelflächen, von denen sie Theile sind) und je stärker die Substanz das Licht bricht, desto stärker erscheint ein Gegenstand bei der Betrachtung durch die Linse vergrößert. Man kann, um eine stärkere Vergrößerung zu erhalten, auch mehre Linsen dicht hintereinander gelegen anwenden. Eine auf zuvor beschriebene Weise zur Vergrößerung kleiner, nahe vor dem Auge befindlicher Gegenstände benutzte Linse nennt man eine Loupe.

Lourdoueix (Henry de), franz. Publicist, geb. um 1786, wurde 1849, nach dem Tode Genoude's, Eigenthümer und Oberredacteur der „Gazette de France", an welchem Blatte er schon seit 25 J. gearbeitet. Er setzte nun die Traditionen seines Vorgängers fort, und man konnte wol sagen, daß er buchstäblich Genoude's Tritten folgte. L. war unter der Restauration Censor und einer von den am meisten besoldeten Sinecuristen jener Regierung. In seinen Arbeiten bewies er sich als talentvoller und rastloser Schriftsteller; seit 30 J. stand er unermüdet auf der Bresche des Journalismus. Hitziger Polemiker, richtete er seine Angriffe gegen alle Parteien, indem er nacheinander die Republikaner, die Orleanisten, die Bonapartisten und die orthodoxen Legitimisten angriff. Letztere hatten bei den wiesbadener Conferenzen der Legitimisten ausgewirkt, daß die „Gazette de France" verleugnet werden solle. Als L. dies erfuhr, reiste er selbst zum Grafen von Chambord nach Frohsdorf, wurde aber von dem Prinzen sehr kalt aufgenommen. Nach seiner Rückkehr nach Paris ging er indessen keinen Zoll breit von seiner Richtung ab und bestand mehr als je auf dem Princip der Appellation ans Volk, wovon der Graf von Chambord nichts hören wollte. L. ist gegenwärtig (1853) das Haupt der Ketzer der Legitimität; man nennt sie die Voltairianer der Partei. Er hat für die „Gazette de France" das interessante Buch „De la restauration de la société française" (3. Aufl., 1838) und mit Genoude „La raison monarchique" geschrieben, mit demselben auch Mallebranche's sämmtliche Werke herausgegeben. Auch schrieb er einige satirische Unterhaltungsschriften und ein philosophisches Werk: „De la vérité universelle, pour servir d'introduction à la philosophie du verbe" (Par. 1838). Seine Flugschrift „La révolution c'est l'orléanisme" (Par. 1852) ist ein sehr heftiger Ausfall gegen die Orléans'sche Familienpolitik, welcher er alles Unglück zuschreibt, das seit 60 J. über Frankreich hereingebrochen. Diese Broschüre ward sehr viel gelesen und oft aufgelegt.

Louth, die kleinste Grafschaft Irlands und die nördlichste der Provinz Leinster, an der Ostküste gelegen, durch die Carlingfordbai im Nordosten von Down getrennt, durch die Dundalkbai eingebuchtet, hat ein Areal von 15⅕ QM., wovon über 14 M. Culturland bilden. Die

Oberfläche ist im Norden bergig, im Übrigen wellenförmig, im Allgemeinen fruchtbar, vom Creaghan, Fane, Lagan, Dee und an der Südgrenze vom Boyne und dem Droghedakanal bewässert. Der Ackerbau hat bedeutende Fortschritte gemacht, liefert hauptsächlich Weizen, Hafer und Kartoffeln, auch Flachs, Turnips und viele Futterkräuter, deren Anbau die Viehzucht unterstützt. Die Leinwandindustrie hat eine große Ausdehnung gewonnen; nächstdem sind die Whiskybrennerei, der Fisch- und Austernfang, sowie der Productenhandel von Bedeutung. Die Grafschaft zählte 1841 eine Bevölkerung von 111979, 1851 nur von 91645 E., was eine Abnahme von 18 Proc. ergibt. Die Seestadt Drogheda (s. d.) am Boyne ist eine City und gilt als eigene Grafschaft; die Hauptstadt aber ist der Borough Dundalk an der Mündung des hier durch eine schöne Steinbrücke überspannten Creaghan oder Castletown in die Dundalkbai, in einer trefflich bebauten Gegend gelegen. Der Ort ist Sitz eines protest. Bischofs, hat eine schöne Gerichtshalle für die Assisen der Grafschaft, eine alte Pfarrkirche, vier Kapellen und 10000 E., welche Manufacturen in Leinwand, Batist, Musselin, sowie Branntweinbrennereien, Seife- und Lichterfabriken und Gerbereien unterhalten und besonders starken Ausfuhrhandel mit Hafer und Weizen, sowie auch mit Vieh, Butter und Leinwand, meist nach Liverpool, treiben. Die erste Fabrik für feine Leinwand (Cambrics) wurde 1737 von Franzosen errichtet und ist die älteste in Irland. Thätigkeit und ein gewisser Wohlstand sind überall sichtbar. Nur 1½ M. nordwestlich liegt der alte Ort **Louth** mit der Ruine einer ehemals berühmten Abtei. Im Hintergrund der Carlingfordbai, einer schönen, tiefen und breiten Bucht der Irischen See, wo 1000 Schiffe mit Sicherheit ankern können, liegt der kleine Hafen **Carlingford** mit einer Klosterruine, Kalksteinbrüchen und 1500 E.

Loutherbourg (Phil. Jak.), ein vorzüglicher Landschafts-, Schlachten- und Seemaler, geb. 1730 zu Strasburg, war ein Schüler seines Vaters und Casanova's. Seine Hauptbilder sind der Sturm auf Valenciennes im Juli 1793, bei welchem er, indem er die brit. Armee begleitete, selbst gegenwärtig war, Howe's Sieg im Juni 1794 und die Schlacht am Nil. Er wurde Mitglied der Akademie der Künste und Hofmaler des Königs von Frankreich, lebte aber später bis zu seinem Tode, 1812, in London, wo auch ein Theil seiner Gemälde in Kupferstichen erschien. Seine geätzten Arbeiten, sechs Blatt Bauern, sechs Blatt Soldaten, vier Blatt Tageszeiten, Landschaften u. s. w., sind sehr geschätzt.

Louvel (Pierre Louis), der Mörder des Herzogs von Berri (s. d.), geb. zu Versailles 7. Oct. 1783, war der Sohn eines Krämers. Er lernte das Sattlerhandwerk, trat aber später unter Napoleon in die Cavalerie. Von Jugend auf zeigte er eine finstere Gemüthsart; er war fleißig, einsam und sparsam, konnte aber keinen Widerspruch erdulden und wechselte oft den Aufenthaltsort. Schon 1814, als die Verbündeten Frankreich überzogen, stieg in ihm der Gedanke auf, zur Errettung seines Vaterlandes die Bourbons aus der Welt zu schaffen. Er reiste nach Elba, um den Kaiser zu sprechen, kehrte aber unverrichteter Sache zurück, und trat nach Napoleon's Rückkehr als Sattlergesell in die Hofställe, welche Stellung er auch unter den Bourbons behielt. Die politischen Vorgänge der Restauration steigerten seinen Haß gegen die Dynastie, und er entschloß sich endlich, die Ausrottung des Geschlechts mit dem Herzog von Berri zu beginnen, weil auf diesem die Nachkommenschaft beruhte. Als der Prinz 13. Febr. 1820 gegen 11 Uhr Abends seine Gemahlin aus der Oper nach dem Wagen führte, drängte sich L. heran, faßte denselben bei der linken Schulter und stieß ihm ein Messer in die rechte Seite. Der Mörder wurde ergriffen und in der Wache des Opernhauses sogleich vom Minister Decazes verhört, wobei er erklärte, daß er die That nicht aus persönlichem Haß, sondern zur Vertilgung der ärgsten Feinde Frankreichs unternommen habe. Dasselbe behauptete er auch während des Processes, der drei Monate hindurch vor der Pairskammer verhandelt wurde. Ungeachtet der eifrigsten Nachforschungen konnte man keine Mitschuldigen entdecken. Der Vertheidiger L.'s schützte Wahnsinn vor und berief sich auf die letzte Bitte des Prinzen, den Mörder zu begnadigen. L. selbst verlas eine trotzige Vertheidigung. Der Gerichtshof verurtheilte ihn zur Todesstrafe, die 7. Juni 1820 vollzogen wurde. Vgl. „Histoire du procès de L." (2 Bde., Par. 1820).

Louvet de Couvray (Jean Baptiste), franz. Schriftsteller und Conventsmitglied, wurde 11. Juni 1760 zu Paris im niedrigen Stande geboren. Er erhielt eine mangelhafte Schulbildung, besaß aber um so mehr Geist und Phantasie und übernahm bei dem Akademiker Dietrich im Alter von 17 J. eine Secretärstelle. Später trat er als Commis bei einem Buchhändler ein. In dieser Stellung schrieb und veröffentlichte er von 1787—89 seinen vielgelesenen schlüpferigen Roman „Les aventures du chevalier Faublas" (13 Bde., Par. 1791; 4 Bde., mit dem Leben des Verfassers von Chasles, Par. 1822), durch den er große Aufmerksamkeit

erregte. Im Beginn der Revolution vertheidigte er die Vorfälle vom 5. und 6. Oct. 1789 und wurde dafür in den Jakobinerclub aufgenommen. Um seinen Eifer zu beweisen, ließ er 1790 den Roman „Emilie de Varmont, ou le divorce nécessaire" erscheinen, in welchem er die Priesterehe und die Ehescheidung vertheidigte. In der Gesetzgebenden Versammlung verband er sich mit den Girondisten, und als Roland Minister wurde, trat er für denselben als Publicist auf. Er gab die Zeitschrift „La sentinelle" heraus, in welcher er täglich über die Verschwörungen des Hofs sprach. Durch Roland's Verwendung in den Convent gewählt, foderte er die Bestrafung der Septembermörder und hatte 29. Oct. 1792 den Muth, Robespierre des Strebens nach der Dictatur förmlich anzuklagen. Im Processe des Königs stimmte er, um denselben zu retten, für den Tod mit Aufschub. Nach der Niederlage der Girondisten entfloh er aus Paris, irrte mit Pétion, Valady und einigen Andern in der Bretagne, in Limousin herum und kehrte endlich in der Verzweiflung nach Paris zurück, wo er bis zur Revolution vom 9. Thermidor verborgen blieb. Die interessante Geschichte seiner Kreuzfahrt gab er unter dem Titel „Quelques notices pour l'histoire et le récit de mes périls" (Par. 1795 und öfter) heraus. Erst 8. März 1795 nahm er seinen Sitz im Convent wieder ein, wo er die Reaction mit dem größten Eifer bekämpfte. Mit Einführung der Directorialregierung trat er in den Rath der Fünfhundert, und nachdem er 1797 ausgeschieden, legte er einen Buchladen an, dessen Geschäfte seine Frau führte. Zum Mitgliede des Instituts ernannt und in die Section für Grammatik verwiesen, konnte er den Mangel an classischer Bildung nicht verbergen und erlitt dafür die ärgsten Angriffe. Als er vollends die Beschränkung der Preßfreiheit foderte, wurde er mit Schimpf und Spott überschüttet. Er unterlag diesem Kampfe und starb 25. Aug. 1797. Seine Frau, die ihn zärtlich liebte, versuchte sich durch Gift zu tödten, wurde aber gerettet. Übrigens war er einer der ausgezeichnetsten Redner der Revolutionsepoche.

Louviers, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Departement und am Flusse Eure, Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts, einer Manufacturenkammer und eines Gewerberaths, hat einen schönen Dom aus der Zeit der ersten Kreuzzüge, 10000 E., berühmte Tuchfabriken, die jährlich 40—50000 Stück feinen Tuches im Werthe von 3—4 Mill. Frcs. liefern, Twistspinnerei, Bleichen und zahlreiche Färbereien. An der schiffbaren Eure, in der Nähe der Seine und der Eisenbahn von Paris nach Rouen gelegen, treibt die Stadt einen lebhaften Handel mit Getreide, Kardendisteln, Tuch, Kasimir, Englischem Leder und andern ihrer Manufacturen. In der Nähe liegt das Schloß Neubourg, die Wiege der franz. Oper.

Louvois (François Michel Letellier, Marquis de), Kriegsminister Ludwig's XIV. von Frankreich, wurde 18. Jan. 1641 zu Paris geboren. Sein Vater, welcher Kanzler und Staatssecretär im Kriegsdepartement war, kaufte ihm 1654 das Recht der Nachfolge im Amte und weihte ihn zeitig in die Geschäfte ein. Nachdem er 1662 die reiche Marquise von Courtanvaux geheirathet, entschlug er sich allen Zerstreuungen und verschaffte sich durch rastlose Thätigkeit und Willenskraft eine tiefe Einsicht in das Wesen der Kriegsverwaltung. Schon 1666 überließ ihm der Vater die ganze Last der Geschäfte, und L. erlangte bald um so mehr Macht und Einfluß, als Ludwig XIV. glaubte, er habe sich seinen Minister erzogen. Während Colbert, mit dem er in Feindschaft lebte, die Finanzquellen eröffnete, schuf L. ein großartiges Heer und hob das Genie- und Artilleriewesen unter der Beihülfe Vauban's (s. d.) auf eine außerordentliche Stufe. Zugleich wurde er aber auch aus Ehrgeiz und Sucht, sich unentbehrlich zu machen, der Dämon des Kriegs. Er verwickelte den König in kühne, weitgreifende Plane und entflammte dessen Leidenschaft nach Eroberung. Als der Friede zu Aachen 1668 den Krieg mit Spanien geendet, regte er den König gegen die Niederländer auf. Der Krieg begann im Vertrauen auf ein wohlausgerüstetes Heer von 180000 Mann. Turenne und Condé hatten vorgeschlagen, einen vortheilhaften Frieden durch den schnellen Marsch auf Amsterdam zu erzwingen; allein L. wußte dies zu hintertreiben. Nachdem bereits im Mai 1672 die Hälfte der Niederlande dem König in die Hände gefallen war, hielt ihn L. zurück, und die Holländer erzwangen nun den Rückzug der Franzosen durch die Öffnung der Schleußen. Ebenso benahm sich L. im Feldzuge von 1674, dem er beiwohnte; Turenne griff gegen die Befehle des Ministers an, befolgte aber leider die Anweisung desselben, die Pfalz mit Raub und Brand zu verheeren. Nach dem Frieden von Nimwegen, den er verhandelte, war L. nächst dem Könige der mächtigste Mann in Frankreich. Er sorgte nun mit verdoppelter Kraft für die taktische Ausbildung des Heeres, bewog den König zu den berüchtigten Reunionen (s. d.) und überfiel und nahm 30. Sept. 1681 Strasburg. Zum Unglück starb Colbert 1683, worauf L. sich auch in die Finanzen mischte und ein System der Erpressung und des Borgens begründete, das Frankreich allmälig an den Ab-

grund brachte. Da er dem Könige von der Verbindung mit der Maintenon (s. d.) abgerathen und wenigstens erzwungen hatte, daß die Ehe nie öffentlich erklärt würde, so mußte er bei dem steigenden Einflusse derselben Alles aufbieten, um sich seinem Herrn unentbehrlich zu machen. Er bewog zunächst den König, die müßigen Truppen zur Bekehrung der Protestanten zu verwenden, und wurde hiermit der Urheber der Gräuel, welche folgten. Als dennoch seine Stellung zu wanken begann, verwickelte er den König 1688 in den Krieg mit dem Deutschen Reiche. Die nächste Veranlassung dazu war, wie erzählt wird, ein Streit des Königs mit dem Minister über ein zu groß angelegtes Fenster im Lustschlosse zu Trianon, welches unter der Aufsicht L.'s, der nach Colbert's Tode auch Intendant der königlichen Bauten war, errichtet wurde. „Ich bin verloren", rief L. wüthend aus, „wenn ich dem Manne nicht Beschäftigung verschaffe, wenn ich ihn mir nicht durch einen Krieg vom Leibe halte." So begann der lange, muthwillige Krieg, der Frankreich entkräftete, in Europa verhaßt machte und erst 1697 mit dem Frieden von Ryswik endete. Der Seeminister Seignelay schlug nach der Kriegserklärung Wilhelm's III. vor, England zur See anzugreifen. Aber L. widersetzte sich diesem Plane heftig, indem er so Einfluß und Gewalt verlieren mußte. Unter dem Vorwande, die Grenzen des Reichs sicher zu stellen, ließ er 1689 die Pfalz in eine Einöde verwandeln. Heidelberg, Manheim, Worms, Speier und viele andere Städte und Orte wurden geplündert und verbrannt. Frau von Maintenon machte den König auf diese Gräuel aufmerksam, der hierauf dem Minister untersagte, Trier, wie bereits beschlossen war, zu verbrennen. Als L. jedoch die Maßregel wiederholt vorschlug und vorgab, daß er, um dem Könige Gewissensunruhe zu ersparen, den Befehl zur Einäscherung der Stadt schon habe abgehen lassen, griff der König nach der Feuerzange im Kamin und würde den Minister gemishandelt haben, hätte sich nicht die Maintenon dazwischen gelegt. Solche Auftritte wiederholten sich und untergruben die Gesundheit des ehrgeizigen Ministers, der seinen Fall über Alles fürchtete. Nach einem bei der Maintenon 16. Juli 1691 gehaltenen Staatsrathe, in welchem das Benehmen des Königs besonders hart und drohend gewesen war, starb L. plötzlich während eines Aderlasses. Einige behaupteten, der Ärger habe ihn getödtet, Andere, er sei durch einen Diener seines Hauses auf Anstiften des Herzogs von Savoyen vergiftet worden. Obschon Ludwig in L. das größte Verwaltungsgenie verlor, schien er sich doch über den Tod dieses Mannes zu freuen.

Louvre heißt der alte königl. Palast in Paris, der jetzt die Kaiserlichen Museen (s. **Paris**) enthält. Der Ursprung des Namens, sowie die Zeit der ersten Anlage dieses Schlosses sind unbekannt. Philipp August baute hier 1200 eine Burg, welche zugleich Schutzfeste für Paris und Staatsgefängniß für die aufrührerischen Kronvasallen war. Sie lag außerhalb der Stadt und wurde erst um 1380 in die damalige Ringmauer mit hineingezogen. Franz I. faßte den Entschluß, diese alte Burg von gothischer Bauart in ein modernes Residenzschloß von ital. Stil zu verwandeln, welches um 1540 nach dem Plane des Pierre Lescot angefangen, aber erst unter Heinrich II. vollendet wurde. Der damalige neue Louvre ist der heutige sogenannte alte Louvre (le vieux Louvre), nämlich der Theil, der von dem dicken Uhrpavillon an der Westseite im rechten Winkel umbiegt. Der südwestlich gegen den Fluß vorspringende Flügel wurde von Karl IX. und Heinrich IV. hinzugefügt. Unter Ludwig XIII. kamen der Pavillon d'Horloge und die nördliche Hälfte des linken Flügels hinzu, die von dem Architekten Lemercier herrühren. Ludwig XIV. ließ nach den Rissen des dadurch berühmt gewordenen Arztes Claude Perrault die östliche Façade, die unter dem Namen Colonnade des Louvre bekannt ist, und die südliche Fronte gegen die Seine hinzubauen; nachher aber geriethen die Arbeiten ins Stocken und standen zuletzt ganz still. Zur Zeit der Revolution war der größte Theil des Louvre noch nicht unter Dach gebracht und das Innere schrecklich verwahrlost. Der alte Königspalast schien gänzlich zu verfallen, als Napoleon ihn ausbessern und zum Nationalmuseum einrichten ließ. Der Louvre bildet ein gleichseitiges Viereck, welches einen großen Hof umschließt, in den vier Pforten führen. Heinrich IV. legte den Grund zu der großen Galerie, welche vom Louvre an die Seine herunter nach dem Schlosse der Tuilerien hinläuft, und machte dadurch den ersten Ansatz zu der Verwirklichung des großartigen Plans, jene beiden Schlösser zu vereinigen. In der Folge geschah aber nichts für die Ausführung dieses Plans, bis Napoleon den Gedanken Heinrich's IV. wieder aufnahm und der erwähnten Galerie gegenüber eine zweite Galerie zu erbauen anfing, mittels welcher die beiden Paläste eine einzige kolossale Gebäudemasse gebildet haben würden. Diese Galerie war aber bei seiner Thronentsetzung erst auf eine Länge von 95 Klaftern fertig, und später wurde zwar viel vom Ausbau des Louvre gesprochen, aber nichts dafür gethan. Während der Restauration zeigte man wenig Lust, den großen Plan zu vollenden, den Hein-

rich IV. für den Louvre entworfen und Napoleon fortgesetzt hatte. Die Julidynastie wollte entweder den Plan nicht ausführen oder es fehlte an Geld. Die Meinung, daß der Louvre nicht ausgebaut werden könne, setzte sich in Paris so fest, daß man auch bei den Arbeiten, welche die neue kaiserliche Regierung zu diesem Zwecke vornehmen ließ, an eine Vollendung nicht glauben will. Ein Decret vom 12. März 1852 bestimmte nämlich eine Summe von 25 Mill. Frcs. für den binnen fünf Jahren zu vollendenden Ausbau des Louvre, wozu 25. Juli desselben Jahres feierlichst der erste Grundstein gelegt ward. Mit der Leitung des Baus wurde der Architekt Visconti beauftragt. Die Hauptschwierigkeit dabei ist eine Verschiedenheit der Achse zwischen den zwei ohne alle Absicht dereinstiger Verbindung errichteten Schlössern, wovon das eine innerhalb, das andere außerhalb der städtischen Ringmauern erbaut wurde. Es kam also darauf an, die Richtung der beiden Achsen nach ihrem Durchschnittspunkte hin zu verdecken und die Ansicht der Eingangspforte des Uhrpavillons vom Louvre und der des gleichnamigen Pavillons von den Tuilerien bis zu einer gewissen Höhe ganz abzuschneiden, dadurch, daß man die Aufmerksamkeit rechts und links von dieser Richtung möglichst ablenkte. Nach dem Plane Visconti's soll der in der Achse des obenerwähnten Louvreeingangs gelegene Raum, der künftige Place Louis-Napoléon, mit Gärten ausgefüllt und durch Anpflanzungen von immergrünen Bäumen eine Laubwand gebildet werden, welche die Abweichung der Achsen nicht bemerken läßt. Außerdem sollen noch zwei breite Avenüen die mangelhafte Perspective aus den Augen rücken. Sämmtliche Neubauten sind im sogenannten Renaissancestil und mit den wichtigsten Theilen des alten Louvre möglichst übereinstimmend gehalten. Nach dem außerordentlichen Impulse, der bisher den Arbeiten gegeben worden, läßt sich erwarten, daß nach Verlauf der dafür festgesetzten fünf Jahre Alles fertig sein und Paris ein wahres Riesenbauwerk besitzen wird, das hinsichtlich des Umfangs nirgends seinesgleichen hat. **Die Ehre des Louvre haben**, hieß ehemals in Frankreich die Erlaubniß, in alle königl. Schlösser einfahren zu dürfen. Anfangs war dies nur ein Vorrecht der Prinzen. Als aber 1607 ein Herzog unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in den Louvre fuhr, gab Heinrich IV. nicht nur diesem, sondern 1609 auch dem Herzog von Sully die Erlaubniß, solches thun zu dürfen. Endlich erhielten während der Minderjährigkeit Ludwig's XIII. alle hohen Kronbeamte und Herzoge durch Maria von Medici dasselbe Vorrecht. Auch jetzt noch dient der innere Hof des Louvre blos zur Promenade und zum Durchgang für Fußgänger; nur Hofwagen und der Schloßgouverneur dürfen in denselben einfahren.

Löwe (Felis Leo), die größte Art der Katzen, ist ein seit den ältesten Zeiten sehr bekanntes, gegenwärtig fast in allen Menagerien anzutreffendes Thier, welches einst viel weiter verbreitet, selbst in Griechenland vorkam, jetzt aber nur noch von der Sahara bis zum Cap und in einigen Gegenden Arabiens und Indiens einheimisch ist. Er wird bis 8 F. lang, 3 Fuß hoch, hat einen 4 F. langen Schwanz mit Endquaste, eine ungefleckt-braungelbe Färbung, und das Männchen ist mit großer Mähne versehen. Von den Spielarten kann man vier bestimmter unterscheiden: 1) den Löwen vom Senegal, mittelgroß, lebhaft-gelb mit gleichfarbiger Mähne; 2) den Löwen aus der Berberei, den größten unter allen, dunkelbraungelb, mit sehr langer, dichter und dunkler Mähne; 3) den asiatischen oder persischen Löwen, hell isabell- oder rehfarbig, mit nicht sehr dichter, aber aus langen dunkelbraunen Haaren bestehender Mähne; 4) den Löwen von Guzurate oder den sogenannten mähnenlosen Löwen, der schon von Plinius erwähnt wird, von ziemlich niedriger Statur, mit etwas kurzem, aber an der Spitze stark buschigem Schwanze und sehr kurzer und dünner, aus gekrümmten Haaren bestehender Mähne. Viel hat man von dem bei allen Varietäten vorkommenden sogenannten Schwanzstachel gefabelt, der aber nur ein kurzer, leicht abfallender, nagelartiger Anhang der Schwanzspitze ist. Gestalt, Betragen und Charakter des Löwen sind anders als bei den übrigen Katzen, und in Berücksichtigung seiner imponirenden Gestalt, seiner unglaublichen Stärke, seiner Unerschrockenheit und seiner ruhigen Verachtung gewöhnlicher Gefahren scheint derselbe es wol zu verdienen, daß man ihn zum König der Thiere erklärt hat. Wie häufig er ehedem gewesen sein muß, ergibt sich aus den Nachrichten classischer Schriftsteller über die Zahl der Löwen, welche bei großen Festen den Römern vorgeführt wurden. Als Pompejus sein Theater einweihte, zeigte er auf ein mal 600 lebende Löwen, Cäsar 400 männliche, mit Mähnen versehene. Versuche von Zähmungen sind Mehren in auffallendem Grade gelungen, z. B. dem sogenannten Löwenbändiger Martin, dem Menageriebesitzer van Aken u. A. Doch ist dieser Zähmung niemals unbedingt zu vertrauen und leicht kann ein übel angebrachter Scherz, zumal beim Fressen oder bei einer Misstimmung des Löwen, das scheinbar völlig gezähmte Thier auf ein mal in furchtbare Wuth versetzen. Die Häute vom Löwen kommen häufig vom Cap, haben aber im Handel nur geringen Werth.

Löwe, der Name einer Künstlerfamilie, welche eine bedeutende Stelle in der Geschichte der deutschen Bühne einnimmt. — **Löwe** (Joh. Karl), um die Mitte des 18. Jahrh., spielte bei seinem Auftreten alle ersten Rollen, wurde aber später ein vortrefflicher Darsteller komischer Partien. Seine Frau glänzte als Soubrette. Beide wurden unter Engel in Berlin angestellt. Sein Sohn **Aug. Leopold L.**, geb. zu Schwedt 1767, war Director einer herumziehenden Gesellschaft, sang die ersten Tenorpartien, componirte auch eine Oper: „Die Insel der Verführung", die großen Beifall fand, und starb in Lübeck 1816. Seine Schwester, **Dorothea L.**, rühmte man als Sängerin. Mit seinem Sohne **Ferdinand L.**, geb. 1787 zu Rathenow, begann indessen erst der Name berühmt zu werden. Anfänglich wirkte auch er bei der Truppe seines Vaters in komischen Partien. Im J. 1810 ging er zu Magdeburg in das Fach der Liebhaber und Helden über, in welchem er bis zu seinem früh erfolgten Tode, 1832, als einer der Ersten glänzte. Er besaß sehr schöne Mittel, wußte sie trefflich anzuwenden und zeigte sich überall edel und schön, glühend und ausdrucksvoll. Seine eigentliche Sphäre war das höhere Trauerspiel. Ein Sohn und zwei Töchter betraten nach ihm dieselbe Laufbahn. — **Löwe** (Sophie), ältere Tochter des Vorigen, geb. zu Oldenburg 1815, begann in Manheim und Frankfurt ihre bedeutenden Anlagen zu entfalten und bildete sich dann unter Ciccimarra in Wien zu einer vorzüglichen Sängerin aus. Im J. 1832 trat sie im Theater des Kärntnerthors auf. Nach sechs Jahren kam sie nach Berlin, wo sie bald als Stern erster Größe glänzte. Mit vollendeter Gesangskunst und einem fein nüancirten, geistreichen Spiel gelangen ihr die Prinzessin von Navarra, Susanna im „Figaro", der schwarze Domino und ähnliche Partien in höchster Vollkommenheit. Im J. 1840 ging sie nach Paris und London, hierauf nach Italien und vermählte sich hier mit dem k. k. Feldmarschallieutenant Fürsten Friedrich von Liechtenstein. — **Löwe** (Franz Ludwig Feodor), geb. zu Kassel 1816, Bruder der Vorigen, verrieth, obgleich mit einer seltenen Bildung ausgestattet, im Anfange seiner Laufbahn kein eigentlich entschiedenes Talent. Allein bald zeigte es sich, was eben durch Bildung und einen festen Willen, von einem eisernen Fleiße unterstützt, erreicht werden kann. In Stuttgart, wo er als Regisseur des Schauspiels wirkte, fand er Gelegenheit, seine Künstlerschaft zu entfalten und seinen Namen den besten Schauspielern der Gegenwart ebenbürtig anzureihen. Sein Leicester in „Maria Stuart", Posa, Tasso und vor allem Hamlet sind die Belege hierzu. Im Conversationsstücke sind es die tiefer angelegten Charaktere, sowol im Ernst als Humor, die ihm besonders gelingen: mehr die schweren als die im gewöhnlichen Sinne dankbaren Rollen. Seine Darstellungen sind stets reich an originellen Zügen, die von schöpferischer Kraft zeugen, sein Vortrag ist getragen und edel, sein Feuer ohne Überschwall, stets innerlich und wahr, das Organ männlich und angenehm ohne eigentlich bestechende Gewalt. Der sogenannten Plastik, die sich stets in wohlausgeführten Stellungen gefällt, theilt er nur jenes Maß zu, welches die Erscheinung in der gegebenen Situation bedingt, ohne sie zur Hauptsache zu erheben. Unwillkürlich wird man bei einigen seiner Leistungen an P. A. Wolff erinnert. Auch als Dichter hat er sich durch seine „Dichterweihe", „Frankfurter Lieder", „Venetianische Sonette" einen Namen erworben; 1853 war er mit dem Ordnen einer Gesammtausgabe seiner Gedichte beschäftigt. — **Löwe** (Lilla), Schwester des Vorigen, geb. 1817, zeigte als jugendliche Liebhaberin ein schönes Talent, verließ aber bald die Bühne und vermählte sich mit einem livländ. Freiherrn von Küster. — **Löwe** (Julie), die Tante der Vorigen, geb. 1790, war eine Zierde des wiener Hofburgtheaters. Besonders glänzte sie im höhern Lustspiel und Conversationsstück. Ihr Spiel war immer fein und ausdrucksvoll, ihr Anstand der einer Salondame, ihr Vortrag präcis und gemessen. Ihr ganzes Wesen war von einer unbeschreiblichen Anmuth erfüllt und sie galt während ihres Wirkens stets als Vorbild in dem von ihr bekleideten Fache, gleich der Mars in Paris. Sie starb um 1850. — **Löwe** (Ludwig), Bruder der Letztgenannten, geb. zu Rinteln 1795, wirkt noch als Darsteller und Regisseur bei dem wiener Hofburgtheater. Er hat fast bei allen bedeutenden Theatern gastirt und sich dadurch allgemeine Anerkennung erworben. Im Äußerlichen ist es für den Kenner bemerkbar, daß er sich in den bemessenen Grenzen einer frühern Schule bewegt, die in Beyer und Polawsky in Prag ihre Muster fand. Allein diese Darstellungsweise durchbricht L. in großen Momenten mit seiner angeborenen Genialität und bringt sie mit einem wahrhaft ungestümen Feuer und einer Kraft zur Anschauung, die bewältigend wirkt. Daneben steht ein höchst sorgsames psychologisches Studium, und Hamlet, Macbeth und ähnliche Rollen sind Meisterstücke seiner Kunst zu nennen. Auch im Lustspiel glänzt er durch feinen, ungezwungenen Ton, liebenswürdigen Humor und in der Sicherheit, mit der er den gesellschaftlichen Anstand behauptet. Als lyrischer Dichter

hat er sich als Talent schon oft bemerkbar gemacht. Seine Tochter, **Anna L.**, geb. 1821 zu Kassel, wirkt mit Glück im Bereiche des Lustspiels.

Löwe (Joh. Karl Gottfr.), berühmter Componist, wurde 30. Nov. 1796 zu Löbejün unweit Halle geboren und erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, dasigem Cantor, unter dessen geschickter Anleitung des Knaben musikalisches Talent frühzeitig sich entwickelte. Im 10. J. wurde L. auf die Schule nach Köthen gebracht. Nachdem er dort die oberste Classe erreicht, bezog er das Gymnasium des Waisenhauses zu Halle, wo er zur Fortbildung seines bereits Aufsehen erregenden musikalischen Talents an den Universitätsmusikdirector Türk empfohlen wurde. Dieser unterrichtete ihn nun im Gesang und in der Theorie. Außer den Kunststudien widmete sich L. zugleich der Theologie und Philosophie und vereinte so die höhere wissenschaftliche Bildung mit der künstlerischen, was sich auch in dem Geiste seiner Compositionen und sonstigen Leistungen vielfach zu erkennen gibt. Von 1819—20 hielt sich L. zu Dresden auf, wo er in hohem Maße K. M. von Weber's Aufmerksamkeit und Wohlwollen und späterhin bei einer zweiten Reise dessen dauernde Freundschaft gewann. Ende 1820 folgte L. einem Rufe nach Stettin als Cantor an St.-Jakob und Lehrer der Tonkunst am Gymnasium. Seine ausgezeichneten Leistungen in dem neuen Wirkungskreise hatten bereits im nächsten Jahre seine Beförderung zum Musikdirector an derselben Kirche, am Gymnasium und am Schullehrerseminar zur Folge. In dieser Stellung, die er trotz mancher Auffoderung nicht verlassen hat, wirkte er mit Energie auf die Verbesserung des städtischen Musikwesens, vorzüglich durch die Begründung eines Gesangvereins. Auch machte er sich durch Bildung tüchtiger Schüler im Seminar um die ganze Provinz hoch verdient. Als Vocalcomponist nimmt L. eine der bedeutendsten Stellen der Neuzeit ein. Viele seiner Balladen und Lieder sind ungemein weit verbreitet, ja manche fast volksthümlich geworden. Gegen 120 Werke, die nach und nach von ihm erschienen, beweisen seine Vielseitigkeit; keine Gattung ist vorhanden, die nicht von ihm und mit Glück versucht worden wäre. Seine Gesänge für eine Stimme werden zwar seinen Namen wahrscheinlich am längsten erhalten, aber auch seine mehrstimmigen Lieder, mehre Oratorien („Die Zerstörung von Jerusalem", „Die Siebenschläfer", „Die eherne Schlange", „Gutenberg", „Johann Huß", „Die festlichen Zeiten" und andere), desgleichen mehre seiner Sonaten für Klavier, Quartetten für Saiteninstrumente u. s. w. bieten treffliche Züge eines erfinderischen Geistes. Doch minder glücklich als in jenen Tonwerken war L. mit mehren von ihm verfaßten Opern (z. B. „Rudolf", 1832; „Die drei Wünsche", 1834; „Malek-Adhel"), sowie in den in Verbindung mit dem verstorbenen Dichter Raupach unternommenen anderweitigen Arbeiten für die Bühne, welche bisher theils gar nicht, theils in Berlin und Weimar wenigstens nicht mit durchgreifendem Erfolge zur Aufführung gelangten.

Löwen, franz. Louvain, Stadt in der belg. Provinz Südbrabant, an der Dyle, welche einen Theil der Stadt durchfließt, und an einem Kanal aus derselben in die Rupel, wodurch sie mit Mecheln und der Schelde in Verbindung steht, hat gegen zwei Stunden im Umfange, ist aber ein sehr stiller Ort, indem zwei Drittheile ihres Umfangs landwirthschaftlichen Zwecken dienen. Größeres Leben herrscht nur an und bei dem Markte, wo sich auch die Hauptgebäude befinden. Dahin gehören das Rathhaus, eins der schönsten Gebäude im spätern goth. Stile, vollendet 1493, mit reicher Bildhauerarbeit, im Innern aber sehr modern. Vgl. Van Even, „Les artistes de l' hôtel de ville de Louvain" (Löwen 1852). Die Peterskirche wurde im schönsten goth. Stil 1358—1460 erbaut, mit in Holz geschnitztem Hauptportal und herrlichen Gemälden und andern Kunstsachen im Innern. Merkwürdig sind noch das alte Zunfthaus der Brauer (Maison des brasseurs), im Renaissancestil, und in einer Seitenstraße am Markte die Hallen, die, 1317 von der Weberzunft erbaut, 1679 aber der Universität überlassen, noch gegenwärtig von dem Reichthum und Geschmack ihrer Gründer Zeugniß ablegen. Auch die übrigen Kirchen in L. sind im Besitze guter Bilder. Sehenswerth ist die kleine, aber auserlesene Gemäldesammlung des Herrn van den Schriek. Die Zahl der Einwohner beträgt 30065. Die vom Herzog Johann IV. von Brabant 1426 gestiftete Universität mit einer beträchtlichen Bibliothek, einer der bedeutendsten des Landes, in einem reich mit Holzschnitzwerk gezierten Saale der Hallen, einem botanischen Garten und einem anatomischen Theater, galt im 16. Jahrh. für die erste in Europa, besonders in Beziehung auf die katholisch-theologische Facultät, und zählte über 6000 Studenten. Nachdem sie unter Kaiser Joseph II. einige Zeit gehemmt gewesen und in Folge des franz. Revolutionskriegs eingegangen war, wurde sie unter der holl. Regierung 1817 wiederhergestellt. Sie zählte vor der Revolution von 1830 gegen 700 Studirende, sank aber dann sehr schnell in ihrer Frequenz herab. Das philosophische Collegium an derselben, welches der König Wilhelm I. für die

Bildung kath. Geistlichen errichtet hatte und das zum Widerstande der belg. Geistlichkeit gegen die holl. Regierung den Hauptanlaß bot, mußte 1830 wieder aufgehoben werden, da die Bischöfe sich weigerten, die Zöglinge in ihre Seminarien aufzunehmen oder sie als Priester anzustellen. Vom Staate wurde die Universität 1834 aufgegeben, von der Geistlichkeit jedoch wieder 1835 aus eigenen Mitteln errichtet. Sie ist sonach eine freie Universität, wie die zu Brüssel bestehende, wird aber im Gegensatze zu dieser gewöhnlich die katholische genannt. Sie zählte 1850 612 Studirende. Außerdem besitzt L. ein städtisches Gymnasium, eine Kunstakademie nebst Museum und mehre Privaterziehungsanstalten. Um das J. 942 ward L. mit Inbegriff von Brüssel, Vilvorde, Nivelles und andern Ortschaften unter Lambert I. zu einer Grafschaft erhoben; im J. 1165 wurde die Stadt mit Mauern umgeben und gegen das J. 1361 bedeutend vergrößert. Der Graf von L., Heinrich IV., nahm den Titel Graf von Brabant an, der 1190 in den eines Herzogs verwandelt wurde. Zu Anfange des 14. Jahrh., wo L. als Hauptstadt des Herzogthums Brabant und als Residenz 150000 E. zählte, hatte es gegen 4000 Tuchmanufacturen. Eifersüchtig gegen den Adel erhoben sich 1382, wie in andern Städten Flanderns, die Tuchweber zu offenem Aufstande und warfen 17 adelige Mitglieder des Raths zu den Fenstern hinaus, wo sie mit Lanzenspitzen aufgefangen wurden. Durch den Herzog Wenzel überwältigt, wanderten viele der Arbeiter aus der nun hart bedrängten Stadt nach England aus, wohin sie ihren Gewerbfleiß und ihre Geschicklichkeit verpflanzten. Von dieser Zeit an begann der Verfall L.s. Als besonders wichtig sind gegenwärtig noch hervorzuheben die Bierbrauereien, die jährlich noch 150000 Fässer Bier ausführen; einige Tabacks- und Spitzenfabriken, Töpfereien, Branntweinbrennereien und Salzsiedereien; auch wird noch beträchtlicher Getreidehandel getrieben.

Löwen (Joh. Friedr.), deutscher Dichter, geb. 1729 zu Klausthal, studirte die Rechte, war eine Zeit lang Secretär in Schwerin, 1767 bei den vergeblichen Versuchen, die hamburger Bühne zu heben, betheiligt und starb 23. Dec. 1771 als Registrator in Rostock. Unter seinen Dichtungen stehen obenan seine „Romanzen", die als Vorläufer von Bürger's komischen Dichtungen zu betrachten sind; andere satirische Gedichte und Lustspiele von ihm haben wenigstens höhern Werth als die ernstern Inhalts. Anerkennenswerth ist sein Eifer für die Hebung der deutschen Bühne, den er auch durch theoretische Schriften bethätigte. Seine „Schriften" erschienen gesammelt in vier Bänden (Hamb. 1765—66).

Löwenberg, eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, mitten im schles. Vorgebirgslande in dem von anmuthigen Hügeln gebildeten Thale des Bober gelegen, hat zwei kath. und eine evang. Kirche und zählt über 5000 E., welche Tuchweberei, Kattun- und Leinwanddruckerei betreiben, Horndrechslerwaaren verfertigen, Wachsbleichen und ansehnliche Getreidemärkte unterhalten, auch mit Mineralien und Steinkohlen handeln. L. war einer der ältesten befestigten Plätze Schlesiens. Die ehemalige Burg, auf welcher Herzog Bolko I. 1292 residirte und welcher die Stadt ihren Ursprung und Namen verdanken soll, ist spurlos verschwunden. Die Stadt hatte einen von Herzog Heinrich I. 1309 errichteten Schöppenstuhl, der lange Zeit eine gewisse Berühmtheit besaß, und erhielt 1317 von demselben Herzoge das Münzrecht für Prägung von Pfennigen, welches im Anfang des 16. Jahrh. bis auf Groschen ausgedehnt wurde. Durch den Dreißigjährigen Krieg kam der ehemals blühende Tuchhandel und die Wollenweberei sehr in Verfall. Als Merkwürdigkeit wird das Trinkglas gezeigt, welches Napoleon, überrascht durch die Nachricht von dem Beitritt Östreichs zur Allianz, 12. Aug. 1813 zur Erde fallen ließ, sodaß das eingeschliffene N mit der Krone herausbrach. Am 19. Aug. 1813 schlugen hier die Russen unter Scherbatoff und Sacken die Franzosen unter Macdonald und 21. Aug. bei dem ¼ M. östlich gelegenen Dorfe **Plagwitz** abermals unter Puthod, der gefangen wurde. Die Umgebungen der Stadt sind reich an Schönheiten. Etwa ¾ M. nordwärts liegt der Hohl- oder Holenstein mit einem schönen, 1513 an der Stelle einer alten Burg auf der Spitze eines Bergs und nah einem großen hohlen Felsen erbauten Schlosse mit reizenden Anlagen.

Löwenbund oder **Gesellschaft vom Leuen** nannte sich der Ritterbund, welcher 1379 zu Wiesbaden zu dem Zwecke zusammentrat, den Fehden untereinander zu entsagen, den mit Andern möglichst zu steuern und, wo solches nicht möglich, sich einander beizustehen. Er vereinigte sich nachmals mit den gleiche Zwecke verfolgenden Gesellschaften von St.-Wilhelm und St.-George, trat auch mit einigen schwäb. Städten in Verbindung und scheint sich dann gleichzeitig mit dem Städtebunde aufgelöst zu haben. — **Löwenbund** oder **Gesellschaft von dem Leon** hieß ferner der von Kaiser Friedrich III. 1489 bestätigte Ritterverein gegen die Herzoge

Albrecht VI. und Georg von Baiern, der sich später ebenfalls mit der Gesellschaft von St.-George und dem Schwäbischen Städtebunde vereinigte.

Löwendal (Ulrich Friedr. Woldemar, Graf von), der Urenkel König Friedrich's III. von Dänemark, geb. 1700 zu Hamburg, der Sohn des Freiherrn **Woldemar von L.**, der 1704 als Oberhofmarschall und Cabinetsminister zu Dresden starb, begann 1713 als kaiserl. Soldat in Polen seine kriegerische Laufbahn und wurde 1714 Capitän. Als Freiwilliger trat er später in dän., 1716 aber wieder in kaiserl. Dienste, in denen er sich in der Schlacht bei Peterwardein und bei den Belagerungen von Temeswar und Belgrad auszeichnete. Dann nahm er in Sardinien und Sicilien an allen Schlachten des Kriegs von 1718—21 Antheil. Während des Friedens studirte er das Artillerie- und Geniewesen. Hierauf trat er in die Dienste des Königs August von Polen, der ihn zum Feldmarschall und Generalinspector der sächs. Infanterie ernannte. Der Tod dieses Monarchen 1733 gab ihm Gelegenheit, sich durch seine muthige Vertheidigung Krakaus auszuzeichnen; in den J. 1734 und 1735 befehligte er die sächs. Truppen am Rhein. Nachdem er sodann in die Dienste der Kaiserin von Rußland getreten, erwarb er sich durch sein Benehmen in der Krim und Ukraine solche Anerkennung, daß ihm ein Commando übertragen wurde. Indeß sehr bald zog ihn Ludwig XV. in seine Dienste. Er wurde 1743 Generallieutenant und zeichnete sich 1744 bei den Belagerungen von Menin, Ypern und Freiburg durch Klugheit und Tapferkeit aus. Im J. 1745 befehligte er das Reservecorps in der Schlacht bei Fontenoi, an deren glücklichem Ausgang er rühmlichen Antheil hatte. Dann eroberte er Gent, Oudenarde, Ostende und Nieuport. Im folgenden Jahre nahm er L'Ecluse, Sas-de-Gand und die übrigen Festungen im holl. Flandern; zugleich traf er Anstalten zur Vertheidigung von Antwerpen. Die Festung Bergen-op-Zoom, welche bis dahin für uneinnehmbar gehalten worden war und von einer zahlreichen Besatzung und einem noch zahlreichern Heere, das vor ihren Thoren ein Lager aufgeschlagen hatte, vertheidigt wurde, eroberte er nach kaum eröffneten Laufgräben 16. Sept. 1747 mit Sturm und emfing dafür am folgenden Tage den Marschallsstab. Er starb 1755. L. besaß im Geniewesen, in der Geographie und Taktik die gründlichsten Kenntnisse, sprach lateinisch, deutsch, englisch, italienisch, russisch und französisch mit gleicher Geläufigkeit und verband mit diesen Vorzügen eine seltene Bescheidenheit und Herzensgüte. Gleich Moritz, dem Marschall von Sachsen, seinem vertrautesten Freunde, wußte er das Studium der Kriegswissenschaften mit dem Genusse der rauschendsten Vergnügungen zu vereinigen.

Löwenhaupt (Adam Ludw.), schwed. General, geb. 15. April 1659 auf der Insel Seeland im Lager vor Kopenhagen, studirte in Lund und Upsala und später in Wittenberg und Rostock. Da er nach beendigten Studien eine passende Anstellung im Vaterlande nicht erhalten konnte, trat er in bair. Kriegsdienste, in denen er als Rittmeister gegen die Türken in Ungarn focht. Erst 1697 kehrte er nach Schweden zurück, wo ihn Karl XII. zum Chef eines neugeworbenen Regiments machte. In dem Nordischen Kriege focht er sehr glücklich gegen die Russen und stieg dadurch zum General der Infanterie auf. Doch 1708, als er dem Könige ein Hülfscorps von 16000 Mann zuführen wollte, erlitt er bei Slop am Dniepr durch Peter d. Gr. eine Niederlage. Zwar schlug er sich zum Könige durch, allein nach der Schlacht bei Pultawa mußte er 1709 eine Capitulation abschließen, welche den Rest der schwed. Armee in russ. Gefangenschaft brachte. Er selbst blieb gegen zehn Jahre als Gefangener in Rußland, wurde von Ulrike Eleonore bei ihrer Thronbesteigung zum Reichsrath ernannt, starb aber, ohne sein Vaterland wieder betreten zu haben, 12. Febr. 1719. — **Karl Emil, Graf von L.**, geb. 1692, wurde wegen der Capitulation von Helsingfors, die er 1742 als General und Oberbefehlshaber über die Truppen in Finnland abschloß, vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und, nachdem ein Fluchtversuch mislungen, 1743 enthauptet.

Löwenstein, eine Grafschaft mit dem gleichnamigen Bergschloß im Oberamte Weinsberg des würtemb. Neckarkreises, 2⅓ QM. umfassend, hatte bis in die Mitte des 15. Jahrh. ihre eigenen Grafen. Der letzte Graf Ludwig verkaufte sie 1441 an den Kurfürsten Philipp von der Pfalz, der sie hierauf an Ludwig, den natürlichen Sohn des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz, überließ, welcher den Titel eines Grafen von L. annahm und von Kaiser Maximilian I. in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Sein Enkel Ludwig II. nannte sich, nachdem er die Grafschaften Wertheim und Rochefort erworben, **Graf von L.-Wertheim**. Ludwig's II. Söhne, Christoph Ludw., gest. 1618, und Joh. Theod., stifteten die beiden noch blühenden Linien, jener **L.-Virneburg** oder die evang. Linie, jetzt L.-Freudenberg, dieser **L.-Rochefort** oder die kath. Linie, jetzt L.-Rosenberg. Beide Linien hatten bis 1806 Sitz und Stimme im fränk.

die ältere auch im hess. Grafencollegium. Auch steht ihnen das Oberst-Erbkämmereramt in Würtemberg zu, welches jedesmal der Senior der beiden Hauptlinien verwaltet. Die ältere Linie **L.-Freudenberg**, wie sie sich nach den im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 ihr als Entschädigung zugewiesenen Besitzungen nannte, besitzt gegenwärtig in Würtemberg fünf Sechstel der Grafschaft L. (2½ QM. mit 6600 E.), in Baden die Hälfte der Grafschaft Wertheim, das Amt Freudenberg u. s. w. (3½ QM. mit 9400 E.) und in Baiern das Herrschaftsgericht Triefenstein (1¼ QM. mit 1770 E.). Sie theilte sich von 1721—1852 durch die beiden Söhne Heinrich Friedrich's in die **Vollrath'sche** und **Karl'sche Speciallinie**, welche beide 1812 vom Könige von Baiern und 1813 vom Könige von Würtemberg in den Fürstenstand erhoben wurden. Standesherr der erstern ist der Fürst **Georg**, geb. 15. Nov. 1775, der zu Wertheim residirt; Standesherr der letztern war der Fürst Karl, geb. 26. April 1781, mit dessen Tode 26. Mai 1852 diese Speciallinie erlosch. Die Privatbesitzungen derselben waren: die Herrschaft Michelbach nebst einem Drittel von Limpurg-Sontheim-Obersontheim in Würtemberg, die gefürstete Grafschaft Umpfenbach in Baiern, die Güter Lukawetz und Slawietin in Böhmen. Die jüngere Linie **L.-Rosenberg** hieß sonst L.-Rochefort wegen der ererbten Grafschaft dieses Namens in den Niederlanden. Der Graf Maxim. Karl erhielt 1711 die reichsfürstliche Würde, die im folgenden Jahre auch auf seinen Nachfolger ausgedehnt wurde, und 1713 Sitz und Stimme auf der schwäb. Reichsfürstenbank. Für seine verlorenen Besitzungen jenseit des Rhein wurde das Haus 1803 durch Besitzungen im Würzburgischen, Mainzischen und einige Abteien entschädigt. Auch hat es Theil an der Grafschaft L.-Wertheim u. s. w. Überhaupt betragen seine Besitzungen in Baiern (die Herrschaften Heubach, Rothenfels und Neustadt mit Wörth und Trennfurt u. s. w., zusammen 5 QM. mit 17200 E.), Würtemberg (ein Sechstel der Grafschaft Löwenstein, ⅓ QM. mit 2000 E.), Baden (die Hälfte der Grafschaft Wertheim, die Herrschaft Bronnbach und Rosenberg u. s. w., zusammen 3½ QM. mit 10100 E.), im Großherzogthum Hessen (die Herrschaften Habizheim und Nauseß, die Hälfte von Breuberg, 3 QM. mit 10700 E.), in welchen Staaten sie standesherrliche Rechte besitzen, und in Böhmen (die Herrschaften Weseritz und Schwannberg, 3,13 QM. mit 10200 E.; die Herrschaften Hayd und Pernatitz, 2,62 QM. mit 10000 E.) zusammen gegen 18 QM. mit 400000 Gldn. Einkünften. Der gegenwärtige Standesherr ist der Fürst Karl, geb. 21. Mai 1834.

Löwenzahn (Leontodon) ist eine zu der großen Familie der Compositen gehörenden Pflanzengattung, welche auf der Spitze des Schaftes einen oder mehre gelbe Blütenköpfe trägt, die aus lauter zungenförmigen (einlippigen) Blüten bestehen und deren Früchte allmälig in einen Schnabel verschmälert sind und eine federige Fruchtkrone tragen. Von den vielen hierher gehörigen Arten ist der Herbst-Löwenzahn (L. autumnalis) und der steifhaarige Löwenzahn (L. hispidus) bei uns überall auf Wiesen und Grasplätzen gemein. Der früher ebenfalls hierher gezählte gemeine Löwenzahn (L. Taraxacum) gehört jetzt in die davon abgetrennte Gattung Pfefferröhrchen (Taraxacum), welche sich dadurch unterscheidet, daß die Früchte plötzlich in einen langen und dünnen Schnabel zugespitzt sind und eine einfach haarige Fruchtkrone tragen, und führt jetzt den Namen **gebräuchliches Pfefferröhrchen** (Taraxacum officinale). Von dieser bei uns oft Hundeblume genannten, auf allen Grasplätzen, Triften und an Wegen in ganz Europa gemeinen und einen weißen bittern Milchsaft enthaltenden Pflanze sind Wurzel und Blätter, welche bitter schmecken, ein bekanntes und äußerst häufig angewendetes auflösendes Arzneimittel, das jedoch seine volle Wirksamkeit nur in der Form des ausgepreßten Saftes äußert und vorzüglich auch zu Frühjahrstränken benutzt wird. In manchen Gegenden werden die jungen Blätter als ein bitterlicher, den Endivien ähnlich schmeckender Salat gegessen.

Lowth (Rob.), einer der geistvollsten und gelehrtesten Bischöfe der engl. Kirche, geb. 1711 zu Buriton, studirte seit 1730 in Oxford, wo er 1741 Professor der hebr. Sprache wurde. Seine 1753 erschienenen Vorlesungen „De sacra poesi Hebraeorum" (neue Ausg. von Rosenmüller, Lpz. 1815) gründeten seinen Ruhm. Im J. 1755 als Kaplan des Vicekönigs, Marquis von Harrington, nach Irland gesendet, wurde er Bischof von Limerick, vertauschte aber sehr bald diese Würde mit einer Pfründe in Durham und wurde dann 1766 Bischof von St.-Davids, bald nachher von Oxford und 1777 von London, wo er 3. Nov. 1787 starb. Seine letzte Arbeit war eine Übersetzung des Jesaias mit kritischer Einleitung und Anmerkungen, die Koppe deutsch herausgab (Gött. 1779 fg.). Auch gab er eine in England sehr geschätzte engl. Sprachlehre heraus (Lond. 1762).

Loxodromische Linie, d. i. Linie des schiefen Laufs, nennt man eine auf einer Kugelfläche

oder auf der Oberfläche eines elliptischen Sphäroids gezogene Curve von doppelter Krümmung, welche die Eigenschaft hat, daß sie alle aus einem Pole gezogenen größten Kreise (Meridiane) unter demselben Winkel schneidet. Sie wird in der Schiffahrt gebraucht, denn offenbar ist sie die Linie, welche ein Schiff durchlaufen würde, wenn es immer nach demselben Windstriche fortginge, ohne jedoch einem der vier Hauptstriche des Compasses zu folgen, in welchem Falle es entweder einen Meridian oder einen Parallelkreis durchlaufen würde. Ist der Winkel des Windstrichs gegen den Meridian ein spitzer oder stumpfer, so läuft die Linie in unzähligen Windungen um den Pol herum. Auf den Landkarten nach Mercator's Projection erscheint jede loxodromische Linie als gerade Linie.

Loyöla (Ignaz von), eigentlich **Inigo Lopez de Recalde**, der Stifter des Ordens der Jesuiten (s. d.), geb. 1491 auf dem Schlosse Loyola in der span. Provinz Guipuzcoa, das jüngste von elf Kindern, verlebte seine Jugend als Page an dem Hofe Ferdinand's des Katholischen, diente bis in sein 20. J. im Militär und war bei geringen Geistesgaben ritterlich, eitel und phantastisch. Bei der Belagerung von Pampelona durch die Franzosen 1521 an beiden Beinen schwer verwundet, ließ er, nachdem die Heilung schon vollendet, aus Eitelkeit den einen Fuß, welcher nicht gerade geworden war, noch ein mal brechen. Während der zweiten Heilung wurde durch Lesen einer Lebensbeschreibung Christi und mehrer Heiligenlegenden aus dem Weltmann ein Heiliger. Sobald er hergestellt war, vertheilte er seine Güter unter die Armen und pilgerte in einem schlechten Gewande nach dem Montserrat, wo er dem wunderthätigen Marienbilde seine Waffen weihte, sich zum Ritter der Heiligen Jungfrau erklärte und endlich sich im Hospitale zu Manresa (einem benachbarten kleinen Orte) einquartierte. Theils hier, theils in einer nahen Felsenhöhle marterte er seinen Leib dermaßen ab, daß man ihn eines Tags bewußtlos fand. Zehn Monate später schiffte er sich in Barcelona nach Palästina ein. Doch sein Plan, hier sich der Bekehrung der Mohammedaner zu widmen, wurde von dem Wächter des Heiligen Grabes, dem Provinzial der Franciscaner, gemisbilligt; er kehrte daher 1524 über Venedig nach Barcelona zurück und begann nun die lat. Grammatik zu studiren. Nach zweijährigem Aufenthalt daselbst ging er auf die hohe Schule zu Complutum, wo er anfing, Andere zu geistlichen Übungen anzuleiten und dem Volke Religionsunterricht zu ertheilen. Die Inquisition aber ließ ihn seines seltsamen Benehmens wegen, als der Zauberei verdächtig, festnehmen und gab ihn erst 1528 wieder frei, worauf er nach Paris ging, um Theologie zu studiren. Hier wurde er mit mehren theils gleich ihm überspannten, theils ehrsüchtigen Landsleuten und Franzosen, wie Laynez, Bobadilla, Rodriguez, Pierre Lefèvre u. A., bekannt, die mit ihm 1534 den Plan entwarfen, einen Orden für den kath. Glauben zu stiften. Da indeß einige derselben ihre Studien noch nicht beendet hatten, so begab sich L. bis zu diesem Zeitpunkte wieder nach Spanien. Im J. 1537 trafen sie aufs neue in Venedig zusammen und gingen von hier nach Rom, wo sie vom Papste Paul III. 27. Sept. 1540 die vorläufige und 1543 die unbedingte Bestätigung des Ordens erhielten und nun das vierfache Gelübde in die Hände des Nuntius Veralli zu Venedig ablegten. L. wurde 1541 zum ersten Ordensgeneral ernannt, obgleich eigentlich Laynez, sein Nachfolger im Amte, schon damals als die Seele und der Begründer und Ausbilder des Ganzen zu betrachten war. Auch als General verrichtete er in der Kirche seines Ordenshauses zu Rom die niedrigsten Dienste, gab sich, obwol der ital. Sprache nicht einmal mächtig, zum Unterricht kleiner Kinder her und sammelte Almosen zur Versorgung der Juden und Freudenmädchen, deren Bekehrung er sich ganz besonders angelegen sein ließ. Er starb 31. Juli 1556, wurde 1599 von Paul V. selig und 1622 von Gregor XV. heilig gesprochen. Sein Fest in der kath. Kirche fällt auf den 31. Juli. Man hat von ihm zwei Werke in span. Sprache, die „Ordensconstitution" und „Geistliche Übungen" (Rom 1548). Sein Leben beschrieben Ribadeneira, Maffei und Bouhours.

Lozère, ein Departement in Südfrankreich, welches das vormalige Ländchen Gevaudan, sowie Theile von Velai und der Diöcese Uzès umfaßt, hat seinen Namen von dem zur Centralmasse der Cevennen gehörigen Lozèregebirge, welches dasselbe im O. und SO. erfüllt und zwischen den Quellen des Lot und Tarn in der schon den Alten unter dem Namen Lesora bekannten Lozère 4500 F. hoch aufsteigt. Ein durchgängig rauhes Gebirgsland von 3000 F. mittlerer Höhe, zählt es auf 93⅓ QM. nur 144700 E., worunter viele Reformirte. Von der Lozère zieht gegen NW. die 4000 F. hohe Margeridenkette und im W. erhebt sich die Aubrackette, welche beide nach dem Hochlande von Auvergne hinüberziehen. Das ganze Departement zerfällt in drei Zonen. Die nördliche gehört der Granitformation und zum kleinsten Theile den vulkanischen Bildungen an; die mittlere hat Kalkstein-, die südliche Schiefergebirge. In hydrographischer Beziehung gehört der nordöstliche Theil zum Loiregebiet, indem er von dem hier in

einer Höhe von 4380 F. entspringenden Allier und mehren seiner Zuflüsse durchfurcht wird; der bei weitem größte westliche Theil zum Bassin der Garonne, welcher der Tarn und der Lot mit der Truyère zufließen. Die südöstliche Abdachung gehört zum Gebiete der Rhône. Das Gebirge ist einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt. Der Westen und Nordosten hat feuchtes, regnerisches Klima; weit trockener ist die Südostabdachung, wo sogar der Maulbeerbaum, der Weinstock und die Olive gedeihen. Anderwärts tragen einige der Kalksteinebenen, hier Causses genannt, Getreide, Hanf, Flachs und etwas Obst. Die Berggelände haben aber nur wenige und kleine Getreidefelder, sodaß Kartoffeln, vorzüglich aber Kastanien, die Hauptnahrung des Landvolkes bilden. Desto ausgedehnter sind die Wiesen und Weideflächen, daher hier viel Rindvieh, Maulthiere und besonders Schafe gezogen werden. Die Waldungen, welche etwa 8 □M. einnehmen, bestehen hauptsächlich aus Buchen und bergen neben Wildpret auch Wölfe. Der Hauptreichthum des Departements besteht in seinen Metallen; man beutet Eisen, Antimonium und viel Blei aus, letzteres besonders in den Gruben zu Villefort, die auch Kupfer und Silber liefern. Unter den Mineralquellen sind die bekanntesten die des Dorfs Bagnols-les-Bains, am Lot, dessen warme Schwefelbäder stark besucht werden. Die Industrie beschränkt sich auf Hüttenbetrieb, Wollen- und etwas Baumwollenmanufactur, der Handel, den kein einziger schiffbarer Fluß begünstigt und die Gebirgsnatur des Landes erschwert, auf die Ausfuhr von Vieh, Kastanien und Wollenzeugen. Viele der Einwohner wandern in die südlichern Gegenden aus, um als Mäher, Maurer u. s. w. zu arbeiten. Das Departement zerfällt in die drei Arrondissements Mende, Florac und Marvejols und hat zur Hauptstadt Mende mit 6000 E. Es ist ein alter, schlecht gebauter Ort in öder Gegend am Lot, 2400 F. über dem Meere, Sitz eines Bischofs, mit einer gothischen Kathedrale, die einen sehr schönen Thurm hat, einer Manufacturenkammer, einem Communal-College, einer Gesellschaft des Ackerbaus, der Künste und Wissenschaften, einer öffentlichen Bibliothek und Bildergalerie. Die Stadt ist der Mittelpunkt des Handels mit Sergen und dem wollenen Zeuge, welches Cadis genannt und unter dem Namen Serge de Mende ins innere Frankreich, nach Spanien und Deutschland versendet wird. Auch in und um Marvejols gibt es ansehnliche Sergewebereien.

Lübben, eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, vormals Hauptort der Niederlausitz, auf einer Insel der Spree und Berste gelegen, hat gegen 5000 E., ein Schloß, ein schönes Landschaftshaus, eine höhere Bürgerschule, ein Hebammeninstitut, Gartenbau, Brauereien und Brennereien und bei starker Tuch-, Leinwand- und Tabacksfabrikation stark besuchte Jahrmärkte.

Lübeck, ein zum Großherzogthum Oldenburg gehöriges Fürstenthum, längs der Trave und um den Eutinersee, in der holstein. Landschaft Wagrien, wurde als Bisthum von Kaiser Otto I in Holstein gegründet, 1162 aber die Residenz des Bischofs nach Eutin verlegt. Im J. 1530 traten Bischof und Stift der Reformation bei und es blieb ersterer Reichsfürst. Da das fürstliche Haus Holstein dem Bisthum manchen Dienst erwiesen hatte, so wurde 1647 zwischen beiden ein Vergleich geschlossen, zufolge dessen die nächsten sechs aufeinanderfolgenden Bischöfe aus dem holstein. Hause erwählt werden sollten. Hierüber entstanden Streitigkeiten mit Dänemark, das jedoch 1667 im Frieden zu Glückstadt jenem Vergleiche seine Zustimmung gab. Ein neuer Streit erhob sich in Folge einer Bischofswahl 1701, bei der zwölf Stimmen auf den dän. Prinzen Karl, neun aber auf den holstein. Administrator, den Herzog Christian August, gefallen waren. Durch Vermittelung Englands und Hollands kam indeß doch endlich ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen der Administrator von Holstein im Besitze des Bisthums verbleiben, der Prinz Karl von Dänemark aber durch eine Summe Geldes abgefunden werden sollte. Nachdem dem Vertrage von 1647 schließlich durch die Wahl des Herzogs Friedrich August von Holstein-Gottorp volle Genüge geschehen, wählte das Domcapitel 1756 den dän. Prinzen Friedrich, einen Sohn König Friedrich's V., zum Coadjutor. Dieser begab sich 1772 seiner Ansprüche zu Gunsten Peter Friedrich's, eines Sohnes des erwähnten Bischofs Friedrich August, der sie wiederum 1776 an seinen Vetter, den Herzog Peter Friedrich Ludwig abtrat, welcher 1785 die bischöfliche Regierung antrat und zugleich Administrator des Herzogthums Oldenburg wurde. Im J. 1802 wurde nicht nur das ganze Bisthum, sondern auch das fast ebenso beträchtliche Domcapitel dem Herzoge von Oldenburg für gebrachte Opfer als Fürstenthum zur Entschädigung gegeben, wobei man jedoch der Reichsstadt Lübeck (s. d.) einen Theil der Capitelsdörfer zum eigenthümlichen Besitze zuerkannte. Vermöge des 14. Febr. 1842 zu Plön mit der Krone Dänemark abgeschlossenen Vertrags hat zur Arrondirung der beiderseitigen Gebiete ein Ländertausch stattgefunden, vermöge dessen das Kirchspiel Ratekau an das Herzogthum Holstein,

das Kirchspiel Gleschendorf aber an das Fürstenthum L. übergegangen ist. Das Fürstenthum L. zählt auf 8 QM. 22146 E. und umfaßt die Stadt Eutin, einen Marktflecken und 82 Dörfer. Außer dem allgemeinen Landtage für alle Landestheile des Großherzogthums Oldenburg besteht für jeden derselben und so auch für das Fürstenthum L. ein besonderer Provinziallandtag. Die Einnahmen beliefen sich 1852 auf 118600, die Ausgaben auf 134000 Thlr.

Lübeck, eine von den vier Freien Städten Deutschlands, wird zuerst unter dem Wendenfürsten Gottschalk (1043—66) genannt, lag aber damals nördlicher, am Zusammenfluß der Schwartau und Trave. Gottschalk's Nachfolger, Kruko, verlegte die Stadt nach dem zwischen der Trave und Wacknitz gelegenen Werder Buku. Indeß gab ihr nach Kruko's Tode Gottschalk's Sohn, König Heinrich, die frühere Stelle wieder, welche seitdem Alt-Lübeck genannt wurde. Im Herbst 1852 hat man dort zufällig die Trümmer Alt-L.s wieder aufgefunden und mancherlei Alterthümer, besonders Waffen und interessante Schmucksachen entdeckt. Die jetzige Stadt auf Buku erbaute 1143 Graf Adolf II. von Holstein-Schaumburg, trat sie aber nothgedrungen 1158 an Heinrich den Löwen, Herzog von Sachsen, ab, der sie mehr städtisch einrichtete und 1163 das oldenburger Bisthum hierher verlegte. In Folge der Achterklärung des Herzogs wurde sie 1181 kaiserlich und mit ansehnlichen Privilegien begabt, welche die Dänen, in deren Gewalt sie 1201 fiel, bestätigten. Als aber die nordalbingischen Lande sich befreiten, unterstellte sich die Stadt dem Kaiser Friedrich II., der sie 1226 für alle Zeiten zu einer Freien Reichsstadt erklärte. Als solche behauptete sie sich gegen die Dänen in der Schlacht bei Bornhöved 22. Juli 1227. Der blühende Handel vereinigte die Stadt bald mit andern Städten Norddeutschlands zu der großen Hansa (s. d.) deutscher Kaufleute, deren Angelegenheiten sie seit dem Anfange des 14. Jahrh. mit vieler Umsicht und großem Erfolge leitete. Ihre Flotten beherrschten die Ostsee und ihre Stimme entschied über die Angelegenheiten der nordischen Reiche. Mit der steigenden Macht der Fürsten und mit dem veränderten Gange des Handels sank dieses Ansehen; ein Versuch, es wieder herzustellen, den der Bürgermeister Jürgen Wullenweber 1531—51 machte, mislang. Während des Dreißigjährigen Kriegs, wo in ihr Dänemark 1629 Frieden schloß, verlor die Stadt ihre welthistorische Bedeutung; doch blieb ihr ein alter Ruhm und ein noch immer ansehnlicher Handelsverkehr. Als 1802 viele Reichsstädte ihre Selbständigkeit verloren, behielt L. dieselbe. In Folge der Schlacht bei Jena warf Blücher sich mit einem Theile des preuß. Heeres in die Stadt, worauf diese von den Franzosen 6. Nov. 1806 erstürmt und mehre Tage geplündert wurde. Sie blieb von den Franzosen besetzt und wurde im Dec. 1810 dem franz. Kaiserreiche einverleibt. Handel und Verkehr hatten wegen der Continentalsperre fast gänzlich in derselben aufgehört und das Elend ihrer Bewohner war groß. Im Frühjahr 1813, als die Franzosen beim Anrücken eines russ. Corps die Stadt verlassen hatten, erhob sie die Waffen gegen Frankreich und ihre Streiter fochten rühmlich im Kriege an der Niederelbe. Nachdem sie vor Eintritt des Waffenstillstandes im Sommer 1813 noch ein mal in die Hände der Franzosen gefallen war, welche sie durch auferlegte Contributionen und Requisitionen vollends erschöpften, wurde sie 5. Dec. 1813 durch das Anrücken der Schweden befreit. Mit dem Frieden sah sie ihre Selbständigkeit gesichert und wurde Mitglied des Deutschen Bundes. Handel und Verkehr hoben sich seitdem wieder, wozu Ermäßigung der Zölle, zweckmäßige Hafen- und Chausséebauten, mit auswärtigen Staaten geschlossene Schiffahrts- und Handelsverträge u. s. w. wesentlich beitrugen. Einen bedeutenden Aufschwung nahm L.s Handelsverkehr mit Deutschland, besonders auch mit der nahen Schwesterstadt Hamburg durch die Eröffnung der Lübeck-Buchener Eisenbahn im Herbst 1851. Die Waarenausfuhr L.s nach Hamburg in genanntem Jahre betrug an Werth 4,274490 Mark Banco. Auch die innern Verhältnisse erfuhren in neuern Zeiten manche heilsame Änderungen. Eine Umgestaltung der Verfassung, welche den Bedürfnissen der Gegenwart nicht mehr entsprach, wurde schon 1816 von dem Senate beantragt, damals aber von der Bürgerschaft abgelehnt. Die 1843 entstandenen, aber bald unterdrückten Volksunruhen hatten lediglich privative Tendenzen und hingen in keiner Weise mit politischen Bestrebungen zusammen. Erst das J. 1848 ward auch für L. ein sehr bewegtes. Die Verfassung ward bedeutend reformirt, ohne daß jedoch dieselbe eine unhaltbare Grundlage erhielt. Dennoch kam es 9. Nov. 1848 auch in L. zu so heftigen Unruhen, daß einige Menschen dabei ihr Leben verloren und die Stadt geraume Zeit von mecklenburg. Truppen besetzt ward. Die Truppen des lübeckischen Contingents nahmen 1848 und 1849 Theil an dem Kriege gegen Dänemark in Schleswig-Holstein. Senat und Bürgerschaft fügten sich in jenen bewegten Jahren den Beschlüssen des Deutschen Parlaments, unterwarfen sich aber später ebenso ruhig den entgegengesetzten Verordnungen des wiedererstandenen Bundestags. Nach

dem letzten Ausbruch des Kampfes der Herzogthümer gegen Dänemark blieb L. neutral, wurde aber dadurch, daß es dem Aufbringen einer Prise durch das schlesw.-holst. Dampfkanonenboot „von der Tann" deshalb wehrte, weil genanntes Schiff ein unter dän. Flagge segelndes Fahrzeug auf lübischem Fahrwasser kaperte, in unangenehme Streitigkeiten verwickelt und seines Verfahrens wegen sehr hart getadelt. Die städtischen Verhältnisse, denen noch sehr viel aus alter Zeit Überkommenes anklebt, das den Anfoderungen der Neuzeit schnurstracks zuwider läuft, wurden in den letzten Jahren vielfachen Veränderungen unterworfen, unter denen besonders die Reform des Gerichts- und des Verlehntenwesens hervorzuheben ist. Manche andere vorgeschlagene Verbesserungen, wie die Herstellung einer Kaufmannsordnung, konnten indessen nicht zu Stande kommen. Im Febr. 1851 erhielt L. einige Wochen lang östr. Besatzung, indem ein Theil der nach Holstein entsendeten Pacificationstruppen Stadt und Gebiet besetzte und selbst bis nach Travemünde vordrang.

Die Stadt L. liegt in einer freundlichen Umgebung auf einem mäßigen Hügel zwischen der Trave und Wacknitz. Ehemals war sie befestigt; seit 1805 sind nach Abtragung der Brustwehren die Wälle mit Anpflanzungen und Spaziergängen versehen, soweit diese nicht durch den Bau der Eisenbahn und die Anlegung des Bahnhofs an der Westseite zwischen Trave und Stadtgraben zerstört werden mußten. Mit Anlegung der Eisenbahn und des Bahnhofs verband man die Austiefung und Erweiterung des Stadtgrabens zu einem zweiten Hafen für Seeschiffe und verlegte die Lastadie an diesen neugeschaffenen Hafen. Auch wurden große Summen für die Correction der Trave verausgabt, deren beschwerliches Fahrwasser durch einen tiefen und breiten Durchstich bei der Herrenfähre eine wesentliche Verbesserung erhielt. Seitdem können bis 16 F. tief gehende Segelschiffe, sowie sämmtliche große Seedampfschiffe, die früher in Travemünde anlegten, bis an die Stadt gelangen. L. besitzt ein eigenes Seedampfschiff Lübeck, welches den Postverkehr zwischen Kopenhagen, Malmö und Gothenburg vermittelt, und drei Schleppdampfschiffe. Die lübeck-petersburger Dampfschiffahrtsgesellschaft hat außerdem 1853 zwei neue eiserne Dampfboote angeschafft, welche regelmäßig zwischen beiden Städten fahren. Desgleichen ist eine durch ein eisernes Dampfschiff vermittelte directe Verbindung zwischen L. und Riga in neuester Zeit hergestellt worden. L. hat vier Thore und 97 geräumige Straßen und Plätze. Die Häuser (3602), wozu noch 79 Säle, 74 Wohnkeller und über 1500 Buden in den Gängen und auf den Höfen kommen, sind mit wenigen Ausnahmen massiv gebaut und zum Theil alterthümlich. Unter den fünf Hauptkirchen zeichnet sich die Marienkirche aus, mit zwei 431 F. hohen Thürmen, einer berühmten Orgel, einem marmornen Altar, einer marmornen Kanzel, einem astronomischen Uhrwerke, einem Todtentanze und vielen Kunstschätzen. Ebenso besitzt die Domkirche viele Merkwürdigkeiten. Sehenswerth ist auch das in einem verworrenen, aber höchst pittoresken Stile erbaute Rathhaus. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 29000, darunter 400 Reformirte und 200 Katholiken. Unterricht und Bildung werden gefördert durch das Catharineum mit 18 Lehrern und durch andere wohlgeordnete Lehranstalten und Schulen. Auch hat L. eine öffentliche Bibliothek mit 40000 Bänden, worunter eine ausgezeichnete Sammlung von Incunabeln. Umfassend ist die Wirksamkeit der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit", welche von dem Gemeingeiste der Bürger ein rühmliches Zeugniß ablegt und von der folgende Institute begründet sind und zum Theil erhalten werden: eine Rettungsanstalt für im Wasser Verunglückte, eine Sonntags- und Abendschule, eine Industrieschule für dürftige Mädchen, eine Kunst- und Naturaliensammlung, eine Schwimmschule, ein Schullehrerseminar, eine Navigationsschule, eine Spar- und Anleihekasse (bei der über 1 Mill. Mark belegt sind), ein Verein für lübische Geschichte, zwei Kleinkinderschulen, eine Taubstummen- und Blindenanstalt, eine Anstalt zur Förderung des Gewerbfleißes, ein Verein für lübische Statistik, eine Unterstützungskasse für alte Seefahrer, eine Gewerbschule, ein Verein für entlassene Sträflinge und sittlich Verwahrloste, ein Gartenbauverein und eine Turnanstalt. Die Stadt besitzt viele und reich dotirte Wohlthätigkeitsanstalten, deren Capital, die Grundstücke und sonstige Besitzungen ungerechnet, über 5 Mill. Mark beträgt. Der Handel mit Wein, Getreide, Leder, Hanf, Talg, Öl, Theer, Bauholz, Pottasche, Taback, Tauwerk, Rapssaat, Fellen, Eisen, Manufactur- und Colonialwaaren wird durch die vortheilhafte Lage in der Nähe der Ostsee, durch den Stecknitzkanal, welcher die Trave mit der Elbe verbindet, durch sechs Assecuranzcompagnien, die Discontokasse, die niedrigen Zölle begünstigt und erstreckt sich zunächst auf die nordischen Reiche, die Niederlande, Frankreich, England und das Mittelmeer. Der Gesammtwerth der eingeführten Waaren belief sich in den J. 1834—44 im Durchschnitt jährlich über 40 Mill. Mark. L. besitzt 78 eigene Schiffe; jährlich kommen über 1000 Schiffe

an; auch bestehen, wie schon bemerkt, regelmäßige Dampfschiffahrten nach Kopenhagen, Stockholm, Swinemünde, Riga und Petersburg, Helsingfors und Abo, Norrköping, Malmö und Gothenburg. L. hat Fabriken in Kupfer, Messing, Leder, Öl, Seife, Papier, Taback, Cigarren, musikalischen Instrumenten, goldenen und silbernen Tressen, metallenen Klaviersaiten, Fischbein, Spielkarten, Wachslicht, Watte, metallenen Knöpfen, Maschinen und mechanischen Instrumenten, kurzen Eisenwaaren, Manufacturwaaren u. s. w., auch eine Glockengießerei, eine Glashütte, eine Eisengießerei und bedeutenden Schiffbau. Die Verfassung, in ältern Zeiten aristokratisch, ist seit dem Recesse von 1669 wesentlich demokratisch. Der Senat, welcher aus vier Bürgermeistern und 16 Rathsherren besteht, ist die Vollziehungsbehörde; die Gesetzgebung und zum Theil auch die Verwaltung übt er unter Concurrenz der Bürgerschaft, welche aus 120 Mitgliedern besteht, die durch allgemeine Wahl aller stimmberechtigten Bürger des ganzen Freistaats erwählt werden. In Hinsicht des Kirchenwesens hat der Senat die bischöflichen Rechte; doch nimmt er die Anträge des aus den Stadtgeistlichen bestehenden geistlichen Ministeriums entgegen und holt dessen Gutachten ein. Außer den städtischen Gerichten und dem Landgerichte, welches zugleich die Verwaltung des Gebiets besorgt, ist in L. das Oberappellationsgericht der Freien Städte. Das Lübische Recht (s. d.) ist die vorzüglichste Quelle für die Entscheidung privatrechtlicher Streitigkeiten. Die jährlichen Einkünfte betragen über 900000 Mark, die Schulden 5⅓ Mill. Mark, wozu noch neuerdings die bei der berliner Seehandlung gemachte Anleihe behufs der Erbauung der Büchener Eisenbahn gekommen ist. Auf dem Deutschen Bundestage hat L. in der Plenarversammlung eine Separatstimme und in den engern Versammlungen mit den übrigen Freien Städten die 17. Collectivstimme. Das Bundescontingent gehört zur zweiten Division des zehnten Armeecorps. Seit 1851 ist die Cavalerieabtheilung aufgehoben und die mit Oldenburg abgeschlossene Militärconvention erloschen. Mit den Contingenten Hamburgs, Bremens und Oldenburgs ist das lübische Contingent zu einer Brigade vereinigt. Die Artillerie stellt vertragsmäßig Oldenburg, woselbst auch die Militärschule der Brigade ist. Das Bürgermilitär besteht aus einem activen und einem Reservebataillon; außerdem ist im Gebiete eine fünf Bataillone starke Landwehr. Das privative Gebiet der Stadt enthält 5⅓ QM. mit 16200 E., worunter (meist in dem Dorfe Moisling) 500 Juden. Außer 52 Dörfern und 32 Höfen und Gehöften gehört zu dem Gebiete das Städtchen Travemünde (s. d.). Auch besitzt L. mit Hamburg gemeinschaftlich das Städtchen Bergedorf und die Vierlande (s. d.). Vgl. Becker, „Geschichte der Stadt L." (3 Bde., Lüb. 1782—1805); Behrens, „Topographie und Statistik von L. und dem Amte Bergedorf" (2 Bde., Lüb. 1829—39); Deecke, „Geschichte der Stadt L." (Lüb. 1844).

Lübisches Recht ist eins der wichtigsten unter den durch Autonomie entstandenen Stadtrechten des deutschen Mittelalters. Das älteste noch vorhandene deutsche lübische Rechtsbuch ist vom J. 1235, die letzte publicirte Revision des lübischen Rechts vom J. 1586.

Lublin oder Ljublin, die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements von 564 QM. mit 1,004000 E., im Königreiche Polen, an der Bistrzyca und auf einer Anhöhe gelegen, in einer fruchtbaren und reizenden Gegend, von Hügeln und Seen umgeben, nach Warschau die größte und schönste Stadt des Königreichs, ist der Sitz der Gouvernementsbehörde und eines Bischofs und zählt ohne die Garnison über 15000 E., darunter fast die Hälfte Juden. L. hat lange, breite Straßen, sechs öffentliche Plätze, eine große Brücke von Quadersteinen, ein altes festes Bergschloß, der Rest ihrer frühern starken Befestigungen, viele große und schöne Gebäude, eine schöne Kathedrale, 17 andere Kirchen, unter andern auch eine evang. und griech.-russische, mehre Mönchs- und Nonnenklöster, ein schönes Rathhaus, ein Priesterseminar, eine Gubernialschule, ein kath. und ein evang. Alumnat, eine Gewerbe- und mehre andere Schulen, zwei Hospitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten, einen Wohlthätigkeits- und einen Musikverein, eine Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaus, ein Theater und eine Buchdruckerei. Wollenweberei ist der Hauptindustriezweig. Starker Handel wird mit Tuch und besonders mit Getreide und Ungarwein getrieben. Diesen Verkehr beleben drei jährlich daselbst gehaltene Messen, wovon jede einen Monat dauert. Bedeutender war die Stadt unter den Jagellonen, wo sie den ganzen Handel von Podolien, Volhynien und Rothrußland in Händen hatte und 70000 E. gezählt haben soll. Im J. 1205 wurde ihre Citadelle durch Roman von Rothrußland belagert, 1240 die Stadt von den Mongolen verbrannt, 1655 von den Russen und Kosacken belagert, 1656 von den Schweden eingeäschert. Im J. 1569 ward zu L. unter König Sigismund August der ein Jahr dauernde Reichstag gehalten, auf welchem man die Vereinigung Polens und Lithauens beschloß. Im Aug. 1702 bildete sich daselbst eine Con-

föderation für König August II. gegen Karl XII. von Schweden, der im Jan. 1703 die Stadt durch Meyerfeld brandschatzen ließ und sechs Wochen lang in Jacobowice, einem ½ M. von der Stadt gelegenen Gute des Fürsten Lubomirski, sein Hauptquartier hatte. Im Juni 1703 erklärte sich in L. der Reichstag gegen die Entthronung August's II. Am 11. Nov. 1831 wurde die Stadt von den Russen unter Kreutz erobert.

Lucanien, eine ziemlich gebirgige Landschaft in Unteritalien, wurde östlich von dem Tarentinischen Meerbusen, nördlich von Apulien, westlich von Campanien und dem Tyrrhenischen Meere, südlich von Bruttium begrenzt und in frühesten Zeiten von den Önotrern bewohnt, zu denen sich griech. Colonisten gesellten, welche längs der Küste die Städte Pästum, Heraklea, Sybaris und Elea oder Velia gründeten.

Lucänus (Marcus Annäus), ein röm. Dichter, geb. um 38 n. Chr. zu Corduba in Spanien, kam in frühester Jugend nach Rom, wo er in der Philosophie, Grammatik und Rhetorik gründlich unterrichtet und durch seinen Oheim väterlicher Seits, den Philosophen Seneca (s. d.), ins öffentliche Leben eingeführt wurde. Noch vor dem gesetzlichen Alter erhielt er die Quästur und trat hierauf in das Collegium der Augurn. Bereits hatte er durch mehre Gedichte einen Ruf erlangt, als er die Eifersucht und den Haß Nero's sich zuzog, der ebenfalls als Dichter glänzen wollte. Als nun Nero ihm ferner öffentlich aufzutreten untersagte und von seinen Werken mit Hohn und Verachtung sprach, verband sich L. mit mehren ausgezeichneten Personen, an deren Spitze Piso stand, zu einer Verschwörung gegen den Kaiser. Nach Entdeckung derselben zum Tode verurtheilt, kam L. der Vollziehung dieser Strafe dadurch zuvor, daß er, wie Seneca, die Adern sich öffnen ließ und so 65 n. Chr. sein Leben endete. Von seinen poetischen Erzeugnissen hat sich nur seine „Pharsalia" in zehn Büchern erhalten, in welcher er die Ereignisse des Bürgerkriegs zwischen Cäsar und Pompejus und die denselben entscheidende pharsalische Schlacht erzählt, ein Gedicht, das in einem unvollendeten Zustande überdies durch Härte und Dunkelheit im Ausdrucke, durch rhetorischen Schwulst und übertriebene Bilder mannichfach entstellt ist, obgleich es auf der andern Seite von Adel der Gesinnung und Freiheitsliebe zeugt, die das Ganze durchdringen, und einzelne wahrhaft poetische Schilderungen enthält. Zu den vorzüglichsten Bearbeitungen gehören, nach der ersten Ausgabe (Rom 1469), die von Oudendorp (Leyd. 1728), Burmann (Leyd. 1740), die zwei größern Ausgaben von K. F. Weber, von denen die eine mit den Anmerkungen von Grotius, Bentley und den Scholien (3 Bde., Lpz. 1821—31), die andere mit den bis dahin noch ungedruckten Bemerkungen Corte's, Martyni-Laguna's u. A. (2 Bde., Lpz. 1828—29) versehen ist, und die Handausgabe von Weise (Quedlinb. 1835). Eine deutsche Übersetzung besitzen wir von Haus (Manh. 1792). Vgl. Kästner, „Quaestiones in Lucani Pharsaliam" (4 Abthl., Bielefeld 1826—28).

Lucas, der Verfasser des dritten kanonischen Evangeliums und der Apostelgeschichte, soll nach Angabe der Kirchenväter zu Antiochia in Syrien geboren und ein Arzt gewesen sein. Der Abstammung nach wahrscheinlich hellenistischer Jude, schloß er sich an Paulus bei dessen zweiter Missionsreise (52) an. Paulus kam durch Phrygien und Galatien nach Macedonien. Von Troas aus begleitete ihn L. nach Philippi, später nach Milet, Tyrus, Cäsarea, Jerusalem und endlich nach Rom. Nur so weit gehen die Nachrichten des Neuen Testaments über L.; alle andern Angaben über seine Person und sein Leben beruhen auf Tradition. Hierher gehört die Angabe, daß L. einer der 70 Jünger und Maler gewesen, 80 oder 84 J. alt geworden, nach Einigen in Thebais, nach Andern in Ephesus gestorben, sein Leichnam aber auf Befehl des Kaisers Konstantius nach Konstantinopel gebracht worden sei. In den Kirchen von Padua, Venedig und Rom bewahrt man angebliche Reliquien von L., und in der Sancta Sanctorum bei der Kirche St.-Johannes a Laterano zu Rom zeigt man noch jetzt ein Bild des 13jährigen Jesus, das L. gemalt haben soll. Die kath. Kirche hat dem L. den 18. Oct. geweiht. Das einem gewissen Theophilus gewidmete **Evangelium des Lucas** ist nach Paulinischem Typus, mit Benutzung mündlicher Evangelien und schriftlicher Aufzeichnungen, wahrscheinlich früher als das zweite Evangelium und vor der Zerstörung Jerusalems abgefaßt. Zeit und Ort der Abfassung (man nennt bald Antiochien, bald Troas, bald Alexandrien, bald Cäsarea u. s. w.) läßt sich aus Mangel an historischen Angaben durchaus nicht sicher bestimmen; die Echtheit des Evangeliums aber, das L. in griech. Sprache geschrieben hat, steht unzweifelhaft. Vgl. Schleiermacher, „Die Schriften des L." (Berl. 1817). Die Apostelgeschichte (s. d.) hat ebenfalls den L. zum Verfasser, dem auch apokryphische Schriften, z. B. „Acta Pauli", „Baptismus Leonis", „Liturgiae XII Apostolorum" beigelegt werden.

Lucayos, s. Bahamainseln.

Lucca, ein früher souveränes, seit 1847 mit Toscana vereinigtes Herzogthum in Italien, begrenzt vom Mittelländischen Meere und dem Herzogthum Modena, bildet ein eigenes toscan. Compartimento von 20⅛ QM. mit 205000 E. An den Grenzen streichen die Apenninen hin; der einzige Fluß ist der Serchio, der aber nicht schiffbar ist, sondern blos zum Holzflößen gebraucht wird. Der Boden ist zwar nicht durchgehends fruchtbar, aber sehr ämsig angebaut. Die Hauptproducte sind Oliven, Obst, Kastanien, Mandeln, Pomeranzen, Citronen und Feigen, auch wird der Maulbeerbaum fleißig gebaut; das Getreide dagegen reicht nicht zum Bedarf aus. Außerdem zieht man guten Wein und das lucchesische Öl ist das vorzüglichste in Italien. Ebenso sind der Seidenbau und die Viehzucht von Wichtigkeit. Im Allgemeinen kann man das Land wohlhabend nennen. Die Staatsverfassung zur Zeit der Selbständigkeit war monarchisch, jedoch zufolge der Constitution von 1805 durch einen Senat beschränkt, der aus 36 Personen bestand, die gesetzgebende Gewalt übte und jährlich berufen werden mußte. Klöster gab es noch mehr als zwanzig, Schulen etwa vierzig, an weiblichen Bildungsanstalten fehlte es noch ganz. Die Staatseinkünfte beliefen sich ungefähr auf 3,700000 luches. Lires oder 2,775000 Frcs.; die Civilliste betrug 540000 Lires und die Staatsschuld gegen 600000 Scudi. Die Landmacht bestand aus 713 Mann und einer Municipalgarde von 498 Mann; die Marine aus einer Galeote von 12 Kanonen und aus einigen Kanonierbooten. Das Gebiet von L. war ursprünglich eine Colonie der Römer, welche mit dem Sturze des longobard. Reichs 774 durch Karl d. Gr. unter fränkische und durch Otto d. Gr. 962 unter deutsche Hoheit kam. Seitdem wurde es von verschiedenen Familien beherrscht. Ludwig der Baier ernannte 1327 den tapfern Castruccio Castracani zum Herzoge von L., der die Stadt zu großer Macht erhob. Nach manchem anderweiten Herrscherwechsel an Florenz verkauft, erlangte es endlich 1370 vom Kaiser Karl IV. für 200000 Gldn. seine Freiheit, welche es, oft mit Florenz im Kriege, bis zum J. 1797 behauptete, wo es von den Franzosen erobert, sich eine neue Verfassung aufdringen lassen mußte. Im J. 1805 wurde es als Fürstenthum, mit Piombino vereinigt, dem Schwager Napoleon's, Bacciochi (s. d.), zugetheilt, 1815 aber von den Östreichern besetzt und durch den Wiener Congreß der Infantin Marie Luise (s. d.), der Tochter König Karl's IV. von Spanien und Witwe des ehemaligen Königs von Etrurien (s. d.), und deren Kindern unter dem Titel eines Herzogthums mit völliger Souveränetät bis dahin überlassen, wo sie mit ihrer Familie wieder zum Besitze Parmas, das auf Lebenszeit die Witwe Napoleon's, Marie Luise, erhielt, gelangen würde. In diesem Falle, sowie dann, wenn die Nachkommenschaft der Infantin ausstürbe, sollte L. an Toscana fallen, welches dann einige toscanische und lucchesische Districte an Modena abtreten sollte. Doch erst 1818, nachdem der Infantin der Rückfall von Parma völlig zugesichert worden war, trat sie die Regierung an. Ihr folgte 13. März 1824 ihr Sohn, der Infant Karl (s. d.), unter dem sich das Land wie unter der Mutter einer ungetrübten Ruhe erfreute, obwol der Fürst meist außer Landes auf Reisen lebte. Selbst die 1840 laut werdenden Klagen über die fortwährende Finanznoth und die dadurch erzeugte Unordnung in der Verwaltung des Staatsschatzes unter dem damaligen Finanzminister Ward, einem Engländer von Geburt und ehemaligen Diener des Grafen Löwenberg, verhallten ohne weitere Folgen. Als aber 1847 die ital. Bewegung begann, erhoben sich in L. nicht nur jene Klagen abermals, sondern die Aufregung nahm daselbst bald einen sehr ernsten Charakter an. Die Lucchesen verlangten eine Constitution, Errichtung einer Bürgergarde, Freilassung der Gefangenen und Preßfreiheit. Der Herzog machte ihnen jedoch durchaus keine Concession. Nach einem 13. Jan. 1847 publicirten Vertrage zwischen L. und Toscana war vom 1. Juli an die Verwaltung der Gefälle L.s von Toscana, gegen eine Entschädigung von 304000 Francesconi an L., übernommen und die Zolllinie zwischen beiden Staaten aufgehoben worden. Während der Großherzog von Toscana in einem Motuproprio vom 21. Juli 1847 den Wünschen seines Volkes nach Kräften entsprechen zu wollen verhieß, erklärte sich dagegen Herzog Karl in einem Manifeste von demselben Datum in ganz entgegengesetzter Weise und ließ viele neue Verhaftungen vornehmen. Der seitdem in zahlreichen Demonstrationen sich immer lauter kundgebende Unwille des Volkes ging 31. Aug. in vollen Aufruhr über. Am 1. Sept. schickte darüber der Staatsrath eine Deputation an den auf seinem Landhause lebenden Herzog, der sich eine grosse Volksmenge anschloß. In dieser Lage gewährte nun Karl alle Reformen, welche in Toscana zur Ausführung kommen sollten. Während des Volksjubels verließ jedoch der Herzog 15. Sept. das Land und ging mit seiner Familie nach Modena, um nicht wieder nach L. zurückzukehren. In einer officiellen Abdicationsacte vom 7. Oct. entsagte er der Regierung und 11. Oct. fand die Besitzergreifung von Seiten des Großherzogs von Toscana statt. So wurde das Herzogthum L. nach 30jähriger Trennung wieder

mit Toscana (s. d.) vereinigt. Inzwischen erfolgte 8. Dec. 1847 der Tod der Erzherzogin Marie Luise, und der Herzog Karl II. folgte ihr nun der erwähnten Stipulation gemäß in Parma, an welches zugleich 8. Jan. 1848 vom lucchesischen Gebiete die getrennten Landestheile Montignoso, Minucciano, Galliano und Castiglione mit 11469 E., sowie vom toscan. Gebiete die Landstriche Lunigiana oder Pontremoli, Baguano, Filatierra, Groppoli und Lusuolo abgetreten wurden, während Fivizzano schon 4. Dec. 1847 an Modena überlassen war. — Die Hauptstadt Lucca mit 25000 E., (mit der Campagna oder dem Stadtgebiet 65000 E.), der Sitz eines Erzbischofs, am Serchio, liegt von Bergen umgeben in einer fruchtbaren Ebene, hat ¾ Stunden im Umfange und ist mit Wällen umschlossen, die einen angenehmen Spaziergang bilden. Die Straßen sind zum Theil krumm und enge, aber gut gepflastert; die Häuser nicht unansehnlich, die Kirchen und öffentlichen Gebäude ohne Pracht. Die Domkirche San-Martino ist zwar groß und alt, aber ohne künstlerischen Werth; auch der bisherige Residenzpalast ist unansehnlich, dagegen das Lustschloß Villa di Marlia ein prächtiges Gebäude. Die Universität, welche nie zu Ruf gelangte, wurde durch eine Sternwarte bereichert und ist im Besitz einer bedeutenden Bibliothek. Die 1584 gestiftete Accademia degli oscuri wurde vom Fürsten Bacciochi 1805 als Accademia Lucchese di scienze, lettere ed arti wieder erneuert. Eine schöne Wasserleitung ward von der Fürstin Bacciochi begonnen und später fortgeführt. Die Stadt hat Seiden-, Woll-, Baumwoll- und Tuchfabriken und treibt starken Handel mit Seide und Öl und fleißigen Feldbau. Von Alterthümern der ursprünglich ligurischen, zur Zeit des zweiten Punischen Kriegs unter die Herrschaft der Römer gekommenen Stadt Lucca sieht man die Reste eines großen, in gutem Stile erbauten Amphitheaters von 54 Arcaden für jedes Stockwerk. Aus dem Hafen Viareggio werden die meisten Marmorblöcke aus Carrara zur See verführt. In der Nähe der Stadt gibt es viele herrliche Villen und einige Stunden davon die viel besuchten und berühmten heißen Mineralbäder von Lucca, 10 Quellen von 35—40° R. Die Hauptquelle ist die von Ponte-Seraglio, durch welche unter Anderm auch das elegante Bagno alla villa (Bad des Hofs) versorgt wird. Vgl. Mazzarosa, „Storia di L." (Lucca 1833).

Lucchesini (Girolamo, Marchese), preuß. Staatsminister, aus einer lucchesischen Patricierfamilie, geb. in Lucca 1752, wurde durch den Abbé Fontana dem Könige Friedrich II. von Preußen vorgestellt, der ihn zu seinem Bibliothekar und Vorleser mit dem Titel eines Kammerherrn ernannte. Im Auftrage Friedrich Wilhelm's II. und des Kurfürsten von Mainz ging er 1787 nach Rom, um die päpstliche Bestätigung der Wahl des Coadjutors von Dalberg einzuholen, und dann nach Warschau, wo er sich 1788 bei Eröffnung des Staatsraths mit vieler Gewandtheit benahm, die für Unabhängigkeit gestimmte Partei gegen Rußland aufreizte und im März 1790 ein Bündniß zwischen Preußen und Polen zu Stande brachte. Im J. 1791 wohnte er in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Ministers dem Congreß in Reichenbach bei, und im Juli 1792 ging er abermals nach Warschau, wo er sich zum Bruche des Bündnisses, das er selbst unterzeichnet hatte, hinreißen ließ. Im Jan. 1793 ernannte ihn der König zu seinem Botschafter in Wien; doch begleitete er den König während des größten Theils des damaligen Feldzugs. Im März 1797 von Wien zurückberufen, wurde er im Sept. 1802 als außerordentlicher Gesandter nach Paris gesendet, von wo er sich später zu Bonaparte nach Mailand begab. Er begleitete dann den König bis nach der Schlacht bei Jena, unterzeichnete hierauf zu Charlottenburg mit Napoleon einen Waffenstillstand, den aber der König nicht genehmigte, und nahm in Folge dessen seine Entlassung. Später wurde er bei Napoleon's Schwester, der Fürstin von Lucca, Kammerherr. Er starb zu Florenz 19. Oct. 1825. Unter seinen Schriften ist sein Werk über den Rheinbund: „Sulle cause e gli effetti della confederazione Renana etc." (deutsch von Halem, 3 Bde., Lpz. 1821—25), zu erwähnen. — Sein jüngerer Bruder, Cesare L., geb. 2. Juli 1756, gest. als Staatsrath in Lucca 17. Mai 1832, machte sich als Gelehrter durch die Schrift „Dell' illustrazione delle lingue antiche e moderne e principalmente dell' Italiana, procurata nel secolo XVIII. dagl' Italiani" (2 Bde., Lucca 1819), die Fortsetzung des Werks von Denina: „Della storia letteraria di Lucca", und die „Congietture intorno al primitivo alfabeto Greco" (1829) einen Namen. Seine „Opere edite ed inedite" erschienen zu Venedig 1833.

Luchs ist der Name einer Gruppe von Katzen, die sich durch hochbeinige Statur, einen sehr kurzen, die Fersen kaum berührenden Schwanz und einen langen, auf der Spitze des Ohres stehenden Haarpinsel auszeichnet. Die Luchse bewohnen vorzugsweise die kältesten Erdstriche, einzelne aber auch warme Länder. Die Grundfarbe ihres gar nicht oder sehr undeutlich gefleckten Pelzes ist röthlich, und ihre Ohren sind in der Mitte weißgrau und am Ende schwarz. Der

europäische oder **gemeine Luchs** (Felis Lynx) gehört zu den am weitesten verbreiteten Katzen und stellt das verderblichste Raubthier des Nordens dar. Er ist ohne den 7 Zoll langen Schwanz 3½ F. lang und an den Schultern 1 F. 7 Zoll hoch. Seine Färbung ist ungemein großer Veränderung unterworfen, wonach mehre unechte Arten unterschieden worden sind. Die Schweden unterscheiden drei Abarten, nämlich: den **Wolfluchs**, der auf röthlichem Grunde wieder deutliche, kleinere Flecken trägt, den **Katzenluchs** oder **Silberluchs**, welcher röthlichgrau ist mit silberweißen, auf den Flecken schwarzen Spitzen des Grannenhaars, und den **Fuchsluchs** oder **Polarluchs**, der sich in Nordamerika von Canada bis an die Felsenberge findet und den kürzesten und allein an der Spitze schwarzen Schwanz hat. Dazu kommt dann noch der im wärmern Europa lebende **Pardelluchs**, der sich durch glänzend rothbraunes, mit schwarzen gleichförmigen Flecken gezeichnetes Fell unterscheidet. Einst ein sehr gewöhnliches und gefährliches Raubthier in Deutschland, ist er jetzt daselbst und in Frankreich sehr selten und in England ganz ausgerottet; doch kommt er im östlichen Europa und in Nordamerika noch häufig vor. Auf dem hannoverischen Harze wurde 1818 der letzte erlegt. Den Rennthieren, Hirschen und Rehen wirft er sich vom Baume herab auf den Rücken und zerbeißt ihnen das Genick. Die Bälge sind als Pelzwerk geschätzt, besonders der Silberluchs; die schönsten kommen aus Sibirien. Von dem Polarluchse verschifft die Hudsonsbaicompagnie jährlich 7000—9000 Stück Pelze nach Europa. Auf den **Caracal** (Felis Caracal), der über ganz Afrika, Arabien und einen großen Theil Asiens verbreitet ist, beziehen sich die wunderlichen Fabeln, welche bei den alten Schriftstellern über den Luchs vorkommen. Er zeichnet sich durch zwei weiße, über den Augen stehende Flecken aus, ist wild und unzähmbar und sein Fell von keinem besondern Werthe. Aus einer alten Sage von der ans Unbegreifliche grenzenden Scharfsichtigkeit dieses Raubthiers entsprang der auch bei uns gebräuchliche Ausdruck „Luchsaugen". In Afrika finden sich noch einige andere Arten des Luchses, wohin der **gestiefelte Luchs** (Felis caligata) und der **Sumpfluchs** (Felis Chaus) gehören.

Luchtmans ist der Name einer 1683 in Leyden gegründeten Buchhandlung, die sich fortwährend hauptsächlich mit dem Verlage von Ausgaben griech. und röm. Classiker und andern mit der classischen Literatur verwandten Werken befaßt hat. Sie wurde begründet von **Jordan L.**, geb. 1652, gest. 1708, und fortgeführt von **Sam. L.**, geb. 1685, der nach des Vaters Tode als dessen einziger Sohn 1708 die Buchhandlung übernahm und seit 1730 Stadt- und Universitätsbuchdrucker war. Er starb 1757. Zwei Jahre vorher hatte er sein Geschäft seinen Söhnen, **Sam. L.**, geb. 1724, und **Johannes L.**, geb. 1726, überlassen, die wie der Vater eine wissenschaftliche Bildung erhalten hatten. Nach dem Tode Samuel's setzte Johannes das Geschäft seit 1780 allein fort, bis 1786 des verstorbenen Bruders Sohn, **Sam. L.**, geb. 1766, mit in dasselbe eintrat. Johannes starb 1809, Samuel 1812. Hierauf wurde die Buchhandlung nach wiederhergestelltem Frieden seit 1814 mit glücklichem Erfolge durch die Sorgfalt des Buchdruckers **J. Brill** in Leyden fortgeführt. Ein Enkel des Johannes L., **J. T. Bodel Nyenhuis**, geb. 1797, trat 1819 in die Handlung, nachdem er vorher zu Leyden Doctor der Rechte geworden. Der Letztere führte in Gemeinschaft mit dem genannten J. Brill und dessen Sohn **E. J. Brill**, gleichfalls Buchdrucker, die Geschäfte, bis diese Buchhandlung endlich 1850, nach einer Dauer von 167 J., gänzlich aufgehoben ward. Vier Assortiments- und ein Fondskatalog wurden von 1848—50 öffentlich versteigert. E. J. Brill hat seitdem eine eigene Handlung gleicher Art in Leyden errichtet.

Luciānus, der geistreichste unter den spätern griech. Schriftstellern, wurde zu Samosata, der Hauptstadt der syr. Provinz Kommagene am Euphrat, um 125 n. Chr. aus niederm Stande geboren und sollte in seinem 15. Lebensjahre bei einem Oheim mütterlicher Seits die Bildhauerkunst erlernen, entlief aber wieder, als ihm sein erster mislungener Versuch eine harte Züchtigung zugezogen hatte, und führte nun den frühern Lieblingsplan, den Wissenschaften sich zu widmen, trotz der Armuth und Dürftigkeit glücklich aus. Nachdem er einige Jahre in Jonien und Griechenland Philosophie und Rhetorik mit Eifer betrieben hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück und trat als Sachwalter in Antiochia auf. Dann unternahm er große Reisen durch Syrien, Phönizien und Ägypten und gelangte in seinem 25. J. über Griechenland nach Italien, wo er, sowie in Gallien, durch Unterricht in der Beredtsamkeit ein bedeutendes Vermögen sich erwarb, um dann zu Athen im Umgange mit den ausgezeichnetsten Männern seinen geistigen Beschäftigungen ungestört obliegen zu können. Allein im vorgerückten Alter verlor er sein ganzes Vermögen und übernahm deshalb eine vom Kaiser Severus ihm angetragene öffentliche Anstellung als Procurator der Provinz Ägypten, die er noch unter Commodus bis an

seinen Tod behauptete. In seinen zahlreichen Schriften, die, meist erzählender, philosophischer, rhetorischer und satirischer Art, in einer leichten, gefälligen Gesprächsform, einer einfachen, ziemlich reinen und dem besten Atticismus glücklich nachgebildeten Sprache verfaßt sind, sucht L. frei und unbefangen, im Besitze einer unerschöpflichen Quelle von Laune und Witz, die Gebrechen und Verkehrtheiten seiner Zeit, besonders die sittliche Versunkenheit und den Aberglauben des Volkes, sowie die Hoffart und Gaukelei der damaligen Philosophen zu enthüllen und mit herbem Spotte zu geißeln, wobei freilich selbst hervorstechende Charaktere zuweilen nicht verschont bleiben. Es spiegeln sich in ihm die Zerrissenheit seiner Zeit und der Gemüthszustand eines Heiden, der die Größe der Alten Welt erkennt, aber die Stützen derselben ungläubig bekämpfen muß und ihren Untergang nahen sieht. Unter den vielen Bearbeitungen seiner Werke sind, außer der ersten Ausgabe (Flor. 1496), zu nennen die von Reitz (3 Bde., Amst. 1743—46; neuer Abdruck, 10 Bde., Zweibr. 1789—93), wozu noch ein „Lexicon Lucianeum" (Utr. 1740) kam; die von Schmieder (2 Bde., Halle 1800—1), Lehmann (9 Bde., Lpz. 1822—31), Jacobitz (4 Bde., Lpz. 1836—41; Bd. 1 und 2, Lpz. 1852), W. Dindorf (Par. 1840) und Bekker, 2 Bde., 1853), letztere die vorzüglichste von allen. Außerdem besitzen wir eine Reihe guter Ausgaben einzelner und zwar meist der gelesensten Schriften desselben, z. B. der „Todtengespräche" von Voigtländer und Klotz (3. Aufl., Lpz. 1833), der „Göttergespräche" von Poppo (3. Aufl., Lpz. 1825) und Fritzsche (Lpz. 1829), der „Götter- und Todtengespräche" zusammen von Koch (Lpz. 1842), des „Toraris" von Jacob (Halle 1825) und von Jacobitz (Lpz. 1832), des „Charon" von Koch (Lpz. 1839), der Schrift „Wie man Geschichte schreiben müsse" von Hermann (Fkf. 1828), des „Timon" von Jacobitz (Lpz. 1831), des „Traum, Anacharsis, Demonax, Timon, Doppelte Anklage und Wahre Geschichte" von Schöne (Halle 1838), der „Auserwählten Schriften L.'s" von Geist (Darmst. 1840), Eysell und Weismann (Kass. 1841) und Seyffert (Brandenb. 1842). Unter den deutschen Übersetzungen verdient die von Wieland (6 Bde., Lpz. 1788—89), welche ganz den Lucianischen Geist wiedergibt, den Vorzug; außerdem ist die von Minckwitz begonnene (Bd. 1, Lpz. 1836) und die von Pauly (15 Bde., Stuttg. 1827—29) zu erwähnen. Vgl. Jacob, „Charakteristik L.'s" (Hamb. 1832).

Lucifer, d. i. der Lichtbringer, bei den Griechen **Phosphoros**, heißt der Planet Venus, wenn er des Morgens vor der Sonne aufgeht; dagegen Hesperus (s. d.) als Abendstern. Er gilt in der griech. Mythologie für einen Sohn des Jupiter und der Aurora. Ihm nebst den Horen lag die Besorgung der Sonnenrosse und des Sonnenwagens ob. In der bildenden Kunst fällt er mit dem Helios zusammen. — Lucifer heißt auch der Fürst der Finsterniß. Durch eine allegorische Erklärung der Kirchenväter nämlich wird eine Stelle des Jesaias, 9, 22, in welcher der König von Babylon mit dem Morgenstern verglichen wird, vom Teufel verstanden.

Lucilius (Cajus Ennius), ein röm. Ritter, geb. 149 v. Chr. zu Suessa in Campanien, gest. um 103 v. Chr. zu Neapel, war der Großoheim Pompejus' d. Gr. von mütterlicher Seite, ein vertrauter Freund des Lälius und Scipio, unter welchem er seinen ersten Feldzug nach Numantia machte. Er kann insofern für den Begründer der röm. Satire gehalten werden, als er ihr zuerst diejenige Form gab, unter welcher diese Dichtung nachher von Horaz (s. d.), Persius (s. d.) und Juvenal (s. d.) weiter ausgebildet wurde, während seine Satiren die ersten rohen Erzeugnisse eines Ennius (s. d.) und Pacuvius (s. d.) übertrafen. Die Bruchstücke seiner im Alterthume hochgeschätzten Satiren hat am besten Gerlach (Basel 1846) zusammengestellt. Vgl. von Heusde, „Studia critica in Lucilium poetam" (Utr. 1842) nebst dessen „Epistola de Lucilio" (Utrecht 1844); Gerlach, „Cajus L. und die röm. Satura" (Bas. 1844). — Einem jüngern **Lucilius**, einem Freunde des Seneca, welcher mehre Schriften an ihn richtete und Procurator von Sicilien war, wird ein didaktisches Gedicht „Aetna" zugeschrieben, welches die Ausbrüche dieses Vulkans erklärt und nach Andern den Cornel. Severus (s. d.) oder Manilius (s. d.) zum Verfasser haben soll. Besondere Ausgaben haben wir von Gorallus, d. i. Clericus (Amst. 1703 und 1715), und Jacob (Lpz. 1826), zugleich mit deutscher Übersetzung von Schmid (Braunschw. 1769) und von Meinecke (Quedlinb. 1818).

Lucina, die Lichtgöttin, besonders die an das Lebenslicht fördernde Geburtsgöttin, war der röm. Name der Geburtsgöttin, als welche Juno oder Diana erscheinen. Ihr zu Ehren wurde 1. März ein Fest gefeiert, bei dem sich die Mütter in ihren Tempel begaben, denselben mit Blumen schmückten und sich hierbei eine zahlreiche Nachkommenschaft erflehten.

Lucius ist der Name dreier Päpste. Lucius I., Inhaber des röm. Stuhls von 252—253, starb angeblich unter Gallus den Märtyrertod. Damals bewegte das Novatianische Schisma die Kirche. — Lucius II., Papst von 1144—45, hieß vorher Gerhard da Caccianimi, stammte

aus Bologna, war Kanzler der röm. Kirche, Cardinal und fungirte mehrmals als päpstlicher Legat. Als Papst mußte auch er die Stürme ertragen, welche Arnold von Brescia gegen die weltliche Macht des Papstthums heraufbeschworen hatte. Indem er Truppen gegen das Volk führte, starb er bei der Erstürmung des Capitoliums durch einen Pflasterstein. Von ihm sind noch einige Briefe vorhanden. — **Lucius III.**, Papst von 1181—85, aus Lucca gebürtig, hieß vorher Ubaldo Allincigoli und regierte zur Zeit, als Rom noch immer durch heftige innere Stürme heimgesucht wurde, sodaß er oft flüchtig in Italien herumirren mußte, während Friedrich I. seine Macht hier befestigte. Eine streitige Bischofswahl zu Trier erhöhte die Conflicte zwischen L. und Friedrich. Eine Zusammenkunft zur gegenseitigen Verständigung in Verona (1184) blieb ohne Erfolg, und L. steigerte noch die Bewegung in der Kirche, indem er gleichzeitig den Bann über die Waldenser (s. d.) aussprach, die nun aus der röm. Kirche ausschieden.

Luckau, eine Kreisstadt des Regierungsbezirks Frankfurt in der preuß. Provinz Brandenburg, früher Hauptstadt der Niederlausitz, in sumpfiger Gegend an der Berste gelegen, hat gegen 5000 E., ein Gymnasium, eine Strafanstalt, ein Irrenhaus, einigen Tabacksbau, Leinwand-, Stärke-, Puder-, Tabacksfabrikation und nicht unansehnliche Tuchwebereien, sowie bedeutenden Handel. Am 4. Juni 1813 kam es hier zwischen den Franzosen unter Oudinot und den Preußen und Russen zum Gefechte. Hierauf provisorisch befestigt, wurde die Stadt im Aug. 1813 beschossen, wobei eine Feuersbrunst entstand, die den größten Theil der Gebäude in Asche legte. Mit der Niederlausitz wurde L. 1815 von Sachsen an Preußen abgetreten.

Lücke (Gottfr. Christian Friedr.), einer der gelehrtesten deutschen Theologen, geb. 23. Aug. 1792 zu Egeln im Herzogthum Magdeburg, erhielt seine Schulbildung auf dem Domgymnasium zu Magdeburg und studirte seit Ostern 1810 zuerst zwei Jahre in Halle, besonders unter Knapp und Gesenius, dann in Göttingen, vornehmlich unter Planck, Theologie. Hier machte er sich durch seine von der theologischen Facultät gekrönte Preisschrift „De ecclesia apostolica" (Gött. 1813) zuerst literarisch bekannt und betrat Ostern 1813 als Repetent der theologischen Facultät die akademische Laufbahn, während dieser Zeit besonders durch die philologische Studiengenossenschaft mit seinen Freunden Bunsen, Ernst Schulze, Brandis und Lachmann gefördert. Hierauf ging er Ostern 1816, zunächst von Schleiermacher angezogen und durch diesen aufgemuntert, nach Berlin und promovirte und habilitirte sich daselbst als Licentiat der Theologie. Vorzugsweise an Schleiermacher sich anschließend, ohne aber im eigentlichen Sinne dessen Schüler zu sein, strebte er stets nach einer lebendigen Vermittelung der berechtigten Gegensätze in der Theologie und Kirche, suchte mit dem Festhalten an dem positiven Grunde in der Schrift und dem kirchlichen Lehrbegriffe die historische wie die philosophische Forschung zu verbinden und bewies sich als Freund und Förderer des organischen Fortschritts, dagegen als Feind der Überkirchlichkeit wie der Unkirchlichkeit. Schon sein „Grundriß der neutestamentlichen Hermeneutik" (Gött. 1817) war in dieser Richtung geschrieben, ein Jugendversuch, in der Exegese das Princip der christlichen Philologie geltend zu machen. Nachdem er im Frühjahre 1818 zum außerordentlichen Professor der Theologie in Berlin, im Herbst desselben Jahres zum ordentlichen Professor auf der neuerrichteten Universität in Bonn ernannt worden, widmete er sich vorzugsweise exegetischen und kirchenhistorischen Studien und Vorlesungen. In dieser Zeit gab er mit Schleiermacher und De Wette die berliner „Theologische Zeitschrift" heraus, darauf mit seinem Collegen Gieseler die bonner „Christliche Zeitschrift". Auch begann er seinen „Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes" (4 Bde., Bonn 1820—32; 3. Aufl., 1843 fg.) herauszugeben, eine der bedeutendsten Arbeiten auf dem Gebiet der neutestamentlichen Exegese, in welcher er bemüht war, eine strengere philologische und lebendigere theologische Auslegung der Heiligen Schrift gegenüber der rationalistischen und supranaturalistischen Exegese der Zeit geltend zu machen. In die Zeit seiner Wirksamkeit zu Bonn fällt auch seine mit Nitzsch und Sack herausgegebene „Trilogie" und das Sendschreiben an Delbrück „Über das Ansehen der Heiligen Schrift und ihr Verhältniß zur Glaubensregel" (Bonn 1827). Im J. 1827 wurde L. nach Göttingen zum Nachfolger Stäudlin's, besonders für die systematische Theologie berufen, wo er seitdem ununterbrochen gewirkt hat. Außer zahlreichen, zum Theil für die Wissenschaft bedeutenden akademischen Gelegenheitsschriften und Abhandlungen in Zeitschriften, wie namentlich in den „Theologischen Studien und Kritiken", der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben", den „Göttinger gelehrten Anzeigen" u. s. w. veröffentlichte L. unter Anderm noch biographische Versuche über Planck (1835), Schleiermacher (1834) und De Wette (1850), sowie anonym „Strauß und die züricher Kirche" (Basel 1839).

Luckner (Nikolaus), Marschall von Frankreich, geb. 1722 zu Kampen in Baiern von armen Ältern, trat aus einem hannov. Husarenregiment in preuß. Dienste und schwang sich durch Tapferkeit bald zum Husarenoberst empor. Im Siebenjährigen Kriege führte er ein kleines Parteigängercorps und that an dessen Spitze 1757 den Franzosen besonders in der Schlacht bei Roßbach großen Schaden. Als der König von Frankreich nach beendigtem Kriege ihm Anerbietungen machte, ging L., im Verdruß, daß er entlassen worden, mit dem Grade eines Generallieutenants 20. Juni 1763 in dessen Dienste. Doch gegen dreißig Jahre mußte er vergebens auf eine Gelegenheit warten, sich auszuzeichnen. Obschon ohne politische Überzeugung, wendete er sich 1790 misvergnügt der Revolution zu, behielt aber seine Pension und wurde 28. Dec. 1791 sogar zum Marschall erhoben. Nach der Kriegserklärung an Östreich vertraute man ihm, auf des Ministers Narbonne Empfehlung, den Oberbefehl über das Heer an der Nordgrenze. Seine ersten Unternehmungen waren nicht ohne Erfolg. Er nahm Menin und Courtray, mußte aber, nachdem letztere Stadt 30. Juni 1792 wieder verloren gegangen, die Vertheidigung des Rhein mit Lafayette theilen. Letzterer verwickelte ihn in seine contrerevolutionären Plane zur Rettung des Königs. Der alte und schwache L., der sich leicht unter Thränen Alles entlocken ließ, wenn er aus der Hand der einen Partei in die andere überging, wurde zu Anfange des Monats August vor die Nationalversammlung geladen und compromittirte hier seinen Collegen aufs ärgste. Nach dem 10. Aug. und der Flucht Lafayette's mußte er den Befehl über sein 20000 Mann starkes Corps, mit dem er bei Metz stand, an Kellermann abgeben und erhielt dafür den Titel eines Generalissimus mit dem Auftrage, in der Gegend von Châlons-sur-Marne ein neues Reserveheer zu bilden. Beschimpft und bedroht von allen Seiten, entschloß er sich gegen Ende des September nach Paris zu gehen und sich zu vertheidigen. Der Convent nahm ihn nicht übel auf; doch erhielt er Stadtarrest bis zur Entscheidung seiner Sache. Ruhig hätte L. den Sturz der Schreckensmänner abwarten können; allein er machte sich bemerkbar, indem er seine zurückgehaltene Pension foderte. Sofort deshalb verhaftet, wurde er von dem Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt, den er 4. Jan. 1794 unter der Guillotine erlitt.

Lucretia, s. **Brutus** (Lucius Junius).

Lucretius (Titus Carus), ein röm. Dichter, geb. um 99 v. Chr., widmete sich, fern von öffentlichen Geschäften, fast ausschließend dem Studium der epikuräischen Philosophie, wozu er wahrscheinlich zu Athen selbst den Grund gelegt hatte, und soll in einem Anfalle von Melancholie, nach Andern in Folge eines ihm beigebrachten Liebestranks im 44. J. seines Alters durch freiwilligen Tod das Leben geendet haben. Sein schon wegen der veralteten Wörter und Formen schwieriges Lehrgedicht in sechs Büchern, „De rerum natura", worin er die metaphysischen Grundsätze der epikuräischen Philosophie in kräftiger Sprache und mit Scharfsinn entwickelt, mit großer Fertigkeit in ein Ganzes verwebt und hier und da mit heitern Farben auszuschmücken sucht, mußte bei dem abstracten und fast ganz unpoetischen Stoffe mislingen, wenn auch einzelne Partien, z. B. die Beschreibung des menschlichen Elends, der furchtbaren Pest in Griechenland u. s. w., wahrhaften Dichtergeist verrathen. Unter den zahlreichen Bearbeitungen nennen wir, außer der ersten Ausgabe (Brixen um 1470), die von Lambin (Par. 1564 und öfter), Creech (Orf. 1695 und Lond. 1717), Havercamp (2 Bde., Leyd. 1725), Wakefield (3 Bde., Lond. 1796—97; 2. Aufl., 4 Bde., Glasg. 1813), die mit einer trefflichen Einleitung versehene von Eichstädt (Lpz. 1801), endlich das Meisterwerk deutscher Philologie, die Recension K. Lachmann's mit dessen kritischen Commentaren (2 Bde., Berl. 1850). Eine treffliche deutsche Übersetzung im Versmaße des Originals lieferte Knebel (2 Bde., Lpz. 1821; 2. verb. Aufl., 1831). Außerdem gehört hierher das von dem Cardinal Melchior von Polignac (s. d.) unter dem Titel „Anti-Lucretius" in lat. Sprache verfaßte, sehr umfangreiche Gedicht (2 Bde., Par. 1747; Lpz. 1748), das freilich ohne allen poetischen Werth ist.

Lucullus (Lucius Licinius), röm. Feldherr gegen Mithridates (s. d.), that seine ersten Kriegsdienste 90 v. Chr. im Marsischen Kriege und bewährte dabei seinen persönlichen Muth. Als Legat des Sulla zeichnete er sich hierauf im ersten Mithridatischen Kriege namentlich als Befehlshaber der Flotte aus, obwol er aus Feindschaft gegen den marianisch gesinnten Fimbria dem Mithridates die Flucht aus einer Seestadt, in welche ihn jener eingeschlossen hatte, nicht verwehrte. Nach seiner Rückkehr bekleidete er mit seinem Bruder Marcus die curulische Ädilität (79). Sulla, der ihn liebte, übertrug ihm vor seinem Tode 78 die Vormundschaft über seinen Sohn Faustus und beauftragte ihn, seine Denkwürdigkeiten vor der Bekanntmachung durchzufeilen. Nachdem er 77 Prätor gewesen war und hierauf die Provinz Afrika verwaltet hatte,

wurde er 74 mit Marcus Aurelius Cotta Consul, und ihm selbst Cilicien, dem Cotta Bithynien als Provinz übertragen. Mithridates, der in das letztere eingefallen war und so den Krieg (den dritten Mithridatischen) eröffnet hatte, schlug den Cotta zu Wasser und zu Lande bei Chalcedon und schloß ihn selbst in diese Stadt ein; L. eilte herbei und zwang den Mithridates durch Abschneidung der Zufuhr, die Belagerung aufzuheben. Dieser wendete sich hierauf gegen Cyzikus, das den Römern treu war, aber des L. vorsichtige und kluge Kriegführung vereitelte sein Vorhaben, und nachdem er den größten Theil seines Heeres und viele Schiffe verloren hatte, mußte er, von L. verfolgt, 73 und 72 nach Bithynien und weiter nach Pontus fliehen, wo er ein neues Heer bei Cabira sammelte. Hier suchte ihn L., der indeß eine Flotte des Königs bei Tenedos vernichtet hatte, 71 auf, schlug ihn und nöthigte ihn zur Flucht zu seinem Eidam Tigranes von Armenien. L. nahm Cabira ein und kehrte darauf nach Pontus zurück; das Land aber wurde 70 durch die Einnahme von Eupatoria, Amisus und Sinope den Römern unterworfen; auch Heraklea in Bithynien fiel endlich, nachdem es durch Cotta über zwei Jahre belagert worden war. Bei der Ordnung der innern Verhältnisse der Provinz Asien, die L. hierauf vornahm, verletzte er durch den Schutz, den er den Provinzialen gegen die furchtbaren Bedrückungen der röm. Pächter und Wucherer angedeihen ließ, die Interessen des röm. Ritterstandes, der nun bald in Rom feindlich gegen ihn wirkte. Auch die eigenen Truppen, die er zum Theil aus früherer Verwilderung, da sie dem Fimbria gefolgt waren, erst an strenge Kriegszucht hatte gewöhnen müssen, deren Liebe er aber nicht zu gewinnen wußte, waren unwillig gegen ihn; doch folgten sie seinem Befehle noch, als er sie 69 gegen Tigranes führte, der die Auslieferung des Mithridates verweigerte. Mit 12000 Mann erfocht er am 6. Oct. einen völligen Sieg über die 220000 des Tigranes und eroberte dann dessen Stadt Tigranocerta. Ein neuer Sieg wurde am Flusse Arsanias 68 über das Heer, welches Mithridates und Tigranes vereint führten, erfochten; nun aber weigerten sich die Legionen, die Publius Clodius (s. d.) insgeheim aufwiegelte, die Stadt Artaxata zu belagern oder weiter vorzudringen. L. mußte sie südlich nach Mesopotamien führen und nach Eroberung der Stadt Nisibis hier die Winterquartiere nehmen. Indeß drang Mithridates wieder in Pontus ein, schlug die röm. Legaten, namentlich bei Zela 67 den Triarius, und eroberte mit Tigranes einen großen Theil des Landes, das ihm L. abgenommen hatte. L. wollte ihnen von Kappadocien aus entgegenziehen, doch vergebens beschwor er seine Soldaten, ihm zu folgen; sie verließen ihn, als der von Rom aus nach Bithynien geschickte Manius Acilius Glabrio sie ihrer Pflicht gegen L. entband. L. verließ 66 Asien, um Pompejus (s. d.) die Früchte seiner achtjährigen Kriegführung ernten zu lassen, und fast drei Jahre mußte er vor Rom verweilen, ehe er den Triumph gegen die Cabalen seiner Feinde durchsetzte. Er lebte von nun an bis zu seinem Tode, der vermuthlich 57 v. Chr. erfolgte, von Geschäften zurückgezogen, dem Vergnügen, das er, der ungeheuere Reichthümer erworben hatte, in verschwenderischer Üppigkeit fand. Lucullische Gastmähler sind sprüchwörtlich geworden und die Gärten des L. bei Rom und seine Villen, namentlich die bei Tusculum und bei Bajä, waren wegen der Pracht und Großartigkeit ihrer Anlagen berühmt. Doch gewährte ihm auch die Beschäftigung mit der Wissenschaft, namentlich das Studium der griech. Philosophie, in der ihn Antiochus für die ältere Akademie gewonnen hatte, und die Arbeit an einer Geschichte des Marsischen Kriegs Erheiterung. Mit Gelehrten und Dichtern, wie mit dem Archias, verkehrte er gern und ließ sie seine Bibliothek, die jedoch keine öffentliche war, benutzen; ebenso mit Malern und Bildhauern, durch die er die reichen Sammlungen, die er aus Asien mitgebracht hatte, erweitern ließ. Von Cerasus in Pontus hat er den Kirschbaum nach Europa verpflanzt. — Sein Sohn gleiches Namens, geb. nach 65 v. Chr. von Servilia, wurde unter Vormundschaft seines Oheims Marcus Cato und des Cicero, der seinem Vater eng befreundet gewesen war, erzogen und fand den Tod bei Philippi 42 v. Chr. — **Marcus Licinius L.**, der jüngere Bruder des berühmten Lucius, war 73 Consul und zeichnete sich 72 bei Verwaltung der Provinz Macedonien durch seine Kriege in Thrazien aus; er besiegte die gefürchteten Bessier auf dem Hämus und drang bis zum Ister und Pontus Euxinus vor, an dessen Küste er Apollonia und andere griech. Colonien einnahm.

Lucumonen hießen im Allgemeinen die Edeln und Vornehmen in Etrurien (s. d.), aus denen in den zwölf Republiken oder Bundesstädten nach Aufhebung der königl. Würde die jährlich wechselnden Magistrate unter Beibehaltung dieses Namens gewählt wurden, die mit großem Pomp in Kleidung und Insignien, sowie mit zwölf Lictoren umgeben waren und zugleich das Priesteramt verwalteten.

Luden (Heinr.), ausgezeichneter deutscher Geschichtschreiber und politischer Schriftsteller,

geb. zu Lorstedt im Herzogthum Bremen 10. April 1780, besuchte seit 1796 die Domschule zu Bremen und studirte 1799—1803 in Göttingen Theologie, Geschichte und Philosophie. Hierauf lebte er auf dem Lande, in Berlin und zuletzt wieder in Göttingen. Im J. 1806 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Jena berufen, las er daselbst vorzüglich über Geschichte und erhielt 1810 die ordentliche Professur in dieser Wissenschaft. Hier starb er auch nach vieljähriger Wirksamkeit 23. Mai 1847. Durch seine Vorträge trug L. wesentlich bei zur Hebung des Studiums der Geschichte und Politik unter den Studirenden. Seine Schriften haben ihm dabei den Ruf eines gründlichen und geistvollen historisch-politischen Schriftstellers erworben. Abgesehen von seinen einzelnen Abhandlungen, namentlich den gelungenen Biographien, z. B. des Christ. Thomasius (Berl. 1805), des Hugo Grotius (Berl. 1806) und des Sir Will. Temple (Gött. 1808), erwähnen wir die „Ansichten des Rheinbunds" (Gött. 1808; 2. Aufl., 1809), das erste kräftige Wort über diese Verbindung, auf eigene Verantwortung des Verfassers in Jena, wo die Professoren damals censurfrei waren, gedruckt, weil der göttinger Censor Schlözer unter großem Bedauern das Imprimatur verweigerte; sodann „Einige Worte über das Studium der vaterländischen Geschichte" (Jena 1809; neue Aufl., 1828); „Handbuch der Staatsweisheit oder der Politik" (Jena 1811), dem er wegen der darüber gefällten seltsamen Urtheile die Abhandlung „Über den Sinn und Inhalt des Handbuchs der Staatsweisheit" (Jena 1811) folgen ließ; die neue Ausgabe von Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (Lpz. 1812; 3. Aufl., 1828); „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums" (Jena 1814; 3. Aufl., 1824) und „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters" (Jena 1821—22; 2. Aufl., 1824), welche beide Werke bei ihrem Erscheinen hochgepriesen, später aber sehr abweichend beurtheilt wurden; „Nemesis, Zeitschrift für Politik und Geschichte" (12 Bde., Weim. 1814—18), worin ein großer Theil der Aufsätze, in denen die wichtigsten Angelegenheiten der Zeit besprochen werden, von dem Herausgeber selbst herrührt; „Allgemeines Staatsverfassungsarchiv" (3 Bde., Weim. 1816). Sein bedeutendstes Werk war „Die Geschichte des deutschen Volkes" (Bd. 1—12, Gotha 1825—37), nur bis 1237 reichend, das von Einigen als Nationalwerk gepriesen, von Andern im Einzelnen, in der Forschung wie in der Auffassung, vielfältig getadelt wurde. Nach L.'s Tode erschienen aus seinem Nachlasse „Rückblicke in mein Leben" (Jena 1847), welche manches Interessante über Zeitereignisse und Zeitgenossen bieten. L. gehört zu den Geschichtsforschern, durch deren Werke die zeitgemäßere und geistvollere Behandlung der Geschichte das Übergewicht über die durch keine Grundidee belebte geschichtliche Form gewann. Wie im Allgemeinen durch Tiefe des Wissens, so zeichnen sich seine Schriften durch freimüthige Sprache und Gesinnung sehr rühmlich aus. — **Luden** (Heinr.), Sohn des Vorigen, ordentlicher Professor der Rechte und Oberappellationsgerichtsrath zu Jena, geb. 9. März 1810 zu Jena, wo er auch seine Bildung erhielt, machte sich zuerst bekannt durch die Übersetzung von Romagnosi's „Genesi del diritto penale" (2 Bde., Jena 1833), welcher die Monographien „Über den Versuch des Verbrechens" (Gött. 1836) und „Über den Thatbestand des Verbrechens" (Gött. 1840) folgten. Außer zahlreichen Aufsätzen für Zeitschriften veröffentlichte er noch „Handbuch des deutschen Strafrechts" (Bd. 1, Jena 1844).

Ludewig (Joh. Pet. von), deutscher Geschichtsforscher, geb. 15. Aug. 1670 auf dem Schlosse Hohenhard bei Schwäbisch-Hall von bürgerlichen Ältern, studirte in Tübingen, Wittenberg und Halle, wo er 1695 Professor der Philosophie wurde. Zu seiner weitern Ausbildung ging er dann nach Holland, wo er 1697 den Verhandlungen des Ryswijker Friedens beiwohnte und durch die von mehren anwesenden hohen Fremden für seine denselben geleisteten Dienste erhaltenen ansehnlichen Geldgeschenke sich in den Stand gesetzt sah, den Grund zu seiner später so bedeutenden Bibliothek zu legen. Auch nach seiner Rückkehr nach Halle hatte er für Kurbrandenburg mehre Schriften zu fertigen und erhielt deshalb den Titel als Rath. Im J. 1703 wurde er in Halle Professor der Geschichte an Cellarius' Stelle, 1704 Doctor der Rechte und königl. Historiograph, 1705 ordentlicher Professor der Rechte, 1709 königl. Heroldsrath, dann Regierungsrath, 1718 Geh. Rath, im folgenden Jahre in den Adelsstand erhoben und 1722 Kanzler der Universität. Als solcher starb er 7. Sept. 1743. Von seinen Schriften sind zu erwähnen die „Scriptores rerum Germanicarum" (2 Bde., Halle 1718); „Reliquiae manuscriptae omnis aevi diplomatum ac monumentorum ineditorum" (12 Bde., Halle 1740—41); „Geschichtschreiber des Bisthums Würzburg" (Fkf. 1713); „Opuscula miscellanea" (2 Bde., Halle 1720); „Vita Justiniani etc." (Halle 1731).

Ludmila, die Gemahlin des ersten christlichen Herzogs von Böhmen, Boriwoj, und mit ihm zugleich wahrscheinlich durch Method selbst in Mähren getauft, war eine außerordentlich eifrige Christin und erzog auch ihren Enkel, den heil. Wenzel, zu großer Liebe für das Christenthum. Als nach dem Tode Wratislaw's (des Vaters Wenzel's) dessen noch heidnische Witwe Drahomira sich der Regierung bemächtigte und das Heidenthum wieder emporhob, entspann sich Streit zwischen den Anhängern desselben und den Christen, in welchem L. auf Befehl Drahomira's in ihrer Burg Tetin, wohin sie sich zurückgezogen, 15. Sept. 927 erdrosselt wurde. Später wurde sie unter die Zahl der Heiligen und der böhm. Landespatrone erhoben.

Ludolf (Hiob), einer der größten Orientalisten seiner Zeit und erster Begründer des Studiums der äthiopischen Sprache und Literatur in Deutschland, geb. 15. Jan. 1624 zu Erfurt, bezog 1639, mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, die Akademie seiner Vaterstadt, wo er anfangs sich zumeist mit der griech. Sprache und der Musik beschäftigte, dann Französisch, Italienisch und Spanisch lernte und nachher dem Studium der oriental. Sprachen sich zuwendete. Auch betrieb er mit Eifer die damals noch ziemlich vernachlässigte äthiopische Sprache, wobei er auf die mangelhaftesten Hülfsmittel hingewiesen war. Seit 1645 setzte er seine oriental. Studien in Leyden fort. Mit dem Engländer Thys bereiste er 1647 Frankreich und 1648 England, und im Auftrage der Königin Christina von Schweden ging er 1649 nach Rom. Hier machte er Bekanntschaft mit mehren Abyssiniern und besonders mit einem gewissen Gregorius, von welchem er sich in der äthiopischen Sprache unterrichten ließ. Nachdem er noch bis 1651 Reisen in Schweden und Dänemark gemacht, wurde er in Gotha 1652 bei der Regierung angestellt, bei welcher er später als Geh. Rath einen sehr bedeutenden Einfluß gewann. Von ungemeiner Wichtigkeit für L.'s äthiopische Studien war ein halbjähriger Besuch des erwähnten Gregorius, der ihn bei Ausarbeitung seines Lexikons und seiner Grammatik der äthiopischen und der amharischen Sprache sehr unterstützte. Trotz der großen Arbeiten und Mühen, welche ihm seine Stellung auferlegte, trieb er mit unablässigem Eifer die oriental. Sprachen. Er starb 8. April 1704 in Frankfurt a. M. Seine erste bedeutende Schrift war die „Historia Aethiopica" (Fkf. 1681), der er einen „Commentarius ad historiam Aethiopicam" (Fkf. 1691; „Appendix", 1693) beigab. Er war der Erste, welcher eine „Grammatica Amharicae linguae" (Fkf. 1698 und ein „Lexicon Amharico-Latinum" (Fkf. 1698) herausgab. Sein „Lexicon Aethiopicum" wurde zuerst von Wansleben herausgegeben (Fkf. 1661), ebenso seine äthiopische Grammatik; er selbst besorgte die zweite Ausgabe sowol des Lexikons (Fkf. 1699) wie der Grammatik (Fkf. 1702). Noch ist zu erwähnen sein „Psalterium Davidis Aethiopice" (Fkf. 1701). Sein Leben beschrieb Juncker (Lpz. und Fkf. 1710).

Ludwig I. oder der Fromme (le débonnaire, d. h. der gutherzige Schwache), röm. Kaiser von 814—840, der dritte Sohn Karl's d. Gr., geb. 778, von dessen dritter Gemahlin Hildegard, einer alemannischen Fürstin, wurde schon frühzeitig von seinem Vater zum König von Aquitanien und 813 nach dem Tode seiner ältern Brüder, Karl's und Pipin's, auf einer Reichsversammlung zu Aachen zum Mitregenten des Frankenreichs ernannt, das er als Alleinherrscher 28. Jan. 814 erbte. Den Anfang seiner Regierung bezeichnete er durch einen Hoffnung verheißenden Aufschwung zu rüstiger Thatkraft. Er verbannte mit Strenge die in der letzten Zeit am Hofe eingerissene Zügellosigkeit, strafte die Unterdrückung des Volkes durch die Großen, steuerte dem Gewaltmisbrauche der Grafen in den Provinzen, drang auf eine Reformation der Weltgeistlichen und der Mönche und verpflichtete mit kluger Milde die sächs. und fries. Herren und Freien sich dadurch zu treuer Anhänglichkeit, daß er ihnen ihre Erbgüter wiedergab oder ihnen aus den Pflanzorten die Rückkehr in ihr Vaterland verstattete. Diesen weisen Maßregeln folgten aber bald gefährliche Misgriffe. Die Diener und Rathgeber Karl's wurden nicht blos zurückgesetzt, sondern verfolgt, ja Wala, ein Seitenverwandter Karl's, der für die Ernennung Bernhard's, eines Sohns des verstorbenen Pipin, zum Kaiser gestimmt hatte, mit seinen Brüdern ins Kloster verbannt. Außerdem ertheilte L. unzählige Befreiungen, that die königl. Güter massenweise als Lehen aus und räumte der Geistlichkeit immer mehr Einfluß und Macht ein. Die unglücklichste Maßregel L.'s aber war die bereits 817 ausgeführte Theilung des ganzen Reichs unter seine drei Söhne, welche die Ursache zu allen nachfolgenden Unruhen und Streitigkeiten während seiner Regierung wurde. Lothar, der älteste, bekam Austrasien und Deutschland und die Mitregentschaft des Kaiserthums nebst dem kaiserl. Titel; Pipin wurde in Aquitanien bestätigt; Ludwig erhielt Baiern, Böhmen, Kärnten und die dazu gehörigen avarischen und wendischen Länder. Gleich anfangs reizte diese Theilung, bei der sein Neffe, der König Bernhard von Italien, sich zurückgesetzt und bedroht sah, diesen zur Empörung. Unter arglistigen Ver-

sprechungen ließ L. ihn 818 nach Châlons locken und die Augen ausstechen, sodaß er nach wenigen Tagen starb, worauf Italien an Lothar gegeben wurde. Als der Kaiser so seine Rache gestillt hatte, reute ihn die Missethat. Dazu kam der Tod seiner Gemahlin. Er wollte seine Würde niederlegen und ins Kloster gehen. Seine geistlichen Räthe aber, die den Nachfolger fürchteten, hielten ihn davon zurück, beredeten ihn 819 zu einer zweiten Ehe mit der schönen Tochter des Grafen Welf, Judith, ließen ihn zu Attigny öffentlich Kirchenbuße thun und brachten es dahin, daß er ohne ihren Rath nichts mehr unternahm. Als ihm hierauf Judith 823 einen Sohn, Karl, gebar, schritt er, durch die Bitten seiner Gemahlin bestürmt, 829 zu einer neuen Theilung des Reichs, in welcher Karl, nachher der Kahle genannt, unter dem Titel eines Königs von Alemannien mit Lothar's Zustimmung das Land zwischen Rhein, Main, Donau und Neckar nebst Rhätien und Helvetien erhielt. Bald darauf aber einigten sich die Brüder gegen den Vater, griffen zu den Waffen, nahmen ihn, unterstützt von den misvergnügten Großen, welche den Kaiser verließen, zu Compiègne gefangen, beschuldigten ihre Stiefmutter Judith des Ehebruchs mit dem Grafen Bernhard von Septimanien und verurtheilten sie zum Kloster. Schon hatte auch der Kaiser erklärt, die Krone nach dem Wunsche seiner Söhne niederlegen zu wollen, als die beiden andern Brüder und die Geistlichen Lothar's Absicht merkten, allein zu herrschen. Von jetzt arbeiteten sie nun selbst an L.'s Wiedereinsetzung, die auf dem Reichstage zu Nimwegen erfolgte, wo die Deutschen sich gegen Lothar erklärten, der sich hierauf unterwarf und um Gnade bat. L. verzieh ihm zwar, nahm ihm aber die Mitregentschaft, holte Judith wieder aus dem Kloster und gab ihrem Sohne Karl das zeither von seinem treulosen Sohne Pipin besessene Aquitanien. Dies veranlaßte einen neuen Aufstand Ludwig's und Pipin's, welchem sich bald darauf auch Lothar und sogar der damalige Papst Gregor IV., der zur Schlichtung des Streits über die Alpen gekommen war, anschlossen. Beide Theile lagerten 833 mit ihren Heeren im Elsaß unweit Kolmar. L. verlor den günstigen Augenblick des Kampfs, und während der Papst mit ihm unterhandelte, wurden seine Truppen verführt und gingen zu den Empörern über, sodaß er selbst auf dem Rothfeld bei Kolmar, nachher Lügenfeld genannt, den Söhnen sich gefangen geben mußte. Sogleich wurde er nun von seiner Gemahlin, die man nach Italien, und von seinem Sohne Karl, den man nach Prüm führte, getrennt und nach Soissons ins Kloster gebracht, wo er auf Lothar's Betrieb, um ihm die Rückkehr auf den Thron für immer zu verschließen, knieend auf einem härenen Bußsacke öffentliche Kirchenbuße thun und ein Verzeichniß seiner Sünden ablesen mußte. Doch war L. schlau genug, trotz aller Drohungen noch nicht das Gelübde eines Mönchs abzulegen, weil er auf eine abermalige Rettung hoffte. Diese blieb auch nicht aus. Die Brüder, durch die Herrschsucht Lothar's beleidigt, einigten sich bald zum Kampfe gegen diesen, nahmen die ihrem Vater widerfahrene Mishandlung zum Vorwand, verjagten Lothar und setzten L., nachdem er von den Bischöfen vollkommene Absolution erhalten, wieder auf den Thron. Judith und Karl kehrten zurück, L. ließ sich von neuem huldigen und krönen, ertheilte den abgefallenen Großen Amnestie und verwies Lothar, der sich endlich gleichfalls unterwarf, nach Italien. Zugleich machte er 837 zu Gunsten Karl's eine neue Theilung, in welcher dieser außer Aquitanien auch Neustrien erhielt. Die Söhne schwiegen; als aber L. nach Pipin's Tode (838) mit Ausschließung der Kinder desselben Westfranken an Karl und Italien nebst ganz Austrasien oder Deutschland an Lothar austheilte, griff Ludwig, dem auf diese Weise nur Baiern verblieb, tief gekränkt zu den Waffen, während zugleich die Aquitanier zu Gunsten der Söhne Pipin's kämpfend sich erhoben. Der Kaiser wollte die Streitigkeiten auf einem Reichstage zu Worms ausmachen, starb aber, von Kummer und Mühseligkeiten erschöpft, auf einer Rheininsel unterhalb Mainz 20. Juni 840 und wurde zu Metz beerdigt. L. besaß bei manchen Vorzügen des Charakters und bei nicht gewöhnlichen Kenntnissen und Erfahrungen doch gerade die Eigenschaften nicht, die ihn allein zum Regenten eines so großen Reichs befähigen konnten, nämlich den Blick des Staatsmanns und die feste Thatkraft. Seine Milde artete in Schwäche, sein Frommsinn in Bigotterie und blinde Unterwürfigkeit gegen die Kirche aus. Er hatte allein in Aquitanien 26 Klöster gestiftet. Deutschland verdankt ihm die Stiftung des Klosters Korvei und die Gründung des Erzbisthums Hamburg. Drei Jahre nach seinem Tode theilten seine drei Söhne, Lothar, Ludwig und Karl, das väterliche Reich aufs neue unter sich in dem Vertrage zu Verdun (s. d.). Als Kaiser folgte ihm Lothar I. (s. d.), dem er noch kurz vor seinem Tode mit der Bitte um die Beschützung seines Lieblingssohns Karl die Reichsinsignien übergeben hatte.

Ludwig der Deutsche, der Sohn Ludwig's des Frommen, geb. um 805, König der Deutschen von 843—876, der Gründer eines selbständigen Deutschen Reichs, erhielt in der ersten Theilung seines Vaters 817 Baiern und die nach Osten hin angrenzenden Länder, sah sich aber

in den beiden neuen, zu Gunsten des spät geborenen Karl gemachten Theilungen, 823 und 838, so verkürzt und zurückgesetzt, daß er dem langwierigen, immer wieder sich erneuernden Kriege seiner Brüder Lothar und Pipin gegen den Vater sich anschloß. Sogleich nach des Vaters Tode (840) begann unter den Brüdern ein mehrjähriger Streit über das Erbe, welches Lothar gern allein sich zugeeignet hätte. Aber L. und Karl vereinigten sich gegen denselben, schlugen ihn in der Schlacht bei Fontenai 841 und nöthigten ihn, nachdem L. vorher noch die von Lothar zur Empörung gereizten Sachsen wieder unterworfen hatte, 843 zum Theilungsvertrag zu Verdun durch welchen L. Deutschland bis zum Rhein und überdies Mainz, Speier und Worms als künftiges Besitzthum zuerkannt wurden. Wenn L. schon während seiner Statthalterschaft in Baiern wiederholte Kämpfe mit den von Südost herandringenden Bulgaren und mit einzelnen slaw. Völkerschaften zu bestehen hatte, so machten ihm nach seinem Regierungsantritte vor allem die Einfälle der Normänner viel zu schaffen, die, jährlich im Rhein- und Frieslande sich wiederholend, nach der Einäscherung Hamburgs ihn endlich zwangen, 858 das Erzbisthum Hamburg mit dem Bisthum von Bremen zu vereinigen. Auf die Einladung einer mit Karl dem Kahlen unzufriedenen Partei brach er 858 mit drei Heeren von Worms auf, setzte sich in den Besitz Frankreichs und glaubte einen Augenblick, Ost- und Westfranken unter seinem Scepter vereinigen zu können. Aber die Großen, durch seine kräftige Regierungsweise geschreckt, und das Volk, durch die deutschen Besatzungen bedrückt, fingen an, wieder zu Karl, der indeß Anhänger in Burgundien gesammelt hatte, sich zu neigen, und L., im entscheidenden Momente vom franz. Heere verlassen, sah sich genöthigt, Frankreich zu räumen. Einen Aufruhr seines Sohns Karlmann 862 dämpfte er sehr bald. Auch gelang es ihm, als Lothar von Lothringen gestorben war, von Karl dem Kahlen die Hälfte des von ihm in Besitz genommenen Landes auf friedlichem Wege zu erlangen.. Dagegen betrog ihn Karl nach Ludwig's II. Tode durch listige Ränke um die Kaiserkrone. Als er sich rüstete, den treulosen Bruder dafür zu bestrafen, starb er 28. Aug. 876 zu Frankfurt. Seine drei Söhne theilten, nachdem sie erst einen Eroberungsversuch ihres Oheims, Karl's des Kahlen, auf Deutschland durch die siegreiche Schlacht bei Andernach 876 zurückgewiesen, zu Hohenaltheim ihres Vaters Erbe so unter sich, daß **Karlmann** Baiern, Kärnten und die angrenzenden zinsbaren Länder der Slawen (Böhmen, Mähren, Östreich und Ungarn), **Ludwig der Jüngere** Franken, Thüringen, Sachsen und Friesland, **Karl der Dicke** Schwaben vom Main bis in die Alpen erhielt. Ludwig der Jüngere erwarb zu seinen Besitzungen nach Ludwig's des Stammlers von Frankreich Tode 879 noch die westliche Hälfte von Lothringen und, als sein Bruder Karlmann 880 starb, auch Baiern, welche Länder sämmtlich nach seinem Hinscheiden 882 an Karl den Dicken (gest. 887) fielen, der, obgleich schwach und unfähig, Karl's d. Gr. Reich in seiner Hand noch ein mal vereinigte.

Ludwig II., röm. Kaiser von 855—875, ältester Sohn Lothar's I., geb. um 822, wurde von seinem Vater 844 nach Rom gesendet, um den Zwiespalt zwischen den Päpsten Sergius und Johannes zu schlichten, setzte den Erstern als rechtmäßigen Papst ein und ließ sich von ihm zum Könige der Longobarden krönen. Bereits 850 von seinem Vater zum Mitregenten angenommen, folgte er diesem 855 im Besitze Italiens und des Kaiserthums, während der zweite Bruder, Lothar, das Land zwischen dem Rhein, der Maas und der Schelde nebst einem Theile von Helvetien und Burgund, der jüngste, Karl, die Provence mit Lyon erhielt. In der Zeit des Bruderkriegs in Deutschland hatten die Sarazenen in Italien bedeutende Eroberungen und viele ital. Große sich unabhängig gemacht. Aber L. schlug nicht nur die Erstern 848 bei Benevent und entriß ihnen die hartnäckig vertheidigte Festung Bari, sondern demüthigte auch die Letztern. Ebenso behauptete er gegen die Griechen das Kaiserthum, das diese im Einverständniß mit einer Partei in Rom wieder mit dem Throne von Konstantinopel zu vereinigen strebten. Nach dem kinderlosen Tode Karl's von Burgundien, 863, theilten die beiden andern Brüder dessen Reich unter sich, und als bald darauf, 869, auch Lothar starb, benutzten Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche (s. d.) L.'s Bedrängnisse in Italien und bemächtigten sich, ohne Rücksicht auf das Näherrecht desselben, Lothringens. Die beiden Brüder theilten auch das Land 9. Aug. 870 zu Marsam; doch gab Ludwig der Deutsche bald darauf 872 seinem Neffen L., an den auch seine Tochter Ingelberg vermählt war, seinen Antheil heraus und nahm diesen erst wieder, als L. 13. Aug. 875 ohne männliche Erben starb. Seines übrigen Reichs bemächtigte sich Karl der Kahle.

Ludwig III. oder **das Kind**, der Sohn des deutschen Königs Arnulf (s. d.), erhielt 900, obgleich erst sechs J. alt, auf Betrieb des Sachsenherzogs Otto, des Markgrafen Luitpold von Östreich und des Erzbischofs Hatto von Mainz die deutsche Königskrone, weil diese Männer

unter dem Namen dieses Kindes als Obervormünder des Reichs selbst regieren wollten, und nahm 908 den Kaisertitel an. Außer der Wiedervereinigung Lothringens mit Deutschland, das Arnulf dem wilden Zwentibold gegeben hatte, bezeichnet kein glückliches Ereigniß die kurze Zeit seiner Regierung. Unaufhörliche Fehden, von denen die babenbergische (902—905) am berühmtesten geworden ist, machten die Vasallen immer übermüthiger und trotziger, und wiederholte Einfälle der Ungarn verödeten und verwüsteten aufs furchtbarste die Provinzen des Landes. Schon 907 waren die Ungarn in Baiern eingedrungen, hatten den ihnen entgegengesendeten Herzog Luitpold überfallen und mit seinem ganzen Heere aufgerieben. Im nächsten Jahre zogen sie verheerend durch Thüringen, wo Herzog Burkhard, und in den J. 909 und 910 durch Schwaben und Franken, wo Graf Gebhard im Kampfe gegen sie nutzlos den Tod fand. Nur die Zahlung eines jährlichen Tributs verschaffte Deutschland vor ihnen Ruhe. Unter solchem Misgeschick starb L. 911 unvermählt, und mit ihm erlosch der karolingische Stamm in Deutschland. (S. **Karolinger**.) Das Bedürfniß eines kräftigen Regenten veranlaßte die Fürsten, zu L.'s Nachfolger den Herzog Konrad I. (s. d.) von Franken zu wählen.

Ludwig IV. oder **der Baier**, deutscher Kaiser, 1314—47, der Sohn Ludwig's des Strengen, Herzogs von Baiern, geb. 1286, wurde nach Heinrich's VII. Tode 1314 von fünf Kurfürsten zum Kaiser erwählt, während die übrigen für den Herzog Friedrich von Östreich stimmten. Zu Wien mit seinen Verwandten, des Herzogs Albrecht von Östreich Söhnen, erzogen, folgte er 1294 seinem Vater unter Vormundschaft seiner Mutter, Mathilde von Habsburg, wurde 1300 Mitregent seines ältern Bruders Rudolf und erhielt 1310 bei der Theilung den Landstrich am linken Ufer der Isar. In Folge der zwiespältigen Wahl der Fürsten brach sehr bald zwischen den beiden Gegenkaisern L. und Friedrich ein Bürgerkrieg aus, der acht Jahre lang Deutschland verheerte. Selbst die bei Mühldorf in Baiern 1322 durch den kriegserfahrenen Seifried Schweppermann glorreich gewonnene Schlacht und die Gefangennehmung Friedrich's bei dieser Gelegenheit vermochten den Krieg nicht zu beendigen, weil Friedrich's Bruder Leopold und der Papst für sich den Kampf gegen L. eifrig fortsetzten. L. hatte inzwischen seinen Bruder Rudolf von der Pfalz, der aus Neid über dessen Erhebung sich an Östreich anschloß, 1317 vertrieben und dessen Länder in Besitz genommen. Nach dem Tode desselben fand er sich jedoch bewogen, mit dessen Söhnen 1329 einen Vergleich einzugehen, kraft dessen sie ihr väterliches Erbe wieder erhielten und die Kurwürde zwischen Baiern und der Pfalz künftig wechseln sollte. Zugleich verlieh er, seine Hausmacht zu verstärken, seinem ältesten Sohne Ludwig 1322 die erledigte Mark Brandenburg und unterstützte, um den siegreichen Fortschritten des Papstes in Oberitalien Einhalt zu thun, die hartbedrängten Visconti in Italien, die dadurch den Sieg über die guelfische Partei errangen. Der Papst Johann XXII., hierdurch zu noch heftigerm Hasse gegen L. aufgeregt, schleuderte nicht nur 1324 den Bannstrahl gegen ihn, sondern wiegelte auch die Polen und Russen auf, die in Brandenburg einfallen mußten, und knüpfte zwischen Östreich und Frankreich gegen den Kaiser ein heimliches Bündniß. Dies bewog L., sich mit Friedrich auszusöhnen und diesen unter der Bedingung der Thronentsagung und Ausantwortung der besetzten Städte und Reichsgüter in Schwaben freizulassen; andererseits verpflichtete er den König Johann von Böhmen durch ein Bündniß, daß er die ihm ohnehin verhaßten Polen bekämpfen sollte. Da aber Friedrich, durch seinen Bruder Leopold verhindert, die versprochenen Bedingungen nicht erfüllen konnte, kehrte er zu L. zurück, der, durch solche edle Treue gerührt, mit ihm die Herrschaft zu theilen beschloß: eine Absicht, die jedoch an der Weigerung der Kurfürsten scheiterte. Bald darauf, 1327, machte L. einen Zug nach Italien, ließ sich zu Mailand zum König von Italien, zu Rom zum Kaiser krönen, bestrafte den verrätherischen Galeazzo Visconti, setzte an Johann's XXII. Stelle Nikolaus V. als Papst ein und begann in Verbindung mit einer sicil. Flotte die Florentiner und den König von Neapel zu bekriegen. Eine Empörung der Römer und andere gefahrdrohende Bewegungen in Italien nöthigten ihn aber bei der Schwäche seines durch Krankheiten zusammengeschmolzenen Heeres zuerst 1329 nach Oberitalien, dann 1330 nach Deutschland zurückzueilen. Die Kunde, die er hier von seines Nebenbuhlers Friedrich Tode erhielt, bewog ihn, nunmehr eine Aussöhnung mit den andern Herzogen von Östreich zu suchen, zu welcher diese, da L.'s zeitheriger ärgster Feind, Herzog Leopold, 1326 gestorben war, gegen eine bestimmte Entschädigung für die Kriegskosten auch bald sich bereitwillig finden ließen. Durch die Vermittelung Johann's von Böhmen, der sich L. für Übertragung des Reichsvicariats in Italien gern dankbar erweisen wollte, war dieser Vertrag zu Stande gekommen. Minder glücklich wirkte indessen Johann für eine Aussöhnung zwischen dem Papste Johann XXII. und dem Kaiser, so sehnlich der Letztere eine solche auch wünschte.

Der Einfluß der franz. Staatskunst auf die jetzt zu Avignon residirenden Päpste machte alle Versuche einer friedlichen Ausgleichung mit Benedict XII. fruchtlos, sodaß, als selbst die demüthigsten Anerbietungen des Kaisers zu keinem Ziele führten, die deutschen Fürsten sich ermannten, den Kaiser eigenmächtig vom Banne lossprachen und auf dem Kurvereine zu Rense am Rhein, 15. Juli 1338, einmüthig den zum Reichsgesetz erhobenen Beschluß faßten, „daß, wer auf rechtmäßige Weise von der Mehrheit der Kurfürsten auf den deutschen Thron erhoben worden, für einen wahren und rechtmäßigen Kaiser und König zu halten sei, ohne erst der Einwilligung und Bestätigung des Papstes zu bedürfen". Hierdurch gesichert, benutzte L., wenn auch nicht ohne Willkür und Machtstreiche, die nächste Zeit zur Vergrößerung seiner Hausmacht. Außer Brandenburg nahm er 1341 ohne Rücksicht auf seine Vettern die Länder Heinrich's von Niederbaiern in Besitz, vermählte hierauf die berühmte Margarethe Maultasche, die er eigenmächtig von ihrem Gemahl Johann Heinrich von Böhmen schied, mit seinem Sohne, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, brachte mit ihr Tirol an sein Haus und erwarb endlich durch seine Gemahlin Margaretha, die Schwester des verstorbenen Grafen Wilhelm von Holland, auch die erledigten Länder Holland, Seeland, Friesland und Hennegau. Aber wennschon die unrechtliche Erwerbung Tirols das durch Böhmen so mächtige Haus Luxemburg ihm zu unversöhnlichem Haß verfeindete, so führte der Tod Benedict's XII. in Clemens VI. ihm noch besonders einen Gegner zu, der an Feindseligkeit Johann XXII. weit übertraf. Nicht genug, daß dieser am Gründonnerstage 1346 aufs neue feierlich den Bann über ihn aussprach, so foderte er auch die deutschen Fürsten zu einer neuen Kaiserwahl auf, entsetzte den L. befreundeten Erzbischof von Mainz, vergab den erzbischöflichen Stuhl an den Grafen Gerlach von Nassau und wußte durch diesen einen Theil der übrigen deutschen Fürsten so zu gewinnen, daß sie 11. Juli 1346 zu Rense an L.'s Stelle den Markgrafen Karl von Mähren als Karl IV. (s. d.) zum Kaiser wählten. Zwar konnte es Karl nicht zur Anerkennung bringen und Ludwig von Brandenburg schlug ihn sogar aus Tirol, welches er zu erobern kam, heraus; doch L. starb, als er sich zu einem neuen Römerzuge rüstete, plötzlich auf einer Bärenjagd bei Fürstenfeld, unfern München, 11. Oct. 1347. Er wurde in der Frauenkirche zu München begraben, wo ihm 1622 Kurfürst Maximilian I. ein Denkmal errichtete. Die Stelle, wo er starb, hat Maximilian Joseph von Baiern durch eine marmorne Spitzsäule ausgezeichnet. Vgl. Mannert, „Kaiser L. IV. oder der Baier" (Landsh. 1812); Schlett, „Biographie des Kaisers L. des Baiern" (Amb. 1822).

Ludwig IX. oder der Heilige, König von Frankreich, 1226—70, der Sohn Ludwig's VIII. und Blanca's von Castilien, geb. 25. April 1215, folgte 1226 seinem Vater unter der Vormundschaft der Mutter, die auch die Regentschaft führte. Die Großen versuchten zwar gegen die Ausländerin Widerstand und wollten sich 1228 durch Gewalt des Königs bemächtigen, wurden aber von Blanca bezwungen. Auf Andringen des Papstes und des berüchtigten Legaten Romanus unterdrückte Blanca auch die Albigenser (s. d.), richtete den Grafen Raymund VII. von Toulouse zu Grunde und nahm demselben den größten Theil seiner Länder. Als der König volljährig geworden, weigerte sich Hugo de la Marche den Vasalleneid zu leisten und rief seinen Schwager Heinrich III. (s. d.) von England zu Hülfe; doch L. schlug Letztern 1242 bei Taillebourg und Saintes. Die Bedrängnisse der Christen im Orient erweckten damals aufs neue die Schwärmerei der abendländischen Welt. Auch L. that 1244 in einer schweren Krankheit das Gelübde, als Kreuzfahrer in Person aufzutreten. Nachdem er seine Mutter zur Regentin eingesetzt, segelte er im Aug. 1248 mit einem Heere von 40000 Mann nebst seinen Brüdern Robert und Karl und seiner Gemahlin nach Cypern, von wo er im nächsten Frühjahre nach Ägypten übersetzte, um nach Eroberung dieses Landes Palästina leichter behaupten zu können. Er landete 4. Juni 1249 zu Damiette, schlug das mohammedan. Heer und nahm die Stadt, rückte aber erst im Nov. den Nil bis Mansura hinauf, wo sich der Feind am andern Ufer befand. Nachdem das Kreuzheer zwei Monate mit Ableitung des Nil verloren, zeigte ein Araber eine Furt, durch welche endlich der größte Theil der Franzosen über den Fluß gelangte. Des Königs Bruder Robert drang jedoch blindlings in den schon fliehenden Feind und wurde mit seinem Corps gänzlich niedergehauen. L. sah sich deshalb mit der geschwächten Hauptmacht zum Rückzuge genöthigt und alsbald von allen Seiten so hart bedrängt, daß er sich 5. April 1250 mit seinen Brüdern Karl und Alfons, welcher Letztere ihm Verstärkungen gebracht hatte, gefangen geben mußte. Obschon in schrecklicher Lage, wußte er sich doch die Hochachtung der Mohammedaner zu erwerben und wurde mit den Seinigen am 7. Mai gegen ein Lösegeld von 100000 Mark Silber wieder freigelassen. Mit dem Reste von kaum 6000 Mann schiffte er sich nach Acre ein und blieb, von religiösem Eifer beseelt, noch vier Jahre im Heiligen Lande, bis ihn

der Tod seiner Mutter 1254 zur Rückkehr nöthigte. Er gab zwar den Gedanken an einen zweiten Kreuzzug nicht auf, widmete sich aber doch mit Ernst den Angelegenheiten des Reichs. Nachdem er durch Vertrag und Heimfall viele Provinzen mit der Krone vereinigt, schloß er 1259 mit Heinrich III. von England einen Vergleich, in welchem er den Engländern freiwillig einige franz. Besitzungen bewilligte. Höchst wichtig waren die Reformen, die er im Justizwesen vornahm. (S. **Frankreich**.) Er schaffte die Gottesurtheile ab, gewöhnte die Großen an die Appellationsinstanzen seiner Dominialländer und brachte selbst ein Gesetzbuch, die „Établissements de St.-Louis", zu Stande. Freilich wurde dabei das Volksrecht unterdrückt und der Grund zum königl. Despotismus gelegt. Nach dreijähriger Vorbereitung entschloß er sich endlich, obschon ihm selbst der Papst abrieth, zu einem neuen Kreuzzuge. Nachdem er eine Regentschaft eingesetzt und die kirchliche Ordnung durch eine pragmatische Sanction gesichert hatte, ging er 1. Juli 1270 mit 30000 Mann und in Begleitung seiner Söhne Philipp, Tristam und Peter nach Sardinien unter Segel. Hier erst offenbarte er, daß der Zug gegen Tunis gerichtet sei, und sein Bruder Karl von Anjou, der seit 1266 das Königreich Sicilien usurpirt hatte, bestärkte ihn in diesem Entschlusse und versprach ihm Unterstützung. Die Absicht dabei war, dem Sultan von Ägypten die wichtigste Hülfsquelle zu entziehen, das Mittelmeer frei zu machen und durch die Eroberung des reichen Tunis die Schätze für weitere Expeditionen zu gewinnen. Nach der Landung des Kreuzheers an der afrikan. Küste und der Einnahme von Karthago machte L. auch sogleich Anstalt zur Belagerung von Tunis. Doch im franz. Lager brach eine verheerende Seuche aus, welcher der größte Theil des Heeres und 25. Aug. 1270 auch der König selbst unterlag. Sein Sohn und Nachfolger Philipp III. (s. Capetinger) schloß mit dem Könige von Tunis eiligst Frieden und kehrte mit der Leiche des Vaters nach Frankreich zurück. L. besaß einen hohen, kühnen Geist, der freilich durch die Schwärmerei seiner Zeit verdunkelt war. In seinem Privatleben folgte er nur zu häufig seiner Mutter und seinen Umgebungen; gegen den Papst und den Klerus aber erwies er sich stets fest. Ungeachtet der unglücklichen Kreuzzüge erhob sich Frankreich unter ihm außerordentlich. Bonifaz VIII. sprach ihn 1297 heilig. Vgl. Joinville, „Histoire de St.-Louis" (Par. 1668 u. öft.); Beugnot, „Essai sur les institutions de St.-Louis" (Par. 1821); Villeneuve-Trans, „Histoire de St.-Louis" (3 Bde., Par. 1839).

Ludwig XI., König von Frankreich, 1461—83, der älteste Sohn Karl's VII. (s. d.) und der Marie von Anjou, geb. 3. Juli 1423, wurde schon 1436 mit Margarethe von Schottland verheirathet. Von Jugend auf zeigte er einen harten, herrschsüchtigen, dabei tückischen Charakter; er verfolgte die Räthe seines Vaters und behandelte die achtbare Agnes Sorel (s. d.) in gemeiner Weise. Von den unzufriedenen Großen ließ er sich 1440 zur Theilnahme an der offenen Empörung, der Praguerie, verleiten. Der König schickte ihn hierauf mit den unbeschäftigten Söldnern gegen die Schweizer, wobei er sich klug und tapfer benahm. Im J. 1451 vermählte er sich eigenmächtig mit der neunjährigen Charlotte von Savoyen, um gegen den Hof einen Rückhalt zu haben. Seine Erpressungen in der Dauphiné, die er als Kronprinz regierte, verbunden mit neuen Anschlägen gegen den Thron, bewogen endlich den König, ein Truppencorps zur Gefangennehmung des Sohnes abzuschicken. Der Dauphin entwich jedoch nach Brabant und lebte hier unter dem Schutze des Herzogs von Burgund bis zum Tode des Vaters. Als ihm 1461 die Krone zufiel, begann er sogleich eine harte Verfolgung der alten Räthe und die Unterdrückung der Großen, namentlich der Häuser Burgund und Bretagne, was zu einer Coalition des Adels (la ligue du bien public) führte, an deren Spitze Karl der Kühne (s. d.), der spätere Herzog von Burgund, stand. Ungeachtet L. ein starkes Heer sammelte und die Städte gewann, würde er doch unterlegen haben, hätte er nicht seine Feinde durch List zu trennen gewußt. Als der Krieg wieder auszubrechen drohte, weil er seinem Bruder, dem Herzog von Berri, gegen die Verträge von Conflans und St.-Maur die Normandie entriß, lud er Karl den Kühnen im Oct. 1468 zu einer friedlichen Ausgleichung nach Péronne. Da der Herzog mit der Ankunft zögerte, wiegelte er gegen denselben die Lütticher auf, wurde aber dafür von Karl gefangen genommen und hart behandelt. Sobald sich L. frei sah, erneuerte er mit dem Herzog von Burgund die Händel, die nun bis in den Dec. 1472 dauerten. In diesem Jahre trat auch Comines (s. d.) in des Königs Dienste und wurde fortan das Hauptwerkzeug von dessen Politik. Während Karl der Kühne mit Eduard IV. von England ein Bündniß zur Eroberung Frankreichs schloß, verband sich L. mit den Schweizern und dem Herzog Renatus von Lothringen. Eduard IV. erschien 1475 in der That mit einem Heere in Frankreich, ließ sich aber, da ihn der Herzog von Burgund nicht unterstützte, 29. Aug. den Frieden von L. für 75000 Goldthaler und ein Jahrgeld abkaufen. Fortan sah L. den Kämpfen und dem Untergange seines Erbfeindes aus der Ferne zu. Nach

dem Tode Karl's des Kühnen (1477) suchte er dessen Erbtochter, Maria, soviel als möglich an Land zu entreißen. Er nahm die burgund. Städte in der Picardie, Artois, Flandern, Hennegau und das ganze Herzogthum Burgund als eröffnetes Mannslehn. Der Franche-Comté bemächtigte er sich, um die Provinz für die Herzogin Maria, die sich mit dem Dauphin vermählen würde, in Verwahrung zu nehmen. Als jedoch Maria nicht den siebenjährigen Dauphin, sondern den Erzherzog Maximilian heirathete, griff er zu den Waffen und brachte es endlich 23. Dec. 1482 zum Frieden von Arras. Vermöge desselben sollte Maximilian's Tochter, Margarethe, mit dem Dauphin, dem spätern Karl VIII. (s. d.), vermählt werden und unter Anderm die Grafschaften Burgund und Artois als Heirathsgut mitbringen. Des Herzogthums Burgund und der Städte an der Somme wurde im Vertrage nicht mehr gedacht. Eine andere wichtige Erwerbung machte L., indem er durch Ränke den alten Titularkönig von Neapel und Grafen von Provence, Renatus von Anjou, bewog, den kinderlosen und ihm ergebenen Grafen Karl von Maine zum Erben einzusetzen. Letzterer starb 1481, und nun nahm L. die Grafschaften Provence und Forcalquier, sowie Anjou und Maine als heimgefallene Lehen in Beschlag. Übrigens blieb seit L.'s Regierung auch die Dauphiné mit der Krone vereinigt. In den letzten Jahren litt L. an Krämpfen, Wuthausbrüchen und schrecklicher Furcht vor dem Tode. Weil er überall rächende Hände sah, schloß er sich in die Feste Plessis-les-Tours ein, die von zahlreichen Bogenschützen bewacht und mit spitzen Eisengittern und Fußangeln umgeben war. Seine Gesellschaft bestand aus einigen alten Dienern und dem Leibarzte Coctier, der ihn furchtbar knechtete und vor dem er oft in der Angst auf die Kniee fiel. Als keine Arznei half, wendete er sich an Wunderthäter und ließ aus allen Ländern Reliquien herbeischaffen. In diesem Zustande hielt er überall seine Spione, setzte Beamte ab und ein und ließ Die bestrafen, welche nicht an sein Wohlbefinden glauben wollten. Er starb 30. Aug. 1483. Mehr als 4000 Personen soll er und zwar meist heimlich und ohne Form haben hinrichten lassen. Doch hinterließ er, durch Unterdrückung des Feudaladels und Begünstigung des Bürgerthums, die königl. Macht gestärkt und das Reich geordnet. Unter ihm hoben sich die Steuern von zwei auf beinahe fünf Mill. Livres. Dem Könige Johann von Aragonien lieh er gegen Verpfändung der Grafschaften Roussillon und Cerdagne 300000 Goldthaler. Mit dem Papste suchte er durch Aufhebung der von seinem Vater hergestellten pragmatischen Sanction in gutem Vernehmen zu bleiben. Als Freund der Wissenschaften vermehrte er die Bibliothek, reformirte die Universität zu Paris und zog gelehrte Griechen ins Land. Für den Staatsdienst richtete er auch zuerst regelmäßige Posten ein. Auch gilt er für den Verfasser der Schriften „Les cent Nouvelles nouvelles", einer Nachahmung des „Decamerone", und des „Rosier des guerres", einer Instruction für seinen Sohn. Vgl. Comines' „Mémoires", die Lenglot-Dufresnoy (4 Bde., Lond. 1747) vollständig herausgab; Duclos, „Histoire de Louis XI" (Par. 1745). Delavigne hat L. zum Gegenstande eines Dramas gemacht.

Ludwig XII., König von Frankreich, 1498—1515, geb. 27. Juni 1462, war der Urenkel Karl's V. und der Sohn des Herzogs von Orléans (s. **Valois**) und der Maria von Kleve. Nach dem Willen Ludwig's XI. hatte er absichtlich eine schlechte Erziehung genossen und zeigte sich als Jüngling gewaltthätig und verschwenderisch. Unter Karl VIII. (s. d.) stritt er mit dessen Schwester Anne de Beaujeu um die Regierungsgewalt und mußte dafür dreijähriges Gefängniß erdulden. Als er nach des erbelosen Karl's Tode 1498 als erster Prinz von Geblüt den Thron bestieg, zeigte er sich hingegen mild und gerecht. Er mäßigte die Auflagen und verbesserte die Rechtspflege, gerieth aber wegen Abkürzung der Processe mit der pariser Universität in heftigen Streit. Zum Minister wählte er den spätern Cardinal und Erzbischof von Rouen, George von Amboise. Nachdem er sich von Jeanne, der Tochter Ludwig's XI., hatte scheiden lassen, heirathete er 1499 aus Neigung und Politik die schöne Witwe seines Vorgängers, Anna von Bretagne, die ihn mit dem Minister beherrschte. Als Enkel der mailänd. Prinzessin Valentine, der Tochter des Herzogs Galeazzo Visconti, machte er Ansprüche auf Mailand, die sich jedoch nur auf den Ehevertrag der Großältern gründeten. Er zog den Papst Alexander VI., die Schweizer, die Venetianer und den Herzog von Savoyen in sein Interesse und sendete im Aug. 1499 unter dem Italiener Trivulzio ein Heer über die Alpen, welches ohne Widerstand den Herzog Ludwig Sforza vertrieb und Mailand in Besitz nahm. Als der Herzog im Jan. 1500 mit einem Corps von Schweizern zurückkehrte, nahm er denselben durch Verrath gefangen und ließ ihn zu Loches in einen engen Kerker sperren, wo der Unglückliche nach zehnjähriger Gefangenschaft starb. Sodann verband er sich mit Ferdinand von Aragonien zur Eroberung des Königreichs Neapel, auf das er von seinem Vorgänger Ansprüche ererbt zu haben glaubte. Das Land

wurde von span. und franz. Truppen besetzt und der entthronte König Friedrich begab sich nach Frankreich und begnügte sich hier mit der Landschaft Anjou und einem Jahrgehalte. Über die Theilung von Neapel brach aber unter den Siegern selbst Krieg aus, der erst im Oct. 1505 beigelegt wurde, indem sich Ferdinand mit L.'s Schwestertochter, Germaine de Foix, unter der Bedingung vermählte, daß die Kinder dieser Ehe Neapel erhalten sollten. Inzwischen hatte L. auch den röm. König Maximilian, den Oberlehnsherrn von Mailand, gewonnen, mit dessen Sohn, dem Erzherzog Philipp, er einen Vertrag einging, nach welchem dieser L.'s älteste Tochter, Claudia, heirathen und die Bretagne als Mitgift erhalten sollte. Diesen unpolitischen Vertrag mußten jedoch 1506 die Stände zu Blois für ungültig erklären, worauf der König die Tochter mit seinem Vetter, dem Herzoge von Angoulême, dem spätern Könige Franz I. (s.d.), verlobte. Um den Papst Julius II. und den nunmehrigen Kaiser Maximilian zu beschwichtigen, trat L. der berühmten, zur Demüthigung Venedigs im Dec. 1508 geschlossenen Ligue von Cambray (s. **Liga**) bei. Doch trennte sich der Papst, nachdem er seine Städte zurückerhalten, von der Ligue und suchte zugleich die andern Verbündeten zum Rücktritt zu bewegen, weil er die Franzosen mehr als die Venetianer fürchtete. In dieser schwierigen Lage starb 25. Mai 1510 der Cardinal von Amboise und L. mußte nun seine Angelegenheiten selbst führen. Er erneuerte mit dem Kaiser 17. Nov. 1510 zu Blois die Ligue und berief 1511 ein Concil nach Pisa, das der päpstlichen Macht entgegentreten sollte, das aber nur von der franz. Geistlichkeit besucht war. Der Papst eröffnete dagegen ein Concil im Lateran, dem nur Italiener beiwohnten, und schloß 4. Oct. 1511 zur Vertreibung der Franzosen aus Italien mit Ferdinand von Aragonien und den Venetianern eine Heilige Ligue, der auch Heinrich VIII. von England beitrat. L. befahl nun seinem Neffen, dem jungen Gaston de Foix, Herzog von Nemours, der damals Statthalter zu Mailand war, mit den verbündeten Franzosen und Deutschen den Feldzug zu eröffnen. Derselbe nahm Bologna und schlug die Venetianer zu Brescia, sowie 1512 die päpstlichen Truppen bei Ravenna, wobei er umkam. Diese Fortschritte L.'s in Italien erregten allgemeinen Schrecken, und der Papst brachte es endlich dahin, daß sich die Schweizer wie die kaiserl. Truppen von den Franzosen trennten. Vor einem Corps Schweizer, das auf Befehl des Papstes der Cardinal-Bischof von Sitten, Matthias Schinner, anführte, mußten die geschwächten Franzosen im Juni 1512 über die Alpen zurückgehen und Mailand wurde von dem Kaiser an Maximilian Sforza verliehen. L. befand sich jetzt in großer Verlegenheit, zumal da ihn der Papst in den Bann that. Er verband sich 23. März 1513 mit den Venetianern und schickte ein neues Heer nach Italien, das Mailand bis auf einige feste Plätze besetzte, aber schon im Juni von den mit Sforza verbundenen Schweizertruppen wieder vertrieben wurde. Unterdeß war Heinrich VIII. von England mit 45000 Mann in Frankreich angekommen und belagerte Terouenne, wobei auch der Kaiser mit einem Corps Niederländer erschien. L. schickte den Verbündeten ein zusammengerafftes Heer unter Longueville entgegen, das jedoch 17. Aug. 1513 bei Guinegate geschlagen wurde. Weil die Franzosen dabei mehr die Sporen als die Waffen gebrauchten, so nannte man das Treffen die Sporenschlacht (la journée des éperons). Zu gleicher Zeit brach ein starkes Corps von Schweizern und Deutschen unter dem Herzoge Ulrich von Würtemberg in Burgund ein und belagerte Dijon. Indeß gewann Latremouille, der in der Festung lag, die Schweizer durch Geld und Versprechungen, sodaß das Corps auseinander ging. Auch der übrigen Feinde wußte sich L. durch seine große Unterhandlungskunst zu entledigen. Er stellte den neuen Papst Leo X. durch die Vereinigung des pisanischen mit dem lateranischen Concil, den König Ferdinand von Aragonien aber durch Aufgeben der Ansprüche auf Neapel zufrieden. Nachdem er mit dem Kaiser im März 1514 Waffenstillstand geschlossen, schloß er auch 7. Aug. mit Heinrich VIII. Frieden, dem er die Stadt Tournay überließ und eine Mill. Goldkronen zahlte. Da er 9. Jan. 1513 seine Gemahlin verloren, vermählte er sich zugleich mit Heinrich's VIII. Schwester, Maria, sodaß ihm rücksichtlich seiner Plane auf Italien der mächtigste Fürst nicht mehr entgegenstand. L. vergaß an der Seite seiner jungen Gemahlin Alter und Schwachheit und starb, zwölf Wochen nach der Hochzeit, 1. Jan. 1515 unter Vorbereitungen zur Wiedereroberung Mailands. Ungeachtet seiner unglücklichen Unternehmungen wurde er von dem Volke geliebt und seines Eifers wegen, die öffentliche Noth zu lindern, der Vater des Volkes genannt. Um keine neuen Steuern aufzulegen, machte er die Civilämter käuflich, was große Übelstände hervorrief. Sein Nachfolger war Franz I. (s. d.). Vgl. „Histoire de Louis XII" (Par. 1615) von Auton, Seyssel u. A.; „Histoire de la ligue faite à Cambray" (Haag 1729); Baudier, „Histoire de l'administration du cardinal d'Amboise" (2 Bde., Par. 1634); Röderer, „Louis XII et François I" (2 Bde., Par. 1825).

Ludwig XIII., König von Frankreich, 1610—43, der Sohn Heinrich's IV. (s. d.) und der Maria von Medici (s. d.), wurde 27. Sept. 1601 geboren und bestieg nach der Ermordung des Vaters 14. Mai 1610 den Thron. Seine Mutter, die mit der Vormundschaft auch die Regentschaft an sich riß, verließ sogleich das politische System ihres Gemahls, verband sich mit Spanien und verlobte den König mit der Infantin Anna und ihre Tochter Elisabeth mit dem Prinzen von Asturien. Diese dem Interesse Frankreichs zuwiderlaufende Politik erregte die Besorgnisse der Hugenotten (s. d.) und machte die Regentin zumal als Ausländerin verhaßt. Die Prinzen und Großen, die sich überdies von der Regierung verdrängt sahen, verließen den Hof und rüsteten sich unter dem Vorwande des Staatswohls zum Kriege. Nachdem der Hof 5. Mai 1614 zu St.-Menehould mit den Großen Frieden geschlossen, bestätigte der König bei seiner Mündigkeitserklärung im Sept. das Edict von Nantes und berief im Oct. die versprochene Reichsversammlung, die allen Beschwerden abhelfen sollte. Indeß wußte der Hof die Wirksamkeit der Stände zu lähmen und entließ dieselben, als sie die schmähliche Finanzverwaltung der Königin-Mutter untersuchen wollten, für immer. Die Großen waren besonders empört, daß der Florentiner Concini, den Maria zum Marquis d'Ancre und zum Marschall erhoben hatte, Staat und Hof unumschränkt beherrschte. Der Prinz Heinrich II. von Condé (s. d.) verließ deshalb die Hauptstadt und zog wieder Truppen zusammen. Da auch die Hugenotten auf die Seite der Großen traten, so suchte der Hof, nachdem sich der König 25. Nov. 1615 zu Bordeaux mit Anna von Östreich vermählt hatte, die Parteien durch den 4. Mai 1616 zu Loudun geschlossenen Vertrag zu beschwichtigen. Dessenungeachtet blieb der Hof der Schauplatz von Cabalen, die das öffentliche Wesen zerrütteten. Am 1. Sept. 1616 ließ sogar Concini den Prinzen Condé in die Bastille bringen und hob dadurch sich und seine Gönnerin, die Königin-Mutter, auf den Gipfel der Macht. Ein Edelmann, de Luynes, hatte jedoch die Freundschaft des Königs gewonnen und beschloß, Concini zu stürzen. Mit Vorwissen des Königs wurde Concini 14. April 1617 niedergeschossen, die Königin-Mutter aber in Haft genommen. Die Großen kehrten nach der Palastrevolution an den Hof zurück, fanden aber die Allgewalt des neuen Günstlings de Luynes, der sogleich zum Pair und Herzog stieg, so unerträglich, daß Viele an den Hof der nach Angers geflüchteten Königin-Mutter gingen und Anstalten zum Kriege trafen. Doch der König zwang die Unzufriedenen an der Spitze eines Heeres zur Unterwerfung. Hierauf überzog er auf Anstiften de Luynes', der gern das Schwert des Connétable erwerben wollte, die meist von Protestanten bewohnte Landschaft Béarn, unterdrückte unter großen Verwüstungen die Privilegien der Provinz und schlug dieselben zur Krone. Die Protestanten begannen deshalb den ersten Religionskrieg, in welchem sie fast sämmtliche Sicherheitsplätze verloren und der im Nov. 1622 endete. Nach dem Tode de Luynes' trat 1624 der spätere Cardinal-Herzog von Richelieu (s. d.) in den Staatsrath. Dieser überlegene Geist unterjochte alsbald den schwachen König, riß als Minister die Staatsgewalt an sich und gab der Regierung eine feste Richtung. Nach seinem politischen System, welches die Monarchie Ludwig's XIV. vorbereitete, sollte durch Unterjochung der Großen, der Protestanten und Parlamente die königl. Gewalt unumschränkt gemacht werden. Nach außen nahm Frankreich die Demüthigung des Hauses Habsburg wieder auf. Auf Betrieb des Ministers wurden noch im Winter 1624 die Spanier aus dem Veltlin vertrieben und dieser Schlüssel von Italien den Graubündtnern zugesichert. Die Protestanten aber benutzten die Händel im Veltlin und griffen, von der Stadt Larochelle aufgefodert, nochmals zu den Waffen. Der Herzog von Soubise richtete die königl. Flotte zu Grunde und Rohan zog die protest. Streitkräfte in Languedoc zusammen. Obschon der Marschall Montmorency im Sept. 1625 die Larocheller besiegte, schloß doch der Hof vorläufig 25. Febr. 1626 Frieden. Der König rief im Dec. 1626 die Notabeln zusammen und erhielt hierdurch die Mittel zur Ausrüstung einer Flotte und eines bedeutenden Landheers. Während die große engl., den Protestanten zu Hülfe geschickte Expedition wegen Unfähigkeit des Herzogs von Buckingham fast wirkungslos blieb, eröffnete nun L. im Oct. 1627 in Person die Belagerung von Larochelle. Die unglückliche Stadt, die durch 40 Schiffe und einen ins Meer gebauten langen Damm auch von der Seeseite eingeschlossen wurde, mußte sich endlich 28. Oct. 1628 ergeben. Die Protestanten verloren hiermit ihr letztes Bollwerk und waren fortan der Gnade des Hofs anheimgegeben, der ihnen jedoch freie Religionsübung ließ. Durch den Tod Vincent's II. aus dem Hause Gonzaga war seit 1627 das Herzogthum Mantua erledigt worden, und unter Andern machte darauf ein franz. Vasall, der Herzog von Nevers, aus einer jüngern Linie der Gonzaga, Ansprüche. Da indeß der Kaiser auf Anstiften Spaniens die Belehnung verweigerte, so brach L. im Febr. 1629 mit einem stat-

ken Heere über die Alpen, schlug den Kaiser, nahm Mantua im Interesse seines Vasallen in Besitz und wirkte demselben in einem 6. April 1631 zu Chierasco geschlossenen Vertrage die Belehnung aus. Bei dieser Gelegenheit blieben die zwei wichtigen Festungen Casale in Mantua und Pignerol in Savoyen in den Händen der Franzosen. Wiewol L. dieses Glück nur Richelieu zu verdanken hatte, so haßte er doch insgeheim den Minister als seinen Unterdrücker und war den Einflüsterungen seiner Günstlinge, der Königin-Mutter und seines Bruders und muthmaßlichen Nachfolgers, des Herzogs Gaston von Orléans, die sich jetzt jedes Einflusses beraubt sahen, nicht unzugänglich. Richelieu wußte jedoch alle gegen ihn gerichteten Cabalen und Verschwörungen zum Verderben seiner Feinde und zur Befestigung seiner Stellung zu wenden, indem er den argwöhnischen König überredete, seine Umgebung wolle ihn vom Throne stürzen. Im Febr. 1631 entwich der Herzog von Orléans mit mehren Großen vom Hofe, um durch Empörung die Entlassung des Ministers zu erzwingen. Das Parlament weigerte sich, die Unzufriedenen für Majestätsverbrecher zu erklären, und Richelieu benutzte die Gelegenheit und ließ die Parlamentsglieder vom Könige in brutaler Weise bedrohen und der Corporation das Recht zu Vorstellungen absprechen. Unterdessen zog der Herzog von Orléans, nachdem ihn der Hof aus Lothringen vertrieben, in den Niederlanden ein Corps von 2000 Spaniern zusammen, fiel damit in Frankreich ein, wurde aber 1. Sept. 1632 vom Marschall Schomberg bei Castelnaudary völlig geschlagen. Weil der Herzog Karl von Lothringen den Herzog von Orléans vielfach unterstützt hatte, ließ L. im Herbste 1633 ganz Lothringen erobern und behielt einstweilen das Land. Schon längst hatte der franz. Hof die Niederländer gegen Spanien und Gustav Adolf gegen den Kaiser unterstützt; jetzt aber, nachdem die Unterdrückung im Innern vollendet, bewog Richelieu den König zur offenen Theilnahme am Dreißigjährigen Kriege. Die span.-östr. Truppen hatten das von den Protestanten an Frankreich ausgelieferte Philippsburg genommen und den unter franz. Schutz gestellten Kurfürsten von Trier angegriffen. Dieses mußte zum Vorwande dienen. Die Marschälle von Chatillon und Brezé führten dem Prinzen von Oranien ein starkes Heer in den Niederlanden zu, und am Rhein verband sich der Cardinal Lavalette mit dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Beide Heere konnten jedoch im Feldzuge von 1635 wegen Krankheit und Proviantmangel wenig ausrichten. Dagegen setzten 1636 die Kaiserlichen unter Gallas bei Breisach über den Rhein, wendeten sich in die Franche-Comté und nöthigten Condé zur Aufhebung der Belagerung von Dole, während die Spanier von den Niederlanden aus in die Picardie einfielen und der bair. General von Werth unter Mord und Brand bis in die Nähe von Paris streifte. Dessenungeachtet misglückte der Plan, den Krieg in das Herz von Frankreich zu verlegen. L. schloß, in der Absicht, das linke Rheinufer zu gewinnen, 26. Oct. 1635 mit dem Herzog Bernhard ein enges Bündniß, den er in der Eroberung des Elsaß unterstützen wollte. Als jedoch der Herzog seinem Ziele durch Waffenglück nahe rückte, entzog ihm L. die Unterstützung und benutzte den erwünschten, vielleicht beförderten Tod Bernhard's, um sogleich dessen Eroberungen in Beschlag zu nehmen. Noch glücklicher war L. an der span. Grenze. Während sich 1641 die aufgestandenen Catalonier an Frankreich ergaben, unterwarf ein franz. Heer, zu welchem der schon kranke König abging, die Grafschaft Roussillon. Richelieu starb mitten unter Siegen und Verschwörungen 4. Dec. 1642, und Mazarin (s. d.) trat an seine Stelle. Der König, der sich längst mit dem Tode beschäftigt hatte, starb 14. Mai 1643. Er hinterließ die Nation von Lasten und Despotismus erdrückt, die Großen aber immer noch mächtig genug, daß sie die Unruhen der Fronde (s. d.) beginnen konnten. L. war von Körper schwächlich, von Charakter unentschlossen, finster, argwöhnisch und der Einsamkeit ergeben; Begnadigung sprach er ungern aus. Obschon ohne alle Phantasie, besaß er doch ein gesundes Urtheil. In seinen Kriegen zeigte er eine kalte Tapferkeit. Seine Gemahlin gebar nach 23jähriger Unfruchtbarkeit 1638 den Dauphin, der als Ludwig XIV. (s. d.) auf dem Throne folgte, und 1640 den Herzog Philipp von Orléans, Stammvater des jüngern Hauses Orléans (s. d.). Vgl. Bazin, „Histoire de Louis XIII" (Par. 1839).

Ludwig XIV., König von Frankreich, 1643—1715, der Sohn Ludwig's XIII. und Anna's von Östreich, wurde 5. Sept. 1638 geboren. Mit dem Tode seines Vaters, 14. Mai 1643, riß die Mutter die Regentschaft an sich und erhob Mazarin (s. d.) zu ihrem Minister. Ungeachtet der glänzenden Erfolge der franz. Waffen gegen Spanien und Östreich konnten die Machthaber das Ansehen der Krone nicht wie unter der vorigen Regierung behaupten. Noch während der Unterhandlung des Westfälischen Friedens begannen die mit dem Parlamente verbundenen, von Spanien unterstützten Großen die Unruhen der Fronde (s. d.), welche erst mit der Unterwerfung Condé's (s. d.) und dem Pyrenäischen Frieden 1659 völlig endeten. Der Ge-

winn, den Frankreich anscheinend aus diesem Vertrage zog, war die am 9. Juni 1660 vollzogene Vermählung L.'s mit der reizlosen, beschränkten Infantin Maria Theresia, der Tochter Philipp's IV. Damals erregte der junge, den Frauen und üppigen Festen ergebene, in Erziehung, besonders in Bildung gänzlich verwahrloste König sehr geringe Erwartungen. Erst als Mazarin 9. März 1661 starb, griff er plötzlich nach dem Staatsruder und machte mit seltener Energie eine politische Theorie geltend, die zwar seine Unkenntniß von der Entstehung seines Rechts und seiner Macht bekundete, aber um so verhängnißvoller auf die Geschichte Frankreichs und der europ. Welt wirken sollte. L. war mit dem Instincte zum Despotismus geboren und in dem Hasse gegen politische Autoritäten aufgewachsen. Schon 1655 trat er nach der Anleitung Mazarin's mit Reiterstiefeln und mit der Peitsche in der Hand in die Parlamentsversammlung, um seine angeblichen Vormünder auszuschelten. Jetzt, wo er wirklich die Regierung antrat, verwarf er darum jedes Recht und Herkommen und gründete sein Herrscherthum auf den berüchtigten Grundsatz: „L'état c'est moi," d. h.: „Der Staat bin ich." Mit dieser kühnen Fiction, die ganz Frankreich in einen Menschen zusammenfaßte, verband er sehr bald die Überzeugung von der Göttlichkeit seiner Person als Individuum wie als König. Glücklicherweise besaß der junge Monarch auch alle Eigenschaften, die ihn zu einer solchen Rolle befähigten. Er war zwar nur ein gewöhnlicher Kopf, ohne Phantasie und Gemüth, hatte aber ein imponirendes Äußeres, natürliche Würde und Anmuth, viel Thätigkeitstrieb und Ausdauer im Glück wie im Unglück. Die Nation kam ihm bei seinen Bestrebungen entgegen. Die langen Religions- und Bürgerkriege hatten beim Volke die Sehnsucht nach innerer Ruhe und Entwickelung erweckt, aber auch zugleich eine Menge fähiger und verwendbarer Geister erzogen. L. machte von diesen Elementen Gebrauch, um seinen Thron mit Macht und Glanz zu umgeben. Seine erste Sorge war die Herstellung der äußerst zerrütteten Finanzen. Er fand in Colbert (s. d.) ein großes Verwaltungstalent, das unter seiner Aufsicht den Staatshaushalt ordnete und durch eine reißende Entfaltung des Kunstfleißes, des Handels und der Schiffahrt die Nation und den königl. Schatz in nie dagewesener Weise bereicherte. Auch rührte der Minister an das Genie der Nation, gründete die Akademien und rief durch Aufmunterung und Unterstützung eine Reihe von Künstlern, Dichtern und geistreichen Köpfen hervor, welche in den Volksgeist den Keim zu spätern Früchten legten und vor allem den Glanz der Epoche und des Hofs erhöhten. Dagegen war der königl. Despotismus dem Volksunterricht und der strengen Wissenschaft, welche den Geist wahrhaft befreit, höchst ungünstig. Die franz. Schulen konnten und durften damals nicht einen Publicisten bilden, der die Staatsschriften und Pamphlete des Hofs verfaßte, sondern L. nahm die ganze Zeit seiner Regierung hindurch seine Zuflucht zu deutschen Schriftstellern. Während Colbert die Hülfsquellen eröffnete, schuf Louvois (s. d.) ein neues Heer, das an Gehorsam, Ausrüstung und Kunstfertigkeit seinesgleichen nicht fand und bestimmt war, den König auf die Bahn des Eroberers zu führen.

Schon hatte sich L. in Etikettenstreitigkeiten gegen Spanien und den Papst hochfahrend und anmaßend benommen. Nach dem Tode Philipp's IV. erhob er als dessen Schwiegersohn, im Vertrauen auf sein Heer, unter dem Vorwande des Rechts der Devolution (s. d.), Ansprüche auf einen Theil der span. Niederlande. Ungeachtet man ihm das Ungehörige dieser Foderung von allen Seiten nachwies, brach er doch im Mai 1667 in Begleitung Turenne's (s. d.) mit starker Kriegsmacht über die Grenze, eroberte viele Plätze und im Winter die ganze Franche-Comté und würde sich der ganzen Niederlande bemächtigt haben, hätte ihm nicht die Tripleallianz zwischen England, den Generalstaaten und Schweden Einhalt gethan. Der am 2. Mai 1668 zu Aachen (s. d.) geschlossene Friede ließ wenigstens eine Menge Grenzplätze in seinen Händen. L. schwor den Generalstaaten, deren Verfassung und Nebenbuhlerschaft zur See ihm verhaßt waren, Rache und suchte dieselben vor der Hand zu isoliren. Er gewann Karl II. (s. d.) von England durch Geld, schloß Bündnisse mit den deutschen Reichsfürsten und 1672 selbst einen Freundschaftsvertrag mit dem Kaiser Leopold. Nachdem er 1670 dem Verbündeten der Generalstaaten, dem Herzog Karl IV. von Lothringen, das Land entrissen, drang er im Mai 1672 in Gemeinschaft mit Condé und Turenne in die Niederlande ein, eroberte binnen sechs Wochen die Hälfte der Provinzen und überließ dann dem Herzog von Luxembourg (s. d.) die Verheerung derselben. Zugleich mußte eine von Colbert wie durch Zauber geschaffene, mit der engl. vereinigte Flotte die Niederländer unter Ruyter (s. d.) zur See bekämpfen. Im folgenden Jahre führte er eine neue Truppenmacht in Person auf den Kriegsschauplatz und begann mit Vauban die Belagerung von Mastricht. Die Generalstaaten verbanden sich indeß mit Spanien und dem Kaiser, und auch das Reich trat endlich bei, weil zugleich eine franz. Armee

am Rhein das Erzstift Trier überfallen und die zehn Reichsstädte des Elsaß weggenommen hatte. L. stellte seinen zahlreichen Feinden im Frühjahre 1674 drei große Armeen entgegen. Mit der einen besetzte er selbst die Franche-Comté. Die andere unter Condé machte die Niederlande zum Schauplatze des Kriegs und siegte bei Senef. Eine dritte unter Turenne verheerte die Pfalz und schlug die Kaiserlichen nebst dem Kurfürsten von Brandenburg bei Mühlhausen und Türkheim. Nach einer kurzen Pause, welche der Tod Turenne's und der Abgang Condé's verursachte, erschien L. zu Anfang von 1676 mit Verstärkungen in den Niederlanden und eroberte mit dem Herzog von Orléans viele Plätze, während Luxembourg den Breisgau schrecklich verheerte und den Prinzen von Oranien bei Mont-Cassel schlug. Alles Land zwischen Saar, Mosel und Rhein war auf Louvois' und des Königs Befehl zur Wüste gemacht worden. Endlich fand sich L. mit dem Auftreten Englands gegen ihn zur Einstellung dieses muthwilligen und wüsten Kampfes bereit. Nach langen Verhandlungen, in welchen er die Verbündeten zu trennen suchte, schloß er im Laufe von 1678 den Frieden zu Nimwegen (s. d.) und erhielt von den Generalstaaten eine Menge Plätze, von Spanien aber die ganze Franche-Comté. Dem Kaiser gab er Philippsburg zurück, erhielt aber dafür Freiburg und blieb zum Erstaunen der Reichsstände in dem stillschweigenden Besitz aller Eroberungen im Elsaß. Nachdem er die zehn Reichsstädte und die Reichsritterschaft zur Huldigung gezwungen, errichtete er zu Metz, Breisach, Besançon die berüchtigten Reunionskammern. Diese Gerichte, in denen er Kläger, Zeuge, Richter und Executor in einer Person war, mußten ihm alle Ortschaften, Districte, Grafschaften zusprechen, die nur jemals zu seinen gemachten Eroberungen gehört hatten. Er lud dann die Besitzer wegen verweigerter Huldigung vor und confiscirte die Territorien, weil dieselben nicht erschienen, als verwirkte Lehen. Strasburg wurde sogar 30. Sept. 1681 im Frieden durch Überfall genommen. Ein gleiches Verfahren beobachtete L. auch an den niederländischen Grenzen. Nach vergeblichen Vorstellungen und dem Einfall einer franz. Armee in die Niederlande verbanden sich endlich die Generalstaaten, Spanien und der Kaiser und vermochten den König 15. Aug. 1684 zu Nimwegen zu einem zwanzigjährigen Waffenstillstande, in welchem derselbe die Einstellung der Reunionen (incamerations) versprach. Nach Kriegsruhm und Anerkennung dürstend, schickte L. 1681 eine franz. Flotte ins Mittelmeer, die unter Duquesne Tripolis beschoß und 1684 Dasselbe an Algier wiederholte. Weil die Genueser den Seeräubern Munition verkauft, mußte der Admiral im Mai auch Genua einäschern, bis der Doge nach Versailles reiste und dort den König knieend um Verzeihung bat.

L. befand sich jetzt auf der Höhe seiner Laufbahn. Er war von Europa als der mächtigste Fürst gefürchtet und hatte seine Nation durch Druck, Klugheit und Waffenruhm zu anbetender Bewunderung, blinder Ergebenheit und asiatischem Gehorsam gewöhnt. Alle Reste politischer Selbständigkeit, die er von seinen Vorfahren ererbt, lagen zertreten. Nie wurden unter seiner Regierung Versammlungen der Stände, der Notabeln oder, mit Ausnahme der Bretagne, selbst nur Provinzialversammlungen abgehalten. Der Adel verlor entweder bei Hofe oder in der Armee seine Unabhängigkeit und die Lust und Fähigkeit, politische Macht geltend zu machen. Den städtischen Corporationen war die Wahl ihrer Beamten genommen; sie erhielten ihre Obrigkeit vom Hofe. Die Provinzen wurden geräuschlos durch Intendanten verwaltet, die unter den Ministern standen, und diese empfingen wiederum unmittelbar ihre Befehle vom Könige selbst; nie besaß L. einen ersten Minister. Der Civilproceß blieb, da derselbe nur dem Volke dienen konnte, mit den ärgsten Misbräuchen behaftet; dagegen wandte der König seine Aufmerksamkeit dem Strafrechte zu und gab demselben harte, blutige Formen, die Frankreich in den Augen des Auslandes schändeten. Wollte der König in den Rechtsgang eingreifen, so setzte er Commissionen ohne Umstände nieder oder entzog die Betheiligten durch Lettres de cachet (s. d.), deren er während seiner Regierung gegen 9000 erließ. Wie sehr sich L. in das Wesen eines asiatischen Despoten eingelebt, zeigt seine Ansicht vom Eigenthume. Er glaubte nämlich das Verfügungsrecht über alle Güter in den Grenzen seines Reichs zu besitzen und hielt seine Mäßigung für eine Wohlthat und Gnade. Wenn er das Blut seiner Unterthanen schonen wollte, so geschah auch dies nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus dem Interesse des Eigenthümers. Das Herz des Staats- und Nationallebens war nach dieser Theorie kein anderes als der Hof. Hier vereinigte sich Alles, was Frankreich Großes und Glänzendes aufzuweisen hatte; hier sprach man die reinste Sprache und übte, besonders gegen die Frauen, jene feinen äußerlichen Sitten, in welchen der König selbst Meister war. Als eine Hauptsache in diesem im Grunde leeren und abstracten Leben galt die Etikette, die L. einführte und bis ins Lächerliche ausbildete. Sie war gleichsam der Cultus, der dem Monarchen in jedem Augenblicke gespen-

det wurde, und gab das Mittel zu tausendfachen Gnaden, Würden und Belohnungen. Indeß mußte die Lähmung des zerbrechlichen Organs, das für ein ganzes Volk denken, handeln und genießen wollte, die Lähmung und Zerrüttung von ganz Frankreich zur Folge haben. Schon in der Mitte der Regierungslaufbahn L.'s trat dieser Fall ein. War es physische oder moralische Erschöpfung, der König wurde aus einem Selbstherrscher der verliebte Frömmling seiner Maitresse, der Marquise von Maintenon (s. d.), die er 1685 sogar heimlich heirathete. Der Einfluß dieses Weibes, welches die Hofgeistlichkeit und die Jesuiten hinter sich hatte, gab sich zuvörderst in der Verfolgung kund, welche man allmälig gegen die Hugenotten verhing. Zwar war L. weder religiöser Fanatiker noch Dogmatiker, sondern der despotische Gedanke an Einheit und Gehorsam, selbst im Glauben seiner Unterthanen, mochte ihn wol bei diesem grausamen Werke vorzüglich leiten. Erst nach dem Tode Colbert's, 1683, begann die Bekehrung und Unterdrückung der Protestanten durch Truppenabtheilungen. Nachdem man dem Könige vorgespiegelt, daß seine Soldaten alle Ketzer bekehrt hätten, hob er 1685 das Edict von Nantes auf. Das Elend, der Jammer und die Entrüstung, welche diese mit den blutigsten Strafen verbundene Maßregel verbreitete, waren unermeßlich und erinnerten an die Verfolgungen der ersten Christen. Ungeachtet Louvois die Grenzen besetzte, flohen mehr als eine halbe Million der besten und fleißigsten Bürger aus dem Lande und trugen ihr Vermögen und ihre Kunstfertigkeiten in die Fremde. Wie sehr L. trotz seiner Frömmigkeit Religion und Kirche nur als Stütze seiner politischen Gewalt achtete, bewies ebenfalls sein Betragen gegen Papst und Klerus. Schon 1675 eignete er sich aus eigener Macht die sogenannten Regalien oder die Einkünfte der Prälaturen während der Vacanz zu und berief 1682, als dies der Papst nicht dulden wollte, den franz. Klerus zu einem Concil, auf welchem die Gewalt des Papstes nur auf Glaubenssachen eingeschränkt und überdies noch von Concilienbeschlüssen abhängig gemacht wurde. In dem darauf folgenden Streite mit Innocenz XI. um das absurde Asylrecht des franz. Gesandten zu Rom nahm er 1688 sogar vorübergehend Avignon weg und belegte den päpstlichen Nuntius mit Hausarrest.

Noch war dieser Zwist mit dem Papste nicht geschlichtet, als das eroberungssüchtige und anmaßende Verfahren L.'s einen neuen europ. Krieg hervorrief. Der Kurfürst Karl von der Pfalz war im Mai 1685 gestorben und hinterließ seine Schwester, Elisabeth Charlotte von Orléans, als Mobiliarerbin. Auf Anstiften des Königs mußte jedoch die Herzogin gegen deutsches Recht auch die Auslieferung aller Allodialländer aus der Hinterlassenschaft fodern. Dieser Umstand und mehre arge Verletzungen des Reichs von Seiten Frankreichs bewogen die angesehensten Stände und den Kaiser im Juli 1686 zu Augsburg ein Bündniß zu schließen, welches die Aufrechthaltung der Friedensschlüsse bezweckte. L. setzte jetzt alles Mögliche daran, um zur Sicherung seines Einflusses auf die deutschen Angelegenheiten die Wahl des ihm ergebenen Cardinals Wilhelm Egon von Fürstenberg zum Kurfürsten von Köln zu bewirken. Als dies nicht durchgeführt werden konnte, besetzte er Bonn und überzog im Sept. 1688 die Pfalz, Baden, Würtemberg und Trier mit einer Armee. Zugleich brach er mit den Generalstaaten unter dem Vorwande, daß die Republik den Prinzen von Oranien auf den brit. Thron befördert hätte. Zu Anfange 1689 verwandelten hierauf, als eben die Reichsarmee im Anzuge war, die franz. Truppen die Unterpfalz mit der Umgegend durch Mord und Brand in eine Wüste. Diese schreckliche That brachte endlich die Allianz der Seemächte mit Kaiser und Reich zu Stande. L. machte die größten Rüstungen, um den vielen und zerstreuten Feinden zu begegnen. Er sandte Luxembourg mit einem starken Heere nach den Niederlanden, der die Verbündeten 1. Juli 1690 bei Fleurus schlug, während Catinat Savoyen eroberte. Am 10. Juli schlug sogar der Admiral Tourville die vereinigte brit.-niederländ. Flotte auf der Höhe von Dieppe, sodaß die Franzosen kurze Zeit zur See das Übergewicht erhielten. Auch in den folgenden Jahren blieb das Kriegsglück auf Seiten des Königs, der 1692 in Person Namur belagerte, worauf Luxembourg die bedeutende Schlacht von Steenkerken gewann. Dagegen wurde am 29. Mai die franz. Flotte, welche die Landung des Prätendenten Jakob II. (s. d.) an der brit. Küste versuchen sollte, von Russell und Almonde bei Lahogue fast gänzlich vernichtet. Als zudem der Herzog von Savoyen in die Dauphiné einbrach, ließ L. von seinem geschickten Unterhändler Torcy Friedensvorschläge machen, die jedoch zum Vortheile des Königs die Kriegsoperationen nicht hinderten. In der zweiten Hälfte 1693 verwüstete de Lorges die deutschen Rheingebiete, Boufflers durchzog die Niederlande und Luxembourg trug am 29. Juli den großen Sieg bei Neerwinden davon. Dessenungeachtet war L. an Mitteln so erschöpft, daß er 1694 und 1695 kaum im offenen Felde operiren konnte; seine Generale beschränkten sich auf

Einäscherung von Städten. Auf den wiederholten Versuch, den Prätendenten Jakob mit bedeutender Macht an die schottische Küste zu werfen, rächten sich die Engländer sogar durch die Beschießung von Calais und die Verheerung der franz. Küsten. Im Aug. 1697 gelang es endlich L., den Herzog von Savoyen aus seinem Gegner in einen Verbündeten zu verwandeln, und im Aug. 1697 eroberte der Herzog von Vendôme Barcelona. Diese Vortheile erleichterten den Abschluß der zu Ryswijk (s. d.) gepflogenen Friedensunterhandlungen. In einem Vertrage vom 20. Sept. 1697 mit den Generalstaaten machten sich beide Theile zur Herausgabe der Eroberungen verbindlich, und ein Gleiches geschah mit England und Spanien. Dem Hause Östreich trat L. Freiburg und Breisach ab; die lothring. Dynastie aber erhielt unter Beschränkungen ihre Länder zurück. Auch sollten dem Reiche alle reunirten Stücke zurückgegeben werden. Allein Strasburg blieb mit Allem, was am linken Rheinufer dazu gehörte, in den Händen Frankreichs, und der Elsaß war hiermit für Deutschland auf immer verloren. L. hatte die für seine Lage vortheilhaften Bedingungen nur der Kunst seiner Unterhandlungsweise zu verdanken. Die Segnungen der Verwaltung Colbert's waren diesem angestrengten Kampfe zum Opfer gefallen. Die Marine war vernichtet, die Finanzen lagen zerrüttet, im Volke herrschte Nahrungslosigkeit und tiefer Unwille. In solcher Gefahr stellte L. den Grafen d'Argenson an die Spitze des Polizeiwesens, der dieses „Auge des Throns" nun vollständig organisirte und das Volk bis in die untersten Stufen herab durch Spione und Verletzung des Briefgeheimnisses bewachte. Die Aufsicht über Einfuhr von Büchern wurde außerordentlich geschärft, und Censoren, die ihr Amt zu mild verwalteten, warf man in die Bastille. Dabei gestaltete sich der Einfluß der Maintenon auf die öffentlichen Angelegenheiten täglich schädlicher und unerträglicher. Dieselbe erhob ihre Creaturen zu Ministern und Generalen, entschied im Staatsrath und machte allmälig den Hof zum Schauplatze der Heuchelei und Bigotterie. Trotz der großen Noth versammelte der König im Sept. 1698 ein glänzendes Lustlager zu Compiègne und befestigte bei dem Anblicke seiner ausgewählten Truppen den Entschluß zu neuen Unternehmungen.

Alle Mächte erwarteten mit Spannung den bevorstehenden Tod des kinderlosen Karl II. von Spanien und hatten sich mit Abschließung des Friedens beeilt, um ihre Kräfte für den Ausbruch der Katastrophe zu sparen. L. hatte schon längst durchblicken lassen, daß er im Rechte seiner 1683 gestorbenen Gemahlin, die als die Tochter Philipp's IV. die Schwester Karl's II. war, für seine rechtmäßigen Descendenten dem Hause Habsburg gegenüber Ansprüche erheben würde. Um die Seemächte ungerüstet zu erhalten, schloß er seit 1698, noch beim Leben und ohne Wissen Karl's II., mehre Verträge zur Theilung der span. Monarchie, in welchen auch der hauptsächlichste Prätendent, der Sohn des Kaisers Leopold, der spätere Kaiser Karl VI. (s. d.), bedacht war. Indeß hinterließ Karl II., als er 1. Nov. 1700 starb, ein Testament, in welchem er zufolge einer Reihe von Zufällen und Intriguen Philipp V. (s. d.), den zweiten Enkel L.'s, zum Erben der span. Gesammtmonarchie einsetzte. Der Kaiser eröffnete sogleich 1701 den Krieg in Italien, und bald erklärten sich auch die Seemächte und das Reich gegen Frankreich, weil sie sahen, daß L. gegen die feierlichen Verträge seinen Enkel in Spanien aufrecht erhielt. Der Ausbruch des Kampfes wurde noch beschleunigt, indem L. die Engländer durch die Anerkennung des Prätendenten Jakob III. aufs heftigste erbitterte. Nur unter großen Anstrengungen brachte der König diesmal ein Heer auf, das auf einem so weiten Kriegsschauplatze und bei so zahlreichen Feinden nur einigermaßen genügen konnte. In die Niederlande schickte er den Marschall Boufflers, gegen welchen Marlborough die feindliche Hauptmacht befehligte; in Italien dagegen kämpfte der schwache Marschall Villeroi, später aber Vendôme gegen den Prinzen Eugen von Savoyen. Zu Anfange von 1703 drang Villars durch den Schwarzwald und das Kinzinger Thal bis nach Duttlingen, vereinigte sich hier mit dem Verbündeten des Königs, dem Kurfürsten von Baiern, und brach dann nach Tirol ein, um gegen Italien vorzudringen. Die fortwährenden Verluste der Franzosen in den Niederlanden lähmten diesen überaus kühnen Plan. Im Dec. 1703 verließ endlich auch der Herzog von Savoyen, über die Gewaltstreiche des Königs empört, die franz. Sache und L. befand sich nun gänzlich ohne Bundesgenossen. Dessenungeachtet zersplitterte er seine Kräfte und eröffnete im eigenen Lande den mehrjährigen Krieg in den Cevennen (s. d.), in welchem er die Reste der Protestanten auf die empörendste Weise hinzuschlachten suchte. Mit dem Feldzuge von 1704 zeigte es sich deutlich, daß weder seine Generale noch seine zusammengerafften Armeen im Stande waren, Eugen und Marlborough zu widerstehen; ein blutiger Verlust folgte dem andern. Die Niederlage Tallard's bei Hochstädt oder Blenheim, 13. Aug. 1704, die Villeroi's

23. Mai 1706 bei Ramillies, die Eroberung Turin's 7. Sept. 1706 durch Eugen nöthigten L. zuvörderst, Neapel und Italien überhaupt preiszugeben. Auch die Siege des Marschalls Berwick im Feldzuge von 1707 in Spanien konnten dem Waffengeschick keine glücklichere Wendung geben. Am 11. Juli wurde dafür der Herzog von Bourgogne, des Königs Enkel, bei Oudenarde und am 28. Sept. ein zweites mal bei Wynnendal geschlagen. Der strenge Winter von 1708, der darauf folgende Miswachs und eine Hungersnoth beraubten den König vollends seiner Hülfsquellen und vermehrten die dumpfe Gährung, die sich bereits des Volkes bemächtigte. L. zeigte sich in dieser verzweifelten Lage würdevoll und gemessen; er bat die Sieger um Frieden und war bereit, die größten Opfer zu bringen. Da ihm jedoch die Verbündeten auf der im Mai 1709 zu Gertruydenburg eröffneten Conferenz die Verpflichtung auflegen wollten, seinen Enkel mit den eigenen Waffen aus Spanien zu vertreiben, trat er zurück und suchte die Fortsetzung des Kriegs zum ersten mal auch bei seinen Unterthanen zu rechtfertigen. Am 28. Juli 1709 erlitt hierauf Villars die furchtbare Niederlage bei Malplaquet. Im März 1710 gelang es endlich dem Marquis von Torcy unter der Versicherung, daß sein Herr mit der geringsten Entschädigung seines Enkels zufrieden sei und daß er selbst den Elsaß herausgeben wolle, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Der Tod des Kaisers Joseph I., der nun 1711 den span. Kronprätendenten als Karl VI. auf den Kaiserthron hob, ferner der Sturz der Whigs am Hofe der Königin Anna und die Entfernung Marlborough's waren Zufälle, die L. trefflich zu benutzen wußte. Der Friede kam 11. April 1713 zu Utrecht förmlich zu Stande, und Frankreich opferte in demselben im Allgemeinen seine Colonien. Der Kaiser indeß führte den Krieg fort und schloß erst, nachdem er die deutschen Gebiete am Rhein nochmals den Verheerungen Villars' ausgesetzt, mit dem Könige 6. März 1714 den Separatfrieden zu Rastadt, in welchem die frühern Verträge anerkannt wurden.

Frankreich ging aus dem ungleichen Kampfe mit völliger Zerrüttung seiner innern Verhältnisse hervor, und nur der angewöhnte Gehorsam gegen den unbeugsamen Machthaber hielt den Ausbruch von Empörung zurück. Wie sehr L. jede Selbständigkeit des Willens und der Meinung bei seinen Unterthanen haßte, zeigte er nochmals in den Jansenistischen Streitigkeiten, die seine letzten Regierungsjahre erfüllten. Ohne die wahre Ursache des Zwistes zu kennen, befahl er durch ein Edict von 1714 die Geltung der Bulle Unigenitus und ließ die Widerspenstigen verfolgen und in den Kerker werfen. Er starb in diesen Bewegungen 1. Sept. 1715 nach kurzer Krankheit und empfand noch in den letzten Augenblicken die bitterste Reue, daß er die Wohlfahrt seines Volkes seinem Ehrgeize geopfert. Vielleicht starb nie ein Mensch, der eine größere Lücke als L. zurückließ, indem er bis zuletzt gewohnt war, sein großes Reich bis ins Geringste durch persönliche Befehle zu regieren. Die Nation hielt sich bei seinem Scheiden von der drückendsten Last befreit und ging unbewußt der Auflösung ihres politischen Lebens entgegen, zu welcher der Ehrgeiz, die Prunksucht und der kalte Despotismus des Monarchen den Grund bereits gelegt hatten. L. erfuhr das Unglück, daß fast sein ganzes Geschlecht vor ihm in das Grab stieg. Seine Gemahlin Maria Theresia hatte ihm sechs Kinder geboren, von denen die fünf jüngern in früher Kindheit starben. Mit der Lavallière (s. d.) zeugte er drei, mit der Montespan (s. d.) vier natürliche Kinder. Noch am 13. April 1711 starb sein Sohn, der Dauphin Ludwig, im Alter von 50 J. Im Febr. 1712 folgte die Herzogin von Bourgogne, die der König sehr liebte, und am 18. ihr Gemahl, der Herzog (s. Bourgogne), welcher als der älteste Enkel L.'s der Thronerbe war. Endlich starb auch am 8. März L.'s ältester Urenkel, der Herzog von Bretagne. Obschon man diese gehäuften Todesfälle dem Gifte des Herzogs von Orléans zuschrieb, war es wahrscheinlich nur eine Frieselkrankheit, welche den Hof und die Dynastie hinraffte. Überdies kam ein Bruder des Herzogs von Bourgogne, der Herzog von Berri, durch einen Sturz vom Pferde 4. März 1714 um, sodaß, außer Philipp V. von Spanien, nur der zweite Sohn des Herzogs von Bourgogne übrig blieb, der dem Urgroßvater im Alter von fünf Jahren als Ludwig XV. folgte. Schon früher hatte L. seine beiden mit der Montespan erzeugten Söhne, den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse, legitimirt und denselben den Namen Bourbon beigelegt. Im J. 1714 brachte es jedoch die Maintenon, welche diese Prinzen liebte und erzogen hatte, dahin, daß der König dieselben den Prinzen von Geblüt völlig gleichsetzte und die Bastarde zur Thronfolge fähig erklärte. Wiewol Frankreich über diesen Schritt erstaunte, so gab das Parlament dem Edict ohne Widerrede Gesetzeskraft, hob es jedoch eben so leicht unter der folgenden Regierung wieder auf. Die besten Aufklärungen über den Charakter und die Denkungsart L.'s geben seine „Oeuvres" (6 Bde., Par. 1806), welche die Instructionen für den Dauphin und für Philipp V., sowie mehre Briefe enthalten. Vgl.

Voltaire, „Siècle de Louis XIV"; Lemontey, „Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV" (Par. 1818; deutsch, Lpz. 1830); St.-Simon, „Mémoires complètes et authentiques sur le siècle de Louis XIV et la régence" (16 Bde., Par. 1829 und öfter).

Ludwig XV., König von Frankreich, 1715—74, Urenkel und Nachfolger Ludwig's XIV. und Sohn des Dauphins Louis, Herzogs von Bourgogne, wurde 15. Febr. 1710 geboren. Als ihm 1. Sept. 1715 die Krone zufiel, übernahm der Herzog von Orléans (s. d.) als erster Prinz von Geblüt die Regentschaft. Der junge König war äußerst schwächlich und der Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt der Nation. Er erhielt den unfähigen Marschall Villeroi zum Erzieher und den Kardinal Fleury (s. d.) zum Lehrer. Während der Leichtsinn des Regenten und die Creditoperation des Schotten Law (s. d.) die Monarchie vollends dem Abgrunde zuführten, erzogen diese Männer den König, der gute Anlagen besaß, zum andächtigen, folgsamen, schüchternen Werkzeuge. Auf Fleury's Rath erhielt nach Orléans' Tode, 2. Dec. 1723, der Herzog von Bourbon die Leitung der Geschäfte. Derselbe schickte die achtjährige, mit dem Könige verlobte Infantin Maria Anna nach Madrid zurück und vermählte ihn zur Sicherung baldiger Nachkommenschaft 16. Aug. 1725 mit Maria Leszczynska, der Tochter des entthronten Königs Stanislaus von Polen. Schon 1726 vertrieb Fleury, der den Willen seines Schülers völlig beherrschte, den Herzog von Bourbon vom Staatsruder, um es selbst zu ergreifen. Er hob durch Sparsamkeit die Finanzen, verfolgte nach außen die Friedenspolitik, sah sich aber doch in den Kampf um die Krone Polens verwickelt. Im Interesse seines Schwiegervaters verband sich L. mit Spanien und Savoyen gegen den Kaiser und sandte im Oct. 1733 Berwick mit einem starken Corps über den Rhein, während de Silly Lothringen nahm und Villars nach Italien aufbrach. Ungeachtet des Waffenglücks blieb jedoch die Sache Stanislaus' verloren und Frankreich schloß 31. Dec. 1738 mit dem Kaiser den Frieden zu Wien. L. gab die Eroberungen am Rhein, Philippsburg, Kehl, Trier zurück, erhielt dagegen für den Schwiegervater Lothringen (s. d.), welches nach dessen Tode für immer an Frankreich fallen mußte. Hatte auch der König durch den Krieg einiges Ansehen nach außen gewonnen, so wurde er doch schon jetzt seinem Volke, das so große Erwartungen von ihm gehegt, ein Gegenstand der Verachtung. Er bewies sich stumpf, faul, umgab sich mit verworfener Gesellschaft, verließ seine allerdings unbedeutende Gemahlin und nahm hintereinander die vier Schwestern Mailly zu seinen Maitressen. Unter den Anstrengungen Fleury's, den europ. Frieden aufrecht zu erhalten, starb 1740 Kaiser Karl VI. und der Östreichische Erbfolgekrieg brach aus. Auch Frankreich hatte die Pragmatische Sanction (s. d.) garantirt. Allein der Marschall Belleisle, ein durch Kraft und Thätigkeit ausgezeichneter Mann, machte bei Hofe den Plan geltend, die Lage des Hauses Östreich zu dessen Zertrümmerung zu benutzen und statt Maria Theresia den Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern zur Erlangung des Kaiserthrons zu unterstützen. Dieser kühne, romantische Plan fand so großen Anklang, daß endlich auch Fleury mit Widerstreben darein willigte. Belleisle schloß im Mai 1741 mit Spanien und Baiern ein geheimes Bündniß, dem bald Köln, Pfalz, Sicilien und Preußen beitraten. Schon im Juli führte hierauf Belleisle ein Corps über den Rhein, vereinigte sich mit dem Kurfürsten von Baiern, der den Titel eines franz. Generallieutenants annahm, und drang durch Oberöstreich nach Böhmen ein, während sich ein zweites Heer unter dem Marschall Maillebois nach Westfalen wandte, um die Seemächte in Schach zu halten. Obschon der Kurfürst als Karl VII. zum Kaiser erwählt wurde, sah doch Frankreich bald seine gespannten Erwartungen scheitern. Friedrich II. von Preußen söhnte sich mit Maria Theresia aus, und die Franzosen in Böhmen wurden von dem Herzoge Karl von Lothringen so hart bedrängt, daß sie endlich nach der Auslieferung von Prag das Land im Sept. 1743 gänzlich räumen mußten. Unter den Unfällen war Fleury im Jan. 1743 gestorben, der durch zu große Sparsamkeit dabei viel verschuldet hatte. L. nahm den rechtschaffenen Orry zum Finanzminister und Maurepas erhielt das Seewesen, Amelot das Auswärtige, d'Argenson das Kriegsdepartement. Im März mußte der Herzog von Noailles mit einem neuen Heere über den Rhein gehen, der aber 24. Juni bei Dettingen von der pragmatischen Armee geschlagen wurde. Frankreich, das den Krieg bisher im Namen Karl's VII. geführt, trat nun selbständig auf und erklärte den Krieg gegen England, dessen Verbündeten, Sardinien, und Maria Theresia. Sogleich fiel der Prinz Conti in Piemont ein, trat aber im Herbste nach einer bewundernswürdigen Operation mit großem Verluste den Rückzug an. Der König selbst, den die Minister aus der Schwelgerei und Faulheit ziehen wollten, mußte in Begleitung Noailles' mit 100000 Mann in die Niederlande eindringen. Er eroberte ohne Blutvergießen die Barrieren-

plätze und wandte sich im Juni 1744 mit einem Theile des Heeres nach dem Elsaß, um die Östreicher abzuhalten, die den Marschall Coigny schon aus den Lauterburger Linien gedrängt hatten. Nach des Königs von Preußen Plan im Begriff, über den Rhein zu gehen, erkrankte jedoch L. 8. Aug. zu Metz sehr gefährlich, wobei er Besserung gelobte, die Maitressen entließ und vom Volke eine unverdiente Theilnahme empfing. In seiner Gegenwart unternahm hierauf Coigny im November mit der Hauptmacht die Eroberung von Freiburg, und der Bruder Belleisle's drang mit einem Streifcorps nach Schwaben und nahm Konstanz und die vier Waldstädte. Der Tod Karl's VII. entzog Frankreich 1745 die Unterstützung Baierns. Da die Gegenwart des Königs den Muth des Heeres hob, so mußte sich L. auch im Feldzuge von 1745 nach den Niederlanden begeben, wo der Marschall Moritz von Sachsen bereits die Belagerung von Tournay eröffnet hatte. Der große Sieg über die Verbündeten bei Fontenoi, 11. Mai, wobei L. Muth zeigte und auf dem Schlachtfelde erschien, hatte die Einnahme der wichtigsten Plätze zur Folge. Auch in Italien eroberte Maillebois an der Spitze der bourbonischen Truppen Mailand und Parma, während jedoch in Deutschland Conti mit seinem schwachen Corps die Wahl des Herzogs Franz zum Kaiser nicht verhindern konnte. Obschon Frankreich im Frieden zu Dresden zum zweiten mal seinen Verbündeten, den König von Preußen, verlor, so beschloß doch L. mit seinen Ministern, den Krieg gegen Östreich und England fortzusetzen. Von Frankreich unterstützt, mußte der engl. Prätendent Karl Eduard (s. d.) im Juli 1745 in Schottland landen, was so über Erwarten gelang, daß sich Georg II. genöthigt sah, seine Streitkräfte in den Niederlanden zu schwächen. Die franz. Armee unter Moritz von Sachsen machte hierauf so außerordentliche Fortschritte, daß der Kaiserin im Herbst von den Niederlanden nichts blieb als Luxemburg und Limburg. Dessenungeachtet stimmten die Unfälle der bourbonischen Truppen in Italien den König für den Frieden, weshalb er gern in die Eröffnung des Congresses zu Breda, im Oct. 1746, willigte. Um den Unterhandlungen Nachdruck zu geben, mußte der Generallieutenant Löwendal im April 1747 in Holländisch-Flandern einbrechen, was jedoch zur Erneuerung des Kampfes führte. Die Franzosen schlugen die Verbündeten 2. Juli beim Dorfe Laffeld unweit Mastricht und eroberten nach harter Belagerung 16. Sept. das starke Bergen op Zoom. Dagegen gefährdete die brit. Flotte die franz. Colonien in Ost- und Westindien. Als überdies Elisabeth von Rußland die östr. Partei ergriff und das durch Abgaben erschöpfte franz. Volk laut den Frieden verlangte, so beeilte sich endlich L., noch dazu von seiner von der Kaiserin gewonnenen Maitresse, der Pompadour (s. d.), getrieben, den Frieden zu Aachen (s. d.) 18. Oct. 1748 zu unterzeichnen. L. erklärte, daß er ungeachtet der Eroberungen in den Niederlanden für sich nichts verlange. Der lange Krieg, der den Wohlstand des Volkes noch tiefer zerrüttet, die Seemacht zu Grunde gerichtet hatte, endete also ohne den geringsten Vortheil.

Während jetzt das Parlament seinen langen Streit mit dem Klerus zu Gunsten des Jansenismus führte, versank L. unter der Herrschaft der Pompadour, welche die Geliebte und Kupplerin zugleich spielte, in das tiefste Serailleben herab. Dieses Weib entzog dem Schatze durch königl. Handbillets, sogenannte Acquits de comptant, zu ihrem Treiben Hunderte von Millionen und legte 1753 unter Anderm auch den berüchtigten Hirschpark an. Bald nach dem Frieden zu Aachen war auch der Kampf zwischen England und Frankreich ohne Kriegserklärung um die Grenzen Acadiens, das L. abgetreten hatte, wieder ausgebrochen. Der König mußte sich deshalb auf das Andringen seiner Minister entschließen, Rüstungen zu einer Landung an den brit. Küsten vorzunehmen. Am 20. April 1756 landete der Herzog von Richelieu mit einer starken Seemacht auf Minorca und eroberte 29. Juni unter furchtbarem Gemetzel Port-Mahon. Allein auch an dem Landkriege in Deutschland sollte Frankreich Theil nehmen. Nach dem Sturze Maurepas' im April 1749, an dessen Stelle der unfähige Rouillier trat, arbeitete die durch die Schmeicheleien der Kaiserin gewonnene und durch den König von Preußen gekränkte Pompadour an einem Bündnisse Frankreichs mit Östreich. Dieser unglückliche Vertrag, welcher das politische System Frankreichs seit Jahrhunderten änderte, kam bei der verworfenen Schwäche L.'s 1. Mai 1756 wirklich zu Stande. Während er wenige Jahre vorher das Geld und das Blut seines Volkes auf Bitten der Mailly zur Demüthigung des Hauses Habsburg verschleudert hatte, sollte er jetzt die Kräfte seines Reichs zur Erhebung der Macht opfern, die stets der unversöhnliche Gegner seiner Vorfahren gewesen. Erst nach dem Einbruche Friedrich's II. in Sachsen ließ sich L. durch die Vorstellungen der Pompadour und die Thränen der dem sächs. Hause entstammten Dauphine bewegen, dem Kriege in Deutschland offen beizutreten. Im Febr. 1757 vereinigte sich ein franz. Corps unter dem Marschall d'Estrées in den Niederlanden mit den Östreichern, ging über die Weser und lieferte 26. Juli der brit.-hannov.

Armee das Treffen bei Hastenbeck. Mitten im Siegeslaufe mußte jedoch d'Estrées den Oberbefehl auf Verlangen der Pompadour an den Herzog von Richelieu abtreten, der nun in die brandenb. Staaten einfiel. Ein anderes Corps unter dem Prinzen von Soubise vereinigte sich im August bei Erfurt mit der Reichsarmee, wurde aber 5. Nov. 1757 von Friedrich II. bei Roßbach geschlagen. Auf Betrieb der Maitresse übergab jetzt der König den Oberbefehl in Deutschland dem Grafen Clermont, einem Abbé, der nie eine Armee gesehen hatte. Derselbe erlitt sogleich durch Prinz Ferdinand von Braunschweig 23. Juni 1758 die Niederlage bei Krefeld und mußte das Commando dem erfahrenen Marschall Contades abtreten. Bei der Muthlosigkeit der Truppen, dem Mangel an tüchtigen Führern, der Zerrüttung der Finanzen verlangte das Volk und selbst der Hof stürmisch den Frieden. Allein der von seiner Maitresse unterjochte und bei den Leiden seines Reichs gleichgültige König bestand hartnäckig auf der Fortsetzung des Kampfes. L. erhob im Aug. 1758 den Herzog von Choiseul (s. d.), der bisher zu Wien Gesandter gewesen, zum ersten Minister und erneuerte sogar 30. Dec. das Bündniß mit Östreich. Obschon man Alles aufbot, die Armee in Verfassung zu setzen, so erlitt doch Contades 1. Aug. 1759 die entscheidende Niederlage bei Minden. In demselben Jahre nahmen die Engländer das Cap Breton, mehre westind. Inseln, einen Theil von Canada, in Ostindien das wichtige Surate, und 20. Nov. wurde auch die Flotte unter dem Marschall Conflans vom Admiral Hawke auf der Höhe von Quiberon geschlagen. Der König verlieh für den Feldzug von 1760 den Oberbefehl in Deutschland dem Marschall Broglie, der bei der Zerrüttung des Heeres wenig unternehmen konnte. Erst im folgenden Jahre wagte er, in Verbindung mit Soubise, den Herzog von Braunschweig 15. Juli bei Villingshausen anzugreifen, mußte aber wiederum mit großem Verluste zurückweichen. Noch unglücklicher gestaltete sich der Kampf in den Colonien. In Ostindien fiel Pondichery und Mahé, in Westindien eroberten die Engländer fast sämmtliche Inseln; am 7. Juli 1761 gelang es sogar einer brit. Expedition, Belleisle an der Küste von Bretagne zu nehmen. Obschon die Pompadour fortgesetzt neue Anstrengungen verlangte, ließ jedoch L. zu Anfange des J. 1761 Östreich und Rußland erklären, daß er nicht mehr im Stande sei, den Krieg fortzusetzen. Um England zu mildern Bestimmungen zu bewegen, brachte indeß vor der Hand Choiseul den berühmten bourbonischen Hausvertrag im Aug. 1761 zu Stande, durch welchen sich sämmtliche Bourbons (s. d.) zu gegenseitiger Hülfe in Krieg und Frieden für immer verpflichteten. Der Bund hatte aber keine andern Folgen, als daß sich auch noch zuletzt Spanien im Kampfe gegen Portugal und England abschwächte. Nachdem das Heer im Feldzuge von 1762 noch eine Menge Unfälle erlitten, gelang es endlich Choiseul, 10. Febr. 1763 den Definitivvertrag mit Großbritannien zu schließen. L. gab Minorca und empfing Belleisle zurück; ferner mußte er Canada, die meisten westind. Inseln und in Ostindien Alles bis auf Pondichery und Mahé abtreten. In vier Jahren hatte die Flotte 30 große Schiffe verloren, und der Verlust an Geld und Menschen während dieses siebenjährigen, auf den Wunsch einer Maitresse geführten Kriegs war unberechenbar.

Der König blieb indeß so in Trägheit, Wollust und Unempfindlichkeit versunken, daß ihn der Ruin seines Reichs und die Verachtung des Volkes wenig kümmerten. Selbst ein Mordversuch, den 1757 ein Fanatiker, Damiens (s. d.), an ihm machte, konnte ihn nicht emporreißen. Mehr bewegte ihn der Kampf, den die Pompadour und Choiseul nach dem Frieden mit den Jesuiten begannen. Die Jesuiten haßten die allmächtige Maitresse wie deren unternehmenden Minister und hatten sich mit dem Dauphin verbunden, ihre gemeinsamen Feinde zu stürzen. Dagegen ängstigte die Pompadour den König mit den Anschlägen der Jesuiten und ließ gegen dieselben die heftigsten Schriften ausstreuen. Der Bankrott des Jesuiten Lavalette, dessen Vertretung der Orden nicht übernehmen wollte, gab endlich dem Minister Gelegenheit, die Jesuiten ihrem bittersten Feinde, dem Parlamente, zu überliefern. Während dieses Processes nahm das Parlament Anlaß, in die Verfassung des Ordens einzudringen, und gelangte darüber zu dem festen Entschluß, dieses dem Staate gefährliche Institut mit Hülfe des Hofs zu zertrümmern. Der König, auf der einen Seite von den Frömmlingen, der Geistlichkeit und dem Dauphin, auf der andern von dem Minister, der Maitresse und dem Parlament bedrängt, wandte sich endlich 1762 an den Jesuitengeneral Ricci, von dem er zur Beilegung des Streits verlangte, daß künftig zum Generalvicar des Ordens in Frankreich ein geborener Franzose gewählt werden sollte. Ricci gab aber dem Könige die berüchtigte Antwort, die Jesuiten müßten bleiben, wie sie wären, oder zu existiren aufhören (sint ut sunt, aut non sint), und dies entschied L. für die Zerstörung des Ordens. L. ließ der Untersuchung des Parlaments freien Lauf und bestätigte endlich mit ungewohnter Festigkeit durch ein Edict vom Nov. 1764 die Aufhebung des Ordens in Frankreich

für immer. Der Sieg des Parlaments über seinen 50jährigen kirchlichen und politischen Gegner ermuthigte dasselbe, nun auch dem Hofe selbst entgegenzutreten. Das Parlament zu Paris verweigerte im April 1763 die Einregistrirung der Steueredicte, und als es durch ein Lit de justice dazu gezwungen wurde, erhoben sich die übrigen Parlamente, machten heftige Vorstellungen und wollten sich als gemeinsamen politischen Körper betrachtet wissen. Der König hingegen nannte diese angebliche Einheit Rebellion und setzte die Parlamente in einem zweiten Lit de justice 3. März 1766 zu Gerichtshöfen herab, deren Ehre es sei, dem Könige zu gehorchen. Als man ihn aber an den Krönungseid erinnerte, gab er die Antwort: „Ich habe meinen Eid Gott und nicht dem Volke geschworen." Die Parlamente schwiegen vor der Hand; aber 1769 brach der Streit über die Verfolgung, welche das Parlament zu Rennes von dem Herzoge von Aiguillon, dem Gouverneur von Bretagne, erfuhr, wieder aus. Nach heftigen Debatten kam es endlich im Nov. 1770 zum völligen Bruch mit dem Hofe und sämmtliche Magistrate stellten ihre Amtsverrichtungen ein. Die Parlamente hatten bei ihrer Widersetzlichkeit auf ihren Freund Choiseul gerechnet, der jedoch im Dec. 1770 durch die neue Maitresse Dubarri (s. d.), hinter welche sich die Geistlichkeit und die Höflinge steckten, gestürzt wurde. Auf Veranlassung der Dubarri erhob der König den Herzog von Aiguillon zum ersten Minister; der verhaßte Maupeou blieb aber Kanzler und der Abbé Terray, der öffentlich sein Räubertalent rühmte, erhielt die Finanzen. Sämmtliche Minister waren die heftigsten Feinde des Parlaments. Auf ihr Drängen schickte der König in der Nacht vom 19. zum 20. Jan. 1771 gemeine Soldaten an die Parlamentsräthe und foderte von denselben mit Ja und Nein die Antwort, ob sie sich unterwerfen wollten. In der nächsten Nacht aber erschienen die nämlichen Musketiere und verkündigten den Räthen ihre Absetzung und Verbannung. Die Parlamente rechneten zwar auf baldige Zurückberufung, weil ihre Ämter mit mehr als 40 Mill. Livres waren erkauft worden, die der Hof nicht zurückzahlen konnte. Indeß erklärte der König die Käuflichkeit aufgehoben und setzte ein Interimsparlament und sechs Obergerichte ein, welche die Justiz verwalten sollten. Diese Gewaltstreiche, gegen welche auch die Prinzen von Geblüt protestirten, brachten das Volk in die tiefste Bewegung und steigerten die Verachtung und die Erbitterung gegen den Hof. L. hingegen schloß sich stumpfsinnig in seinen Park ein und widmete sich in der letzten Zeit gänzlich der Jagd und seinen Beischläferinnen. Die Art, wie unterdeß der Hof und die Minister die öffentlichen Einkünfte verschleuderten, war unerhört. Die Dubarri griff nach Belieben in den Schatz und soll in fünf Jahren 180 Mill. Livres vergeudet haben. Da L. sein ganzes Leben hindurch jede ernste Beschäftigung scheute, so griff er oft aus Langerweile zu den seltsamsten Zerstreuungen. Er druckte nicht nur Bücher, sondern wollte auch als der beste Koch in seinem Reiche gelten und fand sich geschmeichelt, wenn die Höflinge begierig seine Speisen verschlangen. Aus kindischer Neugierde unterhielt er an allen Höfen Agenten, die ihm die Intriguen und den Skandal berichten mußten. Auch mischte er sich gern in die Händel seiner Umgebung und spielte in Liebesverhältnissen den Vertrauten. Nächst der Wollust war das Spiel seine Leidenschaft. Er hielt zu dem Zwecke eine eigene Kasse, die er durch Speculation in Papieren und sogar durch Kornwucher bereicherte, den eine eigens dafür eingesetzte Behörde betreiben mußte. Wenn man ihm die Auflösung des Staats und das Elend des Volkes vorhielt, so pflegte er zu antworten: „Die Monarchie wird schon halten, solange wir leben." Schon lange war er zufolge seiner Ausschweifungen mit einer geheimen Krankheit behaftet. In diesem Zustande bekam er durch ein junges Mädchen die Kinderblattern, an welchen er 10. Mai 1774 starb. Die Nation freute sich über diese Erlösung und der Pöbel feierte sein Begräbniß durch Pasquille und Gassenlieder. Sein einziger Sohn, der Dauphin, war 20. Dec. 1765, seine Gemahlin 24. Juni 1768 gestorben. Ihm folgte sein Enkel, Ludwig XVI., auf dem Throne. Vgl. Voltaire, „Siècle de Louis XV" (2 Bde., Par. 1796); Desodoards, „Histoire de Louis XV" (3 Bde., Par. 1798); Lemontey, „Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV" (2 Bde., Par. 1832).

Ludwig XVI. (August), König von Frankreich, 1774—93, der dritte Sohn des Dauphin Ludwig, des einzigen Sohns Ludwig's XV., aus der Ehe mit Marie Josephe von Sachsen, wurde 23. Aug. 1754 geboren und empfing den Titel eines Herzogs von Berri. Nach dem Tode seiner ältern Brüder verlor er 1765 den Vater, bald darauf die Mutter, wodurch er zum Dauphin und Thronfolger stieg. Der Prinz besaß von Natur einen starken Körper, viel Herzensgüte, aber geringen Verstand und noch weniger Willen. Der sonst achtbare Herzog von Vauguyon, der seine und seiner jüngern Brüder, der Grafen von Provence (Ludwig's XVIII.) und Artois (Karl's X.), Erziehung leitete, war unfähig, etwas für die Ausgleichung dieser einseitigen Natur zu thun; er erzog den Prinzen in Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und blinder Ergebenheit. Die

Thätigkeit und die Neigungen L.'s waren seinem beschränkten Wesen ebenfalls angemessen. Er lernte mit Fleiß Geometrie und ein wenig Geschichte, vernachlässigte aber gänzlich philosophische und politische Wissenschaften. Die größte Vorliebe zeigte er für mechanische Arbeiten; mit Geschick führte er Hammer und Feile und druckte Bücher; auch liebte er die Jagd. Obschon in der Atmosphäre des verdorbensten Hofs erzogen, übte er einfache, reine Sitten, zeigte Rechts- und Pflichtgefühl, haßte den Luxus und neigte sich zu den arbeitenden Classen. Die Hofleute verachteten und verspotteten ihn schon, weil er kein glänzendes Äußeres besaß. Die Vermählung L.'s mit Marie Antoinette (s. d.), der jüngsten Tochter der Kaiserin Maria Theresia, 10. Mai 1770, war von einem furchtbaren Zufalle begleitet. Bei einem Feuerwerke, welches die Hauptstadt am 16. zur Feier der Vermählung abbrannte, fuhr ein panischer Schrecken unter die Volksmassen, wobei im Gedränge Tausende beschädigt, 300 getödtet wurden. Der Prinz gab Alles hin, was er besaß, und wies viele Monate seine Apanage an, um die Verunglückten zu unterstützen. Bei dem geringen Zutrauen, das er zu sich selbst besaß, erfüllte ihn die Aussicht auf den Thron mit Bangigkeit. Als man ihm 16. Mai 1774 die Nachricht von dem Tode des Großvaters überbrachte, rief er unter Thränen aus: „O mein Gott, welches Unglück für mich!" In der That erfoderte die Lage des Staats und der Nation einen freien, starken Charakter. Die Verschwendung und der Despotismus der Vorfahren hatten das öffentliche Wesen zerrüttet, das Volk in Elend versenkt, jede reformatorische Entwickelung verhindert. Gesetz und Verwaltung standen im Widerspruch mit den Bedürfnissen und den Foderungen der Zeit; besonders aber war es die Finanzlage, welche drohend und gebieterisch Abhülfe verlangte. Durch den Einfluß der Tante des Königs wurde Maurepas, ein alter, verbrauchter Hofmann, erster Minister. Dennoch erweckte die neue Verwaltung große Hoffnungen, indem patriotische Männer, Vergennes, St.-Germain, Malesherbes und Turgot, die Geschäfte übernahmen. Die beiden Letztern begannen, eigentlich an der Spitze der Finanzen, sogleich eine Reihe trefflicher Veränderungen. Man schaffte die mit jeder Thronbesteigung verbundene feudalistische Abgabe, das „Droit de joyeux avénement", ab, hob die Tortur, die Reste der Leibeigenschaft, die willkürlichen Gnadenspenden und Sinecuren auf und schränkte mit dem Willen des Königs den Hofhalt so bedeutend ein, daß man in kurzem gegen 100 Mill. Livres Staatsschulden abzahlen konnte. Zudem gründete der König zu Paris im Interesse der arbeitenden Classen das Leihhaus und die Discontokasse und erwarb sich durch die Anspruchslosigkeit, mit welcher er das Elend aufsuchte und linderte, Aller Herzen. Tiefere Reformen, die an die Privilegien rührten, scheiterten aber an dem Widerstande der Aristokratie und der Parlamente, die man zurückgerufen und in den vorigen Stand gesetzt hatte.

Nach der Krönung zu Rheims, 11. Juni 1775, sah der König schon die Schwierigkeiten seiner Stellung wachsen. Ein Edict, das die drückenden Wegebaufrohnen, ein anderes, das den Zunftzwang abschaffte, konnten nur durch ein Lit de justice zum Gesetz erhoben werden, und Turgot, der Urheber dieser Reformen, mußte bald darauf mit Malesherbes aus der Verwaltung scheiden, weil ihn der schwache König weder gegen die Parlamente noch gegen den Hof zu schützen vermochte. Zu dieser Zeit begann die durch Jugend und Schönheit ausgezeichnete, von ihren Schwägern und den Hofleuten umdrängte Königin ihren unheilvollen Einfluß auf den Gang der Staatssachen zu äußern. Der König, der sich verspottet und hart beurtheilt sah, verlor hiermit vollends das Vertrauen zu den eigenen Kräften. Nach der kurzen, aber abscheulichen Finanzverwaltung Clugny's ließ sich die Königin im Juni 1777 die Wahl Necker's (s. d.) zum Generaldirector gefallen. Dieser erfahrene Bankier hätte gewiß auch ohne Grundveränderungen einen leidlichen Finanzzustand hergestellt, wäre die Theilnahme Frankreichs am Freiheitskampfe Nordamerikas nicht dazwischen getreten. Die nächsten Folgen dieses Schritts waren unermeßliche Geldopfer, sodaß Necker an Herbeiziehung der Privilegirten und an größere Einschränkungen denken mußte. Ersteres empörte das Parlament, letzteres den Hof, und 19. Mai 1781 legte der Minister unter Anklagen und Intriguen und mit dem tiefsten Bedauern des Königs sein Amt nieder. Der unfähige Joly de Fleury kam jetzt an die Finanzverwaltung. Die Empörung gegen die Erpressungen dieses Mannes theilte sich bald ganz Frankreich mit; in der Bretagne griff die Regierung sogar zu militärischen Mitteln. Mit dem Friedensschlusse, 1783, schien bereits die Aufregung mit der Finanznoth aufs höchste gestiegen. Das Volk, dessen Selbstgefühl auf Kosten des Hofs durch den nordamerik. Freiheitskrieg gesteigert war, rief laut und drohend um Abhülfe. Nachdem der rechtschaffene d'Ormesson sieben Monate hindurch vergeblich zu helfen versucht hatte, ließ sich endlich der König 3. Oct. 1783 Calonne (s. d.) zum Generalcontroleur aufdrängen. Die Leichtfertigkeit, womit Calonne dem Hofe Geld verschaffte,

machte ihn beliebt und täuschte selbst den König, während das Volk zornig zusah. In dieser Zeit entfaltete sich der unversöhnliche Haß gegen die Königin. Calonne, nachdem er soviel als möglich aufgeborgt, dachte zuletzt gleich seinen Vorgängern an die Herbeiziehung der Privilegirten. Zu diesem Zwecke bewog er den König zur Versammlung der Notabeln (Febr. 1787), die aber nicht halfen, sondern ihre Bewilligungen von dem Rücktritte des Ministers abhängig machten. Der König übergab nun die Finanzen 1. Mai 1787 dem unfähigen Erzbischof Loménie de Brienne (s. d.), der von den Notabeln die Einwilligung zu einer allgemeinen Grundsteuer, zur Stempeltaxe, zur völligen Unterdrückung der Wegebaufrohnen und zur Einführung von Provinzialversammlungen erhielt.

Das Parlament verweigerte indessen unter dem Vorwande, die Stempeltaxe werde das Volk drücken, die Bestätigung der Reformedicte, und zwar nicht ohne Zuthun Derer, die sie bewilligt hatten. In diesen Discussionen wurde im Parlament die Verschwendung des Hofs und der Königin von einigen Mitgliedern frei aufgedeckt und zum ersten mal auf eine Versammlung der Reichsstände (s. **États-généraux**) hingewiesen. Kaum war das Wort ausgesprochen, als ganz Frankreich davon wiederhallte. Doch ging der König auf die Versammlung der Stände nicht ein, sondern erzwang durch ein Lit de justice vom 6. Aug. 1787 die Einregistrirung der Edicte und verbannte das Parlament, als es sich widersetzen wollte, nach Troyes. Eigentlich war die Maßregel das Werk des Ministers; der König selbst zeigte sich unthätig, gleichgültig und unentschlossen. In kurzem jedoch gab er dem Parlamente das Versprechen, daß er die Reichsstände binnen fünf Jahren zusammenberufen wolle, verlangte aber für die Zwischenzeit die Bewilligung einer bedeutenden Anleihe und rief auch das Parlament unter dieser Bedingung zurück. Im blinden Widerstand verweigerte jedoch das Parlament seine Zustimmung zur Anleihe, und der Herzog Philipp von Orléans (s. d.), der persönliche Feind des Hofs, protestirte in einem Lit de justice 19. Nov. 1787 gegen die erzwungene Einregistrirung des Edicts. Ein solches Betragen versetzte den König in ungewöhnliche Aufregung. Er verbannte den Prinzen und ließ mehre Parlamentsglieder verhaften. Unter den heftigsten Kämpfen veranlaßte ihn hierauf Brienne zu dem Edicte vom 8. Mai 1788, welches sämmtliche Parlamente auflöste und an deren Stelle eine Art Hofrath (Cour plénière) anordnete. Dieser Despotismus machte den König zum ersten male verhaßt und setzte das ganze Reich in Feuer und Flammen. Der Aufruhr wuchs, als 16. Aug. das berüchtigte Edict erschien, nach welchem der Schatz alle Baarzahlungen, mit Ausnahme des Soldes an die Truppen, einstellen wollte. Brienne mußte sogleich das Ministerium Necker überlassen und der König stellte 25. Aug. die Parlamente her und versprach die schleunige Berufung der Reichsstände. Mitten im Parteigewirre berief er jedoch 6. Nov. 1788 die Notabeln, die über die Form des Reichstags entscheiden sollten. Natürlich erklärte sich diese Versammlung für die Form der alten Generalstaaten, worüber der dritte Stand, der am meisten litt und hoffte, in die höchste Aufregung und Erbitterung gerieth. Die Finanznoth, eine Erscheinung der Krankheit, aber nicht das tiefe Übel selbst, an welchem Frankreich litt, trat nun in den Hintergrund. Auf den Rath Necker's, der eines Gewichts gegen Adel, Geistlichkeit und Hof bedurfte, entschloß sich endlich der König, den dritten Stand in doppelter Anzahl zu berufen. Weder L. noch der Minister begriffen die Bedeutung dieses Schritts.

Während L., von der Last seiner Krone erdrückt, bald in Bekümmerniß, bald in Apathie versunken, unthätig verharrte, zogen die Stände gleich zwei feindlich gerüsteten Colonnen nach Versailles, wo der Monarch 5. Mai 1789 die Reichsversammlung eröffnete, die unter dem Widerstreite der Parteien, der Schwäche und dem Schwanken des Königs sich alsbald trotz des Hofs in die Nationalversammlung (s. d.) verwandelte. (S. **Frankreich.**) Dem Könige blieb jetzt nur übrig, sich an die Spitze der politischen Revolution selbst zu stellen oder dieselbe mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen. Zum Erstern fehlte ihm Energie und Überzeugung; gegen die Gewalt empörte sich sein Herz. Dessenungeachtet ließ er sich zur Zusammenziehung eines starken Truppencorps unter dem Marschall Broglie in der Nähe der Hauptstadt bewegen, was die Versammlung wie das Volk in Zorn und Schrecken versetzte und über den Gang der Revolution entschied. Die Abdankung Necker's, 12. Juli, und der Angriff des Prinzen Lambesc im Palais-Royal auf die friedliche Menge schienen die feindselige Stimmung des Hofs zu bestätigen. Während der König in der Mitte seines Hofs zu Versailles rathlos träumte, trat 13. Juli die Hauptstadt unter die Waffen und eroberte am 14. die Bastille. Die Nachricht von dem Aufstande setzte den König in Schrecken; doch erblickte er darin nur eine Revolte. Erst der Herzog Larochefoucauld (s. d.) klärte ihn freimüthig über seine Lage, über die Stimmung der Nation und über die Absichten des Herzogs von Orléans auf. Der Marschall Broglie rieth dem Mo-

narchen, sich in die Mitte der Truppen zu begeben und nach Metz abzuziehen. Der König indessen, den Bürgerkrieg und die Faction Orléans fürchtend, schlug dies aus und begab sich 15. Juli in die Nationalversammlung, wo er erklärte, daß er mit der Nation eins sei und daß er die Truppen zurückziehen werde. Die Harmonie zwischen Volk und Thron schien jetzt hergestellt; der König war in der That für den Augenblick der Hofpartei entzogen. Er unternahm 17. Juli die gefährliche Reise nach Paris, bestätigte die Errichtung der revolutionären Autoritäten und der Nationalgarde und kehrte in Begleitung einer jubelnden Volksmasse nach Versailles zurück. Auch wurde Necker zurückgerufen, und 18. Sept. bestätigte der König mit geringer Ausnahme sämmtliche Decrete der Nationalversammlung, welche an die Stelle des Feudalstaats die constitutionelle Regierung setzten. Erst mit dem Beschluß der Versammlung (21. Sept.), der Krone ein nur suspensives Veto zu verleihen, gelang es der Hofpartei, den König zum Widerstande zu reizen. Über diesem Streite gerieth namentlich die Hauptstadt in neue Bewegung und ein zufälliger Umstand trug dazu bei, daß endlich der Vulkan der Revolution mit voller Wuth ausbrach und das Schicksal des Throns und des Königs die schnellste Wendung nahm. Neben der Bürgermiliz und der Leibgarde hatte der Hof zur Sicherung des Schlosses das Regiment Flandern nach Versailles rufen lassen, bei welcher Gelegenheit die Miliz wie die Gardisten den Offizieren des angekommenen Regiments ein Fest gaben. Zu Ende des Mahls trank man auf das Wohl der königl. Familie, nicht aber auf das der Nation. Diese unpatriotische Stimmung stieg bis zur Beschimpfung der Nationalfarben, als auch die Königin, ihre Kinder und ihren Gemahl mit sich führend, bei dem Gastmahl erschien. Im Volke erregte diese Orgie den höchsten Unwillen, und Geldspenden an den hungernden Pöbel von Paris brachten denselben zum Aufstande. Einige Tage nachher, am Morgen des 5. Oct., rotteten sich in der Hauptstadt wüthende Haufen, darunter viele Weiber, zusammen und zwangen Lafayette (s. d.), an der Spitze von 40000 Nationalgarden und abgefallenen königl. Garden mit nach Versailles zu ziehen. Gegen Abend des 6. traf der furchtbare Zug ein. Man foderte von der Nationalversammlung Brot und die Bestrafung der Offiziere, welche die Nationalfarben beschimpft. Eine Deputation der Versammlung, begleitet von zwölf Weibern aus dem Volke, begab sich zum Könige, der Letztern die möglichste Abstellung der Hungersnoth versprechen, der Deputation aber nach langem, rathlosem Zögern die Bestätigung des suspensiven Vetos bewilligen mußte. Schon schien jede Gefahr beseitigt, als am Morgen des 7. eine von Wein erhitzte und aufgereizte Menge sich auf das Schloß stürzte, einzelne Gardisten ermordete und sogar in das Zimmer der Königin drang, die kaum aus dem Bett zu ihrem Gemahl entfliehen konnte. In der Wuth durchstach man das Bett und drang dann gegen das Zimmer des Königs vor; allein die Soldaten Lafayette's vereinigten sich mit der Leibgarde und trieben den Haufen aus dem Schlosse. Als hierauf der Pöbel Anstalten traf, die gefangenen Gardisten an dem Gitterwerk des Schlosses aufzuknüpfen, erschien der König auf dem Balcon und bat für seine Gardisten um Gnade. Auf dieses Wort und die Versicherung L.'s, daß er mit nach Paris ziehen werde, ließen die Wüthenden den unglücklichen König leben, und auch die Königin mußte zitternd vortreten und empfing Zeichen des Beifalls. Um 1 Uhr Nachmittags fuhr der König mit seiner Familie, von der pariser Nationalgarde und den Pöbelhaufen, welche die gefangenen Gardisten und die Köpfe der Ermordeten auf Piken mit sich führten, begleitet, der Hauptstadt zu; die Nationalversammlung folgte.

Der König bezog nun die Tuilerien und verfiel in gänzliche Apathie. Die Nationalversammlung decretirte, der König bestätigte und beschwor auch 14. Juli 1790 öffentlich und ohne Vorbehalt die neue Constitution. Der Enthusiasmus, der sich bei der Feierlichkeit auch für die Dynastie zeigte, war der letzte Strahl von Glück und Hoffnung, den der schwache Monarch empfand. Unthätig und sich aufs innigste an seine Familie schließend, schien er den Kampf der Parteien, die Wuth und den Fanatismus der Jakobiner, die Intriguen und Anschläge des Herzogs von Orléans nicht zu beachten. Als er sich 18. April 1791 mit seiner Familie zur Osterfeier nach St.-Cloud begeben wollte, hielt ihn eine wüthende Menge zurück, weil man wußte, daß die Anhänger des Hofs mancherlei Fluchtplane entworfen hatten. Bisher hatte L. aus Furcht vor dem Bürgerkriege diese Anträge abgelehnt; allein jetzt dachte er ernstlich daran, sich mit seiner Familie zu retten. Längst schon schwebte ihm das Schicksal Karl's I. von England vor. Der Marschall Bouillé traf Anstalten, die königl. Familie zu seinem Truppencorps an die lothring. Grenze zu bringen, wo man die Contrerevolution beginnen wollte. In der Nacht vom 20. zum 21. Juni reiste demnach L. mit seiner Gemahlin, seiner Schwester und seinen beiden Kindern heimlich aus Paris ab und schlug die Straße nach Montmedy ein. Zugleich ließ er unklugerweise eine eigenhändig geschriebene Erklärung zurück, worin er gegen die

Constitution und alle Acte der Nationalversammlung protestirte. Erst früh gegen 9 Uhr wurde die Abreise bekannt. Der Wagen war unangefochten bis nach St.-Menehould gelangt, wo der Postmeister Drouet (s. d.) den sich herausneigenden König zufällig erkannte und ihn hierauf zu Varennes anhalten ließ. Ein Detachement Husaren, das zugegen war, hätte ihn vielleicht durch Waffengewalt aus den Händen des Volkes und der Behörde befreien können; allein L. verabscheute das Blutvergießen. In der Begleitung von 6000 wüthenden Menschen trat er die Rückreise nach Paris an. Nachdem ihm die Nationalversammlung die Krone wieder zugesprochen, beschwor er 14. Sept. 1791 ohne Widerrede abermals eine neue Verfassung. Mit einem Stoicismus, der nur Schwäche und Hülflosigkeit war, ergab er sich jetzt gänzlich in sein Schicksal. Er ließ sich die Unterstützung der Girondisten gefallen, nahm aus dieser Partei seine Minister, willigte in die Maßregeln gegen seine emigrirten Brüder und erklärte sogar an Östreich den Krieg. Endlich gelang es der Königin, ihren Gemahl diesem Zustande der Lethargie zu entreißen. Nach ihrem Wunsche mußte er sich an die feindlichen Mächte wenden und von diesen seine Rettung erbitten. Er schickte Mallet-du-Pan mit eigenhändig geschriebenen Instructionen an die Verbündeten ab und verlangte, daß dieselben Frankreich mit Vorsicht und Schonung überziehen, ein friedliches Manifest veröffentlichen und durch ihre Gegenwart die Herstellung des Throns und der Ordnung unterstützen sollten. Als auf die Nachricht von der Niederlage der Franzosen und dem Eindringen der Verbündeten die Nationalversammlung die Zusammenziehung eines Heeres von 20000 Fédérirten (Contingente der einzelnen Departements) zum Schutze der Hauptstadt beschloß, verweigerte der König, die Ankunft der Fremden herbeiwünschend, die Vollziehung dieses Decrets. Diese Weigerung erschien als Verrath und gab Anlaß zum Aufstande vom 20. Juni 1792, wobei die bewaffneten Vorstädter in die Tuilerien drangen und vom Könige die Vollziehung dieses sowie der Decrete gegen die Emigranten und widerspenstigen Priester foderten. L., nur von einigen Dienern umgeben, ließ die Thüren selbst öffnen und ertrug mit Ruhe und Klugheit die Beschimpfungen des Pöbels. Er setzte die dargereichte rothe Mütze auf und trank sogar aus der Hand eines schmutzigen Kerls ein Glas Wein. Erst nach vierstündiger Pein erschien der Maire Pétion und machte der Scene ein Ende. Der von den Jakobinern sodann förmlich organisirte Aufstand vom 10. Aug. traf auch Hof und König nicht ohne Vorbereitung. Das Schloß war mit Linientruppen und Nationalgarden umgeben; das Innere vertheidigten 1600 Schweizer. Noch ehe der eigentliche Angriff geschah, erklärten die Truppen und Nationalgarden, daß sie gegen das Volk nicht schießen würden, und der König sah sich auf den Rath des Gemeindeprocurators Röderer genöthigt, mit seiner Familie Schutz in dem Schoose der Nationalversammlung zu suchen. Hier vernahm er alsbald die Stürmung der Tuilerien und schickte den Schweizern den Befehl, die Vertheidigung des Schlosses aufzugeben. Da seine Gegenwart angeblich die Berathung hemmte, mußte er sich in die Loge der Geschwindschreiber zurückziehen, wo er 15 Stunden verweilte, den Beschluß seiner Suspension als constitutionelle Gewalt anhörte und zusah, wie die Zerstörer des Schlosses ihre Beute vor der Versammlung niederlegten und mit drohender Wuth die Absetzung des Monarchen verlangten. Am 11., um 1 Uhr des Morgens, brachte man endlich den König als Gefangenen mit seiner Familie nach dem Palast Luxembourg und von hier nach einigen Tagen in den festen Thurm des Temple. Die eigentliche Absetzung und das Gericht über den Unglücklichen überließ die Versammlung dem 21. Sept. zusammentretenden Nationalconvent (s. d.). Die Behandlung, welche die unter die Aufsicht des revolutionären Gemeinderaths gestellte königl. Familie erfuhr, war nicht eben großmüthig. Man trennte von ihr sämmtliche Diener, bis auf den Kammerdiener Clery, und übertrug die Bewachung rohen Handwerkern, die den Gefangenen aus Mistrauen keinen Augenblick freien Verkehrs verstatteten. Der König zeigte in dieser Lage die Ruhe und Ergebenheit eines Märtyrers. Er beschäftigte sich mit dem Unterrichte seines Sohnes und las während der Gefangenschaft 250 Bände. Nachdem der Convent Frankreich zur Republik umgewandelt, begann er die Verhandlungen über das Schicksal des Königs. Die Jakobiner wollten ihn ohne Umstände verurtheilen und hinrichten; die Girondisten drangen auf eine förmliche Procedur, um das Haupt des Unglücklichen zu retten. Am 11. Dec. erschien L. vor den Schranken der Versammlung. Er benahm sich mit Würde, vertheidigte sich, auf sein constitutionelles Recht hinweisend, und erhielt Tronchet, Malesherbes und Desèze zu Vertheidigern. Bei dem Übergewichte, welches die Partei des Schreckens bereits über alle Gemüther besaß, war der Ausgang des Processes nicht zweifelhaft. Am 26. Dec. erschien L. zum zweiten male vor den Schranken und nahm, nachdem ihn Desèze vertheidigt, selbst das Wort, um seine Unschuld im Allgemeinen zu betheuern und die Blutschuld vom 10. von sich abzuweisen. Unge-

achtet man die positiven Beweise der Unterhandlungen des Hofs mit dem Auslande bei Erstürmung des Schlosses gefunden, glaubte der König doch jene Thatsache ableugnen zu müssen, was einen sehr widrigen Eindruck hervorbrachte. Der Convent erhob hierauf unter furchtbaren Kämpfen die einfache Stimmenmehrheit bei der Fällung des Urtheils zur Regel, erklärte Ludwig Capet, wie man den König hieß, der Verschwörung gegen den Staat und die Sicherheit der Nation schuldig und bestimmte auch, daß das Urtheil, wie es auch ausfallen möge, dem Volke nicht zur Bestätigung vorgelegt werden sollte. Seit dem 16. Jan. endlich wurde unter dem Zudrange wüthender Volksmassen über die Strafe selbst entschieden und am 19. das Todesurtheil ohne Aufschub und Appellation mit 383 gegen 310 Stimmen ausgesprochen. L. vernahm sein Schicksal mit außerordentlicher Fassung, bat aber um drei Tage Aufschub, um eine freie Zusammenkunft mit seiner Familie, von der man ihn während des Processes getrennt hatte, und um den Beistand seines Beichtvaters Edgeworth (s. d.). Nur der Aufschub wurde ihm versagt. Nachdem er die Nacht vom 20. ruhig geschlafen und die Tröstung der Religion empfangen, bestieg er 21. Jan. 1793 den Wagen des Maire und wurde unter großen Sicherheitsanstalten auf den Revolutionsplatz gefahren. Um 10 Uhr betrat er muthig das Schaffot. Als ihn die Henker gebunden, riß er sich los und rief dem Volke zu: „Franzosen, ich sterbe unschuldig; ich wünsche, daß mein Blut nicht über Frankreich komme". Trommelwirbel erstickten seine Stimme, und unter dem Ausrufe Edgeworth's: „Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor!" fiel sein Haupt unter der Guillotine. L. starb als Opfer eines durch Absolutismus ausgearteten Staats- und Hoflebens und trug dabei als Individuum keine andere Schuld, als daß ihm die Natur die Eigenschaften des großen Herrschers versagt hatte, der wol im Stande gewesen wäre, Staat und Gesellschaft durch entscheidende Reformen auf eine neue Bahn zu leiten. Sein Leichnam wurde auf dem Kirchhofe Ste.-Madelaine neben den Gräbern der bei seiner Vermählung Verunglückten und der 10. Aug. gefallenen Schweizer bestattet. Nach den Bestimmungen seines Testaments, eines würdigen Zeugnisses christlicher Ergebung und humaner Gesinnung, erklärte sein Bruder, der Graf von Provence, den Dauphin als Ludwig XVII. (s. d.) zum Könige, den die fremden Mächte auch anerkannten. Vgl. Soulavie, „Mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI" (6 Bde., Par. 1801); Girtanner, „Schilderung des häuslichen Lebens, des Charakters und der Regierung L.'s XVI." (Berl. 1793); Moleville, „Histoire de la révolution de France, pendant les dernieres années du regne de Louis XVI" (10 Bde., Par. 1801); Bournisseaux, „Histoire de Louis XVI" (4 Bde., Par. 1829); Barrière, „La cour et la ville sous Louis XIV, XV et XVI" (Par. 1829).

Ludwig XVII. (Karl), zweiter Sohn König Ludwig's XVI. (s. d.) von Frankreich und der Marie Antoinette (s. d.) von Östreich, wurde 27. März 1785 zu Versailles geboren und erhielt den Titel eines Herzogs von der Normandie, nach dem Tode seines Bruders aber, 4. Juni 1789, die Würde des Dauphin. Er war ein Knabe von blühender Gesundheit und munterm Wesen, zeigte Geisteskräfte und Lernbegierde und hatte die Marquise von Tourzel zur Gouvernante, den Abbé Davoux zum Lehrer. In der ersten Zeit der Revolution besänftigte man das Volk mehrmals, indem man der Menge den Prinzen in der Uniform eines Nationalgardisten und mit den Nationalfarben geschmückt zeigte. Nach den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. 1789 bezog er mit seiner Familie die Tuilerien, wohnte der unglücklichen Flucht nach der lothring. Grenze bei und folgte auch mit seiner Schwester, der Herzogin von Angoulême (s. d.), nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792 seinen Ältern in den Templethurm. Nach der Hinrichtung Ludwig's XVI. (21. Jan. 1793) wurde der Prinz von seinem Oheim, dem spätern Ludwig XVIII., der sich damals in Westfalen befand, zum Könige von Frankreich erklärt. Er theilte noch mehre Monate hindurch die Gefangenschaft mit seiner Mutter. Im Juni jedoch berichtete St.-Just, daß die gestürzten Girondisten durch eine Verschwörung den Sprößling Ludwig's XVI. auf den Thron heben wollten, und der Convent befahl die Trennung des Kindes von der Mutter. Der Prinz wurde im Temple einem rohen Jakobiner, dem Schuster Simon, zur Pflege und Erziehung übergeben, der ihn aber in Gemeinschaft mit seiner Frau durch grausame Behandlung und Anleitung zu Ausschweifungen physisch und geistig zu Grunde richtete. Hébert entriß in diesem Zustande dem Knaben die schmählichsten Beschuldigungen gegen die unglückliche Mutter. Nach dem Sturze der Schreckensmänner vergaß man den Prinzen vielleicht absichtlich, und seine Lage änderte sich wenig. Man hielt ihn jetzt in einem Zimmer ohne Pflege und Unterricht eingesperrt; das Stroh seines Bettes wurde nie aufgeschüttelt; die Speise erhielt er vermittelst einer Drehlade; Niemand kam zu ihm, als die Inspectoren des Temple. In diesem Zustande erloschen vollends seine Geisteskräfte und die Sprache, und sein Körper verküm-

merte in Entkräftung und Rhachitis. Im Febr. 1795 setzte man endlich den Gemeinderath von Paris von der Krankheit des Prinzen in Kenntniß. Der berühmte Arzt Dussault mußte ihn besuchen, erklärte aber, daß jede Hülfe zu spät komme. Wirklich hörte das Opfer 8. Juni 1795 auf zu leben. Auf das Gerücht von einer Vergiftung schickte der Convent eine Commission von Ärzten, welche erklärte, daß kein gewaltsamer Tod vorliege. Der Leichnam wurde auf dem Kirchhofe Ste.-Marguerite in die gemeinschaftliche Grube bestattet und wie gewöhnlich mit Kalk bedeckt, sodaß 1815 die Reste nicht mehr aufgefunden werden konnten. Vgl. Eckard, „Mémoires historiques sur Louis XVII" (Par. 1817).

Ungeachtet damals und auch später alle dabei betheiligten Personen unzweifelhaft dargethan, daß der Prinz wirklich gestorben, verbreitete sich, besonders unter der royalistischen Partei, der Glaube, daß derselbe zur Zeit seines angeblichen Todes aus dem Gefängnisse errettet worden sei und noch lebe. Namentlich stützte man sich auf den ermittelten Umstand, daß 9. Juni 1795 ein von einem 10jährigen Knaben begleiteter Mann, Namens Ausardies, auf der Straße von Paris nach Fontainebleau angehalten, den andern Tag aber wieder in Freiheit gesetzt worden war, ohne daß man in dem über das Ereigniß aufgenommenen Protokoll bemerkt hatte, wo das Kind hingekommen sei. Bald erstand eine ganze Reihe von Abenteurern, die das Gerücht von der Flucht des Prinzen ausbeuteten und die Rolle L.'s XVII. mit mehr oder weniger Geschick und Glück übernahmen. Der erste dieser angeblichen Prinzen war **Jean Marie Hervagault**, der Sohn eines Schneiders zu St.-Lô, der seit 1802 als Abenteurer und Landstreicher mehrmals eingesperrt wurde und 1812 im Gefängnisse starb. Ein zweiter falscher Ludwig XVII. war **Mathurin Bruneau**, geb. 1784 zu Vezins bei Cholet in Anjou, wo sein Vater Holzschuhe verfertigte. Er erlitt während der Restauration ebenfalls mehrfache Bestrafungen und Verhaftungen, ist aber nach der Julirevolution von 1830 verschollen. Als ein dritter falscher Ludwig XVII. machte in den J. 1833 und 1834 der sogenannte **Herzog von Richmont** großes Aufsehen, der sich auch Ludwig Hector Alfred, Baron von Richmont, **Herzog von der Normandie** nannte. Dieser Abenteurer hieß eigentlich Henri Hébert, war aus der Gegend von Rouen gebürtig und richtete bereits 1828 und 1829 an die Kammern Bittschriften, in welchen er seine Titel und Rechte verlangte. Nach der Julirevolution protestirte er gegen die Thronbesteigung Ludwig Philipp's als der Herzog von der Normandie, gab seine Memoiren heraus, in denen er die abenteuerlichsten Schicksale erzählte, und vertheilte viele aufrührerische Flugschriften, in denen er sein Erbrecht geltend machte. Hébert wurde 1834 zu 12jähriger Einsperrung verurtheilt, entsprang aber aus dem Gefängnisse St.-Pelagie und gelangte mit Hülfe seiner Anhänger nach London, wo er als wohlhabender Mann unter dem Namen des Herzogs von Richmont lebte. Gegen Ende 1838 empfing er in dem Garten seines Hauses, angeblich von einem Franzosen, eine starke Verwundung; doch sprach das Gericht den Beschuldigten frei, weil die Beweise unzulänglich waren. Im J. 1843 wiederholte sich dieser Fall fast unter ähnlichen Umständen. Hébert starb 1845. Während Hébert zu Paris vor den Assisen stand, trat ein gewisser Morel de St.-Didier vor, der im Namen des „wahren, echten Ludwig XVII." gegen die Anmaßungen des Abenteurers protestirte. Dieser Prinz war ein Deutscher, **Karl Wilh. Naundorf**, gebürtig aus der Niederlausitz. Derselbe lebte früher als Uhrmacher zu Krossen, zeugte mit seiner Frau 10 Kinder und hatte bei seinen Bekannten das Lob eines rechtlichen und arbeitsamen Mannes. Schon längst hielt er sich oder gab sich für den Herzog von der Normandie aus, erzählte seine romantische Flucht aus dem Temple und wandte sich an die Regierungen und die Herzogin von Angoulême. Nach der Julirevolution ging er mit seiner Familie nach Frankreich und erhielt hier wegen seines bourbonischen Gesichtsschnitts und der Ähnlichkeit seiner Tochter mit Marie Antoinette viele Anhänger, denen er aus Erkenntlichkeit Hofwürden verlieh. Endlich wandte er sich an die Kammern, resignirte aber auf die Krone zu Gunsten der Dynastie Orléans unter der Bedingung, daß man ihm standesmäßigen Unterhalt gewähre. Die Kammern gingen über sein Gesuch zur Tagesordnung, und Naundorf gerieth jetzt in große Geldverlegenheit. Er hatte zur Begründung seiner Ansprüche eine Zeitung „La justice" gegründet, die nach sechs Wochen wieder einging, weil er die Caution nicht erlegen konnte. Im Febr. 1836 verklagte ihn sein gewesener Redacteur, Thomas, vor dem Zuchtpolizeigericht zu Paris als Intriguanten und Betrüger und foderte 10000 Frcs. an Auslagen und Schadenersatz. Das Gericht entschied jedoch, daß Naundorf nichts sei, nicht einmal ein Betrüger, und sprach ihn von der Anklage völlig frei. Er entfernte sich mit Würde, umgeben von zahlreichen Anhängern, die ihn ehrfurchtsvoll beglückwünschten. Seitdem lebte Naundorf mit seiner Familie in ziemlich leiblichen Verhältnissen bald in Belgien, bald in England, wo er Aus-

gang der vierziger Jahre starb. Sein Sohn, der das Prätendententhum fortsetzte, suchte als Herzog von der Normandie bei der niederl. Regierung 1853 um eine Anstellung in der Armee nach. Außerdem traten bis in die neueste Zeit noch viele andere Abenteurer mit den Ansprüchen Ludwig's XVII. auf, wenn auch mit weniger Geräusch. So 1853 noch zu Paris und in demselben Jahre in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Letzterer wollte indessen als Friedliebender seine Ansprüche nicht geltend machen. Vgl. „Ludwig XVII. lebt" (Lpz. 1855).

Ludwig XVIII. (Stanislaus Xaver), König von Frankreich, 1814—24, geb. zu Versailles 17. Nov. 1755, war der vierte Sohn des Dauphin Ludwig, des einzigen Sohnes Ludwig's XV., aus der Ehe mit Marie Josephe von Sachsen. Er erhielt den Titel eines Grafen von Provence und hatte mit seinen Brüdern, dem Herzog von Berri (Ludwig XVI.) und dem Grafen von Artois (Karl X.), den rechtschaffenen, aber beschränkten Herzog de la Vauguyon zum Erzieher. Seinen Brüdern an Geist überlegen, suchte er dieselben zu beherrschen und wußte sich auch zeitig der Leitung zu entziehen. Dafür umgab er sich mit Gelehrten, las die röm. Dichter und philosophische Schriftsteller und machte selbst Verse. Am 14. Mai 1771 verheirathete er sich mit Marie Josephine Luise, der Tochter Victor Amadeus' III. von Sardinien. Nach dem Regierungsantritt Ludwig's XVI. nahm er den Titel Monsieur an und wurde aus Eitelkeit der Gegner der Regierung. Er widersetzte sich Maurepas bei Zurückberufung der Parlamente und vertheidigte dabei die Prärogative der alten Monarchie. Die Reformen Turgot's und Necker's feindete er als revolutionär an. In der Versammlung der Notabeln von 1787 spielte er als Bureaupräsident eine Hauptrolle und half den Minister Calonne stürzen, obschon gerade er von dessen Verschleuderung den meisten Nutzen gezogen. Während der Verwaltung Loménie de Brienne's trat er auf die Seite der Parlamente und machte sich dadurch sehr beliebt beim Volke. Obgleich er Necker bei dessen Rückkehr Unterstützung versprach und in der Notabelnversammlung von 1788 die doppelte Vertretung des Dritten Standes in den Generalstaaten aufrecht hielt, so zog er sich doch beim Hereinbruche der Revolution gänzlich zurück. In den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. wurde er gar nicht bemerkt. Dagegen beschuldigte man ihn später, daß er damals heimlich nach der Regentschaft gestrebt habe. Inwiefern er an dem Complot des Favras betheiligt war, welches die Aufhebung der Nationalversammlung und die Einsetzung einer Regentschaft zum Zweck gehabt haben soll, ist nicht klar geworden. Der Prinz hielt es indessen für nothwendig, sich persönlich in einer Rede auf dem Stadthause zu vertheidigen, wodurch er in den Augen des Volkes viel gewann. Einen neuen Stoß erlitt seine Popularität durch die Veröffentlichung des sogenannten Rothen Buchs, nach dem er unter Calonne 13,824000 Livr. an Benefizien empfangen und außerdem auf seine Ställe jährlich 800000 Livr. verwendet hatte. Obschon er sein Wort gegeben, daß er Frankreich nicht verlassen würde, begab er sich in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 zugleich mit dem Könige auf die Flucht, gelangte aber, den Weg über Lille nach der belg. Grenze einschlagend, unangefochten nach Brüssel. Jetzt erklärte er sich offen gegen die Nationalversammlung, rief die Hülfe der fremden Mächte zur Herstellung der alten Monarchie an und machte mit dem schon früher ausgewanderten Grafen von Artois in einem Schreiben vom 10. Sept. 1791 die Declaration von Pillnitz bekannt, wobei dem Könige das Recht, die Constitution anzunehmen, abgesprochen wurde. Diese feindseligen Schritte der Prinzen, um die sich zu Koblenz ein förmlicher Hof bildete, ihr Eifer in der Bildung eines Emigrantenheers richteten den unglücklichen König vollends zu Grunde. Nachdem die Brüder der Auffoderung Ludwig's XVI., nach Frankreich zurückzukehren, nicht gefolgt, erklärte die Nationalversammlung durch ein Decret vom 16. Jan. 1792 den Grafen von Provence des Rechts auf die Regentschaft und Thronfolge verlustig. Bei dem Aufbruche der Preußen nach dem Rhein, im Juli 1792, vereinigte sich der Prinz mit einem Corps von ungefähr 6000 Emigranten und erließ ein Manifest, das noch weniger Klugheit verrieth als das des Herzogs von Braunschweig. Der Rückzug aus der Champagne und das Vordringen des republikanischen Heeres nöthigten ihn endlich, das Schloß Neuville zu verlassen und nach Schloß Ham in Westfalen zu gehen. Bei der Nachricht von der Hinrichtung Ludwig's XVI. veröffentlichte er ein Manifest, in welchem er den Dauphin als Ludwig XVII. (s. d.) ausrief, sich selbst aber zum Regenten und den Grafen von Artois zum Generallieutenant ernannte. Einige Höfe, besonders der zu Wien, erkannten jedoch seine Regentschaft erst nach der Hinrichtung der Königin an. Er verlegte nun seinen Hof nach Verona im Venetianischen und nannte sich Graf von Lille. Nach dem Tode seines Neffen, des sogenannten Ludwig XVII. (s. d.), nahm er 1795 den Königstitel an und erließ eine Proclamation, in welcher er die Herstellung der alten Monarchie verkündigte. Auch zeigte er jetzt den Entschluß, sich persönlich an die Spitze der Insurgenten in der Vendée

zu stellen, was jedoch bei seiner gänzlichen Unfähigkeit als General nicht zur Ausführung kam. Die Drohungen, welche Bonaparte an die venetian. Republik richtete, hatten die Ausweisung des Prinzen zur Folge. Er verließ 13. April 1796 Verona, ging über den St.-Gotthard und vereinigte sich mit dem Corps des Prinzen Condé, das mit der östr. Armee verbunden war. Da ihn jedoch das Cabinet zu Wien, weil er angeblich nicht in die Vermählung der Tochter Ludwig's XVI. mit dem Erzherzog Karl willigte, die Anerkennung als König verweigerte, so mußte er sich unter Androhung von Waffengewalt aus dem Hauptquartier Condé's zu Mülheim entfernen. Er ging nach Dillingen in Schwaben, wo er von einem franz. Meuchelmörder einen Streifschuß am Scheitel erhielt, und begab sich von hier nach Blankenburg im Braunschweigischen. Zufolge der Revolution vom 18. Fructidor (s. d.), die alle seine Hoffnungen und geheimen Verbindungen mit Pichegru, Cambacérès, Barras, Boissy d'Anglas, Camille Jordan vernichtete, hielt er es gerathen, sich weiter zurückzuziehen. Der Kaiser Paul gewährte ihm ein Asyl zu Mitau in Kurland, wo er 23. März 1798 eintraf. Hier bildete sich bald aus den vornehmen Emigranten ein kleiner Hof, an welchem nach achtjähriger Trennung auch die Gemahlin des Prinzen erschien. Die Verhandlung des Kaisers Paul mit der Consularregierung hatte jedoch zur Folge, daß der Graf Lille mit seiner Umgebung Mitau 1801 verlassen mußte, worauf er sich mit Bewilligung Preußens nach Warschau wandte. Bonaparte ließ ihm hier 1803 den Antrag machen, er möge seinen und seiner Familie Ansprüchen auf den franz. Thron entsagen, widrigenfalls er ihm die Unterstützung bei einigen Höfen verkümmern würde. Der Prinz wies dies Ansinnen stolz zurück und protestirte auch, als er die Thronbesteigung Napoleon's vernahm. Mit Genehmigung des Kaisers Alexander kehrte er 1805 nach Mitau zurück; allein der Friede zu Tilsit nöthigte ihn gegen Ende 1807 Zuflucht in England zu suchen, wo sich der Graf von Artois seit 1796 aufhielt. Hier kaufte er 1809 das Schloß Hartwell in der Grafschaft Buckingham, das er fortan bewohnte und auf welchem 1810 seine Gemahlin starb. Als der Sturz Napoleon's hereindrohte, suchte er sich auf mannichfache Weise der franz. Nation zu nähern. Nach dem Rückzug aus Rußland empfahl er dem Kaiser Alexander die gefangenen Franzosen, und als die Verbündeten in Frankreich eindrangen, erließ er mit dem Grafen von Artois und Herzog von Angoulême eine vom 1. Febr. 1814 datirte Proclamation, in welcher er zwar sein göttliches Thronrecht beanspruchte, allein liberale, dem Jahrhunderte angemessene Institutionen versprach. Obschon sich durch diese Erklärung in Frankreich eine Partei für die Herstellung der Bourbons erhob, so erhielt die öffentliche Meinung doch erst eine entschiedene Richtung, als die Monarchen erklärten, daß man nicht mit Napoleon oder einem Gliede seiner Familie unterhandeln wolle. Talleyrand und noch einige andere einflußreiche Persönlichkeiten besorgten hierauf das Übrige. Der Senat ernannte zunächst eine Provisorische Regierung, an deren Spitze Talleyrand stand. Dieselbe veröffentlichte einen vom Senat in Eile abgefaßten und 5. April 1814 angenommenen Constitutionsentwurf, nach welchem die Bourbons auf den Thron zurückgerufen wurden. Ein anderes Senatsdecret vom 4. übertrug dem Grafen von Artois die Statthalterschaft, bis sein Bruder durch die Annahme der Constitutionsacte den Thron bestiegen haben würde. Der bisherige Graf von Lille landete nun 26. April zu Calais und verweilte einige Tage zu Compiègne, wo er die franz. Marschälle, dann zu St.-Ouen, wo er die Deputationen der Behörden der Hauptstadt empfing. Von St.-Ouen aus erklärte er, daß er der Nation kraft seines Herrscherrechts eine Constitution verleihen werde, den Entwurf des Senats aber im Besondern nicht annehme. Am 3. Mai hielt er hierauf, nach 24jährigem Exil, als König von Frankreich seinen Einzug in die Hauptstadt; einen Monat später, 4. Juni, empfing die Nation aus seinen Händen die constitutionelle Charte. (S. Frankreich.)

Wiewol L. hierdurch wie durch seine andern ersten Regentenhandlungen an die absolute Monarchie anknüpfte und den Charakter der Revolution und die Stimmung der Nation gänzlich verkannte, so würde er sich bei der Milde seiner Gesinnung gewiß mit dem neuen Zustande versöhnt haben, hätte sich nicht sogleich die alte Adels- und Priesterpartei, an deren Spitze der Graf von Artois stand, zwischen das Volk und den schwachen Monarchen geworfen. Die wichtigsten Bestimmungen der Charte, Preßfreiheit, Eigenthumsrecht, Rechtsschutz, wurden sogleich mit Füßen getreten und die Anhänger des Kaisers, die Republikaner und die Protestanten mit Wuth verfolgt. Erst auf die Nachricht von der Landung Napoleon's lenkte der König selbst um, beschwor aufs neue die Charte und erließ freisinnige Proclamationen; allein alles Dies war vergeblich. Bei der Annäherung des Kaisers verließ der König mit seiner Familie in der Nacht vom 19. zum 20. März 1815 Paris und floh nach Lille, von wo aus er sich 23. März, in der Gefahr gefangen zu werden, über Ostende nach Gent begab. Hier fanden sich auch alsbald alle die so-

genannten Getreuen ein, deren Wuth er dieses zweite Exil zu verdanken hatte. Nach der Schlacht von Waterloo erließ L. zu Cambray eine Proclamation vom 25. Juni, in welcher er vor der Nation seine begangenen Fehler eingestand, sich mit der Unkenntniß des neuen Geistes entschuldigte und eine allgemeine Amnestie mit Ausnahme der Verräther und die Sicherung der Charte durch neue Bürgschaften versprach. Unter dem Schutze des Herzogs von Wellington hielt er hierauf 9. Juli 1815 seinen Einzug in Paris und erneuerte seine Versprechungen. Dessenungeachtet ließ er sich sogleich von der alten Partei, die gänzlich den Zustand von 1789 wollte, beherrschen und gab die Staatsgewalt dem maßlosesten Fanatismus preis. Durch eine Ordonnanz vom 16. Juli wurde die Armee aufgelöst, und an die Stelle der alten Offiziere traten Männer, die oft nie die Waffen geführt. Eine andere Ordonnanz vom 24. Juli bezeichnete die Verräther; 19 Generale und Offiziere wurden auf den ersten Griff vor ein Kriegsgericht gestellt; 38 wurden verbannt, darunter mehre Civilbeamte; 29 wurden der Pairschaft entsetzt. Gegen seinen Charakter zeigte sich der König bei der Verurtheilung Ney's (s. d.), Labedoyère's (s. d.), Lavalette's (s. d.) u. A. unerbittlich. Die 7. Oct. eröffnete Kammer (Chambre introuvable) war durch die Regellosigkeit bei den Wahlen so mit ultraroyalistischen Fanatikern angefüllt, daß der Herzog von Richelieu dem Könige rieth, dieselbe (5. Sept. 1816) aufzulösen. Dieser Maßregel folgten royalistische Complote, welche den Umsturz der Charte und die Entthronung L.'s zum Zwecke hatten. In den Provinzen scharten sich von Adeligen oder Priestern geführte Mörderbanden zusammen, die ungestraft die Anhänger der Revolution oder auch unter dem Deckmantel der Politik die Protestanten zu Hunderten hinschlachteten. Die Gefängnisse waren mit politisch Angeklagten angefüllt, die Tribunale mit Processen überhäuft. Kaum war es dem Ministerium Decazes gelungen, den Sturm zur Freude des Königs etwas zu besänftigen, als die Ermordung des Herzogs von Berri (s. d.), 13. Febr. 1820, der ultraroyalistischen Partei aufs neue ihre Stärke verlieh. Die nächste Folge davon äußerte sich in der Abschaffung des freisinnigen Wahlgesetzes im Juni 1820 und in dem verstärkten Einflusse des Grafen von Artois, der Villèle ins Ministerium brachte. Zur Stärkung der Legitimität und Befestigung des monarchischen Princips ließ sich auch der geistig und körperlich schwache König 1823 noch zu dem ruhmlosen und kostspieligen Feldzuge nach Spanien verleiten. Nach diesem letzten Triumphe starb er, schon längst an Gicht und Fettsucht leidend, 16. Sept. 1824. Die undankbaren Priester verweigerten dem Todten die kirchlichen Ehren, weil er den Wunsch gehegt hatte, nach der Charte zu regieren. In seinem Privatleben war L. liebenswürdig, nur besaß er die Schwachheit, als Dichter und Gelehrter gelten zu wollen, und corrigirte jungen Schriftstellern, die sich an ihn wendeten, gern die Manuscripte. Er selbst schrieb anonym in die Zeitschriften und gab eine Menge Schriften und Gedichte heraus, die ohne Bedeutung sind. Vgl. „Mémoires de Louis XVIII" (Par. 1822), die großes Interesse besitzen, wenn auch der Herzog von Doudeauville die Autorschaft abgelehnt hat.

Ludwig Philipp, König der Franzosen seit der Julirevolution von 1830 bis zur Februarrevolution von 1848, geb. zu Paris 6. Oct. 1773, war der älteste Sohn des Herzogs Ludwig Philipp Joseph von Orléans (s. d.) und der Prinzessin Louise Marie Adélaide von Penthièvre. Bei der Geburt erhielt er den Titel eines Herzogs von Valois, 1785 den eines Herzogs von Chartres. Im J. 1782 übertrug sein Vater die Erziehung dieses Sohns und seiner übrigen Kinder seiner Freundin, der Frau von Genlis (s. d.). Das Erziehungssystem, welches die berühmte Frau verfolgte, war den philosophischen Grundsätzen jener Zeit entsprechend und entfaltete sehr glücklich die ausgezeichneten Geistesanlagen ihres ältesten Zöglings. Der Prinz erlernte die neuern Sprachen, stählte Geist und Körper durch physische Abhärtung und empfing überhaupt statt religiöser eine tüchtige Verstandesbildung. Wäre auch nicht die Stellung seines Vaters zum Hofe ein feindselige gewesen, so mußte sich doch der Herzog von Chartres schon der Erziehung nach den Freiheitsideen der beginnenden Revolution zuwenden. Er trat in die Nationalgarde, als sich dieselbe bildete, und, nach dem Beispiele seines Vaters, 1. Nov. 1790 sogar in den Club der Jakobiner, die sich damals noch die Constitutionsfreunde nannten. Nachdem er 1791 den Befehl über sein Regiment zu Vendôme übernommen, wurde er im August mit demselben nach Valenciennes versetzt, wo er als ältester Oberst den Befehl über den Platz übernahm und durch kluges Betragen die öffentliche Meinung gewann. Beim Ausbruche des Kriegs trat er unter den Befehl des Generals Biron und zeichnete sich schon (April 1792) in den Gefechten bei Quévrin und Boussu aus. Am 7. Mai zum Maréchal-de-Camp ernannt, befehligte er in der Armee Luckner's eine Cavaleriebrigade, stieg dann unter Kellermann 7. Sept. zum Generallieutenant und leistete als solcher 20. Sept. in der berühmten Kanonade bei Valmy glän-

zende Dienste. Hierauf ging er in die Armee Dumouriez' über und gewann mit demselben gemeinschaftlich 6. Nov. die Schlacht bei Jemappes (s. d.). Zufolge der Ereignisse vom 10. Aug. 1792 hatte der Prinz längst seine Titel abgelegt und gleich seinem Vater den Namen Egalité angenommen. Als der Convent die Verbannung über alle Bourbons verhing, erlangten Vater und Sohn ein Ausnahmegesetz. Aber nach der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793), wo der Prinz das Centrum befehligte, wurde die Lage desselben höchst mislich. Dumouriez (s. d.) soll damals den Plan gehegt haben, den Herzog von Chartres auf den constitutionellen Thron zu heben; ob der Herzog davon wußte, ist nicht bekannt. Doch wurde er in den Verhaftsbefehl gegen seinen Obergeneral eingeschlossen und trat mit demselben 4. April 1793 auf das östr. Gebiet. Er suchte hierauf in der Schweiz seine Schwester Adelaide auf, die er mit Frau von Genlis bereits in Sicherheit gebracht hatte. Zu Zürich, zu Zug und an andern Orten fehlte es indeß den Behörden an Muth, ihm eine Freistätte zu gewähren. Der Prinz ließ darum seine Schwester in einem Kloster in Aargau und irrte vier Monate in den Bergen umher. Endlich verschaffte ihm der ebenfalls ausgewanderte General Montesquiou die Stelle eines Lehrers der Geographie und Mathematik an der Schule zu Reichenau bei Chur, in welcher Stellung er unter dem Namen Chabaud-Latour acht Monate verblieb. Als er die Hinrichtung seines Vaters erfuhr, begab er sich jedoch nach Bremgarten zu Montesquiou, als dessen Adjutant er längere Zeit unter dem Namen Corby galt. Hier faßte er, nachdem seine Schwester zur Prinzessin Conti nach Baiern abgereist, den Entschluß, nach Amerika auszuwandern, und begab sich deshalb nach Hamburg. Aus Mangel an Mitteln verschob er jedoch diesen Plan und machte eine Reise durch Dänemark, Schweden, Norwegen bis ans Nordcap hinauf. Nach seiner Rückkehr nach Hamburg, zu Anfang 1796, lebte er einige Zeit in sehr dürftigen Verhältnissen. Seine Mutter, die Herzogin-Witwe, sowie seine beiden Brüder, der Herzog von Montpensier und der Graf Beaujolais, waren unterdeß in Frankreich freigelassen worden. Doch stellte das Directorium die Bedingung, daß der älteste Prinz Europa verlassen sollte. Der Herzog von Orléans, wie er nach dem Tode seines Vaters hieß, schiffte sich demnach ein und kam 21. Oct. 1796 in Philadelphia an. Mit den Ereignissen vom 18. Fructidor wurden indessen die kaum freigegebenen Güter der Familie Orléans wieder eingezogen und die Bourbons vom Boden der franz. Republik nochmals verbannt. Die Herzogin-Witwe mußte mit einer Rente von 100000 Frcs. nach Spanien auswandern, die jüngern Brüder aber folgten dem ältesten und landeten im Febr. 1797 in Amerika. Die drei Prinzen bereisten nun die Vereinigten Staaten und schifften sich endlich nach England ein, wo sie im Febr. 1800 zu Falmouth landeten. Nach einem vergeblichen Versuche des ältesten, die Mutter in Spanien aufzusuchen, lebten die Brüder länger als sieben Jahre im Dorfe Twickenham bei London von den Ersparnissen der Mutter. Im J. 1807 starb jedoch der Herzog von Montpensier an einem Brustübel, und da der Graf von Beaujolais auch erkrankte, brachte ihn sein Bruder nach Malta, wo er ebenfalls starb. Der Herzog von Orléans reiste nun nach Sicilien, wo der König Ferdinand I. (s. d.), der Hälfte seines Reichs beraubt, zu Palermo Hof hielt. Er wurde daselbst sehr gut aufgenommen und faßte Neigung zu der zweiten Tochter des Königs, der Prinzessin Marie Amélie. Ehe die Vermählung stattfand, schickte ihn jedoch Ferdinand mit dem Prinzen Leopold von Salerno nach der span. Küste, um hier die Sache der Bourbons gegen Joseph Bonaparte aufrecht zu erhalten. Die Prinzen landeten zu Gibraltar; aber auf Betrieb Englands wurde Leopold festgehalten und der Herzog von Orléans im Sept. 1808 nach London gebracht, wo er mit Mühe die Erlaubniß zur Rückkehr nach Palermo erhielt. Ehe er sich zu Portsmouth einschiffte, traf er nach langer Trennung seine Schwester, die nun mit der aus Spanien vertriebenen Mutter 25. Nov. 1809 seiner Vermählung mit der Prinzessin Marie Amélie beiwohnte. Kurz darauf wurde der Herzog von Orléans von der Junta zu Sevilla nach Spanien berufen. Man hoffte, daß seine Gegenwart an der Spitze eines Heeres in Catalonien diese Provinz und auch das südliche Frankreich zum Aufstande gegen Napoleon's Herrschaft bringen würde. Auf einer span. Fregatte schiffte er sich 21. Mai 1810 ein, kam zu Tarragona an, fand aber keine Armee. Er begab sich nach Cadiz, wohin die Junta geflohen war; allein die Spanier hatten den Muth verloren und fürchteten die Einmischung Englands. Nachdem die Versammlung der Cortes den Prinzen zur Abreise aufgefodert, kehrte er 3. Oct. nach Sicilien zurück. Zu Palermo, wo sich ihm das glücklichste Familienleben eröffnete, wurde indeß seine Stellung der Königin Marie Karoline gegenüber äußerst schwierig. Auf die Nachricht von dem Sturze Napoleon's reiste der Herzog von Orléans sogleich nach Paris, wo er von Ludwig XVIII. nicht ohne Mistrauen aufgenommen und 15. Mai 1814 zum Generaloberst der Husaren ernannt wurde. Nach einigen Wochen holte

er von Palermo seine Familie und bezog endlich, nach dem schicksalvollsten Leben, das Palais-Royal, die Wohnung seiner Väter. Auf die Nachricht von Napoleon's Rückkehr mußte er nach Lyon zur Unterstützung der Operationen des Grafen von Artois abgehen, kehrte aber, da alle Anstrengungen vergebens waren, sogleich nach Paris zurück und beschwor in der Kammersitzung vom 16. März 1815 mit dem königl. Hause die constitutionelle Charte. Nach dem ebenso vergeblichen Versuche, die nördlichen Departements den Bourbons zu erhalten, verließ er 24. März Lille und zog sich nach England in das Dorf Twickenham zurück, wohin ihm schon seine Familie vorausgegangen war. Nach seiner Rückkehr im Juli 1815 hatte er Mühe, die Aufhebung der von der kaiserl. Regierung angeordneten Sequestration seiner Güter zu erlangen. Die Entfernung Ludwig's XVIII. von ihm war noch größer geworden, indem die Parteien im Laufe der Ereignisse den Herzog von Orléans als Thronfolger vorgeschlagen hatten. Auch misfiel die Mäßigung, die er dem Hofe anrieth und die er offen in der Pairskammer geltend machte. Je mehr dadurch seine Popularität stieg, um so heftiger brach der Haß des Hofs und der Prinzen gegen ihn los. Der Herzog von Orléans entfernte sich darum freiwillig und reiste 23. Oct. 1815 wieder nach Twickenham, wo sich noch seine Familie befand. Erst als der Hof Ende 1816 eine gemäßigtere Richtung einschlug, kehrte er zurück und genoß nun in Ruhe sein immer noch sehr großes Vermögen, das ihm die Revolution zurückgelassen. Sein Hof wurde ein Sammelplatz freisinniger und wissenschaftlicher Geister, und allmälig erwuchs eine Stimmung für das Haus Orléans, welche dessen künftige Erhöhung vorbereitete. Auch die Söhne des Herzogs, die in öffentlichen Anstalten ihre Bildung erhielten, genossen einer großen Popularität. Dessenungeachtet kann man Ludwig Philipp, dessen Scharfsichtigkeit allerdings die Ereignisse voraussehen mochte, nicht vorwerfen, daß er sich in politische Intriguen gegen die ältern Bourbons verwickelte. Nach der Thronbesteigung Karl's X. gestaltete sich sogar sein Verhältniß zum Hofe freundlicher. Auch nahm er an den Ereignissen, welche der Revolution von 1830 vorangingen, weder auf Seiten des Hofs noch des Volkes irgend einen Antheil. Während der blutigen Tage vom 27., 28. und 29. Juli 1830 hatte ihn der zu St.-Cloud residirende Hof ganz vergessen und jede Maßregel gegen den Prinzen, der jetzt politische Wichtigkeit erlangen mußte, verabsäumt. Auch zu Paris wurde sein Name während des Kampfs nicht genannt. Nur Laffitte (s. d.) hatte ihn seit dem 28. Juli ermuntert, die Gelegenheit zu ergreifen. Als am 29. auf dem Stadthause die Absetzung Karl's X. ausgesprochen worden, beschloß die provisorische Kammer auf Laffitte's Vorschlag am 30., dem Herzog von Orléans die Regentschaft als Generallieutenant des Reichs anzutragen. Der Herzog kam hierauf in der Nacht vom 30. zum 31. Juli von seinem Schlosse Neuilly nach Paris, nahm die Würde an und trat auf dem Stadthause, wo die republikanische Partei unter Lafayette ihren Sitz hatte, dem sogenannten Juliprogramm bei, welches einen mit republikanischen Institutionen umgebenen Thron versprach. Zugleich hatte auch Karl X. (s. d.) mit seiner und des Dauphins Abdankung den Herzog von Orléans zum Generallieutenant des Reichs ernannt, schließlich jedoch demselben aufgetragen, den Herzog von Bordeaux (Grafen Chambord) als König proclamiren zu lassen. Der Herzog von Orléans unterließ dies, während seine Freunde seine eigene Erhebung vorbereiteten. Ludwig Philipp entschuldigte sein Verfahren gegen die ältern Bourbons wiederholt damit, daß er nicht aus Selbstsucht, sondern nur aus Liebe zu Frankreich gehandelt; und es bleibt allerdings zweifelhaft, ob seine eigene Resignation der ältern Linie die Herrschaft und Frankreich den augenblicklichen Frieden gerettet hätte. Nachdem er als Regent die Kammern 3. Aug. berufen, erhielt der Deputirte Bérard den Auftrag, die Charte umzuarbeiten. Doch wußten der Regent und die Doctrinaires (s. d.) zu verhindern, daß sich die Umgestaltung über wenig mehr als die einleitenden Grundsätze erstreckte. In einer Sitzung der Kammer vom 9. Aug. beschwor hierauf Ludwig Philipp die reformirte Charte und bestieg kraft des Beschlusses und der Auffoderung der Kammer vom 7. Aug., der auch die Pairs beigetreten waren, als König der Franzosen den Thron. Obwol er seine Krone durch die Kammer gleichsam aus den Händen der Nation empfangen, war er doch mit Recht der Ansicht, daß ihm nach dem Sturze der ältern Bourbons, als dem Haupte des jüngern Zweigs, die Thronfolge gebühre. Unter dieser Form machte er den fremden Mächten seine Erhebung bekannt, verpflichtete sich zu den Verträgen von 1814 und 1815 und empfing auch seine Anerkennung. Während der König nach außen den Frieden mit Eifer zu erhalten strebte, suchte er sich inmitten des innern Parteigewirrs auf die Mittelclasse, deren Repräsentanten in der Kammer ihn auf den Thron berufen, zu stützen, die andern Parteien dagegen durch die Politik des sogenannten Juste Milieu (s. d.) niederzuhalten und abzuschwächen. Wie groß aber auch seine Klugheit und

sein persönlicher Einfluß war, den er stets unter dem Wechsel seiner Minister und deren Ansichten zu bewahren wußte, so vermochte doch Ludwig Philipp keineswegs die mit der Julirevolution aufgeweckten und erstarkten Ansprüche der großen demokratischen Partei vermittelst seiner Taktik zu beseitigen; vielmehr sah er sich sehr bald durch eine Reihe blutiger Emeuten, Verschwörungen und Attentate gegen sein Leben, denen er aber stets auf wundersame Weise entging, auf die Politik einer offenern Repression und Reaction mehr und mehr hingeführt. Wiewol unter solchen Verhältnissen jede wahrhafte politische Entwickelung unterblieb, so nahm doch Frankreich während dieser Zeit einen unermeßlichen materiellen Aufschwung und der Bestand des Julithrons schien sich schon darum zu consolidiren. Die äußere Politik des Königs in den orient. Wirren von 1840, in welcher die öffentliche Meinung nur Ohnmacht und Täuschung sah, noch mehr aber der durch einen unglücklichen Zufall erfolgte Tod des Thronerben (des Herzogs von Orléans, gest. 13. Juli 1842), der die Nachfolge eines damals vierjährigen Kindes in Aussicht stellte, machten indessen seit dem Beginn der vierziger Jahre die Lage des Julithrons unsicherer als je und verliehen den feindlichen Parteien, namentlich aber der Demokratie in Verbindung mit den sich mächtig entfaltenden socialistischen Richtungen, neue Ausbreitung und Stärke. Dazu kam noch die gänzlich unfruchtbare, mit Hartnäckigkeit jede Reform zurückweisende Verwaltung des Ministeriums Guizot (seit 29. Oct. 1840), die dennoch den Anschein von Dauer trug und gerade deshalb den Hof und den König sicher und sorglos machte. Es trat immer offener zu Tage, daß die Regierung, um die parlamentarische Majorität festzuhalten, die Wahlen durch jede Art von Concession und Bestechung leitete, die Kammer mit ergebenen Beamten füllte und durch das System der Käuflichkeit eine wahre Deputirtenoligarchie schuf, der die allgemeinen Interessen der Nation preisgegeben waren. Außerdem offenbarte sich in einer Reihe skandalöser Processe eine unerhörte Corruption der Verwaltung selbst, die sogar bis in die Ministerien hinaufreichte. Die öffentliche Meinung foderte zur Abhülfe dieses Zustandes eine gründliche Wahlreform; aber sowol Guizot wie der König verweigerten diese ihre Selbstherrschaft bedrohende Reform und machten sich hierdurch auch die große Masse der Gemäßigten abwendig. Die Niederlage der äußern Politik Ludwig Philipp's in Italien und in den schweiz. Wirren von 1847 verstärkte nur den Ruf aller Parteien nach einer gründlichen Reform des Wahlgesetzes und führte, als der König bei der Kammereröffnung vom 28. Dec. 1847 die Reformbewegung geradezu verdammte, zur Demonstration der sogenannten Reformbankete, gegen welche die Regierung mit Gewalt einzuschreiten suchte. Die demokratisch-socialistische Partei benutzte endlich die volle Vereinzelung des Hofs und der Regierung und begann 22. Febr. 1848 in den Straßen von Paris den Aufstand, wobei der König mit Schrecken wahrnehmen mußte, wie auch die Nationalgarde wenig Neigung zeigte, für die Regierung die Waffen zu führen. Bereits um Mittag des 23. Febr. legte Guizot sein Ministerium nieder und der König beging den Misgriff, die Entlassung anzunehmen, ehe er sich der festen Bildung eines neuen Cabinets versichert hatte. Während an seinem Hofe Rathlosigkeit herrschte, gewann der Aufstand rasch an Ausdehnung und Intensivität, und weder der Befehl zum Einstellen des Feuers von Seiten der Truppen am Morgen des 24. Febr., noch die einige Stunden später erfolgte Abdankung des Königs zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, noch endlich der muthvolle Versuch der zur Regentin ernannten Herzogin von Orléans, die Rechte ihres Sohns in der Kammer zur Anerkennung zu bringen, waren im Stande, den Sturm zu beschwören. Ludwig Philipp, entmuthigt, ohne feste Regierungsstütze, selbst von den Höflingen verlassen, verließ im Tumult um die Mittagszeit des 24. Febr. mit seiner Familie heimlich die Tuilerien und floh aus Paris. (S. Frankreich.) Er ging über St.-Cloud nach Dreux, wo er übernachtete, und wandte sich dann der normannischen Küste zu, wo er sich mit seiner Gemahlin unter mancherlei Gefahren mehre Tage verbarg, bis es ihm 2. März gelang, von Trouville aus das von der brit. Regierung zugeschickte Dampfboot „Expreß" zu besteigen, das ihn mit der Königin 3. März an der engl. Küste zu Newhaven landete. Seine Familie, von der er sich der Sicherheit wegen getrennt, hatte zum Theil den Boden Englands schon erreicht. Ludwig Philipp nahm unter dem Titel eines Grafen von Neuilly seine Residenz auf Claremont, einer Besitzung des Königs der Belgier unweit Windsor, und ertrug den Wechsel seines Geschicks mit großer Ruhe und Würde. Im Winter 1849 ging er aus Gesundheitsrücksichten nach Richmond, kehrte aber schon im März 1850 wieder nach Claremont zurück, wo er, von anhaltender Schwäche befallen, am Morgen des 26. Aug. starb. Seine Überreste wurden 2. Sept. in der kath. Kapelle zu Weybridge beigesetzt. Ludwig Philipp besaß eine kräftige Constitution, große Klarheit und Schärfe, sowie Festigkeit und Kühnheit des Geistes, reine Sitten, umfassende Bildung und reiche Erfahrung und war

bis zum letzten Augenblicke ein strenger Haushalter und der beste Familienvater. Man hat gefragt, warum er sich den letzten Ereignissen gegenüber so auffallend unthätig, rath- und muthlos, selbst zaghaft bewies, und mag den Grund dafür wol im Alter des Greises und in der Ermüdung und Enttäuschung eines langjährigen, fruchtlosen Kampfes suchen. Aus seiner Ehe mit Amalie (s. d.) Marie von Sicilien ging eine zahlreiche Familie hervor, deren Glieder sich durch Charakter, Fähigkeit und Bildung ausgezeichnet haben. Der Repräsentant der Rechte seines Hauses ist sein Enkel, der Prinz Ludwig Philipp Albert von Orléans, Graf von Paris, geb. 24. Aug. 1838. (Über die einzelnen Glieder der Familie Ludwig Philipp's, sowie über die Güterconfiscation des Hauses durch Ludwig Napoleon s. den Art. **Orléans**.) Vgl. Birch, „Ludwig Philipp, König der Franzosen" (3 Bde., Stuttg. 1841—44); „Douglas, „Life and times of Louis Philippe" (Lond. 1848); Montalivet, „Le roi Louis Philippe etc." (Par. 1851); Lemoine, „Abdication du roi Louis Philippe, racontée par lui-même" (Par. 1851).

Ludwig I. (Karl Aug.), König von Baiern von 1825—48, der erstgeborene Sohn und Nachfolger des Königs Maximilian Joseph aus dessen erster Ehe mit Marie Wilh. Auguste, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, wurde 25. Aug. 1786 geboren. Er besuchte die Universitäten zu Landshut und Göttingen, machte dann den Krieg gegen Östreich und in Tirol mit und vermählte sich 12. Oct. 1810 mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen (jetzt Sachsen-Altenburg), geb. 8. Juli 1792. An den spätern Feldzügen sich zu betheiligen, wurde er durch seine schwächliche Gesundheit abgehalten. Als Kronprinz nahm er an den Regierungsgeschäften sehr wenig Antheil, lebte abwechselnd in Salzburg, Innsbruck, Würzburg und Aschaffenburg und widmete sich mit Ernst den Wissenschaften und Künsten. Sparsam in seinem Privatleben, konnte er schon zu jener Zeit beträchtliche Summen auf den Ankauf von Kunstschätzen und die Erbauung eines prachtvollen Museums (der Glyptothek) zur Aufnahme der Meisterwerke der Sculptur verwenden. Sobald er 13. Oct. 1825 den Thron bestiegen (s. **Baiern**), traten im Staatshaushalte mehre Reformen ein, welche von dem Grundsatze strenger Ökonomie ausgingen. Der Geschäftsgang wurde vereinfacht und selbst die Presse wurde der drückendsten Fesseln entledigt. Bei seiner Liebe für Künste und Wissenschaften, insbesondere für Bildhauerkunst, Malerei und Baukunst, entfalteten sich die letztern zur schönsten Blüte. Er zog ausgezeichnete Gelehrte und Künstler in seine Nähe, verlegte die Universität von Landshut nach München, reorganisirte die Akademie der Künste und ließ die prachtvollsten Bauten ausführen, unter denen wir nur das Odeon, den königl. Palast, den Wittelsbacher Palast, die Basilika, die Allerheiligen-, die Ludwigskirche, die Ruhmeshalle, die Feldherrnhalle, das Siegesthor, die Bibliothek, das Universitätsgebäude, die neue Pinakothek in München (s. d.), die Walhalla (s. d.) bei Regensburg, die Villa bei Edenkoben, die Verschönerungen der Dome in Bamberg, Regensburg und Speier u. s. w. nennen. Außer der großen und dauernden Förderung, die er allen Zweigen der Kunst, neben der Malerei namentlich der Sculptur und Erzgießerei, gewährte, ward er zugleich der Schöpfer des Ludwigskanals (s. d.) und der Gründer der Stadt Ludwigshafen (s. d.). Auch als Dichter trat er auf. Seine „Gedichte" (Münch. 1829; 3. Aufl. 4 Bde., 1839) wie seine Prosa („Walhalla's Genossen", Münch. 1843) tragen das Gepräge einer eigenthümlichen Originalität der Form. War diese Seite von Ludwig's Regierung glänzend und vielverheißend, so trat dagegen in den dreißiger Jahren eine starke Reaction in kirchlicher und politischer Richtung ein. Die Herstellung zahlreicher Klöster, die Begünstigung des ultramontanen Einflusses, die Unduldsamkeit gegen Akatholiken, das rührige Treiben der fast allmächtigen priesterlichen Partei gingen Hand in Hand mit der Unterdrückung freier politischer Bewegung und dem Misachten der constitutionellen Formen. Zwar fiel im Anfang des J. 1847 die ultramontane Partei; aber die Aufregung wuchs, da der anstößige Einfluß der span. Tänzerin Lola Montez (s. d.) folgte. So kam es schon im Febr. 1848 in München zu jenen unruhigen Auftritten, denen Lola Montez weichen mußte. Wenige Wochen nachher ward dann auch Baiern von der Bewegung ergriffen, die ganz Deutschland mit sich fortriß. Nur mit Widerstreben entschloß sich L. zu den begehrten Concessionen und zog es vor, 20. März 1848 die Regierung in die Hände seines ältesten Sohnes Maximilian niederzulegen. Seitdem lebt er als Privatmann, nur mit seinen künstlerischen Neigungen beschäftigt. Nachdem die politischen Leidenschaften sich gekühlt, ist auch die Erinnerung an seine vielen Verdienste und deutsche Gesinnung wieder stärker hervorgetreten, und König L. erfreut sich im Lande wie in der Hauptstadt abermals einer großen Popularität. Mit seiner Gemahlin zeugte er vier Söhne und vier Töchter: 1) den jetzigen König Maximilian II. (s. d.); 2) Otto (s. d.), König von Griechenland;

3) Luitpold, geb. 1821, vermählt 1844 mit der Erzherzogin Auguste, der Tochter Leopold's von Toscana; 4) Adalbert, geb. 1828, zum Nachfolger seines Bruders Otto in Griechenland bestimmt; 5) Mathilde, geb. 1813, seit 1833 mit dem gegenwärtigen Großherzog von Hessen Ludwig III. vermählt; 6) Adelgunde, geb. 1823, seit 1842 mit dem regierenden Herzog Franz V. von Modena vermählt; 7) Hildegarde, geb. 1825, seit 1844 Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Östreich; 8) Alexandra, geb. 1826.

Ludwig I., Großherzog von Hessen-Darmstadt, 1790—1830, geb. 14. Juni 1753 zu Prenzlow in der Ukermark, wo damals sein Vater, der nachmalige Landgraf Ludwig IX., als preuß. Generalmajor in Garnison stand, wurde hauptsächlich unter der Aufsicht seiner Mutter, Henriette Karoline, Prinzessin von Zweibrücken-Birkenfeld, erzogen und von dem Geschichtschreiber Wenck unterrichtet. Er bezog 1769 die Universität zu Leyden, machte dann eine Reise durch die Niederlande, Frankreich und England und trat 1773 in russ. Kriegsdienste, die er aber bald wieder verließ. In Darmstadt beschäftigte er sich sodann mit Wissenschaft und Kunst, während er gleichzeitig dem Militär große Aufmerksamkeit widmete. Nachdem er sich 1777 mit Luise Karoline Henriette, Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, einer geistvollen und liebenswürdigen Prinzessin, vermählt hatte, lebte er in stiller Zurückgezogenheit, bis ihn der Tod seines Vaters, 4. April 1790, unter dem Namen Ludwig X. zur Regierung berief. Bald nachher verlor er seine hanau-lichtenbergischen Besitzungen. Seine Truppen kämpften am Rhein, im Elsaß und in den Niederlanden; er selbst wohnte der Belagerung von Mainz bei. Endlich sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen und sich erst nach Gießen, später nach Sachsen zu begeben. Erst im März 1799 kam es zu einem Separatfrieden zwischen Hessen-Darmstadt und Frankreich. Für den Verlust seiner Besitzungen auf dem linken Rheinufer wurde er im Reichsdeputationshauptschluß unter Anderm durch das Herzogthum Westfalen entschädigt. Nur nach langem Kampfe trat er 1. Aug. 1806 dem Rheinbunde bei und wurde souveräner Großherzog. Als solcher nannte er sich nun Ludwig I. Bereits 1. Oct. 1806 hob er die in einem Theile des Landes bestehenden alten Landstände auf. Die Verbindung mit Frankreich kostete ihm große Opfer, und Hessen fochten bei Badajoz, bei Wagram und in Rußland. Nichtsdestoweniger zögerte er, sich den Verbündeten anzuschließen, was erst im Nov. 1813 durch die Convention zu Frankfurt geschah. Auf dem Wiener Congresse erwarb er für Westfalen die Rheinprovinz. Sein Land, das beim Antritte seiner Regierung auf 100 QM. 300000 E. umfaßte, bestand jetzt aus einem Areal von 185 QM. mit 680000 E. Indessen herrschte in seinem Lande Gährung. Gute und böse Absicht, Streben nach Freiheit und Aristokratenumtriebe mischten sich durcheinander. Truppen marschirten und Untersuchungen waren im Gange, bis die Verfassungsurkunde vom 17. Dec. 1820 die Spannung friedlich löste. Nachdem er 24. Oct. 1829 seine Gemahlin durch den Tod verloren, starb er selbst 6. April 1830. Er war freisinnig und hochherzig in seinen Ansichten. Der Redefreiheit trat er niemals, selbst unter Napoleon nicht in den Weg; geheime Polizei würde er nie geduldet haben. Auch hatte Hessen bis zum Erscheinen der Bundestagsbeschlüsse von 1819 volle Preßfreiheit und selbst nachher eine gelinde Censur. Er war religiös und zugleich tolerant, Künstlerfreund und eifriger Förderer der Wissenschaft. Wegen seiner Vorliebe für das Theater mußte er häufig lauten Tadel erdulden. Seine Abneigung gegen Rheinhessen, das er nie besuchte, blieb Ursache, daß manches Gute nicht zu Stande kam. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Ludwig II. (s. d.). Ein grofsartiges Denkmal wurde ihm in Darmstadt auf dem Luisenplatze 1844 errichtet.

Ludwig II., Großherzog von Hessen-Darmstadt von 1830—48, der Sohn des Vorigen, geb. 26. Dec. 1777 zu Darmstadt, machte seine Studien unter Leitung des nachherigen Geh. Raths von Petersen in Leipzig. Im J. 1804 vermählte er sich mit Wilhelmine, der Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, die 27. Jan. 1836 verstarb, und lebte nun bis zu seinem Regierungsantritte, 6. April 1830, meist still in Darmstadt. An eigentlichen Regierungsgeschäften durfte er keinen Antheil nehmen. Dagegen wurde er behufs der Ausarbeitung des Entwurfs der Verfassungsurkunde, gleich seinem Bruder, dem Prinzen Emil (s. d.) von Hessen, dem Ministerium beigegeben. Auch nahm er, wie früher an den landständischen Versammlungen, nach Einführung der Constitution an den Sitzungen der ersten Kammer Antheil; doch betheiligte er sich nur sehr selten an der Discussion. Ebenso war er von 1823 an Mitglied des Staatsraths. Er hatte keine kostspieligen Liebhabereien, war aber dessenungeachtet in ansehnliche Schulden versunken, deren Übernahme auf die Staatsschuldentilgungskasse ihn sofort nach seinem Regierungsantritte mit den Ständen, die solches ablehnten, in Conflict brachte. Er versuchte Ersparnisse im Staatshaushalte und man war von seinem aufrichtigen Willen, nur das

Beste des Landes zu wollen, überzeugt. Nichtsdestoweniger brachen auch in Hessen im Oct. 1830 Unruhen aus. Großen Jubel veranlaßte sowol in Hessen wie im übrigen Deutschland die von ihm im Jan. 1839 ausgesprochene Begnadigung der verurtheilten politischen Gefangenen. Dennoch blieb der Zustand des Landes ein gedrückter, obschon man dem Wohlwollen und der Herzensgüte L.'s alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. In diesem Zustande der Spannung kamen die Ereignisse von 1848, denen sich der Großherzog, seit lange körperlich leidend, nicht mehr gewachsen fühlte. Am 5. Mai 1848 übertrug er seinem Sohne, dem jetzigen Großherzog, die Mitregentschaft. (S. **Hessen-Darmstadt.**) Er selbst starb schon 16. Juni 1848. Der Großherzog war Witwer geblieben, und aus der Ehe mit seiner verstorbenen Gemahlin stammen drei Söhne und eine Tochter: 1) der jetzige Großherzog Ludwig III. (s. d.); 2) Karl, geb. 23. April 1809, vermählt seit 1836 mit Elisabeth, der Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 18. Juni 1815, mit der er die Prinzen Ludwig, geb. 12. Sept. 1837, Heinrich, geb. 28. Nov. 1838, und Wilhelm, geb. 16. Nov. 1845, und die Prinzessin Maria Anna, geb. 1843, gezeugt hat; 3) Alexander, geb. 15. Juli 1823; 4) Marie, geb. 8. Aug. 1824, seit 1841 die Gemahlin des Großfürsten und Thronfolgers von Rußland, Alexander Nikolajewitsch. Außerdem leben noch drei Brüder des Großherzogs, Georg, geb. 1780, Friedrich, geb. 1788, und Emil, geb. 1790.

Ludwig III., Großherzog von Hessen-Darmstadt seit 16. Juni 1848, Sohn des Vorigen, ist 9. Juni 1806 geboren. Er hatte vor dem Jahre 1848 wenig Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten; doch galt er für einen Gegner der absolutistischen und ultramontanen Richtungen, die sich unter seinem Vater geltend machten. Mit großem Vertrauen wurde er daher begrüßt, als ihn Großherzog Ludwig II. 5. März 1848 zum Mitregenten berief, und die ersten Handlungen L.'s, die Wahl Gagern's zum Minister, die offene und rückhaltslose Art des neuen Regiments erwarben ihm eine ungemeine Popularität. Als er 16. Juni 1848 selbst den Thron bestieg, trat darin keinerlei Veränderung ein; Hessen gehörte zu den deutschen Ländern, wo man sich der liberalen Strömung der Zeit am bereitwilligsten anschloß und auch der Richtung des frankfurter Verfassungsentwurfs zustimmte. Der allgemeine Umschlag der Dinge veranlaßte indessen auch den Großherzog zu einem Wechsel seiner Politik (Juli 1850). Er verließ die durch den Zutritt zum Dreikönigsbündniß mit Preußen geknüpfte Verbindung, neigte sich mehr zu Östreich und gab auch im Innern der Restaurationspolitik wieder Raum. In dieser Bahn hat sich die Regierung Ludwig's III. bis jetzt gehalten, ohne darum alle wohlthätigen Neuerungen der Bewegungszeit wieder zu beseitigen. Doch ist eine unverkennbare Vorliebe für das Militär- und Beamtenregiment hervorgetreten. Der Großherzog ist seit 26. Dec. 1833 mit Mathilde, geb. 30. Aug. 1813, der Tochter König Ludwig's von Baiern, vermählt, doch bis jetzt kinderlos geblieben.

Ludwig der Springer, Landgraf von Thüringen, Sohn Ludwig's des Bärtigen, geb. 1042, ist aus den mittelalterlichen Überlieferungen durch seine merkwürdigen Erlebnisse bekannt. Es hatte sich, so wird berichtet, die Pfalzgräfin Adelheid, die Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, in den ritterlichen und tapfern Landgrafen verliebt, und diese Neigung blieb nicht unerwidert. Um sich des lästigen Gemahls zu entledigen, veranlaßte die Pfalzgräfin den Geliebten, mit ihrem Manne auf der Jagd Streit zu suchen, und bei diesem Anlaß fand der Pfalzgraf den Tod, entweder auf Anstiften Ludwig's oder durch dessen eigene Hand. L. heirathete nun Adelheid; aber die Rache der Verwandten des ermordeten Pfalzgrafen bewirkte, daß der Kaiser die Blutschuld strafte und den Landgrafen auf dem Schlosse Giebichenstein bei Halle gefangen setzte. Von hier aus erlangte Ludwig durch einen kühnen Sprung in die Saale seine Freiheit, ward zwar wieder gefangen, aber später losgelassen und sühnte seine That durch fromme Stiftungen. Er ward der Gründer der Klöster Sangerhausen, Weißenburg und Reinhardsbrunn und trat in das letztgenannte selbst als Mönch ein. Dort starb er 1123. So die alte Überlieferung, deren Wahrheit namentlich, was den Sprung anbelangt, vielfach angezweifelt worden ist. Man hat z. B. den Beinamen Saliens, d. i. Springer, auf die angebliche Abstammung L.'s von dem salischen Geschlecht beziehen wollen und den Sprung für eine Fabel erklärt, die erst in spätern Quellen auftauche. Als Landgraf nahm L. eine nicht unbedeutende Stellung ein, war in die thüring. Fehden unter Heinrich IV. verflochten, stand in den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst meist auf der Seite des Erstern und ließ sich erst unter Heinrich V. zur sächs. Partei hinüberziehen, was ihm eine vorübergehende Gefangenschaft durch den Kaiser zuzog. Auch ist er der Gründer der Wartburg.

Ludwig Wilhelm I., Markgraf von Baden-Baden, einer der ausgezeichnetsten Generale seiner Zeit, der Sohn des Erbprinzen Ferdinand Maximilian und der Prinzessin Luise Chri-

stiane von Carignan und der Enkel des Markgrafen Wilhelm I. von Baden-Baden, wurde in Paris 8. April 1655 geboren und von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben. Die Mutter wollte ihn in Paris, wo sie getrennt von ihrem Gatten lebte, erziehen, aber Vater und Großvater nahmen ihn in einem Alter von drei Monaten heimlich weg, damit er unter dem Volke aufwachse, über das er einst regieren sollte. Seine ersten Kriegsdienste that er unter Montecuculi gegen Turenne in dem Feldzuge im Elsaß. Auch als der Herzog von Lothringen an Montecuculi's Stelle getreten war, behielt er unter diesem ein Commando. Nach dem Frieden von Nimwegen kehrte er 1678 nach Baden zurück und übernahm, da sein Vater bereits 1669 verstorben, an seines 1677 verstorbenen Großvaters Stelle die Regierung. Als 1683 der Krieg zwischen Östreich und der Türkei ausbrach, warf er sich mit einem Truppencorps nach Wien, und als die Stadt durch den Herzog von Lothringen und den König von Polen, Sobieski, entsetzt war, errang er mehrfache Vortheile über die geschlagenen Türken. Er behielt hierauf den Oberbefehl an der Donau und schlug die Türken 24. Sept. 1689 bei Nissa und 19. Aug. 1691 bei Salankemen. Im J. 1693 wurde ihm der Oberbefehl über die Reichsarmee in Deutschland gegen die Franzosen übertragen; er nahm Heidelberg wieder und ging sodann nach England, um sich mit dem König Wilhelm wegen der Kriegsunternehmungen gegen Frankreich zu vereinigen. Nach Eröffnung des Feldzugs im Frühjahre 1694 fiel er in den Elsaß ein, wo er die Wachsamkeit des Herzogs von Lorges täuschte und die größte Thätigkeit bewies, ungeachtet er an der heftigsten Gicht litt. Nach Sobieski's Tode bewarb er sich 1697 um den erledigten poln. Thron; doch der Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen trug den Preis davon. Im Spanischen Erbfolgekriege befehligte er die kaiserl. und Reichsarmee und eroberte 1702 ungeachtet des tapfern Widerstandes Landau. Sein Talent in der Befestigungskunst bewährte er durch die Anlegung der berühmten Linien, die sich von dem Schwarzwalde durch Bühl bis Stollhofen an den Rhein ausdehnten. Doch war ihm in der letzten Zeit das Kriegsglück weniger günstig. Er starb zu Rastadt 4. Jan. 1707.

Ludwig (Jos. Ant.), Erzherzog von Östreich, jüngster Bruder des Kaisers Franz I., geb. zu Florenz 13. Dec. 1784, widmete sich frühzeitig dem Militärdienste und stand schon in dem Feldzuge von 1809 an der Spitze eines östr. Truppencorps, mit welchem er aber in der Schlacht bei Abensberg 20. April von Napoleon geschlagen wurde. Als er hierauf das Commando verlor, wendete er sich mit Eifer dem Studium der mathematischen und Naturwissenschaften zu und machte behufs der Erweiterung seiner Kenntnisse Reisen durch England und einen großen Theil des Continents. Nach dem Tode des Feldzeugmeisters Colloredo-Mansfeld wurde er 1822 zum Generaldirector der Artillerie ernannt. Obwol im Charakter ganz verschieden, hatte er sich doch des besondern Vertrauens seines Bruders, des Kaisers, zu erfreuen, der ihm sogar die Erledigung eines Theils der Regierungsgeschäfte übertrug und sich auch anderweitig von ihm oft vertreten ließ. Noch größern Einfluß gewann L., als er nach der Thronbesteigung seines Neffen, des Kaisers Ferdinand I., 1835 Chef der aus dem Erzherzoge Franz Karl, dem Fürsten Metternich und dem Grafen Kolowrat zusammengesetzten Geheimen Staatsconferenz wurde. In dieser Stellung bewies sich der Erzherzog als zäher Vertreter des Stabilitätssystems, und obwol es ihm weder an Herzensgüte noch an Gerechtigkeitsliebe fehlte, wuchs doch seine Impopularität in dem Verhältnisse, als die Opposition gegen das alte System zunahm. Gegen ihn, der mit dem Fürsten Metternich als der verantwortlichste Träger der alten Politik galt, wandte sich deshalb auch hauptsächlich die Erhebung in den Märztagen von 1848. Damals aus seinem politischen Einflusse verdrängt, kehrte er auch nachher nicht wieder zu den Geschäften zurück. Er lebt seitdem ohne alle Mitwirkung an den öffentlichen Angelegenheiten.

Ludwig (Friedr. Christian), gewöhnlich **Louis Ferdinand** genannt, Prinz von Preußen, wurde 18. Nov. 1772 geboren als der Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen, des Bruders Friedrich's d. Gr. Bei vortrefflicher Ausbildung seines Geistes durch franz. Erzieher und Lehrer vernachlässigte man ganz die Bildung seines Charakters, weshalb er sehr oft eine Beute der Leidenschaftlichkeit wurde und sich gern in Extremen bewegte. Für den Krieg entflammt, folgte er 1792 mit den überspanntesten Hoffnungen dem Heere an den Rhein, wo ihn sein Ungestüm wiederholt in Verlegenheit brachte, allein auch sein Feldherrntalent sich unverkennbar zeigte. Nach dem Frieden von 1795 beschäftigte er sich wieder daheim mit der Kunst, aber auch mit galanten Abenteuern. Insbesondere liebte er die Musik, weshalb er sich auch den bekannten Componisten Dussek zu seinem Vertrauten erwählte. Wegen voreiliger Einmischung in die Politik zog er sich wiederholte ernste Rügen des Königs zu. Bei seiner entschiedenen Abneigung gegen Frankreich konnte es nicht fehlen, daß die kriegerisch gesinnte Partei 1806 ihn zu ihrem

Wortführer wählte, und daß der Prinz, gestützt auf dieselbe, nicht ohne großen Einfluß auf die Kriegserklärung blieb. Zum Generallieutenant ernannt, erhielt er den Befehl über den 18000 Mann starken Vortrab des Hohenlohe'schen Corps, mit welchem er vorsichtig über den Thüringerwald vorrücken, jedoch jedes Gefecht vermeiden sollte. Als ihm jedoch ein zwei mal überlegener Feind 10. Oct. bei Saalfeld entgegenrückte, nahm er, statt sich zurückzuziehen, in der Leidenschaftlichkeit den Kampf an, der mit der fast gänzlichen Vernichtung seines Corps endete. Von den Feinden umringt und den Tod der Gefangenschaft vorziehend, fiel er nach tapferer Gegenwehr ganz von Wunden bedeckt. Ein Denkmal wurde ihm daselbst 10. Oct. 1823 errichtet.

Ludwigsburg, die zweite Residenz des Königreichs Würtemberg, im Neckarkreise, wurde 1706 vom Herzog Eberhard Ludwig in Folge eines Haders mit den Stuttgartern erbaut. Städte und Dörfer mußten auf seinen Befehl den großartigen Plan ausführen helfen, und aus dem ehemaligen Jagdschlosse ward eine umfangreiche Stadt, freilich ohne Nahrungsquellen. Die Zahl der Bevölkerung sank oder stieg mit jedem Regenten. Jetzt hat die Stadt 7000 E. und eine große Masse Militär, das ihr den Namen des schwäbischen Potsdam verschaffte. L. besitzt zwei Kirchen, sieben öffentliche Plätze, acht Thore und das prachtvolle königl. Schloß, welches mit reizenden Gartenanlagen umgeben ist, in denen sich die Ruinen der Ludwigsburg befinden. Das Schloß selbst enthält 400 Zimmer, die schöne Familiengalerie, eine Bildersammlung aller würtemberg. Regenten nebst einem großen Theil ihrer Gemahlinnen, den Ritter- oder Ordenssaal, die Ordenskapelle, die Gemäldegalerie, das Theater, den ehemaligen Festinsaal (jetzt Schwurgerichtssaal) und die fürstliche Gruft. In der Stadt befinden sich das Arsenal und die Stückgießerei. Die hauptsächlichsten Industriezweige sind Tuch-, Porzellan-, Steingut- und Blechwaarenfabrikation. Unter den öffentlichen Anstalten sind von Bedeutung: das Lyceum, der sogenannte Salon (eine pietistische Erziehungsanstalt), das Mathildenstift für verwahrloste Kinder und das Zuchthaus. In den Umgebungen sind die Lustschlösser **Monrepos**, an einem künstlich geschaffenen See mit Gartenanlagen und zwei Inseln, die **Favorite** an der Straße nach dem benachbarten Geburtsorte Schiller's, und die **Solitude** mit schönem, vom Herzog Karl 1763 angelegten, im Innern unverändert erhaltenen Lustschlosse auf einem Berge am Walde. Über L. und sämmtliche Schlösser vgl. Henle, „Würtembergische Lustschlösser" (Würz. 1846).

Ludwigshafen, bair. Stadt in der Rheinpfalz, gegenüber von Manheim gelegen, hieß früher „Die Rheinschanze" und diente der ehemaligen Festung Manheim als Brückenkopf. Die glückliche Lage am Rhein veranlaßte den König Ludwig von Baiern im April 1843 dem Orte den Namen Ludwigshafen zu ertheilen und die Gründung einer Stadt an der Stelle der ehemaligen Rheinschanze zu veranlassen. Diese Stadt ist nun zwar erst im Entstehen begriffen und hat während der Revolution von 1849 durch Beschießung der bad. Insurgenten vielfach gelitten; aber ihr Wachsthum stützt sich auf natürliche Hülfsquellen. Durch die Paris-Berbacher Eisenbahn mit Paris verbunden, während zwei im Bau begriffene Schienenwege die Stadt zugleich mit Mainz und Strasburg in Zusammenhang setzen werden, namentlich aber durch die Lage am Rhein hat L. bereits eine unverkennbare Bedeutung für den Verkehr erlangt.

Ludwigskanal, zur Verbindung zwischen der Donau und dem Rhein, ist unstreitig eine der großartigsten Unternehmungen der neuesten Zeit. Schon Karl d. Gr. hatte die Idee, den Main durch die Altmühl mit der Donau zu verbinden; allein die höchst mangelhaften Kenntnisse damaliger Zeit in den mechanischen und hydrotechnischen Wissenschaften hinderten die Ausführung. König Ludwig von Baiern faßte endlich den Entschluß, jenen großartigen Gedanken zu verwirklichen. Nach den nöthigen Vorarbeiten lieferte der Oberbaurath von Pechmann einen Entwurf, der 1834 genehmigt wurde. Damals waren die Kosten auf 8,350000 Gldn. veranschlagt. Das veranschlagte Capital wurde durch Actien aufgebracht, deren vierten Theil der Staat übernahm. Die jährlichen Unterhaltungskosten sind auf 556200 Gldn. berechnet, aber wol zu niedrig. Der eigentliche Bau des Kanals begann bei Nürnberg 1836 und gedieh in den ersten sieben Jahren schon so weit, daß man die Strecke von Wendelstein bis Nürnberg und von da nach Bamberg fahrbar machen konnte. Der Kanal nimmt seinen Anfang bei Kelheim an der Donau, führt aus der schiffbar gemachten Altmühl aufwärts bis Dietfurt, dann gegen Norden über Nürnberg und längs der Regnitz nach Bamberg, von wo die Schiffahrt in den Main geht. Er erreicht seinen höchsten Punkt, 630½ F. über dem Mainspiegel und 270¾ F. über dem Donauspiegel, bei Neumarkt. Er zählt auf seiner Länge von 23½ M. 103 Kammerschleußen, deren jede 120 F. lang und 16 F. breit ist und auf 90 F. ein Zwischenthor hat, da die ganze Länge nur für die Bauholzschiffe benutzt werden soll. Die Breite der Schiffe ist an der Oberfläche 11½, im Boden 11 F., und voll beladen gehen dieselben 4 F. im Wasser. Bei günstigem

Winde kann ein Pferd bis zu 2000 Ctr. ziehen. Die Leinpfade sind mit Obstbäumen bepflanzt. Der Kanal selbst ist oben 54, in der Sohle 34 F. breit; die Tiefe ist 5 F., doch kann sie, wenn die Verschlämmungen eintreten, auf 7 F. gebracht werden. Der Kanal durchschneidet die Nürnberg-Fürther Eisenbahn und wird durch eine 150 F. lange Brücke über die Pegnitz geleitet. Gegen Anschwellungen der Wassermasse ist der Kanal durch Durchlässe geschützt, deren Zahl sich auf 103 beläuft; 12 Brücken führen ihn über Flüsse und Bäche; 114 theils hölzerne, theils steinerne Brücken führen über ihn und vier Durchfahrten gehen unter ihm weg. Er hat 22 Häfen (Bamberg, Forchheim, Erlangen, Fürth, Nürnberg, Neumarkt, Beilengries, Töging, Kelheim) und Landungsplätze mit Lagerhäusern, Krahnen, Wagen u. s. w. Die ganzen Bauten vom ersten Spatenstich bei Nürnberg an bis zur Eröffnung in seiner ganzen Länge am 25. Aug. 1845 haben neun Jahre gedauert. Wenn auch mancher Misgriff bei dem gewaltigen Unternehmen gemacht wurde und man bei der Ausführung bemerkte, daß Vieles auf dem Plane leicht erschien, dem sich in der Praxis fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellten, so ist doch das Ganze im eigentlichsten Sinne ein Volksdenkmal, dessen segenbringende Folgen wol schon die nächste Zeit zeigen wird. Von Wichtigkeit ist der Kanal für Baiern, indem er die Versendung von Marmor, Bau- und Lithographirsteinen, Holz und Getreide aus den Gegenden der Donau und des Fränkischen Jura nach Nürnberg, dem Mittelpunkte der Wasserstraße, erleichtert, welches durch ihn in Verbindung mit den von ihm ausgehenden Eisenbahnen eine große Bedeutung für den süddeutschen Handel erlangt hat. Indessen stehen dem Verkehre auf dem Ludwigskanale noch viele Hindernisse entgegen, wie die Concurrenz der sich an ihn anschließenden Landstraßen und Eisenbahnen, die großen Krümmungen des Main, die lästigen Zölle und Polizeimaßregeln auf dem Rhein und der Donau, mitunter auch Wassermangel im Kanale. Am wenigsten haben sich die Hoffnungen erfüllt, daß er einen beträchtlichen Theil des Handels zwischen dem Schwarzen Meere und der Nordsee dem Mittelländischen Meere entziehen werde. Die gesammten Kosten des Baus betragen an 10 Mill. Gldn. Am 30. Juni 1846 ward der Kanal an die Actiengesellschaft überwiesen. Die Betheiligung des Staats, ursprünglich auf 2½ Mill. Gldn. beschränkt, wuchs allmälig bis auf beinahe 8 Mill. heran, sodaß im Nov. 1851 nur noch ein Betrag von 2,671500 Gldn. in Privathänden war. Im J. 1851 wurde der Ankauf dieser Actien um 1,657200 Gldn. beschlossen.

Ludwigslied heißt ein althochdeutsches Gedicht in der Leich (s. d.) genannten Form auf den Sieg, den der westfränk. König Ludwig III., ein Sohn Ludwig's des Stammlers, bei Saucourt in der Picardie 881 über die Normannen erfocht. Es schließt sich dem Volkstone an, ist aber ohne Zweifel von einem fränk. Geistlichen verfaßt, vielleicht von dem gelehrten Mönche Hucbald in St.-Amand, wenn dieser es nicht blos aufzeichnete, oder nach Roth's Vermuthung von Otfried. Herausgegeben wurde es zuerst von Schilter (Strasb. 1696) in sehr verderbtem Text nach einer Abschrift, die Mabillon von der Handschrift genommen hatte. Diese galt lange für verloren, bis Hoffmann von Fallersleben sie zu Valenciennes wieder auffand und aus ihr das Gedicht in den von ihm und Willems herausgegebenen „Elnonensia" (Gent 1837) in treuem Abdruck bekannt machte, aus dem sich auch ergibt, daß es nicht durchgehends aus Strophen von vier Zeilen besteht, sondern daß sich neben diesen auch Strophen von sechs Zeilen finden. Dorther hat es W. Wackernagel in die zweite Ausgabe seines „Altdeutschen Lesebuchs" (Bas. 1839) aufgenommen. Das Lied gehört geschichtlich und ästhetisch zu den werthvollsten Überresten der althochdeutschen Zeit.

Lufft (Hans), Buchdrucker und Buchhändler zu Wittenberg von 1525—84, hat sich vorzugsweise durch den Druck der verschiedenen Erstlingsausgaben der Luther'schen Bibelübersetzung berühmt gemacht, weshalb man ihn schon zu seiner Zeit vorzügsweise den Bibeldrucker nannte. Geboren war er 1495, doch weiß man nicht wo. Er starb zu Wittenberg 2. Sept 1584, als ein auch in seiner bürgerlichen Stellung geehrter Mann; denn er hatte in Wittenberg von 1550 an das Amt eines Rathsherrn und von 1563 an das des Bürgermeisters bekleidet. Aus einigen Briefen Luther's sieht man, daß er früher als wandernder Buchdruckergehülfe von dem Prior des Augustinerklosters zu Wittenberg, Eberhard Brißger, bald hier, bald dorthin, wahrscheinlich zur Ausführung kleiner Drucke, geschickt wurde. In Wittenberg, wo im 16. Jahrh. die Buchdruckerkunst lebhaft betrieben wurde und wo er schon Johannes Grunenberg, Melchior Lotther den Jüngern und Georg Rhau zu Vorgängern hatte, gründete er 1525 eine Druckerei, nachdem er wahrscheinlich bei dem zweiten der genannten Druckerherren eine Zeit lang gearbeitet hatte. Sein Geschäft betrieb er anfangs mit weniger Glück; von 1529 an aber erhielt dasselbe einen sehr bedeutenden Aufschwung durch den Druck der Bibelübersetzung Luther's, sowie

der Haus- und Kirchenpostille und anderer Schriften desselben. Während Luther für die Bibelübersetzung nicht einmal Honorar bekam und suchte, erwarb sich der von Luther begünstigte und bevorzugte Drucker des mühsamen Werks Ansehen und Reichthum. Die Bibel erschien, nachdem einzelne Bücher derselben schon vorher gedruckt worden waren, vollständig 1534, sodann 1541, 1545 und 1546. In einem Zeitraume von ungefähr 50 J. gingen gegen 100000 Bibeln aus L.'s Officin hervor. Vgl. Zeltner, „Historie der gedruckten Bibelversion und anderer Schriften D. Martini Lutheri" in der „Beschreibung des Lebens Hans L.'s" (Nürnb. 1727).

Luft heißt im Allgemeinen jeder elastisch-flüssige oder gasförmige Körper, daher man auch von Luftarten spricht. Im engern und gewöhnlichern Sinne versteht man darunter nur das aus 79 Theilen Stickstoff, 21 Theilen Sauerstoff, etwas Kohlensäure und Wasserdünsten bestehende Gasgemenge, welches die Atmosphäre der Erde bildet. (S. **Atmosphäre** und **Gas**.)

Luftballon oder **Aërostat**. Da die Luft dem Wasser in Hinsicht der leichten Verschiebbarkeit ihrer Theilchen gleicht und auch wie dieses schwer ist, so muß ein in der Luft befindlicher Körper sich ähnlich wie ein in Wasser untergetauchter verhalten: er muß also stets ebenso viel an seinem Gewichte verlieren, als die von ihm verdrängte Luftmasse wiegt, gerade wie der in Wasser getauchte so viel an seinem Gewichte verliert, als die von ihm verdrängte Wassermasse wiegt. Wenn nun ein unter Wasser getauchter Körper weniger wiegt als die von ihm verdrängte Wassermasse, so treibt ihn bekanntlich das Wasser aufwärts: und ebenso muß ein Körper, der weniger wiegt als die von ihm verdrängte Luft, in der Luft aufwärts steigen, und zwar mit einer Kraft, welche dem Unterschiede zwischen dem Gewichte der verdrängten Luftmasse und seinem eigenen gleich kommt. Die Papierfabrikanten Gebrüder Stephan und Joseph Montgolfier (s. d.) zu Annonay in Frankreich stellten 1782 zum ersten mal eine vollkommenere Vorrichtung (Luftballon) her, welche leichter als die von ihr verdrängte Luft war und daher in dieser aufsteigen mußte. Sie füllten nämlich einen großen, aus Papier verfertigten Ballon mit erhitzter Luft, welche wegen ihrer größern Ausdehnung leichter als die kalte ist. Charles in Paris benutzte bald darauf das Wasserstoffgas, das ungefähr 14 mal leichter ist als die atmosphärische Luft, um einen Luftballon damit zu füllen. In der letzten Zeit hat man in Städten, wo Gasbeleuchtung eingeführt ist, des billigern Preises wegen meistens das Leuchtgas, welches ebenfalls leichter als die atmosphärische Luft ist, zur Füllung der Luftballons angewandt. Da ein Ballon erst steigt, wenn seine Hülle und sein Inhalt zusammen weniger wiegen als die verdrängte Luft, so muß ein Ballon, der mit einer gewissen Kraft aufsteigen soll, um so größer gemacht werden, je schwerer das Zeug seiner Hülle und je weniger leicht das zu seiner Füllung verwandte Gas ist. Ein ganz dünner Ballon von Collodium steigt, mit Wasserstoffgas gefüllt, schon bei einem Durchmesser von 1 Zoll, ein Ballon aus einem dünnen Goldschlägerhäutchen bei einem Durchmesser von 6 Zoll. Ein Ballon aus feinem Briefpapier steigt bei einem Durchmesser von 10 Zoll, während ein Ballon aus Wachstaffet einen Durchmesser von mehr als 3½ F. erfodert. — **Luftschiffahrt** oder **Aëronautik** nennt man die Kunst, sich vermittelst eines Luftballons in die Höhe zu erheben. Man verfertigt zu diesem Zwecke den Ballon aus seidenem Zeuge, das mit einer Auflösung von Kautschuk in Terpentinöl luftdicht gemacht wird und füllt denselben mit Wasserstoff oder Leuchtgas. Außerdem wird der Ballon, schon um das Zerplatzen zu verhindern oder weniger gefährlich zu machen, mit einem meist seidenen Netzwerk umgeben, an welches unterhalb eine kleine Gondel befestigt ist, in welcher der Luftschiffer und die ihn etwa begleitenden Personen Platz nehmen. Man kann bis zu einer gewissen Grenze beliebig die Höhe bestimmen, bis zu welcher der Ballon aufsteigen soll. Sich selbst überlassen, würde der Ballon so hoch steigen, bis das Gewicht seiner Hülle, seines Inhalts und seines Anhangs zusammengenommen genau so viel wiegt als die von ihnen verdrängte Luft, was stets, weil die Luft nach oben sich immer mehr verdünnt, in einer gewissen Höhe eintreten muß. Will der Luftschiffer noch weiter steigen, so muß er das Gewicht des Anhangs am Ballon dadurch vermindern, daß er mitgenommenen Ballast (z. B. Sand) auswirft. Um niederzusinken, läßt er durch ein Ventil einen Theil des Wasserstoffgases aus dem Ballon austreten, wodurch derselbe verhältnißmäßig schwerer wird. Um den Luftballon in horizontaler Richtung zu lenken, sind vielfache Vorschläge gemacht worden, die aber bis jetzt sämmtlich den Zweck nicht erreicht haben. Das einzige Mittel, um einigermaßen die Richtung zu bestimmen, ist die Benutzung der verschiedenen Luftströmungen in verschiedenen Höhen, wenn dieselben gerade vorhanden sind, indem man durch Steigen oder Sinken die geeignete zu erreichen sucht. Die Höhe, bis auf welche der Ballon gestiegen ist, läßt sich aus dem Stande eines mitgenommenen Barometers berechnen. Zur Sicherung gegen mögliche Gefahren nimmt der Luftschiffer einen sogenannten Fallschirm (s. d.) mit, ohne den er eigentlich nie aufsteigen sollte.

Die erste bekannt gewordene Ahnung der Luftschiffahrt hatte Black in Edinburg, indem er die Vermuthung aussprach, daß leichte Hüllen mit Wasserstoffgas gefüllt, dessen Leichtigkeit 1766 Cavendish entdeckt hatte, von selbst in die Luft steigen müßten. Cavallo machte 1782 den ersten Versuch, kleine Aërostaten von Papier und Schweinsblase steigen zu lassen, jedoch vergebens, weil die erstere Substanz zu porös, letztere zu schwer war; nur Seifenblasen vermochte er mittels Wasserstoffgases zum Aufsteigen zu bringen. Noch im November desselben Jahres gelang es Montgolfier, einen Ballon von Taffet, 40 Kubikfuß haltend, durch Erhitzung der darin befindlichen Luft bis zum Aufsteigen an die Decke des Zimmers zu bringen. In Verbindung mit seinem Bruder wiederholte er dann diesen Versuch in größerm Maßstabe in freier Atmosphäre, und er gelang. Den ersten mit Gas gefüllten Ballon (deshalb anfangs Charlière genannt) von 12 F. Durchmesser ließ der Professor der Physik zu Paris, Charles, 1783 auf dem Marsfelde steigen. Selbst in einer Mongolfière in die Luft zu steigen, wagte zuerst Pilâtre de Rozier 15. Oct. 1783. Bei dem ersten Versuche wurde der Ballon noch an Stricken gehalten; bei spätern ließ man ihn sich frei bewegen. Während der Französischen Revolution wurde zu Meudon, unweit Paris, ein aërostatisches Institut zur Bildung eines Aëronautencorps (s. Aérostiers) angelegt, welches von Montgolfièren aus den Feind beobachten sollte. Die meisten frühern Luftreisen haben unter den Franzosen Blanchard und Demoiselle Garnerin unternommen. Ersterer erwarb sich überdies ein wesentliches Verdienst um die Aëronautik durch die Erfindung des Fallschirms. Unter den Deutschen haben sich, nachdem der Professor Jungius in Berlin 1805 den ersten Versuch gemacht, der Professor Reichard und dessen Frau als Luftschiffer einen Namen erworben. Als die berühmtesten Luftfahrten sind zu erwähnen: die Überfahrt von Dover in England über den Kanal nach Calais, die Blanchard mit dem Amerikaner Jefferies 7. Jan. 1785 in einer Charlière vollbrachte, welchen glücklichen Versuch der König von Frankreich mit einem Geschenke von 12000 Fr. und einer jährlichen Pension von 1200 Fr. belohnte; der verunglückte Versuch derselben Überfahrt von Pilâtre de Rozier und Romain, 14. Juni 1785, mittels Verbindung einer Charlière mit einer Montgolfière, wobei die Maschine Feuer fing und beide Luftschiffer herabstürzten und ihr Leben einbüßten; die Luftfahrt von Biot und Arago in einer Charlière 24. Aug. 1804; die gleich darauf von Gay-Lussac allein unternommene, 16. Sept. desselben Jahres, wobei er bis zu einer Höhe von etwa 22000 F. aufstieg; ferner mehre Fahrten des Grafen Zambeccari, der sich 1818 zu Bologna zu Tode fiel; endlich in neuerer Zeit die Fahrt des Engländers Green von London aus über den Kanal, ganz Holland und Belgien bis in das Nassauische, wobei er fast 48 Stunden in der Luft blieb. Die längere Dauer der Luftfahrt hat Letzterer dadurch bewirkt, daß er das zwar schwerere und daher größere Ballons bedingende, aber viel langsamer durch die Wände des Ballons entweichende Kohlenwasserstoffgas anwendete. Die Luftschiffahrt in Ballons nach der gewöhnlichen Weise wird jetzt, besonders nach Green's und dessen Sohnes Vorgange, allenthalben mit großer Virtuosität ausgeübt. Zu Paris ließ man neuerdings sogar ein lebendes Pferd wiederholt in die Luft steigen. Vergeblich hat man sich aber bis jetzt bemüht, den Ballon einer willkürlichen Steuerung zu unterwerfen, und ebenso misglückten die Versuche, nach dem Principe des Flugs der Vögel Luftschiffe herzustellen.

Luftbetten waren schon im Anfange des 18. Jahrh. bekannt, wurden damals aber nur aus Leder verfertigt und waren deshalb sehr kostbar. Erst die Erfindung des Engländers Clark, gewebte Stoffe luftdicht zu machen (die später sogenannten Mackintoshzeuge und neuerdings die Fabrikation der vulkanisirten Kautschukplatten), führten eine große Verbesserung und einen billigern Preis dieser Luftkissen herbei. Die Einrichtung derselben ist folgende. Ein Sack, in der Form eines Kissens oder auch einer Matratze, wird auf eigenthümliche Weise genäht und auf der innern Seite mit einem Kautschukpräparat überzogen, welches denselben luftdicht macht, oder auch ganz aus zusammengelötheten Kautschukplatten bereitet. In einer Ecke desselben ist ein Ventil angebracht, durch welches man mittels eines Blasebalgs die Luft einbläst, die man nach Befinden herauslassen oder erneuern kann, wenn man das Ventil wieder öffnet. Die Vorzüge dieser Betten bestehen insbesondere darin, daß sie Elasticität, Leichtigkeit und große Reinlichkeit vereinigen, der Gesundheit förderlich sind, durch Ein- und Auslassen der Luft härter und weicher, zu jeder Zeit frisch und kühl gemacht werden können, keine Feuchtigkeit aufnehmen, keine Auflockerung erfodern, keinen Staub verursachen und entleert einen sehr geringen Raum einnehmen. Solche Luftkissen und Luftbetten werden jetzt an vielen Orten in Deutschland, England, Frankreich u. s. w. bereitet. Sie werden auch oft als Sitzkissen von Reisenden oder Hüftkranken und magern Personen benutzt. Neuerdings dienen sie, besonders aus der

Fabrik vulkanisirter Kautschuksachen von Barnont und Galante zu Paris und durch die Erfindungen des Dr. Gariel daselbst, zu einer Menge chirurgischer Zwecke.

Luftheizung nennt man jene Methode künstlicher Erwärmung von Gebäuden und Zimmern, wobei die Erwärmung nicht direct durch die Strahlung oder Mittheilung von den heißen Wänden eines Ofens aus, sondern dadurch geschieht, daß man in einem besondern Ofen erhitzte Luft in die zu erwärmenden Räume ein- und dafür wieder kalte Luft austreten läßt. Viele neuere Constructionen von Zimmeröfen stellen durch Anwendung von Röhren oder Röhrensystemen, in denen die Luft durch den Feuerraum streicht, eine Combination der Ofen- und Luftheizung dar. Meist versteht man indeß unter Luftheizung nur die Anwendung auf ganze Gebäude, in deren tiefsten Theilen dann ein besonderer Ofen errichtet wird, welchen die Luft in vielfacher, immer aber nur durch eiserne Wände vermittelter Berührung mit der Hitze durchströmt, um sich dann in einem Kanalsysteme durch alle zu heizenden Räume zu vertheilen. Vgl. Meißner, „Die Heizung mit erwärmter Luft" (3. Aufl., Wien 1827). Man hat die Luftheizung vielfach für öffentliche Gebäude angewendet, und Ersparnisse werden dabei allerdings gemacht; allein man tadelt dabei theils die Unmöglichkeit einer leichten Regulirung der Hitze, theils die große Austrocknung der Luft. Zwar hat Meißner zu zeigen gesucht, daß jene Nachtheile meist nur von fehlerhafter Anwendung der Methode herrühren; doch scheint die Luftheizung neuerdings von der in manchen Beziehungen vorzüglichern Wasserheizung nach der Methode von Perkins verdrängt werden zu wollen.

Luftpumpe ist eine von Otto von Guericke (s. d.) erfundene Vorrichtung, um die Luft zu verdünnen. Sie besteht ihren Haupttheilen nach aus einem messingenen hohlen, am untern oder hintern Ende verschlossenen und inwendig sehr sorgfältig ausgeschliffenen Cylinder (Stiefel genannt), in welchem ein aus mit Talg getränkten und zwischen Messingplatten stark zusammengepreßten Lederscheiben verfertigter Kolben, der auf der Drehbank rund abgedreht ist und völlig luftdicht an die Wände des Cylinders anschließt, sich hin und her bewegen läßt. Um die Bewegung zu erleichtern, sitzt bei größern Luftpumpen an dem Kolben eine gezahnte Stange, welche in ein kleines gezahntes, mit einer Kurbel versehenes Rad eingreift. Vom hintern (oder untern) verschlossenen Ende des Cylinders geht eine enge Röhre aus und mündet in der Mitte eines horizontalen, vollkommen eben geschliffenen messingenen oder auch noch mit einer Glasplatte belegten Tellers. Auf diesen Teller werden die Glasglocken (Recipienten), welche an ihrem untern Rande eben abgeschliffen sind, mit etwas Talg luftdicht aufgesetzt, oder, wie z. B. die bekannten Magdeburger Halbkugeln, mittels einer Schraube in seiner Mitte befestigt. Um in den auf dem Teller befindlichen Recipienten die Luft zu verdünnen, stellt man zunächst den Kolben an das verschlossene hintere Ende des Cylinders und setzt die Glasglocke auf den Teller luftdicht auf. Wird dann der Kolben vorwärts bewegt, so entsteht hinter ihm ein leerer Raum, in welchen die Luft aus der Glasglocke in Folge ihrer Spannkraft durch die vorhin erwähnte Verbindungsröhre eintritt. Die Luft unter dem Recipienten hat dadurch an Dichtigkeit abgenommen. Wird jetzt die Öffnung der Verbindungsröhre nahe an der Stelle, wo sie in den Cylinder mündet, geschlossen, so kann beim Zurückbewegen des Kolbens gegen das hintere Ende des Cylinders die in diesen letztern eingetretene Luft nicht wieder in die Glasglocke zurücksteigen; man öffnet ihr deshalb einen neuen Weg, um in die äußere Atmosphäre entweichen zu können. Ist der Kolben wieder am hintern Ende des Cylinders angelangt und die in den Cylinder eingetretene Luft ausgetrieben, so unterbricht man die Verbindung zwischen dem Cylinder und der äußern Luft und stellt die frühere Verbindung desselben mit dem Recipienten wieder her. Sobald nun der Kolben in dem Cylinder von neuem vorwärts bewegt wird, dringt die Luft aus dem Recipienten in den frei werdenden Raum des Cylinders ein; diese in den Cylinder eingetretene Luft wird durch Abschluß des Cylinders gegen den Recipienten und der Verbindung desselben mit der äußern Luft beim Rückwärtsbewegen des Kolbens in diese hinausgetrieben u. s. w. Man sieht, daß bei jedem Vorwärtsbewegen des Kolbens ein Theil der Luft aus dem Recipienten in den Cylinder übergeht und dann aus diesem auf einem andern Wege entfernt wird; die Luft unter dem Recipienten muß sich daher immer mehr und mehr verdünnen. Die Größe dieser Verdünnung wird gemessen durch ein Barometer, welches unter dem Recipienten sich befindet und durch die Höhe des Quecksilbers in seinem oben verschlossenen Schenkel über dem Niveau desselben im andern offenen Schenkel den Druck der noch vorhandenen Luft angibt. Um die vorher erwähnten Verbindungen zwischen dem untern Ende des Cylinders und dem Recipienten oder der äußern Luft herzustellen, dienen entweder zwei Ventile, von denen das eine im Boden am hintern Ende des Cylinders und das andere im Kolben liegt (das erstere erlaubt der Luft

aus dem Recipienten in den Cylinder, aber durchaus nicht rückwärts zu gehen, das zweite gibt der in den Cylinder übergegangenen Luft einen Ausweg nach außen, ohne daß jedoch Luft von außen eindringen kann), oder ein auf eigenthümliche Weise zwei mal durchbohrter Hahn (Fenguard'scher Hahn nach seinem Erfinder genannt), der gewöhnlich mit der Hand in die passende Stellung zur Herstellung der nöthigen Verbindung gedreht wird. Je nachdem ein solcher Hahn oder Ventile vorhanden sind, heißt die Luftpumpe eine Hahn- oder Ventilluftpumpe. Um die Luft schneller zu verdünnen, wendet man anstatt eines Cylinders (Stiefels) auch zwei an, sodaß der Kolben in dem einen vorwärts geht, wenn er in dem andern rückwärts geht und umgekehrt. Eine Hahnluftpumpe kann ohne weiteres auch zur Verdichtung der Luft gebraucht werden, wenn man nur dem Hahne bei den Bewegungen des Kolbens gerade die umgekehrten Stellungen gibt als zuvor; eine Ventilluftpumpe müßte, wenn sie zur Verdichtung dienen sollte, dagegen erst so abgeändert werden, daß ihre Ventile der Luft gerade in der umgekehrten Richtung als zuvor einen Durchgang gestatteten.

Luftröhre (trachea oder arteria aspera) heißt derjenige Theil des menschlichen (und besonders thierischen) Körpers, welcher die Lunge (s. d.) mit der Atmosphäre in Verbindung setzt. Sie stellt eine aus Häuten und Knorpelringen zusammengesetzte Röhre dar, welche an ihrem vordern Umfange gewölbt, an ihrem hintern platt und im Innern mit Schleimhaut überzogen ist. Ihre Form verdankt sie den Knorpelringen, die nicht vollständig geschlossen sind, sondern mehr die Gestalt eines C besitzen und zugleich durch ihre Elasticität verhüten, daß sie von den umliegenden Theilen zusammengedrückt wird. Die Luftröhre beginnt unmittelbar unterhalb des Kehlkopfs (s. **Kehle**), ist beim Erwachsenen ungefähr vier Zoll lang, von links nach rechts neun Linien bis einen Zoll, von vorn nach hinten sieben bis neun Linien weit und liegt an der vordern Seite des Halses, bedeckt von der Schilddrüse, einigen Muskeln und der äußern Haut. Sobald sie in die Brusthöhle eingetreten ist, geht sie in zwei Äste (bronchi) über, von denen der eine kürzere zum rechten, der andere längere zum linken Lungenflügel führt. Hier spalten sie sich wieder in kleinere Zweige (s. **Bronchien**) und vertheilen sich baumartig, indem sie so das eigentliche Gerüst der Lunge bilden. Die Knorpelringe der Luftröhre sind in den beiden ersten Ästen noch regelmäßig, wie im Hauptstamme; bei der weitern Theilung aber hören die Ringe auf und man findet nur noch Knorpelstückchen von unregelmäßiger Gestalt zwischen die Häute der kleinern Zweige eingeschoben, bis auch diese bei den noch kleinern gänzlich verschwinden. Im Embryo bildet die Luftröhre zuerst einen häutigen Kanal, in welchem sich vom dritten Monate an die Knorpelringe auszubilden anfangen. Da die innere mit Schleimhaut überzogene Oberfläche der Luftröhre in einer ununterbrochenen Berührung mit der äußern Luft steht, so hat auch die Temperatur und Beschaffenheit der Atmosphäre einen bedeutenden Einfluß auf dieselbe, und die meisten Krankheiten dieses Organs rühren von schädlichen, besonders kalten oder scharfen Einathmungen her, welche meist erst den einfachen **Luftröhrenkatarrh** (s. **Katarrh**) erzeugen, der durch verschiedene Umstände in **Luftröhrenentzündung** (tracheitis) und aus dieser in Geschwürbildung und eiterige Zerstörung übergehen kann. Eine eigentliche **Luftröhrenschwindsucht** (phthisis trachealis) gibt es jedoch nach neuern Forschungen kaum, da das so benannte Übel meist von Lungen- oder Kehlkopfsvereiterung (beziehentlich Tuberkulose) abhängt. Häufig ist die **Verengung** der Luftröhre (tracheostenosis), besonders wenn dieser Kanal durch Geschwülste, am häufigsten Kropf (s. d.), zusammengedrückt wird; sie gibt sich durch ein stetiges pfeifendes Ein- und Ausathmungsgeräusch schon von weitem kund.

Luftspiegelung oder **Kimmung**. Wenn ein Lichtstrahl aus einem optisch dichtern Mittel in ein optisch dünneres übergeht, so wird er in der Weise von seiner Richtung abgelenkt, daß der Brechungswinkel größer ist als der Einfallswinkel. Wenn jedoch der Einfallswinkel sehr groß ist, so kann dieser Übergang aus dem dichtern Mittel in das dünnere nicht mehr statthaben; der Strahl wird vielmehr an der Grenze beider Mittel zurückgeworfen, erleidet eine totale Reflexion (s. d.) und kehrt daher in das dichtere Mittel wieder zurück. Eine solche Zurückwerfung eines Lichtstrahls kann nun auch auf der Grenze einer kältern und einer wärmern Luftschicht (von welchen die erstere bekanntlich dichter ist als die zweite), selbst bei dem geringen Temperaturunterschiede von zwei Graden eintreten, wenn nur der Lichtstrahl unter einem sehr großen Einfallswinkel die Grenzfläche trifft (also sehr schief gegen sie einfällt). Diese Erscheinung wird in der That in manchen Gegenden, z. B. in Ägypten, sehr häufig beobachtet und mit dem allgemeinen Namen der Luftspiegelung bezeichnet. Wenn z. B. ein Beobachter und ein entfernter Gegenstand sich auf nur sehr wenig erhöhten Punkten befinden und zwischen ihnen ein von der Sonne stark erhitzter sandiger Boden liegt, der seine Wärme den ihm zunächst anliegen-

den Luftschichten mittheilt und diese dadurch stärker erhitzt als die etwas höher gelegenen, in welchen sich der Beobachter und der Gegenstand befinden, so muß der Beobachter den entfernten Gegenstand zwei mal wahrnehmen: erstens nämlich aufrecht mittels der Strahlen, welche von dem Gegenstande direct zu ihm kommen, und zweitens gespiegelt (und daher umgekehrt) durch Lichtstrahlen, welche von dem Gegenstande aus ursprünglich nach unten hin gesendet wurden, die aber, da sie in ihrem Wege auf durch die größere Wärme immer dünner werdende Luftschichten treffen, nach dem anfangs angeführten Gesetze gebrochen und immer mehr einer horizontalen Richtung genähert werden, bis sie zuletzt ganz zurückgeworfen werden und aufwärts zu dem Auge des Beobachters gehen, der durch sie den Gegenstand wie in einer Wasserfläche gespiegelt sieht. Wenn die stark erhitzte dünnere Luftschicht nicht wie vorhin unterhalb, sondern oberhalb des Beobachters und Gegenstandes, welche beide in der dichtern kältern sich befinden, liegt, so kann ebenfalls eine Luftspiegelung, aber nach oben hin statthaben. Der Beobachter sieht dann erstens den Gegenstand direct und zweitens durch Strahlen, welche von dem Gegenstande aus nach oben gehend an der wärmern Luftschicht zurück in das Auge des Beobachters geworfen werden, ein umgekehrtes Bild oberhalb desselben. Die Erscheinung der Luftspiegelung läßt sich durch einen Versuch im Zimmer nachbilden, wenn man die Lichtstrahlen nahe an einem erhitzten Körper vorbeigehen läßt, wobei ein Gegenstand ebenfalls doppelt (und zwar das eine Bild umgekehrt) erscheint. (S. **Fata Morgana**.)

Luganersee (Lago di Lugano), ein Landsee an der lombard. Grenze im schweiz. Canton Tessin, genannt nach dem daran liegenden gewerbfleißigen Städtchen **Lugano**, ist etwa zehn Stunden lang, eine Stunde breit, 882 F. über dem Meere gelegen und reich an Fischen, besonders an Forellen. Ringsum steil aus dem Wasser sich erhebende Felsenmassen geben ihm ein höchst romantisches Ansehen, und eine Menge Buchten gewähren die abwechselndsten Aussichten.

Luganski, russ. Volksschriftsteller, s. **Dahl**.

Lüge ist die durch ein Zeichen, nicht gerade nothwendig durch die Sprache vermittelte, gegen das bessere Wissen mit der Absicht zu täuschen verbundene Unwahrheit. Unter diesen Begriff gehören daher auch absichtliche Zweideutigkeiten und Unbestimmtheiten, Zurückhaltung, wo der Andere einen Anspruch auf Mittheilung hat, ebenso alle Formen der Verleitung zum Irrthum, die Verstellung, Wortbrüchigkeit und Verrätherei. Daß die Lüge als Gegentheil der Wahrhaftigkeit dem sittlichen Tadel unterliegt und als solche verwerflich und pflichtwidrig sei, ist selten oder nie bezweifelt worden; dennoch hat die Rücksicht auf die verschiedenen Motive der Lüge, sowie auf die vielfachen Abstufungen von der schüchternen bis zur schamlos-trotzigen und von der unbedachten und leichtsinnigen, oft an der Grenze des bloßen Scherzes stehenden bis zur boshaften, arglistigen und ränkesüchtigen Lüge das Urtheil der Moralisten über die absolute Verwerflichkeit jeder absichtlichen Unwahrheit sehr verschieden modificirt. Besondere Schwierigkeiten macht dabei nicht sowol die sogenannte **edle oder fromme Lüge** (pia fraus), d. h. die, welche durch eine absichtliche Unwahrheit einen übrigens guten Zweck erreichen will, als vielmehr die sogenannte **Nothlüge**, d. i. diejenige, bei welcher man nur durch die Lüge entweder sich selbst oder Andern ein Unheil oder ein Verbrechen ersparen zu können und folglich die Wahrheit verletzen zu müssen glaubt. Um über die verwickelten Collisionsfälle, die hier in der Wirklichkeit sehr wohl eintreten können, zu entscheiden, ist durchaus eine Sonderung der verschiedenen Gründe, auf denen die Verwerflichkeit der Lüge beruht, sammt deren Anwendung auf den individuellen Fall nöthig; am wenigsten würden sich aber solche Lügen sittlich rechtfertigen lassen, die dem Lügenden blos eine persönliche Verlegenheit ersparen sollen, wie die sehr gewöhnlichen **Dienstlügen** und **Höflichkeitslügen**. Ebenso würde es in keinem Falle einen Sinn haben, von einer Pflicht zur Lüge zu sprechen, wie der Ausdruck „edle Lüge" anzudeuten scheinen könnte. Vgl. Böhme, „Über die Moralität der Nothlüge" (Neust. 1828); Heinroth, „Die Lüge" (Lpz. 1834).

Lugger heißt in England ein schnellsegelndes Schiff mit zwei oder drei Masten und einem verlängerten Bogspriet, welches hauptsächlich als Postschiff gebraucht wird und eine besondere Art von Segeln, die **Luggersegel**, die sich von den Spriet- und Gaffelsegeln unterscheiden, führt.

Lugos, ansehnlicher ungar. Marktflecken in der temeser Gespanschaft, zerfällt in Deutsch- und Walachisch-Lugos, die durch den Temesfluß geschieden und mittels einer 50 Klafter langen Brücke verbunden sind. L. war einst ein sehr mächtiger und reicher Ort und eine ansehnliche Festung, hat aber durch die Türken viel gelitten. In neuerer Zeit wurde L. als letzter Zufluchtsort und Sammelplatz der ungar. Armee und Regierung (Aug. 1849) viel genannt. Die Bevölkerung beträgt an 7000 Seelen, wovon ein Fünftel Deutsche, die übrigen Walachen sind. L. ist Hauptort des temeser Comitats und besitzt außer einem alten Comitatshaus ein Minori-

tenkloster und eine Infanteriekaserne. Die Einwohner beschäftigen sich größtentheils mit dem Handel, namentlich von Wein, den die umliegenden Gebirge in vorzüglicher Qualität liefern. Die sehr lebhaften Wochen- und Jahrmärkte L.s sind die bedeutendsten im temeser Comitat.

Luini oder **Luvino** (Bernardino), der vorzüglichste Maler der mailänd. Schule, ist wahrscheinlich in dem gleichnamigen Flecken am Lago-Maggiore in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. geboren. Man weiß von ihm nur, daß seine Arbeiten meist in die Zeit von 1500—30 fallen und daß er wahrscheinlich nie in Rom war. Zu der milden und weichen Darstellungsweise der ältern mailänd. Schule kam bei ihm die Einwirkung Leonardo da Vinci's, dessen vorzüglichster Schüler er wurde. L.'s Verdienst ist erst in der neuesten Zeit nach Gebühr anerkannt worden; jetzt aber wird sein Name neben den Heroen der übrigen Schulen genannt, und zwar mit Recht, weil bei ihm noch die zarteste Naivetät und Innigkeit mit der höchsten Schönheit gepaart sind. Sein Colorit ist warm und reich, auch in den Frescobildern, seine Composition und Zeichnung untadelhaft, der Ausdruck oft hinreißend und großartig. Er war einer der fleißigsten Maler seiner Zeit. Zu seinen frühesten Leistungen gehört eine Anzahl von Fresken zu Saronno im Mailändischen und einige Bilder in der Brera zu Mailand. Die höchste Vollendung der Technik zeigen sein mit dem Lamme spielender Johannesknabe (in der Ambrosia zu Mailand) und seine Herodias (in der Tribuna zu Florenz), die beide lange Zeit als Meisterwerke Leonardo's galten. Seine Fresken finden sich sämmtlich in Mailand und in der Umgegend; seine Hauptarbeiten sind: Christi Geißelung in San-Giorgio, eine Dornenkrönung in San-Sepolcro (in 38 Tagen vollendet), eine Anbetung der Weisen in San-Eustorgio, eine Madonna in San-Maria delle Grazie, endlich eine Anzahl von ausgesägten Fresken in der Brera und beim Duca Litta, vor allem aber eine Madonna und eine kolossale Kreuzigung in San-Maria degli Angeli zu Lugano. Sein Sohn, Aurelio L., war ebenfalls ein tüchtiger Maler, aber in jeder Beziehung minder bedeutend als der Vater.

Luise (Auguste Wilhelmine Amalie), Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelm's III., geb. 10. März 1776 zu Hannover, wo ihr Vater, der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, Commandant war, verlor im sechsten Jahre ihre Mutter, eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, und blieb hierauf der vortrefflichen Aufsicht eines Fräuleins von Wolzogen anvertraut. Später wurde sie ihrer Großmutter, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, zur fernern Bildung übergeben, unter deren Aufsicht Demoiselle Gelieux, aus der Schweiz, als Hofmeisterin der Prinzessin ihr Erziehungstalent bewährte. In Folge der Unruhen des franz. Revolutionskriegs begab sie sich mit ihrer ältern Schwester Charlotte, die 1818 als Gemahlin des Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen starb, nach Hildburghausen, wo sie bis zum März 1793 blieb. Auf der Rückreise lernte sie in Frankfurt a. M. der nachherige König Friedrich Wilhelm III. (s. d.) von Preußen als Kronprinz kennen. Gleich bei ihrem ersten Erscheinen von ihrer Schönheit und von dem Adel, der auf ihrer Gestalt, sowie auf jeder ihrer Bewegungen schwebte, gefesselt, machten bei näherer Bekanntschaft ihr Geist und Gemüth nur um so größern Eindruck auf ihn. Er verlobte sich mit ihr in Darmstadt 24. April 1793; die Vermählung aber erfolgte wegen des Kriegs erst 24. Dec. Sehr bald entfaltete sich ihr seltener Charakter in seiner ganzen Fülle. Als daher ihr Gemahl 1797 den Thron bestiegen, empfing sie bei der Huldigung überall die unzweideutigsten Beweise der Zuneigung und des Vertrauens des Volkes. Auch als Königin wußte sie die Anspruchslosigkeit des Familienlebens zu bewahren. Alle unverschuldeten Unglücklichen fanden an ihr eine Wohlthäterin, welche still und anspruchslos ihr Elend milderte. Vertrauensvoll nahte sich ihr das ungekannte Verdienst, und sie erwarb ihm Anerkennung und Belohnung. Der Adel ihrer schönen Seele zeigte sich bei jeder Veranlassung und die Verehrung stieg von Tag zu Tag. Als der Krieg den König 1806 ins Feld rief, folgte sie ihm nach Thüringen. Nach der Schlacht bei Jena begab sie sich mit ihm nach Königsberg. Nachdem in den Schlachten von Eylau und Friedland der letzte Hoffnungsstrahl für Preußen erloschen, ging sie in das feindliche Hauptquartier nach Tilsit, um durch persönliche Dazwischenkunft von dem Sieger gelindere Bedingungen für Preußen zu gewinnen. Allein der Zweck ihrer Reise war verfehlt. Später ging sie mit ihrem Gemahl nach Memel. Alle Leiden, die ein unglückliches Verhängniß über sie verhing, trug sie mit einer Ergebung, die nur wahre Frömmigkeit und ein reines Bewußtsein verleihen. Am 16. Jan. 1808 kehrte sie mit ihrem Gemahl von Memel nach Königsberg zurück, unternahm von hier aus gegen Ende des Jahres eine Reise nach Petersburg und kehrte mit dem Könige 23. Dec. 1809 nach Berlin zurück. Während eines Besuchs bei ihrem Vater in Strelitz erkrankte sie auf dem Lustschlosse Hohenzieritz und starb daselbst in den Armen ihres schnell herbeigeeilten Gemahls 19. Juli

810. Der allgemeine Schmerz sprach laut für den Werth der Hingeschiedenen. Ihre Überreste wurden in dem Schloßgarten zu Charlottenburg beigesetzt, wo ihr von ihrem seit 1840 neben ihr ruhenden Gemahl ein schönes Mausoleum mit der von Rauch's Meisterhand geschaffenen edeln Gestalt der Königin auf einem Sarkophag errichtet wurde. Ihrem Andenken ist das Luisenstift in Berlin, eine Anstalt zur Erziehung junger Mädchen, und der 3. Aug. 1814 gestiftete Luisenorden gewidmet.

Luise Ulrike, Königin von Schweden, eine Schwester Friedrich's d. Gr. von Preußen, geb. 4. Juli 1720, erhielt von Jugend auf eine sehr gute Erziehung und entwickelte allmälig im Umgange mit ausgezeichneten Männern ihre nicht geringen Talente, sodaß sie ihr Bruder Friedrich für eine Zierde seiner Familie erklärte. Im J. 1744 vermählte sie sich mit dem Kronprinzen und nachmaligen Könige Adolf Friedrich von Schweden. Nach der Thronbesteigung ihres Gemahls 1751 fing sie an, den regsten Eifer für Förderung von Kunst und Wissenschaft zu entfalten. Sie stiftete 1753 aus eigenen Mitteln die Akademie der schönen Literatur und Geschichte zu Stockholm, ebenso die Bibliothek und das Kunstcabinet im Schlosse zu Drottningholm, welches ihr Schützling Linné beschrieb, und das Museum zu Stockholm. Sie verwendete große Summen auf die Verschönerung ihrer Paläste; auch unterstützte sie Industrie und Arme. Eine stolze, hochherzige Frau, suchte sie ihren Gemahl vom Reichsrathe unabhängiger zu machen, was ihr unter den Großen des Landes viele Feindschaft zuzog. Nach dem Tode ihres Gemahls 1771 wollte sie auf ihre Söhne, Gustav III. und Karl XIII., denselben Einfluß üben, den sie auf Erstern geübt hatte. Allein da der neue König dagegen sich entschieden wehrte, so entstand zwischen ihm und der Mutter eine solche Spannung, daß diese bis zu ihrem Tode nur selten noch am Hofe erschien. Sie starb 16. Juli 1782. Männlicher Verstand, einnehmende Beredtsamkeit, Liebe zu den Wissenschaften und unerschütterliche Geistesstärke charakterisiren diese Fürstin.

Luisenburg, ein häufig besuchter Berg, drei Viertelstunden von Wunsiedel im bair. Kreise Oberfranken, zur Mittelgruppe des Fichtelgebirgs gehörig, besteht zum Theil in einem Felsenlabyrinth, das in drei Absätzen hoch emporsteigt. Ungeheuere mannichfach geformte Granitmassen in den verschiedenartigsten Stellungen bilden steile Wände, Schluchten, Grotten und Gänge. Unter Nachhülfe der Kunst sind daraus Anlagen entstanden, die ein mannichfaltiges Ganzes von 56 merkwürdigen, zum Theil nach ausgezeichneten Personen benannten Plätzen und Punkten mit herrlichen Aussichten und zwei Wasserfällen bilden. Sonst hieß der Berg die Luchsenburg, nach einem alten Raubschlosse, von dem man nur noch einiges Mauerwerk sieht; seinen gegenwärtigen Namen erhielt er 1805 zu Ehren der Königin Luise von Preußen. Vgl. Sommerer, „Beschreibung der Luisenburg" (Wunsied. 1833).

Luitprand, s. Liutprand.

Lukas von Leyden, eigentlich Lukas Dameß oder Dommetz, einer der größten niederl. Maler des 16. Jahrh. und Zeitgenosse Dürer's, Hans Holbein's und Cranach's, geb. zu Leyden 1494, genoß anfangs den Unterricht seines Vaters und später des Cornelius Engelbrechtsen, eines vorzüglichen Malers und Schülers van Eyck's. Schon im neunten Jahre fing er an in Kupfer zu stechen, und in seinem zwölften setzte er alle Kenner durch einen in Wasserfarbe gemalten heil. Hubertus in Erstaunen. Im 15. trat er mit mehren selbst componirten und gestochenen Blättern auf, worunter die Versuchung des heil. Antonius und die Bekehrung des heil. Paulus in Hinsicht auf Composition, charakteristischen Ausdruck, Gewandung und Behandlung des Grabstichels meisterhaft sind. Seit dieser Zeit lieferte er sehr viele Gemälde in Öl, Wasserfarben und auf Glas, sowie eine Menge Kupferstiche, die seinen Ruhm allgemein verbreiteten und ihn neben Marc Anton und A. Dürer als den größten Kupferstecher seiner Zeit charakterisiren. In vorzüglich freundschaftlichen Verhältnissen stand er mit Mabuse und Albr. Dürer, der ihn in Leyden besuchte. Zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit machte er eine Reise durch die Niederlande, auf welcher ihn Mabuse begleitete. Aber auch dadurch wurde seine Hypochondrie nicht beschwichtigt. Er bildete sich ein, von neidischen Malern vergiftet zu sein, hütete fast sechs Jahre lang das Bett, arbeitete aber ununterbrochen fort. Er starb 1533. Man könnte L. gewissermaßen einen verweltlichten Dürer nennen. Nicht nur behauptet das Genrebild, das er zuerst mit Absicht und Bewußtsein behandelt hat, eine wesentliche Stelle unter seinen Schöpfungen, sondern es sind auch seine heiligen Scenen durchaus mit einem genreartigen, oft possenhaften Wesen durchdrungen. Die Richtungen des damaligen Lebens, insbesondere des Lebens seines Volkes, das scharf Verständige und das Phantastische, sind in ihm zu einem merkwürdigen Ganzen verschmolzen. Groß ist er in der Mannichfaltigkeit der Charaktere, obschon er sich selten bis zur Würde emporschwingt. Seine Technik in den Gemälden ist fein

und sorgfältig. In seinen letzten Gemälden, z. B. dem Jüngsten Gericht auf dem Stadthause zu Leyden, sieht man das Bestreben, sich den Italienern zu nähern. Seine Kupferstiche und Holzschnitte zeugen von der sorgfältigsten Handhabung des Grabstichels; sie sind sehr hoch geschätzt und zum Theil sehr selten. Vorzüglich anziehend sind die Blätter, in deren Ausarbeitung L. mit Albr. Dürer wetteiferte. Die schönsten Sammlungen seiner Kupferstiche finden sich auf der Bibliothek zu Wien und in der des Erzherzogs Karl. Die seltensten und theuersten seiner Blätter sind die große Ruhe der Heiligen Familie, die Hagar, der Eulenspiegel. Seine Gemälde sind in mehren Galerien zerstreut; die vorzüglichsten findet man in Leyden, Wien, Dresden, München und Florenz. Seine Zeichnungen sind fast ebenso selten als seine Gemälde.

Lukaszewitsch (Joseph), ausgezeichneter poln. Historiker, geb. um 1800, ist der Sohn eines Rittergutsbesitzers unweit Posen. Der Verlust des väterlichen Vermögens, der ihn als Schüler des Mariengymnasiums in Posen traf, legte ihm zwar vielfache Hindernisse zu höherer wissenschaftlicher Ausbildung in den Weg, trieb ihn aber auch an, seine Kräfte anzuspannen und sich durch tüchtiges Streben als Schriftsteller und Mensch Anerkennung zu verschaffen. Nachdem er nach beendigten Studien einige Zeit als Hauslehrer gelebt, erhielt er in den zwanziger Jahren das Amt als Bibliothekar der gräflich Raczynski'schen Bibliothek in Posen, in welcher Stellung er bis 1852 verblieb. Hier standen ihm die reichhaltigsten Quellen für die wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte zu Gebote. Außerdem war er während dieser Zeit viele Jahre hindurch stellvertretender Lehrer der poln. Sprache an dem evang. Gymnasium in Posen, gründete daselbst in Gemeinschaft mit dem Professor Poplinski eine poln. Buchhandlung und Buchdruckerei, desgleichen eine literarische Zeitschrift: „Oredownik", und redigirte außerdem eine andere literarische Volkszeitschrift: „Przyjaciel ludu", welche beide 1846 eingegangen sind. L.'s größere Werke behandeln vorwiegend die innere geistige Entwickelung Polens. Die Darstellung der so wichtigen Epoche der Reformationsgeschichte ist bis jetzt von Niemandem in so weiten Umrissen, mit so großer Gelehrsamkeit, umfassender Kritik und so seltener Unparteilichkeit in poln. Sprache ausgeführt worden. Die Frucht dieser Studien waren die drei Werke: „Historische Nachricht über die Dissidenten in der Stadt Posen im 16. und 17. Jahrh., nach Jahren geordnet" (Pos. 1832); „Über die Kirchen der Böhmischen Brüder im ehemaligen Großpolen" (Pos. 1835); „Die Geschichte der Kirchen des helvetischen Glaubensbekenntnisses in Lithauen" (2 Bde., Pos. 1842). Hieran schließt sich in vielfacher Beziehung „Die Geschichte der Unterrichtsanstalten in Polen und Lithauen" (2 Bde., Pos. 1849—51), desgleichen „Geschichtlich-statistische Beschreibung der Stadt Posen in ältern Zeiten" (2 Bde., Pos. 1838). Alle diese Werke sind für das Studium der ältern innern Geschichte Polens als Quellen zu betrachten, obschon die gewissenhafte Darstellung der Reformationsepoche und der spätern Reaction von den heutigen politisch-religiösen Parteigängern mit Misgunst angesehen wird. L. hat sich seit 1852 aufs Land zurückgezogen, um die Verwaltung von Gütern, die seiner Familie im Posenschen unerwartet zugefallen, zu übernehmen.

Lukmanier, ein Bergpaß an der Grenze Graubündtens und des nördlichen Tessin. Zwischen noch nie oder selten bestiegenen Hochgebirgen führt der Paß in einer Höhe von 5740 F. aus dem bündtnerischen Medelser Thale mit dem prachtvollen Medelser Gletscher in das Blegnothal und von da in das Thal des Tessin und zur Gotthardsstraße. Schon früher wurde dieser Paß als einer der bequemsten Alpenübergänge benutzt. Im 8. Jahrh. sollen ihn fränk. Heerscharen überschritten haben, und im 14. Jahrh. wurden zwei Hospitien zur Erleichterung seines Gebrauchs errichtet. Für die aus der Schweiz nach Italien projectirten Eisenbahnen hat man in der neuesten Zeit besonderes Augenmerk auf den Lukmanier gerichtet. Doch war 1853 noch nichts Näheres beschlossen.

Luknow, Lucknow oder Laknau, das altind. Lakhshmanawali, die Hauptstadt des brit. Vasallenstaats und Königreichs Oude oder Audh (s. d.) in Ostindien, 120 M. nordwestlich von Kalkutta, am schiffbaren Gumty gelegen, eine der größten Städte Hindostans, mit Mauern umgeben, zählt über 300000 E., hat krumme, schmutzige Straßen, aber große Plätze und eine Menge von Prachtgebäuden und Monumenten eitler Fürsten, die verschwenderisch hier alle Merkwürdigkeiten der Welt zusammenzuhäufen suchten, um in dieser Stadt den Glanz des alten Kaiserthums von Delhi wiederherzustellen. Außer dem großen Königspalaste mit seinen sechs Haupthöfen und seinen Prachtgärten verdienen die große Moschee, das Zeughaus, die Museen, die Menagerien und der für 150000 Pf. St. erbaute Palast Constantia des engl. Residenten Martin Claude erwähnt zu werden. Die Hofhaltung zeichnet sich aus durch Schwelgerei und Luxus, gepaart mit Wissenschaft und Kunst. Die Stadtbewohner sind, wie ihre Gebie-

ter, Liebhaber von Thiergefechten mit Tigern, Büffeln und Hähnen, ſowie von Halten und Abrichten von Taubenſchwärmen u. ſ. w. Die Manufacturen liefern hauptſächlich Baumwollen-, Seiden- und Lederwaaren; der Handel iſt ausgebreitet, die Schiffahrt ſehr lebhaft.

Lukſor, ein ägypt. Dorf in dem alten Stadtbezirk von Theben, eine ſtarke halbe Stunde ſüdlich von Karnak, hart am öſtlichen Nilufer gelegen. Es iſt berühmt durch ſeinen ſtattlichen, von Amenophis III. erbauten, von Ramſes II. fortgeſetzten Tempel, welcher durch eine lange Widderreihe mit den Tempeln von Karnak in Verbindung ſtand. Vor den Pylonen des Ramſes wurden von demſelben Könige die beiden Obelisken errichtet, von denen der eine kleinere, 62 F. hohe 1831 nach Paris gebracht und daſelbſt auf dem Place de la Concorde aufgeſtellt wurde.

Lullus (Raimundus), einer der ſeltſamſten und ausgezeichnetſten Geiſter des 13. Jahrh., ein großer Alchemiſt, geb. in Palma auf der Inſel Mallorca 1234, widmete ſich anfangs dem Kriegshandwerke, wie ſein Vater, und führte ein ſehr wüſtes Leben. Von ſeinen Ausſchweifungen führte ihn, wie erzählt wird, der gräßliche Anblick der Folgen des Laſters zurück, und er ergab ſich nun dem ſtrengen Leben und der Einſamkeit. Hier erſchien ihm Chriſtus, der ihn zur Nachfolge auffoderte. L. vertheilte ſein Vermögen unter die Armen und bereitete ſich durch anhaltendes Studium zum Miſſionar vor. Von einem Sklaven lernte er Arabiſch. Dann bat er den König Jakob um die Errichtung eines Minoritenkloſters in Mallorca. Gleichzeitig ſcheint er ſeine „große Kunſt", wie er ſie ſelbſt nannte, erfunden zu haben, welche ihm angeblich eine himmliſche Erſcheinung niederzuſchreiben und bekannt zu machen befahl. Er reiſte nun nach Rom, Paris und wieder nach Italien, um ſein Reformationswerk wieder in den Gang zu bringen, und von da nach Aſien und Afrika. In Tunis kam er durch ſein Disputiren mit einem Moslem, den er bekehren wollte, in Lebensgefahr, und verließ Afrika wieder. Bei einem zweiten Bekehrungsverſuche gerieth er in Afrika ins Gefängniß, aus welchem ihn ein genueſiſcher Kaufmann errettete. Nachdem er noch ein mal nach Italien zurückgegangen war und dort von neuem zur Bekehrung der Ungläubigen vergebens aufgemuntert hatte, ging er zum dritten male nach Afrika und ſtarb an den Folgen der dort erlittenen Mishandlungen auf ſeiner Rückfahrt 1350. Die ars magna Lulli oder Lulli'ſche Kunſt, welche ſpäter von Bruno (ſ. d.) wieder aufgenommen und bearbeitet wurde, iſt ein Verſuch zu ſchematiſcher Anordnung der Begriffe zum Behuf einer überſichtlichen Erkenntniß und einer leichten Mittheilung. Die Mittel dieſer Logik ſind Buchſtaben (alphabetum artis) zur Bezeichnung der Grundbegriffe, Figuren (Dreiecke, Vierecke, Kreiſe), womit die Beziehungen derſelben bezeichnet werden, und Abtheilungen (camerae), welche durch Zuſammenſetzung dieſer Figuren entſtehen. Sowol die ausgewählten Begriffe als die Verbindung und Anordnung derſelben haben viel Willkürliches, und der Gebrauch dieſes Schematismus, um aus ſolcher mechaniſchen Combination zu finden, was ſich über einen Gegenſtand ſagen laſſe, konnte nur ein oberflächliches Denken befördern. Indeſſen lag doch dieſer Erfindung das Bedürfniß einer logiſch beſſern Behandlung der Gegenſtände zum Grunde, als bis dahin in der ſcholaſtiſchen Dialektik zu finden war. L.'s „Opera omnia" gab Salzinger heraus (10 Bde., Mainz 1721—42).

Lully (Giov. Battiſta), ein berühmter Operncomponiſt, geb. zu Florenz 1633, kam in ſeinem 12. J. als Küchenjunge zu Mademoiſelle de Montpenſier. Hier erregte er durch ſein Geigenſpiel, welches er ohne Meiſter erlernt hatte, Ludwig's XIII. Aufmerkſamkeit, der ihn nicht allein in ſeine Dienſte nahm, ſondern auch die ſogenannte Bande des petits violons errichtete und ihn an die Spitze derſelben ſtellte. Durch die Sorgfalt, mit welcher ſich L. der Ausbildung dieſer Bande annahm, und durch ſeine Compoſitionen für dieſelbe übertraf dieſe ſehr bald ſelbſt die Geſellſchaft der Vierundzwanziger, welche damals die geprieſenſte Kapelle in Europa war. Vor L. waren der Baß und die Mittelſtimmen ſtets nur als die Oberſtimme begleitend behandelt worden; L. behandelte auch die Mittelſtimmen obligat und vertheilte zwiſchen ihnen und der Hauptſtimme die Melodie. Auch erweiterte er die Grenzen der Harmonie, indem er durch die ſogenannten falſchen Accorde ſowie durch Diſſonanzen die überraſchendſten Wirkungen hervorzubringen wußte. Nachdem der Abbé Perrin ihm 1671 das Privilegium der Großen Oper abgetreten hatte, componirte L. als Director derſelben 19 Opern, welche über ein halbes Jahrhundert hindurch die franz. Nation entzückten und ungeachtet der Revolutionen, welche die franz. Theatermuſik durch Piccini, Sacchini und Gluck erlitt, bei den Franzoſen noch lange in einem gewiſſen Rufe blieben. Er wird als Gründer der pariſer Großen Oper betrachtet, die freilich zunächſt nichts Anderes war als eine Hoffeſtlichkeit des prachtliebenden Ludwig XIV., bei der dieſer gelegentlich ſelbſt ſpielte und tanzte. Als Vorläufer aber des reichern Genius

Gluck, der für seine höhern, reinern Ideen durch ihn die Bahnen geebnet fand, hat L. eine geschichtliche Bedeutung, da hierdurch an seinen Namen einer der bedeutsamsten Bildungsschritte der Musik sich knüpft. Er starb zu Paris 22. März 1687.

Luna, die Mondgöttin, ist der röm. Name der griech. Göttin Selene (s. d.).

Lund (Londinum Gothorum) in der Provinz Schonen, im südlichen Theile von Schweden, auf einer fruchtbaren Ebene, mit 7000 E., der Sitz eines Bischofs und einer Universität, ist eine der ältesten Städte des ganzen skandinavischen Nordens. Schon 920 wurde es von einer Wikingerschar, durch Hoffnung auf reiche Beute herbeigelockt, nach tapferer Gegenwehr erobert und geplündert. Der Name selbst (soviel als Hain) deutet darauf hin, daß L. von Alters her ein religiöser Mittelpunkt für ganz Schonen gewesen, das bis zu seiner Abtretung an Schweden als die herrlichste Provinz des dänischen Reichs angesehen wurde. Nach Einführung des Christenthums in Dänemark ward die Stadt der Sitz eines Bischofs, der später (1104) seine erzbischöfliche Macht über Dänemark, Schweden und Norwegen ausdehnte. Nicht selten Sitz der dänischen Könige und als Hauptstadt des dänischen Reichs bezeichnet, war L. eine lange Zeit hindurch die größte und reichste Stadt Dänemarks und ganz Skandinaviens. Man zählte außer der Domkirche 22 Parochialkirchen und sieben reich dotirte Klöster. Im J. 1452 jedoch wurde L. von dem schwedischen Könige Karl VIII. Knutsson erobert und abgebrannt; nur die Domkirche und die Residenz des Erzbischofs blieben verschont. Hierdurch gerieth die Stadt in großen Verfall, zumal auch 1533 das Erzbisthum aufgehoben und der größte Theil der kirchlichen Reichthümer in Beschlag genommen wurde. Kurz nachher ließ der König die Kirchen und Klostergebäude schleifen. Von den 22 Kirchen ist gegenwärtig keine einzige mehr vorhanden. Nachdem 1685 Dänemark die Provinzen Schonen, Blekingen und Halland an Schweden abgetreten, errichtete die schwed. Regierung, vorzüglich um die neueroberten Provinzen mit den übrigen Theilen des Landes zu verschmelzen, 1668 eine Universität zu L., hauptsächlich auf die noch übrigen Einkünfte des Domcapitels und der alten Domschule begründet. Die Universität, die in der That wesentlich zur Verlöschung jeder Spur der dän. Herrschaft beitrug, ward in neuerer Zeit mit zweckmäßigen Gebäuden versehen. Sie zählt 25 Professoren und gewöhnlich 500 Studirende. In Verbindung mit der Universität steht eine Bibliothek von 80000 Bänden und einigen Tausenden Handschriften, ein sehr gut eingerichtetes zoologisches Museum, botanischer Garten, Observatorium, anatomisches Theater, Krankenhaus, historisches und archäologisches Museum, Münzcabinet und Sammlungen von physikalischen wie auch mathematischen Instrumenten. Im J. 1830 wurde zwischen den Studirenden und den jüngern Lehrern ein akademischer Verein gestiftet, der viel Gutes bewirkt hat, und 1851 von diesem Vereine sogar ein eigenes Gebäude gegründet, das sowol durch Größe als schönes Äußeres und zweckmäßige Einrichtung seinen Urhebern Ehre macht. Der offene Platz vor diesem Gebäude ist mit einem Denkmal des Dichters Esaias Tegnér, der als Professor der griech. Literatur an der Universität seine schönsten Dichtungen schuf, geziert worden. Die Domkirche der Stadt, gegen Ende des 11. Jahrh. begründet und 1145 vollendet, steht wol an Größe den später erbauten Domkirchen zu Upsala und Drontheim (letztere nur noch eine Ruine) ein wenig nach, ist aber dennoch als die merkwürdigste Probe christlicher Baukunst in Skandinavien zu betrachten. Sie hat durch Feuersbrünste und unpassende Neuerungen in den letzten Jahren viel gelitten, soll aber jetzt in ursprünglicher Schönheit wieder hergestellt werden. Außer der Universität hat L. ein Missionsinstitut, eine sehr besuchte Hohe Schule und ein Volksschullehrerseminar für das Bischofsstift L., das volkreichste und größte Schwedens. Wenn die beabsichtigte Eisenbahnverbindung L.s einerseits mit der naheliegenden Stadt Malmö, andererseits mit den innern Theilen Schonens und Smalands ausgeführt wird, könnte die Stadt wol einen Theil ihrer alten Größe wieder erlangen. Im J. 1525 wurden die schonischen Bauern, die Sache des vertriebenen Königs Christian II. vertheidigend, von den Anhängern des dän. Königs Friedrich I. in einer Schlacht bei L. besiegt, und 1676 verhinderte hier ein blutiger Sieg des jungen schwed. Königs Karl XI. den von den Dänen gemachten Versuch, die im Roeskilder Frieden verlorenen Provinzen wieder zu erobern. Der darauf folgende Friede wurde 1679 zu L. geschlossen, wo auch Karl XII. nach seiner Wiederkunft aus der Türkei bis zu seinem letzten Zuge nach Norwegen sein Hauptquartier hatte.

Verzeichniß

der im neunten Bande enthaltenen Artikel.

K.*)

*) Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.

L.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



